Vom Fels zum Meer

Spemann's Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus.

Stuttgart
Verlag v. W. Spemann.

Erster Band.

(Oktober 1886 bis März 1887.)

Stuttgart.

Druck von Gebrüder Kröner.

Inhalt.

Erster Band (Oktober 1886 bis März 1887).

I. Romane, Novellen, Plaudereien 2c.

Seite

Barack, M. Ein Hofkonzert und seine Folgen . 937
Blüthgen, Viktor. Helleborus. Eine Weihnachtsgeschichte. Mit 4 Illustrationen 819
Bret Harte. Das Glück von Devils Fort 209. 467
Ciampoli, D. Im Nachtigallenhag. Italienische Dorfgeschichte. Deutsch von Woldemar Kaden 657
Ganghofer, Ludwig. Die Fuhrmännin . . . 69. 363. 567. 765
Hesekiel, Ludovica. J. M. Feld- und Hoftrompeter 499
Jokai, Maurus. Was ist unter der Erde? Uebersetzt von L. Wechsler 1011. 1249
Möllhausen, Balduin. Das Geheimnis des Hulks 1057
Nyblom, Helene. Eine Madonna von Tizian . 283
Peschkau, Emil. Julians Landgut 187
Rosegger, P. K. Wo Barthel den Most holt . 619
Schenck, Luise. Passah 689
Schreibershofen, H. von. Was die Möwen sahen 1303
Seidel, Heinrich. Die Monate. Ein Sylvestermärchen 861
Telmann, Konrad. Vorm Thor 1
Zilcken, Fritz. Ein Weihnachtsabend. Mit 1 Illustr. 651

II. Länder- und Völkerkunde, Städtebilder.

Armand, J. Die Stadt mit dem ewigen Dom. Mit 15 Illustrationen 1093
Brugsch-Bey, Heinrich. Die Heimat Mirza Schaffys. Mit 29 Illustrationen 881
Diercks, G. Ein tunesisches Lebensbild. Mit 1 Illustration 1270
Godefrieth, H. Vom obern Kinzigthal. Ein Stück Schwarzwaldgegend. Mit 17 Illustrationen 241
Hesse-Wartegg, Ernst von. Bei den Pueblo-Indianern Neumexikos. Mit 10 Illustrationen . 397
Marloth, R. Eine Landpartie zum Kap der guten Hoffnung. Mit 2 Illustrationen 26
Metzdorff, Richard. St. Andreasberg im Harz. Mit 17 Illustrationen 163
Oechelhäuser, A. von. Alt-Heidelberg, du feine! Mit 24 Illustrationen 33
Pröll, Karl. Bozen und Gries. Mit 19 Illustr. 713
Proelß, Johannes. Isola bella—Bellagio Mit 10 Illustrationen von Max Roman 129
Reinmar, Walter. Berliner Kinder 306
Rohlfs, Gerhard. Aden im Jahre 1886 . . 491
Schweinfurth, Georg. Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika 664
Welten, Oskar. Das Mekka für Lungenkranke. Mit 7 Illustrationen 321

III. Naturwissenschaft, Heilwissenschaft, Technologie 2c.

Alsberg, Moritz. Louis Pasteur. Ein Bahnbrecher moderner Forschung. Mit 1 Illustration 98
Corvey, Johannes. Die Spitzenklöppelei im Erzgebirge. Mit 19 Mustern geklöppelter Spitzen . . 385
Falb, Rudolf. Erdbeben und ihre Ursachen . . 913
Knauer, Friedrich. Tiergesellschaften. Mit 16 Illustr. 433
Leonhard-Ensrud. Die Jagd auf Wale. Mit 6 Illustrationen 154
Müller, Karl. Taubensport. Mit 6 Illustrationen 1233
Oertel, Prof. Dr. M. J. Diätetische Kuren . 1114
Rost, Prof. Dr. O. K. Wie schützen wir uns vor der Cholera? 849
Vogt, Hermann. Etwas über Momentphotographie. Mit 10 Illustrationen 339
Uhland, W. H. Aus der Entstehungsgeschichte der seidenen Kleider. Mit 8 Illustrationen . . 968

IV. Geschichte und Kulturgeschichte.

Bose, H. L. Kleine Ursachen — große Wirkungen 143
Fuld, L. Jugendliche Verbrecher 1167
Heinrich, Erdmann. Das Leben in einer Opiumhöhle in Amerika 561
Huene, A. Bekenntnisse einer deutschen Prinzessin 756
Hysterischen, die 786
Katscher, Leopold. Die Post. Ein Kulturbild. Mit 20 Illustrationen 590
Ludwig I. König von Bayern. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstag. Mit 14 Illustr. 523
Nordau, Max. Unsterbliche. Mit 11 Illustrationen 1277
Robillant, Leopold von. Griechen und Kommerzianten. Mit 8 Illustrationen 119
Sasse, Ernst. Die Krisen des Welthandels seit 1800. Mit 1 Tabelle 683
Scherr, Johannes. Die Jesuiten 1231
Vogt, Herm. Das Heer des Zaren. Mit 10 Illustrationen 791
Walter, Th. Zahlen und Ziffern. Mit 45 Abbildungen 1190

V. Bildende Kunst.

Fulda, Ludwig. Hugo Kauffmann. Mit 9 Illustrationen 641

VI. Litteratur.

Behaghel, O. Der Dichter des Schatzkästleins und seine Heimat. Mit 6 Illustrationen . . . 1029
Keil, Robert. Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Mit 8 Illustrationen 256
Scherr, Johannes. Ein Nachruf 929

VII. Musik.

Heigel, Karl Theodor. Mozart in Paris . . 679
Lesimple, August. Vom Komponisten des Freischütz. Weber-Erinnerungen. Mit 1 Illustration 989
Pohl, Richard. Franz Liszt. Mit 1 Illustration . 346

VIII. Artikel verschiedenen Inhalts.

Amselmann, Heinrich. Charakter und Handschrift. (S. auch Sammler) 63
Henck, L. von, Vizeadmiral. Der Wassersport und dessen Einfluß auf die Erziehung der männlichen Jugend 994
Lammers, A. Knaben-Handarbeit. Mit 11 Illustr. 806
Preyer, W. Zur Schulreform. Der erste Unterricht im Lateinischen und die Forderungen der Gegenwart 1085
Zöller, Hugo. Journalistische Erlebnisse aus allen Weltteilen 726

IX. Gedichte.

Seite
Allmers, Hermann. Langschläfers Trost . . 384
" " Heimatstreue 1248
Anzengruber, L. Die Ruine 519
Carius, Otto. Zur Weihnachtszeit 711
Dahn, Felix. Glück der Liebe 1010
Fischer, J. G. Menschen 688
Gerok, Karl Die Christbescherung der Armen (Umschlag des Weihnachtsheftes).
Heinzel, Max. Eine Menschenseele 521
Leschivo, A. Dido und Aeneas 128
Lingg, Hermann. Der Brillant. — Enthüllung 465
Peschkau, Emil. Im Herbst 827
Saar, Ferdinand von. Alter 240
Schanz, Frieda. Aus frohen Tagen 936
Sturm, Julius. Auf der Höhe und im Grund 859
" " Der Liebe Wunder . . . 1084
Telman, Konrad. Geleitspruch 764
" " Trost 1243
Vischer, Friedrich. Spruch 1

X. Sammler.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

*Allerlei für die Wirtschaft 428
*Am Familientisch 428. 632. 835
Aus Küche und Haus. Von L. von Pröpper 206. 431. 437. 1042. 1262
Charakter und Handschrift II—IV. Von H. Amselmann 625. 1041. 1249
*„Der König rief und alle, alle kamen" 427
*Für unsere Hausfrauen 837. 1261
Galgenhumor 1254
Gestirnter Himmel 202. 430. 637. 836. 1050. 1264
*Illustrierte Briefadresse 428
*Lawn Tennis Von Hermann Vogt . . 201
*Lederarbeit 1037
Litterarische Jahresberichte 1252
*Naturanstalten in der Häuslichkeit. Von Karl Ruß 838
*Neue Erfindungen . . 639. 843. 1047. 1257
Neues aus dem Reiche der Wissenschaften . . . . . 417. 635. 834. 1048.
*Neue Universal-Handpresse 208
*Perkeo interwiewt. Von Oskar Justinus 193
*Plauderei über die Herbstmode. Von Ida Barber 629
Prämien von 1000 Mark 637
*Salonmagie 199. 422. 848
*Salonstückchen für Raucher 836
Schumanns sämtliche Werke 1251
*Stauffachers Studien und Kompositionen 840
Tagebuchfragmente eines Heidelberger Studenten. 207
*Unser Hausgarten. Von O. Hüttig 197 420. 627. 831. 1039. 1245
*Unsere Kunstbeilagen 202. 427. 637. 846. 1050. 1254
*Verwandlungen eines unregelmäßigen Vierecks. Von P. Schönemann . . . 636
Vom Tabakskrieg 205
*Was bringst du mir mit? Von Oskar Hülcker 205
*Weihnachtsbilder 847
Weihnachtsbüchertisch. Heft 4 und 1051
Winterfrage. Von Medicus 829
Wintergrün 631
Wintermoden. Von Ida Barber 1248
*Zum Kopfzerbrechen 203. 425. 633. 841. 1045. 1255

XI. Voll- und Einzelbilder.

Amerikanischer Bison. Von F. Specht . . 466
Auf der Alm. Von B. Vautier 146
Barbara Uttmann 242
„Beim Vetter um Rat." Von R. Dery . . 306
Christbescherung der Armen. Von Paul Mohn. (Umschlag des Weihnachtshefts.)
Dido und Aeneas. Von C. Kanoldt . . . 130
Dorfuhrmacher. Von H. Mosler 354
Doublette. Von Fr. Semmler 1058
„Erster Tanzunterricht." Von A. Schröder 418
Fetter Preis 1168
Geheimschneider. Von F. Tagerlin . . 626
Grüß Gott. Von R. Wehle 433
Heilige Jungfrau mit dem Jesusknaben. Von Gabriel Max 641
Herr Bürgermeister 851
Inneres des Kölner Doms 1020
Küste von Amalfi. Von C. Berninger . 1152
„Lasset die Kindlein zu mir kommen.' Von Paul Thumann 770
Liebling. Von W. Marc 562
Ludwig I. König von Bayern 530
Psyche. Von A. Donndorf 1200
„Schnadahüpferl." Von Hugo Kauffmann 690
Schneetag 1026
Siesta. Von H. Lehmann. 794
„Sonntagsmorgen." Von A. Lins . . . 210
Spinnerinnen Von Karl Marr . . . 1010
Stille Teilnahme. Von Hübler . . . 66
Studienkopf. Von Paul Thumann . . 1
Trost im Gebet. Von M. Schmid . . . 98
Tscherkessische Patrouille. Von R. Roubaud 498
Weihnachtheiligabend auf einem Münchener Friedhof. Von W. Riefstahl 706
Westphälische Landschaft. Von Ad. Schweitzer 978
Willigis, Erzbischof von Mainz, fördert die Schulen. Von Wilh. Lindenschmit. 962
Zimmerdressur. Von Adolf Eberle . . 1027

XII. Extrabeilagen.

Abdad und Babbad. Altägyptische Humoreske von C. M. Seyppel.
Berlin im 90. Lebensjahre Kaiser Wilhelms. Panorama, aufgenommen vom Thurm des Rathauses durch Paul Wagner.
Statistische Tafel. Von Paul Lippert.

Studienkopf. Von Paul Thumann.

Spruch.

Wenn Gift und Galle die Welt dir beut
Und du möchtest das Herz dir gesund bewahren:
Mach' andern Freude! Du wirst erfahren,
Daß Freude freut. —

Friedrich Vischer.

Vorm Thor.

Von

Konrad Telmann.

Der Laden befand sich in einer der engsten Straßen der eng gebauten altertümlichen Hauptstadt einer norddeutschen Provinz. Er hatte schon so lange dort bestanden, wie die ältesten Leute in der Stadt denken konnten, und war immer vom Vater auf den Sohn vererbt worden und hatte sich weder in seinem äußeren noch in seinem inneren Aussehen im geringsten geändert. Man ging ein paar ausgetretene Granitstufen bis zu ihm herauf, und über der Ladenthüre war ein riesiges, dunkelblaues Holzschild befestigt, auf dem mit großen, roten, etwas verwaschenen Buchstaben stand: „Materialwarenhandlung von E. A. Gammel". Und zu beiden Seiten dieser Ladenthür befanden sich die zwei Schaufenster, hinter deren Spiegelscheiben es außerordentlich einladend aussah von all den Delikatessen der Saison, die eine kundige Hand dort wahrhaft künstlerisch aufzubauen und herzurichten wußte. Man fand dort, wenn man vorüberging, immer neue Ueberraschungen und sogar Männer, die sich mit dem Anschauen so materieller Dinge sonst nicht die kostbare Zeit verkürzen, mußten sich gestehen, daß die Anordnung der lockenden Artikel in E. A. Gammels Auslage etwas Besonderes sei und selbst ihrerseits Aufmerksamkeit verdiene. Es gab sich darin eine so liebevolle Vertiefung des Urhebers in seinen Gegenstand kund, daß man ohne weiteres darauf schließen konnte, das Verhältnis des Ausstellers zu seinen Waren sei ein viel intimeres, als dies sonst zwischen Händlern und Handelsartikeln der Fall ist. Da war aus den verschiedensten in Silberpapier eingewickelten Käsesorten bald eine kunstgerechte Pyramide aufgetürmt worden, vor der als Sphinxe leckere Schinkenwürste lagerten und aus der ein lorbeerumkränzter Schweinskopf, als begrabener Pharaone, hervorlugte; bald waren Kaffee- und Theebüchsen wie Häuser einer kleinen Stadt zusammengefügt, zwischen denen lange Guirlanden von Saucischen hingen, als hätten sie sich festlich zum Empfange eines Fürsten geschmückt; bald stellte das Schaufenster das Reich der Fische vor, die sich einander in grotesken Stellungen, vom einfachen Salzhering bis herauf zum stolzen Rheinlachs, betrachteten und besprachen, und immer wieder gab es neue Ueberraschungen, oder doch Variationen eines früheren Themas, welche von der unerschöpflichen Phantasie des Warenkünstlers beredtes Zeugnis ablegten und dem Unempfänglichsten selber ein Lächeln abnötigten. Nicht nur das appetitlichste, sondern auch das originellste Schaufenster in der ganzen Stadt war das des Ladens von E. A. Gammel.

In demselben wirtschaftete ein wackeres, arbeitsames und tüchtiges Ehepaar: Herr Ernst August Gammel und seine Ehefrau Regine. Ernst August Gammel — die Ladeninhaber hießen immer Ernst August und waren zumeist die einzigen Söhne und zugleich Ebenbilder ihrer Väter — war ein kleiner Mann von gedrungener Gestalt, mit einem bartlosen, runden Gesicht, kurzgeschorenen, weißgrauen Haaren und ein Paar graugrünen, lustig zwinkernden, intelligenten Augen über der großen, geradegewachsenen Nase. Sein ganzes Wesen war Geschäftigkeit; nicht als ob er in unruhiger Hast immer hin und her gependelt wäre, und sich keine friedvolle Minute gegönnt hätte und jede hätte ausnutzen wollen, um zu erwerben, zu berechnen und

zu verdienen; aber, obgleich er zumeist ganz still auf seinem Platze hinter dem Ladentische stand, genau an der Stelle, wo dieser einen Knick machte, und wo man die Ladenthür übersehen konnte, und obgleich er oft die beiden breiten, kurzfingrigen Hände auf die Tischkante gestützt hatte und sie nicht bewegte, war er doch dauernd beschäftigt, sah alles, wußte alles, beaufsichtigte alles und leitete seine jungen Leute durch einen Augenwink, eine Stirnbewegung, ein Runzeln der Brauen, ohne auch nur die Lippen zu regen. Sprach er aber, so klang es kurz, hart und bestimmt, und kein Mensch vermochte mehr an dem zu zweifeln, was er mit einem einzigen Worte wollte und anordnete. Er hatte seinen ganzen Laden mit allem, was darin war, bis auf die kleinste Kleinigkeit, im Kopfe. Er wußte nicht nur genau jedes Fach zu bezeichnen, in dem man Muskatnuß, Safran oder Waschblau finden würde und kannte die noch vorhandene Quantität jedweder Ware bis auf die Zahl der goldglänzenden Bücklinge und der Sprotten herab, sondern er konnte einem suchenden Neuling unter seinen Commis auch, ohne nur die Stirn zu drehen, mit drei, vier Worten den Ort, wo er die verlangte Ware entnehmen könne, so klar anzeigen, daß selbst der ausgesprochenste Tölpel sie dort entdeckt haben würde, wenn es solchen Tölpel in dem Mustergeschäft von E. A. Gammel überhaupt länger, als einen Tag einmal, gegeben hätte. Und das Merkwürdigste war, daß Ernst August Gammel in seinem Laden, in dem es besonders um bestimmte Tagesstunden, von Menschen geradezu wimmelte, weil keine bessere Familie der Stadt je ihren Warenbedarf von einem der Gammelschen Konkurrenten entnommen hätte, jedes einzelne Verkaufsgeschäft kontrollierte und zu gleicher Zeit von einem Dutzend Kunden ganz genau wußte, was jeder forderte, ob er gut bedient wurde und ob man ihm den richtigen Preis abverlangte. Und überall, wo es nicht ganz im Sinne seines Geschäftsprincips herging, sprang er im gleichen Moment selber ein, brachte in einer Minute die Sache ins rechte Geleise und schmetterte einen etwa nachlässigen Commis mit einem stummen Zornblick mehr zu Boden, wie andere es durch lange Strafreden vermocht hätten, um andererseits auch wieder einem Ungebührliches verlangenden Kunden gegenüber kurz und schroff seine Stellung zu wahren. Ernst August Gammel war ebenso geliebt als gefürchtet, der peinlich strengste Geschäftsmann, der gutmütigste Gläubiger, der zuvorkommendste Händler, der gerechteste Prinzipal. Man erhielt bei ihm nur ausgesucht gute Waren, man erhielt immer das Neueste und Frischeste, aber man durfte auch nicht mit ihm feilschen und markten; was er gesagt hatte, das war gesagt worden und davon wich er niemals ab. So waren alle Gammels gewesen.

Und wenn er den ganzen Tag mitten im Menschengetriebe des großen Ladens gleich einem Feldherrn auf dem Schlachtfelde verharrt hatte, um jedesmal einen entscheidenden Sieg zu erfechten, und wenn dann die letzten Abendeinkäufe besorgt waren und die Handlungsgehilfen sich ihre Lederschürzen abbanden und sich ihre fettigen Hände wuschen und „gute Nacht, Herr Gammel“, sagten, dann war Ernst August Gammels Thätigkeit noch lange nicht zu Ende. Denn nun, wenn die Ladenthüren geschlossen waren und von allen Gasflammen nur noch eine einzige im Inneren brannte, mußte Herr Gammel den Bestand der Ladenkasse prüfen und seine Rechnungsbücher in Ordnung bringen. Und morgens, ehe die Verkäufer wiederkamen und ehe der Laufbursche die mit langen Eisenstangen verwahrten Holzläden von den Schaufenstern entfernte, mußte Herr Gammel für eine geschmackvolle und eigentümliche Auslage hinter den Spiegelscheiben sorgen, was einen nicht geringen Aufwand an Zeit und an Geist erforderte. So war Herr Gammel denn dauernd beschäftigt vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend und fand kaum Muße, seine bescheidenen Mahlzeiten einzunehmen, und wenn er sich zur Ruhe begab, so schlief er zwar, wie ein ehrlicher Arbeiter, der seine Pflicht und Schuldigkeit gethan hat, fest und tief, aber er träumte fort und fort von neuen, geistreichen Aufstellungen seiner Waren im Schaufenster und von dem furchtbaren Schreck, der ihm in alle Glieder fuhr, als er eines Tages einer Kundin die geforderten Salzheringe aus der Tonne holen wollte und die Tonne leer, ganz leer, ohne einen einzigen Hering fand. Das letztere war ein regelmäßig wiederkehrender, sehr drückender Traum, der sich jedesmal einstellte, wenn Ernst August Gammel zu viel von seinem frisch eingetroffenen Spickaal zum Abendessen probiert hatte.

Und bei alledem, bei diesem nun seit vierzig und mehr Jahren betriebenen, arbeitsamen, ruhelosen Leben, das sommers und winters keinerlei Aenderung erfuhr, gedieh Ernst August Gammel vortrefflich, blieb frisch an Geist und Körper, war in seinem ganzen Leben noch nie krank gewesen und stand jeden Morgen so munter und unternehmungslustig auf, als hätten die Jahre durchaus keinen Einfluß auf ihn. Es war ihm nie zu kalt und nie zu heiß, nie zu stickig und nie zu zugig, und die absonderlich durcheinandergemischten Düfte seines Ladens, die nicht jedermanns Liebhaberei gewesen wären, erschienen ihm nicht nur lieblich und angenehm, sondern machten für ihn in ihrer Gesamtheit sogar die einzige Lebensluft aus, die er einatmen mochte und bei deren Einatmung ihm wohlig zu Mute war. Sonne kam überdies nicht in den Laden, und was von atmosphärischer Luft ihm aus der engen Splittgasse zugeführt wurde, das enthielt gleichfalls so viele Zusätze von Dünsten und Gerüchen aus den nahe- und gegenüberliegenden Geschäften, Viktualienkellern und Brotbäckereien, daß man den eigentlichen Kerngehalt nicht mehr herauskannte, geschweige denn verspüren konnte. In dieser Luft war Ernst August Gammel aufgewachsen und in ihr war er ein alter Mann geworden und strafte alle Systeme und Lehrsätze moderner Hygieine durch seine leibhaftige, fünfundsechzigjährige Persönlichkeit Lügen, mit der er so kraftvoll und rüstig war, wie der jüngste unter seinen Ladenverkäufern und die Stehleitern heraufflog, wenn es in den obersten Fächern etwas zu sondieren gab, trotz dem flinksten Laufburschen.

Aber trotzdem Ernst August Gammel in seinem geschäftigen Leben gesund und lustig umherschwamm, wie ein Fisch in seinem Element, und von Alter und Gebrechen und Ruhebedürfnis nichts wußte, rechnete er doch seit einem vollen Jahrzehnt und drüber sich

immer und immer wieder den Tag aus, wo er sein Geschäft aufgeben und sich zur Ruhe setzen und Rentier spielen würde. Sein ganzes Sein und Wesen, Thun und Denken strebte auf diesen Zeitpunkt hinaus. Denn darin machte er's genau so, wie alle anderen, denen das Rentnertum und ein beschaulicher Lebensabend auch als der einzig denkbare und menschenwürdige Abschluß eines geschäftigen Lebens voller Müh' und Arbeit erschien, die ihre Ehre darein setzten, der Welt zu beweisen, daß sie solchen Abschluß durch ihre Thätigkeit sich verdient hatten, und es als die größte Schande angesehen hätten, wären sie bis an ihres Lebens Ende hinter dem Ladentische stehen geblieben. Wenn die Geschäftsleute in der Stadt ihr Schäfchen ins Trockene gebracht hatten, so mieteten sie sich eines von den kleinen Landhäusern mit Garten „vorm Thor“, und rauchten in Schlafrock und Pantoffeln ihre Pfeife in einer Fliederlaube, pflanzten, jäteten und züchteten allerlei Obstsorten, waren stolz auf ihr Rentnerheim, gähnten sehr viel in Gottes freie Luft hinaus und freuten sich auf den Abend, den sie in der Bürgerressource hinter den Biergläsern zubrachten und wo sie dann, wenn Politik und Stadtangelegenheiten erledigt waren, die Freuden des Landlebens und die Reize eines ruhigen, geschäftslosen Daseins mit beredtem Munde priesen.

Weil es alle so machten, war Ernst August Gammel fest entschlossen, es auch so zu machen, und der Gedanke, daß es anders hätte sein können, kam ihm gar nicht einmal. Nur Frau Regine Gammel, geborene Zöller, sagte manchmal, wenn Ernst August von seinem Gartenhause vorm Thor redete: „Paß auf, Alter, du hältst es nicht aus! Wer ein Leben gewohnt ist, wie du, hält es nicht aus!“ Aber dann erwiderte Herr Gammel: „Liebe Regine, das verstehst du nicht“; und dabei blieb es. Und wenn man Sonntag nachmittags den üblichen Spaziergang vors Thor hinaus machte — denn von ein Uhr an blieb der Laden von E. A. Gammel geschlossen, — dann pries Ernst August, der einen schwarzen, langschößigen Rock trug und einen Cylinder auf sein Haupt gezwängt hatte, seiner Ehegattin, die er am Arm führte, den ländlichen Frieden der sie umgebenden Natur und die reine, frische, herrliche Luft, in der sich's doch einmal wieder atmen lasse und von der man sich am liebsten einen Vorrat für die ganze Woche in die enge Splittgasse und in den dunstigen Laden mitbringen möchte. Es sei dort bald nicht mehr zum Aushalten, meinte Herr Gammel dann, denn seine Lungen verlangten kräftigere Nahrung. Und dann ging das Ehepaar an den zum Verkauf ausgebotenen Landhäusern vorüber und sah sich eines nach dem anderen mit Kennermiene an und suchte sich eines heraus, das wohl einmal in seinen Besitz übergehen könnte, jeden Sonntag ein anderes, und kam mit den besten Hoffnungen und Aussichten heim und malte sich beim Abendessen das Landleben „vorm Thor“ mit allen Vorzügen und in all seinen Einzelheiten aus.

Und doch hatte Frau Regine ihren Eheherrn in dem Verdacht, daß er den Zeitpunkt, wo sie imstande gewesen wären, ihre Landhausträume wahr zu machen, heimlich immer weiter und weiter hinausschob, weil ihm im Grunde seines Herzens davor graute und er sich nur vor der Welt keine Blöße damit geben wollte, daß er's anders machte, wie alle, und dadurch den Verdacht erweckte, er könne es eben ihnen nicht gleichthun. Denn Frau Regine begriff nicht, wie sonst bei dem blühenden Zustande des Geschäfts und den reichlichen Jahresüberschüssen und bei ihrer beider angeborenen Sparsamkeit der Zeitpunkt, wo sie imstande waren als Rentner „vorm Thor“ zu wohnen, nicht schon längst hätte gekommen sein müssen. Es handelte sich ja doch nur um sie beide allein, die auch im Stande des Rentnertums schwerlich zu Verschwendern werden würden. Denn Kinder hatte der Himmel ihnen leider versagt, und das war im Grunde der einzige Kummer ihres Lebens und zugleich ein recht herber Kummer. Ernst August Gammel hätte sein blühendes Geschäft vermutlich schon lange abgegeben, um zur Würde eines Rentners zu gelangen, wenn er es hätte an einen Sohn abgeben können, der des Vaters Namen trug und des Vaters Geschäfts- und Lebensprincipien fortzusetzen versprochen hätte, bis in alle Zukunft. Das aber war's: Wenn Ernst August Gammel sein Landhaus „vorm Thor“ bezog, ging sein Laden an einen Wildfremden über; und daß ihrem Eheherrn dieser Entschluß schwer wurde und er ihn hinauszögerte, solange es nur irgend anging, ohne seiner Stellung in der Welt zugleich etwas zu vergeben, begriff Frau Regine sehr wohl und da sie ihrerseits gleichfalls gern im Laden und den daran stoßenden Wohnräumen blieb, obgleich die Mehrzahl der letzteren nach einem dunklen Hofe hinausging, so hütete sie sich, auch nur mit einem gelegentlichen Worte ihren Verdacht anzudeuten und so Herrn Gammel zu einem Entschlusse zu reizen, von dem sie nichts als Unheil voraussehen konnte.

Der Name Gammel erlosch zwar mit dem Tode Ernst Augusts noch nicht überhaupt, wenigstens hatte man keine Gewißheit darüber; aber es war jedenfalls keinerlei Aussicht vorhanden, daß der Laden auf einen vom Geschlechte der Gammel übergehen konnte. Ernst August hatte nämlich einen Bruder gehabt. Es war dies durchaus allem im Gammelschen Hause geltenden Brauch zuwider gewesen, denn da hatte es sonst immer nur einzige Söhne und Ladenerben gegeben, und es war auch wirklich nicht zum Guten ausgeschlagen. Denn der zweite Sohn des alten Ernst August Gammel, dem seine Mutter in der Ueberraschung, die seine Existenz ihr und ihrem Manne bereitete, den wohlklingenden Namen „Matthias“ verliehen hatte, war ein geborener Taugenichts gewesen. Nicht nur, daß er all und jeden Zusammenhang mit dem Laden seiner Väter verleugnete und mit unverhohlenster Mißachtung auf die „Käsewirtschaft“ herabsah — er nannte den Laden seiner Väter eine „Käsewirtschaft“ — er weigerte sich auch, in dieses und überhaupt in irgend ein Geschäft einzutreten und verlangte von seinem fassungslos dreinblickenden Vater, er solle ihn studieren lassen. Nun, da war er natürlich gut angekommen. Ernst August Gammel senior hatte den Rohrstock so lange auf dem Rücken seines Zweitgeborenen herumtanzen lassen, bis dieser heulend versprochen, sich dem ehrlichen Kaufmannsstande zu widmen, wenn es nur nicht gerade die väterliche „Käsewirtschaft“ sei. Und dann war er wirk-

lich bei einem großen Kaffeehändler in die Lehre getreten. Aber er hatte dort nicht gut gethan und eines Tages hatte sein Prinzipal ihn ohne weiteres davongejagt. Der Vater hatte es dann noch an mehreren anderen Stellen mit ihm versucht, aber der Erfolg war immer so ziemlich der gleiche gewesen und schließlich war nichts übrig geblieben, als den nirgends gelittenen Burschen über das Weltmeer nach Amerika zu spedieren. Glücklich angekommen war Matthias Gammel in der Neuen Welt, und ungefähr von einem Dutzend Stellungen, die er der Reihe nach eingenommen, bald als Kellner, bald als Sackträger, Konditorgehilfe, Kutscher, Zettelausträger, Theateragent u. s. w., hatte man zu Hause gleichfalls erfahren; aber dann waren allmählich die Nachrichten über ihn ausgeblieben und nur ein dunkles Gerücht, als ob er auf die Bühne gegangen sei, geheiratet habe und als wandernder Sohn Thalias durch den Westen pilgere, war einmal durch Schiffer in die Heimat gedrungen. Seither war und blieb er verschollen. Ernst August Gammel, der nunmehr einzige dieses Namens, wußte nicht, ob sein Bruder noch lebe oder nicht und was aus ihm geworden sei; für den Laden der Firma E. A. Gammel aber hatte seine Existenz oder Nichtexistenz jedenfalls keinerlei Bedeutung.

So standen die Dinge, als an einem Winterabend Ernst August Gammel früher als sonst in das Wohnzimmer hinüberkam — der Laden war noch nicht einmal geschlossen — und, ohne seiner Frau auf die verwunderte Frage, was es denn gäbe, zu antworten, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen durch das Gemach hin und her wanderte, was bei ihm das Zeichen großer innerer Erregung und tiefen Nachdenkens war. Wenn aber sonst nur Ueberlegungen betreffs des Einkaufs von Vorräten Herrn Gammel zu solchem ungewöhnlichen Behaben veranlaßten, so waren diesmal die Gründe bei weitem bedeutsamer. Denn als er beinahe eine halbe Stunde lang so schweigend hin und her gerannt war, blieb er plötzlich vor Frau Regine stehen, fuhr sich mit der Hand über den Kopf hin und sagte mit dem Ausdruck so tiefer Bekümmernis, daß man hätte meinen können, er wolle ihr den Tod eines nahen Angehörigen bekanntgeben: „Ich habe einen Käufer für den Laden, Alte!"

„So?" machte Frau Regine scheinbar gleichgiltig, während ihr alles Blut zum Kopfe drängte und ihre Hände, mit denen sie den Strickstrumpf hielt, eiskalt wurden, „so?"

„Es scheint dich nicht besonders aufzuregen, Regine," sagte Ernst August Gammel spitz.

„Nun, du wolltest lange verkaufen, Alter" —

„Hm, ja. Und der Frühling ist vor der Thür, Regine, und unser Landhaus —" Er brach ab und seufzte und ging wieder, wie vorher, auf und nieder durch das Gemach. „Es ist doch ein schweres Stück, Regine," sagte er nach längerer Zeit, ohne sie anzusehen.

„Ja," erwiderte sie und rieb sich die eiskalten Hände, „ja, Alter —"

Dann schwiegen sie beide. „So ein alter Laden," sagte Ernst August endlich, „und immer vom Vater auf den Sohn vererbt, und ich bin über vierzig Jahre drin, Regine —"

„Ja," erwiderte Regine.

„Und wenn man ein thätiges Leben gewöhnt ist, Alte, wenn man so mit seinen Waren eingelebt ist — und der Laden ist eine Goldgrube Regine — und der alte Name —"

„Ja, ja," fiel Regine ein.

Ernst August Gammel seufzte abermals. „Einmal muß es ja aber doch sein, Regine," sagte er in beinahe kläglichem Ton.

Diesmal erwiderte Regine Gammel nichts. Sie begann weiter zu stricken, so schwer es ihr wurde, und dachte sich ihr Teil. Ernst August aber setzte hinzu: „Er bietet einen guten Preis, Regine. Es ist einer von außerhalb. Was das betrifft, so könnte man sich's nicht besser wünschen; — aber —"

Er verstummte, ohne den Satz zu beenden. „Soll ich, Alte?" fragte er plötzlich und strich ihr ganz zärtlich über das graue, schlicht gescheitelte Haar hin, „soll ich?"

„Wie du willst, Alter," sagte Regine, „du mußt es am besten wissen. Wenn du es aushältst."

„Ach, Unsinn, Regine!"

„Nun denn, also."

Und abermals wanderte Ernst August Gammel durch das Zimmer hin und her, ohne weiter etwas zu sagen. Dann brummte er: „Es bleibt aber doch ein schweres Stück, Regine," und ging hinaus.

Ein paar Tage lang war zwischen den Ehegatten dann nicht ferner die Rede vom Verkauf des Ladens. Frau Regine hütete sich, danach zu fragen und Ernst August fing nicht wieder davon an, obgleich sie es ihm ansah, daß er's für sein Leben gern gethan hätte. Aber dann schmeckte ihm eines Tages das Mittagessen nicht, obschon es seine Leibgerichte gab, und er sah so seltsam verstört dabei aus, daß Frau Regine nun doch Mitleid mit ihm empfand und sagte: „Alter, wenn es dir denn gar so schwer wird, so laß uns doch bleiben! Uns treibt ja niemand fort!" Da aber sah Ernst August Gammel sie beinahe zornig an und erwiderte: „Heute ist der Kaufkontrakt perfekt geworden, Regine." Und er stand auf und lief fort; sie meinte ein paar Thränen an seinen Wimpern hängen zu sehen, die er vor ihr verbergen wollte.

Am Sonntag danach ging das Ehepaar mit der klar ausgesprochenen Absicht vors Thor hinaus, dort eines von den zum Verkauf stehenden neuen Landhäusern käuflich zu erwerben und am 1. Mai, wenn der neue Besitzer den Laden in der Splittgasse übernahm, einzuziehen. Frau Regine machte dabei den schüchternen Vorschlag, zunächst lieber eine Wohnung vorm Thor zu mieten, damit man es ein Jahr lang versuchen könne, ob man sich zur Zufriedenheit dort einrichte. Aber Ernst August wollte davon nichts hören; er war jetzt Rentier, er mußte sein Landhaus vorm Thor haben. Und da sie beide sich längst schon im stillen ein kleines, schmuckes Häuschen mitten in einem Garten ausersehen hatten, so dauerte das Suchen und Wählen nicht lange und sie wurden noch am gleichen Tage mit dem Eigentümer handelseins. Ernst August Gammel feilschte eben nicht viel und hatte es nie gethan. Als das Ehepaar abends in die Ladenwohnung zurückkam, waren sie beide Villen-

besitzer vorm Thor geworden; der Traum und die Sehnsucht ihres ganzen Lebens war erfüllt.

Ende April fand der große Umzug statt. Dabei ging es denn nun ohne mancherlei Thränen von seiten Frau Regines nicht ab, aber Ernst August selber hielt sich stramm, und als Frau Regine eines Tages sagte: „Mir ist's gerade, als grüb' ich mir selber mein Grab, Alter!“ da entgegnete er zornig: „Welch ein Unsinn!“ Aber doch sah er manchmal recht schwermütig aus in diesen Tagen, und wenn ihn niemand beobachtete, seufzte er leise vor sich hin und fuhr sich mit dem Rockärmel über die Stirn und zuckte eigentümlich mit den Mundwinkeln. Frau Regine hatte im stillen die Ueberzeugung, wenn ihr Eheherr noch im letzten Augenblick den Kauf rückgängig machen könne, so werde er's thun. Aber wann hätte Ernst August Gammel ein einmal gegebenes Wort gebrochen? Im Gegenteil redete er jeden Tag mit größerem Enthusiasmus von seinem Landhaus vorm Thor und that so, als ob ihm die Zeit zu lang werde bis zum Einzuge dort und als ob er jede Nacht von seinem Garten träume. Und Frau Regine räumte, leise vor sich hinweinend, all den hundertfältigen Kram zusammen, der sich in der alten Familienwohnung im Laufe so vieler Jahre angesammelt hatte, und ihr war's, als risse sie sich jedes einzelne Stück, das sie in die großen Waschkörbe verpackte, nacheinander vom Herzen. Es war ein gar betrübsamer Auszug.

Der neue Ladeninhaber hieß Schmidt, aber er nannte sich kurzweg „E. A. Gammels Nachfolger“ und legte auf seinen ordinären Namen keinerlei Gewicht. Sogar das alte Ladenschild wurde beibehalten und nur zweckentsprechend renoviert. Herr Schmidt hatte aber neun Kinder beiderlei Geschlechts und es war für Frau Regine ein besonders peinigender Gedanke, daß diese neun Rangen sich in ihren stillen, saubergehaltenen Stuben herumbalgen, die Tapeten in Fetzen von den Wänden reißen und die Oelfarbe von den Fußböden herunterschrammen würden. Was war ihr dem gegenüber die Aussicht auf das stille Landhaus draußen vorm Thor?

Pünktlich am 1. Mai war man draußen eingerichtet. Die Zimmer rochen noch ein bißchen frisch, aber es war behaglich und wohnlich in ihnen, und das Ehepaar konnte sich das Zeugnis ausstellen, daß es gut gewählt habe. In der ersten Zeit gab es noch sehr viel zu thun. Man stellte Möbel, klopfte Bildernägel in die Wände, besserte und veränderte an jedem Hausrat und freute sich der Thätigkeit, die über die Stunden hinwegtäuschte. Auch mußte Herr Gammel zu verschiedenen Malen im Laden nach dem Rechten sehen, ob der neue Besitzer sich dort auch zurecht fand und die alten Traditionen aufrecht erhielt, wie er versprochen hatte. Nun, Gott sei Dank, es ging alles vortrefflich, und schließlich fand Herr Gammel, daß er im Laden eigentlich nichts mehr zu thun habe, sondern nur jedermann im Wege stand und doch nichts sagen durfte, wenn einmal etwas schief ging, und so blieb er fort.

Dafür nahm er sich nun des Gartens mit aller Sorgfalt und Umsicht an, legte neue Rabatten an, pflanzte allerlei ausländische Ziersträucher, band fest, beschnitt, jätete, begoß und zog prachtvolle Gemüse. Bei gutem Wetter gab das eine ausreichende Beschäftigung, und wenn die beiden nachmittags in ihrer Jasminlaube ihren Kaffee tranken, fühlten sie sich recht zufrieden und sagten sich, daß es doch schön sei, nach einem arbeitsvollen Leben so der Ruhe genießen zu können. Aber wenn es regnete und unfreundliches, windiges Wetter war — und das kam in diesem Frühling recht häufig vor — dann saß Ernst August Gammel am Fenster des Wohnzimmers und sah in den trüben Tag hinaus und wußte nicht, wie er ihn hinbringen solle, und hätte für sein Leben gern wieder im Laden gestanden und die Käse- und Heringsdüfte gerochen, von denen er mit solcher Mißachtung sprach, wenn er die schwülen Wohlgerüche der Jasminblüten einsog, als hätte er es nur mit größter, heroischer Ueberwindung getragen, so lange unter ihnen fortzuvegetieren. „Du mußt dir das Rauchen angewöhnen, Alter“, sagte Frau Regine, die ihn mit bekümmerter Miene so dasitzen sah. Ernst August Gammel hatte nie geraucht; er hatte keine Zeit dazu gehabt. Mit fünfundsechzig Jahren das Rauchen anfangen, war ein starkes Stück. Aber Herr Gammel sah ein, daß seine Frau recht hatte, und ließ sich eine Pfeife stopfen.

Sie schmeckte ihm sehr schlecht und ihm wurde sehr übel danach, aber er rauchte von da an täglich seine Pfeife und je mehr er sich über das Wetter ärgerte und je mehr er von Langeweile geplagt wurde, desto wütender rauchte er drauf los und Frau Regine sah mit stiller Verzweiflung, wie sehr sie mit ihrem Ratschlag sich in ihr eigenes Fleisch geschnitten hatte, wenn sie ihre Gardinen betrachtete.

Uebrigens konnte Herr Gammel auch nicht immer rauchen, und der Tag war lang. Wenn Herr Gammel nicht rauchte, so las er Zeitungen. Dazu hatte er früher auch keine rechte Muße gehabt; die Lokalnachrichten und die Inserate und höchstens einmal die Börsenberichte hatten ihn interessiert. Jetzt interessierte ihn alles, vom Leitartikel an bis zum Feuilleton herunter, oder er that doch so, als interessiere es ihn. Und dabei entwickelte sich eine ganz neue Charaktereigenschaft bei ihm: Er schimpfte, Ernst August Gammel schimpfte über die Regierung, über die Kammerverhandlungen, über die neuen Steuern, über die Stadtverordneten und über die Warenpreise, manchmal sogar über das, was unter dem Striche in der Zeitung stand und über Inserate, die er für unsittlich und unpassend hielt. Frau Regine kannte ihren Eheherrn manchmal gar nicht wieder, aber je mehr sie ihn zur Ruhe sprechen wollte, um so mehr schimpfte er; ein socialdemokratischer Agitator hätte sich nachgerade ein Muster daran nehmen können.

„Du mußt dich in die Ressource aufnehmen lassen, Alter!“ sagte Frau Regine endlich. Ernst August Gammel war's zufrieden. Aber in der Ressource bestand die Hauptbeschäftigung eigentlich im Trinken und Kartenspielen und Herr Gammel war beides nicht gewöhnt; und als er sich's langsam anlernte, fand er, daß es „schäbige Vergnügungen“ seien und ging nur mehr in die Versammlungen, wenn er's zu Hause vor Langeweile absolut einmal nicht aushielt. Dann verlor er sehr stark an „Préférence“, worüber er sich ärgerte, und trank aus Aerger sehr viel Bier, wovon er am

nächsten Morgen einen „Kopf wie von Eisen“ hatte und in der schlechtesten Laune war und beim Zeitunglesen die Oppositionsparteien für viel zu milde und flau erklärte.

So ging der Sommer hin. Frau Regine besorgte ihre Wirtschaft und dachte mit geheimem Seufzen an den Laden in der Splittgasse, und Ernst August rauchte und schimpfte und ärgerte sich und dachte ebenfalls an den Laden, aber keiner gestand es dem anderen ein und jeder ergriff hin und wieder eine passende Gelegenheit, um die beschauliche Ruhe ihres beiderseitigen Lebensabends und die Wonnen des ländlichen Lebens zu preisen, besonders wenn Besuch da war. Und manchmal kam es auch wohl vor, daß einer oder der andere Besucher eine Aeußerung dahin gehend that, daß er die beiden in ihrem Landhäuschen beneide und wohl an ihrer Stelle sein möge. Dann sahen Ernst August und Regine Gammel sich halb verwundert, halb geärgert an, besannen sich aber noch zur rechten Zeit und einer von ihnen sagte: „Ja, ja, es ist schön hier“ — während sie beide innerlich dachten: „Wenn du nur an unserer Stelle wärest! Ich tauschte gleich!“ — In der letzten Zeit begann Ernst August Gammel auch noch zu kränkeln. Was ihm eigentlich fehlte, wußte er nicht, und Frau Regine wußte es gleichfalls nicht. Aber er klagte bald über dies, bald über jenes; über Kopfschmerzen und Gesichtsreißen, Rückenweh und Magenbeschwerden. „Ich werde alt, Regine“, sagte er, „mit mir geht's ans Sterben.“ Und dabei war er von einer Unruhe, die der braven Gattin viel Sorge machte. Er hatte keine Ruhe mehr bei der Gartenarbeit, keine mehr bei seiner Pfeife und keine im Hause; immer wollte er wieder etwas Neues und nie sagte ihm etwas für die Dauer zu. Es war in der That ein krankhafter Zustand. Und je weiter der Herbst vorrückte, desto mehr verschlimmerte er sich. Die Unrast nahm gefährliche Dimensionen an. Das mühsam gezogene Spalierobst wurde über Nacht von den Gassenjungen gestohlen und Ernst August Gammel hatte keine anderen Erträgnisse seines Gartens als viel Aerger und abermals Aerger. Als die großen Herbstregen fielen, erwies sich die Bedachung des kleinen Landhauses als ungenügend und schadhaft; es regnete an verschiedenen Stellen durch und Herr Gammel begann zu fluchen und zu wettern, wie es Regine in ihrer langjährigen Ehe noch niemals von ihm gehört hatte. Als am 1. Oktober ein Zahlungstermin für den neuen Ladenbesitzer, Herrn Schmidt, heranrückte und dieser nun gar statt der fälligen Rate des Kaufpreises Herrn Gammel ein Schreiben übersandte, in welchem er sich angesichts seines Kinderreichtums und der ungünstigen Geschäftslage für unvermögend erklärte, die geschuldete Summe aufzubringen und um Aufschub auf ungewisse Zeit hinaus bat, da war der letzte Rest von Geduld und Langmut bei Herrn Ernst August Gammel verschwunden.

Ungünstige Geschäftslage! Seine Materialwarenhandlung, die berühmteste der ganzen Stadt, die Goldgrube in der Splittgasse! Ernst August Gammel geriet außer sich. Er stürzte in den Laden seines Geschäftsnachfolgers, um diesem seinen Standpunkt klar zu machen, und der Erfolg davon war, daß Herr Schmidt, in Firma E. A. Gammels Nachfolger, seinen Besucher in Gegenwart aller Ladengehilfen und Kunden aus seinem Laden auswies und demselben wegen beleidigender Ausdrücke, die dieser ihm gegenüber gebraucht, einen Injurienprozeß an den Hals hängte. Ernst August Gammel hatte Mühe, durch Geld die Sache wieder ins Gleiche zu bringen und die Zurücknahme der Klage zu veranlassen. Aber die Dinge waren dadurch nicht besser geworden, und in seinem Inneren kochte es von mühsam verhaltener Wut. Der Garten verwahrloste, mit dem Verkäufer des Landhauses lag Herr Gammel wegen des Durchregnens im Prozeß, mit den Mitgliedern der Ressource hatte er sich nacheinander wegen politischer Differenzen und unbedachter Aeußerungen beim Kartenspiel entzweit, das Bier schmeckte ihm nicht, die Pfeife noch weniger, Zeitungen mochte er nicht mehr lesen, weil sie nur eine Quelle des Aergers und Verdrusses für ihn waren, und der Gedanke an den Laden, an seinen Laden in der Splittgasse, von dem die Leute sich zuraunten, daß man jetzt oft verdorbene Fische und übelriechenden Käse darin einhandle, verließ ihn nicht bei Tage und nicht bei Nacht. In seinen Träumen roch er die schlechte Ware, hörte er die Kunden darüber räsonnieren, sah er die frechen Ladenschlingel sich verständnisvoll mit den Augen zublinzeln und zulächeln. Ja, mitten im Schlafe schrie er manchmal zornig auf, daß Frau Regine entsetzt an sein Lager eilte und ihn weckte und fragte, wo es ihm fehle. Dann sagte Ernst August Gammel jedesmal, er habe Alpdrücken gehabt, und es habe nichts zu sagen, und Frau Regine setzte seufzend hinzu, Ernst August könne das thatenlose Leben eben nicht ertragen und mache sich viel zu wenig Bewegung. Bewegung machte sich nun Herr Gammel in Wahrheit zwar genug, aber keine vernunftgemäße, vielmehr verbrachte er seine Zeit mit einem zwecklosen Hin und Her, das seine innere Unruhe nicht beschwichtigte, sondern nur deutlich an den Tag brachte. Und das alles waren nun die Freuden des Rentnertums und des ländlich beschaulichen Lebens, auf die sich Ernst August Gammel während eines langen, arbeitsreichen, mußelosen Daseins vorbereitet hatte, wie auf das lockende Endziel all seines Schaffens und Mühens, auf die er sich und seine Gattin allezeit vertröstet hatte, gleichsam wie auf den himmlischen Lohn für irdische Plage und Not! Ernst August Gammel war ein friedloser Mann geworden, war mit Gott und Menschen zerfallen, glaubte nicht mehr an die Weisheit der Regierung und nicht mehr an die Güte der Menschen, hatte keine Freude mehr am Leben, fand an keiner Beschäftigung mehr Gefallen, war ein schlechter Gatte, ein unleidlicher Gesellschafter, ein Krakehler, und litt an hundert verschiedenen Krankheiten, die er sich teils selber einbildete, teils von seinem Arzte aufschwatzen ließ, der seinerseits den lästigen Patienten nicht anders loswerden konnte, als wenn er ihm immer neue Symptome gefahrvoller Leiden andichtete. Und Frau Regine Gammel litt unter den wechselnden Launen ihres lieben Eheherrn gleichfalls mit und Ernst August sah und wußte das, konnte es aber nicht ändern; er war schon viel zu tief in seine trotzige Verbissenheit hineingeraten.

Frau Regine Gammel wußte aber eines, was

Ernst August Gammel nicht wußte oder nicht zu wissen vorgab, nämlich, wie ihm zu helfen sei. Sie kannte das Mittel, das unfehlbar einschlagen würde, sie wußte nur noch nicht, wie man es anwenden könne, da Ernst August wie mit Blindheit geschlagen war und nicht auf den einzig richtigen Ausweg kommen wollte.

So standen die Dinge im Spätherbst des Jahres, als Ernst August Gammel eines Tages wieder in die Stadt entflohen war, wo er in irgend einer obskuren Bierstube sich die Zeit mit Würfelspiel vertrieb und sein Geld an allerlei unsaubere Kumpane verlor, denen gegenüber er wenigstens seinen Unmut und seine Verstimmung auslassen konnte, ohne daß sie ihm mit gleicher Münze heimzahlten oder mit dem Injuriengericht drohten. Höchstens daß er sie mit einer Lage Bier oder mit ein paar Schnäpsen wieder beschwichtigen mußte. Zu Hause hielt er es an diesen traurigen Sturm- und Regentagen nicht aus und in die Ressource konnte er auch nicht mehr; was blieb ihm da anderes übrig? — Frau Regine aber saß zu Hause und stopfte ihres Eheherrn zerrissene Strümpfe und die hellen Thränen standen ihr in den gutmütigblauen Augen, wenn sie daran dachte, wie alles hätte kommen können und wie es in Wahrheit gekommen war. Ja, wenn sie nur wenigstens Kinder gehabt hätten! Aber sie hatte schon, als nach zehnjähriger Ehe ihnen kein Sprößling beschieden worden war, mehrfach Ernst August den Vorschlag gemacht, ein fremdes Waisenkind an Sohnesstatt anzunehmen, und Ernst August hatte nicht gewollt. Nun war es zu spät geworden — und doch, wenn Ernst August jetzt den Laden einem Adoptivsohne hätte übergeben können, statt einem wildfremden Menschen, der die Traditionen des Hauses nicht in Ehren hielt und dem an der ferneren Glorifizierung des Namens „Gammel" nichts gelegen sein konnte, weil er Schmidt hieß — an diesem Namen hatte Frau Regine von jeher ganz besonders Anstoß genommen — wie anders könnte sich jetzt Ernst Augusts verfehltes Leben gestalten! Er könnte nach wie vor im Laden aus und ein gehen, nach dem Rechten sehen, und sich an dem wachsenden Ruhm des Namens „Gammel" sonnen. Statt dessen ging er in untergeordnete Kneipen und verwürfelte sein sauer verdientes Geld mit Tagedieben und Nichtsthuern. Ja, durch die Kinderlosigkeit hatte der Himmel ihnen ein schweres Los aufgebürdet.

Während Frau Regine so grübelte, hatte es unten an der Hausthüre geklingelt und das Mädchen kam herein und meldete, es sei ein Mann draußen, der gern mit Frau Gammel reden wolle und er bitte sehr, ihn nicht abzuweisen. Er sehe übrigens so abgerissen und krank aus, daß es sich natürlicherweise nur um eine Unterstützung handle, die der Mann erbitten wolle. Frau Regine ließ ihn eintreten; ein Hilfsbedürftiger war noch nie von ihrer Schwelle gejagt worden.

Ein alter, gebrechlicher, und sehr dürftig gekleideter Mann ließ sich auf ihre Weisung hin hereinführen, bat, sich setzen zu dürfen, da ihm das Stehen sauer werde, und sagte dann, als Frau Regine ihn mitleidig fragte, womit sie ihm dienen könne: „Sie kennen mich natürlich nicht, Frau Schwägerin; ich heiße Matthias Gammel —"

Frau Regine schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Allmächtiger Gott — Sie — du — du bist Ernst Augusts jüngerer Bruder Matthias? Ist das möglich? Und kommst aus Amerika zurück?"

„Geradeswegs, Frau Schwägerin —"

„Und bist — bist ein Bettler geblieben, Matthias?"

Der Alte lächelte bitter. „Wenn du's so nennen willst — warum nicht? Aber wenn du fürchtest, ich käme, um von Ernst August eine Unterstützung zu verlangen, und ihm für den Rest meines Lebens mitsamt meiner Familie — denn ich habe auch Familie, Regine — zur Last zu liegen, so bist du, Gott sei Dank, im Irrtum. Ich habe keine Reichtümer gesammelt und bin so arm wieder zurückgekommen, wie ich vor vierzig Jahren über den Ocean schwamm, aber von den Almosen meines reichen Bruders brauche ich meinen Lebensabend deshalb doch nicht zu fristen. Ich wäre auch nicht gekommen, wenn nicht meine Gesundheit durch das Klima von Valparaiso — denn dort hab' ich die letzten zwei Jahrzehnte verbracht — aufgerieben worden wäre und mir die Aerzte eine Reise nach Europa als letztes, einziges Rettungsmittel geraten hätten. Für meine Familie mußte ich mich erhalten, Regine, deshalb ging ich und nahm die Meinen mit mir. Drüben hatte ich soviel verdient, um meine Familie ehrlich durch die Welt zu bringen, soweit sie noch von mir abhängig ist, hier bin ich bis jetzt noch nicht dazu imstande. Ich war drüben Redacteur eines angesehenen Blattes, hier suche ich vergeblich nach einer ähnlichen Stellung. Aber nicht das treibt mich zu euch. Ich weiß ja, daß ihr über meine Heimkehr nicht sonderlich erfreut sein könnt und daß der Thunichtgut Matthias seinem Namen wenig Ehre gemacht hat. Ich kam nur, um Ernst August zu fragen, ob er meinen Zweitgeborenen, der viel Sinn und Lust zum Geschäftsmann hat, bei sich in die Lehre nehmen will — das ist alles. Ernst August ist nicht zu Hause, höre ich — aber das Gehen wird mir schwer, und da bin ich heraufgekommen, um dir meine Bitte vorzutragen, Regine, und du kannst sie ihm ja wohl bestellen, wenn er zurückkommt, und mich die Antwort wissen lassen. Im übrigen will ich euch keineswegs zur Last fallen." —

Frau Regine hörte das alles mit wachsendem Interesse und Mitleid an und sagte endlich: „Du bist ja sehr stolz geworden, lieber Schwager —"

„Das lernt sich in der Armut, Regine —"

„Deine Bitte ist gewiß sehr bescheiden", fuhr Frau Regine fort, „und ein halbes Jahr früher — du weißt also noch gar nicht, daß wir den Laden in der Splittgasse aufgegeben haben?"

Matthias verneinte. „Ich ersah zwar aus dem Adreßkalender unserer guten Vaterstadt, daß ihr nicht mehr die alte Wohnung innehabt, sondern vorm Thor wohnt — was ich euch auch wahrlich nicht verdenke, liebe Schwägerin — aber daß Ernst August den Laden je im Leben aufgeben könnte, das hab' ich nicht für möglich gehalten, selbst vorausgesetzt, er wäre zum Millionär darin geworden. Dieser Laden in der Splittgasse mit seinen Käsepyramiden, seinem Heringsgeruch und seiner Licht- und Luftlosigkeit war ja eigentlich —

ohne dir zu nahe treten zu wollen, liebe Regine, — Ernst Augusts erste und einzige Liebe —"

Frau Regine seufzte schwer auf. „Ach ja, Matthias", sagte sie und sah in ihren Schoß nieder, „so war es wohl —"

„Und er hat den Laden wirklich verkauft?"

„Wirklich — seit Ostern."

„Aus welchen Gründen?"

„Darüber ließe sich viel sagen, Matthias. Besonders wohl, weil es so Mode ist, sich zwischen sechzig und siebzig Jahren zur Ruhe zu setzen und vors Thor zu ziehen. Es mag ja auch für manchen das beste sein und viele mögen ein recht friedliches und angenehmes Leben dabei führen, aber für alle paßt's eben doch nicht. Ich hab' es ihm immer gesagt, daß er es nicht aushalten würde, weil er nicht der Mann dazu ist, den Rentier zu spielen, und weil ihm der Laden weit mehr ans Herz gewachsen war, als anderen Leuten der ihrige, aber er ließ sich ja nicht davon abbringen, Matthias. Und nun —"

Frau Regine zupfte an dem zerrissenen Strumpf ihres Eheherrn herum, der noch immer in ihrem Schoße lag. Der Haken war richtig wieder ein großes Loch; und das kam daher, weil Ernst August in seiner krankhaften Unruhe den ganzen Tag umherlief und in seiner Aufgeregtheit sehr häufig mit den Füßen aufstampfte. „Nun?" fragte Matthias Gammel teilnehmend, „ist es nicht zum Guten ausgeschlagen, Regine? Das Haus und der Garten sind reizend, ich denke mir's freundlich und idyllisch, hier zu wohnen —"

„Jawohl", versetzte Frau Regine bitter, und fuhr mit der Stopfnadel durch die Ränder der klaffenden Strumpfwunde, „jawohl, recht freundlich und recht idyllisch, Matthias! Das Obst im Garten ist für die Straßenjungen gewachsen, und Ernst August findet es so idyllisch hier, daß er mich den ganzen Tag allein läßt, auch wenn er von seinen Kneipvergnügungen zurückkommt, nichts anderes weiß, als auf Gott und die Menschen zu schimpfen. Du würdest den sanften, immer heiteren und zufriedenen Mann gar nicht wieder erkennen, Matthias. Nun, er hat ja auch sein Leben lang nicht zu klagen gehabt und es ist uns immer gut in der Welt ergangen. Nur weil er's dann noch besser haben wollte — wenn's dem Esel zu wohl wird, Matthias — du kennst ja das alte Sprichwort, womit ich natürlich nicht gesagt haben will, daß er ein Esel ist, Gott bewahr' mich vor der Sünde! Ich habe ihn ja noch genau ebenso lieb, wie immer, nur daß ich so recht von Herzen darüber bekümmert bin, denken zu müssen, wie schön alles sein könnte, wenn wir noch hinterm Laden in der Splittgasse wohnten, und wie häßlich und unfreundlich sich unser Lebensabend gestaltet, bloß weil wir's den anderen nachmachen mußten und nicht die Courage hatten, zu thun, was uns selber als das beste erschien."

„So, so", machte Matthias, der sehr nachdenklich geworden war, „also das Nichtsthun ist die Krankheit, an der Ernst August leidet, und er ist natürlich zu eigensinnig, um das einzusehen und den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Hm, hm — und der ganze häusliche Frieden, Glück und Munterkeit sind hier draußen vorm Thor in die Brüche gegangen, trotz der guten Luft, des Gartens und der Beschaulichkeit! — Welches Blatt liest denn Ernst August, liebe Regine?"

„Die ‚Tagespost' natürlich, lieber Matthias; aber er schimpft auf alles, was drin steht." —

„Das gehört sich auch so, Schwägerin, das ist das gute Recht des deutschen Reichsbürgers und vor allem des steuerzahlenden Rentiers."

Frau Regine seufzte wieder. „Was also deine Bitte anlangt, Matthias, so mußt du dich an Ernst August Gammels Nachfolger wenden — er heißt Schmidt!"

Sie sprach diesen Namen mit der größtmöglichen Verachtung aus. Matthias nickte. Frau Regine aber fuhr sich ein paarmal mit dem Kleidärmel über die nassen Augen hin und sagte: „Du wirst mich gewiß für recht teilnahmslos und herzenskalt halten, Matthias, daß ich immer nur von uns rede und gar nicht nach dir und den Deinen frage, aber wenn das Herz voll ist — du weißt schon. Nun aber erzähle mir von euch und von Amerika — und ich will derweil einen guten Kaffee kochen und dann wollen wir zusammen trinken und plaudern und es soll noch einmal wieder recht gemütlich sein. Du hättest deine Frau nur auch gleich mitbringen sollen, Matthias —"

„Meine Frau ist tot, Regine."

„Ach, du lieber Gott! Nun, dann hättest du aber doch deine Kinder mitbringen sollen. Wie viele hast du denn eigentlich und wie heißen sie? Weißt du, Matthias, es ist doch eigentlich recht gut, daß du da bist, vielleicht wird's nun doch noch einmal wieder nett bei uns — ich habe so ein Vorgefühl, als kämst du zur rechten Zeit. Und was deine Not anbetrifft, Matthias — Geld haben wir ja genug, mehr, als wir gebrauchen können, und wenn's nur daran läge —"

Und sie seufzte wieder und ließ die Kaffeemaschine bringen, und das Wasser siedete auf der Spiritusflamme und Frau Regine ward ordentlich wieder munter in ihrer freudigen Geschäftigkeit und Matthias Gammel erzählte indessen von Südamerika, von seiner jungverstorbenen Frau, von seinen vielerlei Abenteuern und wie er sich geschämt habe, Nachrichten in die Heimat zu senden, weil es ihm bei aller Anstrengung nicht hatte gelingen wollen, es zu etwas zu bringen, und schließlich erzählte er auch von seinen Kindern. Er hatte eine Tochter, die seine Pflegerin und Hausfrau geworden war und zwei Söhne, von denen der älteste — wenn es nur am Gelde nicht fehlte — studieren sollte, da er begabt und fleißig sei, der jüngere aber sich vortrefflich zum Geschäftsmann zu eignen scheine.

Unter solcherlei Gesprächen vergingen den beiden, ohne daß sie's gewahr wurden, ein paar Stunden. Ernst August Gammel war noch immer nicht heimgekommen. Da stand Matthias endlich auf und reichte seiner Schwägerin die Hand. „Meinen lieben Bruder seh' ich nun heute wohl nicht mehr," sagte er, „und da bleibt nichts übrig, als daß du ihm meine herzlichen Grüße ausrichtest, Regine. Hab Dank für diese Stunden! Was an mir ist, so will ich versuchen, euch beiden zu helfen, und dann zähl' ich meinerseits auch wieder auf euch. Leb wohl!"

Frau Regine blickte ihm nach, wie er draußen die vom vielen Regen aufgeweichte Straße zwischen den herbstlich verwilderten, kahlen Gärten hin auf das Thor zuschritt. „Guter Kerl!“ sprach sie vor sich hin, „wie er uns wohl helfen könnte! Aber wir, ja, wir wollen ihm helfen. Das wird etwas sein, was unser unfriedliches Leben noch einmal wieder freundlich macht — und im Grunde ist er ja reicher, als wir, denn er hat Kinder, drei Kinder.“

Ernst August Gammel nahm bei seiner späten Heimkehr in das Landhaus vorm Thor die Nachricht von der unerwarteten Rückkunft seines verschollenen und längst tot geglaubten Bruders wenig freundlich auf. „Wird uns natürlich anbetteln wollen,“ knurrte er. Und als ihm Frau Regine diesen Argwohn benahm und ihm den eigentlichen Inhalt von Matthias' Bitten mitteilte, da brummte er doppelt ingrimmig: „Daß dich! Soll sich doch an diesen ehrenwerten Herrn Schmidt wenden! Was kümmert mich der ganze Krempel noch?“ Aber man sah es ihm trotzdem an, daß ihm die Sache sehr nahe ging und daß er sie nicht wieder loswerden konnte. Und als ihm Frau Regine nun alles wiedererzählte, was sie von Matthias in Erfahrung gebracht, da machte er keine einzige Randglosse mehr dazu, sondern fragte nur ganz zum Schlusse, als Frau Regine schwieg, so obenhin: „Was hat er denn dazu gesagt, daß ich — daß ich Rentier bin?“

„Er hat's nicht glauben wollen, Alter, und als ich's ihm fest und heilig versicherte, da hat er's noch immer nicht begreifen können. Du und der Laden in der Splittgasse, meinte er, die gehörten in seinen Gedanken so untrennbar zusammen, daß er sich einen nicht ohne den anderen vorstellen könne. Es sei und bleibe ein Rätsel für ihn.“ —

Auf solche Andeutungen und versteckte Vorwürfe hatte Ernst August Gammel sonst allezeit mit einem derben Ausdruck, der beinahe ein Fluch war, geantwortet, und sie hatten ihn in seinem Trotz nur bestärkt, und er hatte bei sich selber gesagt: „Nun erst recht!“ Diesmal sagte er nichts, weder laut noch leise. Er sagte überhaupt während des ganzen Abends nichts und aß sehr wenig und ging sehr früh zu Bett. Er that auch, als schliefe er bald ein, aber in Wahrheit schlief er gar nicht, sondern lag mit offenen Augen da und überlegte und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Und am nächsten Tage ging er wider seine Gewohnheit nicht aus, sondern blieb ganz still zu Hause und rauchte eine einzige Cigarre und las seine Zeitung. Er schimpfte seit Wochen zum erstenmal auch nicht über den Inhalt derselben, sondern las sie schweigend bis zu Ende.

Frau Regine sah das alles mit an und wußte nicht, ob es etwas Gutes bedeute oder nur der Vorbote drohender Stürme sei, die nun folgen würden. Klugerweise behielt sie aber ihre Gedanken für sich. Und Ernst August Gammel, als ob er selber begriffe, daß sein Benehmen sie befremden müsse, sagte: „Ich werde heute zu Hause bleiben, Regine, damit mich Matthias nicht wiederum verfehlt. Ich denke, er wird doch heute wiederkommen.“

Frau Regine wußte es nicht und glaubte es nicht einmal. Aber sie erwiderte: „Ja, ja,“ und hatte im stillen ihre Freude an ihres Eheherrn friedlichem Zuhausesitzen. Matthias Gammel erschien jedoch während des ganzen Tages nicht, und abends sagte Ernst August: „Muß ihn doch morgen früh gleich einmal aufsuchen, Regine. Denn im Grunde freu' ich mich doch von Herzen, daß er noch lebt und wieder da ist. Kann uns ja unsere Einsamkeit ein bißchen erleichtern, Regine, was meinst du?“

Regine meinte das natürlich auch und es war ihr selber verwunderlich, wie friedvoll und ruhig der Tag verlaufen war, und sie dachte, es könne vielleicht trotz des unglückseligen Landhauses vorm Thor doch noch alles einmal gut werden. Lebten ja rings um sie her zahllose alte Ehepaare, die einmal ihre Geschäfte in der Stadt gehabt und sich zur Ruhe gesetzt hatten, gleich ihnen selber, und waren munter, behaglich und guter Dinge, ohne je ihren Entschluß zu bereuen. Freilich hatten sie fast alle ihre Geschäfte ihren Kindern übergeben können, so daß sie an dem weiteren Wohl und Wehe derselben noch immer den regsten Anteil hatten, und dann waren sie zum größeren Teil recht alt und gebrechlich und hätten ihrem Geschäfte nicht mehr vorstehen können, auch wenn sie gewollt, während Ernst August ein so unglückseliges Temperament besaß, nicht ruhig sitzen zu können, und immer von seinem Laden träumte und erst krank geworden war, seit er nicht mehr hinter dem Ladentische stand. Er war eben nicht, wie alle, und deshalb schickte sich auch nicht für ihn, was sich für alle schickte.

Beim Abendessen hätte es übrigens leichtlich noch zu guterletzt doch bis zu einem Heftigkeitsausbruche kommen können. Denn Frau Regine hatte, recht um den guten Tag zu feiern, Ernst Augusts Lieblingskäse, den Fromage de Brie, holen lassen, der immer von erster Qualität in E. A. Gammels Materialwarenhandlung zu haben war und von den ersten Familien der Stadt geschätzt und gekauft wurde. Und dieser vortreffliche Käse, den Ernst August mit dem Behagen des Kenners zu genießen pflegte, erwies sich heute als verdorben — „etwas verdorben,“ wie Regine meinte, und „total unbrauchbar,“ wie Ernst August entschied. Man bezog also aus dem Laden von E. A. Gammels Nachfolger einen verdorbenen Fromage de Brie! Ernst August wurde förmlich blaß, und seine Unterlippe zuckte konvulsivisch, als er diese Thatsache feststellte. Regine war auf einen gewaltigen Ausbruch gefaßt, um so gewaltiger, als der ganze Tag noch keinerlei Gelegenheit zur Ableitung des inneren Zorns und der allgemeinen Mißstimmung geboten hatte. Aber ganz wider Erwarten schluckte Ernst August Gammel seine Wut mitsamt der von der Käseschnitte befreiten Buttersemmel hinunter und sagte weiter nichts, als: „Das bricht ihm den Hals, Regine!“

Und er ging wiederum früh zu Bett und schlief noch weniger, als tags zuvor. Am nächsten Morgen sah er sehr ernst aus und war sehr wortkarg. Als die Zeitung kam, durchblätterte er sie mit großer Zerstreutheit und blickte mit verbissenem Ingrimm auf die seit der letzten Zeit immer wiederkehrende Annonce im Inseratenteil, in welcher E. A. Gammels Nachfolger alle erdenkbaren Leckerbissen der Saison zu den billigsten

Preisen feilbot. Solcher Lockmittel hatte C. A. Gammel nie bedurft, er hatte sie als seiner unwürdig verschmäht. Wer seinen Laden nicht kannte und seine Bedürfnisse an Materialwaren dort nicht einholte, der stand nur sich selber im Lichte, Herr Gammel konnte ihn entbehren. C. A. Gammels Nachfolger machte marktschreierische Reklame für seine Ware — er konnte sie also mit gutem Gewissen nicht durch sich selber anpreisen lassen. Ernst August wollte die Zeitung eben indigniert wieder zusammenschlagen und seinen Bruder Matthias aufsuchen, als sein Blick auf einen Artikel unter der Rubrik „Lokalnachrichten“ fiel. Und er las mit wachsendem Interesse, die Augen weit und starr aufgerissen, die beiden geballten Hände vor sich auf der Tischplatte: „Nichts wird gegenwärtig in den Kreisen aller Gutschmecker unserer Stadt so lebhaft bedauert, als der Rückgang des bekanntesten Materialwarengeschäfts hierselbst, von dem wir, wie von einem offenen Geheimnis, wohl reden können, ohne Namen zu nennen. Der frühere Inhaber desselben, der das Geschäft schon von Vater und Großvater her überkommen hatte und in blühendstem Zustande erhielt, hat es leider vorgezogen, sich zurückzuziehen, obgleich ihn weder hohes Alter noch Kränklichkeit oder Familiensorgen dazu zwangen, lediglich einer Laune oder sagen wir besser: der unter unseren Geschäftsleuten grassierenden Mode zuliebe. Glauben dieselben doch häufig, sich und ihrem Renommee etwas zu vergeben und ein falsches Licht auf ihre Vermögensverhältnisse fallen zu lassen, wenn sie sich nicht zu gehöriger Zeit zur Ruhe setzen und in ihrem eigenen Landhause Rentier spielen. Gegen solche Modenarrheit zu Felde zu ziehen, wäre natürlich vergeblich. Aber unseres Erachtens darf ein Geschäftsmann seinen Laden, wenn er es gut und ehrlich mit ihm und mit seinen Kunden meint, gerade so wenig verlassen, wie der brave Soldat seinen Posten, ehe er abgelöst wird; am allerwenigsten aber darf er sich von einem Nachfolger ablösen lassen, der ihn selber nicht nur in keiner Weise ersetzt, sondern sogar seinen Traditionen Hohn spricht und sein wohlverdientes Renommee schädigt. Ein Teil des Zornes, den das Publikum dem neuen Geschäftsinhaber zollt, wendet sich naturgemäß auch dem früheren Besitzer zu, der das Publikum in gewissem Sinne zwang, seine Waren bei einem unwürdigen Nachfolger zu entnehmen. Man hatte geglaubt, dem früheren Inhaber stehe sein Laden näher, er sei ihm inniger ans Herz gewachsen, als daß derselbe jetzt ruhigen Sinnes dessen allmählichen Verfall von dem sicheren Port eines Landhauses vorm Thore aus betrachten könne. Wir gönnen demselben seinen idyllischen Frieden, seinen anmutigen Besitz und sein beschaulich-ruhsames Dasein von ganzem Herzen, aber wir sind egoistisch genug, im Interesse des Wohlgeschmacks und der Hygieine die in jedem Falle verfrühte Muße unseres Mitbürgers, dessen Namen in aller Munde ist, ebenso von Herzen zu beklagen.“

„Idyllischen Frieden — anmutigen Besitz — beschaulich-ruhsames Dasein“ — wiederholte Ernst August Gammel, nachdem er den kleinen Artikel viermal hintereinander durchgelesen hatte, „der Federfuchser scheint recht genau Bescheid zu wissen. Hol der Teufel dieses ruhsame Dasein!“ Und er schlug mit der Faust auf die Tischplatte, daß sie erzitterte.

Frau Regine, die wieder einmal einen besonders heftigen Zornausbruch ihres Eheherrn witterte, lief bestürzt aus dem Nebenzimmer herbei, aber zu ihrer Verwunderung trat ihr Ernst August dort mit ruhiger Fassung entgegen und sagte: „Ich gehe in die Stadt, Regine.“ Und er faltete die Zeitung zusammen und steckte sie zu sich; es war überflüssig, daß Regine jenen Artikel las. Er war nicht der Mann, sich von Zeitungsschreibern beeinflussen zu lassen. Was er thun wollte, hätte er ohnehin gethan, ja, wenn der Artikel das gerade Gegenteil enthalten hätte, dann erst recht. Uebrigens war es aber doch nichts Kleines, denken zu können, daß die ganze Stadt seinen Entschluß bedauerte, daß die Zeitungen von ihm, als von einem allgemein bekannten und berühmten Manne in seinem Fache, redeten und daß man ihn sich allgemein zurückwünschte. Ernst August Gammel war weit entfernt von aller Eitelkeit; aber ein bißchen schmeichelte es ihm doch. Und abgesehen von dem „idyllischen Frieden“ und den anderen guten Dingen, die man ihm von Herzen gönnen wollte, die aber in Wahrheit gar nicht existierten, hatte der Zeitungsschreiber ja im Grunde nicht so unrecht mit dem, was er sagte. Ernst August Gammel hatte seinen Laden im Stiche gelassen, ohne Garantien zu besitzen, daß sein Nachfolger das Geschäft in Gammelschem Sinne weiterführen werde, und ohne daß ihm irgend welch zwingender Grund als Entschuldigung zur Seite stand. „Modenarrheit“ war ein sehr hartes Wort, aber wenn man es recht überlegte — und wenn nur wenigstens wirklich der „idyllische Frieden“ und wie es denn so weiter hieß, nach der Aufgabe des Geschäfts bei ihm eingekehrt wären! Dann zum Teufel mit den Gutschmeckern in der Stadt und mit dem verdorbenen Fromage de Brie und mit verlassenen Posten und altem Renommee; — aber nicht einmal das, das gerade Gegenteil vielmehr von dem allen — das war's, was den Ausschlag gab, und nicht der abgeschmackte Zeitungsklatsch. Um den kümmerte sich Ernst August Gammel nicht. —

In solchen Ueberlegungen war Herr Gammel von seinem Landhause vorm Thor bis in die Splittgasse hineingewandert und stand vor der Materialwarenhandlung von C. A. Gammels Nachfolger und freute sich der altbekannten Düfte, die dem Laden entquollen, und fand, daß sie schöner seien und seinen Sinnen wohler thäten, als die reine Luft vorm Thor. Da aber, mitten in diesem lang entbehrten Genuß, dem er sich hingab, und während er bei sich dachte, daß der Laden hier wohl der beste Luftkurort für ihn sein und alle seine Gebrechen heilen und seine Gemütsstimmung wieder regulieren würde, und während er unwillkürlich eine Handbewegung machte, als erteile er einem lässigen Ladengehilfen einen energischen stummen Befehl: in diesem Augenblick bewegte er witternd die Nasenflügel und hob die Nase endlich forschend in die Höhe, denn er roch etwas, was er hier nie gerochen hatte, was er unter all den ihm bekannten und vertrauten Gerüchen in der Splittgasse noch nie verspürt und was er alsbald als den Geruch verdorbener Fische feststellte.

Vor dem Laden, der noch immer seinen und seiner Väter Namen auf dem Schilde trug, roch es nach verdorbener Ware, roch es so intensiv, daß die Vorübergehenden sich die Nasen zuhielten und einander Bemerkungen zuflüsterten, welche Herrn Gammel die Röte der Scham ins Gesicht trieben. Er schämte sich vor seinem Laden. Es war ihm, als fordere sein Laden Rechenschaft von ihm und er konnte sich durch nichts rechtfertigen —

Ernst August Gammel suchte sich zu fassen und trat ein. Sein erster Blick überzeugte ihn davon, daß Herr Schmidt, in Firma E. A. Gammels Nachfolger, nicht hinter dem Ladentische stand, und es war am Vormittage, in der regsten Geschäftszeit. Sein zweiter Blick belehrte ihn darüber, daß die Ladenverkäufer zusammen standen und Allotria trieben und die Kunden warten ließen, die ungeduldig riefen und schimpften. Mit dem dritten Blick gewahrte Herr Gammel zur gleichen Zeit, daß der Ladenjunge Rosinen naschte und daß ein Dienstmädchen die Gelegenheit benutzte, sich eine Handvoll Maronen aus der offen gebliebenen Schublade zu nehmen und sie heimlich zu sich zu stecken.

Ferner roch es auch im Laden in unausstehlicher Weise nach verdorbenen Fischen und im Schaufenster sah es aus, wie wenn dort Sodom und Gomorrha hätten plastisch dargestellt werden sollen. „Eine nette Wirtschaft!“ sagte Herr Gammel mit leidlicher Gemütsruhe und fragte nach Herrn Schmidt. Herr Schmidt sei in der Wohnung, hieß es, und Ernst August Gammel ging durch den Laden in die Wohnung seines Nachfolgers hinüber.

Vor der Thür des Wohnzimmers vernahm er ein vielstimmiges Wehgeheul, unterbrochen durch klatschende Rohrstockhiebe, und als er eintrat — auf sein Klopfen hörte niemand, — sah er Herrn Schmidt in voller Thätigkeit, einen seiner Rangen nach dem anderen durchzuprügeln, ein Geschäft, das die abgethanen Opfer ebenso wie die in banger Erwartung verharrenden mit ihrem wehlautenden Geschrei begleiteten. In der offenen Küchenthür aber stand Frau Schmidt in einem sehr schmutzigen und unordentlichen Küchenanzuge, den Schaumlöffel in der Hand, die Schürze aufgestreift und schrie und wetterte ihrerseits in das Chaos hinein, ohne den geringsten Erfolg damit zu erzielen. Herr Schmidt setzte seine Arbeit mit der ruhigen Stetigkeit eines Mannes fort, der sein gewohntes Tagespensum erledigt, während der Schweiß ihm in Strömen von der Stirn niederrann. Als er Herrn Ernst August Gammel, der fassungslos an der Thüre stehen geblieben war, gewahrte, nickte er ihm wehmütig zu, ließ seinen Rohrstock noch ein paarmal über den Rücken seines jüngsten, jämmerlich plärrenden Sprößlings hintanzen, stieß ihn dann fort und sagte, sich erhebend und sich die Stirn trocknend: „Bei neun solchen Gören ein kompliziertes Ladengeschäft in Ordnung halten, ist positiv unmöglich, Herr Gammel, positiv unmöglich. Sie fressen mir die Haare vom Kopf und nehmen soviel Zeit in Anspruch, daß inzwischen im Laden alles drunter und drüber geht. Zweimal täglich eine solche Ration für alle neun, Herr Gammel, das greift an. — Womit kann ich Ihnen denn übrigens dienen, Herr Gammel?“

„Darf ich Sie auf ein Wort allein sprechen, Herr Schmidt?“

„Allein? Ja, dann müssen wir schon ins Schlafzimmer hinübergehen, Herr Gammel —“

„Gehen wir also.“ Und die beiden Männer gingen, während das Geheul der neun Sprößlinge des Schmidtschen Hauses hinter ihnen her sich in ein Triumphgeschrei über das behauptete Schlachtfeld und die überstandene Gefahr verwandelte. „Eine nette Wirtschaft!“ murmelte Ernst August Gammel zum zweitenmal vor sich hin. —

Der frühere und der gegenwärtige Inhaber des Materialwarengeschäfts von E. A. Gammel in der Splittgasse blieben während einer vollen Stunde in ernstem Gespräch bei einander. Als Herr Gammel dann mit einem langen Händedruck von seinem Geschäftsnachfolger schied, lag der Eindruck tiefinnerlicher Zufriedenheit in seinen gutmütigen Zügen und seine Augen blitzten in früherer Energie und Pfiffigkeit. Er fühlte sich mit einem Male sehr wohl und sehr menschenfreundlich. Er nickte den Vorübergehenden zu und lachte ein paarmal vor sich hin, obgleich es nichts zu lachen auf der Straße gab. Dann suchte er den kleinen Gasthof auf, in dem Matthias Gammel mit den Seinen vorläufig Unterkunft gefunden hatte, und die beiden Brüder, die sich seit fast vierzig Jahren nicht mehr gesehen hatten, lagen einander in den Armen. Dann führte Matthias dem anderen seine Kinder vor und Ernst August fragte sie nach diesem und jenem aus und als er erfuhr, daß der jüngere Bursche, der einen besonders aufgeweckten und gewandten Eindruck machte, Ernst August getauft war, da traten ihm beinahe die Thränen in die Augen vor Freude. „Und du möchtest Kaufmann werden?“ fragte er, seinem Neffen die Hand auf den dunklen Krauskopf legend, „so ein richtiger Kaufmann, der selber hinter dem Ladentisch steht und überall mit Hand anlegt und sich für nichts zu gut hält — he Junge?“

Und der fünfzehnjährige Ernst August erwiderte treuherzig: „Und die Heringe selber aus der Tonne holt und die Leitern hinaufsteigt, um die Kunden zu bedienen, nicht wahr, Onkel? Wie du und Papas Vater es auch gemacht haben? Nein, dafür werd' ich mir nicht zu gut vorkommen, Onkel; denn das ist gerade so ehrliche Arbeit, wie jede andere, sagte Papa, und der muß es wissen. Und etwas anderes, als Kaufmann, möcht' ich im ganzen Leben nicht werden, Onkel! Aber Max, der will studieren, und der hat auch das Zeug dazu, Onkel, nur mußt du ihm das Geld dazu geben, bis er sich selbständig machen kann — die Leute sagen ja, du wärest sehr reich, und mein Papa kann ihm nicht so viel geben, wie er braucht.“ —

„Ernst“! drohte der Vater ihm, „du schwätzest!“

Aber Ernst August der ältere fiel lächelnd ein: „Laß ihn doch, Matthias! Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Wir wollen schon sehen, was wir für ihn thun können, mein Junge. Aber jetzt ist's Mittagszeit und ich denke mir im stillen, meine Alte erwartet uns wohl alle fünf zum Essen, obgleich ich ihr nichts davon gesagt habe, daß ich euch mitbringen würde. Sie ist eben eine kluge alte Frau und soll sich auch diesmal nicht getäuscht haben.“

So gingen die fünf denn durch die Straßen vors Thor hinaus, Ernst August und Matthias Arm in Arm und in eifrigem Gespräch. „Deine Frau sagte mir, du kränkeltest viel, Ernst“, fing Matthias an, „ich merke aber nichts davon. Du bist gerade so frisch und rüstig, wie vor vierzig Jahren.“

„Das bin ich auch,“ fiel Ernst August schmunzelnd ein, „aber erst seit heute —“

„Hast du dich denn heute einer Operation oder einer sonstigen Kur unterzogen, Ernst?“

„Jawohl, Matthias. Ich habe mir meine Dummheiten und Schrullen aus dem Kopfe operieren lassen, und außerdem werde ich noch eine Luftkur, verbunden mit Heilgymnastik, gebrauchen —“

„Nun, dazu hast du ja auch hier draußen vorm Thor die beste Gelegenheit —“

„Nein, ich werde diese Kur drinnen in der Stadt gebrauchen, Matthias. — Und du? Hast du schon eine dir zusagende Beschäftigung gefunden?“

„Vorläufig denk' ich mich mit Zeitungskorrespondenzen durchzuschlagen, Ernst —“

„Hm. Und kannst du nicht eine Wohnung vorm Thor brauchen, Matthias? Es wird gerade zu Neujahr eine vakant und sie ist wohlfeil. Deine Hilda sieht ein bißchen schmal und blaß aus, — für die wäre die Luft hier draußen, wo man wie auf dem Lande lebt, sicherlich wohlthätig. Und du selbst —“

„Ich selbst könnte mir auch nichts Besseres wünschen, Ernst. Aber du vergißt —“

„Deine beschränkten Mittel, willst du sagen,“ fiel Ernst August lächelnd ein, „nun ich weiß eine Wohnung vorm Thor, die dir der Besitzer um ein Spottgeld überläßt, weil er froh ist, wenn er sie nur wieder loswerden kann —“

„Ist sie denn so unbrauchbar?“

„Das nun wohl nicht, dann würd' ich sie dir nicht empfehlen. Aber der Besitzer hat das Leben vorm Thor satt und — wie gesagt: Ich brauche eine Luftkur in der Stadt, Matthias.“

„Ah! Es ist deine eigene Wohnung, Ernst?“

„Wir reden noch davon, Matthias.“

Sie waren vor dem kleinen Landhause angelangt und traten ein und Frau Regine hatte sie wirklich erwartet, ihre Sonntagshaube aufgesetzt, und ein Mittagessen hergerichtet, das ihrer altrenommierten Küche ein treffliches Zeugnis ausstellte. Die kleine Familie saß im besten Einvernehmen bei einander und die anfängliche Scheu war allseitig überwunden worden, so daß es des Fragens, Schwatzens und Lachens kein Ende gab; Ernst August hatte den besten Wein aus seinem Keller heraufgeholt, stieß mit seinem Bruder auf die Vergangenheit und auf die fröhliche Heimkehr, auf die aussichtsreiche Zukunft an und war so munter und aufgelegt, wie ihn Frau Regine seit dem Abschied aus dem Laden in der Splittgasse nicht mehr gesehen hatte. Endlich schlug er mit dem Dessertmesser an sein Glas und sagte: „Ich habe euch allen einige Mitteilungen zu machen, die euch sicherlich interessieren werden, meine Lieben. Der heutige Tag ist zwar ein ganz gewöhnlicher Werkeltag und steht in keinem Kalender als Festtag verzeichnet, aber für uns alle, die Glieder der Familie Gammel, soll es ein Festtag werden und für uns alle soll mit heute ein neuer Lebensabschnitt anfangen und wenn der liebe Gott seinen Segen dazu gibt, wird er für uns alle ein freudiger werden und bleiben. Ich habe heute mein altes Ladengeschäft in der Splittgasse, die Stammburg unseres Hauses, von meinem Nachfolger wieder zurückerworben und werde zu Neujahr in die alte Stätte meiner Wirksamkeit, wo ich lebenslang glücklich und zufrieden gewesen bin, wieder einrücken. Der Tag, wo ich mich entschloß, sie zu verlassen und mich zur Ruhe zu setzen, war kein günstiger. Ich bin zu einem unthätigen Leben in keiner Weise geschaffen, habe nur allerlei dummes Zeug in der kurzen Zeit meines Rentiertums getrieben, mich krank geärgert, mich an Gott und den Menschen versündigt und meiner lieben Regine das Dasein weidlich schwer gemacht — schüttle nicht den Kopf, Regine, es ist doch so alles, was ich heute sage, ist doch so. Ich war zu hartköpfig, um dir schon früher recht zu geben, und ich habe es redlich büßen müssen. Ich schäme mich meines Lebens während des letzten Halbjahrs; ich habe keine wirklich frohe Stunde während desselben gehabt — heute gesteh' ich's ein. Tag und Nacht hab' ich von meinem Laden geträumt und im Geist alle Stunden darin verbracht und meiner täglichen Arbeit obgelegen. Alles andere ist ja doch kein Leben für mich. Also: Ich nehm' ihn wieder! Ich bin es mir, ich bin es unserem Namen, ich bin es dem Laden und ich bin es den Kunden in der Stadt schuldig. Und Herr Schmidt überläßt ihn mir willig, denn er ist doch nicht imstande, ihn zu leiten, und mein Kaufgeld kann er mir auch nicht zahlen. Ein bißchen Schaden hab' ich bei dem Rückkauf, das ist wahr. Aber was schadet's? Ich bin reich und kann weiter arbeiten. Kurz, es war ein dummer Streich, und wer ein ehrlicher Kerl ist, der sieht seine dummen Streiche ein und macht sie wieder gut, wenn's noch möglich ist. Hier war's, gottlob! möglich. Aber damit sind wir noch lange nicht zu Ende, es kommt noch viel besser. Mein lieber Bruder Matthias, der den vernünftigen Gedanken gehabt hat, aus Amerika zurückzukommen, ist etwas leidend und seine Tochter, meine liebe Nichte Hildegard, sieht blaß aus — für diese beiden ist also keine bessere Wohnung auszudenken, als diese hier vorm Thor, und deshalb werden sie dieselbe von uns übernehmen, und hoffentlich mehr Freude am Landleben finden wie wir beiden Alten, die wir nur Aerger und Verdruß davon hatten. Matthias wird hier seine Zeitungskorrespondenzen in aller Ruhe schreiben können, und Hildegard wird sich des Gartens annehmen, der unter unserer Pflege gar nicht hat gedeihen wollen. Und Sonntags sind wir ein für allemal alle zum Besuch hier. Unseren wackeren Max aber lassen wir studieren, sobald er an unserem Gymnasium ein Reifezeugnis für die Universität erlangt hat, was ja zu Ostern schon sein kann, wenn er sich fähig glaubt, das Examen abzulegen. Was er studieren will, ist mir ganz einerlei, ein Beruf ist so viel wert wie der andere; was im Menschen steckt, das muß heraus, dazu können wir weiter nichts thun. Ich meinerseits wäre ein schlechter Studierter geworden und mein lieber Bruder Matthias wäre ein schlechter Ge-

-schäftsmann geworden, einer kann nicht wie der andere. Aber was das beste von allem ist, unser lieber Matthias hat noch einen zweiten Sohn und der heißt wie ich, und wie unser seliger Vater und Großvater geheißen haben, und ist noch obendrein gewillt, Kaufmann zu werden und hinter dem Ladentische zu stehen und Heringe aus der Tonne zu holen. Nun, besser konnte es ja nicht kommen. Uns selber hat der liebe Gott Kinder versagt, und wenn ich an Herrn Schmidt und seine neun Rangen denke, scheint mir, daß alles auf Erden seine zwei Seiten hat, auch der Kindersegen. In meinem lieben Neffen Ernst August gibt mir nun der Himmel einen Sohn und Geschäftsnachfolger und ich werde nun unseren alten Stammbaum in der Splittgasse nicht eher aufgeben, als bis meine Kräfte völlig versagen, was wohl noch eine Weile Zeit hat, und dann wird, so Gott will, ein neuer Ernst August Gammel das Geschäft übernehmen und unter Beibehaltung des alten Ladenschildes und der alten Geschäftsprincipien weiter wirtschaften zur Ehre unseres Namens und zum Besten aller Mitbürger. Zum Zeichen, daß ihr alle mit dem einverstanden seid, was ich gesagt habe, stoßt mit mir an, meine Lieben, und trinkt eure Gläser leer bis zum letzten Tropfen. Walte Gott, daß alles so geschehe!"

Das war die längste Rede, die Ernst August Gammel, nunmehr der Senior seines Namens, je in seinem Leben gehalten, und als die anderen mit ihm anstießen — zum Teil mit Thränen in den Augen — versicherte er auch gleich, daß er wohl voraussichtlich nie eine gleich lange halten würde, denn sie sei ihm herzlich sauer geworden; aber es habe doch einmal endlich alles von der Seele heruntergeredet werden müssen, und nunmehr fühle er sich so leicht, wie lange nicht mehr.

Und wieder und wieder klangen die Gläser der sechs Tischgenossen gegen einander. — — —

Auf dem großen, blauen Schilde über der Thür des Ladens in der Splittgasse prangt in neuen knallroten Buchstaben wieder die Aufschrift „Materialwarenhandlung von E. A. Gammel". Von einem „Nachfolger" ist daselbst nichts mehr zu lesen. Die Gutschmecker in der Stadt sind, längst wieder beruhigt, die alten Kunden; die der Splittgasse Valet gesagt hatten, sind wiedergekehrt, und die „Tagespost" hat unter ihren „Lokalnachrichten" einen längeren Artikel gebracht, in welchem der Freude der ganzen Stadt über die Rückkehr Ernst August Gammels in den alten Laden seiner Väter beredter Ausdruck gegeben wird. Diesen Artikel, von dem Ernst August nicht weiß, daß er, ebenso wie der frühere, der gegen seinen Rückzug polemisierte, von seinem Bruder Matthias herrührt, hat er sich in vergoldetem Rahmen über seinem Ladenpult aufgehängt und liebäugelt mit ihm, wenn er seine Rechnungsbücher in Ordnung bringt. Im Laden wimmelt es zu jeder Tageszeit von Kunden und alle begrüßen den wieder erschienenen Ernst August wie einen Retter in der Not, lachen ihm zu und heißen ihn willkommen. Die Ladengehilfen fliegen, daß es nur so eine Art hat, um die Wünsche der Kunden zu befriedigen, und Ernst August Gammel steht hinter seinem Ladentisch, wo dieser einen Knick macht, überblickt das Ganze mit der Miene des Feldherrn, der das Schlachtfeld regiert, ein Augenwink und eine Fingerbewegung von ihm ordnen, befehlen und berichtigen.

Ein sinniger Schimmer aber fliegt über seine klugen, gutmütigen Züge hin, wenn er seinen Neffen und Namensvetter mit dem ganzen Feuereifer seiner Jugend die Stehleitern herauffliegen sieht, wenn sein heiß gerötetes Gesicht mit den intelligenten braunen Augen zwischen den aufgerissenen Schubladen umherspäht, wenn er überall der erste ist in Gewandtheit, Raschheit, Liebe zur Sache und alle Käuferinnen sich am liebsten von ihm bedienen lassen und nie zu feilschen wagen, wenn er den Preis der übergebenen Ware genannt hat. „Onkel," hat er schon mehr als einmal im Eifer seiner Thätigkeit gerufen, „so ist's schön, so hab' ich mir's gewünscht!" Und Ernst August sen. lächelt dazu.

An den Ladenschaufenstern bleiben die Vorübergehenden wiederum stehen, denn ihrer warten dort immer neue künstlerische Ueberraschungen. Das Merkwürdigste aber dabei wissen sie gar nicht; denn die Auslagen in den Schaufenstern rühren neuerdings zumeist von dem jungen Lehrling, Ernst August Gammel jun., her, der in dieser Beziehung seinem Oheim und Meister nicht nur erfolgreich nacheifert, sondern denselben sogar übertrifft, wie er in eigener Person neidlos, ja stolz auf seines Neffen Fähigkeiten zugestanden hat. Diese Schaufensterkunstwerke ziehen täglich neue Käufer in das Gammelsche Geschäft hinein.

Und wie gut es jetzt wieder in der Splittgasse riecht! Nach dem feinsten Käse, nach den exquisitesten Delikatessen der Saison! Es ist eine Freude, diese Luft einzuatmen. Ernst August Gammel sen. ist in ihr gesund geworden und Ernst August Gammel jun. zieht sie jeder anderen vor; es ist die Luft der Arbeit, die sie gebrauchen, um sich wohl zu fühlen. Sonntags vereinigt sich die ganze Familie vorm Thor bei Mathias, aber wenn Ernst August mit Regine und seinem Neffen wieder von dort in die Splittgasse zurückkommt, meint er jedesmal, es sei dort draußen gut wohnen für Kranke und Studierte, aber ein richtiger Materialwarenhändler halte es nicht aus. Er hofft mit Bestimmtheit, hinter dem Ladentische zu sterben, wenn's einmal soweit ist. Vorläufig eilt es ihm noch nicht.

Eine Landpartie zum Kap der guten Hoffnung.

Von

R. Marloth.

Wir waren unserer vier, je einer von den Ufern des Neckars und der Weser, zwei vom grünen Strand der Spree. Eines Freitagnachmittags — es war im letzten Oktober — führte uns die Eisenbahn von Kapstadt nach Kalkbai, an der westlichen Ecke der Falsebai. Es war ein schöner Frühlingstag, worauf wir noch verschiedentlich von Mitreisenden aufmerksam gemacht wurden, die durch Bemerkungen wie „it's a glorious day" oder „splendid weather to-day" eine Unterhaltung anzuknüpfen

suchten. Engländer nämlich scheinen das Wetter mit noch viel größerer Vorliebe zum Gegenstande tiefsinniger Erwägungen zu machen, als das schon in unserem lieben Deutschland der Fall ist. Von Kalkbai führte die Landstraße dicht am Strande entlang nach Simonsbai, dem englischen Kriegshafen Südafrikas. Von dort aus ist der Weg anfangs noch breit genug für Wagen, dann aber wird er zum schmalen Saumpfade, sich zugleich an dem ziemlich steilen Abhange bis zu etwa 60 m erhebend.

Schon manche Straße zog ich mit frohem Sinn und manch schönes Stückchen Erde habe ich gesehen, aber diese etwa eine Stunde lange Wegstrecke nimmt eine der ersten Stellen darunter ein. Zur Rechten steigen steile, wild zerklüftete Felsenwände bis zu 600 m Höhe auf. Der Abhang dagegen, an welchem wir gemächlich dahinwanderten, war mit üppigem Grün, mit Büschen und prächtigen Blumen bestanden, und zur Linken breitete sich der weite blaue Spiegel der Falsebai aus, deren leichte Wellen zwar 50 oder 100 m tiefer, aber doch dicht unter unseren Füßen über die Felsen rollten. Es ist ein Schauspiel, so schön, wie es z. B. die Savoyerseite des Genfer Sees oder die Riviera bietet, nur großartiger, nur wilder, freilich auch weniger lieblich, denn alles, was Menschenhand dort geschaffen hat, fehlt hier gänzlich. Gegen neun Uhr erreichten wir das 300 m hoch gelegene schmale Thal über der Smithwinkelbai, wo wir für die Nacht lagerten. Bald loderte ein lustiges Feuer, und während wir warteten, daß uns der Kessel durch seinen Gesang den Zeitpunkt verraten würde, da wir den braunen Trank Arabiens bereiten könnten, befriedigten wir vorerst die berechtigten Forderungen des Magens, uns zugleich mit dem gewürzigen aber leider sehr starken Kapschen Rotweine stärkend. Bei einem Becher Kaffee verplauderten wir noch einige Zeit, nahmen dann die Decken und streckten uns gegen Mitternacht ins Gras.

Situationsplan zur Landpartie nach dem Kap der guten Hoffnung.

Von der Lagerstelle meiner Gefährten her ertönte in schönem Dreivierteltakte gar bald das bekannte Geräusch, welches mir anzeigte, daß sie hinübergeschlummert seien in das Reich der Träume. Ich selbst konnte aber so bald nicht einschlafen. Der Mond war vor zwei Stunden hinter den Bergen im Nordwesten verschwunden und mußte wohl schon untergegangen sein, denn ziemlich dunkel und verschwommen blickten die Bergkuppen auf mich hernieder. Ringsumher glühten und sprühten tausend Fünkchen auf, denn die Büsche wimmelten von schwärmenden Leuchtkäfern, einer kleinen etwa 5 mm langen Noctiluca. Aus der Tiefe tönte gedämpft ein leichtes Brausen herauf, die Sprache des Meeres, ab und zu anschwellend, wenn der laue Westwind nachließ, dann wieder ersterbend, um nach einiger Zeit von neuem zu beginnen. Zwar schloß ich mehrmals die Augen, doch schlafen konnte ich nicht. Ich verlangte auch gar nicht danach, denn es dachte und träumte sich so schön in dieser fremdartigen Umgebung, bei dem fernen, geheimnisvollen Rauschen des Meeres und den blinkenden Sternen über mir. Hoch oben stand der Orion, jenes herrliche Sternbild, welches ich in der nordischen Heimat so oft bewundert, wenn es im Winter den südlichen Himmel schmückte. Hier zeigte es sich mir im Norden und natürlich in umgekehrter Lage, d. h. der Sirius stand höher als der Fuß des Orion und der Fuß wieder höher als der Jakobsstab. Ich war ja diesen Sternen entgegen um den Erdball herumgewandert. Nicht weit davon erglänzte der rötliche Aldebaran im Stier und das Siebengestirn, nach Süden hin aber strahlte das südliche Kreuz, das ich schon als Primaner so sehnlich zu kennen wünschte, da es als das schönste Sternbild am Himmelsgewölbe gepriesen wurde. Als ich es auf meiner Reise nach Südafrika zum erstenmal erblickte, war ich allerdings enttäuscht, woran wohl die hoch gespannten Erwartungen schuld sein mochten. Doch auch heute noch muß ich sagen, daß ich ihm nicht so ohne weiteres den ersten Rang am Himmelsgewölbe zuerkennen kann, denn das Bild des oben erwähnten Orion muß ich ihm gleichstellen. Einen eigenen Reiz aber erhält dies Sternbild des südlichen Kreuzes durch die nahe Zusammenstellung von hell und dunkel. An einer besonders breiten Stelle der Milchstraße stehend, fallen die vier hellen, in unregelmäßigem Viereck angeordneten Sterne dem Auge sofort auf, denn dicht daneben ist so zu sagen ein Loch in der Milchstraße, eine rundliche sternfreie Stelle, welche dem Auge daher fast schwarz erscheint und der Kohlensack genannt wird. Es ist der starke Gegensatz des besonders hellen Teiles der Milchstraße mit den vier Sternen erster und zweiter Größe zu diesem schwarzen Fleck, welcher dem Sternbilde seinen Ruf bei den Seefahrern der südlichen Halbkugel erworben hat.

Doch unter diesen Betrachtungen mußte auch ich eingeschlafen sein, wahrscheinlich unterstützt dabei von dem schweren Pontak, den ich als Abendtrunk genossen. Ein leichtes Frösteln weckte mich. Es dämmerte schon. Wir bereiteten unser Frühstück, Fleisch bratend und Kaffee kochend. Da nur noch vier Wegstunden vor uns lagen, ließen wir uns Zeit. Schließlich jedoch, es mochte etwa zehn Uhr sein, trieb ich zum Aufbruch, denn der Himmel hatte sich mit einem verdächtigen Wolkenschleier bedeckt, und ich fürchtete Regen, durch den Westwind der vergangenen Nacht gewarnt. Wir wanderten dann auf der Hochebene entlang, weiter nach Süden, aber das Schicksal ereilte uns, ehe wir das Ziel erreicht hatten. Gegen Mittag senkte sich der Nebel auf uns

nieder, es begann zu regnen; wir verloren unseren Pfad, und bald irrten wir über Fels und Stein, durch Sumpf und Ried umher, überschwemmte Stellen erst gar nicht mehr umgehend, sondern immer gerade hindurch watend, da ja doch nicht mehr Wasser in die Schuhe kommen konnte, als schon darin Platz gefunden hatte. Immer wieder gelangten wir an den Rand des Plateaus, an dessen Fuße wir das Meer branden hörten, bis wir endlich gegen drei Uhr die ersehnte Farm erreichten, die einzige, welche auf diesem Teile der Halbinsel liegt. Ein Schotte bewohnte sie, doch auch er war leider schon so sehr verafrikanert, daß er mit dem größten Gleichmute dem Verfalle derselben zusah, nur ein kleines Stückchen Land dicht beim Hause bebauend. Gastfreundlich nahm er uns trotz der triefenden Kleider auf und wärmte unsere frostigen Glieder durch sofort bereiteten Kaffee. Bald darauf ließ der Regen nach und wir setzten unsere Reise nach dem Leuchthause fort, welches wir noch vor Dunkelwerden erreichten, trotzdem wir bei einer Schlangenjagd eine halbe Stunde verloren. Dicht am Wege hörten wir plötzlich ein Zischen und sahen eine Kobra ihren gelbbraunen Leib aufrichten. Mit guten Stöcken bewaffnet, konnten wir dieselbe sofort angreifen. Zwar machten die Zweige des Busches, in dem sie lag, ein Beikommen schwierig, doch gelang es endlich, sie durch einen Schlag kampfunfähig zu machen und dann zu töten. Sie maß 1 2/3 m und hätte einem sorglosen Wanderer oder Blumensammler leicht verhängnisvoll werden können.

Unsere Befürchtung, im Leuchthause etwa keine Aufnahme zu finden, wurde bald zerstreut. Beide Wärter, der eine ein Däne, der andere ein farbiger „Afrikander“; also ein Glied der hier stark vertretenen Mischlingsrasse von Weißen und Schwarzen, wetteiferten, uns zu bieten, was sie vermochten. In einem leeren Zimmer war bald ein mächtiges Kaminfeuer entfacht, welches uns wärmte und trocknete, und nachdem wir die Fußbekleidung gewechselt und ein gutes Mahl eingenommen hatten, fühlten wir uns wieder so frisch und vergnügt wie je in unserem Leben. Der Däne erwies sich als ein ziemlich gebildeter Mann. Bewässerungstechniker, wie er sich nannte, hatte er, anscheinend durch politische Vorgänge gezwungen, sein Vaterland verlassen. Er war dann vielfach in der Welt umher gewesen. In Deutschland, in Frankreich, in Italien; aber nirgends hatte es ihm glücken wollen. Jetzt saß er hier, das Leuchtfeuer am Kap der guten Hoffnung hütend. Er lud uns in seine Wohnung und führte uns seine Frau und seine Kinder zu. Ein hübsches, jugendliches Weib, blond von Haar wie Ingeborg, die Augen blau. Die beiden Mädchen ihr getreues Abbild.

Es berührte mich eigenartig, das Geschick der beiden. Wie mancher mag gleich ihnen von dem Schicksal verschlagen werden in irgend einen Winkel des Erdballs, wohl nur selten entsagend, meist aber hoffend, immer hoffend, wieder heimkehren zu können in das Land seiner Väter, bis Freund Hain ihn zuletzt abruft, allem Sehnen ein Ende machend.

Hatte der Mann auch 1864 bei Düppel gegen die Preußen gefochten, so stießen wir doch fröhlich an — auf glückliche Rückkehr in die Heimat, und es schien den beiden eine Wohlthat zu sein, wieder einmal mit Menschen reden zu können, welche die Heimat kannten, welche durch das gleiche Gefühl mit ihnen verbunden waren, denn so heiter und froh sie auch plauderten, es war leicht herauszuhören, daß beide, besonders sie, die blonde Tochter des Nordens, sich hinwegsehnten von diesem einsamen, verlassenen Felsen am Südende des schwarzen Erdteils.

In der Nacht ging der Wind von West nach Süd herum, dabei zum furchtbaren Sturme anschwellend. Trotz des festen Schlafes, in den ich gefallen war, wachte ich einigemale auf, als die fußdicken, gegen den Felsen gebauten Mauern des Häuschens von den gewaltigen Stößen erbebten. Am Morgen kletterte ich etwas vorn um die Felsen herum, denn das Leuchthaus steht nicht auf der äußersten Spitze, sondern auf dem höchsten Punkte zwischen dem östlichen Ausläufer, Cape point, und dem westlichen, dem eigentlichen Cape of good hope. Der Sturm war aber so stark, daß es mir unmöglich war, dort aufrecht zu stehen oder gar zu gehen, und daß ich daher, nur auf allen vieren kletternd, einen Felsenvorsprung erreichen konnte, von wo ich eine umfassende Rundsicht genoß.

Es ist ein gewaltiger Anblick, diese Felsenwand, welche das Leuchthaus trägt. Wie aus mächtigen Sandsteinquadern aufgebaut, steigt sie auf bis zur Höhe von 250 m, so steil, daß man von oben nicht den Fuß derselben sehen kann, sondern nur die Brandung dagegen andonnern hört. Von hier schweift der Blick nach Osten über die Falsebai hin, welche auf der anderen Seite von den zackigen Drakensteenbergen mit dem nasenförmigen Kap Hangklip begrenzt ist. In weiterer Ferne steigen immer neue Vorgebirge auf, bis schließlich das letzte, welches ich sah, das Kap Queerpoint, mit der Meeresfläche verschwamm, die wirkliche Südspitze Afrikas, das Kap L'Agulhas, meinen Blicken entziehend. Im Westen des Leuchthauses steigt zwar ebenso steil, aber weniger hoch, das auch auf dem Bilde (S. 31) sichtbare, eigentliche Kap der guten Hoffnung auf, dazwischen eine Bucht mit blendend weißem Sande bildend. Nach Süden aber dehnt sich das unendliche Meer, nur in geringer Entfernung vom Lande noch einmal unterbrochen von dem Felsenriffe der Bellowsrocks. Heulend sauste der Wind um die Felsen, und obgleich das Meer bis in seine innersten Tiefen aufgewühlt sein mußte, erschienen die Wellen, aus dieser Höhe betrachtet, nicht bedeutender, als ich sie auf dem Rheine gesehen hatte. Die Sturmmöven hatten die Größe von Schwalben, und nur das Donnern der Wogen gegen die Felsen unter meinen Füßen bewies, daß auch da unten die wildeste Aufregung herrschte.

Solch ein Sturm mag es wohl gewesen sein, welcher Bartholomäus Diaz veranlaßte, diesem Felsen den Namen des Kaps der Stürme zu geben, und mancher Schiffer hat wohl seitdem die gleiche Erfahrung gemacht.

Wer vermag zu sagen, wieviel hunderttausende von Schiffen dieses Kap umsegelt haben, seitdem dies vor 400 Jahren zum erstenmal geschah. Ganze Flotten sah es gegen Osten ziehen und wieder heimkehren, beladen mit den Schätzen Indiens und Chinas. Noch jetzt, nachdem der Suezkanal fast den ganzen indischen

und chinesischen, sowie den größten Teil des australischen Verkehrs an sich gerissen hat, beläuft sich die Zahl der jährlich vorbeikommenden Schiffe auf mehrere tausend. Sie alle schauen aus, bei Tage nach dem weißen Türmchen auf der Höhe, in dunkler Nacht aber und besonders bei trübem Wetter nach dem Blink-Lichte dort oben, welches in Minutenpausen scheint und auf sieben deutsche Meilen hin zu sehen ist. Erleichtert dreht der Schiffer das Steuer, hat er endlich jenen Wegweiser aufgefunden.

In Betrachtungen dieser Art versunken, hatte ich den Horizont längere Zeit nicht beobachtet. Als ich aufblickte, gewahrte ich von Osten kommend zwei größere Dampfer. Als sie sich etwas mehr genähert hatten, erkannte ich sie an der schweren Takelung als Kriegsschiffe. Ein freudiger Gedanke durchzuckte mich. Ich eilte zurück nach dem Wärterhaus und fragte unseren Gastfreund, was es für Schiffe seien. Er betrachtete sie eine Zeitlang durch das Fernrohr und erklärte dann, daß sie die deutsche Flagge führten. „Hurra!“ und nochmals „hurra!“ riefen wir vereint, „das Z zibar-Geschwader kommt!“ Hätten wir dort schon d n jetzt wohl auch in Deutschland verbreiteten Marsch: „Auf nach Zanzibar“ gekannt, welchen wir einige Tage später bei einem Konzerte der deutschen Schiffskapellen in Kapstadt hörten, wir würden ihn sofort angestimmt haben. Der Mann sagte uns dann, daß schon am frühen Morgen eine deutsche Korvette nordwestwärts vorbeigegangen sei, und so durften wir erwarten, bei unserer

Das Kap der guten Hoffnung (S. 30).

Rückkehr nach Kapstadt drei deutsche Panzerschiffe in der Tafelbai vorzufinden.

Bald darauf packten wir unsere Ränzel und marschierten bei schönerem Wetter den Weg zurück, welchen wir gekommen, am nächsten Morgen wieder in Kapstadt eintreffend. Und siehe da, drei schöne Schiffe, „Prinz Adalbert“, „Stosch“ und „Gneisenau“ wiegten sich vor der Stadt, das Herz der Deutschen mit Freude erfüllend, den Neid so mancher anderer erregend, denn selbst die Gegner der Deutschen, und deren gibt es hier gar viele, können nicht umhin, das gute Aussehen der Schiffe anzuerkennen, sowie das saubere Auftreten und gute Betragen der Matrosen, wodurch dieselben sich so vorteilhaft von denen anderer Marinen unterscheiden. Am meisten aber imponieren die Herren Offiziere, besonders wenn sie in Uniform ans Land kommen. So schneidig und „patent“ wie sie tritt allerdings auch keine andere Nation auf. Nicht wir Deutsche allein, sondern auch andere spenden ihnen dieses Lob, und ich habe es öfter von sachverständiger Seite gehört — aus schönem Munde.

Obgleich die deutsche Kriegsflagge erst spät auf dem Weltmeere erschienen ist, so übertrifft doch die Zahl unserer Schiffe, welche in den letzten Jahren das Kap der guten Hoffnung gedoppelt haben, die aller anderen Länder zusammengenommen, von der englischen Marine natürlich abgesehen. Für die Bewohner des Kaps ein sichtbarer Beweis der Größe und Macht des deutschen Vaterlandes, dessen sich seine hier lebenden Kinder mit Recht freuen, von Herzen wünschend, daß die deutsche Flagge das Kap der Stürme auch fernerhin so stolz und ungefährdet grüßen möge wie bisher.

Heidelberger Schloß von der Terrasse aus gesehen.

Alt-Heidelberg, du feine!

Von

A. von Oechelhäuser.

„Es gibt Namen, die etwas von einer Zauberformel in sich tragen", so beginnt Hermann Grimm sein Leben Michelangelos. Er nennt Athen und Florenz. Wir nennen Heidelberg, und wie mit Zauberschlag erscheint das Bild jenes herrlichen Schlosses auf dem grünen Hügel droben über dem Neckar, in strahlenden Sonnenglanz gebadet oder vom fahlen Mondlicht umzittert; trotzig ragen die Trümmer der Feste empor, epheuumkleidet, windumtobt; dazwischen stolze Palastbauten in jugendfrischer Schönheit von Tagen entschwundener Herrlichkeit erzählend. Und aus den rauchenden Ruinen steigt herauf das Bild des allerchristlichsten Königs höhnisch grinsend, ihm zur Seite ein bleiches Weib mit gebundenen Händen, thränenden Auges die Stätte ihrer Kindheit betrachtend. Darüber aber kreist in ruhigem Bogen der deutsche Aar, seine Schwingen wie zum Schutze ausbreitend.

Mag nun auch jeder den Grundton zu diesem Bilde aus seiner Individualität herauswählen, der Zauber des von Natur, Kunst und Geschichte gewobenen Ganzen bleibt derselbe. Neben dieser Bedeutung des Heidelberger Schlosses im allgemeinen ist aber auch, wenn wir das Bild in seine Bestandteile auflösen, der rein

künstlerische Wert der Bauten ein so anerkannt hoher, daß es immer wieder lohnt, von diesem Standpunkte allein aus an die Betrachtung des ehrwürdigen Denkmals heranzutreten.

Die Baugeschichte des Heidelberger Schlosses ist noch zu schreiben. Von allen Seiten her ist man bemüht, urkundliches Material herbeizuschaffen, welches in Vereinigung mit den vom großherzoglichen Schloßbaubüreau angestellten technischen Untersuchungen dazu bestimmt ist, über die Entstehungszeit und den baulichen Zusammenhang der einzelnen Teile des Schlosses authentische Aufklärung zu geben. Indem wir auf den Abschluß dieser in den besten Händen ruhenden Arbeiten, die voraussichtlich manches überraschende Resultat liefern werden, verweisen, werden wir uns in folgendem auf eine kunstgeschichtliche Würdigung der Baulichkeiten, wie sie uns vor Augen stehen, zu beschränken suchen.

Bekanntlich wird das untere Schloß auf dem Jettenbühl im Gegensatz zu der oberen an Stelle der jetzigen Molkenkur in Ruinen teilweise noch vorhandenen, älteren Schloßanlage zuerst 1329 im Vertrage von Pavia urkundlich erwähnt. Mit dem Dreißigjährigen Kriege hört die Bauthätigkeit, soweit es sich um Neubauten handelt, auf. Drei Jahrhunderte haben mithin den einzelnen Bauten, die heute in ihrer planlosen Nebeneinanderstellung den großartigen Baukomplex des Heidelberger Schlosses bilden, ihr architektonisches Gepräge aufgedrückt, wovon mehr als zwei Drittel unter dem Einflusse des gotischen Stiles stehen, während nur eine verhältnismäßig kurze Zeit in den Formen der Kunstrichtung schafft, welche Dürer „antikisch" nennt und die wir als Renaissance bezeichnen. Dennoch ist es gerade diese letztere Periode, deren Schöpfungen dem Heidelberger Schlosse seine kunstgeschichtliche Bedeutung sichern. Wie im Osten unseres Vaterlandes das stolze Herrenschloß der Hochmeister des Deutschen Ordens den Höhepunkt in der Profanbaukunst der Gotik bezeichnet, so bietet für die Ausbildung der Renaissance auf deutschem Boden das Heidelberger Schloß das würdige Gegenstück; wir werden daher bei der Betrachtung der gotischen Baulichkeiten nur kurz zu verweilen haben.

Werfen wir einen Blick auf die Gesamtanlage, indem wir die Bekanntschaft sowohl mit der Lage und Disposition des Ganzen, wie mit der Erscheinung der einzelnen Baulichkeiten voraussetzen, so springt zunächst der Mangel eines einheitlichen Bauplanes ins Auge. Entsprechend dem Bedürfnis und den Mitteln der Bauherren, welche hier oben residiert haben, sind die einzelnen Baulichkeiten innerhalb des befestigten Burgplateaus der Reihe nach entstanden. War kein Platz mehr vorhanden, so mußten ältere Anlagen den jüngeren weichen, bis schließlich unter Friedrichs V. Regierung sogar die geschlossene Gestalt der um den Hof herum gruppierten Gebäude durch den Anbau des sogenannten englischen Baues und durch die Zuziehung des von Ludwig V. erbauten dicken Turmes, offenbar nicht zu Gunsten der Verteidigungsfähigkeit des Ganzen, verlassen wurde. Die Folge dieser stückweisen Entstehung ist außer der originellen Mannigfaltigkeit in der äußeren Erscheinung der Bauten jene wundervolle perspektivische Wirkung des Schloßhofes, welche besonders beim Eintritt vom Thorturme aus wahrhaft überraschend entgegentritt. Kein rechter Winkel ist vorhanden, alles stößt stumpf- oder spitzwinklig aneinander; keine Fluchtlinie geht durch, lauter ein- und ausspringende Winkel. Wahrscheinlich, daß der schräge Zug der älteren Schloßmauer auf der östlichen und westlichen Seite hierauf bestimmend einwirkte; freilich ist dann die Anlage des vor der westlichen Front bis an die von Ludwig V. errichtete Zwingermauer heraustretenden sogenannten Rudolfsbaues viel jünger anzunehmen, als bis vor kurzem zu geschehen pflegte.

Universitätsgebäude.

Die ältesten Teile des Schlosses, abgesehen von den für unseren Zweck nicht in Betracht kommenden Befestigungsanlagen, sind die den Schloßhof nach Westen hin begrenzenden drei Gebäude, welche sich um den alten Schloßbrunnen herum gruppieren (s. Abbild. S. 50).

Die Baugeschichte dieser drei zum Teil notdürftig

Der Hof des Heidelberger Schlosses, Blick gegen Norden (S. 40).

mit Dächern versehenen Ruinen liegt noch völlig im Dunklen. Fest steht nur durch die Inschrift am Baue selbst, daß das südlichste dem Eingange zunächst gelegene Gebäude von Ruprecht III. (1398—1410), dem deut-

schen Könige, erbaut und von Ludwig V. (1508—1544) gegen Ende seiner Regierung erneuert worden ist. In Bezug auf die beiden übrigen Bauten, ihren Ursprung und ihre Bestimmung, sind zuverlässige Angaben erst von der oben erwähnten, in Aussicht stehenden Publikation zu erwarten.

Behalten wir vorläufig die hergebrachten Bezeichnungen: Rudolfsbau und Bandhaus für dieselben bei! Die heutige Erscheinung dieser drei auf der einen Seite durch einen schmalen, gewundenen Gang innerhalb der Mauer, auf der anderen durch eine am Rudolfsbau ausgebaute hölzerne Galerie miteinander in Verbindung gebrachten Bauten bietet vom architektonischen Standpunkte aus geringes Interesse. Besonders das Bandhaus, welches sich einst mit zwei Obergeschossen stattlich erhob, ist jeden Schmuckes beraubt und wird von der Last des gewaltigen Daches förmlich zu Boden gedrückt. Am Rudolfsbau, der seine Giebelseite dem Hofe zukehrt, erfreut doch wenigstens der luftige gotische Erker im zweiten Stock, welcher die reichen Formen der Gotik des 15. Jahrhunderts aufweist, das Auge, und erleichtern die auskragenden Konsolen in Gedanken eine Rekonstruktion der längs der Front herlaufenden Holzgalerien. Einen Begriff von der Erscheinung dieser beiden Baulichkeiten nach ihrer Wiederherstellung von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges bietet die von Süden aus gesehene Ansicht des Schloßhofes von Ulrich Kraus von Augsburg vom Jahre 1684. Wir erblicken hier den stattlichen Bau des Bandhauses in reichem Renaissancegewande. Die nackten Mauern sind mit Putz beworfen, und erscheint darauf eine Quaderteilung gemalt, von der heute noch schwache Spuren bemerkbar sind. Ob die ganze Architektur mit ihren Pilastern, Nischen, Gesimsen und Bekrönungen, der Mode der damaligen Zeit entsprechend, nur aufgemalt war, ist nicht deutlich ersichtlich; jedenfalls ist der ursprüngliche gotische Charakter des Bauwerks völlig vernichtet. Was die Glaubwürdigkeit der Kraus'schen Zeichnungen anbetrifft, so erscheint dieselbe allerdings sehr zweifelhaft, wenn wir die nördliche Ansicht des Schlosses mit der nachweislich niemals vorhanden gewesenen Bandhausfaçade zwischen Friedrichs- und Englischem Bau, sowie die falsche Zeichnung des Faßgebäudes daselbst ins Auge fassen; immerhin ist es aber möglich, daß der Zeichner damit nur einem vielleicht erst nachträglich auf die Platte gebrachten Projekte seinerseits hat Ausdruck geben wollen, wofür man die Bestätigung in der auffallend helleren Wiedergabe des betreffenden Bauteiles erblicken könnte. Der Rudolfsbau mit dem großen Schloßbrunnen davor wird bei Kraus nur zur Hälfte sichtbar; der Giebel ist, übereinstimmend mit Merian, gleichfalls in dem Geschmacke der Renaissance umgeändert, der Erker wohl aus zeichnerischen

H. Nestel

Elisabethpforte (S. 61). — Schloß von der Molkenkur aus.

Heidelberg vom Philosophengang aus.

Brückenturm.

Gründen weggelassen. — Das Aeußere des Ruprechtsbaues in seiner damaligen Gestalt zu rekonstruieren, fällt trotz des Mangels an einer älteren Abbildung nicht sonderlich schwer. Daß übrigens auch dieser ehrwürdige Bau nicht von den Händen der Façadenmaler verschont geblieben, beweisen besonders in der Umgebung der beiden Wappen deutlich auf dem Putze erhaltene Farbenspuren. Wie weit sich die restaurierende Thätigkeit Ludwigs V. erstreckt hat, ist noch nicht mit Sicherheit konstatiert worden. Auffällig für eine Anlage des frühen 15. Jahrhunderts bleibt die große Regelmäßigkeit in der Fenstergruppierung, das Zusammenfassen von je zwei Fenstern zu einer Gruppe, und der gleichmäßige Achsenabstand dieser Gruppen untereinander. Das untere Stockwerck zeigt auf der erhaltenen südlichen Hälfte eine andere Achsenteilung, und liegt der Gedanke daher nahe, daß der Umbau Ludwigs sich bis auf den ersten Stock erstreckt hat, worauf u. a. auch die an dem südlichen Teil der Hinterfront mittelst dreifacher Vorkragungen hergestellte Ausgleichung der schiefwinkligen Anlage hinzuweisen scheint.

Im Inneren bietet heute nur der „Rudolfsbau" sowohl durch die Grundrißanlage (cf. M. Rosenberg, Quellen, Exkurs III., Taf. 5—8) wie durch die erhaltenen spätgotischen Details größeres Interesse. Es ist der einzige Bau des Schlosses, der nachweislich auch in den oberen Stockwerken gewölbt war. Hieraus ist einerseits die Stärke der Umfassungsmauern zu erklären, andererseits aber auch ein Schluß in Bezug auf seine Bestimmung zu ziehen. Die ältere Bezeichnung „Bibliotheksbau" wird vermutlich die richtigere sein, und müßten wir uns danach die kurfürstliche Bibliothek, vor ihrer Verlegung in die Heiliggeistkirche, im großen, das ganze erste Stockwerck einnehmenden Saale aufgestellt denken, während die übrigen Räumlichkeiten vom Archiv und der Kanzlei eingenommen wurden, zum Teil auch wohl zu Wohnungen dienten. Ein weiteres Eingehen auf Details in dieser Richtung würde zu weit führen.

Mit Ludwig V. (1508—1544) beginnt die Bauthätigkeit am Schlosse im größten Umfange. Von ihm rühren nicht nur die großartigen Befestigungsanlagen her, welche der Süd- und Westseite des Schlosses noch heute das burgartige Gepräge verleihen, sondern auch ein neuer Schloßbau mit den anstoßenden Oekonomiegebäuden in der südöstlichen Ecke des Schloßhofes verdankt diesem baulustigen Fürsten seine Entstehung. So reich nun auch die Gelder bei Veranlassung der Kaiserwahl aus den Kassen der Habsburger in die des einflußreichen, pfälzischen Kurfürsten geflossen sein mögen,

schmucklos und nüchtern erscheinen sowohl die erwähnten Reparaturarbeiten am Ruprechtsbau, wie auch der an dem Eingangsturm inschriftlich mit 1524 bezeichnete und nach seinem Erbauer benannte Neubau im Osten des Schloßhofes. Wieviel von der ursprünglichen Anlage des letzteren bald darauf dem Ottheinrichsbau zum Opfer gefallen, ist unbekannt. Erwähnt sei noch der gleichfalls von Ludwig V. erbaute Ziehbrunnen mit dem auf den sagenhaften Ingelheimer Syenitsäulen ruhenden Kreuzgewölbe darüber. (S. 46.)

Eine allen Ansprüchen der verfeinerten Kriegskunst entsprechende feste Burg hatte Ludwig seinen Nachfolgern hinterlassen; diesen fiel es zu, die Heiterkeit und Pracht einer kurfürstlichen Residenz zum Ausdruck zu bringen.

Unter Friedrich II., der erst als Sechziger den Kurhut aufs Haupt setzte, einem Mann von bewegter Vergangenheit und voll ehrgeiziger Pläne, zog die lutherische Lehre, welche sich bis dahin in den pfälzischen Landen noch nicht offen hervorgewagt hatte, siegreich in die Heiliggeistkirche ein; gleichzeitig fand droben auf dem Jettenbühl jene neue, über die Alpen eingewanderte Kunstrichtung Einlaß, die bereits ein halbes Jahrhundert lang auf deutschem Boden in den gewerblichen Künsten heimisch zu werden gesucht hatte, ohne in der Architektur festen Boden gefunden zu haben. Innerhalb zweier Menschenalter entstehen die vier großen Renaissancebauten des Schlosses, die mit dem Bau Friedrichs II. beginnen und mit dem Friedrichs V. ihren Abschluß finden.

Der von Friedrich II. in der nordöstlichen Ecke des Schloßplateaus errichtete „Neue Hof“ hat eine doppelte Bedeutung: als erster Renaissancebau des Schlosses, sowie als Mittelglied zwischen den Palästen Ottheinrichs und Friedrichs IV. Die Aufgabe, beide Bauten nachträglich miteinander in Verbindung zu bringen, hätte nicht vollkommener gelöst werden können, als es durch diese stilverwandte und doch so grundverschiedene Anlage geschieht. Natürlich lag diese Aufgabe nicht in dem Bauprogramm des zuerst erstandenen Neuen Hofes, welcher sich ursprünglich freistehend bis an die östliche Schloßmauer heran erstreckte, ehe der Ottheinrichsbau sich vor den größten Teil seiner Hof-Façade quer vorlegte. Ein Blick auf den Grundriß zeigt heute noch die den Arkaden des westlichen Teiles entsprechende doppelte Mauerflucht, über deren architektonische Ausbildung die Untersuchungen des Schloßbaubureaus Aufklärung geben werden.

Der kleine Teil der Hof-Façade — die nördliche Seite des Baues kommt architektonisch nicht in Betracht — der heute sichtbar erscheint, zeigt eine dreifach übereinander errichtete Bogenstellung, die sich rechts an dem schmucklosen Treppenturm, links an einem unorganisch in den Hof vorspringenden Flügelbau anlehnen. Der ehemalige obere Abschluß mittelst einer zweiteiligen, flachbogigen Holzgalerie wird aus dem Kraus'schen Blatte kenntlich. Ob der mit einem reich verzierten Renaissancegiebel versehene Flügelbau als Thor-

Architektur am Ottheinrichsbau (S. 57). — Eingangsthor zum Schloßhof.

turm für den nördlichen Haupteingang zum Burghofe aufzufassen, ob derselbe lediglich Terrainrücksichten seine Entstehung verdankt, oder gar erst später, als man an die Errichtung des Friedrichsbaues ging, seine jetzige Gestalt erhalten, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls ist derselbe als eine kräftige Cäsur inmitten des Linienflusses der drei Renaissancebauten zu betrachten und für die architektonische Wirkung der berühmten Schloßecke von höchster Wichtigkeit. Die mit Kreuzgewölben überdeckten Arkaden des Neuen Hofes zeigen den eigentümlich malerischen Reiz aller Uebergangsbauten. Das Motiv des luftigen Arkadenhofes der italienischen Palastarchitektur erscheint hier mit der schwerfälligen Würde frühmittelalterlicher Formgebung bekleidet. Diese plumpen, sich stark verjüngenden, kannelierten Säulen mit den fein gegliederten korinthischen Kapitellen und Basen verraten wenig von ihrem südlichen Ursprunge, und wie zum Hohne ziehen sich noch schwere Eisenstangen als Anker unter dem Bogen her, von einem Kämpfer zum anderen. Dennoch liegt im Ganzen eine solche urwüchsige Kraft und Originalität, daß das Auge immer wieder mit Wohlgefallen auf dieser Lieblingsstätte aller Maler und Photographen haftet (S. 37 u. 57).

Wie anders hatte Ottheinrich kurz zuvor beim Neubau des Schlosses in Neuburg a/D. das Motiv des von Arkaden umgebenen Schloßhofes, das bald auch ein beliebtes Motiv für die Innenhöfe der Privathäuser (Pellerhaus in Nürnberg) wurde, zur Geltung gebracht! Zwar mischen sich hier noch gotische und Renaissanceformen bunt durcheinander, immerhin ist das Ganze aber in italienischem Sinne frei und luftig erfunden. Störend wirkt nur die unschöne Form der Stützen, welche im Gegensatz zu der Stand- und Tragfestigkeit der Säulen am Neuen Hofe in Heidelberg alle möglichen aus geraden und krummen Linien zusammengesetzten Querschnittsformen aufweisen und die Last spielend zu tragen scheinen.

Das Innere des Neuen Hofes, welches den oft erwähnten gläsernen Saal barg, ist völlig bis auf den Boden ausgebrannt. Dagegen schaut der gotische Erker an der Giebelseite noch heute luftig und lustig in das Neckarthal hinab.

Ehe wir uns zu dem Nachbarbau wenden, wollen wir noch eines Prachtstückes der Renaissanceskulptur Erwähnung thun, welches jetzt in einem kleinen, niedrigen Raume des Ruprechtsbaues untergebracht ist. Es ist dies der Kamin, welchen Friedrich II. nach Alts Untersuchungen (cf. Lützows Zeitschr. XIX, S. 110 fg.) durch Kaspar Fischer, einen der beiden in dem bekannten Vertrage mit Alexander Colins vom Jahre 1558 erwähnten Baumeister, herstellen und mit seinem und seiner Gattin kurfürstlichen Wappen schmücken ließ. Mag der Name des Verfertigers noch so gut deutsch klingen, seinem künstlerischen Ursprunge nach haben wir ein Werk bester oberitalischer Renaissance vor Augen. Freilich bedarf es erst eines Blickes auf die vortrefflichen Graimbergschen und Pfnorschen Rekonstruktions-Zeichnungen, um sich dessen voll bewußt zu werden. Der jetzige traurige Zustand und die schlechte Beleuchtung lassen das frühere Aussehen nicht viel mehr, als ahnen.

Unseres Erachtens haben wir kein Recht, künstlerische Erzeugnisse, die weiter nichts mit Deutschland zu thun haben, als daß sie auf deutschem Boden stehen

Inneres des Schloßhofes mit dem Brunnenhause (S. 43).

Im Ottheinrichsbau (S. 60).

wie das Belvedere in Prag, das Piastenschloß in Brieg u. a. m. haben mit der Geschichte der deutschen Renaissance nur so weit zu schaffen, als sich ihr Einfluß auf die Baukunst der betreffenden Gegend verfolgen läßt; sie sind ebensowenig deutsch, wie das Rosenkranzbild italienisch, weil Dürer es in Venedig gemalt hat.

Von einer selbständigen Formengebung ist an unserem Kamine so gut wie nichts zu spüren. Die fein abgewogenen, reich verzierten Profilierungen, die graziösen Ornamente auf den Pilastern und in den Füllungen verraten ein an den Werken der Lombarden herangebildetes Auge und eine Meisterschaft der Technik, welche bei dem minderwertigen Materiale doppelt anzuerkennen ist. Am wenigsten gelungen sind die innerhalb einer perspektivischen Reliefarchitektur angebrachten Löwen-Wappen, die wohl als die einzige originelle deutsche Zuthat zu bezeichnen sind.

oder von einem Künstler mit deutschem Namen ausgeführt sind, für uns zu reklamieren, und als Schöpfungen der deutschen Renaissance zu bezeichnen. Erst als die einheimischen Künstler mit dem überkommenen Formenkreise selbständig und eigenartig weiter zu schaffen unternahmen, entstand eine nationale Stilentwicklung, wie sie Deutschland sowohl in der Gotik wie in der Renaissance aufzuweisen hat. Bauten

Ottheinrich, eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den Fürsten des Zeitalters der Reformation, ist in vielen Beziehungen das Gegenstück zu seinem Vorgänger und Oheim. Jener, wie ihn uns Häuser schildert, ein unruhiger, schwankender Geist, voll hochfliegender Pläne, im Herzen Katholik und Feind der neuen Lehre, dieser einer der ersten Fürsten, welche sich offen zu Luther

bekannten, ein klarer, zielbewußter Kopf, ein Freund des Humanismus und der Künste.

Wir besitzen das Tagebuch Ottheinrichs über seine Pilgerfahrt zum heiligen Lande, die er mit wenigen Gefährten von Venedig aus unternommen — zur Erinnerung an diese Reise ließ er daheim zwei Teppiche mit Darstellungen aus dem heiligen Lande weben, von denen der eine jetzt im Nationalmuseum zu München, der andere in der Sammlung des Historischen Vereins zu Neuburg a/D. aufbewahrt wird — und wenn er auch darin mehr von der Anzahl der Stücke und Kartaunen des Arsenals als von den baulichen Schönheiten der Lagunenstadt redet, ist doch nicht zu zweifeln, daß die Pracht der oberitalienischen Renaissancebauten ihm in Gedanken vorschwebte, als er die Façade des Baues entwerfen ließ, den er gleich nach Erlangung der Kurwürde zwischen den Bauten seiner Vorgänger errichten ließ (S. 59 u. 60).

Wir haben erwähnt, wie bereits beim Bau des Neuburger Schlosses, wo Ottheinrich als Verwalter von Neuburg und Sulzbach bis zum Jahre 1556 residierte, die welsche Bauweise Eingang gefunden. In räumlicher Ausdehnung kann sich der Heidelberger Neubau mit dieser großen, drei Flügel umfassenden Anlage nicht messen — der jetzt zum Archiv benutzte sogen. Theatersaal daselbst nimmt bei 50 m Länge, 18 m Breite und 12 m Höhe allein über ein Drittel der Grundfläche mehr ein, als der ganze Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses — an architektonischer Schönheit ist er derselben weit überlegen. Ein direkter Zusammenhang zwischen beiden Bauten ist nicht vorhanden.

Unter ganz anderen Verhältnissen, als um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts die französische Bauweise, waren drei Jahrhunderte später die italienischen Renaissanceformen in Deutschland eingedrungen: nicht allmählich in breitem Strome sich ergießend, sondern sprungweise und vereinzelt auftretend, nicht unter dem konservativen Schutze der Klöster und ihrer Bauhütten, sondern ungezügelt, von einzelnen Künstlern importiert, nicht kirchlichen, sondern vornehmlich weltlichen Zwecken dienend. Ihren Ursprung aus diesen Verhältnissen hat die italienische Kunst auf deutschem Boden nie verleugnen

Schloßhof vom Friedrichsbau aus gesehen.

Rudolfsbau mit Erker (S. 59).

können! Deutschland hat keinen Anteil an den Stilwandlungen der Renaissance jenseits der Alpen; es tritt erst selbständig in den Wettkampf ein, als die Blüte der Renaissance vorüber, und sich neben den reaktionären Bestrebungen der vitruvianischen Theoretiker ein Subjektivismus in der Kunst geltend machte, der den Keim des Verfalles in sich trug, und als dessen Vater Michelangelo zu bezeichnen ist. Abgesehen von der Bauthätigkeit italienischer Künstler, welche im Gegensatze zu Frankreich, wo sich in den dreißiger Jahren die Schule von Fontainebleau aus italienischen Künstlern gebildet hatte, in Deutschland nur sporadisch und zu dem jedesmaligen Zweck besonders berufen auftraten, beschränkte sich bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts der Einfluß der „antikischen Art" in der Baukunst auf ein versuchsweises Anpassen einzelner Motive und Kunstformen, wie wir solches beim Neuburger Schloß und dem Neuen Hofbau in Heidelberg erwähnt haben. Erst nach geraumer Zeit verliert die Renaissance in der Baukunst den Charakter der Mode und des Launenhaften so weit, daß sie, sich mehr und mehr nach dem Vorgange der Kleinkünste und von der Vormundschaft der Italiener befreiend im sogen. Barockstil zu selbständiger Entwickelung gelangt. An der Schwelle dieser Entwickelung steht der Ottheinrichsbau, den Höhepunkt bezeichnet der fünfzig Jahre später entstandene Bau Friedrichs IV.

Bei „Vater Grebel" im Palais Royal.

Für unseren Zweck erscheint es vorteilhaft, beide Baulichkeiten gemeinsam zu betrachten. Lassen wir unserem Vorhaben entsprechend die Frage nach dem Meister des Ottheinrichsbaues (siehe den Aufsatz von Alt l. c.) ganz außer Augen, ebenso wie es für uns ohne Wert ist, zu untersuchen, ob Johann Schoch nur der bauleitende Architekt oder der Schöpfer des Friedrichsbaues gewesen.

Das Bauprogramm beider Anlagen unterscheidet sich im Inneren wesentlich nur durch die Bestimmung des Erdgeschosses, im Aeußeren dadurch, daß der Friedrichsbau seiner nach der Stadt zu gekehrten Lage entsprechend beide Façaden architektonisch ausgebildet zeigen mußte, während der Ottheinrichsbau sich hintenhinaus mit einer reicheren Verzierung der Fenster des großen Saales begnügen konnte.

Das Erdgeschoß, übereinstimmend als Hauptgeschoß charakterisiert, dient beim älteren Bau zu Repräsentationszwecken, beim jüngeren zu einer Kirche, welche an der Stelle der alten, schadhaft gewordenen Rupertinischen Kapelle errichtet, bis in unser Jahrhundert hinein zum Gottesdienst benutzt worden ist. Dieser kirchliche Charakter des Inneren ist im Aeußeren des Friedrichsbaues in keiner Weise zum Ausdruck gebracht. Kein Mensch vermutet, daß hinter den hohen, viergeteilten Fenstern sich breite Emporenbögen zwischen den ins Innere gezogenen Strebepfeilern der steingewölbten Decke entlang ziehen und daß die schmale, unscheinbare Thür in das Innere eines reich ausgestatteten Gotteshauses führt. Der Architekt war dieser Aufgabe offenbar nicht gewachsen, und ist hierin der Ottheinrichsbau, dessen hohe luftige Fenster die Bestimmung der dahinter liegenden Räume von vornherein erkennen lassen, seinem Nebenbuhler überlegen. Die oberen Stockwerke wurden in beiden Gebäuden von Wohnungen eingenommen, zu welchen man auf teilweise

Portalbekrönung des Ottheinrichsbaues (s. u).

äußerst kunstvoll gearbeiteten engen Wendeltreppen emporstieg. Das Fehlen monumentaler Treppenanlagen ist charakteristisch. Von den reichen Wendelstiegen französischer Schlösser oder den geräumigen Prachttreppen italienischer Paläste zeigt das Schloß des deutschen Kurfürsten keine Spur.

Daß das Vestibül des Ottheinrichsbaues ohne die entstellende erst nach Anthonys Weggange eingefügte Scheidemauer geplant gewesen, hat Alt a. a. O. überzeugend nachgewiesen. Wieweit die Umänderungen des ursprünglichen Planes sich auch auf die Façade erstreckt haben, muß vorläufig dahingestellt bleiben, so gern man auch annehmen möchte, daß das Kartuschenwerk am Portal (s. o. und S. 56) sowie an den obersten Fenstern, und vor allen Dingen die beiden Frontgiebel erst nachträglich zugefügt worden.

Der Ottheinrichsbau ist heute eine Ruine, während der Bau Friedrichs IV. ausgebaut und mit einer wenn auch unsinnigen Dachanlage versehen ist. Abgesehen von dem verderblichen Einflusse, den der ungeschützte Zustand auf die Erhaltung des Bauwerkes ausübt, ist die jetzige Erscheinung des Ottheinrichsbaues dem architektonischen Eindrucke sehr günstig. Die zwei hohen Frontgiebel, welche Merian und Kraus, wenn auch nicht übereinstimmend, zeigen, sind bis auf geringe Spuren verschwunden, und ist damit der jedem gebildeten Auge wohlthuende horizontale Abschluß des Ganzen unfreiwillig hergestellt. Zu dieser rein italienisch gedachten Façade passen die ohne alle organische Verbindung aufgestülpten, deutschmittelalterlichen Giebel ganz und gar nicht, während beim Friedrichsbau, zumal bei der Nordfaçade, eine befriedigendere Lösung erreicht ist.

In ganz Oberitalien verstreut, in Venedig, Bologna, Verona, finden sich die einzelnen Motive vor, welche hier am Ottheinrichsbau zu neuer Melodie verarbeitet wiederklingen. Dennoch sind es nicht nur die Details, welche den Eindruck des italienischen Ursprungs wachrufen, sondern die ganze Teilung der Façade mittelst der großen, unverkröpft durchgehenden Horizontallinien der die einzelnen Stockwerke trennenden Gebälke ist echt „antikisch“ und steht mit der Vorliebe der Gotik für Betonung konstruktiver, senkrechter Linien, wie solche am Friedrichsbau nachklingt, in direktem Gegensatze. Es ist hierdurch beim Ottheinrichsbau eine Klarheit und Uebersichtlichkeit erzielt worden, welche im Vergleich zu der besonders unruhig wirkenden Hof-Façade des gegenüberliegenden Baues äußerst vorteilhaft wirkt. Eine heitere, vornehme Ruhe

Schlußstein über dem Eingang zum Ruprechtsbau (S. 57).

auf der einen, eine gedrängte Ueberladung auf der anderen Seite.

Die Raumteilung an beiden Façaden des Friedrichsbaues ist so knapp bemessen, daß ein Bauteil dem anderen im Wege steht. Wie eingekeilt sitzen die Fenster zwischen den durch energische Gesimsverkröpfungen betonten, von unten auf durchgehenden Pfeilerreihen. Sohlbank und Giebel sind gezwungen, auf die Pfeiler hinüber auszuladen, so daß im dritten Stocke die Voluten an den Kapitälen der Pfeilervorlagen direkt mit der Sima der Fensterverdachung zusammenstoßen. Auch in der Höhe haben die Fenster keinen Raum zur Entwickelung. Die Giebelspitzen durchbrechen die Architravlinien der Gurtgesimse und ragen im zweiten Stocke sogar in den Triglyphenfries hinein. Die Pfeilernischen der Hof-Façade müssen mit einer äußerst schmalen Wandung vorlieb nehmen, und doch haben die mächtigen Reckengestalten keinen Platz darin, sondern treten fast frei davor heraus. Der ganze Bau löst sich echt gotisch in Pfeiler und Fenster auf, während beim Ottheinrichsbau die kahlen Wandflächen zwischen dem Reichtum der übrigen Bauglieder besonders wohlthuend berühren. Das vielbesprochene Prachtthor des Ottheinrichsbaues (S. 50, 53, 55 u. 58) trägt nicht wenig zum Reichtum der äußeren Dekoration bei, der Friedrichsbau mußte schon aus Terrainrücksichten auf Anbringung eines monumentalen Einganges verzichten.

Trotz der angeführten Unterschiede ist die schon von

Wappen über dem Portal des Ottheinrichsbaues.

Altan an der Stadtseite.

Lübke hervorgehobene Abhängigkeit des jüngeren Baues von dem älteren unverkennbar. Die allgemeine Disposition der Façade in drei nach oben hin gleichmäßig an Höhe abnehmende Stockwerke mit den beiden Giebeln darüber, die Façadenteilung, im vertikalen Sinne durch Pilaster und Nischen, im horizontalen durch Gurtgebälke, die Fensterteilungen, dies alles ging vom Ottheinrichsbau auf den Friedrichsbau über, um dort im Gewande des Barock selbständig verarbeitet wieder zu erscheinen. Für die Beeinflussung und Umgestaltung im einzelnen ist die Anordnung der Konsolen unter den Gurtgesimsen charakteristisch. Beim Ottheinrichsbau sitzen dieselben in der Idee ganz richtig als mittlere Architravunterstützungen, thatsächlich freilich völlig überflüssig und nur dekorativ wirkend, zwischen den Pilastern oberhalb der Nischen, bei der Hof-Façade des Friedrichsbaues vertreten sie, an derselben Stelle angebracht, die durch Anlegung der Nischen in Wegfall gekommenen Pilastervorlagen und ermöglichen eine Uebereinstimmung in der Gebälkverkröpfung, welche wesentlich die vertikale Tendenz des Ganzen bedingt. Unrationellerweise richtet sich diese Gesimsverkröpfung in ihren oberen, weiter ausladenden Teilen nur nach dem vorgelegten Pilaster, anstatt, wie es bei der Basis der Fall ist, auch die Grundpfeilerkanten verkröpft durchgehen zu lassen. Der Grund ist leicht einzusehen und liegt wiederum in der Engachsigkeit des Ganzen. Die Umgestaltung der Motive im einzelnen weiter zu verfolgen, würde zu weit führen; wir machen nur noch auf den bedeutungsvollen Unterschied in den Fensterverdachungen aufmerksam und auf die originelle Umwandlung der geradlinigen Fensterabschlüsse im Erdgeschoße in rundbogige.

Die Detaillierung beider Façaden zeigt in charakteristischer Weise den Unterschied zwischen der reizvollen, noch ganz im Banne der italienischen Formgebung stehenden Ornamentik der sogenannten deutschen Frührenaissance und der aus dem Kunstgewerbe aufge-

16. Jahrhunderts auf deutschem Boden hervorgebracht. Betrachtet man die kurze Arbeitszeit, so kann die Verschiedenheit in der technischen Ausführung, der wir auch bei den Skulpturen des Friedrichsbaues begegnen, nicht verwundern. Der Hauptvorzug der Statuen am Friedrichsbau ist die Energie der Auffassung, welche Götz in seine Wittelsbacher Reckengestalten hineinzulegen gewußt hat, und die zu der markigen Erscheinung des Baues in bestem Einklange steht. Man denke sich die Standbilder an beiden Bauwerken vertauscht, und die einheitliche Wirkung der Façaden ist dahin. Der verschiedene Charakter beider Bauherren offen-

Eingang zum Museum (S. 45).

nommenen Schmiede- und Sattler-Ornamentik des Barock.

Einen wesentlichen Bestandteil beider Hoffaçaden bildet der figürliche Schmuck. Der von der Gotik in die Renaissance übergegangenen Vorliebe für Anbringung von Statuen, Reliefs ꝛc. am Aeußeren der Kirchen und Paläste ist in ausgedehntester Weise Ausdruck gegeben; der jüngere Bau sucht den älteren auch hierin zu überbieten. Die Aufstellung der Statuen unterscheidet sich bei beiden Bauten wesentlich dadurch, daß die Figuren des Ottheinrichsbaues (S. 43, 53, 54) in den Nischen stehen und mit Ausnahme des kleinen seitlich vor der Venus stehenden Amors streng die durch die Nische gebildete Umrahmung einhalten, während Sebastian Götz seine Helden auf den Konsolen fast frei vor die Nischen heraustreten läßt und dadurch eine größere Freiheit in der Komposition und den Bewegungsmotiven erlangt. Die Art, wie Alexander Colins seine weit schwierigere Aufgabe am Ottheinrichsbau löste und sich innerhalb der gegebenen Grenzen beholfen, ist bewundernswert. Abgesehen von einer gewissen, nicht von Manier freien Eintönigkeit in der konsequent durchgeführten Spielbeinstellung, ist die Charakterisierung der einzelnen Figuren vorzüglich gelungen. Ein Hauch von liebenswürdiger Anmut und klassischer Ruhe liegt auf diesen Idealgestalten, deren innere Zusammengehörigkeit Stark so geistreich erklärt hat. Werke wie der Samson und die Portalfiguren (S. 50, 58) gehören zu dem schönsten, was die Plastik des

Am Portal des Ottheinrichsbaues (S. 56, 57).

bart sich deutlich in der Auswahl der dargestellten Figuren; hier der humanistisch gebildete, feinfühlige Mäcen, dort der ahnenstolze, prunkliebende Weltmann.

Die bautechnischen Mängel am Ottheinrichsbau:

Ottheinrichsbau.

die Verschiedenheit in der Achsenweite des Erdgeschosses im Vergleich zu der der oberen Stockwerke, die Verschiebung der Tropfen unterhalb der Triglyphen, das Nichtaneinanderpassen der skulptierten Friesstücke u. a. m. sind jedenfalls auf Kosten der eiligen Ausführung zu setzen. Beim Friedrichsbau treten derartige Flüchtigkeiten weniger auffällig zutage.

Prächtig und reich wie das Aeußere war das Innere dieser Paläste, wovon noch viele Spuren Zeugnis geben. Ein besonderes Studium verdienen die eine unerschöpfliche Fülle von Motiven bietenden steinernen Thürgestelle im Ottheinrichsbau (S. 47), deren Vorgänger in einigen hölzernen, mit herrlichen Intarsien bedeckten Thüren des Neuburger Schlosses zu suchen sind.

Mit Errichtung des Friedrichsbaues war der Ring der um den Hof gruppierten Schloßbauten zum Schluß gelangt. Der nächste Bauherr, Friedrich V., ging darüber hinaus, indem er auf dem Wallgange Ludwigs V., im Südwesten des Schloßplateaus, den sogen. Englischen Bau seiner englischen Gemahlin zum Wohnsitze mit aller Pracht der Zeit aufführen und den gewaltigen, den Stückgarten abschließenden, runden Turm damit in Verbindung bringen ließ. Nur wenig ist mehr von dem stolzen Baue erhalten, doch genügt das Vorhandene, um mit Hilfe der erwähnten Merianschen und Krausschen Prospekte nach der Stadt zu eine Façade erkennen zu lassen, welche in ihrer klaren

Disposition und künstlerischen Mäßigung trotz der unvermeidlichen deutschen Ziergiebel deutlich den von Palladio und Serlio ausgehenden, durch Inigo Jones auch in das Vaterland der Kurfürstin eingeführten Rückschlag in die einfache Würde klassischer Formgebung offenbart. Die hintere ungegliederte Façade schaut in den zu einem Lustgarten umgewandelten Stückgarten hinab, woselbst die gleichfalls von Friedrich V. nach Art eines Triumphbogens errichtete Elisabethpforte im Gegensatz zu der etwas nüchternen Klassizität des Englischen Baues so recht die Verwilderung einer im derben Naturalismus ausgearteten Formensprache verrät.

Gleichzeitig entstanden im Osten des Schloßplateaus an der schattigen Berglehne die großartigen Gartenanlagen des Salomon de Caus, welche das Staunen Europas erregten und die weit über die Verhältnisse hinausgehende Prachtliebe des ehrgeizigen Fürsten ins hellste Licht stellen.

Der Dreißigjährige Krieg machte, wie erwähnt, der Bauthätigkeit am Schlosse ein jähes Ende. Es folgen die Katastrophe von 1622, danach die restaurierende Thätigkeit Karl Ludwigs und schließlich die Jahre 1689 und 1693, welche eine Heidelberga deleta hinterließen.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen. Fragen wir nach der Bedeutung, welche die Schloßbauten, besonders der Ottheinrichs- und Friedrichsbau für die Baugeschichte ihrer Zeit hatten, so fällt die Beantwortung schwer. Der Dreißigjährige und der Orleans'sche Krieg haben Heidelberg und die pfälzischen Lande in einen Trümmerhaufen verwandelt, so daß außer vereinzelten, weiter entlegenen Spuren (z. B. in Heilbronn) nur das Haus zum Ritter (S. 64) in Heidelberg (beg. 1592), welches allein den Sturm der Zeiten überdauert hat, herangezogen werden kann. Als Mittelglied zwischen obengenannten beiden Schloßbauten tritt es würdig in die Reihe der Heidelberger Renaissancedenkmäler, deren hohe Bedeutung für die Baukunst unserer Zeit außer Frage steht, wenn man auch nicht mit dem Hexentanz der Formen einverstanden sein mag, der sich heute unter dem Deckmantel der deutschen Renaissance breit macht und in den Stuckfaçaden der Berliner Maurermeister seinen widrigsten Ausdruck findet. Die Grundlagen einer neuen nationalen Stilentwickelung, die von der Vereinigung der konstruktiven Grundgedanken der deutschen mit dem Formenschatz einer geläuterten italienischen Bauweise auszugehen hat, stecken in diesen und ähnlichen, gleichzeitigen Bauten.

Alt-Heidelberg rüstet sich zur Jubelfeier. Stets neu sich verjüngend sieht die ehrwürdige Ruperto-Carola aus nah und fern die Scharen herbeieilen, welche ihr den Tribut der Liebe und Dankbarkeit entgegenbringen und die Seele wieder jung baden wollen im Strome jugendfroher Erinnerungen. Wie mancher wird den Blick inmitten des festlichen Jubels gedankenvoll zu den wohlbekannten Ruinen emporrichten und sich die Frage vorlegen, wie lange wohl noch diese Mauern und Bögen der verheerenden Macht der Zeit Widerstand leisten werden. Der Hauptgegenstand der Sorge ist in dieser Beziehung der herrliche Bau Ottheinrichs.

Der gesprengte Turm.

Die viel erörterte Wiederherstellungsfrage kann unseres Erachtens erst gelöst werden nach Erledigung der bautechnischen Untersuchungen und auf Grund der amtlichen Berichte über den baulichen Zustand des Ganzen. Stellt sich, wie leider wahrscheinlich, heraus,

daß eine teilweise Wiederherstellung, vor allem eine Verdachung des Ganzen unbedingt erforderlich ist, so muß jede romantische Rührung verstummen und das Nötige geschehen, um der Nachwelt diese Perle unter den deutschen Baudenkmälern zu erhalten. Die zweite Frage, wie dies zu geschehen, löst sich nachher trotz aller hierbei vorhandenen streitigen Punkte von selbst.

Möge der verlassene Fürstensitz von seiner waldigen Höhe noch lange Jahrhunderte als stummer Zeuge auf eine blühende Hochschule drunten am Neckar herniederschauen und das Werk deutscher Kunst mit dem Horte deutscher Wissenschaft auch fernerhin im Bewußtsein des deutschen Volkes ein unzertrennbares Ganzes bilden! [1])

Gasthaus „Zum Hirsch“ in der Hirschgasse.

Charakter und Handschrift.

Von

Heinrich Amselmann.

Die Frage nach dem Ursprung der Kunst, den Charakter des Menschen aus seiner Handschrift zu erkennen, oder der Graphologie, führt uns auf die geschichtlichen Anfänge der Schrift selbst zurück. Zunächst liegt es nahe genug, daß man von graphologischen Bestrebungen nicht reden kann, solange die isolierten Schriftzeichen, in Stein oder Erz gegraben, lediglich zu monumentalen Zwecken dienten und ihre streng bestimmte Form nur von der Beschaffenheit des Materials und der größeren oder geringeren Kunst des Steinmetzen oder Graveurs abhing. Inschriften boten natürlich keinen Stoff zur Beobachtung individueller Eigentümlichkeiten der Schrift, außer in dem erst in Zeiten vorgerückter Kultur eintretenden Falle, daß sie keine monumentale oder ästhetische Bestimmung zu erfüllen hatten, sondern nur zur augenblicklichen Mitteilung gewisser Tagesneuigkeiten an das Publikum dienten oder der momentanen Laune dieses selbst entsprungen waren, wie die sogenannten „Graffitti“ in Pompeji. Solche „Inschriften“ fallen unter den gleichen Gesichtspunkt, wie die gewöhnliche Kursivschrift.

Erst diese, d. h. die auf weicherem Material, auf Leinwand, Tierhaut oder Papier zum eigentlichen Schreiben angewandte Schrift konnte individuelle Eigentümlichkeiten zeigen, und auch da wird man noch eine Unterscheidung zu machen haben. Solange die Schrift ausschließliches Eigentum einer Kaste ist und solange neben ihr kein anderes Mittel der Ueberlieferung und Vervielfältigung existiert, so daß ihre Schönheit und Deutlichkeit Hauptserfordernisse sind, so lange wird sie wenig Individualität haben, wenn diese auch immerhin in geringerem Maße ausgeschlossen ist, als bei lediglich monumentaler Verwendung der Schriftzeichen. So werden die ältesten Papyrus und

Der Ritter (S. 61).

die mittelalterlichen Mönchsschriften eher, als den individuellen Geist des einzelnen Schreibers, den allgemeinen Geist der Kaste, unter Umständen der Zeit, vor allem aber ihrer Kunstrichtung repräsentieren; die Schrift ist in solchen Zeiten ein Teil der Malerei, wie man denn nicht mit Unrecht von

[1]) Die Holzschnitte zu diesem Artikel sind unter Mitbenützung von Photographien von Edm. v. König in Heidelberg ausgeführt.
Die Red.

Stille Teilnahme. Von Hubler.

einer karolingischen, einer romanischen, einer gotischen Schrift spricht. Anders in Zeiten, in welchen die Schrift Gemeingut aller ist und, wie in der griechischen und römischen Blütezeit, nicht mehr ausschließlich für öffentliche Zwecke verwendet wird, anders vor allem von der Zeit an, in welcher der Druck die Handschrift für umfangreichere und der Oeffentlichkeit zugedachte Ueberlieferungen ersetzt, zugleich aber auch die Kunst des Schreibens für ausschließlich private Zwecke eine vorher ungeahnte Verbreitung gewinnt, wie in der Reformations- und Humanistenzeit. Von da an datiert auch, einige Spuren aus dem Altertum abgerechnet, der eigentliche Ursprung der Graphologie. Sie ist wesentlich eine späte Blüte der Renaissance.

Es ist anzunehmen, daß schon bei den feinsinnigen Griechen die Verschiedenheit der Handschrift bemerkt und Schlüsse aus ihr gezogen worden seien, obwohl die vorhandenen Aeußerungen über Schrift und Schreiben nicht mit Sicherheit als graphologische nachzuweisen sind. Anders verhält es sich mit einer Aeußerung Suetons, des ersten, von dem eine auf wirklich graphologischen Sinn deutende Betrachtung überliefert ist. Er berichtet von Augustus, dieser habe für Versendungen, die nicht auf einer Linie Platz fanden, keine neuen Zeilen angebrochen, sondern sie nur am Ende untergeschrieben und mit einem Strich umzogen, die einzelnen Worte aber überhaupt nicht getrennt und eng zusammengedrängt. Sueton hat diese Beobachtung nicht begründet. Dem modernen Graphologen fällt die Erklärung leicht: das Aufeinanderdrängen und Unterschreiben der Worte weist auf einen sehr ökonomischen, ihre enge Verbindung auf einen in hohem Grade logischen, deduktiven, praktischen Geist. Die Zeichen der Handschrift bestätigen also, was von dem historischen Augustus bekannt ist. Dann vergehen Jahrhunderte, bevor wir einer neuen graphologischen Wahrnehmung begegnen. Die kulturfeindliche Völkerwanderung und das schreibearme Mittelalter waren die denkbar ungünstigste Zeit hierfür. In der Renaissance aber tauchen nicht nur überhaupt graphologische Bestrebungen als unausbleibliche Kennzeichen einer vielschreibenden Zeit auf, sie erfahren auch die erste schriftstellerische Darstellung. Nach einem nicht weiter bekannten Schriftchen, welches zu Anfang des 17. Jahrhunderts herausgegeben wurde und den Titel trug: „Prosperi Aldorisci ideographia,“ erschien 1622 von dem berühmten Bologneser Arzt und Professor Camillo Baldo in Carpi ein Quartbändchen: „Trattato come de una lettera missiva si cognoscano la natura e qualità del scrittore“ („Traktat, wie sich aus einem Brief die Natur und Eigenschaft des Schreibers erkennen läßt“). Eine lateinische Uebersetzung — es wurde also auch auf außeritalienische Leser gerechnet — kam 1664 zu Bologna heraus. Wie groß die Verbreitung des Buches war, welches wenigstens einige Schriftzeichen zur Charakterisierung des Schreibers zu bestimmen suchte, dürfte heute schwer zu entscheiden sein. Es mag sich dann eine ununterbrochene Tradition, vielleicht über den litterarischen Versuch oft zur praktischen Verwendung hinausgreifend, wesentlich auf französischem Boden bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hingezogen haben, ohne daß eine nennenswerte Publikation erfolgt oder ein völlig geschlossenes System erreicht worden wäre.

Ohne wahrscheinlich von diesen mehr im stillen vor sich gehenden Untersuchungen und Bethätigungen etwas zu wissen, griff Lavater auch das Studium der Handschrift in Verbindung mit demjenigen der menschlichen Physiognomie auf. Er ging schon ziemlich planmäßig zu Werke und scheint überraschende Schlüsse gezogen zu haben. Indem er die mannigfaltigen Biegungen und Bewegungen, welche Hand und Finger beim Schreiben ausführen, einer sorgfältigen Betrachtung unterzog, beobachtete er genau die wesentlichen und zufälligen Bestandteile der Buchstaben, ihre Form und Rundung, Höhe und Breite, Stellung und Verbindung; die Zwischenräume zwischen den Buchstaben und Linien, die aufrechte oder schiefe Richtung beider, die Sauberkeit, Leichtigkeit oder Derbheit der Schrift. Immerhin aber hat er sich von einem mehr intuitiven und auf allgemeinem Gefühl beruhenden Betrieb der Sache nicht zu festen Grundgesetzen durchzuarbeiten vermocht. Dies war es, was Goethe, welcher manches Stück zu Lavaters Sammlung beitrug und sich überhaupt für dessen Wahrnehmungen lebhaft interessierte, davon abhielt, sich tiefer in ein Studium der Individualität der Handschrift einzulassen: „Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe, und daß man davon wenigstens eine Ahnung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne, ist wohl kein Zweifel, sowie man ja nicht allein Gestalt und Züge, sondern auch Mienen, Ton, ja Bewegung des Körpers, als bedeutend, mit der ganzen Individualität übereinstimmend anerkennen muß; man dürfte sich wohl darüber im einzelnen aussprechen, dies aber in einem gewissen methodischen Zusammenhang zu thun, möchte kaum jemand gelingen . . . Da die Sache jedoch äußerst kompliziert ist und man selbst über die Stelle im Zweifel schwebt, wo der Ariadnische Faden, der uns durch dies Labyrinth führen soll, anzuheften wäre, so läßt sich, ohne weit auszuholen, hierüber wenig sagen.“ Es war natürlich, daß in einer Zeit, in der die Briefwechsel berühmter und unberühmter Leute eine so wichtige Rolle spielten, das Interesse für die Handschrift überhaupt ein reges sein mochte. Aber zu eigentlich graphologischen Bestrebungen kam es damals, wenigstens in der gebildeten deutschen Welt, nicht.

Lebhafter und direkter auf das Wesen der Handschrift gerichtet war noch in unserem Jahrhundert das Interesse an diesen Dingen in Frankreich. Da war es, nachdem im Jahre 1812 das Buch eines Unbekannten (L'art de juger du caractère des hommes par leur écriture, Paris 1812. 8° mit 42 Kupfern) auf induktivem Gefühl beruhende Parallelen zwischen historischen Charakteren und ihrer Handschrift gezogen hatte, vor allem George Sand, die, wenn auch durchaus zu ihrem Privatgebrauch und ohne etwas über die Sache zu publizieren, sich rein spontan, durch kein System gestützt und kein solches anstrebend, dem Hang zur Handschriftenvergleichung hingab und dabei zu den verblüffendsten Urteilen gelangte, deren Richtigkeit und Feinsinn dem Lavaters mindestens gleichkam. Gleich-

zeitig mit ihr beschäftigte sich ein gewisser Abbé Flandrin mit Handschriften, wahrscheinlich im Anschluß an gewisse Traditionen in geistlichen Kreisen, wie denn die Jesuiten zur Erreichung ihrer Zwecke bereits eine schematische Handschriftenbeurteilung geübt haben sollen. Bei Flandrin sind die Ausläufer jener vielleicht auf Camillo Baldo zurückgehenden Traditionen, zugleich aber auch die Anfänge einer wissenschaftlichen Systematisierung am lichtesten und erkennbarsten. Er verstand es, eine Reihe wichtiger Eigenschaften aus der Schrift zu bestimmen und aus ihnen weitere Schlüsse zu ziehen; eine Reihe typischer Zeichen, die wichtigsten waren ihm bekannt: es sind dies die Zeichen der Sensibilität, des Despotismus, der Ideenverbindung, der Leichtigkeit, der Schüchternheit, der Einbildungskraft, des Ordnungssinnes, des Geizes, der Verschwendung, der anspruchsvollen Eitelkeit, der Kleinlichkeit, der Einfachheit. Auf diesen Grundzügen und von Flandrin persönlich angeregt, hat dann sein durch verschiedene Arbeiten auf diesem Gebiet berühmt gewordener Freund, der Abbé Michon, fortgebaut; er hat das System vertieft, durch mehrere Arbeiten schriftstellerisch dargestellt, und durch eine umfassende praktische Benutzung als richtig erwiesen. Wenn man von einem System der Handschriftenbeurteilung spricht, so kann nur von demjenigen Michons die Rede sein, und dieser Umstand genügt, um seine Bedeutung vorläufig ins richtige Licht zu rücken.

Nach unbedeutenden Anläufen, welche durch einige zu Anfang dieses Jahrhunderts in deutschen Zeitschriften erschienene Abhandlungen repräsentiert sind, hatte indessen noch vor Michons Auftreten ein Deutscher, der Sachse Adolf Henze, durch tausendfältige öffentliche Beurteilung von Handschriften großes und berechtigtes Aufsehen erregt. Dieser interessante, als gerichtlicher Schriftexperte unvergleichliche, nützliche Mann soll im Lauf der Jahre in der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ über 70000 Handschriften beurteilt haben. Das Aufsehen, das er dadurch erregte, war kein geringes, und als Michon an dem Aufbau seines Systems arbeitete, reiste er von Paris zu ihm, um sich nach seinem Verfahren zu erkundigen und sich zu belehren. Henze verwies ihn auf sein 1862 erschienenes Buch: „Die Chirogrammatomantie oder Lehre der Handschriftendeutung“. Es ist dies ein Werk von 300 Druckseiten und mit ca. 1000 faksimilierten Handschriftenproben, und doch ist mit diesem Buche absolut nichts anzufangen, wie denn auch Michon demselben ratlos gegenüberstand. Henzes Kunst der Handschriftenbeurteilung ist mit ihm ins Grab gestiegen und sein Buch für die Ueberlieferung derselben völlig nutzlos. Wenn wir nach dem Grund dieses Mißverhältnisses zwischen einer erfolgreichen Praxis und einer nicht verläßlichen Theorie fragen, so lautet die Antwort ungefähr so: Henze verfuhr im großen und ganzen auch noch rein gefühlsmäßig und instinktiv; er urteilte nicht nach einzelnen Zeichen, sondern nach dem allgemeinen Eindruck, den ihm eine Schrift machte. Wenn er daher in seinem Buche, ohne die bestimmten einzelnen Merkmale anzugeben, sagt: Das ist die Schrift eines Eigensinnigen, eines Sentimentalen, eines Geizhalses, eines Krakehlers ꝛc., so ist dies rein verlorene Liebesmühe für jeden, der nicht das gleiche instinktive Gefühl besitzt, das Henze in einem Maße besaß, wie nicht leicht ein zweiter. Zu dieser Unzulänglichkeit tritt noch die weitere, daß Henze im einzelnen Falle nur eine sehr beschränkte Anzahl, höchstens drei bis vier Charakterzüge oder Eigentümlichkeiten einer Schrift abzulesen vermochte, und von einer porträtmäßigen Schilderung des ganzen Charakters, wie sie nach dem System Michon möglich ist, bei ihm keine Rede sein kann. Es war begreiflich, daß diese Armut Henzes vor dem Auftreten Michons nicht erkannt wurde, um so begreiflicher, als er sie durch eine groteske Bildersprache zu decken wußte, die oft treffend genug ist und dem Gefühl zu Hilfe kommt, manchmal aber durch ihre Bizarrerie eher verwirrt. So lesen wir unter einer typischen Handschriftenprobe: „Langbeiniges Unbekümmertsein,“ oder: „Flötentöne eines zirpenden Vögleins am vergißmeinnichtumkränzten Bachrain“. Nicht übel ist die folgende Charakteristik: „Männliche Schrift mit weiblichem Feiertagsgemüt und Spruch“ oder: „Diese Schrift? Piccoloflöte, taufrisch wie das junge Gras und lieblich wie das Johannisfünkchen, das freilich nur an sommerlichen Abenden existieren kann. Zarte Sehnsucht, süßes Hoffen. Eine Bräutigamsphysiognomie, dem vom ewigen Lächeln der Mund langweilig wird —

> Und sie sprach: O blase wieder —
> Und der gute Junge blies.“

Ganz anders Michon. Er verfuhr streng logisch und legte sich vor allem die Frage vor: Spiegeln sich bestimmte Eigenschaften unter allen Umständen in der Handschrift wieder, und wird die nämliche Eigenschaft bei verschiedenen Menschen immer wieder durch das nämliche, sich gleichbleibende Zeichen in der Schrift ausgedrückt? Die Antwort lautete ja, und so suchte er nun an Tausenden von Handschriften ihm oder anderen bekannter Personen für die entsprechenden Fähigkeiten und Eigenschaften die entsprechenden Zeichen, auf denen er sein System aufbaute. Diese ihm zum Teil von Flandrin überlieferten Zeichen und sein System sind somit so lehrbar, als es das Verfahren Henzes nicht ist, und dadurch erst kann die Graphologie, wie jede andere Wissenschaft, übertragen werden. Infolgedessen existieren in Frankreich Legionen von Graphologen, und die Graphologie ist in der gebildeten Gesellschaft, wenigstens Nordfrankreichs, eine häufig betriebene und allgemein bekannte Sache. Das nämliche läßt sich teilweise von der französischen Schweiz sagen, während die Sache auf deutschem Boden erst anfängt Interesse zu finden. Charakteristisch für die Verbreitung der Graphologie in Frankreich ist es z. B., daß der „Figaro“ vom 26. September 1885 (also am Tage vor den großen Wahlen) in einer litterarischen Beilage die Unterschriften der hauptsächlichsten Kandidaten und eine an diese Unterschriften und weiteres handschriftliches Material geknüpfte Beurteilung ihrer Charaktere brachte. Es ist eine sehr einfache Erwägung: Enthielte die Graphologie Michons nicht sehr viel Richtiges, so hätte sie in den 15 Jahren ihres Bestehens keine so große Anhängerschaft gefunden und eine Publikation wie die des „Figaro“ hätte kaum unternommen werden können.

Die Fuhrmännin.

Von

Ludwig Ganghofer.

Na, so 'was! das is schon aus der Weis'! So sind ja net amal d'Viecher untereinander! Und so was heißt sich an Menschen! Na — schamen möcht' ich mich! Ich schon, ich! Pfui Teufel!"

So schloß die alte Lentnerin den Erguß ihrer Entrüstung und schlug das kleine Fenster zu, daß es klirrte. Dabei warf sie durch die blanke, grünlich schillernde Scheibe noch einen zornigen, bitterbösen Blick über die Straße, und es war ein Ausdruck in ihren kleinen, thränennassen Augen, als hätte sie mit diesem Blicke das ganze, reiche, stattliche Bauernhaus da drüben, mit all seinen Ställen und Scheunen, in die tiefste Tiefe der Erde schmettern mögen — ganz besonders aber den graubärtigen, kahlköpfigen Bauer, der in seiner beneidenswerten Wohlgenährtheit inmitten des weiten Hofraumes unter der hellen Sonne stand, mit gespreizten Beinen, in Hemdärmeln, die Fäuste tief in den Hosentaschen vergraben. Die zwinkernden Augen nach dem kleinen Fenster des Lentnerhauses gerichtet, so stand er da wie eine Mauer, an welcher die laute Entrüstung und die flammenden Zornesblicke der alten Lentnerin wirkungslos verpufften, oder zum mindesten nicht jene Wirkung übten, welche der Lentnerin als die richtigste und gebührendste hätte erscheinen können. Denn während sie in ihrem niederen Stübchen vor Zorn und Unmut am ganzen rundlichen Leibe zitterte, wackelten dem Bauer da drüben die Schultern unter endlosem Gelächter, dessen höhnischer, wiehernder Klang, die atemlos gewordene Entrüstung der Lentnerin aufs neue zu lauter Kundgebung zu reizen drohte.

„No wart', wenn noch net g'nug hast, nachher will ich dir's aber jetzt sagen —" stammelte sie, blies die Backen auf, als begänne sich hinter denselben schon das reichhaltigste Material für die neue Standrede zu sammeln, und griff nach dem Fensterriegel. Doch ehe sie die Scheibe noch zu öffnen vermochte, stutzte sie plötzlich, denn das höhnische Gelächter, das von da drüben herüberscholl, hatte hinter ihr in der Stube ein merkwürdig lustiges Echo gefunden.

Mit einem streitbaren: „Ja, was is denn jetzt —" kehrte sie sich vom Fenster; aber jählings löste sich die erregte Spannung ihrer Züge; wie schweres Oel auf unruhige Wellen, so sänftigend wirkte auf die Hochflut ihres Zornes der Anblick des hageren, alten Mannes, der lachend unter der offenen Stubenthüre stand, die qualmende Pfeife zwischen den weißen Zähnen, eine große, mit Spagat verschnürte Holzschachtel unter seinem rechten, einzigen Arme.

Ein paar Sekunden lang zuckte und grollte die überstandene Erregung noch um die Brauen der alten Lentnerin, dann fuhr sie mit der Faust über die nassen Augen, schob sich hinter den blank gescheuerten Tisch und begrüßte den Ankömmling mit einem freundlichen, und dennoch seufzenden: „Grüß dich Gott, Klammerer."

Und lachend näherte sich der so Genannte. Obwohl er seit mehr als sechzig Jahren den schönen Namen Bonifacius Hinterhuber führte, ließ er sich doch gern von jung und alt im Dorfe Ruhpolding den nichts weniger als wohlklingenden Spitznamen „Klammerer" gefallen — gleichsam zum Austausch für die vielen Späße und Neckereien, die sich jung und alt hinwieder von ihm gefallen lassen mußten. Doch erst in den letzten Jahrzehnten war dieser Name zu allgemeinem Gebrauch gelangt, denn in früheren Zeiten hatten ihn die Leute den „Griechenfazi" genannt, wobei sie mit seinem Taufnamen die Erinnerung an eine erfahrungsvolle Episode seines Lebens vereinigten. Als ein blutjunger, schmucker Soldat war Bonifazius Hinterhuber in den dreißiger Jahren mit dem jugendlichen Bayernprinzen Otto nach Griechenland gezogen und hatte der Hellenenpolitik von Anno dazumal seinen linken Arm und ein gut Teil seiner jungen Gesundheit zum Opfer gebracht. Aber die Speckknödel, die Käslaibe und die gute Luft der lieben Heimat hatten ihn nach und nach wieder tüchtig herausgearbeitet, so daß er jetzt trotz seiner hohen Jahre der Gesündesten einer war. Den in einem Scharmützel mit einer Klephthenbande verlorenen Arm hatte ihm diese sonst so wundermächtige Dreifaltigkeit freilich nicht wieder ersetzen können, und da war es für ihn in der ersten Zeit mit der Arbeit und dem redlichen Fortbringen ein schweres Ding gewesen. Aber die Not hatte es ihn gelehrt, allmählich seine Zähne und die beiden Füße zu guten Gehilfen seines einschichtigen Armes zu erziehen, und schließlich hatte er einen Beruf gefunden, der sich auch mit einem Arme prächtig üben ließ und ihm bei seinen winzigen Bedürfnissen ein sorgenfreies Leben gewährte, so daß er sich in seinem kleinen, von den Eltern ererbten Häuschen am Waldessaum draußen so wohl wie der

liebe Herrgott in Frankreich fühlte. Während er in den langen Wintermonaten gefangene Singvögel für den Handel zähmte und in manchen niedlichen Künsten erzog, beschäftigte er sich im Sommer damit, allerlei Vogelfutter, besonders die den kleinen Sängern so wohlschmeckenden Eier der großen Waldameisen, welche der Volksmund „Klammern“ nennt, in reicher Menge zu sammeln, um sie ins „Stadtl“, nach Traunstein hinaus, auf den Markt zu schicken. Das letztere machte sich auf eine leichte Weise; an jedem Freitag Morgen füllte der Klammerer den Ertrag seines unermüdlichen Fleißes in eine große Holzschachtel und überbrachte dieselbe der „Klein-Fuhrmännin“, der Lentnerin, zur weiteren Beförderung, um anderen Tages den Erlös seiner Ware, ein paar Markstücklein, ausgefolgt zu erhalten, davon die Hälfte den bescheidenen Bedarf der Woche deckte, während die zweite Hälfte in die Winterkasse floß. Eine andere „happige“ Sache war es, wenn um die Osterzeit der Vogelhändler aus München kam. Da wurde aus dem sonst so lustigen, gutmütigen Alten plötzlich ein eigensinniger Keifer und Zänker, der den „Vogeljudas“ am liebsten aus dem Hause geworfen hätte, statt ihm nur einen einzigen gefiederten Liebling zu überlassen. Aber der Handelsmann verstand sein Geschäft und hatte im Laufe der Jahre den Klammerer zu behandeln gelernt. Wenn kein Gebot und keine Ueberredung mehr fruchten wollte, dann hieß es: „Gut, Hinterhuber — b'halt deine Vögel — laß dich andudeln den ganzen Tag — und nachher auf d'Nacht geh betteln bei die Bauern umanand'!“

Betteln! Dieses eine Wörtlein, mit Vorsicht gebraucht, wirkte beim Klammerer alles. Wenn aber der Vogelhändler mit lachendem Gesichte und gefüllten Käfigen zum Dorfe hinaus gefahren war, dann kamen für den verwaisten Alten bittere, traurige Wochen. In solchen Zeiten wurde er vom ganzen Dorfe mit besonders weichen Händen behandelt; wo er nur immer ging, hielten ihn die Leute an und ließen sich von ihm die Geschichte seiner geraubten Kinder erzählen und suchten ihn mit gut gemeintem Troste zu beschwichtigen. Aber seine alte Heiterkeit kehrte erst zurück, wenn die nachwachsende Brut und neuer Fang die stummen Lücken in seinem Stübchen mit zwitscherndem Ersatze gefüllt hatten. Dann ging von Haus zu Haus mit Schmunzeln die Nachricht: „Es macht sich dengerst — ja, er lacht schon wieder.“ Dann nickten ihm die Leute lustig zu, wenn er in seiner leicht gebückten Haltung so durch das Dorf einhergewandert kam, in den ungetümen Nagelschuhen, in der langen, verwetzten Lederhose, in dem groben Leinenhemde mit dem verblichenen, braunen Janker darüber, an dem der linke Aermel baumelte, während die verbliebene Rechte den mächtigen weißen Schnurrbart wichste oder grüßend den mürben, mit allerlei Federwerk geschmückten Filzhut über dem weißen Kraushaar auf und nieder rückte.

Worin nun lag beim Klammerer die Ursache dieser allgemeinen Teilnahme und Freundschaft, der nicht einer im Dorfe sich entschlagen konnte?

Ja, er war ein lustiger, herzensguter Alter; aber gut und fröhlich sind ja auch andere, ohne sich deshalb so allgemeiner Beliebtheit zu erfreuen. Er war auf sich allein gestellt und belästigte niemand mit einer Sorge oder einem Verlangen; aber das ist unter arbeitenden Menschen eine selbstverständliche Pflicht, und keine Tugend. Er war den Leuten gern gefällig, soweit es seine Zeit, seine alte Kraft und sein einschichtiger Arm gestatteten, und gab ihnen gern guten Rat, wo er zu raten wußte; aber solche kleine Gefälligkeiten sind unter Bauern noch lange keine Anwartschaft auf dauerndes Wohlwollen. Auch mit seinen Geschichten aus dem Griechenland lockte er keinen mehr auf den Leim; die Bilder aus jener Zeit hatten in dem Gedächtnis des alten Mannes bedenklich nachgedunkelt, so daß ihm außer blassen Erinnerungen nur noch *eine* auf jene abenteuerliche Fahrt bezügliche Redensart verblieben war; wenn er irgend eine Leistung oder Arbeit als vergebene Mühe, als nutzloses Opfer bezeichnen wollte, pflegte er zu sagen: „Laß gut sein, das is fürs Griechenland!“ Und wenn auch sein ständiger Verkehr mit der Natur manche eigenartige Anschauung in ihm erweckte und ihm manches kluge Wort in den Mund legte, so waren seine Gemüts- und Geisteseigenschaften doch nicht von so hervorragender Art, daß er allein um ihretwillen eine besondere Respektsstellung im Dorfe hätte einnehmen können.

Womit er alle und jeden zwang, das war ein Etwas, das mit ihm schon in der Wiege gelegen, mit ihm gewachsen, aber nicht gealtert war: sein Blick und sein Lachen. Es war eine so unaussprechliche, sorglose, frische Herzlichkeit in dem Blicke dieser funkelnden, wasserblauen Augen, daß vor ihm kein Aerger und keine Feindseligkeit bestehen konnte. Und wenn er einen mit schief gehaltenem Kopfe so anlachte, daß seine Zähne blinkten und sein weißer Schnurrbart zitterte, dann hatte sein Lachen einen so jugendlich frischen, herzbezwingenden Klang, daß es den tobendsten Zorn entwaffnete und den Traurigsten zu einem Schmunzeln verführte.

Mit diesem Blick und Lachen machte er sich die Leute zu Freunden, ob sie wollten oder nicht — mit diesem Lachen und diesem Blicke brachte er sogar etwas zuwege, was außer ihm kein einziger im Dorfe vermochte; denn während in dem alten Hader zwischen der „Kleinfuhrmännin“ und dem „Großfuhrmann“ alle Einwohner des Dorfes streng gesonderte Stellung nahmen und nehmen mußten, während die ärmeren Leute kein gutes Haar am alten „Bohnerlenz“ ließen und durch dick und dünn mit der alten Lentnerin gingen, weil sie geringeren Botenlohn nahm, während die reicheren Hofbesitzer aus bäuerischem Protzentum, die Wirte und Handwerksleute aus Zwang und geschäftlicher Rücksicht, zur Fahne des Großfuhrmanns schwuren und dafür die alte Lentnerin mit allerlei Nergeleien verfolgten, war der Klammerer der einzige, der lachend zwischen den hadernden Parteien stand und mit der verwittibten Bötin und Kleinhäuslerin Rosalia Lentner auf gleich vertraulichem Fuße verkehrte, wie mit dem reichen Großfuhrmann und Gemeinderat Valentin Bohner. Dieser Stellung entsprechend gestaltete er auch seinen geschäftlichen Verkehr mit den beiden; was er nach Traunstein hinauszuschicken hatte, übergab er der Fuhrmännin, der Lentnerdirn, zur Beförderung — was er sich aber von Traunstein kommen ließ, das mußte ihm

der Vincenz, der Sohn des Großfuhrmanns, besorgen. Wenn der alte Bohner manchmal in einer schlechtgelaunten Stunde gegen diese Geschäftsteilung aufmuckte, lugte ihn der Klammerer von der Seite an und meinte mit seinem Lachen: „Jawohl, ich werd' mein Zeiserl hungern lassen, weil mein Star den größern Schnabel hat! Laß mich aus — dein Reden is fürs Griechenland!“ Und dann lachte er fort und fort, bis auch der Bohner ins Schmunzeln kam und seine wankend gewordene Großfuhrmannswürde mit einem halblaut gebrummten: „Alter Kalfakter!“ nur notdürftig noch zu stützen vermochte.

Und wenn der Klammerer mit seinem Lachen schon bei dem rauhen, gewaltthätigen Bohner solche Wirkung erzielte, was Wunder, daß sich auch die stürmische Entrüstung der sonst gar gutmütig gearteten Lentnerin so jach verflüchtigte, als sie den Klammerer mit diesem Lachen unter der Thüre stehen und sich nähern sah.

Jetzt stellte er seine Holzschachtel auf den Tisch, nahm die Pfeife aus den Zähnen und lachte: „Ja was is denn, alte Bratschen! Könnt's denn ihr zwei jetzt zu gar kei'm Fried' net kommen? Was hat's denn schon wieder 'geben, daß gar so räsannierst! Hab' dich ja schon kanzeln hören g'wiß a fünf Häuser weit!“

„Weil's jetzt bald amal z'arg wird mit dem da drüben und mit seiner Bosheit, ja, kannst mir's glauben!“ jammerte die Lentnerin, während sich der Klammerer ihr gegenüber hinter den Tisch schob und das Fenster aufstieß, als wäre ihm die Luft in der Stube nicht frisch genug. „Weißt doch, was er ei'm alles anthut, daß er mir 's Leben sauer machen kann! Aber was er jetzt wieder austüftelt hat, das is schon 's höchste! Da sollt' man schon net denken, daß ei'm bei der heuntigen Ziffalasazion so 'was noch passieren könnt'! Weißt — a Stund' kann's her sein — ja — da is mein' Sabi mit'm Schecken 'nauf zum Schmied, weil ihm an Eisen zum Abfallen war, dem Rössei! Aber was meinst, daß er g'sagt hat, der Schmied? Er könnt' nimmer arbeiten für uns, hat er g'sagt, weil ihm der Bohnerlenz an'droht hat, daß er ihm sonst aus der Kundschaft ging'. Han, was sagst jetzt da dazu?“

„Jetzt das is arg, das muß ich sagen!“ bestätigte der Klammerer, während er die Schultern rührte, als verspüre er ein Jucken auf dem Rücken. „Aber wart', da muß halt ich wieder amal dazwischen fahren! Z'erst will ich dem da drüben sein dicks Köpferl a bißl waschen, und nachher wird hinter'n Schmied eing'ruckt. Laß gut sein, ich will ihnen schon den Standpunkt klar machen, denen zwei!“

Ein Schimmer von Hoffnung leuchtete in den Augen der Lentnerin auf; dennoch schüttelte sie den Kopf und erwiderte mit einer gewissen stolzen Zurückhaltung: „Ah nah — ich dank' dir schön für dein' guten Willen. Aber brauchst dich net verstrappazieren! Es is mir gar net drum! Der da drüben soll sich net denken —“ Da stockte sie, als wüßte sie es nicht in Worte zu bringen, was sich „der da drüben“ nicht denken sollte, und unter allen Anzeichen tiefer Kümmernis fuhr sie sich mit beiden Händen in die grauen Zöpfe.

Mit einem versteckten Lächeln und einem bedenklichen Augenzwinkern wiegte der Klammerer den weißen Kopf über den Schultern. „No — jetzt weißt —“ hob er mit zögernden Worten an, verstummte aber wieder, duckte hastig den Kopf und kraute sich mit der Pfeifenspitze das Genick. Darauf führte er den Stummel zurück an die Lippen, that einen tiefen Zug und paffte unter einem sinnenden Blicke den Rauch gegen die Stubendecke. Dann plötzlich nickte er vor sich hin, stützte den Ellbogen auf den Tisch und machte mit der Pfeifenspitze eine eigenartige Bewegung in der Luft, gleichsam ein Anführungszeichen der sicher bedeutungsvollen Rede, die er nun beginnen wollte.

Im gleichen Augenblick aber öffnete sich die Thüre, und auf der Schwelle erschien ein Mädchen von etwa dreiundzwanzig Jahren. Ein kurzer, brauner Wollrock und eine eng passende, graue miederartige Jacke umschlossen die hohe, von Jugend, Kraft und Gesundheit strotzende Gestalt; unverhüllt hob sich der schlanke Hals aus den vollen Schultern; zwei dunkle, bewegliche Augen blitzten in dem runden, sonnverbrannten Gesichte mit den kirschroten, trotzig aufgeworfenen Lippen; kurze Zaushärchen ringelten sich über die Schläfe und verschleierten die lichtere Stirn, über welcher das feste Geflecht der Zöpfe anzusehen war gleich einer schweren braunen Krone.

Ein sanftes, freundliches Lächeln erhellte die etwas ernsten Züge der Dirne, als sie des alten Mannes am Tische ansichtig wurde. „Grüß dich Gott, Klammerer! No, schau, das freut mich, daß jetzt da bist!“ rief sie ihn mit hell klingender Stimme an, während sie mit ausgestreckter Hand auf ihn zuging; und trotz der schweren Pantoffeln, welche sie trug, war ihr Gang elastisch und leicht. „Ich hab' schon g'meint, du kommst heut' gar nimmer!“

„Wär' net übel!“ lachte der Alte mit dem ganzen Gesichte, schob die Pfeife zwischen die Kniee und klatschte seine Hand in die Rechte des Mädchens. „Weißt, wenn ich auch nix zum Mitgeben g'habt hätt', kommen wär' ich dengerst, g'rad daß ich dich wieder amal zum sehen krieg', du saubere Dingin, du! Ja, is schon wahr, a vierzig Jahr jünger wann ich wär' und meine g'sunden Glieder hätt', nachher müßt' sich 'was machen mit uns zwei — ich sag' dir's — gar nimmer auslassen thät' ich, bis d' ja g'sagt hättst.“

„Geh, geh, geh —“ lachte die Dirne, während sie errötend ihre Hand befreite, „dich kenn' ich schon, weißt! Jetzt red'st halt so, weil dich einschmeicheln willst bei mir, und daß ich deiner Schachtel an guten Platz in mei'm Wagen aussuchen sollt'. Aber sorg dich net, ich gib schon Obacht drauf.“ Mit wohlwollendem Blinzeln nickte sie dem kichernden Alten zu und zog dabei die Holzschachtel vom Tische. „Ja — und nachher wär' ich g'recht zum Fahren, Mutter!“

„Aber Sabi, han, kannst denn überhaupts fahren?“ frug die Lentnerin in seufzender Besorgnis. „Mußt halt g'rad den Bräunl einspannen — aber — da wird ihm nachher der Wagen wieder z' schwer sein!“

„Es geht schon, Mutter, es geht schon. Ich hab' mir halt g'holfen, wie's 'gangen is, und hab' dem Schecken 's alte Eisen so überhops wieder 'naufg'nagelt.

Die Stund' lang bis Eisenärzt 'naus wird's ihm schon halten, und draußten lass' ich ihn nachher frisch b'schlagen, wenn —" die Brauen der Dirne furchten sich, und ein herber, bitterer Zug legte sich um ihre Lippen, „wenn der draußere Schmied net am End' auch schon drin is in dem freundschäftlichen Bruderbund, wo der da drüben g'stift' hat gegen uns." Mit einer kaum merklichen Bewegung des Kopfes nickte sie gegen das Fenster, warf einen kurzen, finsteren Blick hinüber nach dem Gehöfte des Bohnerlenz und verließ mit raschen Schritten die Stube.

„Jetzt das wenn wahr wär', nachher — — Aber wart', hinter den will ich einrucken!" grollte der Klammerer, während er sich mit dem Pfeifenkolben die rechte Hüfte kraute. „Na, so was! Net g'nug, daß so an arm's Deandl zum Schaffen hat wie a richtiger Knecht — jetzt soll's auch d' Rösser noch selber b'schlagen müssen!"

„Ja, ja, so macht's uns der da drüben!" seufzte die Lentnerin in einem Tone, als wären ihr die Thränen nahe. „Gott sei Dank aber, daß mein' Sabi a waxe Dingin is, die wo's Zugreifen versteht, und die sich überall gleich zum helfen weiß. Und gar kein Arbeit net verdrießt's, g'wiß wahr, und 's Arbeiten geht ihr doch net aus von in der Fruh bis auf d' Nacht. Mit meiner Sabi bin ich besser aufg'richt' wie mit'm besten Knecht. Freilich, halten thät' ich mir schon gern ein'. Aber mein Gott, weißt ja, wie's steht bei uns. An Knecht wann ich auch noch futtern müßt', nachher könnten wir zwei an die Steiner 'runterbeißen. Ja, ja — den Lentner selig, den hat's halt a bißl gar z' früh g'rissen — für mich und für mein' Sabi! Aber no, wie's der Herrgott will, so muß man's haben!"

„No schau, geh, gar so schlecht hat's dir unser Herrgott auch net g'richt'!" tröstete der Klammerer. „Dein Auskommen hast ja dengerst, hast a nett's Häuserl und zwei g'sunde Roß. Und mit dei'm Deandl kannst dich sehen lassen überall, und schau —" er verstummte, schob die Pfeife hastig zwischen die Zähne und fuhr mit der Hand an der Brust unter die Jacke. „Schau — wer weiß — vielleicht macht d'Sabi amal a Glück!" Er kehrte sich nach dem offenen Fenster um und streifte ein winziges Etwas, das er mit geschicktem Griffe unter der Jacke hervorgeholt hatte, achtsam von den Fingern zwischen das Laub der wilden Reben, die den Kreuzstock draußen umrankten. „A Schafferin, wie d' Sabi, die tauget in an jeden Bauernhof — und wann's der größte wär'. Und nachher — 's Deandl wird ja säuberer mit jedem Tag. Was is denn, han, rührt sich noch gar nix?"

„Jesses, laß mich aus! Es wär' mir gar kein' Freud' net! Was fanget ich denn an ohne d'Sabi? Und a Glück machen? Du mein Gott! Von die Bauern, was a richtiger is, fragt a jeder z'erst nach 'm Geldsack. Und ehnder ich's Deandl in so a Noterei 'neinheiraten lass', da b'halt ich's schon lieber bei mir. Und überhaupt — d' Sabi is schon gar net danach. Die hat vor lauter Arbeit schon gar kein' Zeit, auf solchene Sachen z' denken. Kannst mir's glauben, die hat dir noch kein' Burschen drum ang'schaut — und ich mein' auch schier, es wär' im Ort gar keiner, der ihr anstehn möcht'!"

„Geh weiter, Alte, wie kannst denn jetzt so 'was reden!" lachte der Klammerer, während er sich an der Brettkante des Fenstergesimses die Schulter rieb. „Kannst vielleicht 'neinschaun in dein Deandl, wie's ausschaut in ihr drin. Laß mich aus! Die stillen Wasserln sind allweil die tiefsten. Und wenn auch bei der Sabi bis heuntigen Tages noch alles richtig is, deswegen bleibt's ihr dengerst net aus, das selbige Stünderl, wo 's Herzerl den g'wissen Schnackler macht. Weißt, so a Deandl is akrat wie eins von meine Vogerln, die wo ich eing'fangt hab' beim ersten Schnee. Den ganzen Winter über hockt das Tierl hinter die Stangerln drin, so mäuserlstad, als hätt's in sei'm ganzen Leben noch nie nix verstanden vom Schlagen und Singen. Aber auf amal im Fruhjahr, weißt, wann's draußen aaber wird, da blitzt dir nachher d' Sonn' durchs Fenster 'rein, so recht licht und warm, g'rad übern Käfig hin — und da kommt's dir über das Viecherl — g'rad allweil d' Flügel rührt's und hupft und thut — und auf amal, da hebt's zum Schlagen an — ich sag' dir's — g'rad a Freud' kannst haben! Ja — meinst leicht, das Vögerl fragt mich erst, ob ich ihm 's Singen verlaub'! Ah na! Und wirst es sehen, Alte, wirst es sehen, mit dei'm Deandl geht's dir auch net anders! Und da derfahrst auch nix, ehvor dir net 's fertige G'sangl in d' Ohren klingt!"

„Jetzt das glaub' ich dengerst net!" eiferte die Lentnerin. „Mein' Sabi is kein' solchene Duckmäuserin net. Der wann amal einer g'fallt, die fragt mich schon z'erst um Rat!"

„Natürlich! Weil du's bist!" lachte der Klammerer, und fuhr mit der Faust nach dem Rücken.

„Ja, g'rad weil ich's bin! Denn ich hab' mein Deandl zogen danach! Und das kannst mir glauben —'

Was er glauben sollte, bekam der Klammerer jedoch nicht zu hören, denn verstummend beugte sich die Lentnerin mit gerunzelten Brauen über den Tisch. „Bringst aber auch überall dein Ziefer mit hin!" grollte sie und streckte schon die Finger, um die Ameise zu zerdrücken, die sich ihr in flinkem Laufe über die blanke Tischplatte näherte.

„Aber geh, wirst mir doch net an meinigen Brotvater derdrucken!" schmollte der Alte und schob die Hand der Lentnerin beiseite. „Was hast denn davon, wenn so a Tierl um sein klein's Leben bringst! Hat auch sein' Freud' an der Sonn'!" Dabei hatte er der Ameise den Daumen vorgestellt, und als sich das kleine Ding an dem braunen Finger in die Höhe zappelte, spedierte es der Klammerer vor das Fenster in das Weinlaub. Kaum aber hatte er das mitleidige Werk zu Ende geführt, da fuhr er sich schon wieder mit der Hand unter den Hemdkragen.

„No also — da hast dein' Dank davon!" kicherte die Lentnerin. „Zwickt dich schon wieder eine!"

„Ja, so a Teuferl!" lachte der Alte, daß ihm der Schnurrbart zitterte.

„Han, sag, wird dir denn das net z'wider auf d' Läng', das ewige Zwicken und Beißen?"

„Gott bewahr'! Hab' ja mein Brot davon! Und da muß jeder was leiden drum! A Fischer muß naß vertragen, a Feldbauer muß d' Hitz' verleiden, an Almer

schnauft sich hart beim Steigen — no — und ich lass' mich beißen. Bin's auch schon g'wohnt — und is mir alleweil noch wohler dabei, wie ei'm, den 's G'wissen beißt. Ja, du, 's G'wissen soll sakrische Zangerln haben."

„Was sagst denn mir jetzt so 'was!" erwiderte die Lentnerin. „Das mußt' schon dem da drüben sagen. Ich mein', der könnt' so a Warnung brauchen! Der wird's schon noch amal verspüren, wann er vor sei'm Herrgott alles verantworten muß, was er uns anthut. Lang leben wann er noch thut, wird er vor Brotneid so wie so noch gelb als a ganzer — wie a Pomeranzen!"

„Aus Brotneid — meinst?" kicherte der Klammerer. „No, wer weiß — leicht is an alte Eifersucht dabei!"

Der Lentnerin schoß das Blut bis unter die grauen Haare, während sie mit scharfer Stimme drohte: „Du — ich sag' dir's — so 'was redst mir fein net!"

Da legte der Alte den Kopf auf die Seite und lachte mit zwinkernden Augen: „Is leicht net wahr, daß er dir nachg'stiegen is als a Junger?"

„Ja — und daß ich ihm nie nix mögen hab' — 's sell is auch wahr!" eiferte die Lentnerin, wobei sie die Wahrheit ihrer Aussage durch einen klatschenden Handschlag auf die Tischplatte zu erhärten suchte.

„Geh, geh, thu net so, hättst ihm schon 'was mögen, wann er 's Kurasch' g'habt hätt', die Sach' mit sei'm bockbeinigen Vatern ausz'fechten! Aber no, er hatt' sich halt geschwinder drein'geben, als von ihm recht und dir lieb g'wesen is — gelt? Und — verkehrte Lieb', sagen d'Leut', treibt's alleweil ärger als der Haß!"

Die Lentnerin rührte die Finger, als wandle sie die Lust an, dem lachenden Alten ins weiße Kraushaar zu fahren; die Lippen zitterten ihr vor Erregung, aber ehe sie noch mit einer Antwort zustande kommen konnte, betrat Sabi die Stube.

Mit verwunderten Augen betrachtete das Mädchen das hoch gerötete Gesicht der Mutter. „Ja was is denn? Was habt's denn g'habt mitanander? Der Klammerer — und streiten? Das kann ich doch schier net denken! Was is denn, han?"

„Nix, Sabi, gar nix B'sonders!" lachte der Alte. „Mein' B'scheidenheit halt — weißt. Dein' Mutter hat mir a Glasl an Bittern antragen, und weil ich ihn mir net anz'nehmen 'traut hab', das hat 's dir jetzt völlig in d' Hitz' 'bracht. Aber no, da kann ich halt dengerst net anders, gib halt 's Flaschl her, Sabi!" Dabei zwinkerte und lachte er über den Tisch hinüber, daß auch der Lentnerin wieder das Schmunzeln kam.

„So hol's ihm halt!" nickte sie der Tochter zu und schmollte, während Sabi sich dem Schranke näherte, mit halblauten Worten zu dem kichernden Alten hinüber: „Du Gauner, du weißhaariger!"

„Ja wer hat denn jetzt den Stopsel gar so fest 'neing'schoben?" frug Sabi, als sie mit Glas und Flasche zum Tische kam. „Der is ja gar nimmer zum 'rausbringen!"

„Nur her damit — das wird gleich g'schehen sein!" rief der Klammerer, während er die Pfeife in die Brusttasche des Jankers schob und die Hand nach der Flasche streckte.

„Natürlich, du mit deine ungraden Finger wirst es gleich haben?" zweifelte die Lentnerin.

„Meinst?" Und im Nu hatte der Alte mit Hand und Zähnen die Flasche entkorkt. Nicht viel länger währte es, so war das Gläschen vollgeschenkt und auch schon wieder geleert.

„Kreuzsakra — bei dir geht's ja wie im Accord!" meinte die Lentnerin, während sie mit einem besorgten Blick den Inhalt der Flasche maß.

„D' Uebung halt!" lachte der Klammerer, schnalzte mit der Zunge und spitzte den Mund. „Aber woltern a schön's Tröpferl, das muß ich sagen!" fügte er mit bedächtigem Nicken bei, und während er das Gläschen aufs neue füllte, begann er die Vorzüge des „schönen Tröpferls" des genaueren zu detaillieren, wobei er die Schnapsbrennerkünste der Lentnerin ins schönste Licht zu setzen wußte.

Inzwischen war Sabi hinter dem mächtigen, dunkelgrünen Kachelofen verschwunden. Als sie wieder zum Vorschein kam, trug sie sauber glänzende Röhrenstiefeln an den Füßen, einen schmalkrempigen, dunkelgrünen Filzhut über den Zöpfen, auf dem linken Arm einen grauen Wettermantel aus grobem Loden, und in der Hand eine langstielige Peitsche.

„Ja Sabi, jetzt da schau, so g'fallst mir ja noch besser, wie z'erst!" rief der Klammerer, stellte das dritte geleerte Gläschen auf den Tisch und betrachtete mit schiefem Kopfe und lustig glänzenden Augen das Mädchen, das in der That ein gar schmuckes Bild gewährte, in welchem sich junge, mädchenhafte Schönheit mit trotziger Kraft zu eigenartiger Wirkung vermischte.

„Geh, du Planer, du," lächelte Sabi, „wann noch a Glasl willst, nachher mußt mein' Mutter loben, und net mich!" Und während sie der Lentnerin mit ausgestreckter Hand entgegenging, sagte sie mit herzlichem Tone: „Jetzt fahr' ich halt nachher: B'hüt' dich Gott, Mutterl, und unser Herrgott soll dich in seiner Hut halten über Nacht."

„B'hüt' dich Gott mein Deandl! Gelt, gib mir schön acht, b'sorg' mir alles in der Ordnung, und fahr net z'gach, daß d' es net am End' am Wagen oder an die Ross' büßen mußt!"

„Wird sich nix fehlen, Mutterl!"

„No also, in Gottsnamen!" seufzte die Lentnerin, schob dabei die Dirne vor sich her und tauchte die Finger in das neben der Thüre hängende irdene Kesselchen, um Sabis Gesicht mit geweihtem Wasser zu besprengen. Dann nickte sie dem Klammerer zu: „Meinetwegen — trink halt derweil noch a Glasl."

„Ah na, jetzt lassen wir's gut sein," lachte der Alte, während er sich flink erhob und den Frauen in den Flur folgte. „Das lass' ich mir net nehmen, das muß ich schon sehen, wie d' Sabi 'nausfahrt zum Hof."

Als die Dirne ins Freie trat, schüttelten die beiden Pferde, die vor den plump gebauten, mit einer weißen Blache überspannten Leiterwagen gespannt waren, die zottigen Köpfe, daß die Messingplatten der Geschirre klapperten. Es waren zwei nicht allzu stattliche, aber gut genährte und sauber gehaltene Tiere.

Peinliche Sauberkeit war überhaupt das Gepräge aller Dinge, die hier das Auge traf. Weißer Kies, der in der hellen Sonne glänzte, deckte den schmalen Hofraum, der von dem Nachbargehöfte durch eine hohe, lebende Hecke getrennt war und in einen langgestreckten Wiesengarten überging, in welchem schütter stehende Weichsel- und Zwetschenbäume ihre kugeligen Schatten auf die kurzgemähte Grasfläche warfen. Kein Strohhalm lag auf dem Pflasterwege vor dem niederen Stalle; der war an das Wohnhaus angebaut, dessen weißgetünchte Wände bis zur halben Fensterhöhe dichtes lichtgrünes Weinlaub überspann. Zwischen der Giebelseite des Hauses und der Straße lag ein kleiner Gemüsegarten mit mancherlei blühenden Blumen. Das Haus zeigte nach dieser Seite nur drei Fenster, von denen die beiden ebenerdigen zur Stube und zur Schlafkammer der Lentnerin gehörten, während das dritte, inmitten des hohen, spitzauflaufenden Giebels, in Sabis Dachstübchen führte. Vor diesem Fenster war ein grünbemaltes Lattengestell angebracht, auf welchem ein Dutzend Nelken-, Geranien- und Rosenstöcke in zierlicher Ordnung prangten.

Im Garten plätscherte ein von roten Wicken überwachsener Brunnen, Schwalben umschossen das sonnige Haus, in den Obstbäumen des Gartens schlugen die Finken, und süßer Heuduft wehte von den nahen Wiesenhängen her, welche die Vorstufe der waldigen Berge bildeten.

„G'wiß wahr, je öfter als ich herkomm', so besser g'fallt's mir da," sagte der Klammerer, während er mit zwinkernden Augen in die helle Sonne hinaustrat. Prüfenden Blickes schaute er ringsumher; dabei verirrten sich seine Augen über die Straße in das gegenüberliegende Gehöfte, in welchem ein junger Bursche an einem riesigen, schwerbeladenen Wagen sich zu schaffen machte, was den Klammerer zu der Bemerkung veranlaßte: „Du Sabi, da schau, der Vincenz richt' sich auch schon zum Fahren her!"

Sabi verzog die Lippen, zuckte die Schultern und begann die verschlungenen Zügel der Pferde auseinander zu nesteln. Die Lentnerin aber erwiderte in nicht besonders freundlichem Tone: „Soll sich richten, wie er mag — was geht's denn uns an!"

„Geh weiter — jammerst allweil über den da drüben und bist selber auch so a Bißguren, wo gleich mit 'm g'wetzten Schnabel bei der Hand is."

„No ja, wär' a schöne Müh', wenn man sich um an jeden Loder kümmern müßt'!"

„Du, über'n Alten kannst schimpfen wie d' magst, aber über'n Vincenz sagst mir fein nix!"

„Laß mich aus! Der is um kein Haar net besser!"

„Natürlich, jetzt das is g'wiß, wann sich der Alte gegen enk auf d' schiefe Seiten stellt, kann der Bua allein net den barmherzigen Bruder spielen. Und a bißl a Hitzköpfl is er halt auch — müßt' er net Bohner heißen! Im übrigen aber is er a Bursch, daß keiner im Ort net aufsteht gegen ihn, und soviel kann ich dir sagen —"

„Mutter, ich mein', es wär' an der Zeit — und mach' mir den Gattern auf!" so wurde der Klammerer in seiner eifrigen Verteidigung plötzlich von Sabis Stimme unterbrochen. Und diese Stimme klang so scharf und unwillig, daß sich der Alte hastig und mit verdutzter Miene gegen das Mädchen kehrte.

„No, no, was is denn auf amal? Wo brennt's denn? han?" lachte er, als er in die finster blickenden Augen und in die trotzig ernsten Züge des Mädchens sah; aber sein Lachen wollte ihm nicht so herzlich wie sonst von den Lippen klingen; nun verstummte es ganz und wurde zu einem leisen, merkwürdigen Lächeln; es war auch ein so eigen forschender Blick in seinen Augen, als er in begütigendem Tone beifügte: „Geh, auf die paar Minuten wird's dir dengerst net ankommen. 's Traunstein draußen lauft dir net davon, heut' holst es leicht noch ein!"

Sabi erwiderte keine Silbe; dem Alten den Rücken kehrend, legte sie auf dem schmalen Bocksitze des Wagens die beiden Pferdedecken und ihren Wettermantel zurecht; dann nahm sie die Peitsche zur Hand, faßte die Zügel und klatschte sie mit einem unwilligen: „Hüo, Scheck! hüh, Bräundl!" den beiden Pferden über den Rücken.

Die Rößlein zogen an, und knarrend rollte der Wagen über den Kiesgrund und durch das Gatterthor, das die Lentnerin inzwischen weit geöffnet hatte.

Zögernden Ganges folgte der Klammerer dem Wagen auf die Straße; dort stand er und schaute mit blinzelnden Augen dem Mädchen nach, welches, mit sicheren Händen die Zügel führend, gemessenen Schrittes neben den Pferden einherging und keinen Blick zur Rechten oder Linken wandte. Als das Gefährt hinter einer Biegung des Weges verschwand, nickte der Alte bedächtig mit dem Kopfe vor sich hin, und während er einen halblauten, gedehnten Pfiff vernehmen ließ, fuhr er mit der Hand an eine Stelle des Rückens, an der sich wohl wieder eines der kleinen „Teuferln" verspüren ließ; leise rührte dabei der Wind den leerhängenden linken Aermel der verblichenen Jacke.

Nun machte er Miene, in den Hofraum des Lentnerhauses zurückzukehren; doch sah er das Gatter schon wieder geschlossen, und eben verschwand die Lentnerin in der Thüre. Er richtete sich auf, als wollte er der Alten noch ein paar Worte zum Abschied nachrufen; dann aber schüttelte er den Kopf, wandte sich kurz ab, und ein leises Kichern klang von seinen Lippen, als er quer über die Straße dem offenen Thor des Bohnerhofes entgegenschritt. Mit musternden Blicken überflog er das große, zweistöckige Wohnhaus, an dem die Wohlhabenheit aus allen Fenstern guckte. Schließlich blieben seine Augen mit prüfendem Ausdruck an dem jungen Burschen haften, der in Hemdärmeln und mit gespreizten Füßen auf den Leitern des mit Säcken, Koffern, Kisten und Schachteln beladenen Wagens stand, eine schwere Leinenblache über die bogenförmig gespannten Reifen zog und dazu mit halblauter Stimme eine muntere Weise sang. In der sicheren Leichtigkeit, mit welcher der Bursche da droben hantierte, verriet sich eine Kraft, die man dem schlanken, schmächtigen Körper vielleicht nicht zugetraut hätte. Er mochte das sechsundzwanzigste Jahr kaum überschritten haben. Glatte, lichtblonde Haare, welche sorgfältig gescheitelt waren, umrahmten das leicht gebräunte, hübsche Gesicht. Um Kinn und

Wangen sproßte ein schüchterner Flaum, während sich das bräune Schnurrbärtchen durch seine keck in die Höhe gedrehten Spitzen bereits ein gewisses Ansehen zu geben versuchte. Sorglose Fröhlichkeit war der Ausdruck dieses Gesichtes, und mit einem offenen, frischen Blicke schauten die hellblauen Augen in die Welt.

„Grüß dich Gott, Vincenz!“ so rief der Klammerer im Näherkommen den Burschen an. „Allweil lustig bei der Arbeit?“

„No natürlich!“ gab der Bursche, seinen Gesang unterbrechend, in munterem Tone zur Antwort. „Wann einer net lustig wär' dabei, wär' 's Arbeiten a bittere Sach'.“

„Hast recht! Traurige Leut' müssen sich schinden, bei die Lustigen aber geht 's Schaffen übern Tanz!“

„Ah na, jetzt das is doch a bißl übertrieben!“ meinte Vincenz. „A Landlerischer is mir dengerst lieber wie 's Wagenpacken. Aber han, sag, wie geht's denn bei dir allweil?“

„Schön stad auf zwei alte Füß'. Aber daß dich darum so gar viel sorgen thust, das scheint mir net! Hast dich ja an Ewigkeit nimmer anschaun lassen bei mir draußen.“

„Mein — weißt es ja selber — d' Sommerzeit, die bindt ei'm Händ' und Füß'. Wie steht's denn mit deine Vögel?“

„Woltern gut! Die Bruten hab' ich alle sauber durch'bracht, und auch sonst bin ich z'frieden. Meine Staren pfeifen dir drauf los, den Wendelstein, die Wacht am Rhein und den Neubayrischen, daß 's grad a Freud' is! Und mein' Drossel erst, du, die sollst sehen, die lernt dir schon so viel fleißig — ja — seit acht Tag' schon holt sie sich 's Wasser selber!“

„Geh, is wahr? No, das muß ich mir schon bald amal anschaun und — — Kreuz sakra, gehst net rüber!“ Diese letzten Worte galten der widerspenstigen Blache, welche sich nicht über die Krümmung des letzten Reifens ziehen lassen wollte; aber dem Willen dieser jungen, kräftigen Arme mußte sie sich dennoch fügen.

Schweigend schaute der Klammerer eine Weile dem Burschen zu, dann zog er das erloschene Pfeiflein aus dem Janker hervor, klopfte es an der Wagendeichsel aus und begann es frisch zu stopfen, wobei er seinen „ungeraden Fingern“ mit den Knieen und Zähnen zu Hilfe kam. Vincenz hatte inzwischen seine Arbeit auf dem Wagen vollendet; nun sprang er zur Erde und während er die Blachenzipfel an den Leitern befestigte, pfiff er die Weise jenes Liedes vor sich hin, in welchem die Ankunft des Klammerers ihn unterbrochen hatte.

Da schaute der Alte schmunzelnd auf, und während er dem Burschen mit den Augen folgte, fiel er mit halblauter Stimme in die Weise ein:

„Wie mehr d'Sterndln funkeln,
So lichter is d'Nacht, ja Nacht —
Und ich hab' auf mein Schatzerl
A weng an Verdacht!
Und an Anterl im Weiher
Macht 's Wasserl so trüb, so trüb,
Und ohne an Eifersucht
Is dir ka Lieb'!“

Und als er mit einem hellen Zungenschlage geendet hatte, trat er lachend auf Vincenz zu. „Ja was is denn, han, daß dir das Liedl gar net aus die Gedanken will, daß d' es bald singst und bald wieder pfeifst! Schau, schau, solchene Sachen gehn dir im Kopf umanander! Gelt, Hallodri, bist halt verliebt!“

„Ich, und verliebt?“ erwiderte der Bursche in einem Tone, welcher nicht harmloser und unverdächtiger hätte klingen können; „das ging mir g'rad noch ab! Ah na, da hab' ich schon an andere Sachen z'denken!“

„Geh weiter, lüg' mich net so an!“

„Wär schon a Lug' wert — so a Dummheit! Aber was hast denn auf amal, daß dich d'Neugier gar so plagt?“

„Neugier? Ah — g'wiß net! Aber ich denk' mir halt, es wär' allweil schon an der Zeit, daß dich umschaust um a G'sellin!“

„Umg'schaut hab' ich mich schon g'nug, aber g'funden hab' ich noch nix!“

„Jetzt is schön! Und sind doch saubere Madln g'rad g'nug im Ort — zum Beispiel 's Kramerdeandl!“

„Die is mir z'klein!“

„Oder 's reiche Müllerlenei?“

„Die is mir wieder z'groß!“

„No — aber nachher dem Posthalter die sein' — die hat zu der Schönheit noch an richtigen Geldsack?“

„Aber z'viel Haar' auf die Zähn'! Bei der hätt' ich ja a Leben wie der Spatz im Grillenhäusl!“

„Jetzt du bist einer, du bist ja mit gar nix z'frieden!“ lachte der Klammerer, schob die Pfeife zwischen die Zähne und holte das Feuerzeug aus der Tasche. „Da is dir freilich net z'raten! Aber halt — die junge Hinterbrandtnerin — die wär' so in der mittleren Größ' — und so viel sanft! Die kann kein' Fliegen net betrüben!“

„Da fehlt's bei der Schneid' wieder a bißl z'viel! Die lauft ja schon davon, wann 's im Krautacker an Hasen niesen hört!“

„Jetzt is gut! Jetzt weiß ich nix mehr z'raten! Hörst, du hast an heikligen Gusto! Wo treibt man denn nachher für dich amal eine auf! Für dich muß ja rein unser Herrgott a ganz an extrige derschaffen! Aber — sag —“ der Alte verstummte, preßte das Feuerzeug zwischen die Kniee und rieb ein Streichholz an, „hast dich denn auch — schon umg'schaut — so in der nächsten Nachbarschaft?“ Wieder schwieg er und blickte in den knisternden Schwefelbrand, bis die helle gelbe Flamme von dem Hölzchen aufging; dann führte er's an die Pfeife, fing zu ziehen und zu paffen an und während er keinen Blick seiner blinzelnden Augen von dem Burschen verwandte, plauderte er zwischen Paffen und Ziehen in abgebrochenen Worten: „Ja — weißt — d' Lentnersabi mein' ich! Die wär' bildsauber bei'nander — schön groß und dengerst net z'lang — schön rund und dengerst net überg'wichtig — sanft und freundlich wie a Täuberl und dengerst bei der Schneid' wie der Tauernwind im Fruhjahr! Und was ihr an die Batzen fehlt, das wiegt 's mit ihre riegelsamen Arm' a zehnmal auf! Kreuzstarenkabel — das gäb' dir a Paarl — du und d' Sabi! Der könnt' sich sehen lassen, der so 'was füranander brächt'! Ja, han, was meinst?“

Da schwieg der Alte und schaute mit seinem gewissen Blick und Lachen den Burschen an, der lange

schon vor ihm stand, die Beine gespreizt, die Daumen in die Hosenträger eingesenkt. Mit einer halb verblüfften, halb belustigten Miene hatte Vincenz den stoßweise vorgebrachten Worten des Klammerers zugehört, und nun, da der Alte zu Ende war, brach er, die Arme breit auseinanderschlagend, in ein schallendes Gelächter aus. „Ja Klammerer! Ja was is denn mit dir? Mir scheint, bei dir geht's um — im Heuboden droben!“ Ein Fingerzeig nach der Stirne des Alten erläuterte die Meinung dieses Gleichnisses. „Na, na, jetzt gehst mir aber weiter! Was du net daherreden kannst, wenn der Tag lang is! Ich und — und — — da legst dich doch gleich nieder!“ Und im Gelächter erstickten ihm die Worte.

Ueber das Gesicht des Klammerers zuckte ein Etwas wie Enttäuschung oder Verstimmung; das war aber nur ein Moment; dann blitzte wieder der alte lustige Blick in seinen Augen auf und er stimmte in das Gelächter des Burschen mit einem Lachen ein, welches so fröhlich und offen klang, daß man hinter den Worten, die er darein mischte, wirklich nichts anderes hätte suchen mögen, als was sie sagten: „Gelt, jetzt kannst lachen! Ja, schau, und das freut mich, daß doch auch an G'spaß verstehst. An anderer hätt' mir so 'was schon lang verübelt! Aber du — natürlich — ich sag's ja allweil: über Vincenz steht keiner net auf!“

„Ich dank' dir schön — dank' dir für dein Lob! Aber —“ Wieder versagte dem Burschen vor Lachen die Sprache, bis er nach einer Weile halb seufzend, halb stöhnend auffuhr: „Na, so 'was — so 'was! G'rad weh' thut mir alles in mir drin!“ — Und die Fäuste in die Hüften pressend wandte er sich kopfschüttelnd dem Wagen zu.

Der Klammerer kicherte noch eine Zeitlang vor sich hin, dann nahm er die Pfeife aus dem Munde, fuhr mit der Spitze derselben nach dem Genick und sagte in lustigem Plaudertone: „Gelt, so 'was Dummes fallt doch kei'm andern net ein als mir! Das heißt —“ dabei nahmen seine Züge einen bedächtigen Ausdruck an, „weißt — was ich von der Sabi g'sagt hab', das is ja net g'logen! Da brauchst ja das Deandl bloß selber amal drum anschaun!“ Und wieder lachte er. „Aber so 'was is ja gar net zum denken, das is ja zum Lachen! Was möcht' dein Vater sagen! Und dir selber — wie könnt' denn dir so 'was einfallen! Aber — weil wir g'rad von dei'm Vater reden, wo is er denn, han?“

„Drin in der Stuben, denk' ich. Was willst denn?“

„Was ausz'karteln hab' ich mit ihm. Denn wenn ich auch zur dir und dei'm Vatern der bessere Freund bin als zu die zwei Weiberleut' da drüben — mein Gott — Menschen sind 's dengerst, und derbarmen können 's ein auch. Drum hab' ich halt g'meint, ich will mit dei'm Vatern a Wörtl reden, von wegen der G'schicht mit'm Schmied.“

Mit verwunderten Augen schaute Vincenz auf. „Was is jetzt das schon wieder? Was für a G'schicht?“

„Ja weißt denn du nix davon, daß dein Vater dem Schmied an'droht hat, er steht ihm mit der Kundschaft aus, wenn er 's Arbeiten für die Lentnerischen net bleiben laßt?“

„Na, da weiß ich nix davon,“ erwiderte Vincenz halb unwillig und halb gelangweilt. „Und wann er mir 'was g'sagt hätt', der Vater, hätt' ich ihm auch g'raten, daß er so 'was bleiben laßt. Mit solchen Sachen schad't er sich mehr an der Ehr', als er die andern ärgert. Ich sag's ihm allweil: ich wär' schon z' stolz dazu, daß ich mir mein' Unmut allweil so merken ließ'. Das is ja g'rad, wie wenn a Drescher mit 'm Flegel nach ei'm Spatzen schlagt, der in' Stadl 'reinfliegt; auf die paar Körndln kommt's dengerst net an, wenn der Haber schaffelweis am Boden liegt. Ja, ja, geh' nur nein' zu ihm und red' ihm a bißl zu — von dir hört er's am ehndesten noch an. Aber —“ und da zerfloß der Ernst des Burschen in ein gutmütiges Lächeln, „gelt, denselbigen G'spaß därfst fein am Vatern net probieren. Weißt, der is net so gut eing'richt' aufs G'spaßverstehn. Da könnt'st leicht a Luftreis' machen — aus der Thür' auf d' Straßen 'naus — bei aller Freundschaft. Ja, und somit b'hüt' dich Gott, Klammerer, b'hüt' dich Gott!“ Mit einem freundlichen Lächeln nickte er dem Alten zu und rief dann mit lauter Stimme gegen die Stallungen hin: „He! Seppei!“

„Aho! Was is?“ klang ein dumpfer Bierbaß zur Antwort.

„Einspannen! Zeit is!“ Und mit prüfenden Blicken umwanderte Vincenz den Wagen.

Zögernden Schrittes ging indessen der Klammerer der Thüre zu; als er sie erreicht hatte, wandte er sich noch einmal auf der Schwelle, schaute unter den aufgezogenen Brauen hervor nach dem Burschen, kraute sich den Rücken und murmelte verdrießlich vor sich hin: „Mir scheint, da bin ich amal aufg'sessen mit meiner G'scheitheit!“

Bald nach ihm betrat auch Vincenz das Haus; im Flur verhielt er sich einen Augenblick und lauschte lächelnd den streitenden Stimmen, die sich aus der Stube vernehmen ließen; dann zuckte er die Achseln und stieg die Treppe zum oberen Stock empor.

Kaum waren seine Schritte verhallt, als die Stubenthüre aufgerissen wurde und der Bohner mit puterrotem Gesichte und fuchtelnden Armen ins Freie stürmte. „Laß mir mein' Ruh', Klammerer! Laß mir mein' Ruh', sag' ich dir, oder ich werd' grob! Jetzt will ich nix mehr hören!“

„Du bockbeiniger Giftnickel, du gachzorniger!“ schalt der Klammerer, während er den Bauer mit flinken Füßen verfolgte. „Sei froh, daß dir wieder amal einer ins G'wissen redt!“

„Mei'm G'wissen braucht keiner z' raten, als ich selber! Und jetzt laß mir mein' Ruh', sag' ich!“

„Na — nix — net auslassen thu' ich, und da haltst mir jetzt stand!“ Dabei wollte der Alte den Bohner, der sich breitspurig vor den beladenen Wagen hingestellt hatte, beim bauschigen Aermel fassen; aber mit einem zornigen „Klammerer, ich sag' dir's, ich werd' grob!“ riß sich der Bauer los und schritt, die Hände hinter dem Rücken kreuzend, quer über den weiten Hofraum dem Grasgarten zu. So ging es dahin, ein Stück durch die baumreiche Wiese, rings um die riesige Scheune, hinter das Haus und wieder dem Hof entgegen; der Bohner immer voraus, der Klammerer

unverdrossen hinterdrein, lachend und kichernd, schmollend und scheltend, bald das Genick, bald die Hüften krauend.

„Aber schau Bohner, so laß dir doch sagen — ich will dir ja alle G'rechtigkeit zukommen lassen! Ich weiß ja, vor Zeiten hast ja a bißl an Ursach' g'habt. Den Lentner selig hast halt amal net leiden können, und spöttisch g'nug is er auch g'wesen! No ja, und dein' Bäuerin, solang s' g'lebt hat, die hat auch allweil hinter dir drein g'hetzt — natürlich — es is halt so a Sach' mit der Eifersucht!"

„Was! Eifersucht! Das ging mir g'rad noch ab! Du, ich sag' dir's, mit so 'was wann anfangst, da kann dir 'was passieren, wo dir dein Lachen auch nimmer hilft!"

„No, jetzt das wirst mir doch zug'stehn müssen, daß d' Rosl drüben den Lentner net ehnder g'nommen hat, eh' du net verheirat' warst, so wie's dei'm Vatern selig 'taugt hat. D' Rosl hat's halt dir nachg'macht — aber so an arge Sünd' war das dengerst net, daß in dei'm Recht g'wesen wärst, wann hint'her in dei'm Gift und Gall' den Lentner schier gar um Haus und Hof 'bracht hast."

„Net wahr is! Net wahr is! A Loder is er g'wesen, der nie was vom Hausen verstanden hat! Und wenn ich die Grundstückeln net 'kauft hätt', um die er 'kommen is, hätt' s' an anderer 'kauft. Aber natürlich, das hat ihn halt nachher g'wurmt, daß 's g'rad der Bohnerlenz is, der auf seine verhausten Wiesen und Acker umeinander steigt! Und weil ihm schon nichts mehr eing'fallen is, mit was er mich hätt' giften können, drum hat er 's Botenfahren ang'fangt, der Haderlump!"

„Aber geh, Lenz! So a g'scheiter Kerl wie du, und kann so dalket dischkrieren! Mir wirst doch net einreden wollen, daß der Lentner d'Fuhrwerkerei g'rad aus der Bosheit ang'fangt hat! So a Reden is ja fürs Griechenland!"

„Laß mich nur g'rad' mit dei'm Griechenland in Ruh', sag' ich dir!"

„Der Lentner is halt in der Not g'wesen um an Verdienst und ums Leben, und weil er g'sehen hat, daß du 's Boteng'schäft für alle die Ortschaften umeinander schier gar nimmer dermachen kannst allein, da hat er sich 'denkt: was den ein' fett macht, wird den andern auch noch speisen."

„Kann sich 'denkt haben, was er mag! Aber deswegen hat er noch kein Recht net g'habt zum Botenfahren."

„Kein Recht? Das Recht hat ja a jeder!"

„Was? A jeder? Gar keiner! Das wär' schön, wenn da a jeder treiben dürft', was er möcht'! Und daß kein Brauch mehr gelten sollt' und kein Herkommen. Botenfahren — natürlich — das wär' leicht! Aber der Fuhrmann von Ruhpolding, der bin ich! Der Bohner! Und der is mein Vater g'wesen und mein Ahnl und mein Urahnl! Und hinter meiner kommt mein Bua! Das is a Recht von Herrgotts wegen! Und was ei'm g'hört, der so 'was anrührt, das hat er schon derfahren, der Lentner, wie ihn der Botenwagen derdruckt hat!"

„Jesses Maria, Bohner, wie kann man denn gar so gottssträflich daherreden! So an Unglück — und so a Nachred'! Ich mein', der Jammer wär' groß g'nug g'wesen, daß er dir Ursach' hätt' geben sollen, wenigstens die zwei armen Weiberleut' da drüben in Ruh' z' lassen!"

„Was! So kommst mir jetzt! Hab' ich 'leicht der Lentnerin selbigsmal net sagen lassen, daß ich d' Hand zum Frieden biet', wenn sie 's Botenfahren aufgeben will!"

„Ja, schon — und nachher hätt' s' derhungern mögen mit ihrem Deandl."

„Sie hätten ja im Taglohn arbeiten können!"

„Natürlich, sonst nix mehr, du Ruech, du alter! Hast alle Kasten voll Geld und machst an solchen Unfried 'rein ins Ort von wegen die paar Markstückeln, wo sich die armen Hascherln da drüben mit Not und Müh derprasten! Schamst dich denn net?"

„Mein' Ruh' laß mir! Mir is net ums Geld! Meinetwegen schenk' ich ihnen alle Jahr den Bettel, den s' derrackern! Aber mein Recht will ich haben! Und das soll mir keiner net anrühren!"

„Das fallt auch kei'm andern mehr ein! Da hast schon g'sorgt dafür!"

„Ja! Und mit dene zwei da drüben werd' ich auch noch fertig! Und wenn s' in der Güt' net nachgeben, nachher geht's mit der G'walt! Denn was ich mir amal in mein Kopf 'neing'setzt hab', das führ' ich auch durch, und wenn alles z' Grund geht drüber! Und drum sag' ich dir, es hilft dir nix, was d' reden magst, und kein' Rast net gib ich und kein' Ruh', ehvor net wieder an einziger Fuhrmann im Ort ist! Seit gestern is der Schmied auf meiner Seiten, und über kurz oder lang wird's mit 'm Wagner g'rad so sein!"

„Mach nur so zu, ja! Aber gelt, gib fein acht, du Hartschädel, du bockbeiniger, daß net unser Herrgott amal d' Langmut verliert — und da könnt's nachher leicht sein, daß bald wieder an einziger Fuhrmann im Ort is, der aber anders heißt als du!"

„Ja Himmelkreuz . . ." fuhr da der Bohner mit kreischender Stimme auf und wandte sich, das Gesicht übergossen von dunkler Zornröte, mit erhobenen Fäusten gegen den kichernden Klammerer.

Der Alte aber duckte sich nicht um eine Linie. Die Hand am Kolben der qualmenden Pfeife, so stand er, lugte aus schiefgehaltenem Kopfe mit lustig zwinkernden Augen zu dem Bauern auf und lachte, daß ihm der Schnurrbart zitterte und die Schultern wackelten. „No also — geh — so schlag halt zu!" Und je höher dem anderen an Stirn und Schläfen die Adern schwollen, desto heller klang das Lachen des Klammerers.

Da sanken dem Bohner die Fäuste und ein merkwürdiges Zucken ging über sein furchiges Gesicht, während er den Alten anbrummte: „Jetzt machst aber, daß mir aus den Augen kommst, du Kratzteufel, du ewiger!" Dann wandte er sich hastig ab, schob die Hände in die Hosentaschen und bog um die Hausecke in den Hof. Hier war inzwischen der beladene Wagen mit zwei prächtigen schwarzen Hengsten bespannt worden. Wiehernd scharrten die Pferde auf dem Grunde und peitschten ihre Flanken mit den langen, buschigen

schweifen. Die reich mit Messing beschlagenen Geschirre funkelten in der Sonne, und ein metallener Glanz lag auf den Dachsfellen, die den bäuerlichen Schmuck der ledernen Kummete bildeten.

Als der Bohner des Gefährtes ansichtig wurde, begann er mit grober Stimme zu schelten: „Ja was is denn? Wird denn heut' gar nimmer g'fahren? Geht denn gar nix füranander? Das wär' mir 's Wahre! Wo is er denn, der Sakrabua?"

„Oho, Vater, da bin ich ja schon!" ließ sich Vincenz aus dem Flur vernehmen und gleich darauf erschien er über der Schwelle. Er machte eine gar schmucke Figur in dem Sonntagsstaate, mit dem er sich bekleidet hatte, in der hellgrauen Tuchhose mit den handbreiten grünen Streifen, in der dunkelgrünen Weste mit der schweren Silberkette, an welcher ein faustgroßes Charivari baumelte und klapperte und in der kurzen Kochlerjoppe mit den großen Hirschhornknöpfen. Um den aufgestellten Hemdkragen trug er ein rot und blau gesprenkeltes Seidentuch geschlungen, dessen Zipfel durch einen mit Hirschzähnen geschmückten Silberring gezogen waren. Schief über seinem blonden Kopfe saß der kleine, schmalkrempige Filzhut mit dem quergestellten Spielhahnstoße und in der Rechten trug er die Staatspeitsche mit dem silberbeschlagenen Griff und dem bunten Seidenquästchen an dem dünnen Ende, von welchem die lange Geißelschnur niederzüngelte, wie ein weißes, unruhiges Schlänglein.

„So, jetzt kann's nachher dahingehn! B'hüt' Gott, Vater! B'hüt' dich Gott, Klammerer!" Dabei nahm er dem Knechte die Zügel aus den Händen und schwang die Peitsche, daß ihr helles Knallen von der Hauswand widerhallte: „Hüo! Munter füranander, ihr Teufeln, ihr schwarze!"

Der Bohner knurrte und brummte noch immerzu; als aber Vincenz mit einer scharfen, tadellos ausgeführten Schwenkung durch das Zaunthor auf die Straße lenkte, erschien auf seinem finsteren Gesichte ein zufriedenes Lächeln, und mit breitem Stolze nickte er dem Klammerer zu: „Ja, gelt? Botenfahren? Botenfahren wär' leicht! Aber a Fuhrwerkl so am Fleck herstellen wie's meinige — was? — das soll mir amal einer nachmachen!"

Vincenz hörte diese Worte nicht mehr. Er hatte seine ganze Aufmerksamkeit nötig, um den Feuermut der beiden Rosse zu zügeln, die das mehrtägige Stehen im Stalle recht ungebärdig gemacht hatte. Das Dorf lag schon um eine weite Strecke hinter ihm, als es ihm erst gelang, die beiden Tiere in ruhigen, gleichmäßigen Zug und Schritt zu bringen. Da schlug er dann, während er neben dem Gespann einherschritt, die Joppe auseinander, blies die geröteten Backen auf und begann ein munteres Lied zu pfeifen, das er mit taktmäßigem Peitschengeknall begleitete. Als die Straße vor einem nahen Walde in beträchtliche Steigung geriet, so daß die schwerer werdende Last des Wagens den Pferden übergenügend zu schaffen gab, wickelte Vincenz die Zügel um die Leiterstange und wandte sich nach dem Dorfe zurück, als wäre das an dieser Stelle so seine Gewohnheit. Mit Pfeifen und Knallen folgte er rücklings schreitend dem langsam und ächzend hügelan ziehenden Gefährte, ließ die Blicke in die weite Runde schweifen, und dabei leuchtete aus seinen Augen die helle Freude an der sommerlich blühenden Pracht der zu seinen Füßen gebreiteten Landschaft.

Aus dem tieferen Wiesengrunde zur Linken blitzten die Wellen der Traun zu ihm empor durch Erlen und Weiden, deren bläuliches Grün sich in der Nähe des Dorfes mit der dunklen Farbe kleiner Tannenbestände vermischte. An diese lehnten sich die von lebenden Hecken umzogenen Grasgärten mit ihren zahlreichen Obstbäumen und Linden, über deren dichte Kronen in buntem Wechsel die braunen und roten Dächer der Häuser ragten. Rechter Hand vom Dorfe auf einem steilen Hügel, über welchen sich ein hellglänzender Sandweg aufwärts schlängelte, thronte, umgeben von uralten Baumriesen, die Kirche mit ihrem schlanken Turme. Ansteigendes Gelände mit weit zerstreuten Gehöften, mit Getreidefeldern, Wiesenhängen und kleinen Gehölzen bildete den Hintergrund, den in mächtigem Bogen die dunkelbewaldeten Berge schlossen. Da zog zur Linken hin der Rauschenberg mit seinem langgestreckten ebenen Grate, zur Rechten türmte der Kienberg seine wildzerrissenen Schroffen in die blauen Lüfte. Zwischen ihnen in der Tiefe des Passes, den die Traun durchrauschte, erhob sich die kahle Felsenpyramide des Sonntagshornes, und ihm zur Seite, weit, weit in der Ferne, blinkten silbergleich die steilen Zinnen der Steingebirge von Lofer.

Aus jenem Passe zitterte von Zeit zu Zeit der dumpfdröhnende Hall eines Sprengschusses über das Thal einher; durch die Bäume, zwischen denen der blaue Herdrauch sich aus den Dächern kräuselte, schickte noch das Leben des Dorfes seine gedämpften Klänge, rufende Menschenstimmen, Hundegebell, den krähenden Schrei eines Hahnes und das Gebrüll der Rinder; drunten im Wiesenthal sang eine Dirne beim Heuen, und aus einem Getreidefelde, welches hart an der Straße lag, klang der weiche Schlag einer Wachtel.

Vincenz verhielt die Schritte, und als der Wagen eine Strecke vorangefahren war, begann er den Vogelruf nachzuahmen. Dank der Schule, die er als Knabe beim Klammerer durchgemacht hatte, gelang ihm das so täuschend, daß ihm die Wachtel nach kurzem Schweigen Antwort gab. Wigg di wigg! Wigg di wigg! — so klang es nun zwischen dem Burschen und dem Vogel um die Wette hin und wider, immer näher ließ sich der antwortende Schlag der Wachtel vernehmen, und jetzt mit einemmale guckte das wohlgenährte Tierchen am Rande des Ackers aus den Halmen hervor. Da knallte Vincenz unter einem scheuchenden Zischen mit der Peitsche, so daß der Vogel erschreckt in die Höhe flatterte, um sich inmitten des Feldes wieder zwischen die Aehren fallen zu lassen.

„Gelt! Hab' ich dich drankriegt!" lachte Vincenz lustig auf und suchte dann in flinkem Trab seinen Wagen einzuholen, der bereits im Walde verschwunden war. Als er die Zügel wieder in Händen hielt, begann er aufs neue sein Pfeifen und Knallen.

Nach einer halben Stunde erreichte er die ersten Häuser des kleinen Dorfes Eisenärzt. Jetzt fuhr er an der offenen Schmiede vorüber.

„Grüß' dich Gott, Schmied!“ so rief er den graubärtigen Alten an, der an den Thorpfosten gelehnt stand, die nackten, rußigen Arme über der Brust gekreuzt.

„Grüß' dich Gott auch!“ lautete der Dank. „Und was ich sagen will — ja — vergelt's Gott für die Arbeit, wo mir heut' zug'schanzt hast!“

„Was, Arbeit? Wieso?“

„No, g'rad is 's Lentnermadl dag'wesen und hat ihren Schecken b'schlagen lassen. Und warum s' ihn g'rad bei mir hat b'schlagen lassen, das, mein' ich, wirst schon wissen!“

„Ah — so meinst es!“ rief Vincenz halb belustigt und halb geärgert über die Schulter zurück. „Gelt, werd' fein net gar z'fett an derer neuen Kundschaft!“

„No ja — man muß mit allem z'frieden sein, hat der Teufel g'sagt, wie er a Schinderseel' g'holt hat. Aber das muß ich sagen — schöne Christen seids mitanander, dein Vater und du! Gegen so a liebs und a bravs Madl —“

Vincenz hörte nichts mehr, denn die weiteren Worte des Schmiedes erstickten unter dem rappelnden Gepolter, mit welchem der Wagen soeben über die Traunbrücke fuhr. Dunkle Röte hatte das Gesicht des Burschen übergossen; einen Augenblick schien es, als wollte er umkehren, aber die um seine Hand geschlungenen Zügel rissen ihn vorwärts. Mit hochgezogenen Brauen und verdrossenem Gesichte schaute er nachdenklich vor sich hin. Doch hielt diese verdrießliche Stimmung nicht lange an; ein kleiner Zwischenfall vertrieb sie, der sich bei einem der nächsten Häuser ereignete. Dort rannte ein kleines Bürschlein, dem das nicht mehr allzu saubere Hemdchen überall durch die Schlissen des Hösleins guckte, hart vor den Pferden über die Straße, stolperte und kollerte seiner ganzen winzigen Länge nach in die mit Staub gefüllte Gosse; dort blieb es liegen, streckte alle viere von sich und schrie, als ob es am Spieße stäke. Lachend warf Vincenz die Zügel über die Leiterstange, eilte auf das Bürschlein zu und zog es in die Höhe; unter freundlich tröstenden Worten klopfte er ihm den Staub von den Kleidern und schob es dann der Mutter hin, die mit ängstlichen Mienen unter der niederen Thüre erschienen war.

Inzwischen erreichten seine Pferde den breiten Straßenraum vor dem Wirtshause und lieferten hier den Beweis, welch einer guten Erziehung sie sich bei all ihrer sonstigen Ungebärdigkeit rühmen konnten. Aus freien Stücken zogen sie den Wagen von der Straße weg auf die Seite, blieben stehen und reckten die Hälse nach der offenen Stallthüre. Sie fanden hier auch Gesellschaft vor, denn nahebei im Schatten zweier Linden stand Sabis Botenwagen, vor welchem der „Bräundl“ und der frischbeschlagene „Scheck“ einträchtig ihre Mäuler in einem mit Heu gefüllten, hölzernen Futtertroge stecken hatten. Dieser Anblick mußte natürlich die Ungeduld der beiden anderen Rosse erwecken, so daß sie ein lautes Wiehern und Scharren begannen, welches den Hausknecht aus dem Stalle herbeirief.

„So, seids schon da mitanander!“ brummte er, humpelte auf Sabis Wagen zu, riß den käuenden Pferden den Barren unter den Mäulern weg und trug ihn zu den Bohnerischen hinüber.

Mit dem deutlichen Ausdruck tiefer Kränkung in den großen, runden Augen schauten der „Scheck“ und der „Bräundl“ dem verschwindenden Futtertroge nach und lugten dann hinüber zum Wirtshaus, als hätten sie von da drüben irgend welche Verteidigung ihres schwer geschädigten Vorrechtes zu erwarten.

Dort stand im Schatten des weitvorspringenden Daches zu jeder Seite der Thüre ein Tisch. Um den einen saßen ein Jäger und zwei Bursche, welche, jeder den schweren Maßkrug und die Kreide vor sich, mit abgegriffenen Karten „Handeln“ spielten. Neben dem anderen Tische saß die Lentnersabi auf der Hausbank. Sie hatte den Hut neben sich liegen, und vor ihr auf dem Tische stand ein Schoppenglas mit einem Restchen braunen Bieres. Im Schoße hielt sie einen Rinken Schwarzbrot, von dem sie in kleinen Stücken aß.

Sabi hatte das Manöver des Hausknechtes wohl gewahrt, und eine Falte des Unwillens senkte sich zwischen ihre Brauen. Sie legte das Brot auf den Tisch und erhob sich; im gleichen Augenblick aber ließ sie sich wieder auf die Bank zurücksinken, und während eine leichte Röte ihre Züge überhuschte, faßte sie die Unterlippe zwischen die Zähne.

Auf der Straße hörte man rasche Schritte näher kommen, und jetzt erschien Vincenz um die Hausecke. Mit einem zufriedenen Kopfnicken musterte er sein Gefährt, dann wandte er sich der Schenke zu, und da fiel sein erster Blick auf Sabi. Ein finsterer, feindseliger Zug erschien in seinem Gesichte, wandelte sich aber rasch zum Ausdruck einer Art von Verblüffung, gerade als sähe er die Dirne jetzt zum erstenmal. Unwillkürlich verzögerte sich sein Gang, und während er die Peitsche zwischen den Händen wie eine Gerte bog, betrachtete er das Mädchen mit so wägenden Blicken, als vergliche er in Gedanken Sabis Erscheinung mit jener Schilderung des Klammerers: „Bildsauber bei'nander, schön groß und dengerst net z'lang, schön rund und dengerst net überg'wichtig, sanft und freundlich wie a Täuberl und dengerst bei der Schneid' wie der Tauernwind im Fruhjahr.“ Das Resultat dieser Prüfung mochte wohl auch kein übles sein, denn in den Augen des Burschen erwachte ein freundlicher Blick und ein leises Lächeln spielte um seine Lippen.

Da richtete Sabi den gesenkten Kopf in die Höhe, und die Augen der beiden tauchten für einen flüchtigen Moment ineinander. Doch war es keine besonders sanfte Sprache, welche die Augen der Dirne redeten. Hastig erhob sie sich, und während sie den Hut von der Bank zog, furchte sie die Stirne und verzog die Lippen. Dieses Zucken der Mundwinkel entging dem Burschen nicht, und die Deutung, die er ihm gab, trieb ihm das helle Blut in die Schläfe. Seine Blicke nahmen wieder jenen finsteren, feindseligen Ausdruck an und es schien ihm bereits ein rauhes, spottendes Wort auf der Zunge zu liegen, als ihn vom anderen Tische her der Jäger anrief:

„Was hast denn, Bohner? Mach weiter, geh her und handel a Maß mit uns aus!“

Grüßend rückte Vincenz den Hut in die Stirne und trat mit einem wortlosen Kopfnicken an den Tisch heran. Während er aber den Krug, den ihm der Jäger

zum Willkomm gereicht hatte, an die Lippen führte, blickte er mit halbgeschlossenen Lidern wieder hinüber zu Sabi, welche das Glas geleert, den Rest des Brotes in die Tasche gesteckt hatte und nun aus einem kleinen Lederbeutelchen einige Kupfermünzen auf den Tisch zählte.

Kichernd lugten die beiden Bursche der Dirne nach, als sie mit trotzigem Gesichte und stolz erhobenem Kopfe ihrem Wagen zuschritt; und einer sagte zu Vincenz:

„Du, da schau! Der Fuhrmännin muß d'Luft nimmer ganz koscher sein, seit der Fuhrmann da is!“

„Jetzt red' net so dalket!“ gab Vincenz ärgerlich zur Antwort, während er sich an der Seite des Jägers niederließ. „Von mir aus kann da umananderſitzen, wer mag! Aber es zehrt halt a jeder, wie er's zahlen kann!“

Sabi hatte bereits die Zügel ergriffen, und eben lenkte sie den Wagen auf die Straße zurück und am Tische vorüber. Da stieß der Jäger den Burschen mit dem Ellbogen an und lachte:

„Geh, schau's an, 's Lentnermadl! Mußt ihr dengerst net 'taugt haben. Sie macht dir ja a G'sicht wie a Stieglitz, wann er an Habicht streichen sieht.“

Sabi mußte diese Worte vernommen haben, wenn sie es auch mit keiner Miene verriet. Sie schien auf nichts anderes zu achten als auf ihre Pferde und auf die Straße, und nichts anderes zu hören als das träge Rollen und Poltern ihres Wagens. Je weiter sie sich aber von der Schenke entfernte, desto mehr löste sich die herbe Spannung ihrer Züge und verwandelte sich in einen wehmütig-schmerzlichen Ausdruck. In lässigen Händen die Zügel führend, wanderte sie gesenkten Kopfes dahin und blickte mit traurigen Augen nieder in den Staub der Straße. Als das letzte Haus des Dorfes lange schon hinter ihr lag, verhielt sie für eine kurze Weile die Schritte, schaute rückwärts und strich sich unter einem tiefen Seufzer den Rücken der zitternden Hand über die Stirne. Kopfschüttelnd, wie in Unwille über sich selbst, wandte sie sich zum Gehen und richtete sich stramm empor. Aber schon nach wenigen Schritten sank ihr wieder das Köpfchen, ein Zucken kam in ihre Lippen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und nun mit einemmale brach sie in lautes Weinen aus, dessen herbe, schluchzende Töne ein schneidendes Weh verrieten. Dann plötzlich verstummte sie, fuhr erschrocken in die Höhe und blickte mit ängstlichen Augen straßaufwärts und nieder, ob nicht etwa jemand in der Nähe wäre, der ihrer Schwäche hätte gewahr werden können. Aber Flur und Straße war menschenleer. Da weinte sie noch eine Zeitlang leise vor sich hin, bis eine seltene Blume, die sie an einer steilen, von Gestrüpp bewachsenen Böschung gewahrt hatte, sie ihres Kummers vergessen machte. Sie ließ die Zügel sinken, kletterte flink und sicher den Hang empor, pflückte die schöne Blüte und steckte sie nach genauer Betrachtung hinter die Hutschnur. Die kecken, hurtigen Sprünge, mit denen sie die Straße wieder gewann, röteten ihre Wangen, und während sie mit rüstigen Schritten dem Wagen folgte, erwachte der alte helle Glanz in ihren dunklen, schönen Augen. Als sie dann gar den schattigen Laubwald erreichte und mit leuchtenden Blicken hineinschaute in sein grünes Leben und Weben, schien sie jener trübseligen Stimmung völlig vergessen zu haben.

Wie war es aber auch hier so schön! Zitternde Lichter und Schatten wechselten auf der weißen Straße, um deren Steine winzige Käfer summten, während ihr zu beiden Seiten die schillernden Falter über die Blumen und Gebüsche des Waldsaums gaukelten. Sanft rauschte der Bach in seinem nahen Bette, ein leises Flüstern ging durch die sacht sich rührenden Zweige, unter den Bäumen flatterten pispernde Vöglein von Ast zu Ast, und während aus dem Buschwerk des Straßenrandes manchmal das Rascheln einer Eidechse sich vernehmen ließ, klang aus dem tieferen Walde das gurrende Locken einer wilden Taube.

Mit erhobenem Kopfe lauschte Sabi diesem traulichen Lockruf, eine lächelnde Heiterkeit überglänzte ihre Züge, sie begann ein leises Trällern und endlich sang sie mit weicher, halblauter Stimme vor sich hin:

„Und im Wald is so schön
Und in Wald möcht' ich gehn,
Wann der Kukuger schreit
Durch'n Wald aus der Weit'.

Und a Täuberl am Ast,
Und das ruft gurrigu —
Ja Tauber, han, hörst es net,
Wo bist denn du?

Gelt Schlankl, gelt, Schliffel,
Bist ums Eck ummig'roast,
Und's Täuberl is traurig,
Und's Nesterl verwoast.“

Da unterbrach sie ihren Gesang und eilte seitwärts zwischen die Bäume. „Jetzt da schau — um so a Zeit noch Maiglöckerln!“ lächelte sie, ließ sich auf die Kniee nieder, pflückte mit emsigen Fingern die verspäteten Blüten und band sie mit einer Schmele zu einem Sträußchen zusammen, das sie an der Brust befestigte. Dann kehrte sie auf die Straße zurück, faßte wieder die Zügel und begann aufs neue zu singen:

„Wer a Nesterl will baun,
Muß aufs Asterl hinschaun,
Daß er's anmacht aufs best',
Daß er's anbindt recht fest.
Daß's kein Marder derglangt,
Daß's ei'm Wieserl z'hoch hangt.

A Nesterl noch so klein,
Kannst net bauen allein.
Is a Weiberl dabei,
Wird's richtig, wird's glei',
Denn ei'm Weiberl sein' Hand
Is der halbe Verstand.

Und dein Nesterl wird dir g'fall'n
Daß's kein König könnt zahl'n;
Denn a G'schwieberl wird's wer'n,
Wann die Jungen wirst hör'n!
Schau, wie lieb können s' sein,
Deine Zeiserln, die klein'!

Aber Flügerln wer'n s' krieg'n,
Und vom Nesterl fortflieg'n,
Und die großen voran
Sind lang schon — — —“

Da plötzlich, mitten im Worte, verstummte Sabi, und während sie mit einer raschen, unwillkürlichen Bewegung die Zügel straffer zog, warf sie einen unruhigen

Blick über die Schulter zurück. Ihre Züge verfinsterten sich, als sie des mächtigen Blachenwagens ansichtig wurde, der aus der Tiefe der Straße mit Rasseln und Knarren sich näherte. Hastig griff sie mit der Rechten nach der Leiterstange, schwang sich auf den Bocksitz und brachte mit ungeduldigem Zuruf und klatschendem Zügelschlag die beiden Pferde in lebhafteren Gang.

Trotz der beträchtlichen Entfernung, welche die beiden Gefährte noch voneinander trennte, war Sabis Gebaren den scharf ausblickenden Augen des Burschen nicht entgangen. Ein geringschätzendes Lächeln zuckte um seine Lippen. „Jeh, da schau — voranfahren will s' mir auch noch — mit ihre zwei steifen Heiter!" murmelte er. „Wart — der will ich g'rad amal zeigen, was fahren heißt!" Und während er mit einem energischen Kopfschütteln den Hut schief über das Ohr rückte, schwang auch er sich auf den Bock, spreizte und stemmte die Füße, faßte die Zügel und ließ unter einem hellen Zungenschlag die Peitsche mit lautem Knall über den beiden Rossen kreisen. Die Tiere stutzten einen Moment, dann bäumten sie sich wiehernd auf und fielen trotz der schweren Last in einen scharfen Trab, als hätten sie gefühlt, daß es jetzt die Bohnerische Fuhrmannsehre ins schönste Licht zu setzen galt.

Wenige Minuten nur, und Vincenz hatte das Gefährte der Lentnerdirne eingeholt; seine Absicht aber, stolz daran vorüberzufahren, wurde dadurch vereitelt, daß Sabi mit ihrem Wagen noch immer die Mitte der schmalen Straße hielt; Vincenz mußte seine ganze Kraft aufwenden, um einen Zusammenstoß der beiden Wagen zu verhindern und seine ungeduldig gewordenen Rosse zu bändigen; die Adern schwollen ihm an Stirne und Schläfen, während er zornig schrie: „He da — was is denn, wird da net ausg'wichen?"

Sabi gab sich alle Mühe, auf die Seite zu lenken; doch waren die Räder ihres Wagens in ein tief ausgefahrenes Geleise geraten, das ihre beiden Rößlein trotz all der keuchenden Anstrengung nicht zu überwinden vermochten.

„No ja, ich sag's ja — und so 'was will fahren — bringt net amal an Wagen auf d' Seit'!" klang hinter ihr die zornige, höhnische Stimme des Burschen.

Alles Blut wich aus Sabis Wangen, ihre Lippen begannen zu zittern, und Thränen sprangen ihr in die Augen, während sie ratlos die Zügel schlenkerte und die Peitsche schwang. „Hüo, Bräundl — hüo Scheck — Jesses na — hüo, hüo!" stammelte sie — und da legten sich die beiden Tiere mit so gewaltsamem Zuge in die Stränge, daß der Wagen wirklich aus dem Geleise holperte.

Im gleichen Augenblicke ließ Vincenz seinen ungebärdigen Rossen die Zügel schießen, wiehernd zogen sie an, kaum aber waren sie mit den anderen Pferden Seite an Seite, als die beiden Wagen ein krachender Stoß durchfuhr, der Sabis Gefährt fast aus dem Gleichgewicht hob. Mit dunkelrotem Gesichte sprang Vincenz von seinem Bocksitz in die Höhe, wetterte und hieb dazu auf seine wilden Tiere ein — Sabi schluchzte und schalt, riß und zerrte an den Zügeln — aber die beiden Wagen, welche sich mit den Achsennaben festgerannt hatten, wollten nicht auseinandergeraten, um so weniger, als Sabi, statt vorwärts zu fahren, in ihrer Verwirrung immer die Pferde nach rückwärts zog.

„Zufahren thu — zufahren!" schrie ihr Vincenz mit einer Stimme zu, welche zitterte vor Wut, und als die Lentnerischen Rößlein nicht hurtig genug anziehen wollten, führte er einen klatschenden Peitschenhieb nach ihnen, unter dem die Tiere scheu und zitternd zur Seite sprangen.

„Du, das laß mir gut sein — das sag' ich dir — du —" fuhr Sabi schluchzend auf. Diese Worte aber schien Vincenz gar nicht zu hören, denn wütend zerrte er an seiner Peitsche, deren Schnur sich in Sabis Zügel verwickelt hatte. Jetzt wurden auch die beiden Wagen voneinander frei, und um die Peitsche nicht zu verlieren, schnellte sie der Bursche unter einem zornigen Fluche noch einmal mit aller Kraft in die Höhe — die Schnur zerriß und schnurrte pfeifend nach rückwärts — Vincenz hörte, wie Sabi einen dumpfen Wehruf ausstieß, und sah noch, wie sie die Zügel sinken ließ und mit beiden Händen nach ihrem linken Auge fuhr — dann stoben seine Rosse davon, und Sabis Gefährt entschwand ihm hinter der mächtigen Blache seines Wagens.

Die Röte seines Gesichtes hatte sich jählings in tiefe Blässe verwandelt. Zügel und Peitsche zitterten in seinen Händen, regungslos saß er, starrte mit finsteren Blicken vor sich nieder und ließ seine Rosse dahinstürmen, bis sie, mit Schaum bedeckt und gebändigt durch die schwere Last, von selbst wieder in ruhigen Paß verfielen. Einmal auch schielte er mit scheuem Blick zu dem baumelnden Ende der Geißel auf und rückte tief atmend den Hut in den Nacken.

Als die Straße aus dem Walde wieder hinauslenkte zwischen offenes Wiesenland, sprang der Bursche vom Wagen und schritt verdrossenen Gesichtes, die Augen mit grübelndem Ausdruck zur Erde gesenkt, neben den Pferden einher. Dann plötzlich blieb er stehen, haschte mit der Hand die Geißelschnur und ließ sie unter prüfenden Blicken langsam durch die Finger gleiten. „Himmel, Himmel, Kreuzhimmel — ich weiß net, was ich zahlet, wenn mir nur g'rad das net passiert wär'!" fuhr er stammelnd auf und steckte die Peitsche so hastig, als wäre sie ihm Feuer zwischen den Fingern, in das Kummet des Sattelpferdes. Und wieder versank er, langsam dahinschreitend, in das alte Grübeln und Sinnen.

So erreichte er die ersten Häuser von Sigsdorf. Es war sonst nicht seine Gewohnheit, in diesem Orte Einkehr zu halten. Doch als er dem Wirtshause näher kam, blickte er wie überlegend die Straße zurück, schob den Hut in die Stirne und lenkte dann mit erregter Hast sein Gefährt um die Hausecke tief in den Hofraum, so daß man es von der Straße aus nicht mehr gewahren konnte. Er knüpfte die Zügel an die Leiterstange, warf einem jeden der schweißtriefenden Pferde eine bunte Kotze über den Rücken und betrat das Wirtshaus durch die Hinterthüre. Die Thüre der Gaststube stand sperrangelweit vor ihm offen; und drinnen summten die Fliegen an den Fenstern, während hinter dem Ofen die alte Wirtin schnarchte.

„A Halbe Bier möcht' ich!" schrie er und ging

mit polternden Schritten dem Ecktische zwischen den Fenstern zu.

Erschrocken fuhr die Wirtin in die Höhe. „Jesses na — das hätt'st ja grob auch sagen können — da brauchest net gar so freundlich z'reden!" brummte sie, rieb die Augen, zog ein Glas vom Schenkkasten und schlurfte in den Flur hinaus. Als sie nach einer Weile zurückkehrte und den braunen Trank mit einem „G'segen's Gott" auf den Tisch stellte, dankte Vincenz mit einem kurzen, unwilligen Nicken. Er faßte nach dem Glase, schob es, mit dem Daumen den Deckel aufklappend, vor sich hin und beschaute es mit verdrossenen Blicken. „Das macht ja Augen her, das Bier, daß ei'm grausen könnt'!" murmelte er, kostete und verzog das Gesicht.

„Natürlich, wenn einer an Gift in ihm drin hat, nachher wird gleich über's Bier g'schimpft!" meinte die Wirtin, machte eine gekränkte Miene und verließ die Stube.

Vincenz saß mit aufgezogenen Brauen, die Ellbogen über den Tisch gelehnt, und während er in Gedanken vor sich niederstarrte, erweiterte er mit den Fingern die nassen Flecken, welche der vom Glase niedertriefende Schaum auf der weißen Eichenplatte verursachte. Ab und zu führte er das Glas zu einem raschen, kurzen Trunk an die Lippen, um es unwillig wieder auf den Tisch zurückzustoßen. Häufiger und häufiger näherte er das Gesicht dem Fenster und lauschte und lugte wie in erwartungsvoller Spannung nach der Straße hinaus und mehr und mehr äußerte sich eine steigende Unruhe in seinem ganzen Gebaren.

So blickte er wieder einmal durch das Fenster, als er plötzlich hastig zurückfuhr, während ihm eine dunkle Röte bis in die Stirne schoß. Langsamer Hufschlag und dumpfes Räderrollen hatte sich vernehmen lassen. Das kam immer näher und verstummte nun, als hätte das Gefährte, von welchem es herrührte, vor der Thüre des Wirtshauses Halt gemacht.

Ein leichter Schritt wurde draußen hörbar und gleich darauf kam aus der Tiefe des Flurs mit schlurfendem Gang die Wirtin herbei, welche an der offenen Stubenthüre mit den Worten vorüberging: „Ja grüß' dich Gott, Sabi! Kehrst auch amal ein bei mir? Aber — was is denn, han? Was hast denn?"

„Geh, Wirtin," erwiderte Sabis weiche Stimme, „magst net so gut sein und magst mir a weiß' Tüchel leihen — zum Umbinden."

„Ja um Gotts willen, was is dir denn g'schehen?"

„Beim Fahren durchs Holz durch hat mich an Astl ins Aug 'nein 'troffen."

„Jesus Maria!" jammerte die Wirtin. „Ja laß nur g'rad sehen — geh — thu doch d'Hand weg! Ah, ah, ah — o du arms Deandl du! Mein, das muß dir aber weh thun! Ja ganz verschwollen is dir alles — und g'rad übers Aug' naus geht der Striem. Geh, wart a bißl — gleich hol' ich dir a Tüchel und a Wasser, a kalts! Geh, schau, geh derweil in d' Stuben 'nein und setz dich a bißl nieder."

In geschäftiger Eile humpelte die Wirtin an der Thüre vorüber — und jetzt erschien Sabi auf der Schwelle, die linke Hand über das verletzte Auge pressend. Doch als sie des einsamen Gastes gewahr wurde, fuhr sie erschrocken zusammen und zog sich hastig wieder in den Flur zurück.

Mit einer jähen Bewegung schnellte Vincenz von der Bank empor; alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen, und heftig zitterten ihm die Hände, als er die Börse aus der Tasche zog, um eine Nickelmünze auf den Tisch zu legen. Dann griff er nach dem Hute und ging der Thüre zu; dort sah er, wie ihm Sabi rasch den Rücken kehrte. Er stand wie angewurzelt auf der Schwelle, und doch war in seiner Haltung ein Etwas, welches glauben machte, als zög' es ihn mit Gewalt zu dem Mädchen hin. Mit scheuen Blicken überflog er die weichen Linien der schlanken, schmucken Gestalt, und schon wollte er sich um einen Schritt dem Mädchen nähern, als Sabi hastig der Tiefe des Flures zuschritt und in der Küche verschwand.

Da malte sich finsterer Zorn im Gesichte des Burschen, stramm reckte er sich auf, klatschte den Hut übers Haar und trat mit langen Schritten ins Freie. „An Astl hat s' 'troffen! So a Lugnerin!" stieß er, als er seinen Wagen erreichte, mit bebenden Worten vor sich hin. Er riß den Pferden die Kotzen vom Rücken, ballte dieselben, die er sonst achtsam zu falten pflegte, in einen plumpen Knäuel zusammen und warf ihn mit einem zornigen Worte unter die Blache. Jetzt wollte er nach der Peitsche greifen, fuhr aber hastig mit der Hand zurück, zog die Unterlippe zwischen die Zähne und knüpfte die Zügel los. Mit ungestümer Eile lenkte er das Gefährt der Straße zu, schwang sich auf den Bocksitz und kutschierte davon, die Fensterreihe des Wirtshauses noch mit einem scheuen Blicke streifend.

In gleichmäßigem Zuge schleppten die Rosse den ächzenden Wagen auf der ebenen Straße dahin. Es schien die Tiere nicht zu kümmern, daß ab und zu ein breiter Seitenweg sich zwischen die Aecker und Wiesen zweigte. Sie kannten ihren Weg, und das war gut, denn Vincenz schien seiner Pferde ganz vergessen zu haben. Die Zügel lässig in den Händen führend, so saß er, das Kinn auf die Brust geneigt, in brütende Gedanken versunken. Manchmal nur richtete er sich tief atmend auf und fuhr dann mit einer Hand an die Stirne oder hinter das Ohr. Einmal auch schüttelte er sich, gleichsam als wollte er seine Schultern von einer drückenden Last befreien, und dabei fuhr es ihm über die Lippen: „Himmel, Himmel, Himmel — gleich selber anpacken könnt' ich mich!"

Nach einer Stunde erreichte er das Städtchen und die Herberge, in welcher er allwöchentlich „einzustellen" und zu nächtigen pflegte. Da gab es nun, als der Hausknecht nicht eilig genug herbeikam, gleich einen bösen Auftritt. Vincenz wetterte und schalt, wie ein alter griesgrämiger Bauer auf einem schlecht besuchten Viehmarkt, so daß der Knecht, der solche Art von dem sonst so heiteren, leutseligen Burschen nicht gewöhnt war, recht große Augen machte. Und während der Wagen abgeladen wurde, fand der Knecht noch des öfteren Gelegenheit, ein verwundertes Gesicht zu schneiden, denn Vincenz warf das seiner Sorge anvertraute Warenzeug in zornigem Unmut über- und durcheinander. Und als er schließlich gar noch ohne Wort und Gruß zum Hofe hinausschoß, um seinen Besorgungen nachzugehen, schaute

Trost im Gebet. Von Mathias Schmid.

ihm der Knecht kopfschüttelnd nach, stemmte die Fäuste in die Hüften und brummte: „Ja was is denn jetzt in den 'neing'fahren!"

Hastigen Ganges folgte Vincenz einem engen, vielfach gewundenen Seitengäßchen, das in eine grob gepflasterte, nach dem inneren Städtchen zu stark ansteigende Straße führte. Kaum hatte er dieselbe betreten, als er in geringer Entfernung den näher kommenden Wagen der Lentnerdirne gewahrte. „Ich hab' mir's ja gleich 'denkt, daß ich dran hinrennen muß!" stammelte er und flüchtete sich hinter die Flurthüre des nächsten Hauses. Dort stand er regungslos; als aber der Wagen einherrollte, zog es dem Burschen dennoch das Gesicht nach der schmalen Spalte, durch welche der helle Tag hereinblitzte in den dunklen Raum. Jetzt sah er draußen die Dirne gemachen Schrittes vorübergehen, den Hut in der Hand, eine weiße Binde übers Auge geschlungen. Das war nur ein kurzer Moment und doch genügte er den Augen des Burschen, um mit einem einzigen Blicke diese ganze, schmucke, stolze Gestalt zu erfassen, dieses hübsche braune Gesicht mit dem ernsten, fast schmerzlichen Zuge um die roten Lippen, wie die feine, zierliche Kontur dieses Kopfes, dem die weiße Binde, statt ihn zu entstellen, einen so eigen wirkenden Reiz verlieh.

Als Vincenz sich wieder emporrichtete, schwellte ein stockender Atemzug seine Brust, auf die er die beiden Fäuste preßte, als wäre da drinnen ein Etwas lebendig geworden, das er im Keime hätte erdrücken und ersticken mögen.

Zögernd trat er auf die Straße hinaus und ging seiner Wege, um einige Besorgungen zu erledigen. So oft er dabei aus einem Laden wieder ins Freie kam, suchte er mit beinahe furchtsam forschenden Blicken die ganze Länge der Straße ab. Und daß er zu solchem Fürchten alle Ursache hatte, sollte er erfahren, als er in der Apotheke stand. Denn während er dem freundlichen Provisor seine Wünsche hersagte, ging mit einem schrillen Klingelzeichen die Thüre. Mit Gewalt zog es dem Burschen das Gesicht an die Schulter, obwohl das Erschrecken, das seine Züge überflog, zu verraten schien, als hätte er voraus gewußt, vor wem sich die Thüre geöffnet hatte. Doch während den Burschen eine zitternde Unruhe befiel, schien seine Gegenwart auf Sabi nicht die geringste Wirkung zu üben. Nur ein leises, kaum merkliches Zucken ging über ihre Lippen, als sie dem Ladentisch entgegenschritt. Der Provisor machte verwunderte Augen, ließ den Burschen stehen und wandte sich dem Mädchen mit der besorgten Frage zu, was denn die weiße Binde zu bedeuten hätte.

„Beim Fahren durchs Holz durch hat mich an Astl ins Aug 'nein 'troffen," lautete Sabis ruhige Antwort.

Als nun der Provisor sein Mitleid und seine Sorge in herzlichen Worten zu äußern begann, packte Vincenz mit einem hastigen Griffe seinen Hut. „Sie, gelten's, wenn S' für mich jetzt kein' Zeit nimmer haben, nachher komm' ich halt an andermal!" schrie er dem Provisor mit heiserer Stimme zu und war auch schon zur Thüre draußen, noch ehe ihm der andere eine Silbe erwidern konnte.

Es sollte ihm aber wenig nutzen, daß er hier so hastig das Feld geräumt hatte, denn eine Stunde später wiederholte sich in der Eisenhandlung, und wieder später im Seilerladen fast die gleiche Scene. Und jedesmal konnte er deutlich gewahren, wie beliebt und wie gerne gesehen Sabi bei allen Leuten war — und jedesmal auch mußte er von ihren Lippen jene gleichen Worte hören: „Beim Fahren durchs Holz durch hat mich an Astl ins Aug' 'nein 'troffen!"

Darüber verlor er völlig den Mut, seinen Geschäften noch weiter nachzugehen. Er kehrte in seine Herberge zurück, setzte sich dort hinter einem leeren Tische in den Winkel, fertigte die Wirtin, die ihm das Nachtmahl auftrug, mit unwirschen Worten ab, würgte mit Mühe und Not die Speise in sich hinein und suchte seine Schlafkammer auf, noch ehe es recht zu dämmern begann.

(Fortsetzung folgt.)

Louis Pasteur.

Ein Bahnbrecher moderner Forschung.

Von

Moritz Alsberg.

Man kann öfters beobachten, daß Entdeckungen, welche auf einem bestimmten Gebiete der Naturwissenschaften gemacht werden, für Fächer, die zu dem betreffenden Wissenschaftszweig anscheinend in gar keiner Beziehung stehen, von Vorteil sind, daß Fortschritte auf dem einen Terrain der Forschung nicht selten eine bedeutende Erweiterung des Wissens und der Anschauungen auf einem anderen Forschungsgebiet mit sich bringen. So hat z. B. die Entdeckung und Deutung gewisser dunkler Linien in dem durch Zerlegung des weißen Lichtstrahls mit Hilfe eines Prismas hervorgerufenen Farbenspektrum und die hierauf beruhende Spektralanalyse der Astronomie, welche durch dieses neue Hilfsmittel instandgesetzt wurde, die Zusammensetzung der Sonne, der Kometen und zahlreicher Fixsterne zu ermitteln, außerordentliche Dienste geleistet; so hat auch das von dem württembergischen Landarzte Dr. R. v. Mayer zuerst aufgestellte, von Helmholtz verallgemeinerte Gesetz von der Erhaltung der Kraft für die auf vielen naturwissenschaftlichen Gebieten herrschenden Anschauungen, sowie für die Technik eine außerordentliche Bedeutung gewonnen. Etwas Aehnliches beobachten wir auch bei der wissenschaftlichen Thätigkeit des Mannes, dessen Name diesen Zeilen als Titel vorgesetzt ist. Von chemischen Studien, sowie insbesondere von Untersuchungen über das Wesen der Gärungs- und Fäulnisprozesse ausgehend, wurde er zur Erforschung jener nur mit Hilfe der stärksten Vergrößerungen unserer Mikroskope wahrnehmbaren Organismen geführt, die als Krankheitserreger das Wohl und Wehe der Menschheit im höchsten Grade beeinflussen, sowie zu Untersuchungen über Hilfsmittel, die es uns in gewissen Fällen ermöglichen werden, den Gefahren, womit diese winzigen Feinde die Menschheit bedrohen, Trotz zu bieten. Einem Chemiker war es

also bestimmt, Entdeckungen zu machen, von denen wir wohl behaupten dürfen, daß sie eine neue Aera der medizinischen Wissenschaften herbeigeführt haben, und daß sie den Namen des Entdeckers als eines Bahnbrechers auf diesem speciellen Gebiete zukünftigen Generationen überliefern werden. Freilich kennen — wie wir hier sogleich bemerken wollen — viele Deutsche Pasteur nur, weil sie bei Gelegenheit seiner vor einigen Jahren stattgehabten Kontroverse mit unserem hochverdienten Bakterienforscher, Robert Koch, sowie neuerdings in den Zeitungsberichten über die neue Methode zur Bekämpfung der Tollwut seinen Namen haben nennen hören. Denn leider hat ein Zug von nationaler Ueberhebung und Gereiztheit — eine Gereiztheit, die durch das Verhalten Pasteurs deutschen Forschern gegenüber bis zu gewissem Grade provoziert wurde — vielfach zu einer Unterschätzung und Verkleinerung des französischen Forschers geführt, welche zur Folge hatte, daß im Laienpublikum Deutschlands eine unparteiische Würdigung des französischen Gelehrten nicht Platz greifen konnte. Letzteres ist aber schon deshalb zu beklagen, weil die Schätzung fremden Verdienstes von jeher eine der schönsten Charaktereigenschaften des deutschen Volkes gebildet hat. Im nachfolgenden wird es daher unsere Aufgabe sein, ohne Voreingenommenheit in einer oder der anderen Richtung, die nahezu vier Decennien umfassende Thätigkeit Pasteurs und den Einfluß, welchen derselbe auf die heutzutage in den Naturwissenschaften herrschenden Anschauungen ausgeübt hat, darzulegen und zugleich den Lebenslauf des besagten Forschers in seinen Hauptumrissen zu schildern [1]).

Louis Pasteur wurde am 27. Dezember 1822 zu Dôle (Franche-Comté) geboren, woselbst sein Vater, ein ausgedienter Soldat des ersten Kaiserreichs, eine Lohgerberei betrieb. Seinen ersten Unterricht verdankt der Gelehrte der Schule zu Arbois, wohin die Familie 1825 übersiedelte und wo in den arbeitsfreien Stunden Angeln und Uebungen im Zeichnen die Lieblingsbeschäftigung des Knaben bildeten. Später wurde er dann in das höhergestellte Collège zu Besançon aufgenommen, welches ihm den Vorteil bot, daß er neben dem Schulkursus den in der Fakultät gehaltenen mathematischen Vorlesungen beiwohnen und sich auf diese Weise zu jener Prüfung vorbereiten konnte, welche ihm die Aufnahme in die École normale sichern sollte. In der Unterrichtsanstalt zu Besançon war es auch, wo die Vorliebe des jungen Pasteur für naturwissenschaftliche Studien und insbesondere für Experimentalchemie zuerst hervortrat und sich gelegentlich in Fragen äußerte, deren Beantwortung seinen Lehrern Verlegenheiten bereitete, und wo der wißbegierige Jüngling durch den Umgang mit einem durch chemische Kenntnisse ausgezeichneten Pharmaceuten sich eine besondere Quelle der Belehrung zu eröffnen wußte. — Was den Eintritt Pasteurs in die bereits erwähnte École normale anlangt — jene berühmte hauptstädtische Bildungsanstalt, welche schon frühzeitig das Ziel seiner Wünsche bildete — so wurde das zur Aufnahme in dieses Institut erforderliche Examen von demselben bereits im Alter von 20 Jahren bestanden; allein die Thatsache, daß Pasteur aus dieser Prüfung nur als Vierzehnter in der Liste der erfolgreichen Kandidaten hervorging, berührte seinen Ehrgeiz in solcher Weise, daß er seinen Eintritt in das Institut einstweilen noch verschob, um nach Jahresfrist die besagte Prüfung nochmals — diesesmal mit besonderer Auszeichnung — zu bestehen. Im Oktober 1843 finden wir ihn denn zuerst in jener mit akademischen Rechten ausgestatteten und speciell für die Ausbildung von Docenten bestimmten Anstalt, deren Schüler neben den in dem Institut selbst stattfindenden Lehrkursen den in der Sorbonne (Pariser Universität) gehaltenen Vorlesungen beiwohnen. Balard, der Entdecker des Brom, und der berühmte, erst kürzlich in hohem Alter verstorbene J. B. Dumas waren hier seine Lehrer in der Chemie; auch wirkte der Umstand, daß die Bestimmungen der École normale an die deutsche akademische Freiheit sich annähernd, den Zöglingen die Verfügung über ihre unterrichtsfreie Zeit gestatten, auf die Ausbildung des jungen Mannes insofern günstig ein, als der Umgang mit Studierenden der verschiedensten Fächer ihn vor Einseitigkeit bewahrte, und als der Besuch der chemischen Fabriken, der Bibliotheken und das Durchmustern der in letzteren sich findenden Fachjournale den Trieb, selbständig zu schaffen, frühzeitig in ihm erweckte. Bezüglich der Art und Weise, wie Pasteur seine Pariser Studienzeit ausnutzte und der Verehrung, die er seinen Lehrern gegenüber an den Tag legte, liefert uns der oben erwähnte, ihm verwandtschaftlich nahestehende Biograph einige charakteristische Einzelheiten, indem er schildert, wie der junge Student mit Barruel, dem Assistenten von J. B. Dumas, selbst die Sonntage, mit Experimentieren beschäftigt, unter Tiegeln und Retorten zubrachte, wie er z. B. an einem solchen Tage von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends sich abmühte, aus Knochen, die er selbst beim Fleischer gekauft hatte, Phosphor zu extrahieren, wie Pasteur ein Tuch, welches er einst Dumas beim Darstellen fester Kohlensäure lieh, noch heute pietätvoll aufbewahrt u. dergl. Um auf die Gelehrten zurückzukommen, welchen Pasteur seine Ausbildung auf chemisch-physikalischem Gebiete verdankt, so übte Delafosse, der Schüler und Nachfolger des bekannten Mineralogen Hauy, auf den wißbegierigen Studenten insofern einen wichtigen Einfluß aus, als er die Aufmerksamkeit desselben auf die damals noch wenig untersuchten und auch heutzutage noch nicht vollständig aufgeklärten Erscheinungen der Krystallisation hinlenkte, sowie auf jene Atomgruppierungen, mit denen die Molekularphysik sich vorzugsweise befaßt. Die zuletzt erwähnten Studien waren aber für Pasteur deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie ihn zu einer Entdeckung führten, welche dazu bestimmt war, dem kaum dem akademischen Unterrichte entwachsenen jungen Mann in wissenschaftlichen Kreisen einen Namen zu machen. Den äußeren Anstoß zu den in Rede stehenden Untersuchungen gab jedoch ein von dem Ver-

---

[1]) Die im nachfolgenden enthaltenen biographischen Daten entlehnen wir der unter dem Titel: „M. Pasteur, Histoire d'un savant par un ignorant" von dem Schwiegersohne des französischen Gelehrten veröffentlichten Lebensbeschreibung, welche kürzlich auch in englischer Uebersetzung (Louis Pasteur, his life and labours by his son in-law, translated from the French by Lady Claud. Hamilton. London. Longman, Green & Co. 1885) erschienen ist und von dem berühmten Physiker Tyndall mit einer Vorrede versehen wurde.

liner Chemiker Mitscherlich an die französische Akademie gerichtetes Schreiben, welches die Verbindungen der Weinsteinsäure mit Natrium und Ammonium und das merkwürdige Verhalten, welches diese Substanzen dem polarisierten Lichte gegenüber an den Tag legen, betraf. Was diese Fragen anlangt, so sei hier nur erwähnt, daß die Weinsteinsäure mit den besagten Alkalien je zwei Salze: die sogenannten Tartrate und Paratartrate (Tartarus ist die aus dem Mittelalter überkommene Bezeichnung für den Weinstein) bildet, die, was chemische Zusammensetzung, specifisches Gewicht, Löslichkeit und sonstige Eigenschaften anlangt, vollständig miteinander übereinstimmen und sich lediglich dadurch voneinander unterscheiden, daß, wenn man die betreffenden Salze in Wasser auflöst und die Lösungen dem polarisierten (d. h. beim Durchgehen durch ein bestimmtes Medium nur in einer einzigen Ebene brechbaren) Lichte aussetzt, das eine Natrium- und Ammoniumsalz eine Ablenkung des Lichtstrahls nach rechts bewirkt, dagegen die anderen beiden Salze auf das Licht keinerlei Einfluß ausüben. — Worauf beruht nun aber dieser merkwürdige Unterschied zwischen Substanzen, die sich im übrigen vollständig gleich verhalten? — Das war die Frage, welche jedem denkenden Naturforscher sich sofort aufdrängen mußte, und die endgültig zu entscheiden dem jungen Pasteur vorbehalten war. Derselbe konstatierte zunächst, daß alle das polarisierte Licht ablenkenden Krystalle darin übereinstimmen, daß sie nicht nach allen Richtungen hin symmetrisch angelegt sind, oder mit anderen Worten, daß sich bei denselben eine Achse nicht konstruieren läßt, durch welche der Krystall in zwei unvollkommen identische Hälften zerlegt werden könnte. Andererseits fand Pasteur bei eingehender Untersuchung der optisch unwirksamen (den polarisierten Lichtstrahl nicht ablenkenden) Paratartrate, daß bei denselben jeder einzelne Krystall aus zwei in Bau und Größe einander vollkommen gleichenden, aber durch die verschiedene Richtung der Achsen sich unterscheidenden und unsymmetrischen Teilkrystallen sich zusammensetzt. Auch gelang es dem jungen Gelehrten, die verschiedenachsigen kleineren Krystalle aus dem optisch unwirksamen Paratartratkrystalle zu isolieren, wodurch dann nicht nur die Existenz einer bis dahin unbekannten „linksdrehenden“ Weinsteinsäure erwiesen, sondern zugleich auch der Beweis erbracht war, daß die optische Unwirksamkeit solcher Substanzen darauf beruht, daß die in entgegengesetzter Richtung erfolgenden Lichtablenkungen sich gegenseitig aufheben. — Eine bemerkenswerte Thatsache ist ferner die, daß die neuentdeckte „Linksweinsteinsäure“ sich auch auf anderem Wege aus den Paratartraten herstellen resp. von der „Rechtsweinsteinsäure“ trennen läßt. Zur Konstatierung des letzterwähnten Faktums wurde Pasteur durch die zuerst von einem deutschen Fabrikanten gemachte Wahrnehmung geführt, daß eine Lösung von weinsteinsaurem Kalk, die man im Sommer der Luft aussetzt, trübe wird. Bezüglich dieses Verhaltens wurde von dem französischen Gelehrten zunächst festgestellt, daß die besagte Trübung das Resultat eines durch einen mikroskopischen Organismus hervorgebrachten Gärungsprozesses ist, sowie ferner, daß durch eine solche Gärung — wie sie z. B. durch Aussäen des gewöhnlichen Schimmelpilzes in der Lösung von weinsteinsauren Salzen erzeugt wird — die Bildung der linksdrehenden Weinsteinsäure künstlich hervorgerufen werden kann. Es war also — diese Thatsache ist insofern bedeutungsvoll als sie zum Teil die Richtung bestimmte, in welcher sich die späteren Untersuchungen Pasteurs bewegten — hier zum erstenmal der Beweis erbracht, daß *bei gewissen Umwandlungsprozessen, die man bis dahin als Vorgänge rein chemischer Natur betrachtet hatte, niedere organische Wesen eine wichtige Rolle spielen.*

Wir haben im vorhergehenden die Entdeckungen, zu denen Pasteur im Beginne seiner Forscherlaufbahn gelangte, nur in ihren Hauptumrissen skizziert und müssen darauf verzichten, hier im einzelnen darzulegen, welcher Aufwand von Nachdenken und welcher Scharfsinn dazu gehörte, aus dem eigentümlichen Verhalten der Weinsteinsäureverbindungen Schlüsse zu ziehen bezüglich der Ursachen, welche diesen Verhältnissen zu Grunde liegen — wie der Dichter sagt: „Das stete Gesetz, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht wiederzuerkennen.“ Daß es sich aber bei der Erklärung dieser Phänomene nicht etwa um einen geringfügigen Umstand, sondern vielmehr um für die chemische und physikalische Forschung höchst bedeutungsvolle Thatsachen handelt — dieses wird einem jeden klar, der sich vergegenwärtigt, daß die Vereinigung der „Linksweinsteinsäure“ und „Rechtsweinsteinsäure“ zu optisch unwirksamen Paratartraten nicht nur in die der Krystallisation zu Grunde liegenden Verhältnisse, sondern zugleich auch in die molekulare Zusammensetzung (Gruppierung der kleinsten Teile) der krystallisierenden Körper einen Einblick eröffnet — einen Einblick, der freilich noch weit davon entfernt ist, uns das eigentliche Geheimnis der Atomgruppierung durchschauen zu lassen. Wie sehr auch diese Erstlingsleistung Pasteurs von den hervorragendsten Gelehrten Frankreichs gewürdigt wurde, beweist die Thatsache, daß die französische Akademie der Wissenschaften — damals bestehend aus Männern wie Arago, Biot, Dumas, Senarmont, Balard u. a. — sich über die Ergebnisse seiner Untersuchungen berichten ließ und den Beschluß faßte, den betreffenden Bericht in ihren Bülletins zum Abdruck zu bringen; überdies beweist auch der Umstand, daß der auf dem nämlichen Gebiete thätige Biot — der fast gleichzeitig mit Arago die Polarisation des Lichtes im Bergkrystall entdeckt und später festgestellt hatte, daß es einen das Licht linksdrehenden und einen dasselbe rechtsdrehenden Bergkrystall gibt — daß dieser ausgezeichnete Forscher die Darstellung und Sonderung der beiden weinsteinsauren Salze aus dem Paratartrate sich in der Küche seines Hauses persönlich von Pasteur vormachen ließ, und als er dann fand, daß alles sich so verhielt, wie letzterer behauptete, in die Worte ausbrach: „Mein liebes Kind, ich habe die Wissenschaft mein ganzes Leben hindurch so sehr geliebt, daß dieser Anblick mich in Aufregung versetzt.“ — Andererseits bestrebte sich auch die französische Regierung den wissenschaftlichen Leistungen Pasteurs gerecht zu werden;

denn nachdem seine Ernennung zum Professor am Lyceum zu Tournon durch den Einfluß von Balard (der den genialen Schüler noch einige Zeit in seiner Nähe zu behalten wünschte) rückgängig gemacht worden war, wurde er im Alter von 27 Jahren als zweiter Professor der Chemie an die Universität Straßburg berufen und von dort nach kurzer Zeit zum Dekan der neugeschaffenen „Fakultät der Wissenschaften“ zu Lille befördert. — Zu Straßburg lernte er, wie wir hier einschalten wollen, Marie Laurent, die Tochter des Rektors der dortigen Akademie kennen — eine Dame von höchster Liebenswürdigkeit, Herzens- und Geistesbildung — die er bald darauf als Gattin heimführte, und die es ihn auch nicht hat entgelten lassen, daß man am Morgen des Hochzeitstages einen Boten in das Laboratorium senden mußte, um den in seine Studien vertieften Gelehrten darauf aufmerksam zu machen, daß dies der für die Vermählung festgesetzte Tag sei.

Kehren wir nach diesen Bemerkungen über die akademische Carriere und Verheiratung Pasteurs zur Betrachtung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zurück, so waren es die Gärungsprozesse, denen er nunmehr seine Aufmerksamkeit zuwandte. Auch kam bei der Wahl dieses Forschungsobjektes jedenfalls der Umstand mit in Betracht, daß Lille, der Sitz seiner neuen Forschungs- und Lehrthätigkeit, zugleich den Mittelpunkt einer der wichtigsten französischen Industrien — nämlich der Gewinnung von Alkohol aus Getreide und anderen Stoffen — darstellte, und daß Pasteur, indem er die wissenschaftlichen Grundsätze der betreffenden technischen Proceduren festzustellen sich bemühte, der Industrie seines neuen Wohnortes einen wichtigen Dienst zu leisten und dadurch indirekt das Ansehen der neugegründeten Fakultät zu vermehren hoffen durfte. — Dies nur beiläufig. Fragen wir nach den Resultaten der von ihm über die Gärung angestellten Untersuchungen, so ist es bekannt, daß speciell auf diesem Gebiet der Erfolg seiner Arbeiten ein ganz immenser gewesen ist. In dieser Beziehung brauchen wir bloß daran zu erinnern, daß die Herstellung von Gärungsgetränken, die Umwandlung von Stoffen wie Stärkemehl und Zucker in Alkohol und Kohlensäure zwar schon seit Jahrhunderten bekannt ist, daß aber ein Einblick in das Wesen jener Umgestaltungsprozesse, denen die alkoholischen Getränke ihre Entstehung verdanken, und somit auch eine Fabrikation nach wissenschaftlichen Grundsätzen, sowie ferner auch eine Einsicht in das Wesen jener Prozesse, die man gewöhnlich als „Fäulnis“ und „Verwesung“ bezeichnet, vor dem Eintritte Pasteurs in die betreffenden Forschungen nicht möglich war. An Theorien, welche dazu bestimmt waren, diese Vorgänge dem Verständnis näher zu bringen, fehlte es damals freilich nicht. Die Fermente — so lautete die Erklärung Justus von Liebigs — sind stickstoffhaltige Körper, welche, mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung gebracht, chemische Veränderungen erleiden, und dadurch, daß sie die in ihnen vorgehenden molekularen Veränderungen auf die zucker- oder stärkemehlhaltigen Substanzen übertragen, mit denen sie in Berührung kommen, dasjenige hervorrufen, was man als „Gärung“ oder „Fermentation“ bezeichnet. Der berühmte Gay-Lussac, der, wie schon vor ihm Appert, gefunden hatte, daß man vegetabilische und animalische Substanzen konservieren kann, wenn man dieselben in im Wasserbade erhitzten und dann hermetisch verschlossenen Gefäßen aufbewahrt, betrachtete ebenfalls den Sauerstoff der Atmosphäre als die Grundursache der Gärung, während so hervorragende Chemiker wie Berzelius und der zuvor erwähnte Mitscherlich der Ansicht waren, daß dieser Vorgang durch „Kontaktwirkung“ d. i. durch die bloße Anwesenheit von Eiweißkörpern in zucker- und stärkemehlhaltigen Medien bedingt werde und daß die Fermentkörper selbst hierbei keinerlei Veränderung erlitten. Freilich hatten zur Zeit als Pasteur zuerst seine Aufmerksamkeit den Gärungsvorgängen zuwandte, bereits Cagniard-Latour und Theodor Schwann, der berühmte Entdecker der tierischen Zelle, gegen die Theorie von der Entstehung der Fäulnis durch Einwirkung des Sauerstoffs der Luft auf die Eiweißkörper Einwände erhoben — letzterer, indem er darauf hinwies, daß in sterilisierten Gefäßen aufbewahrte Fleischabkochungen nicht in Fäulnis übergehen, wenn man Luft hinzutreten läßt, die zuvor durch glühend heiße Röhren geleitet wurde, woraus sich also ergebe, daß der Luft an und für sich eine fäulniserregende Eigenschaft nicht zukomme — und ebenso hatte Dumas betreffs der den Gärungsprozessen zu Grunde liegenden Ursachen eine gleiche Ansicht ausgesprochen. Allein die von solchen Autoritäten wie J. v. Liebig, Gay-Lussac, Berzelius und Mitscherlich vertretenen Anschauungen blieben doch in Kraft, bis Pasteur zuerst bei der Milchsäuregärung den direkten Nachweis lieferte, daß es in der That ein winziger, nur durch starke mikroskopische Vergrößerung wahrnehmbarer Pilz sei, der durch sein Wachstum und seine Vermehrung die in Rede stehenden Umwandlungen hervorrufe. Mit Recht durfte auch Pasteur, nachdem er gezeigt hatte, daß in Zuckerlösungen, die gar keine Eiweißkörper, dagegen gewisse für die Ernährung der Pilze geeignete anorganische Substanzen enthalten, die Gärung aufs schönste vor sich gehe — nach diesem entscheidenden Versuche durfte er mit Recht behaupten, daß der alten Theorie von den durch Einwirkung des Sauerstoffs der Luft auf die Eiweißkörper bedingten Gärungs- und Fäulnisprozessen nunmehr der Boden entzogen sei, und daß letztere Vorgänge nur als Begleiterscheinungen der Entwickelung von winzigen pflanzlichen Organismen (hervorgerufen dadurch, daß diese organischen Wesen den Flüssigkeiten und sonstigen Medien, in denen sie vegetieren, die zu ihrer Ernährung und Vermehrung erforderlichen Stoffe entreißen und auf diese Weise die besagten Umwandlungsprozesse einleiten) aufzufassen seien. Wie schon gesagt, war es die Entdeckung des Milchsäurepilzes, durch welche Pasteur zuerst instandgesetzt wurde, für seine Ansichten betreffs der Gärungs- und Fäulnisvorgänge einen positiven Beweis beizubringen; allein diese Thatsache blieb keineswegs die einzige, auf die er sich behufs Begründung seiner Anschauungen berufen konnte. Die Entdeckungen folgten vielmehr nun Schlag auf Schlag, indem es ihm bald darauf gelang, den Buttersäurepilz als Ursache der Buttersäuregärung, sowie den in Form

von dünnen Membranen auf offen an der Luft stehendem Wein sich bildenden Kahmpilz (Mycoderma aceti) als ursächliches Moment der Essigsäuregärung (Ueberführung des Weines in Essig) nachzuweisen. In ähnlicher Weise wurde auch der dem Bierbrauen zu Grund liegende Gärungsprozeß als eine durch den bereits von Schwann und Cagniard-Latour entdeckten Bierhefepilz (Saccharomyces cerevisiae) bewirkte Umwandlung des Zuckerstoffs der Gerste in Alkohol und Kohlensäure von ihm aufgeklärt [1]). Während also die im vorhergehenden namhaft gemachten Entdeckungen und Untersuchungen die Gärungschemie in eine ganz neue Bahn lenkten, eröffneten sie zugleich einen Einblick in das Reich jener winzigen Lebewesen, welche von dem Holländer A. v. Leeuwenhoek in Delft zu Ende des 17. Jahrhunderts zuerst entdeckt und später von Dujardin und Ehrenberg beobachtet worden waren, über deren Eigenschaften und Bedeutung jedoch nichts Näheres bekannt war, bis Pasteur bei Gelegenheit der obenerwähnten Arbeiten mit denselben sich zu beschäftigen Veranlassung hatte. Auch sei als eine der wichtigsten der aus diesen Untersuchungen sich ergebenden Thatsachen hier noch hervorgehoben, daß die Mikroorganismen, welche durch ihre Ernährung und Vermehrung die Gärungsprozesse und den Vorgang der Fäulnis hervorrufen, für ihre Existenz vollständig verschiedene Bedingungen erheischen, daß während der Buttersäurepilz und Bierhefepilz des Sauerstoffs der Luft zu ihrem Fortkommen nicht bedürfen, ja sogar durch denselben bis zu gewissem Grade in ihrer Lebensfähigkeit geschädigt werden, der Essigkahmpilz und die sogleich zu erwähnenden Fäulnispilze ohne Luft zu existieren nicht imstande sind. Auf letzterer Thatsache beruht auch die von Pasteur gemachte Einteilung der niederen Organismen in Aerobien und Anaerobien (d. h. in der Luft lebende und nicht in der Luft lebende), wobei wir zugleich bemerken wollen, daß es zur Zeit noch nicht möglich ist, eine Erklärung des verschiedenen Verhaltens der in Rede stehenden Lebewesen zu geben, und daß es der Zukunft vorbehalten bleiben muß, darüber zu entscheiden, ob, wie neuere Untersucher annehmen, die Aerobien als sauerstoffatmend unter die tierischen, die Anaerobien unter die pflanzlichen Organismen zu rechnen sind. Um auf die Frage von der Fäulnis und Verwesung zurückzukommen, so wurde bereits im vorhergehenden angedeutet, daß wir die heutzutage allgemein anerkannte Auffassung dieser Vorgänge als eines durch die Thätigkeit von niederen Organismen hervorgerufenen Zerfalles von animalischer oder vegetabilischer Substanz nicht zum geringsten Teile den Forschungen Pasteurs verdanken. Aufs treffendste hebt der französische Gelehrte in seinen diesbezüglichen Schriften hervor, daß die Oberfläche der Erde im Laufe der Zeit sich mit den Resten abgestorbener Tiere und Pflanzen bedecken und das für die Bildung organischer Wesen zu Gebote stehende Material allmählich verbraucht werden würde, wenn nicht eben das Leben selbst in Form von Schimmelpilzen, Bakterien, Vibrionen und verwandten Organismen das Gleichgewicht zwischen lebender und abgestorbener Materie wieder herstellen und die organischen Gewebe in die Stoffe, aus denen sie hervorgegangen sind, nämlich in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak zurückverwandeln würde. Zugleich haben wir uns nach dem besagten Forscher den Vorgang so vorzustellen, daß bei dem Zerfalle organischer Gewebe die verwandten Prozesse der Gärung, Fäulnis und langsamen Verbrennung bis zu gewissem Grade Hand in Hand gehen, daß während im Innern der zerfallenden Substanzen die Anaerobien ihre zersetzende Thätigkeit zur Geltung bringen, an der der atmosphärischen Luft ausgesetzten Oberfläche das Zerstörungswerk vorwiegend durch aerobische Organismen besorgt wird. Zu gleicher Zeit wies Pasteur darauf hin, daß die Temperaturverhältnisse auf die in Rede stehenden Vorgänge einen wichtigen Einfluß ausüben, daß einerseits hohe Hitze, sowie andererseits unter den Gefrierpunkt herabgehende Kältegrade, indem sie die Mikroorganismen zerstören oder wenigstens ihre Thätigkeit hemmen, den Prozessen der Verwesung und Fäulnis Einhalt thun.

Soviel über jene Untersuchungen Pasteurs, welche auf die Gärungs- und Fäulnisprozesse sich beziehen. Daß diese Forschungen geradezu als epochemachende zu bezeichnen sind, bedarf nach dem, was wir im vorhergehenden bemerkt haben, keines Beweises, und ebenso erscheint es nur als eine wohlverdiente Anerkennung der Leistungen Pasteurs, daß die französische Regierung denselben 1857 — da er kaum 35 Jahre alt war — als Docent an die École normale — die nämliche Anstalt, der er seine Ausbildung im wesentlichen verdankt und an der er noch heutzutage thätig ist — berief. Auch waren die von ihm über das Wesen der Gärungs- und Fäulnisprozesse angestellten Untersuchungen nicht nur insofern von Bedeutung, als sie über bis dahin unerklärte oder unrichtig aufgefaßte Vorgänge Licht verbreiteten und die Wissenschaft in ganz neue Bahnen lenkten — dieselben waren auch insofern von Nutzen, als aus den einschlägigen Studien des Gelehrten für mehrere Industrien wichtige praktische Maßnahmen resp. Verbesserungen der industriellen Technik sich ergaben. So wurde z. B. die Essigfabrikation ganz außerordentlich dadurch gefördert, daß Pasteur statt der bis dahin allgemein gebräuchlichen zeitraubenden und unsicheren Methode der Essigbereitung (Herstellung einer „Essigmutter") ein durch Einfachheit und Schnelligkeit sich auszeichnendes Verfahren auf Grund der von ihm über die Natur des Essigpilzes gemachten Untersuchungen angab. So waren ferner auch zwei Arbeiten, welche allerdings einer späteren

[1]) Bezüglich des der Bierbereitung zu Grunde liegenden Vorganges behauptete Liebig, da er die Anwesenheit des Bierhefepilzes in den Maischbottichen nicht in Abrede stellen konnte, daß das Vorhandensein dieses Sproßpilzes in der Bierhefe nur ein zufälliges sei und daß nicht der organisierte, sondern vielmehr der unorganisierte Teil der letzteren auf den Zuckerstoff einwirke. — Wie schwierig es überhaupt für Pasteur war, seinen Anschauungen über die Gärungs- und Fäulnisprozesse — Anschauungen, welche von der Wissenschaft heutzutage als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen werden — Geltung zu verschaffen, dies ergibt sich aus der Art und Weise, wie Liebig die Ansichten des französischen Gelehrten beurteilte. Derselbe schreibt in seinen „Vorlesungen über Chemie" mit Bezug auf die von Pasteur gegebene Erklärung des Fäulnisprozesses: „Diejenigen, welche die Fäulnis animalischer und vegetabilischer Substanzen durch das Vorhandensein mikroskopischer Organismen erklären wollen, urteilen in ähnlicher Weise, wie ein Kind urteilen würde, wenn es die Schnelligkeit und Stärke der Rheinströmung dem Umstande zuschreiben wollte, daß die Räder der in der Nähe von Mainz im Strome befindlichen Mühlen die Gewässer in der Richtung nach Bingen fortbewegen." —

Lebensperiode Pasteurs angehören, nämlich die 1866 veröffentlichte Schrift: „Ueber den Wein und dessen Krankheiten“, sowie die bald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges erschienenen „Studien über das Bier“ für die betreffenden Industriezweige ebenfalls von ganz außerordentlicher Bedeutung. In diesen Abhandlungen, welche auf eine lange Reihe von Beobachtungen und auf zahlreiche Experimente sich stützen, führt Pasteur den Beweis, daß das Trübe- und Bitterwerden des Weines, sowie das Sauerwerden und andere „Krankheiten“ des Bieres auf gewisse von den Erregern der Wein- und Biergärung sich wesentlich unterscheidende Pilze zurückzuführen ist, welche sich als Schmarotzer in diesen für den Menschen überaus wichtigen Getränken ansiedeln. Er begnügte sich aber nicht allein mit der Erforschung der Krankheit, sondern entdeckte auch das Heilmittel, nämlich das nach ihm benannte „Pasteurisieren“ (häufig korrumpiert in „Pastrieren“) von Weinen und Bieren, welche eine Reise über den Aequator machen sollen, oder deren Verderbnis man aus anderen Gründen befürchtet. Während der Wein dadurch geschützt wird, daß man die luftdicht verkorkten Flaschen in geeignete Behälter mit lauwarmem Wasser bringt und letzteres allmählich auf eine der Siedehitze sich annähernde Temperatur erwärmt, wurde ein sehr bedeutender Fortschritt in der Technik des Bierbrauens dadurch begründet, daß Pasteur zeigte, wie man das noch nicht ausgegorene Getränk auf 50° C. erhitzen und auf diese Weise die Schmarotzerpilze töten kann, ohne zugleich die Gärung zu unterbrechen.

Kehren wir von der Besprechung der zuletzt erwähnten Arbeiten Pasteurs — die, wie schon bemerkt, einer späteren Periode angehören — zur chronologischen Schilderung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zurück, so war es ein über eine wissenschaftliche Frage von außerordentlicher Tragweite geführter Streit, in welchen derselbe infolge der von ihm auf dem Gebiete der kleinsten Lebewesen gemachten Entdeckungen hineingezogen wurde. Dieser Streit betraf nämlich die „Urzeugung“ d. h. die Frage, ob neben der Entstehung neuer Organismen aus dem Ei resp. der Eizelle organische Wesen direkt aus anorganischer oder organischer Substanz ohne Vorhandensein von lebendigen Keimen sich bilden können, und müssen wir, um verständlich zu machen, um was es sich bei dieser Kontroverse handelte, etwas weiter ausholen. Ueber die „Urzeugung“ herrschten von alters her die abenteuerlichsten Vorstellungen. Aristoteles glaubt, durch das Naßwerden von trockenen Körpern sowie durch das Trockenwerden einer feuchten Substanz werde organisches Leben erzeugt und Virgil ist der Ansicht, daß aus den Eingeweiden eines jungen Stieres Bienen sich bildeten. Daß im Altertum, wo von einer Naturwissenschaft als solcher noch keine Rede sein konnte, derartige Anschauungen Anhänger fanden, kann nicht verwundern; daß man aber auch in viel späterer Zeit in der Erkenntnis der natürlichen Vorgänge noch keine großen Fortschritte gemacht hatte, beweist die Thatsache, daß van Helmont, ein zur Zeit Ludwigs XIV. lebender Arzt und Alchymist, allen Ernstes behauptete, daß die aus Morästen und Sümpfen aufsteigenden Dünste zur Entstehung von Fröschen, Schnecken, Blutegeln, sowie zur Bildung gewisser Pflanzen Veranlassung gäben und daß man bloß einige Getreidekörner in schmutzige Leinwand einzuwickeln brauche, um alsbald Mäuse entstehen zu sehen. Diese alten Ammenmärchen konnten nun freilich als abgethan gelten, seitdem italienische Naturforscher wie Redi und der große englische Gelehrte, der Entdecker des Blutkreislaufs, William Harvey, das Widersinnige derselben dargethan hatten, aber immerhin war damit die Frage noch nicht entschieden, ob nicht vielleicht jene winzigen einfachsten Lebewesen, deren Dasein das Mikroskop enthüllt, ohne lebendige Keime direkt aus organischer Substanz hervorgegangen seien — eine Ansicht, zu der sich im vorigen Jahrhundert noch der berühmte Buffon bekannte. Andererseits schien für die neuere Naturforschung die Frage damit erledigt, daß Pasteur bei Gelegenheit seiner im vorhergehenden erwähnten Forschungen über die Gärung und Fäulnis darauf hingewiesen hatte, daß überall in der Luft lebendige Keime schweben, welche die besagten Prozesse einleiten. So also war der Stand der Angelegenheit, als zu Ende der fünfziger Jahre unseres Säkulums der französische Physiker Pouchet die Urzeugungsfrage aufs neue zur Diskussion stellte, indem er sich dabei auf ein Experiment berief, welches die Möglichkeit der Entstehung niederer Organismen ohne Vorhandensein von Eizellen oder Keimen beweisen sollte. Der besagte Versuch bestand darin, daß Pouchet eine Flasche mit kochendem Wasser füllte, dieselbe mit größter Sorgfalt hermetisch verschloß und sie umgekehrt in ein mit metallischem Quecksilber gefülltes Gefäß eintauchte. Nach Abkühlung des Wassers wurde sodann die von der Luft durch das flüssige Metall abgesperrte Flasche wieder geöffnet, die Höhlung derselben zum Teil mit Sauerstoffgas gefüllt und schließlich ein Quantum Heu, das vorher in siedendem Wasser ausgekocht war, in dieselbe eingeführt und dort einige Zeit gelassen und zwar mit dem Erfolge, daß schon nach acht Tagen die auf diese Weise hergestellte Mischung von Heu und Wasser sich mit Schimmelpilzen bedeckt hatte. — Wie ist aber letztere Erscheinung zu erklären? — Pouchet wies darauf hin, daß durch das Abkochen des Wassers und Heues, durch das Sterilisieren der für das Experiment benutzten Gefäße, sowie dadurch, daß das Sauerstoffgas vor seinem Eintritt in die Flasche durch glühende Röhren geleitet wurde, alle in den Gefäßen, dem Wasser, Heu und Sauerstoff etwa enthaltenen organischen Keime zerstört worden seien und daß, wenn in dem Heuinfus Schimmelpilze auftreten, dieselben ohne Vorhandensein der entsprechenden Sporen oder Keime sich gebildet haben müßten. Triumphierend stellte er also die Urzeugung als endgültig erwiesen hin; allein der Scharfsinn Pasteurs, der eine solche Negierung der von ihm vertretenen wissenschaftlichen Anschauungen nicht unbeantwortet lassen durfte, sollte seinen Triumph sehr bald zerstören. Letzterem gelang es nämlich bei der Wiederholung des Versuches, durch einen auf die Oberfläche des Quecksilbers geworfenen Lichtstrahl auf dem Metalle eine Staubschicht sichtbar zu machen, die reich genug an Keimen war, um die Schimmelbildung auf dem Heu zu erklären und so-

mit eine Fehlerquelle nachzuweisen, welche die Argumentation Pouchets vollständig illusorisch machte. Auch begnügte sich Pasteur keineswegs damit, zu zeigen, daß das besagte Experiment zu einem Schlusse bezüglich der Möglichkeit der Urzeugung nicht berechtigte; er wies vielmehr direkt nach, daß organische Substanzen, in denen man durch Siedehitze alle Keime zerstört hatte, in sterilisierten Gefäßen (d. h. Gefäße, die man durch Kochen oder auf andere Weise von allen etwa anhaftenden Keimen befreit hat) niemals zur Bildungsstätte neuen Lebens werden, solange man Sorge trägt, daß das Hinzutreten von Keimen aus der Luft verhindert wird. Entsprechend dem soeben Gesagten konnte Pasteur in eigens zu diesem Zwecke konstruierten Glaskolben — (Gefäßen, deren in eine dünne Spitze ausgezogener Hals hakenförmig nach unten umgebogen wurde, wodurch es bewirkt wird, daß alle etwa durch die enge Mündung des Gefäßes eintretenden staubförmigen Keime an den Wänden des Kolbenhalses hängen bleiben, ohne in das Innere des Glaskolbens zu gelangen) — Urin, Milch und andere Substanzen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen sich außerordentlich leicht zersetzen, jahrelang in unverändertem Zustande erhalten. Auch gelang es ihm, indem er die besagten mit fäulnisfähigen Stoffen gefüllten Kolben nach fernen Gegenden transportierte und dort nach Entfernung des schützenden Glashalses eine Zeitlang mit der Luft in Berührung ließ, nachzuweisen, daß die organischen Keime (Pilze und Pilzsporen), welche die Fäulnis- und Zersetzungsprozesse einleiten, in der Atmosphäre sehr ungleich verteilt sind, daß ebensowohl die Kultur wie die Erhebung über dem Meeresspiegel auf die Verbreitung und Wirksamkeit derselben einen bedeutenden Einfluß ausüben. So ließen z. B. 20 mit fäulnisfähigen Stoffen gefüllte Glaskolben, die er in der Ebene aufgestellt hatte, sämtlich binnen kurzem durch die Zersetzung ihres Inhalts den Eintritt von Fäulniskeimen erkennen, dagegen zeigten von 20 während einer gleichen Zeitdauer im französischen Jura aufgestellten Kolben nur acht, von den in einer Meereshöhe von 850 m der Luft exponierten Gefäßen nur fünf und von denjenigen, die er auf dem Montauvert bei Chamounix (2000 m über dem Meere) placierte — woselbst der von den Gletschern des Montblanc beständig herüberwehende eisige Wind der Zersetzung organischer Substanzen ein Hindernis bereitet — nur zwei die durch das Eindringen und die Vermehrung der Pilzkeime bewirkte Fäulnis. Alles in allem ließen die von Pasteur mit größter Sorgfalt und zum Teil nach ganz neuen Methoden ausgeführten Untersuchungen darüber keinen Zweifel bestehen, daß organische Keime, welche die Fäulnis und verwandte Erscheinungen bedingen, wenn auch in verschiedener Zahl, überall auf der Erde verbreitet sind, daß, wo solche Keime durch besondere Vorrichtungen ferngehalten werden, organisches Leben in keiner Form auftritt und so war es denn vollständig gerechtfertigt, wenn er seinen 1864 vor einer großen Versammlung in den Räumen der Sorbonne über dieses Thema gehaltenen Vortrag mit den Worten schloß: „Die Urzeugung ist eine Chimäre!“ — ein Schluß, dem die dieser Vorlesung beiwohnenden wissenschaftlichen Kapazitäten (Männer wie die berühmten Physiologen Flourens, Claude Bernard u. a.) im Hinblick auf die Beweiskraft der Pasteurschen Versuche ihre Zustimmung nicht versagen konnten und der gegenwärtig wohl als eine wissenschaftliche Maxime gelten darf [1]).

Wir haben im vorhergehenden jenen Teil der wissenschaftlichen Thätigkeit Pasteurs kennen gelernt, welcher sich auf die Erforschung der Gärungs- und Fäulnisprozesse und der diese Vorgänge bedingenden winzigen Lebewesen bezog. Von diesen pflanzlichen Organismen, die als Gärungs- und Fäulniserreger in der Natur eine so wichtige Rolle spielen, ist es aber nur ein Schritt zu jenen pflanzlichen Gebilden, die bei Mensch und Tier Krankheiten hervorrufen, und so darf es denn nicht verwundern, daß innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte die Forschungen Pasteurs fast ausschließlich jenen Spaltpilzen (Bakterien) gewidmet waren, die wegen ihres geheimnisvollen Wirkens und ihrer verheerenden Thätigkeit als Seuchenerreger von dem Botaniker Ferdinand Cohn mit den apokalyptischen Reitern der heiligen Schrift verglichen werden. Den ersten Anstoß zu dem Studium der in Rede stehenden Pilze erhielt Pasteur durch eine in Südfrankreich unter den Seidenraupen ausgebrochene Seuche — die Pébrine oder Maladie des corpuscules — welche innerhalb weniger Jahre dermaßen um sich griff, daß einzelne seideproduzierende Distrikte Frankreichs vollständig verarmten und daß das Gewicht der per Jahr produzierten Seidencocons, welches 1853 noch 26 Millionen Kilogramm betrug und bis dahin von Jahr zu Jahr zugenommen hatte, 1865 auf vier Millionen herabgesunken war und daß der hieraus für den Volkswohlstand Frankreichs sich ergebende Ausfall nicht weniger als 100 Millionen Franken jährlich ausmachte. In dieser Kalamität und nachdem die verschiedenartigsten Mittel, die man zur Bekämpfung der Pébrine in Anwendung zog, sich als erfolglos erwiesen hatten, bezeichnete nun der bereits erwähnte Dumas, der zufällig aus einer der von der Seuche besonders heimgesuchten Gegenden stammte, Pasteur als denjenigen, der dazu berufen sei, das Wesen der Krankheit zu erforschen, resp. eine Methode zur Bekämpfung derselben zu entdecken. Letzterer bezeigte anfangs wenig Lust, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, da er eine Seidenraupe damals überhaupt noch nicht gesehen hatte, gab aber schließlich den dringenden Bitten seines Freundes und Kollegen Dumas [2]) nach und verfügte sich für einige Zeit nach Alais, dem Centrum der seideproduzierenden Distrikte Frankreichs, wo er bereits einige Stunden nach seiner Ankunft in den von ihm mikroskopisch unter-

[1]) Wir wollen hier noch bemerken, daß, wenn die Urzeugung für die gegenwärtige Schöpfung auch als nicht vorhanden betrachtet werden muß, damit doch noch keineswegs die Frage entschieden ist, ob dieselbe in einem früheren Stadium unseres Planeten nicht stattgefunden habe. Wenn wir, wie allgemein geschieht, uns den früheren Zustand der Erde als den eines glühenden Balles vorstellen, auf dem organisches Leben nicht existieren konnte, so muß letzteres, nachdem die Abkühlung der Erdrinde einen gewissen Grad erreicht hatte, doch zu irgend einer Zeit zuerst aus anorganischen Substanzen hervorgegangen sein. Auch wird die Lösung des Rätsels keineswegs vereinfacht, wenn man mit dem Engländer Thomson annimmt, daß das organische Leben von einem anderen Weltkörper auf die Erde übertragen worden sei.

[2]) In einem Briefe, den der berühmte Chemiker und Sekretär der französischen Akademie der Wissenschaften damals an Pasteur richtete, heißt es: „Je mets un prix extrême à voir votre attention fixée sur cette question, qui intéresse mon pauvre pays; la misère surpasse tout ce que vous pouvez imaginer.“

suchten Seidenraupen Gebilde entdeckte, welche die italienischen Forscher Filippi und Cornalia bei ihren Untersuchungen ebenfalls wahrgenommen hatten, ohne jedoch deren Bedeutung für die Verbreitung der Krankheit zu erkennen. Bezüglich des letzten Punktes führte nun Pasteur in zweijähriger anstrengender Arbeit durch zahlreiche und mannigfaltige Versuche den Beweis, daß die im Blute sowie in den Organen der erkrankten Seidenwürmer sich findenden schwarzen Körperchen pflanzliche Parasiten seien, welche durch ihre Uebertragung von Tier zu Tier — letztere findet teilweise durch die Nahrung, teilweise durch äußere Infektion als Folge kleiner Verletzungen, welche die Seidenraupen mit ihren Fußhäkchen sich gegenseitig zufügen, teilweise auch durch die Züchter selbst statt — die Seuche verbreiten. Der rastlose Forscher wies ferner nach, daß die Pilze, wenn

Louis Pasteur.

auch kaum erkennbar, doch in den Eiern der Seidenraupe bereits vorhanden sind und daß Eier von aus erkrankten Raupen hervorgehenden Schmetterlingen nicht zur Züchtung benutzt werden dürfen. Auf die soeben erwähnten Thatsachen gründete denn auch Pasteur sein jetzt allgemein angenommenes Verfahren der „Zellengrainage", demzufolge die Schmetterlinge paarweise separiert werden und das Weibchen nach der Eierablage mikroskopisch auf Pilze untersucht wird, worauf ebensowohl die erkrankten Schmetterlinge wie die aus ihnen stammenden Eier vernichtet werden — ein Verfahren, vermittelst dessen es gelungen ist, diese den Wohlstand vieler Seide züchtenden Länder aufs schwerste schädigende Pilzkrankheit nahezu auszurotten und welches an und für sich schon genügen würde, dem verdienten Gelehrten einen dauernden Ruf zu sichern. Allerdings wurde es ihm nicht leicht gemacht, seiner Methode Anerkennung zu verschaffen; denn als Pasteur im September 1865 der Akademie der Wissenschaften seine erste Mitteilung über diesen Gegenstand machte, erhoben sich sofort Stimmen, die sich darüber beschwerten, daß ein Chemiker sich erdreiste, einen Rat zu geben in einer Angelegenheit, die jenseits der Grenzen seiner Specialwissenschaft lag. Hierzu kam ferner noch, daß die durch das Fehlschlagen zahlreicher von anderer Seite angepriesener Mittel mißtrauisch gewordenen Seidenzüchter von den Vorschlägen

Pasteurs anfangs nichts wissen wollten. Erst als letzterer mit fast niemals irrender Sicherheit den Erfolg oder Nichterfolg der zur Züchtung benutzten Eierpakete vorhersagte (zu dieser Vorhersage war er in den Stand gesetzt, durch die mikroskopische Untersuchung der Schmetterlinge, von denen die Eier stammten) und als Pasteur durch Napoleon III. Gelegenheit erhielt, auf der in der Nähe von Triest gelegenen, dem kaiserlichen Prinzen gehörenden Villa Vicentina die Vorzüglichkeit seines Verfahrens bei der dort betriebenen Seidenkultur praktisch zu erproben — erst dann fand die Pasteursche Methode, die, wie schon bemerkt, den Wohlstand zahlreicher seidenbauender Gegenden wiederhergestellt hat, in immer weiteren Kreisen Anwendung und Anerkennung.

Mit den Untersuchungen über die Pébrine hatte Pasteur jenes Gebiet betreten, auf dem sich seine neueren Arbeiten ausschließlich bewegen — das Gebiet der ansteckenden Krankheiten. Da letzteres ein Terrain darstellt, zu dessen Bebauung der Pathologe und Physiologe sich im allgemeinen besser eignet als der Chemiker, so ist es wohl begreiflich, daß Pasteur einige Zeit hindurch in Zweifel war, ob er seine diesbezüglichen Forschungen fortsetzen oder ob er dieselben den Gelehrten der medizinischen Fakultät überlassen solle. Auch war es im wesentlichen wohl die von seiten hervorragender Naturforscher — so z. B. von dem englischen Physiker Tyndall — an ihn gerichtete Aufmunterung, sowie vor allem der Beifall, welchen seine Arbeiten bei den Aerzten selbst fanden, die ihn bestimmten, auf der einmal betretenen Bahn der Forschung zu beharren. Was letzteren Punkt anlangt, so fing die Heilkunde sehr bald an, die von Pasteur gemachten wissenschaftlichen Entdeckungen praktisch zu verwerten. Schon 1862 hatte derselbe darauf hingewiesen, daß die alkalische Gärung des Harns wahrscheinlich als das Ergebnis der Einwirkung gewisser Spaltpilze, auf den im gesunden Menschen- und Tierkörper regelmäßig sauren Urin zu betrachten sei — eine Ansicht, welche von dem Berliner Kliniker und Physiologen Traube bald darauf bestätigt wurde. Auch war mit der Konstatierung dieser Thatsache zugleich das Mittel gegeben, um höchst lästige Blasenleiden durch Fernhaltung von Fäulniserregern zu verhüten, resp. das bereits vorhandene Leiden durch Anwendung von Mitteln, welche der Zersetzung entgegenwirken, zu heilen. Ein noch großartigerer Erfolg der Pasteurschen Arbeiten war es aber, daß Joseph Lister, gegenwärtig Professor an der Universität Edinburg, auf Pasteurs Forschungsergebnissen fußend [1]), die antiseptische Wundbehandlung — ein Verfahren, welches bekanntlich dahin zielt, die in der Luft suspendierten Fäulniskeime von den Wunden fern zu halten — in die Chirurgie einführte, und indem er es bewirkte, daß Verletzungen, die ehedem in der Regel den Tod herbeiführten, heutzutage in der Mehrzahl der Fälle einen günstigen Verlauf nehmen, daß Operationen, die früher mit dem größten Risiko für das Leben des zu Operierenden verknüpft waren, jetzt als ungefährlich bezeichnet werden müssen, diesem Zweige der medizinischen Wissenschaften zu den herrlichsten Triumphen verhalf. — Angesichts solcher Aufmunterungen, wie sie in den soeben erwähnten Erfolgen enthalten waren, kann es, wie schon bemerkt, nicht verwundern, daß Pasteur, die einmal betretene Bahn weiter verfolgend, der Erforschung jener pflanzlichen Organismen, die als Verbreiter von Krankheiten Tiere und Menschen mit Gefahren bedrohen, sich fortan ausschließlich widmete, und zwar sind es im wesentlichen drei Seuchen, nämlich der Milzbrand, die Hühnercholera und die Hundswut, zu deren Aufklärung seine Arbeiten sehr erheblich beigetragen haben. — Was speciell den Milzbrand anlangt — jene Seuche, die unter dem Rindvieh, den Schafen und Pferden in den verschiedensten Ländern zuzeiten die größten Verheerungen anrichtet und bisweilen auch auf den Menschen übertragen wird, so waren es die französischen Aerzte Davaine und Rayer, welche bereits 1850 im Blute von an Milzbrand erkrankten Tieren fadenförmige Körperchen wahrnahmen, die etwa die nämliche Länge wie der Durchmesser eines Blutkörperchens haben — eine Entdeckung, die damals nicht weiter beachtet wurde und an die man sich erst dann wieder erinnerte, als durch die Pasteurschen Untersuchungen über die Pébrine die Aufmerksamkeit der Forscher auf die als Krankheitserreger fungierenden pflanzlichen Parasiten gelenkt wurde. Von den neueren Untersuchern werden dieselben als Stäbchen beschrieben, die im Blute und in den Säften des lebenden Tieres durch Verlängerung und Querteilung sich außerordentlich rasch vermehren, welche aber im Körper des toten Tieres, sowie in gewissen Nährflüssigkeiten, zu langen, unverzweigten Fäden auswachsen, die wiederum ihrerseits in eine Anzahl von Keimkörnern (Sporen) zerfallen. Die Seuche kann daher entweder direkt durch die stäbchenhaltigen Säfte erkrankten Viehs übertragen werden, oder sie wird durch die in den verscharrten Kadavern enthaltenen Sporen, welche außerordentlich lange unter den anscheinend ungünstigsten Verhältnissen und bei jeder Witterung sich keimfähig erhalten, vom Erdboden aus verbreitet. An einzelnen Orten scheint die Milzbrandansteckung Jahre hindurch thätig zu sein — so auf jenen, den französischen Landleuten wohlbekannten Champs maudits (verfluchten Feldern) an deren Gräsern sich häufig eine schmutzige, Bakterien enthaltende und Milzbrandansteckung bewirkende Feuchtigkeit zeigt. Mitunter wird die Krankheit durch die Stechfliege, welche auf einem an Milzbrand verendeten Tiere geweidet hat, hinterdrein aber mit dem infizierten Rüssel ein gesundes Tier sticht, übertragen; noch häufiger ist aber der Regenwurm bei der Verbreitung der Seuche beteiligt. Indem er nämlich die Kadaver des der Krankheit erlegenen, verscharrten Viehs durchwühlt und bei Regenwetter zur Oberfläche des Bodens und der Wiesen emporsteigt, infiziert er mit den an seinem Körper haftenden Spaltpilzen die Gräser, die dann von gesunden Tieren gefressen und da kleine Wunden und Risse im Maule der Wiederkäuer sich außerordentlich häufig vorfinden, direkt in die Säftemasse eingeführt werden. — So weit die Anschauungen Pasteurs über die Verbrei-

[1]) In einem Briefe, den der berühmte Edinburger Chirurg im Februar 1874 an Pasteur richtete, heißt es unter anderem: „Permettez moi de vous adresser mes remerciments les plus cordiaux pour m'avoir par vos brillantes recherches démontré la vérité de la théorie des germes de putréfaction et m'avoir ainsi donné le seul principe, qui put mener à bonne fin le système antiseptique."

tung des Milzbrands — Anschauungen, von denen freilich diejenigen R. Kochs in manchen, nicht unerheblichen Punkten abweichen. Auch ergibt sich für den unparteiischen Beurteiler der von Pasteur und Koch über den betreffenden Spaltpilz angestellten Untersuchungen allerdings der Schluß, daß letzterer seinen seit 1876 über den Milzbrandbacillus angestellten Forschungen eine Untersuchungsmethode zu Grunde legt von solcher Exaktheit, wie sie vor ihm keinem Bakterienforscher zu Gebote gestanden hat und daß dementsprechend die von Koch gegen einzelne Resultate der Pasteurschen Untersuchungen erhobenen Einwände der Begründung nicht entbehren. Während Pasteur bei den Untersuchungen, die er innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte über das Wesen verschiedener Seuchen angestellt hat, es von vornherein als erwiesen annimmt, daß sämtliche ansteckende und epidemische Krankheiten auf die Einwirkung von Spaltpilzen zurückzuführen seien, stellt Koch die durchaus gerechtfertigte Forderung, daß für jede einzelne der in Rede stehenden Krankheiten dieser Nachweis erst geführt werden müsse, indem er zugleich darauf aufmerksam macht, daß erst dann, wenn man den betreffenden Spaltpilz in Reinkulturen gezüchtet und dann durch Verimpfung der Kultur auf Tiere die betreffende Seuche wieder hervorgerufen habe, dieser Schluß vollständig motiviert sei. — Was die von Pasteur befürwortete Schutzimpfung gegen Milzbrand anlangt, so ist es demselben gelungen, durch Züchtung von Milzbrandbakterien in gewissen Nährflüssigkeiten bei einer Temperatur von 42 bis 43° C. und bei freiem Zutritt von atmosphärischer Luft zwei schwächere Modifikationen des Milzbrandgiftes — den premier vaccin und second vaccin — herzustellen, und indem er erst die schwächere, dann die etwas stärkere Modifikation des besagten Virus auf gesunde Tiere verimpft, glaubt er dieselben gegen die Seuche selbst schützen zu können. Hiergegen wendet nun Koch ein, „daß die Pasteursche Präventivimpfung wegen des unzulänglichen Schutzes, welchen sie gegen die natürliche Infektion gewähre, wegen der kurzen Dauer ihrer schützenden Wirkung und wegen der Gefahren, welche sie für Menschen und nicht geimpfte Tiere bedingt, als praktisch verwertbar nicht zu bezeichnen sei". Damit wird aber von unserem Bakterienforscher der hohe, wissenschaftliche Wert der von Pasteur gemachten Entdeckung, daß es möglich sei, das Milzbrandgift durch Züchten in Kulturen abzuschwächen, keineswegs bestritten, und ebensowenig wird von Koch in Abrede gestellt, daß es vielleicht in Zukunft gelingen wird, die von Pasteur ersonnene Schutzimpfungsmethode so weit zu verbessern, daß dieselbe als ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der furchtbaren Tierseuche sich erweisen werde. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir die zwischen Pasteur und Koch streitigen Punkte [1]), welche sich auf das Wesen des Milzbrandes, die Milzbrandimpfung, die Septikämie, die Hühnercholera und die von ersterem als „typhöses Fieber der Pferde" bezeichnete Krankheit beziehen, hier im einzelnen erörtern.

1) Vergl. hierüber die Schrift: „Ueber die Milzbrandimpfung". Eine Entgegnung auf den von Pasteur in Genf gehaltenen Vortrag von Dr. Robert Koch. Kassel und Berlin 1882.

Es genüge vielmehr zu sagen, daß wenn auch gewisse Einzelheiten der Pasteurschen Forschungen durch den auf eine vollkommenere Untersuchungstechnik sich stützenden deutschen Gelehrten mit Erfolg bestritten werden, die hohe Bedeutung der betreffenden Arbeiten Pasteurs für Medizin und Veterinärheilkunde doch nicht geleugnet, daß vielmehr auch auf diesem Gebiete der bahnbrechende Einfluß des letzteren von den deutschen Forschern neidlos anerkannt wird.

Was speciell die zur Bekämpfung der Hundswut ersonnene Methode anlangt, welche in neuester Zeit außerordentlich viel von sich hat reden machen, so beruht das von Pasteur vorgeschlagene Verfahren, über welches er der französischen Akademie der Wissenschaften in der am 26. Oktober vorigen Jahres abgehaltenen Sitzung ausführliche Mitteilungen [1]) machte, auf der von ihm konstatierten Thatsache, daß das Hundswutgift im infizierten Individuum seinen Sitz im Gehirn und Rückenmark habe, und daß man durch immer weitere Ueberimpfung der Rückenmarksubstanz auf gesunde Tiere eine unendliche Reihe von hundswutkranken Tieren erzeugen könne. Indem Pasteur ferner bemerkte, daß das Rückenmark eines der Wutkrankheit erlegenen Tieres, mit seiner zunehmenden Austrocknung an Giftigkeit verliert und schließlich ganz unschädlich wird, verfiel er auf den Gedanken, sich Rückenmarke von steigender Giftigkeit herzustellen, und indem er dann Hunde zuerst mit dem allerschwächsten Gifte des am längsten getrockneten Markes, dann in aufsteigender Reihe mit immer giftigeren Rückenmarken impfte, fand er, daß nicht nur solche Hunde gegen den Biß wutkranker Tiere immun waren, sondern daß auch bei bereits Gebissenen diese Behandlung den Ausbruch der Wutkrankheit verhinderte. Diese Erfahrungen gaben Pasteur den Mut, das nämliche Verfahren beim Menschen anzuwenden und zwar sind, wie derselbe am 1. März d. J. der Akademie mitteilte [2]), bis zu diesem Tage nach derselben Methode 350 Personen behandelt worden, die nach den von Tierärzten und Aerzten beglaubigten Zeugnissen wirklich von tollen Hunden gebissen waren und bis auf einen einzigen Patienten — ein zehnjähriges Mädchen, das erst am 37. Tage nach erfolgtem Bisse in Behandlung kam — sämtlich bis dahin von Hundswutanfällen verschont geblieben sind. Wenn auch ein abschließendes Urteil über den Wert des im vorhergehenden geschilderten Verfahrens zur Zeit noch nicht möglich ist, so spricht doch der Umstand, daß bei den ersten 100 Gebissenen, welche dieser Behandlung sich unterzogen, am Tage, wo Pasteur der Akademie seine diesbezüglichen Mitteilungen machte (1. März d. J.), seit der Verwundung durchschnittlich 3½ bis 4 Monate verstrichen waren, zusammengehalten mit der statistisch festgestellten Thatsache, daß die Hundswut in der Regel 40 bis 60 Tage nach erfolgtem Bisse zum Ausbruch kommt — dieser Umstand spricht jedenfalls zu gunsten des von Pasteur zur Bekämpfung der Hundswut ersonnenen Verfahrens [3]).

1) Vergl. Comptes rendus, Tome CI. p. 765 ff.
2) Vergl. Comptes rendus, Tome CII. p. 459 ff.
3) Daß das Pasteursche Verfahren, wenn es sich, wie es den Anschein hat, als zuverlässiges Mittel zur Bekämpfung der Hundswutanfälle erweisen sollte, als ein wahrer Segen für die Menschheit zu betrachten

Unser Ueberblick über die wissenschaftliche Thätigkeit Pasteurs — eines Gelehrten, der vermöge seiner Verstandesschärfe, seiner Beobachtungs- und Kombinationsgabe und seines unermüdlichen Fleißes auf den von ihm betretenen Forschungsgebieten als Bahnbrecher und Pfadfinder thätig war, der durch die Konzeption und Förderung neuer Ideen und durch die Entdeckung neuer Methoden der Wissenschaft große Dienste geleistet hat — ist hiermit beendet.

Um die Thätigkeit und Energie dieses außergewöhnlichen Mannes in ihrem vollen Umfange zu würdigen und um zugleich die im vorhergehenden enthaltenen Mitteilungen über den Lebenslauf Pasteurs zu vervollständigen, sei hier noch erwähnt, daß derselbe wahrscheinlich infolge übermäßiger Anstrengung des Sehorgans beim Mikroskopieren gegen Ende des Jahres 1868 von einem Gehirnleiden heimgesucht wurde, welches zwar seine Verstandesthätigkeiten nicht beeinträchtigte, aber eine halbseitige Lähmung herbeiführte, die sich nur langsam besserte und deren Spuren selbst heutzutage noch nicht gänzlich verschwunden sind. Herzzerreißend ist die von dem Schwiegersohn und Biographen Pasteurs uns gelieferte Schilderung, wie der Gelehrte, der damals sein Lebensende gekommen wähnte, seiner Frau einen letzten Bericht über die Studien, die ihm besonders am Herzen lagen, in die Feder diktierte, und wie die einzige Klage, die damals über seine Lippen kam, lautete: „Es ist hart, sterben zu müssen, wenn man seinem Vaterlande noch von Nutzen sein kann.“ Unsere Bewunderung muß es auch erregen, wenn wir vernehmen, wie der zwar schon auf der Besserung befindliche, aber noch gelähmte Mann sich in das Laboratorium tragen ließ, um die dort vor sich gehenden Arbeiten zu überwachen, und wie er im folgenden Jahre teils im Wagen transportiert, teils im Sessel getragen, Frankreich und Italien durchreiste, um auf der Villa Vicentina bei Triest das von ihm ausgesonnene Verfahren zur Bekämpfung der Seidenraupenkrankheit praktisch zu erproben. In den ersten Tagen des verhängnisvollen Juli 1870 nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er von Napoleon III. wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste zum Senator des Kaiserreichs ernannt — eine Ernennung, die aber im Journal officiel niemals veröffentlicht wurde, da wenige Wochen später die Stürme des deutsch-französischen Krieges die gesamte napoleonische Herrlichkeit vom Boden Frankreichs wegfegten. Weiterhin schildert unser Biograph den Seelenschmerz, den Pasteur empfand, als Schlag auf Schlag die Hiobsposten vom Kriegsschauplatze eintrafen und wie der Mann, den Krankheit und die Anfeindungen seiner Gegner — an letzteren hat es ihm unter seinen eigenen Landsleuten nicht gefehlt — nicht zu beugen vermochten, durch die Nachrichten von dem Unglücke seines Vaterlandes gebrochen und völlig arbeitsunfähig in Arbois verweilte. — Daß Pasteur die nationale Empfindlichkeit, welche die Demütigung Frankreichs in ihm erzeugte, auf das Gebiet der Wissenschaft übertragen hat, daß er wiederholt in seinem Verhalten gegen deutsche Gelehrte die ihn beseelende nationale Eifersucht an den Tag treten ließ — diese Schwäche können wir zwar nicht billigen, doch werden wir dieselbe milde beurteilen bei einem Manne, dessen Vater an den Feldzügen Napoleons I. teilgenommen und dessen Sohn 1870 als Freiwilliger gegen Deutschland gekämpft hat. Diese Schwäche darf uns nicht beeinflussen bei der Beurteilung eines Gelehrten, dem wir von ganzem Herzen ein langes Leben wünschen, damit es ihm beschieden sei, noch manches Jahr hindurch die Wissenschaft zu fördern und dadurch den Interessen der ganzen Menschheit zu dienen.

Nachschrift.

Während der vorliegende Artikel sich im Drucke befindet, geht uns der von Pasteur am 12. April d. J. der Academie française erstattete neueste Bericht zu, demzufolge die Zahl der von dem französischen Gelehrten nach dem Biß toller Hunde in der oben angegebenen Weise Behandelten sich bis zu dem besagten Datum auf 688 belief, die sich — abgesehen von dem zuvor erwähnten einzigen Todesfall — sämtlich bis dahin des besten Wohlseins erfreuten. Die Zahl der von tollen Wölfen Gebissenen und nach der nämlichen Methode Behandelten belief sich bis dahin auf 38 Personen, von denen drei unter den Erscheinungen der ausgesprochenen Tollwut starben, die übrigen 35 sich aber zur Zeit noch sämtlich wohl befinden — immerhin ein sehr günstiges Resultat, wenn man bedenkt, daß alle bis dahin bekannten Fälle von Tollwut nach Wolfsbiß einen tödlichen Ausgang nahmen. Pasteur glaubt im Hinblick auf die größere Ausdehnung und den gefährlichen Charakter der von Wölfen zugefügten Verletzungen annehmen zu müssen, daß das Inkubationsstadium (Zeit, welche zwischen dem Biß und dem Ausbruch der Wutkrankheit verstreicht) nach Wolfsbiß ein kürzeres sei, als bei der nach dem Bisse von tollen Hunden auftretenden Wutkrankheit, und hält es dementsprechend für wahrscheinlich, daß von den von tollen Wölfen gebissenen Russen, die erst am 14. oder 15. Tage nach erfolgtem Bisse zur Behandlung kamen, eine noch größere Zahl wieder hergestellt sein würde, wenn dieselben sich früher zur Behandlung gestellt hätten.

---

wäre, ergibt sich auch aus dem von Pasteur geführten Nachweis, daß bei weitem mehr Menschen von tollen Hunden gebissen werden, als gewöhnlich angenommen wird. Die Befürchtung, auf das Gemüt des Gebissenen deprimierend einzuwirken, sowie die Rücksicht auf die socialen Verhältnisse bewirken es eben, daß der Hundswutbiß häufig verheimlicht und daß die ausgebrochene Tollwut für Hirnhautentzündung oder ein ähnliches Leiden ausgegeben wird. Nach Pasteur ergibt die Statistik der Sterbefälle nach Bissen von Hunden (es läßt sich natürlich nicht in jedem einzelnen Falle mit Sicherheit entscheiden, ob der Biß von einem tollen oder nichttollen Hunde herrührt) im Departement de la Seine, daß:

1878 von 103 gebissenen Personen 24 Personen
1879 „ 76 „ „ 12 „
1880 „ 68 „ „ 5 „
1881 „ 156 „ „ 23 „
1882 „ 67 „ „ 11 „
1883 „ 45 „ „ 6 „

an Hundswut starben. Dieser Statistik, welche also allein für Paris und nächste Umgebung während des Zeitraums von sechs Jahren 81 Todesfälle an Hundswut nachweist und zeigt, daß durchschnittlich auf 6 Personen, die überhaupt von Hunden gebissen wurden, ein Todesfall an Hundswut kommt, stellt Pasteur seine Statistik gegenüber, welche auf 350 Gebissene nur einen Todesfall an Hundswut ergibt — zweifelsohne ein sehr günstiges Resultat. Auch sei hier noch bemerkt, daß der Mißerfolg, den die Pasteursche Behandlung bei dreien der von einem tollen Wolfe gebissenen Russen aufweist, nicht als Argument gegen das Verfahren angeführt werden kann, da es sich beim Wolfe höchst wahrscheinlich um einen etwas modifizierten Giftstoff handelt.

Griechen und Kommerzianten.

Von

Leopold von Robillant.

Man macht im Leben oft wunderbare Bekanntschaften.

Da saß ich voriges Jahr während der Rennen zu Hannover abends mutterseelenallein in einer jener kleinen behaglichen Kabinen von Kastens Hotel und grübelte in Erwartung meines späten Diners über ein litterarisches Unternehmen, das nicht recht von der Stelle rücken wollte. Plötzlich ruft jemand laut meinen Namen und herein tritt ein alter Bekannter aus Hamburg.

„Das nenne ich Glück, gerade Sie hier zu finden, alter Freund,“ so apostrophierte mich der kleine, wohlgenährte Mann in seiner lebhaft stürmischen Weise. „Haben Sie schon gegessen? Nein? Dann sind Sie hoffentlich damit einverstanden, daß ich mich Ihnen anschließe, ich und — auf einen hochgewachsenen Herrn von elegantem Aeußeren weisend, der hinter ihm unter der zurückgeschlagenen Portiere erschien — Herr Loewing.“

Wir wurden einander vorgestellt und während eines lustigen Mahles lernte ich in dem zuletzt genannten Herrn einen vortrefflichen Gesellschafter von den besten Manieren kennen. Als wir beim Sekt angelangt waren, erbat es sich Herr Loewing als Ehre, von dem Weine des durch ihn vertretenen Hauses uns vorsetzen zu dürfen. Die Marke nannte sich „Union-Klub“, und das perlig schäumende Getränk brachte eine höchst angenehme Wirkung hervor. Dieser muß ich es zuschreiben, daß ich, der ich seit zehn Jahren keine Karte angerührt hatte, mich wenige Stunden später inmitten einer großen Gesellschaft am grünen Tische befand, ohne eigentlich sagen zu können, wie ich dahin geraten war. Es ging mir wie dem alten, steifgewordenen Klepper. Ist er erst wieder in Gang gebracht, so überwindet er Hecken und Gräben trotz dem jüngsten Jagdpferde. Das reizende Jeu: Onze et demi nahm mich derartig gefangen, daß ich erst, nachdem die eigene Barschaft verschwunden und mein neuer Freund Loewing gehörig angepumpt war, abgespannt und müde meinen Gasthof und mein Bett aufsuchte.

Anderen Morgens hätte ich mich selbst prügeln mögen, aber leider würde das an der unbestreitbaren Thatsache nichts mehr geändert haben, daß mich selbst der gänzliche Mangel jedweden Haarwuchses auf dem alternden Haupte nicht vor Leichtsinn und Dummheit bewahrt hatte.

Glücklicherweise war ich imstande, sofort die entliehene Summe mit einigen Dankesworten an Herrn Loewing zu überschicken, und das wenig angenehme Vorkommnis geriet, nachdem zunächst der physische und dann mit der Zeit auch der moralische Katzenjammer verraucht war, allmählich in Vergessenheit, bis plötzlich vor wenigen Wochen ein Zeitungsartikel mir die ganze Geschichte wieder ins Gedächtnis zurückrief.

Das Blatt berichtete von Gerichtsverhandlungen, welche gegen eine ganze, an verschiedenen Orten zugleich aufgehobene Spielerbande geführt waren und mit der Verurteilung einer Anzahl der sauberen Gesellen geendet hatten. Unter den letzteren figurierte auch Freund Loewing Hannoverschen Angedenkens. Zweifel über die Identität dieses gewerbsmäßigen Spielers mit dem als vollkommener Gentleman auftretenden Champagnerreisenden konnten nicht bestehen; Vor- und Familiennamen stimmten genau mit der Visitenkarte überein, die ich in Händen hatte, und bald wurde meine Wahrnehmung auch von anderer Seite bestätigt.

Ich hatte es mit einem Kommerzianten vom reinsten Wasser zu thun gehabt! Das war nach allem Vorangegangenen doppelt wenig erfreulich, indessen was half's?

> Glücklich ist,
> Wer vergißt,
> Was nicht mehr zu ändern ist.

Nun wurde mir mit einem Male klar, weshalb über Tisch die Rede überhaupt auf das leidige Spiel gekommen war, das mir unendlich fern lag, und ich konnte mir das merkwürdig dummschlaue Gesicht erklären, mit dem der professionelle Spieler meinen Auseinandersetzungen anscheinend höflich das Ohr geliehen hatte.

Es kursierten gerade damals in der Reichshauptstadt eine Menge Spielgeschichten. Ein junger Mann, der Erbe eines großen Namens und Vermögens sollte nach vorangegangenen anderen namhaften Verlusten in einer einzigen Nacht 800000 Mark verspielt haben. Als Spiellokal wurde ein besonderes Zimmer in einem der vornehmsten Gasthöfe, als Gewinner zwei Herren bezeichnet, ein bekannter Sportsman und ein vielfach mit großem Mißtrauen beobachteter Mann, dessen handwerksmäßig klingender Name mit dem vorgehängten Baronstitel nicht recht im Einklang zu sein schien. Diese Geschichte hatte übrigens noch ein Nachspiel. Der angedeutete Riesenverlust hatte — relata refero — Aufsehen gemacht, und war auf Veranlassung der Leiter eines vornehmen Klubs durch eine am folgenden Abend arrangierte Partie auf den achten Teil der ursprünglichen Schuld herabgemindert worden. Da erbte das schon ziemlich gerupfte „reiche Huhn“ nach wenigen Tagen ganz plötzlich und unversehens mehr als eine halbe Million, und der brave Baron Schuster wird es sich gewiß manchen Tropfen Schweiß, manch saure Mühe haben kosten lassen, um auch von diesem Vermögen zu seinem Teil zu kommen.

Noch andere Dinge waren bei jenem Diner zur Sprache gekommen. Die Mitglieder eines neuen Klubs sollten sich zweimal wöchentlich in einem gemieteten und mit dem größten Luxus ausgestatteten Lokale zusammenfinden, lediglich zu Zwecken des hohen Spiels, wenn auch andere noble Passionen als Aushängeschild dienten. Besonders viel gelacht wurde über den prinzlichen Herrn, der die beim Buchmacher gewonnenen Wetten eiligst durch Vermittelung seines Klubs einziehen ließ, während er die Regulierung der eigenen Wettschulden gern vergessen sollte, und den der allgemein bekannte lustige Buchmacher Karl Heinrich deshalb auf seine ohne jeden Rückhalt gezeigte Proskriptionsliste gesetzt hatte.

Mit der Ungeduld eines lebhaften Temperaments,

das zahlreiche böse Erfahrungen so wenig wie die fünfzig Jahre, welche ich bereits seit längerer Zeit auf dem Kerbholze führe, dämpfen konnten, hatte ich mich im Laufe jenes Mahles über das Verderbliche des Hazardspieles und die Gefahren, die es für den einzelnen im Gefolge hat, mehr als deutlich ausgesprochen. Und der spöttisch mokante Zug um die schmalen geschlossenen Lippen meines Gegenüber — mein eigentlicher Bekannter war als echter Kenner mit dem vorzüglichen Rotspohn aus dem Kastenschen Keller mehr als genug beschäftigt und überließ es dem Herrn Loewing und mir, ein Gespräch im Gange zu erhalten — machte mich nur noch heftiger und in meinem absprechenden Urteil rücksichtsloser. Der Menschenkenner und Spieler widersprach mit keinem Worte, aber er benutzte die Gelegenheit, mir die menschliche Schwachheit am eigenen Leibe zu demonstrieren.

Der ominöse Gerichtsartikel im „Deutschen Tageblatt" rüttelte auch andere, ältere Erinnerungen wach. In demselben war gleichfalls der Name eines in Hannover wohnenden Geldmannes erwähnt, mit dem ich in früheren Jahren — leider — zu thun gehabt hatte. Herr Landmann war damals in liebenswürdigster Weise stets bereit, jungen Lebemännern wenig Geld für hohe Zinsen vorzustrecken. Als dann im Winter 1866 das großartige Institut der Reitschule nach Hannover kam, bei welchem mit gutem Zuschuß versehene Offiziere aller Reiterregimenter des deutschen Heeres zusammenströmen, da that er einen glänzend ausgestatteten Spielsalon auf, in welchem liebreizende Houris des Paradieses den Champagner in glitzernden Krystallen „gratis" kredenzten. Schlepper brauchte der gute Mann nicht, denn ein Besucher sagte es, wie dies ja bei diesen geheimen Spielhöllen stets der Fall zu sein pflegt, dem anderen ins Ohr, wo er seine Thaler am leichtesten loswerden könne. Darin liegt eben das Verderbliche, das ganze Schichten der Gesellschaft Korrumpierende des geheimen Spiels, daß jeder Teilnehmer mit der größten Sorgfalt das Geheimnis hütet. Die Pointeurs verlieren auf die Dauer, schweigen aus Scham über die eigene Thorheit, aber das blinkende Gold lockt sie immer von neuem heran; sie möchten auch gern wenigstens einen Teil der geopferten Summen wiedergewinnen und geraten immer weiter auf der zum Abgrund führenden schiefen Ebene. Selbst Unredlichkeiten, die, wie zahlreiche Beispiele lehren, auch in den den höchsten Klassen der Gesellschaft angehörigen Spielerkreisen vorkommen, falsches Spiel des Bankhalters oder einzelner Pointeurs werden vertuscht und gelangen höchst selten an die Oeffentlichkeit. Denn jeder einzelne fürchtet die letztere vor allem und läßt den Betrüger lieber laufen, als in der Gerichtsverhandlung Dinge auszusagen, die zahlreiche Bekannte in Mitleidenschaft ziehen würden. Herr Landmann war nun wohl ein gewerbsmäßiger, aber doch kein falscher Spieler. Aber er gewann dennoch, mußte wie die Bankhalter überhaupt gewinnen, weil fast alle Spiele, Kartenspiele sowohl wie das vielbeliebte Roulette, durch ihre Einrichtung demselben vermehrte Chancen bieten. Er gewann derartig, daß, während manche seiner Besucher dem gänzlichen finanziellen Ruin entgegengingen, binnen verhältnismäßig ganz kurzer Zeit aus dem kleinen, im dritten Stockwerke hausenden Pumpjuden ein großer Banquier geworden war, der in glänzender Equipage das eigene Palais verließ. Seit länger als einem Decennium hatte ich den guten Landmann völlig aus den Augen verloren, und entdeckte nun, daß der Reiche, oder inzwischen wieder von seiner Höhe Herabgestiegene, die Hände so wenig vom Jeu lassen wollte wie der Arme, aufwärts dem goldenen Kalbe Zustrebende das gethan hatte.

Auch an den Hamburger Spieler, an Herrn Fuchs — ich weiß nicht einmal, ob der große Mann noch lebt —, der schon vor dreißig Jahren nicht allein seinen Heimatsort unsicher machte, sondern auch auf zahlreichen Geschäftsreisen die passionierten Anhänger des Spieles, die „Jeuratzen", um sich zu sammeln wußte, mußte ich zurückdenken. Ich hatte selbst vor Jahren mit mehreren Freunden an seinem in einem der großen Gasthöfe am Alsterbassin aufgebauten Roulette gespielt und damals einer Scene beigewohnt, die es so recht klar erkennen ließ, wie der Spieler, ganz gleich ob im Verlust oder im Gewinn, stets wieder von neuem dem verhängnisvollen grünen Tische zustrebt. Baron Mangers, nach österreichischem Ausdruck mein Special, war im Glück, und je mehr er gewann, desto höher wurden seine Sätze. Schließlich hatte er jede der letzten zwölf Nummern, ebenso alle Linien und Ecken dieses letzten Drittels der Tafel mit je einem Doppelfuchs, so nannte man die doppelten Friedrichsdors, besetzt, und der mit gleichmäßig näselnder Stimme gethane Ausspruch des Croupiers: Trente et quatre, noir, pair et passe, brachte ihm auf einen Schlag mehr als 1100 Thaler ein. Das war viel für damalige Zeit und für unsere Verhältnisse. Wir bewogen denn unseren glücklichen Baron — dies war übrigens ein wirklicher — auch, es nun genug „des grausamen Spiels" sein zu lassen, und mit seinem Goldhaufen das Lokal zu räumen. Wir aßen irgendwo lukullisch zu Abend und schritten seelenvergnügt der gemeinsamen Herberge zu. Doch Mangers wollte noch mehr Geld gewinnen; er hörte nicht auf unsere Vorstellungen, achtete nicht der vom Portier des Hauses, wie von dem öffnenden Kellner ihm zugerufenen Worte: „Herr Baron, lassen sie es doch!" Er begann sein Spiel von neuem und — war nach einer halben Stunde bis auf den letzten Heller ausgeplündert.

Gewerbsmäßige Spieler, sogenannte Kommerzianten, sind mir, wie man sieht, auf meinem Lebenswege wiederholt begegnet, doch bin ich, soviel ich weiß, nie mit Falschspielern, mit Griechen, zusammengetroffen. Woher die Bezeichnung stammt? Eigentlich wird das deutsche Wort in diesem Sinne wenig gebraucht, und das französische „Grec" ist in den Spielerjargon auch unseres Vaterlandes herübergenommen. In Frankreich aber verdankt es seine Nebenbedeutung einem Kavalier von griechischer Herkunft, Namens Apoulos, einem Spielgefährten Ludwigs XIV., der später als Falschspieler entlarvt, zwanzig Jahre auf die Galeere geschickt und seines im Spiel erworbenen Vermögens verlustig erklärt wurde, das in die königliche Schatulle floß; zur Warnung für die Verwegenen, denen es

einfallen sollte, die geheiligte Person des roi soleil selbst zu plündern. Im übrigen gab es während des verflossenen Jahrhunderts in Frankreich zahlreiche Vornehme, die notorische Falschspieler waren und zu ihnen zählt namentlich Kardinal Mazarin, der allmächtige Minister Ludwigs XIII. Von ihm rührt die liebenswürdige Redewendung beim Spiel her „prendre ses avantages“, die erst später durch das famose „corriger la fortune“ ersetzt wurde.

Die Kommerzianten als solche richten schon Unheil genug an, denn es ist, weil eben jedermann aus den verschiedensten Gründen über die Geheimnisse der Spielhölle tiefstes Schweigen beobachtet, sehr schwer, sie hinter Schloß und Riegel zu bringen. Außerdem gibt es gewiß auch heute Falschspieler genug, die sich als Ehrenmänner in die bessere Gesellschaft einzuschleichen verstehen und hin und wieder mag selbst ein sonst unbescholtener Mann der Versuchung nicht widerstehen können, gelegentlich eine kleine Betrügerei auszuführen. So hörte ich einst eine Gesellschaft angesehener Herren den ältesten unter ihnen, einen Fabrikanten und Großgrundbesitzer mit ungeheurem Vermögen, trotz seiner weißen Haare lächelnd als Grec bezeichnen. Er hatte den sämtlichen Gästen, die zu längerem Besuch auf dem gräflichen Schlosse weilten, in wenigen Tagen alles Geld abgenommen, und selbst der Rentmeister des Hausherrn wußte nicht mehr Rat zu schaffen.

Häufig wird aus dem anständigen Manne oder passionierten Spieler nach dem Verlust dessen, was sein ist, ein Kommerziant, und einzelne von diesen mögen denn auch den Rubikon überschreiten, der sie von der verwerflichen Kaste der Grecs trennt. Sie bilden ein unerquickliches Gesprächsthema, aber wer von den Lesern mich bisher begleitet hat, will vielleicht auch von den Falschspielern und ihren Listen hören. Deshalb gebe ich das Wenige, was ich davon weiß [1].

Der Grec muß, um sein schamloses Metier mit einiger Aussicht auf Erfolg treiben zu können, eine scharfe Beobachtungsgabe besitzen, die sich über Menschen sowohl, wie Dinge erstreckt und sich nach Kleidung und Manieren genau den Gewohnheiten der gesellschaftlichen Kreise anzupassen verstehen, in denen er „arbeitet“. So wird der „Philosoph“ innerhalb der Aristokratie des Blutes und des Geldes ganz anders auftreten, wie der „Nomade“, welcher die wohlhabenden Bürgerkreise zu schröpfen unternimmt und beide unterscheiden sich im Aeußeren wieder wesentlich vom „Bauernfänger“, während die Hilfsmittel, Kniffe und „Tricks“ aller im großen und ganzen dieselben sein mögen. Der Zusammenkunftsort einer geheimen Spielgesellschaft pflegt ein Hotelzimmer oder eine zu diesem Zweck gemietete Privatwohnung zu sein. In dem letzteren Falle ist gewöhnlich nicht der professionelle Bankhalter der offizielle Mieter der Wohnung, die er auch nicht einmal selbst bezieht. Er setzt als Scheinmieter einen „Colonel“ — fast alle Ausdrücke der Spielersprache sind französisch — oder eine „Madame“ hinein, der man bei uns auch wohl den vielversprechenden Namen „Tante“ beilegt. Diese bezahlten Persönlichkeiten dienen dann dem Grec wieder als „Schlepper“ oder sonstige Gehilfen.

Jeder Grec verfügt über eine besondere Weise der „Arbeit“, die sich nach seiner Individualität eigenartig entwickelt hat, und jeder bedient sich im einzelnen Falle tausend verschiedener Wege, um zum Ziele zu gelangen. Dabei darf man nicht etwa glauben, der Falschspieler betrüge bei jedem einzelnen Coup des Spieles. Das wäre nicht möglich und läge auch gar nicht in seinem Interesse, denn sehr bald würden seine Manipulationen die Aufmerksamkeit wach rufen und zur Entlarvung führen. Ein geschickter Grec weiß mit Anstand zu verlieren, solange die Sätze niedrig bleiben, ja er macht seinen Gegnern „das Blumenglas“, läßt sie absichtlich gewinnen, um dann in den späteren Phasen des Spieles, wenn die Pointeurs erregter, die Sätze höher werden, mit Hilfe seiner „Touren“ den anfänglichen Verlust mit tausendfachen Zinsen einzubringen.

Eine unerläßliche Vorbedingung für falsches Spiel bilden gezeichnete Karten. Der Grec, welcher in einem Klub sein Wesen treibt, muß also zuerst sich Spielkarten zu verschaffen suchen, deren Rückseite genau mit den in jenem Lokale üblichen übereinstimmt. Dann zeichnet, „maquilliert“ er sie, und schmuggelt sie im gegebenen Momente auf den Tisch.

Die Maquillage kann vor und während des Spieles geschehen, in jedem Falle aber muß der Grec ein besonders ausgebildetes Tastgefühl besitzen, um beim Abziehen der Karten die winzig kleinen Zeichen entdecken zu können. Gewohnheit macht auch in dieser Beziehung den Meister und viele Spieler sollen sogar durch verschiedene Mittel die Haut ihres Tastfingers besonders „zartfühlend“ zu machen wissen. Das Zeichnen einzelner Karten kann sogar während des Spieles geschehen und zwar mittels eines kleinen Stiftes mit abgestumpfter Spitze, der am inneren Rande des Siegelringes seinen Platz hat, und mit dem man überaus kleine Eindrücke auf der Rückseite der Karte hervorbringt, die nur das scharfe, geübte Auge des Grec zu erkennen imstande ist.

Vor dem Spiele maquilliert der Falschspieler häufig den ganzen Talon von 52 Karten. Diese Zeichnung geschieht auf die verschiedenste Weise. Eine sehr handliche Art der Maquillage ist die sogenannte „Biseautage“, welche darin besteht, daß man eine oder auch zwei Seiten der Karte schräg, oder nach innen geschweift, oder nach außen gerundet beschneidet. Die Karten werden in allen möglichen Variationen beschnitten und sind so für den aufmerksamen Grec leicht kenntlich. Auf den ersten Blick erscheint das sehr gewagt, aber die Biseautierung nimmt höchstens 2 mm vom Rande fort, und dieser geringfügige Unterschied entgeht der Beobachtung der sorglosen Spielgesellschaft.

Nun gilt es, die maquillierten Karten, die „Portées“, auf den Spieltisch zu „transportieren“. Dazu gehört vor allen Dingen kühle Dreistigkeit, die den Falschspieler überhaupt auszeichnen muß, und einige Geschicklichkeit, mit der man einzelne Karten, ja einen ganzen Talon, in der inneren Handfläche einzuklemmen weiß, so daß der Daumen frei bleibt. Das Umtauschen der gezeichneten

[1] Vor kurzer Zeit ist von dem pseudonymen Verfasser Signor Domino in Kerns Verlag (Breslau) ein kleines Buch erschienen: das Spiel, die Spielerwelt und die Geheimnisse der Falschspieler, welchem verschiedene auf den folgenden Seiten angeführte Bezeichnungen und Thatsachen entnommen sind, und wo man weiteres finden wird.

mit den richtigen Karten geschieht einfach und gänzlich unbemerkt, indem man beim Ergreifen des auf dem Tisch liegenden Talons die Hand öffnet. Die weggenommenen Karten werden bei nächster Gelegenheit mit einer ganz natürlichen Bewegung in den Rocktaschen, oder in besonderen Taschen verborgen, die der Grec auf der Außenseite der Weste in der linken Schultergegend (Costières), oder auf dem hinteren Teile des Beinkleides dicht unter dem Gurt (Finettes) angebracht hat.

Das Transportieren.

Eine besondere Art der Portées bildet die „Sécance“, eine Anzahl Karten oder ein ganzes, in diesem Falle „Rosenkranz“ genanntes Spiel, das nach einer bestimmten Reihenfolge geordnet ist, die natürlich durch bloßes Abheben nicht verändert wird, wohl aber durch ehrliches Mischen der Karten. Dagegen gibt es Mittel.

Der Falschspieler kann betrügen, indem er die Bank hält, oder auch als Pointeur. In beiden Fällen ist es von Vorteil, wenn er mit einem Gehilfen zusammen arbeitet, der als „Mangeur“ bezeichnet wird, wenn er die richtigen Karten gegen präparierte umtauscht, und die gebrauchten falschen Talons beiseite schafft. Als „Judas“ oder „Parasit“ verrät er durch die „Maschine“, ein ganzes System von mit der Cigarre gegebenen Zeichen, dem Verbündeten die Karten des Gegners, arbeitet überhaupt mit und für den Grec, so daß also auch der „Schlepper“, dessen Thätigkeit sich aus seiner Bezeichnung unmittelbar ergibt, unter die Kategorie der Parasiten rangiert.

Die Filage.

Die eigentlichen betrügerischen Manipulationen mit den eingeschmuggelten Karten bestehen im falschen Mischen, dem sogenannten „Salatmachen“, in der „falschen Coupe“, und in der „Filage“. Von diesen hat die letztgenannte die größte Bedeutung, die sich jeder Laie unschwer erklären kann. Der Bankhalter erkennt die oberste Karte an ihrem geheimen Zeichen, er übersieht mit raschem Blicke die Chancen des Spiels und zieht statt der oberen die folgende Karte, sich die Verwendung der letzteren zu gelegener Zeit vorbehaltend. Das falsche Mischen verfolgt den Zweck, einen etwaigen Rosenkranz ungestört zu erhalten, oder aber zu verhindern, daß bestimmte Karten von einer gewissen Stelle des Talons fortgezogen werden. Man vollführt die rasch aufeinander folgenden Bewegungen des Mischens wie gewöhnlich, versteht dabei aber ein wirkliches Durcheinanderkommen aufmerksam zu verhüten und bekommt bei einiger Uebung bald eine große Geschicklichkeit im Salatmachen. Das Abheben der Karten vor Beginn des Spieles, das bekanntlich durch einen Mitspieler geschieht, kann dem Grec manche Zwecke verderben, die er beim Salatmachen verfolgt hat. Deshalb schiebt er eine Karte, die 2 mm breiter ist als die übrigen, an der Stelle in den Talon, wo er die Karten abgehoben zu sehen wünscht, und ganz unwillkürlich ergreifen die Finger den Kartenhaufen dort. Oder aber er wendet andere Kniffe an, von denen das „Schieben“ der edlen Dreistigkeit wegen bemerkenswert ist, die seine Anwendung erfordert. Der Grec legt nämlich den abgehobenen Teil des Talons einfach in der Hand wieder auf das untere Päckchen, statt umgekehrt, und entschuldigt sich, wenn jemand das bemerkt, lachend über den völlig unbewußt und in der Zerstreuung begangenen Unsinn.

Das sind die einfachen, aber gerade infolge ihrer Einfachheit wirksamen Kunststücke des Falschspielers, der mit ihrer kühnen, und zugleich diskreten Anwendung sich eine hübsche Einnahme zu schaffen weiß. Dagegen gehören manche andere wundersame Berichte in das Gebiet der Fabel, namentlich auch die ominöse Volte. Das schlagen der Volte ist ein glänzender Beweis für die Fertigkeit eines Bosko oder Wiljalba Frickel. Am Spieltische kann sie unmöglich ausgeführt werden, da zu ihrem Gelingen bei aller Fingerfertigkeit eine, wenn auch blitzschnell vorübergehende, krampfhaft unnatürliche und darum auffallende Bewegung mit Hand und Arm gehört. Unsere Bilder veranschaulichen die Art, wie der Grec die Portéen transportiert, wobei dem Beschauer einmal die offene und einmal die verdeckte Hand gezeigt wird; die Filage und in fünf Einzeldarstellungen die Volte.

a b a b Fig. 1. Fig. 2.

Volte mit zwei Händen.

Die Ausführung dieses Taschenspielerkunststücks wird mit beiden Händen, also auf die leichtere Weise folgendermaßen ausgeführt: „Man nimmt den Talon in die rechte Hand, wobei man den vierten Finger in denselben hinein an die Stelle legt, wo die Volte erfolgen soll. Dieser vierte Finger teilt also den Talon in zwei Päckchen. Die unteren Finger liegen auf den Karten und zwar der Daumen auf der einen, die drei übrigen auf der linken Seite des Talonrückens (Fig. 1). Jetzt greift man mit der linken Hand so über den Talon

hinweg, daß die Finger derselben das untere Päckchen erfassen, das obere frei lassend (Fig. 2). Dann die linke Hand etwas lüftend, daß man Spielraum gewinnt, klappt man das obere Päckchen mittels der Finger, es von dem unteren Päckchen herunterziehend und damit nach unten fahrend, auf, das untere, dadurch frei gewordene Päckchen gleichzeitig nach oben emporklappend (Fig. 3).

Fig. 3. Fig. 4.

Volte mit zwei Händen.

Klappt hierauf das früher oben, jetzt unten befindliche Päckchen in den Handteller der rechten Hand zurück, legt das in der linken Hand emporgehaltene Päckchen darauf (Fig. 4), wonach der vierte Finger geschwind wieder zwischen beide Päckchen schlüpft, und die Hände haben wieder die Haltung von Figur 2, die Volte ist geschlagen, die beiden Päckchen haben ihre Plätze vertauscht, das obere ist zum unteren, das untere zum oberen geworden. Figur 5 stellt die Hände von der vorderen Seite gesehen dar, wie sie sich während der Manipulation nach der Seite des Zuschauers hin zeigen, nach welcher Seite hin, wie man sieht, die linke Hand den ganzen Vorgang verdeckt.“ Bloße Geschwindigkeit, meine Herrschaften, keine Hexerei nicht! Man muß es nur können.

Bei dem komplizierten Mechanismus der Roulette ist ein betrügerisches Spiel seitens des Bankhalters so gut wie ausgeschlossen. Auch bei denjenigen Hazardspielen, wie Pharao und Tempel, bei denen eine Karte gewinnt und eine verliert, während zahlreiche andere Sätze unberührt bleiben, ist der Boden für den Falschspieler nicht besonders günstig, eben dieser einfachen Chance wegen. Immerhin ist falsches Spiel bei ihnen nicht nur möglich, sondern unter Umständen auch recht lukrativ. Das erfolgreichste Gebiet für seine Operationen öffnet sich dagegen dem Grec bei den in neuerer Zeit besonders lebhaft betriebenen Hazardspielen, dem Vingt et un, dem Onze et demi und dem Baccarat, bei welchen der Bankhalter als Partei gegen die Gesamtheit der Pointeurs als einheitliche zweite Partei spielt. Der Banquier gewinnt bei jedem Schlage die ganzen Einsätze, oder er verliert sie, und hier gerade hängt der Ausfall des Coups oft auf der Spitze einer Karte. — Vom vielberühmten Kümmelblättchen nur wenige Worte. Dasselbe ist oft genug beschrieben und eigentlich gar kein Spiel, sondern eine durch ziemlich grobe Mittel herbeigeführte Augentäuschung. Der Falschspieler nimmt die drei Karten a, b und c, nachdem er sie gezeigt hat, derartig mit beiden Händen auf, daß a und b in geringem Zwischenraum übereinander in der rechten, c in der linken Hand gehalten wird, wie dies unsere Abbildung ersichtlich macht. Er zeigt dann die untere Karte in der rechten Hand, a, abermals den Pointeurs und fordert sie auf, sich zu merken, wo er mit derselben bleibt. Indem er dann in flinker Aufeinanderfolge mit den Händen nach links und rechts fährt, legt er irgendwo und so daß niemand an dieser Thatsache zweifelt, anscheinend a, in Wahrheit aber die darüber befindliche

Fig. 5.

Volte mit zwei Händen.

Das Kümmelblättchen.

Karte b verdeckt nieder und placiert dann rasch hintereinander auch die andern Karten daneben. Jedermann hat genau aufgemerkt, bezeichnet ohne weiteres die zuerst niedergelegte Karte als a, und fühlt sich sehr enttäuscht, an ihrer Stelle dort b zu finden. Sein Einsatz aber ist verloren. Uebrigens geschieht ihm recht. Sagt doch schon der alte lustige Vers:

So man spielt, da baue ruhig ab,
Vornehme Leute spielen kein Hazard.

Dido und Aeneas.

(Zu dem Bilde von Kanoldt.)

Von

A. Leschivo.

Herrliches Los! Zur Seite die Liebe,
Zu stürmen durch Wälder und Felsen dahin!
Schnaubende Rosse und lockende Beute,
Wenn die Lust zu siegen entflammet den Sinn!

Hei! wie sie stoben mit Sturmwindes Eile,
Als gält' es zu fassen das fliehende Glück!
Treibt's in das Chaos zerklüfteter Felsen,
Führt's in die sonn'gen Gefilde zurück.

Ihr haltet's nimmer! — Der Leidenschaft Stürme
Vernichten, woran ihr das Leben gewagt:
Dido, Aeneas, das Glück flieht euch immer,
Ihr habt um den Frieden vergeblich gejagt!

Dido und Aeneas. Von E. Kanoldt.

Isola bella im Lago maggiore (S. 134).

Isola bella — Bellagio.

Von

Johannes Proelß.

Wenn wir von Schaffhausen, wo der herrliche Alpensohn, der schönste unserer deutschen Ströme, in großartigem Wogensturze jauchzend der deutschen Erde entgegenschäumt, durch die Schweiz immer nach Süden wandern, gelangen wir schließlich zu jenen stillen Alpenseen hoch auf den Höhen des St. Gotthard, aus deren Schoß der Rhein seine erste Nahrung empfängt. Welch unerschöpflichen Wasserreichtum hat die Natur im Inneren dieses einen Alpenstocks zusammengehäuft. Denn wie nordöstlich der Rhein von hier dem Bodensee zu seinen Lauf nimmt, ergießt sich in entgegengesetzter Richtung durch die Alpenthäler zum Genfer See die mächtige Rhone, stürzt in ungestümer Ungeduld nordwärts zum See der vier Urkantone die wilde Reuß, braust zwischen beiden, um bald den Brienzer und Thuner See mit ihren Wassern zu erfrischen, die schäumende Aar ins Schweizer Land. Aber nicht nur nach dieser einen Seite der gewaltigen Alpenkette, welche die Schweiz von Italien trennt, nicht nur zu den Schweizer Seen entläßt der Gotthard seine krystallklaren Gewässer. Auch nach Süden, italienwärts, strömt es und braust es und gießt's aus tausend Quellen, durch hundert Thäler, von Bächen, Flüßchen und Flüssen und noch haben die Wasser all den Boden Italiens kaum erreicht, da fügen auch sie sich zusammen und finden nach kurzem hastigem Einzellauf eine friedvolle Einigung in schönen großen Seen, die gleich den schweizerischen hoch umragt sind von den weiß erglänzenden Gipfeln ehrwürdiger Alpenriesen und zugleich doch umstrahlt und umspielt von allen holden Reizen, welche der Schönheit Italiens die ihr eigene idyllische Anmut verleihen.

Die blauen Fluten des Lago maggiore, der Seen von Lugano und Como haben dieselbe Heimat wie unser Rheinstrom und die Luft, die uns auf Gotthards Höhen mit frischen Schauern heimatlich umwittert, begleitet uns, auch wenn wir hinabsteigen durch das Thal des Tessin, dessen anfangs nordisch wilde Fluten sehnsüchtig hinab eilen zu dem Wunderlande, das so viele Söhne des Nordens das Land ihrer Sehnsucht genannt haben. Ob dieses Band, das unsere Sinne an den Gestaden der südwärts vom Gotthard gelegenen Seen mit der Welt der Heimat verknüpft, uns den Genuß dieser ersten Eindrücke südlicher Landschaftspracht und südlicher Lebensgrazie erhöht, oder ob es nur der unmittelbar sinnenfällige Kontrast zweier verschiedener Welten ist, was uns denselben steigert: dies eine ist sicher, die Nähe der Alpen, die Nachbarschaft einer Welt von durchaus nordischem Charakter läßt den ersten Gruß des Südens wunderbarer, entzückender, berauschender auf uns wirken, als der glühendste Kuß, den uns die Schönheit des Südens weiter unten im italischen Binnenlande auf die Lippen drückt. Das Land, wo zwischen den hellschimmernden Blüten der Citrone die Goldorange uns entgegenglänzt, wo zwischen stillen Myrtengebüschen der Lorbeer schlank und hoch sich emporhebt, bietet uns gleich beim Eintritt in dasselbe vom Norden her all seinen Zauber auf einmal.

Als Jean Paul im Anfangskapitel seines „Titan" der Phantasie seiner Leser mit einem Wort, wie mit Zaubergewalt, eine Landschaft vorführen wollte, die als absolut schönste des Weltalls gelten könne, eine würdige Umgebung für das erste Auftreten der jugendlichen Idealgestalt seines Helden, nannte er die von ihm geschilderte Scenerie — Isola bella. Bei Nacht, vor Morgengrauen läßt er seinen Prinzen und dessen Gefährten am Ufer des Lago maggiore in Sesto die Gondel besteigen, vor Sonnenaufgang landen sie an der Insel der hängenden Gärten. Mit verbundenen Augen läßt sich Albano auf die höchste der Blumenterrassen führen, hier läßt er die Binde fallen und . . . „O Gott!" ruft er selig erschrocken, als alle Thüren des neuen Himmels aufsprangen und der Olymp der Natur mit seinen tausend ruhenden Göttern um ihn stand, „welch eine Welt!" Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden, zusammen und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilder der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern — und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge — und zwischen den Gewölben aus Reben spielten die Morgenwinde mit Kaskaden wie mit wassertaftenen Bändern — und an den Bändern hing der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder, und sie flatterten in den Spiegel, und ein Laubwerk aus Kastanien faßte ihn ein.

Cernobbio.

Varenna am Comersee.

„Welch eine Welt!" Nur aus der Reisebeschreibung des alten Keysler hatte der Dichter sie kennen gelernt und doch — ohne mit leiblichen Augen sie gesehen zu haben, war er überzeugt, daß diese Welt der von den blauen Fluten des Lago maggiore umspülten Borromäischen Inseln zur Königin berufen sei im weiten Reiche der landschaftlichen Schönheit, daß sie vor allen Gegenden zu nennen war, wenn es galt, ein Paradies auf Erden, ein Eden zu schildern, in welchem dem Frühling ein ewiger Thron bereitet steht. Jean Paul war im Denken wie im Schreiben ein Phantast, ein Schwärmer. Seine poetische Beredsamkeit strömte am machtvollsten da, wo er Bild und Begriff nicht der Welt der Wirklichkeit, sondern der Welt seiner Träume entlieh. Unser modernes Geschlecht ist realistischer geworden. Seinem prüfenden Blick erscheint vieles, was der Dichter der Sehnsucht mit glänzenden Worten pries, als Illusion und eitel Uebertreibung. Aber in jener Wahl des Schauplatzes im „Titan" entdeckt selbst das nüchtern blickende Auge des Welterfahrenen unserer Tage die sichere Hand des Genies. Es gibt keine Landschaft, welche so unmittelbar als ein Hochsitz des ewig jungen Lenzgottes erscheint, wie die Gestade der oberitalienischen Seen, und es ist weder Zufall noch seichte Nachahmung, wenn in einer Romandichtung neuesten Datums, in Adolf Sterns „Ohne Ideale", dessen Dichter nur und immer die Wahrheit des modernen Lebens zu schildern sucht, da wo es gilt, das Glück einer keuschen, jungen idealen Liebe in holder Harmonie mit der Umgebung zu schildern, wiederum die Lorbeerhaine und Myrtengebüsche der Isola bella das junge Paar umrauschen.

Aber in einer Beziehung ist diese Welt doch eine andere geworden. Sie wird nicht mehr geträumt wie vom Dichter des „Titan" und der überwiegenden Mehrzahl seiner Leser; sie wird besucht und mit eigenen Sinnen bewundert. Seitdem der Technik es gelungen,

einen kühnen Schienenweg durch und über die rauhe Scheidewand zu bahnen, welche die Alpen an dieser Stelle zwischen Norden und Süden türmen, steht ihr Besuch allem Volke offen. Als Jean Paul am Ende des vorigen Jahrhunderts jene Kapitel schrieb, führte nur ein dürftiger und schwer zu passierender Saumpfad über den Gotthard und die Reise vom Vierwaldstätter See bis zum Lago maggiore dauerte fünf bis sechs Tage. Dreißig Jahre später wurde dann die schöne Fahrstraße gebaut, aber noch immer beanspruchte die Reise auf ihr zwei Tage, ihre Kosten machten sie nur dem Reichen nutzbar, und auch dies nur während des Sommers mit Gewähr der Gefahrlosigkeit. Heute handelt es sich um eine billige Eisenbahnfahrt von wenigen Stunden, auf der man im Fluge den plötzlichen Uebergang der rauhen Gebirgslandschaft in südliche Pracht und Herrlichkeit bewundern kann. Jetzt kann man es erleben, daß oben in den Thälern des Tessin uns wirbelnde Schneeflocken ins Fenster des Eisenbahnwagens stieben und bald danach unten im Thal uns die lachende Schönheit des Südens entgegentritt, eine reizumflossene Maid mit duftigen Kränzen des Frühlings im Haar, die ewig blühen, die keinen Winter kennen, ein Bild unvergänglichen Lenzes. Heute wird die Welt, als deren Perle der Dichter Isola bella nennt, nicht mehr geträumt, sondern betrachtet. Und dem betrachtenden Auge erscheinen die poetischen Metaphern, welche jener brauchte, um seinen Lesern die Herrlichkeit der Landschaft zu veranschaulichen, unvollkommen gegen die Wirklichkeit. Der poetische Realismus verwirft es, von schönen Frauenaugen zu sprechen und sie leuchtende Saphire zu nennen; ein schönes blaues Auge bedeutet ihm himmelweit mehr als ein schöner Stein; er preist nicht die Pracht des nächtlichen Sternenhimmels, indem er ihn vergleicht mit einem diamantenbesetzten Schleier: die Sterne droben funkeln wunderbarer als irdisches Edelgeschmeide; ihm sind auch die weiß aufgischtenden Kaskaden, in denen sich die wilden Berggewässer in den Lago maggiore ergießen, mehr als „wassertaftene Bänder" und die den blauen Himmel Italiens widerstrahlende Wasserfläche des Sees mehr als ein „Spiegel". Und aus ähnlichen Gründen erscheint uns Rousseaus naturalistische Anschauung besonders sympathisch, der auch anfangs für das Liebesidyll seiner neuen Heloise den ewig blühenden Blumengarten der Isola bella zum Hintergrund wählen wollte, nach näherer Prüfung aber erklärte, sie sei ihm zu geziert. In der That erscheint uns gerade diese Gartenanlage mit ihren zehn in Barockgeschmack treppenförmig übereinander gebauten Terrassen (S. 129), mit ihren verwitterten Statuen und Obelisken, altersgrauen Bäumen und Grotten überladen und unnatürlich im Vergleich mit der übrigen Gegend, wo die große Künstlerin Natur jeden Abhang, jeden Erdenwinkel ohne Menschenhilfe zu einem malerisch und reich bestandenen Garten gestaltet hat. Wir, die wir heute von Locarno kommen, wo uns zuerst im Parke des Grand Hotel die in Blumenduft und Farbenglanz schwelgende Flora des Südens in ihrer Mannigfaltigkeit entgegentritt, die wir am Ufer des Lago maggiore so manchen Ziergarten betreten können, der in der Pracht der exotischen Vegetation mit den Borromäischen Inseln wetteifert, wir sind beim endlichen Betreten derselben eher geneigt, der mit weit einfacheren Mitteln zu einem Kleinod südlicher Land-

M. R.

Bellagio von Menaggio gesehen (S. 139).

Bellagio, vom Weg nach Civenna (S. 140).

Villa Serbelloni (S. 140).

schaftsschöne gestalteten Isola madre den Preis zuzuerkennen (S. 141).

Der Lago maggiore, dessen kleinere Hälfte politisch noch zur Schweiz gehört, dessen ganzer Charakter jedoch das Gepräge Italiens trägt, hat eine Länge von $8\frac{1}{2}$ Meilen, während die Längsufer durchschnittlich $\frac{3}{4}$ Stunden auseinander liegen. An seinem Südende gabelt er sich jedoch in zwei Buchten. Mitten in dieser Gabelung liegen die Borromäischen Inseln, von den Uferstädten Pallanza, Intra, Baveno (S. 139) und Stresa aus in kurzer Gondelfahrt zu erreichen. Vor zweihundert Jahren waren die beiden Inseln, die vorzüglich unter diesem Namen begriffen werden, noch unbebaute, wüste, unfruchtbare Felseneilande. Im Jahre 1670 war es, daß Graf Vitaliano Borromeo es unternahm, diese Felsenklippen mit Erde bedecken und zu Gärten umwandeln zu lassen. Auf Isola bella, der größeren südwärts gelegenen — sie liegt etwa gleich weit von den Orten des südlichen Ufers Stresa und Baveno, während die Isola madre nicht weit von Pallanza auf der Westküste entfernt ist — auf Isola bella, der schon ihres tönenden Namens wegen zumeist gefeierten Insel, ward gleichzeitig ein stolzes Schloß errichtet, das heute noch mit allerlei Kunstschätzen gefüllt ist. Die Isola madre dagegen erhebt sich nicht in so kunstvollen Terrassen, besitzt nicht so „stilvoll“ gezogene Orangen- und Citronenalleen, einen so reichen Bestand an fremden, kostbaren Pflanzen, dafür aber trägt der Park, der diese Insel bedeckt, in dessen Mitte auf wellig erhobener Höhe eine einfache Villa gelegen, den Charakter einfacher Natürlichkeit. Auch seine Haine und Anlagen bestehen aus Pinien und Cedern, Lorbeeren und Myrtensträuchern, Camelien- und Oleanderbäumen, rotblühenden Agaven und Granaten; auch auf diesem holden Eiland umzittert uns der Duft der Magnolien und Orangen-

Isola dei pescatori im Lago maggiore (S. 139).

blüten mit berauschender Fülle, auch hier sehen wir die Pflanzen, die bei uns daheim die Kunst des Gärtners als zarte Ziergewächse emporpflegt als mächtige Bäume und Sträucher wieder, aber in einer Freiheit der Zucht, in einer bunten, wilden Verschlungenheit, daß wir an keine Kunst denken, die auch sie zog, sondern uns nur im Banne der wundermächtigen Natur fühlen. Und das bleibt doch auch der schönste Gedanke, der uns in der Zauberwelt beschleicht, die Natur und Kunst hier in trautem Vereine geschaffen: Was wir auf diesen Wunderinseln sehen, die da inmitten der blauen Fluten des Sees still und wundersam liegen, die Sonne, welche diese ganze Gegend bescheint, die milde Luft, welche die dunklen Cypressen und Edelkastanien, die lichtgrünen Vignen auf den Uferabhängen dieses bei größter Sonnenglut frisch und kühl bleibenden Sees umspielt — sie allein konnten diesen Segen, diese Pracht südlicher Vegetation hervorbringen. Die Statuen, die steinernen Nymphen und Pansgestalten, ja selbst das große Wappentier der Borromeo, das steinerne Einhorn auf der höchsten Terrasse der Isola bella verwittern und zerfallen; ewig frisch, ewig lenzesgrün aber blühen und gedeihen die Kinder der Natur, welche der Inseln schönsten Schmuck bilden.

Mausoleum in Villa Melzi (S. 141).

Diesen Schmuck aber finden wir hier — da wilder entwickelt, dort einfacher und kunstvoller, überall in der Gegend. Auf der schlichten Campagna des anspruchslos unter dem Segen solchen Himmels dahinlebenden Landmanns ebensowohl wie in den Gärten der prächtigen Villen, welche die Reichen allenthalben an den Ufern dieses Sees besitzen. Dieses Sees und der beiden anderen von ihm westlich gelegenen, der Seen von Lugano und Como. Und überall steigert den Genuß dieser blühenden Welt, dieser Luft, in welcher alle Wohlgerüche der Erde aufgelöst scheinen, der Anblick des tiefblauen Himmels und des in grünlichem Blau friedlich erstrahlenden Sees, der umgrenzt wird zunächst von einer Kette weiß und licht schimmernder Ortschaften, von hellgrünen Vignen, über welchen sich reiche Kastanien- und Olivenwälder in fast dunklen Tinten hügelan emporziehen. Und über diesen grüßen hernieder hohe Waldberge und groteske Felsenrücken, die bis in weite Ferne sich ziehen, wo über sie hinweg noch in erhabener Majestät die schneeigen Gipfel der höchsten Alpenriesen in diese stillen Thäler des Frühlings winken.

Wahrlich, wenn uns die Gondel im langsam gemessenen Rudertakte über die Fluten leise dahinträgt, in deren Spiegel sich diese vielgestaltige Scenerie spiegelt, weht es uns an, wie eine Offenbarung des Göttlichen, das unser bestes Fühlen und Denken mit dem wunderreichen All verbindet. Ein Empfinden erfüllt unsere Brust, wie es uns beschleicht, wenn wir eine Sammlung vollendet schöner Gemälde durchwandern: andachtsvolle Scheu. Aber auch hier kommt uns der Realismus des Lebens zu Hilfe. Die Leute, die diese Gegenden bewohnen, sind keine Heiligen, wenn sie auch auf die Namen der Heiligen des katholischen Kalenders schwören, sie philosophieren nicht über die Probleme des Pantheismus, sie leben sorglos die Tage dahin, wenig arbeitend aber auch wenig sündigend, weil beides ihnen die verschwenderische Fürsorge der Natur erspart. Ihre Neigung zum Nichtsthun, die Schönheit der Außenwelt hält sie ab, für den Ausbau schöner Heimstätten zu sorgen. Denn in der That auch die dürftige, halb nur ausgebaute Lehmhütte nimmt sich malerisch aus in dieser Umgebung und ein Lager am Ufer des Sees oder am Bergeshang im Schatten des breiten Gezweiges einer Edelkastanie bietet diesen Vir-

tuosen heiteren Müßiggangs mehr Unterhaltung, mehr an schönen Eindrücken als irgend ein mit allem Komfort ausgestatteter Salon es könnte. Die poetische Schlichtheit des Lebens an den Ufern dieser Seen vermittelt uns schnell auch ein vertrauliches Verhältnis zur Erhabenheit dieser Natur. Meinen wir in den Laubgängen der Borromäischen Inseln in Gesellschaft unsichtbarer Götter zu lustwandeln, unter dem Laubdach im kleinen Garten der Osteria del Verbano auf der daneben liegenden Isola dei pescatori (S. 135), die nur von Fischern bewohnt ist, wird uns beim feurigen Landwein dieser Gegend klar, daß jene Zaubergärten ihren schönsten Reiz doch ihrer Umgebung verdanken.

Trotz alledem werden dieselben nach wie vor als die Kleinodien des Lago maggiore Geltung behalten wie Bellagio (S. 133 u. 135) am Comersee seinen Ruf zu wahren wissen wird, der schönste Punkt an den Ufern des Comersees zu sein. Im Rangstreit ebenbürtiger Schönheiten ist das Amt des Schiedsrichters nicht leicht. Paris würde das Urteil, wer die schönste der drei Göttinnen sei, nicht wenig Unruhe verursacht haben, wenn Venus ihm die Wahl nicht durch ihre Bestechung leicht gemacht hätte. Welcher von den drei schönen Seen der schönste sei? Jedes Urteil, das hier sich mit bestimmter Antwort hervorwagt, es wird bestochen sein, durch irgend einen besonderen Vorzug. Der eine wird den Verbaner See als schönsten preisen, wegen der Großartigkeit seiner landschaftlichen Umgebung, der andere den See von Lugano, seiner idyllischen Abgeschlossenheit inmitten gewaltiger Alpenberge wegen — der Comersee erhält von anderen wieder den Kranz, weil seine Ufer die größte Mannigfaltigkeit der Eindrücke, das bewegteste

Baveno am Lago maggiore (S. 135).

Bild italienischen Lebens darbieten. Und ebenso ist es mit den schönsten Orten an diesem schönen See. Neben Bellagio können mit der Berufung auf einen besonderen Vorzug einziger Art noch zehn, zwanzig Orte an den allenthalben bewohnten Ufern des verkehrsreichen Comersees geltend gemacht werden. Manzoni machte Lecco zum Hauptschauplatz seines ergreifenden Liebesromans „Die Verlobten“ und gab dieser Stadt damit den Vorzug. Wer italienisches Volks- und Städteleben in reichster Entfaltung sucht, wird sich für Como selbst entscheiden. Bellagio verdient den Preis wegen der Universalität seiner Vorzüge. Der Comersee ist schmäler geartet wie der Lago maggiore. Er hat fast durchweg den Charakter eines sehr breiten prachtvollen Stromes, an dessen Ufern Hunderte von Ortschaften und Herrensitze gelegen sind und der in seinem ganzen Lauf umschattet ist von hohen Gebirgszügen, deren Linien ungemein malerisch wirken. In seinem Lauf nach Süden teilt sich in seiner zweiten Hälfte der See in zwei Arme, von denen der östliche Lago di Lecco, der westliche im engeren Sinne Lago di Como genannt wird, beide Städte liegen an ihren Südspitzen. Und die Landzunge zwischen beiden Armen, sie ist's, die in der Punta di Bellagio gipfelt. Hier, inmitten der drei Teile des Sees, von einem ansehnlichen Hügel herab, in welchem sich direkt vom See die Landzunge emporhebt, ist in der That die herrlichste Aussicht, welche der an landschaftlichem Reiz so verschwenderisch ausgestattete See bietet. Auf diese Höhe gelangt man, indem man die dicht umschatteten Bogengänge eines Parks hinansteigt, auf denen man abwechselnd durchs Grün der Cypressen und Pinien, der Myrten- und Rosensträucher die blaue Flut des Sees von Lecco und des von Como heraufgrüßen sieht. Der Park gehört zur Villa Serbelloni (S. 136), jetzt eines der Hotels, welche den Gästen Bellagios komfortreiches Obdach bieten, früher ein Herrensitz, wie sie in dieser Gegend, unten am Seeufer sowohl wie auf höheren Geländen, in bunter, glänzender Mannigfaltigkeit gelegen sind. Während in der langgestreckt am See sich entlang ziehenden Stadt das heitere Volksleben der Italiener sich in seiner anspruchslosen Einfachheit entfaltet, sind diese Villen Heimstätten des prunk-

vollsten Reichtums, des kunstsinnigen Luxus. Wegen der Vorzüge ihrer Lage, der Herrlichkeit ihrer Parks, wie wegen der Kunstschätze, die sie enthalten, sind besonders zwei dieser herrschaftlichen Landsitze Zielpunkte ungezählter Besucher: Villa Melzi und Villa Carlotta.

Beide Schlösser liegen einander gegenüber am Beginn des Seearms, der nach der Stadt Como benannt ist. Der stattliche, in seiner Architektur jedoch einfache Bau der Villa Melzi (S. 137) erhebt sich eine Viertelstunde südlich von Bellagio; der Hotelgarten des Hotel Bretagne und der prachtvolle Parkhügel des Schlosses berühren beinahe einander. Dieses liegt, wie die meisten Villen und Ortschaften, direkt am Ufer, eine Gartenterrasse trennt es von der Flut, zu welcher kleine Treppen herabführen. Das Schloß des Duca Melzi ist reich an Kunstschätzen, die schönsten Bildwerke finden sich jedoch in dem Parke verstreut, welcher selbst der Besitzung schönster Schatz ist. In ihm finden wir in der Nähe des Schlosses die kunstvollsten Anlagen, in buntem Farbenspiel erglänzende Blumenparketts, sorgsam gepflegte Prachtexemplare seltener Palmen und Kakteen, zwischen ihnen plastische Arbeiten moderner Meister, so die schöne Gruppe Dante und Beatrice von Camolli, einem Schüler Canovas, welche vor einem reizenden, direkt am See gelegenen Pavillon aufgestellt ist. Hier ist ein Aufenthalt, wie ihn Goethe mit den Mitteln der Poesie zeichnete, als er im Park von Belrigardo uns die beiden Leonoren vorführte, die Büsten Ariosts und Virgils bekränzend. Im eigentlichen Park finden wir neben herrlichen Cedern, Pinien, Cypressen und Korkeichen eine Auswahl der prächtigsten Waldbäume der exotischen Flora. Auch er ist durchweht vom Würzeduft der weißen Riesenblüten der Magnolie. Gegenüber in Villa Carlotta, deren Architektur schmucker und graziöser zwischen den dunklen Cypressen, die sie umgeben, hervorragt, triumphiert die Kunst über die Natur. Der Kunstsinn der Besitzer — sie ward einst von einem Grafen Somariva erbaut, gelangte dann in den Besitz der Prinzessin Albrecht von Preußen, die sie ihrer Tochter Charlotte bei ihrer Verheiratung mit dem Meininger Herzog als Heiratsgut mitgab — hat in diesen lieblichen Landsitz eine Fülle edelster Marmorwerke dem Rauch der Städte entführt. Thorwaldsens „Alexanderzug" würde die Fahrt nach Cadenabbia, neben welchem Orte die Villa liegt, allein hundertfach lohnen. Eine Reihe der besten Arbeiten von Canova, darunter die berühmte Gruppe „Amor und Psyche", und vieler anderen sind ihm hier zugesellt, wo jedes Kunstwerk der Menschenhand von der Schönheit der Natur eine Folie erhält.

Die Borromäischen Inseln, Bellagio, Villa Melzi, Carlotta — es sind nur Accorde aus einer herrlichen Symphonie, welche im Schönheitspsalter der Schöpfung erklingt. Diese Symphonie heißt: die oberitalienischen Seen. Es sind Einzelbilder aus einem Panorama, das tausend Einzelreize, ununterbrochene Abwechselung bietet. Aber das Erinnern an das Einzelne weckt die Erinnerung an das Ganze, und schon die ersten Betriebsjahre der Gotthardbahn hat die Gemeinde unübersehbar gemacht, die diese köstliche Erinnerung mit dem Zeichner dieser Bilder teilt.

Isola madre (S. 135).

Kleine Ursachen — große Wirkungen.

Von

H. L. Bose.

Der Verfasser der nachstehenden Zeilen hat sehr häufig Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß nicht allein der größte Teil des nichtärztlichen Publikums, sondern auch viele Aerzte gänzlich im unklaren sind über die Art, Größe und Tragweite der sogenannten Centesimalverdünnung der Homöopathen, und er fühlte sich deshalb veranlaßt, diesen Gegenstand früher in einem Localblatte zu besprechen.

Da meines Erachtens diese Sache auch für ein größeres Publikum von Interesse sein dürfte, so habe ich mich entschlossen, meine früheren Auslassungen hierüber in etwas veränderter und erweiterter Gestalt in den nachstehenden Zeilen niederzulegen.

Die beiden Hauptgrundlagen der Homöopathie bestehen:

1) in dem von Hahnemann aufgestellten, von den Allopathen jedoch als irrig verworfenen Aehnlichkeitsgesetze „similia similibus curantur", welches in seiner allgemeinen Fassung besagt, daß ein gegebener Krankheitszustand von demjenigen specifischen Mittel geheilt wird, welches dem gesunden Organismus einen ähnlichen Krankheitszustand zu verursachen imstande ist, und

2) in der mechanischen Verdünnung (Verkleinerung) des ursprünglichen Arzneistoffes nach Potenzen von einhundert, für welche man den Namen Atomatisation oder molekulare Verfeinerung erfunden hat. Ich fühle mich als Nichtarzt weder berufen, noch unterrichtet, um diese Grundsätze zu bekämpfen, oder als richtig anzuerkennen, und beschränke mich deshalb darauf, nur den zweiten Punkt, die Arzneipotenzen, vom rein mathematischen Standpunkte aus einer eingehenden Erörterung zu unterwerfen.

Es ist mir sehr wohl bekannt, daß ähnliche Ausführungen früher schon mehrfach veröffentlicht worden sind, z. B. in der „Gartenlaube" von Bock, in dem Werkchen „Die Charlatanerie der Homöopathie. Verlag von F. Jansen, Weimar 1853" u. a. Ich will deshalb im wesentlichen durchaus nichts Neues liefern und beabsichtige nur, durch die Art der Darstellung und Entwickelung der Elemente, auf welchen derartige Rechnungen fußen, das größere Publikum so weit aufzuklären, daß es einen klaren Einblick in das Wesen der Sache bekommt und in den Stand gesetzt wird, die vorliegenden Rechnungen zu kontrollieren resp. selbst auszuführen.

Dr. med. Heinigke beschreibt in seiner Schrift über die Homöopathie S. 59 die Herrichtung der Arzneipotenzen folgendermaßen:

„Diese Potenzen werden bekanntlich in der Weise bereitet, daß ein Teil des ursprünglichen Arzneipräparates mit 99 Teilen Milchzucker verrieben, wenn es ein fester Körper, mit 99 Teilen Weingeist verschüttelt wird, wenn es ein flüssiger Körper ist. Das auf diese Weise gewonnene Präparat molekularer Verfeinerung nennt man die 1. Potenz des betreffenden Arzneistoffes. Von dieser 1. Potenz wird nun wieder ein Teil mit 99 Teilen Milchzucker verrieben oder mit Weingeist verschüttelt, durch welches Verfahren die 2. molekulare Verfeinerungsstufe, 2. Potenz genannt, hergestellt wird. Nach diesem Modus werden nun auch die folgenden Verfeinerungsstufen des Arzneistoffes hergestellt, indem immer je ein Teil des bereits verfertigten Präparates mit je 99 Teilen Milchzucker oder Weingeist verrieben oder verschüttelt wird."

Statt der Verschüttelung der Urtinktur mit Weingeist kann bei den in Wasser löslichen Substanzen auch eine solche mit destilliertem Wasser angewendet werden. Ich beschränke mich hier darauf, nur die Verschüttelung flüssiger Arzneistoffe darzustellen, weil die Verreibung fester Stoffe mit Milchzucker ganz den nämlichen Gesetzen unterworfen ist. Man verfährt dabei folgendermaßen:

Man füllt, um z. B. den 30. Grad der Verdünnung zu erreichen, in 30 Gläser je 99 Tropfen Wasser oder Weingeist. In das erste Glas wird hierauf ein Tropfen der Urtinktur gebracht und mit dessen Inhalt durch kräftige Armstöße verschüttelt. Von manchen Homöopathen wird die Anzahl dieser Armstöße genau vorgeschrieben, weil durch dieselben der Grad der dynamischen Wirksamkeit bedingt sein soll. Dr. Heinigke gibt in seinem Werke „Die homöopathische Heilmethode vor Gericht" Leipzig 1882, 10 Schüttelschläge auf S. 43 an.

In dem ersten Gläschen befinden sich nunmehr 100 Tropfen und darunter nur ein Tropfen Urtinktur. Es bedarf mithin keines Beweises, daß ein jeder einzelne Tropfen dieses Präparates der 1. Potenz nur $^{1}/_{100}$ Tropfen der Urtinktur enthält.

Ein Tropfen der 1. Potenz wird nunmehr zu den 99 Tropfen des zweiten Gläschens gebracht und damit verschüttelt, wodurch man die 2. Potenz der Verdünnung erhält. Unter den hierdurch erzeugten 100 Tropfen der 2. Potenz befindet sich selbstverständlich nur $^{1}/_{100}$ Tropfen der Urtinktur und es enthält mithin ein jeder einzelne Tropfen dieser Potenz nur den 100×100., d. h. 10000. Teil eines Tropfens der Urtinktur.

Mischt man einen Tropfen dieser 2. Verdünnung (Potenz) mit den 99 Tropfen Wasser des dritten Gläschens, so enthält dasselbe nunmehr 100 Tropfen der 3. Potenz, von welcher mithin jeder einzelne Tropfen den 100×10000., d. h. millionsten Teil eines Tropfens der Urtinktur in sich aufgenommen hat.

In dieser Weise wird fortgefahren bis zu dem Grade der Verdünnung, welchen man der Arznei zu geben beabsichtigt.

Das Gesetz, nach welchem diese Verdünnungen fortschreiten, ergibt sich aus dem Vorstehenden ganz von selbst.

1 Tropfen der 1. Pot. enthält $^{1}/_{100}$ Tropfen d. Urtinktur.
„ „ 2. „ „ $^{1}/_{10000}$ „ „ „
„ „ 3. „ „ $^{1}/_{1000000}$ „ „ „

Man braucht deshalb, um das Verdünnungsverhältnis zu ermitteln, dem Nenner des Bruches im vorstehenden

Auf der Alm. Von B. Vautier.

Schema für einen jeden weiteren Verdünnungsgrad nur zwei Nullen zuzusetzen.

Nennen wir die Brüche $1/100$, $1/10\,000$, $1/1\,000\,000$ ꝛc. die Verdünnungskoefficienten, so besteht die allgemeine Regel darin, daß der betreffende Koefficient eines bestimmten Verdünnungsgrades einen Bruch bildet, dessen Zähler = 1 und dessen Nenner = 1 mit doppelt so viel angehängten Nullen als der Verdünnungsgrad Einheiten enthält.

Der Nenner des Koefficienten des 4. Verdünnungsgrades ist daher = 1 mit 8 Nullen, des 6. Grades = 1 mit 12 Nullen; daher Verdünnungskoefficient der 6. Potenz = $1/1\,000\,000\,000\,000$. Da 1 mit 12 Nullen eine Billion ist, so würde mithin ein Tropfen der 6. Potenz nur den billionsten Teil eines Tropfens der Urtinktur enthalten. Um eine annähernde Vorstellung von der Größe einer Billion zu geben, diene folgendes.

Wenn man annimmt, daß der Sekundenzeiger einer Uhr von einer Sekunde zur anderen 5 Sprünge zu machen habe, wie lange Zeit hat er dann nötig, um eine Billion solcher Sprünge auszuführen?

Antwort: 6344 Jahre!

Der Nenner des Verdünnungskoefficienten der von Hahnemann vorzugsweise angewendeten und auch von neueren homöopathischen Schriftstellern noch empfohlenen 30. Potenz ist 1 mit 60 Nullen = einer Decillion, d. h. ein Tropfen der 30. Potenz enthält nur den decillionsten Teil eines Tropfens der Urtinktur.

In welcher enormen Weise die Verdünnungen, oder wie die neueren Homöopathen sagen, die molekularen Verfeinerungen der Arzneistoffe mit der Potenzierung zunehmen, erhellt aus nachstehender **Verdünnungsskala.**

Homöopathische Verdünnungsskala.

d. Potenz	Ein Tropfen des homöopathischen Präparats enthält an Arzneiteilen	
1.	$\frac{1}{100}$	od. den einhundertsten Teil 1 Tropf. d. Urtinkt.
2.	$\frac{1}{10\,000}$	od. den zehntausendsten „ 1 „ „ „
3.	$\frac{1}{1\,000\,000}$	od. den millionsten „ 1 „ „ „
4.	$\frac{1}{\text{1 mit 8 Nullen}}$	od. den 100 millionsten „ 1 „ „ „
5.	$\frac{1}{\text{1 mit 10 Nullen}}$	od. den 10 000 millionsten „ 1 „ „ „
6.	$\frac{1}{\text{1 mit 12 Nullen}}$	od. den billionsten „ 1 „ „ „
7.	$\frac{1}{\text{1 mit 14 Nullen}}$	od. den 100 billionsten „ 1 „ „ „
8.	$\frac{1}{\text{1 mit 16 Nullen}}$	od. den 10 000 billionsten „ 1 „ „ „
9.	$\frac{1}{\text{1 mit 18 Nullen}}$	od. den trillionsten „ 1 „ „ „
10.	$\frac{1}{\text{1 mit 20 Nullen}}$	od. den 100 trillionsten „ 1 „ „ „
11.	$\frac{1}{\text{1 mit 22 Nullen}}$	od. den 10 000 trillionsten „ 1 „ „ „
12.	$\frac{1}{\text{1 mit 24 Nullen}}$	od. den quadrillionsten „ 1 „ „ „
13.	$\frac{1}{\text{1 mit 26 Nullen}}$	od. den 100 quadrillionsten „ 1 „ „ „
14.	$\frac{1}{\text{1 mit 28 Nullen}}$	od. den 10 000 quadrillionsten „ 1 „ „ „
15.	$\frac{1}{\text{1 mit 30 Nullen}}$	od. den quintillionsten „ 1 „ „ „
16.	$\frac{1}{\text{1 mit 32 Nullen}}$	od. den 100 quintillionsten „ 1 „ „ „
17.	$\frac{1}{\text{1 mit 34 Nullen}}$	od. den 10 000 quintillionsten „ 1 „ „ „
18.	$\frac{1}{\text{1 mit 36 Nullen}}$	od. den sextillionsten „ 1 „ „ „
19.	$\frac{1}{\text{1 mit 38 Nullen}}$	od. den 100 sextillionsten Teil 1 Tropf. d. Urtinkt.
20.	$\frac{1}{\text{1 mit 40 Nullen}}$	od. den 10 000 sextillionsten „ 1 „ „ „
21.	$\frac{1}{\text{1 mit 42 Nullen}}$	od. den septillionsten „ 1 „ „ „
22.	$\frac{1}{\text{1 mit 44 Nullen}}$	od. den 100 septillionsten „ 1 „ „ „
23.	$\frac{1}{\text{1 mit 46 Nullen}}$	od. den 10 000 septillionsten „ 1 „ „ „
24.	$\frac{1}{\text{1 mit 48 Nullen}}$	od. den oktillionsten „ 1 „ „ „
25.	$\frac{1}{\text{1 mit 50 Nullen}}$	od. den 100 oktillionsten „ 1 „ „ „
26.	$\frac{1}{\text{1 mit 52 Nullen}}$	od. den 10 000 oktillionsten „ 1 „ „ „
27.	$\frac{1}{\text{1 mit 54 Nullen}}$	od. den novillionsten „ 1 „ „ „
28.	$\frac{1}{\text{1 mit 56 Nullen}}$	od. den 100 novillionsten „ 1 „ „ „
29.	$\frac{1}{\text{1 mit 58 Nullen}}$	od. den 10 000 novillionsten „ 1 „ „ „
30.	$\frac{1}{\text{1 mit 60 Nullen}}$	od. den decillionsten „ 1 „ „ „

Ich habe diese Skala deshalb bis zur 30. Potenz fortgeführt, weil, wie oben schon bemerkt wurde, nicht allein von Hahnemann, sondern auch in der neuesten Zeit diese Potenz noch angewendet wird. In ähnlicher Weise wie in vorstehender Tabelle hat selbst schon der Begründer der Homöopathie, Hahnemann, die durch die Potenzierungen herbeigeführten Verdünnungsverhältnisse bezeichnet. Dr. Heinigke sagt in seiner oben bezeichneten Schrift S. 60 darüber folgendes:

„Es ist eine und zwar von Hahnemann durch seine Milliontel, Billiontel u. s. w. selbst veranlaßte irrtümliche und fehlerhafte Anschauungsweise bei der Betrachtung und Beurteilung der homöopathischen Arzneipotenzen die **Quantitätsverhältnisse** des ursprünglichen Arzneistoffes hauptsächlich zu berücksichtigen und den Wert ihrer molekularen **Qualität** nach dem problematischen Inhalt an **Quantitätsbruchteilen** (des ursprünglichen Arzneistoffes) bestimmen zu wollen."

Die Verdünnungen der **Quantitäten** der Arzneistoffe durch die Potenzierungen erfolgen nach dem schon von Hahnemann klar erkannten, unabänderlichen, mathematischen Gesetze, und wenn man nach Ansicht der Allopathen annimmt, daß die dynamische Wirkung der Arzneimittel eine Funktion des Stoffes (der Materie) sei — so kommt man zu dem Schlusse, daß diese dynamische Wirkung in demselben Verhältnisse abnehmen müsse, in welchem die Verdünnung (Potenzierung) zunimmt; denn daß durch die Verreibungen oder Verschüttelungen der Arzneistoffe deren ursprüngliche Masse (Materie) weder vermehrt noch vermindert werden kann, versteht sich wohl ganz von selbst.

Die Homöopathen nehmen jedoch an, daß die **Qualität** der Arzneimittel, d. h. deren dynamische Wirkung durch die Verdünnung des Stoffes erst zur vollständigen Entfaltung gelange, so daß die dynamische Wirkung derselben selbst in den höchsten Potenzen der Verdünnung am Krankenbette nachgewiesen werden könne.

Zu einer Diskussion dieser Kontroverse halte ich nur die Männer vom Fache, nämlich die wissenschaftlich und praktisch durchgebildeten Aerzte, für kompetent.

Ganz anders verhält es sich indessen mit der Darstellung des rein mathematischen Gesetzes, nach welchem die Quantitätsverhältnisse des Arzneistoffes zu dem Medium, mit welchem derselbe verrieben oder verschüttelt worden ist, in den verschiedenen Potenzen berechnet werden. Hierzu erachte ich einen jeden, auch wenn derselbe kein Arzt ist, für kompetent, sobald er nur die erforderlichen Kenntnisse in der Mathematik besitzt.

Bei dieser Gelegenheit vermag ich die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß in den mir bekannten neueren Schriften von Anhängern der Homöopathie diese Quantitätsverhältnisse nur nebenbei erwähnt sind, ohne näher erörtert zu werden, so daß für den Uneingeweihten die eigentliche Natur und Größe der mit molekularer Verfeinerung bezeichneten Verschüttelung und Verreibung in ein mysteriöses Dunkel gehüllt sind.

Es ist nicht leicht thunlich, aus den in der mitgeteilten Verdünnungsskala eingetragenen Zahlen eine annähernde Vorstellung oder ein anschauliches Bild von der Größe der verschiedenen Verdünnungsgrade zu erhalten. Man wird dieses erst dann gewinnen, wenn man darthut, welche Wassermengen für die verschiedenen Potenzen nötig sind, um einen ganzen Tropfen der Urtinktur in die betreffende Potenz überzuführen. Denn es versteht sich doch ganz von selbst, daß die nämliche quantitative Verdünnung des Stoffes hergestellt wird, ob man z. B. für die 2. Potenz einen ganzen Tropfen Urtinktur unter 10000 Tropfen Wasser, desgleichen für die 3. Potenz einen ganzen Tropfen Urtinktur unter 1000000, d. h. eine Million Tropfen Wasser u. s. w. und für die 30. Potenz einen ganzen Tropfen Urtinktur unter eine Wassermenge gemischt und gleichförmig verteilt denkt, welche letztere 1 mit 60 Nullen d. h. eine Decillion Tropfen enthält; — oder ob man das Präparat durch Verschüttelung bis zu dem der betreffenden Potenz entsprechenden Gläschen herstellt.

Um nur 100 Tropfen der 30. Potenz einer Urtinktur herzustellen, hat man 30 Gläser mit je 99 Tropfen, im ganzen mithin nur 2970 Tropfen Wasser nötig und es werden in dem letzten Gläschen unter den darin befindlichen 100 Tropfen nur 100 Decillionteile eines ganzen Tropfens der Urtinktur in den Zustand der 30. Verdünnung übergeführt.

Um jedoch einen ganzen Tropfen der Urtinktur in die 30. Potenz zu versetzen, würde man eine Decillion Wassertropfen oder eine Wasserkugel nötig haben, deren Halbmesser, wie ich später nachweisen werde, von der Erde bis über den Sirius hinausreicht. Denkt man sich einen ganzen Tropfen der Urtinktur unter eine derartige, allerdings in der Wirklichkeit nicht existierende Wasserkugel gleichförmig verteilt, so würde ein jeder Tropfen dieser Mischung sich ganz in dem nämlichen Grade (Potenz) der homöopathischen Verdünnung befinden, wie ein jeder Tropfen in dem letzten der obengenannten 30 Gläschen. Denn ein jeder einzelne Tropfen dieser beiden Mischungen enthält je den decillionsten Teil eines Tropfens der Urtinktur.

Die Quantitätsverhältnisse der Urtinktur zum Wasser oder Weingeist sind in beiden Mischungen ganz gleich. Es ist dieses eine mathematische Wahrheit, die niemand leugnen kann, der nur einigermaßen logisch mathematisch zu denken imstande ist.

Ich habe diese so einfache und selbstverständliche Sache deshalb so ausführlich zu begründen versucht, weil mir ein Fall in der Litteratur bekannt ist, daß eine ähnliche Darstellung der Quantitätsverhältnisse der Arznei zum Mischungsmedium von einem Homöopathen verworfen und dem Darsteller derselben Mangel an Verständnis und Ueberlegung vorgeworfen worden ist[1]), und weil in einem anderen Falle von einem Anhänger der Homöopathie behauptet worden ist, daß die Berechnungen der hier vorliegenden Art ein Mißbrauch der Mathematik seien, welcher nur bezwecke, das Publikum zu täuschen und irre zu führen, ohne daß in beiden Fällen die Unrichtigkeit der Rechnungen nachgewiesen werden konnte.

Ich will es nun versuchen, in dem Nachstehenden die Größen der Wassermengen zu berechnen oder anschaulich zu machen, welche verschiedenen einzelnen Verdünnungsgraden entsprechen, wenn man sich einen ganzen Tropfen der Urtinktur damit vermischt denkt und annimmt, daß derselbe gleichförmig in der ganzen Wassermasse verteilt sei.

Diese Wassermassen kann man deshalb ganz treffend als den Maßstab der betreffenden Potenz bezeichnen.

Hat man von irgend einer willkürlich angenommenen Wassermenge ermittelt, wie viele Tropfen dieselbe enthält und vermischt man einen Tropfen Urtinktur mit derselben, so besteht der betreffende Verdünnungskoefficient aus einem Bruche, dessen Zähler = 1 und dessen Nenner die ermittelte Anzahl der Tropfen ist. Durch eine Vergleichung dieser Koefficienten mit den in der oben mitgeteilten Verdünnungsskala auf S. 145 eingetragenen Verdünnungskoefficienten der homöopathischen Potenzen kann man dann leicht bestimmen, zu welcher Potenz die Mischung annähernd gehört.

Zum Beispiel: Eine Kubikmeile Wasser enthält, wie ich später nachweisen werde, 675 mit 16 Nullen Tropfen. Ein Tropfen Urtinktur darunter gemischt ergibt mithin für das Präparat der Verdünnungskoefficienten

$$= \frac{1}{675 \text{ mit } 16 \text{ Nullen.}}$$

Nach der Skala ist der Koefficient der 9. Potenz

$$= \frac{1}{1 \text{ mit } 18 \text{ Nullen,}}$$

der 10. Potenz $= \frac{1}{1 \text{ mit } 20 \text{ Nullen,}}$

die Verdünnung des mit einer Kubikmeile Wasser vermischten Tropfens der Urtinktur fällt somit zwischen die 9. und 10. Potenz der homöopathischen Verdünnungsskala. Zur näheren Erläuterung der unteren Verdünnungsgrade wähle ich als Maßstab den Schoppen, dessen Größenverhältnisse wohl sämtlichen Lesern dieser Blätter genau bekannt sein dürften.

Von den Aerzten wird allgemein angenommen, daß 1 ccm Flüssigkeit 16 Tropfen enthalte.

[1]) Die homöopathische Heilmethode vor Gericht von Dr. med. G. Heinigke, S. 44.

Das Liter enthält 1000 ccm à 16 Tropfen, mithin 16 000 Tropfen, das halbe Liter oder der Schoppen 8000 Tropfen. 1,25 = 1 1/4 Schoppen enthalten mithin 10000 Tropfen. Ein jeder Tropfen der 2. Potenz enthält 1/10 000 Tropfen der Urtinktur. Ein ganzer Tropfen Urtinktur unter 1 1/4 oder 1,25 Schoppen Wasser gemischt, befindet sich deshalb ganz genau in dem Verdünnungsverhältnisse der 2. homöopathischen Potenz.

Für eine jede folgende Verdünnung verhundertfacht sich die Anzahl der Schoppen der nächstvorhergehenden Potenz. Hieraus ergibt sich folgende Tabelle, in welcher ich auch die den betreffenden Schoppen entsprechende Anzahl von Tropfen eingetragen habe.

Tropfen der Urtinktur	vermischt mit Schoppen Wasser	oder Tropfen	ergibt die Potenz
1	0,0125	100	1
1	1,25	10 000	2
1	125	1 000 000	3
1	12 500	1 mit 8 Nullen	4
1	1 250 000	1 mit 10 Nullen	5
1	125 000 000	1 mit 12 Nullen	6
1	12 500 000 000	1 mit 14 Nullen	7

Aus dieser Tabelle ergeben sich nun nachstehende Folgerungen.

Ein Kubikmeter Wasser = 6 1/4 Ohm enthält 1000 l oder 2000 Schoppen und mithin 2000 × 8000 = 16 000 000 Tropfen. Ein ganzer Tropfen Urtinktur darunter gemischt, ergibt ein Präparat zwischen der 3. und 4. Potenz.

Ein ganzer Tropfen Urtinktur unter 1 250 000 Schoppen Wasser gemischt, würde ein Präparat der 5. Potenz ergeben, hinreichend, um einem jeden Einwohner der Stadt Berlin, deren Anzahl ungefähr 1 1/4 Million dermalen betragen mag, einen Schoppen zu verabfolgen.

Ein ganzer Tropfen Urtinktur unter 125 Millionen Schoppen Wasser gemischt, ergibt eine Mixtur der 6. Potenz. Die Bevölkerung von ganz Deutschland beträgt nach Otto Hübners statistischen Tabellen 47 240 000 Köpfe. Der eine Tropfen Urtinktur würde mithin zur Herstellung eines homöopathischen Präparates der 6. Potenz hinreichen, um einem jeden Einwohner des Deutschen Reiches davon 2,6 Schoppen zu verabfolgen und noch 2 176 000 Schoppen übrig zu behalten.

Das Mischungsverhältnis der 7. Potenz ist ein Tropfen der Urtinktur unter 12 500 Millionen Schoppen Wasser. Die Bevölkerung des ganzen Erdballes wird nach Hübner abgerundet zu 1475 Millionen geschätzt.

Ein ganzer Tropfen Urtinktur unter 12 500 Millionen Schoppen Wasser gemischt würde mithin hinreichen, um ein homöopathisches Präparat der 7. Potenz in solcher Menge zu bereiten, daß auf jeden Einwohner der ganzen Erde 8 Schoppen entfallen und immerhin noch ein Reservevorrat von 700 Millionen Schoppen übrig bleibt.

Bei Verteilung dieses Präparates der 7. Potenz unter die 47 240 000 Einwohner Deutschlands würden auf den Kopf 264 Schoppen — über 3/4 Ohm — entfallen und immerhin noch ein Vorrat von 28 640 000 Schoppen übrig bleiben.

Bei den weiteren, höheren Potenzen, reicht die Schoppenrechnung nicht mehr aus, und man ist genötigt, andere Vergleichsgrößen einzuführen, deren Elemente ich vorerst hier kurz anführen will, damit die verehrlichen Leser in den Stand gesetzt werden, die nachfolgenden Rechnungen leicht kontrollieren zu können.

1 Meter = 100 Centimeter.
1 Kilometer = 1000 Meter = 100 000 Centimeter.
1 Meile = 7500 Meter = 750 000 Centimeter.

Von den Aerzten wird, wie oben schon bemerkt,
1 Kubikcentimeter Flüssigkeit zu 16 Tropfen angenommen.
1 Kubikmeter = 1 000 000 Kubikcentimeter = 16 000 000 Tropfen.
1 Kubikkilometer = 1 mit 15 Nullen Kubikcentimeter = 16 mit 15 Nullen Tropfen.
1 Kubikmeile = 421 875 mit 12 Nullen Kubikcentimeter = 675 mit 16 Nullen Tropfen.

Das zur Berechnung der Kugelinhalte dienende Peripherieverhältnis $= \pi = 3{,}1415926$ 2c. wurde abgerundet zu $\pi = 3{,}1416$ angenommen, wodurch die Resultate zwar etwas zu groß, jedoch für den vorliegenden Zweck hinreichend genau geworden sind.

Nennt man den Halbmesser der zu berechnenden Kugel $= r$, so ist bekanntlich deren Kubikinhalt $= \frac{4}{3}\pi r^3$, oder $= 4{,}1888\, r^3$; da $\frac{4}{3}\pi = 4{,}1888$.

Die Fläche einer Hektare beträgt 1000 qm. Denkt man sich dieselbe mit einer Wasserschichte von 1 m Höhe überdeckt, so würde diese Wassermasse 1000 Kubikmeter à 16 000 000 Tropfen, oder im Ganzen 16 000 000 000 Tropfen enthalten. Ein Tropfen Urtinktur darunter gemischt, würde mithin ein Präparat zwischen der 5. und 6. Potenz ergeben.

Ein Tropfen Urtinktur unter 1 Kubikkilometer Wasser gemischt, ergibt ein Präparat zwischen der 8. und 9. Potenz.

Ein Tropfen Urtinktur unter eine Kubikmeile Wasser gemischt, ergibt ein Präparat zwischen der 9. und 10. Potenz.

Die Erde enthält nach Gretschels Astronomie 1 082 841 322 500 Kubikkilometer. Dieser Betrag mit der angegebenen Anzahl von Tropfen pro 1 Kubikkilometer multipliziert, ergibt 1 732 526 116 mit 19 Nullen Tropfen, zusammen 29 Stellen.

Nach der Skala ist der Nenner des Verdünnungskoefficienten der 14. Potenz = 1 mit 28 Nullen, derjenige der 15. Potenz = 1 mit 30 Nullen.

Ein Tropfen-Arznei mit einer der Größe des Erdballes entsprechenden Wassermenge gemischt, fällt mithin bezüglich seiner Verdünnungsverhältnisse zwischen die 14. und 15. Potenz der Homöopathen.

Nach Gretschels Astronomie beträgt die größte Entfernung des Mondes von dem Mittelpunkte der Erde 405 500 km, die kleinste 363 000. Nehmen wir zur Vereinfachung der Rechnung 400 000 km an und denken wir uns die Erde in dem Mittelpunkte einer Wasserkugel, welche diese Mondsentfernung als Halbmesser hat, so enthält diese Kugel 2 680 832 mit 11 Nullen Kubik-

kilometer. Dieser Betrag mit der Anzahl Tropfen pro 1 Kubikkilometer multipliziert, ergibt 42893312 mit 26 Nullen Tropfen, zusammen 34 Stellen.

Ein Tropfen Urtinktur mit einer Wasserkugel gemischt, deren Halbmesser der Entfernung des Mittelpunktes der Erde von dem Monde gleich ist, ergibt mithin erst eine zwischen den 16. und 17. Grad fallende Verdünnung der Homöopathen.

Die Entfernung des Mittelpunktes der Erde von der Sonne beträgt annähernd 20 Millionen Meilen. Eine Wasserkugel von diesem Halbmesser um die Erde herum enthält 335104 mit 17 Nullen Kubikmeilen, 1 Kubikmeile enthält 675 mit 16 Nullen Tropfen, daher die ganze Kugel 2261952 mit 35 Nullen Tropfen, zusammen 42 Stellen.

Ein Tropfen Urtinktur mit einer Wasserkugel gemischt, deren Halbmesser der Entfernung der Erde von der Sonne entspricht, ergibt mithin erst eine zwischen die 20. und 21. Potenz fallende Verdünnung der Homöopathen.

Neptun, der äußerste Planet unseres Sonnensystems, ist 4470470000 km von der Sonne entfernt, mithin 596,06 Millionen Meilen à 7,5 km. Nehmen wir rund 597 Millionen Meilen an, so würde eine Wasserkugel von diesem Halbmesser um die Sonne herum das ganze Planetensystem um beinahe eine Million Meilen überragen. Die Zahl der Wassertropfen dieser Kugel enthält 46 Stellen.

Ein Tropfen Arznei unter eine Wasserkugel gemischt, welche unser ganzes Sonnensystem nicht allein ausfüllt, sondern noch um beinahe 1 Million Meilen nach allen Richtungen hin überragt, ergibt mithin erst eine zwischen die 22. und 23. Potenz der Homöopathen fallende Verdünnung.

Da unser ganzes Sonnensystem mit allen Planeten viel zu klein ist, um eine Wasserkugel darin unterzubringen, die so groß ist, daß ein Tropfen Urtinktur, mit derselben vermischt, die 30. homöopathische Verdünnung ergibt, so müssen wir eben in den Fixsternhimmel übergreifen, um den dieser Potenz entsprechenden Maßstab zu finden.

Die Entfernung des schönsten und größten Fixsternes, des Sirius, von der Erde, beträgt nach Gretschels Astronomie etwas über 21,6 Billionen Meilen. Um diesen Weg zurückzulegen, würde das Licht, welches in 8 Minuten, 15 Sekunden von der Sonne zur Erde gelangt, 16,9 Jahre nötig haben.

Nehmen wir, um mit runden Zahlen zu rechnen, die Siriusweite zu 20 Billionen Meilen an, so würde das Licht, um von da zu uns zu gelangen, etwas mehr als 16 Jahre nötig haben, wofür wir rund 16 Jahre annehmen. Schon Herschel nannte die Entfernung, die das Licht erst in 16 Jahren zu durcheilen vermag, eine Siriusweite. Littrow, „Wunder des Himmels", 7. Auflage, S. 717.

Die Erde bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von 29,600 km, ungefähr 6 Stunden, in der Sekunde um die Sonne und die hiernach berechnete Länge ihrer Bahn, die sie in einem Jahre durchläuft, beträgt 124,262,080 Meilen. Um mit dieser Geschwindigkeit den Weg nach dem Sirius zurückzulegen, würde sie mithin $\frac{20 \text{ Billionen}}{124462080}$ $= 160{,}691$ Jahre und noch einen Bruchteil nötig haben.

Eine Kugel von 20 Billionen Meilen im Halbmesser enthält an Kubikmeilen 335104 mit 35 Nullen. Eine Kubikmeile Wasser enthält Tropfen 675 mit 16 Nullen. Beide Zahlen miteinander multipliziert, ergeben 2261952 mit 53 Nullen, also im ganzen 60 Stellen.

Der Verdünnungskoefficient der 30. homöopathischen Potenz hat im Nenner jedoch 61 Stellen.

Ein Tropfen Arznei unter eine Wasserkugel gemischt, deren Durchmesser so groß ist, daß das Licht 32 Jahre und die Erde 321382 Jahre nötig haben, um sie in der Richtung des Durchmessers zu durchlaufen, erreicht mithin noch nicht ganz die anempfohlene 30. homöopathische Verdünnung.

Denkt man sich die Erde in dem Mittelpunkte dieser Kugel, so reicht die Oberfläche dieser letzteren nach allen Seiten hin bis weit in den Fixsternhimmel hinein, d. h. es befinden sich innerhalb dieser als Maßstab für die 30. homöopathische Verdünnung dienenden Kugel noch viele Fixsterne. Denn von den uns zunächst liegenden, deren Entfernung man bestimmt hat, braucht das Licht nur einen Zeitraum von etwas über 3 Jahren, um zu uns zu gelangen, während es zur Zurücklegung des Weges von der Kugeloberfläche bis zur Erde 16 Jahre nötig hat.

Bei dem Maßstabe für die 30. Potenz gelangt man schon zu Größen, welche für die menschliche Phantasie fast unfaßbar sind. Mehrere Homöopathen haben jedoch die 100., ja selbst die 1500. und sogar die 16000. Potenz zur Anwendung vorgeschlagen.

Man vergleiche folgende Schriften:

„Die Homöopathie in ihrer Bedeutung für das öffentliche Wohl von Dr. Johannes Rigler." Berlin 1882. S. 79 und 65.

Dr. J. J. Gutwill gibt in seiner Schrift — „Die allein mögliche Cellular- und Atomentherapie", Leipzig 1872 — S. 39, ganz ausdrücklich an, daß die 100. Verdünnung des Phosphors unter geeigneten Verhältnissen noch eine entsprechende Wirkung zeige.

Ich will es deshalb zum Schlusse auch noch versuchen, den Maßstab der 100. Verdünnung zu berechnen und möglichst anschaulich zu machen.

Denken wir uns eine Kugel, deren Halbmesser eine Decillion (1 mit 60 Nullen) Meilen groß ist, so würde deren Körperinhalt (1 mit 60 Nullen)$^3 \times 4{,}1888$ Kubikmeilen betragen. (1 mit 60 Nullen)$^3 = 1$ mit 180 Nullen.

1 mit 180 Nullen $\times$ 41888 = 41888 mit 176 Nullen Kubikmeilen. Und da nach dem früheren eine Kubikmeile 675 mit 16 Nullen Tropfen enthält, so erhält man die Tropfen der in Rede stehenden Kugel durch den Ausdruck 41888 mit 176 Nullen $\times$ 675 mit 16 Nullen.

Die Multiplikation ausgeführt ergibt:

282 744 mit 194 Nullen Tropfen, zus. 200 Stellen.

Der Verdünnungskoefficient der 100. Potenz hat jedoch im Nenner (1 mit 200 Nullen), mithin 201 Stellen, oder mit andern Worten: Die Wasserkugel, welche den Maßstab für die 100. Potenz bildet, enthält (1 mit 200 Nullen) Tropfen.

Vergleicht man diese beiden Kugeln miteinander, so findet man, daß die letztere ihrem Rauminhalte nach immer noch mehr, als 3 1/2 mal so groß, als die erstere ist; denn

$$\frac{\text{1 mit 200 Nullen}}{\text{282 744 mit 194 Nullen}} = 3{,}53\ 2\ \text{c},$$

der Verdünnungskoefficient der 99. Potenz ist =

$$\frac{1}{\text{1 mit 198 Nullen}},$$

der Maßstab der 99. Potenz ist mithin kleiner, als die Kugel, deren Halbmesser = ein Decillion Meilen.

Ein ganzer Tropfen Urtinktur unter eine Wasserkugel gemischt, deren Halbmesser eine Decillion Meilen groß ist, ergibt mithin eine zwischen die 99. und 100. Potenz fallende Verdünnung der Homöopathen, und diese Kugel ist nach dem Vorstehenden noch um das 3 1/2 fache zu klein, um den Arzneitropfen in die 100. Verdünnung überzuführen.

Um jedoch mit ganzen Zahlen zu rechnen, wollen wir nur die Größenverhältnisse der zu kleinen Kugel von 1 Decillion Meilen Halbmesser einer weiteren Betrachtung unterwerfen.

1 Decillion Meilen durch die Siriusweite von 20 Millionen Meilen dividiert, ergibt die Größe des Halbmessers dieser Kugel in Siriusweiten ausgedrückt, nämlich

$$\frac{\text{1 Decillion}}{\text{20 Billionen}} = \frac{\text{1 mit 60 Nullen}}{\text{2 mit 13 Nullen}} = \frac{\text{1 mit 47 Nullen}}{2}$$

= 5 mit 46 Nullen, oder 50 000 Septillionen Siriusweiten.

Da das Licht, um eine Siriusweite zurückzulegen, 16 Jahre nötig hat, so würde es mithin, um den Halbmesser der Kugel, die als Maßstab für die 100. Potenz noch viel zu klein ist, zu durchlaufen einen Zeitraum von (5 mit 46 Nullen) 16 = (8 mit 47) Nullen oder 800 000 Septillionen, sage: Achtmalhunderttausend Septillionen Jahre nötig haben.

Es ist nicht möglich, sich auch nur eine annähernde Vorstellung von der Größe dieses Halbmessers oder der Größe der Kugel, welche als Maßstab der 100. Potenz dienen könnte, zu machen, namentlich wenn man dabei die uns schon fast unbegreifliche Geschwindigkeit des Lichtes mit in Betracht zieht, welches bekanntlich in jeder Sekunde einen Weg von 300 000 km zurücklegt, und sich in einer Sekunde durch eine Entfernung schwingt, die den Umfang der ganzen Erde achtmal übertrifft. Littrow, „Wunder des Himmels", S. 123.

Herschel hat die Entfernung der äußersten, mit den stärksten Teleskopen noch kaum wahrnehmbaren Nebelflecken zu mindestens 10 000 Siriusweiten geschätzt, eine Größe, welche man im Vergleiche zum Halbmesser unserer Wasserkugel, die den Maßstab der homöopathischen 100. Potenz des Herrn Dr. Gutwill bildet, als eine verschwindend kleine bezeichnen muß.

Der Phantasie der verehrlichen Leser muß ich es überlassen, sich ein Bild von der Größe des Maßstabes der 1500. oder gar der 16 000. Verdünnung selbst zu entwerfen, weil meine Phantasie hierzu nicht ausreichend ist.

Die Jagd auf Wale.

Von

Leonhardt-Ensrud.

Schon seit mehreren Jahrhunderten wird gegen die Wale ein gewaltiger Vernichtungskrieg geführt, der zur allmählichen Ausrottung dieser harmlosen und nützlichen Tiere führen muß. Besonders waren die Grönlands- und Pottwale Gegenstand einer weit ausgedehnten, Gewinn bringenden und nicht besonders schwierigen Jagd gewesen. An dieser haben sich die Engländer, Holländer, Norweger und Amerikaner sehr rege beteiligt. Allein von den letzteren wurden in dem Zeitraume von 1835 bis 1872, also während 38 Jahren, 19 943 Fahrzeuge im Dienste des Walfischfanges beschäftigt und dabei 3 671 772 Tonnen Walrat, 6 553 014 Tonnen Thran und 163 013 Tonnen Fischbein gewonnen, wofür die Summe von 1 259 620 000 Mark erzielt wurde. Um dieses zu erreichen, mußten nach Scammons Schätzung jährlich 3845 Pottwale und 2875 Bartenwale getötet worden sein. Im Jahre 1854 erreichte der Walfischfang seine höchste Blüte, um durch die Abnahme der Wale dann rapid zurückzugehen, so daß bald der Gewinn nicht mehr die Kosten der Ausrüstung decken konnte.

So stark den Grönlands- und Pottwalen nachgestellt wurde, um so weniger wurden die in allen nördlichen Meeren und vorwiegend an den norwegischen Küsten in großer Anzahl vorkommenden Finn- und Riesenwale beachtet. Es lag das teils an der geringen Ausbeute an Thran und Fischbein, die diese Arten liefern, teils an der außerordentlichen Kraft und Geschwindigkeit dieser Tiere, die deshalb schwer zu fangen sind, teils auch daran, daß sie, nachdem sie getötet sind, in der Regel gleich sinken und dann erst mittels sehr starker Seile und Hebezeuge aufgezogen werden müssen. Man begnügte sich deshalb bis vor nicht vielen Jahren damit, nur die von der Flut an das Land geschwemmten Finn- und Riesenwale auszubeuten.

Durch die immer größer werdende Seltenheit der Grönlands- und Pottwale wurden die Walfischfänger gezwungen, sich nach Mitteln umzusehen, die sie in den Stand setzten, die Finn- und Riesenwale mit Erfolg zu jagen. Da diese Tiere den Heringsschwärmen bis dicht an die Küsten folgen, so strebte man danach, den Fang von hier aus mit Hilfe besonderer Apparate und Maschinen zu betreiben. Indem man dann die Wale an das Land schleppt, ist man vermögend, sämtliche Teile zu verwenden, während man von den fast ausnahmslos nur in den offenen Meeren vorkommenden Grönlands- und Pottwalen nur die wert-

vollsten Teile benutzen kann, nämlich den Speck und das Fischbein, und die übrigen Teile dem Meere überlassen muß.

Es versuchten nun unter anderen die beiden Amerikaner Lilliendahl und Roys die Finn- und Riesenwale zu jagen, mußten aber nach einigen Jahren mit einem Deficit von 2½ Millionen Mark die Versuche aufgeben. Nach diesen beiden Walfischfängern zeichnete sich besonders der dänische Marinekapitän Hammer durch seine großartigen Expeditionen aus; aber auch er war der Aufgabe nicht gewachsen. Erst dem norwegischen Walfischfänger Svend Foyn gelang es nach jahrelangen Experimenten, für die Riesen entsprechende Fangapparate zu konstruieren und darauf einen Gewinn bringenden Betrieb zu gründen. Foyns patentierte Methode wird nun von vielen Gesellschaften benutzt, die in Finnmarken und auf Island Stationen gründeten. Foyn schießt mit einer Kanone von einem Dampfschiffe aus die an einem starken Kabel befestigte Harpune nach dem Wale und bringt ihn, nachdem er getötet ist, mit der Flut in den Hafen, wo er während der Ebbe seines Speckes und Fischbeines entledigt wird. Das Fleisch, die Eingeweide und die Knochen werden zu Fischguano verarbeitet. Welche Massen man von einem Wale erzielt, läßt sich beurteilen, wenn man bedenkt, daß letztere eine Länge von 30 m und ein Gewicht von 180000 kg erreichen.

Zu dem Walfischfange benutzt Svend Foyn schnell gehende Dampfschiffe von circa 30 m Länge. Obige Abb. stellt das Schiff dar, S. 157 den vorderen Teil desselben mit der Kanone in größerem Maßstabe. Vorn an dem Steven A eines jeden Schiffes befindet sich in einer Lafette gelagert eine circa 600 kg schwere, aus bestem Gußstahl gefertigte Kanone B von 100 mm Kaliber, die durch einen zweckentsprechenden Mechanismus mit der größten Leichtigkeit in jede beliebige Richtung gestellt werden kann. An den beiden Seiten der Kanone sind vorspringende Bretter e angebracht, auf welchen der Schütze seinen Stand hat. In der Lafette, worin die Kanone ruht, sind hinter den Messinglagern der Kanonenzapfen Kautschukstücke befestigt, die den Stoß der Kanone vollständig aufnehmen. Die Ladung besteht aus gewöhnlichem Pulver, jedoch muß die gewaltige Wirkung desselben gegen die Harpune durch eine elastische Vorladung gedämpft werden. Diese besteht zuerst aus einer Schicht Werg, hierauf folgt Kautschuk und endlich zwischen dieser und der Harpune Wolle. Erst durch dieses Mittel ist es möglich geworden, die Harpune auszuschießen, ohne sie zu zerstören. Unterhalb der Kanone befindet sich eine schräg stehende Platte b, auf welche der „Vorläufer“ oder der vordere Teil des mit der Harpune verbundenen Kabels in einer die Schußweite übertreffenden Länge aufgerollt liegt. Der hintere, größere Teil des Kabels geht erst über eine an der Lafette angebrachte Rolle f und dann über eine eigentümlich konstruierte Winde g, deren Spulen es mehrere Male umschlingt, nach dem Schiffsraum, wo es in einer Länge von mehreren Seemeilen aufgekoilt ist. Das Ende des Kabels ist mit dem Kiele fest verbunden. Die Winde wird von einem einzigen Manne bedient und kann mittels eines einfachen Handgriffes durch Reibungsräder mit der Schiffsmaschine gekuppelt und so mit der ganzen Maschinenkraft allein oder auch mit dem Propeller gemeinschaftlich getrieben werden. Dadurch ist man imstande, das Kabel nach der Geschwindigkeit des Wales auszulassen oder einzuziehen.

Dampfschiff zum Walfischfang (S. 155).

Da nun der Wal, nachdem er angeschossen ist, mit außerordentlicher Geschwindigkeit läuft, muß man mittels der Winde das Kabel so schnell loslassen, daß die Geschwindigkeit des vom Wale mitgeschleppten Schiffes nicht eine gewisse Grenze überschreitet, weil dann der Schiffswiderstand größer würde, als ihn das Kabel auszuhalten vermag [1]). Sobald nun aber die Geschwindigkeit des Wales abnimmt, oder wenn er seine Richtung ändert, muß man das Kabel so rasch wie möglich wieder einziehen. Es ist von äußerster Wichtigkeit, das ausgelaufene Kabelende möglichst kurz zu halten, weil man dann den Wal mehr an der Wasserfläche halten kann, wobei er von Luft anschwellt und durch die Anstrengungen schneller erschöpft wird. Kommt er dagegen in die Tiefe, so wird die Luft ausgepreßt und er erhält fast seine volle Kraft wieder. Man wird somit durch die Winde beinahe Herr der Bewegungen des Wales. Nach einiger Zeit ist der Wal so ermüdet, daß man dieser Vorsichtsmaßregeln nicht mehr bedarf und sich einfach von ihm ziehen läßt, was allerdings noch mit bedeutender Geschwindigkeit erfolgt. Jetzt ist es zu seiner rascheren Erschöpfung notwendig, nach und nach mehr Widerstand einzuführen. Da das Baken mit der Schiffsmaschine von untergeordneter Bedeutung ist, so werden auf jeder Seite des Schiffes 1¼ m breite und 2½ m hohe Schaufeln (h in Abb. S. 155) in

---

[1]) Der Schiffswiderstand steigt nämlich in der dritten Potenz der Geschwindigkeit. So ist z. B.
bei 2facher Geschwindigkeit der Widerstand der 8fache,
„ 3facher „ „ „ „ 27fache,
„ 4facher „ „ „ „ 64fache.

schräger Stellung nach vorn in das Wasser allmählich eingeführt. Die unteren Enden der Schaufeln sind an Flaschenzügen und die oberen Enden an Querbalken über dem Fahrzeuge befestigt.

Aeußerst sinnreich ist die Harpune konstruiert. S. 158 o. zeigt dieselbe, bereit, in die Kanone gelegt zu werden. S. 158 u. die Harpune, wie sie im Wale steckt. Die Harpune besteht aus drei Hauptteilen: aus der Granate A, dem Widerhakenhalter B und dem Schaft oder Hinterteil C. Letzterer wird in die Kanone gebracht und ist mit einem langen Schlitze versehen, worin der Ring, an dem das Kabel befestigt ist, gleitet. Das Kabel ist aus dem besten Manilahanf gesponnen und 150 mm stark, so daß es mit Sicherheit auf die Dauer eine Beanspruchung von 20 000 kg auszuhalten vermag. Damit die Harpune bei den ungestümen Bewegungen des Wales nicht zerbricht, ist der Halter B gelenkartig mit dem Schafte C durch Oesen L verbunden. Bei der Abfeuerung müssen jedoch alle Teile eine starre Verbindung bilden, zu welchem Zwecke die Oesen mit angeschmiedeten Zapfen g versehen sind, die in entsprechende Vertiefungen h eingreifen. Zu demselben Zwecke sind noch an den Oesen die Knaggen i angebracht, um welche an den vier Widerhaken b befindliche Vorsprünge greifen, und dadurch verhindern, daß die Oesen auseinander gezogen werden. Zur weiteren Sicherheit sind um die Widerhaken schwache Seile gewickelt, die bei dem Eindringen der Harpune in den Fisch abgestreift werden; die Widerhaken können dann beim Anspannen des Kabels frei ausschlagen und die Stellung, wie S. 158 u. zeigt, annehmen; ebenso werden die Oesen frei wie Kettenglieder und gestatten jede Bewegung des Wales ohne den geringsten Schaden für die Harpune. Die Widerhaken sind um die Zapfen c drehbar.

Vorderteil des Schiffes mit der Kanone (S. 155).

S. 159 zeigt in größerem Maßstabe die Granate im Durchschnitt. Sie wird an den Halter angeschraubt und ist mit einer schmiedeisernen Spitze S versehen. Die Granate ist mit 2—3 kg Pulver gefüllt, welches bei dem Ausschlagen der Haken zur Explosion gebracht wird. Indem die Haken mit ihren kurzen Enden m ein konzentrierte Schwefelsäure enthaltendes Glasröhrchen zerdrücken, ergießt sich die Flüssigkeit in eine Kautschukschlange n, die ein Gemisch von chlorsaurem Kali und Zucker enthält. Die Schwefelsäure bewirkt eine Entzündung des Gemisches; das entstehende Feuer wird durch ein in der Kautschukschlange befestigtes Messingrohr nach dem Pulver verpflanzt. Die Granate ist nur mit einem ganz schwachen Gewinde an den Halter geschraubt, so daß sie bei eintretender Explosion sich sofort von letzterem trennt und noch tiefer in das Fleisch eindringt, um dann um so schlimmere Zerstörungen zu bewirken.

Harpune, schußfertig (S. 157).

Ist der Fisch durch Anstrengungen und Blutverlust endlich getötet, so wird die auf dem Schiffe befindliche Winde gleichfalls benutzt, um ihn an die Wasserfläche zu heben. Zu dem Ende wird das Kabel über eine an dem Fockmaste elastisch befestigte Rolle gelegt. Die elastische Verbindung macht es allein möglich, in Seegang den toten Fisch zu heben, weil ohne diese der schweren Rucke wegen etwas brechen müßte und Wal und Geräte verloren gingen. Es sind deshalb an dem Fockmaste zwei starke Hänger übereinander angebracht, die durch eine denselben 30mal umschlingende Kautschukschnur von 30 mm Stärke elastisch miteinander verbunden sind. An dem unteren Hänger ist die Rolle befestigt. Wenn der Wal bis an den Schiffsbug gehoben ist, werden Anker und Flaschenzüge benutzt, um ihn über Wasser zu halten, bis man mittels einer dazu eingerichteten Nadel eine eiserne Kette durch seinen Ober- und Unterkiefer gezogen hat, die dazu dient, den Kopf an dem Bug zu befestigen. In die Mitte des Wales wird noch eine gewöhnliche Harpune gesteckt, die durch Flaschenzüge und Ketten mit dem Fockmaste verbunden wird, und schließlich wird der Schwanz durch Seile an dem Hintersteven befestigt. Der jetzt gerade unter der Wasserfläche gehaltene Fisch wird nun in dieser Lage nach der Station bugsiert.

Eine interessante Schilderung eines Walfischfanges gibt uns der schwedische Naturforscher Sandberg, dem von Svend Foyn ein großer Dampfer zur Verfügung

Stellung der Harpune im Wal (S. 157).

gestellt wurde und der ihm gleichzeitig gestattete, den Fang für zoologische Zwecke zu behalten. Sandberg erzählt:

„Von der ungeheuren Kraft eines Wales erhält man einen Begriff, wenn man erfährt, daß dieses

Tier, nachdem die Granate schon in seinem Inneren explodiert, doch imstande ist, die stärksten Kabel zu zerreißen und zwar trotzdem das Schiff den Bewegungen des Wales wie ein Blatt auf dem Wasser folgt. Das Schießen erfordert eine solche Schnelligkeit und Genauigkeit, daß ein guter Walschütze ein kleiner Schatz ist. Doch kann selbst der beste Schütze einen Fehlschuß thun, besonders bei hoher See oder wenn das Ziel ein Finnwal ist. Denn letzterer zeigt sich nur an der Oberfläche, um sofort wieder unterzutauchen. Er ist viel schneller in seinen Bewegungen

Granate im Durchschnitt (S. 157).

als der fettere und daher trägere Buckelwal, obschon dieser auch sowohl schnell als außerordentlich stark ist. Man muß sich sehr hüten, einen Wal in den Schwanz oder in dessen Nähe zu schießen, denn in diesem Falle wird ersterer nur mit ungeschwächter Kraft dem Schiffe vorgespannt und zieht dieses mit Blitzesschnelligkeit hilflos durch die Wellen. Eine solche Fahrt mußte Foyn selbst durchmachen, indem er einen Wal beim Schwanze festschoß und darauf zwei Tage und zwei Nächte in Sturm und bei hoher See auf dem Meere herumgeschleppt wurde.

„Foyn hätte nur nötig gehabt, das Kabel abzuhauen, um sich zu befreien; aber dazu war der Alte zu stolz. Zuletzt zerriß das Kabel, indem man versuchte, den Wal einzuziehen, und der Alte war wieder bereit, auf den nächsten Wal loszugehen. Aber diese Reise wird Foyn wohl nie vergessen.

„Nun zurück zu unserem Wale, der zwar noch lange nicht der unsrige war und wohl kaum an die Möglichkeit gedacht hatte, unsere nähere Bekanntschaft zu machen. Die Kanone wurde in Bereitschaft gebracht und geladen, die Harpune eingesetzt und die Jagd begann. Sie war von spannendem Interesse. Wir kamen öfters ganz dicht an den Wal heran, der wahrscheinlich keine Furcht vor uns hegte. Dies sei jedoch nicht gesagt, um ihn herabzusetzen oder als ein Beweis seines Leichtsinnes; denn er war beinahe ebenso lang wie unser Schiff (25 m zu 30 m) und viel breiter. Große Breite des Wales wird aber mit Recht als Zeichen großer Kraft angesehen. Zuletzt kam er in die passende Entfernung, und der Schuß ging los. Die ungefähr 1½ m lange Harpune verschwand augenblicklich in das Innere des Wales und wirkte plötzlich lähmend. Zuerst glaubten wir alle, daß das Tier mit einem Male getötet sei, was häufig vorkommt. Aber plötzlich ging es mit rapider Geschwindigkeit in die Tiefe. Das Kabel wurde gestreckt, die Harpune spannte ihre Klauen, und ein dumpfer Knall sagte uns, daß die Granate in dem Wale explodiert war. Noch einmal blieb er, wie vom Blitze getroffen, stehen. Aber nun begann die wilde Jagd. Vor Schmerz rasend, eilte er hier und dort hin, bald in die Tiefe, bald an die Wasserfläche. Unser Schiff wurde von dem vorgespannten Leviathan mit großer Geschwindigkeit bald nach der einen, bald nach der anderen Seite gerissen, so daß das Wasser über den Steven schlug. Jeder Mann war auf seinem Posten. Jeder gehorchte dem kleinsten Winke des Führers. Man sah sofort, wie gewandt der Kapitän und seine fünf Leute sind, jeder für sich und doch alle zusammen zu arbeiten. Es war ein Kampf auf Tod und Leben zwischen zwei zusammengespannten Meeresriesen, und der Sieg schien anfangs nicht nach unserer Seite zu neigen.

„Jeder Kämpfende führte seine Farbe hoch wehend vor dem Winde: die unsrige der schwarze, wirbelnde Rauch, der in finsteren Massen dem Wege folgte, auf dem wir hin und her geworfen wurden; des Wales die rote, das Meer weit herum färbend, indem er jedesmal, wenn er auf der Oberfläche erschien, hohe Kaskaden von Blut spritzte, die in den blassen Strahlen der Abendsonne wie Rubinenregen funkelten, während der Bug einem ungeheuren Seeadler mit zwei breiten weißen Flügeln von Schaum glich. Als Zeuge unseres Kampfes stand in der Nähe am Strande ein gewaltiger finsterer Felsen mit in Wolken gehüllter Spitze, zwischen den kahlen, hie und da mit Schnee bedeckten Bergen emporragend, die den Horizont begrenzten. Nicht ein einziger freundlicher Zug war in diesem Bilde zu finden, ein passender Hintergrund für solch einen Kampf zwischen den zwei Meereswundern.

„Eine Stunde dauerte auf diese Weise der Kampf, bis die Kräfte des Wales abzunehmen anfingen. Er begann, sich bewußtlos auf die Seite zu werfen und kam zuweilen mit einer solchen Geschwindigkeit von der Tiefe heraufgeschossen, daß der ganze Kopf oder der dritte Teil seines Körpers über dem Wasser zum Vorschein kam. Nun erst begann für uns eine ernstere Gefahr. Durch fünfzehnjährigen fortwährenden Gebrauch waren die schon von Anfang her dünnen Platten an unserem Schiffe bedeutend vom Zahne der Zeit abgenagt. Wenn der Wal mit seiner ungeheuren vis inertiae von der Tiefe heraufgeschossen wäre und unser Schiff mit dem Kopfe getroffen hätte, hätte er gewiß dasselbe zertrümmert. Es galt also, scharfe Beobachtungen zu machen und sich in gehörigem Abstande zu halten.

„Noch eine kurze Zeit, und der Wal war vom Blutverluste so geschwächt, daß er von einem ausgeschickten Boote mittels Lanzenstichen getötet werden konnte. Mit Hilfe einer durch die beiden Kiefer gesteckten Kette und einer Kette um den gewaltigen Schwanz wurde der Wal an das Schiff befestigt und die sechs Meilen nach dem Hafen von Jeretik geschleppt.“

Zu Tode wund! Von F. Specht.

St. Andreasberg im Harz.

Von

Richard Metzdorf.

In St. Andreasberg im Harz findet man die häufig beobachtete und doch immer wieder überraschende Thatsache, wie gewisse Industrieen an bestimmten und oft eng begrenzten Orten eine solche Höhe der Entwickelung erreichen können, daß sie damit einen Weltruf begründen.

So gibt es wohl kaum einen Platz der Erde, wo auf so kleinem Raume so viele und so verschiedene Kanarienvögel gezüchtet werden, als in St. Andreasberg. Dieser liebliche Sänger, dessen züchterische Entwickelung sich unwiderruflich an das Harzer Bergstädtchen knüpft, sei der anspruchslose Gegenstand einer Besprechung.

In den reichen Beziehungen, welche sich zwischen dem Menschen und der Tierwelt entwickelt haben, nimmt der Kanarienvogel eine der anmutigsten Stellen ein.

Er ist eine junge Eroberung der Kultur; wir besitzen ihn erst seit 400 Jahren, aber bald wurde er der beliebteste und verbreitetste aller Stubenvögel.

Seine Heimat findet er auf jener Inselgruppe des Atlantischen Oceans, welche wir die Kanarischen Inseln nennen und nach denen er den Namen erhalten hat. Besonders der westliche, gebirgige Teil derselben beherbergt ihn in größerer Menge, da er baumreiche Gegenden, die auf dieser Seite reichlicher vorhanden, bevorzugt.

Niemals traf man ihn auf dem Festlande, dagegen soll er vereinzelt auf Madeira und den Azoren vorkommen, was schon Linné wußte.

Als 1478 durch Heinrich den Seefahrer die Kanarischen Inseln für Spanien erobert wurden, fanden sie daselbst neben anderer reicher Beute einen Finken von außerordentlicher Zierlichkeit, mit lebhaften, graziösen Bewegungen, der sich durch einen sehr angenehmen und fleißigen Gesang auszeichnete.

Er war in großer Menge vorhanden und ließ sich leicht fangen. Daher wurde er bald nach Spanien ausgeführt und dort in der Gefangenschaft weiter gezüchtet. Solches Zuchtmaterial ging nach den Kanarischen Inseln zurück, da die Gefangenen an den Käfig gewöhnt und ausdau-

ernder als die Wildlinge waren, welche von nun an nur noch vereinzelt, allerdings bis an den Anfang des 17. Jahrhunderts, ausgeführt wurden.

Der erste Schriftsteller, welcher des Kanarienvogels erwähnt, ist Geßner, 1555; er nennt ihn Canariam aviculam, auch Zuckervögelchen übersetzt, und rühmt seinen gar lieblichen Gesang.

Später schreibt 1599—1609 Aldrovandi über ihn und ausführlicher schon Olina in einem 1622 zu Rom herausgegebenen Werke.

Der Canari der Spanier, das Zuckervögelchen, bildete bald einen namhaften Gegenstand des Handels und sie versorgten alle europäischen Häfen mit ihm.

Er wurde zu hohen Preisen verkauft und nur sehr reiche Leute konnten ihn besitzen. Er war bald der erklärte Liebling der Frauen und hat sich diese Liebe dankbar bis auf den heutigen Tag zu bewahren gewußt, wenn wir ihn auch jetzt in anderer Weise schätzen als früher.

Die Spanier monopolisierten den Handel, indem sie nur Männchen ausführten und die Methoden der Züchtung geheim hielten, so daß bis an den Anfang oder die Mitte des 16. Jahrhunderts keine andere Nation diese Vögel züchten konnte.

Erst dann änderte sich dieses beschränkende Verhältnis.

Olina erzählt, daß ein nach Livorno bestimmtes spanisches Schiff, mit Tausenden von Kanarienvögeln an Bord, an der italienischen Küste gescheitert sei und die auf diese Weise zur Freiheit gelangten Vögel sich westwärts nach der Insel Elba geflüchtet hätten. Das Klima habe ihnen zugesagt und sie hätten sich dort rasch vermehrt.

Erst von dort aus seien sie von den Italienern zur Zucht in der Gefangenschaft verwendet worden.

Olina verlegt diese, vielleicht nur teilweise richtige Begebenheit in die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Soviel aber ist historisch gesichert, daß von dieser Zeit an der Kanarienvogel von Italien aus sich rasch nach dem Norden, zuerst nach Tirol und dann nach Deutschland verbreitete, denn wir finden in dem 1669 durch Georg Horst deutsch herausgegebenen Tierbuch von Geßner seiner ausdrücklich erwähnt: diese Vögel sind vor diesem teuer verkauft und hochgehalten worden — anjetzo aber werden sie an vielen Orten in Deutschland gezogen, damit sie sich in gewissen Käfigen oft vermehren.

Es war das Land Tirol, in dem der gelbe Sänger eine begeisterte Aufnahme fand und in dem Marktflecken Imst im Oberinnthale, wo viel Bergbau betrieben und er auch viel von den Bergleuten gezüchtet wurde, bildete sich für ihn ein Handelscentrum, welches kulturgeschichtlich nicht ohne Reiz ist.

Spindler sagt: Es vereinigten sich mehrere Umstände, den Markt Imst zum Mittelpunkte des Handels mit geschwätzigen Vögeln zu machen.

Die angeborene Neigung des Oberinnthalers, umherzuwandern, je weiter, je lieber, um ein Stück Geld in die rauhe Heimat zurückzubringen — der lange Winter, der ihm erlaubt, Beschäftigungen im Hause beharrlich nachzugehen — endlich ein fanatischer Hang zur Vogelstellerei und ein besonderes Behagen an der Abwartung, Zähmung und am Abrichten des kleinen Federvolkes.

Jedenfalls wissen wir, daß sich dort jährlich Handelsgesellschaften, gewissermaßen Aktiengesellschaften bildeten, wo die Mitglieder bis zu 70 und 100 Dukaten einzahlten. Von diesen Beträgen wurden dann junge Vögel, und zwar nicht nur in Imst, sondern auch in Deutschland und der Schweiz zum Anlernen und zum Unterrichten aufgekauft.

Süßes von süßem Mund.

Sorgsam ausgewählte Träger wurden dann mit der handelsfähigen Ware in die weite Welt geschickt.

Der Auszug der Vogelträger geschah zwischen dem Portiuncala- und Laurenzifeste (2.—10. August), und gefeiert wurde dieser Tag als Volksfest.

Malerisch genug mag sich ein solcher Zug ausgenommen haben. Die Gilde der Vogelträger in ihrer eigenen Tracht: blaue, reich verschnürte Jacken, die Brust-

tücher mit silbernen Knöpfen besetzt, die kurzen Lederhosen kunstreich ausgenäht, die rote Schärpe um den Leib, den grünen Hut auf dem Kopfe und die gefiederte Last in der Vogelstiege auf dem kräftigen Rücken.

Voran der vielgereiste Führer, den mit Epheu und Blumen geschmückten Alpenstock in der Hand und, als Zeichen seiner besondern Würde, begürtet mit einer durch Pfauenfedern geschmückten Leibbinde.

Der Kaplan segnete die Ausziehenden und bis nach dem nahen Orte Nassereit gab das Volk unter Musikbegleitung das Geleite.

Nur bis Donauwörth hielten die Träger zusammen, von dort aus trennten sich die Wege und jeder schritt die ihm vorgeschriebene Straße.

Nicht nur das Deutsche Reich durchzogen die furchtlosen Wanderer, sondern Holland, Belgien, Frankreich, Rußland, ja sogar die Türkei und Syrien wurde mit der kostbaren Last durchreist.

Ihr Sprüchlein war:

„Gelbe Vögel trag ich aus,
Goldne Vögel bring ich z' Haus
Und für's Dirnd'l 'n Blumenstrauß.

Aber ich hab 'n Weg 'n weiten
Und dazu kein Roß zum Reiten,
Da braucht's wohl 'n Kopf 'n gscheidten."

Oft reich an klingender Münze kehrten sie heim, doch gab es auch der guten und der schlechten Vogeljahre. So war das Jahr 1740 ein besonders gutes Kanarienjahr.

Noch heute nennen manche Gegenden den Kanarienvogel „Tirolervogel", aber in Imst selbst hat Bergbau und Kanarienhandel aufgehört.

Wir können hier gewissermaßen einen Ruhepunkt in unserer Betrachtung machen.

Wir haben die Geschichte des Vogels verfolgt, wie er aus seiner Heimat genommen, in den Käfig gesetzt und dort weiter gezüchtet wird.

Londoner Vogel (S. 170).

Tiroler Vogel (s. u.).

Er gelangt nach Spanien, welches den Handel mit ihm beinahe ein Jahrhundert lang monopolisiert, dann nach Italien und schließlich nach Tirol und Deutschland, wo er in Imst einen handelbeherrschenden Mittelpunkt findet.

Erst von dort aus wird Produktion und Verkauf in planmäßiger Weise organisiert und dadurch der Vogel in unglaublicher Weise verbreitet. Er wird den Leuten in das Haus gebracht, und einmal aufgenommen, entwickelt sich eine dauernde Freundschaft für ihn und mit ihm.

Jetzt können wir nun verfolgen, wie dieses kleine Tier auf seiner Weltreise von den verschiedenen Volksstämmen aufgenommen und wie es, je nach dem Volkscharakter, von ihnen weiter züchterisch entwickelt wird.

Betrachten wir zuerst den Tiroler Vogel (s. o.), so ist er mit dem heutigen Kanariensänger, den wir ja alle kennen, nicht mehr zu vergleichen. Er entspräche vielleicht noch unserer sogenannten Landrasse.

Der Kanarienvogel von damals wurde mehr als ein zierlicher und ein artiger Gesellschafter betrachtet und gehalten im offenen Bauer. Die Schönheit des Gefieders und Zeichnung desselben bestimmten seinen Wert.

Die begabteren mußten Lieder pfeifen und singen lernen, auch wurde er zu Kunststücken abgerichtet, aber sein eigentlicher Gesang war mehr eine wertvolle Nebensache.

Es ist ganz charakteristisch für die damalige Schätzung des Tieres, daß die Frauen des vorigen Jahrhunderts ihn gewissermaßen als Toilettegegenstand betrachteten.

Zum Sonntagsstaat der Frau von Stande gehörte der Kanarie auf dem Zeigefinger der rechten Hand, so wurden die Besuche empfangen, so ließ die Frau,

welche etwas gelten wollte, sich malen, und es gehörte zum guten Tone, sich nach dem Befinden des gelben Lieblings zu erkundigen, ihm auch wohl ein Stück Zucker mitzubringen.

Schließlich galt er also nichts mehr und nichts weniger als ein artiges Spielzeug — eine tiefere Schätzung, etwa seiner Gesangsleistung, war nicht vorhanden.

So war er, und aus diesem Tiroler Vogel haben nun die *germanischen* Völkerstämme, die Holländer, die Engländer und die Deutschen, und zwar die letzteren zuerst in dem kleinen Städtchen St. Andreasberg, drei ganz verschiedene Zuchtlinien geschaffen. Die Holländer veränderten vorwiegend die Figur, die Engländer vorwiegend die Farben und die Deutschen entwickelten die Gesangsfähigkeiten.

Der Holländer Kanarienvogel, wie wir ihn jetzt sehen, ist ein gelber Vogel mit kleinem Kopf und dummem Gesichtsausdruck. Er steht sehr schlank in den Beinen, ist 16 bis 18 cm hoch, also gewiß ein Drittel größer als unsere Kanarien, häufig mit einer Federhaube versehen und besitzt ein besonders groteskes Gefieder. Die Brust- und Rückenfedern sind nämlich sehr lang und eigentümlich gekräuselte, gleichsam zerschlissene Federn ziehen sich als eine aufgebauschte Linie vom Halse bis zur Brust, welches man Jabot nennt.

Englische Zucht (Green).

Die Federn an der Schulter sind stark aufgebauscht und gekräuselt, was man die Epauletten nennt.

Sind die Epauletten besonders stark entwickelt, heißt er *Trompeter*, sind die dunenartigen Brustfedern wie zu einer tiefen Halskrause sehr stark entwickelt, so avanciert er zum Lord-Major.

Den Franzosen scheinen diese Holländer Kanarien besonders gefallen zu haben, denn sie züchteten sie weiter, daher sie im Handel auch häufig Pariser Kanarien genannt werden.

Noch eine andere Abart bildete sich, die sogenannten *Belgier* oder *Brüsseler* Kanarien.

Es sind sehr schlanke, schmale Holländer von geringerem Gefieder, aber mit einem eigentümlich gewölbten Rücken, dem sogenannten Katzenbuckel.

Sie haben dadurch etwas ausgesprochen *Komisch-demütiges* und nennt sie der Volkswitz passend *Leichenbitter*.

Hier müßte ich gleich noch erwähnen, daß die Engländer diese Belgier adoptiert und noch weiter und charakteristisch, aber ohne den eigentlichen Katzenbuckel, durchgezüchtet haben.

Die Farbe ist dann rein goldgelb, der Kopf schlangenartig flach, breit und eckig.

Die Schultern sind ganz abstehend. Der Glanzpunkt besteht in florettseidenähnlicher Textur der Federn und gelten sie als die elegantesten aller Vögel.

Die unglaublichsten Veränderungen mit dem ursprünglichen Tiere sind nun den Engländern gelungen.

Sie haben Tiere gezüchtet, welche kein Laie mehr für Kanarienvögel halten würde.

Wie die Holländer auf Veränderung der Figur und auf ein besonderes Gefieder züchteten, die gelbe Farbe aber beibehielten, so züchtete der Engländer neben der Gestaltsveränderung vorwiegend auf Farbenverschiedenheit. Er hat allmählich Tiere hervorgebracht, die doppelt so groß als ein deutscher Kanarienvogel sind (Manchester-Rasse), oder bedeutend kleiner als ein solcher (Londoner Rasse), und Tiere von zimtbrauner, goldgelber, brauner, grüner, durch Cayennepfeffer-Fütterung sogar von roter Farbe (S. 167, 169, 179, 181).

Ferner Vögel, welche so starke Kopfhauben von Federn haben, daß die Augen überdeckt werden, andere Familien sind wie die Schwalben gezeichnet oder haben regelmäßige schwarze Flecken auf dem olivengrünen Rücken, die sogenannten Eidechsen (Lizarden) u. s. w.

Es müßte ermüden, die sehr große Anzahl von ziemlich rein durchgezüchteten Kanarienfamilien hier aufzuführen, welche die Engländer produziert haben. Es existieren dort große Vereine von Züchtern und hochentwickelte Kanarien-Zeitschriften, der Haupthandelsplatz ist Manchester.

So bedeutend die Leistungen der Holländer und namentlich der Engländer auch *züchterisch* sein mögen — so sind sie doch alle auf falschen Wegen gegangen und haben das wahre Wesen des Kanarienvogels nicht erkannt.

Sie sind mit allen ihren Leistungen durch die stille und ausdauernde Thätigkeit einfacher Bergleute in St. Andreasberg geschlagen und überschritten worden.

Denn erst diese haben gefühlt und verstanden, was den eigentlichsten und innersten Wert dieses merkwür-

digen Tieres ausmacht, was ihm vor allem eigen ist, seine wunderbare Gesangsfähigkeit, seine musikalische Begabung und sein umfangreiches, melodisches Stimmorgan.

Diese großen Anlagen, nicht seine Figur und sein Kleid sind die Grundlagen gewesen und sind es geblieben, auf denen der Deutsche den Vogel züchterisch zu seiner jetzigen Höhe, zum Gesangesvogel entwickelt hat.

Allerdings singen die Holländer und die englischen Farbenvögel ebenfalls — aber dieses armselige Gezwitscher darf mit dem wirklichen Gesange eines Harzers nicht verglichen werden.

Geteilte Freude – doppelte Freude.

Nach Andreasberg kam der Kanarienvogel wahrscheinlich erst anfangs des vorigen Jahrhunderts.

Der Bergbau in Imst wurde eingeschränkt und wanderten Imster Bergleute nach St. Andreasberg aus, sich dort ein neues Heim und lohnende Beschäftigung in den St. Andreasberger Bergwerken zu gründen.

Natürlich brachten sie den gelben, ihnen unentbehrlich gewordenen Hausgenossen mit.

Zuerst allerdings wurde noch unklar und nach tiroler Manier gezüchtet. Neben Kanarien hielt man, wie in Imst, noch den abgerichteten Gimpel und den Edelfink.

Wenn im Frühjahre dann die Sonne lockte, wanderten die Andreasberger hinaus, die am schönsten schlagenden Finken zu verhören und die besten einzufangen.

Die Finkenliebhaberei war so groß, daß fast vor jedem Hause ein Fink hing — wer nicht seinen Finken hatte, galt nichts und die ärmsten Leute boten oft vier bis fünf Thaler für ein gutes Exemplar.

Sehr schwer hielt es, diese Finkenliebhaberei in St. Andreasberg zu verdrängen und haben die Kanarienzüchter zuerst gewiß einen schweren Stand gehabt.

Denn jeder singende Vogel und ganz besonders der Kanarienvogel ist aufmerksam auf fremden Gesang. Das gellende Schapp, schapp! der Finken soll aber kein edler Sänger hören und darum können Fink und Kanarienvogel nicht nebeneinander bestehen.

Diese Erkenntnis brach sich endlich Bahn mit dem Verständnis, wie weit der gelbe Vetter an musikalischem Werte alle anderen Vögel überragt.

Erst jetzt konnten die Andreasberger rein auf Gesang züchten und sie haben schließlich Vögel mit solchen Leistungen erzogen, daß sie alles Frühere weit in den Schatten stellten und dadurch den Weltruf Andreasbergs begründeten.

Die züchterische Thätigkeit war eine einfache und zugleich mühsame. Sie setzte neben ausgezeichnetem Gehör die größte Hingebung und unausgesetzte Aufmerksamkeit voraus. Fast jede Stunde des Tages wurde den Vögeln gewidmet.

Schon im Februar mußte die Hecke zusammengesetzt — wie der Andreasberger sagt, eingeworfen — werden. Bis November und Dezember dauert dann die Ueberwachung der jungen Brut.

Da gab es alte Züchter, die von September an überhaupt die Stube nicht mehr verließen, um die Schüler keine Stunde ohne Aufsicht zu lassen.

Denn trotz aller seiner Anlagen verlangt der gelbe Sänger, soll etwas Rechtes aus ihm werden, einen gesitteten Unterricht.

Zuerst kommt die junge Brut, sobald sie selbständig geworden und aus der Hecke genommen werden kann, in große Flugbauer, um dort die Jugend zu genießen, richtiger durch Turnen und Herumbalgen mit ihresgleichen den Körper zu kräftigen und die Brust zu weiten. Keine Stunde ist der Schüler ohne Vorsänger.

Bald nach der Mauser, die er leicht übersteht, da er nur die Flaumfedern, nicht die Kielfedern wechselt, regt sich der Gesangsdrang mächtiger in ihm.

Wenn dann die Vorsänger ihr Morgen-, Mittag- und Abendlied, das sind die Tageszeiten, an denen der Vogel besonders zusammenhängend singt, vortragen, sieht man in einem edlen Stamme das Gebalge der Jugend aufhören.

Die Kleinen sitzen dann ruhig, Mann neben Mann auf den Stengeln und üben, ihre Kehlchen mächtig aufblasend, jeder nur mit sich selbst und seinem Studium beschäftigt. Für jeden Tierfreund ein reizender Anblick. Zuerst allerdings ist die Stimme noch unbeholfen, es ist ein Geknuckse und Geknackse, allmählich nurk nark aber klärt sich das Tongeschwirr und lassen sich die einzelnen Touren wohl heraushören.

Sie werden dreister und versuchen ihr Repertoire zu vergrößern.

Je ruhiger die Vögel beim Singen sitzen bleiben,

je fleißiger sie üben, je vielversprechender ist die Nachzucht.

Da aber die Beanlagung der einzelnen Individuen eine recht verschiedene ist, so müssen der Ansteckungsgefahr wegen schon jetzt die schlechten Subjekte entfernt werden.

Es kommt nun die Zeit, wo die Jugend anfängt, lauter zu werden, wo der Ueberschuß der Kräfte die Gefahr eines heftigen Gesanges birgt, der Harzer Vogel soll aber leise und ruhig singen.

Die jungen Studenten kommen daher in Klausur, d. h. in kleine Bauerchen, die sogenannten Harzer-Bauerchen, in Einzelhaft.

Zuerst behagt das enge Behältnis der an den freien Flug im großen Bauer gewöhnten Jugend sehr wenig — aber ihre schmiegsame Natur gewöhnt sich rasch an die neuen Verhältnisse und bald beginnt sich ein erneuter Lerneifer zu zeigen.

Es ist ein erstaunlicher Fleiß in diesen jungen Tieren und es hat etwas Rührendes, wie sie immer wieder ansetzen, um eine schwierige Tour herauszubekommen, bis es endlich gelingt, und mit Stolz sie dieselbe dann wiederholen.

Gesangunterricht.

In den kleinen Bauern werden die Vögel allmählich an eine gewisse Verdunkelung gewöhnt, am besten in sogenannte Gesangeskästen oder Dunkelkästen gestellt.

Die Vögel müssen einander hören, aber keiner darf den andern sehen können.

Dadurch wird erreicht, daß der Schüler seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gesang konzentriert, weder kann er in dem kleineren Behältnis ausgiebig turnen, noch seine Zeit mit der Beobachtung seiner Umgebung vertrödeln und das milde Dämmerlicht gibt ihm Ruhe.

Diese Verdunkelung ist seit circa 50 Jahren von den Andreasbergern als ein mächtiges und durchaus unentbehrliches Hilfsmittel für die Erziehung und Erhaltung eines ruhigen und zusammenhängenden Gesanges erkannt und benutzt worden.

Ohne dieses Hilfsmittel würden wir die heutigen Leistungen der Gesangesvögel nicht besitzen.

Die Sonne ist der Feind des Gesanges, lautet ein durchaus richtiges Wort der Kanarienveredelung und auch die Nachtigall singt ihre klagenden Rollen und fallenden Flöten ruhiger, gebundener und getragener in dem Düster der Nacht oder dem milden Dämmerlicht des Mondenscheins, während ihr Gesang am Tage unruhiger, kürzer und mehr abgebrochener sich zeigt.

Es ist durchaus nicht richtig, die Sänger in ihrem dämmerigen Heim zu beklagen, sie befinden sich sehr wohl darin und lohnen alle Pflege durch fleißigen Gesang.

Der Gesang aber ist auch ein Ausdruck des körperlichen Wohlbefindens, er zeigt uns an, daß der kleine Bewohner des dunklen Bauers sich behaglich fühlt.

Nur einzelne, besonders ruhige Exemplare vertragen das volle Tageslicht, doch sind solche Individuen verhältnismäßig selten.

Der seit einem halben Jahrhundert in der Dämmerung erzogene Andreasberger ist ein echter Kammersänger und Kammermusikus geworden. Ruhig, zart und leise singt er seine Weise.

Man setze den edelsten Vogel dem Lichte, oder wie es unverständigerweise oft geschieht, der vollen Sonne aus — er beginnt lauter zu werden, das gebundene geht verloren, er fängt an zu dreschen, wie der technische Ausdruck lautet, vielleicht an zu schreien.

Ein weiterer, wichtiger Faktor für die Veredelung war die besondere Ernährung.

Der Gesangesvogel muß nach langjähriger Erfahrung in eigenster Weise gefüttert werden.

Alle mehligen Sämereien sind seiner Stimme schädlich, machen sie leicht heiser und schreiig.

Nur ölige Sämereien dürfen gegeben werden und zwar stellt bester, ausgereifter Sommerrübsamen das Grundfutter dar.

Je milder und süßer sein Geschmack, je mehr wird er geschätzt, Winterrübsamen darf ihm nicht beigemischt sein, da dieser den Tieren sehr schädlich. Guten reinen Sommerrübsamen zu erwerben ist das erste Bestreben des Züchters.

Es gibt große Firmen, welche den Samen für diesen besonderen Zweck anbauen, oft jäten und ausreifen lassen und diese ausgezeichnete Ware dann in den Handel bringen.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß dieser der Stimme so zuträgliche Samen von den Vögeln eigentlich nicht gerne genommen wird, daher die Tiere auch nie mehr von ihm füttern, als sie zur Erhaltung brauchen.

Geringe Mengen von Mohnsamen und Salat-

samen sind ebenfalls zulässig. Sehr schädlich dagegen wirkt der Kanariensamen — Spitzsamen genannt — und Hanf, beides darf ein Andreasberger Vogel nicht bekommen, es macht die Tiere heftig und schreiig.

Von Sommerrübsamen allein kann ein sehr fleißiger Sänger nicht bestehen und bekommt er als Kraftfutter täglich oder ein um den andern Tag eine Messerspitze hartgekochtes Ei mit etwas Zwieback verrieben.

Ohne Eifutter ist ein durchsingender Vogel gar nicht zu erhalten, es ist das einzige Futter, welches dem Vogel Ausdauer gibt und zugleich für die Stimme günstig ist. Vögel mit Eifutter haben Schmelz im Organ und melodischen Zug im Gesange. Nur macht es in größerer Menge gefüttert heftig, daher es vom einsichtigen Züchter der Individualität des Tieres entsprechend gefüttert werden muß — einzelne vertragen mehr, bedürfen sogar des Sporns — andere nur wenig. Ei mit wenig Maismehl und Zucker, nach dem Rezept des Herrn Peter Ernteges in Elberfeld gebacken, kommt in den Handel als Maizenabiskuit und ist jetzt fast überall zu haben.

Für solche, welche nur einen oder wenige Sänger halten, eine große Bequemlichkeit.

Je nachdem die Zöglinge bei dieser Fütterung und Erziehung sich gesanglich entwickeln und die Touren beherrschen, werden sie mit andern ähnlich begabten mehr nebeneinander gestellt, dem Vorsänger näher oder entfernter in die Nachbarschaft gebracht — wie es der einsichtige Züchter für zweckmäßig hält, und thut hier Kenntnis und Erfahrung des Züchters sehr viel, daher auch die Erfolge der verschiedenen Methoden gar sehr verschieden sind.

Erst nach Weihnachten kann ein endgültiges Urteil über die Nachzucht gefällt werden, trotzdem wird viele Brut noch unreif, im Oktober, sogar noch eher, in den Handel gebracht.

Solche Vögel sind nicht hinreichend ausgebildet und schlagen nach der nächsten Mauser meist um.

Die vorzüglichste Nachzucht behält natürlich der Züchter selbst, um seine Zucht immer mehr zu verbessern. Daher ist es so schwer, recht gute Vögel zu erhalten.

Ist ein Jahrgang befriedigend, so ist $^1/_5$ der Nachzucht besser als die alten geworden, es gibt aber auch schlechte Jahre.

Ueberblicken wir nochmals kurz, wodurch die Andreasberger die Gesangesrasse, auch Andreasberger, oder kurzweg Harzer Rasse genannt, geschaffen haben, so ist es in erster Linie die richtige Zuchtwahl, indem immer nur die begabtesten und am reinsten singenden Vögel zur Zucht verwendet wurden — ferner die sorgsame Erziehung der Jugend bei der Ernährung mit reinem Oelsamen, dann das mächtige Hilfsmittel der Einführung des Eifutters — besonders aber die konsequente Durchführung dämmrigen Lichtes in Gesangeskästen, welches dem Vogel alles Fremdartige abhält und ihn im ruhigen Gesange erhält.

St. Andreasberg vom Glockenberge aus (S. 185).

St. Andreasberg von der Jordanshöhe aus (S. 185).

Der Gesang dieser Vögel läßt sich schwer beschreiben, es existiert kein Instrument, welches ihn im Toncharakter auch nur annähernd nachahmen könnte, und durch Noten läßt sich nur Tempo und Tonhöhe, nicht aber die Klangfarbe wiedergeben.

Schließlich besteht er als Grundlage:

1) aus sanften, feinen Trillern und Wirbeln, welche einen mehr schwirrenden, mehr flötenden oder mehr hohlklingenden Charakter haben und in mehr oder weniger rascher Aufeinanderfolge zu sogenannten

Rollen verbunden werden. Diese Rollen gleichen dann oft tiefen, sich wellenartig aus der Brust brechenden Stößen;

2) aus hohlen Pfeifen und Flöten;

3) aus Gluckertönen.

Diese Rollen oder Touren, von den Andreasbergern Stücke genannt, werden in geschmackvoller Weise verbunden und, wie man sagt, zu einem Liede vereinigt.

Selbstverständlich darf man darunter nicht etwa eine komponierte Melodie verstehen, wie sie ein Gimpel nachpfeift — etwa „Heil dir im Siegerkranz" oder „Ach, wie ist's möglich denn" u. s. w. — sondern es ist und bleibt die liedartige Aneinanderreihung natürlichen Vogelgesanges.

Je mehr Stücke der Vogel bringt, je tourenreicher heißt er im Gegensatz zu tourenarmen Vögeln, die nur wenig Abwechslung in ihrem Gesange haben.

Je hohler, tiefer und melodischer, je mehr mit dem untern Kehlkopf und geschlossenem Schnabel gesungen wird, je zusammenhängender, länger und mannigfaltiger das Lied, je wertvoller ist der Vogel.

Wenn tiefe, saftige Flötentöne die Tourenfolge angemessen unterbrechen und abgrenzen, so gibt dies dem Gesange Charakter und einen eigenen Reiz — besonders schön machen sich in die Tonhöhe fallende Flöten am Schlusse des Liedes. Dennoch gehören die Flöten, so sehr sie in das Ohr fallen, nicht zum eigentlichen Tourengesang, sondern stellen nur angemessene Unterbrechungen nnd charaktervolle Verzierungen des Gesanges dar.

Ein solcher Gesang ist das Ideal, nach dem gezüchtet wird — aber trotz aller bedeutenden Leistungen sind wir erst so weit, daß nur ein kleiner Prozentsatz unserer Züchter diesem Ideale nachkommt.

Das Gros zeigt geringere Leistungen — immerhin noch recht bemerkenswert, aber die Vögel haben entweder die Touren mangelhaft aufgefaßt, bringen sie unschön, sogar verdorben, haben auch oft zu geringe Stimmmittel, der Hauptfehler der modernen Vögel, oder sie sind, wie man sagt, nicht rein, d. h. sie bringen schlechte Locktöne, sogenannte Beiwörter, welche teils die ursprünglich angestammten Laute sind,

Auf der Lauer.

Friedliche Gesellschaft.

teils auch aus der Gimpel- und Finkenzeit stammen, teils Rückschläge auf frühere unreine Zuchten darstellen.

Gar zu gern schleichen sich solche poetische Licenzen in die besten Stämme ein und sind nur sehr schwer wieder zu entfernen.

Es würde unmöglich sein — ohne Ermüdung hervorzurufen — hier die verschiedenen Touren näher zu beschreiben. Hier nur das allerwesentlichste.

Was das Stimmorgan des kleinen Sängers anbetrifft, so ist der Umfang seiner Kehle doch sehr erstaunlich. Er übertrifft darin in seiner jetzigen Ausbildung alle andere Sänger der gefiederten Welt.

Er beherrscht nach Kluhs drei Oktaven, vom g der kleinen Oktave bis zum dreigestrichenen A.

Nebenbei bemerkt, besaß die große Catalani $3\frac{1}{2}$ Oktaven, während die gewöhnlichen Sterblichen nur 2 bis $2\frac{1}{2}$ Oktaven singbares Register haben.

Daß eine solche umfangreiche Kehle der strengen Schulung bedarf, damit nicht musikalische Ausartungen eintreten, ist ganz erklärlich.

Die wichtigsten Rollen werden je nach ihrem Toncharakter Hohlrolle, Klingelrolle, Knarrrolle, Gluckrolle, Wasserrolle, Koller, Schwirrrolle und Schnatterrollen genannt. Die Hohlrolle ist die am schönsten modulierende Tour und steht darin einzig da — es ist ein weicher, hohler Klang mit tremolierendem Tempo. Ihre Tonhöhe liegt innerhalb zweier Oktaven, vom cis der zweigestrichenen bis zum g der dreigestrichenen Oktave. Sie kommt sowohl gerade als gebogen vor.

Die gerade Hohlrolle, wo die Rolle in eine Tonhöhe gebracht wird, kann in verschiedener Tonhöhe wiederholt werden, was die Andreasberger „übersetzen" nennen — sie kann also steigend oder fallend übersetzt werden.

Die gebogene Hohlrolle liegt natürlich entweder aufwärts, oder was noch schöner klingt nach abwärts.

Der Text ist u, ü, o, a — am schönsten mit u,

was nur die tiefen Hohlroller leisten. Der Anlaut ist h oder b.

Tiere, die vorwiegend in der Hohlrolle sich bewegen, heißen Hohlroller.

Nicht selten wird ein i mit gehört, sie kann dadurch doppeltönig werden und dem Charakter der Klingelrolle sich nähern.

Die Klingelrolle, deren Text ein reines i ist, wo nur ein r gewissermaßen durchbraust, hat nur den halben Umfang der Hohlrolle. Sie liegt immer sehr hoch vom c—a der dreigestrichenen Oktave.

Sie kann gerade, auf- oder abwärts gebogen sein.

Nach der Beschreibung eines Fachmusikers hat sie ihm den Eindruck gemacht, als ob eine unzählige Menge kleiner, silberner Glocken zugleich und rasselnd durcheinander geschüttelt würden — wenn dies so weich, als der Vogel sie bringt, möglich wäre.

Jedenfalls hat die Rolle etwas doppeltönendes, deutlich klingelndes. Vögel, welche diese Tour besonders gut ausgebildet haben, heißen Klingelroller.

Diese Klingelroller haben eine Eigentümlichkeit, sie geben allen andern Rollern, welche sie sonst noch bringen, gern einen klingelnden Charakter — machen sie doppeltönig durch Einführen eines i in den Text. Die edelsten Klingelroller weist der Stamm Trute auf. Eine herrliche silberhelle Klingel ist die Hauptzierde des Gesanges — die Hohlrolle hat aber oft einen klingelnden Charakter.

In dem Maße wie aber auf eine tiefere und hohlklingende Hohlrolle gezüchtet wird, geht die herrliche Klingel verloren, wie man sich beim Originalzüchter W. Trute in St. Andreasberg selbst überzeugen kann.

Die Knarrrolle, auch kurzweg Knarre, Knorre oder Knurre genannt, bildet den Baß im Gesange der Vögel.

Je voller sie ist, je rascher ihr Tempo, je mehr bekommt sie etwas Rauschendes und ist dann von besonderer Schönheit, während sie, mit langsamerem Rollen-Tempo hervorgebracht, Knatterknarre genannt, bei weitem weniger schön klingt. Der Ton liegt auf dem g oder a der kleinen Oktave, der Text ist r, mit den Vokalen a, o oder u. Meist ist sie eine gerade Tour, doch kann sie auch gebogen werden, was eine wunderbare Wirkung hervorbringt.

Nur einzelne, auserwählte Vögel des Erntgeschen Stammes sind solcher Leistungen fähig.

Ein Gesang ohne tiefe Knarre wird auf die Dauer ermüdend und es fehlt ihm Charakter, so schön die sonstigen Touren auch sein mögen. Es fehlt eben der Baß.

Die Wasserrolle, bekanntlich eine Haupttour der Nachtigall, klingt dem Plätschern und Rauschen des Wassers sehr ähnlich, daher ihr Name.

Sie gehört zur Mittellage des Kanariengesanges und wird auf dem c, d oder e der zweigestrichenen Oktave vorgetragen. Ihr Tempo ist ein sehr ruhiges und gibt sie dem Gesange, wegen des ruhigen Plätscherns, eine angenehme Abwechslung.

Englische Zucht (Clear Yellow). S. 170.

Die Gluckrolle ist eine der schönsten Touren, welche der Kanarienvogel bringen kann. Sie ist aus der sogenannten Glucke, der bekannten Nachtigallenstrophe, entstanden. Abgemessene Tonperlen im ruhigen Tempo mit dem deutlichen Gluck, Gluck sind die Grundlage.

Solche Vögel zeichneten sich auch durch tiefe, saftige Flöten aus und wurden Glucker, auch Nachtigallenschläger genannt.

Sie sind jetzt fast ausgestorben, nur noch Reste von ihnen sind vorhanden.

Mit der Entwickelung der Rollen im Gesang wurden auch die Gluckern rascher, rollenartig aneinander gereiht, und so entstand die Gluckrolle.

Sie hat auch als Rolle das langsamere Tempo behalten, ihr Ton ist voll und von stark metallischer Klangfärbung und liegt in der Mittellage des Kanariengesanges auf dem d—h der zweigestrichenen Oktave.

Die Gluckrolle kann gerade oder gebogen gebracht werden.

Englische Zucht (Norwich Canarier) S. 170.

Gluckervögel waren sehr beanlagte Vögel und haben aus ihrer Haupttour heraus drei verschiedene Touren von mächtiger Tonschönheit entwickelt: die Lachrolle, die Kuller und die Koller.

Die Lachrolle ist eine untergegangene Tour, denn was man jetzt so nennt, ist nicht die erste und echte Tour. Sie hatte Aehnlichkeit mit dem menschlichen Lachen. Es waren weiche Töne mit dem Anlaut h, welche in großen Bogen, wohl 3 Oktave durchmessend, gewöhnlich mit hi, hi, auf hü, hü abbiegend, in das tiefste hu, hu ausklingend, endete.

Die besten Sänger brachten die große Bogentour fünf- bis siebenmal in einem Liede vor.

Immer war die Lachrolle hohl und hüpfend, wehmütigen Charakters oder zitternd, tremolierend.

Vom Schauplatz verschwunden, hat die Rolle nicht einmal einen Ableger hinterlassen.

Auch die Kuller ist nur noch in einem einzigen Stamme als Rest vorhanden. Sie trägt noch deutlich die Zeichen ihrer Abstammung aus Gluckertönen.

Die Koller ist eine Prachttour der alten, guten Andreasberger Zucht und zum Glück noch erhalten, wenn auch nicht mehr in der großartigen Ausführung vergangener Zeiten. Herr Peter Erntges in Elberfeld hat diese herrliche Tour vor dem Aussterben bewahrt und züchtet noch jetzt den sogenannten Kollerstamm.

Die Koller, unbedingt aus der Gluckrolle hervorgegangen, hat, wie der Namen sagt, etwas kollerndes, gurgelndes. Ihre Töne sind mit einem Metall versetzt, wie wir es bei gar keiner andern Tour mehr wiederfinden. Sie ist von herrlicher Klangfärbung und nebst einer edlen Gluckrolle das schönste, was man von Kanarien hören kann.

Ihre Technik ist eine so schwierige, daß selbst in einem reinen Kollerstamm nur ein kleiner Prozentsatz imstande ist, diese Tour auszuführen.

Die Schwirr- und Schnatterrollen werden nur von sehr ausgezeichneten Sängern edel und anmutig vorgetragen; die geringeren Sänger wissen nichts aus diesen Touren zu machen, daß sie keine Zierde des Gesanges mehr sind.

Nicht selten begegnet man der Auffassung, daß der Gesang durch fremde Einflüsse, durch das Vorleiern von Orgeln, Flöten und andern Instrumenten angelernt worden sei.

Zur Imster Zeit mögen wohl Kantor und Schulmeister mit Orgel und Flöte im Dienste des Kanarienunterrichtes gestanden haben — ist es doch erwiesen, daß Kanarien fremde Töne aufnehmen und nachahmen können, haben sie doch gar bestimmte Lieder nachpfeifen, ja sogar einzelne Worte sprechen, richtiger singen gelernt — kommt es doch jetzt noch vor, daß von Unkundigen und Unverständigen Vogelorgel und Rollerpfeifen zu Abrichtungsexperimenten benutzt werden — wodurch dann ein unbehilflicher, verständnisloser Vortrag entsteht. — Aber die alten Andreasberger hatten doch ein tieferes Verständnis für die Veredelung ihrer Vögel, indem sie die von uns bewunderten Leistungen aus dem natürlichen Gesange des Tieres heraus entwickelten. Der Gesang des Wildlings, von dem unser Sänger abstammt, ist ja noch zu hören, man kann ja noch vergleichen.

Boecker in Wetzlar, der zugleich ein ausgezeichneter Kenner des Harzer Gesanges ist, findet im Gesange des Wildlings kurze Tril-

„Gut Morgen Mätzchen!"

ler, kurze Knarre, sogar kurze Rollenansätze, schöne Gluckertouren und Hohlpfeifen. Daneben natürlich in reicher Ausbreitung die gefürchteten Schnattern und das verpönte schapp, schapp!

Das sind aber schließlich die einfachsten Grundlagen des jetzigen Gesanges in seinen guten und in seinen geringeren Touren — selbst die jetzigen Fehler, wenn sie auftreten, sind zum Teil die alten Laster.

Der Gesang dieses Wildlings kann aber, wie Boecker klagt, den Kenner des Harzer Gesanges nicht befriedigen, trotzdem die Stimme weich, frisch und melodisch sei.

Das ist ja eben die große That der Andreasberger, daß sie als wackere Bergleute den goldenen Schatz des Gesanges, welcher in diesen Tieren lag, erkannt, gehoben und geläutert haben, daß sie ferner an einer fortschreitenden Veredelung auf natürlicher Grundlage festhielten, daß sie die Väter die Lehrmeister der Jungen sein ließen und dadurch Seele und Phantasie des Tieres gewissermaßen mit deponierten.

Atzung.

Nur durch diese Methode ist es möglich geworden, daß der Gesang trotz seiner hohen Veredelung etwas Naturfrisches und Natürliches sich bewahrt hat.

Nichts ihm fremdes, angelerntes trägt der Sänger vor, sondern er singt in der Sprache seines Volkes, allerdings gewählt und von einer höheren Stufe der Kultur.

Sein Lied zeigt Seele und Verständnis, es schwelgt in den heimischen Lauten; es läßt den Ton anschwellen und wieder abschwellen und verändert selbständig Art und Folge der Touren.

Er dichtet! wie ein naives Wort der Andreasberger es richtig ausdrückt.

Bei trübem Wetter singt er ruhig, leise und klagend, bei sonnigem Wetter wird der Gesang unruhiger, die Sonne regt ihn auf.

Wird er mit mehreren seines Stammes zu einer Kapelle vereinigt gehalten, so singen die kleinen Künstler sich bald in ein passendes Ensemble ein — sie lieben den Gesang andrer Gesellen zu hören und an manchen Tagen schwelgen sie förmlich im Wohllaut.

Da soll man doch nicht sagen, das sei ein eingelerntes Lied — weil der Vogel lernen muß.

Der Gesang ist die Sprache der Vögel und sie müssen ebenso gut sprechen lernen, wie der Mensch es lernen muß.

Aber bald beherrscht auch der gefiederte Weltbürger den Tonschatz seines Stammes und dichtet er seine Lieder, jubelnd, klagend oder gemessen aus ihm.

Es ist leider sehr schwer, hervorragende Exemplare von Sängern zu erhalten. Nur selten hat der Züchter derartiges abzugeben und dies geht bald in die Hände bekannter und bewährter Liebhaber über, denen natürlich kein Preis zu hoch ist.

Auf den offenen Markt kommt nur die geringere Ware und daher gibt es so viele Menschen, die Kanarien halten, und so wenig, welche wissen, wie so ein Vogel singen soll und wie er singen kann.

Es muß hier das Geständnis abgelegt werden, daß die Leistungen, welche Andreasberg berühmt gemacht haben, jetzt nicht mehr dort gefunden werden.

Es hängt dies mit den gänzlich veränderten Handelseinrichtungen zusammen.

Wie heutzutage die Verhältnisse liegen, so gibt es wohl kaum eine Zucht, die vom Handel so verderblich beeinflußt worden ist, als die Kanarienzucht.

Die alte Liebhaberei, die so Großes geleistet hat, ist der Massenproduktion gewichen, denn nur bei dieser ist wirklich etwas zu verdienen.

Am stärksten war der Niedergang seit dem Export von Kanarien nach Amerika, welcher durch die Bemühungen der Gebrüder Reiche eine ungeahnte Ausdehnung erhalten hatte.

Es wurden von ihnen dieselben Preise wie früher bezahlt, jedoch schon Ende Juli die erste Brut abgeholt, was für den Züchter natürlich große pekuniäre Vorteile bot.

Aber von einer Erziehung der Jugend konnte füglich nicht mehr die Rede sein — der Geldverdienst wurde die Hauptsache und allmählich wurde die Kanarienzucht immer mehr und mehr zu einem Fabrikationszweige gemacht — wie jeder andere.

Für Andreasberg konnten die Rückschläge natürlich nicht ausbleiben, war doch bei vielen Stämmen die rationelle Descendenz der Veredelung in schwer wieder gut zu machender Weise unterbrochen und geschädigt worden.

Wenn die Andreasberger ihren alten Ruf behaupten wollen, so müssen sie vor allem dahin wirken, daß die Anzahl der besseren Zuchten, die **unbedingt noch**

vorhanden sind, immer mehr zunehme. Denn auch in Andreasberg gibt es geringere Stämme, wo Massenzucht getrieben wird, mit dem Motto: die Menge muß es bringen.

Die besseren Stämme sind alle in festen Händen von Händlern. Der berühmte Kanarienhändler Mieth in Berlin kauft den besten Stamm Andreasbergs, den Trutestamm.

Was man aber auch sagen mag, immer bleibt Andreasberg auch jetzt noch die Hochschule des Kanariengesanges, denn an keinem anderen Orte findet man so viele verschiedene Stämme auf kleinem Raume zusammengedrängt, wie in diesem Kanarien-Mekka, wohin jeder Liebhaber wenigstens einmal pilgert.

Der Ort selbst (S. 175 f.), 700 m hoch gelegen, allen peitschenden Winden preisgegeben, ist klein und besitzt ungefähr 3000 Einwohner mit 476 Häusern.

Es existieren etwa 250 Züchtereien, die ungefähr 17 bis 20000 singende Hähne produzieren, was einer jährlichen Einnahme von 200000 Mark gleichkommen dürfte.

Englische Zucht (Eidechsen) S. 170.

Dazu kommen noch die Einnahmen für die Weibchen — für die Bauerchen, die dort fabriziert werden — und der viele Fremdenverkehr wegen der Kanarien.

Auch eine Zeitschrift für Zucht und Handel hat der dortige Kanarienzüchter-Verein geschaffen.

Aber die außerharzer Konkurrenz droht immer mächtiger zu werden und die Leistungen der jetzigen Andreasberger zu überflügeln.

Denn daß der Vogel gut singt, liegt natürlich nicht daran, daß er im Harz, sondern daß er aus Harzer Rasse gezüchtet ist — wo das Heckbauer gestanden hat, ist selbstverständlich ganz gleichgiltig und die Methoden der Züchtung sind überall bekannt.

Jetzt werden in ganz Deutschland, besonders Berlin, Leipzig, Hannover und am Rhein gute Kanarien, Harzer Rasse, gezüchtet, und es wird an Veredelung auch wirklich etwas geleistet.

Es gibt Züchter in Berlin, welche in ihren Leistungen dem berühmten Züchter Trute in Andreasberg sehr nahe kommen und einen Züchter, wie Peter Erntges in Elberfeld, besitzt ganz Andreasberg jetzt nicht mehr.

Am Schlusse dieser Betrachtung darf wohl hervorgehoben werden, wie dieser kleine gelbe Vogel aus einer so eng begrenzten Heimat schließlich über den ganzen Erdball verbreitet und Gegenstand einer weltdurchschreitenden Industrie geworden.

Er findet überall bereitwillige Aufnahme; hat doch eine einzige Handlung, allerdings wohl die bedeutendste, allein im Jahre 1882 singende Kanarienhähne exportiert: nach New York 120000 Stück, nach Südamerika 10500 Stück, nach Australien 5600 Stück, nach Südafrika 3000 Stück, nach Frankreich 30000 Stück, nach Belgien 30000 Stück, nach England 30000 Stück, nach Rußland 30000 Stück, nach Oesterreich 30000 Stück. Immer aber sind es nur die Gesangesvögel, welche ausgeführt werden, den Geschmack der Holländer und Engländer mit ihren Kanarien teilen die anderen Nationen nicht. Auch gezüchtet wird er jetzt fast überall, selbst in Japan, und Herr Reiche erzählt, daß die Chinesen anfingen, durch die Zucht ihm recht empfindliche Konkurrenz zu machen. Wo irgend die Kultur sich regt, tritt der Kanarienvogel auf. Für Amerika sagt Reiche: „Von New York an bis Kalifornien, von Kanada bis Mississippi — allüberall hat sich in den wenigen Jahren der ‚deutsche Kanarienvogel‘ Eingang, Liebhaber und Freunde verschafft; sein frischer, klangvoller und tonreicher Schlag füllt das Prachtzimmer der vornehmsten Frau und klingt wieder im einsamen Walde, welcher das neuerrichtete Blockhaus noch umgibt.“

Und in der That, überall wo er auftritt, versteht er alle Gesellschaftsklassen zu erobern, man findet ihn in königlichen Prunkgemächern — vorzugsweise allerdings ist er der Liebling der kleinen Leute. Singt er doch fast das ganze Jahr, und wenn es im Winter stürmt und schneit, wir jeden anderen Vogelgesang entbehren müssen, läßt er seine lieblichsten Weisen ertönen. Dabei ist seine Unterhaltung so billig als möglich. Obgleich er als echter Kosmopolit alle Bildungsgrade

zu befriedigen versteht, bleibt er doch vorzugsweise ein Kind des Volkes, vom deutschen Volke gezüchtet, geliebt und geschätzt. Er ist für uns ein deutsches Nationalgut

Alte Bekannte.

geworden — denn nur die deutsche Volksseele war fähig, ihn in dieser Weise zu entwickeln.

Wenn wir aber fragen: wo hat der gelbe Sänger zuerst seine höchste, weil künstlerische Entwickelung erfahren? so müssen wir dankbar antworten: „In St. Adreasberg im Harz.“

Julians Landgut.

Von

Emil Peschkau.

Siehst du, der Mann ist auch für Laflèche. Ich begreife nicht, wie man in unserer Gegend darüber noch streiten kann. Ich züchte aber kein anderes Huhn und du wirst sehen, was wir für Braten bekommen. Höre nur einmal: ‚Das kurzfaserige Fleisch übertrifft an Wert selbst das der Crève-Coeurs und die feine weiße Haut hilft die Güte nur erhöhen.‘ Wässert dir nicht der Mund, Gustel? Und Eier mit achtzig Gramm! Sie sollen streiten nach Herzenslust — ich züchte Laflèches.“

„Du regst dich wieder auf, Julian und — da hast du's, du mußt schon wieder husten. Geh, deine Suppe wird dir ganz kalt. Leg das Buch jetzt weg.“

„Warum nicht gar! Den ganzen Tag komm' ich nicht dazu und jetzt — na, sei nur nicht bös, ich esse ja. Siehst du — ein Löffel Suppe und schnell ein Blick — was meinst du zu Tauben? Das ist doch mehr Spielerei. In der ersten Zeit werden wir uns auf Hühner beschränken — und ein paar Gänse, natürlich Gänse — laß mal sehen, was er darüber schreibt.“ —

Der Ort, an dem dieses Gespräch stattfand, war ein kleines Dachstübchen, durch dessen Doppelfenster der Blick weit in die Ferne schweifen konnte. Aber selbst an einem so heiteren Abend, wo kein Schleier den zartblauen Himmel trübte, kein Wölkchen sich dem Auge entgegenstellte, sah man nichts als graue Dächer, schmutzige Feuermauern, hohe rußige Schornsteine, dann einen Kirchturm mit seinem hellblinkenden Kreuz und dann, immer kleiner und zierlicher werdend, wieder Firste und Giebel, Mauern und Schornsteine, Kuppeln und Türmchen. So weit man auch schaute — nirgends ein Plätzchen, wo es Hühnern und Gänsen behaglich sein konnte. Und in der Stube, ach! sie hatten ja selbst kaum Platz darinnen, die zwei Leutchen, und die Nebenkammer ließ gerade nur so viel Raum frei, als nötig war, um zwischen den zwei schmalen Betten hindurchzuschlüpfen. Der Mann aber, der nun sein Buch an das Salzfaß in der Mitte des Tisches gelehnt hatte, so daß er seine Suppe essen und dabei doch bequem weiter lesen konnte, verriet in seinem Aeußeren ebensowenig den Landwirt, den Geflügelzüchter, wie der Raum, der ihn beherbergte. Ein zartes, schwächliches Männchen, mit einem blassen Gesicht, das ein dünnes Kinnbärtchen noch verlängerte und aus dem ein Paar glänzende hellblaue Augen seltsam hervor leuchteten. Schloß er diese Augen, dann mochte man ihn für ein armes Schreiberlein halten, öffnete er sie, dann riet man vielleicht auf einen noch ärmeren Poeten. Herr Julian Margatzer aber war weder Dichter, noch Schreiber — noch Landwirt. Einer jener armen Teufel, die in ihrem besten Wollen, ihrem schönsten Hoffen stecken bleiben, weil keine mildthätige Hand sich ihnen öffnet. Ein Kind der Armut, das früh sich ans Verdienen gewöhnen mußte, ein Schneidergeselle, dessen schönes Talent ihm nur zu der etwas einträglicheren Stellung eines Zuschneiders verholfen hatte. Und dieses Männchen kannte nur einen Traum: Weit draußen im Lande, wo der Grund nicht so viel kostet und die Häuser billig sind, ein kleines Heim, ein kleines Gut, auf dem er selber Gemüse und Obst bauen, auf dem er Hühner und Gänse und Enten und Tauben züchten könnte und das vielleicht eines Tages sogar — wie wunderbar lächelt oft in das Leben des Aermsten das Glück herein — eine schöne braune Kuh beherbergte, eine Kuh, die Milch und Butter und Käse gab. Diesem Traum hing er in all seinen freien Stunden nach, von ihm plauderte er am liebsten mit seiner kleinen Frau und oft, wenn er zur Nachtzeit sich schlaflos auf dem Lager wälzte — seine Gesundheit war ja nicht die beste — da malte seine Phantasie ihm üppige grüne Wiesen und blonde Aecker vors Auge, er hörte das Gackern der Hühner und das Brüllen der Kuh und sah sich selber, wie er frohgemut zwischen all diesen Herrlichkeiten auf und nieder schritt. Bisweilen mengte sich dieser Traum sogar in seine Arbeit und dann kam es wohl, daß der dem fleißigen Gesellen gutgesinnte Chef lächelnd mit dem Finger drohte: „Julianus, was treiben Sie! Bei der neuen Hose des Herrn von Artmann haben Sie in Ihr Maßbuch geschrieben ‚Der Herr Baron sind für Laflèche‘ — was soll das heißen? Laflèche — Laflèche — ich will hoffen, daß das eine Ihrer Narrheiten ist, denn Pariser Modelle kommen mir nicht ins Haus.“ Damit wurde der Chef ernst und erst als Julian ihn aufklärte, daß Laflèche ja

nur eine Hühnerrasse, beruhigte sich sein patriotisches Gemüt.

Heute nun war Julian freudestrahlend nach Hause gekommen. Er hatte bei einem Antiquar für wenige Mark ein dickes Buch über Geflügelzucht erstanden und damit glaubte er sich seinem Ziele wieder um einen gewaltigen Schritt näher. Seine Frau war zu klug, um nicht das Thörichte seiner Hoffnungen einzusehen, sie war aber auch zu gut, um ihm kalt und grausam ihre Meinung zu sagen. Und oft saß sie still weinend in ihrer Kammer, mit der Welt grollend, in der so viel vergeudet wird, in der dem einen mit Scheffeln und dem anderen kaum mit Fingerhüten gemessen wird; und dann kam plötzlich das Häßliche ihrer Gedanken über sie und sie warf sich betend auf ihre Knie: „Ich will ja nichts, nur ihm, guter Gott, mach die kleine Freude. Es ist ja so wenig und es könnte einen Menschen so innig beglücken.“ Aber Gebete und Landgüter kommen selten zusammen und so verhallte auch die Bitte der kleinen Frau. Da arbeitete sie denn noch mehr als sonst und sparte jeden Pfennig — aber die kleine Summe, die sie zurücklegen konnten, wollte nur wenig wachsen und hatte sie einmal ein tüchtiges Stück vorwärts gemacht, dann kam für Julian die Stunde der Versuchung. Dann weilte er länger und länger vor den Schaufenstern der Buchhandlungen und heftete seine Blicke gieriger und gieriger auf die schön kartonnierten Bände, in denen die Weisheit des Landwirts aufgespeichert war. Und je öfter er daran vorüberging, desto mächtiger zog es ihn hinein, bis er endlich eines Tages, rasch entschlossen, mit geröteten Wangen und fieberglänzenden Augen in den Laden trat und ein neues Werk erstand. Es ward ihm nicht leicht, dafür die blanken, mühsam ersparten Silberstücke auf den Tisch zu legen, aber er that es endlich doch. „Das Wichtigste für den Oekonomen sind gründliche Kenntnisse“, sagte er zu sich. „Sachverständnis — das ist die Hauptsache. Was thut man mit einem Landgut, wenn man nichts von der Wirtschaft versteht?“ So sprach er sich Mut zu und hatte er erst sein Buch unter dem Arm, war er mit seinem Eigentum erst wieder draußen, dann war bald alles andere vergessen und all sein Sinnen war jetzt nur mehr darauf gerichtet, sich mit dem Inhalt des Werkes so rasch als möglich vertraut zu machen.

Frau Gusti hatte heute einen Seufzer nicht unterdrücken können, als ihr Mann mit der dicken Geflügelzucht nach Hause kam, und ein vielsagender Blick streifte das lange Brett, das in halber Höhe der Wand angebracht war. Da standen sie alle in schöner Reihe, wie Soldaten in der Schlachtordnung: Das Krafftsche Landwirtschaftslexikon und Schmidlins Gartenbuch, Gressents Gemüsebau und Lindemuths Obstbau, Fitzingers Hühnerrassen und Schulers Samenkunde und viele andere mehr. Die Truppen waren da, aber sie konnten nicht ins Gefecht geführt werden — niemals, das wußte Frau Gusti nur zu gut. Und welch schönes Geld hatten sie gekostet, wieviel blanke Thaler würde Julian noch in Zukunft für seine zwecklose Armee verschwenden! Die arme Frau war nicht geizig, sie liebte ihren Mann und gönnte ihm so gern seine Freude. Aber heute — ja, heute, wer hätte das auch denken können! Sie war so aufgeregt, so zerstreut, daß jeder andere sie ängstlich gefragt hätte, was ihr denn fehle. Aber Julian hatte für nichts Augen, als für seine Geflügelzucht und den ganzen langen Abend hindurch hörte Frau Gusti nichts als Bemerkungen über Laflèches und Houdans, Italiener und Andalusier, Minorkas und Bredas, Ramelsloher und Bantams, Hamburger und Brahmas. Ja sie mußte endlich allen Einfluß, den sie besaß, alle Strenge, deren sie fähig war, anwenden, um den Mann zu bewegen, endlich ein Ende zu machen und sich zu Bett zu legen. „Du wirst noch ganz närrisch mit deinem Federvieh,“ sagte sie, schon recht ärgerlich werdend. Er aber sah sie mit feuchten, schimmernden Augen an, schlang den rechten Arm um ihren Nacken — unter dem linken hielt er die Geflügelzucht — und flüsterte zärtlich: „Ich bin so glücklich, Gustel!“ — —

Als Herr Julian Margatzer am anderen Morgen sein Lager verließ, war eine seltsame Veränderung mit ihm vorgegangen. Seine Wangen waren noch bleicher als gewöhnlich und seine Augen waren gerötet und starrten mit einem Ausdruck unsäglichen Schmerzes ins Weite. Gusti erschrak und quälte ihren Mann mit allen möglichen Fragen, auf die er keine andere Antwort fand als: „Ich habe schlecht geschlafen.“ Eine furchtbare Bangigkeit überfiel sie. „Julian, was ist dir?“ Er lächelte gezwungen und streichelte ihr Kinn. „Närrchen — nichts. Ich huste heute ja nicht einmal. Ich bin so froh, so, so glücklich.“ Eine Schwäche schien ihn zu überfallen, er zitterte heftig. „Bleib heute zu Haus, Julian — ja?“ — „Nein, nein — gerade heute — eine wichtige Arbeit — sehr wichtig — und mir ist ja auch gar nichts — ich — ich könnte tanzen. B'hüt Gott, Gustel, B'hüt Gott.“ — Er eilte hinaus und sprang rascher als sonst die Treppe hinab. „Julian — bleib — ich muß dir noch 'was sagen, — 'was Wichtiges — Julian — Julian, hörst du!“ Aber Julian wollte sie nicht hören und die Frau blieb allein zurück mit ihrer Sorge.

Gewiß, der Arme war krank — und wenn ihm jetzt etwas geschah, jetzt, wo sie nicht mehr zweifelte — Nein, nein, jetzt konnte ihm nichts geschehen, das mußte alles ändern, ihn gesund machen — ach, wenn sie ihn nur gehalten hätte, ihm nur gesagt hätte! . . . Ihm nacheilen, ihn im Geschäft aufsuchen — aber nein, das wäre ja kindisch. In ein paar Stunden kam er ja wieder nach Haus. Wenn sie sich aber doch noch täuschte — sie sank auf einen Stuhl, schwach, müde, mit dem Gefühl, als trüge sie Blei in den Gliedern. Dann sprang sie auf, um an die Hausarbeit zu gehen, aber nichts ging ihr so flink von der Hand als sonst. Kopflos, wie sie war, machte sie alles verkehrt und hielt endlich erschöpft inne. Auf dem nahen Kirchturm schlug es elf Uhr. Wieder sprang sie auf — schnell das Tuch um den Kopf und fort! Sie hatte ja noch nichts eingekauft, noch gar nicht an den Mittagstisch gedacht. In der Thüre trat ihr ein Mann entgegen. „Frau Margatzer?“ — „Ja.“ — Erbleichend fragte sie: „Von meinem Manne?“ — „Ja — da ist ein Zettel. Ich soll die Bücher holen.“ — „Die Bücher — welche Bücher? — Aber das war wirklich Julians Handschrift — kein Zweifel. „Ich habe meine landwirtschaftlichen Sachen

dem Antiquar verkauft. Bitte, gib sie dem Ausläufer mit." Frau Gusti mußte sich an dem Thürpfosten halten. „Nein, nein — das ist ja unmöglich — ich kann die Sachen nicht hergeben. Ach — geh'n Sie wieder — und kommen Sie nachmittags — ja?" Der Diener grüßte und entfernte sich, die Frau aber sank nun wie gebrochen zusammen. Was war geschehen? Ihr armer Kopf fand keine Antwort, was sie auch sinnen und sinnen mochte.

Endlich, endlich wurde es Mittag, endlich hörte sie seine Schritte. Sie flog ein paar Stufen hinab, ihm entgegen. „Julian, was hast du gethan!" Er küßte sie und lächelte wehmütig. „Sind sie fort? — das ist gut, der Abschied wäre mir doch schwer geworden." — „Nein, nein, du darfst nicht —" „Das sagst du jetzt? Nein, Gustel lüge nicht. Du hast mir die Augen geöffnet." — „Ich — was fällt dir ein." — „Weißt's nicht — na ja. Es war gut so. Jetzt weiß ich, daß ich ein Narr war." Die Thränen flossen ihm über die Wangen herab. „Aber sage doch —" „Ja, ja, im Schlaf, da hast du die Wahrheit gesprochen. Heut nacht Gustel — ich hab' wieder nicht schlafen können — da hast du geträumt. Hab's deutlich gehört wie du gesagt hast: ‚Wir sind ja arme Teufel, wo sollen wir ein Landgut herbekommen? Warum das schöne Geld für die unnützen Bücher ausgeben!' — Ja, ja, Gustel, wein nicht, hast recht. Jetzt ist alles vorbei, alles!"

Sie stürzte auf dem Treppenvorplatz nieder und umschlang seine Knie. „Was hab' ich gethan! Du wirst mir nie verzeihen! O Gott, o Gott! Aber nein, nicht ich — nein, nein, es ist die Aufregung, die Krankheit, was aus mir gesprochen, es ist das . . . Ja, Julian, es ist doch, es ist doch . . ." Er zog sie verwundert empor. „Was ist doch . . .?"

Sie preßte ihr vom Weinen gerötetes Gesicht an das seine und flüsterte ihm zwei Worte ins Ohr. Darauf aber flog es wie heller Sonnenschein über das kummerblasse Gesicht. „Das glaub' ich schon nicht mehr," sagte er bebend. „Doch — doch" — antwortete sie leise und dann umschlang er sie mit beiden Armen, hob sie jubelnd in die Luft und sprang mit ihr ins Zimmer. „Gustel!" — „Gustel!" — und immer wieder „Gustel!" tönte es von seinen Lippen — „Gustel! jetzt brauch' ich kein Landgut mehr!" —

Und am Nachmittag desselben Tages ging Herr Julian Margatzer als ein anderer Mensch aus dem Hause. Hoch aufgerichtet, mit elastischen Schritten, mit geröteten Wangen und glänzenden Augen eilte er durch die Straßen, und wenn seine Blicke die eines Vorübergehenden trafen, dann flatterte ein Lächeln um seine Lippen. Ja, ja, was kann nicht werden in der Welt! Mit heiterer Miene, ohne die geringste Schmerzanwandlung schloß er den Handel mit dem Antiquar ab und wohlgefällig betrachtete er die drei schönen Fünfzigmarkscheine, die ihm seine Bibliothek eintrug. Ehe er sie aber noch in seine Brieftasche versenkt hatte, hielt er plötzlich inne und ein heftiges Rot flammte über sein Gesicht. „Ich möchte noch, ich möchte noch . . ." — „Weiß schon," sagte der Antiquar schmunzelnd. „Herr Margatzer, die Bücher hätten Sie sonst nicht verkauft. Aber das sollen Sie drauf haben — stecken Sie Ihr Geld nur ein. — Herr Moritz, reichen Sie einmal einen schön gebundenen ‚Ammon' herunter! Hab ich's erraten, Herr Margatzer?" . . .

Ueberschwemmung. Von L. Luigi.

Der Sammler

Perkeo interviewt.

Im Keller des Heidelberger Schlosses war ich, artig und gesittet, wie es sich für einen wohlerzogenen Reisenden gebührt, mit einem Schwarm von Fremden hinter unserem Führer hergegangen. Jetzt hielt ich einige Schritte von den anderen abseits, um das Riesenfaß, sowie die ganze eigenartige Scenerie auf meine stark erregte Einbildungskraft wirken zu lassen.

Es ist dreizehn Schritt lang, elf Schritt breit und wurde 1664 unter dem Kurfürsten Karl Ludwig erbaut, stammt aber in seiner heutigen Form vom Kurfürsten Karl Philipp aus dem Jahre 1751, nachdem dieser es, nach den Beschießungen Heidelbergs 1688 und 1693 von dem Küfermeister Joh. Jakob Engler mit einem Kostenaufwand von achtzigtausend Gulden fast ganz neu hatte herstellen lassen. Neben einem Teil des Handwerkszeuges, mit welchem es gebaut worden sein soll, findet sich hier auch das Standbild des Zwerges Perkeo, welcher der Hofnarr Karl Philipps war, und zwar, wie das Gedicht sagt, „im Wuchse klein und winzig, am Durste riesengroß“. Sein täglicher Weinbedarf soll sich auf fünfzehn Flaschen praeter propter belaufen haben.

Während meine Gefährten mit ihren Stöcken oder Fäusten an den Bauch der Riesentonne anklopften, gleichsam um sich zu überzeugen, daß es wirklich und thatsächlich hohl und leer war, andere die Treppe hinauf zu der Altane gingen, um die Angaben des Führers, daß auf derselben Raum für mehrere tanzende Paare sei, zu kontrollieren, blieb ich vor dem pausbäckigen, in eleganter Hoftracht schier vornehm ausschauenden Humoristen, der mich unter seinem Dreispitz so schlau anblickte und das leere Glas sich mit so sachverständiger Miene unter die Nase hielt, als wären wir hier zu einer Weinprobe zusammengekommen. Die erklärenden, in gleichem Tone fortgesprochenen Worte des Führers drangen nur noch wie aus unendlicher Ferne an mein Ohr. Meine Rechte legte ich schwer auf den Arm des Zwerges und sprach traurig vor mich hin: „Armer Yorik!“

„Prost Hamlet!“ antwortete eine Stimme dicht neben mir.

Erschrocken sah ich mich um. Von den Fremden konnte es keiner gewesen sein. Eben verschwand der letzte in der Lichtung des Kellerhalses. Die Thür schloß sich. Ich wollte ihnen nachstürzen, da zog mich jemand am Aermel. Es war Perkeo.

„Prost!“ sprach er noch einmal und hielt mir das mit funkelndem Wein gefüllte Glas entgegen.

Ich zögerte. „Sie können es immer annehmen, Sie Hamlet im grauen Sommerrock. Ich habe mir“ — und er zeigte hinter sich nach der Wand — „hier noch ein Stückfaß in Reserve gestellt. Ihr Wohl!“

Ich war zu höflich, zu widersprechen und nahm das Glas, obwohl es mir kalt über den Rücken lief. Der Wein floß mir wie Feuer durch die Adern und setzte mich in freudige Ekstase. Ich trank das Glas aus bis auf die Nagelprobe und ein enthusiastisches: „Ah!“ sprach deutlicher, als alle Phrasen, wie es mir geschmeckt hatte.

„Das glaube ich,“ sagte Perkeo selbstgefällig, „1751er Auslese. Den bekommen Sie nicht alle Tage.“

„Also noch von der ersten Füllung des Kurfürsten?“ fragte ich.

Perkeo lachte hell auf und sah mich mit komischem Bedauern an. Ich fragte beleidigt, womit ich mir sein Mißfallen verdient hätte.

„Also Sie stehen auch auf dem Standpunkt, Herr“ — hier hielt ich es an der Zeit, meine Visitenkarte abzugeben, die er las und in seinen goldgestickten Aermelaufsatz steckte, indem er, auf die Unterschrift seines Standbildes zeigend, mit vorstellender Verbeugung das Wort Perkeo aussprach — „auf dem Standpunkte, auf die Worte Ihres Bädeker zu schwören? Und Sie haben es noch nicht sonderbar gefunden, daß ein so unbedeutendes Geschlecht, wie es zu meiner Zeit lebte, darauf gekommen sein sollte, solchen Riesenbau auszuführen? Und eure Gelehrten sind noch nicht darauf gekommen, das Holz des Fasses auf seine Herkunft zu prüfen? Können Sie Keilschrift lesen, mein Herr?“

„Nicht gut,“ sagte ich kleinlaut. In Wirklichkeit konnte ich es gar nicht.

„Dann will ich Ihnen diese Zeichen erklären,“ fuhr er fort, indem er mittels Stemmeisen einen Reifen des großen Fasses zurückschob und auf die darunter zu Tage tretenden \/artigen Kritzeleien deutete. „Das heißt ganz deutlich: ‚Anno 4278 vor Christus. N.!‘“

„Nachmittags?“ erlaubte ich mir zu interpretieren.

„Sie sind mir auch der richtige Archäologe. Wissen Sie nicht, wer Noah war?“

„Gewiß,“ antwortete ich, etwas zage in der Befürchtung, mich aufs neue zu blamieren.

Perkeo und das große Faß.

„Noah war ein alter Herr mit langem weißem Bart, durch welchen er sich von Bacchus unterschied, der zwar auch bartlos war, jenem aber die Erfindung des Weines streitig machte. Noah," fuhr ich fort, als ich sah, daß diese Erklärung meinem Examinator noch nicht ausreichend schien, „war gleichzeitig Vater der Weinhändler, aber von sehr zweifelhafter Reellität: denn während diese mit dem Wein anfangen und dann zum Wasser schreiten, fing er mit dem Wasser an und ging erst später zum Wein über. Er manipulierte dabei mit solchen Quantitäten Wasser, daß es eine Sünde war, daher der Name Sündflut gerechtfertigt erscheint. Noah," fuhr ich ermutigt fort, als ich Perkeo lächeln sah, „war ein Mann, der sich durch großen Kastengeist auszeichnete —"

„Gut," fiel er hier plötzlich ein, „und was ist aus diesem großen Kasten, vulgo Arche genannt, geworden?"

„Dazu bin ich in der That nicht genug Archäologe," antwortete ich in meiner Bescheidenheit.

Fig. 1. Geöffnete Puppenhülse, weibliche Fliege, Larve, der Schwebfliege (S. 198).

„Auch größere Gelehrte haben nicht danach gefragt. Ich aber gehe allen Dingen auf den Grund. Ich frage stets: per ché? daher mein Name Perkeo. Da Sie aber so freundlich sind, mir in meiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten, sollen Sie es wissen und sehen. Drehen Sie sich einmal herum, mein Herr," schloß er und wies mit der Hand nach rückwärts. „Da steht sie."

„Das Heidelberger Faß?"

„Sagen wir, was die Welt in ihrer Gedankenlosigkeit das Heidelberger Faß zu nennen gewöhnt ist! Haben Sie sich die Arche vielleicht anders vorgestellt — etwa wie jene von Holztierchen angefüllten Häuser mit Dach und Fenster aus der Spielwarenhandlung? Ist die Tonne nicht die einfachste Form, viel natürlicher, als der sechswandige Kasten? Bildete nicht Noah mit seinen drei Söhnen, ein biblischer Meister Martin mit seinen Gesellen, eine rechtschaffene, fleißige Küferfamilie, welche die Arche ihren späteren Weintonnen als Modell zu Grunde legte? Sehen Sie da oben die Altane? Hier stand der alte Herr mit dem langen weißen Bart, seine Familie hinter sich und blickte in den Wolkenhimmel."

„Und ließ die Tauben fliegen," fügte ich hinzu.

„Natürlich," sagte mein Erklärer in ironischem Tone, „die Tauben. Erkennen Sie nicht, daß diese ganze Geschichte auf einem Mißverständnis der Uebersetzung beruht, die Dauben für die Tauben nahmen?"

Fig. 2. Die Puppe und die Larve oder der Engerling des Maikäfers (S. 197).

„Darauf wäre ich nicht gekommen," sprach ich errötend.

„Der Patriarch kam, als er seine erste Weinernte hielt, in Verlegenheit. Er hatte nicht Gefäße genug für den reichen Segen vorbereitet. Da fiel ihm die Arche ein, welche seit vielen Jahren unbenutzt mit einem alten Tau am Ufer festgeankert lag. Er veranstaltete ein großes Reinemachen der eingewohnten Räume und ließ den ganzen Wein hineinfüllen. Zweihundertsechsunddreißig Fuder ergab sie — Ararater Berg, Sonnenseite — eine vorzügliche Marke. Bei der großen Reinigung hatte man ein schlafendes Tier übersehen, welches sich vor der Sonne hineingeflüchtet hatte. Das war der Hahn. Als ihn nun der Schwall des einströmenden Weines erweckte, biß er sich ein kreisrundes Loch durch den Boden, das man schnell mit dem Zapfen verstopfte, und sitzt seitdem oberhalb desselben, sich jedesmal herumdrehend, wenn etwas Wein entfließt, um aufzupassen, ob er nicht bald wieder hineinschlüpfen könne."

„Aber wie kam die Arche —"

„Nach Heidelberg?" fiel mir Perkeo ins Wort. „Der junge Nimrod, wie Sie wissen ein Urenkel Noahs, kappte einmal sorglos das Tau, um einen Löwen, den er gefangen, mit ihm festzubinden. Die Arche aber trieb, ein Spiel der Wellen, in den damals weit reichenden Ocean, folgte dem Zug nach Westen und blieb hier am Schloßberge liegen."

„Und wie," fragte ich ganz eingeschüchtert von all diesen wunderbaren Eröffnungen, „kam dieses Riesenfaß durch den engen Kellerhals?"

„Sie sind sehr naiv, mein Freund," sprach er und klopfte mir vertraulich auf die Wangen. „Mein Brotherr, Karl Philipp, entdeckte es im Schutte, als er einen Weg nach der Stadt anlegen wollte. Er baute den Keller um das Faß herum. Es ist aber gegründeter Verdacht vorhanden, daß bereits der Pfalzgraf Rudolf der Erste den interessanten Fund gethan und, um den kostbaren Schatz zu hüten und in seiner Nähe zu haben, das Heidelberger Schloß über dem Fasse errichtet hat."

„Aber der Wein —"

„Wurde immer wieder von neuem aufgefüllt. Aber dieses asiatische Gewächs hat eine Kraft und Blume, daß ihm der gefährlichste Pfälzer nichts anhaben kann. Nicht in zehnfacher Verdünnung verliert er etwas von seiner Herrlichkeit. Seine letzte Füllung ging freilich ganz durch meine Kehle."

„Das ganze Faß — das fass' ich nicht."

„Piano va sano!" sprach er mit seinem überlegenen Lächeln. „Haben Sie einmal ein Kaninchen von einer Schlange verschlucken sehen? Anfangs hält man es nicht für möglich, aber nach und nach schiebt der Knoten sich immer weiter und weiter durch den schmalen Schlund. Sie haben gehört, daß ich es nicht unter fünfzehn Flaschen pro Tag zu thun pflegte. Das Heidelberger Faß hält deren zweihundertsechsunddreißigtausend, mithin —"

„Haben Sie es in dreiundvierzig Jahren, einem Monat, sieben Tagen —"

„Geleert — d. h. in zehn Tagen weniger. Sie haben die Schaltjahre vergessen. In der That ist dies genau das Alter, in welchem ich das Zeitliche gesegnet. Als das Faß geleert, fühlte ich meinen Beruf hienieden erfüllt. Da es aber in meiner Kindheit doch Tage gab, in welchen mein Tagesquantum unter jenem Arbeitspensum lag, so konnte ich mir hier für die Jahre der Trockenheit einen Nottropfen in Reserve legen, von welchem ich die Ehre hatte, Ihnen aufzuwarten."

„Die Ehre und das Vergnügen war ganz auf meiner Seite," sprach ich erregt und ließ die Hoffnung durchschimmern, daß er noch etwas von seiner Reserve herausrückte, „aber sonst muß es doch manchmal recht öde hier unten sein, Herr Perkeo!"

„Allerdings. In solchen Momenten treibe ich höhere Mathematik!"

„Ei."

„Können Sie sich denn eine richtige Vorstellung machen von dem Inhalt unserer Arche?"

„Ich weiß nur, daß sie zweihundertsechsunddreißigtausend Flaschen enthält."

„Gut — wenn Sie diese nebeneinander legen, Pfropfen an Boden, wissen Sie, was Sie da zusammen erhalten?"

„Einen Flaschenzug."

„Von etwa zehn deutschen Meilen Länge! Und doch müßten schon zehn winzige Gläser aus einer Flasche geschenkt werden, damit jeder deutsche Mann — allerdings ohne Unterschied des Alters — ein einziges Mal ein Glas zum Frühschoppen trinken kann. Wenn sich alle deutschen Männer, Weiber, Kinder über des Heidelberger Fasses Füllung gleichzeitig hermachten, so brauchte es nur eines gemeinsamen Schluckes und es ist leer."

„Die armen Schlucker."

„Warum?"

„Weil sie dann nichts mehr haben werden!"

„Oh, wenn der alte Noahwein noch drin wäre, so würden sie schon etwas haben, verlassen Sie sich darauf. Bei jener Räumerei in der Arche ist nämlich noch ein zweites Tier unbemerkt im Fasse geblieben —"

„Eine Kellerassel?"

„Keineswegs — ein Vierbeiner, der gerade im Begriff war, dem Hahne den Hals herumzudrehen. Ein Kater!"

„Und der lebt noch?"

„Der Kater ist unsterblich, aber er wird kleiner mit jedem Jahrhundert. In jener Zeit war alles hünenhaft — übermenschlich. Bedenken Sie, Noah wurde neunhundert und noch fünfzig Jahr!"

„Er wäre vermutlich tausend geworden, aber da hätte er Stempel bezahlen müssen."

„Richtig! Ein Riese, der für seine Enakssöhne und Töchter diesen kleinen Familienkeller füllt! Dementsprechend war sicher auch der Kater ein Tier in dem Format eines Mammuts!"

„Und der Hering?"

„Wie der Riesenfisch Leviathan. Ja," fuhr er mit sentimentalem Ausdruck fort, die „hygroskopische Fähigkeit der Menschen wird immer kleiner. Die alten Deutschen tranken aus Büffelhörnern — das Mittelalter kredenzte sich den Humpen — zu unserer Zeit kreiste der Römer noch bei den Gelagen — das heutige Glas nähert sich bedenklich dem Mokkatäßchen, und ich sehe eine Zeit kommen, in der man aus Fingerhüten schlürft. Freilich wird dementsprechend der Kater, der bereits ein zierliches Spitzchen geworden, sich bis zum Mäuschen verkleinern, und anstatt des Herings wird eine gesalzene Bakterie ausreichen. Tempora mutantur —"

„Und wir ändern uns in ihnen," schloß ich, um ihm zu zeigen, daß es sich in einem deutschen Weinkeller nicht schickt, lateinisch zu citieren. „Im übrigen halte ich es für kein Unglück, wenn solche Kneipgenies wie Sie, keinen Raum mehr in der Welt finden!"

Er sah mich so groß, als es ihm bei seinen fünfzehn Zoll unter Maß möglich war, an. Dann sprach er mit großer Ruhe:

„Wir wollen nicht persönlich werden, lieber Freund, aber das müssen Sie mir zugestehen: Deutschland schreitet zurück. Wein auf Bier, das rat' ich dir. Bier auf Wein, das lasse sein! Von den Gästen, die sich in dieses Lokal verlieren, höre ich von dem Siege des Gambrinus — von der Allmacht der Bierokratischen. Das Bier macht das Blut dick und den Kopf schwer. Es wird zu viel gearbeitet bei euch, zu viel beratschlagt und klug gesprochen, zu viel philosophiert, gerechnet, genergelt. Es gibt zu viel Rechthaberei, Tugendboldigkeit, Sektiererei, Heuchelei. Dagegen wird zu wenig getanzt, gebummelt, gekneipt, geküßt, gejodelt und gejauchzt. Und das wird nicht eher anders und besser, als bis —"

„Bis?"

„Bis sich diese Arche Noah hier von neuem mit schäumendem, brausendem Feuerwein füllt. An jenem Tage werden die runden Reifen erglänzen wie der Regenbogen nach der Sündflut als ein Zeichen des neuen, fröhlicheren Lebens,

an jenem Tage werden die Auferstehungsglocken läuten — —"

Kling, kling, kling, kling!

„Horch, tönte es da nicht??"

Wahrhaftig, ein silberheller Hall schlägt an mein Ohr — jetzt wieder — jetzt noch einmal. Ein helles Licht strahlt nieder. „Perkeo, die Morgenröte bricht heran!"

Perkeo rührt sich nicht; unbeweglich glotzt sein Holzbild vor sich hin. Aber die Kellerthür hat sich geöffnet und von dem Gewölbe hallten die Hammer der Küfer wider, welche die Dauben antreiben, damit es sich zum Jubeltage fülle aufs neue mit dem goldigen, duftigen Naß deutscher Trauben. Oskar Justinus.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Feinde und Freunde der Pflanzenwelt.

Je höher die Kultur steigt, desto größer wird die Zahl ihrer Feinde, sowohl im Tierreich wie im Pflanzenreich. Was aber die feindlichen Tiere betrifft, so werden sie, wie auch die Pilze, die Beförderer aller Krankheiten, nur dann wirklich gefährlich, wenn das Kulturobjekt durch Fehler in der Anzucht und Pflege den Keim zur Krankheit bereits gebildet hat; Pilze und Tiere erhalten dann eine große Macht, wenn man ihnen nicht rechtzeitig entgegentritt und sie, wenn möglich, vollständig vernichtet. Bei den Pflanzen verursacht eine fehlerhafte Kultur eine Schwächung derselben und sie verfallen leicht den schädlichen Pilzen und Tieren. Zu den hauptsächlichsten Fehlern in der Kultur, so ungefähr sagten wir schon in unserem, hauptsächlich für den Liebhaber bestimmten „Illustrierten Gartenbuch" (Stuttgart 1886 bei Jul. Hoffmann), rechnen wir den vieljährigen Anbau einer Pflanze auf derselben Stelle (vgl. unsere Ausführungen im Septemberheft d. Bl.), eine unvorsichtige und fehlerhafte Wahl des Standorts, eine übermäßige oder auch ungenügende Düngung und Bewässerung, ein allzu oft und an unrechter Stelle wiederholtes Beschneiden namentlich unserer Zwergobstbäume, wenn sie zu widernatürlichen und deshalb unschönen Formen erzogen werden sollen, die Beibehaltung großer oder kleiner, nicht mehr lebensfähiger Aststummel an großen Bäumen u. s. w.

Fig. 3. Leder-Laufkäfer.

Es sei uns gestattet, heute unsere verehrten Leserinnen auf einige unserer schlimmsten Feinde aus dem Tierreich aufmerksam zu machen, ihnen auch einige Ratschläge zu erteilen, wie ihnen entgegenzutreten ist und einige Tiere zu nennen, welche uns in solchem nützlichen Thun kräftiger unterstützen, als alle Pulver, Oele und Wässer, deren Anwendung wir aber trotzdem nicht versäumen dürfen. Die in dem folgenden vorkommenden Abbildungen sind Rümplers „Gartenbaulexikon" (Berlin, P. Parey) entnommen, ein Buch, welches wir bei dieser Gelegenheit warm empfehlen möchten. — Wir besprechen heute, in der Hauptsache nach unserem oben genannten „Gartenbuch", etliche besonders unserem Obstbau gefährliche Tiere: einige Wurzelfeinde, Holzbohrer und Holzsauger, Feinde der Blätter, Knospen und Blüten und zuletzt die Feinde der Früchte, auch wohl einige der vornehmsten Feinde der Gemüsepflanzen.

Gefährliche **Wurzelfeinde** sind einige Arten der Maus, namentlich die Feldmaus, Erdmaus und die Wasserratte oder Schermaus, welche Samen und Sämlinge, Wurzeln u. s. w. oft in großem Maßstabe zerstören. Man verfolgt sie durch mittels Strychnin, Phosphor und Arsenik vergiftete Köder, besonders Stücke von Sellerieknollen, durch Ausräucherung der Gänge mit dem Blasebalg, wobei alle Löcher, aus denen der Rauch dringt, zugetreten werden müssen, durch Fallen, Maulwurfszangen und durch recht tiefe, glasierte Töpfe, die man in einer der Hauptröhren ihrer Baue versenkt. Den Samen schützt man durch Eintauchen vor dem Säen in eine Mischung von gelöschtem breiigem Kalk und Holzkohlenstaub, mit der man die Samen übergießt und dann trocknet.

Fig. 4. Maulwurfsgrille.

Der Engerling, die Larve des Maikäfers, Melalontha vulgaris (Fig. 2, mit Puppe links, und Larve), lebt drei bis vier, auch weniger Jahre von allerlei Wurzeln. Man vertilgt ihn unter Salat und Erdbeerpflanzen, die durch ihr Welken seine Gegenwart anzeigen, oder durch 30 cm im Quadrat große und ebenso tiefe Gruben, die man mit faulendem Mist füllt, in dem Engerlinge und Maulwurfsgrillen sich gerne sammeln und mit dem sie im Frühjahre herausgehoben, sie selbst den Enten, Hühnern u. dgl. als nährendes Futter vorgelegt werden sollten.

Die Maulwurfsgrille oder Werre (Gryllotarpa vulgaris, Fig. 4) vernichtet alle zarten Wurzeln in der Nähe ihres Nestes, welches ungefähr 10—12 cm tief in der Erde liegt und sich durch verwelkte Pflanzen über demselben verrät. Zur Vertilgung derselben benutzt man den in die Erde vergrabenen Mist, oder man verfolgt mit dem Mittelfinger den in der Erde aufgestoßenen, kaum mehr als fingerbreiten Gang, bis dieser senkrecht in die Tiefe geht, bis zu dem kugelförmigen, fest zusammengefügten Nest mit zahlreichen Eiern; dasselbe ist auszugraben und zu verbrennen. Oder man gießt in diese senkrechten Röhren zuerst Wasser, dann ein wenig Steinkohlenteer mit Terpentinöl und dann wieder Wasser, wonach das Insekt emporsteigt und getötet werden kann.

Von den **Holzbohrern** leben die Käfer meist im entwickelten Zustande, die Schmetterlinge nur als Raupen in der Rinde und im Holzkörper selbst und können, wenn sie zahlreich auftreten, selbst starke Bäume vernichten, während die **Holzsauger** durch ihre saugende Thätigkeit meist den jüngeren Zweigen, aber auch älteren Aesten und Stämmen unserer Obstbäume den Saft entziehen. Man verhindert ihre Thätigkeit durch Reinigen der Stämme und Aeste von Flechten, Moos und alter Rinde vermittelst einer Stahlbürste und Ueberstreichen der Rinde vom September an mit einer Mischung von 1 k Alaun und 2 k Soda in 15 (nicht 50) l Leimwasser (Wasser mit etwa 100 g aufgelöstem Leim), welcher Anstrich zu erneuern ist, wenn er durch Niederschläge abgespült wurde.

Einer der allergefährlichsten Holzsauger, namentlich auf Apfelbäumen der feineren Sorten, ist die Blutlaus (Schizoneura lanigera, Fig. 7); sie durchbohrt die Rinde der zarten Zweige, setzt sich in allen unvernarbten Wunden u. s. w. fest, um den Saft auszusaugen und verursacht Narben und brandige Stellen; der Baum verkrüppelt, ist nicht mehr imstande, eine einzige gute Frucht zu erzeugen und muß schließlich herausgeworfen we en. Die Laus ist blutrot, enthält einen blutroten Saft, der beim Zerdrücken ausfließt, und ist leicht an dem wollenen, silberschimmernden Kleide zu erkennen, mit dem sie sich selbst und nach und nach den ganzen Baum überzieht. Sie vermehrt sich durch Lebendiggebären und im Herbst durch ihre geflügelten Weibchen (Fig. 8), welche nach der Befruchtung ihre Eier an den Wurzelhals der Bäume legen, von wo im Frühjahr die ausgeschlüpften Jungen am Stamme in die Höhe kriechen und mit Vorliebe sich in den Wunden festsetzen, welche ihre Vorgänger gefressen; ein Vernarben derselben wird dadurch unmöglich. Gegen dieses den Apfelbäumen gefährlichste aller Insekten sollte die Gesamtheit der Bewohner gleichzeitig vorgehen durch oben angegebenes Mittel, Bestreichen der Bäume vom Wurzelhals an mit Soda und Alaun.

Die Blattlaus (Aphis) saugt an den Triebspitzen von Pflaumen u. s. w., meist im Frühjahr bis zum Sommer, am Pfirsichbaum den ganzen Sommer hindurch. Auf jeder Baumart lebt eine andere Art der Laus; sie alle werden von der Ameise (Formica) unterstützt, weil zwischen beiden ein gewisses Freundschaftsverhältnis besteht, indem letztere sich zwischen die schwarzen und grünen Horden der Läuse drängt, nicht etwa um sie zu vertilgen, sondern um deren Wohlbefinden zu fördern, wenn sie die strotzenden Leiber mit ihren Fühlhörnern kitzelt und den dann ausgespritzten Saft aufleckt, der auch den die Poren (Spaltöffnungen) der Blätter verstopfenden Honig- oder Meltau veranlaßt. Schon Réaumur (1683—1757) nannte die Blattläuse „die Milchkühe" der Ameisen. Man vertilgt sie und die Blattläuse, auch den Meltau, Erdflöhe u. a. durch Ueberspritzen mit Karbolsäure in 100facher Verdünnung mit Wasser, die, kräftig durchgepeitscht, 24 Stunden lang stehen muß, bis oben eine Schicht fettes Oel sich gebildet, das zu entfernen ist. Gegen Ameisen auf Bäumen umwindet man den Stamm mit in diese Verdünnung getauchter Watte. Ein eifriger Verfolger der Blattlaus ist die Larve der Schwebfliege (Syrphus Fig. 1) in mehreren Arten. Die Fliege findet sich immer in der Nähe der Blattlauskolonien, deren Honigsaft sie aufsaugt; die Larve sucht die Blattläuse an Blättern und Zweigen auf und verzehrt sie.

Ungeflügelte Blutlaus.

Der Kohlweißling (Pieris brassicae, Fig. 6) kriecht als Schmetterling schon im Frühjahre in geringer Zahl aus den auf wildwachsenden Kreuzblütlern (Kruziferen) überwinterten Puppen und sollte dann energisch verfolgt werden, denn er erscheint sonst von Mitte Juni bis Ende Juli in viel größerer Zahl zum zweitenmal und legt seine Eier auf die untere Seite der Kohlblätter, wo sie, wenn sie fünf bis sechs Tage alt und deutlich bemerkbar, zerdrückt werden müssen. Hat man dies versäumt, so muß man die Raupen vertilgen, solange sie noch jung sind und gruppenweis beisammen sitzen; später ist dies sehr schwer, wenn nicht unmöglich. — Ein eifriger Vertilger der Kohlraupen ist die Schlupfwespe Microgaster glomeratus (Fig. 5 u. 9), deren Puppengehäuse (Cocons) von unverständigen Leuten „Raupeneier" genannt und mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit tot gedrückt werden, trotzdem sie zu den besten Pflanzenfreunden gehören, deren befruchtete Weibchen mittels der Legeröhre ihre Eier in andere Insekten legen, welche nun von den sich entwickelnden Larven aufgezehrt werden. — Beinahe jede Art der Insekten hat ihre Schlupfwespe, die wie

Fig. 5. Die Schlupfwespe. Fig. 6. Kohlweißling mit Puppengehäuse. Larve.

Microgaster glomeratus sichtbar wird und unter allen Umständen geschont werden muß.

Die Feinde der Knospen, Blüten und Früchte sind Maden von Fliegen und Käfern, Raupen von Schmetterlingen, auch der Ohrwurm u. a. m., auf deren Beschreibung wir heute nicht näher eingehen können. Man hält sie von den Bäumen fern durch den Anstrich von Alaun und Soda, den wir oben besprochen haben. — Die Schnecken, besonders die gemeine oder graue Ackerschnecke (Limax agrestis), treten in nassen Frühjahren in großer Menge auf und verzehren während der Nacht junge Saaten und die Erdbeeren; während des Tages verkriechen sie sich unter Blättern, Steinen u. s. w., auch im Winter; unter dem Schnee fressen sie weiter. Man sucht sie nachts mit der Laterne oder läßt sie von Enten aufsuchen und verzehren; oder man füttert sie mit Weizenkleie, von der sie aufschwellen und sterben; oder man sammelt sie in ausgehöhlten Mohrrüben, Kartoffeln u. dgl., mit denen man sie morgens verbrennt.

Nachdem wir schon einige der nützlichsten Tiere genannt, drängt es uns, die Ehre noch anderer zu retten, die gewöhnlich vom Menschen mit scheuen Augen betrachtet und, wenn er sich nicht vor ihnen graut, von ihm getötet werden, trotzdem sie in der Vertilgung schädlicher Tiere mehr leisten, als der Mensch jemals imstande ist. Zu ihnen gehört auch der nützliche Leder-Laufkäfer (Carabus coriaceus, Fig. 3), der sich durch glänzend goldgrüne, kupfrig schimmernde, längsgefurchte Flügeldecken auszeichnet und Schnecken, Raupen und Schmetterlinge verzehrt. — Demnächst empfehlen wir die Spinne dem Wohlwollen unserer verehrten Leserinnen; Thecidium, eine ihrer Gruppen, greift die Blutlaus, sobald diese die Wolle etwas abgestreift hat, direkt an. Die Kreuzspinne flicht, nach Dr. Keller im „Kosmos", im Herbst, wenn die Blutlaus geflügelt auftritt, ihre Netze zwischen und in den Kronen der Apfelbäume, und die fliegenden Läuse fangen sich darin. — Wie die „Geraer Zeitung" ausführlich bespricht, nähren sich Dohlen und Saatkrähen fast nur von Engerlingen, Maikäfern, Schnecken, Maulwurfsgrillen und Mäusen, leider auch von Regenwürmern, die im Ackerlande zu den nützlichsten Tieren gehören. Die Saatkrähe ist aber nicht mit dem Tannen- und Eichelhäher, der Raben- und Nebelkrähe, dem großen oder Kolkraben oder der Elster zu verwechseln, die unsere nützlichsten Sänger und andere Tiere verfolgen und nur als Aasvertilger einigen Nutzen stiften. Eulen und Bussarde vertilgen Raupen und Maulwurfsgrillen.

Fig. 8. Geflügelte Blutlaus.

Aus der Klasse der Lurche und Reptilien sind uns die Kröten sehr nützlich, indem sie eine große Masse von Kerbtieren und Schnecken, überhaupt Ungeziefer jeder Art fressen; sie sollten in keinem Gewächshause fehlen. Die Laub-, Gras- und Wasserfrösche erwerben sich ähnliche Verdienste, ebenso die im Wasser lebenden Molche und die schwarz und gelb gefleckten Salamander, die wegen ihrer Jagden auf Raupen, Würmer, Larven u. s. w. Schonung und Hegung verdienen. Eidechsen und Blindschleichen, dem Menschen gegenüber wie die vorigen ganz unschuldige Tiere, leben, erstere, hauptsächlich von Ameisen, Käfern und Fliegen, letztere von nackten Schnecken und Würmern. — Unter den Säugetieren sind die Fledermäuse ganz harmlose Geschöpfe, die in der Dämmerung erfolgreich auf Nachtschmetterlinge, Käfer und anderes Ungeziefer jagen, das ihre einzige Nahrung bildet. — Der Maulwurf geht im Boden dem unterirdischen Ungeziefer nach, wird aber oft mit der sehr schädlichen Wiesen-Schermaus verwechselt, die ebenfalls Erdhaufen aufstößt; er kann Pflanzenkost nicht vertragen und lebt nur von Würmern, Maulwurfsgrillen, Engerlingen, Maikäfern u. s. w. — Noch größeren Nutzen stiften uns die niedlichen Spitzmäuse, die an ihrer spitzen Schnauze und sehr kleinen Augen von anderen Mäusen leicht zu unterscheiden sind; sie leben ausschließlich von Kerbtieren aller Art, Würmern, Schnecken u. a. — Der Igel fängt in Hecken, Büschen u. dgl. eine unglaubliche Menge von Mäusen und anderem Ungeziefer. Von nicht minder großem Nutzen sind die Wiesel, die mit außerordentlicher Gewandtheit ihre Beute durch alle Erdgänge verfolgen, und wo ein Wieselpaar haust, da sind Landmann und Gärtner weder von Mäusen noch von Ratten oder Hamstern geplagt. Die Wiesel sind der Gegensatz von Katzen, die im Garten nur auf Vogelraub ausgehen, von dem sie aber abstehen, d. h. nur in ihrer eigentlichen Thätigkeit, in Haus, Hof, Schuppen, Stall und Scheuer bleiben, wenn man ihnen ein Ohr, am besten beide, abschneidet. Sind sie erst einmal auf dem Raubzug im Garten gewesen, dann sind sie im Hause u. s. w. durchaus unbrauchbar.

Fig. 9. Männchen und Weibchen der Schlupfwespe.

Salonmagie*).

Die unerschöpfliche Flasche.

Die Mehrzahl der geehrten Leser hat vermutlich schon Gelegenheit gehabt, sich in dem Zaubertempel eines Tausendkünstlers an dem obengenannten amüsanten Kunststücke zu ergötzen. Dasselbe besteht darin, daß der Künstler aus einer frei in der Hand gehaltenen Flasche, aus welcher er vorher mehrere Gläser mit Rotwein angefüllt hat, alle denkbaren Liqueure ausschenkt und diese dem Publikum zum Kosten präsentiert, wobei es erscheint, als ob die Flasche in der That unerschöpflich sei, denn die Anzahl der daraus gefüllten Gläser ist so groß, daß der Inhalt derselben weit mehr zu betragen scheint, als die Flasche zu fassen vermag.

Das Kunststück, welches zur Zeit ziemlich Allgemeingut aller Tausendkünstler geworden, wurde zuerst von dem Franzosen Robert Houdin eingeführt und gab anfangs Veranlassung zu den verschiedenartigsten Konjekturen hinsichtlich seiner Ausführung, bis man allmählich dahinter kam, daß die Sache einzig und allein auf einer ingeniösen Konstruktion der Flasche beruhte; jedoch die darauf hinzielenden Erklärungen und Beschreibungen waren bis jetzt höchst vager Natur und oft aber so unrichtig wie unausführbar, weshalb wir mit dem Gegenwärtigen eine genaue Anweisung zur Herstellung einer solchen Zauberflasche geben wollen, so daß jeder einigermaßen geschickte Klempner imstande sein wird, dieselbe danach anzufertigen.

Die Flasche besteht aus gut verzinntem Eisen- oder Messingblech und ist nach außen mit einem glänzend schwarzen Lack überzogen, so daß es scheint, als ob dieselbe von Glas sei.

Das Innere der Flasche besteht aus fünf flach aneinander gelöteten Abteilungen von möglichst dünnem Blech, welche insgesamt bis zur anfänglichen Biegung des Flaschenhalses reichen (Fig. 1) und von denen die beiden äußersten abgerundet sind (Fig. 2). Die mittlere von diesen Abteilungen (Nr. 3) ist jedoch etwas kürzer als die übrigen, um bei a (Fig. 2) einen kleinen freien Raum zu bilden, der dazu bestimmt ist, vier Luftröhrchen von 2 mm Stärke aufzunehmen (Fig. 1 b, c, d, e), welche von den angezeigten Punkten, auf der oberen Horizontalfläche der zusammenhängenden Abteilungen (Fig. 2) angedeutet, nach a führen und hier nach Erfordernis abwärts geleitet und so placiert werden, daß sie mit den etwas ausgespreizten Fingern leicht bedeckt werden können (Fig. 3). Die betreffenden Luftöffnungen befinden sich hier unterhalb den Fingerspitzen, verhindern also, daß die Luft zutreten und die Flüssigkeit aus den einzelnen Abteilungen auslaufen kann. Die Mündungen dieser Röhrchen befinden sich an der rechten Seite der vor uns stehenden Flasche (Fig. 1 b, c, d, e). Bei der mittleren Abteilung jedoch (Fig. 2 Nr. 3) wird das Luftröhrchen, oben aufliegend, nach der entgegengesetzten linken Seite f geführt, um, dort ausmündend, mit dem Daumen verschlossen werden zu können. Es ist dieses Röhrchen in der Fig. 2 mit f—3 bezeichnet. — Ferner ist oben auf der äußersten linken Seite an jeder Abteilung ein Auslaufsrohr von 6 mm Durchmesser angelötet, welche zusammen in den Hals der Flasche bogenförmig bis 2 cm unterhalb der Oeffnung hinaufgeführt werden. Diese Röhrchen müssen deshalb an der äußersten linken Seite einer jeden Abteilung sich befinden, damit beim Einschenken, wobei die Flasche nach links geneigt wird, sich dieselben vollständig entleeren können. Desgleichen müssen die gedachten Luftröhrchen sich sämtlich an der rechten Seite befinden, damit beim Einschenken keine Flüssigkeit in dieselben dringen kann, weshalb dieselben auch oben angesetzt und abwärts geleitet werden müssen, mit Ausnahme des mittleren (Nr. 3), welches bei seinem Austritt nur eine kleine Biegung nach abwärts erhält.

Wenn diese Einrichtung so weit hergestellt ist, so versucht man zuerst jede einzelne Abteilung auf ihre Dichtigkeit und umgibt dieselben alsdann mit dem Flaschenmantel, der aus zwei Hälften besteht, in welchem, der Lage der Luftröhrchen entsprechend, die erforderlichen Oeffnungen angebracht sind, durch welche die Röhrchen hervortreten, hier ringsherum angelötet und abgefeilt werden.

Selbstverständlich wird der Mantel vorher gut aneinander gelötet und die Naht geglättet.

Will man nun zur Ausführung des Kunststückes übergehen, so füllt man vermittelst eines dazu besonders hergestellten kleinen Trichters die Abteilungen mit verschiedenen Liqueuren, wie z. B. Cognac, Rosenliqueur, Genever, Ingwer u. s. w.

Die Abteilung, welche mit dem Daumen verschlossen wird, füllt man am besten mit einer Mischung von zwei Teilen Spiritus und einem Teil Wasser, dem ein wenig Zucker zugesetzt wird, wodurch man den Getränken eine Variation zu geben vermag, zumal einige der Gläser noch eine geringe Menge verschiedener Essenzen enthalten. Hält man nun die fünf Oeffnungen mit den Fingern geschlossen, so kann man getrost die Flasche umkehren, ohne daß ein Tropfen herausläuft.

Daß man sich die Reihenfolge der vorhandenen Liqueure genau merken muß, ist selbstverständlich, und ordnet man dieselben am besten nach dem Alphabet. Je nachdem man alsdann einen Finger zur Seite schiebt, erscheint die gewünschte Flüssigkeit.

Vor dem Beginne des Kunststückes, sobald die einzelnen Abteilungen mit der Flüssigkeit versehen sind, füllt man den noch übrigen oberen Teil der Flasche mit Rotwein an, der jedoch vorher wieder in einzelne Weingläser ausgeschenkt wird, wodurch das Kunststück später eine um so größere Wirkung hervorbringt.

Fig. 3. Fig. 1. Fig. 2.
Die unerschöpfliche Flasche.

Zu den Gläsern versieht man sich mit solchen, die möglichst klein und von dickem Glase sind, um nur wenig in sich aufzunehmen. Wird ein abnormer Wunsch ausgesprochen, so begegnet man demselben dadurch, daß man aus allen Abteilungen zugleich etwas herauslaufen läßt, und überläßt es dem Betreffenden, zu beurteilen, ob man das Richtige getroffen, das Uebrige hängt von der Volubilität der Zunge und einer entsprechenden Darstellungsweise ab.

*) Vgl. Bd. IX, S. 1261.

Lawn Tennis.

Lawn Tennis, in wörtlicher und auch sinngemäßer Uebersetzung als das Ballspiel auf dem Rasen oder vielleicht als Rasenball zu bezeichnen, hat sich im Laufe der Zeit aus dem in England in weitem Umfange kultivierten Ballspiel, dem Tennis, entwickelt, in seiner jetzigen Form aber erst während der letzten zwei oder drei Jahrzehnte allgemein Wurzel fassen können. Augenblicklich ist Lawn Tennis ein jenseits des Kanals sehr beliebtes Gesellschaftsspiel und seine Verbreitung über die ebenen Grasflächen vor den Herrensitzen des merry old England nimmt um so größere Dimensionen an, als auch junge Mädchen mit Erfolg an der erfrischenden Bewegung unter Gottes freiem Himmel teilnehmen.

Eine Partie Rasenball soll ordnungsmäßig unter vier Teilnehmern ausgefochten werden, doch kann man in sinngemäßer Anwendung der bestehenden Regeln auch zu drei, oder selbst zu zwei Personen spielen. Bei dem Versuche, in den folgenden Zeilen eine kurze Beschreibung von dem Verlaufe des Spieles zu geben, soll indes die Normalzahl von vier Mitgliedern festgehalten werden.

Zum Lawn Tennis ist ein ganz ebener horizontaler Platz, also etwa elastischer, kurz geschorener Rasen oder vielleicht ein Asphaltparterre erforderlich, auf welchem mittels einer besondern kleinen Maschine oder durch weiß gekreidete Bindfaden der eigentliche Spielplatz genau und scharf markiert wird. Bei der steigenden Beliebtheit, deren sich das Spiel in England erfreut, haben zahlreiche Varianten in Bezug auf die Form und Einteilung des Spielplatzes nicht ausbleiben können, doch wollen wir uns an die ursprüngliche Norm halten, wie sie die nebenstehende Zeichnung veranschaulicht.

Das wesentlichste Erfordernis besteht in dem Netze, welches in einer Ausdehnung von etwa 40′ derartig aufgespannt ist, daß es an den beiden Ecken 4′, in der Mitte 3′ über dem Boden sich erhebt. Der obere Rand ist mit einem dicken grellfarbigen Faden abgeschlossen, um diese Linie dem Auge auch unter erschwerenden Lichtverhältnissen leicht erkennbar werden zu lassen. Rechtwinklig zu dem Netze werden fünf Parallellinien gezogen, eine vom Mittelpunkte desselben ausgehend, die andere je 16 und beziehungsweise 18′ rechts und links von dieser Mittellinie. Auf eine Entfernung von 40′ nach jeder Richtung werden diese Längslinien durch gerade Striche quer verbunden, so daß die Linien i k l m ein Parallelogramm von 80′ Länge und 32′ Höhe umschließen. Jedes der beiden durch das Netz dieses größeren Parallelogrammes gebildeten Rechtecke wird durch eine 21′ vom Netze entfernte Querlinie abermals in zwei ungleiche Teile gespalten, so daß die ganze Figur jetzt mit Außerachtlassung der beiden Längsstreifen an der Seite aus acht Rechtecken besteht, von denen die vier am Netze liegenden größer sind als die äußeren.

Zum Werfen bedient man sich eines hohlen, mit Ziegenleder überzogenen Gummiballes von 2 $\frac{1}{2}$″ Durchmesser. Die Mitspieler bewaffnen sich mit sogenannten Raketts, welche aus einem Rahmen von birnförmig gebogenem Holze mit Griff bestehen. Der Rahmen ist mit einem Flechtwerk von starken Darmsaiten überzogen und der ganze Gang des Spieles ist wesentlich von guten, stramm elastischen Schlägern abhängig. Die Kleidung der Spieler soll den erforderlichen raschen Bewegungen und Wendungen angemessen leicht und bequem sein, namentlich sind Schuhe von Segeltuch mit gerieften Gummisohlen zu empfehlen, welche das Ausgleiten verhindern und zur Schonung des Rasens an den meistbenutzten Stellen wesentlich beitragen.

Die Teilnehmer am Lawn Tennis gliedern sich in zwei Parteien, deren Mitglieder gleiche Interessen verfolgen, sich deshalb gegenseitig in die Hand arbeiten und unterstützen und deren jede eine Hälfte des durch das Netz geschiedenen Spielplatzes in Beschlag nimmt. Der durch das Los bestimmte Ausgeber, am äußersten Ende des Rechtecks a stehend, wirft mit der linken Hand den Ball in die Höhe und treibt ihn mit einem Schlage des Raketts in diagonaler Richtung vorwärts, daß er über das Netz hinwegfliegt und innerhalb des Rechtecks f zur Erde kömmt. Der dem Ausgeber diagonal gegenüberstehende Spieler der Gegenpartei sucht den Ball, nachdem dieser einmal vom Erdboden rikoschettiert ist, mit dem Rakett wieder über das Netz zurückzutreiben. Es ist dabei gleichgültig, in welchem der feindlichen Rechtecke das Wurfgeschoß zur Erde fällt, doch darf dasselbe nicht über die Grenzen des ganzen abgesteckten Spielplatzes hinausgeschleudert werden. Die Gegenpartei ihrerseits treibt den Ball abermals zurück und dies dauert so lange, bis derselbe ungetroffen niederfällt. Im Verlaufe des Spieles haben sich nach vorher getroffener Uebereinkunft die Spieler in ihr eigenes Gebiet derart geteilt, daß jeder die Bälle wieder zurücktreibt, welche entweder in zwei Längsvierecken (etwa a und c), oder in zwei Querabschnitten (a und b) niederfallen, und demgemäß Aufstellung genommen.

Lawn Tennis.

Als Fehler wird gerechnet, wenn der Ausgeber den Ball gegen das Netz, oder über das Carré f hinausschleudert; wenn der Ball von dem Rakett des Gegners zurückgetrieben wird, ehe er den Boden berührt hat; wenn er pariert wird, ohne das Netz passiert zu haben; wenn der Ball die Kleidung oder den Körper eines Mitspielenden berührt und mit der Hand an Stelle des Raketts zurückgetrieben wird u. s. w. Für jeden Fehler einer Partei rechnet sich die gegnerische Seite einen „Ball“ gut. Beim ersten Balle zählt sie 15, beim zweiten 30, beim dritten 40, beim vierten 50. Sind beide Parteien zu gleicher Zeit auf 40 angekommen, so „steht“ das Spiel, und zum Gewinnen muß eine Seite noch zwei Bälle machen, ebenso, wenn etwa beide wiederum zugleich 50 zählen können.

Derselbe Spieler bleibt am Ausgeben des Balles, bis ein solches „Spiel“ gewonnen ist. Doch wechselt er bei jedem neuen Balle seinen Standpunkt, gibt also den ersten Ball von l nach f, den zweiten von m nach c auf und so fort.

Nach Beendigung eines „Spieles“ übernimmt ein Spieler der Gegenpartei das Ausgeben des Balles, so daß für jedes der vier Spiele ein anderer Teilnehmer diesen wichtigen Posten der Reihe nach ausfüllt. Hat eine Partei von den vier Spielen drei gewonnen, so ist sie damit auch Sieger der ganzen „Partie“. Andernfalls wird der Wettstreit fortgesetzt, der erste Ausgeber übernimmt von neuem diese Aufgabe und das Resultat des fünften Spieles entscheidet dann über Gewinn oder Verlust der Partie.

Größere Partien setzen sich vorhergetroffener Bestimmung nach oft aus elf Spielern zusammen, wie denn manche andere Abweichungen von den so gegebenen allgemeinen Spielregeln unter verschiedenen Verhältnissen nicht ausbleiben können. Namentlich ist auch der einzelnen Freiheiten und technischen Gebräuche, wie sie der passionierte englische Spieler aus dem Grunde versteht, der Art und Weise, wie die Fehler angekündigt und notiert werden, und der Obliegenheiten des Unparteiischen schon aus Mangel an Raum, aber auch deshalb nicht Erwähnung geschehen, weil dadurch das klare Bild des fremdartigen Spieles nur getrübt worden wäre. Es kam aber darauf an, die einfachen Regeln in recht durchsichtiger Weise dem freundlichen Leser vorzuführen und ihn dadurch vielleicht zur Nachahmung einer frischen und gesunden Belustigung anzuregen.

Hermann Vogt.

Der gestirnte Himmel im Monat Oktober.

Um Mitternacht stehen die Sternbilder der Kassiopeia, der Andromeda und des Perseus nahe dem Scheitelpunkte; am Südhimmel sieht man die Fische und den Walfisch. Am Osthimmel steigt der prächtige Orion über den Horizont; der Stier und die Plejaden stehen schon hoch. Im Westen neigt sich der Wassermann zum Untergang und tief im Nordosten steht die Leier. Die Planeten Merkur, Mars, Jupiter sind unsichtbar. Saturn ist von Mitternacht ab zu sehen und glänzt morgens früh um 6 Uhr im Meridian. Im Fernrohr gewährt sein Ring wieder einen hübschen Anblick und zwar ist die Südseite desselben der Erde zugewandt. Am 4. tritt das erste Mondviertel ein, am 9. steht der Mond in Erdferne, am 13. ist Vollmond, am 20. ist letztes Viertel, am 25. steht der Mond in Erdnähe und am 27. ist Neumond.

Unsere Kunstbeilagen.

Außer dem großen Panorama von Berlin von Wagner und der altägyptischen Humoreske von C. M. Seyppel sind diesem Hefte vier Kunstblätter beigegeben: C. Kanoldts „Aeneas und Dido“, zu dem S. 128 ein Gedicht von Leschivo aufgenommen wurde, Hüblers „Stiller Teilnehmer“, Matthias Schmids „Trost im Gebet“ und Benjamin Vautiers „Auf der Alm“. Packender Humor zeigt sich in Hüblers „Stillem Teilnehmer“, der kleine Bursche, der den günstigen Moment wahrgenommen hat — in dem sein Vater in Schlummer gesunken ist — um an den Genüssen der von ihm verbotenen Pfeife teilzunehmen, gehört zu denen, welche frühzeitig beweisen, daß sie dereinst „Haken“ werden wollen. Wehe ihm, wenn der Vater erwacht! Und auch wenn die kleine Sünde ohne direkte Strafe bleibt, so stellt sich jene indirekte ein, die allen unvergeßlich bleibt, die jemals Rauchversuche gemacht haben. Der Wirkung nach steht in vollem Kontrast zum Hüblerschen Bild Schmids „Trost im Gebet“. Schwerer Kummer drückte das Weib, da sie aus ihrer Hütte im Thal aufstieg zum Bergdorf, wo die sterbenskranke Mutter sehnend nach ihr verlangt hatte. Menschenhilfe ist vergeblich, sie weiß es, da schaut friedvoll das Bild des Erlösers zu ihr hernieder, sie findet wieder Trost in heißem brünstigem Gebet, und hoffnungsvoll klingt es in ihrem Herzen: wo die Not am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten. Vautier hat in seinem „Auf der Alm“ der Natur reine reizende Scene abgelauscht. Der alte Bergsteiger, der den Staub der Städte von den Füßen geschüttelt hat und nun in dem erquickenden Schatten der Sennhütte Rast hält, um sich an einem guten Tropfen zu laben, wird dabei von zwei frischen Bauernmädchen überrascht. Galant bietet er den Schönen von seinem Trunk, und wenn diese auch noch etwas verschämt zögern, werden sie doch das friedlich Gebotene nicht verschmähen.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Drei Preisaufgaben.

I.

Charade.

(Viersilbig.)

Rauh faßt dich der ersten dürre Hand
Und macht dein Blut erstarren;
Du glaubst, das Leben sei verbannt
Und alle Hoffnung will dir fahren.

Da naht sich dir mit leisem Schritt
Der zweiten duftige Gestalt,
Nimmt dich ins Reich der Wunder mit,
Mit schmeichelnder Gewalt.

Ertönt der ersten süße Melodie
Dir einst aus teurer Mutter Mund
So ward des ganzen Peripetie
Dir durch einen Dichterfürsten kund.

II.

Rätsel.

Zwei Wörtlein kenn' ich, fast sich gleich,
Ein Laut nur, der sie scheidet;
Mit tieferm, ist ein prächtig Reich,
Das man, ach, schwer nur meidet!

Fast wollt' ich mit dem hellern Ton
Das andre Wort verplaudern,
Von dem die eine Hälfte schon
Verneinen anzeigt, Zaudern!

Ein Dichter sang vom einen Wort,
Wenn's wer beim Namen nenne,
Dann würf er gern die Kleider fort,
Weil dann er glüh' und brenne!

Was du, wenn 's andre Wort klingt, thust,
Wird dir nicht recht gelingen,
Wenn du an jenes Busen ruhst,
Kannst trinken du und singen.

Alfred Friedmann.

III.

Scherzrebus.

Preise für Lösung der Preisaufgaben.

1. Preis: J. v. Falke, Hellas und Rom. 2. Preis: W. Kaden, Die Riviera. 3. Preis: Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben. 4. Preis: J. v. Falke, Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker. 5. Preis: F. v. Hellwald, Die Erde und ihre Völker. 6. Preis: A. v. der Linde, Gutenberg. 7. Preis: H. Zöller, Die Deutschen im brasilischen Urwald. 8. Preis: A. v. der Elbe, Der Heliandsänger. 9. Preis: Th. Zolling, H. v. Kleist. 10. Preis: E. Werner, Der Egoist. 11.—15. Preis: Kulturhistorische Stammbücher. 16.—20. Preis: Ludwig Walesrode, Der Storch von Nordenthal. 21.—25. Preis: Je 5 Bände Collection Spemann nach Wahl. Die Bekanntgabe des Resultates der Verlosung findet bei Ausgabe des dritten Heftes statt.

Magisches Buchstabenquadrat.

A	A	B	B	E
E	E	E	E	E
L	L	M	M	O
O	O	P	R	R
S	S	T	T	T

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß alle wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten.

Die fünf Reihen, in anderer Folge, sind:

1. Die Hauptstadt eines afrikanischen Königreichs.
2. Ein griechischer Philosoph.
3. Ein Organ des Körpers.
4. Ein durch die griechische Sage bekannter Jüngling.
5. Ein Nebenfluß der Donau.

Rebus.

Buchstabenrätsel.

Es wenden viele, die mir selbst entstammt,
Wenn fromm sie beten, mir sich gläubig zu
Und alle scheuch' ich auf aus süßer Ruh,
Wenn Purpurröte mir im Antlitz flammt.

Doch setzest du ein Zeichen vorn noch an,
Bin ich ein kleines unscheinbares Ding.
Es achte niemand meine Kraft gering!
Das härteste zerstört mein scharfer Zahn.

Wenn sich ein zweiter Laut hinzugesellt,
Begrüßt mit Dankesblicken mich die Welt;
Ein Schatten bin ich dir in heißen Tagen,
Ein lichter Strahl in trüber dunkler Zeit,
Ein Balsam allen, welche Wunden tragen;
Ein Talisman, der vor Verzweiflung feit.
Wohl dem, der in des Lebens schweren Stunden
Als Stab und Stütze glücklich mich gefunden.

Mathematischer Rebus.

$$\frac{\text{chen}}{\text{kan}},\ \text{sn},\ \frac{\rho}{\sqrt{a}},\ \frac{\rho}{\sqrt{b}},\ \frac{\rho}{\sqrt{c}}.$$

Silbenrätsel.

bus brich gust gott he ke ke le le mes ny pe tha

Zu suchen sind die 13 Anfangssilben von 13 zweisilbigen Wörtern, deren Endsilben oben gegeben sind.

1. Ein Drama. 2. Eine gefeierte Künstlerin. 3. Ein Nebenfluß des Rheins. 4. Ein Instrument. 5. Ein Baum. 6. Eine Blume. 7. Eine Stadt in Hannover. 8. Ein hervorragender Geschichtsforscher. 9. Ein Vogel. 10. Einer von Zwölfen. 11. Eine Stadt in Nordamerika. 12. Eine geometrische Figur. 13. Ein Gott der Griechen.

Werden diese Wörter anders geordnet, so nennen ihre Anfangsbuchstaben einen hervorragenden Komponisten.

Permutations-Aufgabe.

Rose	Ostern	Orleans	Rain
Nadel	Norden	Galen	Abel
Reich	Theodor	Rhein	Leben
Stola	Altona	Nelke	Elis
Tarent	Litanei	Sense	Lama
	Tanger		

Jedes der obigen Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in ein anderes Wort zu verwandeln. Werden die neuen 21 Wörter anders geordnet, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Anfang einer bekannten Opern-Arie.

Lösung der Skataufgabe Nr. 13.

Mittelhand darf die beiden Buben nicht anders als auf Treff-Aß, Treff-10 einstechen und erhält dann mindestens 36 Points.

Wenn der Spieler einen andern Treff sticht, oder, nachdem er Treff-Aß resp. Treff-10 gestochen, den zweiten Buben zieht, so kann er nicht aus dem Schneider kommen. Er muß also, wenn Vorhand Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7 bringt, die beiden Neun und die drei Zehn abwerfen und nicht eher einstechen, als bis Treff-Aß oder Treff-10 gebracht wird.

In der Vorhand wäre das Spiel unverlierbar und die Gegner könnten dann höchstens 29 Points erhalten.

Skataufgabe Nr. 14.

(Eingesandt.)

A, B und C spielen Point-Ramsch. A (Vorhand) hat die folgenden Karten: Coeur-Bube, Coeur-Aß, Coeur-10, Coeur-König, Treff-Aß, Pique-Aß, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-König, Carreau-Dame. Trotz dieser hohen Karten erhält A 40 Points weniger als B.

Wie saßen die Karten? Wie war der Gang des Spiels?

(Zwei verschiedene Lösungen möglich.)

Auflösungen zu Heft 12, S. 1231.

Mathematische Aufgabe: Die kurze Kathete verhält sich zur langen Kathete wie
$\sqrt{[(\sqrt{1,25}) - 0,5]} : \sqrt{[(\sqrt{1,25}) + 0,5]}$
das ist wie 0,7861514 . . . zu 1,272020 . . .
oder wie $1 : (\sqrt{1,25}) + 0,5$
das ist wie 1 : 1,618034 . . .

Logogryph: übermächtig, übernächtig.

Anagramm: Athener, Teheran.

Rätsel: 1. Loos, Solo. 2. Vergißmeinnicht. 3. Andante.

Diamanträtsel:

```
        H
      M A X
    T E N O R
  L E S S I N G
H A N S S A C H S
  R O M A N Z E
    L U C C A
      E H N
        S
```

Rebus: Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis, Ehrt dem König seine Würde, Ehret uns der Hände Fleiß.

Scherzrebus: Ein Stilistiker (ein Stiel ist dicker).

Schachaufgabe Nr. 29.

Von K. W. Winkler in Reudnitz.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XXI.

Von Prof. Kästner in Koburg.

Weiß. Kb1. Df7. Tf8. Le1. Be4, g2.
Schwarz. Kh5. Dg6. Th6.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 28.

1. Te4 — e7	b5 — b4
2. Sf3 — e5	d6 — e5:
3. Te7 — d7	Kd5 — e6
4. Ld1 — g4 matt.	

Lösung von Aufgabe XX.

1. Da1 — g1	h2 — g1:
2. Th1 — h8 matt.	
1.	g2 — h1:
2. Dg1 — g8 matt.	
1.	c5 — c4
2. Sb5 — c7 matt.	
1.	b7 — b6
2. Dg1 — g2: matt.	

Vom Tabakskrieg.

Der Gewohnheit des Tabakrauchens, welche heutzutage in volkswirtschaftlicher Beziehung eine so große Rolle spielt, suchte man bekanntlich bald nach der 1558 erfolgten Einführung des Tabaks in Europa durch strenge Verbote Einhalt zu thun, ohne indes damit zum Ziele zu gelangen. Nirgends aber ging man mit solchen barbarischen Mitteln dagegen vor, wie in Rußland, Persien und der Türkei. Im Jahre 1613 wurde in Moskau ein eigenes Tabaksgericht eingesetzt, um das Rauchen auszurotten; es bestrafte jeden, der zum erstenmal dabei betroffen wurde, mit Knutenhieben, wer sich aber das zweite Mal ertappen ließ, verfiel unbarmherzig der Todesstrafe. Gleichzeitig stand auch in Persien der Verlust des Lebens auf dem Tabakrauchen; allein viele waren dem verpönten „Laster" bereits so ergeben, daß sie lieber in einsame Gegenden flohen, bloß um ihre Pfeife behalten zu können. Der türkische Sultan Amurath IV. ließ diejenigen seiner Unterthanen, welche beim Rauchen ertappt worden waren, mit einer durch die Nase gestochenen Pfeife durch die Straßen peitschen, und das zweite Mal, wenn sie wieder rauchten, enthaupten. Das Tabakschnupfen, welches noch früher als das Rauchen bekannt war, gehörte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Spanien, Frankreich und Italien zu den Allerweltssitten. Da schleuderte 1624 Papst Urban VIII. eine Bulle gegen diese Gewohnheit; aber gerade hundert Jahre später saß Benedikt XIV. auf dem päpstlichen Stuhle, der das Verbot wieder aufhob, denn er selbst war ein leidenschaftlicher Schnupfer. Auch in der Schweiz wurden noch im Jahre 1653 Raucher vor Gericht gestellt und zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt.

Th. W.

Was bringst du mir mit?

Seeluft, Seebad! Wie schön das ist, nur daran zu denken. Wind, Welle, Leuchtturm, Klippe, Seewasser und Möwe, alles überstürzt sich in unseren Gedanken — und sind wir wirklich an dem Orte unserer Sehnsucht, haben wir es möglich machen können, auf ein paar Wochen die Scholle zu verlassen, die uns mit eisernen

Bemalte Muschel.

Klammern bis dahin hielt, wie jauchzen wir auf! Wir schreiben schöne lange Briefe an die Daheimgebliebenen und geloben uns im stillen, ihnen auch etwas mitzubringen. Aber was? Hier ist eine Prachtmuschel verkäuflich! Wo wurde das Exemplar gefunden? An der Landenge von Panama. Und dieses? In Triest —. Und dieses? Malta!

Wir möchten doch aber gerne etwas hier von der Ost- oder Nordsee, da bleibt schließlich nur noch Bernstein und Photographie. Leider bekommen wir aber beides für den halben Preis

Bemalte Muschel.

in der großen Stadt, denn der Händler will vom Badegaste etwas haben, er will „verdienen" und unser Geldbeutel kann beim besten Willen nicht die Sprünge mitmachen. Da ist nur ein Ausweg. An jedem Strande, sei es wo es sei, werden weiße oder gelblich getönte Muscheln von 6 bis 10 cm Länge zu Tausenden ausgeworfen. Dieselben sind zart und schön und eignen sich vorzüglich zu Geschenken, weil sie sich gut bemalen lassen. Mir liegen hier noch einzelne Exemplare derartiger glatter Schalen vor, welche ich sammelte und malte.

Zur Behandlung derselben übergehend, wasche man die Muscheln im Wasser ab, lasse sie trocknen und zeichne dann mit hartem scharfen Bleistift den Gegenstand auf. Ein Leuchtturm,

Bemalte Muschel.

eine Kirche, Segelboot, oder das Häuschen, welches man selbst bewohnt, wird stets ein dankbares Motiv geben. Wir geben einige Vorlagen dazu. Sollte aber jemand absolut nicht in der Lage sein, eine Zeichnung so weit allein fertig zu stellen, der zeichne ein Vergißmeinnicht, schreibe einen Vers dazu, male das Ganze mit Wasserfarben an, die Schrift vielleicht mit Gold — und — das Geschenk ist fertig und kostet nichts.

Oskar Hülcker.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Italienische Käsesuppe. Man koche $1/4$ kg Parmesankäse in 2 l Wasser, gebe es durch ein Sieb und 60 g Butter dazu und lasse es nochmals aufkochen; ziehe die Suppe mit zwei Eidottern ab und richte sie über in Butter geröstete Weißbrotwürfelchen an.

Russische Pastetchen (Pirogen). Man bereite einen Hefenteig und rolle ihn zu einer $1/2$ cm dicken Platte, steche mit einem Weinglas runde Plättchen aus und bestreiche den Rand mit verklopftem Ei, lege in die Mitte ein Häufchen von beliebigem Kleinragout (Salpikon) oder von Farce und ein wenig sehr dick eingekochtes, kurz geschnittenes Sauerkraut, welches von Ragout oder Farce umgeben sein muß, klappe die Plättchen aufeinander, daß sie einen Halbmond bilden, und drücke die Ränder fest zusammen, backe sie in Backfett aus und serviere sofort. Eine beliebte Fülle ist feine Bratwurst, die man aus dem Darm nimmt und in Butter ein wenig anbratet.

Hammelschlegel mit Gemüsen (à la Jardinière). Man setze den Schlegel in einer mit kochendem Wasser gefüllten Kasserolle aufs Feuer, und wenn er etwa eine halbe Stunde gekocht hat und abgeschäumt ist, so werden ein Dutzend daumendick und lang zugeschnittene Möhren hinzugethan und mitgekocht; nach einer Stunde kommen zwei Zwiebeln, vier Lorbeerblätter, zwölf wie die Möhren geschnittene weiße Rüben oder Kohlrabi, ein starkes Sträußchen Thymian und Salz und nach zwei Stunden, wenn der Schlegel schon völlig weich ist, noch sechs Rosen Blumenkohl und einige Minuten später ein Dutzend roh geschälte mittelgroße Kartoffeln hinzu, und wenn auch diese gar sind, so nimmt man alles behutsam heraus und richtet die Gemüse um und über dem Schlegel zierlich an.

Die Brühe wird durch ein Sieb gegossen, und man vermengt zwei Eßlöffel Mehl mit 125 g kalter Butter in einer kleinen Kasserolle zu einem Teige, gibt $1/2$ bis $3/4$ l von der Brühe dazu und rührt es so lange über dem Feuer, bis die Butter zergangen und die Sauce dickflüssig ist; doch darf sie nicht kochen, und man thut zuletzt noch etwas Essig, Pfeffer und einen Eßlöffel fein geschnittene Petersilie daran und serviert sie in einer Sauciere zu dem Braten.

Maccaroni mit Schinken und Käse. Man koche $1/4$ kg Maccaroni zehn Minuten lang in gesalzenem kochenden Wasser und gebe sie auf einen Seiher; hacke dann $1/4$ kg gekochten Schinken ohne alles Fett und reibe $1/4$ kg Schweizerkäse und $1/8$ kg Parmesankäse, verklopfe sechs Eier, füge Schinken und Käse hinzu und so viel Rahm, daß es einen weichen Teig gibt, den man mit Salz und ziemlich viel weißem Pfeffer würzt. Nun bestreiche man eine Schneckenform mit Butter, bestreue sie mit gesiebtem Weißbrot und fülle die Hälfte des Teiges hinein, die Maccaroni darauf und darüber den Rest des Teiges, lasse es so drei Viertelstunden ruhen, backe es hernach bei mäßiger Hitze eine Stunde lang im Backofen (Röhre) und stürze es.

Gebratener Aal mit Salbei. Man schneide den Aal in zwei Finger breite Stücke und stoße, ohne ihn aufzuschneiden, die Eingeweide mit einem Stöckchen heraus, reibe sie mit Salz und weißem Pfeffer ein, wickle sie in große ganz trockene Salbeiblätter und umbinde sie mit Faden. Dann mache man reichlich Butter in einer flachen Pfanne heiß und brate den Aal auf beiden Seiten schnell darin ab, wozu gewöhnlich eine Viertelstunde genügt, nehme die Fäden noch in der Pfanne ab, damit der Fisch nicht erkalte, lasse den Salbei aber darum, richte möglichst rasch auf erwärmter Schüssel an und serviere mit Citronenvierteln dabei, oder man entferne den Salbei und umlege den Aal mit sogenannten Mäuslein, einer auch als selbständiges Backwerk beliebten Schweizer Speise.

Um diese Mäuslein zu bereiten, nehme man recht schöne, große, frische und besonders recht trockene Salbeiblätter mit möglichst langen Stielen, tauche sie in Backteig (vier Eßlöffel Mehl, vier Eßlöffel Bier, zwei Eßlöffel feines Oel, zwei zu Schnee geschlagene Eiweiß, etwas Salz, gut verrührt), backe sie rasch in Backfett, lege einen Kranz davon um den gehäuft angerichteten Aal und außen herum die Citronenviertel.

Melonentorte. Man schäle eine reife, nicht zu große Melone, teile sie, nachdem man die Kerne herausgenommen, in Scheiben und koche diese mit $1/4$ l weißem Wein, einigen weißen Pfefferkörnern, Zucker und einem Stückchen Zimt auf gelindem Feuer weich; lege danach eine Tortenform mit Blätter- oder mürbem Teig aus und die erkalteten Melonen darauf, schlage sechs Eiweiß zu Schnee, verrühre ihn mit $1/8$ kg gesiebtem Zucker, gieße es über die Melonenscheiben, überdecke die Torte mit Papier und backe sie bei mäßiger Hitze.

Jelängerjelieber (haltbares Backwerk). Man rühre $1/4$ kg Butter zu Schaum und dann drei Eidotter, $1/8$ kg fein gestoßenen Zucker, $3/8$ kg Mehl und fein geschnittene Zitronenschale hinzu, forme kleine Kugeln daraus und fülle sie mit etwas Eingemachtem, drücke sie mit den Fingern breit, bestreiche sie mit Wasser, bestreue sie mit Zucker und backe sie langsam.

Schwäbischer Senf. Man koche süßen Weinmost auf den vierten Teil ein und bewahre ihn, und wenn man nun Senf machen will, so erwärme man $3/8$ l davon, gebe 60 g gelbes und 60 g braunes Senfmehl (am besten englisches) dazu, rühre es eine halbe Stunde, thue es in einen Topf und binde eine Blase darüber.

Ist kein Most zu haben, so koche man $3/8$ l Essig mit 250 g Zucker (auch weniger, wenn man das Süße nicht liebt), lasse ihn fast erkalten, gebe Senfmehl wie oben hinein und rühre und bewahre es auch so, und sollte es später zu dick werden, so verdünne man es mit etwas Essig.

Auch ist gewöhnlicher Senf, an der Tafel mit etwas Zucker vermischt, sehr angenehm, besonders zu kaltem Rindfleisch.

Ein Turngerät fürs Haus.

Die Zahl der Erfindungen wächst ins Ungeheure, aber leider hat nur weniges aus der Masse Anspruch auf dauernden Bestand. Zu diesem Wenigen gehört in jedem Sinne der neuerdings auf den Markt gebrachte „Arm- und Bruststärker" von Largiadèr, welcher von Engler & Weber in Stuttgart fabriziert wird. Der einfache Apparat besteht aus zwei der Länge nach durchbohrten Handgriffen von Holz, welche mit beiden Händen erfaßt werden. Von der inneren Seite des Griffs der einen Hand geht ein Seil durch den Griff der anderen Hand. Jedes der Seile trägt an seinem Ende ein Gewicht von entsprechender Schwere. Werden nun durch seitliches Strecken oder Heben der Arme die Handgriffe voneinander entfernt, so steigen die Gewichte in die Höhe, bis sie von den Griffen berührt werden; werden die Handgriffe einander wieder genähert, so bewegen sich die Gewichte nach unten. Immer aber müssen dabei die Arme den Zug der Gewichte überwinden, bis sie, zum Ausruhen gesenkt, die Gewichte zu Boden sinken lassen. Die Art der Uebungen, die sich anstellen lassen, ist außerordentlich vielseitig, einige davon zeigen die hier beigegebenen Abbildungen. Der Apparat, dessen Preis zwischen

5 und 12 Mk. schwankt, ist nicht nur den sogen. Armstrongs aus Kautschuk, sondern auch den Handeln und ähnlichen Gerätschaften vorzuziehen; er empfiehlt sich für Kinder ebenso wie für Erwachsene und sollte namentlich von allen denen benutzt werden, deren Beruf sie zu lang anhaltendem Sitzen zwingt.

Tagebuchfragmente eines Heidelberger Studenten.

Den 15. Mai.

Fideles Nest doch, das Heidelberg! Das Schloß, die Berge, der Neckar, die Anlagen, die Hauptstraße — alles so nett bei einander. Gerade genügende Motion, zwischen dem Früh-

Beugeübung mit dem Arm- und Bruststärker.

schoppen beim Seppel und dem Diner im Prinz Karl, die Hauptstraße hinaus bis zum Ludwigsplatz, an der Ruperto-Carolina (S. 36) vorbei — unter uns gesagt, eine äußerlich wenig anziehende Schöne, was bei einem Alter von fast 200 Jahren allerdings erklärlich — und dann an den Anlagen hinab bis zum Bahnhof. — Meine Vorahnung ist übrigens eingetroffen; schon seit einigen Tagen paradiere ich mit der Couleur. Riesig lustige Gesellschaft; unser Fuchsmajor, ein strammer schneidiger Kerl, nimmt uns Füchse schon gehörig in die Schere. Mit dem Studium wird es wohl etwas windig aussehen. Habe vorläufig den Paukboden am häufigsten frequentiert; werde voraussichtlich in diesem Fache mein erstes examen rigorosum zu bestehen haben Das Heidelberger Trottoir ist zum Rempeln aber auch wie geschaffen.

Den 15. Juli.

„Einst wird kommen der Tag," war, wie ich eben bemerke, mein letzter Gedanke, den ich in diesem Geistes-Sarkophag niedergelegt. Und er kam, dieser Tag, schneller als ich gedacht.

Natürlich war es an einem Dreizehnten, diesem widerwärtigen Pechtage meines irdischen

Streckübung mit dem Arm- und Bruststärker.

Daseins, als wir in pleno über die alte Brücke der Hirschgasse zufuhren. Todesmutig betraten wir den zwischen Bäumen still versteckten „Hirsch" (S. 63), diese allbekannte Walstatt ungezählter Waffenthaten. Mein Gegner, die Sekundanten, der Paukdoktor waren bereits anwesend; die Posten wurden ausgestellt — der Waffentanz begann. Lange schwankte das Zünglein der Wage unschlüssig hin und her, einige Unblutige hatte ich schon verschmeckt — da, als ich eben meinem Vis-a-vis eine famose Tiefquart durchziehe, ertönt das Notsignal: „abgefaßt"! Das scharfe Auge des Gesetzes hatte gewacht und auf lautlosen Sohlen war das furchtbare Geschlecht der „Pudel" unseren Spuren gefolgt. Kurzum, wir waren abgefaßt. Und so sitze ich denn hier in dem durchaus ehr- und denkwürdigen Karzer, vulgo „Palais Royal" (S. 51) benamset. Ubi sunt qui ante nos? wer zählt die Häupter, nennt die Namen, die sich an den Wänden dieser historischen Zelle, den kommenden Generationen zum Gedächtnis, eingeschrieben? Autograph reiht sich an Autograph, Vers an Vers, Bild an Bild. Und aus allem spricht der unverwüstliche Humor des selbst in Ketten und Banden kreuzfidelen Studio.

„Jung Heidelberg, du schlechte",
parodiert ein Bruder im Aeskulap,
„Du Stadt an Bummlern reich,
In dir sind Herren wie Knechte
An Wert einander gleich.

Stadt hungriger Gesellen
Verstehst es gar zu fein
Das Rupfen und das Prellen —
Polypen lächeln drein" u. s. w.

Während ein anderer die Saiten seiner Leier zum Preis der „traulichen Stätte" ertönen läßt:

„Von Karzers Stille umwoben,
Wie ruht sich's friedlich aus
Nach all' dem mächtigen Toben
Der Kneipen Saus und Braus!

Wie kann ich behaglich schlafen,
Fahrlos in sichrer Hut,
Dem Schiffe gleichend im Hafen
Nach sturmbewegter Flut.

Wer solches Labsal gekostet,
Den zieht es immer her;
Im Herzen die Sehnsucht rostet
Ihm nimmer und nimmermehr."

Neue Universal-Handpresse.

Die neue Universalpresse soll und wird sicherlich eine längst empfundene Lücke im Küchenwesen ausfüllen; bei der Zubereitung der meisten Speisen ist es notwendig, daß einzelne Stoffe entweder zerkleinert, durchgedrückt oder entsaftet werden müssen, und dazu soll eben nebenstehend abgebildete Presse dienen. Man kann vermittelst derselben sowohl Kartoffeln, wie Bohnen, Erbsen ꝛc., als auch Beeren, Früchte ꝛc. pressen und ist die Leistung hinsichtlich der Schnelligkeit eine ganz überraschende; jedem Apparate werden drei verschiedene Siebeinsätze, fein, mittel und grob, beigegeben, derselbe kann überall bequem angeschraubt werden und ist die Handhabung — ein leichtes Herunterdrücken des Hebels genügt zum Pressen der verschiedenen Sorten — eine außerordentlich einfache. — Ganz besonders wird die neue Presse zu verschiedenen Obstsorten, sowie hauptsächlich für Kartoffelpüree Verwendung finden, das letztere gelingt ausnahmsweise gut auf derselben.

Universal-Handpresse.

Vorrätig im Etablissement für hauswirtschaftliche und Küchen-Einrichtung von Karl Hirsch & Co., Berlin W, Leipzigerstraße 2. — Preis inkl. der drei Siebe 6 Mark.

Panorama von Berlin.

In den letzten anderthalb Jahrzehnten hat kaum eine Stadt in Europa einen so rapiden Aufschwung genommen wie die Kapitale des Deutschen Reichs: **Berlin**. Unablässig hat sie ihren Gürtel ausgedehnt, bald da bald dort neue Strecken mit Häuservierteln besetzt und so die blühende, stets sich vergrößernde Macht Deutschlands mit veranschaulichen helfen. Um sich einen rechten Begriff ihrer Größe zu machen, muß man den Blick von einem ihrer hohen Bauwerke über das Häusermeer schweifen lassen, etwa von der Kuppel des alten Schlosses, von der Siegessäule oder vom Rathausturm. Der letztere ist der Standpunkt des Künstlers gewesen, dem das diesem Hefte beigegebene Panorama zu danken ist. Mächtig bis an den fernen Horizont dehnt sich das Bild aus. In der Mitte fesselt den Blick die hervortretende Masse des alten Schlosses, daran der Schloßplatz, der sich nach vorn in die Königstraße fortsetzt, die von der das Panorama wagerecht schneidenden Heiligengeiststraße unterbrochen wird. Hinter dem Schloß ziehen sich nach dem Horizont hin die Linden, abgeschlossen vom Brandenburger Thor, über das hinaus die Gipfel der Bäume des Tiergartens hervorragen. Auf der rechten Seite der Linden, an denen man vorn auch das Denkmal Friedrichs des Großen erkennt, wird das Zeughaus, die Universität und die Akademie sichtbar, links interessiert vornehmlich das Kaiserliche Palais mit dem historischen Eckfenster, das jeder Deutsche kennt, auch wenn er es nicht mit leibhaftigen Augen gesehen. Ziemlich nach dem Vordergrund zu erblickt man rechts die Kaiserliche Post, mit dem Schloß in einer Flucht die Domkirche, dann die beiden Museen und die Nationalgalerie, noch mehr nach rechts das Schloß Monbijou, während über dem Brandenburger Thor hinaus, von der breiten Fläche des Königsplatzes aufsteigend, das Siegesdenkmal an die denkwürdigen Jahre 1870/71 erinnert. Die Kirche, welche links vom Beschauer das Bild im Vordergrund begrenzt, ist die Nikolaikirche, auf der auch das Wahrzeichen Berlins, der Bär, zu sehen ist. Nach der linken Seite zu sind noch als hervorragende Punkte zu nennen die Viktoria auf dem Belleallianceplatz und das Nationaldenkmal auf dem Kreuzberg. Ueber den Schloßplatz hinaus, in der Mitte des Hintergrundes, zeigt sich zwischen den Türmen der Neuen und der Französischen Kirche das Schauspielhaus. Doch wäre des Aufzählens kein Ende, wollten wir hier alles nennen, was nennenswert wäre, und so überlassen wir es denn der unter dem Panorama angebrachten Legende, den Leser über das Bemerkenswerteste zu orientieren. Wir hoffen übrigens, daß auch dieses Panorama zeigt, wie sehr „Vom Fels zum Meer" bestrebt ist, seine Leistungen zu erhöhen, daß es sich nicht mit dem versprochenen Panorama der Linden begnügte, sondern seine Aufgabe größer und umfassender löste.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

H. v. S. in C. Wir gratulieren zu der Spange (vgl. Heft 9 Spalte 1 der Weltpost) und hoffen auf Versöhnung mit uns. Das muß ja aber eine Ehe mit eitel Heiterkeit sein, in der die Frau voll guten Muts ein lustiges Gedicht nach dem andern vom Stapel laufen läßt. Sie gestatten doch, daß wir auch das neueste hier wiedergeben? Da ist es:

Geehrter Herr! Er will nicht mehr,
Es hat ihn höllisch doch getroffen,
Daß Sie ihm nicht Ihr Fels zum Meer
Für seinen Mörder machten offen.
Ich aber liebe nicht das Schuldigbleiben,
So will ich Ihnen denn statt seiner schreiben.

Zwar ist das Verschen unbequem
(Man muß sich mit Skandieren plagen)
Und auch der Reim nicht angenehm,
Läßt leicht was Ungereimtes sagen,
Man kann so recht auch nicht zu Worte kommen,
Drum hab' ich gleich zwei Füße mehr genommen.

Zunächst denn vielen, vielen Dank! —
Ganz wie ein weiser Salomo
Geschlichtet haben Sie den Zank
Ihn zart geschont — ich bin recht froh —
Und mir verschafft den Sieg die goldne Spange,
Wenngleich mir war um meine Wette gar nicht bange.

„Wer hat nun recht?“ hab' ich gefragt,
„Das Liedchen, hm! stahl dir die Wette.
Wenn man vors Publikum sich wagt,
Macht man die feinste Toilette:
„Cylinder, Frack und Handschuh mit sechs Knöpfen.
„Mein Gott! wer singt denn jemand vor vom Köpfen!

„Da hast du's denn! So bist du stets!
„Willst alles besser immer wissen,
„Und doch am Ende, siehst du, geht's
„Just so, wie es hat gehen müssen
„Und ich's gesagt, trotz deinem Achselzucken:
„Die Mordgeschichte wird dir niemand drucken.

„Und dann wozu der schale Witz,
„Dich zu verstecken vor den Leuten
„Durch den Plebejernamen Schmitz!
„Was soll das eigentlich bedeuten?
„Das sind so wieder deine ganz besonderen Mittel!
„Man gibt doch was auf Namen, Rang und Titel.

„Wirf in die Blätter nur den Blick,
„In unsre illustrierte Presse,
„Was macht der Stand jetzt da für Glück!
„Und mir auch deucht es, daß Comtesse,
„Marquis und sonst etwas von so illustern
„Titeln den Ruhm des Dichters nicht verdustern.“

Man hat's ja auch — und denken Sie,
Geehrter Herr, was er dagegen
Verlauten ließ voll Ironie:

Weltpost.

„Die Frau sei stets und allerwegen
Mehr Rat und Präsident und mehr Minister
Als wie ihr Mann, das sei nun so, das wüßt' er.“

Verdient nicht solch ein Sonderling
Mit Recht die schwere Niederlage.
Ist's Dichten auch kein leichtes Ding,
Viel schwerer doch ist ohne Frage,
Zu wissen, was dem Publikum gefalle;
Da sind die Dichter pure Kinder alle.

Ich sag' es Ihnen ohne Scheu,
Mein Mann hat sehr viel bessre Sachen
Gedichtet, namentlich im Mai,
Der Zeit, da wir uns einst versprachen,
Als wir noch nicht den gleichen Namen schrieben
Und er mir täglich schwur, nur mich zu lieben.

Was er mir damals hat gebracht
Auf Rosablätter schön geschrieben,
Noch les' ich's manchmal in der Nacht,
Wenn ich zu lange wach geblieben.
Die holde Zeit! empor bei der Lektüre
Steigt sie, so daß ich's bald am Auge spüre.

Da ist besonders ein Gedicht,
In welchem meine Marmorbüste
Sich ganz verhängnisvoll verflicht
In unser Schicksal, und es müßte
Mich mein Gefühl und Urteil gänzlich trügen,
Wenn das nicht Ihnen sollte sehr genügen.

Das schreib' ich Ihnen ab; er soll
Natürlich nichts davon vermuten,
Bis daß ich edlen Sieges voll
Mit Hoheit sagen kann dem Guten:
„Wenn dir verschlossen blieb die Thür zum Glücke —
Tritt ein, den Riegel schob dein Weib zurücke.“

Geehrtester Herr Redakteur Ihre ergebenste H. v. S.

W. W. Ihre „Klage eines von der Natur zu ungerecht Bedachten“ ist herzzerbrechend und um so mehr, als Sie nicht nur körperlich als „Kleiner“ zu betrachten sind, sondern auch in Ihren dichterischen Qualifikationen.

K. K. in L. Na, na, so sind die Mädchen von heute nicht, daß sie aus Gram über eine Wanderung des Geliebten im Frühjahre gleich sterben. Der berechtigtere Schluß Ihres so sehr bescheidenen Gedichtes wäre gewesen: Die Geliebte hätte einen anderen Liebhaber genommen.

Dr. K. K. Hier ein weiterer Beitrag aus dem Exerzierheft Pfiffigs: Die Situation: Cäsar, Pompejus und Lucullus spielten Skat. Cäsar tourniert Renonce und ruft infolgedessen aus: Studium fuga! Das ist nun übersetzt worden mit: Fliehe, meide den Eifer oder Uebereifer! Gehe nicht zu toll rein. „Fritz Pfiffig“ aber übersetzt es wörtlich: Eifer, Flucht (Ei, verflucht).

S. G. in Trier. Wenn nicht für „ein Spiel aus der Hand“ ausdrücklich eine höhere Berechnung festgesetzt ist, so gilt jedes Handspiel ebenso viel Points wie das entsprechende Tourné. — Spielt man mit erhöhten Solos, so rechnet man bei einem Solo einen Matador mehr als bei dem entsprechenden Tourné, z. B. Pique-Solo mit Zweien, Schneider $= 5 \times 7 = 35$. In anderen Skatkreisen legt man bei dem Spiel mit erhöhten Solos nicht die Skala 5, 6, 7, 8, sondern die Skala 9, 10, 11, 12 (bei Grand 16) zu Grunde, z. B. Pique-Solo mit Zweien, Schneider $= 4 \times 11 = 44$.

St. Th. in E. Der gebildete Mann, als welcher Sie sich in Ihrem Briefe ausweisen, macht selten, auch wenn er den Pegasus unberufen besteigt, solche Allotria, daß er weltpostreif würde. Von den eingesandten Gedichten hat uns „Rettig“ am besten gefallen und wir denken es gelegentlich zu bringen.

R. L. in W. Der Erfinder der auf S. 1262 abgebildeten Schulbank heißt H. Holscher und ist Direktor der höheren Mädchenschule in Chemnitz.

V. F. in W. Es ist nicht zu glauben, wie es jemand wagen kann, etwas Derartiges überhaupt auch nur niederzuschreiben. Ihr sogenanntes Dichten ist gedankenloses Stammeln. Als Beweis hierfür sei nur der Schluß des Gedichtes hergesetzt:

Auf blickt ich nach den wogenden Gipfln
Sie glänzten milde in Pracht
Mir öde war's in meinem Herzen
Dort war es finstre Nacht.

Ihr Herz mag „öde“ sein, Sie sagen es selbst, aber das Oedeste an Ihnen ist es noch lange nicht! Dafür übernimmt die Redaktion jede Garantie.

Höhenkurort Davos-Dörfli

1557 Meter ü. M.

landschaftlich schönster und sonnigster Theil des als **Sommer- und Winter-Kurort** berühmten **Hochthales Davos** [2324]

Kurhaus Davos-Dörfli — früher Seehof.

Elegant und mit allem Comfort ausgestattet. Grosser schattiger Garten. Eigene Boote auf dem ganz nahen Grosssee. Schattige Spaziergänge und Waldwege. Beste Gelegenheit für grössere Touren. Kurmusik, Theater, Bibliothek, Douche, Bäder. **Pension** und **Zimmer inclusive Service, Beleuchtung, Musik** und **Theater Taxe** per Person und Tag von Fcs. 6—10. Prospecte gratis u. franco. Eigenthümer **G. Stifler**. Kurarzt Dr. **A. Volland**.

Klosters — Eisenbahnstation Landquart — **Schweiz** Graubünden

Klimatischer Sommerkurort

mildes, voralpines Klima — 1200 Meter ü. M. — mittlere Saison-Temperatur 13°

Hotel und Pension Brosi

mit allem Comfort. Schönste Lage und Aussicht auf Gletscher und Gebirge. Buchen- und Tannenwaldungen mit ebenen und leicht ansteigenden Spazierwegen. Mässige Preise. Arrangements für Familien. **Prospecte**. Kurarzt. Eigenthümer **G. Stifler**, auch Eigenthümer des **Kurhauses Davos-Dörfli.**

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W.-B.

Naturwarme kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft, Ziegenmolke. [2327]

Sommersaison vom 1. Mai bis 30. Septbr. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit. **Grossh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim. Jäger.**

Bad Thalkirchen

bei München [2312]

für Nerven-, Unterleibs- u. sexuelle Leiden aller Art. — **Morphiumentwöhnungs-Kuren.** — Ausführliche Prospekte üb. Behandlungsweise, Preise, Erfolge etc. etc. versendet gratis u. franco **Dr. V. Stammler**, Arzt u. Besitzer.

Karlsbader Kaffee

Haupt-Lager: **Max Thürmer**, Dresden,

Kein Surrogat, gebrannt in Bohnen.

von vorzüglichstem Geschmack, feinstem Aroma zu **2,00**, **1,80** und **1,60** das ½-Kilo.

Schutzmarke

Hervorragend schöne, wirklichen Genuss bietende Qualitäten.

Suisse—Lausanne—Rosemont Pensionnat de jeunes filles. Education soignée et complète.

[2376] **Directrice Madame Eytel-Hübbe.**

Café

roh und frisch geröstet empfehle für den verwöhntesten Geschmack in überraschend schönen Qualitäten und zu billigsten Preisen.

Edmund Weiß, Breslau, Ketzerberg 31.

Soolbad Rothenfelde

am Teutoburger Walde

wird am 20. Mai eröffnet; Schluß der Saison ultimo September. Die starke **Soolquelle** mit hohem Gehalt an **freier Kohlensäure**, Eisen, Jod und Brom, ist bewährt gegen **Skrophulose, Rachitis, Blutarmuth, Lähmungen, Frauenkrankheiten, chron. Rheumatismus** etc.; auch können Bäder mit gradirter (d. h. kohlensäurefreier) Soole gegeben werden. Nach Fertigstellung der voraussichtlich am 1. Juli d. J. zu eröffnenden Bahnlinie Osnabrück—Brackwede wird Rothenfelde Station dieser Route; bis dahin tägl. Postverbindung mit **Osnabrück, Melle** und **Bielefeld**. — Prachtvoller Hochwald unmittelbar am Badeorte. — Gut besetzte Badecapelle. Jede gewünschte Auskunft durch

[2344] **die Badeverwaltung,**

sowie den Badearzt Dr. **Kanzler.**

Pianinos billig, baar oder Raten. Kostenfr. Probesendung, Prospect grat. **Fabrik Weidenslaufer**, Berlin N. W.

Frdr. Wm. Richter

Bier-Import & Export, C. Ziegler, Commandit-Gesellschaft a. Act.

BERLIN S. W.

Möckernstrasse 26

empfehlen ihr stets wohl assortirtes Lager von **25 Sorten** bestens conservirter

dunkler und heller Biere

der renommirtesten Brauereien Bayerns und Berlins in Fässern und Flaschen.

— *Wiederverkäufern angemessenen Rabatt!* — [2306]

Fernsprech-Anschluss nach unserer Eiskellerei unter **No. 461.**

Für Damen!

Die **„Deutsche Bekleidungs-Akademie“** in **Dresden, Nordstr. 32**, ertheilt auch gründlichen Unterricht im exacten **Zuschnitt** für **Damen- u. Kinder-Garderobe**, sowie **Herren-** und **Damen-Leibwäsche.** Ausführlichere **Lehrpläne** sendet gern gratis und franco die [2373]

Direction: Klemm & Weiss.

Von H. Klemm's vollständiger

„Schule der Damenschneiderei“

zum gründlichen **Selbstunterrichte** erschien die 14. Auflage mit 700 Schnittfiguren u. Skizzen, broch. 8 M., fein geb. 10 M.

Dresden, H. Klemm's Verlag.

In J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau ist soeben erschienen:

Das Spiel, die Spielerwelt und die Geheimnisse der Falschspieler.

Eine Beleuchtungs- und Enthüllungs-Schrift von Signor **Domino.** Mit Illustrationen.

Preis geh. 3 M., eleg. gebdn. 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Handelslehranstalt und Pensionat

von Hecht & Senger, Breslau,

Bischofstrasse 3.

Beginn der Winterkurse in **Handelswissenschaften und Sprachen** 1 Oct. cr. Meldung bis 15. Septbr. **Prosp. gratis.** Zweck der Anstalt: Ausbildung zu tüchtigen Buchhaltern und Correspondenten in allen Berufsarten. **Damen Sep.-Curse.** Referenzen-Angabe auf Wunsch. **Befähigte Schüler erh. Stellung.** [2361]

Ein reizendes Festgeschenk für junge Damen.

Der schon in 2. Auflage erschienene Familien-Roman von Elly Reuß **„Erreichte Ziele“** 2 Bde. 6 M. eleg. geb. 8 M. ist das schönste Festgeschenk für junge Damen, in deren Kreise das Buch wahrhafte Begeisterung erregt. [2381]

Verlag von J. Bacmeister in Bernburg und Leipzig.

Cognac

Die Zeitschr. „Die Nahrungsmittel“ urtheilt, dass sich unser nach der **chemischen Untersuchung in allen Eigenschaften v. importirtem französischen Cognac, bei ganz bedeut. billigeren Preisen nicht unterschied.**

Export-Compagnie für Deutschen Cognac, Köln a. Rh.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisbeigaben giebt u. monatlich 2 mal erscheint. Probe-Nr. gratis von **Gebrüder Senf, Leipzig.**

Heizbare Badestühle

Mit allen Vorzügen. Neueste Verbesserung. Garantie. Preiscour. grat. franc.

C. W. Lang, Nürnberg.

Deutsche Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G.

Errichtet 1869. **Potsdam.** Errichtet 1869.

Activ-Vermögen:	Versicherungsbestand:	Angesammelte Reserven:
8¼ Millionen Mk.	61 Millionen Mk.	7⅓ Millionen Mk.

Capital-Versicherungen

für den **Todesfall**, sowie für eine **bestimmte Lebensdauer.**

Sterbekassen-,

Kinder- & Aussteuer-Versicherungen

Leibrenten- und Alters-Versicherungen

unter coulantesten Bedingungen.

Kostenfreie Auskunft ertheilen sämmtliche **Vertreter der Gesellschaft**, an allen grösseren Plätzen, sowie [2391]

Die Direction in Potsdam.

OTTO HERZ & Co's

SCHUHE UND STIEFEL

SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZMARKE VERSEHEN

MELBOURNE 1880 · SYDNEY 1879 · WIEN 1873 · PARIS 1867 · LONDON 1862 · PRIZE MEDAL

FRANKFURT a/M.

Garantirt reine **Dessert- und Medicinal-Weine**

ff. Sherry, Portwein, Moscatel, Malaga, Marsala

10 ganze Flaschen Mark 16.— incl. Packung

geg. Nachn.; Postkolli v. 4 halben Fl. nach Wahl M. 4.50 franco.

M. Fraenkel & Cie Köln a. Rh. *Import ausländischer Weine.*

Musik-Wecker-Uhren.

Des Morgens mit Musik geweckt zu werden fertigt: **L. HENTSCHEL**, Grünau bei Berlin.

Weltpost.

H. P. in Duisburg. Als das treueste und zugleich wirksamst ausgeführte Bismarck-Porträt können wir Ihnen den Gustav Kirmseschen farbigen Aquarelldruck bezeichnen, der vom Künstler direkt aus Dresden, Blasewitzerstraße 53, bezogen werden kann und M. 20. kostet. Derselbe zeigt den gewaltigen Kanzler im Profil und ist die weitaus effektvollste Porträtierung Bismarcks, die uns im Kunsthandel begegnet. Auf Verlangen können Sie das Porträt in guter Passepartoutrahmung beziehen. Das Brustbild hat nahezu Lebensgröße und zeigt charakteristische Energie neben allersauberster Handpressenherstellung.

E. W. in W. Ihre „kurzgefaßte", aber zu lang geratene „Poesie über Deutschlands Heroenzeit bis zur Schlacht bei Sedan" beginnt vielversprechend:

Tausendjährige Gedanken
Ziehen forschend durchs Gehirn,
Und althistorische Falten
Durchfurchen jetzo meine Stirn.

Brüllend seh ich Auerochsen
Wutentbrannt im Sumpfe stehn,
Und anstatt gepflegten Feldern
Mußt' man durch den Urwald gehn.

Der Fortgang entspricht diesem Anfang; hier nur einige Proben:

Gegen Burgund war das nord'sche Meer,
Dieses kam von England her;
Südlich waren die Alpenspitzen,
Die hielten ab Italiens Hitzen,
Endlich noch im fernen Westen
Machten Gallier ihre Gesten.

Von den Flüssen strömt die Spree
Vor allen andern in die Höh',
Und später wurde sie dann größer,
Da nannte man sie gar die Weser,
Und als sie in die Nordsee ging,
Ihr Name aufzuhören fing.
u. s. w.

C. C. in W. Die Notiz, daß Mr. Heriot, der Eigentümer des Magazin du Louvre, weil er alle Angestellten und Waren deutschen Ursprungs aus seinem Laden „verbannt" hat, von der „Société d'encouragement au bien" mit einem Preise bedacht worden ist, erhielten wir schon von anderer Seite. Aber was soll sie uns? Der Patriotismus vieler Modedamen ist leider nicht stark genug, den Versuchungen, welche in Gestalt von Katalogen des Herrn Heriot an sie herantreten, auszuweichen, obgleich die Rückweisung seiner Angebote in Deutschland die einzig korrekte Antwort auf seine „Verbannung" wäre.

A. H. in D. Sie Freund der verkannten Redaktion! Also unsere „liebenswürdige Weise" ermutigt Sie, Gedichte einzusenden? Wenn es nur nicht gleich deren fünf wären. Das kühlt die Begeisterungen für Sie wieder etwas ab bei uns. Das erste geht, aber schon das zweite ist von bedenklicher Unklarheit. Sie sagen vom Mond:

„Er schimmert mild und bleich
Und doch an Glanz so reich
Erhaben still und hehr.

Dagegen wäre ja nichts Erhebliches einzuwenden, welcher Unsinn aber, wenn Sie von Ihrem nach Nr. 1 jedenfalls vergeblich geliebten Adonis singen:

So war sein Lächeln auch.

Denken Sie sich einmal ein Lächeln „mild und bleich" und „doch an Glanz so reich", das, so singen Sie weiter,

Wie ein lichter Hauch
Um seine Lippen zog
Es war so still und trüb.

Da hat, wie es scheint, der Mond einen Hof bekommen; schade, daß Sie sich diesen poetischen Vergleich haben entgehen lassen. Nr. 3 wird aber noch besser, da bekennen Sie Ihre übergroße Jugend, trotz der Sie sich fühlen

Schon so alt,
Weil die Jugendlust verhallt.

Auch wir bedauern, daß Sie infolgedessen nicht mehr wie „ein sorgenlos lachend Kind" sind, als solches hätten Sie schwerlich solche Gedichte gemacht. Ahnungsvoll erklären Sie in Nr. 4 ungeachtet der Ermutigung, welche Sie in unserer liebenswürdigen Weise fanden:

Ich schreibe Eleglen,
Worüber andere scherzen,

und eröffnen uns durch Ihren Wunsch, daß Sie ziehen möchten

Weit hinweg zu einem Lande,
Wo die Sprache man nicht hört
Deren Klanges Zauberlaute
Eines Kindes Herz bethört,

wo Sie der Schuh drückt. Leider können wir Ihnen kein Land nennen, wo lauter Taube existieren.

Weltpost.

C. O. in C. Sie schreiben uns: Lieb[e] Redaktion! Ich habe mit großem Bedauer[n] gesehen, daß die arme, kleine, niedliche Fra[u] auf dem Titelblatt von „Vom Fels zu[m] Meer" sich gar nicht erholen kann. — De[r] Grund ihrer Leiden ist aus den Vignette[n] des vorigen Jahres sehr deutlich. Kann[st] du sie nicht im kommenden wunderschöne[n] Monat in eine Villeggiatur schicken, dam[it] sie endlich wieder aus der Hängematte e[nt]stehen kann? Weißt du, es schreckt di[e] jungen Leute vom Heiraten ab und die arme[n] Mädchen wissen ohnehin nicht, wie a[n] einen Mann kommen. Ganz so langwieri[g] ist es auch gar nicht, das weiß ich von meine[r] Tante; darum brauchst du auch den Her[r]chen solche Spinnen gar nicht in den Ko[pf] zu setzen, die meisten sind ohnehin ehesche[u]. Ich bin z. B. überzeugt, daß ich bei nu[r] einigermaßen guter Behandlung sehr bal[d] wieder im Hause thätig sein könnte. Als[o] bitte, mache, daß sie recht bald zu Kräfte[n] kommt! Hochachtungsvoll C. O.

Wir haben deinen Wunsch erfüll[t], schöne Unbekannte, und die Frau ins Bad g[e]schickt, dafür schaut dich jetzt ein lieber Kinde[r]kopf an, der hoffentlich recht vielen Männer[n] Lust macht zu heiraten — auch den dir b[e]stimmten. Du ladest uns doch dann zu[r] Hochzeit ein?

C. M. Näheres über die Schrift d[es] schweizerischen Feuerwehrvereins finden S[ie] im „Gesundheitsingenieur" 1885, Nr. 10 S. 28[.] Der Titel lautet: Ueber Hilfeleistung [bei] Unglücksfällen, bearbeitet vom Centra[l]ausschuß des schweizer. Feuerwehrverein[s].

R. G. in W. Sie finden bereits [im] vorliegenden Hefte einen Aufsatz über d[ie] Deutung der Handschrift. In der Fol[ge] wird der Verfasser des betreffenden Artike[ls] die Frage noch eingehender erörtern u[nd] auch Beurteilungen eingesandter Handschrifte[n] vornehmen.

L. B. in S. Eine Biographie Al[e]xander Girardis finden Sie in Oppenhei[ms und] Gettkes Deutschem Theaterlexikon, Heft 1[.]

Ein Redlicher. Verstellen Sie Ih[re] Schrift geschickter oder bleiben Sie bei ein[er] Unterschrift. Was hat das Versteckspiel[en] für einen Zweck? Sie finden das Gewün[sch]te in diesem Heft, aber geben Sie sich ja ni[cht] der falschen Hoffnung hin, daß die Au[f]nahme wegen Ihrer Karte erfolgt sei. S[ie] hat gar keinen Eindruck auf uns gemach[t].

E. W. in L. Lassen Sie der „Aug[en] Himmelpforten" für Ihren Geliebten undurc[h]gangen sein!

R. K. in B. Vielleicht ist Ihnen m[it] Kirchmanns „Katechismus der Philosophi[e]" (1871) gedient.

Stockholmer Abonnent. Kaum g[e]wünscht, schon vollbracht.

J. S. in M. Die Salonmagie wi[rd] auch fernerhin von uns gepflegt werden u[nd] Sie finden bereits in diesem Heft wieder e[in] hübsches Stückchen unseres Special-Zaube[r]meisters.

L. B. in D. Ob es eine Regel gib[t,] wer beim Eintritt in das Kontor zue[rst] grüßen soll: der eintretende Prinzipal od[er] die anwesenden Gehilfen, wissen wir nich[t.] Schicklich erscheint es uns, daß der Ei[n]tretende zuerst grüßt.

W. N. in T. Ihr durch gute G[e]sinnung ausgezeichnetes Gedicht würde s[ich] mehr für ein Gesangbuch als für eine bell[e]tristische Zeitschrift eignen. Um aber etw[as] von Ihnen zu bringen, drucken wir d[as] Begleitschreiben buchstabengetreu hier a[b]: „Hochgeerter Herr! Ich ersuche Ihnen g[e]fäligst mein Gedicht in Ihrem „Vom Fe[ls] zum Meer", welches ein sehr beliebtes Bu[ch] für den „Deutschen Mann" geworden i[st,] mit bei zu Drucken, damit (ich hoffe) s[ich] ein jeder ans Herz legen kann."

P. F. in H. Beides werden Sie e[r]halten durch die Anstalt des Mechanike[rs] Fein in Stuttgart.

A. P. in S. Ausführliches über d[ie] Farbenblindheit finden Sie in den Werk[en] von Holmgren „Ueber Farbenblindhei[t]" (1877) und Stilling „Prüfung des Farbe[n]sinnes" (2. Aufl. 1878).

K. in B. Die statistische Tafel ist b[e]reits im Satz. An ihrem verspäteten E[r]scheinen trägt der Wunsch die Schuld, no[ch] die neuesten Daten der Volkszählung zu b[e]rücksichtigen.

C. M. in W. Ihnen und allen, d[ie] mit Zinsrechnungen zu thun haben, könne[n] wir sehr empfehlen die Zinstabellen v[on] Voigt, welche bei R. Bechtold in Wie[s]baden zu haben sind (M. 1.50).

C. T. in W. Viel Freude wird I[h]nen und anderen Anhängern des Kegelspie[ls] das kleine, nett ausgestattete „Liederbuch f[ür] deutsche Kegelbrüder" (Hannover, Wilh. Fran[k)] bereiten, welches von Herrn Brügner m[it] einem Vorwort versehen worden ist.

Griechische Weine

J. F. MENZER,

Neckargemünd.

1 Probekiste
mit **12** ganzen Flaschen, 12 ausgewählte Sorten von
Cephalonia, Corinth, Patras & Santorin.
Flaschen und Kiste frei. Ab hier zu
19 Mk. 50 Pf.

1 Postprobekiste
mit **2** ganzen Flaschen, herb und süss.
Franco nach allen deutsch. u. österr.-ungar. Poststationen geg. Einsend. von
4 Mk.

---

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau lackirt.
Illustrirte Preis-Listen gratis! Agenten gesucht!
Fabrik für Räder, Bürstenhölzer und Holzwaaren.
Handwagen in 18 Grössen 2—12 Ctr. Tragkraft.
Franko nach allen Stat. Deutschland u. Oesterreich.
Eiserne Velocipedes- & Kinderwagenräder. Ziegenbockwagen, Kleiderbügel, Militärputzstöcke und Knopfgabeln. [2285]

Zur Kur, als Hausgetränk, zu Suppen etc. vorzüglich — **vielfach prämiirt** —
Gesundheits-Apfelwein
versendet à 30 ₰ per Liter
Ferdn. Poetko, Guben.
Export-Apfelweinkelterei
gegründet 1855. [2284]

Flechten und sonstige Hautkrankheiten heilt sicher **F. Diehl,** Apotheker, **München,** [2016] Nymphenburgerstraße 46.

PATENTE aller Länder werden prompt und korrekt nachgesucht durch **C. Kesseler, Patent- und Technisches Bureau, Berlin S. W. 11,** Königgrätzerstr. 47. Prospekte gratis.

Krankenfahrstühle
aus Korbgeflecht, Holz u. Eisen, gepolstert und ungepolstert, mit und ohne Gummibekleidung für Salon und Straße; Fußtheil u. Rücklehne für jede Lage verstellbar. Höchst solides Fabrikat in einfacher wie elegantester Ausstattung unter Garantie. Preise von Mk. 36 bis 175. Reich ausgestattete, illustrirte Preiscourante auf Verlangen gratis u. franco. [2413]
Dresdener Krankenfahrstuhl-Fabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.

Paed. Ostrau b. Filehne (Internat.)
führt Zöglinge von Septima bis Prima und ist berechtigt, Zeugnisse zum einj. Dienst auszustellen. Prospecte gratis. [2411]

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — **Zweck derselben:** Wesentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von **Invaliden.** Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1885 wurden versichert 16,678 Knaben mit ℳ 18,425,000. — Capital — gegen 15,682 Knaben mit ℳ 16,586,000 Capital im Jahre 1884. — **Status Ende 1885:** Versicherungscapital ℳ 53,000,000; Jahreseinnahme ℳ 3,400,000; Garantiemittel ℳ 7,000,000; Invalidenfonds ℳ 57,000; Dividendenfonds ℳ 282,000. Prospekte ꝛc. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. Inactive Officiere, Beamte, Lehrer u. angesehene Geschäftsmänner werden zur Uebernahme von Hauptagenturen gesucht. [2345]

Wormser Brauer-Akademie.
Programm und Auskunft für den nächsten Cursus zu erhalten durch die [2366] Direction **Dr. Schneider.**

Neueste illustrirte Briefmarken-Albums
1886, zu 1, $1\frac{1}{2}$, 5, 6, 7, 9, $13\frac{1}{2}$ und 36 Mark.
Echte Briefmarken billigst. Preiscourant gratis. Katalog 1885. 75 Pf.
Zu beziehen durch **Alwin Zschiesche,**
und alle Buchhandlungen. **Naumburg a. d. S.** [2374]

Cigarren-Import
ca. 100 Sorten **Havana-Importen** am Lager, p. Mille 120 bis 2500 M. **Imitationen** 36 bis 240 M. Muster zu Diensten. Bedienung Vertrauenssache. Nicht convenirendes zurückgenommen. [2369]
C. H. Hahn, Braunschweig,
Preussischer & Braunschweigischer Hoflieferant.

Tragbare Oefen
mit **Carbon-Natronheizung** für **Lokalien** ohne Rauchabzug; die Oefen brauchen **keinen Schornstein,** brennen rauch- und geruchlos und erwärmen schnell selbst größere Räume. Behördlich auch da gestattet, wo sonst Feuerungsanlage untersagt ist. — **Probe-Oefen** incl. Füllung für circa 2 Monate 30 Mark. Preisliste gratis.
Carbon Natron Heiz Cie.
Alwin Nieske, Dresden.

A. Toepfer, Hoflieferant,
Fabrik geruchloser, transportabler
Closets,
Stettin.
Lieferant für viele Behörden und die königl. Garnison-Verwaltungen.
Vor Krankenbetten unentbehrlich.
Sendung sofort. Preiscour. grat. u. franco.

Zinstabelle.
20 Zinsfüße, bis 900,000 Kapital, für jede Landesmünze, nebst Anleitung im Kurzrechnen. Mk. 286. — in 80 Tagen à 5%; 9 in 28,6 = 3,18 Mk. Zinsen.
Brosch. Preis 2 Mk. frco. nach allen Ländern.
Gustav Voigt, Merseburg a. S., Winkel 2.

IN DEN APOTHEKEN:
ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Victoria,
Westentaschen-Feldstecher und **Operngläs** unerreicht an Tragweite und Schärfe von Instrumenten bedeutend größerer Art. In fast sämmtlichen europäischen Armeen eingeführt. Vorzüglich für Marine, Reise, Jagd, und Theater. Gesetzlich geschützt. Jedes Exemplar trägt den Namen **Victoria** und meine Schutzmarke. Preis mit Lederbeutel u. Lederschnur **M. 14. Taschenfernrohre** 3—4 Meil. tragend M. 7., **Touristenfernrohre** mit Riemen **M.** 12. Event. Umtausch. [2397]
— Illustrirte Prospekte franco. —
O. H. Meder, optisches Institut,
Leipzig, Markt 11 (gegr. 1850).

Agent [2379]
gesucht zum Vertrieb e. Artikels an Friseure 20% **Provision.** Offerte werden unter **P. U. postlag. München** erbeten.

An's Frauenherz.
Worte der Liebe und Freundschaft für die katholische Frau. [2385]
Von **A. von Liebenau.**
Salon-Einband. 6 Mark.
Verlag A. Laumann, Dülmen.

Das **Uhren-Geschäft** i. **Schenkenzell** (Bad.) empf. Preislisten in **Wand-** u. **Taschen-Uhren.**

Diätet. Heilanstalt.
Die vormals von meinem Vater in Hamburg geleitete
Diätetische Heilanstalt
(spec. für Magen-, Nieren-Kranke und Diabetiker) habe ich in Konstanz a. B. wieder eröffnet. [2416]
Dr. med. E. v. Düring,
Konstanz a. B., Mainaustr. 32.

J. Neuhusen's
Billard-Fabrik [2405]
Berlin SW., Beuth-Straße 22
versendet unter Garantie ihre Specialität:
patent. Tisch-Billards
welche innerhalb 2 Sekunden zum elegantesten Speisetisch zu verwandeln sind. Preisgekrönt auf allen größeren National- u. International. Ausstellungen. **(Brüssel gold. Medaille.) Alle übrigen Arten von Billards u. Billards-Requisiten bestens empfohlen.** Neuestes u. höchst interessantes Gesellschaftsspiel auf d. Billard
Jeu de baraque.
Prospecte u. illustrierte Cataloge gratis.

Instrumenten- und Saitenfabrikant
Josef Thumhart,
k. bayer. Hoflieferant,
Firma **Xaver Thumhart,**
München, Schäfflerstraße 11
empfiehlt alle Arten Streich- und Saiten-Instrumente, insbesond. die so sehr beliebten **Zithern (Concert-Zithern)** nach eigener Construktion und alle Sorten selbstübersponnener Saiten 1. Qualität. — Vorkommende Reparaturen an Instrumenten werden billigst ausgeführt. — Umtausch u. Ankauf alter Instrumente in reellster Weise. Preiscourant grat.

Patent.
Dampf-Expreßkocher mit Sicherheits-Ventil ganz aus Kupfer erzielt eine **fünffache Heizkraft** auf Kosten der Dämpfe. Kocht u. bratet jede erdenkl. Speise, hitzt in 5 Min. Bügeleisen. Preis Nr. II. gewöhnliche Größe M. 10, Nr. III. größere Sorte, speisen größere Menge Wasser ꝛc. M. 12. [2375]
Adresse: **Fabrik der Patent-Dampf-Expresskocher, München, Marienplatz 27.**

Dampfbettfederreinigungsmaschinen in bester Construction fertigt **C. Ed. Müller, Berlin,** [2371] Fennstr. 45/46.

Violinen,
von Professor **Aug. Wilhelmy** ꝛc. als die besten der Neuzeit bezeichnet, ebenso Zithern und alle anderen Instrumente empfiehlt die Musikinstrumentenfabr. v. **Glaesel & Herwig** in Markneukirchen i. S.
solid — reell
[2226] Preisliste gratis u. franco.

Bei Brustleiden
oder Disposition hiezu beliebe man aus der Fabrik **Engler & Weber, Stuttgart** gratis u. franco zu verlangen: Prospekte m. zahlreichen ärztlichen Gutachten über die **hygienische Bedeutung** von **Largiader's patentirten Arm- und Bruststärker,** welcher in 19 verschiedenen Nummern à ℳ 4.40. bis ℳ 12.50. angefertigt wird.

Weltpost.

O. D. in M. Die Feststellung des eingetretenen Todes. Unter dieser Ueberschrift wurde in Heft 9 dieser Zeitschrift wieder einmal an die Furcht vor dem Scheintode, vor dem Lebendigbegrabenwerden appelliert, und es hieß dort: „Die moderne Wissenschaft hat kein anderes Mittel, den eingetretenen Tod mit aller Sicherheit zu erkennen, als die beginnende Verwesung." Ich will nicht bestreiten, daß es manchmal schwer sein mag, in einem Augenblick mit voller Gewißheit zu sagen, ob noch eine Spur von Leben in einem Körper ist oder ob bereits die letzte entfloh. Aber nach einer Beobachtung von wenigen Minuten kann jeder Arzt mit voller Sicherheit sein Urteil abgeben. Handelt es sich um einen Tod durch Erstickung oder Ertrinken, so wird der Arzt unter Umständen noch stundenlang Wiederbelebungsversuche anstellen, weil das entschwundene Leben noch wiederkehren kann; aber das sind auch die einzigen Fälle, die Schwierigkeiten bieten können. Vor allem ist eine Verwechselung des Starrkrampfes mit dem Tode nur für den Laien denkbar, der nicht untersuchen kann. Thatsache ist übrigens, daß seit Menschengedenken kein Fall wirklich konstatiert worden ist, in dem bei einem Scheintoten auch nur Vorkehrungen zum Begräbnis getroffen worden waren. Um so häufiger kommt es vor, daß Angehörige geliebter Toten in der Erregung des Schmerzes, in dem Gedanken der Unmöglichkeit des Verlustes Bewegungen wahrzunehmen glauben. Es sind einfache Täuschungen, und um diese auszuschließen, ist nichts erforderlich, als die Einführung einer obligatorischen Leichenschau. Diese ist wohl in den meisten deutschen Staaten jetzt geregelt; und das Gesetz verlangt eine zweimalige Besichtigung mit Rücksicht auf lokale Verhältnisse, wo die Unmöglichkeit, einen Arzt herbeizuziehen, die Leichenschau weniger sicheren und fachkundigen Beobachtern zu überlassen zwingt. Jede andere Anordnung ist unnütz, speziell ist das Abwarten der Verwesung eine Unsitte, die nirgends geduldet werden sollte.

Dr. Otto.

K. M. in G. Die Rubrik hat leider ein so kleines Publikum, daß wir sie nicht wohl weiter ausdehnen können.

H. G. in S. Die Ableitung aus dem Englischen erscheint uns wahrscheinlicher, doch können wir es nicht mit Bestimmtheit behaupten.

Fr. P. in S. Daß V. F. z. M. in so reichem Maße Ihre Anerkennung gefunden, kann uns nur freuen. Ihre Uebersetzungen sind recht hübsch, wir haben aber dafür keine Verwendung.

J. K. in A. Wir danken Ihnen für die Einsendung des Planes zum Skat-Kongreß. Leider wird die Nachricht von der Verlängerung des Anmeldetermins auf den 1. August in diesem Hefte zu spät kommen.

F. J. in K. Wir können leider Ihre „Leuchtkäferchen" nicht in unserer Zeitschrift leuchten lassen.

St. in Tsch. Wir geben Ihnen gern eine gute Censur für Ihre Gedichte. Von der Einsendung der ganzen Sammlung wollen Sie absehen, es fehlt uns zur Prüfung an der nötigen Zeit.

F. A. in St. Ihr Gedicht ist von vieler Anschaulichkeit in der Darstellung und übt auf den Leser eine gewisse Wirkung aus.

W. A. in W., R. Z. Y., P. F. in A., O. Sch. in N., A. R. in W., R. N. in P., E. T. in L., R. in Schw., N. X., E. K. in L., O. G. in K., A. K. in P., M. M. in B., K. M. in G., P. Sch. in H., G. W. in E., J. M., M. B. in L., J. G. in M., G. S. in B., R. S. in R., E. S. in M., H. M. in R., M. A. L. in L., Th. de M. in W., H. v. Sch. in A. Leider nicht zu gebrauchen.

A. Z. 11. Ihr Wunsch soll berücksichtigt werden.

L. F. in L. 1) Muß Kaution stellen, wieviel, ist uns nicht bekannt. 2) Gegen Gelenkrheumatismus wird jetzt vielfach Salicyl angewendet. 3) Von dem betreffenden Mittel halten wir nichts.

E. H. in A. Der Harz ist nicht nur in einem, sondern sogar in zwei Heften ausführlich behandelt worden. Es ist uns deshalb um so weniger klar, daß Sie die Artikel übersehen konnten.

Dr. B. in H. Wir haben das gern in der Weltpost aufgenommen.

J. G. in T. Notiert, vielleicht später.

W. Z. in Rio Tinto. Schaffen Sie sich Dahns Werk „Walhall" (Kreuznach) an.

E. E. in Fortuna. Auf mancherlei Umwegen ist Ihr Brief zu uns gelangt. Wir danken herzlich für das freundliche Gedenken in so weiter Ferne.

A. P. in G. Blech, nichts als Blech.

Weltpost.

Alter Abonnent von 1881. Der R[e]dakteur schließt sich Ihrem Urteil vollständ[ig] an. Die Aenderung in der Bezeichnung find[en] Sie bereits von diesem Hefte ab. Ein We[rk] über alle Uniformen ist uns nicht bekann[t], mit der Angabe solcher über die Uniform[en] einzelner Armeen könnten wir aber diene[n].

G. O. S. in Ch. 1) Sie können zug[e]lassen werden, müssen aber ein Examen m[a]chen; das Alter spielt gar keine Rolle. 2) D[as] Studium ist nicht teurer als ein andere[s]. Sechs Semester.

MACK'S Doppel-Stärke Schutz-Marke. Gibt die schönste Wäsche. H. MACK, ULM a/D.

Neue bewährte populär-medicinische Bücher:

Schweninger-Kur, Wesen u. Ursach. der Fettsucht. 14. Auflage, von Dr. O. Maas. M. 1,50.

Terrainkuren, der Schweninger-Kur II. Theil. Eine neue Methode bei Behandlung v. Fettsucht, Herz- u. Lungenkrankheiten. M. 1,50.

Die Bedeutung v. Krankh. f. d. Ehe, mit besond. Berücksichtigung der **Erblichkeit**, von Dr. P. Berger. M. 2.

Nervenschwäche (Neurasthenie), ihr Wesen, Ursache und Behandlung, von Dr. P. Berger. M. 1,50.

Massage, Anwendung und Wirkung, von Dr. Werner, illustr. M. 1,50.

Electricität i. d. Medicin, Anwendg. bei Nervenleid., Gehirn u. Rückenmark, v. Dr. W. Fechner, illustr. M. 1,50.

Wie schützt man sich vor Infectionskrankheiten? Von Dr. Fritz Messner. M. 1,50.

Hysterie, ihr Wesen u. Behandlung, von Dr. J. Ruhemann. M. 1,50.

Gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme versenden [2386]
Steinitz & Fischer, Berlin W. 8.

Heinr. Kleyer, Frankfurt a. M. Velocipede jeder Art, Rohtheile, Zubehör. Grösstes Haus auf dem Continent. Ueber 1200 Bi- u. Tricycles vorräthig. Prosp. gratis.

Wichtig und hochinteressant für Leser jedes Standes, Alters und Glaubens, **besonders auch für Damen!**

Soeben erschien u. wird durch die **Körner'**sche Buchhandlung in **Erfurt** gegen Fr.-Einsdg. von 1 Mk. 30 Pf. jedem Besteller franco zugesandt:

Wie man zufrieden und glücklich wird.

Von einem Glücklichen.

Wer sich von trüber hoffnungsloser Stimmung, von Schwermuth, tiefer Traurigkeit und Lebensüberdruß freimachen, wer sein Leben verjüngen und ein frohes Dasein führen will — wer den Talisman besitzen möchte, vor dem sich Herzen und Schlösser öffnen — wer Reichthum, Rang, wer Glück und Liebe, wer den Frieden der Seele und den Himmel auf Erden sucht: der lese diese einzig schöne Schrift, die in reizvoller Sprache ein wunderbares Geheimniß enthüllt. [2395]

Gratis! Gratis! Gratis! Einfache und doppelte — Verlangen Sie Prospect und Probebrief.
italienische oder amerikanische **Buch-führ-ung**
Correspondenz, Rechnen etc. etc.
Jede Schrift wird schön! Probe-Lection gratis! — Adresse bitte genau: Erstes kaufm. Unterrichts-Inst. „Postfach" in Wien. — Keine Vorherzahlung. Garantirt gutes Resultat.

Agenturen-Gesuch.

Ein tüchtiger Kaufmann sucht die Vertretung solider leistungsfähiger Firmen für Süddeutschland. Offerten erbeten unter A. L. an die Exped. d. Zeitschr. [2423]

F. H. Pissel & Kroll. Erste, älteste u. größte deutsche Velocipedfabrik Dortmund liefern alle Arten Zwei- u. Dreiräder, Zubehör- u. Rohtheile. Preisl. frco. [2401]

Anlehensloose.

Preisliste gratis. [2252]
Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Unentgeltlich versendet Anweisung z. radikalen Heilung der **Trunksucht** auch ohne Vorwissen und ohne Berufsstörung. Die **Privat-Anstalt für Alkoholismus, Stein-Säckingen** (Baden). Briefen sind 20 Pfg. Rückporto beizufügen. Die nach Vorschrift des Herrn Prof. Dr. L. zu vollziehende Heilmethode ist gegen andere als hervorragendste anerkannt. [2409]

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher **Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per	3/1	1/1	1/2	1/4	= Pfd.-Dose
	850	300	150	75	Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden.

Echte Briefmarken billigst. Preisverzeichnis gratis, Seltenheiten-Katalog (2000 Pr. seltenst. Mark.) 35 Pf. Riesenkatal. üb. 8000 Marken 1.25. **Neu:** 3 Monaco 15 Pf., 8 Bulg. 40 Pf., 10 Brasil. 30 Pf., 10 Jap. 50 Pf., (alle versch.). Porto extra. Seltenheitenlager. [2370]
Paul Lietzow, Berlin NW., Unter den Linden 51 (gegr. **1864**).

100 Visitenkarten v. 50 Pf. bis 6 M. Muster-Collect. fco. geg. fco. Retourn. Hugo Pruny, München.

J. A. Hietel, Leipzig, Königl. Hoflieferant.
Schutzmarke
Fahnen-Manufactur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.
Nur Handstickerei.

Gesichtshaare

entfernt nach **einmaligem** Gebrauch und **für immer** als unschädliche, ärztlich empfohlene Mittel. Preis 3 M. mit amtlicher Begutachtung. [2412]
F. Marcalouse, Prag.

Broemer-Elmerhausen & Co. Wien II., Lichtenauergasse.
Großes Lager engl. Bicycles
Lehrbuch und Kataloge auf Verlangen gratis. [2410]

Chrestensens Bigotphones

sind komische Musikinstrumente aus Carton gefertigt, auf welchen Jeder **ohne Vorstudien** seine Lieblingsmelodien blasen kann.

Sortiment I B	6 versch. Instrum.	ℳ	3.50.
„ II B	12 „	„	6.—
„ III B	12 größere „	„	9.—
„ IV B	6 ganz große „	„	6.—

Illustrirter Preiscourant über Spiele im Freien u. **Bigotphones gratis** und frco.
N. L. Chrestensen, Erfurt.
Hoflieferant. [2358]

K. württembergische landwirtschaftliche Akademie Hohenheim.

Das Wintersemester beginnt in der Regel am 15. Oktober. Prospekt und Vorlesungsverzeichnis mit Gutswirtschaftsplan versendet die unterzeichnete Stelle auf Verlangen gratis.
Hohenheim, Juni 1886.
K. Akademiedirektion
[2377] Vossler.

Curiosa Humoristica etc.

Bücher u. Photg. Katalog gr. u. franco.
A. Bange, Halberstadt. [2202]

LIEBIG Company's Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug *J. v. Liebig* *in BLAUER FARBE trägt.*

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Der Naturfreund.

Anleitung zur Beschäftigung im Hause und im Garten. Für Freunde der Naturwissenschaft, besonders auch für die reifere Jugend herausgegeben von **Dr. Otto Dammer.** — Inhalt: Meteorologie. Phänologie. Chemie. Physik. Botanik. Zoologie. — Mit vielfachen Illustrationen und mehreren Beilagen. Preis: gebunden M. 6. 75.

Die Weite Welt.

Reisen und Forschungen in allen Teilen der Erde. Ein geographisches Jahrbuch, herausgegeben von **Friedrich von Hellwald.** — Mit 26 Vollbildern und 1 Karte. Preis: gebunden 9 Mark.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

direct aus der Fabrik ohne jeden Zwischenhandel.

V. E. & K. — V. E. & K.

Faille, Satin merveilleux, Rips, Velours Ottoman, Satin de Lyon, Satin luxor, Atlas, Satin duchesse, Armure, Drap de Soie, Faille française etc.

in einzelnen Kleidern zu billigsten Fabrikpreisen

direct an Private

Wir garantiren, dass unsere sämmtlichen Fabrikate,
aus absolut reiner Seide in echtestem Schwarz ohne jede Farbbeschwerung in eigener Fabrik hergestellt werden.
Unsere Seidenstoffe sind in Folge dessen ausserordentlich dauerhaft und prächtig. — Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-Collection an:

Die Seidenwaaren-Fabrik: von Elten & Keussen, Crefeld.

Reinwollene schwarze Cachemires. Fabrikation und **Versandt an Privat-Kundschaft. schwarze Modestoffe.** Muster gratis und franko. [2236] **Carl Teuscher, Greiz.**

Sonntagsmorgen. Von A. Lins.

Das Glück von Devils Fork.

Von

Bret Harte.

Erstes Kapitel.

Es war eine Zeit unerhörten Glückes in Devils Fork. Das halbe Dutzend Hütten, welche an den Ufern des North Fork zerstreut lagen, hatte sich während einer Woche wilder Aufregung um zwanzig oder dreißig andere vermehrt, welche sich in der engen Schlucht von Devils Spur zusammendrängten, oder an dessen steilen Felsenwänden aufgeschlagen waren. So plötzlich und gewaltig war dieser Umschlag des Glückes gewesen, daß die Bewohner der älteren Hütten nicht gleichen Schritt mit ihm hatten halten können, und nicht allein ihre alten Gewohnheiten, sondern auch ihre alten Kleider beibehalten hatten. Die Mulde, in welcher ihr tägliches Brot eingeknetet wurde, stand auf dem rohen Tische neben den halb mit dem Golde gefüllten Pfannen, welches sie am Morgen gewaschen hatten. Die vorderen Fenster der neueren Wohnungen gingen auf die einzige neue Straße hinaus, aber die hintere Thür öffnete sich auf die unbebaute Wildnis, welche noch von den unförmlichen Gestalten des Bären und der Bergkatze bevölkert war.

Bis jetzt hatte der Erfolg ihre knabenhafte Einfachheit und die Freimütigkeit ihrer alten Grenzergewohnheiten nicht beeinträchtigt. Sie spielten mit ihren neugefundenen Reichtümern mit dem naiven Entzücken von Kindern und zählten ihre glänzenden Aussichten mit der Wichtigkeit und Trivialität von Schulknaben auf.

„Ich habe kalkuliert," sagte Dick Mattingly, sich mit träger Gewichtigkeit auf seine langstielige Schaufel stützend, „daß, wenn ich diesen Winter nach Rom gehe, ich einen von jenen Marmorgaunern anstellen werde, um mir irgend eine Statue auszuhauen, um sie an der Stelle aufzurichten, wo wir unseren großen Fund gethan. Ihr wißt ja, so etwas zur Erinnerung daran."

„Was für eine Statue? Washington oder Webster?" fragte einer von den Brüdern Kearney, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

„Nein, ich denke so eine Phantasiegruppe — eine von den alten lateinischen Göttinnen, von denen Fairfax immer quaselt, die uns führt, leitet und anweist, wo wir graben sollen."

„Du würdest 'ne nette Figur in der Gruppe abgeben," erwiderte Kearney, mit kritischem Blicke einen großen Flecken in Mattinglys Hose betrachtend. „Warum stiftest du nicht lieber einen Brunnen?"

„Wo willst du das Wasser dazu hernehmen?" fragte der erste Sprecher. „Du weißt, daß im North Fork kaum genug für die wöchentliche Wäsche des Kamps vorhanden ist, von seiner Farbe nicht zu reden."

„Ueberlaß das mir," sagte Kearney mit Selbstgefühl. „Wenn ich erst das Reservoir da an dem Devils Spur angelegt und das Wasser von Union Ditch über den Hügelkamm hergeleitet habe, wird genug dafür übrig bleiben."

„Werft's zusammen und macht etwas halb Statue, halb Brunnen daraus," warf der ältere Mattingly, besser als Maryland Joe bekannt, ein, „und stellt das Ding vor dem Rathause und der freien Bibliothek auf, die ich zu geben kalkuliere. Thut das, und ihr könnt auf mich zählen."

Nach einigen weiteren Erörterungen wurde ernstlich festgestellt, daß Kearney das Wasser liefere, welches von dem zwanzig Meilen entfernten Union Ditch für die Kosten von 200 000 Dollar hergeleitet werden sollte, um den von Mattingly für 100 000 Dollar zu errichtenden Gedächtnisbrunnen zu speisen, welcher das krönende Schlußwerk der anderen öffentlichen Bauten bilden sollte, zu welchen Maryland Joe eine halbe Million beitragen zu wollen erklärte. Dieses Verfügen über so bedeutende Summen von Herren in geflickten Hosen erweckte weder ein Gefühl des Lächerlichen, noch ließ es irgend Zweifel, Vorbehalt oder Bedenklichkeit bei den Plänen dieser reizenden Enthusiasten zu. Das Fundament ihrer Luftschlösser lag vor ihnen in dem Streifen angeschwemmten Landes am Flußufer, wo der North Fork sich scharf um den Fuß von Devils Spur windend die Ueberreste organischer Substanzen seit Jahrhunderten mitgeführt hatte. Sie hatten kaum die Schwelle dieses Schatzhauses überschritten, um sich schon als reiche Leute zu finden; welche Möglichkeit des Ueberflusses wartete ihrer, wenn sie erst ihr Besitztum vollständig ausgebeutet haben würden! Sie waren so durchdrungen von dieser endlichen Aussicht, daß der Reichtum, welcher so bereits erworben war, gewissenhaft für Dampfmaschinen und Kunstgetriebe ausgegeben wurde, zum Bohren von Brunnen und das Herbeileiten des so unschätzbaren Wassers, welches der erschöpfte Fluß schon längst aufgehört hatte, zu liefern. Es war, als ob das Gold, welches

sie demselben entnommen, durch eine ironische Vergeltung seinen Weg durch Teich, Reservoir und Fluß wieder nach und nach in das Erdreich zurückfinden sollte.

So standen die Sachen am 18. August 1860 in Devils Fort. Es war am Mittage eines heißen Tages. Die einzige Bewegung in der erstickenden Luft, wo weniger zu fühlen, als an einem zitternden, vibrierenden aufwärts strebenden Staube wahrzunehmen, welcher sich vorlängs der Flanke des Berges hinzog und durch den die Wipfel der Fichten kaum sichtbar waren. Es war kein Wasser in dem nackten, trennenden Bette des Flusses, um die scheitelrechte Sonne widerzuspiegeln, aber unter ihren unmittelbaren Strahlen sprühten ein oder zwei Zinndächer und rissige Zinkhütten Feuer, die Leinwandzelte blendeten das Auge und die weiße Holzeinfriedigung des Posthauses und Hotels wurde unerträglich. Zwei Stunden wagte sich niemand in die Glut hinaus, ja nicht einmal die enge, schattenlose Straße zu überschreiten, deren stumpfer, roter Staub zwischen den beiden Reihen vereinzelter Häuser zu brennen schien. Das erhitzte Zimmerwerk dieser grünen, unordentlichen Wohnstellen verbreitete einen durchdringenden Geruch von ausdörrendem Holze und Harz. Die gewöhnliche, hastige, fieberhafte Arbeit war eingestellt, Hacke und Schaufel hatte man in dem reichen, lohnenden Kies stecken lassen, die arbeitenden Millionäre, zerlumpt, schmutzig und schwitzend, lagen keuchend unter dem nächsten Schatten, wo ihre Pfeifen verdrießlich ausgingen, und ihre Unterhaltung zur Einsilbigkeit herabsank.

„Da ist Fairfax," sagte endlich Dick Mattingly, mit träger Anstrengung. Sein Gesicht war der Bergseite zugewendet, wo soeben ein Mann aus dem Walde herausgetreten war, und unschlüssig vor der schimmernden Ausdehnung von aufgehäuftem Kies und glitzernden Felsblöcken stehen blieb, welche sich zwischen ihm und der im Schatten lagernden Gruppe hinzog. „Er wird durchbrechen," fügte er hinzu, als der Fremde seinen leinenen Rock über den Kopf warf, und plötzlich einen Indianertrab anschlagend durch die brennenden Sonnenstrahlen auf sie zurannte. Diese seltsame Prozedur wurde von der Gruppe vollständig verstanden, da sie wußten, daß in dieser brennend trockenen Hitze die Gefahr, sich derselben auszusetzen, durch schnelle Bewegung und den reichlichen Schweiß, welcher derselben folgt, verringert wird. Im nächsten Moment hatte der Fremde sie erreicht, triefend, als habe es auf ihn geregnet; seine feuchten Locken und sein schönes, bärtiges Gesicht mit seinem leinenen Rocke trocknend, warf er sich keuchend zu Boden.

„Ich bin voran gelaufen, Jungens, um euch ein wenig vorzubereiten," sagte er, sobald er etwas zu Atem gekommen war. „Der Ingenieur wird hier sein, um sein Amt anzutreten, sobald die sechs-Uhr-Kutsche ankommt. Er ist ein ältlicher Bursche, hat 'ne Familie von zwei Töchtern und ich — na ich will verdammt sein, wenn er sie nicht mit hierher bringt."

„Mach uns nichts weis!" riefen die fünf Männer mit einer Stimme, indem sie sich auf Händen und Ellbogen aufrichteten und den Sprecher anstarrten.

„'s ist Fakt, Jungens! Sobald ich es herausgekriegt hatte, walzte ich zum Trödeljuden an dem Crossing und kaufte alles auf, was euch Burschen anstehen möchte, ehe irgend ein anderer es gesehen hatte. Ich hab' den Laden fast ausgeräumt. Die Lappen sind zwar ein bißchen im Stile gemischt, aber ich kalkuliere, sie sind sauber und ganz, und ein Mann kann einer Dame darin schon unter die Augen treten. Ich habe sie da unten am alten Buckeye Spring gelassen, wo sie zur Hand sind, ohne Aufmerksamkeit anzuziehen. Ihr könnt hingehen zu einer Generalwäsche, euch ohne 'was zu sagen, ausstaffieren, und dann sorglos und bequem in euren neuen Kleidern wieder zurück sein, gerade wenn die Kutsche ankommt, Sabe!"

„Warum hast du uns nicht früher benachrichtigt," sagte Mattingly verstimmt. „Du bist wenigstens schon seit einer Stunde wieder hier."

„Ich habe eine Wohnung für sie besorgen müssen," erwiderte der neue Ankömmling. „Einen Mann allein hätten wir schon irgendwo untergebracht, aber diese Frauen verlangen Familieneinrichtung. Mir blieb nichts übrig, als Tompsons Salon zu kaufen."

„Nein?" unterbrachen ihn seine Zuhörer, halb ungläubig, halb protestierend.

„Fakt! Ihr Jungens werdet wieder unter Leinwand trinken müssen, wie ich berechne! Aber ich habe Tompson dazu gebracht, die goldrahmigen Spiegel mit in den Kauf zu geben, die hinter dem Schenktische standen, das möbliert ein wenig. Ihr wißt, der Salon ist eines von den Patenthäusern, die man auseinander nehmen kann, und da habe ich denn berechnet, daß ihr Jungens euch aufmachen werdet, mir zu helfen, den ganzen Schuppen nach den Lorbeerbüschen zu bringen und neben Kearneys Hütte aufzuschlagen."

„Wozu das?" fragte der jüngere Kearney, mit einer komischen Mischung von Erstaunen und Befriedigung.

„Ja, ich habe mir überlegt, daß euer Haus das reinlichste ist, weil es das neueste ist, darum braucht ihr es nur zu räumen und dann schlagen wir eine von den Giebelwänden durch, klappen den Salon dagegen und machen ein Haus daraus, versteht ihr mich? Es werden zwei Zimmer sein, eines für die Mädchen und eines für den alten Mann."

Das Erstaunen und die Ueberraschung der Gesellschaft war nach und nach einem knabenhaften ungeduldigen Interesse gewichen. „Wäre es nicht besser, uns gleich daran zu machen?" schlug Dick Mattingly vor. —

„Oder sollen wir uns nicht lieber in die neuen Kleider werfen, um fertig zu sein?" setzte der jüngere Kearney mit einem Blicke auf seine zerrissene Hose hinzu. „Was ich sagen wollte, Fairfax — wie sehen die Mädchen denn aus?" Alle die anderen hatten gebrannt, diese Frage zu thun, aber sie brachen in ein schallendes Gelächter aus, über die verlegene Art und die errötenden Wangen des Fragers.

„Ihr werdet das bald genug sehen," entgegnete Fairfax, dessen kurze Sorglosigkeit dennoch ein leichtes Erröten nicht verhindern konnte. „Es wäre jedenfalls besser, wenn wir, ehe wir etwas anderes unternehmen, diese Arbeit beseitigten. Wenn ihr also bereit seid, Jun-

gens, wollen wir eben zu Tompson walzen und den Schuppen aufpacken. Ich denke, er wird ihn schon geräumt haben. Ihr könnt ebensogut zu irgend einem Zwecke schwitzen, als hier unter dem Baume liegen und keuchen. Heute nachmittag wollen wir die Arbeit aufstecken und es einen halben Tag nennen. Kommt, rührt euch, meine Herren. Seid ihr bereit? Eins, zwei, drei und fort mit euch!"

Im nächsten Augenblicke war der Baum verlassen, die Gestalten der fünf Millionäre von Devils Fort durchmaßen mit knabenhafter Lebhaftigkeit die glühende Fläche, glänzten im Sonnenlichte und verschwanden in dem nächsten Rande des Dickichts.

Zweites Kapitel.

Sechs Stunden später, als die Schatten von Devils Spur den Fluß überschritten und etwas Kühlung über die jenseitige Fläche verbreiteten, begann auch die Pionierkutsche, als sie den Gipfel hinabfuhr, ihre erhitzte Masse in dem langen Schatten des Abhanges zu baden. Unter den staubigen Passagieren ragten besonders die hübschen, jugendlichen Gesichter der Töchter Philipp Carrs, Bergwerksaufsehers und Ingenieurs, hervor, welche mit nicht geringer Spannung aus den Fenstern nach ihrer künftigen Heimstätte unter der zerstreuten Niederlassung ausschauten, welche von Zeit zu Zeit bei den Wendungen der in Zickzack gehenden Fahrstraße in Sicht kam. Ein leichter Blick komischer Enttäuschung wurde zwischen ihnen gewechselt, als sie auf die sterile, mit unansehnlichen Erhöhungen bedeckte Fläche blickten, welche ebensowohl Hütten, wie auch Hügel von Stein und Kies sein konnten. Es war eine so schwache und widersinnige Kulmination der wunderbar schönen Scenerie, durch welche sie gekommen, ein so hoffnungsloser einfältiger Beschluß der Vorbereitungen dieser langen, malerischen Reise mit ihren Ausblicken auf Wald und Wiesenlichtungen und Schluchten, daß, als die Kutsche den letzten Abhang hinunterfuhr und die unerbittliche Eintönigkeit der toten Ebene sich vor ihnen ausbreitete, von Gräben durchzogen und von Gruben durchbrochen, sie unter dem Vorwande, ihre Wangen vor dem unsichtbaren Staube zu schützen, welcher sich unter den rollenden Rädern erhob, ihre Gesichter in ihren Taschentüchern vergruben, um einige halb hysterische Thränen zu verbergen. Glücklicherweise hatte ihr Vater, ganz in eine praktische, wissenschaftliche und beistimmende Betrachtung der Topographie und der materiellen Hilfsquellen des Schauplatzes seiner künftigen Wirksamkeit versenkt, keine Zeit, ihre Niedergeschlagenheit zu bemerken. Erst als die Kutsche vor einem einzelnstehenden Hause anhielt, welches die Aufschrift trug: „Hotel und Posthaus", wurde er derselben inne.

„Hier können wir nicht bleiben, Papa," sagte Christie Carr entschieden, das hübsche Köpfchen schüttelnd. „Das kannst du nicht verlangen."

Mr. Carr warf einen Blick auf das Gebäude; es war halb Kramladen, halb Schenke. Wenn es noch andere Räume enthielt, so mußten dieselben im Hintergrund verborgen sein, denn das flache Dach war fast gleich mit der Balkendecke des Bodens.

„Gewiß," erwiderte er hastig. „Wir werden das sogleich in Ordnung bringen. Ich sage euch, es hat alles seine Richtigkeit. Ich teilte Fairfax mit, daß wir kommen würden. Irgend jemand müßte doch hier sein."

„Aber es ist niemand hier," sagte Jessie Carr verächtlich, „und die wenigen, welche hier waren, liefen davon wie die Kaninchen nach ihrem Bau, sobald sie uns aussteigen sahen."

Es war die Wahrheit. Die kleine Gruppe von Müßiggängern vor dem Gebäude war plötzlich auseinandergestoben. Man sah nur noch das flüchtige Aufleuchten eines roten Hemdes, welches unter einer nahen Thüre verschwand, das verschwimmende Bild eines Paares hoher Stiefeln und blauer Ueberziehhosen, und das hastige Zurückziehen eines blonden Krauskopfes von einem gegenüberliegenden scheibenlosen Fenster. Selbst der Salon war verlassen, obgleich eine Nebenthür im Hintergrunde desselben geheimnisvoll knarrte. Die Postkutsche mit den anderen Passagieren war bereits davon gerumpelt.

„Ich bin gewiß, daß Fairfax verstanden hat, daß ich — —" begann Mr. Carr.

Er wurde durch einen Druck von Christies Fingern auf seinen Arm und einen erstickten Ausruf Jessies unterbrochen, welche die Straße hinabspähten.

„Was sind sie nur?" flüsterte sie der Schwester ins Ohr. „Neger, Minstrels, Kunstreiter, oder was?"

Die fünf Millionäre von Devils Fort waren eben um die Ecke der unregelmäßigen Straße gebogen und näherten sich ihnen einer hinter dem anderen. Ein Blick reichte hin, um zu sehen, daß sie bereits die neuen von Fairfax gekauften Kleider angelegt, sich gewaschen und einer oder zwei sogar sich rasiert hatten. Aber das Resultat war verblüffend.

Durch irgend ein glückliches Uebereinstimmen des Maßes war Dick Mattingly der einzige, welcher einen vollständigen Anzug erworben hatte. Aber er war von schwarzem Trauertuche, und obgleich derselbe an der einen Extremität durch ein Paar hoher Reitstiefeln gehoben wurde, in welche er die kurzen Hosen gesteckt, und an der anderen durch einen hohen weißen Cylinder und eine schreiend gelbe Krawatte, war der Effekt doch sehr niederdrückend. Im angenehmen Gegensatze dazu war sein Bruder Maryland Joe mit einem leichten rehfarbenen Sommerrocke bekleidet, welcher vorn offen das ungestärkte Bruststück eines gestickten Hemdes sehen ließ; Nanking-Beinkleider und Tanzschuhe vollendeten den Anzug. Die Gebrüder Kearney hatten sich in einen Anzug geteilt. Während der ältere einen enganschließenden blauen Ueberrock, mit einer Reihe Knöpfen und rosa gestreifte Beinkleider angelegt hatte, trug der jüngere die zum Anzuge seines Bruders gehörigen Hosen mit großer Biederkeit zur Schau, als eine harmonische Abwechselung zu einem glänzenden schwarzen Alpakarock und einem karmesinroten Halstuche. Fairfax, welcher den Nachtrab bildete, hatte mit charakteristischer Selbstlosigkeit sich mit einer blauen französischen Arbeiterbluse und einem Paar Beinkleider von weißem Segeltuche begnügt. Hätten sie das geringste Bewußtsein ihres Staates, oder von dessen Lächerlichkeit

gezeigt, so würden sie gemein erschienen sein. Aber auf ihren fünf sonnverbrannten, glänzenden Gesichtern strahlte nur ein einziger Ausdruck — ein Ausdruck ungekünstelter kindlicher Freude und herzlichen Willkommens.

Sie hielten vor Mr. Carr und seinen Töchtern an, nahmen gleichzeitig ihre verschiedenen, höchst bemerkenswerten Kopfbedeckungen ab und warteten, bis Fairfax vortrat und sie einzeln vorstellte. Jessie Carrs halb scheues Lächeln verbarg sich unter dem zitternden Schatten ihrer dunkeln Wimper; Christie Carr nahm eine etwas steife Haltung an und sah gerade vor sich.

„Wir kalkulierten — das heißt, wir beabsichtigten, Ihnen und den jungen Damen bis zum Grade entgegen zu kommen," sagte Fairfax, etwas rot werdend, als er sich bemühte, sein gewöhnliches Rotwelsch zu verbergen, „um Ihnen die Mühe zu sparen, den Grad nochmals hinauf zu krabbeln — wollte sagen, sich hinauf zu schleppen, um zu Ihrem Hause zu gelangen."

„Also ein Haus ist vorhanden?" sagte Jessie mit einem erschreckend offenen Lachen der Erleichterung, welches indessen aber so freimütig durch die kindliche Beistimmung in den Augen der jungen Männer wiedergegeben wurde.

„So wie es ist," erwiderte Fairfax, mit einem Schatten von Verlegenheit, als er auf die frischen und hübschen Anzüge der beiden jungen Mädchen blickte, und zweifelhaft die beiden Seratagokoffer betrachtete, welche ihrem Schicksale auf der Veranda überlassen waren. „Ich fürchte, es ist nicht ganz so, wie Sie es gewöhnt sind. Aber," setzte er ermunternd hinzu, „für ein oder zwei Tage wird es schon angehen, und vielleicht erlauben Sie uns das Vergnügen, Ihnen jetzt den Weg dahin zu zeigen."

Der Zug war bald gebildet. Mr. Carr, nur von den gegenwärtigen Angelegenheiten erfüllt, welche ihn hierher geführt hatten, bemächtigte sich sofort Fairfax' und begann ihm seine Pläne für die Bearbeitung der Mine darzulegen, hin und wieder stehen bleibend, um die schon ausgeführten Arbeiten zu besichtigen und das Feld seiner künftigen Thätigkeit zu untersuchen. Fairfax, nicht gerade ungehalten darüber, daß er so von einem leichteren Dienste bei Mr. Carrs Töchtern befreit war, warf nichtsdestoweniger von Zeit zu Zeit einen väterlichen Blick auf deren Begleiter, welche jeder den Griff eines der beiden Koffer gefaßt hatten und dieselben paarweise neben den jungen Damen hertrugen. Diese Beschäftigung bot nicht viel Freiheit für leichte Galanterien, aber kein Zeichen der Verstimmung oder des Unbehagens war auf den dankbaren Gesichtern der jungen Leute sichtbar. Die Notwendigkeit, dann und wann bei ihrer Last die Hände zu wechseln, brachte auch einen entsprechenden Wechsel des Kavaliers an der Seite der Dame mit sich, obgleich es bemerkt wurde, daß der jüngere Kearney, um ein Gespräch mit Miß Jessie fortzusetzen, den Griff zunächst der jungen Dame nicht eher fahren ließ, bis seine Hand fast durchgescheuert und sein Arm vor Erschöpfung machtlos war.

„Das einzige Ding auf Rädern im Kamp ist ein Maultierwagen, und die Maultiere müssen heute nachmittag Kies aus dem Flusse schaffen," sagte Dick Mattingly entschuldigend zu Christie, „sonst hätten wir Sie und Ihr Gepäck nach Ihrem Schuppen — dem — Ihrem Hause gerumpelt — wollte sagen, gefahren. Geben Sie uns zwei Wochen Zeit, Miß Carr, nur zwei Wochen, um unsere Arbeit aufzuwaschen und zu verwerten, und dann können wir Ihnen ein Paar 2—40 Jochtraber geben und ein Buggy, um Sie auf dem Gipfel des Berges zu erwarten und Sie nach der Hütte zu fahren. Vielleicht ziehen Sie einen richtigen Wagen vor; einige Damen thun es. Und einen schwarzen Kutscher. Aber was nutzt es, Pläne zu machen? Noch ehe diese Zeit kommt, werden wir Ihnen ein Haus auf dem Berge errichtet haben, und Sie sollen den Platz dafür aussuchen. Es wird nicht lange dazu brauchen, es sei denn, daß Sie Ziegeln vorzögen. Ich glaube, wir könnten Ziegeln von La Grange herüberschaffen, wenn Ihnen daran läge, aber es würde länger dauern. Wenn Sie sich eine Zeitlang mit etwas von buntem Glase und einer Mahagoni-Veranda behelfen wollten — ?"

Trotz ihrer kalten Geringschätzung und der Thatsache, daß sie nur einen Teil von Mattinglys Rede verstand, begriff Christie genug, um ihre klaren Augen zu dem Sprecher zu erheben, als sie ihm in eisigem Tone erwiderte, daß sie fürchte, sie werde sie nicht lange mit ihrer Gesellschaft belästigen.

„Oh, Sie werden sich schon gewöhnen," entgegnete Mattingly mit einer so empörenden Zuversicht, die sie fast rasend machte, durch die offenbare Freundlichkeit der Absicht, welche es ihr unmöglich machte, sich darüber zu erzürnen. „Ich habe zu Anfang dasselbe gedacht. Die Dinge sahen eine Zeitlang seltsam und ungesellig genug aus, bis man sich gefunden hat. Natürlich werden Sie ein wenig stampfen und fluchen" — er hielt erschrocken inne.

Mit richtigem Takt, und ehe Christie noch antworten konnte, hatte Maryland Joe den Koffer niedergesetzt und wechselte die Hände mit seinem Bruder. „Sie müssen es Dick nicht übelnehmen, oder er bringt sich vor Beschämung um," flüsterte er ihr lachend ins Ohr. „Er meint es gut, aber er hat so viel Rotwelsch hier aufgegriffen, daß er fast vergessen hat, englisch zu sprechen, und es ist beinahe vier Jahre her, seit er mit einer jungen Dame zusammengekommen."

Christie erwiderte nichts darauf. Allein das Lachen ihrer Schwester, welche mit den Brüdern Kearney vorausging, schien die Zurückhaltung, mit welcher sie jede weitere Familiarität zu unterdrücken suchte, nur lächerlich zu machen.

„Kennen Sie viele Opern, Miß Carr?"

Sie sah in das ihr so nahe, kindliche, interessante, sonnverbrannte Gesicht und zögerte. Warum sollte sie alle ihre anderen wirklichen Enttäuschungen noch dadurch vermehren, daß sie diesen albernen Menschen ernsthaft nahm.

„Inwiefern?" fragte sie mit halbem Lächeln.

„Um zu spielen. Natürlich auf dem Piano. Das nächste hier ist in Sacramento, aber ich denke, bis Donnerstag könnten wir wohl ein kleines herüberschaffen. Sie könnten wohl nichts mit einem Banjo anfangen?"

„Ich glaube, es würde sehr schwierig sein, ein Piano über jene Berge zu transportieren," sagte Christie lachend, um den verwandten Hinweis auf den Banjo zu vermeiden.

„Wir haben ein Billard von Stockton herübergeholt", fiel halb verschämt Dick Mattingly vom anderen Ende des Koffers ein, bemüht, seine Fassung wieder zu erlangen, „und wir mußten es stückweise auf den Rücken eines Maultieres laden, darum sehe ich nicht ein, weshalb," er hielt wieder verwirrt inne, auf ein Zeichen seines Bruders, und fügte dann hinzu, „natürlich weiß ich, daß ein Piano ein ganzes Teil delikater, wertvoller und dergleichen mehr ist, aber es ist der Mühe wert, es zu versuchen."

„Fairfax hat immer gesagt, daß er sich eins anschaffen wollte, und daher glaube ich, daß es möglich ist," sagte Joe.

„Spielt er?" fragte Christie.

„Na ob," sagte Joe, sich in seiner Begeisterung vergessend. „Er reißt Ihnen Mozart und Beethoven bloßköpfig herunter."

Während des verlegenen Schweigens, welches dieser Rede folgte, war der Saum des Fichtenwaldes zunächst der Ebene erreicht. Hier war ein roh geebneter Platz, und unter einer ungeheuren Fichte standen die so kürzlich erst zusammengefügten Wohnungen. Es war kein Versuch gemacht worden, um die Verbindung von Kearneys Hütte mit dem neu aus der Ebene überführten Salon zu verbergen; keine architektonische Vertuschung der in das Auge springenden Verbindung der beiden Gebäude, welche ineinander geschoben schienen. Das vordere oder Wohnzimmer nahm die ganze Kearneysche Hütte ein. Es enthielt außer dem gewöhnlichen Hausrate auch eine Bunk oder Schlafstelle für Mr. Carr, so daß das zweite Gebäude ausschließlich seinen Töchtern als Schlafzimmer und Boudoir zur Verfügung stand.

Halb scherzend, halb entschuldigend, wiesen die jungen Leute auf den rohen Hausrat des Wohnzimmers hin und traten dann zurück, als die beiden Mädchen durch die offene Thür in das zweite Zimmer gingen. Weder Christie noch Jessie verstanden im ersten Augenblick das Zartgefühl, welches diese jungen Leute zurückhielt, sie in das Zimmer zu begleiten, welches sie erst so kurz zuvor eigenhändig geschmückt und eingerichtet hatten, und nicht eher als bis sie sich umwendeten, um sich zu bedanken, sahen sie, daß ihre sonderbaren Wirte gegangen waren.

Die Einrichtung dieses zweiten Zimmers war roh und wunderlich, aber nicht ohne eine gewisse Originalität und geschmackvolle Auffassung. Der ehemalige Schenk- oder Zahltisch des Salons, in Weiß und Gold prangend, war mitten durchgesägt und die beiden Hälften standen sich an den beiden entgegengesetzten Seiten des Zimmers als getrennte Toilettentische gegenüber, geschmückt mit großen Azaleensträußen, welche die rauhen irdenen Waschschüsseln und Wasserkannen verbargen, und jedem Tische das Ansehen eines Altares der Vesta gaben. Der große Spiegel im Goldrahmen, welcher hinter dem Schenktische gehangen, nahm eine Seite des Zimmers ein, aber seine Länge war kunstreich durch eine ungeheure Rosette von rotem, blauem und weißem Musselin geteilt, eine der überlebenden Dekorationen des 4. Juli von Tompsons Salon. Auf jeder Seite der Thür zogen zwei ernst und klösterlich aussehende Lagerstätten ihre Blicke auf sich, welche mit fleckenlosen Bezügen versehen waren, und in der Mitte hoch aufgetürmt zwei schneebedeckten Gräbern glichen. Sie staunten dieselben noch an, als Mr. Carr ihrer Neugier zuvorkam.

„Ich muß euch sagen, daß die jungen Leute mir die Thatsache anvertraut haben, daß weder Betten noch Matratzen am Ford zu finden waren. Sie haben deshalb einige Mehlsäcke mit reinem, trockenem Moose aus dem Walde gefüllt und ein halbes Dutzend Decken darüber gelegt und hoffen, daß ihr euch so lange behelfen könnt, bis der Bote, welcher heute abend nach La Grange abgeht, das fehlende Bettzeug herbeigeschafft hat."

Mit mutwilliger Freude flog Jessie, um sich von der Wahrheit dieses Wunders zu überzeugen. „Es ist so, Christie," sagte sie lachend, „drei Mehlsäcke für jede; aber ich bin eifersüchtig, denn deine sind alle ‚superfein' gezeichnet, und meine nur ‚mittelfein'."

Mr. Carr stand und beobachtete unruhig Christies sich verfinsternde Züge.

„Was liegt daran," sagte sie trocken, „wir haben die Wohnung übernommen."

„In ein oder zwei Tagen wird es besser sein," sagte er, einen verlangenden Blick nach der Thür werfend — dem Hauptzufluchtsorte männlicher Schwäche bei einem drohenden häuslichen Zwischenfall. — „Ich will gehen und zusehen, was gethan werden kann," sagte er kleinlaut. „Jedenfalls muß ich heute abend noch mit Fairfax sprechen."

„Einen Augenblick, Vater," sagte Christie verdrießlich. „Wußtest du etwas über diesen Ort und diese — diese Leute — ehe du hierher kamst?"

„Gewiß — natürlich," erwiderte er mit dem plötzlichen Eigensinn verwirrter Zerstreuung. „Was denkst du wohl? Ich kannte die geologische Lage und den — den Bericht von Fairfax und seinen Partnern, ehe ich einwilligte, die Sache zu übernehmen. Und ich kann euch sagen, daß hier ein Vermögen liegt. Ich werde meine Bedingungen stellen und meinen Anteil daran haben."

„Und kein Gehalt noch bares Geld annehmen!" sagte Christie, ihren Hut abnehmend.

„Ich bin kein Mietling, noch ein Taglöhner, Christie," sagte der Vater scharf. „Du solltest mich nicht nötigen, dich daran zu erinnern."

„Aber der Mietling, der Aufseher und seine Arbeiter waren die einzigen, die jemals etwas bei deinen letzten Experimenten mit Oberst Waters in La Grange gewonnen haben, und wir lebten dort wenigstens unter civilisierten Menschen."

„Diese jungen Männer hier sind keine gewöhnlichen Leute, Christie, selbst wenn sie die Beschränkungen der Rede und Manieren vergessen haben, sind sie doch Gentlemen."

„Die bereit sind wie — wie Neger zu leben."

„Du kannst aus ihnen machen, was du willst."

Christie blickte auf. Es lag ein gewisser cynischer Anklang in ihres Vaters Stimme, der seiner gewöhnlichen zaghaften Abstraktion fremd war. Dies überraschte und schmerzte sie.

„Ich glaube," sagte er hastig, „daß du dieselbe Gelegenheit hast, das Leben dieser jungen Leute in regelmäßigere und geordnetere Bahnen zu leiten, welche ich habe, um ihre thörichte Vergeudung von Arbeit und Material zu regeln und zu verbessern. Wenigstens würde es dir die Zeit verkürzen."

Zum Glück für Mr. Carrs Entrinnen und Christies Verlegenheit unterbrach Jessie, welche die Einzelheiten des Wohnzimmers untersucht hatte, die Unterhaltung.

„Ich sage euch, es wird gerade sein wie ein beständiges Picknick. George Kearney sagt, daß wir einen Kochherd unter dem Baume hinter dem Hause haben können, und da es drei Monate lang nicht regnen wird, können wir dort kochen, und so werden wir mehr Platz für — für das Piano haben, wenn es kommt, und da ist auch eine alte Squaw, welche reinmachen und aufwaschen kann, und — und es wird ein wahrer Spaß sein."

Sie hielt inne, atemlos mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, ein reizendes Bild von Jugend und Zuversicht. Mr. Carr hatte die Gelegenheit zu entschlüpfen benutzt. „Wirklich, Christie," sagte Jessie im Vertrauen, als sie allein waren, und Christie begonnen hatte, ihren Koffer auszupacken und mechanisch ihre Sachen wegzulegen.

„Wirklich, Christie, sie sind nicht so schlimm."

„Wer?" fragte Christie.

„Nun, die Kearneys und die Mattinglys und Fairfax und die ganze Gesellschaft, vorausgesetzt, daß man ihre Kleider nicht ansieht. Und denke nur, sie erzählten mir, denn sie erzählen einem alles in der erschreckendsten Weise, daß jene Kleider gekauft worden sind, um uns zu gefallen. Ein Bündel Sachen, gekauft in La Grange, ohne Rücksicht auf Maß oder Schnitt. Und wenn man sie sprechen hört, sollte man meinen, sie wären Astors oder Rothschilde. Denke nur, der Kleine mit den Locken, ich glaube, er ist nicht über siebzehn, trotz seines jugendlichen Schnurrbärtchens, sagt, daß er ein Gesellschaftshaus bauen will, um uns nächsten Monat ein Tanzfest zu geben. Und benutzt den nächsten Atemzug, um mir zu sagen, daß näher wie in La Grange keine Milch zu haben sei, und wir uns ohne dieselbe behelfen und morgen Sirup in unserem Thee trinken müssen."

„Und wo ist all dieser Reichtum?" fragte Christie, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Unter unseren Füßen, Kind, und vorlängs des ganzen Flusses. Siehst du, das, was wir für reinen, einfachen Lehm hielten, ist, wie sie sagen, goldhaltiger Cement."

„Darum bürsten sie wahrscheinlich auch weder ihre Stiefeln noch ihre Beinkleider, weil er so wertvoll ist," erwiderte Christie trocken. „Haben sie schon jemals diesen kostbaren Schmutz in bares Geld umgesetzt?"

„Gewiß ja. Nun, jener schmutzige, kleine Rinnstein, welcher neben dem Weg herläuft und uns den Berg hinab bis hierher verfolgte, kostet ihnen — laß sehen, ja, ungefähr 60000 Dollar. Und stelle dir vor, Papa hat ihn eben verworfen und sagt, er tauge nichts, und sie müßten einen anderen bauen."

Ein ungeduldiger Seufzer Christies lenkte Jessies Aufmerksamkeit auf deren zusammengezogene Brauen.

„Gräme dich doch nicht über unsere Enttäuschung, Christie. Sie ist nicht so sehr groß. Ich versichere dir, wir werden uns hier schon in irgend einer Weise zu finden wissen, bis Papa wieder reich geworden ist. Du weißt, daß sie beabsichtigen, mit ihm zu teilen."

„Ich denke, daß er bereits mit ihnen teilt," sagte Christie, sich mit Bitterkeit im Zimmer umsehend. „Wir teilen alles, uns, unser Leben, unsere Neigungen."

„Ja!" sagte Jessie, etwas zögernd und zerstreut beistimmend. „Ja, selbst diese," und dabei zeigte sie zwei Würfel auf der Fläche ihrer kleinen Hand. „Ich fand sie in der Schieblade unseres Toilettentisches."

„Wirf sie fort!" sagte Christie heftig.

Aber Jessies zierliche Finger schlossen sich über den Würfeln. „Ich werde sie dem kleinen Kearney geben. Ich bin gewiß, sie waren des armen Jungen Spielzeug."

Der Anblick dieser Reste wilder Ausschweifung hatte indessen Christie aus ihrer erhabenen Resignation aufgestört. „Um des Himmels willen, Jessie, suche nach, ob nichts mehr vorhanden ist."

Um sich zu überzeugen, begannen beide zu kramen, wobei die geistig gebrochene Christie ebensoviel Lebhaftigkeit wie Scharfblick beim Durchsuchen verborgener Winkel zeigte. Im Eßzimmer hinter dem Anrichtetische wurden drei oder vier Bücher entdeckt, ein vereinzelter Band von Thackeray, ein anderer von Dickens, ein Tagebuch. „Dies scheint Latein zu sein," sagte Jessie, ein kleineres Buch herausfischend, „ich kann es nicht lesen."

„Das ist auch recht gut," sagte Christie kurz, deren Ideen von allgemeiner klassischer Unanständigkeit sie auf den Seiten von Lemprières Diktionär gesammelt hatte. „Lege es sogleich wieder hin."

Jessie legte gewisse Oden von Mr. H. Flaccus wieder in den Winkel zurück und stieß einen Ausruf aus. „Oh, Christie! hier sind Briefe, mit einem Bande zusammengebunden!"

Es waren zwei oder drei hübsch geschriebene Briefe, einen schwachen Duft der Verfeinerung und der gepreßten Blume einatmend, welche zwischen den losen Blättern hervorsah, las sie: „Ich sehe, mein liebster Fairfax;" — „es ist von irgend einer Frau!"

„Wer sie auch sein mag, ich halte nicht viel von ihr," sagte Christie, das Paket wieder in die Ecke zurückschiebend.

„Ich auch nicht," echote Jessie.

Nichtsdestoweniger war es weibliche Unbeständigkeit oder sonst etwas, aber augenscheinlich veranlaßte dieser Umstand sie, mehr an ihn zu denken, denn eine Minute später, als sie wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt waren, bemerkte Christie: „Diese Idee, ‚Liebster' vor den Familiennamen eines Mannes zu setzen! Denke nur, wenn Mama jemals ‚Liebster Carr' geschrieben hätte."

„Oh, sein Familienname ist nicht Fairfax,“ sagte Jessie eifrig, „das ist sein Taufname. Ich habe seinen anderen Namen vergessen, aber niemand nennt ihn bei demselben.“

„Denkst du,“ sagte Christie mit funkelnden Augen und schrecklicher Bedachtsamkeit, „denkst du, daß man von uns erwarten könnte, in diese unerhörte Familiarität zu verfallen? Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie uns nächstens auch mit unseren Taufnamen anredeten.“

„Oh, das thun sie schon,“ sagte Jessie neckisch.

„Was?“

„Sie nennen mich Miß Jessie, und Kearney, der Kleine, fragte mich, ob Christie spiele?“

„Und was sagtest du?“

„Ich sagte ja,“ antwortete Jessie mit verstellter engelhafter Einfalt. „Du thust es ja auch, oder nicht? — Nun, werde nur nicht böse, Herzchen. Ich konnte doch dem armen kleinen Burschen nicht gleich in das Gesicht fliegen, er sah so albern und so — so ehrlich aus.“

Christie wendete sich ab, wieder in ihr früheres resigniertes Wesen verfallend, und in ruhiger, gelassener Weise, welche indessen ohne Hoffnung oder Erwartung war, ihre häuslichen Pflichten übernehmend.

Mr. Carr, welcher unter dem Vorwande, an diesem ersten Tage der neu einzurichtenden Haushaltung die Ungemütlichkeit derselben nicht vermehren zu wollen, mit seinen Leuten gespeist hatte, kehrte erst spät am Abend mit einer Masse von Papieren und Zeichnungen zurück, in welche er sich später vertiefte, aber nicht eher, bis er sich eines geheimnisvollen Paketes entledigt hatte, mit welchem die jungen Leute ihn für seine Töchter betraut hatten. Es enthielt einen Beitrag zu ihrer Wirtschaft, in Gestalt eines silbernen Löffels und eines beuligen silbernen Bechers, welcher, wie Jessie scherzhaft zu behaupten beliebte, ein rührendes Andenken an des jugendlichen Kearney Tauftag war, was auch wohl möglich sein konnte.

Die jungen Mädchen zogen sich frühzeitig in ihre weißen Schneehaufen zurück, Jessie nicht ohne einen heiteren Kampf mit dem ihrigen, in welchem sie bald durch den tiefen und erfrischenden Schlaf der Jugend überrascht wurde; Christie indessen, um wach zu liegen und dem Nachtwinde zu lauschen, welcher sich von dem ersten kühlen Säuseln des Sonnenunterganges in den derben Atem des Berges verwandelt hatte. Hin und wieder wackelte und zitterte das gebrechliche Haus. Einzelne Windstöße, welche mit dem starken, harzigen Geruch des Waldes beladen waren, fanden ihren Weg durch die unvollständige Verbindung der beiden Hütten, streiften ihre Wangen und bewegten selbst ihre langen, weit geöffneten Wimpern. Ein abgebrochener Fichtenzweig rasselte das Dach entlang, oder ein Tannenzapfen fiel mit einem raschen, zurückprallenden Tap, Tap herab, daß sie für den Moment erschreckte. So vollständig wach daliegend, verfiel sie in träumerische Reminiscenzen aus der Vergangenheit, hörte Bruchstücke alter Melodien in dem Rauschen der Fichten, abgebrochene Sätze, alte Worte und bekannte Benennungen in dem Murmeln des Windes in ihren Ohren klingen, und selbst den leisen Hauch längst vergessener Küsse fühlte sie auf ihren Wangen. Sie gedachte ihrer Mutter, eines bleichen Wesens, welche langsam aus einer der ungewissen Spekulationen ihres Vaters in eine ihr eigene und noch ungewissere, über sein Wissen hinausreichende, hinüber gewelkt war, und deren Platz bei ihrem Vater sie auszufüllen versprochen hatte. Die Worte: „Wache über ihm, Christie, er bedarf der Sorge einer Frau“, klangen wieder in ihre Ohren, als habe der Nachtwind sie von dem einsamen Grabe, auf dem noch einsameren Kirchhofe an der fernen See, zu ihr hinüber getragen. Sie hatte sich ihm mit einiger Selbstaufopferung von ihrer Seite gewidmet, deren sie sich jetzt nur erinnerte, um deren Fruchtlosigkeit einzusehen, ihrem Vater dadurch die Enttäuschungen zu ersparen, welche aus seinem sanguinischen, einseitigen Temperamente entsprangen. Sie dachte daran, wie er jetzt im anderen Zimmer liege und schlafe, bereit, am folgenden Morgen jene verhängnisvollen Fähigkeiten dem neuen Unternehmen zu weihen, welches, wie sie in gleich verhängnisvoller Stimmung glaubte, schließlich fehlschlagen würde. Es fiel ihr nicht ein, daß die Zweifel ihrer praktischen Natur fast ebenso gefährlich und unlogisch waren, wie seine Begeisterung, und daß sie aus diesem Grunde bald den kleinen Einfluß verlieren mußte, welchen sie über ihn besaß. Mit dem Beispiele der Schwäche ihrer Mutter vor Augen, war sie eine schonungslose, argwöhnische Kritikerin geworden, was den einzigen Effekt hervorgebracht, sein Mißtrauen zu erwecken und ihr sein Vertrauen zu entziehen. Er begann sie zu täuschen, wie er nie ihre Mutter getäuscht hatte. Selbst Jessie wußte mehr von diesem letzten Unternehmen, wie sie.

Alles dies trug nicht dazu bei, ihre Ruhelosigkeit zu vermindern. Mitternacht war schon vorüber, als sie bemerkte, daß sich der Wind wieder gelegt hatte. Die kühle Bergluft hatte jetzt die schwülen Thäler und das glühende Flußbett in seine starke, kalte Umarmung geschlossen; das Gleichgewicht in der Natur war wieder hergestellt, und schattenhafter Nebel stieg vom Flusse empor. Eine Stille, weit drückender und unerträglicher als der frühere Aufruhr, begann im Hause und den umliegenden Wäldern vorzuherrschen. Sie konnte das regelmäßige Atmen der Schläfer hören und bildete sich sogar ein, sie könne das schwache Pulsieren des Lebens in der entfernteren Niederlassung wahrnehmen. Das ferne Bellen eines Hundes, ein letzter Zuruf, das undeutliche Murmeln eines näheren Baches — einfache Phantome von Geräusch machten das Schweigen nur noch empfindlicher. Mit einem plötzlichen Entschlusse stand sie auf, kleidete sich ruhig und vollständig an, warf einen schweren Mantel um Kopf und Schultern und öffnete die Thür zwischen ihrem und dem Wohnzimmer. Der Vater schlief fest in seinem Bunk in der Ecke. Geräuschlos durchschritt sie das Zimmer, öffnete die nur leicht befestigte Thür und trat hinaus in die Nacht.

In der Aufregung und Entrüstung ihres Ganges hierher hatte sie die Lage der Hütte, welche am Rande des Waldes am Abhange klebte, nicht beachtet. In der Befangenheit ihrer Enttäuschung und dem mechani-

schen Ordnen ihrer Sachen hatte sie nicht einmal aus dem Fenster gesehen oder einen Blick nach der Thür zurückgeworfen, durch welche sie in das Haus eingetreten war. Die Aussicht vor ihr war eine Offenbarung, ein Vorwurf, eine Ueberraschung, welche ihr den Atem benahm. Ueber ihre Schultern ergoß der eben aufgegangene Mond eine Flut silbernen Lichtes, welches von ihren Füßen sich über das schimmernde Bett des Flusses bis zum jenseitigen Ufer, und weiterhin bis zum äußersten Gipfel von Devils Spur ausbreitete, welche nicht mehr eine ungeheure, erdrückende Schattenmasse war, sondern ein erhöhtes Plateau, Sporn und Terrasse mit voller, unbeschreiblicher Schönheit bekleidet. In diesem zauberhaften Licht schien jene Schönheit gestützt und von dem sich um seinen Fuß windenden Fluß weiter getragen zu werden, dann wiederum auf die breiten Schultern des Berges emporgehoben zu werden und sich dann erst in der fernen Aussicht auf leichenhaft überragenden Schnee zu verlieren. Hinter und über der Stelle, wo sie stand, schienen die sich erhebenden Wälder ihre Reihen zu öffnen und darauf zu warten, sie und die kleine Hütte zu verschlingen; aber nirgends war ein Anzeichen menschlichen Lebens und menschlicher Wohnungen. Sie schaute sich vergebens nach der Niederlassung, den aufgeworfenen Gräben, den zerstreuten Hütten und den unsichtbaren Kieshaufen um. Im Dufte des Mondlichtes waren sie verschwunden; ein Schleier silbergrauen Nebels, hie und da mit schwarzen Schatten durchwirkt, verdeckte es. Ein schwarzer Streifen darüber hinaus war das Flußufer. Alles andere war verwandelt. Mit einem plötzlichen Gefühle des Grauens und der Einsamkeit wendete sie sich der Hütte und ihren schlafenden Insassen zu — alles, was ihr in dieser weiten, überwältigenden Herrschaft von Fels, Wald und Himmel geblieben schien.

Aber im nächsten Augenblicke war dieses Gefühl der Einsamkeit verschwunden. Eine neue, entzückende Empfindung von Gastfreundschaft und Güte begann sich ihrer in ihrer schweigenden Gegenwart zu bemächtigen. Diese selbe, verachtete, vergessene, unverstandene und doch so herrliche und verzeihende Natur schien sich zu ihrem erschreckten und lauschenden Ohre herabzubeugen, mit unbestimmtem und doch ergreifendem Murmeln von Freiheit und Unabhängigkeit. Sie fühlte ihr Herz sich erweitern mit ihrem heilsamen Atem, ihre Seele sich mit ihrer zwingenden Wahrheit erfüllen. Sie fühlte —

Was war das?

Unverkennbar der Gesang eines Betrunkenen am Fuße des Abhanges:

„O, my nome is Johnnie from Pike,
I'm h'll on a spree or a strike!“

Sie blieb stehen, rot vor Scham und Entrüstung, als habe der unsichtbare Sänger sich plötzlich vor ihr aufgerichtet.

„I knew when to bet, and get up and get.“ —

„Schweig! Verdammt! Hörst du nicht?“

Ein eiliges Flüstern ließ sich vernehmen, ein „Nein“, ein „Ja“ und dann wieder Totenstille.

Christie schlich sich näher an den Rand des Abhanges. Sie konnte jetzt eine stolpernde Gestalt unten auf dem Pfade unterscheiden, welche von zwei anderen auf ihn einredenden Schatten angehalten wurde, welche aus dem Schatten eines Baumes hervorgetreten.

„So — ich wußte es nicht.“

Die taumelnde Gestalt versuchte, sich eine festere Haltung zu geben und schwankte dann in der Richtung nach der Niederlassung zu. Die zwei geheimnisvollen Schatten zogen sich wieder unter den Baum zurück, und waren bald in tieferem Schatten verloren. Christie flog zur Hütte und schlich leise in ihr Zimmer.

„Ich glaubte, ein Geräusch gehört zu haben, das mich weckte, und ich vermißte dich,“ sagte Jessie, sich die Augen reibend. „Hast du etwas gesehen?“

„Nein,“ sagte Christie und begann sich auszukleiden.

„Du hast dich doch nicht geängstigt?“

„Durchaus nicht,“ sagte Christie, mit einem eigentümlichen kleinen Lachen. „Jetzt schlafe nur.“

Drittes Kapitel.

Die fünf unternehmenden Millionäre von Devils Fort erfüllten nicht wenige ihrer ausschweifenden Versprechungen. In weniger denn sechs Wochen befanden sich Mr. Carr und seine Töchter in einem neuen Hause, welches in nächster Nähe der alten Hütte erbaut worden, die wiederum nach der Niederlassung geschafft worden war, um den schönen Gästen mehr Abgeschlossenheit zu gewähren. Es war eine lange, geräumige, einstöckige Villa, mit einer nicht unmalerischen Verschmelzung von tiefer Veranda und Gitterwerk, was die flache Einförmigkeit des Inneren und die Kahlheit des frisch gerodeten Bodens milderte. Ein Pianino, welches von Sacramento herübergebracht worden war, nahm die eine Ecke des Empfangszimmers ein. Eine Garnitur prächtiger Möbel, deren ausgesprochener und in die Augen fallender Glanz die jungen Mädchen instinktmäßig unter hausgesponnenen, leinenen Ueberzügen verbargen, war auch weit hergeholt worden. Außerdem war das Haus noch mit Zierraten und Dekorationen angefüllt, welche in ihrer Ungereimtheit gewaltsam die vergoldeten Spiegel aus dem Schlafzimmer der alten Hütte in das Gedächtnis zurückriefen. In der hastigen Einrichtung dieses Aladdinpalastes hatten die Sklaven des Ringes augenscheinlich alles herbeigeschleppt, was zu seinem Glanze beitragen konnte, ohne immer Rücksicht auf das Passende zu nehmen.

„Ich wollte es sähe nicht so verdammt einer Räuberhöhle gleich,“ sagte George Kearney, als sie eine vorhergehende Besichtigung der unklassifizierten Schätze nahmen, ehe die Carrs von denselben Besitz ergriffen.

„Oder wie eine Spielhölle,“ sagte sein Bruder nachdenklich.

„Ich dächte, es kommt auf dasselbe heraus,“ sagte Dick Mattingly, von dem man voraussetzte, daß er in seiner feurigen Jugend dergleichen schon gesehen hatte.

Nichtsdestoweniger wußten die beiden Mädchen diese heterogene Sammlung, mit geschmackvoller Rücksicht auf ihre Bedürfnisse, denselben anzupassen. Ein Krystallkronleuchter, welcher einst sein bezauberndes

Licht dem Glücksspiele geliehen, hing unerleuchtet in der großen Vorhalle, wohin die anderen wunderlichen Gegenstände verbannt worden waren. Ein langes rotes Sofa oder Bank, welches seine Pflicht neben einem Billard gethan, hatte hier auch seinen Platz gefunden. In der That war zu befürchten, daß die ländlicheren und schüchternen Jünglinge von Devils Fork, welche es für ihre Obliegenheit gehalten hatten, den Neuangekommenen ihre Aufwartung zu machen, sich wohler in diesem Vestibüle fühlten, als in dem darüber hinaus gelegenen Heiligtume, dessen Pracht sie durch die offene Thür bewundern konnten. Anderen erschien es wieder wie ein anerkannter Zustand der Prüfung vor ihrem Wiedereintritt in das civilisierte Leben. „Ich denke, Sie werden es nicht übelnehmen, Miß," sagte der Sprecher einer Gesellschaft, „da dies unser erster Besuch ist, wenn wir hier draußen in der Halle bleiben, bis Sie sich an uns gewöhnt haben." Bei einer anderen Gelegenheit machte, von einem Gefühle der Pflicht getrieben, ein gewisser Whiskey Dick dem neuen Hause und dessen schönen Bewohnerinnen seinen Besuch, in einer Weise, die er freimütig später am Schenktische des Tekumseh-Salon erzählte. „Ihr seht, Jungens, ich ging neulich abends hin, als einige von euch Burschen schon dies vornehme ‚danke Ihnen Madam' Geschäft im Gesellschaftszimmer trieben; ich legte mich also in der Sofaecke in der Halle vor Anker, ohne einen wissen zu lassen, daß ich da war, und nahm Websters Diktionär, der auf dem Tische lag, legte ihn so ganz gemütlich offen auf meine Knie, als ob ich etwas darin nachsehen wollte, und nickte ein, während ich zuhörte, wie ihr Burschen mit den jungen Damen schwatztet und Miß Christie auf dem Piano Musik machte, und ich kalkuliere, daß ich einschlief. Jedenfalls bin ich zwei Stunden dageblieben. Sie sind mächtig beruhigend, diese fashionablen Besuche. Sie treiben den alten Lagerstaub aus einem Burschen heraus und bringen ihn wieder zurecht."

Es wäre gut gewesen, wenn das neue Leben in Devils Fork keine anderen Unregelmäßigkeiten gezeigt hätte, wie die harmlosen Excentricitäten seiner ursprünglichen Bewohner. Aber die Neuigkeit seines plötzlichen Glückes, durch das Gerücht noch übertrieben, begann jetzt die Niederlassung mit einer anderen Klasse von Abenteurern zu überschwemmen. Eine Flut verlaufener Taugenichtse, Landstreicher und Mißvergnügter aller Lager vorlängs des Flusses begann sich nach Devils Fork zu ziehen, fast in derselben Weise, wie die Trümmer, das Treibholz und das Alluvium in längst vergangenen Tagen mit fortgerissen und an das Ufer geworfen worden waren. Einige Auswandererwagen, von der großen Reisestraße durch den Ruf der neuen Diggins abgezogen, hatten auf dem Abhange von Devils Spur und den dürren Flächen des Fork Halt gemacht und ihre fahle Fracht von alkalivergifteten, vorzeitig gealterten Frauen und Kindern und fieberkranken Männern ausgeladen. Gegen diese rohe Form der Häuslichkeit stachen die buntfarbigen Kleider und die auffallende Hautfarbe einiger einzelnen, unbegleiteten Frauen ab, welche glücklicherweise öfter bei Nacht und hinter den vergoldeten Schenktischen zu sehen waren, als in dem glänzenden Lichte des Tages, und eine gleiche Anzahl blasser, schwarzbärtiger, wohlgekleideter und verdächtig träger Männer. Ein Dutzend Konkurrenten für Tompsons Salon waren in der Hauptstraße erstanden, ebenso zwei neue Hotels, von denen das eine ein „Temperance House" war, dessen ascetische Vorzüge sich nur auf Enthaltung des Whiskey beschränkten, sowie ein neues Postbureau und ein kleines einstöckiges Haus, auf welchem das „Sierrabanner" wöchentlich für zehn Dollar, jährlich vorausbezahlt, flatterte. Unerträglich in der Glut einer Sonntagssonne, bleich, windig und schimmernd in der Dunkelheit eines Sonntagabends, und unendlich niederdrückend an allen Tagen der Woche, erhob sich der stumpfe Turm der ersten presbyterianischen Kirche aus der dürrsten Aera der Ebene und war scheußlich! Die städtischen Verbesserungen, welche unsere fünf Millionäre auf den ersten Seiten unserer wahrhaften Geschichte so begeistert geplant hatten, der Brunnen, das Reservoir, das Rathaus und die öffentliche Bibliothek, waren noch nicht errichtet. Ihre Plätze waren von dringenderen Bauten und Minenwerken vorweg genommen, welche unglücklicherweise bei den sanguinischen Träumen der Enthusiasten nicht in Betracht gezogen worden waren, und, was noch mehr bedeutete, die Kosten und Auslagen dafür waren bei den ungeheuren Ausgaben ihres Gewinnes, in den Werken von Devils Ditch, schon vorher in Beschlag genommen.

Ungeachtet dessen blendete die freigebige Erfüllung ihres Versprechens in dem neuen Hause in der Vorstadt die Augen der jungen Mädchen über die Mängel in der Stadt. Ihre eigene Zurückgezogenheit und Erhebung über das dortige fieberhafte Leben bewahrte sie vor der Bekanntschaft mit manchem, was ihnen fremd war und vielleicht ihren Gleichmut gestört hätte. Da sie nicht mit den Auswandererfrauen verkehrten, indem Miß Jessies gutmütiges Eindringen in eines ihrer nomadenhaften Lager mit Grobheit und Argwohn aufgenommen worden, verfielen sie nach und nach in die Gewohnheit, die Verantwortlichkeit für neue Bekanntschaften den Händen ihrer ursprünglichen Wirte zu überlassen, und sie in Angelegenheiten lokaler Natur um ihren Rat zu fragen.

So kam es auch, daß eines Tages auf dem Wege nach der Hauptstraße, wo sie in der Ville de Paris und dem Variety Store einige Einkäufe machen wollten, sie von Dick Mattingly nur wenige Schritte von ihrem Hause angehalten wurden, mit dem Bemerken, daß da eben die Wahlen stattfänden, es besser sein würde, wenn sie ihr Vorhaben noch einige Stunden aufschöben. Er hielt es nicht für nötig, hinzuzufügen, daß zwei Staatsbürger in der Ausübung der Gerechtsame eines freien Mannes ihre Wahlkugeln angesichts der bewundernden Menge durch Bleikugeln unterstützt hatten. Sie wußten nichts von dem Vorfalle, welcher einen sehr unterhaltenden Fremden, der noch den Abend vorher ihre Gastfreundschaft genossen, aus Devils Fork entfernt hatte. Eine oder zwei Wochen später, als Christie und Jessie von einem Spaziergange im Walde zurückkehrten, fanden sie George Kearney und Fairfax, welche ihnen aufgelauert hatten, und die sie, unter dem

Vorwande, ihnen einen neuen, sehr romantischen Pfad zu zeigen, vom gewöhnlichen Wege abführten. Dies machte es Mattingly und Maryland Joe möglich, den Leichnam eines Mannes abzuschneiden, welcher durch das Vigilance Comite wenige Stunden vorher neben dem regelmäßigen Wege gehenkt worden war, und dem Comite Vorstellungen über das Unverträgliche einer solchen Schaustellung mit einer mädchenhaften Bewunderung der Natur zu machen. „Ihr habt die ganze County zur Verfügung, einen Menschen zu henken," erklärte Joe, „darum könnt ihr Mr. Carrs Wald verschonen." Wir brauchen nicht zu sagen, daß die jungen Mädchen nie etwas von dieser Gewaltthat, noch von dem Zartgefühl erfuhren, welches ihnen die Kenntnis derselben ersparte. Mr. Carr war zu sehr von seinen Geschäften in Anspruch genommen, um sich um das zu bekümmern, was er als eine Konvulsion der Gesellschaft ansah, die ebenso natürlich war, wie eine geologische Erhebung. Auch war er zu vorsichtig, um die Kritik seiner Töchter durch irgend eine in ihrer Gegenwart geäußerte Bemerkung herauszufordern.

Allein ganz unerwartet kam es dennoch zu einem vertraulichen Gedankenaustausche. Mr. Carr hatte seinen Kaffee getrunken und zögerte noch einen Augenblick bei seinen oberflächlichen väterlichen Umarmungen mit der Unbehilflichkeit eines vielbeschäftigten Mannes, welcher durch das Vorschieben eines leichteren Interesses es versucht, ein anderes, wichtigeres zu verbergen.

„Und was werden wir heute unternehmen, Christie," fragte er, als Jessie das Eßzimmer verließ.

„Ach, ungefähr dasselbe wie immer — nichts Besonderes. Wenn George Kearney die Pferde bekommt, werden wir nach India Spring reiten, und dort ein Picknick halten. Fairfax — Mr. Munroe — ich vergesse immer seinen wirklichen Namen in diesem entsetzlich familiären Lande, wird kommen, uns zu begleiten, und wahrscheinlich mein Kavalier sein, wenn Kearney Jessie übernimmt."

„Ein ganz hübsches Arrangement," erwiderte der Vater, mit einem leichten, nervösen Zucken der Mundwinkel und Augenwinkel. „Ich zweifle nicht, daß beide kommen werden. Sie sind ja fast immer hier — ha, ha, ha! Und die beiden Mattingly und Philipp Kearney, he?" fuhr er fort, „werden die nicht eifersüchtig sein?"

„Dazu neigen sie nicht," sagte Christie gleichgültig, „außerdem werden sie wahrscheinlich auch dort sein."

„Ich denke, sie haben sich in ihr Schicksal gefunden," sagte Mr. Carr lächelnd.

„Aber wovon sprichst du in aller Welt, Vater?"

Sie heftete ihre klaren braunen Augen auf ihn und sah ihn mit einem so offenbaren Ausdrucke des völligen Unverständnisses des Zieles seiner Rede und eines unbestimmten Aergers über seine Neckerei an, daß Mr. Carr ein wenig erschrak. Dies verbannte seine angenommene Munterkeit und machte seine ernsthafte Erklärung um so peinlicher.

„Nun, ich dachte, daß — daß der junge Kearney besondere Aufmerksamkeiten gegen Jessie beweist," erwiderte der Vater mit zögerndem Ernste.

„Was! dieser Junge?"

„Der junge Kearney ist einer der ersten Ansiedler, und gleichberechtigter Teilhaber an dieser Mine. Ein sehr unternehmender junger Mensch. In der That weit mehr vorgeschritten und kühner in seinen Entwürfen, wie die anderen. Mit ihm habe ich keine Schwierigkeiten."

Zu einer anderen Zeit würde Christie die überzeugende Gewißheit dieser Behauptung in Frage gestellt haben, aber sie war zu empört über die erste Annahme ihres Vaters, um an irgend etwas anderes zu denken.

„Du sprichst doch nicht im Ernste von diesen Menschen — deinen Freunden — die wir alle Tage sehen, und die unsere einzige Gesellschaft sind."

„Nein, nein," sagte Mr. Carr lebhaft, „du mißverstehst mich. Ich sage nicht voraus, daß Jessie oder du —"

„Oder ich! bin ich mit einbegriffen?"

„Du läßt mich nicht ausreden, Christie. Ich glaube es ja nicht im Ernste von dir oder Jessie bei dieser Geschichte, aber es könnte doch für die jungen Leute eine bedenkliche Sache werden, beständig in der Gesellschaft von zwei jungen, hübschen Mädchen zu sein."

„Ich verstehe, du meinst, wir sollten nicht zuviel mit ihnen zusammenkommen," sagte Christie mit so freimütigem Ausdrucke der Erleichterung, daß ihr Vater gänzlich aus der Fassung geriet. „Vielleicht hast du recht, obgleich ich nichts Ernstliches in den Aufmerksamkeiten des jungen Kearney gegen Jessie, oder irgend eines der anderen gegen mich zu entdecken vermag. Aber dem ist leicht abzuhelfen. Wir können ja heute schon mit einer Entschuldigung beginnen."

„Ja, gewiß. Natürlich!" sagte Mr. Carr, völlig von seiner Niederlage überzeugt, aber, wie die meisten schwachen Naturen, sich mit dem Gedanken tröstend, daß er nicht seine Hand in der Sache gezeigt oder sich bloßgestellt habe. „Ja, aber vielleicht wäre es vorläufig ebensogut, die Dinge zu lassen, wie sie sind. Wir werden das nachmals besprechen — jetzt habe ich keine Zeit," und sich nach der Thür drängend, schlüpfte er hinaus.

„Was sagst du zu Vaters neuester Idee?" sagte Christie, leider mit einem leichten Mangel von Ehrfurcht in ihrem Tone, als ihre Schwester wieder in das Zimmer kam. „Er meint, George Kearney sei zu aufmerksam gegen dich."

„Nein!" sagte Jessie, den halb fragenden, halb belustigten Blick mit unbefangenem Lächeln beantwortend.

„Ja, und er sagt, daß Fairfax, ich glaube es war Fairfax, ebenso von mir angezogen ist."

Jessies Stirn zog sich leicht zusammen, als sie ihre Schwester neugierig ansah. „Vor allen Dingen möchte ich wissen," sagte sie, „wer ihm diese Idee in den alten lieben Kopf gesetzt hat. Von selbst hätte er nie an so etwas gedacht."

„Ich weiß nicht!" sagte Christie nachsinnend. „Aber vielleicht wäre es ganz gut, wenn wir uns eine Weile etwas mehr zurückhielten."

„Hat Vater das gesagt?" fragte Jessie lebhaft.

„Nein, aber es ist ersichtlich, daß er es denkt."

„Ja—a—" sagte Jessie gedehnt, „wenn nicht —"

„Wenn nicht was?" sagte Christie scharf. „Jessie, du denkst doch keinen Augenblick, daß etwas anderes dabei im Spiele sei?"

„Ich wollte nur sagen," erwiderte Jessie, ihren Arm um die Schwester legend, „daß du vollkommen recht hast. Wir wollen uns von diesen bestrickenden Devils Forters fern halten, und besonders von dem jüngsten Kearney. Ich glaube, es muß irgend eine mißliebige Klatscherei gewesen sein. Ich erinnere mich, daß neulich, als wir an dem Schuppen jener Pike County-Familie vorüberkamen, drei Frauen vor der Thür standen, und eine von ihnen etwas sagte, worüber der arme kleine Kearney abwechselnd rot und blaß wurde und vor unterdrückter Wut tanzte. Ich glaube die alte Dame, Mrs. Cockle ist ihr Name, möchte gern einen Anteil an unsere Kavaliere für ihre Euphemie und Mamie haben. Es wäre auch nicht mehr wie recht, ich würde ihnen gelegentlich den Cherub überlassen, und du könntest ihnen Mr. Munroe zweimal wöchentlich abtreten." Sie lachte, aber ihr Auge suchte das der Schwester mit einem gewissen forschenden Ausdrucke.

Christie zuckte die Schultern etwas unmutig.

„Laß die Scherze. Wir hätten das alles schon früher bedenken sollen."

„Aber als wir sie zuerst in der herzigen alten Hütte kennen lernten, war keine andere Frau noch sonst jemand darum zu klatschen, und das gerade machte es so angenehm. Ich halte nicht so viel von der Civilisation, was meinst du?" sagte das junge Dämchen munter.

Christie antwortete nicht. Vielleicht dachte sie dasselbe.

Jedenfalls war es ganz angenehm gewesen, die freiwilligen und ritterlichen Huldigungen dieser jungen Leute zu empfangen, ohne daran zu denken, ihnen einen anderen Lohn oder eine andere Verantwortlichkeit schuldig zu sein, als die Erlaubnis, von ihnen verehrt zu werden; aber mehr auch nicht, und sie zerbrach sich vergebens den Kopf, um sich eines Blickes oder irgend einer Handlung zu entsinnen, welche auf einen Liebhaber hingedeutet hätten. Diese Männer, welche sie so in die Barbarei zurückgefallen gefunden, daß sie selbst die gewöhnlichsten Formen der Civilisation vergessen hatten, diese Männer, in deren übertriebener Bewunderung sich ein gewisser Mangel an Selbstachtung fühlbar machte, welchen eine Frau selten verzeiht; diese Männer, welche einer anderen Rasse anzugehören schienen — nein es war unmöglich! Aber es war so. Welche Schlüsse mußten sie aus der Annahme ihrer Geschenke seitens ihres Vaters gezogen haben — aus der Erlaubnis ihrer Gesellschaft und aus ihrem freien Verkehr mit ihnen? Nein! sie mußten von Anfang an verstanden haben, daß sie sowohl wie ihre Schwester sie nie anders betrachtet hatten, wie als vorübergehende Wirte und zufällige Bekannte. Jede andere Idee war undenkbar. Und dennoch —

Es war die Wiederkehr dieses „Dennoch", welche sie beängstigte; denn sie erinnerte sich jetzt, daß trotz ihrer sklavischen Unterordnung sie dennoch sich als ihresgleichen zu betrachten berechtigt sein konnten. Nach den Mitteilungen ihres Vaters stammten sie aus Familien, ebenso gut wie die ihrige, und sicherlich waren sie ihnen in betreff des Vermögens überlegen, denn ihr Vater war als ein von ihnen Angestellter herübergekommen, bis sie ihn zu ihrem Teilhaber gemacht hatten. Wenn sie auch nur einem von ihnen einen besonderen Vorzug hätten geben können. Aber nein, sie waren alle gleich, brav, selbstlos, lustig und zuweilen lächerlich. Freilich, Dick Mattingly war der drolligste und machte sie am meisten lachen, während sein Bruder Maryland Joe ein besserer Erzähler war, obgleich kein so guter Mimiker wie der ältere Kearney, welcher eine sehr angenehme Stimme beim Singen besaß. Hübsch waren sie alle — vielleicht bildeten sie sich darauf etwas ein, denn die Männer sind ja so eitel! Was nun ihren eigenen verschmähten Anbeter Fairfax Munroe anbetraf, so war er, sein freundliches, ernstes und fürsorgliches Wesen ausgenommen, der Unbedeutendste von allen. Er hatte ihr einmal aus dem chinesischen Lager etwas besonders feinen Thee mitgebracht und ihr gezeigt, wie sie ihn bereiten müsse; er hatte sie davor gewarnt, bei einbrechender Nacht unter den Bäumen zu sitzen, und hatte einmal seinen Rock ausgezogen, um sie darin einzuhüllen. Sicherlich, wenn das die einzigen Beweise von Zuneigung waren, deren sie sich rühmen konnte, dann war nichts zu befürchten.

„Nun," sagte Jessie, „ich sehe, die Sache belustigt dich."

Christie unterdrückte das Lächeln, welches ein Grübchen in ihrer Jessie zugekehrten Wange hervorgerufen hatte, und setzte die Miene der älteren Schwester auf.

„Sage mir, Jessie, hast du die auffallende Aufmerksamkeit Mr. Munroes für mich auch bemerkt?"

„Aufrichtig?" fragte Jessie, sich seitwärts auf den Tisch setzend, und den Rock ihres Kleides über ihre kleinen Füße ziehend.

„Sei nicht einfältig! Natürlich aufrichtig."

„Nun, nein! Ich kann nicht sagen, daß ich sie bemerkt habe."

„Dann aber," sagte Christie, „im Namen alles dessen, was abgeschmackt ist, möchte ich wissen, warum sie darauf bestehen, mich mit dem am wenigsten interessanten Manne der ganzen Gesellschaft zusammenzubringen?"

Jessie sprang vom Tische. „Nun, nun," sagte sie mit einem etwas gezwungenen Lachen, „ganz so schlimm ist es doch nicht. Du kennst ihn nicht. Aber was liegt daran, jetzt, wo wir nicht mehr mit ihnen verkehren werden."

„Sie kommen heute, uns zu einem Spazierritte abzuholen," sagte Christie resigniert. „Vater hält es für besser, den Umgang mit ihnen nicht so plötzlich abzubrechen."

„So, meinte der Vater das?" fragte Jessie, welche die Thür schon in der Hand hatte, stehen bleibend.

„Ja, warum fragst du?"

Aber Jessie hatte schon das Zimmer verlassen und sang in der Vorhalle.

Viertes Kapitel.

Der Nachmittag brachte jedoch den erwarteten Besuch nicht. Statt dessen überbrachte Whiskey Dick ein kurzes Briefchen von Fairfax, worin dieser mit dringenden Geschäften sich und Kearney entschuldigte, die Damen nicht begleiten zu können. Er fügte hinzu, daß die Pferde ihnen, wie den von ihnen gewählten Begleitern, zur Verfügung stünden, wenn sie die Güte haben wollten, Whiskey Dick ihre Antwort mitzuteilen.

Die beiden Mädchen sahen sich betroffen an. — Jessie bemühte sich nicht, eine leichte Verstimmung zu verbergen.

„Es sieht fast aus, als wollten sie uns zuvorkommen,“ sagte sie mit gezwungenem Lächeln. „Ich möchte nur wissen, ob wirklich eine Klatscherei stattgefunden hat! Aber nein! Daran würden sie sich nicht gestört haben — es müßte denn sein —“ sie sah ihre Schwester mit seltsamem Blicke an.

„Was?“ fragte Christie. „Du bist heute morgen schrecklich geheimnisvoll.“

„So? Es ist nichts. Aber sie wünschen eine Antwort. Natürlich wirst du ablehnen?“

„Und dadurch andeuten, daß es uns nur um ihre Gesellschaft zu thun sei? Nein, wir wollen sagen, wir bedauerten zwar, daß sie nicht kommen können und — ihre Pferde annehmen. Wir beide können die Begleitung entbehren.“

„Herrlich!“ rief Jessie, in die Hände klaschend. „Wir werden ihnen zeigen —“

„Wir werden ihnen nichts zeigen,“ unterbrach sie Christie entschieden. „Wo ist dieser Whiskey Dick?“

„Im Empfangszimmer.“

„Im Empfangszimmer?“ wiederholte Christie. „Whiskey Dick? Was — ist er — —“

„Ja, natürlich habe ich ihn da hineingeführt,“ erwiderte Jessie, „er ist schon früher hier gewesen, aber er blieb in der Vorhalle, er war so schüchtern, daß du ihn, glaube ich, gar nicht bemerkt hast.“

„Wahrscheinlich nicht — Whiskey Dick!“

„Du kannst ihn auch Mr. Hall nennen, wenn das dir besser klingt,“ sagte Jessie lachend. „Sein wirklicher Name ist Dick Hall. Wenn du aber willst, kannst du ihn auch Alky Hall nennen, wie die anderen.“

Christies einzige Antwort auf diese Leichtfertigkeit war ein Blick überlegener Resignation, als sie sich durch die Halle nach dem Empfangszimmer begab.

Dann aber vollzog sich bei ihr eine jener geheimnisvollen, unerklärlichen Wandlungen, welche die männlichen Wesen so hilflos in die Hände ihrer weiblichen Herrscher gibt. Ehe sie das Zimmer betrat, war ihr Gesicht gänzlich verwandelt. Die sanfte Wärme des Willkommens der fein gebildeten Frau leuchtete in ihren klaren Augen.

Die entgegenkommende Höflichkeit der freundlichen Wirtin, welche eifrig eine lange gewünschte Gelegenheit ergreift, umspielte in einem Lächeln ihre Lippen, als sie durch das Zimmer schwebte und die weißen Hände ausstreckend vor Whiskey Dick stehen blieb.

Es bedurfte bloß des überraschenden Gegensatzes, welches dieser Herr zu ihr bot, um das Bild zu vervollständigen. In einem Anzuge von glänzendem schwarzem Alpaka hatte der Besucher sich augenscheinlich mit größter Sorgfalt für diese mögliche Zusammenkunft vorbereitet. Er saß neben der Glasthür, welche sich auf die Veranda öffnete, wie um sich den Rückzug für alle vorkommenden Fälle zu sichern. Gewissenhaft gewaschen und rasiert, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, während ein großes, weißes Taschentuch anmutig zwischen seinen Fingern herabhing, eine Stellung, welche gleichzeitig ungezwungene und elegante Nachlässigkeit ausdrücken sollte.

„Wie freundlich von Ihnen, mir Gelegenheit zu geben, das Versehen, welches ich bei Ihrem letzten Besuche beging, wieder gut zu machen. Ich habe sehr bedauert, Sie nicht begrüßt zu haben. Aber war es so ganz meine Schuld? Sie waren so eilig — wie ich glaube — Sie unterhielten sich mit anderen in der Vorhalle — Sie —“

Sie hielt inne, um ihm zu helfen, das Taschentuch aufzuheben, welches ihm entfallen, sowie den Panamahut, der von seinem Schoße nach der Glasthür gerollt war, als er bei der Erscheinung von so viel Anmut und Schönheit plötzlich aufsprang. Da er die beiden Hände, welche er ergriffen, jedoch krampfhaft festhielt, würde ihm dies schwer geworden sein, wäre es ihm nicht in demselben Moment gelungen, durch einen verstohlenen Fußtritt seinen Hut durch die Glasthüre zu senden, worauf sie sich lachend von seinem Griffe befreite und dem Hute nacheilte.

„Lassen Sie ihn doch, Miß,“ sagte er hastig. „Er ist nicht wert, daß Sie sich erniedrigen, ihn zu berühren. Lassen Sie ihn nur draußen liegen. Ich würde ihn gar nicht hereingebracht haben, wenn nicht einige von den großspurigen Burschen neulich abends behauptet hätten, es wäre ganz in der Ordnung, als ob irgend ein Herr daran denken könnte, seinen Hut im Hause, vor einer Dame aufzusetzen.“

Aber Christie hatte sich schon in Besitz des unglücklichen Gegenstandes gesetzt und ihn auf den Tisch gelegt. Dies bewog Dick, sich nochmals zu erheben und als Mann von feiner Erziehung sein Taschentuch hinein zu werfen. Dann stützte er den einen Ellbogen auf das Piano, schlug ein Bein über das andere und verblieb in einer Stellung, in welcher er sich erinnerte in einer illustrierten Zeitung den Helden irgend einer Salonscene dargestellt gesehen zu haben. Es war eine ungezwungene und wirkungsvolle Stellung, welche jedoch mehr für Träumerei als zur Unterhaltung geeignet schien. In der That fiel es ihm auch ein, daß er vergessen hatte, den erklärenden Text zu dem Bilde gelesen zu haben.

„Ich sehe, daß Sie mit mir darin übereinstimmen,“ sagte Christie, „daß Höflichkeit eine Sache des Gefühls und nicht der Mode und der Vorschriften ist. So zum Beispiel,“ fügte sie mit bestrickendem Lächeln hinzu, „würde es die Vorschrift erheischen, daß ich Ihnen ein Briefchen an Mr. Munroe gäbe, in welchem ich ihm dankend mitteile, daß ich sein freundliches Anerbieten annehme; aber mir scheint es viel hübscher, glauben Sie nicht auch, wenn ich Sie bitte, die Bestellung münd-

lich auszurichten, und das Vergnügen Ihrer Gesellschaft und einer kleinen Unterhaltung mit Ihnen genieße."

„So ist es, so ist es recht, Miß Carr, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen," sagte Dick, jetzt vollständig überzeugt, daß seine Stellung nicht für eine Unterhaltung geeignet, sich mitsamt seinem Hute wieder auf seinen alten Sitz zurückziehend. „Das ist gleichbedeutend mit dem, was ich vorher den Jungens gesagt habe. Ihr braucht eine Ausrede, sagte ich, da ihr mit den jungen Damen nicht ausreiten wollt. So schreibt denn dem Anstande gemäß einen Brief, worin ihr sagt, daß Geschäfte oder irgend so was euch verhindern. Aber was ist der wahre Grund? Ihr seid Gentlemen, und als Gentlemen seid ihr, du und George, zu der Einsicht gekommen, daß ihr es hier in dem Hause zu arg treibt mit eurem Kommen und Gehen bei Tage und bei Nacht, so ganz gemütlich, als gehörtet ihr zur Familie, und die Leute über Dinge sprechen macht, die sie nichts angehen, und was noch eine weit schlimmere Sache ist, ihr Bursche habt bis jetzt noch kein Recht dazu, ihnen zu erlauben, über etwas zu sprechen, das seht ihr doch ein?" Er hielt inne, um Atem zu schöpfen.

Jetzt war an Miß Christie die Reihe, ihre Stellung zu wechseln. Indem sie ihren Sessel gegen den Klavierstuhl vertauschte, um ihrem Besuche näher zu sein, fielen einige lose Notenblätter zu Boden, welche Whiskey Dick sich beeilte, aufzuheben.

„Bitte, bemühen Sie sich nicht," sagte sie, „bitte, lassen Sie nur —" aber Dick, welcher sich bei dieser Aufmerksamkeit auf sicherem Boden fühlte, beharrte in seinem Diensteifer, bis er auch das letzte Blatt eines gehörig abgegriffenen Auszuges aus dem „Trovatore" aufgehoben hatte. „Also das ist, was Mr. Munroe meint?" bemerkte sie ruhig.

„Nicht geradezu sagte, aber es lag ihm schon seit Tagen auf dem Herzen, und man konnte es aus seinen Reden heraushören," sagte Whiskey Dick mit schlauem Lächeln und geheimnisvollem, vertraulichem Kopfnicken. „Gott segne Sie, Miß Carr. Leute wie Sie und ich haben nicht nötig, daß man ihnen die Dinge lange erklärt. Das sagte ich ihm auch. Ich sagte ihm, schicke keinen Brief, sondern geh hin und sage offen und aufrichtig, was du denkst. Aber sie wollten mit Gewalt schreiben, und ich sollte den Brief überbringen. Aber als ich Sie ansah und hörte, was Sie eben sagten, sagte ich mir, Dick, sagte ich, das ist eine junge Dame, und eine gebildete Dame dazu, die da mit Vorschriften und Etiketten keine Possen treibt, entschuldigen Sie mir die Freiheit, Miß Carr, und du und sie, sagte ich, könnt die Sache recht gut in freundschaftlicher, fashionabler Weise frisch von der Leber weg besprechen. Es sind gute Jungens, Miß Carr, tüchtige Leute, die sich nichts vorzuwerfen haben; aber sie sind ein wenig zärtlich und grün, das mag wohl von dem Leben hier in den Fichtenwäldern herkommen. Sie verehren den Boden, auf welchen Sie und Ihre Schwester den Fuß setzen — ganz gewiß und wahrhaftig, ja, wahrhaftig," setzte er lebhaft beteuernd hinzu, als er Christies halb überzeugte, halb ablehnende Bewegung bemerkte. „Aber was ich sagen wollte, ist, daß sie bereit sein würden, dieser Boden zu sein, und sich niederzulegen; damit Sie über sie wegschreiten könnten, so zu sagen, Miß Carr, nur so zu sagen — wenn sie dadurch verhüten könnten, daß Sie den Saum Ihrer Kleider mit dem Schlamm des Lagers beschmutzten. Aber es würde ihnen nicht passen, aus sich einen regelmäßigen Gemeindeweg zu machen, über dem das ganze Lager wegtrampelte, bloß in der Hoffnung, daß Sie dann und wann vielleicht den Weg benutzten, das ist doch richtig?"

„Darf ich Ihnen nicht eine kleine Erfrischung anbieten, Mr. Hall," sagte Christie aufstehend und leicht errötend. „Ich schäme mich wirklich meiner abermaligen Vergeßlichkeit, aber Sie sind teilweise selbst schuld daran, indem Sie mich so angenehm unterhalten. Nein, ich denke, ich werde es Ihnen holen."

Sie wendete sich nach einem schönen Nebentische um und stand gleich darauf mit einer Flasche Whiskey und einem Glase in der Hand, und einem bezaubernden Lächeln auf den Lippen vor ihm. Aber vielleicht trinken Sie keinen Whiskey," sagte die schlaue Verführerin, mit plötzlich angenommener hübscher Verlegenheit in Blick und Miene.

Zum erstenmal in seinem Leben schwankte Whiskey Dick zwischen zwei Arten der Berauschung. Aber er fühlte sich erregt und unbehaglich; doch die Gewohnheit siegte, und er nahm den Whiskey. Indessen wischte er sich die Lippen mit einer leichten Schwingung seines Taschentuches, um eine gewisse ungezwungene Eleganz aufrecht zu erhalten, welche, wie er fest glaubte, seiner Handlung jeden Anstrich von Gemeinheit nahm.

„Ja," fuhr er nach einer erfreulichen Pause fort, „wie ich schon vorhin sagte, das ist eine Sache, die Sie und ich nach allen Regeln der Gesellschaft miteinander besprechen können. Meine Ansicht ist, daß die jungen Leute eben für eine Weile von Ihnen und Miß Jessie ablassen und ein wenig mehr ihre gemischte Aufmerksamkeit dem Fort zuwenden. Da sind eine oder zwei Familien mit erwachsenen Töchtern, denen auch ihr Anteil werden sollte, das heißt, die Jungens können ihnen ja einige Artigkeiten erweisen — allenfalls eine Ausfahrt im Buggy mit ihnen machen — sie auch 'mal zur Kirche abholen, nur zuweilen — eben nur, um ihren Zungen das Gift zu nehmen und den Eltern so 'ne Art Binde um die Augen zu legen, verstehen Sie mich? Das würde die Gemüter beruhigen, und sie würden sich dann wieder an ihre alte Lebensweise und ihre alte Gesellschaft gewöhnen. Ich möchte Sie nur so im allgemeinen vor einer Meinung warnen, die Sie fassen könnten. Ich sage nicht, daß Sie die Meinung haben, aber es ist eben natürlich, daß Sie vielleicht es einmal glauben könnten, und davor wollte ich Sie warnen."

„Ich glaube, wir verstehen uns zu gut, Mr. Hall, um in unseren Ansichten sehr auseinander zu gehen," sagte Christie, noch immer lächelnd, „aber was ist das für eine Meinung?"

Das zarte, schmeichelhafte Hinweisen auf ihre vertraulichen Beziehungen und der kleine Anreiz des Getränkes hatte Whiskey Dick in eine äußerst gehobene

Stimmung versetzt. Sich den Anschein gebend, vorsichtig aus dem Fenster und im Zimmer umherzuspähen, rückte er mit halb väterlicher, halb scheuer Vertraulichkeit dem jungen Mädchen näher.

„Es könnte Ihnen einfallen,“ sagte er, seine Hand mit dem Taschentuche, als wolle er jede gewöhnliche Berührung ausschließen, leicht auf Christies Schulter legend, „daß es Ihrerseits ganz gut sein würde, wenn Sie einige von Ihren hochfeinen Bekannten aus Frixo (San Francisco) einlüden, Sie zu besuchen und Sie in der Gegend herum zu begleiten. Es scheint ja ganz natürlich, und ich sage auch nicht, daß es nicht natürlich wäre, aber — das würden die Jungens nicht dulden.“

Trotz ihrer Selbstbeherrschung verfinsterten sich plötzlich Christies Blicke, und unwillkürlich richtete sie sich höher auf. Aber Whiskey Dick, welcher in seinem Schuldbewußtsein diese Bewegung seiner unbescheidenen Handgebärde zuschrieb, sagte: „Verzeihen Sie, Miß,“ und verbesserte sein Versehen, indem er leicht mit seinem Taschentuche ihre Schulter abstäubte, als wolle er jede Spur seiner Berührung entfernen, und ihr Lächeln kehrte wieder. „Sie würden es nicht dulden,“ sagte Dick, „und dann würde etwas geschossen werden! Nicht vor Ihnen, Miß, natürlich, nicht vor Ihnen. Aber sie würden eines schönen Morgens mit den Stadtleuten im Walde zusammentreffen und es mit Büchsen auf hundert Yards ausmachen. Oder, weil es Stadtleute sind, würden die Jungens sich auch zu Pistolen auf zwölf Schritte verstehen. Es sind gute Jungens, wie ich schon vorher sagte, aber sie sind rasch und kitzlich — George als der jüngste ist natürlich auch der kitzlichste. Sie sehen, wie es ist, Miß Carr, sein hübsches, mädchenhaftes Gesicht, und sein kleiner Schnurrbart haben ihm schon ein halbes Dutzend Händel gekostet. Seit er herkam, hat er sich für jedes Haar, das in seinem Schnurrbart gewachsen ist, schlagen müssen.“

„Reden Sie nicht weiter, Mr. Hall!“ sagte Christie aufstehend und ihre Hände leicht auf Dicks zitternde Finger pressend. „Wenn ich je eine solche Idee gehabt hätte, würde ich sie jetzt aufgeben. Sie haben in dieser Sache ebenso recht, wie auch in Ihren anderen Ansichten. Ich werde Mr. Munroe und Mr. Kearney stets dankbar dafür sein, diese zarte Angelegenheit Ihren Händen anvertraut zu haben.“

„Nun,“ sagte der geschmeichelte Besucher, rot werdend, „es mag vielleicht nicht gerade das Richtige sein, weder von ihnen noch von mir, wenn man behaupten wollte, sie hätten darauf gerechnet, daß ich über ihre Staatsangelegenheiten für sie verhandeln würde, aber —“

„Ich verstehe,“ unterbrach ihn Christie, „sie gaben Ihnen einfach diesen Brief, als einem Freunde. Mir ward das Glück, in Ihnen einen teilnehmenden, freimütigen Mann von Welt zu finden.“ Der entzückte Dick, in dessen glänzendem Gesichte jeder Zug von selbstbewußter Eitelkeit strahlte, wehte leicht mit seinem Taschentuche diese Schmeichelei zur Seite, als sie fortfuhr: „Aber ich vergesse die Antwort. Wir nehmen die Pferde an. Natürlich könnten wir ohne Begleitung reiten — aber verzeihen Sie meine Offenheit — sind Sie heute nachmittag frei?“

„Entschuldigen Sie, Miß, ich —“ stammelte Dick, kaum seinen Ohren trauend.

„Könnten Sie nicht unser Begleiter sein?“ wiederholte Christie mit einem Lächeln.

Wachte er, oder träumte er, oder war es ein Streich, den der Alkohol seiner oftmals befangenen Einbildungskraft spielte? Er, Whiskey Dick, die Zielscheibe des Spottes seiner Freunde, das privilegierte Orakel der Schenkstuben, der selbst in seiner elenden Eitelkeit stets von dem Argwohn verfolgt wurde, daß er verlacht und verspottet werde. Er, der in Reden so viel gewagt, und in der That so wenig ausgeführt, er, dessen gewohnheitsmäßige Schwäche ihn soeben hier zu der unerhörtesten Dreistigkeit verführt hatte, ihm wurde jetzt eine Belohnung für diese Dreistigkeit angeboten. Er, Whiskey Dick, der erwählte Begleiter dieser zwei schönen, unvergleichlichen Mädchen? Was würden sie im Fort dazu sagen? Morgen würde die ganze Gegend es wissen. Seine Vergangenheit wurde gesühnt, seine Zukunft gesichert. Er richtete sich höher auf bei diesem Gedanken. Fast mit einer ganz anderen Stimme, und ohne eine Spur seiner früheren Uebertreibung, sagte er nur: „Mit Vergnügen.“

„Dann wären Sie wohl so freundlich, die Pferde gleich zu holen, und wenn Sie zurückkommen, werden wir bereit sein.“

Im nächsten Momente war er verschwunden, als fürchte er die Verwirklichung seines Glückes den Gefahren eines Aufschubes auszusetzen. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien er wieder, die beiden Pferde am Zügel führend, er selbst auf einem halb zugerittenen Mustang sitzend, geschmückt mit einem Paar großer, klirrender Silbersporen und einem mächtigen Sombrero, welches beides er, zu Ehren der feierlichen Gelegenheit, derselben dunklen Quelle entnommen hatte, wie den Mustang.

Die jungen Damen waren noch nicht bereit, aber der chinesische Diener führte ihn in das Empfangszimmer, um dort auf sie zu warten. Die Flasche mit dem Whyskey und die Gläser standen noch höchst einladend auf dem Nebentische. Er glühte und zitterte vor Siegesfreude. Es war ihm heiß. Er trat an den Tisch und legte die Hand an die Flasche, als ein seltsamer Gedanke ihn durchzuckte. Nein, er wollte diesmal nicht trinken. Nein, man sollte nicht sagen, daß er, der auserwählte Begleiter der Elite von Devils Fort, sich vor dem Aufbruche der Gesellschaft mit Whiskey habe anfüllen müssen. Die Burschen mochten sich in ihrem Erstaunen wohl gegenseitig anglotzen, wenn er stolz mit seinen schönen Begleiterinnen an ihnen vorüber reiten würde — aber — er wollte verdammt sein, wenn sie hinzufügen sollten: „'s ist Whiskey Dick, aber voll wie immer.“ Nein, meine Herrschaften! Noch wenn er neben diesen wirklichen Damen herreiten und sich in einem vertraulichen Momente zu ihnen hinbeugen würde, sollte sein Atem ihn verraten? Nein! Aber ein Fingerhut voll wäre ja nicht viel und würde ihn besser zusammenhalten. Er streckte abermals seine zitternde Hand nach der Flasche

aus, zauderte, drehte sich um und schritt entschlossen nach der Glasthür. Fast in demselben Augenblicke stand er Christie auf der Veranda gegenüber.

Sie sah in seine blutunterlaufenen Augen und warf einen Blick auf die Flasche.

„Wollen Sie nicht etwas vorher nehmen?“ fragte sie zuvorkommend.

„Ich — denke — nein, nicht jetzt,“ — stammelte Dick mit heldenmütiger Ueberwindung.

„Sie haben recht,“ sagte Christie. „Ich sehe, Sie sind wie ich. Es ist zu heiß für feurige Getränke. Bitte, folgen Sie mir.“

Sie führte ihn in das Eßzimmer, und ein Glas mit geeistem Thee füllend, reichte sie ihm dasselbe. Der arme Dick war auf diesen schrecklichen Genuß nicht vorbereitet! Whiskey Dick und geeister Thee! Aber unter dem Vorwande, sehen zu wollen, ob das Getränk gut zubereitet sei, hob sie das Glas an ihre Lippen.

„Versuchen Sie ihn, mir zu Gefallen.“

Er leerte gehorsam den Becher. „So,“ sagte Christie munter, „jetzt wollen wir Jessie aufsuchen und aufbrechen.“

Fünftes Kapitel.

Was auch sonst Whiskey Dicks Mängel als Schutzgarde sein mochten, so war er jedenfalls ein guter Reiter, der trotz seines widerspenstigen Tieres eine solche Sicherheit zeigte, daß die jungen Damen nicht umhin konnten, mit der Art und Weise befriedigt zu sein, in der er ihre Pferde in Ordnung hielt, denen der Damensattel noch eine höchst beängstigende Neuerung war. Jessie, welche wahrscheinlich schon von ihrer Schwester den Inhalt von Dicks vertraulichen Mitteilungen erfahren hatte, hatte ihn mit gleicher Höflichkeit und vielleicht mit etwas mehr unberechtigter Munterkeit begrüßt, und als sie jetzt von seinen zitternden, aber achtungsvollen Händen in den Sattel gehoben wurde, war sie ein Bild jugendlich rosiger Befriedigung. Als nun auch Christie, bezaubernder wie je, in ihrem Reitkleide an seiner anderen Seite ihren Platz genommen hatte, und sie davonsprengten, fühlte Whiskey Dick die Schale seines Glückes vollständig gefüllt. Sein triumphierender Einzug in die Welt der Bildung und der feinen Sitten war gesichert. Er bedauerte nicht das unberührte Getränk, denn hier war ein Erlebnis, um in späteren Jahren sich behaglich in Schenkstuben zurücklehnen zu können, um entweder die Menschheit zu entzücken oder herauszufordern. Er ging selbst so weit, in Gedanken den Satz zu bilden: „Ich erinnere mich, meine Herren, daß eines Nachmittages, als ich einen Spazierritt mit zwei jungen Damen von Stande machte,“ u. s. w.

Für den Augenblick jedoch war er darauf beschränkt, sich den Obliegenheiten eines eleganten Führers und Cicerone zu widmen, wenn er nicht in einen Konflikt mit seinem Pferde verwickelt war. Ihr Weg führte den Abhang entlang, die Hauptstraße durchschneidend, um die darüber hinausgelegenen, tieferen Wälder zu erreichen. Dick hätte gern auf der Landstraße etwas verweilt, vorgeblich um seinen Gefährtinnen den neuen Kanal zu zeigen, welcher jetzt die Stelle des verworfenen Grabens ersetzte, aber in Wirklichkeit von der Hoffnung beseelt, sich in seinem Glanze den Augen der des Weges kommenden Welt zu zeigen. Unglücklicherweise war die Landstraße während des noch immer gewaltigen Sonnenscheines verlassen, und er sah sich genötigt, den Schatten des Waldes mit einem vorübergehenden Kompliment für den Vater seiner Schutzbefohlenen aufzusuchen. Mit der Hand nach dem Kanale deutend, sagte er: „Sehen Sie dieses Werk Ihres Vaters an, in ganz Kalifornien gibt es keinen zweiten Mann, wie Philipp Carr, der so viel Grütze hätte, solch einen Trotz gegen die Natur und das Glück zu zeigen, wie er durch diesen Kanal. Ich sage das nicht, weil Sie seine Töchter sind, meine Damen! Das ist in der Gesellschaft nicht Sitte, wie Sie wissen, Miß Carr,“ fügte er sich zu Christie, als der welterfahrenern, wendend hinzu, „nein, aber es gibt keinen anderen Mann mehr, der es thun könnte. Das Ding kostet schon 200 000 Dollar und wird 500 000 kosten, ehe es fertig ist, und jeder Cent davon wird aus der Erde darunter gewonnen, oder muß noch daraus gewonnen werden. Nicht ein jeder Mann hat den Mut, Miß Carr, nicht allein das einzusehen, was er hat, sondern auch, was er rechnet zu bekommen.“

„Aber angenommen, er bekommt es nicht?“ sagte Christie, die Stirn etwas kraus ziehend.

„Dann ist doch der Fluß da, um davon zu zeugen,“ sagte Dick.

„Ja, aber was nutzt der Fluß, wenn kein Gold mehr da ist?“ fragte Christie, fast ärgerlich.

„Das klingt gut von Ihnen, Miß,“ sagte Dick mit einem Anfalle von Lustigkeit. „Das klingt gut von einer feinen jungen Dame, der eigenen Tochter Philipp Carrs. Sie sagt, sagt sie,“ fuhr Dick fort, sich an die stummen Fichten wendend, als wolle er sie auffordern, Christies seltenen Humor zu würdigen, „was ist ein Fluß nutze, wenn kein Gold da ist! Das muß ich den Jungens erzählen.“

„Und wozu nutzt das Gold in der Erde, wenn kein Fluß da ist, um es zu Tage zu fördern?“ sagte Jessie zu ihrer Schwester, mit einem warnenden Blicke auf Dick.

Jedoch Dick bemerkte den Blick nicht, welchen die Schwestern wechselten. Die launige Erwiderung Jessies hatte ein krampfhaftes Gelächter bei ihm hervorgerufen. „Und jetzt sagt die andere, was nutzt das Gold, ohne den Fluß. Entschuldigen Sie, das ist gerade die Frage, welche das ganze Lager in Aufregung setzt, in zwei Fragen ausgedrückt. Da ist der ganze Haufen draußen und einige von denen drinnen, wie Fairfax, die ihre Zweifel haben, und sagen wie Miß Christie, und da sind wir alle drinnen, die Miß Jessies Ansicht sind.“

„Ich habe Mr. Munroe nie sagen hören, daß der Fluß ein Mißgriff sei,“ fiel Jessie lebhaft ein.

„Ihnen wird er das natürlich nicht gesagt haben,“ sagte Dick mit einem verständnisvollen Blicke auf Christie. „Aber ich kalkuliere, daß er lieber etwas von dem Gelde, was er kostet, für andere Sachen ausgegeben hätte. Aber was liegt daran; das Gold ist da, und wir müssen es herausschaffen.“ Dick war der

Vormann einer Truppe gedungener Arbeiter, welche die Millionäre für die Erdarbeiten angenommen hatten, und das „Wir“ war eine höfliche Redeform von seiner Seite.

Die Unterhaltung schien eine unglückliche Wendung genommen zu haben, und die beiden Mädchen fühlten sich erleichtert, als sie in die lange Schlucht einlenkten, welche nach Indian Spring führte. Da der Weg sich jetzt verengte, so waren sie genötigt, einer hinter dem anderen zu reiten, was jedes weitere Gespräch ausschloß, und Christie überließ sich sogleich dem ruhigen vergessenmachenden Einflusse des Waldes. Die Niederlassung und deren Klatschereien lag vergessen hinter ihr. Ganz versenkt in die Natur schwanden selbst ihre Begleiter aus ihrem Gedächtnisse, wie sie auch zuweilen ihren Blicken bei den Windungen des Pfades entschwanden. Während sie dahinritt, schienen die Zweige der hohen Farnkräuter sie mit ausgestreckten, schmeichelnden Händen zurückhalten zu wollen. Seltene wilde Blumen sproßten in dem lichten Unterholze empor, selbst die Granitfelsen, welche sich hin und wieder in den Pfad vordrängten, schienen, als ob sie sich für ihre Berührung mit bunten Moosen gepolstert hätten, und ihr flüchtig ihre langen Schlingen von zarten Ranken nachsendeten. Sie rief sich die unbeschränkte Freiheit ihres al fresco-Lebens in der Doppelhütte in das Gedächtnis zurück, wo sie den größten Teil ihrer wachen Stunden unter den stummen Bäumen, in der sie umgebenden Einsamkeit zugebracht, und bedauerte fast die Zurückhaltung, welche ihr neuer und anspruchsvollerer Wohnsitz ihr auferlegte, ganz vergessend, wie sie sich gegen die frühere einfachere Heimstätte aufgelehnt hatte. Die gesellschaftliche Verwickelung, welche sie jetzt bedrohte, schien ihr mehr das Ergebnis ihres halbcivilisierten Empfangszimmers, als der Hütte in der Waldlichtung.

Wie leicht wäre es nicht gewesen, sich mit der Hütte zu begnügen, und dann ganz zu gehen, anstatt daß ihr Vater ihnen erlaubt hatte, sich mit den Glücksrittern der Niederlassung zu kompromittieren.

Der Argwohn und das Mißtrauen, welches sie stets gegen ihre Reichtümer gehegt, schienen durch das unwillkürliche Zugeständnis Whiskey Dicks zu wachsen, daß dieselben von anderen praktischeren Leuten geteilt wurden. Um diese Gedanken zu verbannen, wendete sie ihre Aufmerksamkeit wieder der Aussicht zu, um zu gewahren, daß ihre Gefährten schon seit einer Weile den Pfad vor ihr verlassen haben mußten. Sie ritt etwas schärfer zu, um einen Felsvorsprung zu erreichen, von dem sie einen weiteren Ausblick hatte, aber sie waren verschwunden.

Sie war deshalb weder beunruhigt, noch ungehalten, denn sie konnte sie leicht einholen, und auch sie würden sie vermissen und entweder umkehren oder an dem Indian Spring auf sie warten. Schlimmsten Falls war es ihr auch ein Leichtes, ihren Weg nach Hause zu finden. In ihrer augenblicklichen Stimmung konnte sie ihre Gesellschaft gern entbehren, in der That war es ihr nicht unlieb, daß kein anderes lebendes Wesen da sei, um die sonderbare Mitempfindung der Freiheit des Waldes, welche sie zu ergreifen begann, zu unterbrechen.

Sie sollte sich darin indessen getäuscht finden. Kaum war sie hundert Yards weiter geritten, als sie an der Bergseite oberhalb des Pfades die Gestalt eines Mannes gewahrte. Er schien dieselbe Richtung wie sie zu verfolgen und, wie sie zu bemerken glaubte, bemüht sie zu vermeiden. Dies erregte ihre Neugierde so sehr, daß sie ihr Pferd vorwärts trieb, bis der Weg sich in der Waldebene wieder erweiterte, welche, wie sie sich jetzt erinnerte, einen Teil der Umgebung von Indian Spring bildete. Der Fremde zögerte und blieb ein oder zweimal ihr den Rücken kehrend stehen, als untersuche er die Zwergweiden, um eine passende Gerte zu wählen. Christie mäßigte ihre Eile, je mehr sie sich ihm näherte, als er, wie einem plötzlichen Entschlusse gehorchend, sich umdrehte und auf sie zukam. Sie war beruhigt und dennoch überrascht, als sie das kindliche Gesicht und die jugendliche Gestalt George Kearneys erkannte. Er war sehr blaß und aufgeregt, obgleich er versuchte, durch ein munteres Herumfuchteln mit der Gerte, welche er eben abgeschnitten hatte, sich das Ansehen von Unbefangenheit und Zuversicht zu geben.

Hier bot sich eine Gelegenheit, und Christie war entschlossen, dieselbe zu benutzen. Sie zweifelte nicht daran, daß der junge Mann ihrer Schwester begegnet sei, aber aus Schüchternheit nicht gewagt habe, sich ihr zu nähern. Indem sie sein Vertrauen herausforderte, mußte sie jedenfalls etwas von ihm erfahren, was ihres Vaters Ansicht über seine Gefühle bestätigen oder verneinen würde. Wenn er Jessie wirklich liebte, wollte sie wissen, welche Gründe er habe, auf ein ernstliches Ende seiner Bewerbung zu hoffen, und vielleicht war sie auch imstande in schonender Weise seine Augen der Wahrheit zu öffnen. Wenn, wie sie glaubte, es nur eine kindische Laune war, so wollte sie ihn aus derselben mit jener Kameraderie hinauslachen, welche zwischen ihnen bestand. Eine halb mütterliche Teilnahme, welche sowohl aus dem Anblicke seiner schönen, schmachtenden Augen, wie aus seiner interessanten Stellung entsprang, verklärte das Lächeln, mit welchem sie ihn begrüßte.

(Schluß folgt.)

Alter.

Von

Ferdinand von Saar.

Das aber ist des Alters Schöne,
  Daß es die Saiten reiner stimmt,
Daß es der Lust die grellen Töne,
  Dem Schmerz den herbsten Stachel nimmt.

Ermessen läßt sich und verstehen
  Die eig'ne mit der fremden Schuld,
Und wie auch rings die Dinge gehen,
  Man lernt sich fassen in Geduld.

Die Ruhe kommt erfüllten Strebens,
  Es schwindet des verfehlten Pein —
Und also wird der Rest des Lebens
  Ein sanftes Rückerinnern sein.

Barbara Uttmann.

Flößer auf der Kinzig (S. 251).

Vom obern Kinzigthal.

Ein Stück Schwarzwaldgegend

von

H. Godefrieth.

Eingang in ein Bauernhaus (S. 254)

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter."

Es war um die Jahreswende Anno 1877, an einem herrlich klaren Sylvestertag, als der Schreiber dieses den Schwarzwald zur kalten Winterszeit betrat und wie Scheffels Jung-Werner des Tannwalds dunkelgrün Gewand, bedeckt von sonnerhelltem Weiß, erschauen durfte. Ja, es ist wahr: der Schwarzwald ist nicht nur schön, wenn die Frühlings- oder Sommersonne auf seinen Tannen ruht und ihnen harziges Gedüfte entlockt, nein, „im Winter auch, wenn's friert und schneit" ist er prächtig-schön. Von Oede, Erstarrung oder kaltem Tod, wovon der Dichter gern spricht, ist nichts zu spüren. Für den Laubholzwald, dessen Bäume entblättert nur noch im kahlen Geäste, skelettartig dastehen und wie flehend die hagern Aeste gen Himmel recken, für ihn mag ein Bild des Schlafes oder Todes eher passen, für den Schwarzwald gilt es nicht. Hier herrscht Leben und Treiben immerfort. Wie zur Weihnachtsfeier festlich angethan, stehen seine Bäume da, ja es ist, als ob die dichtbeflockte Decke sie noch stolzer und stattlicher machte, wie den schönen Mann der pelzverbrämte Mantel. Die Strenge des Aufbaues verschärft sich, die Form gewinnt an Einfachheit und Größe, das Ganze wächst an Erhabenheit und Macht. Fast möchte die Berggegend an die Alpenwelt gemahnen, doch zeigt unser Schwarzwald statt der unnahbaren Kälte jener hohen

Häupter jahraus jahrein das herrlich grüne Kleid, die Farbe des Lebens und die trauliche Wärme des Strohdaches, was ihn so „heimelich“ und selbst im Winter so anziehend macht für den Wanderer.

Von Hausach-Wolfach her war ich durch die tief einschneidende, schneebedeckte Thalstraße des stolzen silva nigra am Nachmittag per pedes apostolorum nach dem Städtchen Schiltach gekommen. „Wie weit ist's noch nach Alpirsbach?“ fragte ich den freundlichen Wirt bei der Kirche, wo ich gute Rast gemacht. „Zwei gute Stunden, mein Herr; aber Sie werden heute doch nicht mehr hingehen!? Heute am ‚alten Jahresabend‘ ist hier großer Sylvesterzug, der da vorbei zum Pfarrhaus zieht. Diesen Zug müssen Sie doch ansehen, wenn Sie Interesse an alten Gebräuchen haben!“

„Gewiß, solche Gebräuche interessieren und freuen mich im höchsten Grad. Aber sagen Sie, ich hörte nie, daß solche Jahrwendefeier im Schwarzwald üblich ist.“ — „Ja, sie ist's nur hier in Schiltach; vielleicht daß es früher auch anderwärts Sitte gewesen. Villingen z. B. hatte vor 30 Jahren noch einen Umzug der Hirten.“ — „Wenn mein Reisehandbuch recht hat, so ist Schiltach evangelisch, wie kommen Sie zu solchen Aufzügen und Prozessionen?“ — „Ganz richtig; es ist merkwürdig. Die nächste Umgebung ist ganz katholisch und die Leute kommen und schauen sich erfreut die schöne Sitte an; Sie finden heute abend auch Herren von Alpirsbach.“ — „Nun gut, bleiben wir und schauen uns die Sache an; und jetzt, solange es noch hell ist, das Aeußere der Stadt!“ —

Zunächst dem Wirtshaus die stattliche, neue Kirche! Leider zu reizlos, unpoetisch in die Gebirgsgegend hineingesetzt, wie so oft ohne jenes feinere Gefühl und Verständnis für die Oertlichkeit, welche den wirklichen Künstler und Baumeister auszeichnet. Weit anmutender ist der Marktplatz mit dem schönen „Städtlesbrunnen“ und dem alten Rathaus (1593 erbaut), an dem vorüber die sogen. Staig hinauf die alte Verkehrsstraße nach Württemberg führt und noch Spuren römischer Zeit enthält. Sie führt auch am Schloßberg herum, der noch spärliche Reste eines Schlosses der einstigen Herren von Schiltach trägt und neuerdings durch den Verschönerungsverein die landesüblichen Pavillons und Bänke erhalten hat. Dem Reisebuch entnahm ich, daß hier die Herren von Urslingen geherrscht haben, ein Geschlecht, das während der hohenstaufischen Reichskriege in Italien rasch emporkam: Konrad von Urslingen wird 1183 Statthalter von Spoleto und erglänzt in der Herzogswürde, die ihm Kaiser Rotbart verleiht; Anno 1446 stirbt Herr Rainold von Urslingen als armer Herzog zu Schiltach. Er war der letzte des Geschlechts. Der Urslinger Schild ist noch heute Stadtwappen der Schiltacher (drei Schilde im Feld) und steht nach Crusius' „Schwäbischer Chronik“ mit dem bekannten Künstlerwappen durch die Rappoltsteiner in wechselseitiger, abhängiger Beziehung. Eine Reihe alter, stattlicher Häuser haben die zerstörende Zeit und namentlich die Brände überdauert, von denen Schiltach auch zu leiden hatte. Erasmus von Rotterdam berichtet in seinem zwanzigsten Brief (Liber XXVII, S. 1086/87) z. B. von einem großen Brande 1533, den der Teufel durch eine Hexe angestiftet habe, eine Geschichte, die Jensen „im Teufel von Schiltach“ verarbeitet hat. Besonders interessant ist die Rückseite der Häuserreihe auf der Stadtmauer, die hoch von der Kinzig aufsteigt (siehe S. 245). Erwähnenswert ist das hohe Haus mit seinem Erker oder die sog. alte Oele, die Oelmühle (siehe S. 250).

Schloß in Wolfach (S. 249).

Es war dunkel geworden, als mein Gang durch Stadt und Geschichte beendet war. Die Glocken riefen zur schön erleuchteten Kirche. Flackernde Pechkränze beleuchteten den Aufgang. Da kamen nun zum Gotteshaus die Einwohner wie auch Bewohner der Umgegend zugeströmt; vor allem die zur Pfarrgemeinde gehörigen Leute von Lehengericht (S. 260). Die Männer im schwarzen, runden Filzhut und langen, grüngefütterten Rock oder kurzen Wams oder Kittel, die Frauen und Mädchen in kurzer Taille mit breiter Schürze. Am meisten überraschte mich zu dieser Jahreszeit der flache, große Strohhut, der an langen schwarzen Bändeln, am Arme hängend, getragen wurde; er ist ähnlich den beliebten Hüten in Gutach oder Kirnbach (S. 260); doch sind die Rosen nicht aus Wolle, sondern aus Stroh und tragen statt des lebendigen Rot die schwarze Farbe, wie denn überhaupt die Tracht der evangelischen Landbevölkerung, wie anderwärts, so auch hier, weit dunkler und ernster in der Färbung ist. Nach Beendigung des Gottesdienstes hatte ich in der Wirtsstube Gelegenheit, die frischen Gesichter mit etwas spitzem Zuschnitt in der Nähe zu sehen und vor allem ihre Sprache zu hören.

Schiltach (S. 243).

Eine Probe des Dialekts dieser Gegend, der eine Vermengung des Schwäbischen und Alemannischen ist, möge hier folgen. Es ist ein Stück einer Dichtung von G. Eyth „Der Bihlmaddeisl und sein Bua“, das wir Trenkles „Die Allemanische Dichtung seit Hebel“ entnehmen. Die Dichtung beginnt mit einem Gespräch zwischen einem Hofbauern und dessen Sohn (Bua = Bube heißt der Sohn, solange er ledig ist) anläßlich der Vorbereitungen zur Feier der Geburt des badischen Erbprinzen Friedrich:

„Horch, Vadder! was leiddetse hüt au so lang,
Und schießet mit Behler? 's wurd Angschd oam und bang!
Mit Grenz' ischd 'as Pfarrhaus schier ganz überdeckt,
Und zehberschd uff d'Kirch hent'se Fahna nuffg'schdeckt.
'S muaß Aellem nohch äbbis ganz bsunders hüt sei(n),
Dehs haunih nia g'seahna so ald daß ich bei(n).
Grengsrumm ums ganz Roothaus schdeandt Maia an Maia,
Und wohmer 'na(n) luagt, siehtmer Fähnala waiha.
— Sihsicht! au d'r Akzihser bleibt net hinnadra(n),
Au ear henkt en Granz a(n) sei(n) Däfele 'na(n);
D'r Ohnimus-Gutschner hat Bendel und Streiß
A(n) Goaßel und Huat und da Waga voll Reiß,
Und grad send zwoa Herra en's Schmalbekka gsei(n),
Dia hent – se hent gfrogt no — Sch-am-ban-enger Wei(n);
Dehs send gwiß Franzohsa, suscht dähdet' dia Lapps
Uff deutsch au verlanga iahr Biar und iahr Schnapps
Guck! d'Leut wischet ihbaral gar au no d'Strooß,
Sag', Vadder! was ischd denn hüt oagädlich los?“

Worauf ihm der Vater antwortet:

„Wia maschd au so froga, dau uafäldich Kind!
Bisch net besser badisch, als nau a so g'sint?
I hau d'rs doh g'sait, woaß koa Mensch jo wia oft,
Uff was eiser Land schau neu(n) Mohnet lang hofft;
Und au in d'r Kirch hotmer's deidlich verkendt, —
Hosch net g'merkt, wenn d'Weiber d'Köpf zemma g'schdeckt hent?
Und wohmer's dean Morga in äller Früah schau(n)
Ausg'schelld hot, was gschäah ischd, muaschd g'schlofa no hau,
Suschd wisdisch, worum älli Leut hüt so froh,
Worum sie so leiddet und schießet e so.“

Nachdem der Vater seinen „Bua“ über den Zweck dieser Festlichkeiten ausführlich belehrt hat, kommt er zu folgendem Entschlusse:

„Wia, Hansergle! wia! hoschd ball 's Sundichhäs a(n)?
Mach guadich! suhschd kummetmer näana mai 'na(n).
Mer wellet voar Eilerschbach, — sä! nimm dein Huat —
Se saget jo: 's Pfluagwihrths sei(n) Wei(n) sey so guat.
Und vom Beschda muaß ear eiß en Schobba ei(n)schenka,
Noo welletmer 's Erbbrenza G'sundheit glei drenka!“

Doch nun zum „Zuge“! Bereits ist ein Zeichen mit der Kirchenglocke gegeben. Vor dem obern Thor hat sich eine große Menge gesammelt; in langsamem Marschtempo stimmt sie das Lied an: „Nun danket alle Gott!“ und unter den feierlichen Klängen dieses deutschen Tedeums zieht groß und klein, arm und reich über den Marktplatz (siehe S. 249) herunter durch das Vorstädtle vor das Pfarrhaus. Die Häuser sind beleuchtet, an den Fenstern brennen die Christbäume, sie wurden bis diesen Abend aufgehoben. Auf den Treppen und Staffeln und unter den Hausthüren stehen erwartungsvoll noch viele, um, mit kleinen Laternchen versehen, sich dem Zuge anzuschließen und alles zieht vors Pfarrhaus hinaus. Es war imposant, die Menge jetzt im Dunkel der Nacht stehen zu sehen vor der hoch gelegenen Wohnung des Geistlichen, wie sie den schönen Worten des Mannes lauschte, wie sie in schlichter Weise seine Glückwünsche für unser Reich, für die Gemeinde und jede Familie erwiderte und nun geschlossen in hundertstimmigem Klange den alten Choral Neanders anstimmte: „Ehre sei jetzund mit Freuden gesungen.“

Von da wandte sich der mächtige Zug wieder unter Gesang zum Wohnhause des Bürgermeisters, auch dem Vertreter der weltlichen Macht ihre schöne Huldigung und Danksagung zu bringen. Nach den einfachen Worten des Bürgermeisters und einem letzten Liedersang war der feierliche Umzug beendet. Die Teilnehmer zerstreuten sich, sie suchten noch den Kreis der Verwandten oder Freunde, zum Teil auch das Wirtshaus, und als inzwischen das neue Jahr unter festlichem Glockengeläute einzog, da fand es wohl keinen der biedern Schiltacher schlafend, wie zumeist anderwärts, sondern insgesamt wachend und gewärtig des wichtigen

Moments. Ich drückte meinem Wirte die Hand zum neuen Jahr und dankte seinem Rat.

Das Gesehene und Erlebte war von mächtiger Wirkung gewesen. Eine öffentliche kirchlich-weltliche Feier zu später Nachtstunde ohne jede hervortretende Leitung; ohne Führung und Vortritt irgend einer Körperschaft, ohne Begleitung einer Musik oder Mitwirkung eines sonst unvermeidlichen Gesangvereines! In einfach patriarchalischer Weise nimmt die gesamte Einwohnerschaft Anteil, das Alter gibt den Ton an, und alles findet sich von selbst. Das Ganze trägt einen durchaus ernsten Charakter, und es ist nicht zu leugnen, daß eine wirklich natürliche Feierlichkeit und zugleich eine große malerische Schönheit in dem nächtlichen Bilde liegt, das der festliche Zug bietet, insbesonders wenn, wie ich es gesehen, eine schöne Winterlandschaft den Hintergrund dazu abgibt.

Einbinden eines Floßes (S. 251).

Von den alten Melodien, deren Noten ich dem Lehrer danke, mögen nachstehende hier wiedergegeben werden:

Nun freut euch, ihr Hir-ten, mit mir, ich
ha-be mein' Bräuti-gam hier. O glück-li-che
Stun-den, nun hab' ich ge-fun-den,
den ich ge-su-chet mit ste-ter Be-gier,
den ich ge-su-chet mit ste-ter Be-gier.

Der Brauch hat sich, wie ich höre, aus der alten Sitte des Umsingens (Brotreigens) im Kirchspiel, das von den größeren Schülern um die Weihnachtszeit geübt wurde, allmählich entwickelt und steht mit Recht in großen Ehren bei den Einwohnern. Von mancherlei andern Gebräuchen wurde mir berichtet: vom lauten Beten der Kinzigthäler zum Fenster hinaus, oder vom Bewerfen der Fenster mit Erbsen und Steinchen, „Knöpfeln" genannt, an den Adventdonnerstagen, was von den Schiltachern auf heimliche Zusammenkünfte der Protestanten zurückgedeutet wird, aber wie ähnliche Gebräuche in Bayern u. a. O. auf heidnische Sitte zurückgeht und mit dem Fest der vier geheiligten Nächte zusammenhängt.

Als sich spät das Aug' zur Ruhe schließen wollte, vernahm ich noch den halb singend gesprochenen Glückwunsch des von Haus zu Haus ziehenden Nachtwächters:

Wohlauf im Namen Jesu Christ, ein neu guts Jahr vorhanden ist!
Jetzt wünsch' ich dem Herrn N. N. und seiner lieben Hausfrau
Ein guts, glückseligs, gesunds und friedenreiches Jahr,
Was ich ihnen wünsch', das werde wahr! Den ewigen Frieden immerdar.
Und lobet Gott den Herrn!

Der Wächter bekundete ein bewundernswertes Namensgedächtnis, und sein Ruf hat mich gefreut, wenn er schon des Fremdlings nicht namentlich gedachte. Ich schlief einen guten Schlaf am ersten Jahresmorgen und schied mit großer Befriedigung über das Erlebte; ich hatte nicht geahnt, so Außergewöhnliches auf einer

Winterfahrt zu erleben und mit großer Wärme denke ich stets der Neujahrsnacht zu Schiltach. Drum wolle auch der gütige Leser entschuldigen, daß ich heute dies Städtchen Schiltach in erster Reihe beachte! Schiltach mit seinen 2000 Einwohnern nimmt sonst nämlich nicht die erste Stelle im Bezirke ein; böse Zungen, die Schiltach mit Schildbürgern bevölkern und aus sträflicher Unkenntnis gerne mit Schilda verwechseln, meinen sogar, daß es nicht nur geographisch weit hinten liege, sondern auch noch sonst in vielen Dingen hinten dran sei. Nein, vor Schiltach kommt Wolfach, die freundliche Amtsstadt mit breiter Hauptstraße, mit Wochenmarkt und durchaus städtischem Charakter; es ist die Eisenbahnstation für die Besucher des berühmten Kniebisbades Rippoldsau und hat selbst ein besuchtes Kiefernadelbad. Es ist der Sammel- und Brennpunkt für die Waldbewohner, der Ort, wo sie ihr „Recht holen"; hier wird mancher Bauernhandel geschlossen und werden viel Bauernhändel geschlichtet. Da findet sich der deutsche und fremdländische Kurgast (besonders Engländer), die herrliche Luft zu atmen, sich zu erfrischen und auf kleinen Wanderungen und Ausflügen die Schönheit der Natur zu genießen, der auch hier ein reger Verschönerungsverein helfend unter die Arme greift, indem er Wege ebnet, Rastbänke anlegt oder an beliebten Aussichtspunkten den Pavillon oder sog. „Babylon" errichtet.

Wir wandern z. B. von Wolfach aus nach dem „Käpfle", von da nach St. Jakob (S. 251) — eine herrlich gelegene Waldkapelle, an der Stelle errichtet, wo in einem Baumspalt versenkt das Bild des Apostels Jakobus Töne vernehmen ließ — oder nach der Ruine des Stammschlosses der Herren von Wolfach, deren Grabstätte in der Kirche des Städtchens ist. Nach Erlöschen des Herrschaftsgeschlechtes von Wolfach kam der Ort an das Haus Fürstenberg. Das „Schloß", welches unser Bild (s. S. 243) zeigt und durch dessen Thor die Straße zur Stadt führt, gehört der fürstlichen fürstenbergischen Standesherrschaft; den schönen Schloßhof öffnet ein prächtiges Renaissancethor.

Die sog. alte Oele (S. 244).

Schiltach. Marktplatz mit Brunnen (S. 246).

Wie Wald und Berg so fesselt hier auch der Bach und Fluß unser Interesse. Sie bilden den Weg, auf welchem nicht nur mancher Tropfen Wasser zur Nordsee fließt, sondern der auch manchen stattlichen Schwarzwald-Tannenstamm dorthin trägt. — Die Beförderung des Langholzes auf dem Wasser ist die billigere, solange die Eisenbahn weit vom Standplatz des Holzes entfernt bleibt. Mit der Ausdehnung dieser nimmt die Flößerei immer mehr ab, wie sie schon durch die Neuanlage von Holzabfuhrwegen und die erhöhte Benützung der Kinzig zu gewerblichen Zwecken bedeutend zurückgegangen ist. (Anno 1873 gingen z. B. 160 Flöße die Kinzig hinab, 10 Jahre später, 1883, nur 56, jene repräsentierten einen Wert von 2 Millionen Mark, diese einen solchen von 420000 Mark.)

Das Holz wird Stamm um Stamm vom Fällungsplatz im Walde auf steil abfallenden rinnenartigen Wegen herab „geriest" zum Stapelplatz und zur Ein-

bindungsstätte. Die Stämme werden hier (lose) zusammengebunden mittelst der Wiede, das sind Taue oder Seile aus gedrehtem Holz (S. 247). Sechs bis zwölf Stämme nebeneinander gereiht bilden ein „Gesteer" und die Gesteere aneinandergefügt bilden das Floß. Wenn das Floß fertig ist, so wird es durch die Kraft des bis dahin gestauten Wassers in Gang gebracht und flott gemacht. Mit großer Schnelligkeit schießt es über die Stauvorrichtungen, die sogenannten Weiher und Teiche herunter (siehe S. 241); auf dem ersten Gesteer, dem „Vorplätz", steht der Steuermann an einem kleinen Ruder, die andern Flößer suchen den Lauf mit Stangen zu dirigieren. Zum Anhalten des Fahrzeuges oder zur Hinderung des zu schnellen Laufes dient eine (oder mehrere) Sperre am Ende des Floßes, die vom

Die Schenkenburg bei Schenkenzell.

St. Jakob bei Wolfach (S. 249).

Sperrmann bedient wird, doch finden wir sie nur auf den größern Flößen der Kinzig und der Schiltach. Die leichten Flöße der wildern Seitenbäche mit ihrem starken Gefäll (1 : 30 und 1 : 50) haben keine Sperre. Ist der Standpunkt in den schwanken, äußerst glatten und nassen Holzstämmen ohnehin kein sehr sicherer, so wird er höchst bedenklich, ja lebensgefährlich, wenn das leichte Gebinde in unaufhaltsam jachem Lauf im engen Bett zwischen Felsblöcken hinsaust und, von zischenden Wellen gejagt, die gefährlich wechselnden Windungen durcheilt. Wald und Wasser wissen von manchem Unglück zu erzählen. Die Flößer sind zumeist große, stämmige Gestalten, deren entschlossen ernstes Gesicht etwas seemännisch gefestigtes Gepräge trägt und in seinen markigen Zügen nichts von behaglichem Leben erkennen läßt.

Lenken wir die Wanderschritte von Wolfach aus thalaufwärts und verfolgen die Kinzig nach ihrem Oberlauf, so kommen wir an Eulersbach, **Hohenstein** (s. S. 259) und an dem uns schon bekannten Schiltach vorbei nach dem lieblich gelegenen **Schenkenzell** (s. o.) mit seiner düstern Burgruine, deren malerische interessante Silhouette wir dem Zerstörungssinn der Franzosen danken. Es grüßen uns die freundlichen Bewohner in den kleidsamen, buntfarbigen Trachten (s. S. 257). Es folgen eine Reihe schöner Wald- und Felspartien; auf schwach ansteigender Straße, die der Kinzig folgt (das Flußgefäll beträgt hier ca. 1:80), betreten wir bald württembergischen Boden und wenn nach kurzem Marsch das enge Thal sich weitet, so liegt da die erste schwäbische Amtsstadt und vor den Blicken steigt die schöne, gut restaurierte Klosterkirche **Alpirsbach** (S. 256) auf. Sie ist ein berühmtes Bauwerk romanischer Zeit mit flachgedeckter Vorhalle und interessantem Hauptportal; die alten Thürflügel sind mit Rhinoceroshaut überkleidet, große Knochen sind über dem Portal aufgehängt. Das Kloster wurde 1095 gegründet und unter den drei fürstlichen Gründern war Adalbert von Zollern, dessen Stammschloß Hohenzoller vom Jura zum Plateau des Schwarzwaldes herüberwinkt. Von hier aus hat sich die Reformation ins Kinzigthal verbreitet, heute ist die Kirche evangelisch. Das Städtchen bekundet gewerbsamen Sinn; wie in Schiltach blüht auch hier vor allem Holzhandel und Gerberei; Sägmühlen, auch Fabriken von bedeutender Ausdehnung stehen an dem Wasser, die treffliche Kraft desselben zu benützen.

Nicht gar weit von Alpirsbach und Schenkenzell finden wir im engen Thal der sogenannten kleinen Kinzig, in tiefer Waldverborgenheit, ein zweites Kloster

„Wittichen" (S. 255). Rings von herrlichen Waldungen umgeben liegt es mitten in schweigender Abgeschiedenheit und könnte den Fremdling, der von der staubigen Straße des lärmenden Verkehrs zu sonniger Stunde sich hierher verirrt, wohl für die Poesie der Einsamkeit und Klosterstille begeistern.

„Den Wipfel hoch die Tanne hebt, im Winde schwankt die Birke,
Und Gottes goldne Sonne schwebt still über dem Bezirke,
Ein harziges Gedüfte durchwogt die warmen Lüfte."
J. V. v. Scheffel.

Auch geognostisch ist dieser Teil des Kinzigthales interessant. Wittichen ist durch treffliche Kupfererze ausgezeichnet. Hier und im nahen Reinerzau waren Eisenerz-, Silber- und Kobaltgruben im Betriebe; ihre Ausgiebigkeit hat schon im 14. Jahrhundert Bergleute in das Revier gelockt. Die Urlinger hatten hier und in Heubach Gruben. 1848—56 war die letzte Betriebsperiode.

Eine einzig schöne Bergpartie bietet noch das obere Thal der Schiltach, das bei Schramberg nach der Burg Berneck das Bernecкthal heißt.

Dicht neben der industriereich aufblühenden Stadt — Schramberg hat bedeutende Uhrenindustrie, Strohwaren- und Steingutfabrikation — finden wir auf kurzer Strecke zusammengedrängt den ganzen Reichtum von Bergschönheit des Schwarzwaldes. Weichförmige Mooshügel und grün sich hinziehende Grasgründe wechseln in ihrer Lieblichkeit mit starr und kahl emporragenden Felsgraten und düster wilden Baumgruppen, die enge Thalsohle durchfließt ein helles Wasser, das bald farnbedeckt ruhig kleine Wellen treibt, bald laut schäumend und sprudelnd eilig über Felsen und Blöcke stürzt; der Maler wie der Dichter findet alle Inventarstücke hier beisammen zu poetischer Schilderung einer Berg- und Waldschönheit. Doch alle Kunst der Darstellung wird nicht ausreichen, den Eindruck hervorzurufen, den Aug' und Ohr, Herz und Gemüt empfindet bei einer Wanderung durch dies Thal mit seiner würzig frischen Luft.

„Drum komm und sieh,
Es reut dich nie!"

Hier in diesen Seitenthälern liegt noch der ungetrübte Reiz der Schwarzwaldlandschaft, mehr als du's auf der breit getretenen Touristenstraße finden wirst.

Zum Schwarzwald gehört auch das Schwarzwälderhaus (S. 241, 258). Da und dort schaut es vereinzelt aus dem Wald heraus, oder liegt frei auf der Höhe. Vielfach finden wir, alten Ansiedelungen und Städteanlagen entsprechend, auch kleine Niederlassungen am Ausgang eines Seitenthälchens. Hellblinkend schaut das schöne Haus mit den glitzernden Glasfensteraugen in die Landschaft; seine wettergebräunten Bretterwände ziehen sich vorsichtig unter dem weit vorragenden Strohdach zurück. Sonnig wirkt der weiße Verputz des Unterbaues mit den grellfarbigen Thürumrahmungen. Wie ein wohnlich warmes Nest liegt es hinter den Bäumen. Der Schwarzwälder hat, wie alle Bergbewohner, große Liebe für die Sonne, er legt seine Wohnräume gern gegen Süden, wie die Schwalbe ihr Nest, nie gegen Norden, er liebt die sonnige Umgebung, hegt keine Sorge um seinen hellen Teint, wie er auch im Gegensatz zum Städter mehr im Feld als im Wald spazieren geht. Faßt ihn je einmal ein tückisch Unbehagen, so hat er seine einfachen Hausmittel, unter denen das gut gebrannte Kirschenwasser, der Heidelbeer- und besonders der Wacholdergeist obenan steht, und bereits durch reichen Versand auch in weiteren Kreisen den Ruf eines wirksamen Heilmittels erlangt hat, wie auch der originelle, etwas derbe Spruch preist:

„Spürst du Zwicken oder Drucken
In dem Bauche oder Rucken,

Aus einem Seitenthale der Kinzig.

Sei's beim Stehen oder Bucken:
Schnaps vertreibet all die Mucken."

Kloster Wittichen (S. 253).

oder der andere:

„Wacholdergeist, der g'hört zum Besten,
Der heilt alle bösen Bresten."

Obschon der Schwarzwald, namentlich seit Eröffnung der Schwarzwaldbahn (1873), einen Weltruf erhalten hat und alljährlich viel Fremde bewirtet, so ist doch gerade die Gegend des oberen Kinzigthales, der wir heute einige Bilder entnahmen, wenig gekannt. Jetzt soll die Eisenbahn auch diese Strecke mit dem großen Schienennetz in Verbindung setzen; sie soll die alte Straße von Straßburg nach Schwaben zeitgemäß erneuern.

Der warme Naturfreund ist zwar zumeist ein Feind der Eisenbahn, einmal weil sie durch die geraden, hohen Dämme die Ursprünglichkeit der Gegend beeinträchtigt und mit ihrem Getriebe die stille Ruhe zu stören pflegt, dann aber, weil sie den Reisenden im Fluge durch die Gegend bringt, ihm in rascher Folge ein Bild um das andere vor Augen führt und sogleich wieder entzieht, „kaum gegrüßt, gemieden", so daß er, vom hastigen Wechsel ermüdet, bald die Augen schließt, und wenn er dann Halt macht, am Ende von den Herrlichkeiten der Landschaft, vom Leben und Treiben der Bewohner nichts gesehen hat, als die Photographien in den Wartsälen und die Geschäftsplakate, die daselbst prangen. — Das ist ebenso richtig, als bedauerlich, doch andererseits ist es gerade wieder die Eisenbahn, die eine schöne Gegend rasch dem weitern Publikum eröffnet, die es dem wirklichen Freund von Naturschönheiten ermöglicht, in kurzer Frist das auserwählte Gebiet zu erreichen. Wenn dann der blaue Himmel sich über ihm wölbt, wenn die Sonne ihre wechselnden Lichter auf den weichen Moosboden wirft, die Baumkronen flüsternd von den Geheimnissen des deutschen Waldes sich zurauschen, der Quell zu seinen Füßen lustig über das blanke Gestein dahinhüpft und da und dort ein Vogel in den Zweigen sein Lied in die würzige Luft hinausschmettert, da wird der Wandrer dem Gott des Dampfes nicht nur vergeben, er wird ihm danken, daß er ihn im Flug aus prosaischem Alltagsleben in die Poesie unseres schönen Schwarzwaldes versetzt hat.

Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar.

Von

Robert Keil.

1.

Es war im Jahre 1869, an Goethes Geburtstag, als von Köln aus durch die gesamte deutsche Presse die ernste und dringende Mahnung an die Enkel Goethes erging, den geistigen Nachlaß ihres großen Vorfahren, in gewissem Sinne das Erbe und Eigentum des ganzen

Alpirsbach (S. 252)

Vaterlandes, endlich aus ihrem Gewahrsam herauszugeben, damit er, dem Willen Goethes gemäß, Gemeingut aller werde. Auch dieser ernste Mahnruf verhallte erfolglos. Die Enkel beachteten ihn nicht. In gar zu großem Vertrauen auf die Liebe zu dem Großvater stellten sie die Geduld des deutschen Volkes auf die stärkste Probe: sie thaten nicht allein selbst nichts, absolut nichts in der Sache, sie wehrten auch jeden Versuch, zu

Bauernhof auf der Höhe (S. 254).

diesen Schätzen zu gelangen, ab, ja es war noch trostloser als früher geworden, denn nicht nur vor dem Archiv lag Schloß und Riegel, auch die Wohnräume und Sammlungen unseres großen Dichters waren nicht mehr zugänglich. —

Und während jene und alle ferneren Mahnungen an endliche Erschließung der Schätze spurlos verhallten, wurde zugleich lebhafte Sorge um ihr künftiges Schicksal rege. Beide Enkel, Walther und Wolfgang von

Trachten aus Schenkenzell (Mädchen im Brautstaat) (S. 252). — Bauernhof aus dem Kinzigthal (S. 254).

Goethe, waren unverheiratet. Wenn sie nicht letztwillige Verfügungen trafen, mußte der Nachlaß an Seitenverwandte fallen, und es war zu befürchten, daß er, statt ein würdiges Denkmal des Geistes und Wirkens unseres Dichters und ein kostbarer Schatz unserer Nation zu werden, vielmehr zerteilt und verzettelt, wenn nicht gar unter den Hammer kommen werde. Nach dem Tode Wolfgangs regte sich schon von mehreren Seiten Verlangen und Spekulation. Arme Nachkommen von längst verschollenen Seitenverwandten der Frau Rat Goethe in Frankfurt, wie Ur-Ur-Enkel von entfernten Verwandten des Rates Goethe versuchten, auf weitläufige Stammbäume und Kirchenzeugnisse gestützt, Erbansprüche geltend zu machen, und waren nicht wenig erstaunt und enttäuscht, als man sie bedeutete, daß es sich ja beim künftigen Ableben des letzten Enkels um dessen Beerbung, nicht aber um Beerbung seines Großvaters handle und sie zu den nächsten Seitenverwandten des Enkels keinesfalls gehörten.

Kirnbach

Gemeinde Kinzigthal

Lehengericht

W. Hasemann

Trachten der Kinzigthäler (S. 244).

Der Hohenstein bei Schiltach (S. 252).

Zum Glück gab die letztwillige Verfügung des Enkels Walther von Goethe der ganzen Angelegenheit eine günstigere Wendung. Schon längere Zeit und namentlich seit dem Tode des Bruders Wolfgang hatte er sich mit dem Gedanken der Testamentserrichtung getragen. Immer verzögert und verschoben, wäre die Ausführung vielleicht doch unterblieben oder durch wiederholte und plötzliche Krankheit vereitelt worden, wenn nicht im entscheidenden Augenblicke Walthers Freund, Herr Landgerichtsdirektor Karl Reinhold in Weimar, hilfreiche Hand geboten und Walthers Ideen in feinsinniger Klarheit erfaßt und in sachkundiger Weise ausgearbeitet hätte. So entstand das Testament, das, nach Walthers Tode eröffnet, in den weitesten Kreisen Anerkennung und Freude erregte. Der Großherzogin von Weimar, der Nachfolgerin einer Amalie und Luise, war mit einem Vertrauen, das sie durch hingebende und aufopferungsvolle Liebe und Pflege der großen nationalen Sache in reichstem Maße gerechtfertigt hat, das Goethearchiv vermacht, dem Großherzogtum Weimar dagegen war das Goethehaus nebst den Sammlungen und dem Mobiliar in den Wohnräumen des Dichters, sowie ein Kapital von 30000 Mark, dessen Zinsen zur Instandhaltung dieser Gegenstände bestimmt worden, zugefallen und unter die besondere Fürsorge und Obhut des Großherzogs gestellt. Den großen Traditionen seines fürstlichen Hauses treu, und in der Würdigung, daß es sich um die Erfüllung von Pflichten handle, die nicht nur jene ruhmvollen Ueberlieferungen, sondern gerechte Forde-

rungen der ganzen gebildeten Welt dem Lande Weimar auferlegen, wie zugleich in Erwägung, welch großer Schatz dem Lande durch den Besitz dieses Erbes erwuchs, übernahm der Großherzog die an ihn ergangene hohe Mission und freute sich der Verwirklichung seines Planes, alle aus dem Besitz Goethes herrührenden oder zu dem Dichter in Beziehung stehenden Gegenstände, welche dem großherzoglichen Staatsfiskus gehören, zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen zu vereinigen. Es wurde dieser Plan dadurch wesentlich gefördert, daß von seiten der Intestaterben, der Herren Graf Henckel von Donnersmarck und Sanitätsrat Vulpius, zahlreiche bedeutsame und wertvolle Gegenstände aus Goethes Besitz einem zu errichtenden „Goethe-Nationalmuseum“ zugewendet wurden. So erfolgte durch landesherrlichen Stiftungsbrief vom 8. August 1885 die Errichtung des Goethe-Nationalmuseums als „einer staatlichen, der öffentlichen Benutzung gewidmeten Anstalt, welche den Zweck verfolgt, das Goethehaus nebst dessen Zubehörungen in einer dem Andenken Goethes würdigen, pietätvollen Weise zu erhalten, die Goetheschen Sammlungen, sowie andere von Goethe herrührende oder zu ihm und seinem Wirken in Beziehung stehende Gegenstände zu bewahren und der Goetheforschung wie der Verehrung für den Dichter eine fördernde und weihevolle Stätte darzubieten.“

Das Goethehaus in Weimar (S. 266).

Es fand diese echt nationale That allgemeinste und wärmste Anerkennung in der deutschen und ausländischen Presse, und auch an einer mündlichen entschiedenen Anerkennung von seiten des Volkes sollte es nicht fehlen. Die äußere Veranlassung hierzu war freilich eine tief beklagenswerte. Bei Untersuchung des Goethehauses hatte sich der denkbar übelste Zustand der Gebäude herausgestellt. Ganze Mauern, sowohl Außen- als Innenwände, ergaben sich als baufällig und der Erneuerung dringend bedürftig. Ein im Keller befindlicher Brunnen und Wasserabfluß aus dem Hofe hatten im Inneren des Haupthauses Feuchtigkeit und Schwammbildung erzeugt. Die Dachungen waren einer bedeutenden Reparatur zu unterziehen, hölzerne Träger und Säulen zeigten sich durch Feuchtigkeit, Wurmfraß und andere Ursachen zerstört und mußten ersetzt werden. Die Goetheschen Enkel, unerfahren und unpraktisch wie sie waren, hatten bei aller Pietät für ihren Ahnen sich um den Zustand des Gebäudes nie bekümmert. Dasselbe würde mit seinen Schätzen schließlich in sich zusammengestürzt sein, wenn nicht noch zeitig und rasch Abhilfe eintrat. Die weimarische Staatsregierung ließ die erforderlichen Arbeiten alsbald in Angriff nehmen, das schadhafte Gebäude sofort erneuern, das Mobiliar im Stile der damaligen Zeit reparieren und ergänzen, und überhaupt alle Vorkehrungen treffen, um den wertvollen Besitz dem Staate und der Nation ganz zu erhalten. Sie wandte sich zugleich an den Landtag um Verwilligung der nötigen Geldmittel. Wie es ein Urenkel Wielands gewesen, der dem Enkel Goethes das Testament verfaßte, so war es ein Enkel Herders, Herr

Rückseite des Goethehauses mit dem Garten (S. 280).

Staatsminister Stichling, der in der denkwürdigen Landtagssitzung vom 22. Januar 1886 den Antrag begründete. Mit Freude, an dem neuen nationalen Werke mitwirken zu können, wurde derselbe einstimmig angenommen. Treffend bemerkte der Abgeordnete Herr Dr. Brehme: es handle sich hier um eine Thatsache von großer nationaler und politischer Bedeutung; man solle nur an jene Zeit denken, als Weimar, ein kleiner Staat, aber unter einem thatkräftigen Fürsten, in dem politisch zerrissenen Deutschland eine Pflegestätte für Litteratur und Kunst bildete, und wie dadurch der Grundstein gelegt wurde für die weitere Entwickelung der Nation als Nation!

Rüstig ist seitdem an der Reparatur der Gebäude weiter gearbeitet worden. Sie ist endlich im wesentlichen vollbracht. Die Einrichtung im Inneren ist selbstverständlich die alte geblieben. Man hat den Zustand, in welchem die Zimmer sich zur Zeit von Goethes Tode befanden, da, wo er noch erhalten war, pietätvoll bewahrt, im übrigen aber nach den Goetheschen Nachlaßakten und unter Benutzung meiner hierauf bezüglichen Materialien in jenem Zustande von 1832 soweit möglich wieder hergestellt, um ein treues Bild vom damaligen Heim unseres großen Dichters zu geben. Die Aufstellung der reichen Sammlungen ist mit vorsichtiger Rücksicht hierauf, zugleich aber auch so erfolgt, daß dem Besucher der Ueberblick des Ganzen und die Betrachtung des Einzelnen erleichtert werde. Auch diese schwierige Arbeit ist durch den Direktor des Museums, Herrn Hofrat Ruland, vollendet. Zur klaren Anschauung dienen die dieser Darstellung eingeschalteten treuen Abbildungen, nach Photographien, die eigens zu diesem Zweck, für diese Zeitschrift, mit Genehmigung des Staatsministeriums durch Herrn Hofphotographen Held in Weimar aufgenommen worden sind. Wir freuen uns, dieselben jetzt bei der Eröffnung des Goethe-Nationalmuseums, dessen Entstehungsgeschichte wir in vorstehendem gaben und in das wir unsere Leser jetzt einführen, bieten zu können.

2.

Bis Ende Mai 1782 hatte Goethe das kleine, trauliche Gartenhaus am „Stern" bewohnt. Seine anwachsenden Sammlungen und seine Amtsgeschäfte mußten ihm aber allmählich das Bedürfnis einer geräumigeren, bequemeren Wohnung in der Stadt fühlbar machen, und auf wiederholtes Zureden der Herzogin Anna Amalie brachte er diesen Gedanken nach langem Zögern endlich zur Ausführung. Ende Mai 1782 siedelte er wehmütigen Herzens aus dem liebgewonnenen „engen Neste", in welchem er sechs Jahre verlebt hatte, in das auf dem sogenannten Frauenplane (jetzt Goethe-Platz) gelegene Haus über. Ein Kammerkommissar Johann Kaspar Helmershausen hatte es dort im Jahre 1709 „ad gloriam Dei et civitatis ornamentum" erbaut, wie die über der Hausthür befindliche Inschrift meldet. Am 1. Juni 1782 war Goethes Umzug in die neue Wohnung beendet. Sie sollte bis zu seinem Tode, also fast fünfzig Jahre lang, sein Heim, der Mittelpunkt seines Schaffens und Wirkens bleiben.

Schon am 23. November 1781 hatte Herzogin Anna Amalie, die für die Ausstattung der neuen Wohnung mit sorgte, über ihren Sieg an die Frau Rat nach Frankfurt freudig geschrieben (vgl. mein Buch: „Frau Rat" S. 176, 183):

„Liebste Frau Aja! ich kan Ihnen mit viel Vergnügen ankündigen, daß ihr geliebter Hätschelhanz sich in Gnaden resolviret hat ein Hauß in der Stadt zu miethen, zwar werden sie erst um Ostern es beziehen, weil der contract von den jetzigen Bewohner bis dahin gehet; indeßen haben wir doch, liebe Mutter, halb den Sieg davon getragen es ist gut daß es nun so weit gekommen ist; auch habe ich ihm versprochen einige Meubeln anzuschaffen weil er so hübsch fein und gut ist. Sie werden also die güte haben liebe Mutter und mir einige proben von Zitzen zu schicken für Stühle und Canapee, und zugleich die preise dabey."

Nachdem Goethe inzwischen den Umzug vollzogen und fast gleichzeitig das Adelsdiplom empfangen hatte, meldete die Herzogin Amalie am 17. Oktober 1782 der wackeren Frau Aja:

„Ich könte viel schönes von hier sagen, unter andern daß das Palais des Herrn Geheimden Raths von Goethe, von außen und von innen prächtig geschmückt wird und daß es eines der schönsten in der Stadt Weimar werden wird."

Für die Gegenwart, in der sich die Residenzstadt an der Ilm nach allen Seiten hin erweitert und verschönt hat, würde dies Urteil der Herzogin nicht zutreffen können. Für jene Zeit vor mehr als hundert

Goethe's Arbeitszimmer (S. 270).

Jahren war es vollkommen richtig. Vor mir liegt der gerade in jenem Jahre 1782 aufgenommene „Plan der Fürstlich Sächs. Residenz-Stadt Weimar," von F. L. Güssefeld, erschienen 1784 bei den Homännischen Erben in Nürnberg. Er läßt auf den ersten Blick erkennen, daß das Haus am Frauenplan mit seinem ansehnlichen Garten zu den stattlichsten Privatbesitzungen der damaligen kleinen und eng zusammengedrängten Stadt gehörte, welche von Herder ein Mittelding zwischen Dorf und Stadt genannt wurde. Wie Riemer richtig bemerkt, bestand in Weimar der Komfort jener Zeit nicht in äußerem Prunk und Pracht, es war ein naiveres, genügsameres, harmloseres, freieres Leben. Das Haus war damals noch nicht ganz ausgebaut; die Mansardenzimmer wurden (wenigstens zum Teil) erst von Goethes Sohn, während der Vater auf Reisen abwesend war, hergestellt. Auch das Treppenhaus, das mit seiner zu verschwenderisch angelegten Treppe den für anderes nötigen Raum genommen, hatte noch nicht die heutige Gestalt. Im allgemeinen aber hatte das Haus schon damals die jetzige Größe, und die äußere Erscheinung des ganzen Gebäudes war die einfach würdige von heute (S. 261). Sie blieb es während der ganzen langen Besitzzeit Goethes. Einmal jedoch, an einem denkwürdigen Tage, bot das Aeußere des Hauses ein wesentlich anderes Bild. Da zogen sich geschmackvoll arrangierte Laub- und Blumengewinde, Kränze und Guirlanden an der ganzen Front des Hauses hin, zwischen ihnen prangten acht symbolische Gemälde und der ganze Raum vor dem Hause war mit Orangerie reich geschmückt und durch ein Geflecht von Fichtenzweigen wie ein kleiner Garten umringt. Die ganze Stadt war mit Grün, Blumen und Inschriften festlich geziert, Goethes Haus aber war das sinnreichst geschmückte von allen, war es ja der 3. September 1825, das goldene Regierungsjubiläum des fürstlichen Freundes Karl August!

Ueber die Stufen, welche jetzt die allmählich ausgetretenen alten ersetzt haben, und durch die Thür, durch welche Goethe so oft geschritten, treten wir in die Hausflur und das Treppenhaus. Nach seiner Rückkehr aus Italien hat der Dichter das letztere in so weiten, großen und edeln Formen herstellen lassen, wie wir es jetzt vor uns sehen. Später freilich wurde er sich der Unzweckmäßigkeit dieser Herrichtung bewußt. Zu Eckermann äußerte er darüber: „Man muß sich hüten, mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind, als sie hätten sollen.“ Eine Federzeichnung von seiner Hand, die ich verwahre, veranschaulicht seine damaligen Motive. Er schmückte das Treppenhaus mit den zwei lebensgroßen bronzierten Figuren: dem betenden Jüngling und dem bocktragenden Faun, die in Nischen aufgestellt wurden, und einem schönen bronzierten Windhunde zwischen ihnen (S. 269) — dann auf der zweiten Biegung der Treppe mit den Büsten Achills und des Belvederischen Apollo in zwei Nischen über den Thüren, und endlich vor dem Eingang in den Saal, links neben dem freundlich grüßenden Worte Salve mit der bronzierten Gruppe Kastor und Pollux und einem Kandelaber (S. 270).

Majolikenzimmer mit dem Einblick in das Deckenzimmer (S. 279).

Einen fernern Schmuck des großen Treppenhauses bildeten einige Kreidezeichnungen der prachtvollen Reliefs aus dem Giebelfelde des Parthenons zu Athen, in Lebensgröße.

In diesem schönen Schmucke mußte das Treppenhaus auf jeden Besucher einen wohlthuenden Eindruck machen. Ohne glänzend zu sein, war alles höchst edel und einfach, und die Abgüsse antiker Statuen bekundeten Goethes besondere Neigung zu der bildenden Kunst und dem griechischen Altertum. Ebendies empfand Eckermann, als er am 10. Juni 1823 das Haus zum erstenmal betrat. Denselben Eindruck empfangen wir noch jetzt.

Doch nicht immer war es hier so friedlich wie jetzt. Am Abend des 14. Oktober 1806, bei der Plünderung der Stadt Weimar durch die Franzosen nach der Jenaer Schlacht, warfen die hoch aufleuchtenden Flammen Hellung bis in die Hausflur, in welchem Goethes Hausgenosse, der Lehrer seines Sohnes, Dr. Riemer auf und nieder ging, von der Straße erscholl Pochen und Lärmen, Geheul und Gewinsel, und gewaltige Kolbenstöße donnerten an die Hausthür. Hier war es, wo eindringende bewaffnete Tirailleurs trotz Empfang von Speise und Trank nach dem Hausherrn verlangten. Schon ausgekleidet, nur im weiten Nachtrock (dem sog. Prophetenmantel) schritt er die Treppe herab und fragte, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte? Seine würdige Gestalt und Miene nötigte ihnen Achtung ab, sie schenkten ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Er that es, doch entfernte er sich bald wieder. Sie aber eilten nachher, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um ein bequemes Lager zu erobern, stürzten in Goethes Zim-

mer, drangen mit ihren Waffen auf ihn ein und würden ihn vielleicht getötet oder doch verwundet haben, wenn nicht Christiane Vulpius mit Geistesgegenwart und Mut sich rasch dazwischen geworfen, rasch Hilfe herbeigerufen und Goethe von den Wütenden befreit hätte.

Einen freundlicheren Anblick boten Hausflur und Treppenhaus in späteren Zeiten, wenn der Dichter von Reisen zurückkehrte, sein Haus von den Mitgliedern der Weimarischen Bühne zu herzlichem Willkomm mit Kränzen und Guirlanden dekoriert fand und von dem kleinen Gesangverein, den er begründet hatte und pflegte, „seiner Hauskapelle" freudig begrüßt wurde.

Einen ergreifenden Gegensatz hierzu bildete unter lebhaftem Zudrang des teilnehmenden Publikums die feierlich ernste Dekoration der Hausflur am Morgen des 26. März 1832. Schwarz ausgeschlagen und mit Cypressen geschmückt, war sie durch einen auseinandergeschlagenen Vorhang getrennt, über welchem mit goldenen Buchstaben die Worte aus Hermann und Dorothea standen:

„Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen;
Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesen stärkt es zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod."

Und er, der sie gedichtet, ruhte still in der hinteren Abteilung der Hausflur auf dem Paradebett. Das Licht der hohen Armleuchter fiel auf das mit dem Lorbeerkranze umwundene Haupt, das noch im Tode jene Hoheit und heitere Würde zeigte, die es im Leben ausgezeichnet hatten. So hat ihn Meister Friedrich Preller

Aus dem Treppenhaus (S. 268).

Vor dem Eingang in den Saal (S. 268).

in der bekannten Zeichnung treu wiedergegeben, kunstvollendeter noch in der eigenhändigen Kopie, welche der greise Meister 36 Jahre später, im Jahre 1868, nach seinem Jugendwerke eigens für meine Goethesammlung gefertigt hat, und welche ich als teure Erinnerung an unseren größten Dichter und an den genialen Schöpfer der Odysseelandschaften bewahre.

3.

Wenden wir uns dem Allerheiligsten des Hauses, dem Arbeitszimmer (S. 265) und der Schlafstube Goethes zu. Sie liegen im Hinterhause. In dem Vorzimmer sehen wir die große Wanduhr, gefertigt von Karl Hof in Frankfurt, in ihrem schlichten, bis auf den Fußboden herabgehenden Kasten. Es war die Hausuhr des elterlichen Hauses in Frankfurt, und sie wurde das sinnigste Geschenk, das Goethe an seinem goldenen Jubeltage empfing. Der Großherzog von Mecklenburg hatte die Uhr erworben und heimlich aufstellen lassen. Durch ihren Schlag wurde der Dichter am Morgen des 7. November 1825 aus dem Schlafe geweckt und mit der Erinnerung an das Vaterhaus gleich einem Gruße ferner Jugendzeit auf das freudigste überrascht.

Beim Eintritt in das kleine Arbeitszimmer muß die große Einfachheit, der Mangel an alledem, was dem Luxus oder der Bequemlichkeit im entferntesten ähnlich ist, auffallen. Zwei niedrige Fenster nach dem Garten zu, ohne Vorhänge; kein Sofa, kein Diwan, nichts von den Dingen, mit denen andere Dichter ihre Räume üppig ausschmücken. Einst, in der Zeit des jungen Deutschland, besuchte Gutzkow das Haus. Er fand dies und das zu tadeln, ohne sich des Goetheschen Spruchs zu erinnern:

Der Saal (S. 277).

„Wer in mein Haus tritt, der kann schelten,
Was ich ließ viele Jahre gelten;
Vor der Thür aber müßt' er passen,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten lassen."

Ueber die Einfachheit des Arbeitszimmers, die ihm imponierte, machte er die geistreichen Bemerkungen:

„Auch das Arbeitszimmer hab' ich gesehen. Es ist allgemein bekannt, daß es ausnehmend einfach ist, ohne Sofa, nur mit eichenen unpolierten Stühlen und Tischen besetzt; aber weniger bekannt ist es, daß auch in dieser Einfachheit ein großer Luxus liegt. Wenigstens muß es für einen vornehmen Geist Genuß sein, in einer solchen Umgebung nur sein Innerstes als das Kostbarste aufzustellen. Sind wir in unsern Wohnzimmern abgespannt, der Erregung bedürfend, ja dann mögen die glänzenden Möbel und die Goldleisten an den Wänden für uns geistreich sein; dann mag die schimmernde Astrallampe das sagen, was uns nicht einfällt, und die seidene Tapete reden, während wir stillschweigen. Wer kann schaffen, wenn man rings mit Schöpfungen umgeben ist! — Nein! Der echte Dichter wohnt wie Goethe und findet es sogar pikant und jedenfalls am anregendsten, in einem Zimmer zu schaffen, wo nichts als nackte Wände, ein eichener Stuhl, ein gleicher Tisch, ihm zu Gebote stehen, das übrige wird schon die Phantasie hinzuthun."

Das wahre Motiv jener Einfachheit hat Goethe selbst in seinen Werken mit den Worten kundgethan: „Alles Wohlgefallen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, woher es auch sei, entspringen." Wie sein Vertrauter Riemer hierzu treffend bemerkt, entsprang, so auch Goethes Wohlbehagen, alle seine Zufriedenheit aus der Einfachheit seiner Wohnung, seiner Möbel und übrigen Hausgeräte und seiner Art zu leben; ein Palast und prächtige Möbel hätten ihm jene Behaglichkeit nicht gewähren können. Er, der sechs Jahre hindurch in seinem schlichten Gartenhause unter dem Schindeldache sich wohl gefühlt, bedurfte auch im größeren Hause zu seiner persönlichen Wohnung keiner Bequemlichkeiten. So äußerte er am 25. März 1831 gegen Eckermann hierüber: „Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Aber alles, was er zu seinen Studien und Schöpfungen bedurfte und benutzte, und das, was ihm als Freundes-Andenken, oder aus andern Rücksichten besonders lieb und wert war, hatte er hier nach seinem Sinne um sich geordnet. Dabei ging, wie von Müller bezeugt, seine Ordnungsliebe fast ins Unglaubliche. Die Ergebnisse dieser unausgesetzten Ordnungsliebe und Selbstkontrolle gehören zu den Hauptschätzen des Goethearchivs.

Wie er aber zur Zeit seines Ablebens sein Arbeitszimmer eingerichtet hatte, erhellt am klarsten und ge-

nauesten, wenn nicht einzig und allein, aus den in meiner Hand befindlichen „Acta, den von Goetheschen Nachlaß betr.“ Sie enthalten die Originalprotokolle über die vom 28. März bis 21. April 1832 im Arbeitszimmer, Decken- und Büstenzimmer stattgefundene Inventuraufnahme. Nach diesen Akten und nach den Aufzeichnungen meines Oheims, Goethes ehemaligen Privat-Sekretärs Rat Theodor Kräuter mögen nachstehende Angaben die Einrichtung des Arbeitszimmers veranschaulichen.

Neben dem alten, breiten Ofen und dem davor befindlichen Ofenschirm, auf dessen blauem Papier eine rote Blumenvase mit rotblühenden Pelargonien einen sehr bescheidenen Schmuck bildet, steht ein altmodisches Bureau mit Rollklappe und Schubfächern. Goethe bewahrte darin die Privilegien gegen den Nachdruck seiner Werke, das in ein seidenes Tuch gehüllte Widmungsexemplar von Byrons Sardanapal u. a., in der Kommode neben der Eingangsthür dagegen seine Privatakten über das Ableben seines Sohnes August von Goethe in Rom, eine große Zahl Goethescher Briefe an Schiller und Schillerscher Briefe an ihn, ein Schema zu einem Lustspiel von Schillers Hand u. dgl. mehr.

Auf der anderen Seite der in die Schlafstube führenden Tapetenthür, an der die Kurse der Briefposten und ein politisches Schema aus den Jahren 1828—30 angeschlagen sind, fällt ein größeres Stehpult in die Augen. Ein Glaskästchen mit Quarzgängen hängt darüber; daneben ein Geschenk des Fräuleins Frommann, ein Briefhalter mit der Widmung zum 28. August 1830, der Darstellung eines Zugs, der einem Dichter folgt, und der Unterschrift:

„In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinterdrein.“

Von besonderem Interesse ist ferner ein dort eingerahmtes Diplom von der Gesellschaft der ausländischen Litteratur in Berlin, auf welchem zwischen allegorischen Figuren in der Mitte „Johann Wolfgang von Goethe, Protektor,“ rechts Dante, links Tasso erscheinen.

Auf dem Stehpulte erblicken wir sechs pappene Halbkugeln. Die Erklärung des Regenbogens, die er schon vor vielen Jahren geplant hatte, war ein Studium von Goethes letzten Tagen, die Halbkugeln sollten zur Versinnlichung dieser Theorie dienen. Hier finden wir auch ein Flacon von Opalglas, Napoleon vorstellend, das Straßburger Geschenk Eckermanns an Goethe, der mit besonderer Freude daran Studien der Farbenlehre machte. In dem Stehpulte wurden von ihm naturwissenschaftliche Papiere aufbewahrt, Briefe von Cuvier, David, Soret, der Brief von Carlyle und den 15 englischen Freunden vom 13. August 1831, der die Uebersendung des goldenen Petschaftes an unseren deutschen Dichter begleitete, Ehrendiplome von Gesellschaften, der Stempel zur Jubiläumsmedaille vom 7. November 1825, Briefe und Blätter über die Braunschweiger Aufführung von Faust, viele eigenhändige Sprüche, Notizen und Auszüge, eine große Menge Silhouetten und zahlreiche Mineralien.

Auf dem kleineren Stehpult am linken Fenster stand bei Goethes Tode und steht noch heute ein Teller mit Erde, auf der hohen Tischkommode daneben aber die einfache schwarze Stutzuhr und ein starkes Kelchglas mit zwei gelben Ringen, das gewöhnliche Weinglas Goethes. Neben der Tischkommode befand sich in den letzten Monaten von Goethes Leben ein kleines Schreibpult für sein „Wölfchen“, den Enkel Wolfgang. Ein viereckiger Pappkasten mit Schreibzeug und ein Handleuchter standen darauf, und ein Stuhl davor. Dort pflegte der Enkel in der Nähe des Großvaters zu arbeiten, dort spielte aber auch die kleine goldlockige Enkelin Alma, die er so gern bei sich sah, und als er die Augen für ewig schloß, lagen auf dem kleinen

Das Büstenzimmer (S. 270).

Schreibpult noch Läppchen, mit denen Alma gespielt hatte.

Unter dem rechten Fenster der Kalender vom Todesjahre des Dichters, in der Ecke der Papierkorb. Die Wand rechts aber nimmt ein großer Schreibtisch mit Rollthüren, Schubfächern und Bücherrepositūren ein. In den Fächern am Fenster lagen bei Goethes Tode Hefte eingegangener Briefe von 1828 bis zum März 1832, die Tagebücher vom Jahre 1831 und bis zum 16. März 1832, mit welchem Tage sie schließen, und Briefe an Zelter. Aus der Bücherreihe oben sei des Briefwechsels mit Schiller, der Ausgabe von Goethes Werken in 40 Bänden (Stuttgart 1828) in rotem Einband und Angabe des Inhalts der einzelnen Bände auf dem Rücken, des Brockhausschen Konversationslexikons, der Lutherischen Bibel gedacht. Dazwischen befanden sich aber dort bei Goethes Tode auch das Manuskript der römischen Elegien, und die in eine buchförmige Kapsel von gepreßtem Leder verschlossene

Handschrift des Gottfried von Berlichingen. Auf dem Schreibtische fand die leere, mit Goethes Petschaft versiegelte Glasflasche, worin einst roter Wein, deshalb ihren Platz, weil sich auf der einen Seite eine sehr schöne, an gefrorene Fensterscheiben erinnernde Krystallisation gebildet hatte. Zeichen und Verehrung der Liebe dagegen sind ein Lichtschirm, der in feiner Stickerei einen Kranz von Blumen zeigt, deren Anfangsbuchstaben den Namen „Goethe“ bilden, und ein Wandkalender, der, bei Frommann zu Jena gedruckt, in Blumenumrahmung sinnig auf Goethes Lebensjahr eingerichtet ist, so daß der erste Tag des Jahres mit dem Namen Johann Wolfgang der 28. August, der letzte der 27. August ist. Darüber hängen an der Wand drei interessante Medaillons: in der Mitte der Kopf des Olympischen Jupiter, auf der einen Seite ein Medaillon Napoleons von Kupfer mit dem Datum 18. Juni 1815 Waterloo, auf der anderen ein Gipsmedaillon Napoleons mit der Umschrift: Scilicet immenso superest ex nomine multum, und mit beschädigtem Rande. Ohne erkennbare Veranlassung fiel letzteres am Tage der Schlacht von Leipzig von der Wand und zerbrach am unteren Teile; der seltsame Zufall bestärkte die bekannte abergläubische Neigung Goethes.

In dem Schreibtische verwahrte er neben Nachträgen zum Diwan besonders teure Andenken: Briefe Karl Augusts, der Großherzogin Luise, des Königs Ludwig von Bayern, drei Haarlocken, die eine mit der Aufschrift „Charlotte“, die an seinem Jubeltage empfangenen Gedichte und Zuschriften, Zeltersche Briefe, ein Portefeuille mit einer Locke und der Silhouette von Frau Carlyle, und die Geschenke seiner letzten Liebe Ulrike von Levezow: ein schön geschliffenes Glas mit der Inschrift: „Andenken den 28. August 1823 in Karlsbad“, und den Namen Ulrike, Ottilie, Bertha, nebst zwei Briefen der Geberinnen, und ein Paar Handschuhe Ulrikes, worauf mit Tinte geschrieben ist: „Karlsbad, den 28. August.“ Wie leidenschaftlich die Zuneigung des vierundsiebzigjährigen Dichters zu dem lieblichen Mädchen, und wie das Gerücht von beabsichtigter ehelicher Verbindung beider wohl nicht ohne Grund war, erhellt auch aus dem Briefe, den die Mutter, Frau von Levezow, mit den Mitunterschriften der Töchter Ulrike und Bertha am 28. August 1827 an Goethe schrieb: „So bin ich denn am 28. August wieder in Carlsbad, an dem Tage, der Sie Ihren Freunden, ja der Welt, der Sie angehören, schenkte, an dem Tage, wo ich und meine Töchter vor vier Jahren in Ellenbogen so froh und vergnügt waren, am Tage des öffentlichen Geheimnisses.“ Jene Jahre seines Lebens blieben ihm — wie er in einem Briefe an seine Schwiegertochter Ottilie vom 24. Juni 1828 äußerte — ein „Drama, das er sich immer noch gern zurückrief.“

In dem Schranke mit Glasthür bewahrte er das Manuskript der italienischen Reise von 1786, sowie andere Handschriften (Spottgedichte, die Hochzeit des Hanswurst, Paralipomena zu Faust, und die klassische Walpurgisnacht), Briefe Bettinas, naturwissenschaftliche und biographische Kollektaneen und „das Repertorium über die Goethesche Repositur“.

In der Mitte des Zimmers endlich steht, wie damals mit bescheidenem Schreibzeug versehen, der Tisch, woran der Sekretär schrieb, während Goethe im Zimmer auf und ab gehend zu diktieren pflegte.

In dieser Umgebung, die sein Wesen, Leben und Wirken treu abspiegelt, schuf unser großer Dichter und Gelehrter fast ein halbes Jahrhundert lang. „Der Tag ist“ — sagte er öfters — grenzenlos lang, wer ihn nur zu schätzen und zu nutzen weiß.“ Noch im höchsten Lebensalter nutzte er ihn von frühester Morgenstunde an bis zum Abend, wo er im schmucklosen Schlafzimmerchen nebenan das einfache Lager aufsuchte, in ruhig abgemessener Folge, doch in vielseitigster Thätigkeit aus. Litterarische Arbeiten, umfassende Korrespondenz, Betrachtung von Kunstwerken, ernste und heitere Lektüre, und Empfang von Freunden wechselten miteinander, und dieser Wechsel der Thätigkeit war die wahre und einzige Erholung des greisen Dichters. Hier vollendete er das Meisterwerk seines dichterischen Schaffens, seinen Faust, hier seine geistreichen naturwissenschaftlichen Arbeiten, die erst in späterer Zeit als bahnbrechende Entdeckungen auf dem Gebiete der Natur- und Weltanschauung volle Anerkennung finden sollten. „Von allen Geistern, die ich jemals angelockt,“ — hörte man ihn sagen — „fühl’ ich mich rings umsessen, ja umlagert.“ Mit heiterer Befriedigung, mit ruhiger Klarheit schuf der hochbetagte Olympier noch wie in den Tagen rüstigster Manneskraft. Eifrig suchte er noch die Farbenlehre zu ergänzen, erforschte die Natur des Regenbogens, nahm an dem naturwissenschaftlichen Streite zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire über den Urtypus der Tierwelt thätigen Anteil — da, inmitten der heitersten Thätigkeit entschlief er am Morgen des 22. März 1832 in dem Lehnstuhle dort am Bett.

Tiefe Rührung erfüllt das Herz beim Blick in das enge, stille Schlaf- und Sterbezimmer. Wir haben das Bild des kleinen Raumes vor uns genau wie an jenem verhängnisvollen Morgen. Auch hier dieselbe Einfachheit. Rechts das einzige Fenster, nach dem Garten zu. Vor uns, in der Ecke des kleinen Zimmers, vor einem grünen und weißen Wandteppich, das einfache Bett aus rohem Holze, dessen einzigen Luxus die wattierte, rotseidene Decke bildet; zur Seite ein rot- und gelbwollener Klingelzug mit vergoldetem Messinggriff; daneben der Lehnstuhl von Birnbaumholz, mit grünwollenem Zeuge beschlagen, und dem Polster, auf welchem der Kopf des Dichters in den letzten Augenblicken ruhte; zwei kleine Tischchen und ein grüner, verbrauchter Fußteppich an den Wänden, Tabellen über Tonlehre und Geologie — — das ist alles.

Aber über allem liegt eine tiefergreifende feierliche Weihe. So war das Ganze am 22. März 1832, und so sind alle jene Einzelheiten treu erhalten. Das Gleiche gilt von der einfachen Stätte des geistigen Wirkens und Schaffens unseres Dichters, seinem Arbeitszimmer, wenn auch die daselbst aufbewahrt gewesenen Handschriften jetzt nicht mehr hier, sondern im Goethearchiv sich befinden. Nur das kleine Schreibpult der Enkel ist zu vermissen. Möchte auch dieses Erinnerungszeichen an Goethes liebevolles Walten bald wieder hier sein altes Plätzchen finden!

4.

Wir treten in die Zimmer der vorderen Front des Hauses, in Goethes Kunst-, Sammlungs-, Besuchs- und Gesellschaftszimmer — in jene Räume, welche zum größeren Teile sofort nach Goethes Beisetzung von seiner Schwiegertochter Ottilie zu ihrer Wohnung gemacht wurden und nach wechselnden Schicksalen jetzt endlich soweit thunlich wieder in dem ehemaligen Zustande hergestellt sind. Eine vollständige Treue der Wiederherrichtung war unmöglich, und würde auch der zweckmäßigen Aufstellung der Kunstschätze eher hinderlich als förderlich gewesen sein. So erscheinen diese Räume allerdings vorzugsweise als eigentliche Kunstsammlung, während ihr Charakter als ehemalige Besuchs- und Gesellschaftszimmer zurücktritt. Und doch waren sie dies einst in vollem Maße. Goethe, der gastfreieste Mann Weimars, sah nicht nur wöchentlich, sondern fast täglich, einheimische oder fremde Gäste bei sich. Diese Rolle zu spielen, wäre ihm, wie Riemer treffend bemerkt, unmöglich gewesen, hätte nicht die Wirtschaftlichkeit seiner „kleinen Freundin" ihm zur Seite gestanden und das Mäßige zu Rate gehalten, in sich vermehrt und gesteigert, um allen jenen Anforderungen zu genügen. Sie, die so oft und so unverdient vom Haß und Neid anderer geschmähte „kleine Freundin" war es, die mit ihrer Naivetät und Heiterkeit den Dichter erfreute und es ihm ermöglichte, seinem Dichten und Schaffen, wie seinem Amtsberufe sich um so sorgloser hinzugeben, als er „in ihren sicher bewahrenden Händen" die leiblichen Bedürfnisse geborgen wußte. In diesen Zimmern waltete Christiane als Hausfrau; in diesen Zimmern machte später Goethes Schwiegertochter Ottilie beim Empfang von Fürsten, Gelehrten und Künstlern, bei Tafel und in Abendgesellschaften in anmutiger, geistvoller Weise die Honneurs.

Wir gelangen zunächst in den Saal (S. 271), der gleichsam den Mittelpunkt sämtlicher Räume bildet. Hier war es, wo Goethe mit seiner Familie und seinen Gästen gewöhnlich zu speisen pflegte. Hier hielt er einst den Damen des Hofes und der vornehmen Kreise der Stadt in regelmäßiger Folge geistreiche Vorlesungen, z. B. über die Nibelungen. Hier fand am Morgen seines Jubeltages die Aufführung einer Kantate durch einen Verein von Tonkünstlern und 14 Freundinnen statt, und namenloses Gefühl durchbebte die den verehrten Jubelgreis umringende Menge, als die Nymphe der Ilm (Frau Eberwein) die Worte sang:

„Heil mir! ich darf Ihn stolz den Meinen nennen,
Mich als die Seine dankesvoll bekennen!"

Hier empfing der Jubilar die Glückwünsche der Deputationen und den Besuch des Fürstenpaares. Jetzt erblicken wir im Saale rechts vom Eingang den kolossalen Kopf des sogenannten lächelnden Jupiter, links den prächtigen Kopf des Antinous aus der Villa Mondragone; gegenüber die schönen Büsten der Pallas Albani und der Venus von Arles. Die Wände sind mit zahlreichen Familienporträts und anderen Gemälden geschmückt und so dieser Saal zu einer eigentlichen Ehrenhalle unseres Dichters geworden. Es würde dieser Eindruck noch tiefer und vollkommener sein, wenn beim Eintritt unser Blick auf die schöne Goethebüste von Trippel statt auf die Clytiabüste fallen könnte.

An der Wand links das Kolbesche Porträt Karl Augusts; darüber die sog. kleine Farnesina: Zehn kolorierte Kupferstiche nach Rafael, die Mythe der Psyche darstellend. Gegenüber die reizende Nymphe auf dem Brunnenrande, eine schöne Kopie eines Teiles des Tizianschen Gemäldes im Palast Borghese; ferner Meyers wohlgemeinte, wenn auch künstlerisch unvollkommene Aquarelle von Christiane und dem kleinen August, das treffliche Porträt Goethes von Angelika Kaufmann, die Porträts des Ehepaares von Willemer und das interessante Bild des jugendlichen Goethe von Kraus. Auch fehlen die Bilder von August und Ottilie von Goethe und ihrer Tochter Alma nicht. Zwei Kästen am Fenster laden zu aufmerksamer Betrachtung ein. Sie enthalten eine Sammlung geschnittener Steine und verschiedene Ringe, darunter Goethes und Christianes Trauringe. Ein Ring mit sechs bunten Steinchen, deren Anfangsbuchstaben den Namen Goethe bilden (G—ranate, O—pal ꝛc.) und mit dem kleinen Behältnis in der Mitte zur Aufnahme einer Locke ist das Geschenk der Frau von Willemer, der Suleika im westöstlichen Diwan, an Goethe. Hier erblicken wir ferner das Offizierkreuz der Ehrenlegion, das Goethe von Napoleon empfangen, das Stammbuch der Frau Rat und vieles andere. Die wertvollsten Pretiosen: der silberne Pokal, welchen Goethe zum 28. August 1830, der goldene Lorbeerkranz mit 12 Smaragden, welchen er zum 70. Geburtstage als Geschenk seiner Vaterstadt Frankfurt, und das goldene, reich emaillierte Petschaft, das er zum 28. August 1831 von Freunden in England empfing, befinden sich in besonderer, sorglicher Verwahrung.

Neben dem Saale liegt das geräumige Junozimmer, so genannt nach dem darin befindlichen kolossalen Kopfe der Juno Ludovisi. Das herrliche antike Gebild, das einst Goethe so entzückte, daß er es „seine erste Liebschaft in Rom" nannte, und das mit dem eigentümlichen Verein von Würde und Anmut die Bewunderung Schillers erregte, ist zweifellos einer der edelsten Kunstschätze des Goethehauses. Das Zimmer hat mit dem nach der ehemaligen Tapete faksimilierten Anstrich der Wände, mit dem alten großen runden Tische, mit dem Flügel, an welchem einst Mendelssohn gespielt, die damalige Gestalt treu wieder erhalten. Nur ein Bild, das jetzt gerade den Hauptschmuck des Zimmers ausmacht, hing zu Goethes Zeit nicht hier, sondern im Jahre 1823 im sog. Deckenzimmer über einem roten Sofa, später aber im Saale: die Aldobrandinische Hochzeit, die treffliche Aquarellzeichnung H. Meyers nach dem berühmten antiken Gemälde. Als die grünen Vorhänge desselben zur Seite geschoben waren und das Bild in voller Beleuchtung Eckermann entzückte, machte Goethe am 14. Oktober 1823 die interessante Bemerkung darüber: „Ja, die Alten hatten nicht allein große Intentionen, sondern es kam bei ihnen auch zur Erscheinung; dagegen haben wir Neuen auch wohl große Intentionen, allein wir sind selten fähig, es so kräftig und lebensfrisch hervorzubringen, als wir es uns dachten." Links von dem prächtigen

Bilde erblicken wir Goethes Porträt von Stieler, rechts den treuen Zelter, an anderer Wand die interessanten Bilder Goethes und Christianes von Buri und darunter eine reizende kleine Büste der Herzogin Anna Amalie.

Das Urbinozimmer bewahrt außer zahlreichen Kupferstichmappen und mehreren Gemälden drei sprechend wahre Biskuitmedaillons Goethes selbst und seiner Eltern, von Melchior, und Proben der 100 Gipsmedaillons, welche Goethe am 7. März 1830 zu seiner großen Freude von dem berühmten Bildhauer David empfing, das angrenzende sog. Deckenzimmer (S. 268) dagegen zwei vorzügliche Kreidezeichnungen von Angelika Kaufmann (die tragische und komische Muse und Amor bei Goethes Büste — und eine Scene aus Goethes Iphigenie), Zeichnungen von Rubens, Rembrandt, Peter Vischer (interessante Allegorie auf die Reformation), ferner in schön geordneten Kästen Prachtstücke aus der reichen Medaillensammlung unseres Dichters und im Glasschrank optische Apparate, Mineralien, die Viktoriastatuette und andere Gipsabgüsse.

Die beiden folgenden Zimmer enthalten in geschmackvoller Aufstellung die reiche Medaillensammlung, kostbare Bronzefiguren und wertvolle Plaquettes, ferner die in dieser Anordnung erst zur vollen Geltung kommende Sammlung der schönsten und seltsamen Majoliken, sowie Zeichnungen von Rembrandt u. a. und unter den Totenmasken die besonders interessanten von Lessing, Karl August und der anmutigen Enkelin Alma. Fürwahr, wenige Museen der Welt werden in diesen Gattungen von Kunstgegenständen mit dem eigentümlichen Reichtum dieser beiden Zimmer sich messen können.

Ein überraschend schönes Bild bietet endlich das Büstenzimmer (S. 274) mit der blauen Farbe der Wände, von der die hier aufgestellten Büsten sich scharf abheben, und der noch wohlerhaltenen Malerei der Decke und der daran hinlaufenden Friese. Um den schönen Abguß eines Sohnes der Niobe gruppieren sich andere Abgüsse von Antiken; eine fliehende Nymphe, Achill 2c., ferner die treffliche Marmorbüste Herders von Trippel; dazwischen interessante Gipsmedaillons, so namentlich Goethes Porträt von David, und mehrere Abgüsse von Händen, darunter auch die feine, schöne Hand der ersten Iphigenie Corona Schröter. Von der Höhe aber schauen zwei Reihen Gipsbüsten auf uns herab, zwischen Freunden Goethes auch die Tiecksche Büste von ihm selbst und die Weißersche Büste Christianes.

So haben die Schätze unseres Dichters, die Kupferstiche und Radierungen, an Zahl über 2000, die 1056 Handzeichnungen deutscher und fremder Künstler, die geschnittenen Steine, Bronzen und Münzen, die reiche Medaillensammlung (1675 Stück) und die 102 Majoliken nebst der großen Sammlung von Mineralien, Petrefakten und physikalischen Gegenständen in diesen neuerstandenen Räumen des Goethehauses ihre angemessene Aufstellung gefunden und sind für die Universalität von Goethes Geist, für seine großartige Vielseitigkeit und seine fleißige unermüdliche Ausdauer ein lebhaftes, mit Bewunderung erfüllendes Zeugnis.

5.

Die Mansarden-Räume des Hauses bieten nur ein geschichtliches Interesse. Dort wohnte von 1803 bis 1812 der geistvolle Riemer, der Lehrer und Erzieher Augusts von Goethe, der vertraute Freund und Gehilfe Goethes. Dort wohnte auch der Sohn August von Goethe und bewahrte dort die Sammlung von Erinnerungsgegenständen, die er zu Ehren seines Helden Napoleon sich angelegt hatte.

Im April 1817 bezog auch die junge Frau Ottilie diese Räume und verlebte mit August wenige glückliche Jahre. Jene Zimmer sind die Geburtsstätte der Enkel Walther (1818), Wolfgang (1820) und Alma (1827). Leider sollte dieses Eheglück bald genug durch so schmerzliche Ereignisse und Verhältnisse getrübt werden, daß der darunter schwer leidende greise Dichter dem Freunde von Willemer in einem Briefe vom 8. Mai 1826 gestand, „seine Konstitution, durch so manches unerwartete Unerfreuliche bestürmt und angegriffen, habe nicht gehörig Widerstand leisten können, sondern sich aus dem Zustande einer mutigen Gegenwirkung in den eines ausdauernden Duldens versetzt sehen müssen.“ Am 22. April 1830 ging August nach Italien, am 28. Oktober desselben Jahres starb er in Rom. Seine Witwe Ottilie, bei allen excentrischen Neigungen und einer „Hast, ohne die man sie kaum denken konnte,“ von lebhaftem Interesse für die Kunst erfüllt, pflegte in jenen Mansarden-Räumen geistig belebten geselligen Verkehr. Wie dort am 9. Oktober 1828 Ludwig Tieck den Clavigo gelesen hatte, so sahen nun diese Zimmer heitere Gesellschaft gebildeter Engländer, Schriftsteller und junger Damen unter Ottiliens Leitung bei Pflege von Musik und den Dichtungen Lord Byrons. Dort entstand auch 1830 unter Redaktion Ottilies das Journal „Chaos“ mit Beiträgen in deutscher, französischer und englischer Sprache. Von weiten Reisen zurückgekehrt, bewohnte Ottilie während der letzten sechs Lebensjahre wieder diese Mansarden-Zimmer; nach rührendem Abschied von ihren Söhnen verschied sie dort am 27. Oktober 1872. Auch seitdem hatten Walther und Wolfgang zeitweise in diesen Räumen ihre Wohnung. Jetzt stehen sie leer.

Wir wenden uns endlich dem Hausgarten (S. 263) zu und gelangen in ein kleines blaues Gartenzimmer, in welchem der Dichter Mineralien, Abgüsse von Antiken und Gipsmedaillons, das eine mit Knebels Porträt, bewahrte. Hier, in solcher Umgebung von Kunst und Natur, pflegte er zur Sommerszeit mit Freunden gern zu speisen. Hier soll er auch mit Schiller öfters verweilt haben. Erinnerungen an den genialen Freund Goethes schmücken daher jetzt sinnig dieses trauliche Zimmer. Eine einfache Holztreppe führt von da hinab in den Hausgarten. Einst hatte ihn Goethe nach seinem Sinn und Geschmack eingerichtet und sorglich gepflegt. Ihm war der Garten so lieb und wert, daß er in den Venetianischen Epigrammen sehnsuchtsvoll gesteht:

„Weit und schön ist die Welt, doch, o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt, zierlich mein eigen gehört!
Bringet mich wieder nach Hause, was hat ein Gärtner zu reisen?

Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen versorgt."

Seine Enkel haben den Garten erhalten, aber nicht in dem zierlichen, reinlichen Zustande der Zeit des Großvaters. Sie haben wohl die noch von ihm herrührenden Sträucher und Bäume vor jeder Beschneidung bewahrt, das Ganze aber darüber verwildern lassen. Die Wege, auf denen der Dichter einst so gern wandelte, sind vergrast. Der Buchsbaum, der sie einfaßt, und in dem er um die Osterzeit so gern den Hasen Eier für die Kinder legen ließ, ist zu unförmlich hohem und breitem Gebüsch geworden. Die Beete, auf denen einst schöne Rosen und andere Blumen prangten, sind von Unkraut überwuchert. Die Bäume rings sind ohne Pflege hoch aufgewachsen und verstärken noch den wüsten Charakter des Ganzen. Dem Vernehmen nach soll aber die kundige Hand eines Gärtners mit Schonung aller Erinnerungen bald Ordnung schaffen.

Freilich wird man ein vollständig treues Bild des alten Gartens schon deshalb nicht wieder herstellen können, weil die Umgebung inzwischen eine andere geworden ist. Die Nachbarhäuser links und gegenüber standen damals noch nicht, wenigstens nicht in jetziger Gestalt. Ohne Blicken der Nachbarschaft ausgesetzt zu sein, konnte der Dichter sich seines Hausgartens erfreuen. Und doch war er vor Belauschung nicht ganz gesichert. Beleg hierfür ist der von Falk mitgeteilte interessante Brief eines sechzehnjährigen Jünglings, der im Jahre 1822 voll Begier, den berühmten Dichter zu sehen, ihn vom Nachbargarten aus mehrere Tage belauschte.

Ein Gang durch den Hausgarten weckt eine Fülle von Erinnerungen. Hier, von Wein umrankt, die Fenster von Goethes Arbeits- und Schlafzimmer, von denen eine Treppe in den Garten herabführt. Auf diese trauliche Häuslichkeit bezieht sich die Handzeichnung Goethes, die sich in den „Radierten Blättern" von Schwerdgeburth befindet: vor dem Hause in antik geschmückten Kübeln zwei Orangenbäume, die Umfriedigung der Treppe und die Fenster reich von Weinreben umzogen, und aus der Thür schaut anmutig und liebevoll Christiane auf ihren kleinen August herab, der unten neben der Treppe sitzt. Sinnig wie das Bild ist die Strophe, die Goethe ihm beigegeben hat:

„Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt
Da, wo das Leben sich zum Leben regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin:
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke."

Hier aus dem Versteck des Gartens tönte am 7. November 1825 dem Jubelgreis, als er in frühester Dämmerstunde den Fensterladen seines Schlafzimmers öffnete, der Gesang von Müllers: „Schon naht den Morgen zu verkünden &c." als festlich heiteres Morgenlied entgegen.

Im langen blauen oder braunen Ueberrock, im Sommer aber in einem weißen oder gelben Hausrock von Nanking, zu dem der Garten mit den vielen reichblühenden Rosenbüschen gar wohl stand, das weiße Halstuch lose um den Nacken geschlagen und von einfacher goldener Nadel gehalten, pflegte Goethe durch die Gänge des Gartens zu wandeln und sich des Gedeihens der selbstgepflanzten Blumen zu erfreuen. Noch aus der Zeit seines höchsten Alters, vom 27. März 1831, berichtet Eckermann, wie Goethe mit ihm nach Tisch im Garten auf und ab ging und an den blühenden weißen Schneeglöckchen, den gelben Krokus und den hervorkommenden Tulpen seine Freude hatte. Hier, an dem schattigen, kühlen Platze in der Mitte des Hausgartens, verweilte er gern im Gespräch mit Freunden. Die Flieder-, die Herlitzen-, die Birnbäume sind noch die alten. Dort war es, wo er die fremden Jungen überraschte, als sie seinen Birnbaum plünderten, dort auch, wo er Kinder, die vor der Gartenthür spielten, hereinrief und beschenkte. Noch im Greisenalter erinnerte sich meine Mutter mit Stolz des Kusses, den sie, das kleine Nachbarskind, von Goethe einst empfangen hatte.

Doch auch ernste, verhängnisvolle Stunden wurden hier im Hausgarten verlebt. Eben hatte sich am 14. Oktober 1806 Goethe mit seinen Hausgenossen zu Tisch gesetzt, als Kanonenschüsse erst einzeln, dann mehrere hintereinander ganz in der Nähe fielen. Rasch wurde der Tisch aufgehoben, Goethe eilte in den Hausgarten und ging in ernsten Gedanken auf und ab. Die Kanonenkugeln pfiffen über das Haus, und hinter dem Garten, dicht an der Gartenmauer hin ging die preußische Retirade in gräßlicher Verwirrung. Im Garten hörte man das Geschrei draußen und sah die Spitzen der Gewehre über der Mauer hinschwanken; ja man erzählt sich, daß es hinter dem Hausgarten zwischen den sich zurückziehenden, durch ihre Bagage gehinderten Preußen und den vordringenden Franzosen sogar zum Kampfe gekommen ist. Es ist die Mauer hier, welche den Garten von der „Ackerwand" trennt. Neben einem Gartenhäuschen, in welchem Versteinerungen aufbewahrt werden, befindet sich in der Mauer eine Thür, durch die unser Dichter so oft geschritten, wenn er in den Park wandeln wollte. Voll der Eindrücke, die uns das Goethehaus geboten, schlagen wir denselben Weg ein und genießen Goethes eigenste Schöpfung, sein großes plastisches Gedicht: Den Weimarischen Park.

Mit prophetischem Blick schrieb in den vierziger Jahren, in der Zeit von Deutschlands Zerrissenheit Rat **Kräuter**, der ehemalige Sekretär und nachherige Vertraute Goethes, als den Ausdruck seiner innigsten Ueberzeugung und Hoffnung in seinen erinnerungsreichen Papieren die begeisterten Worte nieder: „Der Glaube an eine endliche Einigung Deutschlands hat in vielen Herzen Wurzel geschlagen. Käme aber endlich ein solches Heil über das edle deutsche Volk, sähen sich einmal die 40 Millionen zu **einer** Nation verbunden, so würde auch **Weimar** mehr und mehr das kostbare Palladium derselben werden und bleiben: Weimar, das, einzig in der Weltgeschichte, das Glück genoß, unter den Augen des edelsten Fürsten für den großartigsten Bau eines Tempels der Humanität, der Wissenschaft und Kunst die würdigsten Priester zu gewinnen und lange Jahre zu besitzen. Wäre es ver-

messen, diese schöne Hoffnung zu hegen?" Der wackere Mann hat die Verwirklichung nicht erleben sollen, wir aber freuen uns jetzt der schönen Erfüllung. Als ein Denkmal von Goethes Geist und Wirken, als ein unvergängliches Ehrendenkmal von Weimars großer Zeit ist unter dem Schutze des Weimarischen Fürstenhauses das Goethehaus mit seinen Schätzen zu einem Goethe-Nationalmuseum geworden. Möge es dem Reichsten wie dem Aermsten wenigstens an einigen Tagen der Woche seine Thüren unentgeltlich öffnen. Möge es im Verein mit dem Goethearchiv das Interesse für Goethes Leben und Dichtung stets lebendig erhalten — möge es für die Geist- und Gemütsbildung des deutschen Volkes segensreich sein, damit der ideale Sinn der endlich politisch geeinten mächtigen Nation sich neu belebe — und möge es jetzt und in aller Zukunft zu rastlosem Fort- und Weiterstreben in Goethes Sinn anregen!

Eine Madonna von Tizian.

Von

Helene Nyblom.

(Aus dem Dänischen übersetzt von M. Homo.)

Vor einigen Jahren machte ich eine Reise nach London. Es war Mitte Juli, und die Saison hatte gerade ihren Höhepunkt erreicht. Tagtäglich wimmelten die Parks von Equipagen, Reitern und Fußgängern. Die Sonne sandte ihre sengenden Strahlen hernieder, und die Menschheit stöhnte und pustete trotz ihrer leichten Toiletten, fügte sich aber dennoch still duldend dem unnatürlichen Modezwang, die heißeste Zeit des Jahres in der überfüllten Stadt zubringen zu müssen, während doch draußen Feld und Wald in schönster Pracht blühten und dufteten.

Eines schönen Nachmittags schlenderte ich an der Seite eines mir befreundeten jungen Malers, Frank Johnson, durch den Hydepark. Nur mit Mühe bahnten wir uns einen Weg durch die Menge der Fußgänger, die sich im Adagiotakt am Fahrweg entlang schob.

Wir hätten sicher einen schöneren Weg weiter unten im Park finden können, wo das Gedränge nicht so groß war, und wo die bestaubten Bäume wenigstens kühlen Schatten spendeten, aber ich war ja hier, um zu sehen und zu beobachten.

Deshalb hielt ich mich so nahe wie möglich zu dem Schwarm von eleganten Fahrzeugen und schönen Pferden, die in unendlicher Reihenfolge an mir vorüber eilten.

Plötzlich fühlte ich einen leichten Druck auf den Arm, und Mr. Frank flüsterte mir zu: „Sehen Sie dort jenen Wagen mit den grauen Schimmeln, ein adeliges Wappen auf der Thür! Eben verschwindet er hinter dem mächtigen Brougham — jetzt sind die vier Einspänner dazwischen — aber dort! Nun geben Sie acht!"

Voll gespannter Erwartung starrte ich in die Staubmassen, und — meine Aufmerksamkeit wurde belohnt.

Im Wagen saßen nur zwei Personen. Ein Herr, den ich übrigens kaum beachtete, und an seiner Seite eine junge Dame von so strahlender Schönheit, wie man sie nur bei Engländerinnen findet. Sie hatte uns das Profil zugewendet, das von vollendeter Regelmäßigkeit war; mit unbeschreiblicher Anmut lag sie hingegossen im Wagen, in eine Wolke von weißem Mull und schwarzen Spitzen gehüllt.

Gerade als der Wagen an uns vorüberrollte, wandte sie ihr Antlitz uns zu, bemerkte meinen Freund und grüßte ihn mit einer leichten Neigung und einem Lächeln, das ihren schwarzen Augen noch mehr Glanz verlieh. Einen Augenblick nachher waren sie in der Menge verschwunden.

Mr. Frank strich seinen Schnurrbart mit überlegener Miene und sagte: „Nun?"

„Aber das war ja etwas ganz Außergewöhnliches!" rief ich aus. „Eine so bezaubernde kleine Stirn, so glänzend schwarzes Haar, so herrliche Zähne, solche Augen, eine solche Figur!" — Vor lauter Entzücken muß ich unendlich dumm ausgesehen haben, denn mein Freund fing an zu lachen und sagte: „Nun, Sie sind doch endlich ein Mensch, dem es sich verlohnt, etwas Hübsches zu zeigen! Wir sind hier meistens so blasiert — und es versteht sich, wir haben ja einen wahren Ueberfluß an Schönheiten — aber ich gestehe Ihnen zu, Lady Wanham ist wirklich etwas ganz Außergewöhnliches, wie Sie sagen."

„Verkehren Sie dort im Hause?"

„Ja, es sind nun wohl gerade zwei Jahre her, als ich zum erstenmal, und zwar zu einer Konsultation zu der Familie gerufen wurde."

„Wieso zur Konsultation, als Maler?"

„Jawohl. Lord William besitzt nämlich ein Bild von seltenem Wert, eine kleine Madonna von Tizian. Sie wissen vielleicht, daß wir Engländer, besonders die Vornehmen unter uns ein Interesse für alles affektieren. Wir kaufen ein kleines Bild von irgend einem bedeutenden Künstler für einen enormen Preis, um sagen zu können: Mein Porträt von van Dyck, mein Straßenjunge von Murillo u. s. w. Wir erstehen für schweres Geld ein Billet zu einem Konzert im Kry-

stallpalast, sitzen dort einen halben Tag und hören Händelsche Oratorien und Gluckſche Musik, applaudieren, sehen unsere Nachbarn an und rufen ‚Himmlisch! entzückend!‘ aus, während wir heimlich in den Handschuh hinein gähnen und uns weit fortwünschen. — Aber so ist es nun einmal, und man muß mit den Wölfen heulen. Lord William macht aber wirklich eine nicht zu verachtende Ausnahme von der allgemeinen Regel. Ich will nicht gerade behaupten, daß er ein großer Kunstkenner ist, aber er hat Interesse und läßt sich gern belehren, und Mylady ist eine enthusiastische Bewundererin der großen Meister.

„Nun hatte Mylord, wie gesagt, ein Gemälde von Tizian gekauft, worauf sowohl er selber wie auch Mylady große Stücke halten. Aber eines schönen Tages ereignet es sich, daß ein guter Freund kommt und das Bild betrachtet. Er legt den Kopf erst auf die linke, dann auf die rechte Seite, sieht durch die Hand, tritt etwas zurück, geht wieder gerade auf das Bild zu, blinzelt mit den Augen und erklärt schließlich mit einem ganz bedenklichen Ausdruck, daß dies doch wohl kein Original, sondern nur eine recht gelungene Kopie sei. — Mylord wurde ganz unruhig, aber Mylady warf dem unvorsichtigen Richter einen vernichtenden Blick zu und sagte ihm gerade ins Gesicht, daß dies eine Sache sei, von der er nicht das Geringste verstünde — was übrigens die volle Wahrheit war. Mein Herr Kunstkenner beeilte sich, Abschied zu nehmen und ist seit der Zeit nie wieder von Mylady befohlen worden. Schon am nächsten Tag kam Mylord zu mir in den Klub und bat mich, mit ihm zu kommen und ihm meine Meinung über das Bild zu sagen. Ich antwortete natürlich, es würde mir ein großes Vergnügen sein und fand mich bald darauf in seinem Hause ein. Er führte mich hinauf und stellte mich Mylady vor, die, beiläufig bemerkt, ohne Hut noch schöner ist als in Promenadentoilette, und mit ihnen beiden ging ich ins Schlafzimmer, wo das Bild hängt. So ein Zimmer sollten Sie sehen! Die Wände sind mit mattgoldener Tapete bezogen, vor den großen Fenstern nach dem Garten hinaus hängen grünseidene Gardinen herab, geschnitzte Möbel mit Mosaikeinlagen u. s. w. Und dem großen Himmelbett gegenüber, auf einem eigens dazu eingerichteten Platz steht Tizians Madonna, ziemlich klein — etwa so groß — aber ein Juwel! — Mylady stand hinter ihrem Mann, ihre Hand lag auf seiner Schulter, sie sah mich erwartungsvoll an, und als ich mich umwandte und sagte: ‚Ich gratuliere Ihnen, ein solches Meisterstück zu besitzen‘, lächelte sie wahrhaft bezaubernd und reichte mir die Hand.

„Seit der Zeit sind sie öfter so freundlich gewesen, mich einzuladen, Mylord ist ein guter, liebenswürdiger Mann und Mylady — nun, das haben Sie ja selber gesehen!“

Während dieser Unterhaltung waren wir an einen Seitenweg gelangt, und da die Uhr schon sechs war, fing die Menschenmenge an, sich ein wenig zu verlaufen. Mr. Frank schritt weiter, drehte an seinem Schnurrbart und lächelte vor sich hin.

„Woran denken Sie?“ fragte ich.

„Ja, das will ich Ihnen sagen. Besagtes Bild bei Lord William hatte eine wunderbare Geschichte, ehe es ihm erlaubt wurde, in Ruhe und Frieden seinen jetzigen Platz einzunehmen.“

„Nun, wieso?“

„Ja, das ist eine lange Geschichte, die ich erst im Frühjahr erfuhr, als wir einen gemütlichen Abend bei Mylord am Kamin verplauderten. Unser Gespräch kam auf Italien, Galerien u. s. w., nach und nach machte Mylord Andeutungen, Mylady lachte, und schließlich erzählten sie, einander ergänzend, eine ganz wunderbare Begebenheit.“

„Es wäre sicher amüsant, sie zu hören!“

„Ja, wenn Sie mögen, will ich sie Ihnen erzählen, so wie ich sie an jenem Abende gehört und später nach meiner Phantasie selber zusammengestellt habe. Kommen Sie mit, dann gehen wir den Park zu Ende und dinieren nachher zusammen im Klub.“

Ich nahm Mr. Johnsons Arm und er fing an zu erzählen:

„Lord Williams Vater war mit einer sehr schönen Dame verheiratet, die ihn indessen sehr unglücklich machte. Sie hielt sich den größten Teil des Jahres in Paris auf oder machte Badereisen, und er verbrachte am liebsten den ganzen Sommer auf seinen Gütern und war nur um Weihnachten eine kurze Zeit in London, wenn sonst niemand in der Stadt war. Sie hatten nur einen Sohn, eben diesen Lord William. Dieser lebte, bis er nach Oxford geschickt wurde, fast ausschließlich mit seinen Lehrern. Seine Mutter hatte ihn verlassen, um nur ihrem Vergnügen zu leben, und sein Vater, der von Jahr zu Jahr melancholischer wurde, kümmerte sich auch nicht um ihn. Der junge Lord William litt schon früh unter den unglücklichen häuslichen Verhältnissen, und von Natur still und verschlossen, wurde er mit den Jahren melancholisch und menschenscheu. Er hatte keine Freunde, kannte keine Vergnügungen, und seine einzige Passion waren seine Studien. Diese unterbrach er nur einmal im Jahre auf wenige Wochen, wenn er im Herbst aufs Land ging, um zu fischen und zu jagen.

„Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, starben seine beiden Eltern, erst die Mutter im Auslande und bald darauf der Vater daheim auf seinem Landsitz. Hierdurch wurde er der Erbe eines sogar für unsere Begriffe ungewöhnlich großen Vermögens, mit dem er nach Belieben schalten und walten konnte.

„Man erwartete, daß sich jetzt die langgeschlossenen Thüren seines väterlichen Hauses öffnen und der Welt einen Einblick in dessen Inneres gestatten würden, man erwartete, daß Mylord sich jetzt wenigstens in der großen Welt zeigen würde, und schon ließen die besorgten Mütter ihre Töchte Revue passieren, mit dem brennenden Wunsche, daß sie Gnade vor den Augen des reichen Erben finden möchten — aber man wartete vergebens: Mylord blieb, wo er war. Er setzte seine Studien mit demselben Eifer fort und sah die übrige Welt mit höchst gleichgültigen Augen an.

„Sie brauchen aber nicht zu glauben, daß irgend ein specielles Studium Lord William in so hohem Grade fesselte. Unter seinem ruhigen, fast würdigen Aeußeren verbarg sich ein rastloser Geist, der bald das eine, bald

das andere mit Eifer ergriff, um daran Befriedigung zu finden. So vertiefte er sich eine Zeitlang in historische Forschungen, durchstöberte alle Archive und fing sogar an, einen Essay zu Gunsten der arg verleumdeten Maria Stuart zu schreiben. Plötzlich wurde ihm die ganze Sache langweilig, und statt dessen faßte er eine wirklich phantastische Vorliebe für die naturwissenschaftlichen Studien. Sein Zimmer wurde mit großen Sammlungen von getrockneten Pflanzen und gespießten Insekten angefüllt, und er machte derartige chemische Experimente, daß seine Finger denen eines Photographen glichen. Diese Leidenschaft hielt eine ganze Weile vor, bis ihm eines Abends zufällig Byrons Gedichte in die Hand fielen. Die ganze folgende Nacht lag er wach und las, und am anderen Morgen ließ er seine sämtlichen chemischen und botanischen Vorräte in den Keller schaffen und lebte von Stund' an nur noch unseren großen Dichterheroen. Dann studierte er fremde Sprachen und machte sich auch mit der französischen und italienischen Litteratur bekannt.

„Als sein Vater gestorben war und er sein Erbe antrat, fand er unter anderen, zum Hause gehörenden Schätzen auch eine Gemäldesammlung vor, die manch Stück von nicht geringem Kunstwert enthielt. Lord William fing an, sich dafür zu interessieren und bekam dadurch Lust, mehr zu sehen. Er unternahm Wanderungen durch die Galerien und Museen, machte sich Notizen und las, er besuchte die Künstler in ihren Ateliers und faßte endlich mit siebenundzwanzig Jahren den Entschluß, nach Italien zu reisen."

„Aber hatte Mylord denn niemals daran gedacht, sich zu verheiraten?"

„Freilich war hin und wieder der Wunsch in ihm aufgestiegen, sich einen häuslichen Herd zu gründen und eine Herrin für seine Schätze heimzuführen. Allein der Gedanke an die unglückliche Ehe seines Vaters schreckte ihn davor zurück, auch machten die jungen Damen zu viel Anstrengungen, ihn an sich zu fesseln, womit sie natürlich nur das Gegenteil bewirkten."

„Nun und dann?"

„Ja, dann kam er im August 186.. nach Rom. Zu dieser Jahreszeit waren nur wenig Fremde in der Stadt. Die Wintergäste waren noch nicht angekommen und die Künstler waren fast alle in die Berge geflüchtet. Nie zuvor in seinem Leben hatte sich Mylord so wohl gefühlt. Rom glich in dieser völligen Ruhe einem stillen, weiten Klosterhof und war wie geschaffen, um dort seinen Träumereien nachzuhängen und sich in seine Gedanken zu vertiefen. Mit gemessenen Schritten durchwanderte Lord William das Kolosseum; stundenlang saß er auf den Ruinen der Kaiserpaläste, stellte Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen an und bildete sich ein, Alleinherrscher aller dieser Herrlichkeiten zu sein. Natürlich besuchte er auch fleißig die Galerien, und sein einziger Wunsch war, es möchte niemals Weihnachten werden, wo bekanntlich Rom mit Fremden aus aller Herren Länder überschwemmt ist.

„Einige Wochen nach seiner Ankunft erfuhr er zufällig, daß eine Versteigerung des Nachlasses eines italienischen Grafen abgehalten werden sollte, dessen zerrüttete Verhältnisse die Söhne zwangen, alles, was sich nur in bare Münze verwandeln ließ, zu veräußern.

„Lord William ging eines schönen Vormittags in den Palast, wo in einigen Zimmern der zur Auktion bestimmte Teil der Gemäldesammlung ausgestellt war.

„Außer vielen mittelmäßigen Sachen befanden sich dort auch mehrere Bilder von berühmten Meistern; so eine Magdalena von Carlo Dolce, die Mylord übrigens durchaus nicht zusagte, ein Porträt von Raffael und endlich die Perle der Sammlung, eben jene kleine Madonna von Tizian. Sie sehen und lieben war eins für Mylord. Er notierte die Nummer des Bildes und begab sich am nächsten Tage zur rechten Zeit in den Auktionssaal, fest entschlossen, das Bild um jeden Preis zu kaufen.

„Die Mehrzahl der Anwesenden gehörten zu der Familie des Verstorbenen, doch waren auch einige Ausländer dort, unter denen Mylord mehrere Typen seiner Landsleute erkannte.

„Geduldig wartete Lord William in einer Fensternische, bis das Gemälde von Tizian aufgerufen wurde, dann erhob er sich langsam und bot darauf. Plötzlich antwortete ihm eine durchdringende Stimme von der anderen Seite des Saales und überbot ihn mit hundert Franken. Als er sich nach seinem Gegner umwandte, sah er sofort, daß es ein Engländer war. Er trug einen grauen Anzug, hatte ein langes, rotes Gesicht, einen roten Backenbart und stechende, hellblaue Augen. Mylord wußte gleich, daß er keinen Gentleman vor sich habe, sondern daß sein Landsmann eine Art von Mittelding zwischen Diener, Führer und Kurier sei, deren sich vornehme oder reiche Leute auf ihren Reisen bedienen. Vermuten sie, daß ein Ort überfüllt ist, so schicken sie diese Menschen vorweg, um bequeme Wohnungen auszukundschaften und zu bestellen. Sie benutzen sie, um Reitpferde und Proviant für kleine Ausflüge anzuschaffen, das Gepäck zu befördern, überall zur Hand zu sein, und schicken sie im Notfall sogar nach berühmten Aussichtspunkten und Monumenten, die zu besichtigen die Herrschaft selber behindert ist, deren Name aber doch notwendigerweise im Reisebuch vermerkt sein muß.

„Mylord begriff, daß dieser Mensch ein solcher Spürhund sei, der jetzt im Auftrag seiner Herrschaft auf dieses Bild bieten mußte, aber er gelobte sich innerlich, daß er kein Glück damit haben solle. Energisch knöpfte er seinen Rock ganz zu und überbot ihn mit fünfhundert Franken. Der graue Herr geriet in Eifer, der Schweiß perlte ihm von der Stirn, er rief sein Gebot sehr laut und fuhr sich mit einem gelbseidenen Schnupftuch im Gesicht umher. Mylord war sehr ruhig, doch war er so schnell mit seinem Gebot bei der Hand, daß er, als er achtzigtausend Franken bot, kein Uebergebot mehr erhielt.

„Zum ersten, zum zweiten und zum — drittenmal! Alles war totenstill. Der graue Herr sank ermattet in einen Lehnstuhl und warf Mylord einen wütenden Blick zu. Dieser richtete sich hoch auf, gab seinen Namen und seine Adresse auf und ließ das Bild sorgfältig verpacken, worauf er heimging, um den eben errungenen Schatz holen zu lassen.

„Den größten Teil des Nachmittags brachte er damit zu, das Bild von allen Seiten zu betrachten, es abwechselnd an allen vier Wänden seines Zimmers aufzuhängen, bis er es endlich auf sein Sofa stellte, unschlüssig, welchen Platz er seinem Kleinod geben solle.

„Als Lord William am nächsten Morgen sein Bad genommen, setzte er sich höchst behaglich in sein Sofa. Dort saß er in Schlafrock und Pantoffeln, eine Zeitung in der Hand, während der dampfende Thee und das opulente englische Frühstück vor ihm auf dem Tische aufs zierlichste serviert waren.

„Gerade ihm gegenüber, in gehöriger Entfernung hatte er das Gemälde auf einen Stuhl gestellt, und als die Sonne ihre vollen Strahlen in das Zimmer warf, zog er behutsam eine Gardine vors Fenster, um die richtige Beleuchtung für sein Bild zu haben.

„Mylord war äußerst wohl zu Mute, er nippte von seinem Thee, knapperte seine Muffins, die sein Diener wie kein zweiter in der Welt zu bereiten verstand; er las eine halbe Spalte in der ‚Times‘, legte darauf die Zeitung fort und betrachtete das Bild eine Weile, lächelte stillvergnügt und schlürfte wieder einen Schluck Thee.

„Hätte Mylord eine Ahnung davon gehabt, welch verhängnisvoller Moment ihm bevorstand, und welch eine Gefahr über seinem Haupte schwebte, würde er sicher weniger ruhig gewesen sein und hätte wohl kaum einen solchen Genuß von seiner behaglichen Umgebung gehabt. Jedenfalls würde er Schlafrock und Pantoffeln mit einer eleganten Promenadentoilette und einem Paar blankgeputzter Stiefel vertauscht haben, um dem Feind in voller Rüstung entgegentreten zu können. Aber wie die Sache nun einmal lag, wurde er förmlich überrumpelt. Wäre plötzlich eine Bombe zwischen Schinken, Thee und Eiern geplatzt, so hätte Mylord nicht heftiger erschrecken können, als jetzt, wo die Thürglocke erklang, sein Diener öffnete und meldete: ‚Eine Dame wünscht Mylord zu sprechen!‘

„‚Eine Dame!‘ Mylord warf die Zeitung fort und sprang auf. ‚Ich kenne hier keine Dame! Was für eine Art Person ist das?‘

„‚Ach Mylord, eine höchst — —‘

„Der Diener konnte den Satz nicht vollenden, denn die Thür öffnete sich und Mylady trat ein. Sie war damals schon ebenso schön wie jetzt, vielleicht war sie etwas schlanker, wodurch sie größer erscheinen mochte, als sie in Wirklichkeit war. Sie war schwarz gekleidet und trug einen Schleier. Mit einer leichten, herablassenden Neigung des Hauptes grüßte sie und sagte: ‚Lord William Wanham, wenn ich nicht irre?‘

„Mylord machte eine Verbeugung, er stand in dem hintersten Winkel des Zimmers und war dunkelrot geworden, wenigstens behauptete Mylady neulich, daß er so aussah, als sie ihn zum erstenmal erblickte.

„‚Mein Name ist Lady Mary Clarendon,‘ sagte Mylady und sah Mylord an. ‚Ich bitte um Verzeihung, daß ich schon so früh am Morgen störe, aber ich wollte Sie gern sicher zu Hause treffen, da ich in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen sprechen muß.‘

„Mylord verbeugte sich von neuem, da er aber nicht die geringste Anstalt machte, seinem Gast einen Stuhl anzubieten, ergriff Mylady mit unnachahmlicher Grazie einen Lehnstuhl, rückte ihn ein wenig vom Tische ab und nahm darauf Platz. Dann löste sie ihren Schleier, faltete ihre zierlich behandschuhten kleinen Hände und begann folgende Unterredung:

„‚Mylord kaufte gestern ein kleines Gemälde von Tizian auf der Tremontischen Auktion?‘

„Mylord verneigte sich bejahend.

„‚Ich war schon vor acht Tagen, als das Bild zum erstenmal ausgestellt war, fest entschlossen, dasselbe zu kaufen. Leider war ich gestern behindert, selbst auf die Auktion zu gehen, doch schickte ich eine zuverlässige Persönlichkeit hin, für mich auf dasselbe zu bieten.‘

„Mylord erinnerte sich des grauen Herrn mit dem gelben Schnupftuch.

„‚Man glaubte allgemein, daß das Bild höchstens auf sechzigtausend Franken kommen würde; ich gab meinem Kommissionär Auftrag, bis siebzigtausend zu bieten und sagte ihm, daß ich das Bild durchaus haben müsse. Aber dieser Mensch war so beschränkt, daß er die genannte Summe nicht überschreiten zu dürfen glaubte. Ich hatte doch gesagt, ich müßte das Bild haben, und da ist es ja selbstverständlich, daß er es um jeden Preis kaufen sollte!‘

„Mylady war ganz rot geworden und schaute Mylord mit ihren großen, schwarzen Augen an.

„‚Aber Mylady hatte doch gesagt, Ihr Kommissionär solle bis siebzigtausend Franken bieten!‘

„‚Großer Gott, ja, weil man allgemein annahm, daß das Bild nicht einmal so hoch kommen würde. Aber wenn ich sage, ich muß das Bild durchaus haben, so ist das doch zu begreifen! Nun, die Dummheit ist jetzt einmal begangen; da mir aber die Sache so sehr am Herzen liegt, bin ich selber gekommen, um Mylord zu bitten, mir das Bild gütigst für den Kaufpreis zu überlassen.‘

„‚Das geht unter keiner Bedingung, ich schätze das Bild selber viel zu hoch, um mich je wieder davon zu trennen!‘

„Mylady zog die Augenbrauen in die Höhe und fing an schneller zu sprechen.

„‚Aber Mylord, wenn ich Ihnen nun eine höhere Summe böte?‘

„Lord William wurde wieder ganz dunkelrot, aber diesmal hatte es einen anderen Grund. Er sah Mylady von oben herab an und sagte: ‚Das Bild schätze ich so hoch, nicht seinen Geldeswert!‘

„‚Aber Mylord, wenn ich Ihnen nun sage, daß mich das Bild vom ersten Augenblick an, wo ich dasselbe sah, so sehr gefesselt hat, daß ich alles aufbot, um es sicher in meinen Besitz zu bekommen, und daß es mir nur durch die Dummheit dieses ungeschickten Menschen entgangen ist, dann werden Sie doch einsehen, daß ich gewissermaßen ein Vorrecht darauf hatte! Und selbst wenn Sie mir das nicht einräumen wollen, Mylord, ich bitte Sie nun doch so inständig, mir diesen Gefallen zu thun — ach, überlassen Sie mir das Bild!‘

„Mylady hatte sich erhoben und stand jetzt dicht vor Mylord; ihre Hände waren herabgesunken, und sie sah ihn mit ihren schwarzen Augen so flehend und unglück-

lich an, daß nur ein so eingefleischter Weiberfeind wie Mylord es übers Herz bringen konnte, ihr zu antworten: ‚Nein, Mylady, es ist ganz unmöglich!‘

„Sie wandte sich von ihm ab, und im selben Moment fiel ihr Blick auf das Bild, das gegen den Stuhl gelehnt mitten im Zimmer stand.

„‚Ach da ist es ja!‘ Und damit eilte sie darauf zu, und warf sich vor dem Bild auf die Kniee, so daß ihr seidenes Kleid raschelte. Bewegungslos verharrte sie eine Weile in dieser Stellung, dann rief sie aus: ‚Ist nicht entzückend, gibt es etwas Vollendeteres? Sehen Sie die Baumgruppe, unter der die Madonna sitzt, wie schattig, wie lauschig! Welch eine liebliche Vereinigung: Die Madonna mit dem Kinde auf dem Schoße, dem die kniende Magdalena Kirschen reicht! Und sehen Sie doch den kleinen Johannes, der dort an ihrer Seite steht! Wie freut er sich über das Christuskind! Er hat, wie alle größeren Kinder, die kleinen so gern. Und dann die Landschaft im Hintergrund! Wie leuchtend, und doch ist sie mit ganz dunklen Farben gemalt.‘

„Sie zog den Handschuh aus und hielt ihre Hand gegen das Bild.

„‚Sehen Sie doch, wie blendend weiß die Hautfarbe der Madonna wirkt, und dabei ist sie doch so viel dunkler wie in Natur und strahlt und leuchtet doch so, daß man glauben sollte, es gäbe nichts Weißeres auf der Welt. Ach, es ist wirklich entzückend, hinreißend schön! — Mylord, nicht wahr — Sie lassen es mir?‘

„Mylord versichert zwar heilig und teuer, daß er keinen Moment daran gedacht habe, Myladys Bitten nachzugeben, aber zu seinem Besten will ich annehmen, daß es sich anders verhielt; lieber will ich glauben, daß es ihn eine übermenschliche Anstrengung kostete, ihr zu antworten: ‚Nein, Mylady, ich bedaure unendlich, aber ich kann mich nicht davon trennen.‘

„‚Soll dies Ihr letztes Wort sein?‘

„Mylord verneigte sich.

„Da erhob sich Mylady mit großer Würde. Sie biß sich auf die Lippen, runzelte die Stirn, grüßte Mylord mit unendlicher Grandezza und ging zur Thür. Dort wandte sie sich noch einmal um, warf einen letzten Blick auf das Bild und war verschwunden.

„Nun hätte man erwarten sollen, Mylord wäre sehr stolz und befriedigt gewesen, hatte er doch das Schlachtfeld in so glänzender Weise behauptet! Aber merkwürdigerweise war dies nicht der Fall. Freilich setzte er sich hin, um das unterbrochene Frühstück zu vollenden, aber plötzlich sprang er wieder auf, warf die Serviette in einem Knäuel auf den Tisch, ging ans Fenster, trommelte gegen die Scheiben, setzte sich wieder hin, um zu lesen und sprang von neuem auf — kurz, er befand sich in ganz merkwürdig aufgeregter Verfassung.

„‚Ich habe aber ganz korrekt gehandelt!‘ sagte er zu sich selber. ‚Soll man etwa zu jedem wildfremden Menschen, der uns unseres Eigentums berauben will, sagen: Bitte, haben Sie die Güte, es steht zu Ihren Diensten! — Zugegeben, es war eine Dame, und noch dazu eine sehr schöne Dame — ja, schön war sie! Besonders die Stirn und die Augen; doch auch der Mund, wenigstens, wenn sie freundlich aussah — und wenn nun so jemand ein solches Ansinnen an uns stellt! Ach ja, die Nase war auch niedlich, überhaupt das ganze Profil war schön! — Aber bin ich denn nicht mehr Herr im eigenen Hause? Kann ich nicht mit meinem Eigentum schalten und walten, wie ich will?‘

„‚Aber es war doch immer eine Dame,‘ sagte eine innere Stimme zu Mylord. ‚Eine Dame?‘ fuhr er diesen Fürsprecher an. ‚Als ob eine Dame mehr Recht als sonst jemand hätte, aufdringlich zu sein! Außerdem finde ich es durchaus unpassend von einer wohlerzogenen jungen Dame, einen fremden Herrn zu überrumpeln, der sich noch dazu in Morgentoilette befindet, und ihn förmlich anzubetteln. Ihre Familie ahnt natürlich nichts davon! Nein, es ist wirklich unerhört!‘

„Mylord legte die Hände auf den Rücken und starrte vor sich hin. Plötzlich stampfte er heftig mit dem Fuß auf, ging hin, nahm das Bild von der Wand und trug es in das Nebenzimmer, wo er es gegen die Wand stellte; dann machte er Toilette und ging ins Freie.

„Er ging weit hinaus in die Campagna. Die Hitze war groß, aber nicht erdrückend; klar hoben sich die weichen, violetten Bergumrisse von dem blauen Sommerhimmel ab. Ueberall herrschte tiefe Stille. Nur einmal kam ein Hirt auf seinem kleinen Pferde vorüber, und in der Ferne sah man in einer Thalsenkung seine Ochsen weiden, sonst war weit und breit kein lebendes Wesen zu erblicken.

„Es war so recht ein Tag, den Mylord in ungestörter Ruhe hätte genießen können, aber Mylord war heute nicht in der Stimmung, Genuß von irgend etwas zu haben. Er ging raschen Schrittes, die Hände auf dem Rücken, doch bald war er so erhitzt, daß er sich auf einen Stein setzen mußte, um auszuruhen. Ganz gegen seine Gewohnheit fand er heute die ihn umgebende Stille bedrückend. Nachdem er einige Meilen landeinwärts gegangen war, wandte er sich um und ging ebenso schnell, wie er gekommen, wieder zurück. Als er die Stadt erreicht hatte, war die Uhr ungefähr sechs geworden, und schon fingen die Wagen an, vom Monte Pincio heimzukehren. Vor der französischen Akademie blieb Mylord einen Augenblick stehen und betrachtete die Equipagen mit ihren eleganten Pferden und schönen Damen, die in voller Fahrt den Berg herunter kamen. Da erblickte er einen Wagen mit Kutscher und Diener in blauer Livree. Im Fond saßen zwei Damen, die mit dem ihnen gegenübersitzenden Herrn in eifriger Unterhaltung begriffen waren. Die jüngere der beiden, die einen weißen Hut und Shawl trug, war Lady Mary. Als der Wagen an Mylord vorbeikam, trafen sich ihre Blicke, doch Myladys Augen drückten eine so völlige Gleichgültigkeit aus, als habe sie Mylord nie in ihrem Leben gesehen. Er war im Begriff zu grüßen, aber dieser Blick brachte ihn derartig aus seiner Fassung, daß er wie angewurzelt stehen blieb und dem Wagen nachstarrte. Mylady sprach inzwischen sehr lebhaft mit ihrem Begleiter, lächelte ihn mit ihren weißen Zähnen an und nickte vergnügt mit dem Kopf zu irgend einer Bemerkung, die er eben gemacht.

„Mylord versichert, daß er noch heute fest überzeugt ist, daß Mylady ihn damals nicht erkannt hat, denn er kann sich nicht vorstellen, daß eine so junge Dame sich

schon in so hohem Grade verstellen kann. Aber Mylady behauptet, daß sie ihn schon eine ganze Strecke vorher gesehen habe, und daß es ihr größter Wunsch gewesen sei, der Erdboden möge Mylord vor ihren Blicken verschlingen, so wütend sei sie auf ihn gewesen.

„Mylord fühlte einen Stich durchs Herz, ihn schwindelte. ‚Ich bin wohl zu schnell gegangen bei der großen Hitze,' dachte er, ‚auch bin ich hungerig geworden und will lieber erst zu Mittag speisen.' Als aber das Diner serviert war, hatte Mylord gar keinen Appetit mehr. ‚Es wird jetzt wirklich zu heiß in Rom,' meinte er, ‚morgen gehe ich auf acht Tage in die Berge und dann will ich nach Neapel aufbrechen.'

„Er ließ seinen Koffer packen und sagte dem Portier Bescheid: Er wolle auf ungefähr acht Tage verreisen; sollte jemand nach ihm fragen, so würde er in einer Woche wieder zu sprechen sein. Außerdem schärfte er dem Portier ein, dafür zu sorgen, daß inzwischen in seinen Zimmern weder reingemacht noch aufgeräumt würde. Mylord hatte auf der Reise allerlei zusammengekauft, dies stand und lag zum Teil in seiner Schlafstube und im Nebenzimmer umher, und es lag ihm daran, daß keine fremde Hand diese Schätze berührte. Alle Gardinen wurden zugezogen, die Thüren wurden verschlossen, und der Portier erhielt den Schlüssel. Schon am anderen Morgen reiste Mylord nach Tivoli.

„Nach Verlauf einer Woche war Mylord wieder zurück. Die Gardinen wurden aufgezogen, und während sein Diener beschäftigt war, etwas Ordnung in den Zimmern zu schaffen, ging er in sein Kabinett, um seine Bilder einmal wieder zu betrachten. Mitten auf das kleine Sofa hatte er vor seiner Abreise das Gemälde von Tizian gestellt — jetzt stand es dort nicht mehr.

„Mylord ließ den Portier rufen: ‚Haben Sie hier irgend etwas in meinem Zimmer angerührt? Ich gab doch ausdrücklichen Befehl, daß niemand in meiner Abwesenheit die Zimmer betreten solle!'

„‚Signor, ich habe keinen Fuß hineingesetzt,' lautete die Antwort.

„Mylord strich sich mit der Hand über die Stirn, er nahm einige Mappen, die auf demselben Sofa standen, herunter und wurde plötzlich leichenblaß. Unter dem Kissen, womit er das Bild gestützt hatte, lag eine grüne Börse mit Gold und Wertpapieren gespickt — auf einem daran befestigten Zettel standen, offenbar von zierlicher Damenhand, die Worte: Achtzigtausend Franken.

„‚Wer ist hier im Zimmer gewesen?' herrschte Mylord den Portier an. Dieser wich einige Schritte zurück, entsetzt über den wütenden Ausdruck in Mylords Augen.

„‚Niemand, Eccellenza, wirklich niemand! Ach, ja doch! Am ersten Tage, als Mylord fort war, gegen Mittag, kam eine sehr vornehme Dame mit einem Diener. Eccellenza kann mir glauben, ich weiß einen Unterschied zu machen, und dies war eine sehr, sehr vornehme Dame, mit einer Toilette und mit Manieren!'

„‚Ja es ist gut, nur weiter!'

„‚Sie fragte nach Mylord und ich antwortete, ich sei beauftragt zu sagen, Eccellenza wäre verreist. Dann fragte sie, wann Mylord wiederkäme, und ich sagte ihr, wir erwarteten Eccellenza erst in einer Woche wieder zurück. ‚Das ist gut,' erwiderte sie, ‚dann geben Sie mir den Schlüssel zu Mylords Zimmern.'

„‚Und darauf antworteten Sie gar nichts?'

„‚Ja, ich sagte, das heißt ich wollte sagen: Ja, aber geht das an, Mylord ist ja nicht zu Hause? Den Blick hätte Mylord sehen sollen, den sie mir zuwarf! Beinahe so, wie Eccellenza mich eben selber ansahen! Dann sagte sie: ‚Werden Sie sich nun gefälligst bald entschließen, mir den Schlüssel zu geben? Ich muß durchaus etwas aus Mylords Zimmern haben.' — Von ihrem Diener gefolgt, ging sie hinauf und blieb eine Weile oben.'

„‚Und als sie fortging?'

„‚Ja, Mylord, das sah ich nicht. Ich wollte gerade einen kleinen Mittagsschlaf machen, als die Dame kam, und als sie nun hinaufgegangen war, legte ich mich hin — nur einen kleinen Augenblick — Eccellenza, die Hitze war gar zu drückend! Ich sagte meiner kleinen Marietta, sie solle acht geben, wenn die Dame wieder herunterkäme, und sie erzählte mir nachher, die Dame habe ihr so freundlich zugenickt und sei so wunderschön gewesen!'

„‚Noch weiter etwas?'

„‚Nein, weiter hat sie auch nichts gesehen. Sie erzählte mir, die Dame habe ein violettseidenes Kleid angehabt und einen lila —'

„‚Ach, das ist ja ganz gleichgültig!'

„Mylord biß sich auf die Lippen und sah noch immer ganz verstört aus.

„‚Vermißt Mylord etwas? Ich kann mir doch eigentlich nicht denken, daß eine so vornehme Dame —'

„‚Gar nichts,' und Mylord machte eine abwehrende Handbewegung. ‚Es ist gut, Sie können gehen!'

„Der Portier blickte ängstlich und neugierig im Zimmer umher, dann ging er. Als er fort war, ging auch Mylord.

„Er erkundigte sich, wo die Familie Clarendon, die nur aus zwei Personen, der jungen Dame und ihrer Tante, bestand, wohnte und schellte beim Portier.

„‚Ist die Herrschaft zu Hause?'

„‚Welche Herrschaft?' fragte eine verdrießliche Stimme.

„‚Lady Clarendon.'

„‚Die Damen sind verreist.'

„‚Wann kommen sie zurück?'

„Der Portier sah Mylord verdrießlich an: ‚Sie kommen überhaupt nicht wieder zurück; sie sind vor acht Tagen nach Neapel gereist.'

„Mylord benutzte den nächsten Zug nach Neapel und schon am selben Abend war er den beiden Ladies auf der Spur, doch nur, um zu erfahren, daß sie am Tage vorher mit dem Dampfschiff nach Genua weitergereist seien. Mylord reiste hinterher. Mehrere Tage bemühte er sich vergeblich, sie zu finden, endlich erfuhr er, in welchem Hotel sie logierten, und dort sagte man ihm, daß sie bereits in Wien wären.

„Wenn man heutzutage die Polizei in Anspruch nehmen will, kann man in unglaublich kurzer Zeit jemand ausfindig machen, und sei es durch ganz

Europa, will man sich aber auf seine eigene Spürnase verlassen, so hat man bald jede Spur verloren. Eine junge Dame mit einer Tante verschwinden leicht auf den endlos sich kreuzenden Bahnzügen, und während man sie an einem Ende von Wien oder Paris sucht, können sie ganz gemütlich am anderen Ende der Stadt sitzen und Thee trinken. So erging es Mylord. Rastlos wie der ewige Jude durchstreifte er ganz Europa. Endlich hatte er die Sache satt und reiste nach Paris, um sich nach einem kurzen Aufenthalt in der Seinehauptstadt nach England zurückzubegeben.

„Für einen der letzten Tage seines Aufenthalts in Paris hatte Mylord eine Einladung zu einem großen Ball im englischen Gesandtschaftshotel erhalten. Er hatte keine rechte Lust, dorthin zu gehen. Bis elf Uhr saß er in seinem Zimmer und las. Dann warf er zufällig einen Blick aus dem Fenster, und der herrliche Mondschein war zu verlockend, er bekam plötzlich Lust, doch noch hinzugehen. Schnell machte er Toilette und war gegen Mitternacht im Hotel.

„Der Ball war im vollen Gange. Schon auf der Treppe hörte er die rauschende Musik, die heiße Luft aus den überfüllten Sälen drang ihm entgegen. Nur mit Mühe bahnte er sich seinen Weg durch die wimmelnde Menschenmenge. Herren in Civil und in glänzenden Uniformen, Damen in eleganten Toiletten mit endlosen Schleppen und schwerbeladene Diener wogten in den Sälen, auf den Vestibules und den Treppen auf und ab. Mylord machte einige vergebliche Anstrengungen, die Frau des Hauses zu begrüßen, doch nachdem er sich mühsam durch eine Reihe von Zimmern und Boudoirs hindurchgewunden, ohne seinen Zweck zu erreichen, faßte er in einer Ecke des Tanzsaales Posto und betrachtete, den Hut unter dem Arm, die Tanzenden.

„Man tanzte gerade eine Quadrille. Mit unglaublicher Beharrlichkeit bahnten sich die Paare den Weg zu ihrem Visavis, um gleich darauf ebenso mühsam ihren alten Platz wieder zu erobern.

„Mylord stand dort und konnte sich nicht genug über die Damen verwundern, strahlten doch ihre Augen voll Lust und Freude trotz dieser kolossalen Kraftanstrengungen, und er selber verging fast vor Hitze in seinem ruhigen Winkel. Doch plötzlich — heiliger Georg! — gerade unter dem großen Kronleuchter in der Mitte des Saales steht sie ja selber — Mylady! Ein wahres Lichtmeer überflutet sie — mit allen ihren Diamanten glänzte und leuchtete sie wie ein funkelnder Stern. Sie fächelte sich höchst anmutig und unterhielt sich aufs eifrigste mit einem ganzen Schwarm von Herren, der sie umgab, und dabei strahlten ihre schwarzen Augen um die Wette mit den blitzenden Edelsteinen.

„Mylord starrte sie an wie eine Geistererscheinung. Diesen Blick mußte sie fühlen, denn plötzlich wandte sie sich kurz um, und obwohl eine ganze Reihe von tanzenden Paaren sie voneinander trennte, sah sie Mylord gerade ins Gesicht. Dann errötete sie bis an die Haarwurzeln, faltete den Fächer zusammen, nahm die Schleppe auf und stand im nächsten Augenblick neben Lord William.

„‚Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern?‘ fragte sie mit etwas unsicherer Stimme.

„‚Ja, ich habe die Ehre,‘ sagte Mylord und verbeugte sich tief; dabei schlug sein Herz so laut, daß er meinte, Mylady müsse es sicher bemerken.

„‚Ich wollte nur sagen, Mylord,‘ fing Mylady wieder an, ‚daß das Bild, welches ich — welches ich damals von Mylord — kaufte, sich jetzt in meiner Wohnung befindet. Meine Tante mißbilligte den Kauf, und ich mußte ihr das Versprechen geben, denselben rückgängig zu machen, sobald ich Mylord einmal wieder begegnen würde. Meine Adresse ist: Rue du Bac 11. Ich bin morgen vormittag bis zwei Uhr zu Hause.‘

„Die letzten Worte sprach Mylady sehr klar und deutlich aus, dann grüßte sie Mylord mit großer Würde und sagte zu einem gerade vorübergehenden, älteren Herrn: ‚Dürfte ich Sie um Ihren Arm bitten, Herr General?‘ Damit war Mylady im Gedränge verschwunden. Gleich darauf verließ Lord William den Ballsaal; er trat ins Freie und sog in vollen Zügen die kühle, erfrischende Nachtluft ein. ‚Ich kann mich wirklich ärgern,‘ sagte er zu sich selber. ‚Nachdem sie mir eine solche Beleidigung zugefügt und sich in so empörender Weise gegen mich benommen hat, erdreistet sie sich noch, höchst herablassend mit mir zu sprechen.‘ Aber morgen, morgen sollte die Stunde der Vergeltung schlagen, morgen wollte Mylord seine ganze beleidigte Majestät herauskehren, und Mylady sollte dann schon zu Kreuz kriechen.

„Er richtete sich hoch auf im Mondschein und sah, wie sein Schatten an der Mauer sich auch hoch aufrichtete.

„Am nächsten Morgen machte Mylord mit besonderer Sorgfalt Toilette, er bearbeitete sein Haar mindestens eine halbe Stunde, fast dieselbe Zeit nahm das Arrangement seiner Halsbinde in Anspruch, und die Wahl seiner Handschuhe bereitete ihm viel Kopfzerbrechen — alles natürlich nur, um den stolzen Feind auf das äußerste zu demütigen.

„Nun stand er vor der bezeichneten Hausnummer, ein Diener öffnete ihm die Thür und führte ihn die mit Teppichen belegte Treppe hinauf, durch einen eleganten Salon bis an ein Boudoir, dessen Portieren er zurückschlug und mit flüsternder Stimme Mylord meldete.

„Auf einem niedrigen Stuhl saß Lady Mary und las; sie trug einen weißen Morgenanzug.

„‚Ich störe wohl, Mylady war so eifrig in die Lektüre vertieft?‘

„‚O, das thut nichts, es war ein alter Bekannter, den ich nachgerade fast auswendig weiß — es war der Sommernachtstraum!‘

„‚Mylady schwärmt für Shakespeare?‘

„‚Ich bin eine Engländerin,‘ und dabei richtete sie sich stolz auf. ‚Gewöhnlich gefällt mir übrigens dasjenige Stück, welches ich zuletzt gelesen habe, am besten, und darum bin ich jetzt gerade so entzückt von dem Sommernachtstraum.‘

„‚Kennt Mylady die Auslegung des deutschen Aesthetikers?‘

„‚Ich kümmere mich um gar keine Auslegungen,‘ sagte Mylady sehr bestimmt. ‚Ich glaube, gerade weil so wenig Sinn in dieser Dichtung ist, liebe ich sie so sehr.‘

„‚Wieso?‘ sagte Mylord ganz erstaunt.

„‚Es ist gerade wie mit dem Sonnenschein im Walde, oder wenn Sie lieber wollen, mit dem Mondlicht; die Strahlen fallen hundertfach verschieden, bald durchs Laub, bald über die Stämme in unaufhörlichem Wechsel, sobald sich die Blätter bewegen. Warum sehen sie so aus, warum verändern sie sich so? Weil Leben und Bewegung darin ist! — ein weiterer Sinn liegt auch nicht darin!‘

„‚Aber Mylady, Sie können glauben, für einen Astronomen, für einen Naturforscher gibt es ewige Gesetze, die bestimmen und begründen, warum der Mond gerade so steht und warum sich die Blätter gerade so bewegen.‘

„‚Das ist wohl möglich, Mylord, aber darüber nachzudenken habe ich wirklich keine Zeit!‘ Und damit nahm sie das kleine Buch, in dem sie eben gelesen, betrachtete es mit zärtlichem Blick und fuhr fort: ‚Was ich am meisten bei unserem großen Shakespeare bewundere, ist das Unerwartete, das Unvorhergesehene, gerade wie in der Natur; es fesselt und entzückt mich, aber ich bin nicht gelehrt genug, darüber zu philosophieren. — Aber ich halte Sie auf, Mylord! Wollen Sie mir, bitte, folgen, da drinnen ist mein — nein, Ihr Bild!‘

„Sie ging vorauf in ein kleines Kabinett und schlug eine Decke zurück. Darunter, in einem Kasten, lag das Bild. Die einzige Veränderung, die damit vorgegangen, seit Mylord es zuletzt gesehen, war, daß der schwerfällige, vergoldete Rahmen mit einem einfacheren, eleganten vertauscht war, wodurch das Bild selber bedeutend gewonnen hatte.

„Mylady stand mit gefalteten Händen und blickte das Bild an. Sie hatte den Kopf ein wenig gesenkt, und auf ihrer schönen Stirn lagerte ein wehmütiger Zug.

„Mylord zog die kleine, grüne Börse aus der Tasche und legte sie leise auf den Tisch: ‚Ich werde das Bild durch meinen Diener holen lassen!‘ sagte er.

„Es war so still im Zimmer, als warteten die beiden auf etwas sehr Feierliches.

„‚Mylady,‘ sagte Lord William endlich und ergriff ihre Hand, ‚Sie werden mir verzeihen, wenn ich als Fremder es wage, Ihnen einen guten Rat zu geben: Wenn Sie wieder einmal einen Wunsch haben sollten, den Sie nicht befriedigen können ohne — ohne die Gesetze zu übertreten, auf denen nun doch einmal das Wohl und Wehe der Menschheit beruht, so, ja — bitte, verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sage, so versuchen Sie, den Wunsch zu bezwingen. Sie könnten doch einmal an jemand kommen, der die Sache ernster auffaßt, wie ich es gethan, und dadurch in eine höchst unangenehme Situation geraten.‘ Damit bückte sich Mylord und küßte ihre Hand, und sein Gesicht hatte dabei einen so guten, edlen Ausdruck, daß Myladys Lippen plötzlich bebten; ihre großen, dunklen Augen wurden feucht, und sie sagte ganz leise: ‚Verzeihung, Mylord!‘

„In demselben Augenblick trat der Diener ein und meldete: ‚Lady Essex mit Fräulein Töchtern.‘ Noch ein freundliches Kopfnicken und Mylady war in den Salon geeilt. Mylord ergriff seinen Hut, begrüßte die Gesellschaft und verschwand.

„In den nächsten Tagen sah man Mylord, der bis dahin nur Museen und Bibliotheken besucht hatte, überall in ganz Paris. Er war im Bois de Boulogne, in der Oper, in allen Theatern, die von der feinen Welt besucht wurden, kurz überall und zwar stets in Begleitung eines Opernglases, dessen er sich fortwährend bediente. Es war dies natürlich nur eine neue Laune — er wollte das Pariser Leben kennen lernen, aber auffallend bleibt es doch immer, daß, als er eines Tages an Myladys Wohnung vorüber kam, wo alle Fenster weit geöffnet waren, und er auf sein Befragen die Antwort erhielt, die Damen seien am Tage vorher nach London gereist — er auch plötzlich seine Koffer packen ließ und sich schon am nächsten Morgen in London befand.

„Mit Beginn der Saison nahm Mylord an der Geselligkeit teil und die Welt war sehr zufrieden darüber. Mylord hatte von Natur feine, vornehme Manieren; neben einer gewissen Schüchternheit hatte er etwas sehr Ritterliches und machte großes Glück bei den Damen. Man braucht aber nicht zu glauben, daß er stets errötete und jeder Schönheit gegenüber so unbeholfen war, wie an jenem denkwürdigen Morgen, als er Lady Mary empfing. Er hatte das Fegefeuer durchgemacht und war jetzt gestählt gegen alle Versuchungen, die an ihn herantraten, dabei hatte er ein so freundliches, höfliches Wesen, daß er bei alt und jung beliebt war, ein höchst interessantes Objekt für die jungen Damen, von denen mehr als eine sich sterblich in ihn verliebte. — Endlich wurde es Mylord selbst klar, daß er in allen diesen Gesellschaften doch nur Lady Mary suchte. Er erfuhr, daß sie trotz der Saison auf dem Lande sei, um sich von den Strapazen der Reise zu erholen, doch nahm man allgemein an, daß sie bald genug den Lockungen der Hauptstadt folgen würde, um die gewohnten Huldigungen in Empfang zu nehmen.

„Allein man hatte sich geirrt: Mylady blieb, wo sie war, auf ihrem Schloß in Herfordshire.

„Nur mißmutig nahm Mylord noch an der Geselligkeit teil, und dennoch besuchte er unermüdlich Theater, Gesellschaften und Bälle — hoffte er doch immer wieder von neuem, daß sein Wunsch endlich einmal in Erfüllung gehen möge. Schließlich ward er der Sache überdrüssig und im August faßte er plötzlich einen kühnen Entschluß.

„Kapitän Wilkins, der eines Morgens zu Mylord kommt, findet ihn eifrigst beschäftigt, seine Bücher zu ordnen, während sein Diener nebenan die Koffer packt.

„‚Du willst verreisen, William — nach Schottland?‘

„‚Nein.‘

„‚Ich glaubte, du wolltest dort fischen; dann reist du wohl nach Wales, auf dein Gut?‘

„‚Nein.‘

„‚Oder auf den Kontinent, vielleicht in ein Bad?‘

„‚Nein.‘

„‚Nun, da scheint mir ja ein Staatsgeheimnis dahinter zu stecken, dann will ich lieber nicht weiter forschen!‘

„‚Ach, durchaus nicht,‘ sagte Mylord möglichst unbefangen, ‚ich reise nach Herfordshire.‘

„‚Hast du dort Bekannte?‘

„‚Nein, ich will dort fischen.‘

„‚In Herfordshire? Wo willst du dich denn einquartieren?‘

„‚Wahrscheinlich in der Nähe von Woodcastle,‘ sagte Mylord und dabei bückte er sich, um ein Buch aufzunehmen, das gar nicht dort lag.

„‚Bist du mit Clarendons bekannt?‘

„‚Nein, wie kommst du nur darauf, ich habe nie dort verkehrt! Wie ich dir vorhin sagte, reise ich nur dahin, um zu fischen.‘

„‚Verzeih, aber was willst du denn eigentlich dort fischen? Als ich dort war, habe ich weder See noch Fluß gesehen!‘

„‚So kennst du die Familie?‘

„‚Ich stand im selben Regiment mit Lady Marys Vetter, Lieutenant Arthur, der jetzt in Indien ist.‘

„‚Sie hat also einen Vetter?‘

„‚Aber du kennst sie ja gar nicht!‘

„‚Ja, das heißt ich habe sie doch am dritten Ort getroffen.‘

„‚Und nun willst du hin, um dort zu fischen?‘ sagte der Kapitän mit einem vielsagenden Lächeln.

„‚Ja, weißt du,‘ sagte Mylord, der immer konfuser wurde, ‚ich reise nicht allein des Fischens wegen, ich will dort auch gleichzeitig die Kirchen in Augenschein nehmen, die viele historische Denkwürdigkeiten von nicht geringem Wert enthalten sollen.‘

„‚Wirklich? Die müßten denn doch ganz neuen Datums sein, zu meiner Zeit stand dort nur eine kleine, ganz moderne Kapelle!‘

„Mylord wirtschaftete jetzt zwischen seinen Büchern herum, daß ihm der Staub um die Ohren flog, er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, dann sagte er laut: ‚So bin ich sicher falsch berichtet, aber es bleibt sich gleich, dann besehe ich die Naturschönheiten.‘

„‚Die Umgegend ist dort auch wirklich herrlich, allein der Park von Woodcastle ist ein kleines Paradies. Wenn du Mylady siehst, mußt du sie von mir grüßen, ich bin einer ihrer glühendsten Verehrer.‘

„Mylord wandte sich um und maß den kleinen Kapitän Wilkins mit einem Blick, als wolle er ihn verschlingen: ‚Du, James! Aber warum heiratest du sie denn nicht?‘

„‚Ja, weißt du,‘ sagte der Kapitän und drehte an seinem Schnurrbart, ‚meine Einkünfte sind sehr beschränkter Art, ich habe eigentlich nichts als Schulden, und dann bin ich noch ein Mann in meinen besten Jahren, erst siebenundzwanzig Jahre alt, William! Ich will mich doch lieber noch ein wenig besinnen! Ja, ich will doch noch etwas damit warten.‘

„‚Das willst du also wirklich?‘

„‚Ich zweifle freilich gar nicht daran, daß die junge Dame höchst freundschaftliche Gefühle für mich hegt,‘ fügte er mit einem schelmischen Seitenblick hinzu, ‚aber, wie gesagt, ich überlege mir die Sache lieber noch ein wenig. Doch ich störe dich, du bist noch mit deinen Reisevorbereitungen beschäftigt. Adieu, William! Viel Glück zum Fischfang!‘

„Der Kapitän ging, und Mylord war wütend. Er hatte gelogen und es merken lassen, und nun hatte er sich für alle Zeiten lächerlich gemacht. Ueber Hals und Kopf verließ er London und hielt unter strömendem Regen seinen Einzug in das kleine Wirtshaus in der Nähe von Woodcastle.

„Der kleine Ort hatte nur drei größere Gebäude aufzuweisen, die Kirche, das Predigerhaus und das Wirtshaus. Dies war ein freundliches, weißes Häuschen, ganz mit Schlingpflanzen berankt und von einem zierlich gehaltenen Garten mit Kieswegen umgeben. In der Thür stand der wohlgenährte Wirt und wies Mylord zwei Zimmer nach dem Garten hinaus an; dort roch es stark nach großem Scheuerfest und frischer Wäsche. Der Diener wurde in einer kleinen Dachkammer untergebracht.

„Draußen strömte der Regen hernieder, als wären alle Schleusen des Himmels geöffnet, und Mylord war sehr glücklich, wenigstens einige Bücher und Karten mit auf die Reise genommen zu haben, so konnte er sich doch beschäftigen. Wieviel bequemer und angenehmer hätte Mylord es jetzt in seiner gemütlichen Stadtwohnung oder auf seinem Gut in Wales haben können, aber das hatte er ja nicht gewollt, und wenn ihm nun der Tag zu lang und das Zimmer zu eng wurde, so mußte er sich allein die Schuld dafür zumessen.

„Der arme Diener droben in seiner Dachkammer langweilte sich indessen fast zu Tode. Der Regen strömte mit solcher Macht hernieder, daß an Ausgehen nicht zu denken war; die einzige Beschäftigung, die ihm oblag, war, Mylords Kleidungsstücke zu reinigen. Vergnügungen boten sich dem armen Burschen in keiner Weise, der Wirt behandelte ihn höchst herablassend, und das ganze Dienstpersonal bestand aus einer alten häßlichen Magd, die absolut keine Anziehungskraft auf ihn ausübte.

„Er lag im offenen Fenster, die Ellbogen aufgestützt, den Kopf zwischen den Händen und pfiff, zur Abwechselung gähnte er auch wohl einmal, dann stand er auf, ging an den Spiegel und bürstete sein Haar, streckte sich selber die Zunge aus und sah wieder aus dem Fenster, bis endlich die erlösende Mittagsstunde schlug und er seinen ganzen Grimm an den Speisen auslassen konnte, von denen er weit mehr zu sich nahm, als er unter normalen Verhältnissen hätte leisten können. Darauf warf er sich aufs Bett und verfiel in einen tiefen Schlaf.

„Gegen Abend klärte es sich ein wenig auf; Mylord ging hinaus und sah die weißen Mauern des Schlosses durch das Laub des Parkes schimmern. Alles war ruhig und eintönig, die Wege waren vom Regen in wahre kleine Seen verwandelt — niemand ließ sich blicken. Nur einem kleinen barfüßigen Mädchen begegnete er; sie sah ihn mit ihren ernsten Augen groß an, machte einen kleinen Knicks und trabte weiter durch den Schmutz. Es war ein recht kümmerliches Vergnügen!

„Das Schlimmste war, daß der Himmel am folgenden Tage wieder so schwarz und drohend aussah, und noch vor dem Frühstück prasselte der Regen von neuem hernieder — es war, als solle die Erde ersäuft werden!

„So ging es eine ganze Woche, und man kann sich nicht wundern, wenn sich Mylords Neigung allmählich in eine unglückliche Liebe verwandelte. Als er eines

Tages um die Mittagszeit, während einer kurzen Regenpause, einen Gang durch den Park machte, sah er etwas Weißes auf dem Altan schimmern. Man kann sich Mylords Entzücken vorstellen. Ganz aufgeregt kam er ins Wirtshaus zurück. Das konnte ja möglicherweise Lady Marys Kleid gewesen sein — wahrscheinlich war es aber nur der Umhang der alten Tante!

„Mylords Diener hatte auch eine angenehme Abwechselung gehabt: Eine vornehme Dame war auf der Durchreise im Hotel eingekehrt, und mit ihrer niedlichen, kleinen, schwarzhaarigen Zofe hatte er sich befreundet.

„Und dann wieder Regen und abermals Regen — immer das ewige Einerlei! Mylord hörte und sah den lieben langen Tag kein menschliches Wesen. Endlich konnte er diese Einsamkeit nicht länger ertragen, er ließ durch seinen Diener Erkundigungen einziehen, wer Prediger hier im Orte sei und erfuhr, daß ein Junggeselle Namens Steevens dies Amt bekleidete.

„Eines Nachmittags, als der Himmel einen Augenblick seine Thränen getrocknet hatte, und man doch wenigstens sein grimmiges, unfreundliches Antlitz sehen konnte, machte sich Mylord auf, um dem Prediger seinen Besuch abzustatten.

„Der ehrwürdige Mr. Steevens stand am Fenster und sah nach dem Wetter, und als Mylord sich melden ließ, empfing er ihn mit offenen Armen. ‚Willkommen!‘ sagte er und strahlte dabei über das ganze Gesicht. ‚Sie kommen wirklich wie gerufen, man verzweifelt fast bei dem schrecklichen Wetter, das unser Herrgott uns zu senden beliebt.‘

„Mylord trat in das gemütliche Studierzimmer ein, an das sich ein freundliches Wohnzimmer und eine große Gartenstube mit grünberankter Veranda anschloß.

„‚Ja, sehen Sie,‘ begann Mr. Steevens, ‚ich bin Junggeselle und wohne hier ganz allein. Meine einzige Gesellschaft sind jene ernsten Gesellen,‘ und er zeigte auf seine Bücher. ‚Aber heute, wo ich so lieben Besuch habe, wollen wir es uns bei einem Glase Grog gemütlich machen — das kann man bei dem Unwetter schon vertragen! Kathe, besorge uns etwas westindischen Rum und kochendes Wasser!‘

„So saß denn Mylord, während die Dämmerung hereinbrach, bei seinem Glase und plauderte mit dem freundlichen Geistlichen, in welchem er einen ebenso belesenen wie gebildeten Mann entdeckte, und was die Hauptsache war — er kannte Lady Mary!

„‚Sehen Sie,‘ sagte Mr. Steevens, ‚es hat seine großen Vorzüge, Junggeselle zu sein. Die jungen Damen sind alle so unendlich liebenswürdig gegen unsereins. Ja, ich denke da eben an meine specielle Freundin, Lady Mary, droben auf dem Schlosse. Sie kommt zu mir mit allen ihren großen und kleinen Sorgen und Freuden. Sie weiß, ich habe weder Frau noch Kinder, die meine Zeit und meine Gedanken in Anspruch nehmen, und bin stets bereit, mit ihr zu plaudern. Bald handelt es sich um unsere Armen, sie gibt mir Geld und steht mir mit Rat und That zur Seite. Wir haben ernste Unterredungen, ob es nicht besser wäre, John Barkleys Frau die monatliche Unterstützung zu entziehen, da ihr Mann doch alles vertrinkt, und lieber die kleine Jane Orney für das Geld etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Lady Mary hat auch selber viele Freunde unter den Armen in der Umgegend, und an schönen Sonntagen können Sie sie oft mit einem ganzen Schwarm von Kindern treffen, denn für diese hat sie eine besondere Vorliebe. Bei diesem gesegneten Regenwetter hat sie sich bald den einen, bald den anderen kleinen Störenfried zur Unterhaltung aufs Schloß kommen lassen.‘

„‚Unterrichtet sie dann die Kinder?‘ fragte Mylord.

„‚Ja, Gott weiß, was sie mit ihnen macht. Eigentlich sollen sie wohl bei ihr lesen lernen, aber als ich sie neulich einmal überraschte, hatte sie sich im Saal hinter einer Gardine versteckt, und Willy, ein kleiner fünfjähriger Bursche, lief umher und mußte sie suchen. Auf einem Stuhl lag das aufgeschlagene Buch, und auf dem Tische stand ein Korb mit Weintrauben und Aepfeln, woran Lehrerin und Schüler sich delektiert hatten.‘

„‚Kommt Mylady oft zu Ihnen?‘

„‚Ach ja, sie kommt häufig, aber noch öfter gehe ich zu ihr. Es ist mir immer eine kleine Anregung, mein regelmäßiges Leben einmal zu unterbrechen. Außerdem ist es im Schloß wirklich entzückend schön, und Mylady hat mir den Zutritt zu ihren eigenen Gemächern gestattet. — Da will ich Ihnen übrigens ein schönes Geschenk zeigen, das ich kürzlich von Mylady erhielt.‘ Und der Prediger nahm mit größter Sorgfalt ein Buch aus seiner Umhüllung. ‚Es ist Cervantes’ Don Quichotte mit Illustrationen, und zwar ist dies ein sehr seltenes Exemplar. Mögen Sie es einmal näher betrachten?‘

„‚Mylady scheint ja eine sehr gelehrte Dame zu sein?‘

„‚Nein, ganz das Gegenteil! Mylady bewundert die großen Dichter und hat ihre Lieblinge unter ihnen, die sie fast auswendig weiß, aber was man im allgemeinen Studieren nennt, damit gibt sich Mylady nicht ab. Sie bleibt nie lange bei einer Sache.‘

„Mylord hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, um kein Wort von der Erzählung des gutmütigen Geistlichen zu verlieren, aber ihm wurde ganz angst und bange, als Mr. Steevens sagte: ‚Wissen Sie was, Mylord? Sie sollten mich einmal aufs Schloß begleiten! Ich kenne zwar den Zweck Ihres Hierseins nicht, aber Sie dürfen unter keinen Umständen unsere Gegend verlassen, ohne Woodcastle gesehen zu haben, und ich stehe Ihnen dafür, daß die Damen Sie freundlich empfangen werden.‘

„Einen Augenblick schwankte Mylord, was er antworten solle, aber der Mut schwand ihm und er sagte: ‚Vielen Dank, Mr. Steevens, aber ich bin gerade nicht sonderlich aufgelegt, neue Bekanntschaften zu machen, und dann will ich auch schon in einigen Tagen weiterreisen.‘

„‚Nun, wie Sie wollen, sonst, das kann ich nur wiederholen, es ist wirklich der Mühe wert, das Schloß zu besehen. Uebrigens muß ich morgen hinauf, um Mylady Nachricht über ein Buch zu bringen, das ich für sie besorgen sollte, und das ich durchaus nicht bekommen kann.‘

„‚Was für ein Buch ist das?‘

„‚Ach, es ist eine kleine Ausgabe von Lord Surreys

Poesien, die Mylady irgendwo in London gesehen haben will, und die mehrere kleine Gedichte enthält, die in die gewöhnliche Ausgabe nicht aufgenommen sind.'

„Lord William bat um Erlaubnis, das Buch besorgen zu dürfen, und noch am selben Abend schrieb er an seinen Buchhändler in London, daß er um jeden menschenmöglichen Preis das Buch anschaffen und ihm schicken müsse.

„Die folgenden Tage brachte Mylord im Hause zu, der Regen strömte unaufhörlich hernieder, und er hatte sich vorgenommen, seinen neuen Freund nicht wieder zu besuchen, bis er ihm das besprochene Buch mitbringen könne.

„Endlich eines Nachmittags zerteilten sich die Wolken, ein Stückchen blauer Himmel kam zum Vorschein und nun warteten alle Bäume und Sträucher ganz sehnsüchtig auf die liebe Sonne, die sich denn auch gegen fünf Uhr blicken ließ und ein ganzes Bündel ihrer goldenen Strahlen über den feucht erglänzenden Wald und die dunkelgrünen Wiesen ausschüttete, daß man fast geblendet wurde von all dem goldenen Schimmer.

„Mylord watete durch die aufgeweichten Wege und machte auf einer kleinen Anhöhe Rast, von wo aus er die ganze Landschaft in aller ihrer Pracht überschauen konnte; da sah er einen kleinen Jagdwagen die Anhöhe heraufkommen. Er war nur mit einem Pferde bespannt und wurde von einer Dame gelenkt. Mylord kletterte durch das Gestrüpp hindurch auf die Böschung, und nun näherte sich knarrend das kleine Fahrzeug. Auf dem Rücksitz saß eine ältere Dame, während Mylady selber fuhr. Kaum waren sie im Schutz der großen Bäume angelangt, als der Regen von neuem losbrach. Eine große, schwarze Wolke, die schon lange drohend am Himmel gestanden hatte, verdunkelte die liebe Sonne und überschüttete die ganze kleine Anhöhe mit schweren Regentropfen. Lady Mary hielt das Pferd an und rief: ‚Ach Tante, jetzt geht es wieder los, nun fängt es von neuem an! Und ich versprach dir doch so fest, es solle eine ganze Stunde trocken bleiben! Warte einmal! Hier ist mein Plaid, nimm das um! Du weißt ja, wenn du durchnäßt, wirst du krank, und dann bin ich kreuzunglücklich!'

„Die Tante, die schon wie ein großes Bündel Shawls aussah, machte einige schwache Einwendungen, aber Mylady erwiderte: ‚Nein, es hilft dir doch nicht! Außerdem ist mir das Plaid nur im Wege, wenn ich die Zügel halte.' Sie nahm die Zügel in die eine Hand, drehte sich auf ihrem Sitz herum und hüllte mit der anderen Hand die Tante warm ein. Dann beugte sie sich hintenüber und küßte mitten in das große Shawlpaket hinein. ‚Du bist auch die allerbeste kleine Tante von der ganzen Welt, sitze nur ganz stille und ziehe das Tuch dicht vor die Augen.' Sie nickte ihr noch einmal freundlich zu und fuhr dann in schnellem Tempo die kleine Anhöhe hinab.

„Mylord strahlte vor Glück. Er blickte mit seligem Lächeln zum Himmel hinauf, als erwarte er ein großes Glück von dort oben. Dann ging er auf den Weg zurück, gerade durch die allergrößten Pfützen. Zwei kleine Kinder, die ihm begegneten, konnten sich nicht genug verwundern, was der fremde Herr wohl dort oben am Himmel zu suchen habe, und warum er sich wohl gerade immer die tiefsten Stellen des Weges aussuchte!

„Noch eine andere große Freude harrte seiner; am selben Abend kam das Buch aus London an. Er brachte es dem Prediger am nächsten Morgen mit der ausdrücklichen Bitte, nicht zu erwähnen, daß er es besorgt habe und überhaupt seinen Namen im Schlosse gar nicht zu nennen.

„‚Sehen Sie, man würde mich dann auffordern, Visite dort zu machen, und ich bin nicht sehr für Damenbekanntschaften, außerdem will ich auch schon in diesen Tagen reisen.'

„Das Buch war fein säuberlich in Papier gewickelt und zwischen die Blätter hatte Mylord einen kleinen Zettel gelegt, worauf er ein Sonett geschrieben hatte. Wes Inhalts dies war, weiß ich zwar nicht, doch versichert Mylady, es sei entzückend gewesen.

„Ohne Unterschrift oder Zueignung fiel es in Lady Marys Hände, als sie am Abend in dem Buche blätterte.

„Die Schrift war ihr nicht unbekannt; sie hatte in Paris ein kleines Billet von Mylord erhalten, als sein Diener kam, das Bild zu holen, und die Aehnlichkeit war zu auffallend, um ihr langes Kopfzerbrechen zu verursachen. Außerdem hatte sie durch die Dienerschaft erfahren, daß ein vornehmer Herr seit einiger Zeit in dem Wirtshaus Aufenthalt genommen und trotz des Regenwetters tagelang in der Umgegend umherstreife.

„Lady Mary las das Billet noch einmal, ehe sie am Abend das Licht auslöschte, und als sie am anderen Tage Mr. Steevens traf, fragte sie so ganz zufällig, wie es ihm doch möglich gewesen, dies seltene Buch zu erlangen. Mr. Steevens antwortete etwas zaghaft und Lady Mary unterbrach ihn: ‚Nun, ich will nicht indiskret sein, ich danke Ihnen aber herzlich für die große Freude, die Sie mir dadurch bereitet haben!'

„Noch am selben Tage hatte Mylord Gelegenheit, Mylady wieder ein Buch zu schicken. Diesmal war es ein italienischer Roman, den er mit auf die Reise genommen, und Mylady hatte Mr. Steevens gegenüber den Wunsch geäußert, etwas italienische Lektüre zu haben. In dies Buch schmuggelte Mylord wieder ein Sonett ein, und diesmal konnte Mylady nicht mehr im Zweifel sein. Er machte darin der Madonna Vorwürfe, daß sie, die doch sonst so gut und milde gegen alle sei, so viel Kummer und Qual über ihn gebracht habe. Sie habe ihn von der Geliebten getrennt aus reiner Eifersucht, weil er diese mehr bewundert habe als sie, die hohe Himmelskönigin. Er beschuldigte sie, wie eine böse Fee schlimmen Zauber zwischen die Liebenden gebracht zu haben, gelobte ihr aber wiederum ewige Dankbarkeit und die Errichtung eines kostbaren Altars, wenn sie ihm ihre Huld wieder zuwenden und ihn mit der Geliebten aussöhnen wolle. Ob er ihr später wirklich gedankt hat, weiß ich nicht, aber eines ist sicher, die Madonna nimmt jetzt den Ehrenplatz im Hause ein.

„Mylady war ganz wunderlich zu Mute, sie fand das Sonett wirklich vollendet. Noch neulich, als ich dort war, umarmte sie ihren Gatten und sagte mit süßer

Beim Vetter um Rat. Von K. Déry.

Stimme: ‚Ja, Will, wenn du einmal deine Gedichte herausgeben wolltest, würde kein Mensch mehr von Byron reden,‘ wozu Mylord ganz glückselig aussah.

„Nachgerade wurde Mr. Steevens die Sache denn doch verdächtig, und Mylord ward von Tag zu Tage unruhiger.

„In den letzten Tagen hatte es nicht mehr geregnet, eines Morgens waren alle Wolken wie fortgeblasen und der Himmel strahlte so klar und blau, als könne er nie schlechter Laune sein. In wenigen Tagen schaffte die Sonne wahre Wunder; die Erde trocknete, die zerzausten Büsche und Kräuter richteten sich wieder auf, und am ersten September brach ein Herbsttag an, wie man ihn nicht schöner denken kann.

„Am Vormittag wanderte Mylord den Weg entlang über den kleinen Bach, der lustig im Sonnenschein plätscherte, die Anhöhe hinauf, von wo man einen Ueberblick über den gewaltigen Umkreis des Waldes hat. Schließlich stand er an der Gitterthür des Parks. Sehnsüchtig blickte er hinein, doch dann ging er vorüber. Weiter unten am Ende des Gartens entdeckte er eine kleine grüne Pforte. Mylords Herz klopfte laut, er faßte einen kühnen Entschluß, öffnete und trat ein.

„Was er eigentlich vorhatte, wußte er selber nicht, er wollte nur im Heiligtum umherwandern. Im Garten war alles ganz stille, er sah und hörte kein lebendes Wesen. Nur wenn ein überreifer Apfel ins Gras fiel, wurde diese eintönige Ruhe unterbrochen. Bewegungslos streckten die mächtigen Buchen und Kastanienbäume ihre langen Zweige in den warmen Sonnenschein aus, und durch das dichte Gebüsch sah er weite Rasenflächen und große Beete mit tiefroten Pelargonien.

„Mylord schritt vorwärts und kam an ein Treibhaus, das von Lorbeerblättern eingefaßt war, zwischen bunten Blumenbeeten plätscherte ein kleiner Springbrunnen.

„Mylord ging hinter der Hecke entlang, und als er näher kam, bemerkte er eine Dame, die sich über ein Beet beugte und Blumen pflückte — und das war Lady Mary. Leise summte sie eine Melodie vor sich hin, und bei jeder Bewegung raschelte das welke Laub unter ihrer seidenen Schleppe. Nun stand sie stille, legte den Kopf etwas auf die eine Seite und betrachtete ihren Strauß mit prüfendem Blick. Die Reseda duftete und die Herbstblumen leuchteten mit der ganzen glühenden Farbenpracht, mit welcher der scheidende Sommer noch einmal seine letzten Gaben überschüttet. Mylady bückte sich wieder und pflückte noch eine rote Verbene, und als sie den Blick aufschlug, gewahrte sie Mylord. Sie fuhr leise zusammen, errötete, zog die Augenbrauen in die Höhe, faßte sich aber gleich wieder, ging auf Mylord zu und reichte ihm die Hand: ‚Sie hier, Lord Wanham?‘ — ‚Ja, Sie wundern sich sicher,‘ sagte Mylord, und beide lenkten in den schattigen Waldweg ein — ‚aber die Sache ist nämlich die, daß ich etwas Wichtiges mit Mylady zu besprechen habe.‘

„‚Wirklich?‘ sagte sie und sah auf die Blumen in ihrer Hand. Mit schelmischem Seitenblick fügte sie hinzu: ‚Sie wollen mir gewiß das Bild wieder verkaufen.‘

„‚Nein, Mylady, das gerade nicht, aber da ich weiß, wie lieb Ihnen das Bild war, so — ja, Mylady, ich habe es gar nicht wieder angesehen, seit ich es zurückerhielt!‘

„‚Und doch wollen Sie es nicht verkaufen?‘

„‚Nein, ich kann mich nicht davon trennen, aber ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen — ich wollte Sie fragen, Mylady, könnten wir es uns denn nicht teilen?‘

„‚Es teilen, Mylord? Das wäre ja Vandalismus!‘

„‚Ach nein, so war es nicht gemeint, Mylady, aber wenn Sie nun — wenn ich — wenn wir beide nun ein Heim hätten, so könnten wir uns doch alle beide daran freuen!‘ — Mylord hatte sein Haupt entblößt und Myladys Hand ergriffen. Ja, und wie es dann kam, weiß ich wirklich nicht. Sicher ist nur, daß der Gärtner, der herzukam, um die Blumen zu begießen, fast vom Schlag gerührt ward, als er Mylady in den Armen eines fremden Herrn erblickte.

„Mylady war natürlich schon vorher mit sich im klaren gewesen, sie sagt ja selber, daß sie schon an dem Morgen in Paris, als sie Mylord um Verzeihung bat, ihr Herz verloren habe.

„Die Mitteilung an die Tante, das Erstaunen Mr. Steevens' und der übrigen Menschheit wollen wir übergehen. Da weder durch Stand noch Vermögensverhältnisse irgendwelche Schwierigkeiten entstehen konnten, hatte auch die Welt nichts gegen diese Partie einzuwenden, noch vor Weihnachten wurde die Hochzeit gefeiert und sie sind ein sehr glückliches Ehepaar geworden.

„Sehen Sie, dort fahren sie im goldenen Sonnenschein dahin!“

Berliner Kinder.

Von

Walter Reinmar.

Es wird so vieles über Berlin, Berliner Verhältnisse, Straßentypen, Neubauten, Konzerte, Theater, kurzum über alles mögliche geschrieben, aber über einen sehr wesentlichen Faktor des Lebens der Reichshauptstadt, über die Berliner Jugend, hat niemand berichtet; gar keine Beachtung oder sehr geringe ist ihr geschenkt worden. Und doch sind gerade die Kinder für den Beobachter und Kenner des großstädtischen Lebens eines der interessantesten und dankbarsten Studienobjekte. Aus diesem Grunde will ich das bislang Versäumte nachholen. Die folgenden Bilder und Kinderportraits sind ohne jede Erfindung und ohne Uebertreibung dem Leben entnommen.

Die Millionenstadt erwacht zu früher Stunde: im Winter gegen fünf Uhr, im Sommer eine halbe, auch wohl eine volle Stunde zeitiger. Die ersten lebenden Wesen, welche sich auf der Straße zeigen, sind außer einigen heimwärts eilenden Nachtschwärmern, patrouillierenden Nachtwächtern und Schutzleuten, die Bäckerlehrlinge, welche den „Budikern“ große, mit Backwaren, d. h. mit Milchbrot, „Schrippen“ u. s. w. gefüllte Körbe überbringen. Der ehrsame Stand der Bäckerlehrlinge, welcher sehr zahlreich ist, rekrutiert sich

zum großen Teil aus Schlesien und zwar hauptsächlich aus Oberschlesien. Diese Bäckerjungen sind harmlose, gutmütige Geschöpfe, welche die ihnen obliegenden Pflichten willig, exakt und unermüdlich erfüllen, eine Lehrzeit von vierjähriger Dauer zu bestehen haben und, soweit sie dem Vaterlande des Grünebergers entstammen, sich durch eine Eigentümlichkeit auszeichnen, welche bekannt zu werden verdient. Jeder Bäcker trägt bekanntlich bei der Arbeit ein Schurzfell, das er ablegt, sobald seine Thätigkeit beendet ist. Die schlesischen Bäckerlehrlinge tragen aber nicht allein bei der Arbeit, sondern auch auf ihren Wegen zu den „Budikern“ und sonstigen Kunden ein Schurzfell vom dicksten Rindsleder, in welches sie sich von der Brust bis zu den Füßen einschnüren. Für heiße Sommertage ist diese Mode, wie mir scheint, eine ebenso bequeme als empfehlenswerte Tracht. In der Berliner Volkssprache werden die schlesischen Jungen des Bäckergewerbes „Schlesinger“ genannt; unter ihresgleichen titulieren diese sich „Stift“.

„Stift, wo willst du hin?“ „Stift, bei welchem Meister bist du?“

Den Bäckerlehrlingen auf dem Fuße folgen Knaben des verschiedensten Lebensalters, von acht bis zu vierzehn Jahren, welche meistens eiligen Laufes oder schnellen Schrittes sich an ihr erstes Tagewerk begeben. Dieses erste Tagewerk — das zweite ist der Besuch der Schule — gehört vornehmlich vier verschiedenen Beschäftigungen an. Die eine derselben ist die Aufwartung bei einer Familie oder auch bei einzeln stehenden Personen und verlangt: Kleider reinigen, Stiefel putzen, Oefen heizen, Frühstück holen und andere dergleichen Verrichtungen. Zahlreiche schnelle und gewandte Kräfte erfordern die anderen drei Beschäftigungszweige. Diese sind: das Besorgen von Backwaren, Milch und Zeitungen.

Verpackt in Beuteln, welche auf angebundenen Zetteln die Wohnungen der Empfänger angeben, liegen die Backwaren schon bereit, wenn die kleinen Besorger derselben zum Dienst antreten. Diese erhalten, bevor sie an die Arbeit gehen, in der großen Mehrzahl der Bäckereien einen Imbiß, bestehend aus Kaffee und Weißbrot. Nachdem das erste Frühstück mit bestem Appetit und mit möglichster Schnelligkeit an die zuständige Behörde zur weiteren Erledigung befördert worden ist, nimmt jeder Knabe einen leichten Korb, welcher die Frühstücksbeutel für die ihm zugeteilte Kundschaft enthält, auf die Schulter, und dann zerstreut die Schar sich nach allen Himmelsrichtungen.

Ein jeder Junge hält es für seine Pflicht, entweder möglichst laut zu pfeifen oder zu singen. Nicht alle haben musikalisches Gehör, und so entsteht dann mitunter ein abscheuliches Konzert. Nun geht es treppauf — manchmal drei, vier Treppen hoch — treppab, unermüdlich mit einer zähen Ausdauer, bis auch das letzte Säckchen seinen Bestimmungsort erreicht hat und dort entleert worden ist. Dann werden die Körbe und die leeren Beutel wieder abgegeben in der Bäckerei, und in schnellstem Tempo geht es darauf nach Hause und von dort in die Schule. Denn inzwischen ist die Stunde des Beginnes derselben herangekommen.

Die Frühstücksbesorgung trägt monatlich fünf bis sechs Mark in barer Zahlung und außerdem den erwähnten Morgenkaffee mit Weißbrot und täglich für zehn Pfennige „Schrippen“ ein, welche der Knabe mit nach Hause nimmt. In manchen Bäckereien herrscht die Sitte, demjenigen Jungen, welcher mit seinen Besorgungen zuerst fertig wird, als Aufmunterung eine besondere Prämie zu gewähren, die in zwei „Schrippen“ besteht.

Die Stunden dieser Thätigkeit als Bäcker „zweeter Jüte“ verlaufen aber keineswegs immer glatt und friedlich, sondern es gibt Tage, an welchen heiße Kämpfe ausgefochten und Schlachten geschlagen werden, in denen die mit Backware gefüllten Beutel eine schwerwiegende Rolle spielen. Und das geht auf folgende Weise zu:

Zwei Jungen, die schon lange ein Hühnchen miteinander zu rupfen haben, werden aus einiger Entfernung einander gewahr. Der eine derselben, welcher durch seinen losen Mund sich der Gefahr vielfachen Straußes ausgesetzt hat, fühlt eine unbändige Lust, mit dem Gegner anzubinden, sei es in Worten, sei es in Thaten. Demgemäß geht er im Geschwindschritt mit „marsch, marsch“ vor. Alle Vorteile, welche das Terrain bietet: die Gittereinfassungen der Vorgärten, die Hausthür-Nischen, die Ecke der nächsten Querstraße — alles wird geschickt benutzt. Aus einem möglichst gesicherten Winkel ertönt plötzlich der Ruf: „Nauke!“ Dieses Schimpfwort übt auf einen Berliner Jungen etwa die gleiche Wirkung aus wie das rote Tuch auf den Stier. Kaum ist der Kriegsruf „Nauke“ ausgestoßen, so sucht auch der Angegriffene den Feind auf. Dieser steht hinter einer Hausthüre verborgen und ruft noch ein paarmal: „Nauke, Nauke!“ Jetzt hat der Angegriffene den in seiner gedeckten Stellung vorsichtig verharrenden Feind entdeckt, als derselbe um die Ecke lugt. Ein Griff in den Korb, und ein von hart gerösteten Milchbrötchen förmlich strotzender Beutel ist ein ebenso vortreffliches als wuchtiges Schleuderwerkzeug. Der andere, welcher nunmehr genau weiß, daß er entdeckt ist, tritt aus seiner Verschanzung hervor, nachdem er zuvor sich mit einem nicht minder großen Beutel bewaffnet hat. Nun beginnt ein Plänklergefecht in Worten, das aber ein schnelles Ende nimmt infolge eines geschickten Wurfes mit dem schweren Beutel, welcher den „Nauke“ Titulierten mitten auf die Brust trifft. Erst geschimpft und dann geworfen zu werden, das ist diesem doch zu arg. Zur höchsten Wut entflammt, nimmt er sich nicht die Zeit, genau zu zielen, sondern schleudert den Beutel mit furchtbarer Vehemenz nach seinem Feind. Doch dieser hat den Angriff vorausgesehen und ist dem Wurfgeschoß rechtzeitig ausgewichen, so daß der Beutel mit lautem Krach an das nächste Haus fliegt, das Bindeband des Säckleins sich löst, und etwa ein Dutzend Milchbrötchen auf das Trottoir kollern. Im nächsten Augenblick haben beide Streiter die Körbe auf den Boden gestellt und sind handgemein geworden. Ein wildes Ringen beginnt, eine todesmutige Tapferkeit wird auf beiden Seiten entfaltet. Ein Vorübergehender, der inzwischen die arg zerdrückten und zerschundenen Milchbrötchen mitleidig gesammelt und

wieder in den Beutel gesteckt hat, trennt die Kampfhähne mit den Worten: „Jungens, wollt ihr im Augenblick auseinander!“ Mit diesem energischen Wort, zur rechten Zeit gesprochen, ist der Friede hergestellt, und der Angegriffene, dem Weinen näher als dem Lachen, entschuldigt und beklagt sich zugleich mit den Worten: „Er hat mir aber zuerst jeschumpfen und denn hat er mir jeschmissen.“ Nachdem beide Jungen die Körbe wieder geschultert haben, trollen sie sich nach der entgegengesetzten Richtung von dannen, aber aus einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten drohen sie einander noch einmal mit der Faust.

Weniger lukrativ als die Besorgung von Frühstück ist das Austragen von Milch. Denn diese Arbeit gewährt denjenigen, welche zu ihrer Fahne schwören, eine monatliche Bezahlung von höchstens vier Mark. Dieser verhältnismäßig niedrige Lohn ist durch den Umstand bedingt, daß die Milch aus den Molkereien und Milchkellern meistens geholt und eigentlich nur wenigen Kunden ins Haus gebracht wird. In diesem Erwerbszweig sind vielfach kleine Mädchen thätig, welche mit seltenen Ausnahmen in den Bäckereien nicht beschäftigt werden.

Eine Specialität im Milchhandel, die etwa in der achten oder neunten Tagesstunde in Thätigkeit tritt, sind die „Bolleschen Milchjungen“, welche die Fuhrwerke der „Provinzialmeierei“ von Bolle begleiten, welcher die halbe Stadt mit guter Milch versorgt. Meistens sind es ältere, fünfzehn- bis sechzehnjährige Knaben, die aus der Schule bereits entlassen sind. Sie tragen eine eigenartige Uniform, bestehend in einer Bluse aus blauer Leinwand und einer dunkelblauen Tuchmütze mit grünem Rand und Kokarde. Zugleich sind sie mit einer großen Klingel ausgerüstet, mit welcher sie in allen Häusern ein ebenso anhaltendes als unangenehmes und überflüssiges Geräusch vollführen, so daß „Bimmel-Bolle“ der Schrecken aller Hausbesitzer und „Vicewirte“ geworden ist.

Nach den Bäckern „zweeter Jüte“ rückt das Heer der Zeitungsträger an: Knaben, Mädchen, aber auch Männer und Weiber — letztere in der Mundart der Reichshauptstadt „Zeitungsfrauen“ genannt. Die Kinder tragen fast durchweg eine geflochtene Tasche umgehängt, in welcher die Zeitungen Platz finden. Diese Species von Menschen bringt mittels eines schlechten Gedichtes mit Vorliebe ihre Neujahrsgratulation an.

Solange die Sommersonne warm und freundlich scheint und der Tag die Augen früh aufschlägt, ist der Dienst der fleißigen Kleinen, wenn zwar keineswegs ein leichter, so doch auch kein übermäßig beschwerlicher und lästiger, wenngleich auch die Zeitungsträger zum Teil sehr weite Wege zurückzulegen haben. Leichter als diese haben es die Ueberbringer von Backwaren und Milch, weil in den weitaus meisten Fällen ihre Besorgungen sich nur auf die Nachbarschaft der Bäckerei, der Molkerei, des „Milch- und Sahnebureaus“ beschränken. Außerdem ist die Thätigkeit selten auf mehr als auf zwanzig bis dreißig „Beutelkunden“ ausgedehnt. Wenn aber die Herbstregen und die dunklen Wintertage hereinbrechen mit Schneegestöber und Kälte, dann ziehen die Kleinen längst nicht mehr so frohgemut von dannen als im Sommersonnenschein; das muntere Pfeifkonzert ist verstummt, und eilig huschen sie von Haus zu Haus. Sie müssen die warmen Betten verlassen zu einer Stunde, wo sie gerne noch schlafen möchten, und wenn glücklicherweise auch die Fälle selten sind, so muß doch wohl der eine oder andere in dünner Kleidung und mit zerrissenen Stiefelsohlen hinaus in Dunkelheit, in Nässe und Kälte. Noch schläfrig beginnen die Kinder ihr Tagewerk, halb schlafend sitzen sie oft auf den dunklen, kalten Treppen, wenn beim ersten Klopfen oder Klingeln die Thüre nicht sofort geöffnet ward. Während der kurzen Herbst- und Wintertage tragen sie in der Regel eine kleine Laterne mittels eines Lederriemens um den Leib befestigt, deren freundlicher Schein die finsteren Treppen wenigstens etwas erhellt.

Nachdem die Schulstunden vorüber sind, und das Mittagbrot verzehrt ist, gibt es für die große Mehrzahl der Kinder eine Menge häuslicher Verrichtungen und Beschäftigungen, durch welche sie oft stundenlang in Anspruch genommen sind; die Zeitungsträger müssen ohnehin am Nachmittag die Abendzeitungen besorgen. Treibt der Vater ein Handwerk, das ihn daheim beschäftigt, so helfen die älteren Kinder ihm bei der Arbeit. Ist der Vater tot und geht die Mutter auf Arbeit, so besorgen die Kinder die Küche; in mädchenlosen Familien steht der älteste Knabe der Küche vor. Wo im Hause gewerbliche Nebenarbeiten: das Flechten von Stühlen, das Stricken von Strümpfen u. s. w. besorgt werden, da gehen den Eltern die Kinder ohne Unterschied des Geschlechts zur Hand. Mädchen und Knaben findet man auch beschäftigt an den Ausladestellen der zahlreichen großen Elbkähne. Dort sind sie den Erwachsenen behilflich beim Abladen von Kohlen, Ziegelsteinen, Kartoffeln, Obst, Holz und allen den zahlreichen Gegenständen, welche auf dem Wasserwege nach Berlin gelangen. Mit besonderem Eifer laden sie Holz auf die den großen Holzhandlungen gehörenden Wagen. Denn es ist ihnen gestattet, vom Holz die Rinde abzubrechen, soweit dieses sich vermittelst eines starken Messers oder eines sonstigen geeigneten Instrumentes bewerkstelligen läßt. Die abgebrochenen Rindenstücke, sowie die abfallenden Holzspäne stecken sie in die zu dem Zwecke mitgebrachten Säcke, und diesen für den Winter berechneten köstlichen Schatz schleppen sie nach Feierabend im Schweiße ihres Angesichts nach Hause. Es ist freilich ein Uebelstand, daß sie bei dieser Arbeit des Aus- und Aufladens von den Schiffern und Fuhrleuten allerlei Roheiten lernen, daß die Knaben hin und wieder wohl auch zum Genuß von Schnaps verführt werden.

Andere Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, stehen an den Straßenecken und halten Blumen feil. Die Polizei duldet diesen Handel zwar nicht, aber die kleinen Uebertreter des strengen polizeilichen Verbots wissen sich dem wachsamen Auge und den Nachstellungen der Schutzleute so geschickt zu entziehen, sie verstehen es derart meisterlich, sich beizeiten aus dem Staube zu machen, daß es nur selten gelingt, den einen oder anderen Uebelthäter abzufassen. Ist aber dennoch ein solcher Fang einmal geglückt, so legt der kleine Blumenhändler sich so lange aufs Bitten, bis ihn der mitleidige Schutzmann unter ernstlicher Verwarnung für diesmal

laufen läßt; sind aber die Bitten vergeblich, so widersetzt sich der Missethäter, namentlich wenn er ein Junge ist, seiner Abführung nach dem nächstgelegenen Polizeibureau mitunter ganz energisch, und hin und wieder gelingt es ihm auch wohl, durchzubrennen. Es ist der Fall vorgekommen, daß der Vorsitzende des Gerichts, das einem solchen jugendlichen Widerspenstigen die verdiente Strafe zudiktieren sollte, an diesen die Frage richtete, weshalb er sich der Abführung widersetzt habe. Der Vorsitzende erhielt die drastische Antwort: „Na, det is ooch nich schön."

Die Frage: „Was bist du?" fand Erledigung durch die Erklärung:

„Ick bin Blumenmächen."

„Aber du bist doch kein Mädchen, du bist doch ein Junge."

„Schad't nix, ick bin Blumenmächen."

Ein weiterer Erwerbszweig, an dem wunderbarerweise sogar die Kinder wohlhabender Eltern sich beteiligen, ist der Verkauf von Hampelmännern und Waldteufeln, die mit dem Beginne des Monats Dezember an allen Straßenecken feilgeboten und jedem Vorübergehenden unermüdlich angepriesen werden.

Auf dem „Weihnachtsmarkt" stellen Kinder ebenfalls Hampelmänner, Waldteufel und alle Arten von Spielsachen zum Kauf. Der Anpreisungen dort sind nicht weniger als an den Straßenübergängen, und fortwährend ertönt und erklingt es: „Einen Sechser der Hampelmann! Einen Froschen das Schäfchen! Sechs Dreier der Bock!"

Ein ganz eigentümlicher Erwerbszweig sind die akrobatischen Kunststücke, in welchen an den Winterabenden Knaben sich in den öffentlichen Restaurants produzieren. In einem solchen Restaurant taucht unter den Gästen plötzlich ein etwa zwölf- oder dreizehnjähriger Junge auf, geht geradeswegs auf den Wirt zu, welchen er mit angeborener Findigkeit sofort entdeckt und erkannt hat, macht eine höfliche Verbeugung und stellt die Frage: „Erlauben Sie, daß ich ein wenig Gymnastik mache?" Die Erlaubnis wird oftmals verweigert, ist aber der Wirt gutmütig, und haben seine Gäste gegen die Produktion des kleinen Schlingels keine Einwendungen, so verwandelt sich dieser, der meistens mit einem langen Rocke bekleidet ist, durch Ablegung des letzteren im Nu in einen eleganten Seiltänzer, angethan mit enganliegendem, silberbordiertem Tricot. Die gymnastischen Leistungen, die Jongleurstückchen desselben sind meistens derart überraschend, sie sind so sicher und mit solchem Fleiß eingeübt, daß der kleine Künstler oft reichen Beifall und Lohn erhält. Von Glück und Freude strahlend, geht dieser dann von dannen, um noch weitere Stätten aufzusuchen, an denen er seine Kunst zeigen darf.

Diese Seiltänzerkunst wird in vielen Fällen ohne Wissen und Willen der Eltern ausgeübt; sie beruht ausschließlich auf der unüberwindlichen Lust und Freude an waghalsigen Kunststückchen, welche den Knaben beseelt. Dieser Trieb läßt ihn alle Schwierigkeiten überwinden; er ist unermüdlich in den Uebungen, die er heimlich vorzunehmen gezwungen ist, falls die Eltern von dem Talent ihres Sohnes nichts erfahren dürfen.

Die Freude an körperlichen Uebungen steckt der Berliner Jugend im Blut, und man kann in der Hasenheide zahlreiche Knaben aus fast allen Ständen antreffen, welche sich in der höheren Gymnastik üben und zwar zu jeder Jahreszeit, wenn die Witterung es nur irgend gestattet. Da gibt es Seilgänger ersten Ranges, die sich nach dem Vorbilde Blondins ausgebildet haben, welchen sie in dem in der Hasenheide gelegenen Vergnügungslokal „Neue Welt" bewundern durften; Schnellläufer, die bestrebt sind, es Fritz Käpernick gleichzuthun an Ausdauer und Schnelligkeit; Jongleure, deren staunenswerte Geschicklichkeit und Gewandtheit sie befähigen würde, in jedem Cirkus aufzutreten; Turner am Schwebereck, deren Leistungen in den „Reichshallen" zu Ehren kommen würden.

Ein allgemein beliebter und außerordentlich verbreiteter Sport der Jugend Berlins ist, den Drachen steigen zu lassen, so zwar, daß an schönen Herbsttagen vom Kreuzberg und dessen nächster Umgebung aus Hunderte von Drachen sich in die Luft erheben. Ist an einem Sonntag-Nachmittage das Wetter besonders günstig und einladend, winkt draußen der Sonnenschein gar so verlockend, dann ereignet es sich, daß Familien mit Kind und Kegel hinausziehen und sich an dem Schauspiel der schwebenden Drachen ergötzen. Daß jede Familie einen eigenen Drachen mitbringt, versteht sich von selbst.

Das Umhertummeln und Spielen im Freien gehört überhaupt zu den ausgesprochenen Lieblingsneigungen der hauptstädtischen Jugendwelt. Die Kinder der vornehmen Familien ergötzen sich auf den Spielplätzen des Tiergartens; die Kinder weniger Bemittelter dagegen gehen auf den zahlreichen freien Plätzen der Stadt ihren Vergnügungen nach. Die kleinsten „buddeln" dort im Sande; die größeren Kinder aber, namentlich die Knaben, spielen, sobald alle häuslichen Obliegenheiten: Schularbeiten und sonstige Beschäftigungen erledigt sind, Ball und mit ausgesprochener Neigung Soldat. — Wie viele anziehende, reizvolle Bilder bieten sich hier dem Auge des Beobachters! Dort steht ein kleiner Kerl von höchstens sechs Jahren und läßt fünf Mädchen exerzieren, die um mehrere Jahre älter sind als er. Er kennt das Kommando ganz genau, und die Mädchen machen wunderbar exakt rechtsum und linksum. Diese militärische Uebung hat ein Bierfahrer mit angesehen, ein Spaßvogel, und der redet den Kleinen an: „Weeßt du, Jungeken, deine Soldaten machen et sonst janz jut, aber sie halten den kleenen Finger nich richtig an de Biesen." Der kleine Springinsfeld schaut mit seinen großen, klaren Augen dem Manne gerade ins Gesicht und gibt mit ebenso überlegener als ruhiger Miene zur Antwort: „Die Mächens haben ja jar keene Biesen nich."

Ein unglücklicher Kohlweißling hat sich bis in die innere Stadt gewagt. „Ein Schmetterling! Ein Schmetterling!" erschallt es von allen Seiten. Drei, vier Knaben haben die Jacken ausgezogen und schleudern diese nach dem armen Schmetterling, der aber allen Nachstellungen mit Glück zu entgehen versteht. Der Kohlweißling ist, wie mir scheint, den Kindern ein begehrenswertes Objekt des Fanges. Denn ich

habe beobachtet, daß sie ihn auf ihren Streifereien in der Umgegend der Stadt stets zu erhaschen streben.

Noch begehrenswerter ist der Maikäfer; nach diesem ist immer große Nachfrage. Denn die Maikäferbörse ist sehr besucht; es wird dort stark gehandelt und in einer eigenen Münze, nämlich mit Stecknadeln, bezahlt. Besonders hohe Preise erzielen vor der gewöhnlichen Sorte die „Kaiser“ und die „Könige“, welche ihren hohen Rang einzig ihrem abweichend gefärbten Brustschild verdanken; sehr gesucht und beliebt sind die schwarzbeinigen „Schornsteinfeger“. Diese Bezeichnung ist indessen, seitdem Deutschland sich eines afrikanischen Kolonialbesitzes erfreut, nicht mehr modern, und die ehemaligen „Schornsteinfeger“ sind umgetauft worden und heißen jetzt „Kameruner“.

Und nun erst die Maikäferjagd! Die ist ungeheuer beliebt und wird eifrigst betrieben; leider hat sie ab und zu üble Folgen. Denn ohne zerrissene Kleider und Schelte oder Züchtigung daheim soll sie gemeinhin nicht abgehen. — Sobald der wunderschöne Monat Mai und mit diesem der vergötterte Lieblingskäfer der Kinder gekommen ist, ziehen große Scharen des kleinen Volkes hinaus in die Weite, dahin, wo es grüne Laubbäume gibt. Das Hauptziel ist der Grunewald und dieser liefert für die Maikäferbörse an manchen glücklichen Jagdtagen ungeheuere Zufuhren, so daß die Preise der Käferware erschreckend sinken. Selbst der wohlbekannte Lockruf: „Mai, Mai! Zwölf Stück for eene Stecknadel!“ verfängt dann nicht mehr und wird wohl mit der höhnischen Bemerkung abgefertigt: „Ach, ick hab' schonst so ville; ick weeß jar nich mehr, wat ick mit de Diere anjeben soll.“ —

Doch nicht allein der Maikäfer, sondern auch der Wassermolch (Triton cristatus), welchen die Knaben kurzweg „Salamander“ nennen, wird mit Vorliebe gefangen und gehandelt. Dieser Fang ist nicht nur schwieriger und mühsamer als die Jagd auf Maikäfer, sondern er ist außerdem mit Anstrengungen und Entbehrungen verknüpft.

Sobald die Märzsonne warm und freundlich scheint und an Baum und Strauch die ersten schüchternen Frühlingstriebe hervorlockt, brechen an einem goldklaren Sonntagmorgen zu früher Stunde drei, vier, wohl auch eine noch größere Zahl von Knaben auf zum Fange des Salamanders. Bevor sie die Reviere des jagdbaren Tieres erreichen, haben sie in der Regel einen Marsch von anderthalb bis zwei Meilen zurückzulegen. Ein jeder Knabe ist mit einem Schmetterlingsnetz und mit einer Botanisiertrommel versehen, welche letztere zur Aufnahme von Pflanzen, Käfern und sonstigem Gewürm bestimmt ist; außerdem aber führen sie noch eine „Pulle“ mit sich, welche den Salamandern als „jrüner Wagen“ so lange zum Aufenthaltsort angewiesen werden soll, bis die Tiere entweder daheim in das Aquarium gesetzt, oder zum Verkauf ausgeboten worden sind. Da die Expedition auf die Dauer eines vollen Tages berechnet ist, so haben die Teilnehmer des Ausfluges für den nötigen Mundvorrat, für eine völlig genügende Anzahl „Stullen“ gesorgt. Während des Marsches steht den Jungen das Plappermäulchen keinen Augenblick still. Denn wie viele Schelmstückchen, wie viele Witze und selbsterfundene Redensarten hat die muntere, frische, beneidenswerte Gesellschaft sich mitzuteilen! Wie manches goldhelle, aus frohem, sorgenfreiem Herzen kommende Lachen klingt da zum blauen Himmel auf, so fröhlich und heiter, daß die sangeslustigen Lerchen, die droben singend schweben, ihre helle Freude daran haben müssen. Da werden die schönen Lieder all' gesungen, welche das muntere Kleeblatt in der Schule erlernt hat. Die Jungen legen indessen der Melodie meistens einen eigenen drolligen Text unter. So lautet z. B. in dieser Abänderung die erste Strophe von Eichendorffs schönem Liede: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ folgendermaßen:

> „Wem man will rechte Gunst erweisen,
> Den schickt man in den vierten Stock,
> Den will man aus dem Fenster schmeißen,
> Daß ihm zerreißt der ganze Rock.“

Das Lied: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang“ muß sich folgende Verunstaltung gefallen lassen:

> „Hinaus auf die Berge,
> Da ist der Teufel los,
> Da zanken sich zwei Zwerge
> Um einen Kartoffelkloß.“

Nach mehrstündigem Marsch ist das Ziel desselben, eine Kiefernwaldung erreicht, welche in Tümpeln und sumpfigen Niederungen eine Unzahl des heißbegehrten Wassermolches birgt. Die Sonne hat die ersten freundlichhellen, belebenden, erwärmenden Flammenpfeile durch die Wipfel der ernsten, hochragenden Kiefern gesandt, und am Sonnenkuß ist die leichte Eisdecke aufgetaut, welche die Kälte der Nacht noch einmal auf das seichte Gewässer gelegt hat. Am Rande einer flachen Wasserlache stehen die kleinen beutegierigen Jäger und sondieren mit den Stöcken der Schmetterlingsnetze das im Wasser wuchernde Kraut.

„Du Maxe, Fritze, et sind welche drin!“

„Paule, ick sage dir, wat for 'ne Menge!“

Diese freudigen Ausrufe bringen eine elektrisierende Wirkung hervor. Eins, zwei, drei sind Stiefel und Strümpfe ausgezogen, die Beinkleider bis über die Kniee aufgestreift, und im nächsten Augenblick schon patscht die jagdlustige Gesellschaft in dem eiskalten Wasser herum.

„Donnerwetter, kalt is et!“

„I, det schad't nix, wenn wir nur recht ville Salamander kriegen.“

„Na, 'nen Schnuppen wer'n wir uns woll holen.“

„Warum sollen mir denn 'nen Schnuppen kriejen? Wir haben et doch schon ofte jedahn.“

„Du, Paule, ick hab' eenen.“

„Ick hab' schon zwee in meine Pulle. Det eene is 'n Männchen.“

„Woran siehst du denn det jleich?“

„I, det Männchen hat doch 'n Kamm uff'n Rücken und 'ne rote Brust.“

In dieser Weise geht es stundenlang fort, bis ein jeder dreißig, vierzig Molche gefangen und sämtliche mitgebrachte „Stullen“ verzehrt hat. Am späten Nachmittag tritt die Jagdgesellschaft den Heimweg an und trifft beim Auseinandergehen die Verabredung, am nächsten Sonntag eine neue Streife zu machen.

Mitunter gesellt sich zu der ersten Schar, wenn diese gerade in der besten Arbeit ist, eine zweite und dritte, deren Sinn ebenfalls auf Wassermolche steht, und nicht immer geht es dann ohne Streit und Thätlichkeiten ab. Die neu Angekommenen haben sich durch einen Blick auf die „Pullen", in welchen schon einige Molche lustig krabbeln, überzeugt, daß der Fang ergiebig ist. Aus diesem Grunde schicken sie sich an, sich ihren Anteil an der Beute zu sichern, indem sie sich gleichfalls der Fußbekleidung entledigen und die Beinkleider aufstreifen.

„Nee, ihr sollt hier nich fangen, ihr könnt euch wo anders Salamander suchen."

„Na, det is doch nich euer Puhl?"

„Nee, unser Puhl is et nich, aber wir sind zuerst hier jewesen."

„Na, ihr habt 'n doch nich jepachtet."

„Na, ihr habt'n doch ooch nich jemietet."

So schwankt das Wortgefecht hin und her, bis einer, dem die Zeit zu lang, der Größte und Stärkste der Gesellschaft, auf die Störenfriede losgeht und an einen derselben die bedenkliche Frage richtet:

„Wollt ihr Keile haben?"

„Keile, Jungeken?" fragt der zurück. Und damit ist das Frage- und Antwortspiel zu Ende. Denn jeder sucht dem anderen mit einem Untergriff um den Leib zuvorzukommen, und es entsteht ein mörderisches Ringen. Dieses bleibt in den meisten Fällen auf den Zweikampf beschränkt, welchem beide Parteien wie weiland die feindlichen Städte Rom und Albalonga gelassen zuschauen. Diejenige Partei, deren kampfmutiger Ritter besiegt und überwältigt am Boden liegt, räumt dann widerstandslos und schnell das Feld. Mitunter fallen aber auch alle übereinander her, und es geschieht nicht selten, daß die obsiegende Partei der unterliegenden die Molche als gute Kriegsbeute fortnimmt. — Aehnliche Kämpfe hat auch der Maikäferfang im Gefolge.

Ein bei vielen Knaben besonders beliebtes Ziel der Sommerwanderung sind die Maulbeerbäume, welche am Wege von Köpenick nach dem Dörfchen Müggelsheim kurz vor dem Ausgange desselben angepflanzt sind.

Die beliebten und besonders heiß begehrten Beeren sind indessen ohne heroische Kämpfe und ohne verzweifelte Tapferkeit meistens nicht zu erlangen. Denn dieses Terrain betrachtet die Köpenicker Straßenjugend als ihre eigentliche Domäne und wacht eifersüchtig und eifrig über ihrer Gerechtsame.

Ein anderes Vergnügen, das augenscheinlich auch nicht den geringsten Nutzen stiftet, ist das Sammeln von Schaltieren am grünen Strand der Oberspree. — Diese Muscheln werden mit dem stolzen Namen „Austern" belegt und von jugendlichen Ausflüglern in großer Zahl nach Hause geschleppt. Zu welchem Zwecke das geschieht, habe ich nicht ergründen können; ich habe mich oftmals danach erkundigt, aber stets nur ungenügende Aufklärung erlangt. Denn es hieß immer: „Wir nehmen die Austern mit nach Hause."

Auch das Sammeln von Roßkastanien und Eicheln ist bei jung und alt ein im Herbst sehr beliebter Sonntagszeitvertreib.

Knaben, zu größeren Trupps vereinigt, machen an den Sonntagen Turnausflüge, bei denen es gilt, weite Märsche in schnellem Schritt zurückzulegen. An der Spitze eines solchen Trupps marschiert in der Regel ein leidlich geübtes Trommler- und Pfeifercorps. Die Turnfahrten gehen mit Vorliebe nach den Orten des oberen Spreelaufes, namentlich über Köpenick, über Friedrichshagen nach den Müggelbergen und weiter. Die Müggelberge sind vielfach auch das Ziel der oberen Knabenklassen der Volksschulen, welche sehr häufig von einigen Lehrern begleitet werden. Bei diesen Partien geht es munter und froh her; es werden alle möglichen Spiele arrangiert, und in der Regel kehrt die fröhliche Gesellschaft ein- oder zweimal in irgend ein geeignetes Gartenrestaurant ein und läßt sich Bier, Kaffee, Selterwasser, Milch und die von Hause mitgebrachten „Stullen", welche keinem Berliner Jungen fehlen dürfen, vortrefflich schmecken. Wer die Gelegenheit hat, einer solchen Schule auf der Wanderung zu begegnen, kann sich durch Unterhaltung mit dem einen oder dem anderen Knaben leicht überzeugen, mit welch' ausgezeichnetem Mutterwitz dieselben durchweg begabt sind und wie schlagfertige Antworten sie jederzeit bereit haben.

Vor einigen Jahren war ich nach einer langen Wanderung auf heißer, staubiger Landstraße in ein an der Oberspree gelegenes Gartenlokal eingekehrt und mühte mich vergeblich ab, eine Bierflasche zu öffnen, welche mit den damals gerade aufgekommenen Drahtbügeln kunstgerecht verschlossen war. Als ich schon im Begriff stand, meine Bemühungen aufzugeben und einen hilfreichen Kellner herbeizurufen, stürmte plötzlich eine große Schar solcher kleiner Volksschulausflügler in den Garten, und ich wandte in meiner Not mich an den ersten besten Jungen mit der Frage, ob er nicht wisse, auf welche Weise die Flasche zu öffnen sei?

„Nee, ick weeß et nich," gab er zur Antwort, „aber ick wer' Ihnen jleich eenen besorgen; der kann et."

Er hatte aus den Kameraden den Gesuchten mit schnellem Blick herausgefunden und rief ihn mit den Worten heran:

„Du, Fritze, komm 'mal her und mach' dem Herrn die Pulle uff!"

Und „Fritze" öffnete kunstgerechten Griffes die Flasche.

Nun fragte ich meinen Retter vom Verschmachten: „Wie kommt es, daß dein Freund es versteht, die Flasche so gut zu öffnen?"

Auf diese Frage war der Bescheid: „Der muß det verstehen. Det 's 'n Budiker!"

Ein anderer Junge bemühte sich, die Flöte zu blasen, entlockte dem Instrument jedoch die erbärmlichsten Mißtöne.

„Junge," redete ich ihn an, „du bläst ja abscheulich. Hör' doch lieber auf mit deiner Musik."

Da reichte der kleine Taugenichts mit vollendet eleganter Handbewegung mir die Flöte und gab mir im reinsten hochdeutschen Dialekt den Rat: „Bitte, blasen Sie doch, wenn Sie es besser können."

In der Nähe des Restaurants befand sich eine Schleuse, welche für einen der Kleinsten der Schar besonderes Interesse haben mußte. Denn er machte sich in der Nähe derselben fortwährend zu schaffen und sah

sich die Einrichtung der Schleuse genau an, welche gerade von zwei großen Kähnen passiert ward. Sein Lehrer, der den Jungen schon vermißt haben und ihn suchen mochte, trat an ihn hinan mit der Warnung: „Nimm dich nur in acht, Ernst, und falle nicht ins Wasser.“ Doch dieser versetzte: „Ick wer' mir woll hüten. Und noch dazu in 'ne Schleuse; die is schon schöneken tief.“

In der Nähe einer Försterei in der Umgegend Berlins traf ich einst einige Knaben, welche eine Sonntagswanderung angetreten hatten. Ich richtete an die kleinen Burschen die Frage: ob ich in der Försterei Essen und Trinken bekommen könne? „Wenn Sie Jeld haben, ja,“ antwortete einer der Jungen. „Ohne Jeld jibt's nix.“

In solcher Art schlagfertig zu antworten, ist die Jugend der deutschen Kaiserstadt allezeit bereit. Und diese schnellen, treffenden, von vortrefflichem Humor, von einem oft beißenden Sarkasmus Zeugnis ablegenden Antworten sind den Kindern aller Stände und Berufsklassen eigen.

Der dreizehnjährige Victor, der Sohn eines höheren Beamten, welcher trotz seines jugendlichen Alters schon ein lebhaftes Interesse für das schöne Geschlecht hat, oder vielmehr es zu haben glaubt, wird von der Mutter seines Freundes, den er überreden will, trotz des furchtbarsten Regenwetters mit ihm nach dem zoologischen Garten zu gehen, gefragt: „Aber Victor, was willst du denn bei der schlechten Witterung im zoologischen Garten? Es ist ja viel zu naß dort!“ Victor antwortet: „Gnädige Frau, hin muß ich, denn es sind dort zwei neue Sterne aufgegangen.“

So folgt denn Victor der Bahn der beiden neu aufgetauchten Sterne nach dem zoologischen Garten, und nach vielem Zureden begleitet ihn sein zwölfjähriger Freund Hermann, der Sohn eines angesehenen Verlagsbuchhändlers. Nachdem beide Freunde in dem gänzlich durchnäßten Garten längere Zeit auf und ab promeniert sind, ohne die neu entdeckten Sterne zu Gesicht bekommen zu haben, kehren Victor und Hermann nach Hause zurück und trennen sich vor des letzteren elterlicher Wohnung.

Hermann wird von der besorgten Mama mit der Anrede empfangen: „Du hast ja völlig beschmutzte Stiefeln. Hast du auch nasse Füße?“

Worauf Hermann: „Nein! Du?“

Ein allerliebster, besonders sauber und nett gekleideter kleiner Kerl von etwa neun Jahren jagt und neckt sich mit einigen gleichalterigen Kameraden auf der Straße umher; bei dem Hin- und Herspringen passiert ihm das Malheur, daß er eine alte Dame anrennt. Er erhält von dieser, obgleich er wegen seines Mißgeschickes sich bei ihr höflich entschuldigt hat, eine längere Strafpredigt, welche mit den Worten schließt: „Schämst du dich denn gar nicht, du ungezogener Junge?“

Da macht der Kleine eine tiefe, elegante Verbeugung, indem er militärisch salutierend spricht: „Ich war eben im Begriff, mich zu schämen.“

Es wird erzählt: Der Kaiser habe bei irgend einer Ballettaufführung die Schar der Ballettknaben angeredet: „Nun, wer ist denn von euch der Unartigste?“ Da soll ein munterer, blonder Krauskopf soldatisch grüßend vor dem hohen Herrn Front gemacht und ohne Befangenheit und aus voller Ueberzeugung gemeint haben: „Ick, Majestät; ick bin die rüdigste Bolle von det janze Ballett.“

Ein dicker, kleiner Knirps von höchstens fünf Jahren liegt auf dem Bauche und schaut eifrig hinab in den Keller eines Hauses, in welchem Maurer mit Bauarbeit beschäftigt sind. Dem Kleinen versetze ich mit meinem Schirm einen leichten Schlag auf den mir zugekehrten Körperteil. Der Schlag bewirkt, daß das Bürschchen mit einem Ruck sich kerzengerade aufrichtet, die Aermchen in die Seiten stemmt, mir das zornglühende, tapfere kleine Antlitz zuwendet und mich mit dem folgenden Erguß begrüßt: „Na, Sie oller Stiesel, wat haben Sie hier die Kinder uff de Straße zu schlagen? Woll'n Sie Dresche haben?“

Wilhelm fragt Franz: „Du, Franz, wat wird't denn morjen for 'ne Nummer uff de Censur jeben?“

„Ick krieje 'ne injerahmte Eens,“ meint Franz.

„Mehr wer'k woll ooch nich besehen,“ spricht Wilhelm.

Ich verstehe die Redensart nicht und frage aus diesem Grunde Franz:

„Was nennst du denn eigentlich eine eingerahmte Eins?“

Franz belehrt mich dahin: „Det's höchst einfach. Det's 'ne röm'sche Drei. In die is die Eens von alle Seiten injerahmt.“

Der unverfälschte Berliner Dialekt, wie ich ihn mitgeteilt habe, ist unter der Jugend der Reichshauptstadt mehr und mehr im Schwinden; er wird außer von den älteren in Berlin geborenen Leuten hauptsächlich nur noch von einem geringen Prozentsatz der die Kommunalschulen besuchenden Kinder gesprochen, und diese betrachten die Sache gewissermaßen auch als eine Art Sport. Dagegen haftet eine Eigentümlichkeit, ein Ueberbleibsel des alten Dialekts, den Kindern fast allgemein an, nämlich die Eigentümlichkeit, den Accusativ des Pronomen personale, also m i c h und d i c h niemals, sondern stets nur den Dativ, nämlich m i r und d i r zu gebrauchen.

An einem kalten Wintertage spricht ein kleines Mädchen zu der anderen:

„Mir friert an de Beene.“

„Du sollst nich immer Beene sagen, Beine heeßt et. Ick muß dir ooch immer korrijieren,“ fällt die ältere ihr überlegen ins Wort.

Neben dem Dialekt ist noch eine frühere Specialität Berlins im Aussterben begriffen, oder vielmehr schon gänzlich verschwunden, völlig umgebildet und civilisiert, nämlich der „Schusterjunge“, welcher ehemals eine so große Rolle im Straßenleben gespielt hat. Denn groß und heldenhaft muß diese Rolle gewesen sein; ohne Schusterjungen gab es keinen Krakehl. So sollte in dem tollen Jahre 48 bei Gelegenheit des Stralauer Fischzuges — der nun auch selig entschlafen ist — ein Hauptskandal in Scene gesetzt werden. Diesem wurde einfach vorgebeugt durch den guten Einfall eines witzigen Kopfes, der an einer in die Augen fallenden Stelle ein Plakat anbringen ließ mit der Ankündigung: „Wegen

Unwohlsein des Herrn Fritze Schulze, Schusterjungen, kann die beabsichtigte Revolution heute nicht stattfinden!" Der niedliche Scherz erregte die angeborene Spottlust des Publikums, welches den Skandal bewitzelte und belachte, so daß dieser unterblieb.

Heutzutage ist der Schusterjunge in ein harmloses Geschöpf verwandelt, das geduldig und ruhig Stiefel und Schuhe fortträgt und zum Ausbessern abholt, die Kinder des Meisters wartet und der gestrengen Frau Meisterin in der Küche zur Hand und sonst um den Bart geht. Denn „mit de Meisterin muß man jut stehen. Denn jibt et mehr Schmalz uff de Stulle als umjekehrt."

Der Schusterjunge des neuen Berlin pfeift mit Vorliebe: „Wir winden dir den Jungfernkranz," doch gelingt es ihm aus unbegreiflichen Gründen selten, über die ersten beiden Verse hinauszukommen. Will man ihn reizen, so geschieht das am sichersten durch das Mittel, daß man die Strophe zu Ende pfeift.

Ein so ungebildetes Benehmen kränkt ihn tief und erweckt seine natürliche Wildheit, welche sich Luft macht in den Worten: „Wenn Sie den Jungfernkranz pfeifen woll'n, denn fangen Sie 'n sich ooch alleene an."

Eigentümliche Geschöpfe sind die kleinen Schornsteinfegerlehrlinge, welche derart unterirdisch und klein sein müssen, daß sie durch die engsten Schornsteinröhren kriechen können. Die Jungen kommen meistens schon in dem Alter von elf oder zwölf Jahren in die Lehre und sind in so jungen Jahren noch schulpflichtig. Dieser Pflicht und dem ihnen innewohnenden Triebe, nach dem Höchsten zu streben, genügen sie in einer besonders für sie eingerichteten Fortbildungsschule. Sie werden von älteren Straßenjungen vielfach geneckt und gehänselt, aber nur selten thätlich angegriffen, weil sie in solchen Fällen mit ihrem rußigen Besen, ohne welchen sie niemals ausgehen, sich geschickt und jedesmal erfolgreich zu verteidigen wissen. Einem unverbürgten Gerüchte zufolge ist Königsberg in Ostpreußen die Heimat des gemeinen Schornsteinfegerlehrlings; in Berlin wird er nur ausnahmsweise gefunden. Ich vermag nicht zu sagen, was Wahres ist an der Sache, weil es mir an einer solchen dunklen Bekanntschaft fehlt, von der ich Aufschluß erhalten könnte. Bei erster bester Gelegenheit aber will ich eine Forschungsreise nach Königsberg antreten, um mich zu überzeugen, ob das Gerücht bezüglich der Heimat des Schornsteinfegerlehrlings sich bestätigt. —

Wenn ich die vorstehenden Skizzen und Bilder zu einem Gesamttableau vereinige und dasselbe noch durch wenige Striche weiter ausführe, so wird dieses sich etwa folgendermaßen darstellen: die Berliner Jugend ist durchweg frisch, munter, aufgeweckt, gewandt, thätig, gefällig und gutmütig, daneben aber auch ein wenig vorlaut und naseweis, ein wenig spottlustig und ein wenig rauflustig; ja, ja, sie „keilt" sich gerne; sie zählt zu den Geistern, die verneinen, verneinen mit besonderer Energie. Denn jedes echte Berliner Kind sagt nicht nein, sondern „neienn!" Ihre größte Untugend aber ist die Neugierde. Denn ist in irgend einer Straße eine Droschkenpferd gestürzt, hat ein Wagen ein Rad verloren, ist irgendwo eine Verkehrsstockung eingetreten, entsteht ein Auflauf, sofort eilen Kinder in hellen Haufen herbei und bleiben zur Verzweiflung der Schutzleute, welche durchaus die Passage frei halten müssen, so lange stehen, bis das Hindernis beseitigt ist. Werden sie durch die Schutzleute von ihrem Beobachtungsposten vertrieben, so gehen sie höchstens einige Schritte weit fort und kehren bald zu dem früher eingenommenen Standort zurück.

Leider haben sie an den Erwachsenen ein übles Beispiel. Denn auch diese bleiben zu Hunderten stehen, wenn ein Pferd gestürzt ist, wenn etwas Außergewöhnliches sich ereignet. Die Neugierde, die Sucht von allem zu wissen, um überall mitsprechen zu können, ist bei den Kindern so weit ausgebildet, daß sie niemals eine Parade, eine Illumination oder dergleichen sonstiges Schaugepränge versäumen, sondern daß sie stets dabei sind, wo „etwas los ist", wo es „Radau" gibt.

Ihre Beobachtungsgabe erstreckt sich nur auf die nächste Umgebung, namentlich auf ihre Mitmenschen, deren kleine Schwächen ihnen selten verborgen bleiben und ihre stets regsame Spottsucht reizen. Dahingegen haben sie kein Auge, keinen Sinn für die Natur, für landschaftliche Reize, obgleich sie sich so gern im Freien bewegen und obschon die frische Luft ihnen Lebensbedürfnis ist. So kennen die meisten in Berlin aufgewachsenen Kinder die allergewöhnlichsten Pflanzen und Tiere nicht; namentlich sind die Kinder besser situierter, wohlhabender Eltern in diesem Punkte von einer erschreckenden Unwissenheit. Ich habe wiederholt Gelegenheit genommen, mich zu überzeugen, daß Kinder der besseren Stände auch nicht eine Getreideart von der anderen zu unterscheiden wußten, daß sie ein Schaf mit einem Kalbe verwechselten und noch viele, viele andere unglaublich klingende Ungeheuerlichkeiten sich zu schulden kommen ließen.

Ein natürlicher, ein angeborener Hang zur Freiheit aber beseelt alle, ein Drang in die Weite wohnt in aller Brust, so zwar, daß gar mancher Junge, welchem die häuslichen Verhältnisse nicht zusagen mögen, auf und davon geht. Mancher kleine Durchgänger sehnt sich wohl zurück nach dem Vaterhause und kehrt reuig wieder, nachdem er eine Zeitlang vagabundierend sich herumgetrieben hat; mancher aber bleibt auch verschollen, weil er dem Verbrechertum in die Hände gefallen ist, das ihn nimmer losläßt.

Und das Aeußere der Kinder? Die Mehrzahl derselben sieht gesund und genügend genährt aus; sie sind im Anzug fast durchweg reinlich, weil die Schule streng darauf hält, daß alle Schüler gewaschen, gekämmt und in heilen Kleidern antreten; die Kinder der besser Gestellten und Reichen gehen oft leider viel zu elegant, zu stutzerhaft, zu damenähnlich einher. Geht es den Eltern schlecht und ärmlich, so sorgt die wahrhaft großartige, herzerfreuende Privatwohlthätigkeit Berlins im stillen für die Kleinen; sie sorgt für eine reichliche Weihnachtsbescherung aller armen Kinder, die mit warmen Wintersachen, mit festen Stiefeln und mit allem sonstigen ausgestattet und beschenkt werden, was so ein kleines Menschenkind bedarf, was dessen Herz erfreut.

Summa: Ein fröhlich gedeihendes kleines Volk, mit einigen Schatten-, aber mit desto mehr Lichtseiten, und um der letzteren willen liebenswert.

Brehmers Heilanstalt in Görbersdorf (S. 329).

Das Hauptgebäude (altes und neues Kurhaus) von Brehmers Heilanstalt (S. 329).

Das
Mekka für Lungenkranke.

Von

Oskar Welten.

Es ist eine statistisch erwiesene Thatsache, daß ein Siebentel aller jährlich in Europa vorkommenden Todesfälle in der Lungenschwindsucht ihre Ursache haben. Das Ungeheuerliche dieser Ziffer wird aber erst in volles Licht gestellt, wenn man einerseits erwägt, wie groß die Zahl der Krankheiten ist, denen wir ausgesetzt sind, andererseits aber sich vergegenwärtigt, daß die Lungenschwindsucht nicht bloß heilbar, sondern Heilung selbst in sehr vorgeschrittenem Stadium noch möglich ist und alljährlich in zahlreichen Fällen erzielt wird. Unwillkürlich drängt sich da die Frage nach der Ursache dieser erschreckenden Erscheinung auf und wir werden mit der Erklärung, daß die Heilung gerade dieser Krankheit ungemein langwierig und schon dadurch kostspielig, infolgedessen aber die große Zahl der minder bemittelten und armen Kranken von derselben nahezu ausgeschlossen ist, nicht ausreichen, weil auch in den günstiger situierten Ständen bis hinauf in die höchsten Gesellschaftskreise die Lungenschwindsucht ihre furchtbar reiche Totenernte hält. Einzelne dieser Fälle dringen dann in die Oeffentlichkeit, die näheren Umstände des Krankheitsverlaufes werden bekannt, und hier ist es, wo wir tiefer forschend eindringen müssen, um die eigentliche Erklärung für die oben namhaft gemachte Thatsache zu finden. So ging im Februar dieses Jahres die folgende Notiz durch die Blätter:

„Aus Dessau wird gemeldet, daß der Herzog und die Herzogin sich nach Cannes an das Krankenbett des schwer darniederliegenden Erbprinzen Leopold begeben haben. Der Erbprinz, welcher längere Zeit in Bozen weilte, wo er sich noch so wohl befand, daß er eine mehrstündige Bärenjagd mitmachen konnte, ist, als die Temperatur auf drei Grad Wärme herabgesunken war, nach Cannes weiter gereist. Dort verschlimmerte sich der Zustand des Prinzen so sehr, daß derselbe seitdem das Bett hütet, nicht spricht und fast gar nichts genießt. Er leidet an Kehlkopftuberkulose und hat infolgedessen schon seit Monaten heiser gesprochen. Der ihn behandelnde Arzt, der ihn auf allen seinen letzten Reisen begleitete, hat mit Zustimmung der Mutter des Erbprinzen den Professor Leyden aus Berlin zur Konsultation nach Cannes berufen. Schon im vorigen Jahre wurde der Erbprinz auf einer Jagd, als er gerade einen Hirsch abfangen wollte, von einem Blutsturz befallen; er schonte sich aber nicht, und seitdem ist die tückische Krankheit rapide fortgeschritten." Bekanntlich folgte dieser Nachricht die Meldung von dem Ableben des Erbprinzen auf dem Fuße, und so haben wir hier einen der auffallend zahlreichen Fälle vor Augen, wo Personen aus jenen hohen Gesellschaftskreisen, denen alle Mittel zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht

in unbeschränktem Maße zur Verfügung stehen, dieser Krankheit dennoch zum Opfer fallen; gleichzeitig aber auch in den begleitenden Umständen die besonders drastische Erklärung dafür. Wir sehen den Erbprinzen schon im vorigen Jahre leidend, lungenschwindsüchtig; trotzdem geht er auf eine Hirschjagd; hierbei ereilt ihn

Katharinenhöhe im Göbersdorfer Park.

ein Blutsturz, und dieser müßte den Arzt belehren, daß die Krankheit bereits einen gefahrdrohenden Charakter annimmt, und dann insbesondere jede Ueberanstrengung der Lungen eine jähe tödliche Katastrophe herbeiführen kann, ganz abgesehen von der durch Ueberanstrengung unbedingt eintretenden Verschlimmerung des Zustandes. Dennoch „schont sich der Kranke nicht“, obgleich ihm der Arzt stets zur Seite ist, die Krankheit macht natürlich infolgedessen bedenkliche Fortschritte, und nun begibt sich der Erbprinz nach Bozen, weil er „weiß“, daß in einem südlichen Klima die Lungenschwindsucht geheilt wird. In Bozen geht er, nach jener Zeitungsnotiz, auf die Bärenjagd und sein Arzt läßt dies geschehen, auf die Gefahr hin, daß sein hoher Patient von dieser Bärenjagd lebend nicht mehr zurückkommt. Dies Aeußerste tritt zwar nicht ein, aber der Zustand verschlimmert sich neuerdings. Anstatt nun dem Kranken vor allem äußerste Ruhe anzuordnen, flüchtet der Arzt mit dem Erbprinzen nach Cannes, d. h. er setzt ihn der mit einer solchen Reise unvermeidlich verbundenen Unruhe, Anstrengung und Aufregung aus — bloß darum, weil die Temperatur in Bozen auf 3 Grad Wärme gesunken ist. In dieser Temperaturherabminderung, welche für den Lungenkranken gar keine Gefahr ist, sucht der Kranke die Gefahr und rennt erst vollends ins Verderben. Denn infolge der Reise von Bozen nach Cannes verschlimmert sich der Zustand derart, daß überhaupt menschliche Hilfe nichts mehr vermag und nach kürzester Frist der Tod eintritt.

Nun wird jeder Laie unwillkürlich fragen, wie denn der behandelnde Arzt all dies geschehen lassen konnte, und mit dieser Frage ist der eigentlich wunde Punkt berührt. Ein berühmter Klinikprofessor gestand es offen und ehrlich ein, daß die Therapie der Lungenschwindsucht auf der Universität nicht gelehrt, nicht gelernt werden könne; denn in den Spitälern finden Lungenschwindsüchtige nur im letzten Stadium, wo von einer Behandlung überhaupt nicht mehr die Rede sein kann, Aufnahme, bloß um hier in Ruhe zu sterben. Mit der Universität aber schließen die meisten Aerzte ihre Studien ab, und treten daher in die Praxis ein, ohne diese Krankheit überhaupt behandeln zu können. Sie behandeln dieselbe aber dennoch, und weil sie dabei keine Erfolge erzielen, so halten sie die Lungenschwindsucht in praxi für unheilbar, obgleich sie in der Theorie gelernt haben, daß dieselbe heilbar ist. Einem unheilbar Kranken versagt aber auch der gewissenhafte Arzt nicht gerne einen Wunsch, mag er auch überzeugt sein, daß er der Krankheit damit Vorschub leiste: „sterben muß jener ja doch“. So finden denn auch Hirsch- und Bärenjagden, welche der Arzt einem schwer Lungenkranken gestattet, ihre Erklärung, so ist in dem Skepticismus der meisten Aerzte in Bezug auf die Heilbarkeit der Lungenschwindsucht die Ursache für die Erscheinung gegeben, daß auch in den begüterten und vornehmen Gesellschaftskreisen diese Krankheit so zahlreiche Opfer fordert. Es könnte jedoch dagegen der Einwand erhoben werden, daß gerade in jenen Kreisen die Hausärzte lungenkranke Patienten nach den verschiedenen Kurorten für Lungenkranke senden, wo doch Aerzte thätig sind, welche sich zu Spezialisten auf diesem Gebiete ausgebildet haben, den Skepticismus ihrer Stadtkollegen nicht teilen, und in der Therapie der Lungenschwindsucht wohl Bescheid wissen. Eine Anfrage bei diesen Herren aber wird darüber belehren, daß ihnen in den überwiegend häufigeren Fällen die Kranken erst zugeschickt werden, wenn die Krankheit bereits zu weit vorgeschritten, also Rettung wirklich kaum mehr möglich ist, und daß überdies in diesen Kurorten von anderer und sehr maßgebender Seite ihren ärztlichen Absichten und Anordnungen geradezu entgegengearbeitet wird. Und auch für diese befremdliche Thatsache tauchen in Gestalt von Zeitungsnotizen alljährlich die drastischesten Belege auf. Unter anderem wurde im Winter aus Abbazia von großen Ballfestlichkeiten zur Ergötzung und Zerstreuung der Kurgäste gemeldet und aus Davos berichteten die Blätter von Wettschlittfahrten der Patienten, freilich gleich darauf auch von einem Unglücksfall daselbst, da ein Kurgast beim Schlittenfahren an eine Bank anfuhr und dabei eine schwere Verletzung erlitt. Abbazia und Davos aber sind Kurorte für Lungenkranke und jedem Leser, der mir bis hierher folgte, wird sich die Frage auf die Lippen drängen,

wie es denn die dortigen Aerzte gestatten können, daß Vergnügungen so anstrengender, aufregender und sogar gefährlicher Art wie Ballfeste und Wettschlittfahrten an diesen Orten abgehalten werden. Die Antwort darauf ist bald gegeben. In Kurorten hat nicht der Arzt das entscheidende Wort zu sprechen, sondern das „Vergnügungs-Komitee“, die Besitzer der Hotels und Villen, denen die Fruktifizierung ihrer Unternehmungen vor allem am Herzen liegt und welche daher darauf bedacht sind, ihre „Kurorte“ in den Ruf fashionablen, amüsanten Badeaufenthaltes zu bringen und auf diese Weise auch möglichst viele Gesunde dahin zu locken. Notizen, wie ich sie eben erwähnt, sind daher in der That nur Reklamenotizen, denn der Welt kann es im übrigen doch herzlich gleichgültig sein, ob in Abbazia getanzt, ob in Davos wettgeschlittelt wird. Liegt nun aber das Widersinnige solcher Reklame für solche Kurorte auch auf der Hand, so könnte doch irgend jemand den scheinbar zutreffenden Einwand erheben, daß die Lungenkranken an diesen Vergnügungen nicht teil zu nehmen „brauchen“ und daß doch für die gesunden Begleiter derselben auch etwas geschehen müsse. Wer aber so spricht, der weiß nicht, daß gerade die Lungenkranken sich vielfach durch Vergnügungssucht und unglaublichen Leichtsinn auszeichnen, daß ihnen also jede Möglichkeit zu Ausschreitungen genommen werden muß, während sie durch solche und zahlreiche andere in Kurorten gebotene Zerstreuungen geradezu angereizt werden, den Geboten des Arztes zuwider zu handeln; wer so spricht, weiß nicht, daß der Lungenkranke, in welchem Stadium immer er sich befinde, stets in Todesgefahr schwebt, und daß eine einzige Ausschreitung Anlaß geben kann zu einem jähen, verhängnisvollen Verlauf der Krankheit. Daraus aber erhellt wohl zur Genüge, daß zum Begleiter eines Lungenkranken nur ein Mensch, sei's Mann oder Weib, taugt, der den Ernst der Lage zu erfassen vermag und die sittliche Selbstentäußerung besitzt, um auf rauschende Vergnügungen zeitweilig zu verzichten.

Wenn nun aber auch diese Erwägungen nichts ändern werden an dem widersinnigen Treiben in den „Kurorten für Lungenkranke“, so dürfte für den denkenden Leser doch daraus hervorgehen, daß solche Kurorte für die Heilung derselben nur geringe Bürgschaft bieten, zumal ja hier dem Arzte die beständige Ueberwachung des Kranken geradezu unmöglich gemacht ist. Und das ist vollkommen richtig. Der Lungenkranke gehört in der That nicht in einen Kurort, sondern ebenso wie der Gemütskranke in eine abgeschlossene Heilanstalt. Der wesentliche Unterschied zwischen Kurort und Heilanstalt besteht ja eben darin, daß in der Heilanstalt ausschließlich der Zweck verfolgt wird, den Kranken gesund zu machen, daß also hier in allem und jedem der leitende Arzt das entscheidende Wort spricht, der Kranke in seinem Thun und Lassen fortwährend überwacht und ihm alles ferne gehalten wird, was ihm Schaden bringen könnte: während, wie ich gezeigt und wie jedermann weiß, in Kurorten von alledem nahezu das Gegenteil stattfindet. Dieser wesentliche Unterschied ist aber für Lungenkranke entscheidend und er sollte daher auch entscheidend ins Gewicht fallen sowohl

Die Heilanstalt vom Berg aus gesehen (S. 329).

Brehmers Heilanstalt, Gesamtansicht (S. 329).

für die Aerzte, welche berufen sind, ihren lungenkranken Patienten Heilorte anzuweisen, als auch für Leidende oder deren Angehörige, welche in dieser Frage den Rat des Hausarztes nicht für zuverlässig halten. Leider aber spielt hier das Halbwissen eine große Rolle und die Mehrzahl der Lungenkranken begeben sich in die klimatischen Kurorte. Gehen sie dort zu Grunde, so forscht man gewöhnlich nicht weiter nach der eigentlichen Ursache, sondern hilft sich mit der sehr bequemen, wenn auch oft zutreffenden Phrase: „Es war schon zu spät."

Freilich muß anderseits zugestanden werden, daß die Zahl der Heilanstalten für Lungenkranke noch eine sehr geringe ist, während der klimatischen Kurorte ein ganzes Alphabet existiert, und daß selbst unter diesen wenigen Heilanstalten nur eine einzige im höchsten Grade allen Anforderungen genügt, welche an ein solches Institut gestellt werden müssen. Und dies ist die Heilanstalt von Dr. Hermann Brehmer in Görbersdorf (in Schlesien), welche das „Mekka" für Lungenkranke zu nennen mich nicht bloß der Umstand veranlaßt und berechtigt, daß sie die erste Anstalt dieser Gattung ist und alle übrigen mit mehr oder minder eingehendem Verständnis dieser Musteranstalt nachgeahmt wurden, sondern auch das sehr wesentliche Moment, daß ihr Begründer und Leiter Dr. Hermann Brehmer als der erste vor dreißig Jahren, also zu einer Zeit, wo jeder Lungenschwindsüchtige allgemein für unrettbar verloren galt, die Heilbarkeit dieser furchtbaren Krankheit lehrte und erwies, und heute als erste und unerreichte Autorität in Bezug auf die Diagnose und Behandlung der Lungenschwindsucht anerkannt ist. Wer sich also in die Brehmersche Anstalt begibt, tritt geradezu in das Haus des „Propheten" und wenn überhaupt noch möglich, so ist ihm hier die Heilung seines Leidens auch verbürgt — ganz abgesehen davon, daß für jeden Kranken, und vollends für den Lungenkranken, dessen Zustand so wesentlich von der Stimmung seines Gemütes abhängt, das Bewußtsein, dem behandelnden Arzte voll und ganz vertrauen zu können, von unendlich wohlthätiger Wirkung ist. Dieses Bewußtsein aber, schon durch den Weltruf Dr. Brehmers

Gertruds-Ruhe und Hermanns-Grotte (S. 334).

geweckt, wird noch gestärkt durch die gleichzeitig imponierende und herzgewinnende Persönlichkeit dieses Mannes.

Als äußeres in die Augen fallendes Zeichen für das große erfolgreiche Können desselben bietet sich aber der gotische Prachtbau mit den schlanken Türmen und den schmucken Spitzbogenloggien dar, welcher als „Brehmersche Heilanstalt“ (S. 321, 325, 327) in der stillen Einsamkeit der herrlichen schlesischen Gebirgswelt dicht neben dem Dörfchen Görbersdorf ragt, — und kaum möchte man es für glaublich halten, daß ein einziger, unbeugsamer Manneswille, nur gestählt durch das Bewußtsein eines erhabenen Zieles, aus kleinsten Anfängen heraus, ohne Hilfe und Förderung zu solcher Kraftentwicklung gelangen konnte. Denn auch Dr. Brehmer mußte die Wahrheit des bösen Wortes: „in patria nemo propheta“ erfahren, als er im Jahre 1854 als ganz junger Arzt sich in Görbersdorf festsetzte, welches er als in schwindsuchtfreier Zone gelegen zur Heilung dieser Krankheit ganz besonders geeignet erkannt hatte, um von hier aus die heilbringende Botschaft in die Welt zu senden. Nur allmählich, und zwar nicht durch die ausgezeichnete Motivierung seiner neuen Ansichten, sondern durch die staunenswürdigen Heilerfolge an Kranken, denen ihre Aerzte das Leben abgesprochen hatten, gelangte er zu Ruf und Ansehen, und so sehen wir denn auch den imposanten Bau, der heute in sich abgeschlossen vor uns liegt, nicht mit einem Male, sondern nur allmählich, und zwar vorerst den linken Flügel mit seiner bescheidenen Architektonik und seinen beschränkten Größenverhältnissen entstehen, der den Namen „das alte Kurhaus“ (S. 322) führt. Doch schon hier macht sich in der Anordnung der Innenräume, der breiten, bequemen Treppe mit den hohen Fenstern und den Stühlen auf den Treppenabsätzen, die zum Ausruhen mahnen, den breiten Gängen und den luftigen Zimmern, derjenige Grundsatz geltend, welcher allem, was Brehmer seither geschaffen, ein ganz bestimmtes, in hohem Grade wohlthuendes Gepräge gibt, — der Grundsatz, in allem und jedem bis auf die geringsten Einzelheiten der Eigenart der Krankheit und den daraus entspringenden eigenartigen Bedürfnissen der Kranken, welche bei ihm Heilung suchen, Rechnung zu tragen. Diese leitende Idee, welche allerdings die genaueste Kenntnis der Krankheit in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen voraussetzt, trat aber in ihr uneingeschränktes Recht bei dem Aufbau des neuen Kurhauses, welches den rechten Flügel des ganzen Baues bildet, während in der Mitte über den Wintergärten, Lese- und Speisezimmern sich das Wohnhaus Dr. Brehmers selbst erhebt. Man braucht bloß das prachtvolle, mit Fresken und gehaltvollen Sprüchen geschmückte Vestibule und Treppenhaus (s. u.) des neuen Kurhauses zu betrachten, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß hier grundsätzlich alles aufgeboten wurde, um auch hohen Ansprüchen zu genügen, und daß ein hochentwickelter Schönheitssinn — praktischen Aerzten meist ziemlich fremd — beim Entwurf und der Ausführung dieses Baues ein Wort mitreden durfte. Und dieser Schönheitssinn kommt auch, soweit dies zulässig ist, bei der Ausstattung der Zimmer zur Geltung, welche insgesamt in gotischem Stile möbliert sind. Hier allerdings verbietet der Zweck jeden Ueberfluß an Bildern und sonstigen dem Staub Zuflucht gewährenden Gegenständen von selbst. Dagegen ist alles, was der

Neues Kurhaus: Das Treppenhaus.

Patient wirklich braucht, in gediegenster Qualität vorhanden, und in anderer und sehr kostspieliger Weise um so verschwenderischer für ihn gesorgt. Durch das ganze neue Kurhaus ziehen sich Ventilationsanlagen, welche die Luft in jedem Zimmer dreimal in der Stunde erneuern. Denn der Lungenkranke braucht immer gute Luft und er braucht sie gerade dann am nötigsten, wenn sein Leiden ihn ans Bett fesselt, er also verhindert ist, die so wünschenswerte Bewegung im Freien oder wenigstens im Wintergarten zu machen. Außerdem ist für eine in jedem Zimmer regulierbare Luftheizung gesorgt, durch welche alle aus der Ofenheizung entspringenden Uebelstände und Nachteile für die Gesundheit vermindert werden. Und diese Luftheizung ist in jedem Zimmer noch mit einem Apparat in Verbindung, welcher es ermöglicht, der Luft auch jeden gewünschten Grad von Feuchtigkeit zu geben; in der heißen Sommerzeit aber werden die Heizräume zur

Ein sich bäumendes Pferd. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

Erzeugung von kalter Luft verwendet, welche, in die Zimmer geleitet, dort die nötige Herabminderung der Temperatur bewerkstelligt. Denn bekanntlich empfindet der Lungenkranke Hitze ebenso peinlich wie Kälte, namentlich im geschlossenen Raum. Fügt man nun noch hinzu, daß ein großer Teil der Zimmer mit gedeckten Balkons versehen ist, welche es dem Schwerkranken ermöglichen, ohne eigentlich sein Zimmer zu verlassen, bei schönem Wetter viele Stunden im Freien zuzubringen, so dürfte wohl auch der skeptische Leser die Ueberzeugung gewinnen, daß bei Erbauung dieses Hauses in der That für das Wohl der Leidenden jede nur denkbare Sorge und Rücksicht gewaltet hat. Damit aber sind die Grundbedingungen gegeben, selbst solche Patienten, welche in völlig elendem und entkräftetem Zustande hierher kommen, in möglichst kurzer Frist soweit auf die Beine zu bringen, daß sie das Bett verlassen und die eigentliche Kur: Bewegung im Freien, beginnen können.

In den Parkanlagen kommt denn auch, weil sie von so ungeheurer Wichtigkeit für die allmähliche Gesundung des Lungenkranken sind, das Bestreben Brehmers, diesem Zwecke jeden Vorschub zu leisten, erst zum vollsten Ausdruck. Der Lungenkranke soll sich möglichst viel Bewegung im Freien machen, denn die Thätigkeit seines Herzens, seiner Lungen soll gesteigert, dem Blute immer neuer Sauerstoff zugeführt, dieses dadurch verbessert, das Ernährungsbedürfnis vermehrt, die Verdauungskraft gehoben, mit einem Wort die Kräftigung des ganzen Organismus verbunden mit

Zunahme an Fleisch und Fett bewerkstelligt werden. Mit alledem ist aber gleichzeitig gesagt, daß, wenn es einerseits geboten erscheint, dem Kranken einen gewissen Grad von körperlicher Anstrengung — insbesondere der Lungen — zuzumuten, dennoch jede, auch die geringste Ermüdung sorglich vermieden werden soll. Bewegung in der Ebene wird also nicht genügen, der Kranke soll vielmehr steigen, die Steigung darf aber, vollends im Anfang, keine steile sein, und immer und immer wieder soll er daran erinnert werden, daß ihm Ausruhen Pflicht ist, ja, das Ausruhen muß ihm in jeder Weise verlockend gemacht werden. — Diese Fülle von Momenten hat denn auch Dr. Brehmer sorgfältig erwogen und sanft ansteigendes und doch zu nennenswerter Höhe emporwachsendes, von Winden geschütztes, Waldgebiet, welches in unmittelbarster Nähe der Heilanstalt selbst liegt, im Umfange von vierhundert Morgen allmählich käuflich an sich gebracht und ausschließlich seinen Heilzwecken dienstbar gemacht. Seine Phantasie aber ward in all diesen Jahren nicht müde, hier immer Neues zu schaffen, was die Lust des Kranken, sich in diesem prächtigen Park zu ergehen, anregen soll. Und wer zum erstenmal, aus dem Kurhaus tretend, zwischen den herrlichsten Blumenrabatten, an dem prachtvollen Springbrunnen vorbei, auf sanft ansteigenden Zickzackwegen, zum Wald emporsteigt, welcher ihn schon nach kaum zwei Minuten mit seinem kühlen würzigen Fichtendunkel umfängt, der wird nun wohl eine Stunde lang von Ueberraschung zu Ueberraschung geführt. Denn ganz abgesehen von den mannigfaltigen Ruheplätzen unter schattigen Baumriesen, in lauschigen Büschen, an herrlichen Aussichtspunkten, deren Zahl so groß ist, daß der Freund der Einsamkeit selbst in der Hochsaison stets sicher sein kann, ein stilles Plätzchen für sich zu finden, bieten sich noch eine Fülle von Kiosken, Hütten, Hallen — bis zu geräumigen, mit erlesenstem Geschmack aufgeführten und ausgestatteten soliden Bauten dar, welche im Sommer einen kühlen Aufenthalt gewähren, im Winter dagegen tüchtig geheizt werden und es dem Kranken ermöglichen, auf seinem Spaziergang nicht bloß auszuruhen, sondern auch sich zu erwärmen, um ohne Nachteil für sein Befinden auch weitere Ausflüge zu machen. Wer aber diese Fürsorge für übertrieben hält, der weiß nicht, daß gerade die Winterkuren bei Dr. Brehmer sich eines besonderen Rufes erfreuen und angesichts der merkwürdigen Heilerfolge, welche er just in der rauhen Jahreszeit selbst an Schwerkranken erzielte, im gebildeten Publikum die Ueberzeugung immer mehr platzgreift, daß es ganz falsch ist, nach dem Süden zu gehen, um von einem Lungenleiden zu genesen. Denn wer im Süden selbst vollkommen gesund wurde, empfindet, zurückgekehrt in das rauhere Klima seiner Heimat, dieses nicht allein schmerzlich, er ist auch viel mehr der Gefahr ausgesetzt, daß die Krankheit wieder ausbricht. Wer dagegen erst gelernt hat, im strengsten Winter auf den sorgsam gepflegten, schneefreien Wegen des Brehmerschen Parkes stundenlang spazieren zu gehen und ansehnliche Höhen zu ersteigen, der wird auch, einmal gesund, allen Unbilden der Witterung in jeder Zeit zu trotzen vermögen, wo immer er zu Hause sein mag ... Eine Felsgrotte (S. 329), aus Gestein aufgeführt, das hochinteressante Versteinerungen von Pflanzen, Fischen und Conchylien aufweist, ein Forellenbecken mit kleinem rauschendem Wasserfall, wie ihn die Natur selbst geschaffen, ein Goldfischteich, ein kleiner See und endlich ein erst neuester Zeit angelegter Wildpark, in dem sich zahme Rehe und Hirsche tummeln, vervollständigen die abwechslungsreiche Fülle angenehmer Ruhepunkte, und bieten dem Kranken Anregung, Zerstreuung und Unterhaltung; sie sind aber gleichzeitig in ihrer Gesamtheit der sprechendste Beweis, wie sehr die Liebe für die Kranken, welche ihr Wohl und Wehe in Brehmers Hand legen, ihn bei allem leitet, was er schafft, und seinem Geist immer neue Impulse gibt. —

Diese Liebe und Sorge aber, durch deren unermüdliche Bethätigung Dr. Brehmer seine Anstalt zu einem Unikum entwickelt hat, bietet die sicherste Gewähr, daß er auch in allen übrigen, das Wohl und die Lebensinteressen seiner Kranken berührenden Fragen, jeden überhaupt noch erfüllbaren Anspruch zu befriedigen Sorge trägt, und berechtigten und vernünf-

Reh. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

Wolf und Ziege, I. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

tigen Beschwerden gegenüber sofort auf Abhilfe bedacht ist; ich kann daher nach dieser positiven Seite hin auf weitere Ausführungen verzichten. Freilich aber spricht überall der Arzt, dem das Wohl der Leidenden mehr am Herzen liegt als ihr Wohlwollen, ein entscheidendes Wort mit. Und so humoristisch dies klingen mag: es herrscht in der That stets, namentlich unter den leichteren Patienten, eine revolutionäre Stimmung gegen Dr. Brehmer, weil er auf allen, für notwendig erkannten Anordnungen bezüglich der Lebensweise seiner Kurgäste mit unnachgiebiger Strenge besteht. Er gestattet insbesondere keine Trinkgelage, weder in, noch außerhalb der Anstalt, aufregende Spiele, namentlich Kartenspiele, sind strengstens untersagt, ebenso sind in Bezug auf das Rauchen (für Gesunde) ganz präcise Vorschriften gegeben, welche jede Belästigung der Kranken durch dasselbe verhüten; wer aber trotz wiederholter Mahnung von Ausschreitungen dieser und ähnlicher Art nicht lassen will, dem wird in entschiedenster Form das Verlassen der Anstalt nahe gelegt. Und dies mit vollem Recht. Denn ganz abgesehen davon, daß alle Mühe und Sorge Dr. Brehmers und seiner vier Hilfsärzte Kranken gegenüber vergeblich sein muß, die den Anordnungen keine Folge leisten, so ist auch dahin zu wirken, daß nächtliche Störungen vermieden und die Gefahr der Verführung, das Hineinziehen anderer „schwacher“ Patienten in die unzulässigen Passionen des Einzelnen hintangehalten werde. Und das kann eben schließlich nur durch die energischeste Wahrung des Hausrechtes geschehen. Gerade dieser Drakonismus aber, welcher so ganz im Gegensatz steht zu den Gepflogenheiten in unseren modernen Bädern, bietet die Gewähr für die Erzielung großer Heilerfolge, zumal die Ueberwachung der Kranken durch den Umstand wesentlich erleichtert wird, als Görbersdorf selbst nur ein kleiner Ort ist, der den Patienten keine lockenden Vergnügungen gewährt, und seine Bewohner überdies zum Teil in einem Pacht-

Wolf und Ziege, III. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa

und Mietsverhältnis zu dem Leiter der Anstalt stehen, also seinen Zwecken förderlich sein müssen.

So wenig aber Dr. Brehmer geneigt ist, aus Rücksicht auf materiellen Vorteil seinen Patienten unstatthafte Zugeständnisse zu machen, so hat er sich andererseits die Ziele zum Heil der Menschheit zu wirken ungemein hoch gesteckt und scheut kein Opfer, dieselben zu erreichen. Ein chemisches Laboratorium sowie ein mit den kostspieligsten Pariser Instrumenten ausgestattetes bakteriologisches Institut, welche in unmittelbarer Verbindung mit der Anstalt stehen, geben hierfür Zeugnis, und hier sind unter Brehmers Leitung zwei Fachmänner forschend thätig, um das ungeheure Material, das hier geboten ist, für die Lungenschwindsucht auch wissenschaftlich zu verwerten.

Wolf und Ziege, II. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

Ich glaube hiermit ein im wesentlichen vollständiges Bild der Brehmerschen Heilanstalt und des Geistes, der darin waltet, gegeben zu haben. Und ich that dies aus tiefinnerstem Drang, in der vollbewußten Absicht, die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf dies Mekka für Lungenkranke neuerdings hinzulenken. Denn ich spreche und urteile aus eigener Anschauung und Erfahrung, seit nahezu Jahresfrist genieße ich die unendlichen Wohlthaten des hiesigen Aufenthaltes und der Brehmerschen Heilmethode: ein völlig gebrochener Mann kam ich hierher, gleich unfähig zu geistiger wie zu leiblicher Arbeit, und jedes rauhe Lüftchen bannte mich in die Stube, warf mich aufs Krankenlager. Und monatelang rang ich schwer mit dem grausamen Leiden. Dann aber wurde es rasch besser und noch im Winter gelangte ich so weit, daß es mir eine Lust war, trotz Schnee und Kälte stundenlang im Freien zuzubringen. Heute aber bin ich nahezu gesundet und körperlicher wie geistiger Anstrengung wieder gewachsen. Bis zur vollständigen Heilung werde freilich auch ich noch einiger Zeit bedürfen, und das möchte ich darum zum Schlusse betonen, daß, wer lungenkrank nach Görbersdorf zu Dr. Brehmer kommt, die landläufige Vorstellung einer „Badekur" von sechs bis acht Wochen fallen lassen muß. Eine kranke Lunge wird in solcher Frist nicht heil, vollständige Heilung aber ist gerade bei diesem Leiden unabweisbar, denn nur dadurch wird der Kranke vor möglicherweise tödlichem Rückfall gesichert. Der Rückfall aber und die Notwendigkeit, neuerdings und unter schwierigeren Umständen Heilung zu suchen, ist ihm gewiß, wenn er die Anstalt zu früh verläßt. Man muß sich da eben vergegenwärtigen, daß selbst der Einsatz von einem bis anderthalb Jahren reichlich aufgewogen wird durch den Gewinn eines

Wolf und Ziege, IV. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

Tauben auf einem Sims. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

dauernd gesunden Lebens, da ja die Kur nicht der Lunge allein, sondern dem ganzen Organismus zu gute kommt.

Etwas über Momentphotographie.

Von

Hermann Vogt.

Wer von den älteren Lesern denkt nicht noch schaudernd jener qualvollen Minuten, während welcher er steif und starr, mit unbeweglich auf einen blendenden Punkt gerichteten Augen und ohne im buchstäblichen Sinne des Wortes mit den Wimpern zu zucken, der dunkel verhangenen Zaubermaschine gegenüber sitzen mußte. Aus der geheimnisvollen Dunkelkammer tönte der dumpfe Ruf des Künstlers: Es ist gelungen, wie eine Erlösung an unser Ohr, und glückstrahlend konnte man dann nach einigen Tagen das unter der Bezeichnung Daguerreotyp bekannte feine Lichtbild sein nennen, dessen Wirkung indes durch den starken Spiegelglanz einigermaßen beeinträchtigt wurde. Jene Zeiten sind längst vorbei. An die Stelle der Daguerreotypie ist die auf ähnlichen chemischen Vorgängen fußende Photographie getreten, welche ihrerseits im Laufe der Jahre immer mehr verbessert und vervollkommnet wurde. Namentlich nimmt die Aufnahme eines Porträts nur noch den kleinsten Bruchteil der früher erforderlichen Zeit in Anspruch. Zunächst verdankt die Photographie ihre Fortschritte der verbesserten Darstellung der erforderlichen Chemikalien, dann aber auch den vervollkommneten photographischen Linsen, den besseren Objektivgläsern und Apparaten.

Wie oft mußte, als die photographische Kunst noch in den Windeln lag, die Aufnahme eines Porträts wiederholt werden, bis ein befriedigendes Resultat erreicht ward! Welche Mühe und welche Zeit kostete es gar, um von einem Pferde oder dem beweglichen Lieblingshündchen einer Dame ein halbwegs brauchbares Bild herzustellen. Später gelang es bereits, langsam bewegte Menschenmengen zu photographieren, aber auf den damals „Augenblicksbilder“ genannten Platten pflegten die im Vordergrunde befindlichen Personen, ebenso wie wehende Flaggen, schwankende Aeste und dergleichen, sich in einem seltsam breit gezogenen, verschwommenen Zustande zu befinden. Seit wenigen Jahren endlich gibt es wirkliche Momentaufnahmen. Es ist gelungen, laufende Menschen, springende Pferde, fliegende Vögel, lebhaft bewegte Gruppen, selbst rollende Eisenbahnzüge mit ganzer Schärfe aufzunehmen. Ja, binnen kurzer Zeit wird man aller Wahrscheinlichkeit nach das Bild des aus dem todbringenden Rohre entsandten Geschosses bewundern können, wie es in seinem rasenden Fluge auf das Papier gebannt ist. Das klingt schier unglaublich, ist aber nichtsdestoweniger vollständig begründet. Der Photograph, dem wir die diesen Artikel zierenden Augenblicksbilder[1]) verdanken, macht gerade jetzt die nötigen Versuche, um zu militärwissenschaftlichen Zwecken derartige Photographien von Geschossen, die mit einer Geschwindigkeit von beiläufig 500 Meter in der Sekunde die Luft durchschneiden, aufzunehmen. Die Ausführung bietet Schwierigkeiten, aber an dem Erfolge ist nicht zu zweifeln.

Die Möglichkeit, empfangene Lichteindrücke rascher und sicherer zu fixieren, als dies bisher geschehen konnte, liegt der Hauptsache nach in der Einführung eines neuen photographischen Verfahrens, der sogenannten Trockenplatte. Früher mußte die empfindliche Platte beim Gebrauch, gewissermaßen ad hoc, hergestellt werden, indem man sie mit jodiertem Kollodium überzog, in ein Silberbad tauchte und dann frisch verbrauchte. Darüber vergingen immer mehrere Minuten. Außerdem war zu diesen Vorbereitungen eine Dunkelkammer nötig, und die feuchte Platte war tausend Zufälligkeiten ausgesetzt. An ihre Stelle sind die fabrikmäßig im großen hergestellten Trockenplatten getreten. Sie werden mit Bromsilber präpariert, halten sich lange und können deshalb zu beliebiger Zeit verbraucht werden. Ihr Hauptvorzug besteht aber in ihrer außerordentlichen Empfindlichkeit für jeden, auch den kürzesten Lichteindruck, und deshalb bilden derartige Trockenplatten eine unerläßliche Vor-

---

[1]) Ottomar Anschütz, Lissa (Posen). Mehr als tausend Nummern sind im Selbstverlage des Künstlers bereits erschienen.

bedingung für die Augenblicksphotographie, nicht minder, wie handliche, leicht transportable Apparate mit lichtstarken Objektivgläsern.

Schon seit längerer Zeit sind Gelehrte verschiedener Nationen auf dem Gebiete der Augenblicksphotographie thätig gewesen, ohne doch durchschlagende Erfolge erringen zu können. Dem Amerikaner Muybridge gelang es nur, schwarze Silhouetten auf weißem Grunde zu erhalten, und der französische Physiolog Marey, welcher seine weißgekleideten Personen vor einer dunkeln Wand vorüberschreiten ließ, erzielte das umgekehrte Resultat. Die Konturen seiner hellen Bilder zeichneten sich wohl scharf vom dunklen Hintergrunde ab, ließen aber immer noch zahlreiche Details der Zeichnung vermissen. Was den Experimenten dieser und anderer Bahnbrecher nicht gelingen wollte, das hat unser Landsmann, der Photograph Ottomar Anschütz in Lissa (Posen) zu einem glücklichen Ende geführt. Sein Name ist deshalb unzertrennlich nicht allein von dem jetzigen Standpunkte der Augenblicksphotographie, sondern in absehbarer Zeit auch von ihrer Weiterentwickelung, und namentlich von der Lösung der wissenschaftlichen Aufgaben, die dieser Technik in unserem Vaterlande neuerdings gestellt sind.

Eine derartige Schärfe, Klarheit und Durchbildung der photographischen Bilder, eine so vollkommene Wiedergabe der gesamten körperlichen Eigenschaften, wie Anschütz sie in seinen Augenblicksbildern bietet, ist vor ihm noch von niemand erreicht worden. Seine Bilder legen zugleich nicht nur Zeugnis ab von der hoch entwickelten technischen Fertigkeit des ausübenden Künstlers, sondern bekunden auch seinen lebhaften Sinn für das natürlich Schöne, seine Findigkeit im Treffen und seinen Geschmack, der mit feinem Verständnis bildgemäße Augenblicke auszuwählen weiß. Mit Bezug auf minimale Beleuchtungszeit leistet Anschütz gleichfalls Außerordentliches, und sein größter bisheriger Erfolg darf wohl in der Aufnahme fliegender Vögel, Tauben und Störche, in der neuerdings angefertigten Aufnahme von Wölfen, Füchsen und Affen, wie in den Serien gefunden werden, welche das Pferd im vollsten Laufe darstellen. Die in schnellster Bewegung befindlichen Flügel bis zu den Federspitzen und ebenso die Gliedmaßen der Vierfüßler sind ganz scharf wiedergegeben, so daß in jeder einzelnen Aufnahme, deren Dauer Anschütz auf den erstaunlich geringen Bruchteil einer Sekunde angibt, also auf einen derartig geringfügigen Zeitabschnitt, daß er sich unserer Vorstellung überhaupt entzieht, ein völlig ausgearbeitetes Bild vorliegt. Von jeher wurden vielfache Versuche unternommen, den Lauf der Menschen, die Gangarten der Tiere und den Flug der Vögel in einer fortlaufenden Reihe von Aufnahmen zu fixieren, um dadurch Aufschlüsse zu erhalten über die mit bloßem Auge nur unvollkommen wahrnehmbaren Einzelbewegungen der lebendigen Wesen. Von den in dieser Richtung geschaffenen Bildern des Herrn Anschütz mögen hier nur die Serien erwähnt sein, welche die Gangarten der Pferde darstellen. Die Gesamtbewegung eines Galoppsprunges beispielsweise, während dessen das Pferd sich etwa fünf Meter weit fortschnellt, wird durch eine Reihenfolge von zwölf hintereinander während einer Viertelsekunde aufgenommenen Einzelbildern veranschaulicht. Mit Ueberraschung erkennt man in dieser Serie, aus welcher Summe von teilweis recht unschönen Bewegungsmomenten sich der langgestreckte Galoppsprung eines edlen Pferdes zusammensetzt. Aehnlich verhält es sich mit den Bewegungen anderer Tiere, und da die Augenblicksphotographie die reine unverfälschte Natur wiedergibt, so liegt in so genommenen Aufnahmen ein wertvolles Hilfsmittel zum Studium der Natur.

Zu seinen Arbeiten bedient Anschütz sich im allgemeinen derselben Lösungen und Platten, wie jeder andere Photograph, aber er besitzt das nicht zu unterschätzende Verdienst, durch langwieriges Studium jeden Teil des Verfahrens zu einem möglichst hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet zu haben. Seine

Scene aus dem Hühnerhof. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

Ferkelfamilie. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

hauptsächlichen Erfolge hat er mit dem von ihm selbst konstruierten Momentverschluß erzielt und in dem steten Bestreben nach Vervollkommnung seines Verfahrens im vorigen Herbste einen verbesserten Apparat nach seinen Angaben herstellen lassen, der besonders für die Serienaufnahme von lebenden Wesen in der Bewegung eingerichtet ist und sich dafür vortrefflich bewährt hat. Derselbe besteht aus zwölf Objektiven. Jedes dieser Gläser ist mit einem Momentverschlusse verbunden, und die sämtlichen Verschlüsse können nacheinander auf elektrischem Wege mit Hilfe eines eingeschalteten Metronoms in verschiedenen Zwischenräumen zum Fallen gebracht werden. Die elektrische Anlage wirkt derartig, daß die Apparate in demselben Augenblicke zu funktionieren beginnen, wenn das aufzunehmende Objekt in seiner Vorwärtsbewegung einen gespannten Faden berührt. Weitere Vorkehrungen ermöglichen es, die Zeit der Aufnahme einer Serie genau der Dauer eines Bewegungsmomentes, zum Beispiel eines Galoppsprunges anzupassen, und in dem wechselnden Zeitraum von einer Viertel- bis anderthalb Sekunden können zwölf Momente fixiert werden. Indessen ist die Leistungsfähigkeit des Anschützschen Apparates nach dieser Richtung damit noch keineswegs begrenzt.

Die bislang erschienenen Augenblicksphotographien sind vielfältiger Natur und wohl geeignet, das Interesse der verschiedensten Kreise zu erwecken. Viele Beschauer haben deshalb sich schon seit Jahren erfreut an den scharfen Aufnahmen der Augenblicksbilder; sie haben Anteil genommen an den Manöverbildern in ihrer überraschenden Treue, an der lebensvollen Wiedergabe des wilden und zahmen Getiers, an den trefflich gelungenen Bildnissen des deutschen Kaisers und seiner Familie, wie an so manchen andern. Wenige aber dachten dabei der Mühen und Unbequemlichkeiten des Künstlers. Wochenlang folgte dieser mit den auf einen Wagen gebrachten besonderen Einrichtungen dem raschen Verlauf der Manöver, um im geeigneten Moment zur Arbeit bereit zu sein, oder aber er harrte geduldig in Sonnenbrand und Hitze auf dem Dachfirste eines polnischen Bauernhauses aus, um die scheuen Störche in ihrem Neste vertraut zu machen. Solchergestalt waren die äußeren Schwierigkeiten, die immer noch zu überwinden blieben, nachdem Anschütz sein Verfahren bereits glücklich zu hoher Leistungsfähigkeit herausgebildet hatte, ganz zu geschweigen von den Hindernissen, die Mißtrauen und Aberglaube der ländlichen Bevölkerung seinen Arbeiten in den Weg legten.

Bei der Mahlzeit. Momentaufnahme von Ottomar Anschütz in Lissa.

Die überwiegende Mehrzahl derer, welche die zierlichen Darstellungen in den Schaufenstern der Kunsthändler bewunderten, hat in der Augenblicksphotographie außerdem lediglich einen Fortschritt in der technischen Fertigkeit beim Photographieren anstaunen zu müssen geglaubt, ohne dieser Weiterentwickelung eine tiefere Bedeutung zuzumessen. In der That hatte die Augenblicksphotographie in der ersten Zeit vorzugsweise der Kunst zu dienen unternommen, und viele gerade der tüchtigsten Künstler erkennen in ihren Produkten ein wesentliches Förderungsmittel für die eigene Thätigkeit. Neuerdings wird die neue, so rasch entwickelte Technik indes auch zur Lösung von wissenschaftlichen Problemen verschiedenster Art herangezogen. Auf dem Gebiete der erforschenden Himmelskunde ist der Augenblicksphotographie gewiß noch manche Entdeckung vorbehalten, und die Physiologie wußte schon seit längerer Zeit die erstere sich dienstbar zu machen. Neuerdings hat auch die Militärwissenschaft von den Erfolgen der Augenblicksphotographie praktischen Nutzen gezogen.

Die oben erwähnten Serienaufnahmen von Pferden geschahen im Auftrage des Kriegsministeriums. Soviel uns bekannt, sehen die maßgebenden Persönlichkeiten schon jetzt in ihnen eine Hilfe für den Reitunterricht, und in letzter Instanz können derartige Bilder als Prüfstein dafür dienen, ob bei der heimischen Pferdezucht das Ziel größtmöglichster Leistungsfähigkeit unverrückt im Auge behalten wird. Wie der Gang des Pferdes, so sollen auch die Schrittarten des Menschen mit Hilfe der Augenblicksphotographie zur bildlichen Darstellung gelangen. Auf Soldaten der verschiedenartigsten Proportionsverhältnisse, mit und ohne Bekleidung, mit und ohne Gepäck, werden sich diese Aufnahmen erstrecken, deren Resultat in vieler Hinsicht Neues und Wissenswertes zu Tage fördern dürfte. Ferner werden an Ort und Stelle aufgenommene Gefechtsbilder, welche einen Gesamtüberblick auf das ganze Treffen gestatten, für vielfache militärwissenschaftliche Zwecke Wert haben, und aus dem Ballon mit Hilfe der Augenblicksphotographie gewonnene Terrainstudien können unter Umständen wichtige Aufschlüsse geben, wenn ihrer allgemeinen Benutzung vorderhand auch noch der überraschende, gänzlich ungewohnte und von den gebräuchlichen Karten durchaus abweichende Eindruck entgegensteht, den sie auf den Beschauer machen.

Großen Nutzen wird die Zeitgeschichte aus der Momentphotographie ziehen. Was würde die jetzt lebende Generation nicht darum geben, wenn sie im Besitze derartig lebenswahrer Episoden aus den Zeiten der Vorfahren wäre, wie die Augenblicksphotographie sie zu liefern vermag! Und in welchem Maße würden die Schätze der Archive und Museen, wie die schriftlichen Aufzeichnungen aus irgend einer Geschichtsperiode zu einem Bilde von pulsierender Lebenswahrheit selbst für die spätesten Geschlechter sich verdichten, wenn unvergängliche photographische Abdrücke ihre Angaben aus unmittelbarster Quelle ergänzten! Gleiche Bedeutung genießt die Augenblicksphotographie und wird sie namentlich in immer steigendem Maße erlangen als getreuer Berichterstatter über die Vorkommnisse des täglichen Lebens, wie über die gesamte Kulturgeschichte.

Den an einen für die Zwecke der Augenblicksphotographie brauchbaren Apparat zu stellenden Anforderungen kann die heutige Optik und Mechanik unschwer genügen. Der Hauptsache nach ist deren Beschaffung eine Geldfrage. Das preußische Kultusministerium hat deshalb dem thatkräftigen Photographen eine außerordentliche Beihilfe aus Staatsmitteln gewährt. Vorwiegend ist Herr Anschütz indes bis heute für die Durchführung der selbstgestellten Aufgaben auf die eigene Kraft angewiesen. Daraus erwächst nach dem Vorbilde des kronprinzlichen Paares, das ja immer bereit ist, Kunst und Wissenschaft unter seinen höchsten Schutz zu nehmen, und auch die junge Technik der Augenblicksphotographie von Anbeginn warm gefördert hat, dem großen Publikum die Pflicht, zur Unterstützung der auch für manche Fragen des praktischen Lebens bedeutenden Arbeiten das Seinige beizutragen. Soll aber die Augenblicksphotographie den vielfachen an sie herantretenden Anforderungen gerecht werden, so muß mehr geschehen. An die Stelle der Privatthätigkeit muß die Kraft der Gesamtheit treten und eine dauernd gewährte, angemessene Geldunterstützung von seiten der Regierung die Durchführung der mit großen Kosten verknüpften, komplizierten und notwendigerweise sehr genauen Arbeiten der wissenschaftlichen Augenblicksphotographie, um mich so auszudrücken, in die Hand nehmen.

Franz Liszt.

Von

Richard Pohl.

Mitten im Siegeszuge der Bühnenfestspiele von Bayreuth, welche in diesem Jahre — dem zehnten seit ihrer Eröffnung — glänzender als je vor den Augen der gebildeten Welt vorüberziehen, in dem Moment, wo Bayreuth sich rüstete, den Kronprinzen des Deutschen Reiches als Festgast zu empfangen, erschreckte uns am Morgen des 1. August die Trauerkunde: Franz Liszt ist in der vergangenen Nacht plötzlich gestorben!

Als Ehrenpräsident der Bühnenfestspiele war er wenige Tage vorher erst dorthin gekommen, um ihrer Eröffnung beizuwohnen, leidender, als er sich selbst eingestand; denn er wollte nicht krank sein. Mühsam schleppte er sich nach dem Festspielhause, um am 23. Juli der ersten diesjährigen Aufführung des Parsifal, am 25. der von Tristan und Isolde beizuwohnen. Isoldens hinreißender Schwanengesang:

„In des Weltatems wehendem All,
Ertrinken — versinken —
Unbewußt — höchste Lust —"

waren die letzten Töne, die er auf Erden vernommen. Es war, als ob sein großer Freund, der Schöpfer dieses gewaltigen Werkes, der vor drei Jahren ihm ins Jenseits vorausgegangen, jene Frage an ihn gerichtet hätte, die Tristan an Isolde richtet:

„Wohin der Freund geschieden,
Willst du nun treu ihm folgen?“

Und als die Glocken von der Höhe der Gralsburg wiederum zum Liebesmahle riefen, da lag der treue Freund im Sarge, und die zu den Festspielen gekommen waren, begingen seine Totenfeier! — — —

Franz Liszt ist gestorben wie ein Held, ein Sieger auf dem Schlachtfelde, wenige Schritte entfernt von der Gruft, in der sein großer Freund ruht, auf der Stätte ihrer gemeinsamen Siege. Denn so Gewaltiges, so Unsterbliches Richard Wagner geschaffen — Franz Liszt stand ihm immer zur Seite, sobald es galt, diese größten Schöpfungen unserer Zeit lebendig zu machen und ihre weit in die Zukunft hineingreifende kunstreformierende Bedeutung der Welt zu verkünden.

In Franz Liszt ist einer der genialsten Musiker, den unsere Zeit seit Richard Wagners Tod besessen, ein edler liebenswürdiger Mensch, der geistreichste, universal gebildetste Künstler von uns geschieden — ein geradezu unersetzlicher Verlust. Denn wie viele berühmte Schüler er auch herangebildet hat, die sein Wirken fortsetzen, seine Lehren verbreiten werden — es ist keiner unter ihnen, der an ihn hinanreicht und ihn je ersetzen könnte.

Franz Liszt war einer jener seltenen Charaktere, die den Geist der Zeit, in der sie leben, in konzentriertester Weise verkörpern; aber nicht, indem er reproduktiv ihm folgte, ihn wiederspiegelte, sondern indem er ihm verständnisvoll voranging, um ihm Bahn zu brechen.

In der vormärzlichen Zeit des absoluten Virtuosentums, das um seiner selbst willen da war, stand er an der Spitze, alle Mitbewerber überflügelnd, jeden Vergleich überbietend. Und nachdem er Lorbeeren und Gold geerntet soviel er wollte und auf dem Gipfel seines Ruhmes stand — trat er plötzlich von seiner Laufbahn zurück und zog sich an den Musenhof von Weimar zurück, um zunächst als Leiter einer Kunstanstalt die echten Kunstprincipien ohne alle Nebenzwecke mit voller Hingebung zu vertreten, und eine Reihe teils unbekannter, teils verkannter Werke durch Musteraufführungen zur Geltung zu bringen.

In erster Linie standen die von Richard Wagner, von deren Bedeutung für die Kunst unserer Zeit damals nur wenige erst eine Ahnung hatten. Als Richard Wagner sein Vaterland fliehen mußte und als Verbannter in der Schweiz lebte, machte Liszt die Sache des politisch Verfolgten und künstlerisch Verkannten zu der seinigen, und kämpfte so lange für ihn, bis er selbst zurückkehren konnte, um sein großes Reformwerk in die Hand zu nehmen. Auch hier war Liszt seiner Zeit weit voraus und zog sie sich nach.

Dann trat er für Hektor Berlioz, das von allen verkannte und in seinem Vaterlande vereinsamte, größte musikalische Genie Frankreichs in die Schranken, hier wiederum seinen Zeitgenossen um ein Vierteljahrhundert vorauseilend. Denn heute ist Hektor Berlioz in Frankreich populär, damals wurde er verspottet.

Nun erst dachte Liszt an sich und trat als Komponist gleichfalls reformierend auf, zunächst im Gebiete seiner von jeher unbestrittenen Domäne, des Klaviers, dann aber zum Orchester übergehend, und hier als Reformator ebenso entschieden auftretend, wie Richard Wagner im Gebiete des musikalischen Dramas.

Diesem dritten, hochbedeutenden Stadium seiner universalkünstlerischen Wirksamkeit folgte noch ein viertes, als er, seine Stellung in Weimar aufgebend, nach Rom sich wandte, um in stiller Zurückgezogenheit dem Dienste der Kirche sich zu weihen und eine Reihe musikalischer Kirchenwerke zu schaffen.

Sein Lehramt, dem er schon in Weimar obgelegen, dehnte er jetzt noch weiter aus. Er suchte seine Heimat Ungarn wieder auf, trat dort an die Spitze des Konservatoriums und wurde zum obersten Repräsentanten der Musik seines auf ihn stolzen Vaterlandes erwählt.

Aber er ließ sich damit nicht fesseln: er gehörte der Welt an. Einen Teil des Jahres brachte er in Pest zu, einen anderen in Rom, den größeren Teil aber in Weimar, umgeben von Schülern, zugleich Präsident des Allgemeinen Deutschen Musikvereins, welcher sich zur Aufgabe gemacht hatte, Liszts Kunstprincipien zu pflegen und in seinem Sinne zu verbreiten.

Als das Festspielhaus zu Bayreuth gegründet war, erschien er dort in jedem Festspieljahre an der Seite seines großen Freundes Richard Wagner, der ihm so viel zu verdanken hatte.

So war und blieb Liszt bis ans Ende an der Spitze der musikalischen Bewegung seiner Zeit, in mehr als sechzigjähriger öffentlicher Wirksamkeit, unermüdlich bis ans Ende, und gefeiert bis ans Ende. Die Triumphe, die ihm vor wenigen Monaten erst in Belgien, Frankreich und England bereitet wurden, sind noch in aller lebhafter Erinnerung. In den nächsten Monaten wurde er zu gleichen Triumphen in Rußland erwartet.

Der Tod hat diesen Siegeszügen erst ein Ende gemacht. Nur wenigen Sterblichen war, wie Liszt, das Glück beschieden, daß in einem Zeitraume von zwei Generationen sein Glücksstern niemals unterging. Universal, wie sein Geist, seine Bildung, war auch sein Wirken, das wir nach diesem kurzen, allgemeinen Ueberblick jetzt in einzelnen Momenten etwas näher ins Auge fassen wollen.

* * *

Franz Liszt war in sehr einfachen bürgerlichen Verhältnissen zu Raiding bei Oedenburg in Ungarn, im Kometenjahre 1811 am 22. Oktober geboren. Sein Vater, Adam Liszt, war Gutsverwalter beim Fürsten Esterhazy. Seiner Neigung und seinen Anlagen nach wäre dieser Musiker geworden, aber zur künstlerischen Ausbildung fehlten ihm die Mittel; nichtsdestoweniger war seine Liebe zur Musik zu groß, um ihr ganz entsagen zu können. In Eisenstadt trat er mit Joseph Haydn in persönlichen Verkehr und wirkte in dessen Kapelle aushilfsweise mit; mit Nepomuk Hummel wurde er näher befreundet. Der Eindruck, den Hummels Klavierspiel auf ihn machte, bestimmte ihn, eifrige Klavierstudien zu machen, die so erfolgreich waren, daß Adam Liszt zu spät erkannte, daß er zum Musiker geboren sei. Mit Bitterkeit nannte er sein Leben ein verfehltes. Er sollte aber durch seinen berühmten Sohn Franz reichlich dafür entschädigt werden.

Dieser wurde im ersten Jahre der Ehe Adams ge-

boren, die dieser 1810 mit Anna Lager, einer jungen Oesterreicherin aus Krems bei Wien einging, nachdem Fürst Esterhazy ihm die Verwaltung des kleinen Raiding übertragen hatte. Anna Lager war in kleinbürgerlichen, bescheidenen Verhältnissen auferzogen, einfach und edel war ihr Sinn; „sie war ganz Seele", eine große, neidlose Liebe für alle Menschen lebte in ihrem Herzen, und diese Liebe übertrug sie auf ihren berühmten Sohn, der ihr mit gleicher Liebe vergalt. Das Verhältnis Franz Liszts zu seiner Mutter war ein ideales, und blieb es sein ganzes Leben hindurch.

Der kleine Franz zeigte schon als Kind außerordentliche musikalische Fähigkeiten, die sich rapid entwickelten. Er erinnert in dieser Hinsicht lebhaft an den jungen Mozart, der bei gleicher Jugend gleiches Aufsehen erregte. Da Franz schwächlich war, begann sein Vater erst mit dem Klavierunterricht im sechsten Jahre des Kindes; aber trotz der mangelhaften Unterweisung durch einen Dilettanten machte Franz so erstaunliche Fortschritte, daß der Vater bald erkannte, daß Franz ein berufener Künstler sei. Dennoch zögerte er, seinen Franz die Künstlerlaufbahn ergreifen zu lassen, weil ihm die Mittel dazu fehlten. Da trat ein Ereignis ein, welches die Entscheidung herbeiführte, indem es alle Zweifel löste.

Der Ruf des kleinen Wunderkindes Liszt hatte sich bald im Oedenburger Komitat verbreitet. Ein junger, blinder Musiker, Baron von Braun, welcher in Oedenburg ein Konzert geben wollte, lud den neunjährigen Knaben zur Mitwirkung ein, der mit Freuden darauf einging. Er spielte das Es dur-Konzert von F. Ries und eine freie Phantasie über bekannte Melodien, wie sie damals üblich war. Die Aufnahme, die Liszt beim Publikum fand, war eine so warme, daß sein Vater in Oedenburg ein eigenes Konzert für Franz arrangierte, hierauf mit ihm nach Preßburg zu gleichem Zwecke reiste. Vorher aber präsentierte er seinen Sohn dem Fürsten Esterhazy in Eisenstadt, der über das Talent des Knaben so entzückt war, daß er ihm zu seinem Konzert in Preßburg das Esterhazysche Palais zur Verfügung stellte. Dadurch hörte ihn die hohe ungarische Aristokratie und wurde durch des Knaben Spiel so enthusiasmiert, daß sie sofort eine Subskription eröffnete, um dem Wunderkinde einen Jahresgehalt zu sichern, der zu seiner Ausbildung ausreichte. Sechs Magnaten, darunter die Grafen Amadée, Apponyi und Szapari vereinigten sich, um dem kleinen Franz auf sechs Jahre einen Jahresgehalt von 600 Gulden zu sichern. Damit war sein künftiges Geschick entschieden. Sein Vater begehrte sofort seine Entlassung bei der fürstlichen Regierung, um sich ganz der Ausbildung seines Sohnes widmen zu können, und im Jahre 1821 verließ der kleine Franz seine Heimat, um mit seinen Eltern nach Wien zu gehen.

Dort fiel die Wahl der Lehrer auf Czerny und Salieri. Czerny wollte den Knaben nicht annehmen; als er ihn aber spielen hörte, wurde er sofort anderen Sinnes und gab dem kleinen Franz 1 ½ Jahr lang umsonst Unterricht. Liszt war Czerny zeitlebens dankbar dafür und sagte mir selbst, er verdanke ihm eine äußerst solide, technische Grundlage. Er habe bei ihm u. a. sehr gründlich die Clementischen Sonaten und den Gradus ad parnassum studieren müssen, denen er sich längst entwachsen glaubte. Auch der siebzigjährige Salieri wollte „den kleinen Wundermann", wie die Wiener Musiker Franz bald nannten, erst nicht als Schüler annehmen, wurde aber ebenso schnell für ihn eingenommen, wie Czerny. Das Bezaubernde, Hinreißende von Liszts Persönlichkeit übte schon bei ihm als Knabe jene später tausendfach erprobte fascinierende Wirkung.

Die künstlerische Individualität Liszts blieb aber von Czerny unverstanden; der Mann der Mechanik, der Form konnte eine ihm so entgegengesetzte Natur nie begreifen, weder als Knabe, noch als Mann. Liszts Individualität, die sich bei einem so frühreifen Genie rapid entwickelte, zeigte sich schon damals der formellen Musik abgeneigt; der geistige Gehalt war ihm immer das wesentliche, aus dem die Form sich entwickeln müsse, nicht umgekehrt; auch sein Streben nach Freiheit im Vortrag, nach Stimmungsausdruck, nach individuellem Kolorit zeigte sich schon damals vollkommen ausgeprägt. Aber um dieses im Knaben noch ungebändigte Streben zurückzuhalten, war der pedantische Czerny der rechte Mann. Czerny hatte es nur auf die Schulung der Finger abgesehen. Als er Liszt entließ, war dieser ein fertiger Virtuos.

Salieris Unterricht war für Liszt auch sehr förderlich, obgleich er keinen strengen Kontrapunktisten aus ihm machen konnte, der er selbst nicht war. Doch übte er ihn fleißig in harmonischen Satzübungen, ließ ihn Partituren lesen, analysieren und spielen, eine Fertigkeit, welche Liszt in so erstaunlichem Grade sich zu eigen machte, wie kein anderer. Das prima vista-Spiel des elfjährigen Knaben war ganz erstaunlich.

Am 1. Dezember 1822 gab der kleine Franz sein erstes Konzert in Wien mit allergrößtem Erfolg. Seine phänomenalen Leistungen erregten allgemeinen Enthusiasmus. (Er spielte Hummels A moll-Konzert und eine freie Phantasie; die junge Karoline Unger wirkte mit.) Das Aufsehen, das er erregte, war so groß, daß in seinem zweiten Konzert, am 13. April 1823, auf Schindlers Befürwortung Beethoven im Konzert erschien. Als Franz seine Improvisation über ein unscheinbares Thema glänzend ausgeführt hatte, erschien Beethoven auf dem Podium und küßte ihn. Das war Liszts musikalische Weihe! Keine Auszeichnung hat ihn jemals stolzer gemacht, als diese.

Mit diesem Konzert, über welches alle Wiener Kritiker auch nach auswärts enthusiastisch berichteten, begann Liszts europäische Berühmtheit als Klavierspieler. Aber auch der pekuniäre Erfolg des Konzerts war ein solcher, daß Liszts Vater sich nun freier bewegen konnte. Er faßte sofort den Plan, mit seinem Sohn nach Paris zu gehen, um ihn dort weiter auszubilden. Er wollte ihn zu Cherubini in das berühmte Pariser Konservatorium bringen.

Auf der Reise dorthin gab Liszt Konzerte in München, Stuttgart, Straßburg, in denen er Bewunderung erregte. In München nannte man ihn bereits den „zweiten Mozart". In Paris angekommen, erlebte er sofort eine der bittersten Enttäuschungen seines

Lebens. Mit einem warmen Empfehlungsschreiben des Fürsten Metternich versehen, stellte sich Liszt Cherubini vor, der ihn ohne Prüfung zurückwies. Er berief sich auf die Statuten des Konservatoriums, welche jeden Fremden von der Teilnahme am Unterricht ausschließen. Ob Cherubini bei dem eminenten Talente Liszts keine Ausnahme hätte machen können und sollen, ist eine andere Frage. Cherubini liebte die Wunderkinder nicht, das war wohl das Entscheidende.

Für Liszt war diese Zurückweisung ein Donnerschlag, wurde aber schließlich doch sein Glück. Denn der steife systematische Lehrgang des Konservatoriums

Franz Liszt.

war nicht für ihn gemacht; für ein Talent wie das seine war die Oeffentlichkeit die allein richtige Schule. Der Pianist Liszt wäre in der Entwickelung seiner Individualität nur gehemmt, der Komponist in ihm allerdings strenger geschult und systematischer gefördert worden, trotz oder vielmehr gerade wegen der Pedanterie der strengen Schule. — Seit jenem Tage aber faßte Liszt einen Widerwillen gegen alle Konservatorien, und Cherubini hat er auch nie geliebt. Wir können ihm das nicht verdenken. Ihre Künstlernaturen waren auch zu verschieden. Paer und Reicha übernahmen es aber, Liszt in der Komposition und im Kontrapunkt zu unterrichten.

Die Empfehlungen, die Liszt aus Wien mitgebracht hatte, öffneten ihm die Salons der höchsten Aristokratie, und sein eminentes Talent machte ihn schnell zum Liebling dieser Kreise. „Le petit Litz“ (anders nannten ihn die Franzosen nie) wurde das enfant

Der Dorfuhrmacher. Von H. Mosler.

gâté der modernen Gesellschaft; sein erstes öffentliches Auftreten in Paris (8. März 1824) machte die größte Sensation; aber auch seine Persönlichkeit bezauberte alle. Ohne ihn gab es nun keine musikalische Soirée, er blieb das Ereignis des Tages.

Aber jetzt regte sich auch schon der Komponist in ihm. In seinen freien Phantasien hatte er bereits einen überraschenden Gedankenreichtum entwickelt; jetzt wollte er in größeren Formen sich versuchen. Er begann 1824 die Komposition einer einaktigen Oper „Don Sancho“, Text von Théaulon, und vollendete sie so rasch, daß sie am 17. Oktober 1825 zur Aufführung in der großen Oper gelangte. Rudolf Kreuzer dirigierte, Nourrit sang die Hauptpartie. Die Aufnahme des Jugendwerks war eine sehr anerkennende; trotzdem oder vielleicht gerade deshalb machte die Presse dagegen Front und verbreitete nach auswärts, daß die Oper durchgefallen sei.

Die Gegnerschaft gegen Liszt als Pianist regte sich zu gleicher Zeit; Neid und Mißgunst waren die Quellen. Man erkannte schon damals das junge Genie für gefährlich und wollte es entmutigen. Diese Angriffe bestimmten Liszts Vater, mit ihm nach England zu gehen; ein mehrjähriges Wanderleben begann damit. Liszts erstes öffentliches Konzert in London fand am 21. Juni 1824 statt und hatte denselben sensationellen Erfolg, wie die Pariser Konzerte. Dann folgte eine Reise durch die französischen Departements, an die sich eine Tournee durch die englischen Provinzen anschloß, in welcher auch eine große Ouvertüre für Orchester von Liszt aufgeführt wurde, die verloren gegangen ist. Nach Paris zurückgekehrt, komponierte Liszt seine ersten Klavierwerke, welche gedruckt wurden (Etudes, Impromptu, Allegro di Bravura). Sie sind in brillantem Stile geschrieben, zeigen den Virtuosen, aber noch nicht die Eigenart seines späteren Schaffens; es sind Salonwerke der besseren Gattung.

Nach einer zweiten Reise in die französischen Departements folgte eine dritte nach England. Die Gesundheit Adam Liszts war aber so schwankend geworden, daß er Heilung in Boulogne sur Mer suchte. Statt sie zu finden, starb er dort am 28. August 1827. Dies war der erste große Schmerz Liszts. Anfangs wollte er verzweifeln, bald aber raffte er sich auf. Er war nun allein auf sich selbst gestellt, er mußte handeln. Im Hause Erard in Paris fand er zunächst die gastlichste Aufnahme; dann ließ er seine Mutter, die während seiner Reisen in Graz und Wien gelebt hatte, zu sich kommen und suchte nun sich und ihr eine Existenz zu gründen. Auf seinen Konzertreisen hatte er sich ein kleines Kapital erspart, dies übergab er seiner Mutter und griff selbst die Zinsen nicht an. Er begann Unterricht zu geben, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und hatte überall auch als Lehrer den größten Erfolg. Es war dies aber natürlich nur ein verhältnismäßig kurzer Ruhepunkt in seinem Künstlerleben, während dessen sich in Liszt der schon früher gehegte Wunsch wieder lebhaft regte, sich dem Priesterstande zu widmen. Er hatte von jeher ein tief religiöses Gemüt und versenkte sich oft inbrünstig ins Gebet. Jetzt kam eine unglückliche Liebe zu seiner Schülerin, der jungen Gräfin Karoline Saint Criq dazu, die ihn ebenso heiß liebte, wie er sie. Der Vater trennte das Verhältnis und verheiratete die junge Comtesse an einen Herrn d'Artigau. Dies bestimmte Liszt zu dem Entschluß, der Welt auf immer zu entsagen [1]). Aber er gehorchte den Bitten und Thränen seiner Mutter, sich der Kunst zu erhalten. Trotzdem blieb die Neigung zum geistlichen Stande in ihm wach. Vierzig Jahre später folgte er ihr, in Rom, und trat in den Franziskanerorden als weltlicher Abbé, mit den niederen Weihen.

Die Julirevolution, die einen so großen politischen Umschwung, nicht allein in Frankreich, hervorrief, bewirkte auch in Liszts Geistes- und Gemütsleben einen Umschwung. „Die Kanonen haben ihn geheilt,“ pflegte seine Mutter zu sagen. Aus dem verzehrenden Schmerz, aus thatenlosen Träumen raffte Liszt sich auf; er begeisterte sich für die Julikämpfer, er sah einen neuen Völkerfrühling, ein Freiheitsideal entstehen — und in der Juliwoche entwarf er eine „Revolutionssymphonie“. Sie sollte „eine universelle Siegeshymne des christlichen Gedankens der Humanität und Freiheit“ werden. Als Muster diente ihm Beethovens „Schlacht von Vittoria“; anstatt des „Rule Britannia“ und „Marlborough“ hatte Liszt ein Hussitenlied, Luthers „Ein' feste Burg“ und die Marseillaise gewählt. Die Symphonie blieb ebenso unausgeführt, wie die Hoffnungen, die man auf die Julirevolution setzte, unerfüllt. Fragmente aus der Symphonie finden wir später in Liszts „Heroischer Marsch“ und in der „Hungaria“.

Jetzt fühlte Liszt auch das Bedürfnis, die Lücken in seiner Bildung auszufüllen, die seine mit musikalischen Studien abwechselnden Reisen zur notwendigen Folge gehabt hatten. Außer Musik und Sprachen hatte er bis dahin nur wenig gelernt; jetzt begann er ein eifriges Selbststudium. — Er verschlang Dichter und Prosaisten, Philosophen und Historiker; er besuchte Museen, Vorlesungen, Versammlungen — und so lernte er auch die Saint-Simonisten kennen, die nach der Julirevolution eine hervorragende Rolle spielten. Der Gedanke seiner Berufung zum Priestertum wurde jetzt zum drittenmal in Liszt lebendig. Glücklicherweise ließ er sich nicht in den Bund der Saint-Simonisten aufnehmen, da sie auf politisch sehr schwankem Boden standen; andere mächtige Eindrücke zogen ihn von der religiösen Schwärmerei ab und gaben ihm eine künstlerische Richtung, die für seine Entwickelung die entscheidende war und blieb: Paganini und die Romantiker.

Noch ein Genie tauchte in jener hoch bedeutsamen Zeit der Julirevolution auf: Chopin, dessen Individualität auf Liszt gleichfalls mächtig einwirkte.

Seitdem Liszt Paganini gehört und Berlioz und Chopin kennen und lieben gelernt hatte, war er nicht mehr in die Oeffentlichkeit getreten, bis er sich stark ge-

[1]) Lina Ramann, die Biographin Liszts, deren Angaben wir hier folgen, weil sie die einzigen authentischen über Liszts Jugendgeschichte sind, scheint über die Lebensschicksale der Comtesse Saint Criq nicht so gut informiert zu sein, wie über die Liszts. Die Ehe mit Herrn d'Artigau war keineswegs eine unglückliche — es war eine anständige Konvenienzheirat, wie deren in Frankreich sehr viele geschlossen werden. Vor kurzem hat Karoline auf ihrem Gute in Pau noch zufrieden gelebt. Eine Tochter von ihr ist ins Kloster gegangen.

nug fühlte, den Kampf mit allen aufzunehmen und als souveräner Herrscher des Pianofortes siegend daraus hervorzugehen. Er brauchte drei Jahre zu dieser neuen Ausgestaltung seines musikalischen Genies; 1834 trat er wieder an die Oeffentlichkeit und erregte Erstaunen, Entzücken, Jubel, aber natürlich auch Widerspruch, Erbitterung. Nun begann der Kampf der Romantik und Klassik auf dem Klavier, der Anfang jener musikalischen Parteibildung, die nunmehr schon fünfzig Jahre fortbesteht und noch nicht ausgeglichen ist, weil sie eben niemals ausgeglichen werden **kann**. Es ist der Kampf der Idee gegen die Form, der Subjektivität gegen die Objektivität. —

Ueber die Beziehungen Liszts zu George Sand, zur Comtesse Laprunarède u. a. ist hier nichts zu sagen. Es war so natürlich, daß das Gegenteil unnatürlich gewesen wäre, wenn Liszt, der feurige Jüngling, der hinreißende Künstler, der geistsprühende Gesellschafter, der Günstling der vornehmsten Salons keine zarten Beziehungen, keine Liebesabenteuer gehabt hätte, zumal in Paris! Aber sie gehören nach meinem Gefühl nur insoweit vor die Oeffentlichkeit, als sie von Einfluß auf des Künstlers Lebensbestimmung und Schicksale, sowie auf seine geistige Entwickelung sind.

Nach dieser Richtung hat Liszt nur mit drei geistig hervorragenden Frauen Beziehungen gehabt, welche für ihn von Bedeutung wurden: mit **George Sand**, Gräfin **d'Agoult** und Fürstin **Sayn-Wittgenstein**.

1835 begann für Liszt die Periode einer längeren, durch die Verhältnisse ihm aufgezwungenen Ruhe. Er lebte mit der Gräfin d'Agoult, die ihm in die Schweiz nachgereist war, ein Jahr lang in Genf, wo sie ihm seine älteste Tochter, **Blandine**, gebar; dann folgten noch vier weitere Wanderjahre durch die Schweiz und Italien, die zwar zum Teil für seine öffentliche Wirksamkeit, aber nicht für seine künstlerische Entwickelung verloren waren. Hier wurde ihm zum erstenmal Ruhe zu teil, um eine ganze Reihe von Kompositionen teils zu entwerfen, teils zu vollenden; in dieser Zeit begann auch Liszts Thätigkeit als Schriftsteller.

Diese Idylle in der Schweiz wurde durch zwei Reisen nach Paris (1836, 1837) unterbrochen, welche notwendig waren, damit Liszt seinen künstlerischen Ruf, der plötzlich gefährdet erschien, wieder herstellte. In Paris wird man schnell vergessen, zumal wenn man, wie Liszt durch die Flucht der Gräfin d'Agoult, gesellschaftlich kompromittiert ist. In Paris war plötzlich ein Rival Liszts aufgetaucht, der seinen Ruhm zu erschüttern drohte; **Thalberg** war aus Wien gekommen und der Held des Tages geworden. Heutzutage erscheint es fast unbegreiflich, wie ein so leerer Komponist, ein so einseitiger Virtuos und flacher Salonmusiker mit Liszt überhaupt nur rivalisieren konnte; jetzt ist Thalberg ja längst vergessen.

Liszt eilte nach Paris, um den Kampf aufzunehmen. Der Sieg wurde ihm von der Presse nicht leicht gemacht, die Opposition gegen ihn war stark.

Während Liszt in Paris „kämpfte", war die Gräfin d'Agoult in Nohant mit George Sand auch im Kampfe. Als Liszt zurückkam, erkannte er, daß diese beiden bedeutenden Frauen, gerade weil sie beide bedeutend waren, nicht in Frieden und Freundschaft zusammenleben konnten. Ihre Antipathie gab sich so offen kund, daß Liszt nichts übrig blieb, als mit der Gräfin d'Agoult abzureisen. Um des Friedens willen mit der Gräfin gab er auch den brieflichen Verkehr mit George Sand auf.

Liszt ging mit der Gräfin d'Agoult zuerst nach Lyon, Chambéry, Genf, Mailand, wo er wiederholt konzertierte, und ließ sich dann in Bellagio am Comersee nieder, wo er bis Anfang 1838 blieb, von dort einige musikalische Ausflüge nach Mailand unternehmend. Zu Weihnachten 1837 wurde ihm am Comersee eine Tochter geboren, die er **Cosima** nannte. Sie ist das einzige von drei Kindern der Gräfin d'Agoult, welches den Vater überlebt hat. Cosima wurde 1857 die Gattin **Hans von Bülows**, Liszts Lieblingsschülers, 1870 die von Richard Wagner. Seit 1883 Witwe, trauert sie nun auch am Grabe ihres Vaters. — Die ältere Tochter Liszts, **Blandine**, heiratete den letzten Minister Napoleons III., **Ollivier**, und starb sehr jung. Liszts einziger, höchst talentvoller Sohn, **Daniel**, das jüngste Kind der Gräfin d'Agoult, starb ebenfalls sehr jung in Berlin.

Mitte März war Liszt nach Venedig gereist, um auch dort mit dem gewohnten Erfolge zu konzertieren. Da erhielt er Nachricht von einer großen Ueberschwemmung der ungarischen Donauländer. Sofort beschloß Liszt, nach Wien, das ihn nicht wieder gesehen, seitdem er es als elfjähriger Knabe verlassen hatte, zu gehen, um dort zum Besten seiner Landsleute zu konzertieren. Anstatt zwei Konzerte, die er projektiert hatte, mußte er in einem Monate dort zehn Konzerte geben.

Er konnte aber seinen riesenhaften Erfolg nicht weiter ausbeuten. Eine Erkrankung der Gräfin d'Agoult rief ihn nach Venedig zurück. So entzog diese für Liszts Künstlercarriere verhängnisvolle Frau ihn für längere Zeit zum zweitenmal der großen Oeffentlichkeit, der er doch allein angehören sollte. In Wien faßte aber Liszt, angeregt durch den riesigen Erfolg seiner ersten Schubert-Transskriptionen (Ständchen, Lob der Thränen, Erlkönig) den Entschluß, den Kultus der Schubartschen Lyrik durch eine ganze Serie von Transskriptionen zu fördern.

Als Liszt in Venedig ankam, war die Gräfin schon wieder auf dem Wege der Besserung — vermutlich war ihre Krankheit nur so lange gefährlich gewesen, als Liszt in Wien war. Aber die ritterliche Noblesse, die stets seine Handlungsweise bestimmte, verließ ihn auch hier nicht. Die Frau, die ihm ihren Ruf, ihre gesellschaftliche Stellung geopfert, die ihm Kinder geschenkt hatte, die er legitimieren ließ, wollte er nicht verlassen. Er verbrachte den Sommer mit ihr am Luganer See und besuchte auf Einladung des Herzogs von Modena diesen auf seiner Villa bei Padua; im Winter konzertierte er in Florenz, Bologna, Rom. Nachdem die Gräfin d'Agoult ihm hier das dritte Kind, **Daniel**, geboren hatte, begleitete er sie nach Lucca ins Bad und dann in das kleine Fischerdorf San Rossaro am Meeresstrand. Die Reisebriefe, die Liszt in jener Zeit schrieb und die in Paris veröffentlicht wurden, gehören zu

dem Geistreichsten und Liebenswürdigsten, was er geschrieben.

Noch größeres Aufsehen machte der Brief, den er an das Komitee für das Beethoven-Monument in Rom aus Pisa (3. Oktober 1839) schrieb. Liszt hatte mit wahrer Entrüstung gelesen, daß die Sammlungen für das Beethoven-Monument bis dahin wahrhaft elende Resultate gehabt hatten, daß z. B. eine Konzerteinnahme in Paris für diesen Zweck nur 425 Franken ergab. Liszt erbot sich ohne weiteres, „die zur Errichtung des Denkmals noch erforderliche Summe aus seinen Mitteln zu vervollständigen" — ohne zu fragen, wieviel noch nötig sei. Er verlangte dafür nur das Vorrecht, den ausführenden Künstler bestimmen zu dürfen: Bartolini in Florenz. Liszt hat die sehr hohe Summe zur Vollendung des Monumentes durch Konzerte gedeckt, die er allein gab; die Ausführung des Monumentes in Erz (nicht in Marmor, wie Bartolini wollte) wurde aber Hähnel in Dresden übertragen.

Mitte November 1839 verließ Liszt Italien; er ging nach Wien, wo man ihn mit offenen Armen empfing, die Gräfin mit den Kindern nach Paris. Es war eine Trennung, aber noch keine Scheidung. Mit dem Wiedereintritt in die unbeschränkte Oeffentlichkeit begann für Liszt eine Zeit unbeschränkter Triumphe. Die nächsten sieben Jahre seines Lebens glichen einem ununterbrochenen Siegeszuge durch Europa, dem wir hier im einzelnen nicht folgen können. Aehnliches war nicht dagewesen seit Paganinis Erscheinen, und Aehnliches ist auch nicht wieder gekommen.

Die Berliner trieben einen förmlichen Lisztkultus, die Kritik sang Jubelhymnen, ein Rausch des Entzückens ergriff alle bis in die höchsten Kreise. Bezeichnend für die Wertschätzung, die er hier als Künstler fand, ist die hohe Auszeichnung, die König Friedrich Wilhelm IV. ihm zu teil werden ließ, der bei Gründung des hohen Ordens pour le mérite Liszt neben Humboldt, Cornelius, Rauch zum Ritter der Friedensklasse erhob. Bezeichnend ist ferner, daß Liszt, als er durch die preußischen Provinzen einen Triumphzug unternahm, in Königsberg von der Studentenschaft hoch gefeiert und von der philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor kreiert wurde. Diese zwei Auszeichnungen haben ihn, der an Ruhm und Ehre so reich war, am meisten erfreut, neben dem Offizierskreuz der französischen Ehrenlegion, weil er der erste Virtuos war, der damit dekoriert worden ist.

Auch in Weimar wurde Liszt schon damals hoch geehrt. Der Großherzog verlieh ihm den Falkenorden und ernannte ihn zum Hofkapellmeister im außerordentlichen Dienste, um ihn an Weimar zü fesseln, was zwar damals noch nicht möglich war, aber die Veranlassung wurde, daß Liszt später sich dort niederließ.

In den Jahren von 1841 bis 1847 reiste Liszt durch ganz Europa, bis in den Orient. Er ging zunächst nach Rußland, dann wieder nach Frankreich, Spanien, Portugal, zurück nach Deutschland zum Beethovenfest. Um seine Beethoven-Kantate zu komponieren, zog er sich für längere Zeit auf die Insel Nonnenwerth zurück, in Gesellschaft der Gräfin d'Agoult, die ihm dahin gefolgt, und des Fürsten Lichnowsky, mit dem er eng befreundet war. Damals feierte ihn der Kölner Männergesangverein, der ihn in einem besonderen Festschiff nach Köln abholte. Dann besuchte Liszt wieder Oesterreich und Ungarn, Galizien, Siebenbürgen, die Donaufürstentümer, Konstantinopel und Südrußland.

Plötzlich hielt er in seinem Siegeslauf inne — es war im Frühjahr 1847. Er war der Konzertreisen müde; er suchte zunächst Ruhe, Erholung — aber das waren nicht die Hauptgründe, die ihn bestimmten. Er hatte seine Mission als Virtuos so großartig erfüllt, wie keiner vor und nach ihm — das war ihm genug. Jetzt wollte der unvergleichliche ausübende Künstler sich auch als schaffender Künstler bewähren.

Würde man aber glauben, daß Liszt auf seinen siebenjährigen Reisen ein großes Vermögen gesammelt habe, so irrte man. Liszt war viel zu freigebig, zu wohlthätig und zu sorglos in Geldangelegenheiten, um jemals reich werden zu können. Man erzählt, daß Liszt einst in Wien von einer hohen Persönlichkeit gefragt worden sei, ob er „gute Geschäfte" gemacht habe, worauf er erwiderte: „Ich mache keine Geschäfte, sondern Musik." — Bei solchen Grundsätzen — die in unserer Zeit selten genug sind — wird man aber nicht reich! Und was Liszt nicht gebraucht hatte, das gab er seiner Mutter, seinen Kindern. Er dotierte seine Mutter mit 100000 Franken, jedes seiner drei Kinder mit 50000 Franken und behielt für sich nur eine kleine Rente übrig, um in Weimar standesgemäß leben zu können, wohin er sich nunmehr im Februar 1848 zurückzog, um dort vierzehn Jahre zu leben und zu wirken.

Die Zeit dieser Weimarer Wirksamkeit ist die bedeutungsvollste, die einflußreichste seines ganzen so überaus reichen und bewegten Lebens. Die Vielseitigkeit und Fülle dessen, was er dort geleistet, erreicht hat, ist so groß, daß sie in dem kleinen Rahmen einer flüchtigen Lebensskizze nach keiner Richtung genügend dargelegt, ja kaum genügend angedeutet werden kann. Liszt hatte sich die dreifache Aufgabe gestellt, als Dirigent, als Lehrer und als Komponist zu wirken, aber — wie sich bei seiner genialen Individualität fast von selbst versteht — nicht im hergebrachten Konservatoriumsstile, sondern bahnbrechend, reformierend.

Seine Dirigententhätigkeit war eine von den üblichen Kapellmeistergewohnheiten sehr verschiedene, sowohl in der Wahl der Werke, als in der Ausführung.

Die Werke Richard Wagners standen hier natürlich in erster Linie. Seitdem der große Meister als Verbannter in der Schweiz lebte, rührte sich keine Hand mehr für ihn. Daß er politischer Revolutionär sei, diente als Vorwand, um den dramatisch-musikalischen Reformator zu ignorieren. Liszt nahm zuerst den „Tannhäuser", der nirgends mehr gegeben wurde, auf und machte ihn in kurzer Zeit in Thüringen so populär, daß nun auch andere Theater danach griffen und ihn — wenn auch allenthalben unter Opposition der Musiker alten Schlages, und vor allem der Presse — zur Aufführung brachten. „Lohengrin" aber war noch ganz unbekannt; Liszt studierte ihn aufs sorgfältigste ein und

brachte ihn nach Ueberwindung vieler Hindernisse 1850 zur ersten Aufführung. Die Opposition war hier noch viel allgemeiner und heftiger, als gegen den „Tannhäuser"; von der Aufführung des „Lohengrin" datiert der Kampf um Wagners Werke und Kunstprincipien, der erst zweiunddreißig Jahre später, mit der Aufführung des „Parsifal" in Bayreuth, als beendet anzusehen ist. Nicht nur als genialer Dirigent, auch als geistvoller Schriftsteller hat hier Liszt mitgekämpft, und den Sieg erfochten. Hierauf nahm er auch den „Fliegenden Holländer" in das Weimarer Repertoire auf, den gleichfalls alle Bühnen vernachlässigt hatten. Was er damit geleistet hat, erkennt man jetzt, wo diese drei Werke auf dem Repertoire aller Theater sind.

Liszts Ziel, auch „Tristan und Isolde" zuerst in Weimar aufzuführen, scheiterte an dem Widerstande Dingelstedts, dessen unheilvoller Einfluß auf die Weimarer Musikzustände 1857, mit seiner Ernennung zum Generalintendanten, begann. Dingelstedts unausgesetzte Opposition gegen Wagners Werke und gegen die Kunstprincipien Liszts in der Opernleitung erreichten es, daß Liszt, des fortwährenden Kampfes müde, im Jahre 1859 seine Hofkapellmeisterstelle niederlegte und zwei Jahre später Weimar verließ, um nach Rom zu gehen.

Bevor er aber ging, hatte er in den fünfziger Jahren auch die Werke von Hektor Berlioz in Deutschland eingeführt, rief diesen wiederholt nach Weimar zur Direktion seiner Werke, studierte seinen „Benvenuto Cellini" ein, der in Paris und London durchgefallen war, und trat auch in der Presse energisch für ihn in die Schranken.

Neben den Orchesterwerken von Berlioz, Wagner, Schumann, Raff, Bülow, Rubinstein, Littolff, Stör 2c. und den Beethovenschen Symphonien, die er unvergleichlich dirigierte, brachte er nun auch nach und nach — wenn auch selten genug und immer erst anderen den Vortritt lassend — seine eigenen symphonischen Werke zur Aufführung, von denen er die meisten in Weimar schrieb.

Um diese Werke auch anderwärts bekannt machen zu können, mußte Liszt sie selbst dirigieren; denn einesteils machten die Kapellmeister und Konzertdirektionen dagegen principiell Front, andererseits konnte der Stil dieser durchaus neuen Kunstgattung nur durch ihn selbst festgestellt werden.

Liszts Wirken als Lehrer und Freund seiner Schüler war ein ebenso einziges in seiner Art, und, durch den Zauber seiner Persönlichkeit gefördert, von der unmittelbarsten, erfolgreichsten Einwirkung. Indem er die Principien seiner Kunst auf die hervorragendsten Talente übertrug, bildete er eine Pianistenschule, welche jetzt die Concertsäle beherrscht. Die ersten Pianisten der Gegenwart: von Bülow, Tausig, Sophie Menter, in neuester Zeit d'Albert, Friedheim, Siloti, Stavenhagen, ferner Klindworth, von Bronsart, Bendel, Anna Mehlig, Pruckner, Sgambati und eine große Anzahl anderer sind seine Schüler, und haben die Lehren und die Erfolge seiner Schule in die Alte und Neue Welt hinaus getragen.

Solange Liszt in Weimar domicilierte (von 1848 bis 1861), war die „Altenburg", welche sein hoher Protektor, der Großherzog Karl Alexander in Sachsen-Weimar, ihm als Wohnung überließ, der Mittelpunkt des „Fortschrittes" in der musikalischen Welt. Hier machte er die musikalischen Honneurs, und die Fürstin von Sayn-Wittgenstein bildete den gesellschaftlichen Mittelpunkt für alle, welche Weimar besuchten, um Liszt zu sehen. Und es gab fast keinen berühmten Künstler — nicht nur Musiker, sondern auch Dichter, Maler, Bildhauer — welche damals Weimar nicht aufgesucht hätten. Richard Wagner, Berlioz, Rubinstein, Littolff, Hiller, Gutzkow, Freytag, Auerbach, Kaulbach, Rietschel und noch viele, viele andere kamen nach Weimar und wohnten teilweise lange Zeit auf der Altenburg, die ein Centralpunkt für die Kunst war, wie es seitdem keinen wieder gegeben hat, bis Richard Wagner im „Wahnfried" zu Bayreuth diese Mission übernahm.

Jener Weimarer Periode verdanken auch die meisten Klavierwerke Liszts teils ihre Entstehung, teils ihre Revision.

Bevor Liszt, im August 1861, Weimar verließ, um der Fürstin Wittgenstein nach Rom zu folgen, welche schon ein Jahr vorher dahin gegangen war, gründete er ein Institut, welches berufen war, seine Mission teilweise zu übernehmen, sein Wirken fortzusetzen und nach auswärts zu verbreiten: den „Allgemeinen Deutschen Musikverein", der 1859 sich unter Franz Brendels Vorsitz in Leipzig gebildet, und 1861 in Weimar fest konstituiert hatte, unter dem Ehrenpräsidium Liszts und unter dem Protektorat des Großherzogs von Weimar. Dieser Verein, dessen Präsidium nach Brendels Tod Karl Riedel in Leipzig übernahm, hat seine wichtige Aufgabe auch ganz erfüllt.

Noch ein zweites Konzertinstitut hat sich die Aufgabe gestellt, Liszts Werken und Lehren die vollste Anerkennung zu verschaffen: der erst im vorigen Jahre gegründete „Lisztverein" in Leipzig, welcher, trotz der kurzen Zeit seines Bestehens, schon eine außerordentliche Wirksamkeit entfaltet, und die besten Erfolge erzielt hat. Am 22. Oktober d. J. wollte er Liszts fünfundsiebzigsten Geburtstag mit besonderem Glanz feiern. Nun wird es eine großartige Totenfeier des verewigten Meisters werden.

Der Schwerpunkt des musikalischen Fortschrittes, zu welchem Liszt Weimar gemacht hatte, ging für Weimar, ja für Deutschland verloren, sobald Liszt sich nach Rom wandte.

Die Absichten, die ihn dorthin geführt hatten, blieben dunkel, bis die Welt im Jahre 1865 plötzlich durch die Nachricht überrascht wurde, daß Liszt am 25. April Abbé geworden und von Kardinal Hohenlohe in der Kapelle des Vatikan die niederen Weihen empfangen habe. Diese Wendung machte enormes Aufsehen; man glaubte, Liszt wolle sich ganz in ein Kloster zurückziehen. Andere vermuteten, daß Liszt der Kapellmeister der sixtinischen Kapelle, der Nachfolger Palestrinas werden wolle, und sie mögen das Richtige getroffen haben.

Innere Motive kamen hinzu, die sich der näheren Kenntnis der Welt entziehen. — Liszts Neigung zum Priesterstand, seine religiöse Schwärmerei ist aus seiner Jugendgeschichte bekannt; mit dem Eintritt in den

Priesterstand brachte er diesen Jugendtraum zur Erfüllung. — Seine musikalische Aufgabe fand er nun darin, vor allem religiöse Werke zu komponieren. Seine Hauptwerke waren: Die Legende der heiligen Elisabeth, das große Oratorium Christus (beide schon in Weimar begonnen, aber erst in Rom vollendet), die Krönungsmesse für den König von Ungarn, eine Messe und ein Requiem für Männerstimmen, verschiedene kleinere Kirchen-Chorgesänge mit Orgel, die Legende der heiligen Cäcilie, die Glocken des Straßburger Münsters, und eine Anzahl Klavierkompositionen und Transskriptionen.

In die Oeffentlichkeit trat Liszt nur noch selten; einmal spielte er in einer großen Academia sacra (1864) zum Besten des heiligen Stuhles; die ersten Aufführungen der heiligen Elisabeth und des Christus, sowie später der Dante-Symphonie in Rom leitete er nicht selbst, sondern sein Schüler Sgambati. 1864 kam er auf kurze Zeit nach Deutschland zu dem Musikfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Karlsruhe, besuchte von dort Weimar zum erstenmal wieder flüchtig, sodann Richard Wagner, der eben nach München übergesiedelt war, und seine Mutter in Paris, welche 1866 dort starb, kurz bevor Liszt wieder nach Paris kam, um seine große Messe dort aufzuführen. 1867 finden wir Liszt wieder in München zur Aufführung der Wagnerschen Werke, 1868 zu der seiner heiligen Elisabeth; immer kehrte er aber nach Rom zurück, wo er jetzt Gast des Kardinals Hohenlohe auf dessen Villa in Tivoli war. Erst im Jahre 1869 erfüllte Liszt den Wunsch seines hohen Protektors, des Großherzogs von Weimar, alljährlich wenigstens auf einige Monate nach Weimar zu kommen. Der Großherzog ließ ihm zu diesem Zweck die erste Etage der Hofgärtnerei, die unmittelbar an den Park und die Belvederestraße stößt, einrichten, ein zwar kleines, aber wohnliches Quartier, welches den bescheidenen Lebensgewohnheiten Liszts völlig genügte. Liszts Zeiteinteilung war von jetzt an die, daß er vom Januar bis April in Pest, von da bis zum September teils in Weimar, teils in Wilhelmsthal bei Eisenach beim Großherzog, und das letzte Viertel des Jahres in Rom zubrachte.

Im Mai 1870 leitete Liszt das Beethoven-Musikfest in Weimar, im Dezember desselben Jahres das zu Pest. Im April 1875 sehen wir ihn bei der Aufführung seines Christus (durch Hoffbauer) in München; in demselben Jahre spielte er wieder einmal öffentlich zum Besten des Bayreuther Festtheaters. Es war in Pest; Liszt spielte das Esdur-Konzert von Beethoven unvergleichlich schön, R. Wagner dirigierte. Der König von Holland lud Liszt wiederholt (1875, 1876) zum Besuch im Schloß Loo ein. In den gleichen Jahren war Liszt auch während der Proben und Aufführungen des Nibelungenringes mehrere Wochen in Bayreuth und kehrte seitdem in jedem Jahre der Festspielaufführungen dorthin zurück. Nach R. Wagners Tode — Liszt hatte den Meister in Venedig erst kurze Zeit vorher, zur Weihnachtszeit, besucht — wurde Liszt Ehrenpräsident des Verwaltungsrats der Bühnenfestspiele.

Das fünfzigjährige Künstler-Jubiläum Liszts wurde in Pest am 10. November 1873 in festlichster Weise gefeiert. Auszeichnungen, Ehrenbezeigungen und Geschenke wurden ihm bei dieser Gelegenheit wieder im reichsten Maße zu teil. Die Kunstwerke, die ihm dabei, sowie früher, gewidmet wurden, überwies er dem Pester Nationalmuseum. Bei der Gründung einer ungarischen Musikakademie in Pest wurde er (1875) vom Kaiser zum Präsidenten ernannt; schon früher (1871) wurde ihm die besondere Würde eines „Königl. ungarischen Rats“ verliehen, womit ein Gehalt von 4000 Gulden verbunden war. Der Großherzog von Weimar ernannte Liszt zum Kammerherrn, um ihm den seiner Stellung entsprechenden Hofrang zu geben; unter den vielen Orden, mit denen Liszt so dekoriert war, daß er sie nie alle vereint tragen konnte, sind die Großkreuze des Weimarer Falkenordens und des Zähringer Löwenordens (kein anderer Tonkünstler hat jemals Großkreuze erhalten) und der königl. bayerische Maximilianorden für Kunst und Wissenschaft zu nennen.

Das letzte größere Werk, das Liszt begonnen, aber vermutlich nicht vollendet hat, war das Oratorium „Stanislaus“, wovon er das Orchestervorspiel bei der Tonkünstlerversammlung zu Weimar (1884) zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des „Allgemeinen Deutschen Musikvereins“ selbst dirigierte. Seitdem hat er den Dirigentenstab nicht wieder geführt.

In größeren Privatzirkeln hat er aber noch in diesem Jahre während seines Aufenthaltes in Antwerpen, Paris und London gespielt, wohin er eingeladen war, um den Aufführungen seiner „Heiligen Elisabeth“ und seiner „Graner Messe“ beizuwohnen. Er wurde auf diesen Reisen wie ein Fürst geehrt, mit Festlichkeiten aller Art aber so überhäuft, daß seine Freunde mit Recht besorgten, daß dies seiner schon wankenden Gesundheit sehr nachteilig werden müsse. Trotzdem ging er zu dem Musikfest nach Sondershausen, dann zum Besuch Munkaczys nach Luxemburg dann zur Beiwohnung der Festspiele nach Bayreuth Er konnte nicht ruhen, noch rasten — alle Welt verlangte seine Gegenwart und seine Liebenswürdigkeit kannte keine Grenzen.

In Bayreuth ging aber seine Kraft zu Ende. Eine Lungenentzündung warf ihn nieder, sieben Tage vor seinem Tode haben wir ihn noch im Festspielhause beim „Tristan“ gesehen — in der Nacht vom 31. Juli zum 1. August hauchte er seine große Seele aus, „ein Riese unter den Menschen“, wie Tausig ihn einst genannt hat. Er starb mitten in seinem letzten Triumphzug, von Lorbeeren bedeckt, ein Alexander der Große der Musik. Seine Heerführer werden sich in sein künstlerisches Erbe teilen — aber den großen Alexander kann keiner ersetzen! Solche Geister erscheinen höchstens einmal in einem Jahrhundert.

Daß Liszt in Bayreuth begraben wurde, ist ein bedeutungsvolles Schicksalswalten. Richard Wagner und Franz Liszt haben in der Stadt der Bühnenfestspiele, an der Kunststätte der Zukunft, die sie gegründet, ihre letzte Ruhestätte gefunden!

Die Fuhrmännin.

Von

Ludwig Ganghofer.

(Fortsetzung.)

Da schüttelte der dicke Wirt den Kopf und rückte das Samtkäpplein über der blanken Glatze: „Jetzt den schau an! Jetzt geht der jetzt schon schlafen! Und sonst is ihm d' Nacht noch allweil z' kurz 'worden vor lauter Lachen und Dischkrieren. Was kann er denn nur grad' haben heut'!"

„Ja, ich hab' mir's auch schon 'denkt," erwiderte seine rundliche Ehehälfte, „heut' raucht er kein' guten net — der junge Bohner!"

Und noch mehr des Verwunderns war, als Vincenz anderen Tages mit keinem Schritt die Herberge verließ, zur Erledigung seiner Geschäfte den Knecht ausschickte und sich inzwischen in Garten, Hof und Ställen ruhelos umhertrieb.

Als gegen die zweite Nachmittagsstunde sein Wagen zur Abfahrt bereit stand und die Rosse schon vor die Deichsel geführt wurden, verließ er plötzlich mit hastigen Schritten den Hof. Draußen auf der Straße winkte er einem der hemdärmeligen Buben, die da mit Schreien irgend ein Spiel betrieben, zu sich heran, drückte ihm ein paar kleine Münzen in die Hand und schickte ihn nach Sabis Herberge, um dort zu erkunden, ob sich die „Fuhrmännin" schon auf den Heimweg gemacht hätte. Nach einigen Minuten kam das Bürschlein und meldete, daß die „Lentnerische" noch nicht von ihren Botengängen zurückgekehrt wäre und vor einer Stunde kaum fahren könnte.

Mit einem erleichternden Seufzer ging der Bursche nun seinem Gefährte zu, entlohnte den harrenden Knecht, nahm ihm die Zügel aus den Händen und fuhr zum Thore hinaus.

Nach einer vierstündigen Fahrt erreichte er die ersten Häuser von Ruhpolding und bald den heimatlichen Hof.

Dort überließ er dem Seppei die Sorge für die Rosse, riß die Peitsche aus dem Kummet und ging dem Hause zu, unter dessen Flurthüre der Vater ihn erwartete.

„Was hast denn? Machst ja a G'sicht, als ob in an Holzapfel 'nein'bissen hättst!" meinte der alte Bohner.

„Ah was," fuhr Vincenz auf, „mit derer Botenfahrerei kannst dich ja g'rad ärgern g'nug!"

Er ging in die Stube, warf Hut und Peitsche in den Ofenwinkel und setzte sich müde an den Tisch. Der Alte folgte ihm, und als es nun zwischen den beiden an ein Rechnen und „Raiten" ging, stellte es sich heraus, daß Vincenz viele der ihm aufgetragenen Besorgungen entweder gar nicht oder völlig verkehrt erledigt hatte. Da war es jetzt zur Abwechselung der alte Bohner, der „keinen guten rauchte". Er wetterte eine Weile darauf los und schoß dann in heller Wut aus der Stube, wobei er die Thüre hinter sich zuwarf, daß die Bretter nur so krachten.

Vincenz blieb am Tische sitzen, mit aufgestemmten Armen, die Stirne mit beiden Händen stützend. Plötzlich sprang er in die Höhe und eilte einem der nach der Straße führenden Fenster zu. Da sah er, wie Sabi ihren Wagen gerade durch das offene Zaunthor ihres Hofes lenkte. Er sah die alte Lentnerin unter der Thüre des kleinen Hauses erscheinen und sah, wie sie beim Anblick der Tochter die Hände jammernd ineinanderschlug. Ob Sabi der Mutter wohl die Wahrheit verraten würde? schoß es ihm durch den Kopf. Aber es war ein Etwas in ihm, das ihm diese stumme Frage mit nein, nein und nein beantwortete. Und während er mit brennenden Blicken durch die Scheiben hinüberstarrte, während er sah, wie Sabi der Mutter entgegenging und ihr die Hände reichte, meinte er fast zu hören, was sie sagte: „Beim Fahren durchs Holz durch hat mich an Astl ins Aug' 'nein troffen."

Als nun die beiden da drüben in der niederen Thüre verschwanden, stieß er sich vom Fenster zurück, fuhr sich mit beiden Händen in die Haare und stammelte: „Himmel, Himmel, Kreuzhimmel . . ."

Der wilde Ingrimm, der aus dem Ton dieser Worte sprach, hörte sich fast an wie ein Schluchzen.

Es schien ihn nicht länger in der Stube zu dulden. Mit langen Schritten schoß er auf die Thüre zu, doch ehe er dieselbe noch erreichte, fiel ihm die Peitsche in die Augen, welche von der Ofenbank auf die Dielen niedergekollert war.

„So — wart' — du ärgerst mich nimmer — du net!"

Mit diesen Worten raffte er die Peitsche von der Erde, brach die geschmeidige Gerte, als wäre sie ein dünnes, sprödes Stäbchen, über den Knieen in Stücke und zerfetzte mit zitternden Händen die weiße Schnur.

Dabei überhörte er völlig, daß die Thüre sich öffnete und der Vater in die Stube trat.

„Ja was is denn jetzt das!“ grollte der Bohner. „Was fangst denn jetzt da mit deiner Geißel an? Bist denn ganz verruckt! Hab' ich 'leicht deswegen fünfundzwanzig Mark dafür 'zahlt!“

Dem Burschen schoß eine brennende Röte ins Gesicht. „No freilich — nix Dümmers hättst schon auch net kaufen können,“ polterte er, „als wie so an unsinnige Geißel — mit die silbernen Knöpf' umananander, an denen man sich allbot die ganzen Finger blutig reißt.“

Bei den letzten Worten fuhr er am Vater vorüber zur Thüre hinaus, warf in der Küche die Geißelstücke in die Feuerung und stapfte über die Treppe hinauf in seine Kammer.

Er wollte seinen Feiertagsstaat gegen das Werktagskleid vertauschen; zufällig aber geriet er an das Fenster, und während er unablässig das kleine Haus da drüben betrachtete, schien er seines Vorhabens ganz zu vergessen.

Jetzt sah er den Klammerer die Straße einhergewandert kommen, und da machte er ein so zornig finsteres Gesicht, als hätte er alle Ursache, den Alten da drunten irgend eines schweren Unrechts zu zeihen. Dennoch riß er, als er den Klammerer dem Lentnerhause sich nähern sah, hastig das Fenster auf und rief mit einer gar freundlichen Stimme hinunter:

„He — du — grüß' dich Gott! Wo gehst denn hin?“

„Meine G'schäften nach!“ lachte der Alte herauf.

„Geh zu, die laufen dir net davon! Mach weiter, kehr' a bißl ein bei uns!“

„Später vielleicht! Und b'hüt' dich Gott derweil!“ erwiderte der Klammerer, winkte mit der Pfeifenspitze in die Höhe und schritt auf das Zaunthor des Lentnerhauses zu. Im Hofe fand er den Botenwagen noch mit allen Waren beladen; das verwunderte den Alten, und kopfschüttelnd trat er in die Thüre. Im Flur begegnete er der Lentnerin, welche, eine mit Wasser gefüllte Schüssel in den Händen, aus der Stube kam. Da hörte er nun gleich die Geschichte von dem „Astl“, welches „beim Fahren durchs Holz durch“ Sabis Auge getroffen hatte.

„Geh, geh! Das arme Deandl! Ja da muß ich ja gleich nachschauen!“ klagte er und während die Lentnerin nach der Küche ging, betrat er die Stube.

Sabi saß am Tische, auf welchem neben anderem Linnenzeug die weiße Binde lag. Beim Eintritt des Klammerers hob sie hastig die Hand vor das verletzte Auge und nickte ihm dann einen stummen Gruß zu.

„Ja Sabi, geh, du arm's Hascherl du, ich hab' schon g'hört, was dir passiert is!“ sagte der Alte im Näherkommen. „Aber sag nur g'rad, wie hat denn so 'was g'schehen können? So gar schnell wirst ja dengerst net g'fahren sein? Han, sag', wie is denn jetzt das nachher zu'gangen!“

Sabi schien einen Augenblick um eine Antwort verlegen zu sein; dann erwiderte sie mit zögernden Worten: „No weißt — ich — ich bin halt a bißl hinterm Wagen her'gangen — ja — und da wird sich halt das Astl an der Leiter oder an der Blachen verfangen haben — weißt, so denk' ich mir — und da hat's es halt nachher g'spannt — und nachher auf amal hat's es halt ruckwärts g'schnellt — g'rad mir ins Gesicht.“

Der Klammerer nickte, legte seine Pfeife auf den Tisch und setzte sich an Sabis Seite auf die Holzbank. „Komm her, geh, laß mir's nur g'rad amal anschaun,“ sagte er, und zog der widerstrebenden Dirne die Hand vom Gesichte. „O jegerl, o jegerl,“ jammerte er, da er nun beim hellen Fensterlicht das schwermütige, trotz seiner bräunlichen Farbe so blasse Gesicht betrachtete und das entzündete Auge einer genauen Prüfung unterzog. „Das glaub' ich, daß dir das weh thun muß.“

„No ja, schon, aber heut' unter Tags is 's dengerst schon a bißl besser worden. Heut' in der Nacht freilich, da hab' ich dir schon vor lauter Wehdam schiergar kein' Sekund' net schlafen können.“

„Das kann ich mir denken!“ gab der Klammerer mit eifrigen Worten zu. „Aber weißt, wie's jetzt so herschaut, da möcht' dir doch kein Mensch net glauben, daß 's an Astl g'wesen is, was dich so zug'richt' hat. An Astl — weißt, das hab' ich an mir selber schon oft g'nug sehen können — macht allweil seine Kratzer und Riss', wenn's ei'm ins G'sicht 'neinfahrt. Das hätt' ich nie net 'denkt, daß an Astl so an g'raden, scharfen Striem' machen könnt'. Das is ja g'rad wie a Schnürl — und schaut sich an, wie wann dir a Geißel übers G'sicht 'reing'fahren wär'.“

In aller Harmlosigkeit hatte der Klammerer diese Bemerkung vorgebracht. Nun aber verstummte er und machte verdutzte Augen, als er die brennende Röte gewahrte, die in Sabis Wangen schoß.

„Jetzt so 'was — das is doch zum Lachen!“ stammelte sie, während sie sich hastig erhob und das Auge mit der Hand bedeckte. „Und — hörst,“ fügte sie in beinahe heftigem Tone bei, „das möcht' ich mir fein ausbitten, daß einer 'was net glauben thät', was ich amal sag'!“

„Aber geh —“ erwiderte der Klammerer mit gedehnten Worten, während er sich gemächlich die Schulter kraute und dabei keinen Blick seiner blinzelnden, forschenden Augen von dem tief erregten Mädchen verwandte, „ich glaub' dir ja schon! Weißt — ich hab' nur grad so g'meint!“

Jetzt kam die Lentnerin in die Stube und stellte die frisch mit Wasser gefüllte Schüssel auf den Tisch. Unter jammernden Worten und mit umständlicher Geschäftigkeit machte sie für Sabi einen neuen Verband zurecht.

Der Klammerer hatte sein Pfeiflein wieder in Zug gebracht, saß mit aufgezogenen Brauen und schaute schweigend zu. Manchmal nur rührte er sich, wenn sich unter seinem Gewande eines der kleinen „Teuferln“ verspüren ließ.

„Gelt, därffst es halt net verübeln, wann jetzt a bißl warten mußt,“ sprach die Lentnerin den Alten an, während sie ein herbeigebrachtes schwarzes Seidentüchlein zur Binde faltete. „Ich bin gleich fertig, und nachher zahl' ich dich schon aus für deine Klammereier.“

„Jesses na, mir pressiert's ja net!“ entgegnete der Klammerer, während er sich erhob. „Und — weißt

was — ich hab' so wie so noch a paar Gäng' zum machen; ja, laß dich net aufhalten, ich komm' nachher lieber morgen wieder her."

„Wie d' magst! Is recht!"

„No also, b'hüt' Gott mitanander — und," dabei ging der Alte auf das Mädchen zu, „gute Besserung, Sabi, gute Besserung bis morgen!"

Sabi nickte nur, und ein finsterer Ausdruck erschien in ihrem Gesichte, während sie dem Klammerer nachblickte, der langsam auf die Thüre zuhumpelte.

Als er aus dem Flur ins Freie trat, blieb er eine Weile stehen und schaute nachdenklich vor sich hin. Dann schüttelte er den weißen Kopf, fuhr mit der Pfeifenspitze nach dem Nacken und murmelte: „Ah na, ah na, das kann ich ja dengerst net glauben!"

Zögernden Schrittes ging er an den Fenstern vorüber und warf noch einen forschenden Blick durch die Scheiben. Er erreichte die Straße, und da schien es ihm gar willkommen zu sein, als ihn der alte Bohner vom Hofe her mit lauter Stimme anrief. Sie traten am Zaune zu einander; eine anzügliche Bemerkung des Bohners über die „nobligen Leut'", bei denen der Klammerer so fleißig ein und ausginge, überhörte der Alte; er begann vom Wetter zu reden und geriet dabei auf die Frage, ob Vincenz gut nach Hause gekommen wäre und Wagen und Rosse in richtiger Ordnung heimgebracht hätte.

„Ja — recht schön is er heimkommen!" brummte der Bohner. „Was mir der Teufelsbua dasmal für Dalkereien g'macht hat, das kann ich dir gar net sagen! Und so a narrischer Loder! Denk dir nur g'rad — die schöne Geißel kennst ja, die er von mir an sei'm letzten Namenstag 'kriegt hat? Und was sagst jetzt — da komm' ich vor einer halben Stund' in d' Stuben 'nein, und da steht er da und reißt dir die Geißel in hundert Fetzen z'samm' — und weswegen? — weil ihm die silbernen Knöpferln d' Händ' a bißl auf'kratzt haben — so hat er g'sagt!"

„Hat er g'sagt!" nickte der Klammerer vor sich hin, während ein merkwürdiges Funkeln in seinen blinzelnden Augen erwachte.

„Und überhaupts, an Hamur hat er heim'bracht — der Bua is ja g'rad wie umg'wendt. Ich hab' mir schon 'denkt, ob er net am End g'rauft hat gestern auf d' Nacht in Traunstein drin — und leicht hat er den kürzeren 'zogen, weil er gar so vergrimmt dreinschaut. Ja — da schau — da kommt er g'rad aus der Thür und macht a G'sicht wie neun Tag Regenwetter!"

Hurtig glitten die Augen des Alten zum Hause hinüber. Dort unter der Thüre stand Vincenz, an den Pfosten angelehnt.

Der Klammerer trat in den Hof und näherte sich dem Burschen, der ihm mit unruhigen, lauernden Blicken entgegenschaute.

„No also, siehst es, da bin ich schon!" lachte der Alte. „Ja — und da möcht' ich dich gleich um an G'fallen ersuchen. Weißt, gestern vor lauter Dischkrieren hab' ich völlig vergessen, daß ich dir auf'tragen hab', du sollst mir a paar Packerln Tabak mitbringen. Und jetzt hab' ich nachher von morgen an nix mehr zum Rauchen. Han, sag, könntest mir net a Packerl leihen derweil — das heißt, wenn selber ein' hast?"

„No freilich, kannst gern ein' haben!" erwiderte der Bursche mit hastigen Worten. „Geh, komm mit 'rauf in mein Stüberl." Damit wandte er sich in den Flur zurück und stieg die Treppe empor.

Mit blinzelnden Augen schaute ihm der Alte nach, dann kraute er sich die Hüfte, schmunzelte leise vor sich hin und folgte dem Burschen.

Als sie droben in der freundlichen Stube angelangt waren, rückte Vincenz einen hölzernen Stuhl zurecht. „Geh, setz dich a bißl nieder!" sagte er und ging, während der Alte sich niederließ, auf einen bunt bemalten Schrank zu, in welchem er mit beiden Händen zu kramen begann. Und plötzlich frug er: „Wo bist denn jetzt g'wesen?"

„No weißt, bei die Lentnerischen. 's Geld für meine Klammereier hätt' ich mir gern g'holt. Aber ich hab' mich vertrösten müssen bis auf morgen — weißt, d'Lentnerin hat kein' Zeit net g'habt zum Auszahlen, weil s' ihr Deandl hat verbinden müssen — ja."

„Verbinden? Geh! Aber — was is — was is denn g'schehen mit der Sabi?" frug Vincenz mit stockenden Lauten, während sein Kopf in einem Fache des Kastens völlig verschwand.

Der Klammerer spitzte die Ohren, als er den seltsam gedrückten Ton dieser Stimme vernahm. Aber ruhig und harmlos klangen seine Worte, als er sagte: „Ja weißt, das is a ganz a g'spaßige G'schicht. Am Aug' is ihr 'was passiert, der Sabi — und — sie selber sagt freilich, an Astl hätt' s' 'troffen. Aber ich bin an alter Fuchs — mir macht keiner an blauen Dunst net vor. Kaum anschauen hab' ich das Aug' dürfen, da hab' ich's gleich derkennt, daß den scharfen, glatten Striem', der drüber hergeht, bloß a Geißel g'macht haben kann." Der Klammerer verstummte und lauschte lächelnd dem heftigen Kollern und Poltern, das sich aus dem Innern des Kastens vernehmen ließ. „Geh", sagte er, „wann den Tabak halt gar so schwer finden kannst, plagen brauchst dich fein g'rad net."

„Ich muß ihn finden — ich muß!" klang die bebende Stimme des Burschen aus der Tiefe des Kastens.

„Ja — und weißt," plauderte nun der Alte weiter, während er mit der Pfeifenspitze unter den Hemdkragen fuhr, „da hab' ich mir 'denkt, wann sich d' Sabi mit der Geißel 'leicht aus Ung'schick selber 'neing'fahren wär' ins G'sicht, da hätt' s' es doch sagen können! Net? Also muß ihr's wer anderer 'than haben, wenn ich auch schiergar net glauben möcht', daß 's auf der Welt an so an unguten, g'mütslosen Menschen gäb', der's übers Herz brächt', so a braves und a saubers Deandl auf a solchene Weis' zuz'richten! G'wiß wahr, weinen hätt' ich mögen, wie ich das arme Madl so ang'schaut hab'!" Dabei fuhr er, mit der Nase schnüffelnd, in die Höhe und wischte mit dem Rücken der Hand über die Backen, als wären ihm wirklich die Thränen gekommen. „Ich sag' dir's — d' Sabi darf froh sein, daß sie 's Aug' net verliert!"

Da tauchte das aschfahle Gesicht des Burschen aus dem Kasten, und die Lippen zitterten ihm, während er mit stammelnden Worten frug: „So arg is 's?"

„Ja! Und jetzt sag' amal selber: is das auch noch a Mensch, der so 'was auf sein G'wissen laden kann!"

„Jetzt, daß das einer mit Fleiß 'than hat, das wirst doch net glauben!" fuhr es dem Burschen mit rauher Stimme über die Lippen. „So 'was — das kann doch — kann doch bloß von ung'fähr g'schehen sein — und — und aus Versehen."

„Was? Aus Versehen? Und von ung'fähr? Ah na, mein Lieber! Das gibt's kein net bei so 'was! Da könnt' ja einer den andern aus Versehen umbringen auch! Und wenn's a Versehen is, nachher is halt z'erst 'was g'schehen —" Der Klammerer verstummte, schob hastig die Pfeife zwischen die Zähne und scheuerte mit der Faust das linke Knie. Da wandte sich Vincenz dem Kasten wieder zu und begann aufs neue darin zu kramen, während der Alte mit hurtigen Worten weitersprach: „Aber was mich am allerärgsten bei der Sach' verdrießt, das is, daß d' Sabi net 'rausruckt mit der Wahrheit. Das is a Gutmütigkeit, an übertriebene, die bei so 'was gar net am Platz is. Aber ich weiß schon, wie das Deandl is! So 'was Seelenguts gibt's ja gar nimmer auf der ganzen Welt! Aber g'rad deswegen muß ich's 'rausbringen, was das für einer g'wesen is! Daß 's einer aus unserem Ort war, das mag ich gar net denken — ich müßt' mich ja schaamen für 's ganze Dorf! G'wiß is einer von dene Sigsdorfer Lackeln da draußen g'wesen! Laß nur gut sein — ich bring's schon 'raus. Und nachher sollen d' Leut' auf ihn zeigen mit die Finger — auf den Kerl! Und wenn's mir mein' einschichtigen Arm auch noch kosten sollt' — herrutschen muß er mir auf die Knie' und muß mir das Deandl um Verzeihung bitten! Jesses, jesses — g'rad d' Wut steigt mir auf! So a bravs und a liebs Deandl, dem jeder gut sein muß, der amal 'neing'schaut hat in ihre Haselnußaugen. Wann ich ihn nur da hätt' — den Kerl — dem möcht' ich 'was zeigen, dem!" Und mit gespreizten Fingern fuhr der Klammerer in die Luft, als gäb' es hier einen struppigen Haarschopf zu fassen.

„Da — jetzt hab' ich ihn g'funden — dein' Tabak!" ließ sich aus dem Kasten die kleinlaute Stimme des Burschen vernehmen. Aufseufzend drückte er die bunte Thüre zu, und während er dem Alten das weiße Päckchen hinreichte, glitten seine verstörten Blicke durch das Fenster über die Straße hinüber.

Der Klammerer sprudelte seinen Dank hervor und meinte: „Zu dir muß man halt gehn, wenn man a G'fälligkeit haben will! Ich sag's allweil! Bist halt a richtiger Bua, der 's Herz am rechten Fleck hat. Da kann man erst an Unterschied sehen: Du — und der ander' da, wo sich so aufführen hat können gegen so a liebs Madl! Da müßt' ja dengerst d' Welt z'erst drüber und drunter gehn, ehvor der Bohner-Vincenz zu so was sein' Hand —"

„Jetzt weiß ich net — ich mein', unser' Hauserin hat mir g'rufen," fuhr Vincenz mit stotternden Worten auf, „weißt — zum Essen."

„So?" staunte der Klammerer. „Jetzt ich hab' nix vermerkt. Aber no — bei mir laßt's halt auch schon aus mit'm G'hör! Geh'n wir halt — d' Suppen därfst dengerst net kalt werden lassen wegen meiner!"

Sie stiegen die Treppe hinunter; drunten im Flur nahm Vincenz kurzen, wortkargen Abschied und drückte sich in die Stube, während der Klammerer in den Hofraum hinausschritt, über den sich schon die ersten Schatten der Dämmerung senkten.

Als der Alte die Straße erreichte, schüttelte er den weißen Kopf und murmelte: „Na, na, wie kann denn jetzt das nur g'schehen sein! Daß er's net mit Fleiß 'than hat, das glaub' ich ihm gern! Aber —" und da begann er zu schmunzeln und fuhr mit der Pfeifenspitze nach der Schulter, „aber woltern hab' ich ihm eing'heizt, woltern!"

Und mit zwinkernden Augen streifte er im Weiterschreiten die Fenster, hinter denen Vincenz einsam in der dunkelnden Stube saß. Der Bursche mußte sich vorhin wohl getäuscht haben, als er die Stimme der Hauserin zu hören vermeinte; denn es währte eine gute Stunde, bis die geschäftige Alte, die seit dem Tode der seligen Bohnerin das Regiment in der Küche führte, den Tisch zu decken kam. Sie verdiente sich an diesem Abend bei Vincenz wenig Ehre mit ihrer Kochkunst. Er berührte kaum einen Bissen — und nach dem Essen war das Amen des Abendsegens noch nicht recht ausgesprochen, da verließ er schon mit einem kurzen „Gut' Nacht mitanander!" die Stube und stieg in seine Kammer hinauf. Dort saß er am offenen Fenster bis spät in die Nacht hinein — aber was seine Blicke so lange gefesselt hielt, das waren nicht die funkelnden Sterne des nachtblauen Himmels, es war der matte Lichtschein, der da drüben an dem kleinen Hause aus einem niederen Fenster glomm.

Mit einem müden Seufzer streckte er sich endlich auf das Lager; aber die Stunden verrannen, ohne ihm den Schlaf zu bringen. Ruhelos warf er sich von einer Seite auf die andere; einmal schlug er die Hände vors Gesicht und stöhnte: „Gar nimmer aus die Augen will s' mir — gar nimmer aus die Augen!"

Der grauende Morgen erst schloß ihm die Lider; dieser Schlummer aber war nun ein so tiefer, daß die Hauserin den Burschen wecken mußte, damit er das sonntägliche Hochamt nicht verschliefe.

Da war er auch einer der letzten, welche die Kirche betraten. Kaum hatte er seinen Stuhl auf dem Chor erreicht, als er die Blicke forschend hinuntergleiten ließ in das Schiff der Kirche. Die alte Lentnerin hatte er bald herausgefunden — aber der Platz neben ihr, Sabis Platz, war leer. Diese Wahrnehmung brachte eine Unruhe über ihn, welche den an seiner Seite knieenden Burschen zu der flüsternden Bemerkung veranlaßte: „So halt dich doch a bißl stad! Kannst es denn heut gar net erwarten, bis's gar is?"

Und wie er einer der letzten gewesen, welche gekommen, so war er einer der ersten, welche gingen. Draußen vor dem Portale stellte er sich auf und faßte den Klammerer ab, der in seinem steifen Sonntagsstaat eine absonderliche Figur ausmachte.

„Ich mein', heut' gibt's an heißen Tag?" so leitete Vincenz nach Gruß und Wiedergruß die Unterhaltung ein.

Diese Meinung bestätigte der Klammerer und fügte

die Prophezeiung bei, daß der Nachmittag ein starkes Gewitter bringen dürfte.

Dann redeten sie noch so hin und her, von diesem und jenem, bis Vincenz mit der nicht sonderlich in den Zusammenhang des Gespräches passenden Frage herausplatzte:

„Was ich sagen will — han — wie geht's ihr denn?"

„Wem?" that der Klammerer ganz erstaunt.

„No ja — deiner Sabi?"

„Ah so? Meiner Sabi? Ja — wie kommst denn auf amal jetzt da d'rauf?"

„No, weißt, ich hab' mir halt denkt — weil — ja, weil s' net in der Kirchen war."

„Was? D' Sabi is gar net im Hochamt g'wesen?" that der Alte ganz erschrocken. „Jesses, jesses na — du — da wird's net zum besten stehn mit ihr! O mein Gott, das arme, das arme Madl!" So jammerte der Klammerer — und er hatte doch vor dem Hochamt von der alten Lentnerin erfahren, daß die Nacht gute Besserung in Sabis Befinden gebrachte hätte, daß die Entzündung fast gänzlich geschwunden wäre, und daß das Mädchen nur deshalb statt des Hochamtes die stille Frühmesse besucht hätte, um dem Gefrage der Leute auszuweichen, da sie ja doch die Binde noch immer tragen mußte.

Jetzt gesellten sich ein paar Bursche zu den beiden, und das Gespräch hatte ein Ende. Mit ernstem Gesichte nahm der Klammerer von Vincenz Abschied; kaum aber hatte er ihm den Rücken gekehrt, da zuckte schon ein Schmunzeln über sein Gesicht, das zum lauten Kichern wurde, während er mit flatternden Rockflügeln davonhumpelte.

Der Nachmittag erbrachte den Beweis, auf wie guten Füßen die Wetterkunde des Alten stand. Schon gegen drei Uhr begann sich der Himmel zu bewölken, finsterer und finsterer zog sich das drohende Gewitter über dem Dorfe zusammen, und von den Bergen nieder fuhr ein scharfer Wind, der nahen Regen verkündete.

Der Klammerer selbst bekam die ersten Tropfen noch zu spüren, als er gegen die sechste Abendstunde den Weg nach dem Lentnerhause nahm. Kaum hatte er dort den Flur betreten, da prasselte ein dichter Hagelschauer über die Dächer, der sich jedoch nach kurzer Weile unter stärker werdendem Winde in einen rauschenden Regen löste.

Der Alte fand die Lentnerin und Sabi in der Stube beisammen und wurde freundlich begrüßt. Die Frage nach des Mädchens Befinden, welche günstig beantwortet wurde, und das draußen niedergehende Ungewitter gaben die Einleitung zum Gespräche. Dann führten der Klammerer und die Lentnerin am Tische die Unterhaltung weiter, wobei sie oft das eigene Wort nicht verstanden, denn nach und nach wurde der Wind zum richtigen Sturme, der unter Blitz und Donner um die Hausecken heulte und mit den Fensterläden einen klappernden Spektakel trieb. Während so die beiden am Tische ihre Lungen quälten, lehnte Sabi, die schwarze Binde über dem Auge, schweigend in einer Ecke des abseits stehenden Ledersofas.

Plötzlich fuhr sie erschrocken in die Höhe. Durch das Toben des Sturmes hatte sich vom Gärtchen her ein dumpfer, von heftigem Klirren begleiteter Schlag vernehmen lassen. „Jesus Maria — was is denn da jetzt g'schehen!" stammelte Sabi und eilte einem der niederen Fenster zu. Kaum hatte sie einen Blick durch die Scheiben ins Freie geworfen, da schlug sie jammernd die Hände ineinander, und die hellen Thränen rieselten ihr über die Wangen. „Jesses na — da schauts her —" schluchzte sie, „jetzt hat's mir meine ganzen Stöckerln 'runterg'rissen!"

Nun sprangen auch die beiden Alten zum Fenster und der Klammerer frug: „Han, was is g'schehen? Was für Stöckerln!"

„Meine Bleamelstöckerln, wo ich droben vor mei'm Fenster g'habt hab'. Da schau — da schau — g'rad' in die Scherben liegen s' durcheinander! Na, na — jetzt is mein' einzige Freud' auch noch dahin!" Und schluchzend wollte Sabi aus der Stube eilen.

Die Lentnerin aber lief ihr nach und hielt sie am Arme fest. „Ja Deandl, was fallt dir denn ein! Wirst doch jetzt net in Garten mögen — wirst ja naß bis in d' Seel' 'nein und kannst dir weiß Gott was holen dabei!"

„Na, na — geh, laß mich 'naus — ich bitt' dich!" flehte Sabi unter Thränen. „Leicht bring' ich dengerst eins oder 's ander' noch durch, wann ich's gleich wieder einsetz'."

„Aber geh, Sabi, sei doch g'scheit!" mahnte der Klammerer. „D' Mutter hat recht, jetzt kannst net 'naus! Und schau, bei denen, wo 's Stammerl' brochen is, da hilft dir alles nix mehr — und bei die andern schadt's nachher auch net viel, wenn s' noch a paar Minuten liegen bleiben. Da is g'rad der Regen gut, der drüber hingeht. Und weißt was — wann dir a paar verunglückt sind, da kommst zu mir 'naus, und nachher kriegst a paar schönere noch! Ja! Gelt! Aber — aber schau — g'rad 's Weinen hör' mir auf — so 'was, das kann ich amal net sehen — und weißt — es könnt' dir ja 'was schaden an dei'm Aug'. Geh, komm, da setz' dich her!"

Er schlang seinen Arm um Sabis Schultern, und ihm selbst waren die Zähren nahe, als er die Widerstrebende nach ihrem früheren Platze zurückzog.

„Es g'schieht mir eigentlich recht — ja!" klagte Sabi, während sie sich niederließ und die Wangen trocknete. „Ich bin selber schuld dran! Noch jed'smal, wenn's a bißl a Wetter 'geben hat, hab' ich meine Stöckerln 'rein ins Stüberl — und g'rad' heut' zum erstenmal hab' ich drauf vergessen, weil — weil —"

Sie verstummte und strich sich die zitternde Hand über die Stirne. Dann wieder sprach sie von ihren Blumen und erzählte die Lebensgeschichte jedes einzelnen Stöckleins.

Draußen wurden die Blitze seltener, ferner und ferner klang der Donner, allmählich dämpfte sich der Sturm und endlich ließ auch der Regen nach.

Da eilte Sabi den beiden Alten voran in den Garten; die Thränen schossen ihr wieder in die Augen, als sie die lieben Blumen in wirrem Wust so durcheinander liegen sah; fast alle Töpfe waren zerschmettert und die geknickten Blüten lagen zerstreut umher. Sabi schürzte

den Rock und ließ sich auf den durchnäßten Rasen nieder; während die Lentnerin in das Haus zurückeilte, um leere Scherben herbeizuholen, gesellte sich der Klammerer an Sabis Seite. Achtsam lösten sie die wirren Stöcke auseinander, wobei sie alle Sorgfalt darauf verwendeten, daß die geborstenen Wurzelballen nicht völlig auseinanderfielen. Da zeigte sich manches Zweiglein gebrochen und manches fast aller Blätter beraubt; dennoch war keiner der Stöcke so sehr verletzt, daß er bei fleißiger Pflege nicht hätte weiter gedeihen können.

Die Lentnerin kam, und nach Ablauf einer halben Stunde waren von Sabis kundigen Händen alle Stöcke in frischen Töpfen geborgen. Der Reihe nach wurden sie ins Gras gestellt, über welches noch immer ein feiner, staubartiger Regen niederrieselte.

„Da schau," sagte der Klammerer, während er ein verrostetes Eisenstück von der Erde hob, „da glaub' ich's freilich — 's Haftl hat's abg'sprengt." Mit wägenden Blicken schaute er zu dem grünen Lattengestell empor, welches vor Sabis Kammerfenster schief über die Wand herniederhing. „Geh, führ' mich 'nauf in dein Stüberl, nachher hak' ich dir 's G'stell vollends aus und schau, daß ich's wieder machen kann!"

„Es hilft nix," meinte Sabi, „bringst es ja net 'rein durchs Fenster."

„No, nachher hol' ich a Leiter! Habt's eine?"

„Ja, im Stadl hinten steht s'."

Der Klammerer eilte davon und brachte mit seinem einen Arme die hohe Leiter herbeigeschleppt, welche knapp bis zu dem Fenster emporreichte. Der Alte stieg hinauf und löste mit vieler Mühe das baumelnde Gestell von der Wand. Dann trug er es in den Flur, wo Sabi und die Lentnerin alles herbeibrachten, was an Handwerkszeug und Haken im Hause war. Der Alte bot die ganze Geschicklichkeit seiner ungeraden Finger auf, um den Schaden wieder gut zu machen; es wollte ihm aber doch nicht recht gelingen, und schließlich endete die sinkende Nacht seine vergeblichen Versuche. Da erbot er sich, das Gestell mit sich zu nehmen, um es am nächsten Tag in brauchbarem Zustande wieder zurückzubringen.

Mit freundlichem Danke nahm Sabi diesen Vorschlag an; dann wurde in der Stube noch ein Stündlein unter der Lampe verplaudert, und der Klammerer mußte das einfache Nachtmahl mit Mutter und Tochter teilen, bevor er sich auf den Heimweg machen durfte.

Still und finster war die Straße, auf welcher er dahinschritt, das Lattengestell gleich einer Kraxe über die Schultern gestülpt. Doch als er dem hell erleuchteten Wirtshause sich näherte, hallte ihm helles Gelächter und mehrstimmiger Gesang entgegen.

Er zögerte eine Weile, dann nickte er vor sich hin und meinte: „Ah was — a Halbe kann ich dengerst noch mitnehmen."

Er hob das Lattengestell über den Zaun des Wirtsgartens und ging dem Hause zu. Da sah er unter der halbdunklen Thüre einen Burschen stehen. Sofort erkannte er die schlanke Gestalt. „Jetzt da schau, das is ja g'rad, als ob er 'paßt hätt' auf mich!" murmelte er — und als er die Schwelle erreichte, sprach er den Burschen an: „So, du bist's! Hätt' dich schier gar net derkennt! Ja was machst denn da heraußen? Weswegen bist denn net drin in der Stuben?"

„Ich dank' schön, da drin hat's ja a Hitz und an Dampf, daß d' Fliegen von der Wand fallen möchten!" erwiderte Vincenz. „Aber han, wo kommst denn her so spät?"

„Was fragst denn? Von der Sabi komm' ich!"

„Und — und wie geht's ihr denn? Besser, gelt?" fuhr es dem Burschen über die Lippen.

„Besser, meinst?" entgegnete der Alte, während er den Kopf bedächtig über den Schultern wiegte. „Glaubst denn, so 'was macht sich so g'schwind? Ja — und da hat's jetzt heut' nachmittag noch 'was abg'setzt, wo das arme Madl vor lauter Kränkung g'rad in ei'm fort allweil g'weint hat! Und natürlich — das Weinen — das brennt in die Augen . . ."

„Ja ums Himmels willen, was is ihr denn g'schehen?" unterbrach Vincenz den Klammerer mit erschrockenen Worten.

„No schau, das freut mich, daß so a freundlich's Herz hast!" lächelte der Alte und klopfte den Burschen auf die Schulter. „G'wiß wahr . . ."

„Aber so red doch — was hat's denn geben?"

Da erzählte der Klammerer den Vorfall mit den Blumen, wobei er Sabis Schmerz gar lebhaft zu schildern wußte. „Ja, sag' ich dir, das Deandl hat halt a G'müt!" so schloß er. „Und wenn's an ihre Bleameln schon so hängt, wie muß die erst amal an richtigen Menschen gern haben können! Ja! Da kann sich einer g'freun amal!" Damit schob der Alte den Burschen mit dem Ellbogen beiseite, nickte noch ein halblautes: „Ja, ja," vor sich hin und trat in die Wirtsstube.

Mit weit offenen Augen schaute Vincenz noch immer die Thüre an, als sich dieselbe längst schon hinter dem Klammerer geschlossen hatte. Dann rückte er seufzend den Hut in den Nacken und starrte wieder hinaus in die finstere Nacht. Als einmal hinter ihm die Thüre ging, wandte er sich hastig um.

„Kellnerin! Zahlen möcht' ich!" rief er die Dirne an, welche, ein halb Dutzend leere Gläser in den Händen, nach der Schenke eilen wollte.

„Ja was is denn? Willst denn schon fort?" frug das Mädchen. „Was hast denn heut', han! Bist ja den ganzen Nachmittag dag'sessen und hast nix g'redt und nix 'deut't, g'rad' wie an Apostel in der Feldkapellen!"

„Müd' bin ich halt, müd'!" murmelte Vincenz, beglich seine kleine Rechnung, nickte verdrossen einen stummen Gruß und verließ das Haus.

Langsam schritt er die finstere Straße dahin. Dichte, schwarze Wolken, durch welche kein Schimmer eines Sternes drang, bedeckten den Himmel. Von allen Dächern und Bäumen ging ein sachtes Tropfen nieder und ein frischer Erdgeruch, wie er nach jedem heftigen Regen aufzutreten pflegt, erfüllte die Luft. Nur hinter wenigen Fenstern brannte noch ein Licht; in dem einen und anderen Gehöfte, an welchem Vincenz vorüberkam, fuhr der Haushund mit lautem Gekläff an den Zaun heran. Ein paarmal auch begegneten ihm dunkle Gestalten, und „guten Abend!" scholl es dann über die Straße her und hin.

Je näher Vincenz dem eigenen Hause kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Im Bohnerhof schien alles schon zur Ruhe gegangen, denn tiefe Stille lag über dem Gebäude, und alle Fenster waren dunkel. Im Lentnerhäuschen aber sah Vincenz eines der ebenerdigen Fenster noch hell erleuchtet. Diese Helle schien eine seltsame Wirkung auf ihn zu üben; wie das Licht den Nachtfalter anzieht, so zog diese Helle den Burschen näher und näher, bis seine Kniee an den Zaun des Gärtchens stießen. Da stand er nun, die beiden Hände um die feuchten Stäbe krampfend, und starrte vorgereckten Kopfes nach den leuchtenden Scheiben, hinter denen er am Tische die alte Lentnerin sitzen sah, welche eifrig in einem großen Buche las, in der Bibel wohl, oder in einer Heiligen-Legende. Doch nicht allzulange fesselte dieser Anblick die Augen des Burschen; unruhig rückte er hin und her und suchte mit scharf auslugenden Blicken in das Halbdunkel der tieferen Stube zu dringen.

Da wurden auf der Straße näherkommende Schritte hörbar; erschrocken fuhr Vincenz auf, huschte den Zaun entlang und drückte sich in den nachtschwarzen Schatten der großen Linde, welche hart an der Ecke des Gärtchens stand.

Zwei Burschen gingen plaudernd vorüber; Vincenz erkannte sie nur an der Stimme, denn bei der herrschenden Finsternis vermochte er kaum einen matten Umriß ihrer Gestalten zu gewahren.

Die Schritte der beiden waren lange schon in der Ferne verhallt, und immer noch stand Vincenz regungslos an den Stamm der Linde gelehnt. Er achtete der schweren Tropfen nicht, die von Aesten und Blättern auf ihn niederklatschten, und hatte auch kein Auge für die bläulich leuchtenden Pünktchen, die über dem Grase zu seinen Füßen in stillem Reigen durcheinanderschwebten. Unverwandt hielt er die Blicke nach dem schwarzen Gemäuer des Lentnerhauses gerichtet. Je länger er da hinübersah, desto deutlicher meinte er einen schwachen rötlichen Schein im hochliegenden Giebelfenster zu gewahren. Das sah sich an, als flackerte tief im Hintergrunde der Kammer, in welche jenes Fenster führte, ein mit trüber, winziger Flamme brennendes Licht — und schließlich glaubte Vincenz auch deutlich zu gewahren, daß dort oben die beiden Fensterflügel offen standen.

Nun plötzlich aber wurde seine Aufmerksamkeit wieder zurückgezogen nach dem ebenerdigen Stocke. Am Fenster der Wohnstube hatte sich die bisher so regungslose Helle bewegt. Da mochte sich wohl die Lentnerin vom Tisch erhoben haben, um ihr Lager zu suchen, denn das Licht verschwand aus der Stube und tauchte gleich darauf hinter dem Fenster der Schlafkammer auf, um nach wenigen Sekunden völlig zu erlöschen. Diese wenigen Sekunden aber hatten den unter der Linde lauernden Burschen eine Entdeckung machen lassen, welche ein jähes Zittern über seinen ganzen Körper jagte. Vor dem hell erleuchteten Fenster hatte er den scharfen, schwarzen Umriß zweier nach aufwärts laufender Stangen gewahrt, die er durch dünne Sprossen miteinander verbunden sah.

„Jesus Maria — da steht ja d' Leiter noch!“ fuhr es ihm mit bebendem Flüstern von den Lippen, und dabei meinte er die Leiter in ihrer ganzen, bis zum Giebelfenster reichenden Länge zu unterscheiden, während sie doch in Wahrheit bei der alles umfangenden Finsternis in dem eintönigen Schwarz des Gemäuers völlig verschwand.

Tiefatmend stand er, manchmal mit Mühe schluckend, als hielte eine gespenstige Faust seine Kehle mit eisernem Griff umspannt. Krampfhaft zog er die Joppe über der Brust zusammen, als wollte er die lauten, hastigen Schläge unhörbar machen, mit denen das Herz ihm sein fieberndes Blut durch alle Adern trieb. Immer wieder ging ein Schauer über seine Schultern, und schließlich stand er inmitten der gewitterschwülen Sommernacht, zitternd und bebend, als stünde er in Frost und Winter.

So verrann ihm Stunde um Stunde. Mitternacht war schon vorüber, und nun wieder tönte der Glockenhall mit einem einzigen, langsam verschwebenden Schlage vom fernen Kirchturm nieder durch die dunklen Lüfte.

Da richtete sich Vincenz hastig auf, wie getrieben von einem schwer erkämpften Entschlusse, und in leise stammelnden Worten glitt es von seinem Munde: „Und ich wag's. Ich muß ihr a Wörtl sagen — ich muß — oder — oder es bringt mich noch um!“

Mit zitternden Händen tastete er nach dem Zaune; kaum aber fühlte er die feuchten Stäbe unter seinen Fingern, da war auch jählings alle Unruhe von ihm gewichen. Mit lautloser Sicherheit schwang er sich über den Zaun hinweg, und unter den vorsichtigen Tritten, mit denen er sich auf dem Gartenwege dem Hause näherte, knirschte kein Steinchen. Nun sah er auch deutlich die Leiter stehen, und während er nach ihr mit beiden Händen griff, warf er mit einer raschen Neigung des Kopfes den Hut ins Gras. Langsam stieg er in die Höhe, wobei die dünnen Sprossen leise ächzten unter seiner Last. Er mußte, um den Kreuzstock mit den Händen erfassen zu können, bis auf die vorletzte Sprosse steigen. Dann zog er sich vorsichtig auf den letzten Tritt empor — kaum aber tauchte sein Gesicht über den Fensterbord hinaus, da verblieb er in gebückter Stellung regungslos, wie gebannt von dem Anblick, den seine brennenden Augen fanden.

In mattem Dämmerscheine blinkten ihm die weißen Mauern der Kammer entgegen. Zur Rechten gewahrte er einen hohen, roh gezimmerten Schrank, auf welchem drei rote Töpfe mit künstlichen Blumen standen — zur Linken eine mit buntem Tuche überdeckte Kommode, über welcher zwischen zwei Heiligenbildern ein winziger, dünn umrahmter Spiegel flimmerte. Im Hintergrunde neben der Thüre erblickte Vincenz einen kleinen Wandaltar, auf welchem, von strahlenförmigem Rauschgold umgeben, eine wächserne Muttergottes mit ihrem Kindlein thronte. Die Flitter des Kleides, mit welchem das Bildnis angethan war, und die Strahlen des Rauschgoldes funkelten leise unter dem Schein eines kleinen, mit zitterndem Flämmlein brennenden „Ewiglichtes“. Das hing an dünner Kette von der Decke nieder und warf einen matten, zuckenden Lichtkreis über das stille, dicht unter dem Altare stehende Lager, auf dessen geblumten Kissen Sabi in einer Stellung schlummerte, als hätte, während sie in Gedanken auf dem Rande des

Bettes saß, der Schlaf sie wider Willen überkommen. Sie trug fast noch ihr volles Gewand; nur die Jacke hatte sie zu Füßen des Lagers über den hölzernen Stuhl gelegt, und so quoll aus dem kurzen, schwarzen Mieder in bauschigen Falten das weiße Linnen hervor, welches die volle Büste bis zum Halse verhüllte, jedoch die runden, schwellenden Arme fast bis an die Schultern entblößte. Quer über Stirn und Auge hatte sie noch die schwarze Binde geschlungen, halb offen standen die roten Lippen, und unter leise strömenden Atemzügen hob und senkte sich ihre Brust.

Vincenz stand und wagte sich nicht zu rühren; heftig aber zitterten ihm die Hände, mit denen er sich an den Kreuzstock angeklammert hielt. Das Herz schlug ihm bis in den Hals herauf, und unverwandt hing er mit brennenden Blicken an der ruhenden Gestalt des Mädchens, an dem schmucken Gesichte, das im Schlummer so lieblich sanft erschien. Es mochte ein seltsamer Widerstreit von Gefühlen sein, den dieser Anblick in der Brust des Burschen erweckte. Bald zeigten seine Mienen staunende Freude und sehnendes Verlangen, bald ging über seine Züge ein Zucken und Leben, wie der Ausdruck eines martervollen Empfindens — und da schoß ihm nun gar das Wasser in die Augen und die hellen Thränen rannen ihm nieder über die Wangen.

Ein stockender Atemzug erschütterte seine Brust, und „Sabi — Sabi!“ huschte es mit leise stammelnden Lauten von seinen zuckenden Lippen.

Die Schläferin regte sich nicht.

Schweigend verharrte Vincenz eine Weile, bevor er mit etwas lauterem und dringendem Tone seinen Ruf wiederholte: „Sabi — Sabi!“

Da schien die Dirne zu erwachen — aber nein, sie rührte nur sachte den einen Arm und wandte mit einem tiefen Seufzer das Gesicht zur Seite, wobei wie unter holden Träumen ein sanftes Lächeln ihren Mund umspielte.

„Sabi — Sabi!“ stammelte der Bursche in zitternder Erregung und pochte in ungeduldiger Hast wider eine Scheibe des offenstehenden Fensters.

Nun schrak die Schläferin zusammen und fuhr erwachend in die Höhe. Mit einem müden Lächeln blickte sie um sich her. „Jetzt da schau — jetzt bin ich gar verschlafen!“ murmelte sie vor sich hin und drückte, in sich versinkend, die flachen Hände an die Schläfe. Dann wieder richtete sie sich auf und that einen Schritt dem Fenster zu, als wollte sie die Scheiben schließen. Ein jähes Erschrecken aber bannte ihr den Fuß, und unter einem erstickten Aufschrei streckte sie die beiden Arme abwehrend dem Fenster zu. „Heilige Mutter — was is denn —“ stotterte sie und taumelte rückwärts nach der Thüre, das Gesicht verzerrt von namenloser Angst.

„Sabi — Sabi — um Gotteswillen — thu' dich net fürchten!“ klang es mit flehendem Flüstern vom Fenster her. „Ich bin's ja — ich — der Vincenz!“

Statt Sabis Angst zu beschwichtigen, schien diese Stimme und dieser Name sie nur noch heftiger zu erschrecken. Mit der einen Hand fuhr sie zum Herzen, mit der anderen tastete sie nach der Lehne des hölzernen Stuhles, als vermöchte sie sich kaum noch aufrecht zu erhalten. „Du — du —“ stammelte sie mit klangloser Stimme, „und was — was willst du — du — bei mir! Jetzt — mitten in der Nacht! Geh', sag' ich dir — geh' — geh' —“

„Sabi! Sabi! Ich bitt' dich um aller Heiligen willen — g'rad a Wörtl laß dir sagen!“ flüsterte Vincenz in einem Tone, der seine Thränen verriet. „Ich muß dir abbitten, was ich dir an'than hab'. Die ganzen zwei Tag' hat's mich um'trieben wie verruckt, kein' Stund' net hab' ich a Ruh' g'habt, und nie hab' ich nix anders net g'sehen als wie dein G'sicht und allweil, allweil dein G'sicht. G'wiß wahr, Sabi, g'wiß wahr, g'wiß wahr, ich hab's ja net than mit Fleiß und Willen — mußt es ja selber g'sehen haben, daß's g'rad an unguter Zufall g'wesen is — aber macht nix, g'schehen is 's ja doch, und abbitten muß ich dir's, abbitten —“

„Abbitten!“ stieß Sabi unter schweren Atemzügen mit versagender Stimme vor sich hin. „Mir hast nix zum abbitten — gar nix! Ich weiß ja, daß 's grad a Zufall war! Aber — wenn schon g'meint hätt'st, daß 'was zum abbitten wär', nachher — nachher hätt'st d'Nacht net 'braucht dazu, nachher hätt'st mir's am Tag sagen können, wo mich g'rad troffen hätt'st auf der Straßen. Aber freilich — das wär' halt an arge Schand g'wesen für an Bohnerbuben, wann er vor die Leut' am helllichten Tag dem Lentnerdeandl a gut's Wörtl hätt' sagen müssen!“

„Na, na, Jesses na, Sabi, glaub' so 'was net!“ klang es mit fliegenden Worten vom Fenster. „Schau, mitten in der Kirchen hätt' ich dir's g'sagt! Und g'wiß wahr, ich bin auch in d' Kirchen 'gangen in der Hoffnung, daß ich dich sieh und daß ich dir's sagen kann! Und so viel Angst hab' ich dir 'kriegt, wie ich dein Platz leer g'sehen hab' — das is mir nach'gangen den ganzen Tag — und nachher jetzt auf d' Nacht, wie ich so da drunten g'standen bin und auf amal die Leiter g'wahrt hab' —“

„Jesses — d' Leiter!“ stammelte Sabi, während sie sich mit beiden Händen in die Zöpfe fuhr, als hätte sie sich um der Vergeßlichkeit des Klammerers willen bei den eigenen Haaren zausen mögen.

„— Schau Sabi, mußt mir net harb sein, aber — aber da is mir g'wesen, als könnt' ich nimmer anders, und g'rad mit G'walt hat's mich her'zogen,“ sprach Vincenz inzwischen mit bebender Stimme weiter. „Und jetzt bin ich da, und ich geh' nimmer fort, ehvor mir net sagst, daß mir gut bist und daß mir nix nachtragst! Schau, Sabi, ich bitt' dich, sag' mir a freundlichs Wörtl, g'rad an einzigs!“

Der Bursche verstummte und starrte mit brennenden Augen auf Sabi, welche schweigend stand, schwer atmend, die Hände an die Schläfe gepreßt.

„Sabi — Sabi —“, bat er in flehendem Tone, als ihm nach langen, stummen Sekunden noch immer keine Antwort kommen wollte.

Da überflog ein Schauer die Schultern der Dirne, sie ließ die Arme sinken und richtete sich hastig auf. Ein herber, feindseliger Zug erschien in ihrem Gesichte, als sie mit leiser und doch entschieden klingender Stimme sagte: „Laß gut sein! Ich bin dir net harb und ich trag' dir nix nach. Aber geh' jetzt, sag' ich dir, geh' — oder

ich müßt' mir noch denken, du treibst dein' Spott mit mir, weil abbitten kommst auf a Weis', die mir am End' noch schaden muß an mei'm guten Namen!"

„Um Gotteswillen, Sabi —"

„Geh', sag' ich dir, geh'! Wann dich d' Mutter hören thät', ich wüßt' net, was ich sagen müßt'! Und wann 'leicht einer auf der Straßen geht — ich müßt' mich ja schaamen bis in Boden 'nein! Geh', sag' ich dir, geh'!" Mit raschen Schritten näherte sie sich dem Fenster und streckte die Hände, um die Scheiben zu schließen.

„Sabi, Sabi, na, so geh' ich net fort!" stammelte Vincenz, ließ den Kreuzstock fahren und haschte die Dirne am Arme. „Aus dei'm Reden hör' ich's ja 'raus — bloß weil mich fort haben willst, d'rum sagst jetzt, daß mir net harb bist. Aber da kann ich mich net g'nügen damit — ich kann net, Sabi — ich kann net! Im guten mußt mir's sagen, so daß ich's glauben kann —"

„Laß mich aus, Vincenz, laß mein' Arm aus!" stieß Sabi mit bebender Stimme hervor, während sie gewaltsam ihren Arm zu befreien suchte. „Ich trag' dir nix nach und ich bin dir net harb — ich hab's ja selber g'sehen, daß nix dafür hast können und daß's g'rad an unguter Zufall war. Und gar so arg war's ja net, ich spür' ja schier nix mehr davon —"

„Net wahr is, Sabi, net wahr is! Heut' in der Fruh erst hab' ich's wieder g'hört, wie viel als d' leiden mußt! Und wie mir das nachgeht, das kann ich dir net sagen —"

„Geh', geh', so gar arg wirst dich dengerst net sorgen — und wenn du's mir selber net glauben willst, daß alles schon lang wieder gut is, so kannst dich ja überzeugen am Tag. Jetzt aber geh', sag' ich — und auslassen thu' mich — laß mein' Arm aus!"

Vincenz aber hielt fest, erhaschte sogar noch Sabis zweiten Arm, und je mehr die Dirne sich wehrte und sträubte, desto enger schlossen sich seine Finger um ihre Handgelenke, desto näher zog er sie an sich unter bebenden Worten, in deren Klang und Inhalt eine fast sinnlose Erregung sich verriet. Sabi fühlte den heißen Hauch seines Mundes an ihrer Wange, und da beugte sie erschauernd das Haupt weit in den Nacken zurück. „Gut — gut — wann du net gehst, nachher muß halt ich —", so stieß sie wie in überwallendem Zorne hervor, und befreite dabei ihre beiden Arme mit einem so jähen Aufgebot ihrer ganzen Kraft, daß sie um einige Schritte rückwärts taumelte in die dämmerige Kammer.

„Sabi — Sabi —", flehte der Bursche mit schluchzender Stimme, schoß in die Höhe und streckte die Hände, um die Weichende noch zu erhaschen. Plötzlich aber durchfuhr ein heftiger Ruck seinen Körper, und während er mit ängstlichem Griff die Finger um die Kante des Fensterbrettes krampfte, stammelte er: „Jesus Maria — d' Leiter fallt!" Er merkte, wie seine Füße schon die Stütze verloren — doch fühlte er auch im gleichen Augenblick seinen Nacken von zwei starken Armen umschlungen, die ihn trugen und hielten, während die fallende Leiter mit Rascheln seitwärts über die Mauer glitt, um mit dumpfem Schlage niederzustürzen auf den grasigen Grund.

Für einige Sekunden folgte lautlose Stille; dann ließ sich aus einer der ebenerdigen Kammern ein gedämpftes Geräusch vernehmen, und gleich darauf öffnete sich klirrend ein Fenster. Soweit aber auch die alte Lentnerin den Kopf hinausstrecken mochte in die kühle Nachtluft, so eifrig sie umherspähte in der Runde, sie sah und hörte nichts Verdächtiges, denn tiefe Finsternis lag über Haus und Garten, und über ihr im Fenster hielten jene beiden sich so unbewegt und lautlos umschlungen, daß kein Stäubchen von der Mauer bröselte und eines kaum die Atemzüge des anderen vernahm.

„Was muß denn das jetzt g'wesen sein? Träumt kann ich dengerst net haben!" brummte die Lentnerin nach einer Weile, zog den Kopf zurück und drückte das Fenster zu.

Da begann der Bursche am ganzen Leibe zu zittern. „Sabi — ich kann's nimmer länger derhalten", flüsterte er, „ich mein schier, daß ich auslassen muß!"

„Um Gotteswillen, na, na — es müßt' dir ja 'was g'schehen!" zitterte es in halb erstickten Worten von Sabis Lippen. „G'rad a bißl schau, daß dich in d' Höh' heben kannst — ich hilf dir schon — ja — ich hilf dir schon!"

Enger und fester noch schlossen sich ihre Arme um seinen Nacken, er vermochte die Hände vom Fensterbrett zu lösen, fand für sie einen festen Halt an Sabis Schultern, und so gelang es ihm, vorerst ein Knie auf das Gesimse zu heben, um sich dann vollends emporzuziehen. „Es geht schon — ja — es geht — vergelt's Gott, Sabi, vergelt's Gott tausendmal!" keuchte er, während er, übermüdet von der gewaltsamen Anstrengung, in kauernder Stellung auf dem schmalen Gesimse verharrte.

Da schien in Sabi das Bewußtsein der seltsamen Lage zu erwachen, in welcher sie sich befand. Erschrocken zog sie die Arme zurück und wankte rückwärts in die Tiefe der Kammer. „O mein Gott, mein Gott — aber jetzt — was jetzt — nachher?" stöhnte sie und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Sabi!" fuhr der Bursche mit einem flehenden Laute auf und ließ sich hastig auf die Dielen gleiten.

Abwehrend aber streckte ihm die Dirne die Arme entgegen, und in ihrem von mattem Dämmerschein erhellten Gesichte erschien der Ausdruck einer namenlosen Angst; doch als sie gewahrte, daß Vincenz sich ihr mit keinem Schritte zu nähern suchte, daß er selbst in Zagen und Zittern stand, das Kinn wie in ratloser Sorge auf die Brust geneigt, da sank sie vor ihrem Lager auf den Stuhl, und um das Schluchzen zu ersticken, welches jählings ihre Brust erschütterte, drückte sie das Gesicht tief in die bauschigen Kissen.

„Sabi, schau, ich bitt' dich, g'rad net weinen thu' — g'rad net weinen!" flehte Vincenz, wobei er sich kaum zu regen wagte. „Das kann ich net hören — und ich kann's net sehen — ich kann net — ich kann net." Und dabei rannen ihm selbst die hellen Thränen über die Wangen.

Sabi schien seine Worte zu überhören; tiefer und tiefer drückte sie das Gesicht in die Kissen, während ihre Schultern zuckten und zitterten vor krampfhaftem Weinen.

Das sah der Bursche eine Weile mit an, bis er mit tonlosen Worten auffuhr: „Sabi — wein' net — schau, lieber wag' ich den Sprung aus'm Fenster, und wenn's

mir gleich meine g'raden Glieder kosten sollt'." Und er griff schon mit beiden Händen nach dem Kreuzstock.

Da richtete sich Sabi erschrocken auf. „Jesses na, na!" stammelte sie, schüttelte heftig den Kopf und streckte die Arme, um weinend wieder zurückzusinken auf den Stuhl. „Es ist kein andrer Ausweg mehr — jetzt mußt schon bleiben!" sprach sie unter Thränen vor sich hin. „Und in der Fruh mußt warten, bis d' Mutter aus'm Haus is. Denn wenn ich dich 'nunterführen möcht', sie müßt's ja hören — und — und ich wüßt' net, was ich sagen thät', denn mit ei'm Wörtl is ja da net alles g'sagt und — und —"

Verstummend barg sie wieder das Gesicht in beide Hände.

„Ja, ja, Sabi, alles thu' ich, was d' anschaffst", flüsterte Vincenz, während er sich mit den Fäusten über die Augen fuhr, „aber schau, g'rad weinen mußt nimmer. Und brauchst dich g'wiß net sorgen wegen meiner — schau, da bleib' ich stehn am Fleckl, und gar nimmer rühren will ich mich. Und geh', mußt dich g'wiß net scheuen vor mir — schau, leg' dich a bißl hin zum schlafen! So kannst ja dengerst net wachen die ganze Nacht! Mir macht's nix, aber dir — weißt, dir — von wegen dei'm Aug' — geh', Sabi, geh'!"

Aufseufzend schüttelte sie den Kopf, trocknete die Wangen und starrte in Gedanken vor sich hin, bis sie, wie von einer neuen Sorge befallen, einen unruhigen Blick hinüberwarf nach dem dunklen Fenster. „O mein, o mein, es kann ja schier gar net sein, daß niemand 'was erfahrt davon. Denn wann auch d' Mutter aus'm Haus is — wie leicht kann's g'schehen, daß dich einer fortgehn sieht — und — wie steh' ich nachher da! Na, na, an was hab' ich mich denn versündigt, daß zu allem jetzt so was noch über mich kommt!" In neu ausbrechendem Schluchzen erstickten ihre Worte.

„Sabi, Jesses mein, schau, ich bitt' dich, fang' doch jetzt net wieder an!" stotterte Vincenz und griff dabei hastig mit der einen Hand nach dem Kreuzstock, als müßte er sich gewaltsam an der Stelle festhalten, auf welcher er stand. „Gar so arg hast dich ja dengerst net zum kümmern. Es is ja noch net ausg'macht, daß mich g'rad einer sehen muß — und — und wenn auch — fallt denn net alles ganz allein auf mich z'ruck? Dich, mein' ich, kennt man doch drum im Ort, daß keiner 's Kurasch net hätt' zu ei'm unguten Gedanken gegen dich. Und es kost't dich ja bloß an einzige Red', und d' Leut' wissen, wie s' dran sind. Aber ich will ja gern alles anhören, was man nachher über mich sagen mag — schau — wenn nur g'rad du dich überwinden könntest, daß d' mir a freundlichs Wörtl sagst. Denn du wann ungut von mir denken thätst, das wär' von allem 's einzig', was ich nie net tragen könnt', und — no ja — weswegen soll ich's net sagen? Es g'hört ja schier gar zu meiner Straf', daß du's weißt! Was du von derselbigen Stund' im Holz draußen davontragen hast, das verheilt schon wieder, und wenn's auch Tag und Wochen kost't — aber — aber mit demselbigen Geißelschlag, da hat auch **mich** 'was 'troffen, und das, mein' ich, das wird sich wohl nimmer verheilen in Jahr und Tag!"

Vincenz schwieg, während Sabi die Hände sinken ließ und langsam das thränenübergossene Gesicht erhob; sie schien so seltsam überrascht und zugleich ergriffen von dem stockenden, tief innerlichem Tone, mit welchem diese Worte gesprochen waren.

„Was schaust denn jetzt gar a so g'spaßig?" sprach Vincenz nach kurzem Schweigen mit leiser Stimme weiter. „Verstehst mich 'leicht net? Und mir is doch, als müßten mir's die blinden Wänd' schon abschauen am G'sicht. No ja — gern hab' ich dich halt — und so gern, daß ich schier gar net weiß, wie ich's sagen soll!" Da stockte er und warf einen scheuen Blick auf Sabi, welche jählings von ihrem Stuhl emporgesprungen war. „Was hast denn, han? Was kann dich denn da jetzt verzürnen? Ich red' halt, wie ich reden muß. Und daß ich bei mei'm Reden auf an Zweck ausschauen könnt', das wirst ja dengerst net glauben. Ah na — das schwarze Tüchl um dein Köpfl 'rum, das müßt' mir von eh' schon alle Hoffnung ausreden — und nachher — da müßt' auch in die letzten zwanzig Jahr' an andere Freundschaft g'halten worden sein — bei uns da über d' Straßen hin und her."

Schwer atmend nickte er vor sich hin und fuhr sich mit der zitternden Hand über die Stirne. Als er aber dann die Augen hob und Sabi vor sich stehen sah mit einem so seltsam starren Gesichte, fuhr er mit beinahe heftigen Worten auf: „So lach' doch — ich mein' doch es wär' zum Lachen, so 'was! Denn weißt, das hätt' ich ja selber nie 'glaubt, daß so 'was g'schehen könnt'. Vor a paar Tag' erst, da hab' ich selber noch g'lacht, was ich lachen hab' können, wie einer im G'spaß uns so z'samm'g'redt hat — den Lohnervincenz und d' Lentnersabi! Bist ja eigentlich nie net auf der Welt g'wesen für mich — und g'wiß wahr, draußen, weißt, in Eisenärzt, da hab' ich dich zum erstenmal so recht ang'schaut — und ich weiß net, wie's 'kommen is, aber da is dir gleich so a g'spaßige Wut in mich 'neing'fahren, die ich gar net verstanden hab'. Und wie nachher dasselbige g'schehen war, weißt, im Sixtdorfer Hölzl — und alles in Traunstein draußen — und nachher der gestrige Abend daheim, und der heutige Tag, wie's mich do so um'trieben hat und hat mir kein' Ruh net g'lassen in keiner Minuten, da hab' ich allweil noch net glauben können, daß 'leicht 'was anders dahinter sein könnt' als wie 's G'wissen und d' Scham über das Unrecht, wo ich verübt hab' an dir, und — ja, schau, und net amal heut' nacht noch, wie ich allweil so da drunten g'standen bin, net amal da noch hab' ich mich auskennt über mich. Aber wie ich nachher so 'raufg'stiegen bin über d' Leiter, und wie ich so 'reing'schaut hab' in dein Stüberl, in dein lieb's, und wie ich dich so daliegen hab' sehen, so heimlich, so lieb und sauber wie gar nix Zweits nimmer in der ganzen Welt, weißt, g'rad als hätt' dich unser Herrgott herg'legt in seiner Sonntagsfreud' — schau, Sabi — da hab' ich 'was g'spürt, wie wenn auf amal a Riegel g'sprungen wär' z'mittelst drin in mir, und g'wesen is mir, wie wann ich ein' an der Seiten hätt', der g'rad allweil 'neinschreit in mich: Gern hast es halt, gern hast es, gern, gern! Und da hab' ich mir auch gleich g'sagt — — aber mein, was red' ich denn! Was hilft's denn, daß ich red'? Es hat ja kein' Sinn net — es hat ja kein' Sinn!"

Thränen erstickten seine Worte, und in heller Verzweiflung fuhr er sich mit beiden Händen in die Haare.

Da ging ein Zittern über Sabis Gestalt, und sie machte eine Bewegung, als wollte sie jählings dem Burschen entgegeneilen; aber die Kniee schienen ihr brechen zu wollen, und so sank sie nieder auf den Stuhl, schlug die Arme über das Gesicht, und in einem so eigen schluchzenden Tone, der alles andere eher verriet als Spott oder Unmut, stammelte sie: „O liebe Muttergottes — liebe, liebe Muttergottes!“

Der Bursche am Fenster aber, der ganz gefangen lag in den Fesseln der eigenen Erregung, hatte kein Ohr für den verräterischen Ton dieser Worte. Er hörte nur, daß Sabi schluchzte, sah nur, daß unter diesem Schluchzen ihre ganze Gestalt erzitterte, und da stotterte er: „Aber jetzt so 'was — ja fangst denn jetzt schon wieder an!“ Und während er, wie im Zorne wider sich selbst, die Fäuste ballte, stöhnte er in wildem Ingrimm vor sich hin, wobei seine Stimme mit jedem Worte sich steigerte: „Himmel, Himmel, Himmel — gleich zerreißen könnt' ich mich vor lauter Wut, daß ich —“

Weiter kam er nicht, denn Sabi schoß in die Höhe, schlug die Hände ineinander und stammelte: „Jesses, Bua, hab' dich doch stad — sie müssen dich ja hören bis über d' Straßen!“

Erschrocken fuhr Vincenz mit allen Fingern nach dem Munde, als könnte er die unvorsichtig lauten Worte noch einmal zurückhaschen auf seine Lippen. Dann standen sie alle beide regungslos und lauschten, Vincenz durch das offene Fenster nach der Straße, Sabi durch die geschlossene Thüre ins Innere des Hauses.

„Es rührt sich nix, Sabi — gar nix rührt sich!“ flüsterte Vincenz nach einer Weile und atmete erleichtert auf. „Aber — aber es is schon wahr, jetzt krieg' ich selber bald a völlige Angst — g'wiß net um meinetwegen, g'wiß net, Sabi — aber — wenn mich dengerst wer g'hört hätt', oder — — ich kann mir's ja denken, wie a Madl auf sein' guten Ruf so gar viel halten muß — und — ich weiß schon, d' Leut' reden diemal gar g'spaßig, wenn man ihnen gleich hundertmal sagt —“ Er verstummte, tastete mit der Hand nach dem Fenster und streckte lauschend den Hals. „Sabi — hörst es net —“ lispelte er, „mir is ja g'rad — —“ Da schwieg er wieder, und ein scheues, schmerzliches Lächeln kräuselte seine Lippen. „Jetzt da schau — jetzt hätt' ich gleich g'schworen d'rauf, ich hätt' wen geh'n hören, draußen auf der Stiegen — und — und derzeit bin ich's selber, weißt, 's Herz in mir drin — so arg thut's klopfen — ja!“ Mit unruhigen Augen schaute er auf Sabi, und als er sie halb abgewendet stehen sah, seufzte er schwer und nickte mit dem Kopfe langsam vor sich hin. „Ah ja — jetzt merk' ich eigentlich erst, was ich da ang'stellt hab', und daß durch mein' Keckheit alles noch schlechter worden is, als wie's z'erst schon war. Wenn ich von Anfang an so an alles 'denkt hätt', g'wiß wahr, da hätt' ich die Kümmernis lieber noch a Zeitlang fort'tragen in mir, statt daß ich — aber na, na, da dran därf ich gleich gar net denken, daß ich dich 'leicht durch mein' Schuld jetzt auch noch in an ungute Nachrecht bringen muß. Da steigt's mir gleich ganz heiß auf — in mir drin — und —“ Er verstummte und starrte vor sich nieder, bis er wie unter einem plötzlichen Entschlusse mit hastig flüsternden Worten auffuhr: „Sabi, weißt was — so geht's net — ich kann net bleiben bis in der Fruh, denn wenn nachher dengerst 'was aufkäm', das wär' ja noch ärger für dich, noch weitaus ärger — und drum schau — drum mein' ich, es is besser, dein' Mutter derfahrt's, als weiß Gott wer andrer im Ort —“

„Na, Jesses na, na, na!“ stammelte Sabi und rührte beschwichtigend die Hände.

„Ja, Sabi, ja, sei g'scheidt, laß dir raten! Schau, ich will lieber Schand und Spott von deiner Mutter tragen, und wenn's sein soll vom ganzen Ort, eh daß ich dein' guten Ruf in G'fahr bringen möcht'. Und drum — g'wiß wahr — schau, so is für dich noch am besten — weißt — ich knie' mich ins Fenster 'nein, und du nachher, du springst aus der Kammer 'naus und nunter zu deiner Mutter — und da thust nachher recht derschreckt und sagst: Mutter, Mutter, im Fenster is einer, bei mir droben im Fenster — weißt, Sabi, so, als ob ich g'rad jetzt erst 'kommen wär', und wie wenn du noch gar net wissen thät'st, wer ich bin — ja, und da wird nachher dein' Mutter schon in d' Höh' fahren. Ich aber thu' derweil, als ob ich mich 'nausschleichen möcht' aus'm Haus, richt's aber schon so ein, daß mich dein' Mutter im Hausgang derwischt — sonst müßt' s' am End' gar denken, es wär' an Einbrecher g'wesen. Und das gäb' weiters kein' Lärm net. Und weißt, da stell' ich's nachher schon so an, daß dein' Mutter gleich merkt, wie unschuldig du bei der ganzen Sach' bist, und daß bloß ich allein —“

In zitternder Erregung und fliegender Eile hatte Vincenz dem Mädchen diese Worte zugeflüstert; nun aber stockte er und schaute mit halb ängstlichen, halb verwunderten Blicken auf Sabi.

Sie stand mit gestreckten Händen und schüttelte heftig den Kopf, während ihre Lippen zuckten und reichliche Thränen über ihre Wangen rannen. „Na, Vincenz, na, na,“ schluchzte sie, „wie kannst mir denn so 'was raten! Was müßt' mein' Mutter denken von dir! Und das is doch g'wiß, daß sie's ausreden thät' im ganzen Ort. Und was thäten denn d' Leut' nachher sagen! Na, na, ehvor ich zugib, daß von dir a schlechte Red' umgeht im Ort, da mögen d' Leut' lieber über mich selber reden, was ihnen einfallt! Weswegen hab' ich denn g'schwiegen von allem? G'wiß wahr, Vincenz, wenn du in Verruf kommen thät'st, du — schau, das wär' mir noch's ärgste, was g'schehen könnt'.“

(Fortsetzung folgt.)

Langschläfers Trost.

Von

Hermann Allmers.

Wohl ist es wahr das alte Wort
Von früher Morgenstunde,
Ich hab's erfahren fort und fort,
Ja sie hat Gold im Munde.

Früh aufstehn aber um vom Gold
Kein Körnchen zu versäumen,
Das ist nicht not; sie bringt es hold
Uns auch — in goldnen Träumen.

Die Spitzenklöppelei im Erzgebirge.

Von

Johannes Corvey.

(Mit 19 Mustern geklöppelter Spitzen.)

Spitzen.

Shawl.

An der Abdachung eines hohen Basaltkegels, von dessen Kuppe man hinabschaut in eine der herrlichsten Landschaften Deutschlands, liegt malerisch schön die einstige Silberkönigin des Erzgebirges, das durch eine werkthätige Bevölkerung in unseren Tagen zu neuer Blüte gelangte sächsische Handelsstädtchen Annaberg. Mancherlei denkwürdige Schicksale verzeichnet die Chronik des schmucken Bergortes, vor allem aber ist der Erinnerung wert, daß hier vor drei Jahrhunderten eine kunstreiche Patricierfrau die ersten Spitzen in Deutschland klöppelte, daß Annaberg die Geburtsstätte der deutschen Handspitzenindustrie ist. Dunkle Fichtenwaldungen, in denen im Hochsommer die armen Beeren- und Pilzsucher des Gebirges ihr täglich Brot finden, umkränzen das freundliche Städtchen. Der Scheitel des Erzgebirges ist nur zwei knappe Wegstunden entfernt; neugierig lugt der grüne Gipfel des Keilbergs über die böhmische Grenze ins deutsche Land. Ein Blick in die Weite erquickt das Herz; nicht wildromantisch und rauh, wie die Felsschroffen des bayrischen Hochlandes, steigt hier das Gebirge, sanft hebt es sich und breitet es sich aus, wie eine erstarrte Riesenfalte, die das Kleid unseres Planeten geschlagen hat.

Wie die Landschaft, so ihre Bewohner. Die Erzgebirger sind ein harmlos-heiteres Völkchen, das mit Klugheit und zähem Fleiß seinem Broterwerb obliegt, trotzdem aber in schlechten Zeiten wohl am meisten hungern muß im lieben deutschen Vaterlande. Wer hätte nicht von der Not des Erzgebirges gehört! Kartoffeln und ein verdächtiges Getränk, das von den harmlosen Gebirgsbewohnern „Kaffee“ genannt wird, bilden die Haupt- und in flauen Geschäftszeiten die einzige Nahrung. Die unsagbar anspruchslosen Leute dort oben schätzen sich glücklich, solange die dampfende Kartoffelschüssel im Winter noch auf dem weißgescheuerten tannenen Tisch erscheint — aber haben unzeitige Nachtfröste und dauerndes Regenwetter die Frucht verdorben, dann bleibt den Armen nicht viel mehr zur Nahrung, als das immer klare Quellwasser und die reine Luft der Berge. — Dann wandelt wohl so um die Weihnachtszeit das aschfarbene Gespenst des Hungertyphus durch das Gebirge. Hier und dort klopft es an eine der kleinen verschneiten Weber- und Klöpplerhütten und

der Totengräber hat reichliche Mühe, in den Porphyrfelsen des Friedhofes durch Schnee und Eis die frischen Gräber zu hauen.

Harte Not hat den Gebirgsbewohnern nicht nur Entsagung, sondern auch eine mit Recht bewunderte Geschicklichkeit und Anstelligkeit zu den mannigfachsten industriellen Erwerbsarten gelehrt. Wie in den großen Städten die Mode, so wechselt, je nach den Anforderungen des Weltmarktes, in manchen Teilen des Gebirges die Beschäftigung seiner Bewohner. In den abgelegenen, oft noch schindelbedeckten Häuschen werden in tausendfach verschiedenen geschmackvollen Mustern jene blitzenden Perlsachen — sog. Gorlartikel — gefertigt, die gegenwärtig als Saisonartikel die Kleider der vornehmen Damen in Berlin, Paris, London und namentlich New York zieren; dort ist auch die Spitzenklöppelei heimisch, jene reizende Kunstindustrie, der unsere Ausführungen gewidmet sind.

Schwere Zeiten standen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts dem Erzgebirge bevor; mit jedem Jahre stieg die Bevölkerungsziffer, allein die Erwerbsverhältnisse wurden schlechter, denn die Ergiebigkeit des bis dahin lohnenden Bergbaues ging zurück und die neu eingeführte Blechwarenindustrie konnte den Ausfall nicht decken. Als die Not schier am höchsten war, da lehrte die milde Frau Barbara, die Eheliebste des reichen Bergherrn Uttmann zu Annaberg zunächst ihre armen Nachbarinnen die ganz neue und gar seltsame Kunst, wunderbar zarte und kostbare Gewebe mit der Hand durch geschickte Verschlingung einzelner Seiden- oder Garnfäden herzustellen. Das war der Anfang der Spitzenklöppelei in Deutschland. Barbara Uttmann — geboren 1514, gestorben 1575 — soll nach einer alten Mär das Klöppeln von einer flüchtigen Brabanterin gelernt haben, die sie gastfrei aufgenommen hatte; ist dem so, dann trug jene Gastfreundschaft die schönsten Früchte, die jemals eine gute That lohnten.

Sonnenschirm-Ueberzug (S. 394).

Wenn auch gegenwärtig die Spitzenklöppelei nicht mehr jene hohe Bedeutung hat, wie in der „guten alten Zeit“, so wird doch noch heute von der Bevölkerung Frau Barbara in pietätvoller Erinnerung als die Wohlthäterin des Erzgebirges gefeiert.

Ein ehrwürdiger Lindenweg führt zu ihrer Grabstätte auf dem hochgelegenen Annaberger Friedhof. Derselbe ist nicht arm an reichgeschnörkelten Gedenksteinen, namentlich aus der Zeit des Zopfes und der Kunsthistoriker würde in mehr als einer Beziehung hier anregende Studien machen können. — Doch fast schmucklos liegt in den epheuübersponnenen Gräberreihen der Hügel der Frau Barbara; ein einfacher Stein erhebt sich auf demselben, der in noch einfacherer Ausführung die Begründerin der Klöppelkunst am Klöppelsack zeigt. Eine gute That ist der schönste Denkstein; aber Dankbarkeit ist die höchste der Tugenden und so hat unsere Zeit das Versäumte nachgeholt und gegenüber dem altersgrauen Rathause auf dem Marktplatze zu Annaberg der Frau Barbara ein würdiges, im edlen Stil entworfenes Denkmal gesetzt, das in den nächsten Wochen enthüllt wird. (S. die Abb. dess. in d. Heft.)

Jeder Freund der Spitzenklöppelei und des sympathischen Völkchens im oberen Erzgebirge würde es lebhaft begrüßen, wenn die Einweihung des Denkmals dazu beitrüge, eine Kunstindustrie neu zu beleben, die in vergangenen Zeiten den Gebirgsbewohnern nicht nur das tägliche Brot gab, sondern unzweifelhaft auch in hohem Grade seit drei Jahrhunderten erzieherisch auf dieselben wirkte. Diese Hoffnung wird jedoch kaum verwirklicht werden. Der Handspitzenindustrie ist schon vor dreißig Jahren die Lebensader unterbunden, seit ihr namentlich zunächst von Nottingham und Calais durch die Maschinenspitzen eine überwältigende Konkurrenz erstand. Das Wörtlein „billig“ ist auch auf dem Spitzenmarkt entscheidend; seit einer Reihe von Jahren kaufen die Damen vorwiegend die weniger kostbaren, aber weit billigeren Maschinenspitzen und in den blutarmen Klöppeldörfern würde man bei dem geschmälerten Verdienst verhungert sein, wenn man mit gutem Erfolg nicht rechtzeitig andere Industrien dort eingeführt hätte. Wie gegenwärtig die Posamentenfabrikation, die Gorlindustrie und in einigen Jahren jedenfalls auch die Knüpftechnik — zur Herstellung von Smyrnateppichen — deren Einführung man vorbereitet, der Bevölkerung lohnende Erwerbsquellen sind, die es ermöglichen, wenigstens notdürftig „von der Hand in den Mund“ das Leben zu fristen, so war auch einst die Spitzenklöppelei in ähnlicher Weise ein Segen für das Erzgebirge.

An praktischen Versuchen, sie neu zu kräftigen,

hat es nicht gefehlt. Von allen edlen Frauen interessiert sich wohl zumeist die Königin Carola von Sachsen für die erzgebirgische Klöppelei, die von der hohen Frau unterstützt wird, wo es nur immer angeht. So wird gegenwärtig in einer Musterklöppelschule zu Schneeberg im Auftrage des sächsischen Hofes der kostbare Brautschleier für die Prinzessin Maria Josepha gearbeitet, die in nächster Zeit mit einem österreichischen Erzherzog Hochzeit macht; auch die Spitzen zum Brautkleid werden von den armen Klöpplerinnen im Auftrage der Königin gefertigt und so herrscht denn ob dieser lohnenden Bestellungen gegenwärtig eitel Freude und Frohlocken in den beteiligten Ortschaften. Wie lange wird das dauern? —

Die sächsische Regierung ist gleichfalls bestrebt, die Spitzenklöppelei dem Erzgebirge zu erhalten; schon vor Jahren hat sie namentlich in Schneeberg eine Anzahl Musterklöppelschulen einrichen lassen, in denen gegenwärtig, wohl fast ausschließlich von Kindern, unter der sachverständigen Leitung des Herrn Klöppelschulinspektors Paufler Vortreffliches geleistet wird. Jene Schulen haben namentlich den Zweck, durch Herstellung geschmack- und stilvoller Muster die Handspitzenindustrie vor dem drohenden künstlerischen Niedergang zu bewahren; dieser Zweck wird erreicht, doch an den mißlichen Absatzverhältnissen können die Schulen sehr wenig ändern. Neue Lebenskraft würde die deutsche Damenwelt dem Klöppeln geben, wenn sie sich entschlösse, statt der wohlfeilen Maschinenspitzen echte Spitzen zu tragen; ein aneiferndes Vorbild bietet in dieser Hinsicht ein Kreis vornehmer Wiener Damen, der sich verpflichtete, nur im böhmischen Erzgebirge geklöppelte Spitzen zu tragen.

Aber verdient es denn die Kunst Barbara Uttmanns, daß man für ihre Unterstützung und Erhaltung ein Wort einlegt? Aus vollem Herzen darf diese Frage nachdrücklich bejaht werden. Abgesehen von dem praktischen Zweck, dem armen Erzgebirge einen nur ihm in Deutschland eigentümlichen Erwerbszweig zu erhalten, darf man doch wohl darauf hinweisen, daß mit dem Klöppeln eine edle Hausindustrie in Deutschland zu Grunde gehen würde, die noch heute so leistungsfähig ist, daß sie Arbeiten liefert, die als herrliche Kunstwerke in ihrer Art Bewunderung verdienen. Ein Stück deutschen Gewerbfleißes würde verschwinden, ein Zweig nationaler Kunstindustrie ersterben, an dessen Gedeihen drei Jahrhunderte mitgearbeitet haben.

Die schon erwähnte erzieherische Wirkung der Spitzenklöppelei auf das obere Erzgebirge ist unverkennbar. Wie sauber schaut alles aus in den Dorfhäuschen zu Stützengrün, Bärenwalde und Rittersgrün; Ortschaften, in denen die Klöppelei heute noch

am meisten heimisch ist. Armut und Reinlichkeit, sonst beinahe regelmäßig getrennt, wohnen hier in Eintracht beisammen. Die Hütten haben meist nur ein Erdgeschoß, aber die Dielen sind stets frisch gescheuert, die Wände reinlich getüncht, das bescheidene Küchengeschirr, welches rings an den Wänden zu hängen pflegt, ist blitzblank geputzt und auf den ärmlichen Möbeln des Stübchens würde man vergeblich ein Stäubchen suchen. Die kostbare Spitze erfordert die peinlichste Sauberkeit sowohl der Klöpplerin wie ihrer Umgebung; daher ist Reinlichkeit das erste Gebot in den Klöppeldörfern.

In jenen Hütten wird die edle Kunst noch in der Weise der Voreltern von der Großmutter auf das Enkelkind vererbt. Vierjährige Mädchen und Buben müssen am Klöppelsack bei einer einfachen schmalen Wollspitze schon wöchentlich einige Pfennige zu den Haushaltskosten unter Aufsicht der Erwachsenen verdienen; die Erzgebirgsfrau verfügt über ein gar schmales Budget und selbst Pfennige werden als wichtige Beisteuer betrachtet. Eine geschmackvolle Handspitze herzustellen, erfordert nicht nur eine große Geduld, sondern auch eine so hohe Kunstfertigkeit, daß diese nimmermehr gelernt wird, wenn sie nicht regelmäßig von Kindesbeinen an geübt ist. So werden im Erzgebirge die Kinder schon frühzeitig zu dauerndem Fleiß angehalten und die Folge ist das hohe Geschick und der unverdrossene Mut, mit denen man dort unter den kläglichsten Verhältnissen um das tägliche Brot ringt, im schwersten Sinne des Wortes. Zu einem bescheidenen Wohlstand hat es selbst die fleißigste und geschickteste Klöpplerin noch nie gebracht. Du lieber Himmel, Wohlstand in einer Klöppelhütte, in einem Erzgebirgsdorfe! — Was man nach einem guten Mahl in der Großstadt dem Kellner als Trinkgeld gibt, dafür klöppelt die arme Gebirgsfrau sich eine volle Woche vom Morgen bis zur sinkenden Nacht die Augen rot; in schlechten Zeiten schätzt sie sich glücklich, wenn sie es überhaupt kann und die fleißigen Hände nicht ganz zu ruhen brauchen.

Im letzten Winter betrug der Wochenlohn für eine geübte Klöpplerin zwei bis höchstens drei Mark, in günstigeren Zeiten bringt sie es wohl auf fünf Mark, doch das ist schon ein reichlicher Verdienst. In den schweren Wintertagen kommt wochenlang kein Bissen Fleisch auf den Tisch; sind die Kartoffeln aufgezehrt, bildet trocken Brot die Hauptnahrung. Aber auch dieses wird selbstverständlich nur in halben Rationen an die Familienglieder verteilt; tritt dann nicht bald eine Wendung zum Besseren ein, so schleicht wohl das aschfarbene Gespenst durch die Berge, von dem schon die Rede war, und die Blätter schreiben, wie im vorigen Winter: „Man fürchtet allen Ernstes in den Klöppeldistrikten den Ausbruch wirklicher Hungersnot" — man fürchtete sie, während die Hungersnot sich längst als unheimlicher Gast in den Hütten eingefunden hatte.

Wie kommt es, daß jene wertvolle Arbeit so niedrig im Preise steht? — Jeder Menschenfreund wird diese naheliegende Frage aufwerfen und die Antwort darauf ist leicht zu geben. Der Laie macht sich kaum eine Vorstellung davon, wie außerordentlich zeitraubend selbst die Herstellung der einfachsten Spitze ist, nun gar erst die kostbareren Muster mit reicher und geschmackvoller Zeichnung! Eine blumendurchwirkte Spitze, vielleicht zum Ueberziehen des Sonnenschirmes (S. 387 u. 395) einer vornehmen Modedame, erfordert, je nach

der Zeichnung des Musters und der Geschicklichkeit der Klöpplerin, sechs bis zwölf Monate, häufig noch längere Zeit zu ihrer Herstellung. In den eleganten Modewarenläden von Wien und New York kauft man diese Spitzen, trotz des sehr bedeutenden Zolles, zu dem verhältnismäßig spottbilligen Preise von hundert, hundertfünfzig bis höchstens dreihundert Mark; rechnet man den schon erwähnten hohen Zoll, den Wert des Rohmaterials — meistens beste Seide — und den keineswegs übermäßig hohen Verdienst des sogenannten Spitzenverlegers ab, dann bleibt für die fleißige Künstlerin am Klöppelsack ein Taglohn von etwa fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Pfennig übrig. Etwas höher ist der Verdienst bei den gegenwärtig viel getragenen Wollspitzen. Angenommen, das Meter derselben kostet in Deutschland siebzig Pfennige, was ungefähr der Durchschnittspreis sein wird — so verdient, abzüglich des Rohmaterials und des Verdienstes

Sonnenschirm-Ueberzug (S. 394).

der Zwischenhändler, die Klöpplerin etwa vierzig Pfennige den Tag, denn sie vermag in dieser Zeit bei fleißiger Arbeit und einiger Geschicklichkeit etwa ein Meter solcher Wollspitze herzustellen. Die Armut der Spitzenklöppler ist also zurückzuführen auf den niedrigen Marktpreis der Spitzen; dieser ließ sich nie in nennenswerter Weise steigern, denn da Spitzen kein notwendiger Verbrauchs-, sondern ein Luxusartikel sind, würde mit jeder Erhöhung des Preises die Kauflust sinken, namentlich seitdem die Maschinenspitzen so zart und täuschend hergestellt werden, daß oftmals nur das Auge des geübten Fachkenners die echte Spitze von ihrer falschen Schwester unterscheiden kann.

An eine Besserung der materiellen Lage der Klöppler und Klöpplerinnen ist seit Jahrzehnten nicht mehr zu denken; heute handelt es sich nur um die Erhaltung der trefflichen Handspitzenindustrie. Seitdem zahlreiche andere Industrien im Erzgebirge eingeführt wurden, die, wenn auch nur in geringer Weise, lohnender sind, hat die Bevölkerung sich vielfach diesen zugewandt und die Spitzenklöppelei ist aus einer Haupt- zur Nebenbeschäftigung geworden. Als solche wird sie jedoch noch heute selbst von Männern, die im Sommer als Maurer, Arbeiter oder Händler im Flachlande ihr Brot suchen, im Winter fleißig geübt und unter ihren harten Händen entstehen häufig jene zarten, geschmackvollen Spitzen, die in den Modeläden

der Großstädte die Wünsche der bewundernden Damenwelt erregen.

Wenn im Winter der Nordwind die Fichtenwälder des Gebirges schüttelt, dann ersteht in ihnen die vergangene Zeit zu neuem Leben. Die Bretterstühle werden um den Tisch gerückt, hinter den wassergefüllten Glaskugeln, durch die das Lampenlicht scharf auf die saubere Arbeit fällt, sitzt die Familie, von der zitternden Großmutter bis auf das halbwegs flügge Enkelkindchen herab, am Klöppelsack. — Eine Erklärung dieses unerläßlichen Arbeitsinstrumentes hätten wir schon längst geben sollen. Der Klöppelsack ist ein cylinderförmiges, fest gestopftes Kissen, auf das nach Angabe des „Klöppelbriefes“ — das Muster für die zu arbeitende Spitze — zahlreiche Nadeln zur Befestigung der Fäden, aus denen die Spitze gefertigt werden soll, gesteckt sind. Jeder Faden ist um einen hölzernen Miniaturkegel, den „Klöppel“, gewickelt und dieser wird, um den Faden beim Arbeiten nicht zu beschmutzen, in die „Klöppelhülse“ geschoben. Je nach der Breite der Spitze und der Zeichnung des Musters wird oft an einem Klöppelsack mit hundert bis zweihundert Klöppeln geschafft. Das ist das sehr einfache Arbeitswerkzeug. Alles andere, so auch namentlich vielfach die Erfindung der reizenden Muster, bleibt der Geschicklichkeit und dem Geschmack der Klöpplerin überlassen.

Die gedrückten Verhältnisse des Erzgebirges sind nicht dazu geeignet, einen großen Dichter erstehen zu lassen und so wird mit der Klöppelei im Laufe der Zeit auch der einst so frische Blütenkranz absterben, den die Volksdichtung um die Spitzenkunst gewunden hat. Seit Jahrzehnten ist vorauszusehen, daß der Wunsch

„Es mög' in unnern Sachsen
De Klippelei gedeihn;
Ihr A'sähn immer wachsen,
Un ihre Wärke 's Härz erfrein!“

nicht verwirklicht werden, sondern leider für immer ein frommer Wunsch bleiben wird.

Bei den Pueblo-Indianern Neumexikos.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Wir waren eine kleine Karawane von dreien, als wir auf schwarzen, trägen, langohrigen schlechtgesattelten Maultieren aus der alten mexikanischen Stadt Albuquerque herausritten, und den staubigen Pfad nach Süden einschlugen: nämlich General Sedgwick, sein Diener und ich. Jacinto, der Diener, zerrte ein Maultier, beladen mit Zelten und Lebensvorrat hinter sich her. —

Wir sollten nach dem etwa fünfzehn Meilen entfernten Indianer-Pueblo Isleta reiten. Allerdings geht die Eisenbahn von Albuquerque den Rio Grande entlang an Isleta vorbei bis nach Altmexiko, aber es gibt nur zwei Züge im Tage, und das Wandern auf einem mexikanisch-indianischen Pfade hat ja auch seine Romantik.

Das lange fruchtbare Thal des Rio Grande ist größtenteils von friedfertigen Pueblo-Indianern bewohnt, die hier auf je fünfzehn bis zwanzig englische Meilen Entfernung ihre eigenen mit Adobemauern und Binsengeflecht umgebenen Dörfer haben. Aus der Entfernung betrachtet, nahmen sich die Puebloansiedlungen ungemein malerisch aus. Ein Kreis wohlgepflegter, wohlbewässerter Felder umschließt die Ansiedlung, und die Acequias oder Wasserleitungen, welche diese in kleine Parzellen geteilten Felder durchziehen, sind Gegenstand äußerst strenger Gesetze und werden von den Indianern sorgfältig bewacht. Diese Acequias heben den Reiz der Landschaft ungemein. In den hoch über den Feldern gelegenen Kanälen rippelt und rauscht das klare Wasser recht erfrischend dahin, und längs der stets feuchten Acequiabänke wachsen Silberpappeln und Mesquite zu schattenreicher Größe. Nähert man sich, den Acequias entlang schreitend, dem Dorfe, so erreicht man zunächst die Corralls oder Einzäunungen für die Schafe, die Pferde, Burros und Ziegen und innerhalb dieses Kranzes von Haustieren liegt das reinliche Dorf, mit hübschen wohlgehaltenen Adobehäusern, und dem katholischen Kirchlein auf dem Hauptplatze.

So friedlich und idyllisch wie diese eine sind auch alle anderen Puebloansiedlungen im Rio Grande-Thal, und als wir nach mehrstündigem Ritt in dem größten der Pueblos, in Isleta anlangten, sahen wir auch keine besondere Verschiedenheit. Wir hatten uns nach Isleta begeben, um den Missionär dieses Ortes, Padre Laroche zu bitten, uns auf unserer bevorstehenden Expedition in die Zunidörfer zu begleiten und uns mit seinen Sprachkenntnissen auszuhelfen.

Ein feistwangiger Indianer, der seine Backen mit Zinnober über und über eingerieben hatte, wies uns den Weg nach der Mission, einem langen niedrigen Gebäude am Ende des Pueblo, mit rebenumrankter Veranda, ganz nach Art der altspanischen Missionen in ganz Amerika. „Bon jour, Messieurs!“ trat uns der wohlbeleibte, rotbackige urfranzösische Missionär entgegen. „Voulez-vous goûter un peu du vin du pays?“ Sie sind wohl sehr ermüdet? „Asseyez-vous!“ — Eine recht hübsche frische Indianerin ebenfalls mit rot verschmierten Backen holte aus dem Missionskeller ganz vortrefflichen von den Indianern gezogenen Wein, dazu Eier und Käse. „Also Sie wollen, daß ich Sie begleite, meine Herren? Nach Laguna will ich mit, weiter kann ich von meiner Herde nicht fort. Sie sind ja doch nur Heiden, trotz meiner Predigten, trotz des Gottesdienstes, und es ist nur durch Strenge und Furcht, daß ich sie im Zaume halte.“ — Der Häuptling des Ortes hatte mittlerweile vernommen, daß angesehene Fremde gekommen wären, und bald stand er schweigend, in seine rote Decke gehüllt, den Calumet, die Friedenspfeife in der Hand vor uns. Während der Padre seinen Abendgottesdienst

verrichtete, führte uns der Häuptling durch die reinlichen Straßen des großen Dorfes nach seinem Hause. Ueberall auf den flachen Dächern der Adobehäuser standen Männer, Frauen und Kinder regungslos und gafften uns an. Das Dach ist der Lieblingsaufenthalt des Puebloindianers und in seinen Mußestunden morgens und abends sieht man in allen Pueblos die Indianer regungslos auf den Dächern ihrer Häuser. In ihrem Hauswesen haben sie vielfach die mexikanischen Einrichtungen angenommen. Unter sich sprechen sie die altangestammte Indianersprache.

Der Häuptling ließ uns, selbst voranschreitend, in sein Haus eintreten, dessen einzelne Räume das Licht nur durch die Thüren empfingen. Die Squaw breitete scheu einige grellfarbige Decken und Pantherfelle auf den Boden und hieß uns setzen. Dann kam die unvermeidliche Friedenspfeife mit dem scheußlichen Indianertabak, dem Kinni-Kinnik, so daß wir schließlich in spanischer Sprache um eine der Wassermelonen baten, die vor dem Hause aufgespeichert waren. Ein Junge rollte sofort eine faßgroße Melone in das Gemach, setzte sich wie weiland Bacchus rittlings darauf und schnitt mit einem großen Bowiemesser zwei Stücke heraus, die er dem General und mir präsentierte. Die Ausstattung des Häuptlingshauses bestand in einer Anzahl längs der Wände aufgestellter Truhen, in welchen die Kleidungsstücke und der größte Schatz, die „Blankets" oder Pferdedecken aufgestapelt sind; von der Decke herunter hingen getrocknete Fleischschwarten, Maiskolben; in einer Vorratskammer waren Weizen und andere Feldfrüchte aufgestapelt. An den Wänden einige schlechte, billige Farbendruckbilder und in einer Ecke eine Art Kreuz, das jedoch mit soviel Firlefanz beladen war, daß ich an der Bestimmung ein wenig zweifelte. Wie mir der Priester auch nachher sagte, war dies das Symbol des Morgensterns, den die Indianer trotz Heiland, Himmel und Hölle gerade so heidnisch verehren wie früher. Ein paar Revolver, Messer, Bogen, Pfeile und ein Winchester-Gewehr vervollständigte die Einrichtung dieses ungemein reinlichen Hauses. Auch die Straßen werden sehr reinlich gehalten, die Indianer waschen auch ihre Körper und so haben sie wenigstens etwas von den Aeußerlichkeiten der katholischen Religion angenommen. Aber unter die Haut ist nichts gedrungen, wie die heidnischen Feste und Götterdienste zeigen, welche die Puebloindianer jetzt noch in ausgebreitetstem Maße abhalten, um am nächsten Morgen wieder fromm der Messe des Padre beizuwohnen.

Die Indianer der Rio Grande-Pueblos sind ungemein friedfertiger und ehrlicher Natur, und Padre Laroche hatte keine Ursache sich zu beklagen.

Der Wind blies ziemlich kühl und heftig von der benachbarten texanischen Lanno estacado herüber, als wir uns am frühen Morgen des nächsten Tages für unsere Reise zu den Zunis sattelfest machten.

Wohlgemut trippelten wir, so schnell unsere schlappohrigen Tiere es eben gestatteten, auf dem tiefeingeschnittenen Indianertrail oder Pfad gegen Westen, die steilen Abhänge der westmexikanischen Mesa, des Tafellandes hinan. Wir hatten an fünfunddreißig englische Meilen bis zum Pueblo Laguna zurückzulegen; Laguna ist das erste und nächste jener Kette von Zunipueblos, die sich in ostwestlicher Richtung quer durch Neumexiko und mit langen Unterbrechungen quer durch Arizona bis zum großen Coloradofluß hinzieht. An den vertikalen Felsstürzen, welche das Rio Grande-Thal begrenzen, sehen wir roh gemeißelte Bilder von Tieren und Menschen, Sonne, Mond und allerhand hieroglyphische Zeichen-Inschriften, die noch ihres Champollion zur Entzifferung harren. Je höher wir den steinigen staubigen Pfad aufwärts klommen, desto unwirtlicher, rauher wurde die Gegend, und schließlich nach mühsamem Steigen auf dem Hochplateau angekommen, bot die Gegend auf Meilen und Meilen nichts als Steppenboden, besät mit Basalttrümmern, dar. An zahlreichen Stellen trat der nackte Basaltfelsen klar zu Tage.

Sieben lange Stunden ging es über Stock und Stein auf der hohen schwarzen Mesa einher, ohne daß wir eine Ansiedlung, ein Haus, ja irgend ein Anzeichen menschlicher Bewohnerschaft entdeckt hätten, ausgenommen an einer kleinen Strecke, wo man die Geleise für die neu zu erbauende Atlantic- und Pacificeisenbahn legte. Einzelne Strecken weiter gegen Süden waren, wie mir General Sedgwick sagte, ganz fertiggestellt, nur konnten wir sie von unserem Indianertrail nicht sehen.

Gegen Abend wurde es etwas wärmer. Der Himmel wurde klarer und die Fernsicht etwas schärfer. Bald machte uns Padre Laroche, oder wie er es vorzog, genannt zu werden, Padre Ignacio, auf einen kahlen grauen Felsrücken aufmerksam, der sich etwa um zweihundert Fuß über die Mesa erhob. „Jener Felsen dort, Messieurs, ist Laguna." Ich strengte meine Augen an, um das Pueblo zu entdecken, nahm den Feldstecher zu Hilfe, aber alles vergeblich. Erst als wir uns um ein Bedeutendes genähert hatten, bemerkte ich durch meine Gläser, daß die Felstrümmer auf dem Rücken doch eine halbwegs regelmäßige Gestalt hatten, daß sie würfelförmig waren und aus ihrer Mitte ein größeres Gebäude hervorragte.

Wir waren mittlerweile von einem größeren amerikanischen Hause aus bemerkt worden, das hart an einer steilen tiefen Ravine stand, und bald sahen wir drei Reiter mit mexikanischen Sombreros und Winchester-Gewehren vor sich auf dem Sattel auf uns zusprengen. Als sie den General und Padre Ignacio bemerkten, warfen sie die verdächtigen Winchester auf den Rücken und reichten uns die Hände. General Sedgwick stellte mir den einen baumlangen, tiefernsten Yankee als den Häuptling des Pueblo Laguna vor — eine Riesenenttäuschung für mich, denn ich hatte noch in die unverfälschte Zunikultur von Laguna einzudringen gehofft. Der Yankee war ein Squaw-man. Er hatte die Tochter des letzten Lagunahäuptlings geheiratet, und als dieser ohne männliche Nachkommenschaft starb, hatte das Volk ihn, den Captain, wie man ihn nannte, zum Häuptling erwählt. Seine Squaw machte uns an jenem Abende die Honneurs des Hauses, indem sie einige nationale Zunigerichte zubereitete. — Unsere Gesellschaft hatte es sich um den Kamin der Wohnstube herum bequem gemacht, Padre Ignacios Kopf war bald schlaftrunken auf seine Brust herab-

gesunken; allmählich kamen einige Zuniindianer auf Besuch herbeigeschlichen, und kauerten nach freundlichem Kopfnicken, in ihre Decken gehüllt, in die Ecken des Gemachs. Sie sahen aus wie freundliche Gnomen, vollständig bartlos, klein, mit gefälligem Aussehen, breitem roten Gesicht und geschlitzten Augen, das lange üppige schwarze Haar wirr um den Kopf fallend. Sie waren von entschieden kleinerer und schwächerer Gestalt, als ihre Rassegenossen im Rio Grande-Thale.

Folter bei den Zuni-Indianern (S. 416).

Während die Unterhaltung in dem großen halbdunklen Raume ein wenig einförmig wurde, stahl ich mich dicht an den Eingang zu jenem Schuppen oder Flugdach, wo die Frau „Bürgermeisterin“ von Laguna unser Abendbrot zubereitete. Mehrere recht hübsche junge Zunimädchen mit munteren Gesichtern waren ihr dabei behilflich. Die einen schnitten getrocknetes Schaffleisch zum Kochen zurecht, die anderen rösteten Maiskörner in Salz auf heißen Steinen, was sich nachher als äußerst schmackhafte Speise erwies, die Squaw selbst jedoch war mit dem Backen indianischen Brotes beschäftigt. Sie hockte an einem großen flachen Steine, der rings von brennenden Holzscheiten umgeben, am Kamine lag. Eine junge Indianerin neben ihr hatte einige Schüsseln vor sich stehen, in welchen sich anscheinend verschiedenfarbiges, sehr fein geriebenes Maismehl befand. Die Squaw hatte gleichfalls mehrere Schüsseln und einen Wasserkrug vor sich stehen, und die einzelnen Schüsseln mit Wasser und Mehl füllend, machte sie viererlei ziemlich dünnflüssige Teigsorten zurecht. Als der flache Stein vor ihr heiß genug war, nahm sie eine Handvoll Teig und schmierte oder warf denselben mit Blitzesschnelle über den Stein; der Teig war im Augenblicke zu einer holperigen Oblate gebacken; aber schon hatte die flinke Squaw eine zweite, dann eine dritte und vierte Lage über die unteren gestrichen, so daß die Oblatenzahl binnen kurzem einen halben Fuß hoch gewachsen war. Nun wurde dieses Brot abgenommen und der Prozeß von neuem wiederholt. Dieses so hergestellte Brot ist bei allen Zuniindianern ein Hauptnahrungsmittel, das sogenannte He-we. Wie ich nachträglich herausfand, kommen die verschiedenen Farbennuancen in den einzelnen Brotschichten daher, daß die jungen Mädchen bei der Maisernte die verschieden gefärbten Kolben, die gräulichen, rötlichen, gelben oder grünlichen sorgfältig absondern. — Das He-we erwies sich, als wir uns nachher zum Tische setzten, äußerst schmackhaft, etwa wie Biskuit oder Oblaten, aber mit einem eigentümlichen pikanten Nebengeschmack.

Farmhaus eines Zuni-Indianers.

Ich kauerte in dem Küchenwinkel und muckste mich nicht, that auch gar nicht, als ob mich die Kochkünste interessierten; aber es war ein hochmalerischer Anblick, diese fremdartigen Gestalten, die letzten Abkömmlinge einer einst großen unbekannten, nun aussterbenden Rasse beim flackernden Scheine des Kaminfeuers wirken zu sehen. Die Kochgerätschaften und Gefäße waren von derselben Gestalt, demselben Aussehen, wie die Trümmer aus den Höhlenwohnungen Arizonas, die auf unbekannte Zeitalter zurückdatieren, und die wir im Museum zu Washington sahen. Aber von der Romantik zur prosaischen Alltäglichkeit ist nur ein kleiner Schritt. Ich bemerkte, daß die alte Squaw mit den Mädchen über einen Gegenstand zu disputieren schien, und hörte mehrmals das Wort: He-per-lo-ki fallen. Endlich schien man sich geeinigt zu haben, und zu meinem Schreck sah ich eine der Zunijungfrauen einen Maiskolben von der Decke langen, ein Stück abbeißen, zerkauen und in eine Schüssel legen, in welcher sich Maismehl und Wasser befand. Dieser Prozeß wurde mehrmals wiederholt, der Teig hierauf in gewöhnliche Brotlaibe geformt und zum Backen bereit gestellt. Das Brot, das uns nachher vorgesetzt wurde und dem Captain, sowie den Indianern vortrefflich zu munden schien, hatte ganz das Aussehen unseres Hausbrotes, und ist unter dem Namen Heperloki ein Nationalgericht der Zuni. Ich konnte mich nicht zum Genuß verleiten lassen.

Spät abends begann die „Fiesta" zu unseren Ehren und wir saßen buntgewürfelt, Amerikaner, Deutsche, Franzosen und Zuniindianer auf dem Boden um die gleichen Schüsseln herum, uns mit den Fingern unseren Bedarf herauslangend. Die Squaws werden zu solchen Mahlzeiten niemals herbeigezogen, was ich lebhaft bedauerte, denn Na-ju-ti, die kleine kugelrunde freundliche Zunijungfrau hatte mir's angethan. Zum wenigsten hätte ich sie lieber zur Nachbarin gehabt, als den alten triefäugigen Ma-ta-po, den Hochpriester des Krieges auf der einen Seite, oder, ich muß es wohl gestehen, Padre Ignacio auf der anderen Seite. Indessen die Pueblos sind durchwegs äußerst reinlich und jenes Vademecum jeder uncivilisierten Nation, das Ungeziefer, ist ihnen vollständig fremd.

Den nächsten Morgen brachen wir auf, um den Tag droben im Pueblo Laguna zuzubringen. Das Pueblo ist etwa ein Viertelstündchen oberhalb des Häuptlingshauses und der eben im Bau begriffenen Eisenbahnstation gelegen. Angeklebt oder angenestelt an die öden kalten weißen Kalkrücken, hat es wohl die trostloseste Lage irgend einer menschlichen Ansiedlung, die ich je gesehen, selbst die Kabylendörfer nicht ausgenommen. Wie gesagt, nicht ein Bäumchen, nicht ein einziger, winziger Grashalm begnadet diesen trostlosen Flecken. Steintrümmer liegen auf Steintrümmer getürmt, Felsblöcke liegen rundgeschliffen in runden Vertiefungen, als hätten hier die Gletschergewalten mit eingegriffen. Ganz oben auf dem Rücken dieses Felsens nesteln einige Dutzend ruinenhafter Häuser ohne Thüren, ohne Fenster, mit Leitern an die Dächer gelehnt (S. 410). Keine Seele ist sichtbar. Der Anblick dieser Katakomben längst verstorbener Lebender ist ergreifend. Er erinnerte mich an die ungeheuren Grabstätten von Saccara, an deren Trümmer, deren Totenkammern. Auch dies hier sind die letzten Ueberreste eines großen, uns vollständig unbekannten Volkes, das einst Arizona und Neumexiko, Utah und Südkolorado zu vielen Hunderttausenden bewohnt haben muß. Dort liegen die Ruinen von Städten mehrere Meilen im Umfang. An den Wänden der Flußthäler in Arizona, und gar nicht weit weg von uns, in Neumexiko, sind Höhlenwohnungen zum Aufenthalte eines gewaltigen Volkes in den weichen Tuff eingegraben — ein zweites

Aegypten! Unzählige Steinwerkzeuge, Gefäßscherben, Perlen, Figuren geben uns ein Bild der Kultur jenes Volkes, das mit den spärlichen Ueberresten, mit den Pueblos, entschieden identisch ist. Sonderbarerweise sind die Bewohner der Höhlenwohnungen und der ebenen Städte vollständig ausgestorben, in alle Winde verweht, und nur die Bewohner selbstgebauter Wohnungen an hochragenden Berggipfeln, wie Laguna, Acoma, Zuni, Moqui, Taos u. s. w. haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und zwar augenscheinlich in demselben Zustande, in welchem sie vor vielen Jahrhunderten, zur Blütezeit ihres Volkes, waren.

Der Pfad, der zu Laguna führt, ist der ganzen Länge nach nahe fußtief in den harten Kalkfelsen durchgetreten! Wie viele Millionen und Millionen Füße müssen diesen Pfad gewandelt sein, wie vieler Jahrhunderte hatte es bedurft, um ein solches Merkmal hervorzubringen! Die Steine und Trümmer auf dem Wege aufmerksam beobachtend, bemerkte ich viele zerbrochene Steinbeile, Steinhämmer und Mahlsteine, ein Beweis, daß sich die Zunis auch heute noch der Steinwerkzeuge bedienen.

Auf dem Kriegspfad (S. 416).

Aus dem ersten Hause erschallte fröhlicher jugendlicher Gesang von Mädchenstimmen, der wie Balsam auf meine Grabesstimmung wirkte. Wir erklommen eine steinerne Treppe zum Dache und stiegen durch eine Oeffnung in demselben in das Innere des geräumigen Hauses. Welche angenehme Enttäuschung. Von außen einem Trümmerhaufen gleichend, waren die inneren Wände sorgfältig geweißt und mit Zunidecken behangen. Der aus festgestampfter Erde bestehende Boden war ohne ein Stäubchen. Auf einem hölzernen Gestelle an einer Wand standen eine Reihe prächtig geformter Vasen, Krüge und Gefäße, künstlerisch mit allerhand Ornamenten bemalt. Die Zuniindianer sind in der Anfertigung dieser Thongefäße von wahrhaft antiken Formen, im Bemalen und Glasieren derselben äußerst geschickt und manche Frauen sind darin wahre Künstlerinnen.

Der erfrischende Gesang, der sofort verstummte, als wir das Gemach betraten, rührte von fünf oder sechs niedlichen koketten Zunimädchen her, welche eben mit Mehlmahlen beschäftigt waren. Arme und Schultern bloß, knieten sie in einer Reihe vor einer Anzahl von schiefgestellten Steinmulden verschiedener Feinheit. Das Mädchen am rechten Ende, die kräftigste von allen, nahm eine handvoll Maiskörner aus einer neben ihr stehenden Schüssel, warf sie in die Mulde und zermalmte sie mit einem länglichen, grobkörnigen, keulenartigen Steine. Ihre Nachbarin nahm die zermalmten Körner, warf sie in ihre Steinmulde und rieb ebenfalls eine Zeitlang darauf los. Von dort gelangte der Brei in die dritte und vierte Mulde, bis endlich das Mehl unter dem letzten Steine so fein hervorkam, als wäre es in einer unserer modernen Dampfmühlen gemahlen. Eine der Schönen hatte übrigens ein kleines Papose — ein kleines Mädchen — auf den Rücken geschnallt; aber der junge Zunisprößling hatte entschieden guten Schlaf; denn obschon sein Köpfchen bei jeder Auf- und Niederbewegung der Mutter bedenklich hin und her wackelte, muckste er sich doch nicht.

Es gewährte einen prächtigen Anblick, diese muskulösen, nicht unschönen, wohlgenährten braunen Gestalten mit ihren starken Armen arbeiten zu sehen. Ihr dichtes, loses, rabenschwarzes, bis auf den Nacken fallendes Haar verdeckte mitunter das Gesicht, bis sie es mit einer raschen Bewegung zurückwarfen und dabei ihr schönes schwarzes Auge und ihre weißen Zähne zeigten. Padre Ignacio unterhielt sich recht lebhaft mit ihnen in der Zunisprache und sie kicherten und kokettierten tout comme chez nous. Uebrigens sei hier gleich bemerkt, daß die Damenwelt der Zunis in allen Pueblos streng sittsam und keusch ist, und die Vielweiberei, wie sie bei den Indianerstämmen der Prairien vorherrscht, hier verabscheut wird. Die Frau ist hier unumschränkte Gebieterin im Hause, und seltsamerweise zieht bei einer Verheiratung nicht die Frau zum Manne, sondern der Mann zur Frau, während gleichzeitig seine ganze Habe ihr zufällt!

Wir besuchten auf unserem holperigen Klettergange über Stock und Steintreppen fast die meisten Häuser von Laguna. In allen herrschte die gleiche Sauberkeit; manche höher gelegene Häuser besaßen Thüröffnungen (wenn auch keine Thüren). In allen schafften Frauen und Mädchen an allerhand Gewerken. Hier wurden auf höchst primitiven Webstühlen die hübschesten Decken mit ganz regelmäßigen Mustern in geschmackvoller Farbenzusammenstellung gewebt, ohne daß die Squaw sich irgendwelcher Vorlage bediente. Die Decken von Laguna, ebenso wie von Zuni, sind berühmt ihrer Festigkeit und Stärke wegen, und ein Zuniblanket wird nicht selten mit vierzig bis fünfzig Dollar bezahlt. Mehr noch: die Zunis spinnen mit ungemein primitiven, durch ihre Füße bewegten Spindeln ihr eigenes Garn. Sie verfertigen sich ihre Kleidungsstücke, ihre Mokassins, ihre Waffen und bedürfen von der Außenwelt nichts (S. 411). Zuweilen unternehmen einige Zunis mit Tauschartikeln beladen, Ausflüge zu den Prairieindianern, um Leder, Häute und Felle zu erwerben. Das ist aber auch alles. — Das Kirchlein von Laguna ist ein sonderbares Gemisch von Gotteshaus und Götzentempel. Irgend ein frommer spanischer Missionär mochte es gebaut und die innere Ausschmückung besorgt haben. Aber der Ort ist zu arm, um einen Missionär beständig zu erhalten, und da hatten denn die geheimen Götzenpriester, deren es unter den Zunis eine Unzahl gibt, das Kreuz in das Symbol des Kriegsgottes, und manchen Zierat in das Zeichen des Schlangengottes, des Wassergottes und anderer Götzen verwandelt. Wie mir General Sedgwick im Vertrauen mitteilte, hatte sich Padre Ignacio unserer Partie aus besonderen Gründen so bereitwillig angeschlossen. Die amerikanischen Baptisten, die ihre Missionäre zu Belehrungsversuchen unter alle Christen und Heiden der Erde senden, hatten sich auch hier eingeschlichen, um die katholisch-heidnischen Zunis zu Baptisten zu machen. Padre Ignacio hatte dies ausgekundschaftet und traf mit dem Captain ein Abkommen, demzufolge der Baptisten-Miß — es war eine Dame! — der Weg gewiesen werden sollte. Ob das in der That dazu kam, konnte ich nicht erfahren.

Begräbnis (S. 416).

In der Umgebung von Laguna befanden sich nur einige mit Steintrümmern bezeichnete kreisrunde Corralls für die Schafe, Ziegen und Burros, und eine tief in den Felsen gearbeitete, ausgedehnte Mulde als Wasserbehälter für das Vieh. — Das nächste Wasser befand sich mehrere hundert Fuß tiefer in einer bereits erwähnten Ravine mit steilen Wänden. Aus dieser Ravine müssen jeden Morgen und jeden Abend sämtliche Knaben und Mädchen des Ortes Wasser in Krügen nach dem Felsenneste droben schleppen, was sie in ganz graziöser Weise thun. Manche dieser Erscheinungen, mit der schön geformten Vase auf dem Kopfe, erinnerte mich an ähnliche Bilder in Aegypten. Ihre Maisfelder haben die Lagunapueblos in einer Thalsenkung etwa eine Stunde weit entfernt. Ich sprach mit manchen

Religiöse Feier (S. 415).

Blick auf Zuni mit dem Donnerberg im Hintergrund (S. 404).

der kleinen, freundlichen, runzeligen, gnomenartigen Gestalten in spanischer Sprache. Sie waren alle mit ihrem Schicksale zufrieden und hatten keinerlei Wünsche.

Die Zunis von Laguna, Acoma und der anderen Pueblos halten wie gesagt streng an ihrem heidnischen, absonderlichen Götzendienst und Feierlichkeiten fest, und zu gewissen Zeiten wandern Prozessionen aus allen Pueblos zu dem Mutterpueblo Zuni, das bei allen Zuni-Indianern im Rufe großer Heiligkeit steht. Zuni liegt nahe der Grenze Arizonas im Gebiete des kleinen Koloradoflusses und beherrscht drei andere Zunipueblos, die alle nur wenige Meilen voneinander liegen: Las Nutrias, Ojo Caliente und Pescado.

Die vier Zunipueblos bilden eigentlich nur ein einziges Dorf, mit dem hoch auf einem Kohlenbergrücken gelegenen Pueblozuni als Haupt- und Winterquartier. Zuni erinnert in seinem Aussehen ganz an Laguna, nur daß es größer und besser gehalten ist. Auch hier sind die langen Straßenfronten thor- und fensterlos, die Straßen steinig, hie und da in einer Ecke ein schlafender Burro; Hunde schleichen die Straßen auf und nieder, um die Abfälle zu durchschnüffeln, zuweilen erscheinen Menschen in reichen, fast orientalischen Farben, daß man sich wahrhaftig nach Zaghuan oder Batua oder sonst einer Stadt des orientalischen Mahreb versetzt denken könnte. Aber ein Merkmal ist doch nur den Zunidörfern eigen; die langen Leitern, die an jedem Hause lehnen, auf welchen Erwachsene, ebenso wie Kinder, mit vollgefüllten Wasserkrügen auf den Köpfen mit eichhörnchenartiger Geschwindigkeit und Sicherheit auf und nieder trippeln, ohne sich irgendwo anzuhalten. Sogar die Hunde erklimmen diese schmalsprossigen Leitern. Oben auf dem Dache befindet sich der viereckige Eingang in das Gemach, und man kann von dort aus nur mittels einer zweiten Leiter das Innere erreichen. In Zuni befindet sich über den unteren Häuserreihen eine zweite Häuserreihe, die jedoch um die ganze Breite der Dächer der unteren Häuser zurückgezogen ist; mitunter sogar eine dritte, um das gleiche Maß zurückgeschobene Häuserreihe, so daß diese breiten Absätze aus der Ferne das Aussehen von Pyramidenstufen geben (S. 414). Die Bewohner der obersten Häuser haben natürlicherweise die Leitern der ersten und der zweiten Häuserreihe zu erklimmen, bis sie zu ihrer eigenen Leiter gelangen.

In vielen Fällen befindet sich der eigentümliche, halbrunde, etwa vier Fuß hohe, aus Lehm hergestellte Backofen auf den flachen Dächern. Die Schornsteine

Feldarbeit (S. 412).

bestehen durchweg aus den reizend geformten Zunivasen, denen die Böden ausgeschlagen, und von denen zwei oder drei aufeinandergesetzt und mit Lehm verschmiert werden. Noch viel ausgeprägter als in Zuni ist der pyramidenartige Bau der Pueblos im Taospueblo bei Santa Fé, wo in der That die fünf Stockwerke in fünf Pyramidenstufen aufeinander gesetzt sind, und das Ganze den Eindruck einer einzigen großen, bewohnten Pyramide macht.

Die Bewohner von Zuni sind viel regsamer und fleißiger als die Bewohner von Laguna oder Acoma oder die fernen Moquis (Mokis). Das sieht man schon an der sorgsamen Pflege, welche sie ihren kleinen Gemüsegärtchen angedeihen lassen. Rings um das Pueblo befinden sich, wie überall, die Corralls für das Vieh, und außerhalb derselben eine Anzahl kleiner, rechtwinkeliger Gemüsegärtchen, die durch Adobemauern oder den eigentümlichen Indianerzaun, kurze vertikal nebeneinander in den Boden gesteckte Pfähle, voneinander getrennt sind. Diese Gärtchen werden von den Squaws auf das sorgsamste gepflegt, und das Wasser zum Begießen muß täglich morgens von den Knaben und Mädchen der Familie herbeigeschleppt werden.

Zur Sommerszeit geht es im Zunipueblo in der Regel ziemlich stille her, denn die Felder der Zunis liegen mehrere Meilen weit vom Pueblo entfernt in den wasserreichen Thälern, und die Männer sind dann eifrig mit dem Pflügen und Bebauen ihres Grundes beschäftigt (S. 410), wobei sie sich allerdings

Handwerker (S. 407).

recht patriarchalischer Werkzeuge bedienen. Aber der Boden ist in diesen Oasen der Zuniwüste so fruchtbar, daß es besonderer Anstrengungen überhaupt nicht bedarf.

Die drei übrigen, bereits genannten Zunipueblos werden nur während des Sommers bewohnt. Dieselben liegen inmitten der fruchtbarsten Oasen der Zunireservation, mit einem ausgebreiteten Netz von Bewässerungskanälen, mit großen Weizenfeldern, Obstgärten und ausgedehnten Weidestrecken. Da finden es denn die Bewohner von Las Nutrias, Ojo Caliente und Pescado am bequemsten, in ihren mitten in diesem Ackerbauparadiese gelegenen Pueblos zu wohnen (S. 403). Sie lieben jedoch die Geselligkeit ungemein, und sind die Ernten eingeheimst und drunten in den Thälern keine Schätze mehr zu holen, so packen die Bewohner der drei Dörfer ihre sieben Sachen zusammen und — ziehen in ihre „Winterpaläste" nach Zuni. In jedem Dorfe werden einige arme Familien zur Bewachung zurückgelassen, damit aber ja kein Einbruch oder Ueberfall von wilden Apachen oder Navajos vorkommen könne, bedeckt jeder Hausherr den Eingang zu seinem Hause am Dache mit einem Bund Stroh, breitet Lehm darüber und drückt an einer gewissen Stelle sein Siegel auf. Schlösser, Riegel und andere Verschlußmittel sind den Zunis vollkommen unbekannt.

Ich habe schon früher von den Leibgerichten der Zunis gesprochen, muß aber noch einige andere ihrer Seltsamkeit wegen erwähnen. Von den Mexikanern haben sie den leidenschaftlichen Genuß des grünen und speciell des roten Pfeffers (Chile Colorado), der Zwiebel und des Knoblauchs abgelernt, und aus diesen drei Vegetabilien kochen sie im Verein mit Schaffleisch eine Speise, deren erster Bissen — ich ahnte nicht, was es war — mich glauben machte, ich hätte explodieren-

des Dynamit verschluckt. Später in Mexiko, in Chihuahua, Durango und Chiapas bekam ich davon so viel zu verkosten, daß ich mich mangels anderer Nahrungsmittel daran gewöhnen mußte. — Ein anderes Nationalgericht der Zunis sind geröstete Heuschrecken. Die Dinger werden um Sonnenaufgang zu Tausenden und Tausenden gefangen, zu Hause in kaltes Wasser geworfen, über Nacht stehen gelassen und am anderen Morgen in einer Schüssel unter beständigem Umrühren über dem Feuer geröstet, ähnlich wie man

Verschieden hohe Häuserreihen (S. 410).

Kaffebohnen röstet. Es sind dies die großen fetten Heuschrecken, welche in manchen Jahren wolkenweise über die Felder von Nebraska und Kansas herfielen und sämtliche Saaten bis auf den Grund zerstörten und auffraßen. In den letzten Jahren sind sie seltener geworden.

Das Familienleben bei den Zunis ist äußerst zärtlich und patriarchalisch. Wie gesagt, sind die Zunis der Vielweiberei abhold — sie lieben ihre Frauen und vergöttern ihre Kinder, die sie niemals schlagen. Die kleinen Bengel werden, solange sie Säuglinge sind, in eine Decke geschlagen und leben auf dem Rücken ihrer Mama. Sobald sie laufen können, laufen sie splitternackt im Dorfe umher, spielen mit Kollegen und Hunden, bis sie ein gewisses Anstandsalter erreicht haben. Dann erhält die Jungfrau eine schön gefärbte, hübsch gestreifte Decke von der Größe und Form unserer Bettdecken, welche geschickt von der linken Schulter aus um den Leib geschlungen und zurückgeführt wird, wo die beiden Enden durch eine, vielleicht silberne, Agraffe festgehalten werden. Im Sommer wird diese Decke durch einen leichteren Stoff ersetzt, den sie sich möglicherweise schon selbst gewebt hat. Das Kleidungsstück ist luftig, denn es läßt die linke Seite und Brust unbedeckt. Ein Gürtel hält das Kleid an den Hüften. Die Waden werden in eine anscheinend unentwirrbare Menge von weißen Lederstreifchen gewickelt, und die Füße bedecken weiche, perlengestickte Ledermokassins. Das schwarze dichte Haar hängt lose um den gewöhnlich hübschen Kopf. Am Halse prangt vielleicht ein Halsband aus kleinen Türkisen, denn die Zunis haben auf ihrer Reservation einige Türkisenminen. An den Armen glitzern vielleicht silberne Ringe. Der Junge erhält eine ähnliche Decke. Die Wadenbandage fällt weg, und an deren Stelle trägt er Leggings, d. h. ein paar voneinander vollständig getrennte Lederbeinkleider mit Lederriemchen an den Seiten. Die Fußbekleidung sind gleichfalls Mokassins.

Das einzige Laster, dem sich die gesprächigen, geschwätzigen Zunis während der langen Wintermonate ergeben, ist das Spielen, ob Karten oder Steinchen oder Stäbchen, bleibt sich einerlei. Sonst besteht ihr einziger Zeitvertreib in ihren geheimnisvollen Religionsübungen. Sie haben, wie bemerkt, vor der katholischen Religion den allergrößten Respekt, aber es fehlt ihnen das Wichtigste, der Glaube. Sie sind noch vollständig dem Götzendienste ergeben, haben eine Unzahl geheimer Priesterschaften und Vereine, die in ihrem unterirdischen dunklen Treiben fast an jenes der ägyptischen Priester erinnern. Sie verehren hauptsächlich sechs Götter nebst einer Unzahl Nebengötter, Heroen, Halbgötter, die mit ihren Vorfahren verwandt sind u. dgl. Demgemäß

gibt es auch in Zuni sechs Estufas, jene unterirdischen Götzentempel, in welchen die heidnischen Tänze und Ceremonien ausgeführt werden. Der Hauptgott ist der Sonnengott, doch er ist teilweise abhängig von dem Gott des Wassers. Ein dritter Hauptgott ist eigentümlicherweise der Gott der menschlichen Lebenswege, oder Gott der Vorsehung, von welchem die Zunis glauben, er kenne die Zukunft jedes einzelnen, ja seine geheimsten Gedanken. Jeder Gott hat seine eigenen Priesterschaften mit Oberpriestern, Priestern, Laien, die durch allerhand Beziehungen miteinander zusammenhängen.

Die Estufas und Götzentempel sind mit allerhand phantastischen, schrecklich aussehenden Tier- und Teufelsmasken, mit Götzenbildern, Altären und ewigen Feuern ausgestattet, und mehrmals im Jahre werden von den einzelnen Priesterschaften Maskeraden und abschreckende Umzüge zu Ehren der betreffenden Gottheit abgehalten (S. 409). In Moqui werden sogar Tänze mit Hunderten lebendiger Schlangen aufgeführt. Der Hauptgegenstand der Verehrung der Zunis ist das Wasser, denn in der unwirtlichen abgeschiedenen Wüste, in welcher sie leben, wäre das Versiegen der Quellen ihr Tod. Sie behaupten, die Götter hätten ihnen gelehrt, alles Wasser käme durch die Wolken vom Meere, und sie müßten zum Sonnengotte beten, damit er Wolken vom Meere brächte. Alle Gebete wären jedoch wirkungslos ohne das Opfer eines Tropfens Meerwasser.

Deshalb zog vor Jahrhunderten eine Anzahl Häuptlinge quer durch die Wüste von Arizona und Kalifornien nach dem Stillen Ocean und brachte einige Gefäße voll Meerwasser zurück. Wie es scheint, waren vor einigen Jahren die letzten Reste dieses Wassers verbraucht, und es zog deshalb eine Expedition von Häuptlingen nach Boston, um dort unter allerhand Ceremonien die alten Gefäße wieder mit Meerwasser zu füllen.

Sogar die Verstorbenen dürfen des Wassers nicht entbehren. Die Toten der Zunis werden ohne Sarg, aber bekleidet, in ein Grab gestopft, das aus einem engen vertikalen, etwa sechs Fuß tiefen Schacht besteht, an dessen unterem Ende zwei horizontale Aushöhlungen sind. Der Kopf wird in die eine, die Beine in die andere geschoben und die Leiche von allen Angehörigen und Freunden mit gewaltigen Krügen voll Wasser begossen. Endlich wird die Grube zugeschaufelt (S. 407).

Es wäre über das eigentümliche Volk auf dem unwirtlichen Hochplateau von Neumexiko noch gar manches Interessante zu erzählen, so von ihren Kriegsgewohnheiten (S. 405), der bei ihnen vorkommenden Folter (S. 402) u. s. w., aber Padre Ignacio und General Sedgwick, welchen ich diese Mitteilungen verdanke, waren beide müde geworden. Wir hatten uns in der Sonnenhitze in das kühle Kirchlein geflüchtet, und als wir hinaustraten war es später Nachmittag. Allerdings hatte ich in der Zwischenzeit ein Buch mit Notizen und Zeichnungen gefüllt. Wir kehrten zum Captain zurück, der uns abermals die Nacht über auf das gastfreieste beherbergte (ohne uns Heuschrecken vorzusetzen) und am nächsten Morgen kehrten wir frohen Mutes auf einem anderen Wege, der uns die teilweise Benutzung der Eisenbahn gestattete, nach Isleta zurück. Der Morgen war frisch, die Luft scharf und rein. Der General und ich sangen all die alten Kriegslieder aus dem amerikanischen Kriege, nur Padre Ignacio war stumm, all seine Weinflaschen waren leer.

Spukgeist der Kinder.

Der erste Tanzunterricht. Von A. Schröder.

Der Sammler

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Im Juni und Juli 1885 sind an vielen Orten des nördlichen Deutschlands auffallende Himmelserscheinungen wahrgenommen worden. Kurz nach Sonnenuntergang sah man eine ungewöhnlich glänzende Wolkenerscheinung am ganzen Himmel, die in dem Maße an Licht zunahm, als die Sonne sank. Die höheren Teile des Himmels erglänzten silberweiß, während in der Nähe des Horizontes die Färbung in Goldgelb überging. Die leuchtenden Wolken waren von der Form der Cirruswolken mit nur einzelnen feinen Federn und ihre Formänderung vollzog sich so rasch, daß sich einzelne Punkte nur minutenlang verfolgen ließen. Die Richtung der Wolken war an verschiedenen Abenden sehr verschieden. Auch die Geschwindigkeit des Wolkenzuges schwankte zwischen ziemlich weiten Grenzen und ebenso die Intensität der Erscheinung. Oefter waren nur vereinzelte kleine helle Wolken vorhanden; am 19. Juli aber war die Erscheinung so stark, daß die in horizontaler Richtung durchgehenden Sonnenstrahlen vollständig absorbiert wurden und infolge davon der Himmel eine Zeitlang ein unheimlich dunkles drohendes Aussehen erhielt. O. Jesse hat die Erscheinung untersucht und gefunden, daß sich die leuchtende Materie sehr wahrscheinlich von nahe der Erdoberfläche an bis in die Höhe von 49 bis 54 km erstreckt hat. Ebenso kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die von der Sonne beleuchtete Substanz sich allmählich auf die Erdoberfläche herabgesenkt hat, weshalb wohl von einer Untersuchung der im Sommer 1885 gesammelten Ausscheidungen auf den nordischen und alpinen Schnee- und Eisfeldern ein Aufschluß über die Natur dieser Materie zu erwarten wäre.

Fig. 1. Duchesse Mathilde.

Der Einfluß des Luftdrucks auf die Entwickelung des Grubengases ist neuerdings auch auf den Gruben „Ath-Gouley“ und „Gemeinschaft“ im Wurmrevier (Regierungsbezirk Aachen) studiert worden. Aus geeigneten Abteilungen dieser Gruben wurden zu bestimmten Zeiten täglich Luftproben der abziehenden Wetterströme entnommen, und diese im Laboratorium auf ihren Gehalt an Grubengas und Kohlensäure untersucht; daneben wurden viermal täglich Bestimmungen der Temperatur und des Luftdruckes ausgeführt. Das Resultat dieser Versuche war die vollste Bestätigung der zu Karwie gefundenen Resultate; dem sinkenden Luftdrucke entsprach eine Zunahme des Grubengases und der Kohlensäure, dem steigenden Barometer eine Abnahme. Es stellten sich ferner noch für die Technik interessante Beziehungen des Grubengases und der Kohlensäure zur Art und Zeit der Arbeiten wie zur Beschaffenheit der Gruben heraus, die noch weiter untersucht werden sollen.

Versuche mit einem Telephonempfänger, der aus einem ausgespannten feinen Draht bestand, von dem ein Ende mit dem Mittelpunkte eines telephonischen Diaphragmas verbunden war, hat früher Preece angestellt. Sobald der Strom eines Mikrophonüberträgers durch diesen Draht gefaßt wurde, so erzeugte das Diaphragma Töne. C. R. Croß hat nun weitere Versuche angestellt. Als ein Platindraht von $^1/_{10}$ mm Durchmesser berührt wurde bei einem so starken Strome, daß der Draht rotglühend wurde, konnte man nicht nur ein gewöhnlich laut geführtes Gespräch verstehen, sondern hörte die Worte auch dann noch deutlich, wenn der Ort $^1/_4$ m vom Diaphragma des Empfängers entfernt war.

Das als Spielzeug bekannte Fadentelephon, welches auf der direkten Uebertragung der Schallwellen von einem Resonanzboden nach einem anderen mittels eines Fadens oder Drahtes beruht, welches aber nur auf kurze Distanzen brauchbar war und dann den Dienst versagte, wenn der Faden oder Draht um die Ecke gezogen wurde, ist von Regierungsbaumeister Genzmer nunmehr soweit verbessert worden, daß es stellenweise dem elektrischen Telephon Konkurrenz machen kann. Ein solches Telephon wurde jüngst im Verein für Eisenbahnkunde in Berlin gezeigt und besteht nach Glasers Annalen in folgendem.

Als Schallempfänger, beziehentlich Schallabgeber dienen Kästchen aus schwachem Holz von etwa 200 mm Länge, 120 mm Breite und 100 mm Tiefe, wobei zur Uebertragung des

Fig. 2. Elise Boelle.

Schalles ein 0,3 mm dicker, verzinkter harter Stahldraht verwendet wird. Jedes Drahtende ist in dem betreffenden Kästchen so befestigt, daß es durch ein kleines Loch im Boden durchgesteckt und im Inneren zu einem kleinen Knoten verschlungen ist, so daß sich der Knoten beim Spannen des Drahtes an den Boden des Kästchens fest anlegt. An allen Stellen, wo der Draht um eine Ecke geführt werden muß, wird eine Schlinge aus Bindfaden um denselben gelegt, welche dann an einem eingeschlagenen kleinen Haken oder dergleichen angehängt wird. Das stramme Anziehen des Drahtes, welcher im Freien gegen Wind und das Auffliegen der Vögel geschützt werden muß, erfolgt dadurch, daß man eine oder mehrere der Bindfadenschlingen entsprechend verkürzt. Eine solche Telephonanlage funktioniert bei einer Entfernung von 300 m bei 14mal um die Ecke geführtem Drahte schon seit längerer Zeit zur vollen Zufriedenheit. Als besondere Vorteile, welche ein solches Telephon gegenüber dem elektrischen hat, werden gerühmt: die große Deutlichkeit, mit welcher man selbst das leise Gesprochene noch in 2 m Entfernung von dem Apparate versteht und dann die enorme Billigkeit.

Als Sicherheitslampe für Bergleute macht Swan auf das elektrische Glühlicht aufmerksam. Er hebt mit Recht hervor, daß dieses für solchen Zweck unübertrefflich sei, weil das Licht luftdicht in eine Glashülle eingeschlossen sein muß, um überhaupt zu existieren, also niemals mit den explosiblen Gasen in Berührung kommen könne. Da nun aber andererseits die gewöhnlichen elektrischen Lampen wegen der Leitungsdrähte für die Benutzung im Inneren der Bergwerke unbrauchbar sind, so hat Swan eine kleine elektrische Lampe konstruiert, die ihren Stromerzeuger in sich selbst birgt. Derselbe, ein kleiner Accumulator, ist sehr leicht von Gewicht, vermag aber doch ein Licht von einer halben Kerzenhelligkeit auf die Dauer von 10—12 Stunden zu liefern. Auch das Laden der Lampen soll sehr einfach und schnell zu bewerkstelligen sein, so daß die Swansche Sicherheitslampe in der That endlich einem sehr gefühlten Bedürfnisse abhilft.

Ueber die Torfbildung sind von J. Früh neue Untersuchungen angestellt worden. Dieselben führten zu dem Ergebnisse, daß der Vertorfungsprozeß weder in einer Gärung noch in einer Formenbildung besteht, sondern in einer sehr langsamen Zersetzung der Pflanzen unter möglichst starkem Abschluß von Sauerstoff durch Wasser und bei einer niederen Temperatur. Es entstehen dabei vorwiegend Ulminkörper. Spaltpilze haben mit der Torfbildung nichts zu thun.

Eine Untersuchung holländischer Brackwassertorfe führte zu dem Resultate, daß dieselben nicht an Ort und Stelle entstanden waren, sondern ein Gemenge von Schwemmprodukten aus Mooren, Wald- und Kulturgebieten darstellten, welche sich in sanft fließendem Wasser zwischen Schilf abgesetzt und dort mit einigen brackischen oder marinen Algen und Tierformen gemischt hatten.

Die Prüfung von Torfen aus den Emsmooren bei Papenburg zeigte, daß auf einem Rasenmoore mit Schilf- und Riedgrasvegetation sich ein Hochmoor entwickelt, zunächst mit vorherrschender Heidekrautvegetation, die später durch eine mächtige Entwickelung der Torfmoosvegetation unterdrückt wird. Bei abnehmender Feuchtigkeit wird allmählich das Heidekraut wieder herrschend. Weitere Beispiele für eine solche Entstehung von Hochmooren bieten Gifhorner, oldenburgische, böhmische Moore.

Die Temperatur in größern Tiefen unter der Erdoberfläche ist neuerdings in dem Bohrloch zu Schladebach nahe bei Merseburg untersucht worden. Man bediente sich dabei einer oben offenen, mit Quecksilber gefüllten Glasröhre, die in eine metallene am Gestänge hängende Röhre derart eingeschlossen war, daß sie gegen Eindringen von Wasser geschützt wurde. Sobald diese Glasröhre in höhere Temperatur gelangt, dehnt sich das Quecksilber aus und fließt ein Teil desselben über den Rand der oben offenen Glasröhre ab. Beim Herausziehen und dem dadurch bewirkten Abkühlen des Quecksilbers nimmt der in der Röhre verbliebene Rest einen geringeren Raum ein. Wird nun die Glasröhre mit diesem Reste im Wasserbade so weit erwärmt, bis das Quecksilber wieder den Rand der Röhre erreicht, so entspricht die Temperatur dieses Wasserbades genau der zu messenden. Auf diese Weise hat man bei einer Tiefe von 1392 m (der größten, bis jetzt durch Bohrung erreichten Tiefe) eine Temperatur von 49° gefunden. Nimmt diese Temperatur bei weiterem Vordringen in gleichem Maße zu, so wird bei etwa 3000 m Tiefe der Siedepunkt des Wassers erreicht; bei 75 km oder 10 Meilen müßte demnach eine Temperatur herrschen, bei welcher das strengflüssigste aller Metalle (Platin) schmilzt.

Der nationalökonomische Wert der Gesundheit ist in einigen statistischen Untersuchungen englischer Verhältnisse in ein helles Licht gerückt worden. Sir James Paget hat aus den Büchern einer Krankheitsversicherungsgesellschaft zu Manchester, bei der über 400 000 Personen versichert sind, ermittelt, daß bei der englischen Arbeiterbevölkerung die Zahl der Erkrankungstage durchschnittlich pro Jahr 9 für Männer und Weiber beträgt, während bei der englischen Armee auf den Kopf 17 Krankheitstage, bei der Marine 16 und der Londoner Polizei 9 Krankheitstage kommen. Die Zahl der Krankheitswochen bei der männlichen und weiblichen Bevölkerung zusammengerechnet, ergab jährlich gegen 20 Millionen Arbeitswochen, welche England verloren gehen; der Verlust der Arbeit durchschnittlich mit einem Pfund Sterling berechnet, ergibt allein für diese Bevölkerungsklassen einen jährlichen Verlust von 11 Millionen Pfund = 220 Millionen Mark.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Rosen.

Seit Jahrhunderten sind ganze Bibliotheken über **die Rose** geschrieben worden, beinahe täglich erscheinen neuere Bände, auch wir haben in diesen Blättern wiederholt von ihr gesprochen und kühn erscheint deshalb das Unternehmen, unser aller Lieblingsblume in einem kurzen Artikel möglichst ausführlich zu behandeln. Nur der mehrseitig ausgesprochene Wunsch unserer Leser konnte uns bewegen, jetzt dem Wunsche nachzukommen, zu beginnen mit der Besprechung eines Gegenstandes, den zu erschöpfen vorerst unmöglich ist; wir können nur versprechen, wiederholt darauf zurückzukommen.

Der Rosenstrauch ist wildwachsend, mit Ausnahme von Australien, über die ganze Erde verbreitet und seine Blume seit den ältesten Zeiten der Liebling des Menschen gewesen. Erzählt doch schon Homer, der Sänger der Ilias und der Odyssee, der im 9. Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll, von Rosen und Rosenöl, mit dem der Leichnam des Hektor von Aphrodite eingerieben wurde. Von den Israeliten, wie von allen Stämmen des Morgenlandes wurde sie, die Gartenblume, sorgfältig gepflegt. Den Alten war die Blume dem Amor (Eros) und dessen Mutter, der Aphrodite (Venus) geweiht, bei deren Auftauchen aus dem Meere sie am Ufer stand. Sie war, so erzählen die Alten und nach ihnen Professor Dr. A. B. Frank in „Leunis' Synopsis der Pflanzenkunde", anfangs weiß und geruchlos, wurde aber, als einst Aphrodite, dem verwundeten Adonis zu Hilfe kommend, in ein dorniges Gebüsch trat und ihren Fuß mit einem Rosendorn ritzte, von dem hervorquellenden Blute rot und wohlriechend. Sie war auch das Sinnbild der Jugend, Unschuld und blühenden Lebenskraft, sowie der Liebe und Fruchtbarkeit in der Natur; sie war das vorzüglichste Symbol der Schönheit und ist es bei unseren Dichtern heute noch. Den Römern galt sie auch, weil die zahlreichen Blätter das Innere verschließen, als Zeichen der Verschwiegenheit; sie wurde deshalb in den Speisesälen über der Tafel aufgehängt und bei Trinkgelagen in Kränzen um die Becher gewunden, um vor Plauderhaftigkeit zu warnen. Papst Adrian VI. ließ Rosen, gleichsam als Symbol der Verschwiegenheit, in den Beichtstühlen anbringen; der bekannte Ausdruck sub rosa, „im Vertrauen", hat hierin den Grund seiner Entstehung. Auf den rhodischen Münzen war die Rose deshalb ausgeprägt, weil sie auf der Insel Rhodus viel gezogen wurde. Im 12. Jahrhundert führte der Papst goldene Rosen als Geschenke für Fürsten und Fürstinnen ein. Rosen finden sich häufig in Wappen als heraldische Pflanzen und der englische dreißigjährige Krieg zwischen den Häusern Lancaster und York hieß deshalb auch der Krieg zwischen

der roten (Lancaster) und der weißen Rose (York).

Seit alten Zeiten schmückt man sich bei Gelagen und Festen mit Kränzen und Guirlanden von Rosen; man benützte die Rose zum Schmuck der Tempel und Altäre, zum Bestreuen der Wege bei feierlichen Aufzügen und Prozessionen, zur Ausschmückung der Gräber, überhaupt zu Ehren der Verstorbenen. Die Araber wuschen die christlichen Kirchen mit Rosenwasser, ehe letztere in Moscheen umgewandelt wurden. Namentlich auch die Römer waren so große Liebhaber der schönen Blume, daß sie von ihr ganze Schiffsladungen von Alexandrien nach Rom kommen ließen, wenn sie hier nicht mehr vorhanden war. Die Blätter der Blume wurden nicht bloß des Geruchs wegen in Tischpolster und Ruhekissen gestopft, sondern auch Tische und Fußböden wurden bei Gastgelagen fußhoch mit Rosenblättern überschüttet. Bei einem Bankett z. B., welches Kleopatra ihrem Liebhaber, dem Triumvir Antonius, gab, kosteten die Rosenblätter, welche einen Cubitus (45,7 cm) hoch auf dem Boden lagen und mit Netzen überspannt waren, ungefähr 3000 Mark. Kaiser Nero verschwendete bei einem berühmten Gastmahle vier Millionen Sesterzien (ungefähr 600 000 Mark) allein für Rosen, die aus Asien herbeigeschafft werden mußten. Bei solchem allgemeinen Gebrauch der Rose waren selbstverständlich die Rosenhändler (rosarii) wichtige Personen in Rom. — Auch in China, wo mehrere Arten unserer Rosen heimisch sind, wird sie seit dem frühesten Altertum mit Vorliebe gezogen. Die Chinesen führen große Mengen Rosenwasser aus, machen auch Riechkissen und Rosenbutter. Rosen werden in den kaiserlichen Gärten in solcher Menge gezogen, daß die aus einem Teil derselben bereitete Essenz jährlich 90 000 Mark einträgt, trotzdem daß nur die Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Mandarinen sich derselben bedienen dürfen. — Eine schöne Sitte der Alten hatte einen besonderen Tag bestimmt, an welchem das Rosenfest (rosalia) für die Verstorbenen gefeiert wurde. Noch jetzt feiert man in Frankreich an verschiedenen Orten jährlich ein Rosenfest, auf welchem das fleißigste und tugendhafteste Mädchen der Gemeinde mit Musik in die Medardus-Kapelle geführt und dann von der Gutsherrschaft reichlich beschenkt wird.

Die Edelrosen stammen entweder direkt von Rosa chinensis Jacq., der chinesischen oder sog. echten Edelrose oder von Kreuzungen dieser mit Rosa damascena Mill. ab und verteilen sich in folgende Gruppen: R. indica Lindl. die indische Rose, R. fragrans Red. die Theerose, R. semperflorens Curt. die Monatsrose, R. minima Curt. die Lawrencerose, R. borbonica Hort. die Bourbonrose, R. Noisetteana Red. die Noisetterose, ein Bastard zwischen der Thee- und der Moschusrose (R. moschata Mill.) mit weißen wohlriechenden Blüten, dann die Gruppe der mehrmals blühenden Hybridrosen, die sog. Remontanten, die aus der Befruchtung von Damascener- und Chinarosen und der aus diesen entstandenen Sorten unter sich hervorgegangen sind, und schließlich die Theehybriden oder Benettschen Rosen, die aus der Befruchtung von Remontant- und Theerosen entstanden sind, von denen wir schon im Augustheft 1883 gesprochen haben. Diese Gruppe hat in diesem Jahre von neuem die Aufmerksamkeit aller Rosenliebhaber auf sich gezogen und zwar durch zwei neue Züchtungen eines Laien, des Herrn W. F. Benett in Stapelford, England, von denen die eine, „William Francis Benett“, von der amerikanischen Blumenhändlerin Frau Evans für 5000 Dollar oder 22000 Mark gekauft wurde und seitdem auch die Fünftausenddollar-Rose genannt wird; sie war 1884 auf den englischen Rosenschauen mit den ersten Preisen bedacht worden und erschien seitdem auch in Deutschland, im März d. J., auch blühend, entsprach aber weder in Form noch Farbe den von ihr veröffentlichten Beschreibungen, bewies aber doch eine beinahe fabelhafte Willigkeit zum Blühen, auch im Winter, so daß sie als eine der vornehmsten Treibrosen alle Beachtung verdient. Eine zweite Rose desselben Züchters, eine öfterblühende Hybrid-(Remontant-)Rose „Her Majesty“ wurde ebenfalls an Frau Evans verkauft und zwar für 2000 Dollar. Von ihr sagt „The Garden“, daß Herr Benett für sie die goldene Medaille erhielt; ihre größten Blumen zeigten sechs engl. Zoll (15 cm) Durchmesser und eine feine Form und eine liebliche Rosafarbe; sie sind sehr gefüllt; die Sorte sei nicht nur die beste, sondern auch die feinste Rose der Saison. Der stark dornige Stengel wächst sehr stark und kräftig, so daß man binnen einem Jahre aus ihm Stamm und Krone bilden kann. Beide Sorten sind den Rosenzüchtern Gebrüder Schultheis in Steinfurth bei Bad Nauheim in Hessen zum Verkauf in Deutschland übergeben.

Außer den oben genannten Gruppen von Edelrosen hat man noch solche von Landrosen: Centifolien, Moos- und Kletterrosen u. a. m., die man leicht durch Teilung der Stöcke vermehrt, oder durch Ableger. Land- und Edelrosen vermehrt man auch durch Stecklinge, am leichtesten im Januar und Februar, von angetriebenen Pflanzen, deren junge, 5 cm lange Seitentriebe man dicht am Ausgangspunkt abbricht und, nachdem man die untersten Blätter abgeschnitten, in das Warmbeet des Vermehrungshauses oder Mistbeets steckt, am besten unter doppeltes Glas, d. h. unter Glasglocken oder Glasscheiben auf Kästen, Schaben, Blumentöpfen u. dgl. und zwar in reinen Sand auf sandiger Laub- und Heideerde. — Eine andere Art von Stecklingen ist die von halbreifem Holz im Juli bis September, die man dicht unter einem Blatt oder Knoten auf zwei bis drei Augen, bei Mangel an Material auch auf ein Auge schneidet; man steckt diese Triebstücke zu vier und fünf an den Rand eines kleinen Topfs, auch ebensoviel an den äußeren Rand eines anderen kleinen Topfes, den man umgekehrt in einen größeren Topf gesteckt hat, so daß sämtliche Stecklinge am Topfrand stehen, wo sie wegen gleichmäßiger Feuchtigkeit sehr bald Wurzeln bilden. Oder man steckt sie dicht zusammen nahe dem Fenster eines kalten Mistbeets, wo man sie zuweilen begießt und entweder bei starker Sonne beschattet oder während des Tages öfter überspritzt und sie ganz der Sonne ausgesetzt läßt. Solche Sommerstecklinge läßt man bis zum Frühjahr unverpflanzt, treibt sie dann wohl ein wenig an und setzt sie, nachdem sie bewurzelt, einzeln in Töpfe oder sofort ins Freie. — Hochstämmige Kronbäumchen erzieht man durch das Veredeln

Fig. 3. La Rosière.

guter Sorten auf den Stamm der Hundsrose (Rosa canina L.), die auch zur Erziehung von niedrigen Topf- oder Treibrosen benutzt wird. — Wurzelechte Rosen erhält man auch sehr leicht dadurch, daß man die Mutterstöcke so lange unter der Winterdecke liegen läßt, bis die jungen Triebe sichtbar werden, die, gewöhnlich bereits bewurzelt, abgebrochen und in Töpfe gepflanzt werden. Der Rosenstock verliert dadurch nichts, weil die Augen, gewöhnlich die obersten der Zweige, aus denen Triebe hervorgegangen sind, durch das nach dem Aufdecken stattfindende Beschneiden doch entfernt werden.

Von den Tausenden schöner Rosensorten, welche unsere besten Rosenzüchter uns anbieten, möchten wir für heute nur folgende ganz besonders empfehlen. Von Remontant- und Bourbonrosen: Boule de Neige, reinweiß, Souvenir de la Malmaison, zart fleischfarbig, La France, hellrosa, Paul Neyron, leuchtend dunkelrosa, Marie Baumann, karminrot, Fisher and Holmes, scharlachrot, Louis van Houtte, purpurrot, Prince Camille de Rohan, schwärzlichrot, Pierre Notting, violett, und Panachée d'Orleans, gestreift, denen noch die Remontantrose Elise Boelle (Fig. 2) beizufügen sein möchte, eine gute Treibrose von schöner Form, Farbe weißlichrosa in rein Weiß übergehend; die Pflanze zeichnet sich noch besonders durch schönes grünes Laub und zahlreich erscheinende Blumen aus, die sich von der Krone des Bäumchens ganz herrlich abheben. Eine schöne große Treibrose ist auch La Rosière (Fig. 3) mit amarant und feuerroter, blauschwärzlich geränderter Blume.

Von Thee- und Noisetterosen sind empfehlenswert: Aimé Vibert, rein weiß, Souvenir d'un ami, rosa, Homère, schattiert rosa, Maréchal Niel, hellgelb, Gloire de Dijon, schattiert gelb, und Duchesse Mathilde (Fig. 1) mit saftig gelbgrünem Laub und großen weißen länglichen Knospen, die zahlreich erscheinen. Die Sorte ist zum Frühtreiben geeignet.

Die schönsten Moosrosen sind: Soupert & Notting, Cristata und Centifolia muscosa. Die fünf zur Zimmerkultur geeignetsten Sorten sind Hermosa, Gloire de Dijon, Mistress Bosanquet, Cramoisi supérieur und

Großherzogin Mathilde. — Sämtliche hier genannten Rosen und Tausende andere Sorten sind bei **Gebr. Schultheis** in Steinfurth bei Bad Nauheim in Hessen vorrätig.

Die Rosen gedeihen in jedem nahrhaften lockeren, am besten aber in sandigem Lehmboden mit nicht zu hohem Grundwasser. Magerem Sandboden mischt man verrotteten Wiesenlehm von einer Hutung und Rinds-, Schaf- oder Menschendung bei, auch Straßenkehricht, wenn er wenigstens ein Jahr gelegen hat und einmal durchgearbeitet worden ist. Fester und bindiger Boden wird durch Beimischung von Sand, Lauberde, Torfmüll und kleine Ziegel- oder Steinstücke locker. Torf- und Moorboden durch Sand, Lehm, Asche und Kalk fruchtbar gemacht. — Eine freie sonnige Lage ist eine der vornehmsten Bedingungen für das Gedeihen der Rosen. — Das Anpflanzen geschieht am besten im Frühjahr.

Eine Hauptsache für das Gedeihen, namentlich für das Blühen der Rosen ist **das Beschneiden**, weil ohne dasselbe sie eine unschöne Form annehmen, die meisten Sorten aber auch wenig, schlecht oder nicht blühen, weil die Rosenknospe nur am jungen Triebe erscheint, welcher wenigstens fünf Blätter gebildet hat. Man muß also durch das Beschneiden der vorjährigen oder, bei zweimal blühenden Sorten, der ausgereiften diesjährigen Zweige gleich nach der ersten Blüte dafür Sorge tragen, daß diese Zweige Nebentriebe von angegebener Länge bilden können. Man schneidet deshalb die Hauptzweige bis zur Hälfte oder ein Drittel ihrer Länge zurück, schwache Nebenzweige und alte Aeste ganz weg und immer mit Berücksichtigung einer schönen Form der Krone. Eine Art, die schwefelgelbe Rose Rosa sulphurea Ait. und ihre schöne Varietät Persian Yellow wie auch die Alpenrose R. villosa L. haben die Blütenknospe an der Spitze des jungen Zweiges, **dürfen also erst nach dem Verblühen beschnitten werden.** Im allgemeinen beschneidet man die Rosen im Frühjahr.

Bei den Rosenstöcken beschneidet man doch zum Zweck leichterer Ueberwinterung die längsten Zweige schon im Herbst. Die Ueberwinterung selbst geht — bei den im Frühjahr gepflanzten Stöcken — am leichtesten vor sich, wenn man die Bäumchen oder Sträucher mit Schonung ihrer Wurzeln herausnimmt und sie dicht zusamen in eine Grube legt, in der sie 50 bis 60 cm hoch mit Erde bedeckt werden, oder sie mit ihren Wurzeln in einem, dem Temperaturwechsel nicht ausgesetzten Schuppen einschlägt. Das Wachstum der in dieser Weise überwinterten Rosen ist im darauffolgenden Sommer nicht so üppig als das der im Freien überwinterten — und das ist gewöhnlich kein Fehler — aber ihre Willigkeit zum Blühen ist in keiner Weise gehindert. — Rosen, welche mehrere Jahre schon im Freien überwintert haben, dulden das Aufgraben nicht und müssen in bekannter Weise vor Frost und Temperaturwechsel geschützt werden.

Salonmagie.

Von

Alexander.

Die hydrostatische Weinanalyse.

Zu dem nachfolgenden Kunststücke sind einige Apparate erforderlich, deren Herstellung jedoch von jedem Klempner leicht bewerkstelligt werden kann.

Zunächst ist ein Theebrett notwendig, in welchem ein Einsatz oder vielmehr eine genau ausfüllende Blechplatte auf kleinen, an der inneren Seite des Theebrettes angelöteten Vorsprüngen ruhend, hineingelegt werden kann, so daß zwischen dieser und dem eigentlichen Boden des Theebrettes sich ein Zwischenraum befindet, der groß genug ist, 3–4 Gläser Wein aufzunehmen (s. Fig. 2a). An dieser Platte befindet sich in der Mitte eine Oeffnung von der Größe eines Thalers e, welche wiederum von unten durch eine davorliegende Klappe verschlossen ist, wie die unter Fig. 2 angegebene Durchschnittzeichnung bei b zeigt. Dieselbe bewegt sich an einem kleinen Scharniere und wird durch eine darunter befindliche Feder c, die bei d an der Platte angelötet ist, gegen die Oeffnung gedrückt, so daß dieselbe nicht bemerkbar ist. Oben auf dieser kleinen Klappe, nahe an dem Rande, ist ein kleiner Stift von ca. 3 mm Höhe angelötet. Beim Anstreichen resp. Bemalen des Theebrettes und der Einlage wird darauf Bedacht genommen, eine Art Rosette oder dergl. anzubringen, deren Zeichnung dazu dient, die erwähnte kleine Klappe nicht bemerkbar werden zu lassen.

Ferner sind drei Cylinder von Blech erforderlich, wovon der eine, ohne jede weiter angebrachte Vorrichtung, dazu dient, eine kleine Krystallflasche so zu bedecken, daß der Hals derselben oben hindurch tritt (Fig. 1a). Die beiden andern Cylinder haben jedoch eine besondere Einrichtung, welche darin besteht, daß in dem oberen Teile ein Ressort angebracht oder vielmehr eingeschoben ist, welcher groß genug ist, ein Glas Wein oder Wasser in sich aufzunehmen (Fig. 3a). An dem unteren Teile, also dem Boden des Ressortes, befindet sich ein kleines Ablaufrohr b, in welchem eine Art Ventil vorhanden, wie seiner Zeit die alten Oellampen besaßen. Unten an dem Ventile ist ein etwas gebogener Draht c befestigt. Der erwähnte Ressort ist, wie schon angedeutet, ein für sich bestehender Teil, welcher, wenn mit der Flüssigkeit gefüllt, in den hohlen Cylinder d eingeschoben wird und mit diesem, von außen gesehen, ein Ganzes bildet (Fig. 1bb). Die Höhe der Cylinder ist ungefähr 20 cm bei einem Durchmesser von 10 cm. Alsdann ist noch eine Krystallflasche mit eingeschliffenem Glasstöpsel — dessen Stelle auch nötigenfalls ein gut schließender Kork vertreten kann — notwendig.

Fig. 1. Fig. 3. Fig. 2.

Hydrostatische Weinanalyse.

In den Boden dieser Flasche ist in der Mitte eine kleine Oeffnung von 3–4 mm Durchmesser gebohrt, welche herzustellen für den, der einiges technisches Geschick hat, nicht schwer ist. Man nimmt eine alte dreieckige Feile, bricht davon ungefähr den vierten Teil an der Spitze ab und schleift dieselbe zu einer dreiseitigen konischen Spitze zu, taucht sie hin und wieder in Terpentin oder noch besser in Kampferspiritus und bohrt langsam und allmählich durch das Glas bis zur angegebenen Größe der Oeffnung.

Die Ausführung des Kunststückes besteht nun in nachfolgendem:

Den Gehalt zweier möglichst großen, den Cylindern und Ventildrähten angepaßten Weingläser, das eine mit Rotwein, das andere mit Wasser gefüllt, gießt man vermittelst eines Trichters in die Flasche, nachdem man vorher die am Boden derselben befindliche kleine Oeffnung mit dem Finger verschlossen hat. Alsdann setzt man den Stöpsel, der natürlich gut schließen muß, auf, und kann alsdann ruhig den Finger von der Oeffnung entfernen, ohne befürchten zu dürfen, daß von der Flüssigkeit etwas herauslaufe, da keine Luft hinzudringen kann. Die Flasche setzt man alsdann mitten auf das Theebrett (d. h. eigentlich auf den doppelten Boden), und zwar so, daß der kleine, an der Klappe befindliche Stift heruntergedrückt wird, bedeckt dieselbe mit dem einfachen Blechcylinder, nimmt nun den Stöpsel ab und steckt ein rotes und weißes Band ca. 1 m lang in die Flasche, unter dem Vorgeben, daß man durch dieselben die Trennung des Weines von dem Wasser bewirken wolle. Die beiden Gläser setzt man unter die in angegebener Weise mit Wein und Wasser versehenen Cylinder. Da nun der an dem Ventile befindliche Draht mit dem Boden der Gläser in solcher Weise korrespondiert, daß beim Verdecken der Gläser derselbe auf den Boden stößt und dadurch etwas gehoben wird, so wird die in dem Ressorte befindliche Flüssigkeit sofort in das Glas laufen und dasselbe füllen. Die in der Flasche befindlichen Bänder bringt man gleichfalls durch den offenen Teil der Cylinder mit den Gläsern in Verbindung (Fig. 1) und achtet darauf, daß das rote Band dahin, wo sich der Wein, und das weiße Band dorthin, wo sich das Wasser befindet, geleitet wird. Mit dem Zauberstabe streicht man an diesen Bändern entlang und gibt vor, dadurch die Trennung rascher zu bewerkstelligen.

Sobald von der Flasche der Stöpsel entfernt wurde, begann die Flüssigkeit durch die Klappe in den Zwischenraum des Theebrettes abzulaufen. Durch leichtes Lüften des Cylinders überzeugt man sich, ob die Flasche leer ist, entfernt alsdann dieselbe, zeigt sie den Zuschauern und präsentiert schließlich die mittlerweile mit Wein und Wasser gefüllten Gläser.

Nachahmung eines Gewitters.

An dem einen Ende einer 5—6 Fuß langen, etwas rauhen Hanfschnur oder Bindfaden bringe eine Schlinge an und lege diese so um den Kopf eines vor dir Sitzenden, daß dessen beide Ohren in der Mitte von der Schnur berührt werden (s. unten) worauf er dieselben mit den flachen Händen bedeckt. Alsdann trete vor ihn hin, ergreife mit der linken Hand die herabhängende Schnur, ziehe dieselbe leise etwas straff an und fahre nun mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand zu dir gewandt, anfangs langsam und leise, dann etwas heftiger über die Schnur hin. Der Betreffende wird ein Geräusch, wie ein in der Ferne rollender Donner wahrnehmen, der nun durch rascheres, ruckweises Weitergehen — wobei zuletzt die Nägel der Finger in Anwendung kommen — in solchem Maße verstärkt wird, daß man an ein mit aller Heftigkeit sich entladendes Gewitter glauben sollte.

Ein anderes akustisches Stückchen ist:

Die Nachahmung eines Sturmwindes,

zu welchem Zwecke man eines Kartenblattes bedarf. Mit diesem setzt man sich, etwas abgesondert von der übrigen Gesellschaft, in die Nähe eines Fensters, führt die scharfe Kante des Blattes gegen den Mund und beginnt zuerst langsam und leise auf dasselbe zu blasen. Allmählich verschärfe in pfeifender Weise den Ton, ab und zu nachlassend, dann wieder heftiger, gleichwie zur Zeit eines starken Herbststurmes sich das eigentümliche, nicht weiter zu beschreibende Geräusch eines Sturmwindes in einer frei liegenden Wohnung dem Gehöre bemerkbar macht.

Die Nachahmung eines sonoren Glockengeläutes

läßt sich gleichfalls erreichen, wenn man um die Spitzen der beiden Zeigefinger die Enden einer 3—4 Fuß langen Schnur windet, an diese in der Mitte ein eisernes Stecheisen oder dgl. hängt, die mit der Schnur umwickelten Finger in die Ohren drückt, sich vorne überbeugt und den Gegenstand an einen Stuhl schlagen läßt. Ein harmonisches Glockengeläute wird sich alsbald bemerkbar machen.

Nachahmung eines Gewitters.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.

Rätsel.

Ich hab' in manche Seele huldvoll den Keim gelegt,
Der, wenn er sich entwickelt, die reichsten Blüten trägt,
So voll von Duft und Schöne, daß jede Menschenbrust
Daran sich mag erquicken in reiner edler Lust.
Doch wird gar bald im Leben mein Keim schon früh erstickt,
Wenn ihm nicht meine Schwester Gedeih'n und Segen schickt.
Ihr alle könnt sie nennen, die ihn besonnt, bethaut,
Wenn ihr an meinem Namen umändert einen Laut.

Wo wir vereint erscheinen, gedeiht ein Wunderbaum,
Der mit den Blütenzweigen aufragt zum Himmelsraum.
Es nistet im Geäste ein froher Sängerchor;
Laut schallt in tausend Stimmen sein süßes Lied hervor.
Der wegesmüde Wandrer bewundernd steht und lauscht,
Wenn hoch in seiner Krone es mächtig klingt und rauscht,
Und ist von rauhem Pfade er noch so sehr erschlafft,
Bald strömt durch seine Adern erneute Lebenskraft.

Charade.

(Zweisilbig.)

Durchs Erste bist du der Welt entrückt
Und schwebst in höheren Regionen —
Das Zweite hat viele schon beglückt
Und elend schon gemacht Millionen.

So ist nur Schein, was dir das Erste zeigt,
Das Ganze ist des Zweiten Schein
Und wenn sich auch die Welt dem Zweiten neigt —
Du tauschst fürs Zweite oft das Ganze ein.

Logogryph.

Mit e trägt's Poesie ins ärmste Haus,
Mit s bringt's Freud und Leid in manches Haus —
Erreichst du's mit r, so bist du bald zu Haus.

Scherz-Rebus.

Was stellt das vor?

Homonym.

Stolz meine Schwestern prangen
In buntem Farbenschmelz;
Mich sieht ihr schmucklos hangen
Oftmals an hartem Fels.

Und doch bin ich bei Frauen
Als Zierde, reich und hold,
Bald nächtig schwarz zu schauen,
Bald leuchtend wie das Gold.

Es klang zu meinem Preise
Manch süßes Minnelied;
Doch jeder schaudert leise,
Der an sich selbst mich sieht.

Silbenrätsel.

ge, rin, tern, ta, ar, li, baß, ga, tre, ja, groß, ros

Zu suchen sind sechs bekannte dreisilbige Wörter, deren Anfangs- und Endsilbe oben gegeben sind. Bei richtiger Anordnung der sechs Wörter ergeben die Mittelsilben derselben den Namen eines deutschen Dichters.

Whistaufgabe Nr. 7.

A, B, C und D spielen Whist. C Strohmann. Pique ist Atout. Noch zehn Karten in der Hand.

A hat: Pique-König, Pique-9, Pique-5, Pique-4, Treff-Aß, Treff-6, Treff-4, Treff-3, Carreau-Dame, Carreau-2.

B hat: Treff-Dame, Treff-10, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Carreau-Bube, Carreau-9, Carreau-3, Coeur-4, Coeur-3.

C hat: Pique-Dame, Pique-7, Treff-König, Carreau-König, Carreau-8, Carreau-7, Coeur-Dame, Coeur-Bube, Coeur-10, Coeur-5.

D hat: Pique-10, Pique-8, Pique-2, Treff-Bube, Treff-2, Carreau-5, Coeur-König, Coeur-7, Coeur-6, Coeur-2.

A hat die ersten drei Stiche genommen. Wie muß er spielen, damit B und D Groß-Schlemm werden?

Lösung der Whistaufgabe Nr. 6.

Es ist bedenklich, von vornherein die Pique-Force zu riskieren. Ebensowenig empfiehlt es sich, das Aß Singleton anzuspielen. Carreau-Aß behalten Sie besser zurück. Es bietet Ihnen dann eine Chance mehr, bald wieder an den Stich zu kommen. Um Ihre Pique-Force recht zu verwerten, müssen Sie darauf bedacht sein, die Atouts der Gegner herauszuziehen. Am besten spielen Sie also Atout an und sobald Sie wieder an den Stich kommen, nochmals Atout.

Auflösungen zu Heft 1, S. 203.

Magisches Buchstabenquadrat:

P	L	A	T	O
L	E	B	E	R
A	B	O	M	E
T	E	M	E	S
O	R	E	S	T

Permutations-Aufgabe: „In diesen heil'gen Hallen."

Iran	Nebel	Donner	Ilse
Eros	Salerno	Erich	Natter
Herodot	Elba	Italien	Latona
Garten	Essen	Nestor	Henri
Alma	Laon	Laden	Enkel

Nagel.

Buchstabenrätsel: Ost, Rost, Trost.

Mathematisches Rebus: Kaninchen (kan in chen) essen (= sn) rote Wurzeln (= ρ te Wurzeln).

Silbenrätsel: Franz Schubert.

Fagott	Ranke	August
Nahe	Zriny	Sembrich
Celle	Hermes	Utah
Birke	Eule	Rhombus

Tulpe.

Rebus: Schlechte Gedanken kommen in der Langeweile.

Schachaufgabe Nr. 30.

Von Fritz Hofmann in München.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XXII.

Von K. Kondelik in Paris.

Weiß. Ka7. Db6. Te1, e8. Lc1, c8. Sa4, g4. Bb3, c4, c6, e3, g2, h3, h5.
Schwarz. Ke4. Te6. Le7. Bc2, c5.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 29.

1. Dh1 — h8	K beliebig
2. Dh8 — a8+	Kb5, Kd7
3. Se4 — d6, Se4 — c5 matt.	

Lösung von Aufgabe XXI.

1. Tf8 — g8	Dg6 — f7:
2. g2 — g4 matt.	
1.	Kh5 — g4, g5
2. Df7 — f5 matt.	
1.	T beliebig
2. Df7 — g6: matt.	

Partie aus dem Wettkampfe zwischen Steinitz und Zuckertort.

(Dies ist die 19. Partie des Wettkampfes. Siehe „Vom Fels zum Meer" August 1886, S. 1029.)

Abgelehntes Damengambit.

(Gespielt zu New-Orleans am 24. März 1886.)

J. H. Zuckertort.	W. Steinitz.
1. d2 — d4	d7 — d5
2. c2 — c4	e7 — e6
3. Sb1 — c3	Sg8 — f6
4. Lc1 — g5	Lf8 — e7
5. Sg1 — f3	Rochiert
6. c4 — c5	b7 — b6
7. b2 — b4	b6 — c5:
8. d4 — c5:	a7 — a5
9. a2 — a3	d5 — d4!
10. Lg5 — f6:	g7 — f6:
11. Sc3 — a4	e6 — e5
12. b4 — b5	Lc8 — e6
13. g2 — g3	c7 — c6
14. b5 — c6:	Sb8 — c6:
15 Lf1 — g2	Ta8 — b8
16. Dd1 — c1	d4 — d3!
17. e2 — e3!	e5 — e4
18. Sf3 — d2	f6 — f5
19. Rochiert	Tf8 — e8
20. f2 — f3?	Sc6 — d4!
21. e3 — d4:	Dd8 — d4:+
22. Kg1 — h1	e4 — e3
23. Sa4 — c3	Le7 — f6
24. Sd2 — b1	d3 — d2
25. Dc1 — c2	Le6 — b3
26. Dc2 — f5:	d2 — d1D
27. Sc3 — d1:	Lb3 — d1:
28. Sb1 — c3	e3 — e2
29. Ta1 — d1:	Dd4 — c3:
30. Aufgegeben.	

„Der König rief, und alle, alle kamen" (S. 415).

Die Kriegsbereitschaft des deutschen Volkes ist keine leere Phrase; wer sich davon überzeugen will, braucht nur unsere Armee in Uniform beim Manöver und unsere Armee in Civil bei den Kontrollversammlungen sich anzusehen. Gerade bei den letzteren bekommt man einen richtigen Begriff von dem Worte allgemeine Wehrpflicht. Hier sieht man den Künstler neben dem Kaufmann, den Gelehrten neben dem Handwerker, den flotten Bruder Studio neben dem Bauernsohn stehen

„Da geht ein jeder nach Geschmack
In Kittel, Rock und Jack' und Frack,
Wie just sich's fügt, daher." — Während der Verlesung der Reservisten oder Landwehrmänner heißt es wieder einmal stramm stehen, Knie durchdrücken und Hacken zusammennehmen. Desto lustiger erschallt dann beim Glase Bier, wenn sich die alten Kameraden zusammengefunden haben, das allbekannte Reservelied mit dem selbstbewußten Refrain:

„Drum, Brüder, stoßt die Gläser an,
Es lebe der Reservemann!
Der treu gedient hat seine Zeit,
Ihm sei ein volles Glas geweiht."

H. Z.

Unsere Kunstbeilagen.

Die diesem Hefte beiliegenden Kunstblätter gehören vorzugsweise dem Gebiete der Genremalerei an. Ausgenommen ist davon nur die Nachbildung des für Annaberg bestimmten Denkmals der Einführerin der Spitzenklöppelei im Erzgebirge, Barbara Uttmann, über die auf den Artikel von Corvey (auf Seite 389 ff.) verwiesen wird. Der Schöpfer dieser in jeder Hinsicht gelungenen Statue ist Robert Henze (Dresden), der für sein Werk bereits gelegentlich der Berliner Jubiläumsausstellung viel Anerkennung fand. — Ein feines Gefühl für Naturstimmung bekundet Ad. Lins in seinem Gemälde „Sonntagmorgen". Die Frische des Morgens weht ordentlich aus dem Bilde dem Beschauer entgegen; noch decken Nebel den Hintergrund, aber herrlich in voller Pracht und Klarheit ist die Sonne bereits emporgestiegen. Friede liegt über dem Ganzen; es ist, als ob die Stille und Weihe des Sonntags in jeder Einzelheit zum Ausdruck käme, und so mag wohl bei dem frommen Hirten, der in der lachenden Schöpfung des Herrn seinen Gottesdienst abhält, das hehre Bibelwort einen empfänglichen Boden finden. — Viel Anmut liegt in A. Schröder's „Der erste Tanzunterricht." Das kleine Persönchen, dem hier die Mutter beim Klange der Guitarre und unter dem Schnurren des Hauskatzchens die Geheimnisse des Menuett beibringt, scheint alle Anlage dazu zu besitzen, dereinst als Königin der Bälle den Männern Kopf und Herz zu verrücken, aber auch so viel Sanftmut und weibliche Liebenswürdigkeit, um keinen tyrannischen Gebrauch davon zu machen. — „Beim Vetter um Rat" von K. Déry führt uns eine lebensvolle Scene aus der Geschichte eines ehrsamen Bauern vor. Es bedarf wenig physiognomischer Kenntnis um zu sehen, daß der Ratserholende nicht eben zu den Köpfen gehört, dem eine Definition leicht eingeht, und der „Vetter" hat alle Mühe, seinem begriffsschweren Gegenüber klar zu machen, was das inhaltschwere Papier mit den vielverheißenden Worten „Im Namen des Königs" für eine Bewandtnis hat. Aber ihm winkt nicht nur der Dank des endlich Belehrten und ein tiefer Zug aus dem dickbauchigen Bierkrug, ihm wird auch die Bewunderung des Alten zu teil, dessen Gesicht deutlich das Urteil ablesen läßt: Der Vetter ist doch ein verteufelt gescheiter Mann, fast so gescheit wie die Advokaten drin in der Stadt. — Bei einer anderen Art von Helfer hat das schöne junge Bauernweib auf H. Moslers Bild „Der Dorfuhrmacher" Heil und Hilfe gesucht Die alte Uhr, ein Familienstück aus Urväterzeit, die niemals noch ihren Dienst versagt, ist gestern abend plötzlich stehen geblieben. Alle Versuche des Bauern, die Kranke zu kurieren, sind vergeblich gewesen, und so hat sich die Bäuerin zur Konsultation bei dem einzigen mechanischen Künstler des Dorfes entschließen müssen. Klein-Lieschen hat sie auf dem Weg begleitet, freilich ohne zu ahnen, daß der Scharfblick des Uhrendoktors den Eingriff der Kinderfinger in das alte Werk erkennen würde. Die Sache ist zwar so schlimm nicht und die Kur wird sich rasch und leicht vollziehen lassen, aber die Schläge der Uhr werden in den nächsten Stunden nicht die einzigen sein, welche in Klein-Lieschens Elternhaus vernommen werden.

Eine illustrierte Briefadresse.

Eine illustrierte Briefadresse.

Daß auch die Post zu den Rebuslösern gehört, beweist obenstehende Abbildung eines bei der Redaktion ohne nähere Bezeichnung eingegangenen Briefes. Sie hat prompt und ohne Aufenthalt die Aufgabe gelöst und uns den Brief zugestellt.

Am Familientisch.

Den Geburtstag einer Person zu erraten. Man gibt der betreffenden Person, deren Geburtstag man erraten will, auf, die drei Zahlen der den Geburtstag bestimmenden Daten — nämlich den Tag im Monat, den Monat im Jahr und die Jahreszahl — zu addieren, und läßt sich dann die Summe nennen. Als Jahreszahl genügt schon der Jahrgang, soll besagen die zwei letzten Ziffern der Jahreszahl. Beispielsweise hätte eine am 15. Dezember 1858 geborene Person die Zahlen 15, 12 und 58 zu addieren. Nachdem man sich die Summe hat nennen lassen, gibt man der betreffenden Person ferner auf, aus je zweien dieser Zahlen die Differenzen zu ziehen, und läßt sich diese Differenzzahlen einzeln nennen. Nun verzeichnet man die kleinste Differenzzahl als Position 1, das Doppelte derselben als Position 2, addiert zu Position 2 die mittlere Differenzzahl und verzeichnet das Ergebnis als Position 3. Diese drei Positionen addiert man und zieht die Differenz aus dieser Summe und der Summe der drei Datenzahlen. Das sich ergebende Mehr oder Weniger wird auf die drei Positionen gleichmäßig verteilt, so daß beide Summen gleich werden. Diese drei Positionen bestimmen nun die Daten des Geburtstags, und man wird in den meisten Fällen schon aus der Höhe dieser Zahlen selbst entnehmen können, welche den Monatstag, welche den Monat und welche das Jahr bezeichnet. Führen wir das oben gegebene Beispiel einer am 15. Dezember 1858 geborenen Person weiter aus. Die Person nennt als Summe der drei Daten die Zahl 85 und als die drei Differenzen die Zahlen 3, 43 und 46. Man verzeichnet nun

als Position 1 3
als Position 2 das Doppelte 6
und als Position 3 6 + 43 49

Die Summe dieser drei Positionen macht 58. Nun subtrahiert man 58 von der Summe der Datenzahlen von 85, bleibt 27. $\frac{1}{3}$ von 27 = 9, um 9 muß also jede Position erhöht werden, und man erhält somit die drei Datenzahlen 3 + 9 = 12, 6 + 9 = 15, 49 + 9 = 58. Die Zahl 58 kann weder den Monat, noch den Tag im Monat, sondern nur das Jahr bezeichnen, während die Zahl 15 auch nicht den Monat, sondern bloß den Tag im Monat bezeichnen kann und somit die Zahl 12 den Monat bestimmt. Man erhält somit das Datum (15./12. 58) 15. Dezember 1858. Wie schon oben erwähnt, wird man in den meisten Fällen aus der Höhe dieser Zahlen selbst ersehen können, ob sie Jahr, Monat oder Tag bestimmen. Es können jedoch auch Fälle vorkommen, in welchen man wohl betreffs einer Zahl, nicht aber auch betreffs der beiden anderen Gewißheit hat. Hier wäre es nötig, daß man sich noch darüber informieren ließe, welches von den beiden in Frage kommenden Daten die höhere oder niedrigere Zahl habe. Fälle jedoch, in denen man betreffs aller drei Daten in Ungewißheit sein könnte, dürften fast gar nicht vorkommen; sonst müßte man noch darüber sich informieren lassen, welches Datum die niedrigste und welches die höchste Zahl habe.

Allerlei für die Wirtschaft.

Amerikanischer Thürheber von Eisen. Ein ordentlicher brauchbarer Thürheber zum Oelen der Thüren gehört zu den notwendigen Utensilien, welche in keinem Haushalte fehlen sollten; es wird jetzt ein solcher Apparat zum Preise von 3 Mark geliefert, der an Solidität und Zweckmäßigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Derselbe ist ganz aus Eisen hergestellt, läuft nach vorn schräg aus und wird mit der vorderen Kante unter die Thür geschoben; ein schwacher Druck mit der Hand oder mit dem Fuße auf den Hebel genügt, um selbst die schwerste Thür in den Angeln zu heben. Ist der Hebel einmal heruntergedrückt, so bleibt die Thür, ohne daß ersterer festgehalten wird, infolge der Konstruktion hochgehoben stehen, so daß eine Person allein das Oelen bequem und leicht besorgen kann.

Neue Konservebüchse von Blech mit hermetischem Verschluß. Die nebenstehend abgebildete neue Konservebüchse von Blech hat im wesentlichen allen bisherigen Büchsen dieser Art gegenüber den Vorzug, daß der Verschluß ein ebenso einfacher wie absolut dichter und sicherer ist; die Frucht wird, wie dies bei den älteren Büchsen zum Verlöten geschah, hinein gethan, dann der Blechdeckel b darauf gelegt und das Ganze vermittelst der Verschraubung a fest verschlossen. Die Büchse kann jahrelang aufbewahrt werden, ohne daß die Frucht oder das darin befindliche Gemüse verdirbt, ebenso kann sie alljährlich wieder benutzt werden, ohne Hülfe des stets lästigen Klempners und ohne besondere Uebung im Aufschneiden, wie dies verlötete Büchsen stets bedingen.

Die neuen Konservebüchsen werden in folgenden Größen geliefert:

Inhalt ca.	1/2	1	1 1/2	2	2 1/2 Liter
Preis p. Dtzd.	15,	18,	21,	22,50,	24 Mark.

Neue patentierte Rapid-Bohnenschneidemaschine. Die gegenwärtige Bohnensaison veranlaßt uns, unserem geschätzten Leserkreise und speciell unseren Hausfrauen einen neuen Apparat zu empfehlen, den wir mehrfach

Thürheber.

und eingehend probiert und als wirklich zweckmäßig und leistungsfähig befunden haben. Die untenstehende Abbildung stellt eine Bohnenschneidemaschine dar, auf der man imstande ist, etwa 100 Liter Bohnen per Stunde zu schneiden, eine Leistung, wie sie auf allen bisherigen Apparaten ähnlicher Art nicht erzielt werden konnte. — Die Maschine ist mit einer Uebersetzung versehen, vermittelst derer sich die Messerscheibe so rasch dreht, daß die Bohne von selbst nachgezogen und schneller zerschnitten wird, als man imstande ist, neue nachzustecken; jeder Maschine sind zwei Tüllen zum Auswechseln beigegeben, die eine mit breiteren, die andere mit engeren Hülsen, für kleine und starke Bohnen, so daß Bohnen jeder Art, ob gerade oder krumm, klein, groß, stark oder dünn, auf dem Apparat geschnitten werden können. — Die Maschine kann behufs Reinigung leicht auseinandergenommen und ebenso können die Messer zum Schärfen abgeschraubt werden; wie die Skizze zeigt, wird der Apparat an den Tisch geschraubt, während die Bohnen bei a hineingesteckt werden und in eine Schüssel, welche darunter steht, geschnitten hineinfallen. Preis 12 Mark.

Konservebüchse.

Mechanischer Garderobehalter. Wer von allen, die diese Zeilen lesen, ist nicht schon von dem Uebelstande betroffen worden, daß die Anhänger an Garderobegegenständen beim Reinigen abgerissen und zu noch größerem Verdruß nicht sofort von den nachlässigen Dienstboten

Bohnenschneidemaschine.

wieder angenäht worden sind; wem wäre es andererseits nicht bekannt, wie gedrückt, d. h. wenig glatt die Kleidungsstücke zuweilen werden, wenn sie auf den bisher üblichen Garderobehalter gehängt und geklopft oder gebürstet werden. — Alle diese Uebelstände fallen bei Benutzung des neuen mechanischen Garderobenhalters fort, da dieser, infolge seiner überaus zweckmäßigen Konstruktion, die Garderobe, wie aus der Zeichnung ersichtlich, vollständig ausgebreitet festhält, dieselbe also außerordentlich schont, den Anhänger gar nicht in Anspruch nimmt, und es dem Dienstboten ermöglicht, die Kleider besser und sauberer zu bürsten als bisher. — Die Handhabung ist eine ebenso einfache wie zweckmäßige: durch umdrehen der bei a sichtbaren Flügelschraube können die beiden Schenkel b auseinandergebracht werden; die Garderobe wird nun dazwischengelegt, die Schenkel wieder zusammengedrückt und die Schraube festgedreht. Zur Schonung der Kleidungsstücke sind noch die beiden Schenkel innen mit Filz ausgeschlagen. Preis 4 Mark.

Mechanischer Garderobehalter.

Neues amerikanisches Glanzplätteisen. Die vorstehende Skizze zeigt einen neuen Apparat, der ausschließlich zum Glanzieren der Wäsche dient, und bei allereinfachster Handhabung wirklich vorzügliches leistet; das Eisen ist, wie aus der Zeichnung ersichtlich, unten vollständig abgerundet, man erzielt dadurch, d. h durch einfaches Hingleiten über die Wäsche, einen außerordentlich guten Glanz, wie er vermittelst aller bisherigen Eisen nicht zu ermöglichen war. — Die obere Klappe wird geöffnet und dann der Bolzen, welcher natürlich vorher erhitzt sein muß, hineingethan, es dauert dann etwa eine Viertelstunde, bis derselbe erkaltet und durch einen neuen ersetzt werden muß. Preis mit 1 geschmiedeten Bolzen 4,50 Mark.

Mechanischer Garderobehalter.

Die sämtlichen hier aufgeführten Neuigkeiten sind direkt zu beziehen von dem Etablissement für hauswirtschaftliche und Küchen-Einrichtung von Karl Hirsch u. Co., Berlin W, Leipzigerstr. 2.

Der gestirnte Himmel im Monat November.

Um die Mitternachtsstunde gewährt besonders der südöstliche Himmel einen prächtigen Anblick. Dort glänzt der Stier mit dem rötlichen Stern Aldebaran, den Hyaden und Plejaden, das Sternbild des Orion strahlt in seiner ganzen Pracht und tief im Südosten funkelt Sirius in allen Regenbogenfarben. Nahe dem Scheitelpunkte steht Perseus mit dem Stern Algon, der in merkwürdiger Weise periodisch seine Helligkeit wechselt. Tief im Nordwesten steht der Pegasus und am nordnordwestlichen Horizont die Leier. Im Nordosten endlich rechts neben dem Himmelspole erblickt man den großen Bär. Von den Planeten ist Merkur in der zweiten Hälfte des Monats als Abendstern im Südwesten aufzusuchen, Venus dagegen ist Morgenstern und steht am Südosthimmel. Auch Jupiter ist morgens im Osten zu sehen, am besten sieht man den Saturn, der schon vor Mitternacht aufgeht und um 4 Uhr früh kulminiert. Am 3. November ist erstes Viertel, am 5. steht der Mond in Erdferne, am 11. ist Vollmond, am 18. letztes Viertel. Am 21. kommt der Mond in Erdnähe und am 25. ist Neumond. In den Nächten vom 11. bis 14.

Amerikanisches Glanzbügeleisen.

November treten zahlreiche Sternschnuppen auf, die ihren Ausgangspunkt hauptsächlich aus dem Sternbild des großen Löwen nehmen.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Jagdfrühstück.

Consommé mit Wein. Man bestreiche den Boden einer etwa 3 l haltenden Kasserolle mit 125 g Butter, belege ihn mit vier, in dicke Scheiben geschnittene Zwiebeln und gebe 1 1/2 k Rindfleisch in dünnen Schnitten darauf, gieße 1/4 l kaltes Wasser darüber und lasse es hellbraun anbraten, aber ja nicht anbrennen. Fülle dann die Kasserolle mit kaltem Wasser, schäume sorgfältig ab, thue Salz, eine Möhre, kleine Petersilienwurzel, ein Stück Sellerie und ein paar Gewürznelken hinein und lasse zwei bis drei Stunden langsam kochen, währenddessen man Schaum und Fett immer sehr rein abnimmt, denn es darf durchaus kein Fett darauf sein, und es zuletzt durch ein Sieb gießt.

Beim Gebrauche vermischt man das Consommé nach Geschmack (etwa 1/4 l auf das Liter) mit starkem Rotwein, am besten Burgunder, oder auch mit Madeira, und serviert recht heiß in Bouillontassen, mit fingerlang und fingerdick geschnittenem, geröstetem Weißbrot, zierlich in Scheiterhäufchen aufgeschichtet, und Blätterteigpastetchen.

Zu diesen steche man von Blätterteig, mit einem Weinglas, doppelt so viele Plättchen aus, als man Pastetchen bereiten will, lege die Hälfte davon auf ein mit Mehl bestäubtes Backblech und bestreiche den Rand mit verklopftem Ei, gebe haselnußgroß Kalbfleischfarce darauf und die anderen Plättchen darüber, drücke sie an, bestreiche sie ebenfalls mit verklopftem Ei und backe sie in mäßiger Hitze.

Kalbfleischfarce. Man nehme 1/2 k rohes, geschabtes Kalbfleisch, 60 g in Milch geweichtes und ausgedrücktes Weißbrot ohne Kruste, 60 g Butter, ein Eidotter und ein Ei, stoße alles zusammen im Mörser, streiche es durch ein Sieb und würze mit Salz, weißem Pfeffer und Muskatnuß.

Wildschwein-Koteletten mit Kartoffeln. Man schneide sie, gleich anderen Koteletten, aus dem Rücken (Carré) eines jungen Tieres, klopfe sie leicht und bestäube sie mit feinem Salz und weißem Pfeffer; tauche sie dann in zerlassene Butter, bestreue sie mit fein geriebenem Weißbrot und brate sie auf dem Roste über starker Glut rasch ab, etwa vier Minuten auf jeder Seite, bis sie sich unter dem Druck des Fingers etwas fest anfühlen, richte sie kranzförmig auf erwärmter Schüssel an und gebe gebackene Kartoffeln gehäuft in die Mitte.

Gebackene Kartoffeln. Man schäle ein Dutzend dicke, rohe Kartoffeln, wasche sie, schneide sie in dicke Scheiben und dann jede Scheibe in lange Streifen und trockne sie auf einem Tuche; backe sie, fünf Minuten vor dem Anrichten, in heißem Backfett goldgelb und craquant, lege sie auf eine Serviette, bestreue sie mit feinem Salz und richte an.

Englische Taubenpastete (Piglon-Pie). Man bereite zuerst den Teig, thue dazu 1/4 k Mehl auf das Backbrett und mache in die Mitte eine leichte Grube, gebe 1/8 k Butter in Stückchen, zwei Eier, ein wenig Salz und 1/16 l

Wasser hinein und arbeite dies mit den Fingerspitzen der rechten Hand durcheinander, schiebe nach und nach das Mehl dazu und menge es rasch zum Teige; dann habe man vier schöne, junge, fette, in Hälften oder Viertel geschnittene Tauben, vier geklopfte Hammelskoteletten, acht hartgekochte Eidotter und einen gehäuften Eßlöffel Salz, mit einem Theelöffel gestoßenem weißen Pfeffer vermischt. Nun gieße man sechs Eßlöffel ungesalzene Bouillon auf den Boden der Schüssel, wende die Koteletten in Salz und Pfeffer um und lege sie unten hinein; darüber, kuppelförmig gehäuft die ebenfalls in Salz und Pfeffer umgewendeten Tauben und oben darauf die halbierten Eidotter, mit der flachen Seite nach unten; nehme jetzt ein fingerbreites Streifchen von dem ausgewellten Teig, lege ihn auf den mit verklopftem Ei bestrichenen Schüsselrand und bestreiche das Streifchen auch mit Ei; schneide von dem übrigen Teig einen passenden Deckel, breite ihn über das Ganze und drücke den Rand und den des Streifchens fest aufeinander. In der Mitte des Deckels macht man eine kleine Oeffnung und überstreicht ihn mit verklopftem Ei, läßt die Pastete so einige Stunden ruhen, backt sie in gut geheiztem Backofen (Röhre) etwa eine Stunde und serviert warm.

„Der König rief, und alle, alle kamen" (S. 427).

Seezungen-Mayonnaise. Man habe eine schöne Seezunge, welche man reinigt, aus Haut und Gräten löst und die Hälfte in hübsche, gleich große Filets schneidet, sämtliches Fischfleisch dann in zerlassener Butter sautiert und die Filets, mit Salz bestreut und mit Citronensaft beträufelt, zwischen zwei Deckeln leicht gepreßt, zur Seite stellt; das übrige Fleisch hat man in mundgerechte Stückchen geschnitten und mit etwas Salz, Estragonessig, acht in Würfel geschnittenen, gedämpften Champignons, zwölf Krebsschweifchen oder 1/4 l Garnelen (diese drei Ingredienzien können auch eingelegt sein) und zwei Eßlöffeln Kapern vermischt und ebenfalls zur Seite gestellt. Nun rühre man sechs hartgekochte (acht Minuten) und sechs rohe Eidotter mit etwas Salz und Citronensaft eine Viertelstunde, mische hierauf den Saft einer großen Citrone darunter und gebe nach und nach, unter beständigem Rühren, tropfenweise neun Eßlöffel feinstes Provenceröl und danach zwei Theelöffel Estragonessig, ebensoviel englischen Senf, eine Prise weißen Pfeffer und eine Prise gesiebten Zucker hinzu und tauche jetzt die Filets in diese Mayonnaise, lege sie kranzförmig (en miroton) auf eine Schüssel und die gemischten, mit etwas Mayonnaise vermengten Ingredienzien in die Mitte, gieße den Rest der Mayonnaise darüber und garniere die Schüssel mit dreieckigen, gerösteten, mit Butter und Kaviar bestrichenen Weißbrotcroutons und Citronenvierteln.

Pfundkuchen. Man nehme 1/2 k feinstes Weizenmehl, 1/2 k ungesalzene Butter, 1/2 k Zucker, 15 g Zimt, 12 g Gewürznelken, 1/8 k Succade, in feine Stückchen geschnitten, Zucker und Gewürz fein gestoßen, acht Eier und acht Eidotter; rühre die Butter zu Schaum und dann, nach und nach, Eier und Eidotter und das übrige löffelweise dazu, so daß alles zusammen aufgeht, gebe es in eine Form mit Dille (Rohr) und backe es bei mäßiger Hitze eine bis anderthalb Stunden.

Feines Bier, Moselwein, Bordeaux.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Deutsche National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von
W. Spemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:
Lessings Werke. Bd. V. Herausgegeben von Dr. Robert Boxberger. (Theatralische Bibliothek.)

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige, nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, das mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Weltpost.

D. in C. Sie fragen, wie Azaleen, hododendron und Kamelien zu erziehen, zw. am leichtesten zur Blüte zu bringen en. Ganze Bücher sind über jede dieser lanzen geschrieben worden, wir aber sollen nen in wenigen Zeilen Antwort geben. rsuchen wir's! Azalea indica pflanzt in durch Samen fort, der im März unter ppeltem Glas ausgesät wird, aber nicht e Sorte wiedergibt, von der er geerntet orden. Solche Samenpflanzen, aus Azaa indica phoenicea gezogen, geben die esten Unterlagen zur Veredelung mit guten Sorten. Schneller geht die Erziehung solcher Unterlagen durch Stecklinge, die von leichtwachsenden Sorten Ende Juli in Sand über sandiger Heideerde gesteckt, nach der Bewurzelung in kleine Töpfe, im Frühjahr in ein Beet mit Heideerde unter Glas ausgepflanzt, später frei gestellt und zu einem Stamme hoch gezogen werden, der, im Herbst in den Topf gepflanzt, durch Entspitzen selbst oder nach dem Veredeln mit einer andern, feineren Sorte die Krone bildet. Die veredelten Exemplare blühen früher und reicher als die aus Samen oder Stecklingen gezogenen, unveredelt gebliebenen Pflanzen. Ueberwinterung in 4—6° R. warmem Gewächshause oder Zimmer. Anregung zum Früh-, . h. Winterblühen durch größere Wärme rst nachdem die Knospen sichtbar geworden. Verpflanzen nach der Blüte in Heideerde, Sumpfmoos, Lauberde und kleine Ziegel- oder Feldspatstückchen. Rhododendron hybridum, ponticum und arboreum erzieht man durch Veredeln auf Sämlinge von Rh. ponticum. Behandlung ähnlich wie bei Azalea indica. Ueberwinterung unter Bedeckung im Freien oder in einem vor Temperaturwechsel geschützten Kasten, Schuppen oder Keller. Antreiben zum Frühblühen von Januar ab in warmer feuchter Luft. Der Wurzelballen darf niemals eigentlich naß sein, außer gleich nach dem Gießen, aber auch wie bei den Azaleen niemals ganz austrocknen. Bester Stand über Sommer in voller Sonne, dann aber bis August reichliches Gießen mit überschlagenem, bis 25° R. erwärmtem Wasser. Camelia japonica L. wird auf Unterlage veredelt, die durch vor dem Austreiben im Frühjahr gemachte Stecklinge von C. japonica paeoniflora oder von C. Lady Campbell erzogen wurden. Versetzen nach dem Blühen, bei beginnendem Austreiben in Laub- und Moorerde, wenig Lehm, Ziegel- und Feldspatstückchen und Sand. Ueberwinterung bei 8—10° R. Wärme. Aufstellen im Freien unter einer aus weitläufig gestellten Latten gebildeten Schattendecke gegen Süden, d. h. im Halbschatten nicht eher, als bis die bereits gebildeten Blütenknospen einige Festigkeit erlangt haben, also nicht vor Mitte Juni. Gießen wie bei den vorigen während des Wachsens mit einer aus 100 l Wasser und 1 l Holzasche gebildeten Lauge oder mit 500 g in 100 l Wasser aufgelöstem Guano. Beste Sorten zum Frühblühen oder „Treiben": Alba plena, Chandleri und Chandleri rosea, Fimbricata, Imbricata, Lady Campbell u. a. m. Man beginnt mit dem Treiben in höherer Temperatur nicht vor Mitte Januar. O. Hüttig.

Nur echt mit dieser Schutzmarke.
D L
Professor Dr. Lieber's
Nerven-Kraft-Elixir

zur dauernden, radicalen und sicheren Heilung aller, selbst der hartnäckigsten **Nervenleiden, Bleichsucht, Angstgefühle, Kopfleiden, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc.**

Alles Nähere besagt das jeder Flasche beilieg. Circulär. **Preis 1/2 Fl. M. 5.—, ganze Fl. M. 9. —**, gegen Einsendung oder Nachnahme. — [1896]

Haupt-Depot: **M. Schulz, Hannover**, Schillerstraße. — Depots: Hirsch-Apotheke, Stuttgart. Löwen- u. Augusten-Apotheke, München. Engel-Apotheke, Regensburg. St. Afra-Apotheke, Augsburg. Stern-Apotheke, Straßburg i. Els. Einhorn-Apotheke, Metz. Einhorn-Apotheke, Cöln, Glockengasse. Pharmacie internationale, Hamburg, Neuerwall 25. Albert-Apotheke, Leipzig. Adler-Apotheke, Breslau, Ring 39. Apoth. z. gold. Anker, Grabow-Stettin. Ferner zu beziehen durch: C. F. Dahms, Berlin, Kommandantenstr. 8. C. Nodrian, Frankfurt a. Main, Eschenheimerstr. Otto Mahlke, Königsberg i. Pr., Sackheimer-Straße 44. Albert Neumann, Danzig.

Die besten und schönsten, in der Stimmung korrekt der Musik entsprechenden

Harmonika

bekommt man allein bei **Joh. N. Trimmel, Wien VII, Kaiserstraße 74.** [2138]
Illustrirter Preiscourant gratis u. franco.

Patente

[2181] aller Länder besorgt u. verwerth. d. **Patentbureau** v. **C. R. Walder**, Ingenieur u. Pat.-Anw. **Berlin S. W. 11.**

Dr. Mirus'sche Hofapotheke (R. Stütz) Jena.

Preisgekrönt: Brüssel, Halle a. S., Frankfurt a. M., Wien.

Verbesserte Leube-Rosenthal'sche Fleischsolution

Empfohlen v. d. hervorragendsten Vertret. der Medicin.

mittel f. Magenkranke ungsschwache leidende schwächliche Kinder, Greise, Genes.d. etc

In den bedeutendsten Krankenhäusern zur Anwend. gelangt.

Wichtigstes Nahrungs und alle an Verdau personen, für Nervenleidende.

Zu beziehen d. alle Apotheken des In- und Auslandes.

Dr. Mirus'sche Hofapotheke (R. Stütz) Jena.

Anlehensloose.

Preisliste gratis. [2252]
Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Karlsbader Kaffee

Haupt-Lager: **Max Thürmer**, Dresden,

Kein Surrogat, gebrannt in Bohnen. von vorzüglichstem Geschmack, feinstem Aroma zu **2,00 1,80** und **1,60** das 1/2-Kilo.

MAX THÜRMER DRESDEN KARLSBADER KAFFEE
Schutzmarke

Hervorragend schöne, wirklichen Genuss bietende Qualitäten.

Purgatif Dr. Oidtmann (Mastricht Holland)
60 Tropfen, anstatt Klystier. [2537]

Schachspiele. Illustr. Preisliste grat. frco. [2249]
C. Bütow, Nürnberg.

Schul-Sanatorium

für junge Mädchen

Davos i. d. Schweiz — Höhenkurort

gef. von Frl. **Dickes.**

Für Lungenkranke.

Die **Heilanstalt der Gräfin Marie Pückler zu Görbersdorf** empfiehlt sich beim Herannahen des Winters zu geneigter Beachtung für Aerzte und Kranke. Für Wohnung und kurgemäße Kost (fünf Mahlzeiten täglich) werden 15 bis 20 Mark wöchentlich, je nach Bedürfnissen und Ansprüchen der Gäste berechnet. Heizung und Beleuchtung wöchentlich 1,50 Mark vom 15. October bis 15. Mai; ärztliches Honorar 2—3 Mark pro Woche nach Bedürfniß. Einmalige Kurtaxe 10 Mark. Die Wege in den Gärten und dem Walde der Anstalt werden schneefrei gehalten. — Lesezimmer, geselliges Leben, Wagen steht den Kranken zu Ausfahrten zur Verfügung. Anstaltsarzt: **Dr. R. Weber** mit einem Assistenten. [2550]

Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an die
Gräfin Marie Pückler, Görbersdorf (Schlesien.)

Von keinem anderen ähnlichen Mittel übertroffen, von den **größten** Autoritäten **der medicinischen Wissenschaft Europa's** geprüft haben sich die

Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen

als ein sicheres, angenehmes und durchaus unschädliches Mittel bewährt.

Gegen **Kongestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- u. Gallenleiden, Hämorrhoiden,** überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die **Apotheker Rich. Brandt'schen Schweizerpillen** in unzähligen Fällen als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die Gründe, auf welchen der Weltruf der Apotheker R. Brandt'schen Schweizerpillen basirt. Der billige Preis von Mark 1 pro Dose, welche für mehrere Wochen ausreicht, machen dieselben Jedermann zugänglich, doch achte man genau darauf, die **ächten Apotheker R. Brandt'schen Schweizerpillen** zu erhalten, welche auf der Dose ein Etiquette wie obige Abbildung zeigt, tragen.

BRANDT'S SCHWEIZER-PILLEN · APOTHEKER RICH.
Gesetzl. Rich. Brandt deponirt

Apotheker Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europa's vorräthig u. a **Berlin:** Strauß-Einhorn- oder Victoriaapotheke, **Breslau:** Kränzelmarktapotheke, **Cöln:** Einhornapotheke, **Dresden:** Mohrenapotheke, **Frankfurt a. M.:** Adlerapotheke, **Hamburg:** Hafenapotheke u. Neuerweg, **Hannover:** Löwenapoth., **Königsberg i. Pr.:** Kahle'sche Apoth., **Magdeburg:** Löwenapoth., **München:** Carmeliterapoth., **Posen:** Rothe Apoth., **Straßburg i. E.:** Meißenapoth., **Stuttgart:** Apoth. Reihlen und Scholl, **Wien:** Apoth. Mittelbach Hohermarkt, **Prag:** Apoth. J. Fürst, **Pest:** Apoth. J. v Török, **Genf:** Apoth. A. Sauter, **Zürich:** Apoth. R. Brandt.

LIEBIG Company's Fleisch-Extract

Nur aecht wenn jeder Topf den Namenszug J. v. Liebig *in* **BLAUER FARBE** *trägt.*

Die Zeitschr. „Die Nahrungsmittel" urtheilt, dass sich unser **Cognac** nach der chemischen Untersuchung in allen Eigenschaften v. importirtem französischen Cognac, bei ganz bedeut. billigeren Preisen nicht unterschied.
Export-Compagnie für Deutschen Cognac, Köln a. Rh.

Patent-Kinderwagen,
Krankenfahrstühle,
Netzbettstellen,
Kinder-Velocipedes

eigner Fabrik, höchst solides Fabrikat, in einfachen wie elegantesten Ausstattungen liefert unter Garantie zu sehr mäßigen Preisen die

Kranken- u. Kinderwagen-Fabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.

Reichausgestattete illustrirte Kataloge (mit vielen Anerkennungen aus **allen** Ständen als Anhang) auf Wunsch **gratis.**
Niederlage Wien I. Postg. 22.

Königliches Bad TEINACH

im Württembergischen Schwarzwalde.

Reizendes Thal, von Wäldern umgeben, **Eisenbahn-Station. Mineralbad** (Eisen-, Natron- und Kalkquellen), **Wasserheilanstalt** (Elektrizität, Massage etc.), zugleich **klimatischer Kurort** und **Sommerfrische**, vortreffliche Gelegenheit zu Terrainkuren, vielseitige Unterhaltungen (Kurkapelle, Bibliothek etc.) und beste Verpflegung.

Saison v. I. Mai bis Ende September.— Prospekt gratis u. franko durch:

Die Eigenthümer: C. Hoffmann's Erben in Stuttgart.
Badarzt: Dr. Wurm. Badverwaltung: J. G. Stark.

LINDAU IM BODENSEE.

Hotel Bayerischer Hof.

Schönste Lage am Bodensee mit herrlicher Aussicht auf's Gebirge. [2300]

Bestrenommirtes Haus sowohl zu längerem, als auch vorübergehendem Aufenthalt für Familien, Touristen und Geschäftsreisende bestens geeignet.

Pension das ganze Jahr, im Winter bedeutend ermässigt.

Anfragen zu richten an den Besitzer

Wilhelm Spaeth.

St. Andreasberg (Oberharz). *Klimatischer Höhen-Kurort.*

Hôtel Rathhaus,

— I. RANGES, —

hält sich allen resp. Reisenden unter seinen alten soliden Bedingungen bestens empfohlen. Anerkannt vorzügliche Küche. Gute Weine. Bei längerem Aufenthalt pro Tag M. 4. 50. Pension. Lesekabinet im Hause. Hochachtungsvoll

Carl Werner.

[2302]

— Hôtelwagen bei jedem Bahnzuge. —

DR. BREHMER'S [2301]

Heilanstalt für Lungenkranke

in Görbersdorf

ist das **erste** (1854) in der **schwindsuchtsfreien** Zone errichtete Sanatorium.

Kur das ganze Jahr.

Einrichtung zweckentsprechend, ausgedehnte Parkanlagen und Tannenhochwald mit 6½ Kilometer Kunstwegen.

Prospekte gratis und franco.

Parkstrasse 3. **WIESBADEN.** Gegenüber dem Curhaus.

„Hôtel-Pension Quisisana“. Dieses in schönster Lage im Park neu aufgeführte elegante, streng private Familienhôtel bietet einem feinen Publikum neben der Annehmlichkeit der unmittelbaren Nähe des Fest- u. Concertplatzes, der Lesesäle etc. von allen Zimmern prachtvolle Aussicht über die Stadt, den Park und den Taunus. Es enthält 40 Schlafzimmer und Salons zum Preise von 4—9 Mark, incl. Pension neben 4 eleganten, grossen Gesellschaftsräumen. Das Haus sucht den Comfort und die Küche eines Hôtel ersten Ranges mit den Vorzügen eines feinen, ruhigen Privathauses zu vereinigen. — Mineral- und Süsswasserbäder. — Prospecte auf Wunsch vom Besitzer Dr. phil. L. Roser. [2294]

SOOLBAD RHEINFELDEN.

(Schweiz.)

Prospectus gratis. Prospectus gratis.

Rheinsoolbad „Hôtel des Salines“. (J. V. Dietschy.)

Stärkste Soole des Continents. Prachtvolle Lage am Rhein. Milchkur. Rheinbäder

Luftkurort Engelberg

Hotel Titlis. 1019 Meter über d. Meer. Hotel Engel

I. Ranges 8—12 Fcs. — Pensionspreise: Alles inbegriffen nach festem Tarife. — II. Ranges 6½—8 Fcs.

Im Mai, Juni, September 10% Rabatt.

Der Besitzer: ***Ed. Cattani.*** [2297]

Seehaus [229

am Schliersee im bayerischen Hochlande.

Sehr empfehlenswerthes Gasthaus mit Pension, in schönst Lage des anmuthigen Gebirgsortes, welches von bewaldete Bergen umgeben, reinste Alpenluft und milde Seebäder biete

Königsberg i. Pr.

Hôtel de Prusse.

Erstes Haus in bevorzugtester Lage, der Börse gegenübe

Grosser Comfort. Zimmer schon für 1,50 M.

BAD EMS.

Darmstädter Hof.

In prachtvoller Lage am Wasser, unmittelbar neben dem Königlich Kurhause, in welchem die fiskalischen Quellen und Bäder, sowie die Kais liche Wohnung sich befinden. Bei allem Comfort eines Hôtels I. Rang civile Preise. Kühle gut ventilirte Speisesäle, Terrasse und kleiner Gar mit Springbrunnen. Bei längerem Aufenthalt Pension. Post und Telegra im Hause. **Omnibus am Bahnhofe.** [2326

Th. Bieger, *Eigenthümer.*

Bad Wildungen.

Gegen **Stein, Gries, Nieren-** und **Blasenleiden, Bleichsucht, Bl armuth, Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekan **Georg Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle.** Wasser derselben wird in st frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad**, Bestellungen **Wohnungen** im **Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** etc. erledigt:

Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actien-Gesellsch

Marschners

GASTHAUS ERSTER CLASS

zur Stadt Berlin

am Neumarkte

in DRESDEN

hält sich bestens empfohlen.

Weltpost.

J. Pf. in H., G. K. in L., Polarstern, Ph. H. in C., A. K. in K. Nicht verwendbar.

E. F. in N. Sie urteilen, wie Sie es verstehen.

M. K. in M. Sie dürften darüber Auskunft finden in Freitags „Dilettant auf allen Gebieten“ (Wien, Hartleben).

K. Th. in M. Die Frage, welcher Religion die Kinder in einer Mischehe angehören sollen, entscheidet der Wille der Eheleute. Vielfach ist es Gebrauch, die Mädchen in der Religion der Mutter, die Jungen in der des Vaters erziehen zu lassen. Wir sind überzeugt, daß es unter den Mischehen nicht mehr unglückliche gibt, als unter den anderen auch.

Darmstädter Stilistiker. Korrekter ist es ohne allen Zweifel, das Wort „von“ zu wiederholen, aber nicht absolut nötig.

T. in N. Sie mögen recht haben, aber in einem wissenschaftlichen Aufsatz sind termini technici schwer zu vermeiden.

E. Sch. in B. Lassen Sie sich in irgend einer Buchhandlung die Sprechlehre nach Ollendorfs und Rosenthals Methode vorlegen. Sicher finden Sie darin das Gewünschte. Ihre zweite Frage ist uns unverständlich.

W. L. in W. Ihrem Wunsch wird Folge geleistet, Sie sehen das wohl schon aus vorliegendem Heft.

D. M. in W. Ihr Brief wurde beantwortet. Allerdings mußten wir Ihnen unser Unvermögen zu helfen bekennen.

E. Sch. in S. Wir erinnern uns nicht, eine solche Anfrage erhalten zu haben.

E. F. in PA. Wenden Sie sich an die Redaktion des „Sammler“, Berlin W, Steglitzerstraße 88 (Dr. Brendicke).

E. W. in D. und M. S. in B. Bedauern nicht dienen zu können.

C. M. Hoflieferant Chrestensen in Erfurt, dessen Firma in landwirtschaftlichen Kreisen durch Einführung vieler guten Neuheiten von Getreide (Triumphhafer, Dividenden-Weizen u. s. w.), Kartoffeln (Maikönigin 2c.) einen bedeutenden Ruf erlangt hat, teilt uns mit, daß seine Versuchskulturen von Getreidesorten 2c. in diesem Jahre sehr ausgedehnt sind, und daß es ihm angenehm sein würde, wenn die Herren Landwirte zur Besichtigung der Kulturen ihn mit ihren Besuche beehren wollten.

K. Sch. in B. Freundlichen Dank für die hübsche Lösung. Grüßen Sie Ihr talentvolles Töchterchen vielmals von uns.

A. E. in L., E. G., G. P. in E., M. H. in N., G. P. in G., F. W. in N., O. St. in G. Unverwendbar.

A. E. in A. Ihre Gedichte sind von ausgesuchter Plattheit. Welche Sünde haben wir begangen, daß Sie uns zumuten, sie zu lesen?

R. G. in W. Das hübsche Bildchen „Was soll ich malen“ ist in Photographiedruck bei C. Hesse in Leipzig erschienen.

H. A. B. in L. Das Buch ist uns nicht bekannt.

Begeisterter Abonnent. Dieser Plan ist von uns längst ins Auge gefaßt und wird von uns früher oder später ausgeführt werden.

C. P. H. in G. Wenn Ihre Liebe so schwach ist wie Ihre poetischen Leistungen, da wundert es uns nicht, daß Sie Unglück in ihr haben.

G. B. in G., H. H. in G. Irren wir nicht sehr, ist auch diese Sprache in Rosenthals Meisterschaftssystem behandelt.

J. W. in P. Sie beginnen Ihr Lied:

„Wenn ich ein Maler wär'.“

Wenn wir uns bezüglich ihrer Berufswahl auch ein Urteil erlauben dürfen, wünschen wir lieber, Sie wären ein Dichter — vorausgesetzt, daß Sie uns auch ferner Gedichte einzusenden beabsichtigen.

Antonie. Apotheosen auf Schnapsflaschen, noch dazu wenn sie als „Straßenkehrers Geliebten“ gefeiert werden, zu bringen, liegt denn doch außer unseren Absichten.

Leser in Insterburg. Sinn- und gedankenlose Wortzusammenstellungen, aber keine Gedichte.

O. K. Wohin die Reimwut führen kann, zeigen folgende Verse, die Sie unverfroren genug sind, uns einzusenden:

„Nur Sonntagskindern wehen
Der Elfen Lied und Fried.“

Das muß spaßig aussehen, wenn die Elfen Frieden wehen.

M. H. in K. Schade, daß Ihre Gedichte nicht zum zweitenmal „auf der russischen Grenze“ verloren gegangen sind. Es wäre uns dadurch der betrübende Einblick in Ihr dichterisches Unvermögen erspart geblieben. Ganz unbrauchbar.

G. M. in B., C. H. in F. Sie haben recht.

„Grüß Gott!“ Von R. Wehle.

Tiergesellschaften.

Von

Friedrich Knauer.

Schon früher einmal hatte ich Gelegenheit, den Lesern dieser Monatsschrift (Bd. IX) aus der Wirbeltierwelt eine Reihe von Tieren vorzuführen, die im Unterschiede von anderen einsiedlerisch oder streng paarweise lebenden Tieren das gesellige Zusammenleben mit mehreren ihresgleichen lieben. Ich setzte hier diese Schilderung geselligen Zusammenhausens unter Wirbeltieren fort und will dieselben später einmal durch Vorführung in Gesellschaften beisammenwohnender wirbelloser Tiere abschließen.

Einen ersten Platz unter den geselligen Nagern nimmt der Ziesel ein, ein überaus liebenswürdiger Nager, den in seinem Treiben zu beobachten nicht schwer fällt. Jeder Ziesel gräbt sich einen eigenen Bau, aber in ziemlicher Nähe eines benachbarten Baues. Da sieht man dann an Sommernachmittagen aus jedem Bau einen der munteren Nager hervorschlüpfen, vorsichtig herumspähen und dann zu den anderen sich gesellen; da geht es an ein Putzen und Lecken des Leibes, oder es wird nach Wurzeln gesucht und daran herumgenagt, oder mehrere Ziesel tollen sich spielend herum. Plötzlich wird ein Falke sichtbar; aber schon hat einer von der Gesellschaft ihn erblickt; ein schriller Pfiff ertönt und die ganze Gesellschaft ist in ihren Bauen verschwunden. Eigentümlicherweise benutzt jeder Ziesel den Gang seines Baues nur ein Jahr lang, verstopft den Zugang vor Eintritt des Winters und gräbt sich vom Lagerkessel aus einen neuen, den er aber erst im kommenden Frühjahre nach oben durchbricht. Solcherweise kann man aus der Zahl der Gänge eines Baues auf dessen Alter schließen.

Die Zeiten, da der Biber (S. 435) in unserer deutschen Heimat sich seine „Burgen“ bauen konnte, sind lange vorbei. Wo er heute noch zu finden, haust er meist paarweise, und nur da und dort lebt er noch in kleineren Gesellschaften. In Kanada, obschon auch dort seltener geworden, lebt er aber auch jetzt noch in großen Gesellschaften, errichtet sich dort außer unterirdischen Zufluchtsstätten hügelförmige Burgen aus dicken abgeschälten Aesten und Holzstücken, Erde, Lehm und Sand und führt zum Schutze dieser über der Erde befindlichen Wohnungen bis zu 200 m lange, an 3 m hohe Dämme quer durch das Wasser auf. Solche Niederlassungen verläßt der Biber nur ungern, und hat man Biberburgen aufgefunden, welche ein Alter von mehreren hundert Jahren aufwiesen.

Gesellig in künstlichen mehrkammerigen Bauen lebt der Pferdespringer (Scirtetes jaculus) in den Steppen Südost-

Viscacha (S. 435).

Biber und ihre Burgen (S. 434).

europas; gesellig leben auch die Hausmäuse und Hausratten, die, wie ich an Gefangenen und Freilebenden wiederholt zu beobachten Gelegenheit hatte, selbst dann an eine Absonderung nicht denken, wenn ihre Zahl schon nach Hunderten zählt, desgleichen die Feldmäuse, deren Baue eng aneinander sich reihen.

Die Lemminge (S. 437) des Nordens, obschon sie im übrigen die Lebensweise verwandter Nager führen, sind uns durch ihre abenteuerlichen, mit vielfacher Uebertreibung geschilderten Wanderfahrten besonders bekannt geworden; solche Wanderfahrten unternehmen sie, wenn zu große Vermehrung und Mangel an Nahrung sie aus ihrer Heimat treiben; von den Hunderttausenden kehren nur wenige, durch Strapazen, Krankheiten, Raubtiere decimiert, wieder in ihre Heimat zurück.

Zu Tausenden nebeneinander bewohnt die Chinchilla (Eriomys Chinchilla), ein Nager aus der Familie der Hasenmäuse, die Felsen der südamerikanischen Kordilleren; aus jeder Spalte lugt ein Kopf hervor, um im Nu zu verschwinden, wenn gegen einen der Nager ein Schuß abgefeuert wird.

Betritt der Reisende gegen Abend die Pampas und Grassteppen von Buenos Ayres, so stößt er wiederholt auf ganze Rudel eines anderen Nagers, der Viscacha (Logostomus trichodactylus, S. 433), gleichfalls den Hasenmäusen angehörig. Die Baue, deren jeder 40—50 Gänge hat, reihen sich unmittelbar aneinander, so daß der Boden meilenweit unterminiert ist. Bei dem leisesten Geräusch stürzen alle unter lautem Geschrei in ihre Höhlen. Sonderbarerweise tragen diese Tiere allerlei Dinge, die sie finden, Knochen, Geniste, von Reisenden verlorene Gegenstände, vor ihrem Bau zusammen.

Die Mara (Dolichotes patagonica, S. 441), ein recht sonderbarer Nager aus der Familie der Hufpfötler, bewohnt in Gesellschaften bis zu 40 Stück die buschreichen Einöden Patagoniens. Bei dem geringsten Geräusch ergreift solch eine Gesellschaft die Flucht und folgt dem Führer in kurzen, raschen Sätzen, ohne die gerade Linie zu verlassen. Die Mara lebt mit einem Hühnervogel, der Eudromias elegans, in freundschaftlichem Verkehr; wo ein solches Huhn sich blicken läßt, kann man bestimmt auf die Anwesenheit eines Maratrupps schließen und umgekehrt.

Das Kaninchen lebt wohl paarweise in einem eigenen Bau; aber gern legt es seinen Bau in nächster Nähe eines anderen Kaninchenbaues an, so daß ganze Siedelungen entstehen, und nicht selten verschlingen sich die Röhren des einen Baues mit denen eines anderen. Desgleichen bilden die Baue des Alpenpfeifhasen auf den hohen Gebirgen Innerasiens Siedelungen von Tausenden. —

Fast durchweg gesellige Tiere, die meist in kleineren oder größeren Gesellschaften beisammen leben, sind die Einhufer. In den weiten Steppen des südöstlichen Europas schwärmt heute noch in Herden von mehreren Hunderten der Tarpan. Eine solche Herde zerfällt wieder in mehrere kleinere Gesellschaften, jede geführt von einem Hengste, der unbeschränkte Herrschaft führt, für die Sicherheit seines Trupps sorgt, wenn Gefahr droht, zuerst schnaubend, mit hocherhobenem Kopfe herantrabt, dann die Herde mit lautem Gewieher warnt und mit ihr in vollem Galopp davontollt. — In noch

Lemminge (S. 435).

weit zahlreicheren Herden, einzelne bis zu 12000 Stück stark, leben wilde Pferde auf den Pampas und Leanos von Südamerika. Ganz merkwürdigerweise überkommt diese Pferdeherden plötzlich eine Art Raserei. Wie von einem unsichtbaren Geiste getrieben, stürzen Tausende in wilder Flucht dahin, scheuen vor keinem Hindernisse zurück, reißen ihnen begegnende zahme Pferde mit und stürzen oft senkrechte Felswände herab, in den Abgründen zerschmetternd.

Heute noch bewohnt der Kulan oder Dschiggetai (S. 439) die asiatischen Steppen in namhafter Zahl. Einzelne Trupps bis zu 50 Stück stark leben unter Anführung eines Hengstes; solche kleine Gesellschaften treten im Sommer, aber nur vorübergehend, zu größeren Herden zusammen und weiden gemeinschaftlich. Beim Eintritt des Winters sammeln sich die einzelnen Trupps und kleinen Gesellschaften zu Herden von Tausenden und darüber und wandern gemeinschaftlich aus ihren Sommerständen nach den Winterplätzen zu. Sowie der Schnee zu schmelzen beginnt, kehren sie wieder nach den Sommerständen zurück. Sie unterhalten kameradschaftliche Beziehungen mit den Grunzochsen, Tibetantilopen, Saigaantilopen, Kropfantilopen, verschiedenen Wildschafen, mit denen man sie gemeinschaftlich weiden sieht.

Das Quagga und das Tigerpferd bewohnen in Herden von 10—100 Stück die Ebenen und Steppen Südafrikas. Die Reisenden schildern mit lebhaften Farben den prächtigen Anblick, den eine in voller Carriere dahinsausende Herde dieser lebhaften, schön gezeichneten Tigerpferde bietet. Mitten darunter befinden sich gestreifte Gnus, mit denen das Tigerpferd ebenso freundschaftlich verkehrt wie die Quaggaherden mit Buntböcken, Springböcken und Straußen. Friedlich weiden diese verschiedenen Gruppen angehörigen Tiere nebeneinander, alle ruhig grasend, solange die Strauße ruhig bleiben, sofort aber hinterhereilend, wenn die vorsichtigen Strauße Gefahr wittern und davonstürmen.

Die nächsten Verwandten des Kamels, der Guanaco, das Lama, die Alpaka und die Vicuna, sämtliche in den Kordilleren Südamerikas zu Haus, sind durchweg sehr gesellige Tiere. Der Guanaco bildet Rudel von oft über 100 Stück. Solch ein Rudel besteht meist nur aus einem alten Männchen, vielen Weibchen und ganz jungen Tieren. Vor Beginn der Trockenheit zieht die Gesellschaft nach den Höhen der Kordilleren bis zur Schneegrenze, später in die fruchtbaren Thäler. Zeitweise treten sie weite Wanderungen nach geeigneten Weideplätzen an. — Die Lamas werden in großen Herden auf den Hochebenen Perus gehalten. Allmorgens traben sie ohne Hirten aus den Gehöften auf ihre Weideplätze, abends kehren sie wieder in die Einfriedigungen zurück und schleppen nicht selten wilde Guanacos und Vicunas mit. Dem Reisenden, der sich einer im Freien weidenden Lamaherde nähert, trabt sofort die ganze Herde neugierig entgegen. — Auch die Alpakas bleiben das ganze Jahr in großen Herden auf der freien Hochebene und werden nur zur Schurzeit den Hütten zugetrieben. — Wie beim Guanaco, bestehen die einzelnen Rudel der Vicuna aus einem Männchen und mehreren Weibchen. Das Männchen ist überaus wachsam, meldet drohende Gefahr durch ein helles Pfeifen und beschließt beim Fliehen als letztes den Zug. Den Sommer über bleiben sie in Thälern; ist aber die Zeit der Dürre vorüber, so wandern sie wie die Guanacos nach den Höhen der Kordilleren empor. Außer diesen gleichsam gesetzmäßigen Rudeln bilden sich noch solche, die aus Männchen gebildet werden, welche im Kampfe mit anderen Männchen besiegt worden, und aus jungen Männchen, welche von den Weibchen vertrieben wurden. In solchen Rudeln fehlt jede Ordnung und Führung, und der ganze Haufen gerät bei der geringsten Gefahr in Ermangelung eines Führers in die größte Verwirrung.

Der Elch der nordischen Wälder findet sich wohl in kleinen Trupps; aber er zeigt wenig geselligen Hang. Die alten Männchen bilden zur Satzzeit eigene Gesellschaften und die Weibchen wieder sepa=

rieren sich mit ihren Jungen, weil sie für diese besorgt sind.

In unseren großen zusammenhängenden Wäldern stößt auch der Nichtjäger noch immer auf größere Rudel des Edelhirsches (S. 443), und zwar sieht er die Weibchen mit den jungen Hirschen, von den Trupps der älteren Hirsche getrennt, Gesellschaften bilden. Nur die ganz alten Kapitalhirsche ziehen als Einsiedler herum, bis die Brunstzeit sie die Weibchen aufsuchen läßt. Den Führer eines Hirschrudels macht in der Regel ein Weibchen. Im Sommer begegnen wir den einzelnen Trupps ziemlich hoch im Gebirge, im Winter kommen sie mehr in die Tiefe herab. Dieselbe Lebensweise führt der Virginiahirsch in den Wäldern Nordamerikas. — Der Axishirsch Ostindiens lebt in starken Trupps beisammen, geht des Nachts auf die Ätzung und hält sich den Tag über im Rohrwalde oder im Steppengrase verborgen. — Beim Mähnenhirsch Indiens trennen sich die alten Hirsche nach der Brunstzeit von dem Trupp ab, bleiben aber mit diesem in Fühlung und machen mit ihm im Sommer die Wanderung nach den stehenden Gewässern, zur Regenzeit nach den Gebirgen gemeinsam. — Der Pampashirsch Südamerikas, desgleichen unser Reh leben paarweise oder in ganz kleinen Gesellschaften.

Weithin ziehen sich im westlichen Nordamerika die baumlosen, kurzbegrasten, sogenannten „Bisonsteppen". Hier lebt in zahlreicher Gesellschaft vom September bis zum März der Gabelbock (Antilocapra furcifer) in Herden von mehreren Hunderten beisammen. Vom März ab sondern sich die Weibchen ab, um zu setzen, und die alten Männchen vagabondieren einsam herum. Gegen den Herbst hin treten sie wieder zu großen Gesellschaften zusammen. Die vorherrschend mit Mimosen bewachsene Steppe Mittel- und Südafrikas ist die Heimat der prächtigen Giraffe (S. 447). Hier treibt sich diese in Trupps von 6—8 Stück herum, tritt aber, wo sie sich ungefährdet und sicher weiß, auch in Gesellschaft bis zu 60 Stück auf.

Dschiggetai (S. 437).

Ueberaus zahlreiche Tiergesellschaften stellen die Vereinigungen der größeren Antilopen vor, die in Herden von mehreren Tausenden zusammentreten. Die Gazelle bildet wohl nur kleinere Trupps von meist 3—8, seltener 40—50 Stücken. Auch der afrikanische Kudu, eine Schraubenantilope, dann die Spießböcke, der Nilgau oder blaue Ochse leben gewöhnlich paarweise oder in schwachen Trupps. Dagegen bilden die Gemse, die Springböcke, die Kuhantilopen, die Gnus (S. 445) und Elenantilopen große Gesellschaften. Die sehr gesellige Gemse lebt in oft zahlreichen Trupps, welche von den jungen Männchen, den Weibchen und den ganz jungen Tieren gebildet werden, während die alten Böcke vereinzelt leben. Es ist nicht bloß für den echten Weidmann ein Vergnügen, solch eine Gemsengesellschaft im Freien anschleichen und beobachten zu können. An der Spitze solch eines Gemsentrupps steht eine alte erprobte Geiß, welcher in der Regel die Führerrolle bei den Wanderungen und der Flucht zufällt. Lagert eine

Mara (S. 436).

Gemsengesellschaft ruhig auf einer Felswand, so stehen immer mehrere auf der Wache, deren jede, sowie sich Gefahr zeigt, einen grellen Pfiff ausstößt, worauf der ganze Rudel, die älteste Geiß voran, davonstürmt. — Der Springbock (S. 450) bewohnt in ungeheuren Mengen die ausgedehnten, mit spärlichem Pflanzenwuchs bedeckten Einöden Südafrikas. Trocknen hier — und das trifft wohl alle fünf Jahre zu — die wasserspendenden Tümpel ein, dann wandern Millionen dieser Tiere dem Kaplande zu, alles vernichtend und vertilgend, was ihnen an Pflanzenleben in den Weg kommt. Erst mit dem Eintritt der Regenzeit kehren sie wieder in ihre Heimat zurück. Jeder einzelne Schwarm — „Treckbocken" nennen ihn die holländischen Boers — besteht aus Tausenden, und ein Schwarm folgt dem anderen. Ein solcher Wanderzug reißt alles mit, was ihm in den Weg kommt; zahme Weidetiere werden mitgeschleppt; selbst Löwen geraten in den Strom und müssen, da sie sich keinen Ausweg zu bahnen vermögen, mitwandern. Hinter diesen wandernden Tierscharen sind wieder Leoparden, Löwen, Hyänen, Schakale, Raubvögel her, die alle mit leichter Mühe reichliche Beute machen. Da die an der Spitze des Zuges marschierenden Antilopen am leichtesten Nahrung finden, werden diese immer fetter, damit aber auch fauler, so daß im Verlaufe der Wanderung die hungrigen Hintermänner vordrängen und so Vor- und Nachtrab wiederholt wechselt. Sonderbare Bewegungen führt eine Herde solcher Springböcke aus, wenn man, während sie friedlich grast, sie plötzlich in Schreck versetzt. In senkrechten, 2 m hohen, 5 m weiten Sprüngen, einen ganz eigentümlichen Anblick bietend, stürmt dann die ganze Herde dahin. Sehr häufig finden sich Springböcke in Gesellschaft von Gnus, Bläßböcken, Straußen, Quaggas, wobei ihre außerordentliche Wachsamkeit anderen, minder vorsichtigen Antilopen zu gute kommt. — In großen Gesellschaften beleben die Buntböcke, Bläßböcke und Hartebeest, sämtlich Kuhantilopen, die Hochebenen des inneren Südafrikas meist in treuer Kameradschaft mit den Gnus, Springböcken und Straußen. Die Rudel des Hartebeest stehen meist unter der Führung eines alten Bockes. — Die mit Mimosen spärlich bewachsenen Grasebenen Südafrikas sind von zahlreichen Herden der Elenantilope bevölkert, die, aus mehreren Hunderten bestehend, in kleinere Trupps von 8—10 Stück sich auflösen. Zur Zeit der Dürre wandern sie nach den wasserreichen Niederungen, wobei ein altes Männchen die ganze Schar leitet. — In großen Herden friedlich gesellt mit Springböcken und Quaggas, wandert das Gnu (S. 445) im Innern Südafrikas unstät umher und

unternimmt alljährlich aus Nahrungsmangel weite Wanderungen. Kommt der Reisende diesen Gnugesellschaften in die Nähe, so umkreisen diese mutwilligen und beweglichen Tiere unter allerlei Sprüngen und Wendungen seinen Wagen.

Die **Ziegen** sind durchweg gesellige Tiere und leben in größeren oder kleineren Gesellschaften zusammen. So bildet der **Bergsteinbock** (S. 454) der Pyrenäen Rudel von mehr als 100 Stück, und zwar meist die Böcke und die Weibchen in getrennten Gesellschaften, deren jede unter der Leitung des stärksten, ältesten und erfahrensten Mitgliedes steht. Dieses Leittier geht immer voran, lugt und wittert vorher, läßt dann den Trupp nachkommen, geht wieder vor und sorgt so auf das vorsichtigste für die Sicherheit seines Rudels. Weidet die Gesellschaft, so halten

Edelhirsche (S. 439).

immer mehrere Wache. Ein pfeifender Ton meldet dem Trupp drohende Gefahr. Ganz besonders vorsichtig sind die Weibchen. — Die **Bezoarziege** des westlichen und mittleren Asiens lebt zur Paarungszeit in kleineren Rudeln, die übrige Jahreszeit in Herden von 40—50 Stück. — Der **Argali** Mittelasiens bildet gleichfalls zur Paarungszeit kleine Herden von 10—15 Stück, von denen beim Weiden abwechselnd bald das eine, bald das andere Stück Wache hält. — Der **Mufflon**, obschon infolge fortwährender Verfolgungen viel seltener geworden, bewohnt doch noch die unzugänglichen und schroffen Wände der Gebirge Sardiniens und Corsicas in Rudeln von 50 bis 100 Stück, die unter der Leitung eines alten kräftigen Bockes stehen und während der Brunstzeit in kleinere Trupps zerfallen. Auch die Mufflons stellen Wachen aus, und diese warnen ihre Kameraden durch einen ausgestoßenen Schreckruf. — Der **Katschkar** bewohnt die Hochebenen Innerasiens, im Winter in Trupps von 5—30 Stück. Einer solchen Gesellschaft gehören immer mehrere Männchen an, deren eines die Führerrolle übernimmt. Der Leitbock geht stets voran, bleibt zeitweise stehen, um sich von der Sicherheit der Umgebung zu überzeugen, klimmt auch wohl auf einen erhöhten Fels, um besser Umschau halten zu können, und stürzt, sowie er Gefahr erblickt, davon,

die ganze Schar blindlings ihm nach. Lagert sich der Trupp, so liegen die Böcke immer etwas abseits, um besseren Ausblick zu haben.

Ohne Ausnahme gesellige Tiere sind die **Rinder**, die in großer Gesellschaft, oft in Herden von Tausenden beisammen leben und unter der Anführung alter Tiere stehen. Nur wenn ein Herdenführer zu bösartige Angewohnheiten annimmt, wird er ausgestoßen und zum Einzelleben verurteilt. In Herden von 20—30 Stück bewohnt der **Grunzochse** die Thäler und Niederungen der nordischen Tundra. Wenn er dann im Herbste den Wäldern zuwandert oder im Sommer mehr gegen die Flüsse zieht, vereinigt er sich mit seinesgleichen zu zahlreichen Reisegesellschaften. — Der **Jak** der Hochgebirge Tibets lebt nur da, wo es ergiebige Weideplätze gibt, in großen Herden, sonst meist in kleineren Gesellschaften. Solche kleine Trupps bleiben aber miteinander in Fühlung, und sowie Gefahr droht, treten sie zu größeren Herden zusammen, nehmen die Jungen in die Mitte und erwarten den Angriff, wobei einzelne Tiere gleich Vorposten von der Hauptmasse abtreten. Ist wirklich Gefahr vorhanden, dann stürmen sie in wildem Laufe mit zu Boden gesenktem Kopfe dahin, halten wieder

Gnu (S. 442 f.).

Rast, nehmen die Jungen wieder in die Mitte und warten wieder ab, um, wenn es nötig, das zweite Mal und diesmal auf größere Entfernung hin zu flüchten. — Der **Kafferbüffel** bewohnt in Gesellschaften von 40—60, oft aber von mehreren hundert Stück die Sumpflandschaften, aber auch den Urwald und die baumlosen Steppen Mittel- und Südafrikas; durch den Urwald bricht er sich, wenn er nicht die Straßen der Elefanten und Nashörner benutzen kann, mit gewaltiger Kraft eigene Pfade. — Schier unzählig waren vor gar nicht langer Zeit die **Bisons** (s. das Vollbild), welche die nordamerikanischen Prairien durchwanderten. Aber auch heute weiden noch Millionen Büffel auf denselben Weideplätzen. Zahllose kleine Gesellschaften, entweder aus Stieren oder aus Kühen und Kälbern gebildet, weiden da nebeneinander; sie alle stehen untereinander in Verbindung und ziehen miteinander weiter. Gegen den Winter treten sie in immer engere Verbindung und ziehen auf den sogenannten „Büffelpfaden“, nämlich bestimmt eingehaltenen Wegen, in großen Herden nach Süden, im Frühling wieder nach Norden zurück. Unmassen von Raben, Adlern, Geiern, Wölfen ziehen hinter ihnen her.

Ein streng von anderen Trupps abgesondertes Familienleben führen die **Elefantengesellschaften** (S. 455), die aus 10 bis zu mehreren hundert Stück bestehen können. Fremde Elefanten werden in eine solche Familie nicht aufgenommen, und selbst ein durch Zufall von der Herde abgekommenes Mitglied bleibt für immer ausgeschlossen. Der klügste Elefant der Herde hat die Oberleitung, ihm wird unbedingter Gehorsam geleistet, und mit bewunderungswürdiger Umsicht und Aufmerksamkeit kommt er seinem Amte nach. Die Reisenden können nicht genug rühmen, mit welcher Vorsicht ein solcher Führer seine Herde auf

die Weideplätze oder zur Tränke führt, wie er sich selbst immer wieder überzeugt, ob keine Gefahr vorhanden, wie lautlos ein solcher Tierkoloß dabei aufzutreten versteht, wie er an passenden

Giraffen (S. 440).

Plätzen Wachen aufstellt, Vor- und Nachtrab bildet, ehe er die ganze Herde abgehen läßt, und wie blindlings sich die ganze Gesellschaft auf seine Leitung verläßt. Im Urwalde legen die Elefanten

große Straßen an, die den Reisenden sehr zu Nutzen kommen.

In den reich zerklüfteten Küsten- und Steppengebirgen Afrikas sieht man auf den Felsrändern reihenweise die **Klippschliefer** sitzen, die immer gesellig beisammen leben und ihre Wohnplätze getreulich beibehalten. Weiden sie oder geben sie sich der Ruhe hin, so stellen sie immer einige Wachen aus.

Sehr gesellig sind die **Wildschweine**, welche rudelweise zusammenhalten, den Tag über stille in ihrem Kessel lagern und gegen Abend auf Nahrungssuche ausgehen. — Herdenweise lebt auch das **Warzenschwein** Mittelafrikas; eine solche Bande wendet sich gemeinsam gegen einen Angreifer und kann dem Jäger sehr gefährlich werden. — Die **Nilpferde** (S. 457) bilden kleinere und größere Trupps. In ihrer Nähe findet sich immer der kleine **Kuhreiher** und der **Regenvogel** (Hyas aegyptiacus), welche Vögel von ihrem breiten Rücken allerlei Ungeziefer ablesen; letzterer scheint auch durch seinen Ruf das Nilpferd vor Gefahr zu warnen. —

Recht eigentliche Zugtiere und darum auch sehr gesellige Tiere sind die **Wale**. Hunderte, nicht selten verschiedene Arten, thun sich zusammen und ziehen gemeinsam ihre Wanderstraßen durch das Meer. In der Regel stehen solche große Gesellschaften unter der Anführung mehrerer Männchen. Nahrungsbedürfnis, verwandtschaftliche Beziehungen, Geselligkeitstrieb und die Wandersucht halten sie alle beisammen. — In kleinen Trupps sucht der mörderische **Schwertfisch**, rasch daherschwimmend, die Rückenflosse wie einen Säbel über das Wasser emporhaltend, das Meer nach Beute ab, oder er treibt gesättigt mit seinesgleichen allerlei Kurzweil. In dichtgedrängten Trupps, oft viele Hunderte beisammen — der Seemann nennt sie „Schulen" —, eilen nicht weniger rasch die **Delphine** in langen Zügen unter allerlei Sprüngen und Purzelbäumen hinter den Schiffen her. — Herden von Tausenden, aus Männchen und Weibchen bestehend, bildet auch der **Narwal** (S. 461), der den größten Teil des Jahres im Norden zubringt und erst im strengsten Winter nach Süden zieht. — In Schulen von 20 bis 30 Mitgliedern, ein altes Männchen, der „Schulmeister", an der Spitze, zieht der riesige **Potwal** an den tiefsten Stellen durch das Meer; der Anführer verteidigt seine Schar gegen alle Angriffe; oft schlagen sich mehrere Schulen zu Herden von mehreren Hunderten zusammen; auch alte Männchen und ebenso junge Männchen bilden zuweilen getrennte Gesellschaften.

Springböcke (S. 441).

In großer Gesellschaft läßt sich der **Buckelwal** sehen, welcher alljährlich regelmäßig zwischen den Polen und dem Aequator hin und her wandert.

Der **Grönlandswal** lebt meist in kleinen Trupps von etwa 3 bis 4 Stück. Wenn er aber seine größeren Wanderzüge von Süden nach Norden

und umgekehrt unternimmt, dann rotten sich viele solche Trupps zu Hunderten zusammen. —

Die Ordnung der Zahnarmen zählt durchweg ungesellige, einsiedlerische Tiere. Auch unter den Beuteltieren finden sich nur wenige gesellige Tiere, so das gesellig lebende Zuckereichhorn (Petaurus sciureus) und die Känguruhs (S. 459). Letztere bilden Herden von 50 bis 100 Stück, die gemeinsame,

Buntböcke (S. 442). Strauße.

durch Pfade miteinander verbundene Weideplätze bewohnen. Ein altes Männchen führt die Oberleitung; ihm folgen die anderen blindlings, wenn es des Abends und Morgens zur Weide geht oder wenn es die Flucht gilt.

Bergsteinböcke (S. 443).

Kolonien im Moore.

Von

A. Lammers.

Den Deutschen steckt das Kolonisieren im Blute. Läuft nicht jeder Vers unseres alten Nationalliedes in die Forderung aus, daß „sein Vaterland größer sein“ müßte? und was anderes bedeutet Kolonisieren als Erweiterung des vaterländischen Bodens? Kaum fühlen wir uns sicher im eigenen Hause, so sehen wir uns in allen fremden Weltteilen nach Plätzen um, wo sich unter der schirmenden Reichsflagge Hütten oder Zelte aufschlagen ließen. Bevor aber diese ersehnte Stunde schlug, spielte man wenigstens mit dem geliebten Namen. Man nannte „Ferienkolonien“, was sich schlechterdings in kein Fach der Kolonienlehre unseres gelehrten alten Landsmanns Roscher unterbringen ließ, und sich zugleich keineswegs auf die Ferien der Schulkinder beschränkt, denen es galt — das man daher nun, wo Kamerun und Kaiser Wilhelms-Land unser sind, auch anfängt durch eine passendere Bezeichnung zu ersetzen, nämlich kurzweg „Sommerpflege“, gut deutsch und hinreichend verständlich zugleich.

In einem anderen Fall ist der Sprachgebrauch anpassender verfahren. Schon seit dem vorigen Jahrhundert spricht man amtlich so gut wie in alltäglicher Rede, zumal im deutschen Nordwesten von Moorkolonien, nur leider bisher in keinem sehr günstigen

und rühmenden Sinne. Was jetzt in Süd- und Mittelafrika an neuen Reichsbesitzungen entsteht, überschlägt hoffentlich die elende Kindheit, durch welche unsere Kolonien im Moore sich haben hindurchschlagen müssen.

Eine Erweiterung des vaterländischen Bodens waren indessen auch sie. Mit ihnen begann man die großen Einöden zu besiedeln und in menschlichen Gebrauch zu ziehen, welche sich in den norddeutschen Niederungen ausdehnen. Friedrich der Große setzte nach dem Siebenjährigen Kriege viele seiner entlassenen Soldaten in Ostfriesland an, das ihm durch Erbgang anheimgefallen war, aber nicht auf dem festen Boden, denn der war allenthalben auch schon, wie man zu sagen pflegt, in festen Händen, sondern auf jenen nassen Flächen, die man dort Morast, anderswo Moor, in Ostpreußen Moosbruch nennt. Schon das Wort Morast, gleichbedeutend mit Sumpf, weist auf den

Elefanten (S. 446).

nullgleichen Wert hin, der ursprünglich dieser Bodengattung beigemessen wurde. Nun gab es allerdings seit einigen Jahrzehnten ein Verfahren, das selbst diesem übernassen Erdreich Ernten abzugewinnen verstand — die Erfindung eines Niederländers. Es war das sogenannte Moorbrennen, dem wir die ihrem Ursprung nach lange verkannte Landplage des Moorrauchs (Höhenrauchs, Haarrauchs u. s. f.) verdanken, welche in einem weiten Umkreis oft gerade die heitersten Frühlingstage schmählich verdirbt. Solange das Moor noch frisch ist, lohnt es der damit verbundenen geringen Mühe und Ausgabe durch Buchweizen, Roggen und Hafer nicht ganz übel. Aber mit dem zunehmenden Verbrauch der auf ihm wachsenden Gras- und Heidepflanzen durch den die Anbaupflanzen wärmenden Brand nimmt auch der Schutz der Saat gegen späte Nachtfröste ab, der Fehljahre werden immer mehr und der Ackerbau im Moore zu einer Art Lotteriespiel obendrein, nachdem er schon lange ein Raubbau war, damit aber zu einer Erwerbsthätigkeit, welche die ihr ganz ergebenen, auf sie angewiesenen unglücklichen Menschen herabbringt und entnervt. Geringe Arbeit,

unsicherer und im Durchschnitt sehr niedriger Lohn: wer konnte auf die Dauer dabei bestehen? Nun kam aber bei den Moorkolonien Friedrichs des Großen, des Fürstbischofs von Münster und anderer damaliger Machthaber noch hinzu, daß ihre Bewohner ganz auf das Moorbrennen angewiesen waren und zu anderen ergiebigeren Thätigkeiten so wenig einen Uebergang fanden, wie, vom Sommer abgesehen, fahrbare Wege zu ihren Nachbarn und der übrigen Welt.

Die menschenfreundlichen Gründer der deutschen Moorkolonien hatten nämlich die Hauptsache vergessen: eben den allezeit befahrbaren Weg aus denselben heraus. Man kann auch sagen: sie hatten vergessen für die allmähliche Austrocknung des Moors zu sorgen, denn das bedeutet ziemlich dasselbe. Zu beiden Zielen führt die Grabung regelrechter Flußbetten, in denen das überschüssige Wasser sich zum Meere abführt, um gleichzeitig die Schiffsgefäße zu tragen, welche einen

Nilpferde (S. 449).

beständigen Verkehr vermitteln können, höchstens ein paar Wochen eisfesten Frostes im Winter abgerechnet. Der Kanal im Hochmoor kehrt geradezu das Verhältnis der Wegsamkeit um. Mit ihm wird sie für die Ansiedelungen mitten im Moore zur Regel, ohne ihn bleibt sie Ausnahme. Auf dem stets bereiten Rücken seiner glatten Wassermenge führt der Kolonist seinen brennbaren Torf zu den Bauern der benachbarten baumlosen und deshalb auch des Brennholzes entbehrenden fruchtbaren Marsch, um von dort dann den im Ueberfluß vorhandenen Stallviehdünger mit zurückzunehmen, nach welchem sein Ackerland schmachtet. Die Unmöglichkeit dieses allmählich emporführenden Austausches hat die alten deutschen Moorkolonien verkommen lassen; durch seine Herstellung sind die holländischen Moorkolonien, die man in Ostfriesland von dem holländischen Worte für Moor (veen) vielsagend Fehnkolonien nennt, in einen Zustand gesunder Blüte gelangt, welcher noch jeden deutschen Betrachter mit patriotischem Neide, vielleicht auch mit stiller Beschämung erfüllt hat.

Aber wir waren eben noch zu arm, um den Holländern eine so kostspielige Bodenverbesserung wie den Moorkanalbau nachzumachen. Wir mußten uns lange Zeit begnügen, ihnen das Moorbrennen abgesehen zu haben, und den davon unzertrennlichen Rauch in den Kauf zu nehmen, wie arme Landleute thun, die den von ihrem Herde aufsteigenden Qualm durch ihre Hütte ziehen lassen, daß er sie ein wenig wärme. Uns hing der Dreißigjährige Krieg nach, während dessen die von Spaniens Joch erlösten Niederlande zum reichsten Volke der Welt aufstiegen, so daß von ihren Ersparnissen auch in die nördlichen Moore, die an die unserigen grenzen, ein namhafter Teil abfloß. Immerhin würde Preußen, ein kolonisierender Staat, wenn es einen gibt, wohl früher die Versäumnisse des Alten Fritz und seiner Zeitgenossen auf diesem Felde nachgeholt haben, wäre es dort in den Moorgegenden im Besitz geblieben. Aber in Ostfriesland, dem Herzogtum Aremberg-Meppen, den Grafschaften Lingen und Bentheim, wo dieselben vor allem sind, trat nach den abermals aufhaltenden und niederdrückenden napoleonischen Kriegen Hannover an seine Stelle; und das Königreich Hannover hat die ihm erwachsende Aufgabe am Moor ungleich schlechter gewürdigt als das so viel kleinere Großherzogtum Oldenburg. Das lag natürlich nicht an den zuständigen Persönlichkeiten und Kreisen, es lag an dem Mißverhältnis zwischen den Ansprüchen des Hofes und den Kräften und Mitteln des Landes. Daß in der hannoverschen Beamtenschaft wohl Männer waren, die begriffen, was hier zu leisten sei, hat sich später gezeigt, als sich einzelnen von ihnen nach der Einverleibung des Landes in Preußen die Gelegenheit bot, ihre Gedanken That werden zu lassen und Hand ans Werk zu legen.

Eine bessere Zeit für die Kolonisation der nordwestdeutschen Moore beginnt merkwürdigerweise mit dem Jahre, in welchem der letzte deutsch-französische Krieg ausbrach. Ihr neuer Aufschwung erfolgte von zwei Punkten aus: einerseits von Bremen, wo der seitdem verstorbene Bürgermeister Pfeiffer, ein Freund praktischer Socialreform lange vor ihrer heutigen allgemeinen Aufnahme und Popularität, gleich nach Pfingsten 1870 einen Aufruf zur Agitation wider das gemeinschädliche Moorbrennen erließ; und andererseits von Berlin, oder wenn man will von einer Stelle bei Papenburg am rechten Emsufer, wo der preußische Landwirtschaftsminister durch eine Abteilung französischer Kriegsgefangener die ersten Spatenstiche zu einem Moorkanal führen ließ. Diese beiden Bestrebungen wuchsen dann fünf Jahre später zusammen, als Minister Friedenthal die Versuchsstation für Moorkultur zu Bremen ins Leben rief und einer ständigen Central-Moorkommission mit seinem Ministerialdirektor, jetzigen Unterstaatssekretär Marcard, dem hauptsächlichen Betreiber des Moorkanalbaus, als Präsidenten untergab.

Dem Bremer Verein gegen das Moorbrennen machte der Ausbruch des Krieges von 1870 zunächst allerdings einen Strich durch die Rechnung. In dem Pulverdampf, der bald nach seiner Entstehung so massenhaft und anhaltend jenseits des Rheins aufstieg, ging die zornige Erinnerung an den Frühjahrs-Moorrauch vorläufig auch für seine geschworensten Gegner unter. Indessen verfloß ihm die notgedrungene Wartezeit nicht ohne Nutzen. Sie hielt ihn ab, allzu rücksichtslos dem ersten ungestümen Antrieb zu folgen und in dem Verlangen nach Unterdrückung des Moorbrennens um jeden Preis ganz unterzugehen. Die Leiter des Vereins überzeugten sich, daß der gerade Weg zu diesem Ziele nicht allein nicht der kürzeste, sondern wahrscheinlich gar nicht einmal bis ans Ende gangbar sein werde. In der politischen Geometrie kommt es ja wie in der physischen neben der Länge auch sehr wesentlich auf die Beschaffenheit des Weges an, um zu bestimmen, ob der gerade Weg oder ein Umweg am raschesten zum Ziel zu führen verspreche, und in dem gegebenen Falle mußte bald klar werden, daß die etwas größere Längenerstreckung des Umweges mehr als ausgeglichen werden würde durch geringeren Reibungswiderstand. Dieser Umweg hieß: Beförderung rationeller Moorkultur. Da man die Moorkolonisten veranlassen wollte, auf die Krücke der Moorkultur zu verzichten, mußte man ihnen den Stab eines besseren Anbauverfahrens in die Hand und vor allem eine stets fahrbare Straße unter den Fuß geben. Von dieser gemäßigten, aber thatsächlich vorwärtsbringenden Anschauung der Sache zeigte der Verein sich schon auf seiner Jahresversammlung im April 1872 zu Hannover erfüllt. Diejenigen, welche etwa gemeint waren, ihn wegen beabsichtigten Todesstreiches auf das Leben von zwanzig- bis dreißigtausend Moorkolonisten — um so viel handelte es sich — zu verurteilen, mußten erkennen, daß der Verbrecher, bei Lichte besehen, ein ganz wohlmeinender, wenn auch anscheinend vielleicht etwas sanguinischer Mann war — ein thätig bemühter Reformfreund, kein bloß fordernder und nichts leistender, gewaltsüchtiger Revolutionär.

Indessen konnte der Verein auf Reform der Moorkultur doch nur mittelbar und von weitem hinwirken. Er besaß, um ihren Geheimnissen auf die Spur zu kommen, weder Mittel noch Kräfte; er konnte nur im allgemeinen dazu anregen, in dieselben tiefer einzudringen. Was an bewährten Kulturmethoden vorhanden war, suchte er natürlich überall gehörig bekannt zu machen: die holländische sogenannte Veenkultur, beruhend auf Abtorfung des Hochmoors, Mischung der obersten Moorschicht mit den unteren Schichten und mit Sand, Verwertung städtischen Kloakendüngers; ferner das von dem Gutsbesitzer Rimpau zu Cunrau erfundene berühmte Sand-

Känguruh (S. 452).

deckverfahren, gewöhnlich Dammkultur genannt; endlich die Anwendung der düngenden Kalisalze von Staßfurt und Umgegend. Das alles aber reichte nicht hin, der Moorfrage auf den Grund zu kommen. Für die Rimpausche Verfahrungsweise durfte der Sand höchstens ein paar Fuß tief unter dem Moor liegen. Die Kalidüngungen allein genügten nicht. Es den Holländern nachzumachen, bedurfte man des Kanals, weiter eines guten Absatzes für Torf und endlich auch reichlicher Bezugsquellen für Naturdünger, was eben nicht überall zusammentraf.

Deswegen war es so günstig, daß der 1875 ins Amt tretende Minister Friedenthal sich teils von seinen Räten, teils von außen her so warm für die Aufschließung der öden Hochmoore interessieren ließ. Nun bekam der Kanalbau Schwung, besonders links der Ems in dem weiten Bourtanger Moor. Nun wurde eine ständig arbeitende chemisch-agronomische Anstalt in der Nähe der Moore aufgethan, daß sie durch ebenso geduldige wie zweckentsprechende Thätigkeit die Rätsel fruchtbarer Moorbehandlung allmählich löse. Eine gemischte Kommission aber, die zuerst mehrmals, dann

Narwale (S. 449).

später wenigstens einmal im Jahre zu wohl vorbereiteten, folgerichtigen Beratungen zusammengetreten ist, empfing den Auftrag, an der Moorkultur im großen zu arbeiten und jene Anstalt zu leiten.

Ein weiteres Glück für die Sache war, daß man zwei so geeignete Männer für die Aufgabe ganz gewinnen konnte, wie den Leiter der Bremer Versuchsstation Dr. Fleischer und den ihm an die Seite gestellten Kulturtechniker Dr. Salfeld, der neuerdings, um den Emsmooren näher zu sein, seinen Wohnsitz von Bremen nach Lingen verlegt hat. Wissenschaftlich wie praktisch sind diese Dioskuren deutscher Moorkulturreform ihrem Beruf durchaus gewachsen. Ja, sie sind unter den einfachen Moorbauern auch schon populär, wie sich herausstellte, als am 28. November vorigen Jahres zur Feier der Einweihung eines neuen, vortrefflich ausgestatteten Anstaltsgebäudes am Neustadtswall zu Bremen die versammelte Central-Moorkommission sich mit einem halben Hundert dieser Kolonisten aus der preußischen Nachbarschaft über Versuche und Erfolge zwanglos unterhielt. Anfangs, gestanden die guten bäuerlichen Sprecher, war eitel Mißtrauen gegen die gelehrten Herren unter ihnen rege gewesen. „Et is all slim nog“, ging damals die Rede, „dat 'n ton Docter mut, wenn 'n Lispin het; aber up'n Lanne willt wi em nich hebben!“ Jetzt dagegen heißt es, wenn einer der bekehrten und auf die Vorschläge der „Landdoktoren“ eingegangenen Kolonisten an der Wumme oder Wörpe den anderen seine herrlich bestellten Felder zeigt: „Ja, di helpt ok de Keerl ut Bremen!“ Der Bremer Landdoktor ist zum Vertrauensmann geworden.

Von den beiden Bedingungen erfolgreichen Moorkultivierens, Kanalbau und neue zweckmäßige Kulturmethoden, fällt der Versuchsstation naturgemäß die letztere zu. Aber wenn sie ein wirksames Düngmittel entdeckt hat, so kann sie durch ihren Zusammenhang mit der dem Landwirtschaftsministerium angefügten ständigen Central-Moorkommission gleichzeitig dafür sorgen, daß dasselbe den Moorbestellern auch erreichbar werde. Solche Mittel sind schon mehrerenteils von früheren anderweitigen Versuchen her übernommen, teils neu aufgefunden worden. Lange wußte man, namentlich aus Holland, daß der Schlamm oder Schlick der Flußmündungen, auf Moor gebracht, dasselbe sowohl seinen physikalischen Eigenschaften nach wie chemisch übertreffe, seine Nährkraft für Anbaupflanzen bedeutend verbessere. Von diesem Schlick liegen Unmassen nicht nur im Dollart der mündenden Ems, wo die erfahrenen Holländer sie sich zu nutze machen, sondern auch bei Bremerhaven, wo die Geeste in die schon der See nahe Weser mündet, und im Jadebusen bei dem Kriegshafen Wilhelmshaven. Dort sind sie

arg im Wege, nichts als hinderlich und Kosten verursachend; auf Moor gebracht, erlangen sie hohen Wert. Nachdem dies durch kunstgerecht unternommene vergleichende Versuche festgestellt worden, ward eine wohlfeile Beförderung auf der Eisenbahn in alle größeren Moorgebiete hin veranlaßt. Dasselbe erstrebt man für den ähnlich wirkenden Mergel. Die gleiche Verwertung eines Stoffes, der noch unter Null steht an dem Platze wo er entsteht, hat sich im Moor mit der sogenannten Thomasschlacke ergeben, dem Reste des Thomas-Gilchristschen Verfahrens zur Entphosphorung des Eisens, denn das Moor bedarf außer dem Kalk, welchen Schlick und Mergel ihm zuführen, auch der Phosphorsäure, und löst diese aus jenen Schlacken besonders leicht. So nimmt es gleichsam der Industrie und der Seeschiffahrt gewisse Noterzeugnisse ab, mit denen diese weniger als nichts anzufangen wissen, und macht die Verlegenheiten moderner Geschäftsprozesse zu seinem Nutzen.

Mittlerweile geht der Kanalbau in den Mooren fort, wenn auch etwas langsamer als in den ersten Jahren thatkräftigeren und allseitigeren Handelns. Der Ems-Jade-Kanal zwar, der wesentlich im Interesse der Verteidigung unseres Kriegshafens an der Jade und der Verpflegung der Flotte in Notfällen Wilhelmshaven mit Emden und den reichen ostfriesischen Marschen verbinden soll, ist auf die Landwirtschaft im Moore schlecht berechnet. Dagegen dient dieser so zu sagen ganz das Kanalnetz zwischen der mittleren Ems und der niederländischen Grenze, bestehend aus einem beiden Linien parallelen Süd-Nord-Kanal und mehreren denselben kreuzenden Querkanälen von der Ems nach Holland hinein zum Anschluß an das dortige hochentwickelte Moorkanalnetz. Letztere haben bisher die gehofften belebenden Wirkungen kaum gethan. Aber erst wenn der Süd-Nordkanal vollendet ist, wird sich Wert und Wirkung dieses großen Unternehmens einigermaßen erkennen lassen. Dann erst sind der Dollartschlick und der Düngerüberfluß der Marschen gegen den Torf der Moore bequem und vorteilhaft genug auszutauschen, so daß mit Hilfe der neuen Methoden der Versuchsstation es lohnen kann, sich im Hochmoor niederzulassen und Landwirtschaft zu treiben.

Unterdessen bewährt sich der Kanalbau fort und fort dadurch, daß er die vorhandenen Ansiedelungen, wo und wann er sie erreicht, hinaushebt über die traurige Notwendigkeit, sich auswärts nach Hilfe gegen das Verhungern umzusehen. Alle paar Jahre dringen Notrufe dieser Art aus den kanallosen Kolonien nach Berlin, und die preußische Staatsregierung hat noch im letzten Herbst, weil in dem unentwässerten Moor die Anbaufrüchte erfroren waren, an zwei bis drei Moorkolonien rechts und links der Ems außerordentliche Unterstützungen gewähren müssen. Der links gelegenen Kolonie Adorf konnte dies glücklicherweise durch eine Bewilligung für neue Kanalarbeiten geschehen, die in Zukunft solche Jammerlagen verhüten.

Aber nur wegen der bestehenden Kolonien, wegen des Viertelhunderttausends Menschen, welche sie bewohnen mögen, baut der Staat Preußen die Moorkanäle im Emsgebiet ja nicht. Er hat vor allem die Urbarmachung weiter Strecken oder Flächen im Auge, und zwar als Grundlage für neue Ansiedelungen oder Ausdehnung von alten und für Tausende gedeihender Familien. Das ist die innere Kolonisation, welche hier gemeint ist. Wie dazu die Leute heranziehen?

Das ist das noch ungelöste Schlußstück der Aufgabe. Es scheint unseren Staatsgewohnheiten nicht zu entsprechen, daß eine Behörde oder Halbbehörde, wie die Central-Moorkommission in ihrer Mischung aus Ministerialbeamten und unabhängigen Mitgliedern ist, die Werbung von Kolonisten in die Hand nehme. Vielleicht widerrät dies auch nur für den Augenblick die Rücksicht auf maßgebende Stimmungen. Man klagt über die Massenauswanderung nach Amerika; man muß sich bekennen, daß ihr nicht zu widerstehen ist; auswärtiges Kolonialgebiet unter deutscher Herrschaft, wohin man sie ablenken könnte, ist noch nicht gefunden; aber innerhalb des Reichs- und Staatsgebiets will man nicht gern die Miene haben sie unterzubringen, weil dann in den dünnbevölkerten östlichen Landesteilen die Gutsbesitzer sich beschweren könnten, man locke ihnen die ohnehin schon so raren Tagelöhner und Knechte weg. Der Gegenbeweis wäre ja auch schwer zu erbringen, nämlich daß die, welche sich in die kanalisierten Moore ziehen ließen zum Behuf allmählichen Landerwerbs, im anderen Falle dem Vaterlande ganz den Rücken kehren würden. So stünde sich, wenn es sich so verhalten sollte, der Staat gewissermaßen selbst im Lichte.

Unter diesen Umständen muß es doppelt willkommen geheißen werden, daß von ein paar anderen Stellen her ernsthafte Pläne zur Bevölkerung der Hochmoore erwogen werden. Der eine geht von den Leitern der Selbstverwaltung der Provinz Hannover aus. Wie derjenige ausgezeichnete Beamte, den zwei preußische Minister hintereinander mit besonderem Vertrauen an die Spitze aller Moorkultursachen gestellt haben, Unterstaatssekretär Marcard, ein geborener Hannoveraner und schon zur hannöverschen Zeit Ministerialbeamter gewesen ist, so wollen nun auch ein paar seiner Landsleute nachholen helfen, was die Welfenregierung zur Zeit der Selbständigkeit des Königreichs Hannover versäumt hat. Der Landesdirektor R. von Bennigsen und der Vorsitzende des provinzialständischen Ausschusses Freiherr von Hammerstein betreiben gemeinschaftlich die Idee, an einer gut gelegenen Stelle in den Emsmooren eine Korrigendenkolonie anzulegen. Die Provinz Hannover hat bisher schon, ebenso wie die Provinz Schleswig-Holstein, die neuerdings den Provinzen in Preußen zur Unterbringung überwiesenen Sträflinge leichtester Art, zu Arbeitshaft verurteilten Herumstreicher u. s. f. bei ländlichen Urbarmachungen beschäftigt, bisher aber wesentlich nur zur Bewaldung von Heideboden. Ihre Nachbarprovinz ist auch zur Moorkultur übergegangen, aber in kleinerem Maßstab und auf einem sogenannten Leg- oder Niederungsmoor, wo sich die bequeme und ergiebige Rimpausche Kulturmethode anwenden ließ, eine Sanddecke überm Moorboden zur Abhaltung der Nässe und Kälte von den Saatpflänzchen. Das hannöversche Projekt wird wahrscheinlich weitergreifen. Es sieht aus wie bestimmt,

Amerikanischer Bison. Von F. Specht.

den Ergebnissen der in Bremen oder von Bremen aus angestellten wissenschaftlichen Versuche eine umfassende Anwendung zu verschaffen unter besonders intelligenter und exakter Leitung.

Der Ursprung des anderen Planes liegt an der Stelle, wo bei der in die Weser mündenden Geeste mehrere preußische Orte die Schöpfung des großen alten Bürgermeisters Smidt umgeben, das kräftig und gesund emporstrebende Bremerhaven. Dort hat Pastor Cronemeyer einen Gedanken gefaßt, ausgesprochen und soweit wie nötig zum Gemeingut gemacht, den sein geistlicher Amtsbruder von Bodelschwingh im Kopfe und auch gelegentlich in der Rede schon länger mit seinem berühmten Wilhelmsdorf verband: zu dauernder Beschäftigung und Hebung der aus den sogenannten Arbeiterkolonien hervorgehenden Leute Moor urbar zu machen. Ein Fleck ist in der Nähe gefunden und gesichert; Zuschüsse oder leichtverzinsliche Darlehen aus öffentlichen Kassen stehen in Aussicht; für die laufenden Unterhaltungskosten wollen die verbundenen gemeinsinnigen Begründer selbst einstehen. Zunächst wird eine einfache Nachbildung des Musters von Wilhelmsdorf hergestellt werden, um die Gegend mit Hilfe durchgeführter Naturalpflege und überall vorhandener guter Herbergen von der Landstreicherei zu befreien, dann aber eine Moor- oder Fehnkolonie der guten, gedeihenden Art sich daran schließen, gestützt vor allem auf die Nähe des befruchtenden Seeschlicks und die sonstige Gunst wegsamer Lage. Hier wäre denn also der Punkt gefunden, wo die zur Arbeit zurückgekehrten Wanderer der Bodelschwinghschen „Kolonien“ — die ihren Namen auch ja etwas uneigentlich tragen als einen rasch ergriffenen Notbehelf — von überall her, nicht bloß aus der einen neuen „Kolonie“ in das kultivierbare rohe Moor überströmen könnten. Aber der Platz liegt noch nicht einmal da, wo die Urbarmachung die weitesten Strecken vor sich hat, nämlich in den Emslanden, deren etwas triste Poesie Emmy von Dincklage dem deutschen litterarischen Publikum nahegebracht hat. Dorthin vor allem müssen die Arbeitskräfte gezogen werden, welche bereit sind zu kolonisieren. Von heute an ist dies im allgemeinen keine so besonders rauhe Zumutung und farblose Aussicht mehr. Mit derselben Hingebung vollbracht wird Kolonisationsarbeit hier fortan durchschnittlich mindestens denselben Lohn davontragen, wie in den gegenwärtigen Zeiten die Auswanderung. Die Romantik menschenleerer, eintöniger Flächen wird dann freilich zurücktreten und einer hausbackenen, gesunden Prosa Platz machen, wie wir sie in den holländischen Veen-Kolonien diesseits Gröningen und Zwolle finden. Aber für einige Hunderttausende ist dann mehr Raum in der Heimat gefunden, wo sie weder ihre Muttersprache verlernen, noch sich in fremde Sitten und Launen schicken müssen, ohne deshalb weniger emporzukommen und dem Ganzen erhalten bleiben, daß sie ihm helfen seine große Stelle unter den Nationen Europas zu behaupten.

Gedichte

von

Hermann Lingg.

Der Brillant.

Gebannt in deinen Ring
Wie blickst du hell! Zu lesen
Scheinst du aus jedem Ding
Mit deinem Licht das Wesen.

Bald dunkelst du wie Nacht,
Bald wieder aus dem Dunkeln
Scheinst du wie Mars in Pracht,
Wie Venus hold zu funkeln.

Durchschaust du denn wohl auch
Der Menschen Eigenschaften?
Und bleibt dabei kein Hauch
An deinen Strahlen haften?

Ach, du erkennst es leicht,
Wo sich ein Schimmer brüstet,
Der fälschlich deinem gleicht,
Dann brennst du hochentrüstet.

Du siehst, wie Unrechtthun
Und Neid verhärtet machen,
Wie nie die Sünder ruh'n,
Den Hochmut anzufachen.

Ja sprüh'! Dein reiner Geist
Will sein Erzürnen zeigen,
Doch dein Verhängnis heißt:
Erkennen, leuchten, schweigen.

Enthüllung.

Des Genius Standbild wird enthüllt,
Es steh'n die Freunde, die Verwandten
Im Kreis umher, von Stolz erfüllt;
Doch wer kennt jenen Unbekannten?

Den Geisteserben seht ihr nicht,
Den Jüngling dort im Volksgedränge?
Die Hülle sinkt, ein erstes Licht
Fällt schon auf künftige Gesänge.

Das Glück von Devils Fort.

Von

Bret Harte.

(Schluß.)

„So, also es ist Ihnen gelungen, sich von Ihren dummen Geschäften loszumachen, und sich uns dennoch anzuschließen," sagte sie, „oder änderten Sie noch im letzten Moment Ihren Entschluß?" fügte sie neckend hinzu. „Ich glaubte, so etwas sei nur uns Frauen erlaubt." Sie konnte nicht umhin, zu bemerken, daß wirklich ein etwas weibischer Anflug in der wechselnden Farbe und den verschämt niedergeschlagenen Lidern des jungen Mannes waltete.

„Wechseln junge Mädchen oft ihren Sinn?" fragte George mit verlegenem Lächeln.

„Nicht immer; aber zuweilen wissen sie selbst nicht recht, was sie wollen, besonders wenn sie noch sehr jung sind, und wenn sie es thun, so scheltet ihr klugen Männer, welche ihre Unwissenheit zu eurem Vorteile ausgelegt habt, sie unbeständig." Sie hielt inne, um zu beobachten, welchen Eindruck diese, nach ihrer Ansicht klare und bezeichnende Darlegung von Jessies und Georges möglicher Lage machen würde. Aber sie war nicht auf diesen Anblick äußerster Entsagung vorbereitet, welcher die Farbe aus seinen Wangen zu treiben schien und das Feuer seiner dunklen Augen verlöschte.

„Ich glaube, Sie haben recht," sagte er, zu Boden blickend.

„Aber wir klagen Sie des Wankelmutes nicht an," sagte Christie, ermunternd, „obgleich Sie nicht kamen, und wir genötigt waren Mr. Hall um seine Begleitung zu bitten. Ich setze voraus, daß Sie ihm und Jessie begegnet sind."

Aber George antwortete nicht. Die Farbe kehrte langsam in seine Wangen zurück, und als sie ihn verstohlen anblickte, schien sein Gesicht so gealtert, als habe die wiederkehrende Flut zwei oder drei Jahre mitgebracht.

„Wahrhaftig, Mr. Kearney," sagte sie trocken, „man sollte glauben, daß irgend ein einfältiges, eitles Mädchen," sie meinte es ganz ernst mit ihren Beiwörtern, denn eine plötzliche, zornige Ueberzeugung, daß Jessie sich irgend einer Koketterie oder Falschheit schuldig gemacht haben könne, war über sie gekommen, als sie den jungen Mann an ihrer Seite betrachtete, „daß eine Landkokette ihre derbe Hand an Ihnen versucht habe."

„Sie ist weder einfältig, noch eitel, noch roh," sagte George langsam, seine schönen Augen vorwurfsvoll zu dem jungen Mädchen erhebend. „Von mir kann man das nur sagen. Nein, sie hat recht, und Sie wissen es."

So sehr auch Christie die Reize ihrer Schwester anerkannte und bewunderte, so schien ihr dies doch etwas zu weit zu gehen. Was hatte Jessie gethan — was war Jessie, um eine so blinde Verehrung hervorzurufen, und derselben gegenüber unempfindlich zu bleiben? Und wie sie ihn jetzt betrachtete, war er wirklich nicht zu jung für Jessie; ob nun seine unglückliche Leidenschaft alle seine schlummernde Männlichkeit zu Tage gebracht, oder ob er bis jetzt seine ernstere Natur im Hintergrunde gehalten hatte, aber sicherlich, er war kein Knabe mehr. Ganz gewiß aber war seine Liebe keine solche, aus der man ihn hätte hinauslachen können. Die Sache war recht unangenehm. Sie wünschte, ihm nicht begegnet zu sein, wenigstens nicht eher, bis sie sich mit ihrer Schwester ausgesprochen gehabt hätte. Er ging neben ihr, den Zügel ihres Pferdes haltend, teils um das Tier über einige Felsblöcke im Wege zu führen, teils um seine Verlegenheit zu verbergen. Als sie den Wald erreicht hatten, blieb er stehen.

„Ich muß Ihnen lebewohl sagen, Miß Carr."

„Wollen Sie nicht weiter mitkommen? Wir müssen ganz nahe bei Indian Spring sein; Mr. Hall und Jessie sind gewiß auch nicht weit. Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten, bis wir sie treffen?"

„Nein," erwiderte er ruhig. „Ich hielt Sie an, um lebewohl zu sagen. Ich gehe fort."

„Doch nicht von Devils Fort?" fragte sie mit halb ungläubigem Erstaunen. „Aber wenigstens nicht für lange?"

„Ich komme nicht wieder zurück," versetzte er.

„Aber das kommt ja sehr plötzlich," sagte sie lebhaft.

„Jedenfalls werden Sie doch nicht so fortgehen, ohne Jessie und Vater lebewohl zu sagen?"

„Natürlich werde ich Ihren Vater noch sehen, und Sie werden so freundlich sein, mich Miß Jessie zu empfehlen."

Es war ihm ersichtlich Ernst. Konnte es wohl etwas Ungereimteres geben? Sie wurde ärgerlich. „Natürlich," sagte sie kalt, „werde ich nicht versuchen, Sie aufzuhalten. Ihre Geschäfte müssen sehr dringend

sein, und ich vergaß, wenigstens hatte ich es bis heute vergessen, daß Sie wichtigere Pflichten haben, als den Ritterdienst bei Damen zu verrichten. Leider hat diese Vergeßlichkeit mich zu dem Glauben verleitet, daß Sie sich nicht ganz in dieser geschäftsmäßigen Art von uns verabschieden würden. Ich setze voraus, daß wenn Sie mir hier nicht zufällig begegnet wären, keiner von uns Sie wiedergesehen hätte." Er erwiderte nicht darauf. „Wollen Sie mir lebewohl sagen, Miß Carr?" sagte er, ihr seine Hand hinhaltend. „Einen Augenblick, Mr. Kearney. Wenn ich etwas gesagt habe, was Sie als eine Rechtfertigung dieses kurzen, plötzlichen Abschiedes betrachten sollten, bitte ich Sie mir zu verzeihen, und es zu vergessen — oder legen Sie demselben kein größeres Gewicht bei als den müßigen Worten einer Frau. Ich sprach nur im allgemeinen. Sie wissen, ich — ich — könnte mich geirrt haben."

Seine Augen, welche sich beim Anfange ihrer Rede erweitert hatten, verfinsterten sich; die Farbe, welche rasch gekommen, verschwand ebenso rasch, als sie geendet.

„Sagen Sie das nicht, Miß Carr. Das sieht Ihnen nicht gleich und ist nutzlos. Sie wissen, was ich vorhin meinte. Ich las es in Ihrer Erwiderung. Sie wollten andeuten, daß ich, wie so mancher andere, mich selbst betrogen hätte. War es nicht so?"

Sie konnte jenen ehrlichen Augen nicht anders wie mit gleicher Ehrlichkeit begegnen. Sie wußte, daß Jessie ihn nicht liebte, ihn niemals heiraten würde, soviel sie auch mit ihm kokettiert haben mochte. „Ich wollte Sie nicht kränken," sagte sie zaghaft, „ich vermutete es nur, als ich sprach."

„Und Sie wünschten mir das Geständnis zu ersparen?" sagte er bitter.

„Mir, vielleicht, ja auch, indem ich ihm zuvorkam. Ich konnte nicht wissen, welche Schlüsse Sie aus Jessies unbedachter Offenheit, oder aus Aeußerungen meines Vaters gezogen haben mochten," erwiderte sie mit fast gleicher Bitterkeit.

„Ich habe nie mit ihnen darüber gesprochen," sagte er rasch, hielt dann inne und fuhr nach einem Augenblick trüben Nachdenkens fort. „Ich bin in den Wäldern aufgewachsen, Miß Carr, und ich fürchte, daß ich meinen Gefühlen, anstatt den Vorschriften der Gesellschaft gefolgt bin."

Christie fühlte sich zu erleichtert durch dieses Zeugniß von Jessies Aufrichtigkeit, um die ganze Bedeutung seiner Worte aufzufassen. „Leben Sie wohl," sagte er wieder, ihr die Hand hinreichend.

„Lebe wohl!" Mit einem offenen Lächeln reichte sie ihm ihre unbehandschuhte Hand. Einen Augenblick hielt er dieselbe in der seinigen, seine Augen auf die ihrigen geheftet. Dann, plötzlich wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, preßte er sie wieder und wieder an seine brennenden Lippen und stürzte fort.

Mit einem leisen Aufschrei, halb des Schmerzes, halb vor Erschrecken und Ueberraschung, sank sie auf ihren Sattel zurück. War der arme Bursche plötzlich toll geworden, oder war dieser wunderliche Abschied eine Probe der Artigkeit von Devils Fort? Sie blickte auf ihre kleine Hand, welche unter dem Drucke rot geworden war, und fühlte plötzlich, wie diese Röte sich über ihre Wangen und bis zu den Haarwurzeln verbreitete. Das war zu arg.

„Christie!"

Es war ihre Schwester, welche aus dem Walde hervorkam, sie zu suchen. Im nächsten Moment war sie an ihrer Seite.

„Um des Himmels willen, wie siehst du aus! Was ist vorgefallen?"

„Nichts. Vor einer Minute begegnete ich Mr. Kearney. Er geht fort, und — und —," sie hielt heftig errötend inne.

„Und," sagte Jessie in ein fröhliches Lachen ausbrechend, „er sagte dir endlich, daß er dich liebe! O Christie!"

Sechstes Kapitel.

George Kearneys plötzliches Verlassen von Devils Fort erregte nur wenig Interesse in der Gemeinde, und war bald vergessen. Man schrieb dasselbe allgemeinen Meinungsverschiedenheiten, zwischen ihm und seinen Teilhabern, in betreff weiterer Verausgabung ihres Gewinnes für Verbesserung der Minenwerke zu, er und Philip Carr allein bildeten dabei eine sanguinische Minorität, die im Vertrauen auf die Zukunft der Mine keinen Zweifel aufkommen ließen. Einige behaupteten, daß er seinen Anteil seinem Bruder überlassen habe, andere wieder glaubten, er sei einfach nach Sacramento gegangen, um auf seinen Anteil Geld aufzunehmen und die Verbesserungen auf eigene Verantwortung fortzuführen. Die Teilhaber selbst waren nicht mitteilsam, und sogar Whiskey Dick, der seit seiner merkwürdigen geselligen Erhebung weniger redselig geworden war, worüber er selbst sich am meisten wunderte, trug nichts zu dem Gerede bei, außer einer Andeutung, daß, da das feurige Temperament George Kearneys keinen Widerspruch, selbst von seinem Bruder nicht, dulde, es besser sei, daß sie sich getrennt hätten, ehe es zu einem ernsten Zerwürfnisse gekommen.

Mr. Carr verbarg seine Mißstimmung über den Verlust seines jungen Schülers und treuen Verbündeten nicht. Aber eine unglückliche Anspielung auf Kearneys Aufmerksamkeiten für Jessie, und ein ärgerliches Bedauern, daß er einen Bruch ihres geselligen Verkehrs zugelassen, rief einen so bedrohlichen, kalten Widerspruch nicht nur bei Christie, sondern auch von seiten der sonst so leichtlebigen Jessie hervor, daß Mr. Carr in ein gedrücktes und ängstliches Schweigen zurückversank.

„Ich wollte nur sagen," stammelte er nach einer Pause, in welcher er jedoch sein beleidigtes Wesen wieder annahm, „daß Fairfax noch immer hierher zu kommen scheint, und doch ist er kein so besonderer Freund von mir."

„Das ist er wohl, und dein Interesse liegt ihm sehr am Herzen," sagte Jessie bestimmt. „Er kommt auch nur, um uns mitzuteilen, wie es um die Werke steht."

„Und vermutlich euren Vater zu bekritteln," sagte Mr. Carr, mit einem Versuche scherzhaft zu sein, wobei er jedoch eine gewisse Gereiztheit nicht zu verbergen

vermochte. „Es scheint wirklich, daß er mich ebenso wie den armen Kearney bei euch verdrängt hat."

„Nun Vater?" sagte Jessie, ihn plötzlich mit verstellter Entrüstung bei den Schultern fassend, aber in Wirklichkeit, um eine gewisse Verlegenheit zu verbergen, welche das ruhig beobachtende Auge ihrer Schwester sowohl, wie die Rede ihres Vaters hervorgerufen hatte. „Du versprachst doch, daß du diese lächerlichen Erörterungen fallen lassen wolltest. Du wirst Christie und mich noch so ängstlich machen, daß wir keinem Besucher mehr die Thür öffnen, bevor er uns nicht feierlich versichert hat, keine Heiratsabsichten zu haben. Du wirst doch dem Gerede nicht noch Farbe geben wollen, daß Uebereinstimmung mit deinen Ansichten, hinsichtlich der Verbesserungen notwendig ist, um mit uns weiter zu verkehren?"

„Wer wagt solchen Unsinn zu behaupten?" sagte Carr, rot werdend. „Ist es diese Klatscherei, welche Fairfax hierher führt?"

„Schwerlich, da es bekannt ist, daß er nicht mit dir übereinstimmt, und er doch kommt. So ist das Gerede am besten dementiert."

Christie, welche in letzter Zeit sich an derartigen Erörterungen nicht mehr beteiligt hatte, wartete bis der Vater gegangen war. „Also das ist der Grund, warum du noch immer mit Mr. Munroe verkehrst, nachdem was du gesagt hast," bemerkte sie gelassen zu Jessie.

Jessie, welche gern gleich mit ihrem Vater den Rückzug angetreten hätte, blieb auf der Thürschwelle stehen und schien sich nicht mehr zu entsinnen.

„Gesagt — was? wann?" fragte sie zerstreut.

„Wann, nun an jenem Tag im Walde, als Mr. Kearney Abschied nahm," sagte Christie leicht errötend.

„Ach, an jenem Tage," erwiderte Jessie lebhaft, „an dem Tage, wo er deine Hand mit Küssen bedeckte und dann wild in den Wald floh, um seine Aufregung zu verbergen."

„An dem Tage, wo er sich so thöricht benahm," sagte Christie mit vorwurfsvoller Ruhe, was aber nicht verhinderte, daß ihre Augen verdächtig feucht wurden, „und wo du mir erklärtest —"

„Daß er mich nicht meinte," unterbrach sie Jessie.

„Daß Mr. Munroe sich um dich bewerbe. Und dann kamen wir überein, daß es besser sein würde, jeden vertraulichen Verkehr mit ihnen zu vermeiden."

„Ja," sagte Jessie, „ich weiß es, aber du mußt meine gelegentlichen Zusammenkünfte mit Fairfax nicht mit so etwas verwechseln. Er küßt meine Hand nicht, wie andre Leute," setzte sie, wie in Betrachtungen verloren, hinzu.

„Noch läuft er davon," bemerkte der getretene Wurm sich krümmend.

Es folgte ein peinliches Schweigen.

„Weißt du auch, daß unser Kaffee zu Ende geht?" sagte Jessie schluchzend, indem sie mit spartanischer Ruhe nach der Thür zu ging.

„Ja. Und heute muß auch an die Wäsche gedacht werden," sagte Christie, ihre Bewegung unterdrückend und nach dem andern Ausgang gehend.

Thränen standen in beider Augen, als sie sich diese häuslichen Mitteilungen anvertrauten. Nichtsdestoweniger wendeten sich beide nach einer momentanen Pause um, und sich mit erschreckender Ruhe gegenseitig ansehend, verließen sie das Zimmer in ganz anderer Weise, wie sie beabsichtigt hatten, eine überwältigende Selbstverleugnung, welche bis zu einer gewissen Ausdehnung ihre überbürdeten Gefühle erleichterte.

Währenddessen nahm das materielle Gedeihen von Devils Fort zu, wenn ein Wohlstand, welcher sich auf keine sichtbare Grundlage, sondern nur auf die Hoffnungen und die Zuversicht seiner Bewohner basierte, materiell genannt werden konnte. Wenige, vielleicht keiner von ihnen, hielten sich damit auf, zu bedenken, daß die Verbesserungen, Bauten und Geschäfte nur die Anlage von Kapitalien war, welche von außerhalb zugeführt wurden, und die bis jetzt die Niederlassung oder Stadt, wie sie nun genannt wurde, weder die Hälfte des Betrages an Kapital hervorgebracht oder ausgeführt hatte, als sie bereits ausgegeben. Es war ja richtig, daß ein Teil des Landes an dem weiteren Abhange bereits urbar gemacht, einige Mühlen erbaut, und Zimmerholz aus den unerschöpflichen Wäldern geliefert worden. Aber die Konsumenten waren die Einwohner selbst, welche ihre eigenen Produkte mit geborgtem Gelde, oder unbegrenztem Kredit bezahlten. Niemand hatte noch entdeckt, daß, während alle Wege nach Devils Fort führten, Devils Fort zu nichts führte! Die Schwierigkeiten, welche man bewältigt, um Sachen nach der Ansiedelung zu bringen, wurden nicht überwunden, um wieder Sachen hinauszuschaffen. Das Zimmerholz war für die Ausfuhr nach anderen Ansiedelungen jenseits der Berge praktisch wertlos, da dieselben ebenfalls reich an Holz waren. Die Annahme, welche von den ursprünglichen Ansiedlern so begeistert aufrecht erhalten wurde, daß Devils Fort eine weite Senke sei, welche seit Zeitaltern den herabrinnenden Reichtum der benachbarten Hügel und Thäler eingesogen und erschöpft habe, fand ihre ironische Bestätigung.

Eines Morgens wurde es bekannt, daß die Arbeiten am Devils Fort Ditch eingestellt seien, einstweilen nur, hieß es, und viele der früheren Arbeiter hatten für den Augenblick ihre Arbeit einfach auf die Ausgrabung der Flußufer und das Zusammentragen großer Kieshaufen beschränkt. Proben dieser Erdhügel, von verschiedenen Oertlichkeiten und verschiedenen Bodenschichten entnommen, wurden nach San Francisco zu strengerer Untersuchung und Analyse geschickt. Man glaubte dadurch die Thatsache des andauernden Reichtums des Getriebes festzustellen, und nicht allein die früheren Kosten zu rechtfertigen, sondern auch eine neue Auslage von Kapital und Kredit zu erzielen. Die Einstellung der Erdarbeiten gab Mr. Carr Gelegenheit, in allgemeinen Geschäften der Mine nach San Francisco zu reisen. Seine beiden Töchter begleiteten ihn. Dies bot ihnen eine vortreffliche Gelegenheit Einkäufe zu machen, eine kleine Veränderung, und eine friedliche Lösung ihrer schwierigen und ungemütlichen gesellschaftlichen Beziehungen in Devils Fort.

In der ersten Aufwallung der Dankbarkeit gegen ihren Vater, für diese angenehme Ausspannung, war

die Eintracht der Familie, welche in letzter Zeit oft gestört gewesen, einigermaßen wiederhergestellt.

Aber ihre sanguinischen Hoffnungen auf Vergnügen wurden nicht ganz erfüllt. Beide, Jessie sowohl wie Christie, mußten eine gewisse Enttäuschung bei ihrem Wiedereintritt in die civilisierte Welt eingestehen. Zuerst schrieben sie dies ihren eigenen veränderten Gewohnheiten während der letzten drei Monate zu, wo sie in ihrer Zurückgezogenheit etwas verwildert und verbauert sein mochten. Jedenfalls waren sie in der Mode etwas zurück. Aber als die kurze Frist abgelaufen, welche Putzmacherin und Schneiderin forderten, um dem Schaden abzuhelfen, schien nichts weiter mehr zu gewinnen zu sein. Vornehmlich vermißten sie die ritterliche und aufrichtige Verehrung, welche sie in Devils Fort nur belustigt hatte, und waren deshalb nur um so mehr geneigt, der gebildeteren Höflichkeit der besser gekleideten und sorgsamer ausgewählten Herren, welche ihnen vorgestellt wurden, zu mißtrauen. Denn es muß zugestanden werden, daß aus natürlichen Gründen, ihre Kritik sich zuerst auf das Geschlecht beschränkte, mit welchem sie am meisten in Berührung gekommen waren. Sie konnten nicht verfehlen zu bemerken, daß die Herren zudringlicher, unangenehm fieberhaft und anmaßender in ihrer höhern Eleganz und ihrem äußeren Wesen waren wie ihre alten Gefährten in ihren offenen, rückhaltlosen Gewohnheiten. Es schien ihnen, als ob die fünf Millionäre von Devils Fort in ihrer gänzlichen Einfachheit und Ungezwungenheit, dem Typus des wahren Mannes von Bildung weit näher kamen, wie diese Städter, welche eine Verfeinerung nachahmten, die zu erreichen sie noch unfähig waren.

Die Frauen erschreckten sie förmlich durch ihr noch mehr auffälliges und gesuchtes Wesen wie die Männer, ihren übertriebenen Putz und ihre unersättliche Vergnügungssucht. In weniger denn einer Woche bedauerten sie nicht die neue Villa am Abhange von Devils Fort, welche selbst in ihrer wunderlichen Einrichtung noch von dem barbarischen Prunke der Villas und Wohnhäuser ihrer Umgebung übertroffen wurde, sondern die Doppelhütte unter den Bäumen, welche ihnen jetzt, in ihrer ernsten Einfachheit und Nüchternheit fast aristokratisch erschien. Bei dem geheimnisvollen Walde von Masten, welche sich in den Häfen der Stadt drängten, dachten sie an die geraden Stämme der Fichten an Devils Slope, nur um die ernste Ruhe und die unendliche Stille zu vermissen, welche sie zu umgeben pflegte. In dem fieberhaft pulsierenden Leben der jungen Metropole hielten sie oft an, beengt, schwindlich und nach Luft schöpfend; das Geräusch in den Straßen rief ihnen nur das Gedächtnis an die tiefe, unveränderliche Eintönigkeit des Abendwindes über ihrem bescheidenen Dache an der Hügelseite der Sierra zurück. In der Stadt geboren und erzogen, wie sie waren, verwirrte und beängstigte sie diese immer wiederkehrende Empfindung.

„Es erscheint so vollständig lächerlich,“ sagte Jessie, „daß wir uns hier nicht mehr am Platze finden wie jenes Dienstmädchen aus Pike Country in Sacramento, welches noch nie zuvor ein Dampfschiff gesehen hatte. Weißt du, daß ich beinah neulich ganz wehmütig wurde, als ich am Stockton Werfte einen Mann in rotem Hemde und mit einer Büchse auf der Schulter sah?“

„Du hättest ihn wohl am liebsten gleich angeredet?“ sagte Christie mit trübem Lächeln.

„Nein, das ist es eben, ich fühlte mich furchtbar gekränkt, daß er nicht kam und mit mir sprach! Ich möchte wissen, ob wir kein Fieber oder dergleichen dort oben gefangen haben, es macht einen ganz ängstlich.“

Christie antwortete nicht, mehr als einmal hatte sie schon diese unerklärliche Besorgnis gefühlt. Es war ihr schon mehrmals gewesen, als sei sie nicht mehr dieselbe, seit jener unvergeßlichen Nacht, wo sie aus ihrer Schlafhütte geschlichen war und allein in der großartigen, gebieterischen Gegenwart der Berge und Wälder gestanden hatte. In der Einsamkeit der Nacht, wenn das Gesumme der großen Stadt sich unter ihr erhob, selbst im Theater oder in großen Versammlungen von Männern und Frauen, vergaß sie sich selbst und stand wieder in dem zauberischen Glanze jener mondhellen Nacht, in stiller Andacht, am Fuße jenes langsam steigenden, geheimnisvollen Altars von aufgetürmten Felsen, abhängenden Wäldern und emporragenden Berggipfeln, die sich hoch zum Himmel erhoben. Wieder fühlte sie die ausgebreiteten, sich öffnenden Arme der schützenden Wälder vor sich. Hatten sie sie wirklich in eine mächtige Umarmung geschlossen, welche sie zu einem Teile von ihnen machte; war sie in jenem Mondlichte getauft worden als ein Kind des Waldes? Es war leicht, an die Sagen der Dichter, von einem Idyll im Leben unter jenen Bäumen zu glauben, wo man frei von konventionellen Banden liebte und geliebt wurde. Wenn sie mit ihren weltlichen Erfahrungen jetzt so denken konnte, warum sollte da George Kearney nicht gedacht haben — sie hielt inne und fühlte, wie sie trotz der Dunkelheit errötete. Da der Gedanke und das Erröten der gewöhnliche Schluß ihrer Betrachtungen war, steht zu befürchten, daß diese zuweilen die antreibende Ursache dazu waren.

Mr. Carr indessen teilte nicht den Mangel an Neigung für das Stadtleben mit seinen Töchtern. Zu ihrem Erstaunen stürzte er sich in die fashionablen Lustbarkeiten und Vergnügungen der Stadt und nahm in Kleidung und Benehmen die Stelle eines Tonangebers der Gesellschaft an. Die stehende Antwort auf ihre halb scherzhaften Bemerkungen darüber war, daß er im Interesse des Unternehmens den Umgang mit Kapitalisten aufsuchen müsse, um ihr Vertrauen und ihre Unterstützung zu gewinnen. Dies sah jedoch ihrem Vater so wenig ähnlich, daß es sie einigermaßen beängstigte. Er war indessen nicht ausschweifend, er trank weder, noch spielte er, und es lag doch gewiß nichts Böses darin, wenn er die Gesellschaft von Damen mit einer Galanterie suchte, die etwas gezwungen schien, und einem Vergnügen, welches ihren kritischen Augen ziemlich zweifelhaft vorkam. Er zog seine Töchter nicht in die gemischte Gesellschaft jener Periode, er drängte ihnen den Umgang mit denen nicht auf, mit welchen er am meisten verkehrte, und deren anerkannte Stellung in dieser kleinen Welt als der ihrigen gleich betrachtet wurde. Als Jessie sich sehr entschieden über

das auffallende Benehmen einer gewissen Witwe aussprach, deren thatsächlicher, gegenwärtiger Reichtum und pekuniärer Einfluß eine ziemlich zweifelhafte und bewegte Vergangenheit vergessen ließen, bestand Mr. Carr nicht darauf, daß seine Töchter ihre nähere Bekanntschaft machten. „Solange du nicht daran denkst, dich wieder zu verheiraten, Vater," hatte Jessie schließlich gesagt, „sehe ich nicht ein, warum wir sie aufsuchen sollen." „Aber gesetzten Falles, ich dächte daran," hatte Mr. Carr mit angenommener Munterkeit erwidert. „Dann würdest du doch keine Frau wie sie nehmen!" war die triumphierende Antwort der Tochter gewesen. Mr. Carr lächelte und ließ den Gegenstand fallen, aber es war ersichtlich, daß dieser Mangel an Sympathie seiner Töchter für seine Bekanntschaften ihm in der Gesellschaft keinen Eintrag that. Ein Gentleman in jeder Beziehung und unter allen Umständen, machte ihn selbst seine gelehrte Zerstreutheit anziehend: und selbst reiche Leute beneideten ihn um seine erhabene Unkenntnis der kleineren Einzelnheiten Geld zu machen, während sie seiner Urteilskraft nicht trauten. Ein noch wohlerhaltener Mann, frei von schwächenden Lastern, war er in den Augen des Geschlechtes, welches den Wert einer Ruhe zu schätzen weiß, welche es selbst nicht besitzt, ein gefährlicher Rivale für das jüngere, leichtlebigere San Francisco.

Plötzlich kündigte Mr. Carr seine Absicht an, in weiteren Geschäften für die Mine nach Sacramento zu gehen, seine Töchter jedoch bis zu seiner Rückkehr bei der Familie eines reichen Freundes zu lassen. Ihren Vorschlag, wieder nach Devils Fort zurückzukehren, verwarf er mit einer ganz unnötigen und an ihm neuen Unbeugsamkeit, und ebenso entschieden wies er das Anerbieten, ihn nach Sacramento zu begleiten, zurück. „Ihr würdet mir da nur im Wege sein," sagte er kurz. „Macht euch hier so viel Vergnügen wie ihr könnt."

So sich selbst überlassen, suchten sie seinen Rat zu befolgen. Vielleicht, daß eine leichte Reaktion in ihrer ersten Enttäuschung einzutreten begonnen hatte; vielleicht auch glaubten sie, durch Zerstreuungen die Besorgnis, welche sie für ihren Vater fühlten, zu betäuben. Sie gingen mehr aus, besuchten Konzerte und Gesellschaften und nahmen mit der Familie, bei welcher sie sich befanden, eine Einladung zu einem jener opulenten und barbarischen Feste an, mit welchen ein bekannter Millionär von San Francisco seine seltenen Momente der Ruhe in seinem prächtigen Palaste im Gebirge verkürzte. Hier würden sie wieder auf dem Lande sein, obgleich dasselbe einen milderen und weniger heroischen Charakter trug und etwas durch den mit Flitter und Tand überladenen Palast entwürdigt war.

Das Fest sollte drei Tage dauern, die Art und die Wahl der Vergnügungen blieb den Gästen überlassen, und eine gleiche und thätige Beteiligung an demselben wurde von niemand unbedingt verlangt. Infolgedessen hatten Christie und Jessie Carr, als sie am nächsten Morgen einen Spazierritt durch die benachbarte Schlucht vorschlugen, keine Schwierigkeiten in den wohlversehenen Ställen ihres üppigen Gastgebers Pferde und unter den Gästen Kavaliere zu finden, welche sich nur zu glücklich schätzten, Gnade in den Augen zwei so hübscher und ungewöhnlich stolzer und gebildeter Mädchen gefunden zu haben. Christies Begleiter war ein munterer junger Bankier, schlau genug, um jede zu augenfällige Zuvorkommenheit zu vermeiden, und glücklich genug, ihre Teilnahme für seine klaren und halb launigen Betrachtungen über einige der Geschäftsspekulationen des Tages wach zu halten. Wenn seine Ideen auch zuweilen etwas zu gescheit und nicht immer ganz mit einem hohen Gefühle für Ehrenhaftigkeit stimmten, so interessierte es sie nichtsdestoweniger, die sittliche Grundlage dieser Welt der Spekulationen kennen zu lernen, in welche ihr Vater sich jetzt gestürzt, und es erfüllte sie mit einem Gemische von Stolz und Besorgnis, daß seine vorwaltende Ehrenhaftigkeit ihn dafür bewahren würde, es unter gleichen Bedingungen mit ihr aufzunehmen. Auch konnte sie nicht umhin, die Unterhaltung des scharfsinnigen Mannes an ihrer Seite mit dem ungewissen, rührenden, kindischen Enthusiasmus der Millionäre von Devils Fort zu vergleichen. Hätte ihr Begleiter das Ergebnis dieses Vergleiches erraten können, so würde er kaum noch so entzückt über die ernste Aufmerksamkeit gewesen sein, mit welcher sie ihm zuhörte.

Der Zauber eines schönen Tages und die waldige Einsamkeit der Schlucht verführte sie, ihren Ritt über die sich von ihnen gesteckten Grenzen auszudehnen, was sie gegen Sonnenuntergang nötigte, einen kürzeren Heimweg zu suchen.

„Dort im Felde ist ein Vaquero," sagte Christies Begleiter, welcher mit ihr etwas den andern voraus ritt, „und jene Bursche kennen jeden Pfad, dem ein Pferd folgen kann. Ich werde vorreiten, und mein Spanisch bei ihm versuchen. Sollte ich ihn verfehlen, denn er trabt weiter, so mögen Sie es mit ihm versuchen. Er wird Ihre Augen verstehen, wenn die Sprache versagt."

Als er davonsprengte, um seine erste kühne Schmeichelei zu verdecken, richtete Christie ihre Augen auf das gegenüberliegende Feld. Der Vaquero, welcher einiges Vieh vor sich her jagte, war augenscheinlich zu beschäftigt, um die Rufe seines Gefährten zu beachten, warf plötzlich sein Pferd herum, um einem der Flüchtlinge den Weg abzuschneiden, so daß Christies Begleiter, noch ehe er Zeit gewann, sein aufgeregtes Pferd zu zügeln, an ihm vorbeisprengte. Dies warf den Vaquero gerade in Christies Weg. Als er sie gewahrte, riß er sein Pferd zurück, um einen Zusammenstoß zu verhüten. Christie ritt auf ihn zu, stieß plötzlich einen Schrei aus und machte Halt. Denn vor ihr, Wangen und Hals von der Sonne gebräunt, den Schnurrbart und das frei flatternde Lockenhaar gedunkelt, in der malerischen Tracht seines Standes, unverändert nur in seiner knabenhaften Schönheit, saß George Kearney. Das Blut, welches aus ihrem erstaunten Gesichte gewichen war, wallte rasch zurück. Seine Augen, welche plötzlich wie von einem elektrischen Funken berührt, aufgeblitzt hatten, senkten sich vor ihrem Blicke. Seine Hand sank an seiner Seite herab, und seine Wangen färbten sich dunkler vor Verwirrung.

„Sie hier, Mr. Kearney? Wie sonderbar! — Aber ich freue mich, Sie wieder zu sehen!“ Sie versuchte zu lächeln, ihre Stimme bebte und ihre kleine Hand zitterte, als sie ihm dieselbe entgegenhielt.

Er erhob trübe seine dunklen Augen und drängte unwillkürlich sein Pferd an ihre Seite. Aber, wie plötzlich zu der Wirklichkeit der Lage erwachend, sah er flüchtig nach ihr hin, dann auf seine Kleidung und warf dann einen forschenden Blick auf ihren Begleiter.

Augenblicklich sah Christie das Peinliche ihrer Stellung und deren Gefährlichkeit ein. Die Worte Whiskey Dicks: „Er würde das nicht dulden,“ blitzten in ihr auf. Es war keine Zeit zu verlieren. Der Bankier hatte die Herrschaft über sein Pferd wiedergewonnen und näherte sich ihnen, den fest auf ihn gerichteten Blick George Kearneys nicht gewahrend, mit welchem dieser ihn anstarrte. Christie ergriff hastig die Hand, welche an seiner Seite herabgesunken, und sagte schnell: „Wollen Sie ein kleines Wegende mit mir reiten, Mr. Kearney?“

Er sah sie forschend an. Sie erwiderte frei und fest seinen Blick, wie er glaubte, selbst vorwurfsvoll.

„Thun Sie es,“ sagte sie lebhaft. „Ich fordere es als eine Gunst von Ihnen. Jessie und ich sind allein hier. Vater ist abwesend. Sie sind einer unserer ältesten Freunde.“ Er zögerte. Sich zu dem erstaunten Bankier wendend, sagte sie jetzt: „Ich habe eben einen alten Freund getroffen. Wollen Sie nicht, bitte, so schnell Sie können zurückreiten und Jessie sagen, sie möge kommen, Mr. Kearney sei hier!“

Sie beobachtete ihren überraschten Begleiter, der noch sprachlos von dem Schauspiele, die hochmütige Miß Carr in einem tête-à-tête mit einem gemeinen Vaquero zu sehen, der Schlucht zu gallopierte, und wendete sich dann zu George.

„Jetzt bringen Sie mich auf dem kürzesten Wege und so rasch Sie können nach Hause.“

„Nach Hause?“ fragte George.

„Ich meine Mr. Princes Landsitz. Rasch, ehe sie uns einholen.“ Mechanisch gab er seinem Pferde die Sporen, sie folgte. Bald schlugen sie einen Pfad ein, welcher in einen unbenutzten Holzweg durch den Wald auslief.

Schweigend trabten sie weiter, endlich hielt Christie den Schritt ihres Pferdes an und George that ein Gleiches. Sie waren für den Augenblick vor jeder Unterbrechung sicher, selbst wenn die andern den Richtweg gefunden hätten. Christie, so kühn und selbstbewußt einen Moment vorher, fühlte sich plötzlich schwach und verlegen. Was hatte sie gethan?

Sie hielt ihr Pferd kurz an. „Vielleicht wäre es besser, wir warteten auf sie,“ sagte sie schüchtern.

George hatte die Augen noch nicht zu den ihrigen erhoben. „Sie sagten, daß Sie nach Hause eilten,“ erwiderte er freundlich, mit der Hand den sammetnen Hals seines Mustang streichelnd, „und daß Sie mir etwas zu sagen hätten.“

„So ist es,“ antwortete sie, zu lachen versuchend. „Ich bin so erstaunt, Ihnen hier zu begegnen. Ich begreife Sie nicht. Sie leben hier und haben uns verlassen, ein Gut zu kaufen?“ fuhr sie fort, ihn scharf ansehend.

Er errötete leicht. „Nein, ich lebe zwar hier, aber ich habe kein Gut gekauft. Ich bin nur ein gemieteter Mann auf dem Gut eines andern, um dessen Vieh zu hüten.“

Er sah, wie ihre schönen Augen sich mit Verwunderung und noch etwas anderem füllten. Seine Züge klärten sich auf und er fuhr mit seinem alten kindlichen Lachen fort:

„Nein, Miß Carr, die Thatsache ist, daß ich vollständig ruiniert bin. Seit ich Sie zuletzt gesehen, habe ich alles verloren. Aber ich kann reiten und scheue die Arbeit nicht, und so kann ich bestehen.“

„Sie haben Geld in der Mine verloren?“ sagte Christie plötzlich.

„Nein —“ erwiderte er lebhaft, ihrem Blicke ausweichend.

„Mein Bruder hat meinen Anteil, wie Sie wissen. Ich bin nur auf eigene Rechnung thöricht gewesen. Sie wissen ja, ich neige zu derartigen Sachen. Aber solange meine Thorheit andere nicht schädigt, kann ich sie verantworten.“

„Aber sie mag doch andere treffen — und vielleicht dürften sie dieselbe nicht für eine Thorheit halten.“ Sie hielt kurz inne, verwirrt durch den strahlenden Blick seiner Augen. „Ich meine — o, Mr. Kearney, ich wollte, Sie wären offen gegen mich. Ich verstehe nichts von Geschäften, aber ich weiß, daß Unannehmlichkeiten wegen der Mine von Devils Fort stattgefunden haben. Sagen Sie mir aufrichtig, ist mein Vater daran beteiligt? Wenn ich denken müßte, daß Sie durch irgend eine Unbesonnenheit von seiner Seite gelitten hätten — wenn ich glauben müßte, daß Sie irgend eines Ihrer Mißgeschicke ihm oder uns zuschreiben könnten — ich würde es mir nie vergeben können.“

Der schmerzliche Ausdruck, welcher sich zuerst in seinen Zügen bemerkbar gemacht, welche nie etwas verbargen, verschwand und machte einem flüchtigen Lächeln Platz.

„Miß Carr,“ sagte er lebhaft, „wenn irgend ein Mann behaupten wollte, daß Ihr Vater nicht der erleuchtetste und beste Mann seiner Zeit ist, zu klug und verständig, um von den Narren begriffen zu werden, die ihn umgeben, so — so würde ich ihn niederschießen.“

Verwirrt durch diesen raschen und eifrigen Widerspruch dessen, was sie nicht beabsichtigt hatte zu sagen, blieb ihm nur übrig, mit einer, ihrem Gefühle nach, unverzeihlichen Hast auf das überzugehen, was sie wirklich hatte sagen wollen.

„Noch ein Wort, Mr. Kearney,“ sagte sie, zu Boden blickend, während sie fühlte, wie die Farbe in ihre Wangen stieg.

„Als Sie an dem Tage, wo Sie uns verließen, zu mir sprachen, müssen Sie mich für hart und grausam gehalten haben. Wenn ich Ihnen nun gestehe, daß ich glaubte, Sie deuteten auf Jessie und eine Neigung, die Sie für dieselbe hegten —“

„Für Jessie?“ fragte George.

„So werden Sie begreifen, daß — daß —“

„Daß was?“ fragte George, ihr näher rückend.

„Daß ich nur so sprach, wie sie gethan haben würde, wenn Sie so von mir zu ihr geredet hätten,“ fügte Christie hastig hinzu, ihr Pferd etwas von ihm zurückziehend. Aber das war nicht so leicht, denn George war der bessere Reiter und durch eine unmerkliche Bewegung seines Handgelenkes und Fußes war sein Pferd wieder dicht an ihrer Seite. „Jetzt wird er gehen,“ hatte sie gedacht, aber er that es nicht.

„Wir müssen zureiten,“ bemerkte sie kleinlaut.

„Nein,“ sagte er plötzlich, sein knabenhaftes Wesen ablegend und den Kopf leicht erhebend. „Wir dürfen nicht weiter zusammenreiten. Ich muß zurück zu der Arbeit, für welche ich gedungen bin, und Sie müssen mit Ihrer Gesellschaft weiter reiten, welche ich eben kommen höre. Aber wenn wir uns hier trennen, müssen Sie mir ‚Lebewohl‘ sagen, nicht als Jessies Schwester, sondern als Christie, die eine und einzige Frau, die ich liebe — oder je geliebt habe.“

Er hielt ihr seine Hand hin. Mit der Erinnerung an ihr früheres Scheiden reichte sie ihm zitternd die ihrige. Er nahm sie; aber er führte sie nicht an seine Lippen, und sie war es, die halb verwirrt seine Hand in der ihren fest hielt, bis sie dieselbe errötend sinken ließ. „Also ist dies der Grund, den Sie dafür angeben, uns zu verlassen, wie Sie Devils Fort verlassen haben?“ sagte sie gelassen.

Er sah sie mit einem sonderbaren Lächeln an und sagte: „Ja!“ warf sein Pferd herum, und verschwand im Walde.

Er hatte sie einst früher ebenso kurz verlassen, geküßt, errötend und entrüstet. Er verließ sie jetzt ungeküßt, aber blaß und entrüstet. Aber sie war so ruhig, als die Gesellschaft sie wieder erreichte, daß die merkwürdige Begegnung und ihre Erklärung des plötzlichen Abschiedes des Fremden keine weiteren Bemerkungen hervorriefen. Nur Jessie flüsterte ihr in das Ohr: „Ich hoffe, du bist jetzt überzeugt, daß er mich nicht gemeint hat.“

„Durchaus nicht,“ sagte Christie kalt.

* * *

Siebentes Kapitel.

Wenige Tage nach ihrer Rückkunft in San Francisco erhielten die Mädchen einen Brief von ihrem Vater. Seine Geschäfte, schrieb er, würden ihn noch einige Tage länger in Sacramento zurückhalten. Er sähe keinen Grund für ihre Abreise nach Devils Fort bei der großen Hitze. Ihr Gastfreund habe ihm geschrieben und ihn gebeten, ihnen zu erlauben, ihren Besuch länger auszudehnen, und da sie sich amüsierten, glaube er, es sei besser, dem Wunsche seines alten Freundes zu willfahren. Er hatte von ihrem Besuche bei Mr. Prince gehört und auch daß ein gewisser junger Bankier sich sehr eifrig um Christie bemüht hätte.

„Weißt du, was das alles heißt?“ fragte Jessie, welche die Schwester mit einem ungewöhnlich ernsten Gesichte beobachtet hatte.

Christie, deren Gedanken schon von dem Briefe abgeschweift waren, erwiderte gleichgültig: „Nun, vermutlich, daß wir hier warten sollen, bis Vater uns holen läßt.“

„Es bedeutet weit mehr. Es bedeutet, daß Vater wieder einen Fehlschlag gehabt hat, es bedeutet, daß das Ergebnis der Prüfung für das Werk schlecht ausgefallen ist, daß, je weiter sie sich von der Oberfläche entfernen, je schlechter es wird, daß alles Gold, welches sie je in Devils Fort wahrscheinlich zu sehen bekommen werden, das ist, was sie schon gefunden haben, oder was sie an der Oberfläche finden werden. Es bedeutet, daß Devils Fort Geld verschlingt, aber nie etwas einbringen wird!“ Sie hielt inne, mit Thränen in den Augen.

„Wer hat dir das gesagt?“ fragte Christie atemlos.

„Fairfax, Mr. Munroe,“ stammelte die Schwester, „schreibt es mir, als ob wir es schon wüßten. Er sagt, ich solle mich nicht ängstigen, es sei nicht so schlimm, und dergleichen mehr.“

„Seit wie lange ist das schon vorgefallen?“ fragte Christie, ihre Hand nehmend, mit bleichem, aber ruhigem Gesichte.

„Fast solange als wir hier sind, vermute ich. Es muß so sein, denn er sagt, daß der arme Vater noch immer hofft, etwas ausrichten zu können.“

„Und Mr. Munroe schreibt dir?“ fragte Christie zerstreut.

„Natürlich,“ sagte Jessie rasch. „Er nimmt teil an uns.“

„Niemand sagt mir je etwas,“ sagte Christie.

„Hat nicht — —?“

„Nein,“ sagte Christie herb.

„Aber wovon habt ihr denn gesprochen? Allein die Leute vertrauen dir nicht, weil sie sich vor dir fürchten. Du bist so —“

„So was?“

„So gönnerhaft herablassend, so, ‚ich glaube nicht, daß du es ändern kannst, armes Ding,‘ in deinem Wesen,“ sagte Jessie sie küssend. „Ich wollte, ich wäre wie du! Was meinst du, wenn wir Vater schrieben, daß wir nach Devils Fort zurück wollen. Mr. Munroe denkt, daß wir uns dort gerade nützlich erweisen können. Wenn die Leute unzufrieden sind und denken, wir verschwenden das Geld —“

„Ich fürchte, Mr. Munroe ist kein ganz uninteressierter Ratgeber. Wenigstens halte ich es nicht für gerade schicklich für dich, gleich auf seinen Vorschlag zurückzufliegen, ohne auf deinen Vater zu warten,“ sagte Christie kalt. „Er ist nicht der einzige Teilhaber. Wir verschwenden hier nicht. Außerdem sind wir für nächste Woche bei Mr. Prince erwartet.“

„Wie du willst,“ sagte Jessie sich abwendend, um ein verstohlenes Lächeln zu verbergen.

Nichtsdestoweniger sah Christie sehr ernst aus, als sie von ihrem Besuche bei Mr. Prince und einem oder zwei erfolglosen Spazierritten zurückgekehrt waren.

Wenige Tage später stürzte eines Morgens Jessie zu ihrer Schwester in das Zimmer. „Du sagst,“ rief sie, „daß kein Mensch dir etwas anvertraut. Nun, hier ist eine Gelegenheit. Whiskey Dick ist unten.“

„Whiskey Dick?“ wiederholte Christie. „Was kann der wollen?“

„Dich. Wen anders? Du weißt, daß er mich stets verschmäht, weil ich nicht hochtrabend und elegant genug für seine gesellschaftlichen Vertrauensergüsse bin. Er fragte nur nach dir.“

Mit einem unbehaglichen Vorgefühle irgend einer drohenden Enthüllung ging Christie in den Salon hinab. Als sie die Thür öffnete, verriet ein starker Duft jener Toiletteseife und Eau de Cologne, mit welchem Dick die Gewohnheit hatte, die Spuren seiner Trunksucht zu verwischen, seine Anwesenheit. Trotz seines neuen Anzuges, dessen frühere Falten sich noch nicht gänzlich den Umrissen seiner Gestalt anschmiegen wollten, schien er etwas bedrückt durch die unerwartete Eleganz des Salons von Christies Gastfreunden. Allein ein Blick auf Christies trauriges, jedoch freundliches Gesicht gab ihm seine Sicherheit wieder. Er nahm aus seinem Hute ein dreieckiges Päckchen und enthüllte eine schöne Safronarose, welche er ihr ernst überreichte. Nachdem er sich so seiner Stellung würdig gezeigt, ließ er sich in eine Causeuse sinken. Da er diese Stellung aber Christie gegenüber unpassend fand, die auf einem Stuhle Platz genommmen, so begab er sich auf die andere Seite der Causeuse und sprach zu ihr über die Lehne derselben, wie von einer Kanzel.

„Ist dies wirklich ein glücklicher Zufall, Mr. Hall, oder haben Sie uns absichtlich aufgesucht?“ sagte Christie zuvorkommend. „Teilweise unterschiedlich und teilweise zutreffend, Miß Christie, wie man es nehmen will,“ sagte Dick. „Da die Arbeit jetzt in Devils Fort flau ist, habe ich gedacht, ich wollte 'nen kleinen Ausflug nach Frisco machen und mich in den Strudel der vornehmen Gesellschaft stürzen und wieder heraus.“ Dabei schwang er sanft ein neues Taschentuch, um dieses schwalbengleiche Tauchen und Emporschwingen zu illustrieren. „Dieses Kramen mit dem Ho Tong ist aber ermüdend, wie Sie und ich wissen, wenn man darin nicht Erfahrung hat. Indes, wenn die Burschen da drüben sagen, daß das Leben in San Francisco zu kostspielig ist, und das Kapital für den weiteren Betrieb der Minen zu schwere Zinsen verlangt, sage ich: Seht, Gentlemen, sage ich, ihr seht die Sache nicht vom richtigen Standpunkt an. Der richtige Standpunkt ist, das allgemeine Augenmerk sozusagen, auf Devils Fort zu lenken. Wenn ein fashionabler Star wie Miß Carr am Horizont von Frisco aufgeht, und sozusagen das allgemeine Auge blendet, wollen die Leute wissen, wer sie ist. Und wenn die Leute sagen, das ist die hochgebildete Tochter des hochgebildeten Leiters der Minen von Devils Fort, auch sonst bekannt als die sternenaugige Göttin von Devils Fort, wird jedes Auge sich auf die Mine richten, und die Kapitalien sozusagen über sie herfallen. Und wenn sie sagen, daß der Alte, verzeihen Sie mir die Freiheit, aber so sprechen die Burschen von Ihrem Vater, ohne Arges zu denken, wenn der Alte, anstatt zu versuchen das Geld der reichen Witwe einzuheimsen, oder anders gesagt ihr Geld für die großen Arbeiten zu verschwenden, für das Geld, was nicht vorhanden ist, in Devils Fort bleiben wollte und sein Wissen und Können darauf verwenden, das wenige Geld herauszukratzen, was da ist, so sagte ich ihnen, das ist nicht Ihres Vaters Art. Seine Weise ist, sagte ich, zu geben und die Werke zu bauen. Wenn sie fertig sind, wendet er sich an das Kapital und sagt: ‚Seht her,‘ sagt er, ‚das ist alles, was ihr braucht, erster Qualität — Kosten — eine Million. Da ist all das Wasser, was ihr braucht, kostet eine andre Million; da ist all der graue Kies, den ihr verlangt in und außerhalb des Bodens — sagen wir zwei Millionen mehr. Nun gut, meine Zeit ist zu kostbar, mein Beruf zu erhaben, um Minen zu bearbeiten. Ich stelle sie nur her. Händigt mir einen Check auf zehn Millionen aus, und arbeitet für euch.‘ Also gibt das Kapital das Geld heraus, und walzt herunter, um die Minen auszubeuten, und ihr ursprünglichen Ansiedler, spaziert herum, die Hände in der Tasche mit euren sechs Millionen Gewinn, und überlaßt dem Kapital die Arbeit und die Verantwortlichkeit.“

So albern dies auch von den Lippen Whiskey Dicks klingen mochte, so hatte Christie dennoch eine unbestimmte Ahnung, daß es nicht sehr viel von den Theorien abwich, welche der geistreiche junge Banquier damals, als er sie begleitete, entwickelt hatte. Sie unterbrach ihn nicht im Flusse seiner Rede, aber als er eine Pause machte, um Atem zu holen, sagte sie ruhig: „Ich bin unlängst George Kearney begegnet.“

Whiskey Dick stutzte, warf einen hastigen Blick auf Christie und hustete hinter seinem Taschentuch.

„Mr. Keorney — hem — gewiß — ja — Sie sind ihm begegnet — sagen Sie. Befand er sich — hem — wohl?“

„Körperlich, ja, aber sonst hat er alles verloren,“ sagte Christie das Auge auf den verlegenen Dick geheftet.

„Ja — ja — in der That — in der That —“ fuhr Dick fort, sich im Zimmer umsehend, als suche er nach einer Einleitung zur Bestätigung dieser peinlichen Eröffnung.

„Und ist thatsächlich darauf angewiesen, eine dienstbare Stellung einzunehmen,“ sagte Christie, ihre Augen auf den verlegenen Dick geheftet.

„So ist es, so ist es,“ sagte Dick freudestrahlend, plötzlich eine Gelegenheit zu weiteren vertraulichen Mitteilungen gefunden zu haben. „Das ist es, was ich auch den Jungens gesagt habe. Es ist die richtige Sache, sagte ich, gerade weil George zufällig jeden Dollar, den er hat oder zu bekommen erwartet, verhypothekisiert hat, um ihn für die Werke anzulegen, um Mr. Carr zu gefallen, und gerade weil er diesen intelligenten Mann nicht dadurch betrüben will, daß er erfährt, daß er auf dem Trockenen ist, hat er recht gethan, sich und Devils Fort zu erniedrigen, indem er davonlief und sich als mexikanischer Vaquero für mexikanischen Lohn verdingte. Seht nur die Schande, welche er über ein vornehmes, fashionables Mädchen bringt, an dessen Seite er ging, mit der er getanzt und Ringe und Gefühle ausgetauscht, und Bouquets im Cotillon und im Mazurka. Und, sage ich, wenn sie ihm nun begegnet! 's ist merkwürdig, Miß, aber dies sind meine eigenen Worte. Was denn, sagte ich, wenn sie eines Tages mit einer fashionablen Gesellschaft daher ge-

sprengt kommt und ihm zufällig begegnet, wenn er eben einen mexikanischen Stier vor sich her treibt. So sagte ich ihnen. Und so begegneten Sie ihm, Miß Christie," fuhr Dick fort, bemüht, unter dem Anscheine großer gesellschaftlicher Erfahrung seine Begierde zu verbergen, die näheren Einzelheiten dieser Begegnung zu erfahren. „So begneten Sie ihm, und thaten, als kennten Sie ihn nicht, was sozusagen auch natürlich war, oder Sie sagten ihm vielleicht, er solle Ihnen Ihren Sattelgurt fester anziehen, und gaben ihm ein Fünfdollarstück — wie?"

Christie, die aufgestanden und an das Fenster getreten war, wendete sich plötzlich mit sehr bleichem Gesichte und leuchtenden Augen nach Dick um. „Mr. Hall," sagte sie, mit einem matten Versuche zu lächeln, „wir sind so alte Freunde, daß ich Sie wohl um einen Dienst bitten darf. Sie sind schon einmal für eine kurze, glückliche Zeit unser Begleiter gewesen, würden Sie dies Amt unter ernsteren Umständen abermals übernehmen? Mein Vater ist augenblicklich durch Geschäfte in Sacramento festgehalten, würden Sie, ohne jemand ein Wort davon zu sagen, mich und Jessie sogleich nach Devils Fort zurückbringen?"

„Ob ich will? Miß Christie," sagte Dick, fast erstickend zwischen einer brennenden Befriedigung und dem Wunsche, die unfeine Schaustellung derselben zu unterdrücken. „Ich werde stolz sein!"

„Wenn ich sage, Sie sollen es geheim halten," sie zögerte — „so will ich damit nicht sagen, daß ich etwas dagegen habe, wenn Sie Mr. Kearney, wenn Ihnen sein Aufenthalt bekannt ist, zu verstehen geben, daß wir nach Devils Fort zurückkehren."

„Gewiß — natürlich," sagte Dick mit einer anmutigen Handbewegung. „Ich werde ihm 'ne Zeile schreiben, daß Geschäfte gesellschaftlicher und zarter Natur — da ich Miß Christie und Jessie Carr nach Devils Fort begleiten müsse — mich des Vergnügens berauben, ihm meinen Besuch zu machen."

„Das wird genügen," sagte Christie unter Thränen lächelnd. „Jetzt, bitte, gehen Sie aber sogleich und nehmen Billets für uns, für das Nachtboot, und bringen sie uns. Jessie und ich werden das übrige besorgen."

„Gewiß," sagte Dick bereitwillig und rüstete sich zu einem graziösen Aufbruche.

„Wir werden nicht ruhig sein, ehe wir die Billets nicht haben," sagte Christie.

Dick schüttelte ihr ernst die Hand, ging bis zur Thür und blieb stehen. „Glauben Sie, es sei besser, die Billets jetzt schon zu nehmen?" fragte er zweifelhaft.

„Auf jeden Fall," erwiderte Christie entschieden. „Ich habe mir vorgenommen, heute abend abzureisen, und wenn Sie nicht früh die Schlafstellen für uns bestellen, so —"

„Natürlich — natürlich —" unterbrach sie Dick verlegen. „Aber —"

„Aber was?" fragte Christie ungeduldig.

Dick zauderte, schloß sorgfältig die Thür, sah sich im Zimmer um, schwenkte sein Taschentuch, als wollte er einen ihm unangenehmen Gedanken verscheuchen, und sagte dann verschämt lächelnd: „Es ist lächerlich, Miß Christie, vollständig lächerlich, aber da ich nicht daran gewöhnt bin, bares Geld bei mir zu tragen, und ich versäumt habe, einen Wechsel auf Wales, Tayo u. Co. zu versilbern —"

„Natürlich," sagte Christie hastig. „Wie vergeßlich bin ich. Verzeihen Sie, Mr. Hall. Ich dachte nicht daran. Ich werde unseren Wirt darum bitten, er wird mit Freuden unser Banquier sein."

„Einen Augenblick, Miß Christie," sagte Dick, als sein Daumen und Zeigefinger das einzige Geldstück losließen, welches ihm noch nach der leichtsinnigen Ausgabe für Christies Saffronarose in der Westentasche geblieben. „Einen Augenblick. Wenn es Ihnen bei dieser pekuniären Transaktion angenehmer ist, können Sie immerhin von meinem Namen Gebrauch machen."

* * *

Achtes Kapitel.

Als Christie und Jessie aus den Fenstern der Postkutsche schauten, deren bestaubte Räder sie langsam, als ob es ihnen widerstrebte, dem letzten Halteplatz auf ihrer Reise nach Devils Fort zu trugen, nahmen sie eine Veränderung in der Landschaft wahr, welche sie nicht allein ihren veränderten Gefühlen zuschreiben konnten. Die wenigen bloßgelegten Flächen an den Bergabhängen, die lange Strecke des felsigen Bergrückens nahe dem Gipfel, welche mit so lebhaftem, sammetartigem Grün während ihrer ersten Reise bedeckt gewesen, waren jetzt verdorrt und gelb. Selbst die Lichtungen im Walde waren wie von einem heißen Eisen unter den glühenden Strahlen einer halbjährigen Sonne versengt. Die mit Wiesen bedeckten Thäler unten waren wie in glanzloses Leder gehüllt. Die wenigen Bäche vorlängs des Weges waren dem Auge und Ohre entschwunden. Es schien fast, als ob der lange, trockene Sommer selbst die dichtesten Reihen der Fichten angegriffen, und seinen heißen Atem durch die Laubwälder geblasen, seine verkohlte rote Asche auf jedem Blatte und Zweige des Schattendomes hinterlassend. Als sie sich aus dem Fenster lehnten, um die halberstorbenen Wohlgerüche des immer grünen Waldes einzuatmen, schien es ihnen, als seien sie in einer Atmosphäre erschöpfter Leidenschaften — wilder Aufregung angelangt, welche sich jetzt langsam in sich selbst verzehrte.

Sie atmeten auf, als sie weit unten die zerstreuten Häuser von Devils Fort erblickten, die immer mehr sichtbar wurden, als sie um den Vorsprung von Devils Spur bogen und die lange Hinabfahrt begannen. Aber auch in der Stadt war eine Veränderung vorgegangen, überraschender und unheilverkündender, wie die versengte und verdorrte Landschaft. Die Stadt stand wohl noch da, aber wo waren die Einwohner? Vor vier Monaten hatten sie die unregelmäßige Straße gedrängt voll geschäftiger Bürger verlassen, Menschengruppen an allen Ecken und ein Gewühl von Waren und Händlern auf dem freien Platze vor der presbyterianischen Kirche.

Jetzt war alles wie umgewandelt. Nur wenige Fußgänger hoben verdrossen den Kopf, als die Kutsche dahin rasselte über den verödeten, mit leeren Buden

bestreuten Platz und an den verlassenen Hütten und ausgeräumten Schaufenstern vorüberfuhr, an denen kein bekanntes Gesicht zu sehen war, und selbst die Scheiben fehlten. Der große, unvollendete, schlangengleiche Kanal, auf gigantischen Gerüsten über den Fluß weg geführt, war bis zur Stadt vorgeschritten und neigte sich über dieselbe herab, wie ein ungeheueres Gewürm, das ihr das Lebensblut ausgesogen und jetzt von seiner Beute gesättigt ausruhte.

Whiskey Dick, welcher die Kutsche auf dem Gipfel des Berges verlassen hatte, um auf einem kürzeren Fußpfade zu dem Hause zu gelangen, wo er sich eine halbe Stunde ausruhen konnte und seine Vorbereitungen treffen, erwartete sie an dem Posthause mit einem Buggy. Ein Blick auf die beiden jungen Mädchen belehrte ihn vielleicht, daß bei der Enttäuschung, welche er in ihren Zügen las, an eine angenehme, elegante Unterhaltung nicht zu denken war. Vielleicht war er selbst auch ein wenig außer Fassung gebracht, und so legten sie den kurzen Weg zum Hause in tiefem Schweigen zurück.

Die Villa war neu angestrichen und verziert, und sah frischer und selbst wohnlicher wie je aus. Sorgende Hände hatten sich der Schlingpflanzen und der Rosen an dem Gitterwerke angenommen. Wasser, dieses wertvolle Element in Devils Fort, war nicht gespart worden, um die Pflanzen, welche die Mädchen so zärtlich gepflegt, während ihrer Abwesenheit grün zu erhalten. Es war die einzige Oase, wo der Sommer noch weilte, und dennoch überkam sie ein seltsames Gefühl des Verlustes, als sie die Schwelle des Hauses überschritten. Es schien, als gehöre es ihnen nicht mehr.

„Wenn ich Sie wäre, Miß Christie, würde ich mich ein oder zwei Tage im Hause halten, bis — bis — bis die Angelegenheiten geordnet sind. Es gibt eine Menge Landstreicher und ähnliches Vieh, das sich hier herumtreibt," sagte Dick. „Vielleicht würden Sie sich nicht so einsam fühlen, wenn Sie etwas näher bei der Stadt wohnten, zum Beispiel so ungefähr, wo Sie früher gewohnt haben."

„In der guten, alten Hütte," sagte Christie lebhaft. „Ich wollte, ich wäre jetzt dort."

„Wirklich? Ist das Ihr Ernst?" sagte Whiskey Dick mit plötzlich leuchtenden Augen. „Das sieht Ihnen ähnlich. Das habe ich immer gesagt, wenn jemand gerade auf den Grund geht, ohne zu fackeln, so ist es unser feinerzogenes, fashionables Mädchen. Aber ich muß jetzt in die Stadt zurück, um die Jungens wissen zu lassen, daß wir Sie gesund und sicher wieder hier haben. Es ist eine Gemeinheit, daß Fairfax und Mattingly gestern in Gerichtsangelegenheiten nach Lagrange mußten, aber morgen kommen sie zurück. Bis dahin gehaben Sie sich wohl."

Allein geblieben, begannen die Mädchen sich ihrer seltsamen Lage erst bewußt zu werden. Sie hatten keinen bestimmten Plan gefaßt. Den Abend, wo sie San Francisco verließen, hatten sie ihrem Vater einen ernsten Brief geschrieben, in welchem sie ihm sagten, daß, nachdem sie die Wahrheit über den Fehlschlag in Devils Fort erfahren, sie es für ihre Pflicht gehalten hätten, dorthin zurück zu kehren und das Unglück mit den andern zu teilen. Sie wären bereit, ihm in seinen Prüfungen beizustehen, und in allem, was ihnen fortan auferlegt werde.

„Das wird ihn zurückbringen," sagte Christie, „er wird uns hier nicht allein lassen, und dann werden wir mit ihm zu einer Verständigung kommen, und auch mit ihnen auf eine oder die andere Weise, denn ich weiß nicht, wie es kommt, aber es ist mir, als gehöre dieses Haus uns nicht mehr."

Ihre Voraussetzung hatte sie nicht betrogen, denn als Mr. Carr am folgenden Abende von Sacramento anlangte, fand er das Haus verlassen. Seine Töchter waren nicht dort, obgleich alle Anzeichen vorhanden waren, daß sie dort angekommen, aber aus irgend einem Grunde dasselbe geräumt hatten. Die unbestimmte Angst, welche seine schuldbewußte Seele nach Empfang ihres Briefes, und während seiner eiligen Reise, beherrscht hatte, schien jetzt gerechtfertigt. Er wollte soeben das leere Haus verlassen, dessen vorwurfsvolle Oede ihn erschreckte, als er auf der Schwelle desselben sich plötzlich Fairfax Munroe gegenüber sah.

„Ich war am Posthause, um Sie zu erwarten," sagte er, „aber Sie müssen auf dem Berge den Wagen verlassen haben."

„Ja wohl," sagte Carr gereizt. „Ich war begierig, meine Töchter sobald wie möglich zu sehen, um den Grund ihrer thörichten Besorgnis zu erfahren, ebensowohl wie zu hören, wer ihnen diese Angst eingejagt hat. Wo sind sie?"

„Sie sind drüben in der alten Hütte, welche zu ihrem Empfange wieder hergerichtet worden," sagte Fairfax gelassen.

„Aber was soll das heißen? Warum sind sie nicht hier?" fragte Carr, seine Erregung hinter einem Ausbruch von vorwurfsvoller Entrüstung verbergend.

„Das fragen Sie noch, Mr. Carr," sagte Fairfax trübe. „Wünschten Sie vielleicht, daß sie hier bleiben sollten, bis der Sheriff Besitz von dem Hause ergriffen hätte? Niemand weiß besser, wie Sie, daß das Geld, welches Ihnen auf diesen Wohnsitz vorgeschossen ist, niemals zurückerstattet wurde."

Carr taumelte zurück, aber er faßte sich gewaltsam wieder.

„Da Sie so viel über meine Angelegenheiten wissen, wie können Sie da behaupten, daß jemals auf Zahlung dieser Forderung gedrungen werden wird. Woher wissen Sie, daß es nicht das Darlehen eines — eines Freundes ist?"

„Weil ich die Frau gesehen habe, welche Ihnen das Geld vorgeschossen hat," sagte Fairfax niedergeschlagen. „Ehe Ihre Töchter kamen, war sie hier, um die Besitzung in Augenschein zu nehmen."

„Nun?" sagte Carr ungeduldig.

„Nun, Sie zwingen mich, Ihnen etwas mitzuteilen, was ich am liebsten vergessen möchte. Sie zwingen mich zu einem Geständnisse, welches ich Ihnen erst zu machen gedachte, wenn ich Sie um die Erlaubnis bitten würde, mich um Ihre Tochter Jessie bewerben zu dürfen, und wenn ich Ihnen dasselbe gemacht habe, werden Sie begreifen, daß ich kein Recht habe, Ihre

Handlungsweise zu bemängeln. Ich habe nur die meine zu erklären."

„Kommen Sie zur Sache," sagte Carr gereizt.

„Als ich zuerst in diese Gegend kam, fand ich eine Frau, welche ich leidenschaftlich liebte. Sie behandelte mich, wie Frauen dieser Art nur Männer, wie mich, behandeln, sie richtete mich zu Grunde und verließ mich. Das war vor vier Jahren. Ich liebe Ihre Tochter, Mr. Carr, aber bis jetzt haben meine Lippen es ihr noch nicht gestanden. Ich wollte mich nicht eher um sie bewerben, bis ich Ihnen alles gesagt. Ich habe es früher versucht, aber es mißglückte. Vielleicht sollte ich auch jetzt noch schweigen, jedoch —"

„Jedoch was?" fragte Carr.

„Jedoch, sehen Sie dies hier an," sagte Fairfax, die Briefe aus der Tasche ziehend, welche Jessie damals gefunden, „vielleicht kennen Sie die Handschrift?"

„Wie soll ich das verstehen?" stieß Carr hervor.

„Jene Frau, die ich nur zu gut kenne, ist dieselbe, welche Ihnen das Geld vorgeschossen und jetzt dieses Haus für sich beansprucht."

* * *

Die Begegnung und was daraus folgte, blieb ein Geheimnis zwischen den beiden Männern. Als Mr. Carr wieder seinen Wohnsitz in der alten Hütte aufschlug, wurde allgemein angenommen, daß er das neue Haus und dessen Einrichtung einigen der dringendsten Schulden der Mine geopfert habe, was nicht wenig dazu beitrug, sein sinkendes Ansehen wieder herzustellen. Allein ein noch aufrichtigeres Gefühl der Beruhigung verbreitete sich in Devils Fort, als es ruchbar wurde, daß Fairfax Munroe sich mit Jessie Carr verlobt habe, und daß Mr. Carr das Versprechen gegeben, in Angelegenheiten der Mine ein billiges Abkommen treffen zu wollen. Für die ängstlichen Gemüter der wenigen, in Devils Fort noch vorhandenen Ansiedler schien diese neue Teilhaberschaft jene Einheit des Interesses zu versprechen, welche bis dahin in Devils Fort gefehlt hatte. Aber nichts konnte unternommen werden, bevor die Regenzeit nicht eingetreten war, bis das so lange ersehnte Element, was so zauberhaft das Gold von den Schlacken in diesen traurigen Haufen von Kies und Staub scheiden sollte, freiwillig und durch seine eigenen, selbstgewählten Kanäle seinen Weg finden würde, unabhängig von den schwachen Hilfsmitteln, welche fruchtlos die Felsen durchbrochen, oder unvollständig und unvollendet, auf hohen Gerüsten sich über die Ansiedlung erhoben.

Die Regenzeit trat früh ein. Zuerst in dichten Nebeln um die höheren Bergspitzen, welche sich in der Morgensonne verzogen, nur um tiefer ein frischeres Feld von blendendem Weiß zu zeigen; in weißen Wolken, welche von jenen frischen Schneefeldern hergetrieben zu werden schienen und das klare Blau da oben verdunkelten; in dem fernen Murmeln in den Bergen und Schluchten, in dem näheren Säuseln und Rauschen der Blätter. Sie kam mit hellen Sonnenblitzen bei Tage, und tiefen, einförmigen Schatten bei Nacht; mit heftigen Windstößen, mit dem Brausen sturmgeschüttelter Wälder, dem wilden Schwingen belaubter Arme, und einem tagelangen ununterbrochenen Regenfalle. Sie kam so außergewöhnlich verschwenderisch, daß jede Schlucht in einen Strom, jede Rinne in einen Fluß verwandelt ward, die sich alle in den North Fork ergossen, der sich wild an der Ansiedlung vorbei wälzend, dieselbe mit erhobenem Haupte und fliegender Mähne zu bedrohen schien. Und die Gefahr trat ein, denn in einer Nacht durchbrach der Strom das schwache Wehr von Devils Fort, die Häuser mit fortreißend, und mit unbewußtem Hohne die so mühsam für hydraulische Zwecke zusammengetragenen Kieshaufen zerstörend, und die ganze Ebene in einen weiten See verwandelnd.

In der Eile und Verwirrung jener Nacht hatten die Mädchen die Thür ihrer Hütte den flüchtenden Goldgräbern geöffnet, welche dem Abhange zueilten, der jetzt das Ufer des Flusses bildete. Plötzlich fühlte Christie sich am Arm ergriffen und in das innere Zimmer gezogen. Ihr Vater stand vor ihr.

„Wo ist George Kearney?" fragte er mit bebender Stimme.

„George Kearney!" wiederholte Christie, welche im ersten Augenblicke glaubte, die Aufregung habe ihres Vaters Verstand verwirrt; „du weißt ja, daß er nicht hier, sondern in San Francisco ist."

„Er ist hier, sage ich dir!" entgegnete Carr heftig, „er war hier seit dem Hochwasser, um zu versuchen, den Kanal und das Reservoir zu retten."

„George — hier!" konnte Christie nur hervorstoßen.

„Ja, vor wenigen Minuten war er hier, um zu sehen, ob ihr sicher wäret, und ist dann hinab nach dem Kanal zu gegangen. Aber was er zu thun versuchen will, ist Wahnsinn. Wenn du ihn siehst, beschwöre ihn, den verfluchten Kanal seinem Schicksale zu überlassen. Er hat schon zu viel Unglück über uns gebracht, warum soll er noch eine brave, junge Seele mit sich fortreißen?"

Die Worte waren noch nicht in ihren Ohren verhallt, als er auch schon mit der Menge davon eilte. Kaum wissend, was sie that, lief sie hinaus, nur von dem einzigen Gedanken getrieben, das Gesicht wieder zu sehen, das in letzter Zeit ihrer Erinnerung so teuer geworden war, daß sie fühlte, sie würde sterben, wenn sie es nicht wieder sehen sollte. Verwirrt durch den Schall der durcheinander tönenden Stimmen im Walde, hatte sie die Spur der Menge verloren, bis plötzlich die Stimmen sich zu einem lauten Aufschrei erhoben, dem das Krachen von Holzwerk und das Aufspritzen von Wasser folgte, eine tiefe Stille, und dann ein dumpfes anhaltendes Brausen. Unbewußt lief sie in der Richtung nach dem Reservoir zu weiter, sich der Andeutungen ihres Vaters unbestimmt entsinnend, bis ein schrecklicher Gedanke sie erfaßte, und sie kurz umwendend plötzlich dem Abhange zurannte, welcher zu der überschwemmten Ebene führte. Sie halte kaum die schützenden Bäume hinter sich gelassen, als auch das Brausen des Wassers sich vor ihren Füßen zu erheben schien. Sie blieb betäubt, verwirrt und von Entsetzen erfaßt stehen. Es war kein Abhang mehr, sondern das Ufer des Flusses selbst.

In dem grauen Lichte des früh erwachenden Mor-

gens erkannten selbst ihre unerfahrenen Augen jetzt nur alles zu klar. Das Zimmerwerk hatte nachgegeben, das ganze Gerüste des Kanals war zusammengestürzt, und gegen das jenseitige Ufer gedrängt und getrieben, hatte es dem ganzen Flusse eine andere Richtung gegeben, der jetzt seinen Lauf durch den halbvollendeten Graben und die teilweise ausgetiefte Mine genommen, um sich mit dem alten Kanale zu vereinigen. Das Ufer des Flusses war verändert, die erhöhte Ebene war eine Insel geworden, zwischen welcher und dem Abhange, worauf sie stand, der North Fork seine gelben, wilden Wasser wälzte. Wie gebannt stand sie und schaute hinab, da schien plötzlich ein Teil des Abhanges unter ihr sich abzulösen und zu sinken und wurde von den tobenden Wassern verschlungen. Sie hörte einen Warnungsschrei hinter sich, aber wie von einem bösen Zauber befangen, blieb sie wie angewurzelt stehen und beachtete ihn nicht. Wieder löste sich ein Stück des Abhanges, um für immer zu verschwinden; aber diesmal umschlangen sie kräftige Arme und rissen sie zurück. Es war ihr Vater. Er war in furchtbarer Aufregung und schaute wie in Verzückung auf das Wasser. „Siehst du nicht? Weißt du, was geschehen ist?“ fragte er hastig.

„Der Kanal ist zerstört und der Fluß hat einen anderen Lauf genommen,“ erwiderte Christie. „Aber hast du ihn gesehen — ist er in Sicherheit?“

„Er — wer?“ fragte Carr zerstreut.

„George Kearney.“

„Er ist wohl aufgehoben,“ sagte er ungeduldig. „Aber siehst du nicht, Christie, weißt du nicht, was dies bedeutet?“ Er zeigte mit zitternder Hand auf den Strom.

„Daß wir zu Grunde gerichtet sind,“ erwiderte Christie kalt.

„Nichts dergleichen! Es bedeutet, daß der Fluß die Arbeit des Kanals verrichtet. Er schwemmt den Kies fort, vertieft den Graben und nimmt den Abhang mit. Er wird in zehn Minuten ein Werk verrichten, wozu wir ein Jahr gebraucht hätten. Wenn wir ihm zeitig Einhalt thun können, oder wenigstens beschränken, sind wir gerettet, wenn nicht, so wird er den Niederschlag des Bettes mit fortschwemmen, und wir sind zu Grunde gerichtet.“ Mit einer Gebärde ohnmächtiger Wut stürzte er in der Richtung auf eine ebenso wie er erregte Gruppe von Männern zu, welche auf einer der Insel näheren Stelle standen, heftig gestikulierend und einer anderen Männergruppe zuschreiend, welche am jenseitigen Ufer über die aufgestauten Trümmer der Wasserleitung kletterten, welche den Lauf des Stromes aufhielten und seine Richtung veränderten. Es war ersichtlich, daß derselbe Gedanke sie bewegte und sie ihr Leben daran wagten, das Hindernis hinweg zu räumen. Entsetzt und entrüstet, wie Christie zuerst über dies entwürdigende Aufgehen in materiellem Interesse in einem solchen Augenblicke war, so erhob die Gefahr die Bemühungen dieser Männer zum Heroismus, und sie begann ein seltsames Frohlocken zu empfinden, als sie dieselben beobachtete. Unter den geschickt geführten Streichen ihrer Aexte begann in wenigen Augenblicken die ungeheuere Strömung sich zu teilen und dann, sich seitwärts wendend, dem alten Kanale zuzutreiben. Ein Freudenschrei erhob sich, um sogleich wieder zu ersterben. Ein überhangender Rand der Trümmer hatte sich an der Spitze der Insel festgesetzt und hielt die ganze Masse zurück.

Die Männer, welche nur mit genauer Not das Ufer erreicht hatten, stießen einen Schrei der Verzweiflung aus. Aber im nächsten Momente sprang eine jugendliche Gestalt vor, behende, elastisch und unerschrocken, die Axt in der Hand, versuchte er nochmals den Uebergang. Von Balken zu Balken springend, erreichte er endlich den Punkt der Stauung. Wenige Axthiebe genügten, um Luft zu machen, allein schon bei dem ersten Streiche war es zu gewahren, daß der kühne Mann seinen Halt am Ufer verloren, und daß er unwiderstehlich mit den herumgeschleuderten Trümmern fortgerissen werden müsse. Allein diese Bedenklichkeit schien ihn kalt zu lassen, der letzte Streich war gefallen, und als die letzten Balken übereinander herrollten, sprang er beherzt in die Flut. Christie stieß einen leisen Schrei aus, ihr Herz war mit ihm gesprungen, es schien ihr, als habe sein Sprung ihr das Wasser in die Augen gespritzt. Er kam nicht an die Oberfläche bis unterhalb der Stelle, wo ihr Vater stand, und kämpfte dann schwach gegen den Strom, als sei er durch einen Schlag betäubt oder entkräftet. Sie glaubte zu bemerken, daß er versuchte, sich der Seite des Flusses zu nähern, wo sie stand. Würde es ihm gelingen? Konnte sie ihm helfen? Sie war allein, er war den Blicken der Männer auf der Landspitze verborgen, von ihnen konnte er keinen Beistand hoffen. Gegenüber ihrer Hütte war ein Saum von Ellern, deren Zweige über den Strom hinaushingen, dorthin eilte sie, umklammerte fast wahnsinnig einen Zweig mit der Hand, und, sich weit über das tobende Wasser hinauslehnend, rief sie zum erstenmal seinen Namen.

„George!“

Wie durch den Zauber ihrer Stimme wieder an die Oberfläche gerufen, tauchte er wenige Yards von ihr inmitten der Strömung auf, seine erlöschenden Augen dem Ufer zugewendet. Im nächsten Augenblicke wäre er aus ihrem Bereiche gewesen, aber mit höchster Aufwendung seiner Kräfte wendete er sich auf eine Seite, die Strömung, nun ihn seitwärts fassend, warf ihn dem Ufer zu, und sie ergriff seinen Aermel. Einen gefährlichen Augenblick war sie unentschlossen und erlag fast dem Banne. Allein das anströmende Wasser preßte ihn gegen das Ufer, sie gewann ihre Fassung wieder und es gelang ihr, ihn hinaufzuziehen. Dann saß sie halb ohnmächtig da, sein bleiches Gesicht und seine feuchten Locken an ihrer Brust.

„George, Geliebter, sprich zu mir! Nur ein einziges Wort. Sage mir, daß ich dich gerettet habe!“

Seine Augen öffneten sich. Mit einem schwachen Aufleuchten der Schalkhaftigkeit früherer Tage in denselben und dem alten knabenhaften Lächeln auf den Lippen, fragte er:

„Für dich — oder für Jessie?“

Sie sah sich mit etwas ängstlicher Miene um. Sie waren allein. Es gab nur einen Weg, diese mutwilligen Lippen zu verschließen, und sie fand ihn!

* * *

„Das ist, was ich immer gesagt habe, Gentlemen," bemerkte Whiskey Dick schläfrig einige Wochen später, den Rücken gegen den Schanktisch gelehnt und ein volles Glas in der Hand. „George, sagte ich, es ist nicht das, was du zu einer fashionablen, anspruchsvollen Dame sagst, es ist, was du thust, was dich oder dir den Hals bricht. Und das sage ich auch im allgemeinen von den Sachen im Fort. Es ist nicht das, was Carr und ihr Jungens zu thun erlaubt, es ist der allgemeine Durchschnitt der Dinge, welche gethan sind, was dem Dinge die Spannkraft gibt und euch allen dies neue Glück gebracht hat."

Aden im Jahre 1886.

Von

Gerhard Rohlfs.

Ueberall wo Englands Flotten hindrangen, sehen wir, daß sie festen Besitz erwarben. Meistens stützten sie sich dabei auf alte Plätze, die seit Jahrtausenden als Handelsstationen gedient hatten. Der Handel folgt der Flagge, das ist ein bekannter Grundsatz. Das hat sich auch wieder beim Besitzergreifen von Aden gezeigt. Vor 1839 war Aden ein Dorf, jetzt seitdem die Engländer es haben, ist Aden eine blühende Stadt. Nicht, wie man gewöhnlich glaubt, haben die Briten Aden genommen, um eventuell das Rote Meer schließen zu können. Aden liegt nicht, wie das auf den Karten mit kleinem Maßstab allerdings meistens verzeichnet steht, auf Ras Menheli, der äußersten Südwestspitze von Arabien, sondern c. 150 km davon entfernt. Von einem Schließen des Roten Meeres kann überhaupt bei unseren schnell segelnden Dampfern gar keine Rede mehr sein. Ebensowenig wie die Batterien von Gibraltar, die zwei Meilen breite Straße, einem schnellfahrenden Kreuzer den Durchgang verwehren können, ebensowenig vermag Aden, auch nicht mit Hilfe der inmitten des Mandebkanal gelegenen Perim, die Durchfahrt zu sperren.

Das wollten die Engländer auch gar nicht. Sie erkannten die Wichtigkeit der Lage Adens aus den alten Ueberlieferungen, und die kurze Geschichte eines Menschenalters hat ihnen recht gegeben. Sie haben Mokka vernichtet, welches ohnedies keinen Hafen besaß und alle reichen Produkte des glücklichen Arabiens fließen ihnen jetzt mühelos in den Schoß. Sie haben nebenbei Aden befestigt, nicht uneinnehmbar, wie man hat behaupten wollen, aber hinlänglich stark um jeder Invasionsarmee seitens der Türken, Perser oder anderer halbcivilisierter Völker widerstehen zu können. Von den Eingeborenen Arabiens gar nicht zu reden. Und von einer europäischen Macht, wer würde es wohl wagen, England in einem so entfernten Posten anzugreifen, und mit welchen Mitteln könnte es geschehen?

Aden ist der einzige gute Hafen an der ganzen Südküste von Arabien. Makalla und einige Punkte weiter im Osten, obschon sie fruchtbareres Hinterland haben als Aden, sind bei weitem hinsichtlich der Sicherheit des Hafens nicht mit Aden zu vergleichen.

Es ist uns nicht bekannt, ob die Stadt schon bei den alten Aegyptern erwähnt wird; aber höchst wahrscheinlich ist es. Bei den Ruderfahrten auf dem Roten Meere werden die Aegypter jedenfalls aus der Bab-el-Mandeb herausgekommen und nach dem Emporium der Specereien gekommen sein. Circa 600 Jahre vor Christi Geburt berichtet uns Hesekiel von Aden, im 27 Kapitel, wo die Rede ist von den mit Tyros handelnden Städten, da sagt er: „Haran, Camee und Aden samt den Kaufleuten aus Soba, Asur und Kilmad sind auch deine Kaufleute gewesen. Die haben alle mit dir gehandelt mit köstlichem Gewand, mit seidenen und gestickten Tüchern, welche sie in köstlichen Kasten von Cedern gemacht und wohl verwahrt auf die Märkte geführt haben." Im periplus mar. erythr. wurde sie „die glückliche" genannt, weil sie, „als man noch nicht aus Indien nach Aegypten schiffte, noch aus Aegypten jemand es wagte, Indien zu suchen, die Warenniederlage von Indien und Aegypten war. Aber kurz vor unseren Zeiten hat sie Cäsar zerstört." Sie scheint übrigens wieder emporgekommen zu sein, da Plinius sie die Stadt nennt, welche nach Aussage römischer Kaufleute namentlich vom Persischen Meere aus fleißig besucht wurde.

Im dritten Jahrhundert hatte das Christentum Eingang gefunden und war Aden Sitz eines Bischofs geworden. Sie war blühend und reich und auch der Uebergang zum Islam scheint ohne besondere Störung vorübergegangen zu sein. Denn Ebn Batuta, der sie etwa 1450 besuchte, sagt von ihr: „sie ist eine große Stadt, der Hafen von Yemen nach dem großen Ocean. Die Berge umgeben sie und man kann sie nur von einer Seite her betreten; sie hat weder Getreide, noch Bäume, noch Süßwasser. Sie hat bloß Cisternen um das Regenwasser aufzufangen, das trinkbare Wasser befindet sich fern von der Stadt. Oft verhindern die Araber das Schöpfen daraus und stellen sich zwischen das Wasser und die Bewohner der Stadt, bis diese sich mittelst Geld oder Stoffe das Wasser erkaufen. Die Hitze in Aden ist groß und die Indier haben hier ihren Ausschiffungshafen. Die Einwohner teilen sich in Kaufleute, Lastträger und Fischer. Unter den Kaufleuten giebt es sehr reiche und man bemerkt vielen Prunk und Stolz."

Als die Portugiesen auf ihrem Zuge nach dem Roten Meere Aden anliefen, finden wir in einem Schreiben von Andree Corsali von Florenz an den durchlauchtigsten Herrscher Julian II. vom Jahre 1515 eine genaue Beschreibung der Stadt Adem, wie man damals schrieb. Sie wird als die vornehmste Stadt und Bucht von ganz Arabien bezeichnet, voll von allerlei köstlichen Waren.

Wir wissen nicht genau, wann Aden zu blühen aufgehört hatte. Ihr Verfall geht zusammen mit den veränderten Handelswegen. Als Amerika entdeckt war, und der Weg nach Ostindien seine Route verändert hatte, sank auch die Bedeutung Adens immer mehr herab. Niebuhr nennt den Handel von Aden nicht sehr ansehnlich, er schrieb vor etwa 100 Jahren und Ehr-

mann in einer geographischen Beschreibung von Arabien sagt 1811 „die alte, vormals ansehnliche, jetzt sehr tief herabgekommene verfallene Hauptstadt am Meere".

Das Emporblühen von Aden ging Hand in Hand mit Wiedereröffnung des Seewegs nach Indien durch des Rote Meer. Schon lange bevor der Kanal fertig geworden war, haben die Engländer den Seeweg durch das Rote Meer nach den indischen Besitzungen eröffnet. Die Schiffe gingen bis Sues und von da wurden Passagiere mit der Bahn nach Alexandrien befördert und von Alexandrien dampften sie nach England. Es war daher ein Bedürfnis für die Engländer, einen Zwischenhafen zu haben. Und sie hatten ihn in Aden gefunden.

1837 begann England die Unterhandlungen wegen der Abtretung von Aden mit dem Sultan von Lahedj, welchem Aden gehörte. Zu der Zeit, als die Engländer Besitz ergriffen von der Stadt, bestand diese aus einem Konglomerat von einigen hundert Hütten. Man sagt, daß der Sultan von Lahedj es bereut habe, Aden zu verkaufen und daß er 1839 versuchte die Engländer zu bekämpfen. 1840 bekriegte er sie abermals; aber sie erwiesen sich, trotzdem der Sultan 1841 sich mit den Fodli verbündet hatte, überlegen. Es wurde 1842 Friede geschlossen, und der Sultan erhielt die 1839 stipulierte Summe von monatlich 541 Maria-Theresien-Thaler. 4 Jahre darauf brach abermals Krieg aus, auf Veranlassung eines Fanatikers, der den heiligen Krieg predigte. Der Sultan von Lahedj, der sich im Anfange neutral verhalten hatte, neigte sich auf seiten der Mohammedaner, aber das Heer der Gläubigen wurde bei Kor Maksar total geschlagen, so daß ein Waffenstillstand geschlossen wurde. 1849 starb der Sultan Ahmed ben Mohsin und mit seinem Bruder Ali ben Mohsin schlossen die Engländer Frieden.

Aber auch dieser Sultan unterließ es nicht, den Engländern feindlich gegenüberzutreten, verschiedene Kämpfe wurden ausgefochten, bis der Sultan Fadl ben Mohsin, Bruder des vorigen Sultans, der im Jahre 1866 folgte, wirklich freundschaftliche Beziehungen zu den Engländern anbahnte.

In Wirklichkeit ist jetzt der Sultan von Lahedj ein Vasall Englands. Die hauptsächlichsten Punkte in dem 1849 abgeschlossenen Vertrag zwischen Ali ben Mohsin und den Engländern sind, daß die Engländer in Lahedj Eigentum erwerben können, daß der Sultan das Fort Kor Maksar, eine Stunde etwa von Aden entfernt gelegen, an die Engländer abtritt, daß der Sultan die Karawanenstraße frei von Räubern hält, daß er das Recht hat, 2% von allen Waren, die sein Gebiet passieren, zu erheben, mit Ausnahme von Gemüsen, Holz, Gras und Heu, und daß England dem Sultan dafür eine monatliche Subsidie von 541 Maria-Theresien-Thaler zu zahlen hat.

Seit zwanzig Jahren ist also England in unbestrittenem Besitz von Aden, und das Einvernehmen mit den Eingebornen ist nicht weiter gestört worden. Seit Eröffnung des Kanals hat Aden an Wichtigkeit bedeutend zugenommen. Es ist die wichtigste Kohlenstation auf dem Wege von Europa nach Indien, China, Australien und Afrika. Es gehen die Schiffe aller Mächte durch das Rote Meer und die deutsche Flagge ist täglich in Aden zu sehen.

Seitdem die Engländer Aden in Besitz genommen haben, ist die ganze Halbinsel befestigt worden. Bis auf die höchsten Bergspitzen hinauf ziehen sich Mauern und Forts, und schon von weitem starren einem die Kanonen dieser Festung entgegen. Unter Aden verstehen übrigens die Engländer die ganze Halbinsel, während der Eingeborne darunter nur die eigentliche Stadt, die eng eingeschlossen zwischen den Bergen gelegen ist, versteht. Diese wird von den Engländern „Camp" genannt, weil hier, in jetzt steinernen, ehedem aber hölzernen Häusern die Truppen untergebracht sind. Der eigentliche Hafen, für die Schiffe der Eingebornen, ist ganz gegen Norden gerichtet und giebt Schutz gegen jeden Wind. Dieser Hafen heißt Steamerpoint.

In Steamerpoint wohnen die Europäer. Es ist das der freie nach Westen zu gelegene Platz, woselbst die europäischen Kaufleute, auch einige größere indische und arabische sich angesiedelt haben, und woselbst das von einem Franzosen gehaltene recht gute Hotel de l'Univers gelegen ist. Hier wohnen auch die Konsuln, der französische und deutsche Konsul, und befinden sich die Vergnügungslokale der Adener. Noch weiter nach dem Süden, hoch oben auf den Bergen, wohnt der politische Agent, in einem anderen ist der militärische Kommandant, und in einem dritten ist das Telegraphen-Amt untergebracht.

Hier befinden sich auch die Agenturen von den Dampfschiffslinien, von denen die wichtigsten die zwei großen englischen P. & O. Company und Brit. India steam ship Company sind, ferner die italienische Rubatino-Compagnie, der österr. Lloyd, die deutsche Hansa-Dampfschiffslinie, die Hamburger Sloman-Linie, sie alle haben ihre Agenturen und ihre Kohlenmagazine in Aden. Die Kohlenmengen, welche in Aden lagern, sind wahrhaft großartig. Es herrscht übrigens die Bestimmung, daß im Falle eines Krieges die Regierung sich sämtlicher Kohlenvorräte, gegen Entschädigung natürlich, bedienen kann.

Ich habe schon gesagt, daß das Hotel l'univers, wenn man nicht mit übertriebenen Ansprüchen hinkommt, recht gut ist. Der Besitzer, ein Franzose, hat zu gleicher Zeit einen großen Laden, einen wirklichen Allerweltsladen, denn es ist alles dort zu haben: von den europäischen Artikeln bis zu den eigentümlichsten indischen, nichts fehlt. Und jedenfalls kann man dem Besitzer das Lob nicht vorenthalten, daß seine Preise nicht übertrieben sind. Das Hotel de l'Europe liegt ebenfalls an dem großen Platze. Es wird von einem Parsi gehalten und soll bedeutend zu wünschen übrig lassen. Zu verzeichnen wäre noch ein Café chantant von einem Deutschen gehalten, in welchem abends bei deutschem Bier böhmische Mädel die Gesellschaft Adens durch ihren Gesang entzücken.

Ich hatte dem britischen politischen Agenten, General Hook, einen Besuch mit unserem deutschen Konsul Herrn Woodley gemacht. Zu meiner Ueberraschung traf ich in ihm einen alten Bekannten. Vor 18 Jahren hatten wir zusammen den engl.-abessinischen

Feldzug mitgemacht, er damals als Kapitän, ich im Auftrage unseres allverehrten Kaisers. General Hook wollte gleich mein Gepäck holen lassen und meinte, ich solle einen Dampfer übergehen lassen und bei ihm wohnen. So einladend aber in der That seine Wohnung aussah — ein echtes indisches Bungalo — umgeben von schönen Pflanzen in Töpfen, so verzichtete ich dennoch darauf. Aber interessant war es dennoch, nach so langer Zeit alte Ereignisse wieder auffrischen und in den Erinnerungen vergangener Zeiten schwelgen zu können.

Eine sehr liebenswürdige Familie lernte ich in Aden in der unseres deutschen Konsuls, Herrn Woodley kennen. Herr Woodley stammt von einer englischen Familie ab, die vor Jahrhunderten sich in der Schweiz ansässig machte. So ist er denn auch Schweizer Konsul. Seine Frau, eine Landsmännin von ihm, machte in der liebenswürdigsten Weise die Wirtin dieses gastfreien Hauses.

Natürlich wurden auch Ausflüge unternommen nach dem eine kleine Stunde entfernten Aden. Mittelst eines malerischen Weges, zuerst längs der See, durch steile, zerrissene Felsen, die zum Teil durchbrochen sind, gelangten wir hin. Wir hielten in der Stadt und gingen dann hinauf zu jenen bewunderungswürdigen Wasserwerken, die der Stolz Adens sind. Diese großartigen Wasserbassins sind zum Teil uralt. In Aden hat von jeher das Trinkwasser gemangelt. Seit den ältesten Zeiten waren daher die Bewohner auf Cisternen angewiesen. Man hat diese nun, die zum Teil aus natürlichen, in den Felsrissen eingekeilten Löchern bestehen, ausgemauert, erweitert und cementiert. Da es gerade im Winter geregnet hatte und zwar sehr reichlich, so waren noch sämtliche Cisternen, die etagenweise übereinander liegen, gefüllt. Es regnet nicht regelmäßig in Aden, den einen Winter mehr, den anderen weniger, ganz regenlose Jahre kommen aber äußerst selten vor. Von diesem Wasser trinken die Bewohner der Stadt Aden, während in Steamerpoint die Einwohner meist das aus dem Seewasser kondensierte Wasser trinken. Zwei große Kondensatoren sind Tag und Nacht beschäftigt den Einwohnern das nötige Lebenselement zu liefern. Gebricht es in den Cisternen an Wasser, dann ist die Stadt Aden auf die Brunnen des festen Landes angewiesen, und Eingeborne bringen es dann in Schläuchen herüber und verkaufen es zu theuren Preisen.

Die Cisternen fassen übrigens ein großes Quantum von Wasser. Die größte von ihnen hält 8 984 892 Gallonen. Ein großer Uebelstand ist, daß keine der Cisternen gedeckt ist. Im Sommer bei der trockenen Luft geht ebensoviel Wasser durch Verdunstung verloren, als durch Gebrauch.

Obgleich die Berge bei Aden keineswegs ganz der Vegetation ermangeln, es kommen verschiedene Wüstenpflanzen vor, so ist doch in der Nähe der Cisternen, genauer gesagt unterhalb derselben, ein kleiner Garten angelegt, wo einige Kakteen, Aloes, Boswellien und Palmen ein dürftiges Dasein fristen. Ein alter Invalide, der als Wächter der Cisternen fungiert, ermangelt aber nicht, jedem Fremden ein kleines Sträußchen zusammenzubinden, wofür ihm dann das übliche Trinkgeld gereicht wird.

Die eigentliche Stadt Aden liegt vollkommen in einem Bergkessel und ist durch einen großen Platz in zwei Hälften geteilt. Dieser Platz ist Viehmarkt, Abladungsplatz der Kaufleute und auch Lagerplatz für die vom Festlande kommenden Karawanen. Westlich von diesem Platze sind die Araber und Hindu, und links die Juden und Parsi, nebst einigen Europäern; auch großartige Läden findet man dort, wo man gewöhnlich auch einen Trunk haben kann.

Mehrstöckige Häuser sind selten in Aden, einzelne haben indes ein schmuckes Aussehen. Die Moscheen sind unansehnlich. Aeußerst belebt ist der Bazar, oder die Straßen, wo die Läden der Eingebornen sich befinden. Dort laden die gebräunten Araber die Säcke mit Kaffee ab, der dann sortiert und verpackt und als „Mokka“ in Europa getrunken wird. Aber auch im Detail wird er verkauft. In den Läden sieht man aber fast mehr Gischr ausliegen, als Kaffeebohnen. Die Südaraber trinken ebenso gern den Gischr, d. h. die Hülse der Kaffeebohnen, als diese selbst. Und in der That soll Gischr ebensoviel Koffeïn enthalten, wie die Bohne. Sie haben auch das Eigentümliche, daß sie den Gischr mit Milch zusammengemischt genießen, während sie, falls sie Kaffee trinken, denselben stets schwarz, mit dem Satz und ohne Zucker, nehmen. Hier sieht man auch die Waren ausliegen, welche die stolzen Somali brauchen und kaufen, oder auch gegen ihre schneeweißen, mit schwarzem Kopfe versehenen Schafe umtauschen. Hauptsächlich sind es die Armringe und Fußringe aus Glas, die ihre Bewunderung erregen und die sie auch gern eintauschen. Auch bunte Taschentücher, Flaschen und grobes Steingut sind begehrte Artikel.

Zwei Merkwürdigkeiten verdienen noch Erwähnung. Die eine ist ein kleiner Dom, das Grabmal eines arabischen Heiligen, eines gewissen Aideras in sich bergend, und der tower of silence, der Turm des Schweigens. Letzterer ist die Begräbnisstätte der Parsi, der Feueranbeter. Die Parsi begraben ihre Toten nicht, sondern werfen sie in einen Turm, wo sie den Aasgeiern zur Beute fallen. Der Turm hat drei verschiedene Abteilungen. Einen inneren Ring für die Kinder, einen mittleren für die Frauen, und einen äußeren für die Männer. Daß dieser nur ca. 20 Minuten von Aden entfernt liegende Turm keine angenehme Beigabe für die Stadt ist, läßt sich denken. Zum Glück ist die Parsigemeinde keine sehr große, und die Aasgeier thun das ihrige, um die schnell in Verwesung übergehenden Leichname aus der Welt zu schaffen.

Einen Tempel haben die Parsi nicht. Dahingegen haben die Banianen einen solchen mit scheußlichen Fratzen versehen, die Indier und Araber verschiedene Moscheen, und die Juden haben Synagogen.

So langweilig ein Aufenthalt in Aden in der That ist, denn für Unterhaltung ist äußerst dürftig gesorgt, so interessant ist andererseits für den Ethnologen das bunte Völkergemisch.

Die Araber gehören fast alle der Sekte der Zaidi an, derselben Sekte, der auch der Sultan von Sansibar und sein Kollege, der von Mascat, angehören. Sie sollen eigentlich nicht rechtmäßig sein in ihrem Glauben, insofern, als man im Mohammedanismus alle außerhalb

Tscherkessische Patrouille. Von F. Roubaud.

der vier orthodoxen Riten stehenden Sekten für Choms erklärt, d. h. für die fünften. Sie haben in Aden keine eigene Moschee, und die Schaffeiten dulden die Mitbenutzung der ihrigen. Sie sind äußerst fanatisch und unwissend und schimpfen noch mehr über die Schaffeiten, als die Schiiten, welch letztere meistens ihre Anhänger unter den Hindu haben. Von den freien Stämmen aus dem Innern von Arabien kommen Angehörige nur vorübergehend nach Aden, um ihre Waren an den Mann zu bringen, sie bleiben aber nie, wie die aus dem Stamme der Hogryia und der Hadamaui, um Wasserträgerdienste, Polizisten, Kleinhändler und Handwerker abzugeben. Die freien Araber aus dem Innern, die Angehörigen einer Kobayel (Kabylen) sind zu stolz, um bei den Engländern zu dienen. Die Zahl aller Araber dürfte sich auf 7000 belaufen.

Nach den Arabern sind numerisch die stärksten die Somali, die schönen Somali, wie man mit Recht diesen hamosemitischen Volksstamm nennt. Sie sind offenbar durch Vermischung entstanden. Sie haben ihre helle — sie sind nicht schwarz oder dunkel — Hautfarbe, gemeinsam mit den Galla, obschon diese noch heller sind. Auch mit den Abessiniern haben sie in ihrem Aeußeren sehr viel Aehnliches. Die Somali haben regelmäßige, edle Gesichtszüge, sind groß und mit ebenmäßig gebauten Gliedern versehen, sie haben krauses aber langes Haar und schöne Zähne. Stutzerhaft und stolz kommen sie dahergeschritten. Viele von ihnen entfärben sich ihr von Natur aus schwarzes Haar, indem sie ungelöschten Kalk auflegen, um ein braunes, goldiges Kolorit dadurch zu erzielen. Auch ihre Frauen sind reizend, bedeutend kleiner von Wuchs, sind sie voller in ihren Formen und fallen auf durch einen sich drehenden Gang, der bei ihnen für schön gilt. Während die Somali sich mit Handel beschäftigen, sie bringen Elfenbein, Schafe, Wolle und andere Sachen zum Verkauf, sind Bootsleute, Fischer, Wagenlenker, versehen Polzeidienste, treten auch wohl in ein Dienerverhältnis, — geben sich ihre Frauen dem Hetärenstande hin. Es mögen durchschnittlich 6000 Somali sich in Aden aufhalten. Kaum ein Viertel von ihnen ist ernstlich beschäftigt, die Mehrzahl lebt vom Bettel und Diebstahl, sowie von zufälligen Beschäftigungen.

Die Banianen und verschiedene andere heidnische Hindus stellen dann das nächst starke Kontingent. Sie bilden, wie überall wo sie hingekommen sind, wie an der ganzen Ostküste von Afrika, und in den Städten am Roten Meere den reichsten Teil der außereuropäischen Bevölkerung. Sie sind die Händler und Banquiers. In Aden, wo sie vollkommen frei sich bewegen können, was sie z. B. an der Ostküste von Afrika und in den Städten des Roten Meeres nicht konnten, sind sie Grundbesitzer geworden. Sie haben etwas Weichliches in ihrem ganzen Wesen, welches sich auch in einem weibischen Zug ihres Körpers offenbart. Sie leben in bescheidenen Verhältnissen, trotzdem sie oft Hunderttausende zur Verfügung haben. Bekanntlich essen sie kein Fleisch und haben die größte Furcht, irgend ein Tier zu quälen. Sie sind die Banquiers von Arabien und Ostafrika. Es dürfen nahezu ebenso viele Banianen wie Somali in Aden sein.

Ganz gering an Zahl, aber an Einfluß desto größer, sind die Parsi in Aden. Sie sind Feueranbeter, haben aber keinen Tempel. Ueberhaupt merkt man von ihrer Religion gar nichts, und wenn sie nicht so großes Gewicht auf jene abscheuliche Begräbnisart — tower of silence — legten, würde man sie für ganz vernünftige Leute halten. Sie assimilieren sich am ehesten den Europäern. In Aden reden alle Parsi englisch, kleiden sich europäisch, haben nur jene große Röhre als Kopfbedeckung beibehalten, welche eben so lang ist als ein europäischer Cylinderhut. Sie betreiben die Advokatur, sind Aerzte, und viele haben den Kleinhandel zu einem achtunggebietenden Stand ausgebildet..

Auch eine große Zahl Neger gibt es in Aden, die von den durch die Engländer erbeuteten Sklavenschiffen stammen, und nun ihre Freiheit erlangt haben. Man unterscheidet sie leicht von den Somali und anderen Stämmen an ihren dicken Lippen und dem krausen Haare. Sie werden von der Regierung gefüttert und dieselbe bietet sie den Europäern als Diener, den Missionaren zur Erziehung an. Da niemand von ihnen nach der Heimat zurückzukehren wünscht, sie meist auch nicht wissen, von welchem Teile Afrikas sie entstammen, fallen sie mitunter recht lästig.

Wenn wir unter den Völkern, die Aden bewohnen, die Juden als letzte bezeichnen, so soll damit keineswegs ihre Unwichtigkeit ausgedrückt werden, im Gegenteil in ganz Südarabien bilden die Israeliten ein hervorragendes Volkselement. Sie stammen offenbar von verschiedensten Zweigen ab, dafür spricht ihre mannigfache Hautfärbung. Es gibt deren, die das dunkelste, fast schwärzliche Kolorit aufweisen, während andere mit dem blendendsten Weiß Parade machen können. Alle aber tragen jene Pais, die langen Ringellocken, wie wir sie heute nur noch bei den russischen und polnischen Juden wahrnehmen. Alle haben auch langes, leichtgekräuseltes Haar, während die Araber häufig kurzes und krauses Haar zeigen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß nicht auch arabische Stämme, zur Zeit als die Juden Südarabien beherrschten, die israelitische Religion angenommen und derselben treu geblieben sind. Sie sind Handwerker, Schmiede, Goldschmiede, Waffenschmiede, Metzger und haben den Kleinhandel an sich gerissen. Namentlich schwunghaft verstehen sie es, in einer wahrhaft lästigen Weise Straußenfedern den durchreisenden Europäern anzubieten. Auch haben sie sich als Geldwechsler etabliert, während die größeren Banquiergeschäfte in den Händen der Banianen sind.

Die Stellung der Juden den Eingebornen gegenüber ist eine ebenso demütigende, wie überall, wo der Islam herrscht. Ganz dieselben kränkenden Gewaltakte müssen sie über sich ergehen lassen, wie in Marokko. Sie dürfen bei einer Moschee nicht vorbeigehen, sie müssen links ausweichen, sie dürfen keinen roten Fes und keine roten oder gelben Pantoffeln tragen, sie dürfen nicht zu Pferde reiten, sondern nur Esel besteigen, und müssen, wenn sie einem Rechtgläubigen begegnen, absteigen, und derartige Kränkungen mehr haben sie zu erdulden. Dafür sind sie aber unbedingt in ihrem Leben und Eigentum sicher gestellt und geschützt. Es gilt für ein Verbrechen, für eine Schande, einen Juden

zu töten. Natürlich, sie tragen keine Waffen, sind wehrlos, und daher wohl dieses Gefühl, daß es entehrend sei für einen Araber, einen Juden umzubringen.

Man hat sie übrigens gern, und trifft sie in allen südarabischen Städten. Auch in Aden leben einige tausend Juden, die natürlich unter der britischen Regierung der vollsten Freiheit sich erfreuen. Dies hat denn auch schon dazu geführt, daß sie anfangen, sich Bildung und Kenntnisse zu erwerben. Während der Araber mit einer souveränen Verachtung auf alles Europäische herabsieht, suchen die Juden einen möglichst innigen Anschluß an die Europäer, und dies wird ihnen namentlich erleichtert durch ihre Glaubensgenossen, die von Europa gekommen sind.

Wir hätten noch der Pariaklassen zu erwähnen, deren es vier gibt, aber sie leben nur vereinzelt in Aden. Eigen ist es allerdings, daß unter den Mohammedanern Paria vorkommen können, und es erklärt sich dies wohl nur aus dem benachbarten Indien. Die Parias sind jedenfalls schon vor der Einführung des Islam in Arabien gewesen. Sie glaubten sich mit Annahme des Islam emancipieren zu können, dies gelang ihnen aber nicht: das soziale Vorurteil erwies sich stärker als die Religion. Man faßt sie unter dem Namen Achdem zusammen, was auf deutsch soviel wie Diener heißt. Ihre Beschäftigung besteht, im Umherziehen Musik zu machen, sie sind Abdecker, kurz geben sich mit allerhand ehrenrührigen Gewerben ab. Die Abneigung der übrigen Mohammedaner mit ihnen zu verkehren, geht so weit, daß sie ihnen den Besuch der Moschee nicht gestatten.

Daß Aden jetzt bei der Besitzergreifung der Deutschen an der Ostküste von Afrika eine große Bedeutung für Deutschland erlangt hat, ist selbstverständlich. Auch die vom Deutschen Reich subventionierten Dampfer machen dort Station. Wir stehen also noch lange nicht am Schlusse von Adens Größe, im Gegenteil, die nächsten Jahre verbürgen eine Zunahme an Reichtum der Bevölkerung und am Wohlstande der Stadt.

J. M. Feld- und Hoftrompeter.

Von

Ludovica Hesekiel.

I.

An einem Fenster im zweiten Stock des Hotels Rydberg zu Stockholm stand an einem herrlichen Junitage des letzten Sommers ein junges Ehepaar und blickte hinab auf das zauberhafte eigenartige Bild, das sich seinen Augen darbot. Im Lichte der Abendsonne glühten die Fenster des gewaltigen Königsschlosses in tiefer Röte, auf der blauen Fläche des Mälarsees spiegelte sich der Mond, aus den grünen Bäumen des hart am Wasser gelegenen Vergnügungslokals Strömparterren herauf klangen die wehmütigen Melodien deutscher Volkslieder, die eine österreichische Knabenkapelle in phantastisch-ungarischem Kostüm spielte; auf der mächtigen Granitbrücke, die hinüber nach dem Schlosse führt, wogte ein Leben und Treiben hin und her, welches an dasjenige auf dem Pont neuf in Paris erinnerte. Nur fehlen dort die malerischen Kostüme des schwedischen Landvolks, das sich heute, am Tage vor Johannis, dem schwedischen Hauptfesttage, in der Residenz zahlreicher denn je eingefunden hatte. Pfeilschnell sausen die Sjuts der Norweger über die Brücke, jene kleinen vierräderigen Wagen, auf denen Menschen, Tiere und Waren seit undenklichen Zeiten befördert werden, neben ihnen klingelt die moderne Pferdebahn, einzelne Kirchtürme ragen hoch über die prächtigen Neubauten, über die malerischen alten Häuser hinaus, in der Ferne schaut das Auge die grünen Wipfel meilenweiter Parkanlagen und drunten auf dem weiten Platze vor dem Hotel erhebt sich hoch zu Roß die Heldengestalt Gustav Adolfs. Die Flammen der mächtigen Kandelaber, die das Standbild umgeben, sind nicht angezündet, obgleich die zehnte Stunde längst begonnen hat, ist's doch drunten noch tageshell, selbst in Strömparterren brennt noch keine Laterne.

„Wie groß und hell, wie schön!“ sagt droben die junge Frau und lehnt sich fester an den Gemahl, dessen schlanke Gestalt, dessen feines blondes Antlitz mit der Brille auf den klugen grauen Augen dem Menschenkenner auf den ersten Blick den deutschen Professor verraten. Die junge Frau ist eine hübsche Brünette mit einem verständigen, lebhaften Gesicht und einem Wuchs, dessen Schönheit durch einen einfachen, weder übermodernen noch altmodischen, sondern sehr geschmackvollen Anzug gehoben wird.

„Ja, meine Martha,“ entgegnet der Professor Albert Brickmann, „groß und schön ist dies Stockholm; nicht wahr, du bereust es nicht, daß ich dich beredete, unsere Hochzeitsreise nicht, wie heut üblich, nach Italien, nach dem Süden, sondern nach dem Norden zu machen? Es liegt ein Zauber in diesen nordischen Städten und Gegenden, der die Seele förmlich einspinnt; Wald, Wasser, Fels, Schlösser und Kirchen, Naturschönheit und große historische Erinnerungen, alles, alles, ist beisammen.“

„Und dann hat der Norden, soweit ich ihn kenne, eins vor Italien voraus,“ fiel Martha ein, „was ich schmerzlich vermißte, als ich mit der Familie meines Vormunds jene Reise nach Rom machte, auf der ich dich kennen lernte, nämlich die Sauberkeit.“

Der Professor lachte. „Die angehende deutsche Hausfrau spricht aus dir,“ bemerkte er, „übrigens habe ich auch nie begriffen, warum Kopenhagens oder Stockholms Sauberkeit nicht ebenso malerisch sein soll, wie Roms oder Neapels Schmutz.“

„Der Schmutz in der Kunst ist Mode,“ warf die junge Frau ein.

„Aergern wir uns jetzt nicht mit Gedanken an Goldmann oder Zola,“ ergriff der Professor das Wort, „wenn ich auch nicht wie Eichendorff nur von dem ‚falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern‘ sprechen mag, wenn im Gegenteil seine Schönheit mir tief in die Seele geprägt bleibt; so viel steht doch fest, Schöneres als dies Bild hier sah ich auch in Italien nicht!“

„Ich muß dir beistimmen,“ meinte die junge Frau, „aber ich muß dich nun auch an dein Versprechen mahnen; du sagtest mir, daß du einen besonderen Grund habest, gen Norden zu pilgern, daß du in Stockholm etwas suchen, mir aber erst an Ort und Stelle sagen wolltest, was.“

„Gedulde dich nur noch bis morgen,“ bat der Professor und Martha gehorchte. Sie standen noch lange Arm in Arm am Fenster, um die eigentümliche Schönheit der hellen nordischen Nacht ganz auszukosten, am andern Morgen aber waren sie früh auf und wanderten über die Norrbro, jene große Brücke, hinüber in die älteren Teile der Stadt. Ueberall wehten Birkenzweiglein in den Fenstern, vor den Thüren, in den Häusern, alle Kinder liefen mit kleinen Papierpyramiden umher; in den Lärm des Jahrmarkts, der sich am Hafen hin ausbreitete, mischte sich der Klang der Kirchenglocken, denn Schweden feiert den Tag des Täufers noch als kirchlichen Festtag. Und doch ist's nur der Nachklang des altnordischen Sommersonnwendfestes, das schon zur Heidenzeit gefeiert wurde, wie Professor Brickmann seiner Frau erklärte, während sie durch die Straßen wanderten. Endlich blieb Brickmann vor einer hübschen, aus Backsteinen aufgeführten, durch den Anbau einer Seitenkapelle entstellten Kirche, stehen. Der schöne, schlanke, aus durchbrochenem Eisen bestehende Turm derselben hatte schon seit einer ganzen Weile die Aufmerksamkeit der jungen Frau gefesselt. Der Professor hatte seinen Weg hierher gefunden, ohne zu fragen; er hatte sich daheim schon orientiert, trug den Plan der Stadt bei sich und hatte trotz der Brille ganz gute Augen. Schwedisch hatte er schon in seiner Jugend gelernt, aber so viel hatte er bald bemerkt, es war nicht ganz leicht, sich mit den Schweden zu verständigen. Die Thür der Kirche stand offen, eine Dalarner Bauerngesellschaft, kenntlich an den hohen spitzen Filzmützen und den buntgestreiften Schürzen der Frauen, an dem ledernen Schurz, den bunten Puscheln an den Röcken der Männer, ging vor ihnen her, mattes Licht fiel durch das Fenster des hohen Chores ihnen gegenüber auf zwei steinerne Sarkophage; langsam traten sie ein.

„Ridderholmskirche,“ flüsterte der Professor und Martha nickte; sie wußte, sie stand in der Grabeskirche der Schwedenkönige. Rasch führte ihr Gemahl sie den Gang hinauf und deutete auf eine Grabkapelle zur rechten Hand. Dort stand auf hoher Estrade ein Marmorsarg mit der Inschrift Gustavus Adolphus Magnus. Fahnen umwallten ihn, an der Wand waren Pauken und Trommeln aufgeschichtet, welke und frische Kränze lagen darauf, in leisem Schauer erbebte der Körper des jungen Weibes — „der Schauer der Weltgeschichte,“ sagte der Professor, „blicke dort hinüber!“ Schwarz ist der Sarg dort drüben, aber nicht minder zahlreich die Fahnen, die ihn umwehen, Karl XII. steht daran, sonst nichts. Das deutsche Ehepaar geht langsam weiter, fast übersieht es den in antiken Formen prunkenden Sarg Bernadottes über all den Fahnen und Wappenschilden. Jeder Ritter des Seraphinenordens muß sein Wappenschild in der Ridderholmskirche aufhängen; schon ist kein Platz mehr an den Wänden, deren einzigen Schmuck sie außer den sechstausend Fahnen und Flaggen bilden. Professor Albert Brickmann ist, wie es der Historiker sein soll, sonst auch ein sehr eifriger Heraldiker, aber heut schenkt er den Wappenschilden wenig Beachtung, genau hat er die Kapelle betrachtet, in der Lennart Torstenson, der große Feldherr schlummert; einzelne Fackeln werfen ein düsterrotes Licht auf seinen Sarg, der deutsche Professor sieht zur Erde, als suche er da etwas. Verwitterte Grabsteine decken den Fußboden, kaum leserlich sind die Inschriften, aber was entzifferte ein deutscher Gelehrter nicht! Plötzlich bleibt Brickmann stehen, ein freudiger Ausruf lockt Martha, die noch vor Torstensons Sarg steht, an seine Seite. Erstaunt sieht sie ihn an, er hat die Brille abgenommen und in seinen Augen schimmert es feucht.

„Ich fand, was ich suchte,“ sagte er leise, „darum bin ich nach Stockholm gereist. Lies,“ fuhr er fort und deutete auf den Grabstein zu seinen Füßen.

Die junge Frau beugte sich nieder, jetzt stieß auch sie einen Ruf des Staunens aus. „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Joh. 19, 25,“ stand da in deutscher Sprache.

„Weiter,“ drängte der Professor, und sie las: „Dieser Stein und Stelle gehört J. K. M. Felt und Hoftrompeter S. Jakob Brickmann und seinen Erben zu und liegt hier unten begraben. Anno 1651 den II Decembris.“ Darunter war ein Wappen in den Stein gehauen, dessen oberes Feld leer, dessen unteres drei Pfähle zeigte.

„Brickmann,“ rief die junge Frau, „dein Name, unser Name,“ verbesserte sie sich mit lieblichem Lächeln.

„Dies Stück der Ridderholmskirche gehört uns,“ erwiderte der Professor stolz, „ich stehe am Grabe meines Ahnherrn; dies Grab meines Anherrn in Schweden zog mich von Kind auf hierher, und heut nachmittag will ich dir des wackeren Feldtrompeters Geschichte erzählen, sie geht auch dich ein wenig an und würde dich angehen, selbst wenn du nicht meine Frau geworden wärest.“

Erstaunt sah ihn Martha mit ihren klaren Kinderaugen an; ein Lächeln der Befriedigung spielte um den Mund des Professors.

„Es ist gar nicht übel für einen Historiker,“ meinte er, „wenn sein Ahnherr in einer Kirche mit Gustav Adolf und Karl XII. begraben liegt.“

II.

Am Nachmittag desselben Tages fuhren Herr und Frau Professor Brickmann mit einem der zahllosen kleinen Dampfboote, die wie in Venedig die Gondeln den Verkehr vermitteln, nach dem königlichen Tiergarten, in dem sich heute das regste Volksleben entwickelte. Da fehlte weder das Kasperle-Theater, noch der Leierkasten, junge Mädchen mit roten, goldumsäumten Käppchen und weißen Hemdärmeln saßen unter den prächtigen Eichen; Studenten aus Upsala mit der schwarzgeränderten weißen Mütze sangen ihre eigentümlich feierlich klingenden Lieder, auf den Rasen gelagert und mit dem Punschglas den hübschen Mädchen zutrinkend. Ehrsame Stockholmer Bürgerfamilien hatten weiße Tischtücher auf den Boden gebreitet und verzehrten ihr Abendbrot, Plaudern, Lachen, Singen, Sommerlust überall; der Winter kommt ja bald genug wieder und er dauert so sehr lange am Mälarsee, da muß der Sommer genossen werden. Eine Weile ergötzte sich das deutsche Ehepaar an dem farbenbunten Bilde, dann suchte es einen stilleren Fleck des schönen Parkes und ließ sich endlich unter einer der mächtigen Eichen, an denen er reich ist, nieder. Hier zog der Professor ein Päckchen eng beschriebener Blätter aus der Tasche und sagte: „So höre denn, meine liebe Martha, die Geschichte meines Ahnherrn, wie ich sie aus seinen eigenen und seines Sohnes Aufzeichnungen, aus alten Familienpapieren und Kirchenbüchern herausgeschält und zusammengestellt habe. Da aber jede Geschichte ihren Titel haben muß, so möchte ich die meinige ‚Ihrer Majestät Feld- und Hoftrompeter‘ nennen.“

Frau Martha hatte nach deutscher Frauenweise ein Strickzeug herausgenommen. „Ich höre,“ sagte sie und der Professor begann:

Anno 1610 ist's gewesen an einem hellen Mittsommertage, da rangen hart am Rande eines kleinen schilfumkränzten Sees mitten auf märkischer Heide zwei junge Gesellen miteinander in wüstem Streit. Die Adern auf ihren Stirnen waren geschwollen, mit Blut unterlaufen die Augen, aber keiner vermochte des andern Herr zu werden. Wer hätte es gedacht, daß die beiden, die sich da so wütend gefaßt hielten im Ringkampf, noch vor wenigen Tagen die besten Freunde gewesen waren! Was war zwischen den Jakob Brickmann und den Christian Grefen getreten? Nichts weiter als ein junges Dirnlein von achtzehn Jahren, so zart und fein, so blond und weiß, daß die andern im Dorf ihren Spott damit hatten und sie die Zuckerpuppe oder den Strohhalm hießen, obwohl sie den ehrlichen, christlichen Namen Agnes führte. Und den hatte ihr die Frau Kurfürstin, die ihre Patin war, selber gegeben, freilich auch keinen andern und das war schlimm, denn nun hatten die bösen Zungen freien Lauf, wohl gemerkt, wenn's der Hegereiter und seine Frau nicht hörten, denn die waren des Kindes Pflegeeltern, und wenn Jochen, der Hegereiter, eine Faust hatte, vor der sich das ganze Dorf fürchtete, so besaß Rosine, die Hegereiterin, ein Mundwerk, gegen das kein anderes aufkam. Die Agnes aber war, da sie keine eigenen Kinder hatten, ihr Augapfel. Den Burschen im Dorfe war sie, wie gesagt, zu fein und zu blaß, mit Ausnahme des Jakob Brickmann und des Christian Grefen, die ihr alle beide nachliefen und dadurch aus guten Freunden bittre Feinde wurden, obgleich die Agnes von keinem wissen wollte. Das Patenkind der Frau Kurfürstin war viel zu stolz, sich mit dem Sohne des Schmieds Brickmann oder dem des Bäckers Grefen einzulassen. Es hätten also die beiden Gesellen nicht nötig gehabt, aufeinander eifersüchtig zu sein und schließlich auf der Heide aneinander zu geraten. Aneinander aber waren sie und niemand ringsum zu spüren, der sie hätte auseinander reißen können; der Christian war gewandter als der Jakob und hätte ihn fast untergekriegt, wenn der nicht plötzlich nach seinem schweren Schmiedehammer gegriffen — die beiden Gesellen trieben das Handwerk ihrer Väter — und in blinder Wut darauf losgeschlagen hätte, so daß der andere blutend zu Boden sank. Da kam die Ernüchterung über ihn, er schrie laut auf und jetzt sprang eine weiße Gestalt aus dem Schilf heraus, die sich darin verborgen gehalten hatte, und eine helle Stimme kreischte: „Jakob Brickmann, du hast den Christian Grefen tot geschlagen, ich hab's gesehen und ich bringe dich an den Galgen!“

Das war die Stimme der Agnes; wie von bösen Geistern gejagt, rannte der Schmiedegesell dahin. Warum hatte sie ihre Anwesenheit nicht eher kund gethan? Vielleicht wär's dazu nicht gekommen. Zum erstenmal in seinem Leben kam ihm der Gedanke, ob sie im Dorfe nicht doch recht hätten, wenn sie sagten, die Agnes sei falsch und boshaft, und ein ungeheurer Schmerz ergriff ihn. Den Freund hatte er erschlagen; sollte er nun auch seine Liebe verlieren? So stürzte er ins Vaterhaus hinein und erschreckte Eltern und Geschwister mit dem lauten Ruf: „Ich habe den Christian Grefen erschlagen und die Agnes hat's gesehen und bringt mich an den Galgen!“

„Schweig,“ donnerte ihn sein Vater an, sprang auf und drückte ihm die breite Hand auf den Mund, „wenn's wahr ist, so mußt du fort, ich will meinen Sohn nicht am Galgen sehen!“

„Aber wohin?“ rief der Gesell, dem seine rasche That den Kopf ganz verwirrt hatte.

„Unter die Soldaten,“ sagte der alte Schmied, „die Werbetrommel rasselt überall und du kannst ja auch die Trompete blasen!“

Ja, das konnte er, aber nie hatte er daran gedacht, ein Trompeter zu werden und Kriegslieder zu blasen; bislang hatte er nur auf Hochzeiten und bei Begräbnissen seine Trompete erklingen lassen. Auch jetzt verspürte er kein Verlangen dazu; ihm wär's ganz recht gewesen, sie hätten ihn auf der Stelle hingeführt zum Galgen, geduldig wollte er die Strafe leiden dafür, daß er seinen guten Gesellen erschlagen, denn jetzt auf einmal wußte er's, daß er den Christian doch viel, viel lieber gehabt hatte als die Agnes.

„Sie kommen, fort,“ befahl der Alte und der hielt so scharfe Zucht in seinem Hause, daß Jakob selbst jetzt es nicht wagte, ungehorsam zu sein.

Während die Mutter unter heißen Thränen ein Bündel für den wie stumpf vor sich hinstierenden Jakob packte, kam ein dumpfes Murmeln, ein wildes Auf-

heulen immer näher. Die Agnes hatte das ganze Dorf zusammen geschrieen, jetzt brachten sie auf einer Bahre die Leiche des Erschlagenen und forderten den Mörder. Agnes war am See gewesen, als die beiden im Streit gewesen, sie hatte sich gefürchtet, zwischen sie zu treten und sich im Schilf versteckt; daß es ihr eine grausame Freude gewährt hatte, zu sehen, wie sich die beiden angesehensten Jungkerle des Dorfes um sie, den namenlosen Strohhalm rauften, verschwieg sie. Erst als es blutiger Ernst wurde und Christian am Boden lag, war sie herzugesprungen und wieder war es weniger Gerechtigkeitsgefühl als eine in ihrer Natur liegende Grausamkeit, die sie bewog, den Mörder mit ihrem wilden Geschrei: „Ich bringe dich an den Galgen!" noch mehr zu quälen. Das kleine, zarte Mädchen mit den glatten, geschmeidigen Bewegungen, den funkelnden grauen Augen glich einem Raubtier, das nur darauf lauert, sich auf seine Beute zu stürzen, einer Katze, die mit der Maus spielt, ehe sie dieselbe verschlingt.

Mit Gewalt mußte Jakob zum Hause hinausgestoßen werden, er fand nicht die Kraft, den Seinen ein Lebewohl zu sagen, er jagte in die Heide hinein, weil es sein Vater so wollte, und wie ein gehetztes Wild brach er endlich in einem sumpfigen Erlendickicht zusammen, wo ihn freilich nur gute Spürhunde hätten auffinden können. Nach einem langen, unruhigen Schlaf erwachte er; jetzt fühlte er Hunger und Durst; Brot war in dem Bündel, das ihm die Mutter mitgegeben hatte, etwa hundert Schritte weiter rann ein Bach, aus dem er seinen Durst stillte. Nun aber erwachte der Selbsterhaltungstrieb in ihm, er schauderte vor dem Gedanken an den Galgen, auch das elendeste Leben war besser als solcher Tod; der Vater hatte recht. Er begann nachzudenken, wie er seinen Feinden am sichersten entgehen könne, und da er eine genaue Kenntnis des ganzen Niederbarnim besaß, auf dem sein Geburtsort lag, so hoffte er sich bis an die mecklenburgische Grenze durchzuschlagen und dort vielleicht Dienst bei den kriegerischen Herzögen zu finden. Es war ihm nur sonderbar, daß man ihn nicht von vornherein schärfer verfolgt hatte. Er hatte freilich nicht gesehen, wie sein Vater und seine vier Brüder, stämmige Schmiedegesellen gleich ihm, mit ihren Hämmern in der Hand die aufgeregten Dorfbewohner empfangen hatten, welche die Bahre mit dem Erschlagenen vor seiner Thür niedersetzten und den Mörder mit lautem Geschrei forderten.

„Männer," rief des Schmieds tiefe Stimme, „ich will nicht, daß mein Sohn am Galgen ende, ich habe ihn entfliehen lassen; ihr könnt ihn suchen, aber erst in einer Stunde, bis dahin wagt es nicht, hier einzudringen, oder bei Gott, es gibt noch mehr Unglück!"

Und vor den fünf wie taktmäßig aufgehobenen Hämmern fuhren selbst die Mutigsten zurück. Das Haus des Schmieds lag gegen die Heide, wollte man in dieselbe, mußte man durch das Haus oder mit einem Kahn über den ziemlich breiten See, dessen Rand mit der Heide einen Winkel bildete, in den hinein die Schmiede sich schmiegte. Ein Vorsprung von einer Stunde mußte den Verfolgten retten: murrend sahen das seine Feinde ein.

„Bringt die Leiche heim zu dem alten Grefen," befahl der Schmied ruhig, „sie wird nicht mehr lebendig, wenn ihr meinen Sohn an den Galgen hängt, fort mit euch da."

Die nackten, nervigen Arme mit den fünf Hämmern erhoben sich wieder, die Dorfbewohner wichen zurück. Nur Agnes hob die Hände und rief mit gellender Stimme: „Ich bringe ihn doch an den Galgen! Unschuldig Blut, Schmied, klebt an Eurer Thür, der Fluch ruht auf Euch, das Glück wird von Euch weichen und Unsegen über Euch kommen!"

Schweigend hörten die fünf Männer ihr Gekreisch an, sie rührten sich nicht, eine lange, lange Stunde standen sie Wache, die Stunde verging, aber niemand kam, um dem Flüchtigen nachzusetzen.

„Sollten sie von einer andern Seite her ihm nachgerannt sein?" fragte der Alte.

„Wie sollten sie ihn da finden?" wehrten die Söhne ab.

„So will ich ins Dorf und nachsehen," erklärte der Vater. Die Mutter holte ihm, noch immer schluchzend, das Sonntagswams, die Töchter brachten ihm Hut und Stock; äußerlich ruhig und ernst wie immer, innerlich gebrochenen Herzens, schritt der alte Schmied ins Dorf hinüber, wo ihn eine seltsame Kunde empfing.

III.

In der Schuhmachergasse zu Stockholm, nicht weit von der Gertrudskapelle, die nachmals den Deutschen überlassen und von ihnen zur deutschen Kirche umgebaut wurde, lag eine unscheinbare Schenke, „Zum ehrlichen Deutschen" beschildet. Ein Deutscher aus Rostock war der Wirt derselben, und hauptsächlich waren es deutsche Seeleute und Soldaten, die bei ihm einkehrten. Gar glänzend war die Einrichtung der Schenke nicht: ein großer Schenktisch nahm die eine Wand fast ein; hölzerne Bänke zogen sich an den andern Wänden hin; schwere Tische waren davor fest in den steinernen Estrich eingefugt; eine eiserne Lampe hing an Ketten in der Mitte des rauchgeschwärzten, aber sonst nicht unheimlichen Raumes. Der Wirt war in einen saubern Schafpelz gekleidet und trug eine hohe Zipfelmütze auf dem kahlen Schädel, die ihm langsam immer tiefer in die Stirne rutschte; es herrschte eine Stille in dem Raume, so daß Vater Sidow auf seinem hölzernen Schemel eingenickt war. In einer Ecke der Schenkstube saß ein einzelner Gast, dessen Kleidern man eine lange Reise ansah; er hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte mit seinen großen blauen Augen ins Leere, ohne den vor ihm stehenden Bierkrug anzurühren.

Da ließ sich draußen auf der Flur ein schwerer Schritt vernehmen, gleich darauf wurde die Thür unsanft aufgerissen, ein Mann polterte herein und warf sich mit einem Fluch auf den vor dem Schenktisch stehenden Schemel, der unter seiner Last krachte. Der Mann trug einen ledernen Koller, hohe Stiefel, einen großen Filzhut und ein breites Schwert an der Seite. Sein dickes rotes Gesicht sah mehr gutmütig als kriegerisch aus, obgleich seine ganze Kleidung auf einen Soldaten schließen ließ.

„Verdammtes Nebelwetter heut und eine Kälte,

die bis unter die Fingerspitzen geht, Sidow," sagte der Mann in deutscher Sprache und hauchte sich in die erstarrten Hände, „schlechtes Land, dies Schweden."

„Mit Vergunst, Herr Hoftrompeter," lachte der Wirt, „der November ist daheim in Deutschland auch nicht lieblich."

„Ich sage Euch, in Deutschland ist alles besser," schrie der Hoftrompeter, „sogar der November, besonders bei uns in Sachsen."

Der Wirt lachte. „Will Euch 'nen Krug heißes Bier machen lassen, Herr Hoftrompeter," meinte er und rief durch ein Schiebfensterchen in die Küche hinein: „'nen Krug Warmbier, Christine!"

„Will das heiße Bier nicht verschmähen," sagte der Hoftrompeter, „aber sagt mir, wißt Ihr nicht einen guten Kerl, der bei Ihrer Majestät nächstens stattfindenden Krönung die Trompete blasen kann, der lange Winbacker hat ins Gras gebissen, mir fehlt ein Ersatz."

Der einsame Gesell hinter dem Bierkruge, dessen Inhalt kalt geworden war, horchte auf, die Augen bekamen Leben.

Vater Sidow schüttelte den Kopf. „Musikanten hab' ich in letzter Zeit wohl im Quartier gehabt, aber der Herr Hoftrompeter sind schwer zufrieden zu stellen, auch weiß ich, Ihr nehmt keinen, der nicht Handgeld nimmt und in Ihrer Majestät Dienste tritt."

„So ist's," bestätigte der Hoftrompeter.

Da stand plötzlich ein baumlanger, blonder, blauäugiger Gesell vor ihm und sagte auf deutsch: „Mit Vergunst, Herr Hoftrompeter, so eine Trompete zur Stelle wäre, wollte ich wohl eine Probe ablegen und fragen, ob der Herr Hoftrompeter mich gebrauchen könnten; wäre auch nicht abgeneigt, in die Dienste Ihrer schwedischen Majestät zu treten."

Es war der einsame Gast, es war Jakob Brickmann, der also sprach; es war ihm nicht gelungen, bei den Mecklenburgern Dienste zu erhalten, er hatte sich herumgetrieben und hungern gelernt, bis er endlich nach Stockholm gekommen war. Jetzt zeigte sich ihm eine Aussicht und er war willens, die Gelegenheit, sich sein Brot zu verschaffen, nicht vorübergehen zu lassen. Als Schmied konnte er nicht wandern, denn er hatte kein Zeichen eines Meisters bei sich, es lag eine Blutthat auf seiner Seele und mit solcher Schuld mochte er sich nicht in ein ehrbar Handwerk drängen. Jagten sie ihn doch mit Schimpf davon, wenn's auskam. Bei den Soldaten nahm man's nicht so streng, und als Trompeter eine Anstellung zu finden, war ihm erst recht lieb, denn er hatte immer eine große Freude am Blasen gehabt.

Der Herr Hoftrompeter Johannes Barth sah sich den stattlichen Kerl wohlgefällig an und wandte sich an den Wirt: „Habt Ihr keine Trompete im Hause, Vater Sidow?"

Der Wirt nickte und öffnete einen Wandschrank; in dem lag eine Trommel, eine Querpfeife und eine Trompete; die lieh er den Musikanten aus bei Hochzeiten und Begräbnissen. Jetzt nahm er die Trompete heraus und reichte sie dem fremden Gesellen.

„Kann er ein frisch Reiterstücklein blasen?" fragte der Trompeter, und schon schmetterten lustige Töne durch den Raum.

„Nicht uneben," sagte Meister Barth, „nun 'mal was Ernstes."

In lang aushaltenden mächtigen Klängen ertönte die Melodie des Lutherliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott"; der Hoftrompeter nickte beifällig, Jakob Brickmann aber blies weiter, was ihm eben einfiel, Lustiges und Trauriges; mit tiefer Baßstimme sang Barth die Melodie mit, und selbst Vater Sidow versuchte mitzubrummen. Dann ging der Trompeter in eine andere Melodie über, die beiden Männer horchten hoch auf, als sei eine bekannte Stimme an ihr Ohr gedrungen, wehmütig klang das Lied und doch so lieb. Der Wirt machte sich mit dem Bierkruge des Hoftrompeters zu schaffen, den die Magd eben durch das Schiebfensterchen hereinschob, Barth aber wischte sich mit der Faust die dicken Thränen aus dem roten Gesicht und sang dazu:

„Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Totbett schlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied thut wiegen ein."

Das alte Liedlein war's, das da anhebt: „So viel Stern am Himmel stehn", das hatte gar viel wehmütige Erinnerungen hervorgerufen bei den beiden alten Gesellen, jetzt aber faßte der Hoftrompeter nach dem Bierkruge, und in einem langen Zuge, den er daraus that, ertränkte er alle Rührung. Klirrend setzte er den Krug hin, stand auf und sagte zu dem Trompeter, der jetzt die Trompete abgesetzt hatte: „Teufelskerl, du bist mein Mann, will dich selbst die schwedischen Signale blasen lehren, denn die mußt du kennen, und du sollst mit Gottes und des alten Barth Hilfe ein wackerer Trompeter werden!"

Brickmann schlug ein in die Hand des Hoftrompeters, den gleich ihm wechselvolle Schicksale aus seiner freundlichen sächsischen Heimat an den Mälarsee geführt hatten. Er brachte seinen Schützling zum Kapitän der Leibgarde, der ihn dem Könige Gustav Adolf II. schwören ließ. Darauf erhielt er Handgeld, ward eingekleidet und der weiteren Fürsorge des Hoftrompeters Barth übergeben.

Als der junge König wenige Wochen später feierlich in der Nikolaikirche oder, wie sie der Stockholmer nennt, in der Großen Kirche gekrönt ward, da blies Jakob Brickmann mit den schwedischen Trompetern um die Wette, so daß Barth ihm beifällig zunickte. Solcher Beifall freute den jungen Trompeter, den die Kameraden um seines ungewöhnlichen Ernstes willen nicht anders als den deutschen Bären nannten. Fragte der deutsche Bär nicht viel nach Trunk, Tanz und Spiel, er lernte in seinen Freistunden Lesen und Schreiben; an seinem Herzen nagte die Reue über den am Freunde begangenen Mord und ganz heimlich, ohne daß er's selbst recht wußte, auch die Sehnsucht nach der blonden Agnes.

IV.

Seit vierzehn Jahren schon tobte die Kriegsfurie durch die deutschen Lande, Elend und Not ohnegleichen führte sie mit sich, für den Sieger nicht minder wie für

den Besiegten. Niemand wußte so recht, wer Freund und wer Feind war; auch warum eigentlich der Krieg geführt ward, hatten viele schon vergessen, denn evangelische Soldaten kämpften unter katholischen Feldherren; Städte und Dörfer verschwanden vom Erdboden, ein Menschenleben war ein wertloses Ding geworden.

Von Norden her war der Schwedenkönig gekommen, um seinen Glaubensbrüdern zu helfen und den Glanz seiner Krone zu erhöhen. Wenn er daran dachte, sich zum Herrn des deutschen Landes zu machen, wer will's ihm verargen? Lag's doch da, eine wehrlose Beute für den, der zugreifen und festhalten mochte. Schon hatte Gustav Adolf den gewaltigen Tilly bei Breitenfeld aufs Haupt geschlagen und war siegend immer weiter vorwärts gedrungen; nun stand er am Lech, hinter dem Tilly sich in einem verschanzten Lager aufgestellt hatte. Die schwedischen Truppen waren müde und bedurften der Ruhe; auch der König hatte sich in sein Zelt zurückgezogen. Es war eine windige regnerische Aprilnacht und keiner Mutter Kind zu verdenken, wenn es lieber im Zelt lag, als draußen herumspionierte. Nur einer dachte nicht so im schwedischen Lager, das war der Kapitän der Leibgarde, Herr Lennart Torstenson, ein stattlicher Herr von kaum dreißig Jahren; der wanderte, in seinen Mantel gehüllt, unermüdlich von Posten zu Posten, sich durch den Augenschein überzeugend, daß alles in Ordnung sei. Bei solcher freiwilligen Inspektion stieß er plötzlich auf einen Mann, der gleich ihm langsam das Lager durchwanderte, nur viel vorsichtiger, als wolle er nicht gesehen werden. Das kam ihm verdächtig vor, er ging auf den Mann zu und rief ihn an. Der stutzte, dann sagte er leise: „Halten zu Gnaden, Herr Kapitän, ich erkannte Euch erst nicht, es ist etwas nicht richtig im Lager. Es schleichen Spione herum und ich glaube, sie planen da drüben einen Ueberfall."

„Du bist's, Brickmann," erwiderte Torstenson, der den Sprechenden jetzt erkannte, ebenso leise. „So ist dir's auch nicht entgangen, daß sie sich drüben regen."

Torstenson kannte den deutschen Trompeter sehr gut; als er Page bei Gustav Adolf wurde, stand Brickmann schon bei der Leibgarde und war seines feinen Blasens wegen wohl angesehen, auch beim Könige. Dann hatten sie zusammen in Polen für Schweden gefochten, danach in Deutschland, und wenn Brickmann eine gewaltige Hochachtung vor dem militärischen Genius des jungen Offiziers hatte, so schätzte dieser den Trompeter um seiner Tapferkeit willen, denn mehr als einmal hatte Brickmann neben der Trompete auch die blanke Waffe gegen den Feind geführt.

„Der Herr Kapitän sollten sich nicht in solchem Wetter nachts draußen aufhalten," meinte der Trompeter, „das gibt hernach Reißen und Podagra fürs ganze Leben."

„Warum nicht gar!" lachte Torstenson und sah wohlgefällig auf seinen mit Spitzen besetzten Stiefel, der, oben weit, sich unten eng um den schönen Fuß des glänzenden Kavaliers schmiegte. Da riß plötzlich Brickmann seine Trompete herauf, im nächsten Augenblick schmetterten die Allarmtöne durch das ganze Lager; der König, der noch in seiner Bibel gelesen hatte, erschien im Eingang seines Zeltes, Torstenson eilte an die Spitze seiner von allen Seiten herbeiströmenden Soldaten. Brickmann aber stürzte auf das Zelt des Königs zu und packte dort eine dunkle Gestalt, in deren Hand ein Messer blitzte. Mit der Trompete hieb er der Gestalt über den Schädel, wie damals dem Christian mit dem Hammer, und war ganz sicher, daß er diesen Hieb, unter dem die Gestalt blutend und heulend zusammenbrach, nicht bereuen würde. Eine Viertelstunde unbeschreiblicher Verwirrung entstand, Kommandorufe, Signale, Schreien, Stampfen, Sporenklirren, alles ging durcheinander. Bald aber ward man sich klar, Tilly hatte einen Ueberfall des schwedischen Lagers beabsichtigt. Ein paar verwegene Kerle hatten sich in dasselbe geschlichen, einer davon schien es auf des Königs Leben abgesehen zu haben; das war der, den Brickmann erblickt hatte, wie er im Begriff war, die Zeltwand zu durchschneiden, um sich so einen Zugang zu dem Könige zu bahnen. Da hatte er Allarm geblasen und sich dann auf den Kerl gestürzt. Man brachte Lichter und leuchtete in das Angesicht des Verwundeten. Er war bleich und auffallend zart; plötzlich schrie Brickmann laut auf und stürzte neben dem Getroffenen in die Kniee.

„Allmächtiger Gott, ein Weib," sagte Torstenson erschrocken.

„Agnes, Agnes," jammerte Brickmann, „wie kommst du dazu?"

Da schlug das Weib die Augen auf, sie erkannte den Knieenden, ein fast dämonisches Lächeln glitt über sein Antlitz. „Jakob Brickmann," sagte Agnes, „es ist anders gekommen, als ich dachte, ich wollte dich an den Galgen bringen, nun bringst du mich dahin."

Sie schafften sie fort, mehr tot wie lebendig wankte der Trompeter hinterdrein; da ward ihm der Befehl, zum Könige zu kommen, und der Soldat raffte sich zusammen. Ruhig und fest stand er vor seinem Kriegsherrn, dem er heut das Leben gerettet hatte, aber er hörte doch nur wie im Traume, was der König zu ihm sprach, daß er ihn zu seinem königlichen Hof- und Feldtrompeter ernenne. Wohl küßte er dankend des Königs Hand, aber seine Gedanken weilten bei dem bleichen Weibe, um dessentwillen er einen Mord begangen, um dessentwillen er sein Vaterland verlor, um dessentwillen er nicht hatte verstehen wollen, was die stillen braunen Augen Ulrike Barths, der Enkelin des Hoftrompeters Barth, zu ihm sprachen, weil er die blauen jenes Weibes nicht vergessen konnte, das nun von seiner Hand gefallen war.

Sobald er konnte, eilte er in das Marketenderzelt, wohin man die Verwundete gebracht hatte; sie war noch am Leben und mit bleichem Munde sagte sie ihm: „Braucht nicht zu trauern, Brickmann, daß Ihr mir vom Leben geholfen habt, ich hab' keine Freude drin gehabt und bin froh, daß es zu Ende ist."

„Warum aber wolltet Ihr den Schwedenkönig morden?" fragte Jakob.

„Weil ich ihn haßte!" lachte sie wild auf. „O, Jakob Brickmann, Ihr denkt, Ihr seht mich heut zum erstenmal wieder; ich hab' Euch schon oft gesehen, denn

lange schon ziehe ich als Marketenderin mit den Kaiserlichen. Euer König hat mir das Herz gerührt, ich hab' ihn geliebt, als ich ihn zuerst sah, ich wäre seine Magd geworden, wenn er gewollt hätte, ich bin auch bis zu ihm gedrungen, aber er hat mich eine Dirne geheißen und mich von sich gestoßen; meint Ihr, solchen Schimpf hätte ich ertragen, ich, die nie gelitten, daß ein Mann mir nahe trat? Da ist mein vergiftet Blut aufgewallt, denn Ihr müßt wissen, daß ich Gift trug in meinen Adern von meiner Geburt an — und ich habe ihm den Tod geschworen. Niemand hat um mein Vorhaben gewußt, Ihr habt's vereitelt, und zur Strafe sage ich Euch nicht, was ich weiß und was Euch die Seele erleichtern würde."

Weiter konnte sie nicht reden; dem Jakob Brickmann grauste es; es war eine wilde Zeit damals und die Menschen an das Schlimmste gewöhnt, aber vor diesem Weibe bebte der Trompeter doch und am meisten, weil er es einst geliebt hatte.

An dem Tage, da Gustav Adolf unter den Augen seines Feindes Tilly stolz und mutig wie der Schlachtengott selbst über den Lech zog und sein Hoftrompeter Viktoria blies, da hatten sie zuvor das unglückliche Weib, von dem niemand einen anderen Namen wußte als Agnes, begraben, und das ehrliche Gesicht Jakob Brickmanns war fast steinern anzuschauen trotz der Ehren, die ihm als des Königs Lebensretter und Entdecker des Ueberfalls zu teil wurden. Er hatte seinen Freund erschlagen, er hatte seine erste Liebe erschlagen, und nächtiges Dunkel herrschte in seiner Seele.

V.

Auf einer großen Ebene, drei Meilen von Berlin, an der Post- und Heerstraße nach Stettin, liegt die Stadt Bernau; hohe Mauern und Türme, die heute fast ganz abgetragen sind, gaben ihr ehedem ein ehrwürdiges Ansehen, ganz besonders feierlich aber sah die alte Stadt aus an einem Novembertage des Jahres 1632. Zwar war der Himmel grau und umwölkt, aber es regnete doch nicht und war auch noch nicht so kalt, wie es im November häufig zu sein pflegt. In schwarzen Trauerkleidern drängte sich ganz Bernau nach der schönen alten Katharinenkirche mit dem kunstvoll geschnitzten Altarschrein; den aber bewunderte heute niemand, sondern alle Augen waren auf den Sarg gerichtet, der vor dem Altar stand, umgeben von hohen schwedischen Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten. Am Kopfende des Sarges aber stand eine hohe Frauengestalt, ganz eingehüllt in ihren Trauerschleier, in deren Umgebung sich noch etliche Damen befanden. Diese Frau war Marie Eleonore von Brandenburg, die Witwe des Schwedenkönigs Gustav Adolf II., dessen Heldenlaufbahn vor wenig Wochen bei Lützen ein so unerwartetes Ende gefunden hatte. Unter den Männern, die den Sarg des Königs umgaben, ragte die hohe Gestalt des Hoftrompeters Jakob Brickmann hervor; sein ernstes Antlitz war seit dem Tage von Lützen noch ernster geworden; er sah aus, als läge er am liebsten bei seinem Kriegsherrn im Sarge oder draußen auf blutiger Walstatt. Ueberall, wo des Königs Trauergefolge rastete, wurde der Sarg in die Kirche getragen und ein Trauergottesdienst gehalten, überall aber erklang in ernsten Tönen Brickmanns Trompete; er blies seinem Könige den Trauermarsch, wo es auch war, und er blies ihn so ergreifend, daß allen, die es hörten, die Augen übergingen. War's doch, als drücke die Trompete Brickmanns die große Wehklage aus, die durch alle Lande ging um den Tod solches Helden. Die Königin Marie Eleonore aber reichte jedesmal dem treuen Manne ihre Hand zum Kuß, und als sie ihn einmal fragte, womit sie ihn belohnen könne — denn sie wußte es wohl, daß er einst ihrem königlichen Gemahl das Leben gerettet hatte — da sagte er mit zitternder Stimme: „Verschaffen mir Euere Majestät die Gnade, daß ich dereinst bei meinem gnädigsten Herrn kann begraben werden, damit ich beim großen Auferstehungsmorgen ihm die Reveille blasen kann!"

Und unter Thränen lächelnd hatte Marie Eleonore das Haupt bejahend geneigt.

Auch zu Bernau wurde der Trauergottesdienst gehalten, zu dem nicht nur die Einwohner der Stadt, sondern auch die der Umgegend herbeigeströmt waren. Alle Geistlichen aus den benachbarten Dörfern umgaben den Altar; Jakob Brickmann stand ihnen gerade gegenüber und seine Augen hafteten mehrmals an dem Antlitz eines etwa vierzigjährigen Predigers, dessen Züge ihm bekannt zu sein schienen, obgleich er seines Wissens in ganz Kurbrandenburg nur einen Pastor gekannt hatte, den alten Geistlichen seines Heimatdorfes, der ihn getauft und eingesegnet hatte, und der hatte schon vor zwanzig Jahren weißes Haar gehabt. Dieser aber hatte braunes Haar und ein ernst-freundliches Angesicht; es mußte ihm auffallen, daß ihn der schwedische Trompeter so oft ansah, er blickte jetzt auch wiederholt nach demselben hin. Fand er ebenfalls bekannte Züge in dem starren, fast finstern Antlitz?

Als Brickmann seine Trompete an den Mund setzte und zu blasen begann, lauschte der geistliche Herr sehr aufmerksam; der Trompeter aber sah es nicht, daß ihm eine Thräne über die Wange glitt, denn wenn Brickmann mit seiner geliebten metallenen Freundin sprach, dann sah und hörte er überhaupt nichts mehr. So entging es ihm auch, daß der Geistliche sich den Offizieren näherte, unter denen verschiedene Deutsche waren, und einen davon höflich nach dem Namen des Trompeters fragte. Gustav Adolfs Respekt vor dem geistlichen Stande war so kurze Zeit nach seinem Tode bei seinen Offizieren noch nicht in Vergessenheit geraten; der Offizier antwortete ebenso höflich, der Geistliche dankte und sprach leise vor sich hin: „Ich dachte mir's; Gott, ich danke dir!"

Ihrer Majestät Feld- und Hoftrompeter Herr Jakob Brickmann fuhr fast erschrocken zusammen, obgleich er sonst nicht eben schreckhaft war, als sich plötzlich, wie er, in tiefe Gedanken verloren, seinem Quartier beim Schlächtermeister Wilhelm zuging, eine Hand auf seinen Arm legte und eine Stimme in freundlichem, aber leicht zitterndem Ton fragte: „Kennt mich Jakob Brickmann nicht mehr?"

Der Trompeter wandte sich um und sah jenen Geistlichen vor sich stehen, der ihm schon in der Kirche aufgefallen war.

„Verzeihen der Herr Pastor,“ erwiderte er, „ich meine den Herrn zu kennen und vermag mich doch seiner nicht zu entsinnen.“

„So muß ich deinem Gedächtnis zu Hilfe kommen, Jakob,“ entgegnete der andere, der ihm immer tiefer in die Augen schaute; „kennst du Christian Grefen nicht mehr?“

Da fuhr der sonst so todeskühne Mann heute zum zweitenmal zusammen. „Christian,“ rief er und wußte nun mit einemmal, wer vor ihm stand, „stehen die Toten auf, und was thust du in dem schwarzen Rock?“

„Es ist das Kleid meines Standes,“ antwortete der ehemalige Bäckergesell, „du brauchst mich nicht so entsetzt anzusehen, ich bin es wirklich!“

„So hätte ich dich damals nicht —“ stammelte der Hoftrompeter.

„Erschlagen, nein,“ erwiderte Grefen, „nur schwer verwundet.“

„Gott sei Dank, die Last ist von meiner Seele,“ sagte Brickmann tief aufatmend. Er wußte jetzt, was Agnes ihm verschwiegen hatte. „Leben die Meinen noch?“ fragte er dann.

„Dein Vater ist tot,“ lautete die Antwort, „er hat sich viel über deine unnütze Flucht gegrämt, die er doch selbst ins Werk gesetzt, deine Mutter und dein ältester Bruder auch, zwei Brüder und eine Schwester von dir leben noch; komm hinaus mit mir, sie werden sich freuen, den Totgeglaubten lebendig zu sehen. Ich versehe jetzt das Amt unseres Pastors.“

„Wie kam's nur, daß du geistlich wurdest?“ wunderte sich Brickmann noch immer; aber der andere unterbrach ihn:

„Ich erzähle dir das unterwegs; laß mich nur meine Kleider wechseln, wir haben einen Weg, denn der alte Wilhelm ist mein Schwiegervater.“

„So hast du Agnes vergessen,“ frage der Trompeter.

„Nichts von der Unseligen,“ wehrte der Geistliche ab.

„Und doch hab' ich dir von ihr und ihrem Ende zu erzählen,“ sagte ernst der andere. „Du stehst lebendig vor mir, sie aber fiel wirklich durch meine Hand, und wenn sie's auch verdient hatte, so wollt' ich doch, es hätt's ein anderer gethan.“

Grefen hatte sich verfärbt. „So ist sie tot,“ sagte er leise. „Gott schenke ihrer armen Seele Frieden.“

„Wer war sie, weißt du es?“ fragte Brickmann hastig.

„Nicht hier, nicht hier,“ bat der andere, „daheim in meiner stillen Pfarre will ich dir erzählen, was ich weiß und wie ich geistlich ward.“

Der Trompeter hatte ursprünglich nicht die Absicht gehabt, sein Heimatdorf zu besuchen, er mußte sich nun erst Urlaub holen bis zum andern Mittag, wo die königliche Leiche weiter transportiert werden sollte; es dauerte also noch eine geraume Weile, bis er sich mit dem alten Freunde auf den Weg machen konnte. Sie legten denselben schweigsam, in Erinnerungen versunken zurück; nur als sie an die Stelle in der Heide kamen, wo Brickmann einst den unseligen Schlag gethan hatte, der zweien Menschenleben eine andere Richtung geben sollte, da reichten sie sich unwillkürlich die Hände, als wolle der eine nach so langen Jahren um Vergebung bitten, der andere sie gewähren. So kamen sie ins Dorf, und bald hatte sich in jeder Hütte die Kunde verbreitet: „Brickmanns Jakob ist da und ist etwas Großes geworden bei den Schweden.“

Bald sah sich der Trompeter im Kreise der Seinen, aber wenn er sich auch freute, die bekannten Gesichter wiederzusehen, sie waren ihm doch alle recht fremd geworden in den zwanzig langen Jahren; nur an den Gräbern seiner Eltern kam eine tiefe Wehmut über ihn und im Innern regte sich der Gedanke, daß es vielleicht doch besser für ihn gewesen wäre, wenn er nie hätte fortziehen müssen. Warum war er auch schon so weit fort gewesen, als sein Vater ins Dorf hinabgekommen war und dort die Kunde vernommen hatte, Grefens Christian habe die Augen wieder aufgeschlagen und gebeten, seinen Gegner nicht zu verfolgen. Behaglicher als in der väterlichen Schmiede fühlte sich Ihrer Majestät in Schweden Feld- und Hoftrompeter in der Pfarre seines Freundes, in der ein schmuckes Frauchen am Herde waltete und zwei rosige Kinder spielten. Als es aber Abend geworden war, was im November ziemlich früh zu geschehen pflegt, als sie beide hinter einem Kruge bernauischen Biers saßen, das dazumal hochberühmt war weit hinaus über die Grenzen der Mark Brandenburg, da hub Pastor Grefen an zu erzählen, wie er nach seiner Verwundung habe lange still liegen müssen auf dem Siechbett, wie ihn der alte Pastor getröstet mit Gottes Wort und wie da das Verlangen in ihm erwacht sei, auch solch ein Tröster zu werden. Er hatte es bei seinem Vater durchgesetzt, die Bäckerei an den Nagel zu hängen und nach Bernau in die Schule zu gehen, denn er mußte doch erst lesen und schreiben lernen; er hatte richtig unter den Schuljungen gesessen, aber schneller gelernt als diese. Dann war er auf eine bessere Schule gezogen und schließlich hatte er studiert. Nun saß er seit fünf Jahren schon auf der Pfarre seines Heimatdorfes, und daß er trösten gelernt hatte, das hatte er in den unruhigen Kriegsläuften mehr als einmal bewiesen.

„Ist alles recht, mein Herzbruder,“ sagte Brickmann, als der Pfarrer schwieg, „nun red' aber auch von ihr, dem armen schönen Weibe, von dem alles herkam; ich hab' eine Ahnung, als sei sie's gar nicht wert gewesen, daß zwei brave Gesellen ihretwegen beinahe zu Mördern wurden.“

„Erzähle mir erst ihr Ende,“ bat Grefen, und mit leiser Stimme, als schaudre er noch immer beim Gedanken an jene Nacht, erzählte Brickmann, wie Agnes geendet.

Der Pfarrer hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte starr in das qualmende Talglicht. „So also mußte sie enden,“ seufzte er, als der andere schwieg; „ihr Blut sei vergiftet gewesen, sagte sie? Fast scheint's, als habe sie nicht unrecht gehabt. Jakob,“ nahm er dann, sich gewaltsam zu ruhigem, gleichmäßigem Reden zwingend, das Wort, „ich kann dir's nicht sagen, wie

mir dies Weib ans Herz gewachsen war, und ich weiß es heut, daß ich ihr auch nicht ganz gleichgültig war; sie hat's einmal zu ihrer Pflegemutter gesagt, und ich glaube es, sie sei deshalb so zornig auf dich gewesen und habe dich darum an den Galgen bringen wollen. Wie ich aus meiner Betäubung zu mir kam, war ihre kreischende Stimme das erste, was ich hörte; mir war's, als würde mir ein Messer im Herzen umgedreht, und es faßte mich ein Schauder, der mich nie mehr verließ, wenn ich sie sah und hörte. Lange noch ging die Liebe Hand in Hand mit ihm, dann ward der Schauder stärker, und ich dankte Gott, als ich eines Tages, von der hohen Schule heimkehrend, vernahm, sie sei nicht mehr im Dorfe; wohin sie gegangen, wußte niemand, auch ihre Pflegeeltern nicht, die sie lieblos verlassen hatte. Das bißchen Wohlgefallen an mir war längst dahin, und oft hatte sie geäußert, sie bedauere, kein Mann zu sein, dann wäre sie unter die Soldaten gegangen. Nun hat sie es doch gethan und ist elend verkommen; Gott suchte die Sünden ihrer Eltern heim an ihr. Auf dem Sterbebett hat mir ihre Pflegemutter erzählt, wer sie gewesen: das Kind eines schönen Hoffräuleins der Kurfürstin Katharina; die hat sich mit einem schlechten Menschen eingelassen, der nicht ihres Standes war, und ist elend gestorben, die Barmherzigkeit der Kurfürstin für ihr Kind anflehend. Das hat sie nicht vergebens gethan, denn die edle Dame hat nach Kräften für dasselbe gesorgt, aber das Blut des Vaters ist zu mächtig gewesen in ihr. Der Vater war ein Raufer und Spieler, ein Zechbruder schon, als er das Hoffräulein verlockte; sie sagen mit höllischen Künsten hätt' er's gethan; ich meine, bei einem leichtsinnigen Frauenzimmer braucht's keine Höllenkünste; aber er soll ein böses Wesen an sich gehabt haben, das er seinem unmäßigen Zechen verdankte, also daß er in seiner Wut ward wie die, welche die Schrift Besessene nennt, zerschlug und zerbrach, was ihm unter die Hände fiel, wenn's über ihn kam. Das böse Wesen aber hat die Agnes geerbt, und das hat sie wohl gemeint, wenn sie sagte, ihr Blut sei vergiftet gewesen von jeher. Ihre Mutter starb als Bettlerin, ihr Vater auf dem Rade, sie durch deine Hand; Gottes Wege sind dunkel; sie war so lieblich, daß man gemeint hätte, sie müßte ein Engel Gottes sein. Der Herr sei ihr gnädig!"

Lange schwiegen die beiden Männer, dann fragte der Priester: „Wirst du nun in Schweden bleiben?"

„Jetzt bringe ich meines Königs Leiche heim," erwiderte der Trompeter, „dann weiß ich in Stockholm ein Mägdlein mit braunen Augen, das will ich fragen, ob's mein Weib werden will; ist doch die Last von meiner Seele, als ob ich ein Mörder sei. Eines Tages kehre ich wieder nach Deutschland unter Schwedens Fahne — "

„Wozu?" fragte Grefen aufhorchend.

Des Trompeters Faust fiel schwer auf den Tisch. „Um den Tod Gustav Adolfs zu rächen. Meinst du, Schweden schenkte euch seinen frühen Hingang?"

„Euch?" fragte Grefen verwundert. „Gehörst du nicht zu uns, bist du kein Deutscher mehr?"

„Ihrer Majestät in Schweden Feld- und Hoftrompeter bin ich," lachte Brickmann ingrimmig; „Schweden wird herrschen in Deutschland."

„Das wird es nie!" rief der Geistliche aufspringend, während eine dunkle Röte sein sonst blasses Antlitz deckte. „Gott wußte wohl, warum er Gustav Adolfs Laufbahn ein Ziel steckte; er sollte nicht Herr werden in Deutschland!"

„Frohlockst du über meines edlen Herrn Tod?" schrie der Trompeter und sprang ebenfalls auf.

„Da sei Gott vor," erwiderte Grefen schon wieder ruhig; „er war, wie du sagst, ein edler Herr, aber Gott ist ein noch größerer Herr! Fahre nicht so wild auf; bist und bleibst der alte grimme Gesell von ehemals, und unser Herrgott wird noch viel Arbeit mit dir haben, ehe er dich zur Ruhe bringt. Aber das sage ich dir, hüte dich, dein Vaterland zu verleugnen oder einen Fremden an ihm rächen zu wollen!"

„Was soll mir das Vaterland!" murrte Brickmann, „elend und jämmerlich zerrissen liegt es da, eine Beute für jeden; kannst du ein solches Vaterland lieben?"

„Gerade weil es so elend und jämmerlich ist, liebe ich es desto mehr," erwiderte der Geistliche mit leuchtenden Augen, „und Gott wird es wieder erstarken lassen; die Zeit wird wiederkommen, da man stolz darauf sein wird, ein Deutscher zu heißen."

„Glaub's nicht," beharrte der Trompeter, und eine finstere Wolke lag auf seiner Stirn. Die Wolke aber sagte dem Geistlichen deutlich genug, daß Brickmann sein Vaterland mehr liebte, als er zugeben wollte; es fraß ihm nur seine Schmach am Herzen, und der Tod des Schwedenkönigs, an dem er mit Begeisterung gehangen hatte, erhöhte nur seinen Grimm.

Am andern Morgen gab Pastor Grefen dem scheidenden Jugendfreunde eine Strecke das Geleit; oft aber wandte Jakob Brickmann den Kopf zurück nach dem märkischen Dorfe, darinnen seine Wiege gestanden hatte. Die Last des Mordes war von seiner Seele genommen, das war etwas Großes, und er verdankte es der schlichten Heimat, die er gestern hatte verleugnen wollen. Jetzt ward ihm das Scheiden von ihr auf einmal so unendlich schwer; ahnte er, daß er sie zum letztenmal gesehen hatte?

VI.

Als König Gustav Adolf in der Ridderholmskirche beigesetzt war, ließ sich Jakob Brickmann den Abschied geben und freite seines ersten Gönners, des Hoftrompeters Barth, Enkelin, die er hatte aufwachsen sehen. Sie war viel jünger als er, aber sie liebte ihn, solange er denken konnte, und er hoffte, ihre sanften Augen würden ihn jene dämonischen vergessen lassen, die nun für immer geschlossen waren. Aber das stille Leben taugte doch noch nicht recht für den rauhen, gewaltthätigen Mann, und als die Werbetrommel wieder durch Schweden rasselte, da kam auch Gustav Adolfs Hoftrompeter wieder und wollte unter Torstensons Fahnen seinen Heldenkönig rächen helfen. Die Thränen seiner Frau hielten ihn nicht zurück, und Marie Eleonore, die Königswitwe, die große Stücke auf Brickmann hielt, die freute sich obenein seines Entschlusses. Seiner Frau Großvater war tot; er war gestorben mit dem Wunsche, einst in einen deutschen Himmel zu kommen, denn un-

ähnlich seinem Schüler — so konnte er Brickmann wohl nennen — hatte er nie ein Herz für Schweden fassen können. Aber nun kam der Tag, da Jakob Brickmann erfahren mußte, daß des Menschen Wille, so viel er auch vermag, doch seine Grenzen hat, daß Gott sich des vergänglichen irdischen Körpers bedient, um den Willen zu beugen. Am Tage vor der Einschiffung nach Deutschland gab's einen Streit unter den Truppen; der Trompeter, der in hohem Ansehen stand, hatte ihn fast schon geschlichtet, da unterlief ihn einer der Meuterer, er stürzte und brach im Fall das rechte Bein, so daß sie ihn für tot in sein Haus am Stortorget bringen mußten.

Dort kam er zwar bald wieder zu sich, aber mit dem Einschiffen war's nichts, war überhaupt vorbei mit dem Kriegsdienst, das ward ihm bald klar. Zu Frau Ulrikes größtem Erstaunen aber geriet er nicht in Zorn, sondern blieb ganz still, obgleich ihm die Thränen in den langen Schnauzbart liefen. „Gott hat's nicht gewollt," murmelte er, „daß ich die Waffe erheben sollte wider mein Vaterland." Er hatte sich der Worte des Pastors Grefen erinnert.

„Ihr habt aber doch schon gegen Deutsche gefochten, Jakob," meinte Ulrike schüchtern.

„War ein ander Ding, Kind," sagte er, „mein Heldenkönig wollte den Deutschen helfen, jetzt aber gilt's nicht Hilfe, sondern Rache." Er sagte ihr nicht, daß Grefens Worte sich wie ein Stachel in sein Herz gebohrt hatten, ihm keine Ruhe lassend; mit Gewalt hatte er den Stachel herausziehen wollen und darum doch wieder Kriegsdienste genommen; nun ward er inne, daß ein Höherer dem Grefen recht gab. Er war eben nicht mehr so gedankenlos wie damals, als er, ganz erfüllt von Gustav Adolfs Heldenbild, mit dem er auch gegen den Teufel selbst gezogen wäre, unter ihm bei Breitenfeld und Lützen focht.

Daß der Hoftrompeter aber deshalb ein besonders leicht zu behandelnder Patient geworden wäre, darf keiner denken; es ging vielmehr noch ein anderes Wort seines Jugendfreundes an ihm in Erfüllung, der da gesagt hatte: „Unser Herrgott wird noch viel Arbeit mit dir haben, ehe er dich zur Ruhe bringt!" Ja, eine schwere Arbeit war's, nicht nur für unsern Herrgott, sondern auch für Frau Ulrike, aber sie bekamen's beide fertig; der Trompeter stand als ein ganz anderer Mann auf von seinem Krankenlager. Die dämonische Agnes war vergessen, denn er hatte erkannt, welchen Schatz er an seinem sanften, geduldigen Weibe hatte, so daß sie ihm von da an das Liebste auf Erden ward für den Rest seines Lebens. Und der Herrgott, der hatte sein wildes Herz wirklich zur Ruhe gebracht, also daß er sich genügen ließ, nur noch Hof- und nicht mehr Feldtrompeter zu sein. Die junge Königin Christine schätzte ihn aufrichtig, denn sie hatte vernommen, daß der Mann mit dem steifen Beine, der ohne Stock oder den Arm seiner Frau sich nur mühsam fortbewegen konnte, einst ihres Vaters Lebensretter gewesen sei, und auch sie versprach ihm, daß er sein Grab haben solle bei seinem Könige.

Seinen König, ja so nannte er Gustav Adolf bis ans Ende, aber seine Begeisterung für Schweden ließ doch allmählich nach, und er begann daran zu zweifeln, daß es die Herrschaft erringen werde auf Erden. Wohl hatte er behauptet, nichts nach dem elenden, zerrissenen Vaterlande zu fragen, aber es gab ihm doch einen Stich durchs Herz, wenn er vernahm, wie die Schweden darin hausten, und je mehr es elend ward, desto mehr erwachte die Liebe zu ihm, die Sehnsucht danach. Aber nun konnte er's nicht mehr erreichen, und geduldig nahm er das hin als eine Strafe des Himmels dafür, daß er es einst verleugnet. Der rauhe Kriegsknecht begann zu begreifen, warum der alte Barth immer behauptet hatte, in Deutschland sei alles besser; denn das Heimweh kam über ihn wie über jenen, und er mußte es lernen, daß niemand, reich oder arm, vornehm oder gering, sich ungestraft losreißt vom Vaterlande. Er hat's erfahren, daß die Schweden sein Heimatdorf verbrannten, so daß nicht eine lebende Seele überblieb, auch der treue Pastor nicht, der mit seiner Gemeinde dem „Schwedenschreck" erlag, der noch heute unvergessen ist in der Mark Brandenburg, und sein tapferes Herz hat wild geklopft in der breiten Brust. In dem Augenblick hätte er alles hingegeben, wenn er hätte können dort auf märkischer Heide liegen, gefallen in der Verteidigung der Brüder, der heimatlichen Scholle; ja selbst auf das Grab in der Ridderholmskirche hätte er verzichtet. Aber er mußte nun ausharren in der Fremde, um die er das Vaterland aufgegeben hatte, und er that's ohne Murren. Ein ernster, frommer Mann war der Hoftrompeter, vor dem die leichtsinnigsten Höflinge der leichtsinnigen Christine die Augen niederschlugen, denn er kannte keine Menschenfurcht und wußte manch Wörtlein drein zu geben, das sie nicht gerade in den Ohren kitzelte. Zwei Söhne hatte ihm Frau Ulrike geboren, und es war sein höchster Wunsch, diese möchten sich wieder in Deutschland seßhaft machen, doch wolle er ihnen keinen Zwang auferlegen.

So ernst der Hoftrompeter Brickmann aber auch blickte, es gab doch Tage im Jahre, da leuchteten seine Augen hell auf; das waren die, an denen der Herr Graf von Ortala in seiner Sänfte vor der Thür des Hauses am Stortorget hielt oder den Herrn Hoftrompeter zu sich bescheiden ließ. Der Herr Graf von Ortala, das war aber niemand anders als der ehemalige Kapitän Torstenson, der jetzt freilich keine spitzenbesetzten Stiefel, sondern unförmlich weite Pelzschuhe trug. Er hatte sich doch das böse Podagra geholt in Deutschland und dessenungeachtet noch manchen herrlichen Sieg errungen, obgleich er sich in der Sänfte in die Schlacht tragen ließ. Endlich aber hatte er den lorbeerumwundenen Feldherrnstab doch niederlegen müssen und ruhte nun aus zu Stockholm von all seinem Ruhme. Wenn Torstenson und Brickmann bei einander saßen, dann wichen die Schatten von des Trompeters Angesicht, und sie leerten ihre Gläser einträchtig auf das Andenken Gustav Adolfs.

Von dem Tage an aber, da Lennart Torstenson die Augen schloß, es war der 7. April 1651, verfiel Brickmann sichtlich; tief ergreifend klang seine Trompete noch einmal, als sie den Kriegsgefährten begruben, der so viel jünger war als er, noch keine fünfzig Jahre

zählend, so früh abgerufen worden war. Und als der Winter kam mit all seiner Strenge, da ging der Hoftrompeter heim ins ewige Vaterland, die Königin Christine aber, ihres Versprechens eingedenk, ließ ihn begraben zwischen den Särgen Gustav Adolfs und Torstensons. Die Inschrift aber ward verfertigt genau nach seiner Angabe in deutscher Sprache; im Tode wenigstens wollte er sich nicht nur als Christ, sondern auch als Sohn des Vaterlandes bekennen, das er in jugendlicher Unbesonnenheit aufgegeben und nach dem er sich dann doch so schmerzlich gesehnt hatte. Die letzte Melodie aber, die er auf Erden geblasen, das war die des Lutherliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott", wie sie die schwedischen Trompeter geblasen hatten am Tage vor Lützen. So ruht er bis auf diesen Tag bei seinem Könige, und die deutsche Inschrift auf seinem Grabe mahnt jeden seiner Landsleute, der davor steht, nicht zu vergessen, daß er ein Deutscher ist!

VII.

Der Professor schwieg; mit feuchten Augen sah die junge Frau zu ihm empor, die längst ihre Arbeit hatte in den Schoß sinken lassen.

„Ich wußte nicht, daß du auch ein Dichter bist," sagte sie leise.

„So hältst du meine Geschichte nicht für wahr?" fragte er.

„Müßte sie unwahr sein, selbst wenn sie Dichtung wäre?" fragte Frau Martha.

Der junge Gelehrte beugte sich nieder und küßte ihr rosiges Gesicht. „Du hast recht; ist doch die Geschichte selbst die größte Dichterin; kein Sterblicher vermag die Dramen, die Romane zu erfinden, die ihr Griffel niederschreibt. Aber meine kleine Erzählung ist noch nicht ganz zu Ende, ich habe noch eine Ueberraschung für dich!"

„Sprich," sagte sie, sich an ihn schmiegend, und er fuhr fort:

„Wie ich dir schon sagte, war es Brickmanns Wunsch, daß seine Söhne sich wieder nach Deutschland wenden sollten; nur der jüngere, Jakob wie sein Vater geheißen, erfüllte diesen Wunsch; Gustav, der ältere, blieb bei der Mutter in Schweden, ohne sein Geschlecht fortzupflanzen. Jakob ward mein Ahnherr, er siegelte mit den drei Pfählen, die wir auf dem Grabstein seines Vaters sahen und die auch ich in meinem Petschaft führe. Dein Stammbaum aber, mein Herz, führt bis zu einem sicheren Pastor Lager zurück, und der war, wie ich aus dem Kirchenbuche sehe, das er selbst lange nach dem westfälischen Frieden begann, ein Sohn von Timotheus Lager und Beata Grefen, eines Pastors Tochter aus dem Bernauischen, der im Dreißigjährigen Kriege „verkommen", wie es in seiner Niederschrift lautet. Wie Beata aus der allgemeinen „Verkommenheit" gerettet und sein Weib ward, sagt er nicht, aber hier sitzen Hand in Hand die Nachkommen Jakob Brickmanns und Christian Grefens, die einst auf märkischer Heide miteinander rangen um die schöne Agnes."

„Das ist ein hübsches Ende," sagte die junge Frau; „ehe wir aber Stockholm verlassen, gehen wir noch einmal in die Ridderholmskirche —"

„Und danken Gott," fiel der Professor ein, „daß wir nicht mehr mit wehem Herzen ein blutendes, zerrissenes Vaterland zu lieben brauchen, sondern daß wir überall, daheim und draußen, stolz sein dürfen darauf, daß wir Deutsche sind!"

Die Ruine.

Von

L. Anzengruber.

Was war da versammelt für Herrlichkeit?
Was hat da verblutet für Herzeleid?
Da ward aller Lust, allem Leide gerecht
Im Kommen und Gehen manch stolz Geschlecht
Vor alter Zeit!

Die Mauern, die öden, sie ragen weit,
Kein Hall mehr in ihnen von Lust noch Streit;
Die Chronik erzählet wohl manche Mär',
Die Steine verschweigen Nutz und Lehr'
Aus alter Zeit.

Und wenn dann dich, Wandrer, hinabgeleit't
Die Wehmut ob menschlicher Nichtigkeit,
Bedenke, wie wenig an Frist vergeht,
So wird auch veröden die unsre Stätt'
Gleich alter Zeit!

Der Ort, wo du liefest im Kinderkleid,
Der Hain, wo du küßtest die erste Maid,
Der Saal, der einst Zechern das Echo gab,
Veröden, sowie auch dein Mal am Grab,
Alt deine Zeit!

Dann wallen wohl andre von Wegen weit
Den Stätten zu unsrer Vergangenheit
Und seufzen, wie einst wir, aus banger Brust:
Wie sind wir der Sonne so kurz bewußt,
Wie keine Zeit!

Eine Menschenseele.

Max Heinzel.

August Reissmann.

Mässig.

Gesang.

Piano.

Um - lach - te mich auch E - dens Pracht und ei - ne Welt voll Son - nenschein, ich wä - re doch in ö - der Nacht wär' kei - ne Men-schen-see - le mein, wär' kei-ne Menschenseele mein. Und tränk' ich all die Er - den-lust in ei - nem goldnen Be-cher Wein; Ich kran - kte doch an wun - der Brust wär' kei - ne Menschen - see - le mein, wär' kei-ne Men - schen - see - le mein.

Und sang ich wie die Nach - ti - gall im grün-be-laub-ten Früh - lingshain! Was soll - te mir der sü - sse Schall wär' kei - ne Men-schen-see - le mein, wär' kei-ne Men - schenseele mein. O bes-ser dann, sie leg - ten mich in's al - ler-tief-ste Grab hin-ein. Hin - weg mit meinem ar - men Ich ist kei - ne Menschen - see - le mein, ist kei-ne Men - schen - see - le mein.

Ludwig I.

König von Bayern.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstag.

Von einem Bayern.

I.

Zu Straßburg, der wunderschönen Stadt, wurde der bayerische Kurprinz Ludwig Karl August am 25. August 1786 geboren. Und hier mag gleich das Wort hinzugefügt werden, das den Menschen und König besser charakterisiert als alle historisch-politischen Untersuchungen, das Wort, das Ludwig etwa zwanzig Jahre später in seiner Geburtsstadt aussprach, als dort die französische Kaiserin ihr Hoflager hielt und die französischen Erfolge in Süddeutschland durch rauschende Feste feierte: „Das sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, eine deutsche Stadt sein würde!“ Ach, er hat es nicht erlebt, der gute König, daß von dem Turm des alten Münsters die deutsche Fahne wieder wehte! Aber wir alten Bajuvaren haben dem Andenken des deutschen Mannes beim großen Festkommers zur Einweihung der Straßburger Universität ein stilles Glas und manches warme Wort der Erinnerung geweiht.

Und auch das Geburtshaus unseres Königs haben wir damals — 1872 — besucht, jenen stattlichen Renaissance-Palast, der „Zweibrückerhof“ genannt, wo Herzog Maximilian von Pfalz-Zweibrücken als Oberst des Regiments d'Alsace mit seiner Gattin, der Prinzessin Augusta von Hessen-Darmstadt, lebte, und wo ihnen ihr erster Sohn geboren wurde, die Freude der Pfalz wie des Bayernlandes, da Herzog Karl Theodor kinderlos war. Ja, die Stadt München sandte sogar eine Deputation angesehener Bürger nach Straßburg, um dem glücklichen Papa zu gratulieren. Und dieser, in der Freude seines Herzens, hob den schreienden kleinen Prinzen selbst aus der Wiege und legte ihn einem der Bürger in die breiten bajuvarischen Arme. „Sagt den Euren zu Hause,“ sprach er, „daß ich sie nicht minder liebe, wie diesen meinen Sohn!“

Die Erziehung des Knaben wurde von den Eltern und von tüchtigen deutschen Lehrern geleitet. Er hatte von der Mutter die Liebe zur Kunst geerbt und früh schon für dieselbe geschwärmt. Prinzessin Augusta hatte Freude am künstlerischen Schaffen; ein von ihr gemaltes Aquarellbildchen befindet sich wohl noch im Nationalmuseum — mindestens war es dort jahrzehntelang aufbewahrt. Vom Vater wiederum erbte der kleine Prinz die Leutseligkeit und Jovialität. Die Anekdote wird von allen Biographen übereinstimmend erzählt, Herzog Max habe bei einer Musterung seiner elsässischen Grenadiere — wenige Tage nach der Geburt Ludwigs — mit Erstaunen bemerkt, daß ihre Knebelbärte sämtlich über Nacht verschwunden waren! Auf seine Frage präsentierte ihm gerührt einer der ältesten ein Wiegenkissen, das mit den Bärten der Soldaten gepolstert war ... Natürlich war die Erziehung des Prinzen eine vorwiegend militärische — schon in die Wiege hatte ihm der unglückliche König Ludwig XVI. ein französisches Obersten-Patent gelegt — und in der That hat es ihm wenig militärisches Glück gebracht.

In Straßburg blieb Ludwig nur bis zum dritten Lebensjahre. Dann wälzten sich, es war im tollen Jahre 1789, auch dahin die Wogen der Revolution und Max Joseph mit seiner Familie mußte die Stadt verlassen. Sie siedelten sich nun in Mannheim an und dort verlebte Ludwig seine schönsten Kinderjahre.

„Dich vergesse ich nie, die du Aufenthalt warst meiner Kindheit,
Pfalz und auch Pfälzer, euch nie; liebe euch, die ihr mich liebt! ...
.... Damals träumte das Kind
Sich in schönere Zeiten, in Hellas' herrliche Fluren,
Von dem Olymp kam ihm wieder die göttliche Schar“ ..

so besingt Ludwig selbst etwa zehn Jahre später das Paradies seiner Jugend — und ich habe absichtlich dies Citat gewählt, weil es den Beweis führt, daß die Vorliebe für die Kunst und das griechische Altertum — die Leitsterne seines ganzen Lebens — schon damals in seiner jungen Seele Wurzel faßte und Keime trieb!

Aber auch von Mannheim trieben die Stürme der Revolution die fürstliche Familie fort. Sie flüchteten nach Darmstadt, dann nach Rohrbach an der Bergstraße. Dort verlor der Kurprinz Ludwig seine geliebte Mutter im Jahre 1796 — also als zehnjähriger Knabe. Noch vor ihrem Tode hatte sie einen schlichten, aber sehr gelehrten und milden Landpfarrer, Johann Joseph Anton Sambuga, zum Erzieher ihres ältesten Sohnes ausgewählt. Aus den nachgelassenen Aufzeichnungen dieses Mannes hat man seine Erziehungsmethode kennen gelernt und zugleich auch das Maß seines Einflusses auf den jungen phantastischen und lerneifrigen Kurprinzen. Die innige Religiosität, die nicht überschwenglich wurde und trotz aller Versuchungen stets in geläuterten Bahnen sich bewegte, sowie das rege patriotische Gefühl, das Ludwig vor allem auszeichnete, mag Sambuga in dem Gemüt des aufgeweckten Knaben und in seinem hellen Geiste gefestigt haben. Als der junge Prinz an der Seite seines Vaters am 6. März 1799 seinen Einzug in München hielt, war der Empfang ein herzlicher. Man hatte in ihm die Hoffnung des Landes gesehen, das sich an der Wende des Jahrhunderts nach dem Tode Karl Theodors in einer keineswegs beneidenswerten Lage befand. Mannigfache Wechselfälle des Schicksals und mannigfach veränderte Regierungsprogramme hatten Bayern in eine schwankende Lage gebracht, aus der es auch nicht einmal die eiserne Hand des Ministers Montgelas befreien konnte. Man haßte das Alte, man haßte das Neue und wußte nicht, auf welche Seite man sich schlagen sollte. Da zogen die Franzosen in München ein und die kurfürstliche Familie mußte wiederum auf die Flucht sich begeben, von der sie erst im April 1801 wieder nach München zurückkehrte, während der Kurprinz die Universität Landshut bezog.

Auch dort gewann ein milder und edler Priester,

dessen Andenken bei uns in Bayern noch fortlebt, während leider seine Richtung unter unseren Theologen bis auf wenige „schon geborstene“ Säulen ganz ausgestorben ist, Johann Michael Sailer, großen Einfluß auf den jungen Prinzen, der indes bald die protestantische Universität Göttingen bezog. Dort herrschte wohl ein anderer Ton als in dem frommen Landshut und dort wird Ludwig wohl erst das Studentenleben in seiner vollen Blüte kennen gelernt haben. Studiengenossen erzählten, daß es ihm recht sehr behagte. Er war zwar eifrig in den Kollegien — namentlich die historischen Vorlesungen interessierten ihn auf das lebhafteste — aber auch in der Kneipe und bei anderen studentischen Vergnügen stellte er seinen Mann, ohne indes seiner fürstlichen Würde jemals etwas zu vergeben. Als einst bei einem festlichen Kommers das bekannte Studentenlied „Ich bin der Fürst von Thoren“ gesungen wurde, richtete ein naseweiser Fuchs an den jungen Prinzen die kecke Bitte, er möge doch die Rolle des Vorsängers übernehmen; worauf dieser schlagfertig replizierte: „Fürst bin ich schon und ein Fürst von Thoren möchte ich nie genannt werden!“

Nach Beendigung seiner Universitätsstudien trat Ludwig eine Reise nach Italien an. Italien war von jeher sein Herzenswunsch gewesen und es blieb auch sein Paradies bis ans Lebensende. In Italien nur war er glücklich und verlebte er reine Tage ungetrübten Genusses. Auf dieser ersten Römerfahrt ist ihm auch der Sinn für die Kunst in ihrer vollen Herrlichkeit aufgegangen, während der poetische Sinn schon früher durch die phantastische Lebensanschauung des Knaben geweckt wurde. Vor der Hebe Canovas in Venedig überkam ihn der Zauber der Kunst, wie er selbst sang:

„Was für ein Zauber hält mich hier gefangen!
Ja nur ein wonnig, nie gespürtes Regen,
Durchdrungen plötzlich von der Weihe Segen,
Der Sinn für Kunst war in mir aufgegangen!“

Den mannigfach wechselnden Eindrücken, die die römischen Kunstdenkmäler und das italienische Leben auf den Prinzen hervorbrachten, hat er in zahlreichen Liedern, vor allem aber in seinen „Römischen Elegien“ innigen Ausdruck gegeben. Man mag über die Form seiner Dichtungen urteilen, wie man will — und ich werde im Verlaufe dieser Darstellung ja auch darauf noch zurückkommen müssen — aber seine römischen Lieder sind voll von inniger Empfindung und poetischem Gehalt. Und was sie uns vor allem wert und teuer macht, das ist der patriotische Grundzug, der sie wie ein roter Faden durchzieht. Wo auch immer der Dichter ist, er empfindet den Abstand der trostlosen Gegenwart von der glorreichen Vergangenheit und mitten unter den Trümmern der alten Roma wendet sich sein Blick beständig der Schmach des Vaterlandes zu, das unter dem Joch des Korsen seufzte. In der Villa des Varus übermannt ihn der Schmerz der Erinnerung und die patriotische Scham:

„Hermann! tönt es dumpf in die Stille des einsamen Thales;
Freude und Scham zugleich treibt in die Wange mir Glut,
Denkend an das, was Teutschland ist und was es gewesen
Es gehorchet Teutschland, sich selbst zernichtend dem Korsen,
Und die Zwietracht allein hat es besiegt und besiegt's.“

Eine solche klare Einsicht in die Lage des Vaterlandes und ein so tiefes Gefühl für dasselbe mögen wohl nicht viele Fürsten jener Zeit gehabt haben. Es ehrt den jungen Prinzen, daß er unter allen Wandlungen der politischen Verhältnisse und trotz der ausgesprochenen Vorliebe seines Vaters, des Kurfürsten Maximilian, für Frankreich, diesem patriotischen Gefühl unentwegt treu geblieben ist.

In Rom faßte er auch den Entschluß, seiner zukünftigen Residenz, die bis dahin in künstlerischer Beziehung ein ultima thule gewesen und arg vernachlässigt war, ein Museum zu schenken. Er trat mit hervorragenden Künstlern in Unterhandlung, erwarb reiche Kunstschätze und gewann in dem Bayern Joseph Martin Wagner einen eifrigen Förderer und Vertreter seiner künstlerischen Intentionen auf römischem Boden. Wenn man die Verdienste Ludwigs um die Hebung der Kunst laut preist, so darf man auch nie den Namen Wagners, als des treuesten Famulus, der je gelebt, vergessen, der aber kein steifer Pedant, sondern ein von heiligem Feuereifer für die Kunst beseelter und einzig für sie lebender Mensch mit Geist, Bildung und reichen Kenntnissen war. Ohne Wagner hätte Ludwig keine seiner künstlerischen Ideen in so reichem Maße ausführen können — Ehre sei auch heute dem Andenken des schlichten und vortrefflichen Mannes!

Aber während der Kurprinz fern im Süden weilte, hatte sich in seiner bayerischen Heimat ein jäher Wechsel des Systems vollzogen. Max Joseph war offen auf die Seite Napoleons getreten — ich habe hier keine historische Politik zu treiben, sondern nur die Thatsachen einfach zu registrieren. Bemerken will ich aber doch, daß dieser Schritt des Kurfürsten, den man heute leicht von einem errungenen Piedestal aus verurteilen kann, damals doch von einer gewissen verhängnisvollen Notwendigkeit diktiert worden war. Man kann sich denken, wie unglücklich der patriotische Kurprinz über diese Wendung der Dinge war, obwohl sie ihn ja eigentlich kaum sehr überrascht haben mochte. Und am Ende klang auch ihm das Wort des Korsen in den Ohren, das Bayern die volle Unabhängigkeit und Machtfülle verhieß! Und auch seine Brust hob sich, als Napoleon seinen Vater als König begrüßte . . .

Um so höher hebt sich von all diesen widerstreitenden Empfindungen sein unbeugsamer Patriotismus ab. Zähneknirschend zog er im Gefolge Napoleons einher. In den Tuilerien, als Gast des Kaisers, dichtete er Lieder voll heißer Vaterlandsliebe und inniger Sehnsucht nach einem einigen Deutschland — ja, was noch mehr, viel mehr ist, er nahm keinen Anstand, wo und wie sich nur die Gelegenheit dazu bot, seine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen. Und dies noch dazu in einer so unzweideutigen, offenherzigen Weise, daß die Umgebung des neuen Kronprinzen von Bayern darüber oft in helle Verzweiflung geriet. Napoleon schenkte ihm den Degen, den er selbst bei Austerlitz getragen, mit den Worten: „Tragen Sie ihn zur Verteidigung Ihrer Rechte!“ Und der Kronprinz schwieg . . . Er schwieg, aber sein Herz blutete, als sich am Unglückstage von Jena das Schicksal Deutschlands erfüllte und der freche Korse dekretierte: „Es wird kein Deutsches

Reich mehr geben, und dabei werden wir es bewenden lassen!"

In jenen Tagen der Schmach und des Unglücks kam Kronprinz Ludwig nach Berlin und hier, im Gefolge siegestrunkener französischer Marschälle, faßte er den Plan, eine deutsche Walhalla zu bauen, die in den Tagen des nationalen Unglücks den Mut und die Begeisterung anfachen und die Liebe zum Vaterlande erwecken solle! Und sein erster Weg in Berlin war der zu Meister Schadow, um bei diesem eine Büste Friedrichs des Großen zu bestellen! Wahrlich, wenn einer der damals Lebenden ein Recht dazu hatte, so war es der bayerische Kronprinz, der von sich später sagen durfte:

„Da, als noch ein Teutscher sich zu nennen,
War Verbrechen, da, als unterjocht
War die Heimat, mich von ihr zu trennen
Kein Napoleon hat es vermocht.
Als zum Wechselmord gespannt die Sehnen,
Teutscher gegen Teutsche wütend focht,
Hat fürs Vaterland das Herz geschlagen
Und ich mußte, wie ich's fühlte, sagen!"

Ja selbst als er das Oberkommando der bayerischen Division im feindlichen Kampfe gegen die Russen führte und in mehreren siegreichen Gefechten die Feuerprobe militärischer Tüchtigkeit führte, beschäftigte er sich noch immer mit dem Walhalla-Plan und schrieb an den Historiker Johannes v. Müller, den er sehr hochhielt, um Rat wegen der Auswahl der berühmtesten Männer für diesen deutschen Ruhmestempel. Döllinger hat recht, wenn er in seiner ausgezeichneten Denkrede auf Ludwig I. sagt: „Es macht das einen Eindruck, wie wenn ehedem römische Senatoren dem von der Niederlage bei Cannä heimkehrenden Konsul Varro entgegengingen und ihm dankten, daß er doch am Vaterland nicht verzweifelt habe." Und in der That wurde der Name des bayerischen Kronprinzen allenthalben schon damals mit Auszeichnung genannt als der eines deutschen Mannes, der selbst dem französischen Weltbeherrscher gegenüber seine Selbständigkeit bewahrt habe.

Der Krieg mit Oesterreich, der entsetzliche, brudermordende Krieg, der aber damals ein unabwendbares Verhängnis war, rief den Kronprinzen noch einmal in die Arena blutiger Waffenthaten. Auch auf dem Schlachtfelde erprobte sich sein Mut wie seine patriotische Gesinnung, aus der er nirgends ein Hehl machte. Er hatte Sympathien für die unglücklichen Tiroler — die Briefe von Bettina v. Arnim an Goethe sind nicht der einzige Beweis dafür. Es gibt zuverlässigere historische Dokumente und Belege für diese Thatsache. Und es ist bekannt, daß Napoleon sich wiederholt sehr mißfällig über die Gesinnungen des bayerischen Kronprinzen ausgesprochen hat. „Dieser Prinz wird nie auf den Thron steigen!" sagte er eines Tages entrüstet zu dem General Bubna in Schönbrunn. Und als er von Ludwigs Sympathien für die Tiroler hörte, rief er aus: „Was hindert mich, diesen Prinzen erschießen zu lassen?"

Aber wenn man die phantastischen Briefe des „Kindes" auch nicht für bare Münze in allen Dingen nehmen darf, das, was sie von dem ihr natürlich besonders sympathischen Kronprinzen erzählt, trägt den Stempel der Wahrhaftigkeit auf der Stirn, wird durch andere zeitgenössische Berichte bestätigt, und ist so interessant, daß es zur Charakteristik der Zeit vorzüglich geeignet ist. Auf einem Maskenballe — im Februar des Jahres 1809 — hatte Bettina ihn kennen gelernt und schreibt darüber an Goethe: „Er hat etwas zusprechend Freundliches und wohl auch originell Geistreiches; sein ganzes Wesen scheint zwar mehr nach Freiheit zu ringen als mit ihr geboren zu sein; seine Stimme, seine Sprache und Gebärden haben etwas Angestrengtes, wie ein Mensch, der sich mit großem Aufwand von Kräften an glatten Felswänden hinauf half, eine zitternde Bewegung in den noch nicht geruhten Gliedern hat ... Ich bin ihm gut, ein so junger Herrscher in der Vorhölle, wo er leiden muß, daß sich jede Zunge über ihn erbarmt; seine guten Münchener, wie er sie nennt, sind ihm nicht grün; ja wartet nur, bis er mündig ist, entweder er beschämt euch alle, oder er wird's euch garstig einträn ken!" In der That, man muß staunen, mit welchem Scharfblick die junge Bettina Personen und Verhältnisse beurteilte und wie konsequent sie die Partei des Prinzen den Leuten gegenüber nahm, die ihn für launisch, eigensinnig, hochmütig hielten. Auch von seinen Gedichten, die „holprig aber voll Begeisterung" seien, berichtet sie Goethe und dieser wird selbst neugierig, die poetischen Empfindungen des Königssohnes kennen zu lernen. Eine andere Frage ist's freilich, ob sie ihm in Wirklichkeit jenen glühenden vier Seiten langen Brief für die unglücklichen Tiroler durch ihren Klaviermeister gesandt hat, von dem sie Goethe so ausführlich berichtet, und ob ihr der Kronprinz auch in Wahrheit jenes zerbrochene Glas geschickt hat, aus dem er die Gesundheit derjenigen getrunken, die sie protegierte, und eine Kokarde dazu als Ehrenpfand, „daß er sein Wort lösen werde, jeder Ungerechtigkeit, jeder Grausamkeit zu steuern!" Aber das ist sicher wahr und klingt wie „Brustton der Ueberzeugung", was sie von ihm sagt: „Der Kronprinz von Bayern ist die angenehmste, unbefangenste Jugend, ist so edler Natur, daß ihn Betrug nie verletzt, so wie den gehörnten Siegfried nie die Lanzenstiche verletzten. Er ist eine Blüte, auf welcher der Morgentau noch ruht, er schwimmt noch in seiner eigenen Atmosphäre, das heißt: seine besten Kräfte sind noch in ihm. Wenn es so fortginge und daß keine bösen Mächte seine Meister würden! — Ich bin ihm gut, weil er mit so schönem Willen hinübergeht zu meinen Tirolern, und wenn er auch nichts thut, als der Grausamkeit wehrt, ich verlasse mich auf ihn."

Und sie konnte sich wohl auf ihn verlassen. Niemals, auch in den trübsten Tagen nicht, hat er an Deutschland verzweifelt oder gar seine patriotische Gesinnung verleugnet. Ja, er entzweite sich sogar mit seinem eigenen Vater und dem Minister Montgelas wegen seiner „fatalen Deutschheit" und seine freimütigen Aeußerungen gegen den Erbfeind des Vaterlandes wurden von geschäftigen Zwischenträgern Napoleon stets brühwarm überbracht. Ein Lichtpunkt in dieser trüben Zeit war die Verlobung des Prinzen — auch diese aus völlig freier Wahl hervorgegangen — mit der schönen Prinzessin Therese von Hildburghausen. Am 12. Oktober 1810 fand die Vermählung statt und die

Ludwig I., König von Bayern.

Bürger Münchens feierten dieselbe durch ein großes Pferderennen auf der Wiese an der Stadt, die seither den Namen „Theresienwiese" führt, während das Oktoberfest, zur Erinnerung an jenen Tag, ein echtes und rechtes bajuvarisches Volksfest geblieben ist bis auf diesen Tag. Die Hochzeit des Thronfolgers machte denselben populär in seiner Residenz; zudem drang auch in Bayern das deutsche Nationalgefühl immer mehr durch und als die Befreiungskriege Bayern an der Seite der deutschen Bundesgenossen sahen, konnte Kronprinz Ludwig seinen nationalen Gesinnungen freien Ausdruck geben. Es ist nur ein kleiner, aber gewiß charakteristischer Zug, daß Ludwig sich selbst damals das Gelübde leistete, keinen Kaffee mehr zu trinken, bis Deutschland von der Fremdherrschaft befreit sein würde; noch charakteristischer ist die Thatsache, daß er im Sommer 1811 am Mondsee mit zwei gleichfühlenden Genossen, dem Fürsten Wrede und Hans v. Gagern, einen Rütlibund zur Befreiung seines Vaterlandes schloß. Das Charakteristischte aber sind seine Sturm- und Siegeslieder aus jener Zeit, wahre Triumphgesänge der Freiheit und des deutschen Nationalgefühls, deren sich — mindestens was den Inhalt anbelangt — kein Körner und kein Arndt hätte zu schämen brauchen. Als er nicht mit den deutschen Truppen gegen Paris ziehen durfte, erwachte in ihm der Kampfesmut und er sang jenes bekannte, später von Meyerbeer in Musik gesetzte Gedicht:

„Seh' nach Frankreich Teutschlands Jugend eilen
Mit dem Fürsten, ich allein muß weilen,
Thatlos, von dem Heere weit zurück.
Mich, den frühe deutscher Sinn begeistert,
Den nicht die Gefahr, nicht Glanz bemeistert,
Seh' ich ausgeschlossen von dem Glück.
Siedend rollt das Blut in meinen Adern,
Und mit meinem Schicksal möcht' ich hadern,
Daß es mich vom Kampf entfernet hält,
Den Tyrannen helfen zu bezwingen,
Siegend selber nach Paris zu dringen,
Dies Gefühl ersetzet keine Welt!"

Und neidlos besang er Preußens Erhebung in jenen Tagen sowie den Ruhm seiner Waffenthaten. „Unvergänglich glänzest für ewig du in der Geschichte — Preußen, dein Name läßt denken das Herrlichste nur!" — in Wahrheit, kühne und begeisterte Worte für einen bayerischen Kronprinzen in jener Zeit, wo bei uns zu Lande das deutsche Nationalgefühl so zu sagen noch in den Windeln lag und das Verständnis für die allwärts hervorbrechende Begeisterung im Bannkreise des „Münchener Kindl" eigentlich nur eine sehr geringe war. Nur der Name des Kronprinzen war das Schiboleth für alle deutschen Männer Bayerns in jener Zeit. Und mein Vater erzählte mir oft von dem Jubel und der Begeisterung, die in den Reihen der deutschen Krieger ausbrachen, als es hieß, Bayerns Kronprinz werde zur Armee kommen. Erst als die deutschen Heere abermals gegen den Empörer von Elba zogen, konnte auch Ludwig in den heiligen Krieg ausziehen und die Bayern über den deutschen Rhein nach Frankreich hineinführen. —

Die folgenden Jahre brachten wenig Bemerkenswertes. Von neuem unternahm der Kronprinz, der von der Leitung der Regierungsgeschäfte seiner abweichenden Ansichten wegen ferngehalten wurde, der auch der Reaktion gegenüber, die damals sich in Deutschland ausbreitete, entschieden Front machte, eine Kunstreise nach Italien. Immer mehr komplettierte er seine große Kunstsammlung durch Ankauf wertvoller Werke, durch große Bestellungen bei namhaften Künstlern — sein Briefwechsel mit Wagner ist nach dieser Richtung hin sehr belehrend. Er enthält nicht weniger als 554 eigenhändige Briefe Ludwigs und mehr als 900 Antworten Wagners — alle in Angelegenheiten der Kunst und ihrer Förderung in Bayern. Mannigfache Kämpfe und Beschwerden hatten die Beiden mit Regierungen, Behörden und Privaten zu bestehen — sie gingen aber beharrlich auf ihr Ziel los und erreichten es auch in den meisten Fällen. Wenn Ludwig ein altes Kunstwerk in seinen Besitz bringen wollte, konnten sich sämtliche englische Lords, die danach auf der Jagd waren, die Beine ablaufen — er erlangte es doch und führte es nach München. Die deutschen Künstler in Rom waren sämtlich begeistert und schwärmten unisono für den leutseligen, anspruchslosen, kunstverständigen Kronprinzen. Und Henriette Herz, die damals gerade auch in Rom weilte, fragte ihn einst in begeisterter Stimmung: „Werden Sie denn auch als König so bleiben, wie Sie jetzt sind?" worauf Ludwig mit dem Columbus Schillers erwiderte:

„Was der Jüngling verspricht,
Leistet der Mann auch gewiß!"

Als Prinz Ludwig Rom verließ, wurde ihm von der gesamten Künstlerschaft ein Fest bereitet, das nach den übereinstimmenden Berichten sämtlicher Augenzeugen einzig in seiner Art gewesen sein soll. Auch Friedrich Rückert nahm an diesem Feste teil und las ein hübsches Gedicht auf den Kronprinzen vor. Begeisterte Biographen behaupten, daß von diesem Festabend in der Villa Schultheiß an der Porta del Popolo die Eröffnungsfeier des neuen Zeitalters der Künste datiere. Das scheint mir nun und ist auch wohl übertrieben. Allein so viel ist richtig und wir Alten, die wir die halbvergangene Zeit mit der neuen wohl vergleichen können, dürfen uns dies Urteil gestatten: Mit den Römerfahrten Ludwigs I. brach für die deutsche Kunst eine neue Aera an! Und eine richtige Erkenntnis leitete den Fürsten bei dieser Thätigkeit. Es war nicht allein die Liebe zur Kunst — es war vielmehr auch die Erkenntnis, daß Deutschland nach all seinen Großthaten auf dem Felde der Wissenschaft und im Hain der Poesie nun auch Heldenthaten der Kunst verrichten müsse, um das notwendige sittliche Gleichgewicht zu erlangen. Wenn man von diesem Standpunkt aus das Leben und die Thaten Ludwigs für die Kunst zu prüfen versucht, so wird man doch zu anderen als den landläufigen Urteilen gelangen, die zeitgenössische Historiker ausgesprochen und die in ihrer Einseitigkeit ebenso ungerecht als unwahr sind. Ich werde im Zusammenhange alles das erzählen, was Ludwig für die Hebung der deutschen Kunst gethan — mögen sich dann meine Leser selber ihr Urteil bilden. Jetzt will ich in der Darstellung der biographischen Zeitgeschichte fortfahren und nur nebenbei noch be-

merken, daß Ludwig als Kronprinz, soweit ihm ein Einfluß auf die Regierungsgeschäfte verstattet war, denselben stets zu Gunsten der deutschen und meist zu Gunsten der liberalen Interessen geltend machte. Es steht jetzt fest, daß der Minister Montgelas durch seine Bemühungen gestürzt wurde; es ist auch neuerdings bekannt geworden, daß Ludwig der einzige in Bayern war, welcher gegen die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse auf das lebhafteste und eindringlichste protestierte.

Daneben aber beschäftigte er sich vorzugsweise mit Kunst, Litteratur, Wissenschaft und mit der Erziehung seiner Kinder. Als sein Erstgeborener, Max, einen Erzieher erhielt, gab Ludwig diesem u. a. folgende Instruktion: „Prägen Sie meinem lieben Max gelegentlich nur recht ein, daß ich es für thöricht halte, sich etwas auf den durch seine Geburt bekommenen Stand zu gute zu thun, daß gerade ein solcher uns anspornen soll, der Welt zu zeigen, daß wir dessen nicht unwürdig sind. Nicht nur scheinen, selbst etwas Tüchtiges zu sein: dahin gehe des Fürsten Streben, daß er als Mensch Wert habe." Das ist ein Fürstenprogramm, wie es selten wohl ausgesprochen worden ist.

Eine andere Frage, die ich oft von echten Patrioten — nicht zu verwechseln mit der politischen Partei, die in Bayern jetzt diesen Namen führt — aufwerfen gehört, ist die, ob der Kronprinz einen Anteil an dem Zustandekommen des Konkordats hatte, das damals zwischen Rom und Bayern abgeschlossen wurde. Ich glaube, ja, aber ich glaube auch, daß Ludwig die Tragweite dieses Konkordats zu jener Zeit nicht ermessen, vielleicht kaum geahnt hat. Auf das Konkordat folgte das Religionsedikt, das demselben in vielen Bestimmungen geradezu widersprach — und es muß gesagt werden, daß Ludwig jetzt erst klar zu sehen anfing. Er wünschte später wohl beide Gesetze in jenes Land, wo der Pfeffer und nebenbei noch so vieles wächst, was den Menschen unerwünscht ist. Aber es ist interessant zu erfahren, daß der allgewaltige Metternich den bayerischen Kronprinzen trotz alledem „für turbulent liberal" hielt, während Talleyrand einmal von ihm gesagt haben soll: „Er ist ein Narr, aber ein geistvoller!" Man muß sagen, daß sich Beide in Ludwig getäuscht haben, der auch an dem Zustandekommen der liberalen Verfassung im Jahre 1818 redlichen Anteil genommen hatte.

Wer damals liberal war, das ist ja männiglich bekannt, der schwärmte auch für Griechenland. Und der Kronprinz Bayerns war einer der wärmsten Philhellenen. Ja, er war der erste deutsche Fürst, der dieser Sache seine innigsten Sympathien zuwendete und den „anbrechenden Tag im Osten" feierte. Ludwig war ein Verehrer der klassischen Poesie und der antiken Kunst. Es darf nicht vergessen werden, was ich in neuerer Zeit noch nirgends erwähnt gefunden habe, daß er es war, der schon im Jahre 1812 das unternahm, was H. Schliemann erst in unseren Tagen vollendet hat. „Frisch auf nach Zante, nach Hellas' heiliger Erde," schrieb er in jenem Jahr an Wagner und eröffnete ihm für die Ausgrabungen einen Kredit von 70000 Gulden. Und dem Nürnberger Architekten Haller v. Hallerstein stellte er ebenfalls 11000 Gulden für den gleichen Zweck zur Verfügung. Wenn diese Bemühungen nicht zum Ziele führten, so lag die Schuld wahrhaftig nicht an dem Prinzen oder an den Künstlern, sondern einzig und allein an den französischen Kommissären, die die griechischen Kunstschätze über und unter der Erde damals eifersüchtig bewachten.

Es ergreift uns heute, die wir den Verlauf der Ereignisse, sowie alle Schmerzen und Enttäuschungen kennen, die der Philhellenismus in Deutschland zu bestehen hatte, mit doppelter Wehmut, wenn wir hören, wie Kronprinz Ludwig, da ihm die Kunde von den ersten griechischen Siegen wird, der Homer-Büste in seinem Arbeitszimmer zuruft:

„Freue dich, alter Homer, denn frei ist wieder dein Hellas,
Nicht mehr liest der Sklav', einzig der Freie dich nun!"

Ach, er wußte es damals noch nicht, daß die Griechen des Capodistrias lange nicht mehr die Griechen Homers waren — und als er dessen inne wurde, hatte er eine der schmerzlichsten Enttäuschungen seines ganzen Lebens erfahren.

Ueberblicken wir dieses Leben, das nun bereits an seiner Akme angelangt war, nach seinen bisherigen Erfolgen, so wird man bei unbefangener Prüfung dem ältesten Biographen zustimmen, der von Ludwig sagt, daß er schon als Kronprinz eigentlich mehr geleistet hatte, als andere Fürsten nach einer langen Regierungszeit. Auf den Schlachtfeldern der Ehre hatte er sich als Feldherr wie als Soldat militärische Lorbeeren errungen, als Patriot glänzte sein Name in den schwersten Tagen neben dem des Freiherrn v. Stein. Er war einer der wenigen in Deutschland, die dem Korsen gegenüber ihren deutschen Mannesmut und ihre selbständige Ueberzeugung sich bewahrten. Von ihm aus ging der Antrieb zur Regeneration der deutschen Kunst. Er war es endlich, der jedes geistige Streben und alles, was auf die Förderung moderner Einrichtungen Bezug hatte, stützte und mit Eifer betrieb. So vorbereitet, konnte Kronprinz Ludwig wohl den Thron seines Landes besteigen.

Es war in der Nacht vom 12. auf den 13. Oktober 1835, als Kronprinz Ludwig, um den für diese Nacht angekündigten Kometen zu sehen, frühzeitig zu Bette ging. Als er erwachte, brachte man ihm die Kunde, daß König Max in dieser Nacht entschlafen. Statt jenes Kometen war sein Stern aufgegangen!

II.

„Gerecht und beharrlich!" Das war der Herrscherspruch, mit dem Ludwig I. die Regierung über Bayern angetreten. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß von da ab Bayern recht eigentlich erst deutsch wurde und daß alle Augen sich jetzt nach diesem Lande richteten, von dessen Thronerben man Großes erwartete. Großes freilich, je nachdem, was einer dafür hielt.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß König Ludwig als eine seiner ersten Amtshandlungen den Befehl erließ, Bayern stets mit y zu schreiben. Man hat darüber viel gelacht und gespottet — aber ich meine, auch dieser kleine Zug ist sehr charakteristisch für den Fürsten wie den Menschen. Ungleich wichtiger waren

allerdings die großen Ersparungen, die er im Hofhaushalt und in der Staatsverwaltung einführte, um das schwerbedrohte finanzielle Gleichgewicht herzustellen. Und wiederum charakteristisch ist es für unsere guten Münchener, daß keine Verordnung so allgemeines Interesse und ungeteilten Beifall gefunden hat, als die Pensionierung eines alten Kammerdieners, der sich unter dem verstorbenen König Reichtümer erworben hatte. Als derselbe auch dem jungen König seine Dienste antrug, da soll dieser ihm erwidert haben: „Ich danke Ihnen, anziehen kann ich mich selbst und ausziehen will ich mich nicht lassen!“ Ich erinnere mich aus meinen Kinderjahren, daß dieses Witzwort damals fast jeden Tag in unserem Hause erzählt, besprochen und bejubelt wurde. Es hat mehr Aufsehen erregt als all die wichtigen Maßregeln, die Ludwig I. zur Ordnung der Finanzen und zur Hebung des Staatskredits damals in Angriff nahm. Und doch waren diese Maßregeln von hoher Bedeutung für das Land. Gerade auf diesem Gebiete liegen die größten und dauernden Verdienste, die sich dieser König um Bayern erworben hat und die noch lange nicht nach voller Gebühr gewürdigt sind.

An Bonmots, Witzen, schlagenden Antworten regnete es in jenen ersten Regierungsjahren des Königs förmlich in München. Jeder Tag brachte sein neues Sträußchen zur Blüte. München war damals eine kleine Stadt und so konnte mein Vater mittags um 12 Uhr wohl den neuesten Witz aus seinem Bureau mitbringen, den der König frühmorgens beim Aufstehen gemacht hatte. Wie viele von diesen Witzen authentisch und wie viele apokryph, das ist heute nur schwer noch oder vielmehr gar nicht zu eruieren. Ein Vorgang aber, der von Augenzeugen bestätigt wurde, war der Empfang der löblichen Münchener Schneiderinnung, der damals viel belacht wurde. Die ehrsamen Schneider hatten in einer Audienz sich beschwert, daß die Arbeiter ihrer Profession sich in der Residenz unglaublich vermehrten und daß jetzt schwere Zeiten seien. Der König nahm während dieser Ansprache die goldene Uhrkette mit dem schweren Siegel des Redners in die Hand und wog dieselbe, mit sarkastischer Miene dessen Worte wiederholend: „Schwere Zeiten!“ Dann faßte er plötzlich einen zweiten Meister beim Rock und fragte ihn: „Wieviel kostet dieses Tuch?“ „Sieben Gulden,“ stotterte das ehrsame Schneiderlein verlegen. „Schön, meins kostet nur fünf,“ erwiderte der König. „Stellen Sie Ihre Spazierfahrten ein, gönnen Sie auch anderen Leuten Nahrung und erhalten Sie sich durch gute Arbeit Ihre Kundschaften!“ Sprach's, ging und ließ die ehrbare Schneiderzunft verblüfft dastehen.

Aber der König gab nicht bloß solche gute Lehren; er ging selbst mit seinem Beispiel voran. Sein ganzes Leben war der Arbeit gewidmet. Sechzig Jahre lang stand er jeden Morgen um halb fünf auf, und „Mein Licht ist stets das erste!“ konnte er mit Stolz von sich sagen. Sein ganzer Haushalt war von großer Einfachheit und Ordnung. Die Arbeit war ihm ein hoher Genuß. Aber das Höchste blieb ihm doch allezeit — die Kunst, der er all die Mußestunden widmete, die ihm von seinen Staatsgeschäften übrig blieben.

Man glaube aber ja nicht, was böse Zungen so oft behaupteten, daß König Ludwig über dieselbe die Interessen des Staates vergessen oder gar beeinträchtigt hat. Seine Regierung hat zwei große Perioden gehabt. Die eine war, soweit ich es zu beurteilen imstande, von unbedingt liberalen Gesinnungen und Regierungsakten geleitet, deren erster die Aufhebung des berüchtigten Censuredikts für Bayern war. Es ist bekannt, daß Fürst Metternich darüber laut sein Mißfallen äußerte. Weniger bekannt ist die Antwort Ludwigs: Er sei nur Gott und der beschworenen Konstitution verantwortlich. Da aber Kaiser Franz nicht der liebe Gott und Fürst Metternich ganz gewiß nicht die Konstitution sei, so möge der Herr Minister selbst die Schlußfolgerung ziehen! In jenen Tagen schrieb Varnhagen v. Ense in sein Tagebuch: „Unter den Diplomaten und Höflingen ist eine wahre Wut gegen den König von Bayern; im übrigen Publikum aber freut man sich seiner Maßregeln und oft in sehr lebhaften Ausdrücken.“ Und daneben notierte er in dasselbe Tagebuch die folgende Aeußerung des Königs: „Ich lerne einsehen, daß die Zersplitterung Deutschlands in viele Staaten für die Nation doch noch notwendig und vorteilhaft ist; unter den vielen Fürsten ist doch immer einer liberal und eine heilsame Opposition gegen die anderen.“

Die beschworene Konstitution war für den König der feste Anker in allen Schwankungen des Staatsschiffs. So oft man an dieser zu rütteln wagte, erwachte der Rechtssinn des Monarchen und er lehnte jede Maßregel ab, die ihm im Widerspruch zu dieser Konstitution zu stehen schien.

„Teutsch, religiös, volksrechtlich gesinnt“ — das war des Königs Ideal. Wenn es ihm nicht immer gelungen ist, dasselbe in Staat und Leben zu verwirklichen, so lag die Schuld wohl zunächst an den überaus verwickelten Begriffen und an den womöglich noch verwickelteren deutschen Verhältnissen. Ludwig I. war ein Romantiker — und die Berührungspunkte, die er mit seinem protestantischen Schwager, Friedrich Wilhelm IV., hatte, weisen in der That auf eine natürliche Charakterverwandtschaft hin.

„Sehnen will ich und schwärmen und träumen,
Phantasie nur befriedigt, entzückt .....“

Das sagten wohl beide Könige. Der Unterschied war nur der, daß Ludwig neben dieser Phantasie und trotz aller Träume eine unbeugsame Energie, eine fabelhafte Hartnäckigkeit in der Verfolgung seiner Pläne und Ideen hatte. Seine Sparsamkeit brachte ihn in manche Konflikte — er setzte es aber doch durch, daß schon nach zwei Jahren ein Jahresbudget ohne Deficit vorgelegt werden konnte. Die „Erübrigungen“ spielten während seiner ganzen Regierungszeit eine große Rolle. Und als Ludwig I. das Militärbudget trotz aller Bitten seiner Minister und Generäle um eine Million Gulden herabsetzte, da ging ein Schrei des Entsetzens durch die Reihen der Konservativen, des Jubels durch die liberalen Kreise, die die verschiedenen Maßregeln des Königs zu Gunsten der Ultramontanen schon etwas kopfscheu gemacht hatten. Als der erste Kapuziner sich wieder in München zeigte, liefen wir

jungen Bursche hinter ihm her wie hinter einem wilden Mann, und als der König am Fronleichnamstag nach alter katholischer Sitte zwölf armen Alten die Füße wusch, da war in allen Münchener Bierhäusern des Jubels kein Ende. Der König kannte seine Leute; er gab der Stadt München ihr altes Wappen wieder, das ihr der Savoyarde Montgelas geraubt hatte, und das Münchener Kindl wurde der Schutzherr von Bestrebungen, die sonst eigentlich ganz abseits seiner Kompetenz lagen.

Freilich, die Verlegung der Landesuniversität nach München und die Berufung protestantischer und freisinniger Professoren, das war den Ultramontanen wieder ein Strich gegen die Rechnung. Aber so war nun König Ludwig I. — unberechenbar in seinen Entschlüssen, von dem Streben durchglüht, Gerechtigkeit über alles walten zu lassen, und hartnäckig in allen Plänen, die er für nützlich und notwendig durchzuführen hielt. Der Plan, die Universität nach München zu verlegen, war ein bedeutungsvoller; das ganze Geistesleben Süddeutschlands blieb fortan von dieser Hochschule beeinflußt, an der schon in den ersten Jahren Männer wie Görres, Thiersch, Maurer, Schelling, Hormayr, Oken, Schneller, Martius, Roth u. v. a. lehrten. Allerdings dauerte es lange, bis die Herren Bajuvaren das Mißtrauen gegen die eingewanderten Protestanten ablegten. Da die meisten Professoren in den neuangelegten Straßen wohnten, hießen diese bald im Volksmunde „Das Protestantenviertel" und es machte auf uns stets einen eigentümlichen Eindruck, wenn wir durch diese stillen, vornehmen Straßen gingen. Es war uns etwas Fremdes, das so ganz und gar nicht zu unseren Sitten und Anschauungen, am allerwenigsten zu unserem alten München paßte. Am Ende ist auch diese Kluft überbrückt worden — aber König Ludwig hatte keine rechte Freude mehr daran, als das Werk der Assimilierung sich immer gedeihlicher entwickelte.

In politischer Beziehung hatte er seit seinem Regierungsantritt mit der ihm eigenen Zähigkeit ein Ziel namentlich verfolgt: Bayern wieder in den Besitz der Rheinpfalz zu bringen. Kein Mittel ließ er unversucht, um sich die Sympathien der Pfälzer zu erobern; er wollte das Heidelberger Schloß restaurieren, Mannheim sollte die prachtvolle Residenz des Bundestags werden, er machte Schenkungen, ließ Gebäude und Monumente aufführen, unternahm Reisen in die Pfalz, ja er verschmähte es sogar nicht, die Hilfe Rußlands anzurufen, in dem er seltsamerweise „die stärkste Stütze Bayerns" sah — nur die energische Intervention Preußens und Oesterreichs verhinderte die Ausführung seiner Pläne, die er in der festen Ueberzeugung hegte, daß die Pfälzer selbst für ihn und das bayerische Regiment schwärmten. Der „Wittelsbacher dynastische Stolz" war in der That eine Eigentümlichkeit seines Charakters, die zu seiner kernhaften national-deutschen Gesinnung im seltsamsten Widerspruch stand. An solchen Widersprüchen war aber dieses Leben überreich. Und so steht den pfälzischen Annektierungsgelüsten die Thätigkeit König Ludwigs für den Zollverein gegenüber, die ihm den Dank aller wahrhaft Deutschgesinnten einbrachte. Am Ende war ja doch der Zollverein der erste wichtige Schritt zur Einigung Deutschlands.

Ludwigs Politik war: Ein großes, mächtiges Bayern als der Führer der kleinen deutschen, als der größte der „rein deutschen" Staaten. Preußen als einen Bundesgenossen acceptierte er gern, zumal ihm Friedrich Wilhelm IV. besonders sympathisch war. Und es ist interessant zu hören, daß er als Kronprinz noch in Berlin wiederholt ausrief: „Ohne Friedrich den Großen stände ich vielleicht nicht hier!" Er wollte Unabhängigkeit von Oesterreich und Preußen, aber auch ein gutes Einvernehmen mit letzterem, dessen Beruf er mit dem ihm eigenen historischen Sinn freudig anerkannte. Am liebsten ging er mit Württemberg Hand in Hand, dessen König seine Absichten auf die Pfalz unterstützte und mit dem Bayern auch zuerst jenen Zollvertrag abschloß, der nach einem angesehenen Historiker, nämlich nach Gervinus, der sonst den König sehr griesgrämig beurteilt, „als die erste, verdienstvollste und wohlthätigste Leistung begrüßt wurde, deren sich Deutschland zu erfreuen hatte."

Ich habe schon oben gesagt, daß die Regierung König Ludwigs sich in zwei verschiedene Perioden scheiden läßt, und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß die zweite, überwiegend reaktionäre, genau mit der Juli-Revolution zugleich ihren Anfang genommen hat. In der Sylvesternacht des Jahres 1830 brachen in München Studentenunruhen aus — die einzelnen Vorgänge sind mir nicht mehr in Erinnerung; ich weiß nur, daß die ganze Affaire von der Reaktionspartei, die mit Frankreich der Ansicht war, „daß es mit diesem liberalen Regiment in Bayern nicht mehr weiter gehe," stark aufgebauscht wurde. Die Studenten hatten in ihrer Kneipe die Marseillaise gesungen; dem König aber erzählte man, sie hätten den Plan gefaßt, die Stadt München in Flammen zu stecken. Sofort wurde die Schließung der Universität angeordnet, trotz der Einreden des Dichter-Ministers Eduard v. Schenk, auf dessen Drängen übrigens das Reskript schon am anderen Morgen wieder zurückgenommen wurde. Der König aber, der wie alle Schwerhörigen von Natur aus sehr mißtrauisch war, konnte das den Studenten nie mehr verzeihen — seine Liebe hatten sie verloren. Und auch die Stände, welche mit neuen liberalen Forderungen hervortraten, mußten die Ungnade des Königs fühlen. „Die Sachen stehen schlimmer als je," schrieb damals Professor Thiersch an einen vertrauten Freund, „der König spricht mit keinem Minister mehr, ist seit fast zwei Monaten nicht mehr im Staatsrat gewesen und scheint sehr gebeugt." Als Schenk seine Dimission erhielt und der liberale Fürst Ludwig zu Oettingen-Wallerstein das Staatsruder übernahm, stieg das Barometer der Hoffnungen — aber nur auf kurze Zeit. Denn alsbald entpuppte sich die neue Regierung als ungleich reaktionärer denn die vorhergegangene. Die Jagd auf die liberalen Ideen war eben damals in Mode gekommen; Maßregelungen freisinniger Lehrer und Geistlichen, Knebelung der Presse, Aufhebung liberaler Verordnungen, Beschränkungen der Verfassung — dasselbe Programm wiederholte sich damals mit geringen Variationen in all unseren 36 Vaterländern und so

auch in unserem geliebten Bayern. Metternich hatte sich nun nicht mehr zu beklagen. Ja, Ludwig ging über die Wünsche noch vielfach hinaus, die seine reaktionären Ratgeber hegten. Liberale Schriftsteller mußten vor seinem Bilde auf den Knien Abbitte leisten — der unglückliche Behr, den der König früher sogar protegiert hatte — war der erste; Demokraten, die vor dem König auf der Straße nicht den Hut ziehen wollten, schlug er denselben mit seinem Spazierstock vom Kopfe, schreiend: „Der König, verstehen Sie, der König!" Wir erwarteten täglich die Jesuiten. Und das war für die liberale Partei der Gradmesser der Reaktion.

König Ludwig hatte einmal gesagt: „Ich möchte nicht unumschränkter Herrscher sein!" Aber viele Regierungsakte nach dem Jahre 1830 waren schlimmer als die des autokratischsten Herrschers. Die Demagogenjagd — es muß auch das bei aller Sympathie für den in seinen Idealen und Hoffnungen getäuschten König gesagt werden — war vielleicht nirgends so wild und verhängnisvoll, wie bei uns in Bayern. Der Liberalismus war ihm ein reines Schreckgespenst, das er schon aus Selbsterhaltungstrieb mit allen möglichen Waffen bekämpfte.

Der einzige Trost in diesen trüben Tagen war für das Herz des Königs — Griechenland. Dort wollte er das begründen und erreichen, was die bösen Liberalen in Bayern verhinderten. Es war einer der glücklichsten Tage seines sturmbewegten Lebens, als die Griechen aus Dankbarkeit seinen erstgeborenen Sohn, den Prinzen Otto, zu ihrem König wählten. Es ist hier nicht der Ort, des weiteren auseinanderzusetzen, warum auch diese Hoffnungen des Königs sich nicht realisierten. Der Grundfehler mag wohl der gewesen sein, daß man ohne Kenntnis der Lage die bayerischen Verhältnisse einfach auf Griechenland übertrug, so daß Ludwig Börne recht hatte, zu spotten: „Hellenen, euer Himmel trägt jetzt die bayerische Nationalfarbe. Hellas gehörte in den ältesten Zeiten zu Bayern. Die neuesten Bundestagsbeschlüsse werden euch mitgeteilt werden!" König Ludwig selbst unternahm im Herbst des Jahres 1835 die Reise nach Griechenland. Ich gedenke noch des rauhen Novembertages und der allgemeinen Bewegung, die der Abschied des trotz alledem persönlich noch immer sehr beliebten Königs in München hervorrief. Ebenso groß soll der Jubel gewesen sein, als der König etwa nach sechs Monaten wieder in seine Residenz zurückkehrte.

Ludwig selbst schien zufriedener und in heiterer Seelenstimmung zu sein. Er übernahm sofort wieder die Regierungsgeschäfte und man hörte lange nichts von Verfolgungen und Maßregelungen. Dagegen wurden mannigfache sociale Unternehmungen und wirtschaftliche Reformen teils angebahnt, teils ausgeführt, die für Handel und Wandel in Bayern von weittragender Bedeutung werden sollten. Schienenwege und Wasserstraßen vermittelten den regen Verkehr im Lande. Die erste deutsche Eisenbahn ging von Nürnberg nach Fürth; es ist nur wenig bekannt, daß Ludwig schon als Kronprinz, 1819, also lange vor George Stephenson, die Anlegung von „eisernen Straßen" befürwortete. Und auch die Anlegung eines schiffbaren Kanals, der dem deutschen Handel neue Wege bahnte, ist auf die Initiative des Königs zurückzuführen. Wie gesagt, nach dieser Richtung hin hat sich König Ludwig unsterbliche Verdienste und eine wohlverdiente Popularität erworben. Wenn nur die Kehrseite der Medaille fehlte! Wenn nur nicht neben Eisenbahnen und Kanälen auch Klöster und Orden ohne Zahl entstanden wären und immer weiter ihre Thätigkeit ausgebreitet hätten! Wenn man gerecht sein will, so muß man sagen, daß zwar viele dieser Orden eine wahrhaft civilisatorische, echt barmherzige Mission hatten; aber wenn wir heute noch an den Folgen leiden, die die Erziehung unserer Jugend in den Klosterschulen nach sich gezogen, so können wir eben diese unbedingte Objektivität nicht haben, die dazu gehört, um die Einführung von zehn Männer- und zwanzig weiblichen Orden ins Bayerland gutzuheißen und als verdienstliches Werk zu preisen. Natürlich drängten solche Verhältnisse abermals zu einer Krisis; das Opfer, das die stürmisch erregte See diesmal forderte, war der Minister Fürst Wallerstein. An seine Stelle trat 1837 ein Mann, dessen Regiment verhängnisvoll für Bayern werden sollte, der Minister Abel. Nun begann das absolut klerikale Regiment, welches zur Katastrophe führen mußte.

Es ist charakteristisch zu erfahren, daß König Ludwig, wie ich aus authentischer Quelle weiß, gegen die Berufung Abels, dessen Wirksamkeit in Griechenland ihm schon nicht recht gefallen hatte, große Bedenken hatte. Erst als ihm keine Wahl mehr blieb, ernannte er diesen Beamten zum Minister. Ihm war es vor allem um die Wahrung und Erhaltung des absoluten monarchischen Princips zu thun. Wer dies verletzte, war sein Feind, wer es verteidigte, dem wandte er seine königliche Gnade zu. So hatte er z. B. einmal ausdrücklich verboten, daß König und Staatsregierung in amtlichen Erlassen nebeneinander genannt würden. „Jedes kann einzeln gesetzt werden," schrieb er damals an Fürst Wallerstein, „nicht aber König und Regierung, welches so herauskommt, als wenn le roi règne et ne gouverne pas, was in Bayern der Fall nicht ist."

In dieser Beziehung that ihm nun das neue Ministerium Abel des Guten genug. Dagegen behagte dem König die Thätigkeit desselben im Gebiete der Kirche und Schule durchaus nicht nach allen Richtungen. Es begann damals eine überaus trübe Zeit für Bayern, deren Schilderung einem zukünftigen Historiker überlassen bleiben muß, weil die Gegensätze, die damals mächtig aufeinander prallten, noch heute fortwirken und das öffentliche Leben spalten. Ich aber will hier nicht Politik treiben, sondern Geschichte erzählen, Geschichte, die ich zum großen Teil miterlebt, oder von kundigen Thebanern schildern gehört, oder bei zuverlässigen Historikern gelesen habe. Genug, daß auch für dieses Ministerium der Tag von Damaskus kam. Die Krisis brach aus, als der Uebermut einiger Uebereifrigen sich direkt an das königliche Haus heranwagte. Als nämlich die protestantische Stiefmutter des Königs starb, wurden von einigen Geistlichen förmliche

Strafpredigten statt Trauerandachten auf die Verstorbene gehalten. Dies erbitterte den König, der zwar mit seiner Stiefmutter nicht immer im besten Einvernehmen gestanden, der aber die königlichen Rechte in solchem Treiben verletzt sah. Die Mißstimmung wuchs, als aus allen Teilen des Landes Klagen über Unterdrückung der Protestanten und über Gewaltmaßregeln kamen. Der König war, wie er selbst einem vertrauten Freunde gestand, an der neuen Richtung „irre geworden“. Und dieser selbe Freund erklärte frei und offen im Landtag 1845, daß er als ein treuer Unterthan des Königs „einen offenen, erklärten, gegen den Minister Abel allein gerichteten Kampf“ beginne. Es war dies der streng konservative Fürst Karl Wrede; man kann sich denken, was nun erst die liberalen und demokratischen Mitglieder des Landtags gegen den allgemein verhaßten Minister einzuwenden hatten.

Es kam die Katastrophe . . .

Gern würde ich die schwarzen Blätter in der Lebensgeschichte des Königs hier überschlagen, um zu freundlicheren Partien überzugehen, erforderte nicht die Geduld des Lesers, die mir willig bis hierher gefolgt, strenge Wahrhaftigkeit. Es ist wahr, was Friedrich der Große gesagt hat, daß es gefährlich sei, Thatsachen zu beschreiben, die so nahe an unsere Zeit grenzen, aber die Thatsachen gehören nun einmal der Geschichte an, die ihr unparteiisches Urteil gesprochen und die unbefangene Darstellung derselben kann niemand verletzen. Ich war von Herbst 1845 bis zum Frühling 1850 in München und während dieser fünf Jahre in völlig unbefangener Position. Ich kann mir also wohl ein Urteil erlauben und ich hoffe, daß dasselbe nicht als ein ungerechtes von dem Areopag meiner Leser wird anerkannt werden.

Es war im Oktober des Jahres 1846, in der Blütezeit des Ministeriums Abel, als der Zettel unseres Hoftheaters die Meldung von dem ersten Auftreten der spanischen Tänzerin, Donna Lola Montez, brachte. Seltsame Gerüchte durchschwirrten die Residenz. Der Intendant des Hoftheaters hatte die fremde Tänzerin, die übrigens nicht unbekannt war, deren wundersame Abenteuer in Paris, Berlin und Warschau schon die Zeitungen seit langer Zeit beschäftigten, zuerst abgewiesen. Darauf habe diese beim König um eine Audienz nachgesucht — der Erfolg dieser Audienz war das erste Auftreten der Donna. Indes war schon dieses Auftreten nicht vom Glück begünstigt. Das Publikum blieb kühl. Es erwärmte sich auch nicht, als die Tänzerin zum zweiten und drittenmal ihre Pirouetten schlug. Ein viertes Mal trat sie nicht auf. Dagegen verbreitete sich alsbald das Gerücht, die Dame habe ein besseres Engagement gefunden — sie sei die Maitresse des Königs geworden. . . .

Wer war nun diese Lola Montez, die sich schon beim ersten Sturmlauf das Herz eines Königs zu erobern vermochte? Eine Abenteurerin war sie sicher, das steht wohl außer Frage. Ihr Vater war ein schottischer Offizier Gilbert, ihre Mutter eine Kreolin Oliverras, sie selbst hieß Rosanna Dolores Gilbert. Mit fünfzehn Jahren schon der Pension entlaufen, hatte sie einen englischen Kapitän Jonas geheiratet. Mit ihm zog sie nach Kalkutta. Aber schon nach Jahresfrist lief sie ihrem Manne fort und zwar mit einem englischen Lord. Sie machte nun die Metamorphose einer Spanierin durch und erschien eines Tages als Ballettänzerin in Paris, wo mehrere Duelle sie sogar vor die Gerichte brachten. Nun begann ihre Wanderzeit. Jede Woche brachten die Blätter neue Meldungen von den Abenteuern der Tänzerin aus Petersburg und Warschau, aus Berlin und Baden-Baden, aus Rom und Paris. Endlich tauchte sie in München auf.

Und worin bestand wohl der Zauber, mit dem sie das Herz des Königs zu bestricken vermochte? So seltsam es klingen wird, aber es soll doch wahr sein, daß es ihr schönes Spanisch war, was ihr zunächst die Sympathie des Königs verschaffte, der Spanien von jeher liebte und sich gerade damals mit dem Studium der spanischen Sprache eifrig beschäftigte. Außerdem war es ihr südliches Temperament, ihr feuriges Naturell und ihre in der That nicht gewöhnliche Salonbildung, die den König lebhaft fesselten. Ein Verehrer wirklicher Schönheit war Ludwig I. allezeit und die Huldigungen, die er dem schönen Geschlecht entgegenbrachte, hatten in Wahrheit etwas von dem Geist der Antike an sich. Auch erzählte man sich stets in München von kleinen Theaterliaisons und sonstigen Abenteuern des Königs allerlei Ergötzliches — diesmal schien aber die Sache doch ernster zu sein. Der König soll selbst schon in den ersten Tagen dieser neuen Bekanntschaft wiederholt geäußert haben: „Ich weiß nicht, es ist, als ob ich behext wäre!“ Einen solchen Zauber übte diese Sirene auf ihn aus. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß sich diesem Zauber auch viele andere Leute, sehr ernsthafte alte Leute, die gar nicht so phantastisch und schönheitstrunken waren wie der König, unwillkürlich unterwerfen mußten. Und auch dies sei nicht verschwiegen: Dies Verhältnis des Königs zu der Tänzerin war lange schon bekannt, ohne den Unwillen des Volkes hervorzurufen. Der Verdacht ist durchaus nicht so unbedingt abzuweisen, daß dieser Unwille etwas künstlich hervorgerufen wurde — und zwar von denselben Kreisen, die das Verhältnis anfänglich begünstigten, weil sie in der Tänzerin ein Werkzeug ihrer Pläne sahen. War nun Lola eine Abgesandte der Jesuiten oder eine Missionärin der Freimaurer? Die Schwarzen behaupteten dies, die Roten jenes. Ich glaube beides nicht; ich glaube vielmehr, daß sie eine schlaue und sehr gewandte Abenteurerin war, die in allen Ränken des Herzens genau Bescheid wußte und den König so zu umgarnen verstand, daß er bald ganz in den Netzen der Tänzerin schmachtete. Man höre, wie der fürstliche Dichter seine neue Liebe besungen, um die Tiefe dieses Gefühls zu ermessen:

„Leuchtend himmlisch blaue Augen,
Gleich des Südens Aether klar,
Die in Seligkeiten tauchen,
Weiches, glänzend schwarzes Haar —
Heitern Sinnes, froh und helle,
Lebend in der Anmut hin,
Schlank und zart, wie die Gazelle,
Bist du, Andalusierin!
Edelstolz, doch treu hingebend,
Ohne Falsch das Herz dem Herzen,
Gibst du in der Liebe Gluten

Höchste Wonne sonder Schmerzen.
Voll von Feuer, voll von Leben,
Fremd der Leidenschaftlichkeit,
Ist dein Wesen, ist dein Streben
Vom Alltäglichen befreit.
In dem Süden ist die Liebe,
Da ist Licht und da ist Glut,
Da im stürmischen Getriebe
Strömet der Gefühle Flut.
Wonne muß die Seele trinken,
Tönt zur Zither dein Gesang,
Hin zu deinen Füßen sinken
Machet deiner Stimme Klang;
Aufs Entzückendste erscheinest
Du hier in der Anmut Glanz,
Hohes, Liebes hier vereinest
Reizend du in einem Kranz!"

Es bleibe dahingestellt, ob Lola Montez wirklich alle diese Vorzüge besessen — eines ist entschieden poetische Ueberschwenglichkeit; nämlich, wenn der fürstliche Dichter ihr nachrühmt, daß sie „fremd der Leidenschaftlichkeit" gewesen sei. Im Gegenteil! Wenn irgend etwas an ihre spanische Abkunft hätte glauben lassen, so wäre es die maßlose Heftigkeit gewesen, die ihr zu eigen gewesen und die sie überall in Konflikte mit der Gesellschaft brachte. Man erzählte sich in München die wundersamsten Geschichten. Sie sind nicht alle wahr — wohl aber sind fast alle charakteristisch für das, was damals Glauben finden konnte. Wahr aber ist es, daß sie einem Tierarzt, der ihren Hund nicht ordentlich kurieren wollte, eine schallende Ohrfeige verabreichte; wahr ist es auch, daß sie einen Packknecht durchprügelte und in einem Wirtshaus eine Rauferei anfing. Ohne Reitpeitsche ging sie überhaupt nicht aus und alte Weiber behaupteten, daß sie auch stets ein scharfgeladenes Terzerol mit sich führte. Natürlich bekreuzten sich diese alten Weiber ängstlich, wenn sie der kühnen Amazone zufällig auf der Straße oder im englischen Garten begegneten.

Dazu kamen noch zahlreiche andere Extravaganzen, die die Mißliebigkeit der Tänzerin vergrößerten. Ja man kann wohl sagen, sie büßte die Sünden des Ministeriums Abel. Alle Unzufriedenheit, die sich im Laufe der Jahre im Volke aufgesammelt hatte, kehrte sich gegen die fremde Tänzerin, gegen die Geliebte des Königs. Je mehr aber Volk und Adel, Pfaffen und Liberale, Professoren und Studenten, Minister und Diplomaten gegen dieses Verhältnis remonstrierten, desto hartnäckiger blieb Ludwig seiner Tänzerin treu. Und als der Polizeidirektor v. Pechmann auf die Frage des Königs, was denn eigentlich das Volk zu den Händeln der Lola mit den Behörden und der Polizei meine, in echt bayerischer Offenheit sagte: „Majestät, Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe des Volkes," da hatte er nur die Wahrheit gesagt, die vielleicht der König selbst in jenem Augenblicke fühlte, da er alles durch den Ruf zu übertäuben suchte: „Fort, fort, in Landshut ist auch gute Luft!" — Freiherr v. Pechmann wurde tags darauf als Amtsrichter nach Landshut versetzt . . .

Nun brachte jeder Tag etwas Neues. Bald hieß es, die Schwester des Königs, die Kaiserin Witwe, habe der Favoritin 20000 Pfund als Abstandssumme angeboten, wenn sie München verlassen wollte, bald wieder erzählte man sich Fabelhaftes von den Schätzen, die sie in dem kleinen Palais auf der Barrerstraße, das ihr der König eingerichtet, aufgesammelt habe. Des Morgens erzählte der Barbier, daß gestern abend wieder eine tolle Orgie bei der Tänzerin gefeiert worden sei, nachmittags wußte die Waschfrau von ihren Excentricitäten auf der Straße, von den neuesten Krawallen vor und in dem Hause der Dame zu berichten, und abends brachten die Studenten auf ihrer Kneipe den hochgeborenen Gräfinnen und Baronessen feurige Vivats aus, die im Theater nicht neben der Maitresse sitzen oder die sie, trotz des königlichen Wunsches, nicht bei sich zu Hause empfangen wollten.

Alles dies stand aber gegen die unzweifelhaft beglaubigte Thatsache zurück, daß die ehrgeizige Dame, von ihrer Umgebung aufgestachelt, sich in der That in die Regierungsgeschäfte zu mischen anfing. Und das war der Anfang vom Ende. Das Ministerium Abel selbst intriguierte nun gegen sie; die deutschen Blätter brachten die übertriebensten Mitteilungen über „die bayerische Pompadour", welche den König und das Land ins Verderben stürze. Der König blieb allen Vorstellungen der Freunde wie der Familie gegenüber taub. Dem Erzbischof von München erwiderte er auf dessen Mahnung: „Bleiben Sie bei Ihrer Stola und ich bei meiner Lola", und dem Kardinal Melchior v. Diepenbrock gab er gleichfalls eine entschieden ablehnende Antwort. Der Skandal nahm immer größere Dimensionen an, als an die Stelle des nach Landshut versetzten Polizeidirektors ein Herr aus der engeren Kamarilla der Tänzerin zum Polizeileiter ernannt wurde und als Lola das bayerische Indigenat und dazu noch die Grafenkrone von ihrem fürstlichen Verehrer forderte.

Das konnte selbst ein Ministerium Abel nicht kontrasignieren und so entstand das berühmte Memorandum, in dem die Minister dem König reinen Wein über die Lage einschenkten. „Es gibt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder durch Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen oder in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten." Das war offen gesprochen und dann hieß es weiter: „Die Sache des Königtums steht auf dem Spiel." Und endlich erklärten die Minister rund heraus, daß sie den königlichen Auftrag, der Sennora Lola Montez das bayerische Indigenat zu verleihen, nicht ausführen könnten. Am 11. Februar wurde das Schriftstück dem König vorgelegt. „Ist dies die einzige Handschrift?" war seine erste Frage, nachdem er es gelesen. Abel, der der Verfasser des Memorandums war, bejahte dieselbe. Nichtsdestoweniger cirkulierte dasselbe in wenigen Tagen in ganz München in unzähligen Abschriften und fand bald auch seinen Weg in die Presse. Die Schwester des Kriegsministers, hieß es, sollte den Entwurf abge-

schrieben haben — nach einer anderen Version habe ein königlicher Kammerdiener das Schriftstück, das der König den Ministern vor die Füße geworfen, diese aber nicht aufgehoben hätten, gefunden und verkauft. Vier Tage später war das Ministerium entlassen und am Abend dieses verhängnisvollen Tages trat der König in den Salon der Tänzerin mit den Worten: „Das ganze Ministerium habe ich fortgejagt; das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern!"

Zehn Tage später funktionierte schon das neue Ministerium Zu-Rhein und der Justizminister, Staatsrat Maurer, fand sich bereit, das Indigenatspatent zu unterzeichnen. Lola Montez war nun Gräfin v. Landsfeld . . .

Ein solch beklagenswertes Vorgehen mußte natürlich allgemeine Entrüstung hervorrufen. Die sittliche Weltordnung schien hier auf den Kopf gestellt zu sein — und es gab Leute in München, welche allen Ernstes behaupteten, Lola sei von den englischen Freimaurern und Demokraten für schweres Geld gedungen worden, den König zu ruinieren, ebenso wie es alte Weiber gab, die darauf jeden Schwur geleistet hätten, daß sie den König durch irgend ein Zaubertränklein behext habe. Dagegen ist es aber authentisch, daß eines Abends, als Lola von spasmatischen Leiden befallen wurde, welche sich auf die Medizin einstellten, die ihr der königliche Leibarzt verordnet, und dieselbe ausrief: „Louis, ich habe Gift bekommen!" der König sofort dasselbe Fläschchen mit den Worten leerte: „Wenn keine Lola mehr ist, soll auch kein Ludwig mehr leben!" Und als der König einst, in ihrer Schatulle zwei Dolche erblickend, sie fragte, ob auch diese zu ihrer Toilette gehörten, rief sie excentrisch aus: „Den einen für mich, den andern für dich, wenn du mich verläßest!"

Die neugebackene Gräfin Landsfeld begnügte sich aber durchaus nicht mit der verborgenen Herrschaft über das Herz eines edlen und unglücklichen Königs; sie wollte auch andere in ihren Bannkreis ziehen. Minister und Professoren, Generäle und Studenten sollten zu ihren Füßen schmachten und ihre Befehle ausführen. Leider fand sie auch in allen Gesellschaftskreisen eifrige Diener ihres Willens — das Gift der Korruption ist das schnellste in seiner verheerenden Wirkung. Und mit tiefem Schmerz sahen die Einsichtigen und Klardenkenden dies Gift immer weiter wirken. Sogar die Jugend war davon erfaßt und eine eigene Burschenschaft „Alemannia" hatte sich gebildet aus den Studenten, die sich Lola als ihre Leibgarde auserkoren hatte und die deshalb aus den anderen Verbindungen exkludiert worden waren.

Da trat der allgemein beliebte Professor Ernst v. Lasaulx im akademischen Senat mit dem wohlerwogenen Antrag auf: „Die Hochschule möge als erste sittliche Korporation im Staate den Ministern, die für die Sittlichkeit eingetreten, ihre volle Anerkennung zollen!" Der Antrag wurde angenommen — und der König antwortete darauf, indem er den Antragsteller und noch vier der beliebtesten Professoren entweder in den Ruhestand oder an kleine bayerische Landesbehörden versetzte. Da die betreffenden Lehrer meist Ultramontane waren, da ferner der König nach dem Sturz des Ministeriums Abel wieder mehr nach der liberalen Seite hinneigte und sich manche Zugeständnisse ablocken ließ, hieß es bald: Lola sei die Verfechterin liberaler Interessen. Die Münchener Gesellschaft trennte sich jetzt in Ultramontane und Lolamontane.

Der Liberalismus der Gräfin v. Landsfeld schien eine ausgemachte Sache, als im Dezember 1847 ein gemäßigt liberales Ministerium ans Ruder gelangte, in dem sogar einer ihrer Specialfreunde, der Staatsrat v. Berks, saß, ihr bisheriger „Reisekavalier", denn die Dame durfte nie ohne starke polizeiliche Begleitung reisen, ohne den Insulten des Volkes ausgesetzt zu sein. So weit war es nun schon in dem sonst so loyalen Bayern gekommen.

Es ist begreiflich, daß solche Zustände auf die Dauer nicht möglich waren. Man lebte wie auf einem Pulverfaß, das jeden Moment explodieren konnte. Im übrigen gab es jeden Tag neue Scharmützel, Bierkrawalle, Gewaltakte der Gräfin Landsfeld — wahre und erdichtete — und natürlich auch Verhaftungen — die die Wut des Volkes noch steigern mußten. In der That konnte es ein patriotischer Deutscher — gleichviel ob ultramontan oder radikal — nicht ruhig mit ansehen, wenn die fremde Tänzerin am Fenster des Ministerialbureaus, in dem Staatsrat v. Berks arbeitete, lachend und kokettierend saß und die Vorübergehenden kritisierte. Ein Kommers, bei dem derselbe Minister die Partei der allgemein verhaßten Alemannen nahm, brachte die Mine endlich zum Explodieren. Der Tumult wurde nun in der Universität von den Studenten eröffnet und pflanzte sich rasch in die Straßen fort. Wieder zogen die Studenten vor das Haus der beliebten Professoren, um ihnen ein Vivat, und vor das Palais der Favoritin, um ihr ein kräftiges Pereat auszubringen. Hatte sich doch rasch in den Hörsälen das Gerücht verbreitet, Lola habe in einem ihrer vertrauten Abendzirkel geäußert: „Ich werde die Universität schließen lassen; ich mag sie überhaupt nicht hier haben, sie muß wieder nach Landshut verlegt werden!" Und in der That verfügte am nächsten Morgen der König abermals die Schließung der Universität. Nun war kein Halt mehr im Volke. Eine wütende Volksmenge stürzte sich durch die Straßen bis vor das Haus der Tänzerin, das — ich entsinne mich dessen genau — festlich beleuchtet war; die Barrerstraße war aber von Kürassieren förmlich belagert. Natürlich kam es zu Konflikten, Steinwürfen, Verhaftungen, Verwundungen. Dies alles erbitterte die Masse noch mehr. Am anderen Morgen wiederholte sich die Scene in der Barrerstraße. Man wollte das Palais der Tänzerin einfach demolieren. Da trat Lola in ihrem Negligé auf den Balkon ihres Hauses und rief der aufgeregten Volksmasse entgegen: „Wollt ihr mein Leben, da, nehmt es!" Es ist nicht wahr, daß sie darauf, von einem Steinwurf verletzt, sich zurückziehen mußte, wahr ist vielmehr, daß das Volk über diese Kühnheit ganz perplex geworden war. Man muß nur die Münchener kennen, um das zu begreifen. Und Lola kannte sie und wußte sie zu nehmen. Vorher schon hatte sie bei einem ähnlichen Anlasse mit dem gefüllten Champagnerglas auf das Wohl Bayerns von ihrem Balkon aus dem

Ludwigsstraße.

Siegesthor (S. 556).

wütenden Volke zugetrunken und dasselbe förmlich begütigt. Aber sie verdarb sich dann wieder den Effekt, daß sie Bonbons und Konfitüren massenweise hinunterwarf — ja, wenn es noch Bier gewesen wäre.

Am meisten litt natürlich der König unter diesen Vorgängen. Er sah in ihnen nur Aufhetzungen der Ultramontanen und äußerte sich einmal: „Ja, wenn sie Loyola Montez hieße, dann wäre alles gut!“ Aber das war leider eine tiefe Verblendung, die Ludwig I. leider zu spät als eine solche erkennen sollte. Die Maßregel gegen die Universität hatte die Revolution entfesselt. Daneben cirkulierte gerade in jenen Tagen das Gerücht, König Ludwig I. sei gesonnen, die Residenz von München nach Nürnberg zu verlegen. Das steigerte womöglich die Erbitterung. Erst als das Dekret gegen die Universität zurückgenommen wurde, beruhigte sich das Volk einigermaßen.

Nun galt es aber auch noch, die Landesfeindin aus dem Wege zu räumen. Lange weigerte sich der König; er entließ lieber seine Minister und verschloß sein Ohr der Stimme des Volkes. Aber endlich siegte doch die bessere Erkenntnis. Am 16. März des Jahres 1848 — es war ein denkwürdiger Tag für München — wurde von dem Bürgermeister Dr. v. Steinsdorf der folgende Erlaß veröffentlicht:

„Die königlich bayerische Polizeidirektion teilt dem hiesigen Magistrat offiziell mit, daß die Gräfin Landsfeld, nachdem sie gestern die Haupt- und Residenzstadt München verlassen, heute vormittag 11 Uhr von Pasing aus in Begleitung zweier Polizeibediensteten auf der Eisenbahn nach Lindau abgereist ist, worüber soeben dienstliche Meldung von seiten des Eskadronskommandos des kgl. Kürassierregiments in Nymphenburg bei den Unterzeichneten eingetroffen ist, sowie daß die Gräfin mit einem Reisepaß nach der Schweiz versehen ist.

Maaß. v. Steinsdorf.“

Das war das Ende des königlichen Liebesromans. Wohl sträubte sich Ludwig noch dagegen, daß er dem Volkswillen nachgegeben. Ich erinnere mich genau, daß wenige Tage später die „Augsburger Allgemeine“ und einige Münchener Zeitungen die „hochoffiziöse“ Berichtigung abdrucken mußten, daß „ein allerhöchster Befehl an die Gräfin Landsfeld nicht ergangen sei, wohl aber habe ihr der König schriftlich den dringenden Wunsch ausgesprochen, München schleunigst zu verlassen, um ihr Leben zu retten.“ Gleichviel, die Thatsache stand fest, daß die Abenteurerin fort war, begleitet

von drei ihrer treuen Alemannen, deren letzter, der Senior des Corps, an der Grenze gewaltsam von ihr entfernt wurde.

Es gibt Leute, die nach jedem Schluß eines Romans auch noch den allerletzten Schluß kennen wollen, weil sie der erste Schluß nicht befriedigt. So wird es sicher auch viele geben, die das Ende der Tänzerin wissen wollen. Und so zerbrach man sich auch in München lange noch den Kopf darüber, wie das Verhältnis sich gelöst habe. Nach meinen Informationen war es die Furcht für das ernsthaft gefährdete Leben der geliebten Freundin, die den König dazu veranlaßte, sie von München fortzuschicken. Erst später stellte sich die nüchterne Erwägung ein. Und es ist natürlich, daß dann dieselben servilen Kreaturen, die früher Lola anbeteten, sie nun beim König anschwärzten. Den tiefsten Eindruck sollen aber auf den gebeugten Monarchen die unzweifelhaften Beweise von Untreue und Falschheit gemacht haben, die ihm sein alter Kammerdiener verschaffte. Lola schrieb noch aus Genf und aus Nizza an den König, erhielt auch noch einige sehr namhafte Summen Geldes. Später verschwand sie aus den Augen des Königs und heiratete einen englischen Lieutenant Hild. Ihre ferneren romanhaften Schicksale sind mehr oder minder bekannt. Sie wechselte Männer und Liebhaber nach Laune und Bedarf, kam überall in Konflikt mit den Gerichten und Polizeibehörden, trat dann wieder als Tänzerin auf, schrieb ihre Memoiren für ein französisches Blatt und trat schließlich sogar in einem selbstverfaßten Stücke, das ihre Münchener Affaire behandelt, in San Francisko auf. Sie starb in New York 1861, wenn man den amerikanischen Zeitungsberichten glauben darf, im tiefsten Elend und in entsetzlicher Verkommenheit. . . .

Auf König Ludwig machte das traurige Ende dieses Liebesromans einen erschütternden Eindruck. Es bedurfte langer Zeit, ehe er sich fassen und den Regierungsgeschäften widmen konnte. Inzwischen war ihm aber die Revolution über den Kopf gestiegen. Zwar versuchte er es noch einmal mit ihr zu paktieren; er erließ ein Manifest, das mit den Worten schloß: „Bayerns König ist stolz darauf, ein teutscher Mann zu sein!“ Aber schließlich wurde er es doch müde, den Schattenkönig zu spielen. Er fühlte es, daß das monarchische Princip, wie er es aufgefaßt, einen Stoß ins Herz empfangen habe — und in dem Moment, wo ihm dies Gefühl zur klaren Erkenntnis wurde, stand sein Plan unabänderlich fest, dem Thron zu entsagen.

Am 20. März 1848 legte Ludwig I. die Krone nieder mit der Erklärung: „Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als die in der Verfassungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun im 23. Jahre geherrscht. Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Durch die Verfassung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaats Beamter gewesen, ging ich mit dem Staatsgut, den Staatsgeldern um. Ich kann jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tiefgefühltesten Dank allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Teutschland!“

Basilika (S. 556).

Jedes Wort in dieser Abschiedsproklamation war eine tiefe Wahrheit. Und das ist das beste Kriterium für die Regierung Ludwigs I. Man kann dreist sagen, daß Ludwig nie so populär in München war, wie am Tage seiner Abdankung. Ich habe alte Leute weinen gesehen, die dieses Abschiedswort lasen — und das waren nicht abhängige, sondern freisinnige, unabhängige Männer. Die innigen Sympathien seines Volkes geleiteten den König in sein Ruheleben. Schon wenige Tage nach der Abdankung konnte er seinem getreuen Wagner schreiben: „Habe immer gesagt: wirklich König sein oder die Krone niederlegen und so habe ich nun gethan . . . Regieren konnte ich nicht mehr und einen Unterschreiber abgeben wollte ich nicht. Nicht Sklave zu werden, wurde ich Freiherr. Niemand ging mich an, zu entsagen . . . Bin vielleicht jetzt der Heiterste in München.“

Der Krone ledig, lebte Ludwig nun als Privatmann in München, einzig seinen künstlerischen Neigungen und Interessen. Mit Humor sprach er über die vergangenen Tage und erzählte manche charakteristische Anekdote, wie z. B. die vom alten Amschel Rothschild, der ihm, solange er König war, jedes Jahr die ersten neuen Heringe zum Präsent geschickt hatte. „Jetzt aber,“ schloß er, „nachdem ich vom Thron gestiegen, gibt's keine Heringe mehr!“

Auf den Gang der Politik nahm er fortan keinen wesentlichen Einfluß mehr. Er gab wohl hie und da seinen guten Rat, der meist auch beherzigt wurde, eine direkte Einmischung in die Regierungsgeschäfte lehnte er jedoch entschieden ab. Ja, ich bezweifle sehr die Authenticität der dem König zugeschriebenen Aeußerung, die er bei irgend einem politischen Anlaß gethan haben soll: „Jetzt möchte ich wieder regieren! Es war doch ein Fehler, daß ich die Regierung niedergelegt habe.“

Feldherrnhalle (S. 556).

Wiederholt ging der König noch nach Rom und mit Vorliebe lebte er fortan mit und unter seinen Künstlern. Er war jetzt der König der Künstler — und das war wahrhaftig eine beneidenswertere Rolle als die, welche er 23 Jahre lang mit unerschütterlicher Pflichttreue und bewunderungswürdiger Konsequenz einzig zum Wohle des Vaterlandes durchgeführt hatte. Sein Trost war stets: „Ich habe meinen Majestätsrechten nichts vergeben!“ Wohl hatte er später noch manche schmerzliche Erfahrungen im politischen Leben zu machen — im ganzen blieben jedoch seine letzten Lebensjahre von großen Aufregungen und Enttäuschungen verschont, bis auf das Jahr 1866. Das war der letzte, tiefe Schmerz seines Lebens, den er eigentlich nicht mehr verwunden hat.

Und doch hatte der greise Döllinger recht, und sprach aus einer tiefen psychologischen Kenntnis dieses königlichen Charakters, als er am Grabe Ludwigs I. die Frage aufwarf: Was wohl der König zu unseren neuen Verhältnissen sagen würde? und aus den Schriften des Königs selbst die Antwort konstruierte: „Damit jenes von Fremden auf deutschen Nacken gelegte Joch der Knechtschaft nicht wiederkehre, so lasset euch die Opfer nicht verdrießen, die nun einmal zur Herstellung eines großen, einigen und mächtigen Deutschlands notwendig sind!“

Dieses einige Deutschland, das er so oft geträumt, so heiß erfleht, so innig besungen, das in seiner Träume Dämmerschein gelebt, das hat Ludwig nicht mehr gesehen. Nur geahnt hat er es, als er vor seinem Tode sagte: „Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse!“ In der Nacht vom 28. auf den 29. Februar 1868 hauchte er auf fremdem Boden, in Nizza, seine Seele aus. Die Legende erzählt, daß er noch auf seinem Sterbebett wiederholt gesagt haben soll: „Mit dir stirbt die Monarchie!“ Thatsächlich aber ist es, daß ihm die Muse, wie er es von ihr in einem seiner besten Gedichte erfleht, bis zur Todesstunde treu geblieben ist. Und so konnte er wohl nun im Rückblick auf sein Lebenswerk sagen, was er in seinen guten Tagen einst poetisch, sagen zu können, gehofft hatte:

„Ich hab' vergebens nicht gelebt!“

Wir aber wollen nun noch, ehe wir Abschied nehmen von diesem reichbewegten Königsleben, in summarischer Darstellung zusammenfassen, was König Ludwig I. auf dem Gebiete geleistet, auf dem allein ihm unsterblicher Nachruhm gesichert ist, auf dem Gebiete der Kunst, der er von den Tagen seiner Jugend bis zum letzten Atemzuge seines Daseins ein treuer Beschützer und fürstlicher Mäcen ohnegleichen in der neuern Geschichte geblieben ist.

III.

Von dem Tage an, wo der jugendliche Kronprinz in der ewigen Roma den Entschluß faßte, ein Museum in München anzulegen, bis zu seinem achtzigsten Lebensjahre und darüber blieb Ludwig I. ein unermüdlicher Beschützer der deutschen Kunst. Der Sinn für die Kunst war ihm angeboren. Wäre er nicht ein König, so

wäre er vielleicht ein bedeutender Künstler geworden. Sein Kunstsinn ging über die Liebe des Dilettanten, über den Eifer des Mäcens hinaus. Vor seinem Geiste stand leuchtend ein erhabenes Ideal: Die Weckung und Förderung der deutschen Kunst!

Großes und Unsterbliches war im Reiche der Dichtung geschehen und längst hatte auf dem Parnaß Deutschland die Führerschaft übernommen, während wir in der Kunst noch immer die reinen Böotier waren. Es ist die unsterbliche Ruhmesthat Ludwigs I., daß er auch die deutsche Kunst zu einer solchen Höhe erhoben, daß sie ebenbürtig neben der anderer Länder stehen, ja dieselbe in einzelnen Zweigen weit überragen konnte.

Staatsbibliothek (S. 556).

Isarthor, restauriert 1833.

Fast ein Knabe noch war Ludwig, als er den Plan zur Erbauung der Glyptothek (S. 553) faßte, die heute Münchens höchste und bedeutendste Kunstsammlung ist. Die Meisterwerke antiker Skulptur, die er in so wunderbarer Fülle in Rom gesehen, erweckten in Ludwig I. den Wunsch, ein solches Museum seiner zukünftigen Residenz zu schenken. Und vierzehn Jahre lang arbeitete der König an diesem Plan bis zur Vollendung. Während seines Aufenthaltes zu Paris 1815 lernte er den jungen Architekten L. v. Klenze kennen, in dem er bald den Meister erkannte, der berufen sei, seinen monumentalen Ideen künstlerisch vollendeten Ausdruck zu geben. Das erste gemeinsame Werk war die Glyptothek, die im Jahre 1830 eröffnet wurde und in zehn Sälen die Meisterwerke der klassischen Skulptur dem Publikum vorführte. Man wird mir eine Beschreibung der Glyptothek erlassen — wer kennt sie nicht in Deutschland und wer hat nicht vor den Aegineten oder vor den Reliefs Schwanthalers oder dem Barberinischen Faun einmal bewundernd gestanden?

Und der Jüngling faßte auch schon den Plan der Erbauung der Walhalla (S. 559) als einer Ruhmeshalle der deutschen Nation. „Walhalla ist kein Werk für einen Kronprinzen“, schrieb er am 2. Oktober 1808 an Johannes v. Müller, „wäre zu kostspielig; soll ich einst König werden, errichte ich es.“ Und er hat sein Wort fürstlich eingelöst. Am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig 1830 wurde der Grundstein zur Walhalla am Hügel längs des deutschen Stromes gelegt und König Ludwig sprach nach den üblichen drei Hammerschlägen die ewig denkwürdigen Worte: „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Teutschen zusammenhalten!“ Zwölf Jahre später öffneten sich die Pforten des Ruhmestempels allem deutschen Volke, das hier seine Herrscher und Feldherren, seine Dichter und Denker vereinigt sah — ein echt nationales Bauwerk, das, wie auch die Ausführung im einzelnen bemängelt wurde, doch dem deutschen Gedanken allezeit zur höchsten Ehre und zum dauernden Gedächtnis bleiben wird.

Im übrigen behielt Ludwig alle Richtungen und Gattungen der Kunst im Auge und sorgte für alle, sowohl für die Malerei wie für die Skulptur und Baukunst. Es gelang ihm stets, die ersten Namen der Kunst an sein Werk und seine Residenz zu fesseln, die ihm allerdings am meisten zu verdanken hat. Wer das München zu Anfang dieses Jahrhunderts mit dem München der Gegenwart vergleichen wollte, der allein könnte ermessen, was der König für diese Stadt gethan, der gegenüber er sein königliches Gelübde voll erfüllt hat: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Teutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Teutschland kennt, wenn er nicht auch München gesehen hat.“ Man weiß heute, daß dieses Königswort seinem vollen Umfange nach zur Wahrheit geworden ist. Freilich einen einheitlichen Stil konnte Ludwig der deutschen Kunst ebensowenig wie seinem Neu-München geben, und es hat lange gedauert, bis die Kunstgelehrten mit seinen Neuschöpfungen sich ganz einverstanden erklärten. Heute ist der Spott über das „Bier-Athen“ wohl schon

verschwunden, die Kunst ist da keine Fremde mehr; sie ist heimisch geworden an der Isar und hat hier Wurzel geschlagen. Dies alles haben wir König Ludwig zu verdanken. Wenn man sich daran erinnert, wie früher die Definition eines Müncheners gegeben wurde: Wenn der Münchener des Morgens aufsteht, so ist er ein Bierfaß, und wenn er abends zu Bette geht, ein Faß Bier, so wird man begreifen, wie schwer es war, gerade dieser Bevölkerung die Liebe zur Kunst einzuflößen. Und man wird den Spott verstehen, mit dem das Kunststreben Ludwigs von satirischen Dichtern verfolgt wurde, ohne diesen freilich teilen zu können. Anfangs freilich spotteten auch die guten Münchener über des Königs Verschwendung, über die neuen Bauten und neuen Namen dieser Bauten, schließlich aber gewöhnten sie sich daran und erkannten, welche Bedeutung dieses künstlerische Leben für Stadt und Staat habe und wie durch die Kunst das Kunstgewerbe aufblühe und wie München mit seinen monumentalen Prachtbauten und großen, weiten Straßenzügen unversehens aus einer kleinen winkeligen deutschen Residenz zu einer sehenswürdigen Großstadt geworden sei!

Glyptothek (S. 551). – Propyläen (S. 556). – Pinakothek (S. 555).

Achtzehn Millionen Gulden hat der König während seines Lebens für Kunstzwecke ausgegeben, das ist gewiß eine imponierende Summe. Und dabei war er sparsam in Staatsangelegenheiten, ja sogar geizig für sich selbst. Er lebte und webte nur in der Kunst. Und für sie konnte er wahrhaft hochherzig die größten Summen opfern. Eine Aufzählung alles dessen, was der König in München, in Bayern, ja in ganz Deutschland für Kunstzwecke geleistet, würde allein einen stattlichen Band füllen. Die Dome zu Köln, Bamberg und Speier, das Goethe-Schillerdenkmal in Weimar, das Dürerdenkmal in Nürnberg — das erste Standbild in Deutschland, welches künstlerischem Verdienst aufgerichtet wurde — das germanische Museum in Nürnberg, Denkmäler zu Mannheim, Heidelberg u. a., ja die ganze gewerbreiche Stadt Ludwigshafen in der Rheinpfalz, Mannheim gegenüber, dies alles verdankt der Thätigkeit oder mindestens der Mitwirkung des Königs Entstehung und Bestand. „Noch nie,“ sagt ein berühmter Kunsthistoriker, „wurde dem Künstlergenius ein geräumigeres Feld der Thätigkeit eröffnet und noch nie sah man eine gleich große Zahl verschiedenartiger Talente zur Ausführung eines Werkes auf einem Punkte ihr Wissen und Können vereinigen.“ Am meisten blühte natürlich die Malerei, der Peter „der Große“, Cornelius,

ein Ziel und eine Richtung auf das Große, Erhabene wies. Was er und Schnorr und später auch Schwind und Kaulbach in München geleistet, ist männiglich bekannt. Aber weniger bekannt ist, daß Ludwig nicht allein den Antrieb zu allen großen Werken dieser Künstler gegeben, sondern daß er auch die Ausführung bis ins kleinste Detail mit den Künstlern beraten und besprochen hat.

Am Geburtstag Raphaels, am 7. April 1826, legte der König den Grundstein zur Pinakothek (S. 554), welche die alte heißt, weil Ludwig I. ihr zwanzig Jahre später die neue Pinakothek zur Seite stellte. Die eine sollte die alten, die andere die modernen Gemäldeschätze aufbewahren, beide gehören jetzt zu den bedeutendsten Gemäldesammlungen Europas. Die Freskomalerei erhielt einen Aufschwung wie nie zuvor, aber auch die Historie, die religiöse, die Landschaftsmalerei erhielten fortwährend frische Anregungen; nur allein das Genre stand im Hintergrunde. Ich bin kein Künstler, noch ein Kunstverständiger, um all das, was König Ludwig für die Förderung der deutschen Kunst gethan, gebührend würdigen, geschweige denn beurteilen zu können; ich kann nur referieren, erzählen, welch großartigen Eindruck dies neue, ungeahnte Leben und Treiben auf uns alle hervorbrachte, die wir jeden Tag neue Herrlichkeiten erstehen sahen und aus dem Staunen und der Bewunderung nicht herauskamen. Um so tiefer verletzte uns der Spott und Hohn, mit dem des Königs Kunstbestrebungen von so vielen Seiten überschüttet wurden. Freilich die Lästerzungen sind verstummt, die Denkmäler seines Wirkens aber bestehen und reden eine Sprache, die vernehmlich und verständlich bleiben wird, solange Menschen leben, die für die Kunst Gefühl und Empfindung besitzen.

Ludwigskirche (S. 556).

Was uns aber am meisten in Erstaunen setzte und was andererseits am meisten Anlaß zu nörgelnder Bespottung gegeben, das war das neue Zeitalter der monumentalen Baukunst, das König Ludwig eröffnete. Was Schinkel für Berlin, das war Leo v. Klenze für München — und unzertrennlich bleibt mit seinen Schöpfungen auch der Name Ludwigs verbunden. Von der Glyptothek, der Walhalla und den beiden Pinakotheken habe ich bereits gesprochen; es bleibt aber noch eine lange Reihe von Bauwerken zu erwähnen, die alle der Initiative des Königs ihre Entstehung, ihren Ausbau oder ihre Restaurierung verdanken. Zunächst war es die imposante Staatsbibliothek (S. 551), die Ludwig in Angriff nehmen ließ, nachdem die Kunstschätze geborgen in ihrem Heim waren, dann die mächtige Befreiungshalle in Kehlheim, ein „Ehrentempel deutschen Heldentums, das Denkmal der Erfolge nationaler Kunsteinigung", ferner die Feldherrnhalle (S. 550), die Ruhmeshalle (S. 560) mit der Bavaria, von der ich noch sprechen werde, dann die beiden herrlichen Thore, das Siegesthor (S. 545) und die Propyläen (S. 554), letztere im antiken Stil wohl das klassisch vollendetste Bauwerk Münchens, schließlich der Wittelsbacher-Palast (S. 557). „Ich werde nicht ruhen, bis München so aussieht wie Athen," hatte Ludwig einmal gesagt und er hat zum großen Teil, und soviel an ihm lag, auch hierin recht behalten. Aber ein tragisches Geschick knüpft sich an die Propyläen — am selben Tage, wo der Maler den letzten Namen aus der Reihe der griechischen Freiheitshelden an die Wand dieses Thores malte, wurde Otto, der Sohn des Königs, des griechischen Thrones für verlustig erklärt!

Aber auch die kirchliche Architektur feierte unter Ludwig I. große Triumphe. Da ist denn vor allem die herrliche Basilika (S. 547) zu nennen, nach dem Vorbilde der römischen Basiliken aus Privatmitteln dem Apostel der Deutschen erbaut und im Jahre 1850 eingeweiht. „Diese Kirche wird der Religion von Nutzen sein," sagte der König bei der Grundsteinlegung, „die das Wichtigste ist, aber nicht äußerlich sein darf, sondern das Leben durchdringen soll. Nur sie ist der Leidenschaft Zügel; schlimm sieht es aus, wo sie mangelt, die nötig ist dem Herrscher, wie dem Letzten des Volkes." Und vor der Basilika war schon die Ludwigskirche (S. 555) erbaut und mit den herrlichen Fresken von Cornelius geschmückt. Nicht minder rühmlich ist die Thätigkeit des Königs für die Dome zu Speier, Bamberg, Regensburg und Köln.

Nur die dritte der Schwesterkünste, die Plastik, wollte anfangs in München nicht recht gedeihen. Aber die unermüdliche Fürsorge des Königs ebnete auch ihr die Wege und schuf Denkmäler von hohem künstlerischen und nicht geringerem historischen Wert. Das Wort Thorwaldsens, daß der Protestantismus der Plastik, der Katholizismus der Malerei besonders günstig sei, erwies sich hier als außerordentlich charakteristisch. Nichtsdestoweniger ist die gewaltige Bavaria (S. 560), das Kolossalstandbild auf der Theresienwiese, ein Riesendementi für jenen Ausspruch! Die Geschichte dieses Unternehmens ist eine wahre Odyssee. Vierhundert Centner Erz mußten auf einmal geschmolzen werden. Vielfach mißlang einzelnes — der König aber feuerte seinen Erzgießer Miller immer von neuem an, bis das Riesenwerk endlich gelungen dastand. Wieder gelang es dem scharfblickenden Auge des Königs, auch auf diesem Gebiete einen Meister an seine Unter-

nehmungen zu fesseln, Ludwig Schwanthaler, der, nachdem Thorwaldsen und Rietschel abgelehnt, in den Dienst des Königs trat und Unsterbliches leistete. Die Reiterstatue Maximilians I. (S. 558) hat Thorwaldsen errichtet, sie ist eines der besten unter den neueren Erzbildern; fast alle anderen Monumente, an denen München so reich ist, sind von einheimischen Künstlern ausgeführt oder von fremden, die sich in München ansässig gemacht und deren Entwürfe König Ludwig studiert und geprüft hatte. Es war nur ein Tribut der Dankbarkeit seitens der Künstler und Bürger Münchens, daß sie schließlich den König selbst durch ein Monument ehrten, das der hochbegabte Widmann modelliert und F. v. Miller in Erz gegossen hat.

Wittelsbacher-Palais (S. 556).

Vorher schon hatten die Münchener Künstler einmal beschlossen, zum Zeichen des Dankes für ihren Schirmherrn, Ludwig I. zum König der Künstler angesichts der Bavaria und der Ruhmeshalle zu krönen. Indes lehnte der Monarch diese feine künstlerische Huldigung ab, da er damals nicht mehr Regent war und den König nicht verletzen wollte. Erst nach seinem Tode wurde er in der Vorhalle der Glyptothek feierlich gekrönt und besungen als der, welcher selber „in Walhalla thront“ und erst an seinem hundertsten Geburtstage thront er nun auch wirklich selber in Walhalla mitten unter den Männern, die für Deutschlands Wohl und Ehre gelebt, gekämpft und gerungen haben!

Meine Darstellung neigt sich ihrem Ende zu. Aber ich fühle es selbst nur zu wohl, wie unvollständig sie geblieben, wie weit sie hinter dem Vorsatz zurücksteht, ein getreues Lebensbild des Königs nach allen Richtungen seines Schaffens entrollt zu haben. Nur von einer Seite seiner Thätigkeit will ich hier noch sprechen, weil sie am meisten Gelegenheit zu Spott und Witz gegeben hat, ich meine seine dichterische und litterarische Wirksamkeit.

Daß König Ludwig Dichter, Schriftsteller und Gelehrte förderte und liebte, ist bekannt. Sein Lieblingsdichter war Schiller; aber Goethe verehrte er nicht weniger. Und man muß die Berichte Goethes an Zelter und Boisserée nachlesen über den Besuch, den ihm König Ludwig an seinem Geburtstage 1829 abstattete, um zu begreifen, wie dieser König die Würde der Poesie schätzte.

War er doch selbst ein Dichter, so vielen Widerspruch seine in vier Bänden erschienenen Dichtungen auch hervorgerufen haben. Aber freilich, seine Gedichte sind tief empfunden, originell, von hoher Bedeutung, doch es fehlt ihnen die metrische Form. Der König gebrauchte in seinen Distichen alle möglichen dreisilbigen Füße statt des Daktylus, er verschmähte auch jambische Anfänge statt des Spondäus nicht und seine siebenfüßigen Hexameter sind mit Recht parodiert und verspottet worden. Nicht minder seine Participial-Konstruktionen in Prosa und Poesie. Darüber aber hat man die Bedeutung der Gedichte selbst übersehen. Allerdings ist es gewagt, in einer Zeit, wo der große Realismus das Wort führt und in der Poesie höchstens noch die Butzenscheibenlyrik geduldet wird, für poetische

Reiterstatue Maximilians I. vor dem Odeon (S. 557).

Empfindungen und Gedanken zu plaidieren, in denen eine freigesinnte dichterische Empfindung, ein lebhafter Kunstsinn, innige Frömmigkeit, begeistertes Nationalgefühl, vor allem jedoch ein klassischer Schönheitssinn sich aussprechen. Aber ich wage es dennoch, die Leser auf die Gedichte des Königs aufmerksam zu machen, in denen neben Disteln und Dornen auch poetische Blüten von Duft und Farbe ihnen begegnen werden.

Weniger gut war seine Prosa, die von Heine bis Saphir reichlichen Spott hervorgerufen hat. In seiner Schilderung von „Walhallas Genossen" findet man die eigentümliche Schreibart des Königs in ihrer krausen Ausdrucksweise und mit ihren seltsamen Wort- und Satzbildungen. Auch als Uebersetzer spanischer Stücke ist Ludwig aufgetreten, indem er das bekannte Lustspiel „Rezept gegen Schwiegermütter" ins Deutsche übertrug. Zahlreiche andere Uebersetzungen, Dichtungen und Briefe soll sein Nachlaß enthalten, der, in acht Kisten verpackt, erst nach fünfzig Jahren, seiner eigenen Bestimmung gemäß, wird veröffentlicht werden. Erst dann wird auch eine authentische Biographie des Königs geschrieben werden können. Bis dahin müssen wir uns mit dem begnügen, was wir selbst gesehen und erlebt, oder was uns des Königs vortreffliche Biographen, Heigel und Sepp, oder die Memoiren von Zeitgenossen berichten.

Ein klares Bild von dem Leben des Königs werden wir freilich aus all diesen Darstellungen nicht empfangen. Zu merkwürdige Widersprüche umfaßte sein Charakter, als daß man sie in ein einheitliches Bild fassen könnte. „Hellenischer Schönheitssinn und bigott katholische Gläubigkeit, ehrliche Liebe zum Volke und eine Ueberschätzung der königlichen Würde, die der Selbstvergötterung nahe kam; schwärmerisches Teutonentum und Wittelsbacher Dynastenstolz — das alles trat grell und unvermittelt zu Tage." So sagt der neueste deutsche Historiker, der bekanntlich den Bayern nicht sehr hold ist; aber auch er muß ehrlich zugestehen, daß König Ludwig nach Karl August „der größte Mäcenas der deutschen Geschichte" war „und mit Recht stellt ihn heute die Nachwelt höher, als die Zeitgenossen außerhalb Bayerns zugeben wollten; denn vergessen sind seine närrischen Schrullen, die den Mitlebenden bald lächerlich, bald anstößig erschienen; und verharscht die Wunde, die er durch eine launisch abspringende Politik dem bayerischen Staate schlug: aber geblieben ist als ein Besitztum der Nation eine Fülle edler Werke, welche ohne die offene Hand und den rastlos planenden Sinn König Ludwigs nie erstanden wären und auf allen Gebieten der Kunst wie des Kunsthandwerks neue Schaffenslust erweckt haben."

So der Historiker, der norddeutsche, wie ich hinzufügen möchte. Für uns Bayern steht König Ludwig aber doch noch höher. Wer mit dem Jahrhundert alt geworden und die Entwickelungen des öffentlichen Lebens aufmerksam verfolgt hat, der wird seinen Charakter milder und gerechter beurteilen. Für mein Empfinden steht der König, dessen hundertster Geburtstag in diese Tage gefallen ist, ganz anders da, als für das des Historikers. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er die Pforten der Walhalla mit den feierlichen Worten eröffnete: „Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes. Möchten alle Deutschen, wessen Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können, und jeder trage bei, soviel er vermag, zu seiner Verherrlichung." So von der Aureole der Poesie und der Strahlenkrone des Nationalgefühls umflossen, sehe ich den König noch vor mir auf der Höhe, als einen Schirmherrn der deutschen Kunst, als einen Vater seines Volkes, als einen warmen Freund der Poesie und der Wissenschaften, als einen der edelsten jener kleinen Schar, die den deutschen Nationalgedanken in den Tagen tiefster Erniedrigung hochgehalten haben, als Fürsten und Menschen, dessen Name unvergänglich leben wird auf den Ruhmesblättern deutscher Geschichte!

Walhalla (S. 551). — Ruhmeshalle mit der Bavaria (S. 556).

Der Liebling. Von W. Marc.

Das Leben in einer Opiumhöhle in Amerika.

Von

Erdmann Heinrich.

In letzter Zeit brachten die Zeitungen die Nachricht, daß an der Westküste Amerikas, in San Franzisko und anderen größeren Städten, starke Agitationen angeregt worden sind, um schärfere Gesetzgebung gegen den Import und Verkauf des Opiums zu erlangen, um eine Kontrolle des Handels mit diesem schädlichen Gift zu ermöglichen. Sehr häufig liest man Berichte über die schändlichen Lasterhöhlen, welche unsere schlitzäugigen Brüder aus ihrer Heimat nach den Vereinigten Staaten verpflanzt haben, welche Berichte gewöhnlich aber weit hinter der Wahrheit zurückstehen und diese Höllen noch nicht genügend bloßstellen. Es dürfte daher sehr zeitgemäß sein, eine genaue Beschreibung dieser Anstalten zu veröffentlichen, wie sie mir von einem Bekannten, der längere Zeit in der Gewalt des Opiumdämons war, zuteil wurde. Ich bin selbst öfter in Opium-„Rauchsalons" gewesen, aber meist nur in Begleitung der Polizei, wenn diese eine Razzia abhielt nach dort vermuteten Verbrechern oder kontrollieren wollte, ob die Opiumwirte etwa unerwachsenen Personen Zutritt gestattet hätten, was auch nicht selten vorkommt und wonach in New York von dem Kinderschutzvereine besonders gefahndet wird. Bei einer solchen Razzia sieht man naturgemäß von dem eigentlichen Leben in den Lasterhöhlen sehr wenig, aber ich habe genug erfahren, um die Richtigkeit der Erzählung meines Bekannten beurteilen zu können. Der Einfachheit wegen will ich ihn hier selbst erzählen lassen:

Es wundert mich nicht, daß so wenig Wahres über dieses Opiumrauchen in die Oeffentlichkeit und die Presse kommt, denn einmal sind diejenigen, die sich diesem Genuß hingegeben haben, nicht gerade ihrer Wahrheitsliebe wegen bekannt und ferner versuchen sie es stets, ihre Geheimnisse zu wahren. Ich habe keine Ursache mehr, die Geheimnisse der Opiumraucher für mich zu behalten, denn ich bin von dem Laster geheilt und will Ihnen eine genaue Geschichte desselben geben.

Vor mehreren Jahren traf ich eines Abends einen Bekannten, den ich seit längerer Zeit nicht gesehen hatte. Er war hocherfreut über die Begegnung, doch wunderte ich mich sehr, daß er trotz dieser Freude es sehr eilig hatte, von mir los zu kommen und gab es ihm auch zu verstehen. Er gestand mir denn endlich, daß er es eilig habe „seine Pfeife zu rauchen". Ich bat ihn, mich mitzunehmen. Er zögerte lange, willigte aber nach vielem Nötigen ein, indem er bemerkte: „Falls Sie jemals Ursache haben sollten, diesen ersten Besuch einer Opiumhöhle zu bereuen, so machen Sie mir nicht den Vorwurf, daß ich Sie dazu verführt habe." Ich lachte über seine Befürchtungen und bemerkte, die größte drohende Gefahr sei wohl eine Razzia seitens der Polizei und ich sei bereit, dieser Gefahr in die Augen zu sehen. Wir bestiegen also einen Pferdebahnwagen nach „Downtown" (Geschäftsteil New Yorks), stiegen dort aus und gingen zu Fuß nach Pell Street, wo mein Freund, einige Stufen hinaufsteigend, einen Hausflur betrat und an dem Ende des langen, dunklen Ganges an eine nach dem Souterrain führende Thür klopfte. „Wer ist da?" fragte eine Stimme hinter derselben. „En schie keh" (chinesische Worte für Opiumraucher), antwortete mein Freund. „Wer ist en schie keh?" wiederholte der Frager. Es folgte nun eine Antwort, die ich nicht recht verstehen konnte, die Thür öffnete sich und wir stiegen die Treppe hinab, an deren Fuß sich eine zweite Thür befand mit einem Schiebefenster, hinter welchem hervor das gelbe Gesicht eines Mongolen uns scharf beobachtete. „Wie viel?" fragte er. „Zwei," antwortete mein Freund und der Riegel flog zurück; mein Begleiter öffnete und wir traten in das Rauchzimmer. Der Geruch war derselbe wie in den chinesischen Waschanstalten, nur noch etwas penetranter. Das Zimmer war ungefähr 6 Meter lang und 4 ½ Meter breit. Auf der langen Seite, ca. 50 Centimeter über dem Fußboden, war eine Plattform angebracht, breit genug, um dem längsten Mann völliges Ausstrecken zu gestatten. Etwa 1 Meter darüber war eine zweite Plattform oder Pritsche nur noch etwa 50 Centimeter unter der Decke. Auf der einen kurzen Seite war eine ähnliche Vorrichtung, während auf der andern ein Teil des Gemachs durch eine Scheidewand von dem Reste des Raumes abgeteilt war. Diese Wand enthielt eine Thür und ein mit engem Holzgitter versehenes Fenster, so daß niemand von dem größeren Raume aus mit der Hand in die dahinter liegende Vorratskammer greifen konnte. In diesem dürftig erhellten Vorratsraume saßen zwei Chinesen und schnatterten miteinander in ihrem heimatlichen Kauderwelsch. Die Plattformen waren von Männern und Frauenzimmern besetzt, die gruppenweise herumsaßen und lagen und rauchten — Cigaretten, wie ich sah und — Opium, wie ich nachher erfuhr. Mehrere Personen lagen scheinbar in tiefem Schlaf umher. Mein Begleiter war augenscheinlich mit den meisten hier Anwesenden bekannt, denn sie grüßten ihn und fragten, was es draußen auf der Welt Neues gebe. Mein Freund suchte einen Platz auf der Plattform aus und riet mir, meinen Ueberrock auszuziehen, um ihn, auf ein kleines Fußbänkchen gelegt, als Kopfkissen zu benutzen. Er selbst setzte sich auf das Ende der Pritsche hin und sprach zu einem Manne, der, als wir eintraten, aufgestanden war. Diesen lud mein Freund ein, mit uns zu rauchen, und derselbe nahm auf der andern Seite des Einladenden Platz, welcher nun, was er einen „Lay out" nannte, bestellte, den alsbald auch ein Chinese brachte (Lay out = alles Nötige zum Opiumrauchen). Dieses Lay out bestand aus einem gewöhnlichen zinnernen Präsentierbrett, einer Stricknadel, die an dem einen Ende flach ausgehämmert und an dem andern fein zugespitzt war, welcher man den Namen Yen hock beilegte, ferner eine kleine eigentümlich-geformte Lampe, einen feuchten

Schwamm auf einem Porzellanteller und einen zinnernen Aschenbecher. Auf einer Austernschale, die noch auf dem Brett lag, befand sich eine schwarze teerartige Masse, das war das Opium. Der Gast meines Freundes machte die Pfeife zurecht und der letztere that einen langen Zug aus derselben, sodann kam die Reihe an mich und ich versuchte es meinem Freunde nachzumachen, wurde jedoch von einem solchen Hustenanfall betroffen, daß ich den Atem gänzlich verlor. Meine Genossen rieten mir immer, nur durch die Nase zu atmen, wenn ich einen solchen Anfall bekäme, und ich konnte nachher besser rauchen, „ganz gut für einen Anfänger", wie die andern bemerkten.

Die erste Wirkung spürte ich bald, nachdem ich einige Züge gethan hatte. Ich wurde schwindlig und konnte die Gegenstände im Zimmer nicht mehr deutlich unterscheiden; es zuckte mir überall am ganzen Körper, ohne daß ich etwas dagegen thun konnte. Ich rauchte noch etwas mehr, doch da mir dann übel wurde, beschloß ich aufzustehen. Meine Genossen rieten mir, mich ruhig hinzulegen und zu versuchen einzuschlafen; ich that es denn auch, aber vergeblich; je mehr ich versuchte zu schlafen, desto aufgeregter wurde ich. Mein Nervensystem war auf das äußerste angespannt; bei dem kleinsten Geräusch fuhr ich zusammen und das Schlagen meines Herzens klang wie das ferne Grollen des Donners.

Ich wurde nun allmählich sehr durstig und forderte etwas zu trinken, aber meine Genossen bemerkten, daß man beim Opiumrauchen nie trinken müsse, da dies sehr gefährlich sei, und so lag ich denn ganz still; da ich aber immer aufgeregter wurde, beschloß ich nach Hause zu gehen. Meine Freunde warnten mich vor dem Versuch, aber ich bestand darauf. Sowie ich mich auf den Füßen befand, drehte sich das ganze Zimmer um mich im Kreise herum und ein eigentümliches Geräusch brauste in meinen Ohren. Ich war so durstig, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, etwas von dem dastehenden Wasser zu trinken. Leider zu spät erinnerte ich mich an die Warnung meiner Freunde, denn das Wasser kam, bitter wie Galle, sofort wieder herauf; so rief ich meinen Genossen ein eiliges Lebewohl zu und stürzte hinaus auf die Straße. Die frische Luft belebte mich etwas, doch trat starkes Erbrechen ein und ich taumelte auf der Straße umher wie ein Betrunkener. Alles schien mir verändert, ich fand mich nicht zurecht in den mir sonst wohlbekannten Straßen und nur mit großer Mühe gelang es mir, einen Pferdebahnwagen zu besteigen. Auf irgend welche Weise, mir selbst unbewußt, glückte es mir denn auch, meine Wohnung zu erreichen, wo ich mich angekleidet auf das Bett warf und sofort in tiefen Schlaf fiel. Am nächsten Morgen als ich aufwachte, war ich noch sehr schwindlig; ich entkleidete mich daher und legte mich wieder zu Bett, um abermals bis zum nächsten Morgen zu schlafen. Der Spiegel zeigte mir nun ein entsetzlich blasses Gesicht und stark gerötete Augen, ich hatte einen stechenden Schmerz im Hinterkopf und war noch sehr schläfrig, aber ich überwand die Lust, mich wieder zu legen, kleidete mich an und verließ das Haus, um die Geschäfte des Tages zu erledigen. Sowie dies entsetzliche Unwohlsein vorbei war, spürte ich Lust wiederum Opium zu rauchen und ging ein oder zwei Tage später wieder in einen „joint", wie die chinesischen Opiumhöhlen in New York genannt werden. Diesmal rauchte ich nicht so viel, blieb darnach ruhig auf der Pritsche liegen und trank kein Wasser: erst als ich wieder auf die Straße trat, fing ich an unwohl zu werden und es ging mir ebenso wie beim ersten Versuch. Ich gelangte aber glücklich nach Hause und konnte den andern Morgen auch wie gewöhnlich aufstehen, nur war ich sehr durstig und schlaff. Die folgenden Abende wurde ich auch noch unwohl, aber immer weniger wie Tags zuvor. Nach noch einigen Wiederholungen des Besuchs des „joint" fing ich an die vollen Freuden der Opiumraucher zu genießen.

Gewohnheitsmäßig rauchte ich nun meine Pfeife und nachdem ich jedesmal damit fertig war, überkam mich ein solches Gefühl von Wohlbehagen, daß ich dann ruhig auf der Pritsche lag und den wildesten Phantasien freies Spiel ließ. Alle Luftschlösser, die ich in diesem Zustand baute, schienen so wahr zu sein, daß ich keinen Augenblick an die traurige Wirklichkeit und die Sorgen der Gegenwart denken konnte. Die übrigen Besucher des „joint" erzählten sich fortwährend Geschichten oder machten lustige Späße. Manchmal sangen wir auch gemeinschaftlich mit gedämpfter Stimme. Ab und zu ließen wir auch Bier holen oder Kaffee und Butterbrot aus einem nahegelegenen Restaurant. Wieder näherte sich dann der erfrischende Schlaf — wie die Zeit flog — Tage wurden zu Stunden und Stunden zu Minuten. Demnächst mußte ich lernen, selber das Opium für die Pfeife vorzubereiten; bis jetzt hatte ich mir das stets von einem anderen machen lassen. Diese Vorbereitung wird „Kochen" genannt und es bedarf langer Uebung, um sich in dieser Kunst völlig auszubilden. Zu diesem Kochen nimmt man mit der Spitze der Nadel (Yen hock) ein glasperlengroßes Stück Opium aus der klebrigen Masse und hält dasselbe über die Flamme der weiter oben erwähnten Lampe. Das Stückchen Opium schwillt schnell bis zur Größe einer Kastanie auf, platzt sodann, wobei etwas Dampf entweicht, und schrumpft zusammen. Das Verfahren wird so lange wiederholt, bis das Opium nicht mehr aufschwillt; der Zweck ist, alle Feuchtigkeit zu verdampfen, bis die Masse hart und trocken wird wie ein Stück Siegellack. Sodann wird der Pfeifenkopf angewärmt und das Opium in geschmolzenem Zustande mit Hilfe der Spitze des Yen hock über der Kopföffnung kegelförmig aufgehäuft. Ferner wird das Opium erhitzt, bis es sehr weich wird und mit dem Yen hock ein Kanal bis zur Pfeifenöffnung durchgestoßen. Mit dem flachen Teil des Yen hock wird sodann die Spitze des Kegels abgestumpft, bis die Opiummasse eine cylindrische Form annimmt; dies nennt man dann „Pille". Sodann wird der Kopf nochmals gründlich erhitzt, mit dem Yen hock im Kanal der Pille. Nun schmilzt das Opium und klebt auf dem Kopf fest. Endlich wird der Yen hock wieder hinausgedreht und das Rauchen kann beginnen. Hierzu wird die Pfeife direkt über die Lampe gehalten, dabei schmilzt das Opium abermals und die

davon ausströmenden Dämpfe werden durch das Pfeifenrohr eingesogen, wobei zugleich das schmelzende Opium in den Kopf gesaugt wird. Es dauerte wohl über einen Monat, bis ich alle diese Kunstgriffe gründlich erlernt hatte. Ich besuchte den „joint“ jeden Abend, blieb auch öfters zwei Nächte und den dazwischenliegenden Tag dort. Viele der Besucher verließen das Lokal höchstens einmal die Woche und dann nur auf einige Stunden, da sie kein Heim besaßen, wohin sie hätten gehen können. Diese waren die berufsmäßigen „Köche“ des Opiums und erhielten bestimmte Entschädigung für die Zubereitung desselben. Selten aß ich mehr als eine Mahlzeit den Tag, und auch diese nur, weil ich glaubte, es sei besser für mich, etwas zu essen, nicht etwa weil ich Appetit fühlte. Ich war fest in den Banden des Opiumteufels.

Eines Abends, ungefähr neun Monate nachdem ich den ersten Versuch gemacht hatte, konnte ich nicht zu meiner gewohnten Pfeife gehen. Ich fühlte mich infolge dessen sehr elend, als ich mich zur Ruhe legte, fiel aber bald in tiefen Schlaf, aus welchem ich am andern Morgen nur schwer geweckt werden konnte. Nachdem ich endlich gänzlich wach geworden war, verspürte ich allerhand merkwürdige Veränderungen in meinem physischen Befinden. Ich mußte wiederholt und lange andauernd gähnen und hatte starke Schmerzen im Hinterkopfe. Ich hatte das Gefühl, als ob ich heftigen Schnupfen habe und Thränen entströmten fortwährend meinen Augen. Ich klapperte mit den Zähnen und schüttelte mich wie im Fieber, während ich zugleich in kalten Schweiß fiel; auch rheumatische Schmerzen zuckten durch meinen ganzen Körper. Ich versuchte etwas zu essen, konnte aber nichts bei mir behalten. Als ich aber etwas Laudanum einnahm, fühlte ich mich wohler und alle abnormen Erscheinungen verschwanden. Jetzt wurde mir zum erstenmal völlig klar, daß ich ein Opfer der Opiumsucht sei oder wie die Chinesen sagen des „Jnyun-fun“. Ich mußte nun täglich mindestens einmal rauchen, manchmal auch öfters. Wenn es unmöglich war zu rauchen, nahm ich etwas Laudanum oder Morphium. Die entsetzlichen Qualen, die ich durchzumachen hatte, sind nicht zu beschreiben. Mitten in der lebhaftesten Unterhaltung wurde ich manchmal von der „Sucht“ befallen und mußte dann schleunigst ein Opiat einnehmen oder völlig entkräftet zusammenbrechen. Dies währte einige Zeit so fort. Mein Gesicht wurde fahl, meine Augen erhielten einen eigentümlichen Glanz, während die Pupille sich stark verkleinerte. Ich befand mich nie wohl, wenn ich nicht die Wirkung des Opiums oder alkoholischer Getränke an mir verspürte. Selbstmörderische Gedanken verfolgten mich, das Leben ward unerträglich und so beschloß ich, mit dem Opium zu brechen oder bei dem Versuch zu sterben. Mein Verfahren war wie folgt. Ich ging hinaus aufs Land, fort von meinen alten Bekannten, weg von allen Versuchungen. Dort verringerte ich allmählich mit jedem Tage die Dosis Opium, die ich noch einnahm, und suchte dabei meinen Körper durch gute Kost, viele Bewegungen u. s. w. in den besten Kräftezustand zu versetzen.

Beinahe drei Monate kostete es mir, die Opiumsucht los zu werden, und was ich während der Zeit gelitten, kann kein Mensch verstehen, der nicht selbst einmal Aehnliches durchgemacht hat.

Die gewohnheitsmäßigen Besucher der Opiumhöhlen sind: Diebe, Gauner, Bauernfänger 2c. und einige mäßige Schauspieler. Die dort verkehrenden Frauenzimmer gehören ausnahmslos der niedrigsten Klasse der Menschheit an; niemals hat ein anständiges Frauenzimmer seinen Fuß über die Schwelle eines „joint“ gesetzt, obgleich das Gegenteil häufig berichtet wird. Man hört daselbst nur die roheste und gemeinste Sprache, welche wiederzugeben die Feder sich sträuben würde. Der alte Grundsatz, daß Diebe untereinander ehrlich sein müssen, ist auch für die Besucher der Opiumhöhle maßgebend, sie bestehlen sich nie, wenn sie in dem „joint“ sind. Ich habe Männer wie Frauenzimmer stark betrunken in die Hölle kommen sehen, die sich in dem „joint“ sofort zum Schlaf hinlegten; obgleich sie Geld und Schmucksachen bei sich führten, dachte keiner der Diebe daran, sie zu bestehlen. Die gewohnheitsmäßigen Opiumraucher haben für gewöhnlich sehr wenig Geld und passen auf gelegentlichen kleinen Verdienst. Der Wirt, der gewöhnlich auch Cigarren, Tabak und Bier verkauft, macht ausgezeichnete Geschäfte. Obgleich die Besucher meist sehr zweifelhafte und verzweifelte Charaktere sind, kommt es in einem „joint“ sehr selten zu Schlägereien, und ich kann mich nur einer einzigen Unannehmlichkeit erinnern während der drei Jahre meines Besuches des „joint“. Hierbei schlug ein professioneller Spieler, „Charley“, wie er genannt wurde, in einem Wortwechsel einen seiner Genossen „Bill“ mit der Pfeife so über den Arm, daß er ihm den einen Unterarmknochen zerbrach. Aber „Charley“ bat um Entschuldigung und versprach alle Kurkosten zu bezahlen, und so ward der Friede wieder geschlossen.

Ein Opfer der Opiumsucht soll von jedermann gemieden werden. Seine Leiden machen ihn beinahe verrückt und er ist für seine Handlungen kaum mehr verantwortlich zu machen. Es gibt auch aus diesem Grunde nur wenige „Weiße“, die sich für das Geschäft des joint-Wirtes eignen. Ein gelbhäutiger Chinese ist geschmeidiger und stellt sich, als ob er beleidigende Aeußerungen nicht höre; solange ihm sein Opium bezahlt wird, ist ihm alles andere gleichgültig und die Gäste thun, was sie wollen. Ein „Weißer“ dagegen läßt sich Beleidigungen nicht gefallen und will auch die Besucher innerhalb seiner vier Wände nach seinem Willen regieren. Da die Polizei öfters Razzias macht, welche die Besucher des „joint“ stören, so halten sich viele der bemittelteren Opiumraucher das nötige Handwerkszeug zum Opiumgenuß im eigenen Hause. Aber auf die Abnahme des Opiumverbrauches davon zu schließen, daß die „joints“ nicht mehr so voll sind, wäre falsch; im Gegenteil beweisen die statistischen Zahlen der Zollbehörden, daß alle Jahre mehr Rauchopium in die Vereinigten Staaten eingeführt wird, um dort das moralische Fundament des Volkes zu untergraben. Nichts als ein strenges Verbot jeder Einfuhr von Rauchopium kann hier etwas nützen.

Die Fuhrmännin.

Von

Ludwig Ganghofer.

(Fortsetzung.)

Wie ein Taumel überkam es den Burschen bei diesen Worten; lautlos bewegten sich seine Lippen, und mit zitternden Händen fuhr er sich über die Augen, um dann mit ungläubigen und dennoch in Sehnsucht brennenden Blicken das Mädchen zu verschlingen, welches verstummend auf den Holzstuhl niedergesunken war und leise weinend das Gesicht in beiden Armen barg. „Sabi, Sabi!“ fuhr es mit einem erstickten Aufschrei von seinen Lippen, verlangend streckte er die Hände, und als die Dirne jetzt die Arme sinken ließ und zu ihm aufschaute, unter Thränen lächelnd, die Wangen übergossen von dunkler Glut, da stürzte er wankenden Schrittes ihr entgegen, brach in die Kniee, umschlang ihren Leib mit beiden Armen und drückte schluchzend das Gesicht in ihren Schoß.

Erschrocken saß sie eine Weile und wagte sich nicht zu regen. Mit scheuen Augen starrte sie auf den Burschen nieder und hielt die gefalteten Hände an den Hals gedrückt; dann aber schwellte ein zitternder Atemzug ihre Brust, sie neigte das Gesicht, und während ein Ausdruck unbeschreiblicher Seligkeit in ihren Blicken und Zügen erwachte, strich sie die zitternden Finger zu schüchterner Liebkosung über des Burschen krause Haare.

Da richtete sich Vincenz halb empor, haschte Sabis Hand, suchte mit heißen Blicken ihre Augen und stammelte: „Deandl! Deandl! Schau — ich weiß gar net, wie mir is! Kann's denn wahr sein, därf ich denn glauben —“ Die Sprache versagte ihm, mit leidenschaftlicher Heftigkeit drängte er Brust zu Brust und hob die Hände, um Sabis Haupt zu fassen. Doch als er die schwarze Binde fühlte, fuhr er zurück und schluchzte in leisen Worten: „O mein Gott, Schatzerl, mein Gott, sag' mir nur g'rad — thut's dir auch g'wiß nimmer weh, g'wiß nimmer?“

„Na, Vincenz, na, gar net a bißl mehr“, lächelte Sabi. „Es is ja schon bald wieder gut, und kannst ja schier gar nix mehr sehen davon. Da — schau — kannst dich ja überzeugen —“

Sie wollte die Binde vom Auge lösen, Vincenz aber fesselte ihre Hände und stotterte in Schreck und Sorge: „Na, na, um Gotteswillen laß, ich bitt' dich, Sabi — ich kann's net sehen jetzt, Sabi — jetzt net — ich kann net, Schatzerl, ich kann net!“

„Aber geh, schau, wenn ich dir doch sag', daß ich gar nix nimmer g'spür' und — g'wiß wahr — wenn ich mir von Anfang an hätt' denken können —“

Da verstummte sie und richtete lauschend den Kopf empor. „Jesus Maria — jetzt is gut —“ stammelte sie und sprang in zitterndem Schreck vom Stuhle.

„Sabi — Jesses na — was is denn?“ frug Vincenz mit flüsternden Worten, während er sich an Sabis Händen in die Höhe zog.

„Alles — alles is aus — d' Mutter — ich hör' d' Mutter auf der Stiegen!“

Vincenz erblaßte, und für einen Augenblick erstarrte ihm die Zunge. „Na — ah na — thu' dich net fürchten, Sabi,“ kam es dann in tonlosen Worten über seine Lippen gehastet, „ich laß mich schon finden — ich schon! Sag's ihr nur gleich, daß ich dich heiraten thu' — auf Ehr' und Seligkeit — aber sag's ihr nur gleich, ehvor s' dir an ungut's Wörtl geben kann.“

Lauschend schwieg der Bursche, und da vernahm auch er die schlürfenden Tritte, welche über die Treppe emporkamen und nun verstummten, als bliebe die Lentnerin draußen vor der Thüre horchend stehen.

Jetzt legte sich eine Hand auf die Klinke, das Schloß erknirschte, und langsam öffnete sich die Thüre. Auf der Schwelle erschien Sabis Mutter, in der Hand ein Kerzenlicht, dessen züngelnde Flamme die nachlässig gekleidete Gestalt und die vor Staunen und Zorn versteinerten Züge der Alten grell beleuchtete.

Eine Weile verblieb sie sprachlos, und als könnte sie noch immer nicht für Wahrheit nehmen, was sie da gewahren mußte, so ließ sie die Blicke zwischen Sabi und Vincenz hin- und widergleiten, welche mit verschlungenen Händen standen, Schulter an Schulter gedrängt, als wollte eines das andere vor dem drohenden Ungewitter beschirmen, das sich auf der Stirne der Lentnerin in finsteren Furchen zu sammeln schien.

Jetzt zitterte ein herbes, zorniges Lachen von ihren erblaßten Lippen, und mit nickendem Kopfe stieß sie die Worte vor sich hin: „O Klammerer! Klammerer!“ Sie mochte sich wohl des Gleichnisses von dem stillen Vogel erinnert haben, das ihr der kluge Alte vor wenigen Tagen mit Bezug auf Sabi vorgehalten hatte.

Vincenz machte verdutzte Augen; doch als er die Lentnerin tiefer in die Stube treten sah, stieß er Sabi

mit dem Ellbogen an und stotterte: „So sag's ihr — sag's ihr doch —"

Er wollte weitersprechen, aber ein vernichtender Blick der Lentnerin machte ihn verstummen. Und während sie ihn so mit zornfunkelnden Augen vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete, zuckten ihre festgeschlossenen Lippen, als müßte sie sich Gewalt anthun, um die Worte zurückzuhalten, von denen ihr Mund wohl gerne übergeflossen wäre. Dann atmete sie schwer, nickte mit dem Kopfe und wandte sich, gleichsam mit lautwerdender Sprache die im stillen an Vincenz gehaltene Rede fortsetzend, mit den bebenden Worten an Sabi: „Und du — so 'was kannst du mir anthun? Und du willst mein' Tochter heißen —"

„Mutter!" schrie Sabi auf und zuckte zusammen, als wäre sie selbst vor dem scharfen Laute dieses Wortes erschrocken. „Mutter", wiederholte sie zögernd und tonlos, „ich hätt' g'meint, du kennst mich net erst seit gestern — und — und ich hätt' mir 'denkt, dein erst's Wort jetzt sollt' a Frag' sein und net a Vorwurf! Aber no — jetzt muß ich dir halt ung'fragt alles sagen — aber — ich mein', das redt sich zwischen uns zwei allein leichter ab als unter uns drei." Fester schlossen sich ihre Finger um die Hand des Burschen, die sie seit dem Eintritt der Mutter keinen Augenblick aus der ihren gelassen hatte. „Komm, Bua, laß dich führen!" sagte sie, nahm der Mutter, die vor Erregung und Verblüffung keines Wortes mächtig war, den Leuchter aus der Hand, schob sie mit dem Arm beiseite und zog an ihr vorüber den Geliebten der Thüre zu.

Willenlos folgte Vincenz, welcher kaum wußte, wie ihm geschah. Er schien erst zur Besinnung zu kommen, als Sabi drunten im Flur an der Hausthüre den Riegel zurückstieß. „Na, na, Sabi, jetzt geh' ich net," platzte er heraus, „jetzt laß ich dich net allein! Dein' Mutter is voller Zorn —"

„Mußt dich net sorgen," tröstete Sabi, „ich mit meiner Mutter komm' schon z'recht, und um so leichter, wenn ich mit ihr allein bin. Also geh, Bua, geh — und b'hüt' dich Gott für heut'!" Sie stellte den Leuchter in den Treppenwinkel und öffnete ein wenig die Thüre.

„Sabi, Sabi!" stammelte Vincenz, ohne sich vom Fleck zu rühren; nur die Arme hob er, ließ sie aber gleich wieder sinken. Doch wenn er auch die Bitte, die er gerne ausgesprochen hätte, nicht über die Lippen brachte — Sabi las sie aus seinen feuchten Augen; und als sie nun die Arme um seine Schultern schlang und ihn auf die Lippen küßte, daß es ordentlich von den Flurwänden ein Echo gab, da kam auch dem Burschen der lachende Mut, herzhaft griff er zu, und es setzte ein Halsen und Küssen, als hätt' es einen Abschied fürs Leben gegolten.

Als sie einmal voneinander ließen, um nötigen Atem zu schöpfen, raffte sich Vincenz zu der etwas überflüssigen Frage auf: „Ja Sabi, han, sag', ja is denn auch wahr? Hast mich denn g'wiß und wahrhaftig gern?"

„Ja, ja, ja," lachte und weinte die Dirne, „und vor Jahr und Tag schon hätt'st mich fragen können, und hätt'st auch nix anders g'hört als ja und ja!" Doch brachte sie die letzten Worte nicht mehr zu deutlicher Geltung, denn die Lippen des Burschen hatten ihr schon wieder den Mund verschlossen.

Ein Geräusch von Schritten, das sich auf der Höhe der Treppe vernehmen ließ, trennte die beiden, und ehe sich's Vincenz versah, fühlte er sich mit nachdrücklicher Eile zur Thüre hinausgeschoben. „B'hüt' dich Gott, mein Bua, und unser Herrgott soll geben, daß uns alles gut 'nausgeht!" hörte er Sabi noch flüstern, dann schloß sich vor ihm die schwere Thüre, und er hörte nur noch leise den Riegel klirren.

Einige Augenblicke stand er wie betäubt. Er wollte sich der Straße zuwenden, aber wie unter einem furchtsamen Bedenken machte er plötzlich kehrt und flüchtete gegen die Tiefe des Wiesengartens. Dort verweilte er unter einem Baume, horchte aufmerksam in die Runde und spähte mit besorgten Blicken nach den östlichen Bergen, über deren waldigen Kuppen sich schon der erste fahle Schein des kommenden Tages zeigte. Der Frühwind, der über die Halden herniederwehte, zauste ihm das Haar und brachte ihm den vergessenen Hut in Erinnerung. Eilenden Schrittes umschlich er das Haus und fand im Gärtchen ohne Mühe, was er suchte. Als er sich schon wieder der Rückseite des Hauses zuwenden wollte, sah er eines der ebenerdigen Fenster schwach erleuchtet. Lautlos huschte er hinzu und blickte in die Wohnstube, in welcher Sabi auf der Holzbank vor dem Tische saß; sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, das Kinn auf die Brust geneigt und sprach in hastigen, doch für den Lauscher vor dem Fenster unverständlichen Worten. Vor ihr stand die Lentnerin, mit der Faust auf den Tisch gestützt, den Kopf in aufmerksamer Spannung vorgestreckt und tiefe Kümmernis in den erregten Zügen.

Nun schien es, als wäre Sabi mit dem zu Ende, was sie der Mutter zu sagen hatte; sie strich die beiden Hände über die Schläfe und schaute mit einem scheuen, flehenden Blick zu der Mutter auf; da setzte sich die Lentnerin an Sabis Seite, zog des Mädchens Kopf an ihre Brust und streichelte, wie es den Anschein hatte, unter herzlich tröstenden Worten das braune Haar ihres Kindes.

Als Vincenz dies gewahrte, schwellte ein Seufzer der Erleichterung seine Brust; es mochte für ihn eine freudige Beruhigung sein, die Geliebte mit der Mutter versöhnt zu wissen. Doch erschreckte ihn wieder die falbe Morgendämmerung, welche von den Bergen inzwischen über das Thal herniedergeflossen war. Mit langen Schritten huschte er hinter das Haus, wobei ihn ein Stolpern über die im Grase liegende Leiter fast zu Fall gebracht hätte, floh durch den Garten und suchte auf weitem Umweg die Rückseite des Bohnerhofes zu gewinnen. Als er hier durch die Obstbäume beim grauen Frühlicht des Morgens die weißen Mauern des elterlichen Hauses gewahrte, stieg plötzlich ein erschreckendes Bedenken in ihm auf, das ihm bei der Erregung der vergangenen Stunden und im Taumel des unerwarteten Glückes keinen Augenblick in den Sinn gekommen war. Er schob den Hut in die Stirne, fuhr sich mit beiden Händen in die Haare und murmelte mit zögernden Worten vor sich hin: „Jesus Maria — der Vater! Was wird der Vater sagen!" Dabei ließ der trostlose

Ausdruck seines Gesichtes deutlich erkennen, daß er darüber, was der Vater sagen würde, durchaus nicht im unklaren war.

Lange stand er in grübelndem Sinnen, ohne daß sich die trübe Wolke verflüchtigte, die sich auf seine Stirne gelagert hatte. Aufseufzend näherte er sich endlich der Thüre und betrat das Haus, achtsam jedes Geräusch vermeidend. Als er seine Kammer erreichte, setzte er sich an das offene Fenster und starrte unablässig hinüber nach dem Lentnerhäuschen, an welchem die Scheiben des Giebelfensters schon geschlossen waren.

Allmählich wurde es lichter und lichter über den Dächern, überall in der Runde begannen die Hähne zu krähen, Hunde schlugen an, bald näher und bald wieder ferner ließ sich das Brüllen eines Rindes vernehmen, und langsam erwachte das Dorf aus seinem stillen Schlafe.

Und je heller sich draußen der junge Tag erhob, desto mehr verwandelte sich die Trostlosigkeit in den Zügen des Burschen zu einem entschlossenen Trotze. Endlich sprang er auf, als wäre ihm plötzlich ein rettender Gedanke gekommen. In ungeduldiger Hast vertauschte er das sonntägliche Gewand mit dem Werktagskleide, und nachdem er noch die Kissen des unberührten Lagers durcheinander geworfen hatte, stieg er in den Hof hinunter, in welchem sich das Gesinde bereits zur Arbeit schickte. Pfeifend oder mit halblauter Stimme singend ging er seiner gewohnten Beschäftigung nach, und als er sich gegen sieben Uhr mit dem Vater und den Dienstboten bei der Morgensuppe zusammenfand, redete er laut und viel über die nötigen Verrichtungen des Tages. Dabei schien er es mit besonderer Freude zu vernehmen, als ihm der Vater den Auftrag gab, im Walde draußen die Holzknechte zu suchen und ihnen neue Arbeitsweisung zu bringen. Das Morgengebet war kaum gesprochen, da griff er schon nach Hut und Bergstock und eilte aus dem Hause. Mit steifem Nacken ging er am Lentnerhäuschen vorüber, wobei er sich aber freilich die Augen fast aus dem Kopfe drehte. Helle Freudenröte schoß ihm in die Wangen, als er droben am Giebelfenster die Geliebte stehen sah, die ihm mit einem leisen Nicken des schmucken, von der schwarzen Binde befreiten Köpfchens einen heimlichen Gruß herunterschickte.

Mit hurtigen Schritten durchmaß er das Dorf, verlor sich hinter den letzten Gehöften zwischen Wiesen und Feldern und lenkte über sanft ansteigendes Gelände einem kleinen Hause zu, das hart am Waldsaum tief versteckt lag unter sonnbeglänztem Laubwerk.

Buschige Haselnußhecken umzogen hier einen Garten von mäßiger Größe. Ein üppiges, dunkelgrünes Gras hielt den Grund überwuchert, auf welchem uralte Linden und Kastanien mit den verschiedensten, sorgsam gepflegten Obstbäumen wechselten. Im Schatten eines dieser Bäume stand ein morscher Pumpbrunnen, von dessen Röhre ein gelbliches Moos in langen Fransen niederhing. Die dem Walde zunächst liegende Ecke, etwa der vierte Teil des ganzen Raumes, diente als eigentlicher Garten, in welchem die mit Grünzeug, Gemüsen, Hülsenfrüchten und Kartoffeln bestellten Beete von schmalen Blumenrabatten eingesäumt und mit kleinen, halbkreisförmig gebogenen Haselnußstäben umzäunt waren. Nahe dabei, inmitten eines saubergehaltenen, glattgetretenen Lehmgrundes von hellgrauer Farbe erhob sich das kleine Haus, dessen Mauern bis unter das rauchgeschwärzte, mit verwitterten Felsbrocken beschwerte Schindeldach dicht überwachsen waren von Gaisblatt, wildem Wein und buntblühenden Winden. In dieser grünen Umhüllung konnte man die Fenster kaum ersehen, da ihre Brüstungen noch mit enggereihten Blumentöpfen bestellt waren. Nur rings um die niedere Thüre war die Mauer frei von Ranken und Geschling; hier aber verschwand sie unter einer ganzen Guirlande der verschiedenartigsten Vogelkäfige, hinter deren Gitterwänden ein buntes und lautes Leben herrschte. Da pfiff der Gimpel sein mühsam erlerntes Lied, da flöteten die Staren ihre langgezogenen Weisen, die Lerchen trillerten in hellen Tönen, es schlugen die Finken mit sanftem Klang, die Amseln und Drosseln schmetterten ihren lauten Ruf, schüchtern zwitscherten die Grasmücken und Rotkehlchen, und während die Schwarzblättchen ihr lustiges Schnalzen vernehmen ließen, gurrten die Turteltauben den Baß zu diesem Vogelchor. Zu all diesem durcheinander schwirrenden Gesange mischte sich noch das hastige Rasseln, mit welchem die Vögel ihre Schnäbel an dem Gitter wetzten, mischte sich das unablässige Tick und Tack, mit welchem sie rastlos hin- und widerhüpften über die Sprossen und Stäbe. —

Hier war die Heimstätte des Klammerers.

Vor dem Hause, auf einer blank gesessenen Steinbank, ruhte der Alte in Hemdärmeln, mit nackten Füßen und überschlagenen Beinen; und während er mit seinen „ungeraden Fingern" das qualmende Pfeiflein regierte, schaute er mit aufmerksamen Augen auf die emsigen Wichtlein nieder, welche vor ihm auf dem lehmigen Grunde für die bescheidene Notdurft seines Lebens wirkten.

Da war, etwa drei Schritte im Durchmesser haltend, in Kreisform ein schmaler, mit Wasser gefüllter Graben gezogen. In der Mitte des Kreises befand sich eine schüsselartige Mulde, welche kreuzweis gelegte grüne Zweige leicht überdeckten. Der ganze Raum zwischen Mulde und Graben war dicht überstreut mit einem Gemisch von dürren Tannennadeln und weißen Ameisenpuppen — mit der Beute, die der Klammerer in dem leinenen Sacke, der nun geleert beiseite lag, von seinen allmorgenlichen Waldgängen nach Hause brachte. Soviel Mühe aber auch das Auffinden und Ausnehmen der Ameisenbaue und das Schleppen des schwer beladenen Sackes ihm bereitete, so geringe Sorge machte ihm das Sondern und Säubern der für den Verkauf bestimmten Eier. Diese Mühe nahmen ihm die tausend und abertausend Ameisen ab, die, von dem unüberschreitbaren Wasser eingeschlossen, über dem ganzen Ringe in Hast und Eile durcheinander kribbelten und in rührender Elternsorge aus dem krausen Wust der Tannennadeln die zahllosen Puppen hervorzerrten, für deren Bergung sie kein anderes Plätzchen zu finden wußten, als jene mit Blättern überdeckte Mulde. War auf solche Weise nach Stunden und Stunden die letzte der Puppen aus dem Ringe ver-

schwunden, so brauchte der Klammerer nur die grünen Zweige aufzudecken und die reinlich gesammelten Eier aus der Grube in seine Holzschachtel zu füllen. Dann schöpfte er auch das Wasser aus dem Graben, und die tausend winzigen Arbeiter konnten frei ihres Weges ziehen. Das währte aber so seine Zeit, bis sie den Weg zur Heimat, den Weg zum Walde wiederfanden. Auf der Suche nach diesem Wege rannten sie nach allen Richtungen auseinander, durchkrabbelten in langen Karawanen das Gras und die Blumen, reisten in Scharen über alle Bäume auf und nieder, umzogen den Sockel des Hauses und kletterten an allen Wänden empor. Durch Thür und Fenster fanden sie ihre Straße in Stube und Kammer, über Stühle, Bänke und Tische ging ihr Weg, sie krochen durch die Klumsen der Truhen und Kästen und machten sich für wechselnde Zeiten heimisch in des Klammerers Bett und Kleidern.

Aber was kümmerte das den Alten! An das „Beißen" hatte er sich im Laufe der Jahre gewöhnt, im Kratzen besaß er trotz seiner ungeraden Finger eine genügende Fertigkeit, und überdies sah er mit gutmütiger Dankbarkeit in den „kleinen Teuferln" seine fleißigen „Brotväter", nicht seine lästigen Quälgeister.

Diese freundliche Gesinnung, die er den so emsig für ihn schaffenden Tierchen gegenüber hegte, lächelte auch jetzt aus den Blicken, mit denen er das rastlose Gekribbel zu seinen Füßen betrachtete. Ueber dieser eifrigen Beobachtung und bei dem lauten Gesange seiner Vögel überhörte er völlig die näherkommenden Schritte seines jungen Freundes, und nicht eher blickte er auf, ehe nicht Vincenz vor ihm stand und ihn anrief mit lautem Gruße.

„Ja grüß' dich Gott, Bua," lachte der Alte, erhob sich geschäftig und schob die Pfeife zwischen die Zähne, um dem Burschen zum Willkomm die Rechte reichen zu können. „Das freut mich schon, daß dich wieder amal bei mir heraußen anschau'n laßt! Schnell hast dir mein' Mahnung z'Herzen g'nommen! Oder bringst mir 'leicht gar a b'sondere Neuigkeit?" Dabei zeigte sich ein so verschmitztes Blinzeln in den Augen des Klammerers, als hätte er eine kleine Ahnung, daß er mit dieser Frage nicht ganz im Unrecht wäre.

„A Neuigkeit! Ah na — gar net!" erwiderte Vincenz und schaute seitwärts unter die Bäume, als hätte er die verräterische Glut gefühlt und verbergen wollen, die ihm bei der Frage des Alten in die Wangen schoß. „Weißt, bei die Holzknecht' draußen muß ich an Arbeit ansagen, und weil mich der Weg in deiner Näh' vorbeig'führt hat, d'rum hab' ich mir 'denkt: schaust halt a bißl 'rein da, was er macht, der Klammerer!"

„No, da freut's mich ja nachher doppelt, wann wegen nix als um meinetwegen herkommst," schmunzelte der Alte und fuhr sich mit dem Pfeifenkolben unter die rechte Schulter. „Aber geh, setz dich a bißl her, im Sitzen redt man sich allweil leichter." Er wischte achtsam die Ameisen von der Bank, wozu er einen Habichtsflügel benützte, der für solchen Gebrauch nahebei in den grünen Reben steckte.

Dann setzten sie sich und begannen von allerlei Dingen zu reden. Vom Wetter kamen sie auf den Stand der Felder zu sprechen, von diesem auf die Aussichten des Herbstes. Darnach prophezeite der Klammerer einen frühen und schneereichen Winter und führte als Beleg seiner Prophezie das frühzeitige Erscheinen der Waldschwämme an, sowie die starke und langwährende Blüte des Heidekrautes. Das emsige Treiben der Ameisen gab weiteren Stoff zum Gespräche, und vom Vogelfutter kam natürlicherweise die Rede auf die Vögel. Der Alte erzählte lustige und kluge Geschichten von seinen Pfleglingen, und schließlich mußte ihm Vincenz zu den Käfigen folgen, wozu der Bursche gerne bereit war, denn er hatte, da die wandernden Ameisen geringen Respekt vor dem Habichtsflügel zeigten, auf der Steinbank ein unbehagliches Verweilen. Die Staren und der Gimpel pfiffen nun auf ein Zeichen des Klammerers die erlernten Weisen: „Die Wacht am Rhein", den „Neubayrischen", und das Lied vom Wendelstein. Mit ganz besonderem Stolze produzierte der Alte seine Lieblingsschülerin, eine Drossel von selten schöner Zeichnung. Im Käfig dieses Vogels war ein kleines, hölzernes Tretrad angebracht; um die Walze desselben lief eine dünne Schnur, welche durch den Boden des Käfigs ging und an ihrem Ende einen winzigen, mit Wasser gefüllten Eimer trug. Der Klammerer schob in den Käfig ein Tröglein mit frischem Futter, welches der Vogel begierig annahm; und kaum er sich gesättigt hatte, flatterte er in das Tretrad und brachte es durch hastiges Hüpfen in rasche Drehung; dadurch wurde die Schnur auf die Walze gewunden und der Eimer in die Höhe gezogen; nun hielt der Vogel mit staunenswertem Geschick das Rad im Gleichgewicht, trank von dem Wasser und flatterte dann in den Käfig zurück, während das Eimerchen wieder in die Tiefe schnurrte.

Vincenz kargte nicht mit seinem Lobe, und als sie zusammen wieder auf der Steinbank saßen, ließ er sich des genauen erklären, auf welche Weise der Klammerer dem Tierchen dieses Kunststück beigebracht hätte. Darauf redeten sie aufs neue so hin und her, von diesem und jenem. Häufiger und häufiger stockte das Gespräch, und immer infolge einer seltsamen Zerstreutheit des Burschen. Während solcher Pausen schaute der Klammerer mit zwinkernden Augen zu Vincenz auf, und machte eine Miene, als wäre er irgend einer besonderen Mitteilung gewärtig.

Endlich platzte Vincenz heraus: „Du, Klammerer — ich — ich muß dir 'was sagen."

„No schau, das denk' ich mir schon allweil," schmunzelte der Alte und rückte näher. „Also, mach' weiter, 'raus damit."

Eine kurze Weile saß Vincenz mit herbgeschlossenem Munde, dann fuhr es ihm in heftigen Worten über die Lippen: „D' Lentnersabi hab' ich gern — und — und du mußt mir helfen, daß der Vater Ja sagt."

Da schoß der Klammerer in die Höhe, als hätte er Feuer auf der Bank gefühlt. Einen Augenblick stand er wie erstarrt, dann schlug er den Arm mit der Pfeife seitwärts in die Luft, duckte den Kopf in den Nacken und brach in helles Gelächter aus. Es war unverkenn-

bar, daß er mit diesem Lachen die Art und Weise nachzuahmen suchte, in welcher Vincenz vor wenigen Tagen jene Worte des Alten aufgenommen hatte: „Kreuzstarenkabel! Das gäb' dir a Paarl: du und d' Sabi! Der könnt' sich sehen lassen, der das füreinander brächt'."

„Du, ich sag' dir's, da is fein gar nix zum Lachen!" fuhr Vincenz beleidigt auf. „Rat' mir lieber zum guten — is g'scheiter, als wie das dumme G'lachter da! Du bist ja selber auch mit schuld dran, daß alles so 'kommen is. Ich von mir selber aus hätt' nie net an d' Sabi denkt — du hast mir s' eing'redt, ja, und von derselbigen Stund' hat's ang'fangt. Und jetzt sitz' ich da mit meiner Lieb' wie der Vogel auf der Leimruten, und wann du mir kein' Rat net weißt, nachher weiß ich mir auch nimmer z' helfen."

Mit Mühe bezwang der Klammerer seine Lachlust. „Na, jetzt da legst dich nieder! So 'was, na, so 'was!" staunte er, doch lag dabei das Staunen nur im Ton seiner Stimme, während der Ausdruck seines vergnüglich schmunzelnden Gesichtes beinahe verraten wollte, als hätte eine in seinem Innern still gehegte Hoffnung durch das Geständnis des Burschen willkommene Erfüllung gefunden. „Aber sag', was muß denn da alles g'schehen sein! So kann dich ja dengerst d' Lieb' net ang'fallen haben, wie der Regen aus 'm Himmel fallt! Verzähl' doch, geh, verzähl'!" Mit ermunternden Blicken zwinkerte er den Burschen an und setzte sich dicht an seine Seite.

Anfangs in verlegen zögernden Worten, dann in fliegender Rede erzählte Vincenz die Geschichte dieser letzten Tage, die Geschichte der verwichenen Nacht. In Neugier und Spannung lauschte der Klammerer und hatte dabei kein Auge für das komische Bild, welches Vincenz durch sein ganzes Gebaren verursachte. Denn während er unter lebhaften Gesten erzählte, während all die Empfindungen, welche seine Worte begleiteten, Eifer, Sehnsucht, Leidenschaft, Vorwurf, Reue, deutlich in seinen Zügen sich spiegelten, während er, neubewegt durch die frische Erinnerung, bald lachte und bald wieder Thränen vergoß, führte er zugleich, und fast ohne zu wissen, daß er es that, einen hartnäckigen Kampf mit den Ameisen, auf die er eine ganz besondere Anziehungskraft auszuüben schien. Auf seinem ganzen Körper fuchtelte er mit den Händen umher — und während er erzählte, was er zu Sabi, was Sabi zu ihm gesprochen, platzte er oft mitten in die angeführte Rede mit Worten des Abscheus oder der Wut hinein, die den kleinen Quälgeistern galten, manchmal aber mit der vorausgehenden und folgenden Rede einen ganz unglaublichen Zusammenhang ergaben.

Als Vincenz seinen Bericht zu Ende gebracht hatte, saß der Klammerer schweigend und nickte mit dem weißen Kopfe nachdenklich vor sich hin. Dann sagte er: „No schau, wie mich das freut, daß alles so 'kommen is, das kannst mir schiergar net glauben! Aber — aber das muß ich dir freilich zub'stehen — an harten Kampf wird's geben mit dei'm Vatern. Das wird Beißen kosten, bis der sein Ja und Amen sagt. In der Güt' wenn du's probieren möchtest, das wär' für's Griechenland — und mit der G'walt geht's noch weniger. Da muß halt nachher a bißl a G'scheitheit helfen. Aber — geh, komm," er erhob sich und zog den Burschen am Arm in die Höhe, „a g'scheiter Rat, der wachst net auf trockenem Boden. Geh, komm a bißl mit 'rein in d' Stuben. Ich hab' noch a paar Flascherln Bier in der Kellergruben liegen, die trinken wir jetzt miteinander, und da wird uns schon 'was einfallen dabei! Komm, Bua, komm!"

Geschäftig eilte er voran in das Haus, während ihm Vincenz mit einer nicht besonders hoffnungsmutigen Miene folgte.

Nach kurzer Weile erschien der Klammerer wieder unter der Thüre, in der Hand zwei deckellose Gläser, die er unter dem plätschernden Strahl des Brunnens sauber schwenkte. Dabei achtete er gar wenig auf diese Verrichtung, sondern schaute mit nachdenklichen Augen und nickendem Kopfe vor sich nieder. Plötzlich ging es wie ein Blitz über sein Gesicht. „Vincenz!" fuhr er mit kreischender Stimme in die Höhe, „ich hab's! Ich hab's!" Ohne sich Zeit zu lassen, das Schwenkwasser völlig aus den Gläsern zu gießen, stürzte er der Thüre zu, so daß die Vögel, als sie den Alten so einhergeschossen kommen sahen, ängstlich durcheinander flatterten. Und es währte geraume Zeit, bis in all den Käfigen der vielstimmige Chor wie früher wieder in vollem Gange war.

Wohl eine Stunde mochte verstrichen sein, als der Klammerer und Vincenz Hand in Hand aus dem Hause traten.

„Wenn nur auch alles so 'nausgeht, wie dir's aus'denkt hast!" meinte der Bursche seufzend.

„No, jetzt müssen wir's halt amal probieren!" lächelte der Alte. „Auf'm g'raden Weg bringst dein' Vatern zu nix, das is amal g'wiß! Aber wie ich die Sach' jetzt im Wind hab', mein' ich dengerst, es sollt' sich alles ineinander schicken. Mußt dir halt jetzt a bißl G'walt anlegen und mußt dich in allem nach dem halten, was ich dir g'sagt hab'. G'rad mit ei'm Augenwinker wann dich verratst, nachher is alles umsonst. Denn das is a Feiner, dein Vater! Mit der Sabi und ihrer Mutter will ich nachher heut' schon noch reden, damit alles schön aufeinander paßt. Da taugt's mir g'rad, daß ich ihr 's Fensterg'lander 'neintragen muß, wo ich gestern mit 'rausg'nommen hab'. Und — geh weiter, mach' kein so G'sicht net! Frisch müssen wir's anpacken, nachher wird sich schon alles machen! Jetzt aber b'hüt' dich Gott, und tummel' dich, daß ins Holz 'naus kommst, damit dei'm Vatern net gar z' lang ausbleibst. B'hüt' dich Gott!"

Obwohl der Klammerer unter diesen Worten den Burschen schon gegen den Zaun hindrängte, ging der Abschied doch nicht allzurasch von statten. Vincenz äußerte über das Gelingen des geheimen Unternehmens immer neue Zweifel, und der Alte wurde nicht müde, dieselben zu beschwichtigen; immer auch ließ sich der Bursche die empfangenen Verhaltungsmaßregeln wiederholen. Schließlich verlor der Alte doch die Geduld; unter scheltenden Worten puffte er den Zweifler auf den Feldweg hinaus, schlug das Gatterthürchen zu und kehrte zu seiner Steinbank zurück. Mit erhobenem Kopfe lauschte er den verhallenden Schritten des Burschen

und bückte sich dann mit einem seelenvergnügten Kichern zur Erde, um zu sehen, wie weit die Arbeit der Ameisen gediehen wäre.

Vincenz hörte dieses Kichern nicht mehr; er hatte bereits den Waldsaum betreten und eilte, um die versäumte Zeit und den Umweg einzuholen, überhastigen Ganges seinem Ziele zu.

Gegen Mittag kam er nach Hause, und da konnte er vom Hofe aus mit ansehen, wie der Klammerer drüben vor dem Lentnerhäuschen auf der Leiter stand und unter Sabis Beihilfe das reparierte Blumengeländer wieder am Giebelfenster befestigte. Auch der alte Bohner war Zeuge dieses Vorganges, winkte mit dem Kinne nach dem Alten hinüber und brummte: „Der muß auch sein' Zeit im Straßengraben g'funden haben, daß er denen da drüben allweil den Hanswurstl machen kann!"

„Ja, da hast recht, könnt' ihm auch 'was G'scheiters einfallen!" pflichtete Vincenz bei. „Aber mein, er is halt a guter Lapp, und das nutzen die zwei da drüben g'hörig aus! Die zwei, die haben's faustdick hinter die Ohren!" Und im Anschluß an diese Meinung begann er, zumeist in Worten, die er zu dutzendmalen vom Vater gehört hatte, über die Lentnerischen in einer Weise loszuziehen, wie es der Bohner selbst bislang kaum in seiner giftigsten Laune fertig gebracht hatte.

Mit verdutzten Augen schaute der Alte auf seinen Buben; er wußte offenbar im ersten Augenblick nicht, wie er sich dieser neuen Erscheinung gegenüber verhalten sollte. Denn es war bisher nicht des Burschen Art gewesen, den Lentnerischen gegenüber in den Ton des Vaters einzustimmen. „Ich wär' schon z' stolz dazu, als daß ich mein' Aerger zeigen möcht'!" So oder so ähnlich hatte sich Vincenz zumeist geäußert, wenn sich der Vater im Zorne über die vermeinte Schmälerung seiner angestammten Fuhrmannsrechte allzuweit hatte fortreißen lassen.

Gar häufig war der Bohner über die „nobelthuige" Lauheit seines Sohnes in böse Laune geraten. Und nun! Was mochte diese Wandlung bei Vincenz veranlaßt haben? Der Bohner zog die Stirn in staunend nachdenkliche Falten. Schließlich schien ihm aber doch die Sache einer besonders anstrengenden Kopfarbeit nicht wert, er zuckte die Achseln und ging mit den brummenden Worten davon: „Gelt, siehst es amal ein — wird's dir halt auch amal z' dick mit der Zeit!"

Ein verstecktes Lächeln zuckte um die Lippen des Burschen. Er schien mit der Art und Weise, in welcher er seine Rolle eingeleitet hatte, zufrieden zu sein. Während des Nachmittags und am Abend fand er noch öfters Gelegenheit, diese neue Tonart anzuschlagen. Da geriet auch der Bohner nicht mehr in Verwunderung, er schien die Sache für selbstverständlich zu nehmen und zeigte eine Art von freudiger Bewegung darüber, daß er nun in dem Sohne einen lungenkräftigen Partner für seine periodischen Wutausbrüche gefunden hatte. Und so schimpften die beiden darauf los — das Sprichwort sagt: wie die Jochgeier. Doch schon am anderen Tage zeigte sich beim Bohner eine Erscheinung, die dem Beginn einer Reaktion nicht unähnlich sah. Er selbst war des Keifens und Scheltens niemals müde geworden; da er es aber nun die ganze Zeit von einem anderen hören mußte, belästigte es ihm die Ohren. Vincenz that es aber auch dem Vater gar zu treulich nach und füllte das Haus mit einem Spektakel, daß es sogar die geduldigen Wände hätten satt bekommen können, nicht nur die ungeduldigen Ohren des Bohners. Erst schnitt er nur ein unbehagliches Gesicht zu den endlosen Episteln des Sohnes, bis er schließlich losplatzte: „Jetzt hör' amal auf! Es is ja alles wahr — aber — der ganze Kopf brummt ei'm von der ewigen Schimpferei!" Das war aber für Vincenz nur Veranlassung, die Farben noch dicker aufzutragen. Als er nun gar in seine lärmenden Reden etwas wie versteckte Drohung mischte, als er von dem „Respekte" sprach, welchen er den beiden da drüben beibringen wollte, da war der Bohner nicht nur geärgert, er war beleidigt.

„Natürlich, du wenn kommst," spottete er, „du wirst gleich gar a Schmalz aus der Milli machen."

„So? So?" fuhr Vincenz auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich will nix reden. Aber — das sag' ich — die zwei, die sollen mich noch besser kennen lernen — die Alt' wie die Junge!" Dabei betonte er das „besser" in einer Weise, als hätte er damit sagen wollen, daß er sich den beiden, oder wenigstens der „Jungen", bereits von einer nicht besonders guten Seite gezeigt hätte.

Der Bohner schien auch eine Frage auf den Lippen zu haben; Vincenz aber schoß zur Stube hinaus und schlug die Thüre zu, daß die Wände zitterten. Doch sollte der Bohner am anderen Tage, der ein hoher Festtag war, auf eine ihn recht verblüffende Weise erfahren, was hinter dieser merkwürdigen Betonung steckte. Es war an diesem Tage für die Stunde nach der Vesper der Gemeinderat zusammenberufen worden; wie dann die weisen Räte nach hitzigem Kampfe auseinandergingen, machte der reiche Sommerbichler, der mit dem Bohner den gleichen Heimweg hatte, allerlei Anspielungen, die der Bohner mit dem besten Willen nicht zu verstehen wußte, so daß er schließlich mit zornigen Worten frug: „Was is jetzt das für a G'red'? G'rad 'raus sag' mir's mit offene Wort'! Was g'fallt dir net? Was, meinst, daß net recht wär'? Was, glaubst, wird d' Leut verdrießen — sogar meine besten Freund'?"

„Was? Da scheint mir ja gar, du weißt noch net amal 'was davon!" erwiderte der Sommerbichler mit zögernden Worten. „Jetzt das wenn ich g'wußt hätt', nachher hätt' ich net davon ang'fangt. Aber no — da muß ich dir jetzt dengerst alles sagen — und — ich mein', es is zu dei'm eignen Nutzen, daß du's erfahrst. Weißt, heut' nach der Kirchen is dein Vincenz mit die andern Burschen so bei'nander g'standen. Im Dischkurs nachher is d' Red' aufs Lentnerdeandl 'kommen, und da hat dein Bua a Schimpferei über deine Nachbarsleut' ang'fangt, daß 's nimmer schön war. Ja, und g'rad groß'than hat er damit, wie er das arme Deandl aus'zahlt hätt' — am letzten Botentag — im Sigsdorfer Hölzl draußen — g'rad über's G'sicht aus hätt' er's g'haut mit der Geißel, weißt, weil's Deandl im Ung'schick an sein' Wagen ang'fahren is. Und das kann ich dir sagen — ich bin zwar net

g'fragt worden um mein' Meinung — aber — ich denk' halt auch wie mancher andere, daß so 'was dengerst a bißl gar z'scharf is."

Der Bohner wurde rot und blaß, als er den Sommerbichler so reden hörte. Der schwieg nun eine Weile, als warte er auf eine Antwort, und sprach dann mit etwas spitzklingenden Worten weiter: „No ja, und das kannst dir denken, daß sich so 'was gleich umg'redt hat im ganzen Ort. Bis um a Mittag 'rum hat man schon in alle Häuser davon g'redt. Die ewige Streiterei zwischen dir und der Alten, die hat man sich noch g'fallen lassen, aber — aber z'letzt fragt sich halt a jeder, was denn das arme Deandl verschuldt hat gegen euch. Ich mein' allweil, Bohner, die Sach' wird a bös Blut geben unter die Leut' — und — wirst es sehen, es wird dir manchen abspenstig machen, der allweil noch auf deiner Seiten g'wesen is."

Verlegenheit und ehrlicher Unmut hatten in den Zügen des Bohners miteinander gewechselt. Doch bei den letzten Worten des Sommerbichlers überzog die dunkle Röte einer jähzornigen Wallung sein Gesicht, und mit heftiger Stimme fuhr er auf:

„So? Und du! Bist 'leicht du auch einer von dieselbigen, die sich so gar 'leicht abspenstig machen lassen?"

Ein seltsames Zucken ging über das furchige Gesicht des Sommerbichlers; er mochte wohl für seine Mitteilung und Mahnung von seiten des Bohners ein Wort des Dankes oder sonst eine freundliche Rede erwartet haben; statt dessen erntete er etwas, was einer Grobheit nicht unähnlich sah, und da hob er langsam die Schultern und meinte mit zögernden, ein wenig spöttisch klingenden Worten:

„No — am End' kann's a jeder machen, wie er mag — und — man is ja sei'm Fuhrmann dengerst net zuprotokolliert. Drum weißt, wer die Leut' g'fallen will, muß sich nach die Leut' ihrem Gusto g'wanden. Ja — und deswegen könnt's dir net schaden, wenn dein' Buben a bißl kuranzen thätst. Und wenn dir's auch net im Ernst drum z'thun is, nachher thust es halt schandenhalber, weißt, damit sich d' Leut' net am End' gar denken, daß du der nämliche Lümmel bist, als wie dein Bua! B'hüt' dich Gott, gelt!"

Der Sommerbichler nickte, rückte den Hut und stapfte davon, während der Bohner wie angewurzelt inmitten der Straße stand, mit zitternden Backen und zuckenden Fäusten.

„No wart'! No wart'!" so drohte er endlich und hob die Fäuste; doch schnitt er dazu ein Gesicht, als wüßte er selbst nicht recht, wem diese Drohung vermeint war — dem Sommerbichler oder einem anderen.

Mit langen, hastigen Schritten eilte er nach Hause, schoß im Vorübergehen einen zornfunkelnden Blick nach dem Lentnerhäuschen und rief, kaum er den Hof betreten hatte, mit lauter, grober Stimme nach seinem Sohne. Vincenz aber war nirgends zu finden; auch wollte ihn seit dem Mittagessen niemand gesehen haben. Dieser Umstand schürte wieder den Zorn des Bohners; unter scheltenden Worten schickte er die Hauserin nach dem Wirtshaus, um den „Loder" zu suchen. Eilig machte sich die Alte auf den Weg, um von der Kellnerin zu erfahren, daß sich Vincenz den ganzen Tag über nicht im Wirtshaus hätte blicken lassen. Auf dem Rückweg sah sie durch ein Seitengäßchen den Klammerer mit geschäftiger Hast einhergezappelt kommen. Mit beiden Händen haschte sie seinen flatternden Rockschoß und frug ihn nach Vincenz.

„Laß mich aus! Ich weiß nix! Ich hab' ihn net g'sehen!" knurrte der Klammerer die Alte an. „Und jetzt kann ich net lang daherstehen — laß mich aus — ich hab' kein' Zeit net." Damit riß er sich los und eilte davon.

Vor einem der nächsten Häuser blieb er stehen, betrachtete mit wägenden Blicken die Thüre, schüttelte den Kopf und rührte wieder die Beine. Ohne Zögern aber verschwand er in der Thüre des Nachbarhauses. Ein Viertelstündchen mochte es währen, dann kam er wieder zum Vorschein, mit befriedigter Miene und vergnüglichem Schmunzeln. Und das trieb er so weiter, beinahe von Haus zu Haus, das ganze Dorf entlang, bis ihn der sinkende Abend heimwärts trieb.

Als er zu Hause die niedere Stube betrat, fuhr ein Pärchen, das in zärtlicher Umarmung auf der Ofenbank saß, erschrocken auf. Der Klammerer mußte wohl wissen, wer die heimlichen Gäste waren, denn bei der tiefen Dämmerung, die in der Stube herrschte, hätte er die Gesichter der beiden nicht so rasch unterscheiden können. „Gehts, gehts, vor mir brauchts euch doch net schrecken und scheuchen!" kicherte er, indes er dem Paare seine ungeraden Finger bot. „Und gute Botschaft bring' ich, ja, ganz a gute! Es macht sich schier alles besser, als ich selber 'denkt hab'! Morgen werdts weiters net schauen miteinand'! No, und dein Vater erst, Vincenz, dein Vater erst, der wird Augen machen!"

„Geh weiter, so verzähl' doch!" mahnte Vincenz in Eifer und Erregung, während ihm Sabi mit etwas zaghafter Stimme sekundierte: „Ja, verzähl', ich bitt' dich gar schön!"

„Mein, was is denn da lang zum verzählen! Gut geht's, gut — das könnts nachher morgen schon sehen! Ich hab' mir aber meine Leut' schon darnach ausg'sucht — und an kein' hab' ich mich g'wendt, wo ich bloß a bißl 'denkt hab', er könnt' sich net dazu brauchen lassen. Ja — und 'grad bei a drei oder viere hab' ich alles offen sagen müssen. Von die andern aber, da hat mir's der ein' versprochen aus Freundschaft für mich, der ander' aus Wut über dich, Vincenz, und aus Mitleid mit der Sabi, weißt, wegen dei'm heutigen Reden, — und a paar andere wieder, die haben's versprochen aus Freud', weil s' dein' Vatern damit ärgern können — ja — und a jeder hat mir d' Hand und 's Wort drauf 'geben!"

„So 'was hätt' aber auch kein anderer z'sammbracht als wie du!" beteuerte Vincenz.

„Ja, ja, das glaub' ich dir selber!" lachte der Alte. „Aber jetzt mach', daß heimkommst! Dein Vater hat dich so wie so schon suchen lassen im ganzen Ort. Und du, Sabi, du wartst, bis dich dein' Mutter holt — sie kann nimmer lang ausbleiben!"

So sehr es nach diesen Worten dem Klammerer darum zu thun war, den Burschen aus dem Hause zu

bringen, so überstand er dennoch in bewundernswerter Geduld als schmunzelnder Zuschauer den nicht enden wollenden Abschied der beiden Verliebten.

Vincenz ging, und die Erinnerung an den zärtlich verplauderten Nachmittag kürzte ihm den Heimweg. Als er den Bohnerhof erreichte, lugte er vorsichtig durch eines der erleuchteten Fenster in die Stube. Beim Anblick des Vaters, der mit grimmigem Gesichte hinter dem Tische saß, lächelte er vergnügt vor sich hin: „Ahan! Mir scheint, es hat ihn schon!“ Im Flur aber gab er sich alle Mühe, eine recht verdrießliche Miene zu schneiden, und so betrat er die Stube, grüßte kaum und warf den Hut in einen Winkel.

„So? Kommst amal heim!“ hub der Bohner mit zornbebender Stimme zu schreien an, nachdem er den Burschen mit funkelnden Augen vom Kopf bis zu den Füßen gemustert hatte. „Is das auch an Art und Weis', daß man sich den ganzen Tag umtreibt wie a Vagabund: Oder — hast am End' heut' auch wieder a G'schäft mit der Geißel g'habt?“

„Was? Geißel? Was is jetzt das?“ fuhr Vincenz beleidigt auf; dann schwieg er einen Augenblick und lachte, als käme es ihm plötzlich in den Sinn, was der Vater mit diesen Worten meinte. „Ah so! Hast es schon erfahren? Mein, ich selber hätt 's dir auch noch g'sagt, denn — mögen auch die andern reden, was s' wollen — du wenigstens wirst mir doch recht geben — “

„Ich! Und recht geben? Bei so 'was!“ schrie der Bohner. „Na, mein Lieber! Da trag' ich ehnder den Donnerkeil an der Uhrketten, der mir's Haus derschlagt! Ich führ' mein' Streit mit 'm Recht in der Hand — aber net mit der Geißel! Und ich hab' alle richtigen Leut' auf meiner Seiten — was aber d'Leut' zu deiner G'waltthat sagen, das kannst hören, wo d' umfragst. Und ich hab's bloß mit der Alten da drüben z'schaffen — verstanden! Was geht denn aber uns das Deandl an, das an gar nix schuld is, und das bloß thut, was d'Mutter ihm schafft!“

„So? Und da soll ich mir 'leicht g'fallen lassen, daß mir so eine mit ihrem Pamperlfuhrwerk mitten 'nein fahrt in mein' Wagen!“

„Haut man denn aber da gleich mit der Geißel zu, du Lalle, du grober! Und wärst halt du nachher zur rechten Zeit ausg'wichen! So a Deandl, so a schwachs, hat freilich ihre Gäul' net in der Hand. Aber du sollst 's Fahren dengerst verstehn!“

„Was! Ich muß mir sagen lassen, daß ich net fahren könnt'?“

„Ja, und nochmal sag' ich dir's ins G'sicht! Und wenn net fahren kannst, nachher bleib' daheim, und schick' den Knecht! Oder laß dich ehnder auslachen von die Leut', statt daß gleich mit der Geißel zuhaust und 's ganze Ort gegen uns in Krawall bringst!“

So schalt der Bohner weiter in endloser Litanei, wobei jeder Einwurf, jeder Versuch einer Rechtfertigung von seiten des Burschen die Suada des Alten nur noch mehr entfesselte. Und während der Bohner beinahe Wort für Wort die Standrede wiederholte, die ihm der Sommerbichler gehalten, kämpfte Vincenz mit Redensarten, die er zu dutzendmalen aus des Vaters eigenem Munde vernommen hatte.

Schließlich schien der Bohner die Sache, um die der Streit sich drehte, völlig aus den Augen zu verlieren, und sein ganzer, mit jedem Worte wachsender Zorn kehrte sich gegen Vincenz und dessen ungebärdige Widersetzlichkeit.

„Stad bist jetzt amal! Auf der Stell' bist stad!“ so schrie er. „Das wär' mir noch 's rechte, daß ich mich in mei'm eigenen Haus überschreien lassen müßt'! Und drum sag' ich dir — “

„Alles in Ehren, was d'sagst,“ überschrie der Bursche den Vater, „aber da lass' ich mir nix einreden. Und jetzt freut's mich erst recht, daß ich zug'haut hab'! Und wenn mir von dene zwei da drüben wieder amal eine in' Weg kommt, nachher bleibt's auch nimmer bei der Geißel! Nachher kehr' ich den Stiel um und hau' mit 'm Stecken zu!“

„Jetzt is gut! Allweil schöner!“ zeterte der Bohner. „Ja schaamst dich denn gar net? Aber ich weiß schon — ich kenn' mich aus mit dir! Aus deiner Wut, da redt ja gar nix anders als wie d'Angst, daß dich 's Deandl an'zeigt, und daß man dich einsperrt a paar Wochen!“

„Anzeigen! So! G'rad probieren soll sie's!“

„G'forchten mußt dich aber dengerst haben, daß sie 's thut! Weswegen wärst denn sonst gar so verdattert heim'kommen am letzten Samstag? Weswegen hättst denn sonst dein' Geißel zerrissen und auf d'Seiten g'raumt — wenn net in der blinden Angst? Gelt, jetzt stehst da und schaust!“

Vincenz fühlte sich durch diesen Einwurf des Vaters in der That um alle Fassung gebracht und völlig aus der Rolle geworfen. Und da er sich mit Worten nicht mehr zu helfen wußte, brach er in ein höhnisches Gelächter aus.

„Ja! Lach' nur! Lach' dir meinetwegen an Kropf an Hals!“ wetterte der Alte. „Deswegen is 's doch net anders! Und wenn net ich mit mei'm ehrlichen Namen d'Schand' davon tragen müßt', möcht' ich dir schiergar wünschen, daß man dich einspinnt auf a g'hörige Zeit! Denn so 'was hast dir verdient, du Lümmel, du ung'schlachter!“

Dem Bohner ging vor Zorn und Erregung der Atem aus. Indessen schüttelte sich Vincenz noch immer vor Lachen. Da ihm aber doch die Sache nicht mehr ganz geheuer dünken mochte, griff er nach der Thüre, wobei er unter Gelächter noch die spottenden Worte hervorbrachte: „Jetzt g'fallt er mir, der Vater — jetzt g'fallt er mir — g'wiß!“

„Was! Was!“ schrie der Bohner auf und zeigte nicht geringe Lust, mit erhobenen Fäusten auf Vincenz loszustürzen; doch sah er sich im gleichen Augenblick allein in der Stube und hörte durch die geschlossene Thüre den Burschen mit polternden Schritten draußen über die Treppe steigen. Erschöpft und schwer atmend sank er auf einen Stuhl, und während er die Fäuste in die Hüften preßte, stöhnte er: „No wart' — dich will ich ducken — wart'!“

Zorn und Aerger über den Sohn, das war die einzige Empfindung, mit welcher sich der Bohner in dieser Nacht zur Ruhe legte. Und es schien auch am anderen Morgen, als hätte der Schlaf, den er gefunden, auf dieses Empfinden nicht die geringste sänftigende

Wirkung geübt. Wenigstens dankte der Bohner, der bereits hinter dem Tische saß, als Vincenz zu früher Stunde die Stube betrat, mit keinem Worte, nicht einmal mit einem Kopfnicken für den gebotenen Morgengruß; da zuckte der Bursche die Schulter, löffelte schweigend seinen Suppenteller leer und ging seiner Arbeit nach. Während des ganzen Vormittags stelzten die beiden aneinander vorüber — „wie zwei Kater, die sich müd' g'rauft haben", meinte die Hauserin mit einem nicht übel geratenen Vergleich.

Gegen zwei Uhr war es, als der Bohner das erste Wort an Vincenz richtete. Der Bursche war eben, wie an jedem Donnerstag, damit beschäftigt, den Botenwagen in stand zu setzen, der die mancherlei Waren aufnehmen sollte, welche die Kunden des Bohners an diesem Nachmittag und Abend dem „Großfuhrmann" zur Verfrachtung nach Traunstein zu überbringen pflegten. Verdrossenen Blickes schaute der Bohner, der in Hemdärmeln und mit gespreizten Beinen inmitten des Hofes stand, den Hantierungen des Sohnes zu. Da hörte er Schritte auf der Straße, hob die Augen, und wie von einem jähen Schlag auf die Stirne getroffen, zuckte er zusammen, als er den Sommerbichler in den Hofraum des Lentnerhauses treten sah. Einen Augenblick stand er wie erstarrt, dann schoß er auf Vincenz los, packte ihn mit eisernem Griff an der Schulter und zischelte ihm, nach der Straße winkend, mit zornbebender Stimme zu: „Da schau — da hast es jetzt!"

Verwundert schaute Vincenz auf und sah gerade noch den Sommerbichler drüben in der Thüre verschwinden. Unwillig wand er sich aus der Faust des Vaters, zuckte verächtlich die Lippen und brummte: „Meintwegen! Auf dem seine paar Groschen wird's im Bohnerhof dengerst net ankommen!"

„So? Der — und a paar Groschen! Einer, an dem ich meine vierzig Mark verdient hab' im Monat!" keuchte der Alte. „Aber wenn ich schon vom Geld net red' — bist denn du mein Sohn, daß d' so a Schand' net spürst! Der Sommerbichler steht mir mit der Kundschaft aus — der Sommerbichler! Weißt es jetzt? Mich hast 'troffen mit deiner Geißel — verstehst es — mich, dein' Vatern!"

Schweratmend wandte er sich von Vincenz ab und schritt mit zuckenden Lippen und dunkelgerötetem Gesichte der Hausthür zu. Erst schaute ihm Vincenz mit einem recht verlegenen Gesichte nach, dann aber beugte er sich über das aufgewundene Wagenrad und kicherte mit vergnügter Miene vor sich hin: „So is recht! Gut geht's an!"

Und wie es „angegangen" war, so ging es fast den ganzen Nachmittag weiter. Einen um den anderen von den besten Kunden des Bohners konnte man in der Thüre des Lentnerhauses verschwinden sehen, während im Bohnerhofe nur vereinzelte Auftraggeber aus dem Dorfe und aus entfernter liegenden Gehöften vorsprachen. Der Bohner verließ kaum mehr die Stube, in welcher er unabläßig mit langen Schritten auf und nieder wanderte; dabei war sein Aussehen von einer Art, daß ihn die Hauserin mit einem „g'heizten Ofen, der Füß' 'kriegt hat", vergleichen konnte. Vincenz machte sich so wenig als möglich in der Stube zu schaffen; wenn er aber ein Betreten derselben doch nicht umgehen konnte, setzte es böse Scenen zwischen ihm und dem Vater.

Als sich dann Vincenz am anderen Morgen zur Abfahrt rüstete, wäre es nicht nötig gewesen, die beiden schweren Pferde vor den Botenwagen zu spannen, der mit so geringer Fracht beladen war, daß ihn ein mageres Rößlein ohne Mühe von der Stelle gezogen hätte. Wenn sich auch der Bohner mit keinem Worte über diesen Umstand äußerte, so war es doch seinem von Zorn und Ingrimm entstellten Gesichte abzulesen, was er dachte und empfand. Er stand unter der Thüre, musterte mit funkelnden Augen nur immer den Wagen und nickte dazu mit dem Kopfe vor sich hin, als erginge er sich in stummen Vergleichen zwischen seinem Gefährte und dem Botenwagen der jungen Fuhrmännin, den er vor kaum einer halben Stunde vor seinen Fenstern hatte vorüberfahren sehen, so schwer beladen, daß ihn der „Scheck" und der „Bräundl" nur in keuchendem Zuge vorwärts brachten.

Mit keiner Silbe, mit keinem Wimperzucken dankte der Bohner für das „B'hüt' dich Gott, Vater," mit welchem Vincenz die Zügel ergriff. Als aber der Bursche die neue Peitsche aus dem Kummet des Sattelpferdes zog, zuckte der Bohner in die Höhe, schoß mit rotem Gesicht auf Vincenz los und riß ihm die schwanke Gerte aus der Hand.

„Heut fahrst mir ohne Geißel — verstehst!"

Vincenz erblaßte — denn ein Fuhrmann ohne Peitsche, das ist wie ein Soldat ohne Säbel, wie ein Jäger ohne Büchse. „Vater! das geht z'weit!" stammelte er. „Ohne Geißel fahr' ich net!"

„Wer net weiß, zu was a Geißel g'hört, der braucht auch keine z' haben!" zischelte der Bohner. „Und wann d' net ohne Geißel fahren willst, nachher bleibst daheim, und der Knecht kann fahren!" Damit kehrte er dem Sohne den Rücken und verschwand im Hause.

Mit einer zornigen Bewegung schleuderte Vincenz die Zügel über die Pferde, nahm sie aber mit hastigem Griff gleich wieder auf, rückte seufzend den Hut und fuhr zum Hofe hinaus. Er mochte wohl seine guten Gründe haben, lieber ohne Peitsche zu fahren, als das Haus zu hüten, während er Sabi auf dem Wege nach Traunstein wußte.

Welch einen zärtlichen Lohn der Bursche für diese Ueberwindung draußen im Walde fand, in welchem er von Sabi erwartet und mit leuchtenden Augen und lächelndem Munde empfangen wurde, das ließ sich der Bohner wohl nicht träumen, der zu Hause in Zorn und Sorge die Stube durchwanderte und dabei aus seinen brütenden Gedanken einmal mit den lauten Worten auffuhr: „Wenn er nur heut' net wieder 'was anfangt in sei'm Gift — mit dem Deandl! Er braucht ja net g'rad a Geißel, wenn er ihr 'was anthun will."

Die Sorge, daß Vincenz „dem Deandl 'was anthun" möchte, schien den Bohner nicht mehr verlassen zu wollen. Sie lag auch in den lauernden Blicken, mit denen er am folgenden Abend dem Burschen entgegensah, als dieser nach der Rückkehr von Traunstein in den Hofraum einfuhr. Einen kurzen Gruß nur wech-

selten die Beiden. Dann gingen sie in die Stube, um miteinander zu rechnen. Wortlos hörte der Alte den Bericht des Sohnes an, der diesmal seine Geschäfte mit musterhafter Pünktlichkeit erledigt hatte. Vincenz schien hierfür ein freundliches Wort zu erwarten; und als es ausblieb, frug er mit einer etwas gekränkten Miene: „No, und der Vater sagt gar nix, daß alles so schön in der Ordnung is?“

„Hast aber auch gar viel zum merken g'habt!“ fuhr der Bohner in einem halb höhnischen, halb grimmigen Tone auf, klappte die Bücher zu, strich das Geld vom Tisch und verließ die Stube.

Die nächsten Tage vergingen, und mit einem jeden wurde die Laune des Bohners gegen Vincenz eine drohendere. Außer dem Hause that er sich wohl Gewalt an, um die Leute nicht merken zu lassen, was in ihm wühlte und kochte. Während er auf der einen Seite zu stolz war, um an die ihm untreu gewordenen Kunden ein klärendes Wort zu wenden, war er auf der anderen Seite wieder allzu vorsichtig und berechnend, als daß er sich durch eine der ihm sonst so geläufigen Derbheiten noch weiterhin hätte schaden wollen. Je mehr er sich aber nach außenhin bezwang, desto freier ließ er dem Sohn gegenüber seinem Zorne die Zügel schießen. Der geringste Umstand steigerte seine Gereiztheit, er wollte bald im Hause kein lautes Wort mehr hören, und besonders brachte ihn jeder Widerspruch außer Rand und Band. Die Dienstboten gingen ihm wohlweislich aus dem Wege; Vincenz aber that sein möglichstes, um diese reizbare Stimmung des Vaters noch zu verschärfen. Für die bitteren Stunden, die er dabei durchkosten mußte, entschädigte er sich reichlich in dem zärtlichen Geplauder, zu dem er sich fast täglich draußen im Waldhäuschen des Klammerers mit Sabi im geheimen zusammen zu finden wußte. Mit vergnügtem Kichern hörte dann jedesmal der Klammerer die Berichte des Burschen an, den er immer wieder zur Vorsicht und Ausdauer mahnen mußte.

„G'wiß wahr, es kost' mich diemal an ganzen G'walt, daß ich so reden kann mit 'm Vatern. Wenn ich ihn oft so drum anschau', wie ihm die Sach' so gar arg z' Herzen geht, da wird's mir manchmal völlig bang — ja — und nachher krieg' ich a ganz' Mitleid mit ihm, und ich muß mich fragen, ob's net besser g'wesen wär', wenn ich ihm von Anfang an in aller Güt' gleich alles einb'standen hätt'!“ In solchen und ähnlichen Worten äußerte sich Vincenz häufig, wenn er dem Klammerer die Kämpfe schilderte, die er mit dem Vater geführt. Und Sabi war immer bereit, dieser Meinung beizupflichten; ihrem ehrlichen, offenen Sinne war von vorn herein der gerade Weg als der beste erschienen, und nur mit Widerstreben hatte sie ihren Part in dieser Verschwörung übernommen. Immer aber wußte der Klammerer den Beiden mit den triftigsten, aus der genauen Kenntnis des Bohners geschöpften Gründen ihre bangenden Zweifel auszureden, so daß Vincenz, wenn er von solch einem Stelldichein nach Hause kam, seine Rolle dem Vater gegenüber mit frischem Mute weiterspielte.

Allmählich aber nahmen diese anfangs so laut geführten Kämpfe zwischen Vater und Sohn einen ganz neuen Charakter an. Denn je mehr der nächste Botentag heranrückte, desto wortkarger wurde der Bohner, desto unheimlicher gestaltete sich seine Stimmung. Bald focht er gegen die spektakulierende Gefechtsweise des Sohnes nur noch mit Blicken, welche freilich von einer Art waren, daß trockenes Stroh vor ihnen hätte in Flammen aufgehen können. Mehr als der Zorn über Vincenz schien ihn jetzt die brennende Spannung zu beschäftigen, mit welcher er den Botentag herankommen sah. Eine zitternde Unruhe befiel ihn, die er mit Gewalt zu verhehlen suchte und doch nicht verhehlen konnte. Seinem in Erregung zuckenden Gesichte war es abzulesen, daß in ihm unablässig die Furcht, noch weitere Kunden zu verlieren, mit der Hoffnung wechselte, daß die einen und anderen der Ungetreuen, vielleicht alle ohne Ausnahme wieder zu ihm zurückkehren möchten.

In der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag schien ihm diese Spannung völlig den Schlaf von den Augen zu scheuchen, denn Vincenz, der auch in Sorge und Unruh' über den Ausfall der nahen Entscheidung mit wachen Augen in seiner Kammer lag, hörte ihn die ganze Nacht hindurch im Hause umeinander geistern. Als der Bursche am frühen Morgen die Stube betrat, sah er den Vater mit einem übernächtigen und verstörten Gesichte am offenen Fenster sitzen.

„Guten Morgen, Vater!“ grüßte Vincenz, wobei ihm fast die Stimme versagte.

Der Bohner schnellte in die Höhe und trat mit heftigen Schritten dicht vor den Burschen hin. Ein Zittern ging über seine Züge, und mit heiseren Worten fuhr es ihm über die Lippen: „Bua — das sag' ich dir — wenn's heut' net anders wird, wie 's letzte Mal, nachher — nachher —“ Da schlug ihm die Sprache um, und seine Augen sahen sich an, als wären ihnen die Zähren nahe.

Erschrocken starrte Vincenz den Vater an; er war in seiner Rolle gegen Zorn und Hader gewappnet, aber nicht gegen so offen sich zeigende Kümmernis. Dieses verstörte Gesicht und diese gebrochene Stimme griffen ihm ins Gewissen, und unter dem Zwange dieser jähen Empfindung stammelte er: „Vater — schau, Vater — mußt dir's net gar so nachgehn lassen — und schau, da will ich dir lieber gleich sagen —“

Der Bohner aber war allzusehr mit sich und seinen eigenen Empfindungen beschäftigt, als daß er für das veränderte Wesen des Sohnes hätte Ohr und Auge haben können. „Geh, sag' ich dir, geh,“ fuhr er mit heftigen Worten auf. „Daß du an Trost für mich haben kannst, du, der an allem schuld is, das wirst dir doch net einbilden! Geh, sag' ich dir — geh mir aus die Augen!“

Diese Worte verschlossen dem Burschen, dem schon ein offenes Geständnis auf der Zunge gelegen war, aufs neue die Lippen. Stolz richtete er sich empor, sah den Vater mit wägenden Blicken an, zuckte die Schultern und verließ die Stube.

Während der nächsten Stunden schoß der Bohner in Haus und Hof umher, daß ihm alles aus dem Wege ging. Als aber bereits im halben Vormittag der erste Kunde sich einstellte, wurde sein Gebaren beinahe lächerlich; urplötzlich schlug er aus schnaubender Wut

in eine Freundlichkeit um, die sich bei ihm wie ein blaues Wunder ansah. Fast eine Stunde hielt er den Kunden in der Stube fest und traktierte ihn mit Trank und Speise in einem Maße, daß die Kosten dessen, was der Gast verzehrte, zehnfach den Botenlohn überstiegen, den der Bohner an ihm verdiente. Es war das aber selbst in früheren Zeiten ein gar seltener Fall gewesen, daß schon der Vormittag einen Kunden gebracht hatte. Die gute Vorbedeutung aber, welche der Bohner darin sehen mochte, wollte sich nicht erfüllen. Denn während im Laufe des Nachmittages drüben am Lentnerhäuschen die Leute einander die Thür in die Hände gaben, zeigten sich im Bohnerhof die Kunden noch spärlicher als in vergangener Woche.

Zumeist stand der Bohner am Fenster, zitternd am ganzen Leibe, und starrte mit glasigen Augen nach der Straße; sah er dann einen seiner ehemaligen Kunden da drüben verschwinden, so wechselten Röte und Blässe in seinem Gesichte, wie in Verzweiflung fuhr er sich mit beiden Händen in die Haare und begann ein Hin- und Widerrennen in der Stube, als hätte er nicht übel Lust, mit dem Kopf in alle Ecken zu fahren, um wenige Minuten später, wenn wirklich ein Kunde den Bohnerhof betrat, wieder jene übertriebene Freundlichkeit zu entwickeln. Dieser gewaltsame Wechsel zwischen Wut und guter Miene ging aber bald über seine Kräfte. Und als ihm ein Kunde, es war schon gegen Abend, ein paar Worte sagte, die seiner überreizten Stimmung allzusehr in die Quere kamen, brach der verhaltene Ingrimm jählings aus ihm hervor, als hätte er diesen einen für die Treulosigkeit all der anderen zur Rechenschaft ziehen wollen. Die Folge davon war, daß der Kunde seine Waare wieder auf die Schultern nahm, sich mit groben Worten empfahl und geraden Weges hinüberging zur Lentnerin. Dieser Vorfall brachte den Bohner vollends aus dem Häuschen; er fing in der Stube ein Lärmen und Schelten an, daß man jedes seiner Worte durch die geschlossenen Fenster hinaushören konnte in den Hof, in welchem Vincenz an seinem Botenwagen hantierte.

Ein um das andere Mal richtete sich der Bursche auf, lauschte seufzend gegen das Haus und strich sich immer wieder wie in beklommener Sorge die Hände über die Stirne. Jetzt hörte er das Gatterpförtchen gehen und erblaßte bis in die Lippen, als er des Klammerers ansichtig wurde, der gemächlichen Schrittes den Hof betrat, unter seinem einen Arme die bekannte Holzschachtel, die qualmende Pfeife zwischen den Zähnen. Vincenz warf einen scheuen Blick nach den Fenstern, drückte sich hinter den Wagen und winkte dem Alten mit beiden Händen in einer Weise zu, als hätte er sagen wollen: „No, du paß auf! du kommst g'rad zur rechten Zeit!“

Der Klammerer aber schüttelte sorglos den weißen Kopf, zwinkerte mit den Augen und näherte sich schmunzelnd der Thüre. In der Flur aber schien ihn doch ein gelindes Bangen zu überkommen; aufatmend hielt er stille, setzte die Schachtel zu Boden und kraute sich mit der Pfeifenspitze den Nacken. Eine Weile lauschte er dem Klappen der schweren Tritte und den grollenden Lauten, die sich aus der Stube vernehmen ließen. Endlich nickte er entschlossen mit dem Kopfe vor sich hin, schob die Pfeife in die Brusttasche, nahm die Schachtel wieder auf und betrat die Stube mit den freundlichen Worten: „Grüß dich Gott, Bohner! Lang hab' ich dich nimmer g'sehen! Wie geht's dir denn, han?“

Jählings unterbrach der Bohner seine Wanderung, stemmte die Fäuste in die Hüften und schrie den Alten mit zornbebender Stimme an: „Was schaffst denn du bei mir?“

„Wie fragst denn jetzt gar so g'spassig?“ staunte der Klammerer. „Is morgen net Botentag? Und drum bring' ich dir halt jetzt mein' War'.“

„Ja was is denn jetzt das? Na, so an Ehr'!“ lachte der Bohner in Hohn und Ingrimm auf. „Aber ich mein' schier, du hättst dich vergangen! Und drum mein' ich, du gehst auch heut wieder hin — mit deiner War' — wo's dir die ganze Zeit her so gar gut 'taugt hat! Verstanden?“

„So gar gut 'taugt? Geh weiter!“ erwiderte der Klammerer in gekränktem Tone, während er am Bohner vorüber humpelte und seine Holzschachtel auf die Tischplatte schob. „Das is dir doch g'wiß nix Neu's, daß mein' bißl Kundschaft, wo ich die Zeit her da 'nüber 'tragen hab' über d' Straßen, nix anders war, wie 's reine Derbarmen? Aber — weißt — seit die letzten zwei Wochen schaut sich die Sach' so an, als ob da drüben mein Mitleid nimmer ganz am Platz wär' — ja!“

„So? So? Schaut sich die Sach' so an!“ keuchte der Bohner.

„Ja — die Weiberleut', die zwei, die kennen sich ja schiergar immer aus vor lauter Arbeit und G'schäft. Und weil ich da drüben jetzt leicht zum g'raten bin — wie kann's dich denn da nachher wundern, daß ich zu dir komm', wo ich zu dir doch all'weil der bessere Freund g'wesen bin?“

„Ich aber dank' dir dein' Freundschaft net, verstehst mich!“ schrie der Bohner und näherte sich mit fuchtelnden Armen dem Tische. „Daß du heut zu mir kommst — du g'rad — das schaut sich ja an wie der helle Spott! Oder meinst am End' gar, ich steh' an auf dich! Ah na — so weit is dengerst net! Ich steh' auf gar kein' an — auf gar kein'! Und drum mach, daß weiter kommst — und geh mit die andern — mein'twegen zum Teufel — mitsamt deiner Bettelwar'!“ Dabei fuhr er in schäumender Wut mit beiden Händen über die Holzschachtel des Klammerers her.

„Ja Himmelsakra — hörst net auf — du Wildling!“ kreischte der Alte in Verblüffung, Zorn und Sorge. Doch eh' er mit seinen ungeraden Fingern seinem bedrohten Eigentum zu Hilfe kommen konnte, hatte der Bohner die Schachtel aufgerafft und in weitem Bogen durch die Stube geschleudert. Dumpf dröhnend stürzte sie zu Boden, schlug mit lautem Krach wider eine scharfe Kante des eisernen Ofens, zerbarst daran, und während sie in zwei Teile auseinander rollte, ergoß sich die Fülle der Ameiseneier gleich einer kleinen, weißen Lawine über die grauen Dielen.

Der Klammerer stand, die hellen Thränen in den Augen, und starrte mit nickendem Kopfe nieder auf das Bild dieser Zerstörung. Dann sprach er seufzend und mit zitternder Stimme vor sich hin: „Acht Tag' lang hab' ich mich 'plagt damit — vierzehn Tag' soll ich

leben davon — und —“ Er verstummte und wandte die Augen mit einem bitteren Lächeln auf den Bohner. „Da glaub' ich's gern — da braucht net erst dein Bua mit der Geißel dreinschlagen — so wenn du's machst mit jeder Kundschaft, da kann's ja dengerst kein' verwundern, daß morgen dein Wagen leer auf Traunstein fahrt. Schön dankst ei'm d' Freundschaft — woltern schön! No ja — so schrei halt deiner Hauserin und laß mein Brot und mein' Arbeit 'nauskehren mit'm Besen! B'hüt' dich Gott!“

Einen trübseligen Blick noch warf der Klammerer auf sein zerstreutes Gut, scheuerte sich die linke Hüfte und wandte sich zum Gehen Doch eh' er die Thüre noch erreichte, stand der Bohner vor ihm, mit blassem, zuckendem Gesichte, den Arm des Alten umkrampfend unter den stammelnden Worten: „Klammerer — laß dir sagen — mußt mir net harb sein — es is ja g'rad g'schehen in der blinden Wut — und — schau, ich kenn' mich ja selber nimmer! Und sorg dich net — ich zahl' dir dein' War' — doppelt und dreifach zahl' ich dir's — aber g'rad net fortgehn thu' mir! Und komm — geh — schau — das laßt sich ja alles wieder richten!“

Er hatte den Alten von der Thüre zurückgezogen in die Stube und ließ sich nun mit zitternder Geschäftigkeit auf beide Kniee nieder. Ueber das Gesicht des Klammerers huschte ein Etwas wie der blitzschnelle Ausdruck willkommener Ueberraschung, dem für flüchtige Dauer ein schlaues, triumphierendes Lächeln folgte. „No, mein'twegen, weil du's bist! Aber an anderer dürft' mir fein net so kommen!“ versicherte er dann mit Wichtigkeit und Würde, fuhr noch mit seinen ungeraden Fingern zu bekanntem Zwecke unter den Hemdkragen und gesellte sich an die Seite des Bohners, der mit gehöhlten Händen die verschütteten Ameiseneier in die herbeigezogenen Schachtelhälften schöpfte. Ein beständiges Zucken und Zwinkern ging über die Züge des Klammerers; es mußte ihn wohl Mühe kosten, ernst zu bleiben, wenn er die Emsigkeit betrachtete, mit welcher der Bohner, nachdem die größere Masse der weißen Puppen schon gesammelt war, auch noch die einzeln und weit zerstreuten Eierchen zusammen klaubte, einige sogar mit der Messerspitze aus den Dielenklumsen stocherte. Und während er so auf beiden Knieen umherrutschte, sprach er immerzu auf den Klammerer mit erregten Worten ein, die sich mehr wie ein unterdrücktes Schluchzen denn wie ein Schelten anhörten. Jetzt, da sein Zorn gebrochen, trat ihm eben das Herz auf die Zunge, und in endlosen Worten jammerte er dem Klammerer sein „Elend“ vor, wobei er sich immer wieder mit dem lamentierenden Ausruf unterbrach: „Und so 'was muß mir passieren! Auf meine alten Tag'! Wo ich mein Fuhrmannsg'schäft a Leben lang in Glanz und Ehren g'führt hab'!“

Eifrig hörte der Klammerer zu, gab dem Bohner in allen Dingen recht und ließ es sich besonders angelegen sein, den Ehrenpunkt bei der Sache immer wieder und möglichst scharf zu betonen. „Ja, das glaub' ich gern, daß dir's ums Geld net z'thun ist, sondern g'rad um dein her'brachts Recht und um dein Ansehen im Ort,“ so sagte er unter anderem. „Das gib ich dir zu, daß dich das wurmen kann, daß 's jetzt da auf amal aus sein soll damit! Na, was is das vor a paar Wochen noch a Staat und Pracht g'wesen, wenn man dein' Wagen ang'schaut hat! Aber 's letzte Mal — o mein! Und gar nachher morgen! G'wiß wahr, ich selber könnt' weinen, wenn ich dran denk' — so g'spür' ich alles mit dir!“

Seufzend richtete er sich auf, rieb und kniff an seiner linken Schulter umher und schielte dabei mit lauernden Blicken nach dem in Erregung zuckenden Gesichte des Bohners, der mit zitternden Händen in der einen Schachtelhälfte die Ameiseneier eben strich.

„Und natürlich,“ sprach er nach einer Weile weiter, „wenn auch a jeder die ganze Zeit gleich den Hut 'runterg'rissen hat vor dir, deine heimlichen Feind' hast deswegen dengerst g'habt — weil halt du 'was bist und 'was hast. Und da hat halt jetzt so mancher sein' stille Freud' dran, wenn er dir an Drucker geben kann! Ja, ich sag' dir's, Sepp, ich sag' dir's — ordentlich därfst dich z'samm'nehmen, damit s' dir net über'n Kopf wachsen, dieselbigen heimlichen. Denn wie die Sach' jetzt liegt, da — — und — ja — ich hab' erst gestern 'was reden g'hört — aber no — ich bin lieber stad davon, denn ich will dir dein' Sorg' net noch vergrößern!“ Dabei nickte der Klammerer gar bedenklich mit dem Kopfe, zog die beiden Schachtelhälften an sich heran, türmte sie übereinander und trug sie nach dem Tische.

„Was — was is jetzt das?“ fuhr der Bohner erschrocken auf, rannte dem Alten nach und faßte ihn beim Arme. „Red', sag' ich dir — red', wenn d' mein Freund sein willst! Was is? Was hast g'hört?“

„Geh, ich bitt' dich, schau, laß mich aus!“ wehrte sich der Klammerer mit ängstlich thuendem Gebaren. „Wenn ich nur nix g'sagt hätt'! Das reut mich jetzt schon so! Freilich, mein' Freundschaft für dich hat's mir halt so 'raus'trieben! Aber da kannst machen, was d' magst — ich will kein' Feindschaft stiften — ich nenn' dir kein' Namen net!“

„Schau, Klammerer, ich versprich dir's, ich verlang' kein' Namen net!“ stotterte der Bohner in wachsender Angst. „Aber von der Sach' kannst reden! An wen soll man sich denn nachher halten, wenn net amal unter zwei Freund' an Offenheit is! Aber — na — wie ich nur g'rad vergessen kann — so lang' bist da, und —“

(Schluß folgt.)

Die Post.

Ein Kulturbild

von

Leopold Katscher.

„Trara, die Post ist da!“

I.

Jüngst saß ich in einer Berliner Kneipe. Da trat ein Briefträger ein und händigte dem Wirt eine Postkarte, sowie einige Zeitungen ein. Sofort be-

gann ein am Nebentische sitzender Herr mit seinem Nachbar ein neues Gespräch:

„Was denken Sie sich in diesem Augenblick?"

„Der Stephansbote erinnert mich daran, daß die Geschichte des Postwesens eine Geschichte nationaler und internationaler Wohlthaten ist, wie ich einmal in einer Encyklopädie las."

„Sehr richtig, und doch bin ich überzeugt, daß

Chinesische Schreibgarnitur (S. 593).

die Hälfte der die Post benutzenden Menschheit sich nicht all der Vorteile, die sie ihnen gewährt, klar bewußt sind, wie Dickens irgendwo bemerkt hat."

Schon oft hatte mich ein lebhaftes Interesse für die Post erfaßt, für diese nützlichste und meistbenutzte aller modernen Verkehrsanstalten, die mehr als alle anderen in unmittelbare und unausgesetzte Berührung mit den Massen kommt. Schon oft hatte ich sie zum Gegenstande von Schilderungen gemacht. Dennoch regte mich jenes Gespräch abermals zum Nachdenken über die Sache an, und als ein merkwürdiger Zufall es fügte, daß eine halbe Stunde später der deutsche Postbismarck in eigener Person das Bierlokal betrat, da faßte ich den festen Entschluß, mich wieder einmal in das Studium des Postwesens zu vertiefen und das unmittelbar vorher erschienene neueste Werk der einschlägigen Litteratur zu lesen. Und selten hat mir die Lektüre eines Buches bei ausgedehnter Belehrung so viel Genuß gewährt, wie die des „Buches von der Weltpost" (Berlin, Herm. J. Meidinger, 1886). Der Autor, der sich hinter dem passenden Pseudonym „Veredarius" („Postillon") verbirgt, zeigt sich nicht nur als ein gewiegter Postfachmann, sondern auch als ein Schriftsteller, der bei aller Gründlichkeit höchst anziehend zu erzählen und zu schildern weiß. In der ganzen umfangreichen Postlitteratur ist dieses Werk das vielseitigste und interessanteste, und das will viel sagen. Auch ist es, was den Illustrationsschmuck betrifft, ein Prachtwerk ersten

Antikes Wachstäfelchen (S. 593).

Berliner Postgebäude alter und neuer Zeit.

Ranges, eine Meisterleistung der technischen Ausstattungskunst.

Wir können daher nichts Besseres thun, als an der Hand dieses Buches einiges über die Post zu sagen und es mit demselben entnommenen Bildern zu begleiten. Der reiche Inhalt umspannt nicht nur das gesamte Post-, sowie das Telegraphenwesen, sondern auch die Geschichte und Entwickelung des Schriftwesens; allein wir wollen diesmal nicht über die Post hinausgehen. Aus dem Abschnitt über Schreibbehelfe legen wir unseren Lesern aber dennoch zwei interessante Illustrationen vor: eine chinesische Schreibgarnitur (S. 591) und ein aus einer altgriechischen Schule herrührendes Wachstäfelchen (S. 591), dessen Inschrift besagt: „Der Weinstock erhält von seinem Herrn bloßes Wasser zu trinken und lohnt ihm dafür mit doppeltem Dank." Das Original dieser antiken Kuriosität befindet sich im Marseiller Museum.

II.

Nicht nur im Schulgebrauch, sondern auch im Briefverkehr spielten im Altertum Täfelchen eine große Rolle; namentlich in Rom waren zusammengelegte „tabellae" stark im Schwange, aber auch schon viel früher in Aegypten. Das letztgenannte Land kann wohl als die Heimat des Briefes betrachtet werden; die frühzeitige Entwickelung der Kultur und die Erfindung des Papyrus gaben dort die Vorbedingungen, unter denen das Briefwesen entstehen und sich entfalten konnte. Unter den Papyrusbriefformen der „klassischen Zeit" gab es einige recht eigentümliche und geistreiche; so z. B. die spartanischen „Stab- oder Rollbriefe", die an unsere modernen Chiffrebriefe erinnern. Plutarch sagt über dieselben:

„Wenn die Ephoren einen Schiffsbefehlshaber oder Feldherrn aussandten, ließen sie zwei vollkommen gleiche Stäbe machen, die an den Enden genau übereinander passen mußten. Den einen gaben sie dem Abgesandten mit, während sie den andern behielten. Wollten sie nun eine geheime Mitteilung abschicken, so wurde ein langes, schmales Papyrusblatt derart um den Stab gewunden, daß nirgends ein Zwischenraum blieb, sondern die Oberfläche des Stabes vollständig vom Papyrus bedeckt war. Nun schrieben die Ephoren ihre Botschaft der Länge nach, den Windungen folgend, auf den Streifen, den sie sodann wieder abwickelten und ohne den Stab an den Betreffenden sandten, der den außer Zusammenhang gebrachten Inhalt nur dadurch entziffern konnte, daß er den Papyrus auf den mitgenommenen Stab (‚Skytale' genannt) wickelte."

Merkwürdig sind auch die ebenfalls geheimen amtlichen Mitteilungen dienenden „Knotenbriefe" („Quipu"), die bei den Urbewohnern der später von den Inkas beherrschten Teile Südamerikas im Gebrauch waren und in Peru noch von den eindringenden Spaniern vorgefunden wurden. Sie bestanden aus einem wagrecht gelegten Hauptstrang, von welchem verschiedene Schnüre herabhingen, deren jede eine eigene Hauptbedeutung hatte, während die an ihnen angebrachten Knoten durch ihre Stellung und Form die Einzelheiten zum Ausdruck brachten. Durch verschiedenartige Drehung und Färbung der Schnüre

wurden weitere Gattungsbegriffe dargestellt. Tschudi, der in Peru viele Quipu ausgrub, erzählt, daß zu seiner Zeit diese Art des Schreibens noch üblich gewesen, und zwar bei den Hirten behufs Notierung ihres Viehbestandes, des Ertrages ihrer Herden an Milch, Käse, Wolle u. s w.

Das Mittelalter, in welchem man auch hinsichtlich des Schreibstoffes etwas beschränkt war, zeigt eine recht geringe Entwickelung des Briefverkehrs von Ort zu Ort. Das Pergament, auf welches man hauptsächlich angewiesen war, hatte eben einen zu hohen Preis, um größeren Kreisen zugänglich zu sein. Einen ungeahnten Aufschwung nahm das Briefschreiben mit der Einführung des Lumpenpapiers. Der neue Stoff erwies sich als haltbar, geschmeidig, leicht zu beschreiben und war in jede Größe und Form zu bringen. Bald entstand besonderes „Brief-“ oder „Postpapier“, dessen Benutzung jetzt fast in allen civilisierten Ländern üblich ist und immer mehr bis in die untersten Schichten des Publikums dringt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nicht auch die Gegenwart sich einen gewissen Spielraum gewahrt hat in der Wahl der Schreibstoffe zu postmäßigem Verkehr. In Indien z. B. wird noch immer zuweilen statt des Papiers ein Palmblatt beschrieben, zusammengewickelt, mit einer Blattfaser verschlossen und außen mit der Adresse versehen. Als Feder dient ein spitzes Instrument, mit dem man die Schriftzeichen in das trockene Blatt einritzt.

Die Verpackung der Briefe in besondere, an den vier Seiten zusammengeklappte Umschläge galt seit langer Zeit für zweckmäßig; doch war es sehr umständlich, sich derartige Umschläge zurecht zu schneiden und zu kleben. Da verfiel ein praktischer Engländer, der Brightoner Papierhändler Brewer, vor 50—60 Jahren auf den ausgezeichneten Gedanken, Briefcouverts fabrikmäßig zu erzeugen. Daß er damit wirklich einem „tiefgefühlten Bedürfnis“ entgegenkam, geht daraus hervor, daß schon drei Dezennien später in England und Frankreich allein täglich $5\frac{1}{2}$ Millionen Umschläge hergestellt wurden. Wie die Briefpapiere nahmen allmählich auch die Couverts alle erdenklichen Gestaltungen in Größe, Haltbarkeit, Schwere und sonstiger Ausstattung an; heute ist fast für jeden besonderen Korrespondenzzweck die Anwendung einer eigenen äußeren Hülle Mode geworden.

Segelwagen (S. 602).

III.

Wer kann mit Bestimmtheit feststellen, wie das Postwesen entstanden ist? Haben wir es, wie mehrere Gelehrte annehmen, dem organisierten Transport der Korrespondenz der jüdischen Königin Isebel zu danken? Oder ist sein Ursprung auf die „Stationen“ zurückzuführen, die — wie wir den Mitteilungen Herodots und Xenophons entnehmen können — an den Hauptstraßen des persischen Reiches errichtet waren und auf denen sich die Eilboten ablösten, um die „Depeschen“ des großen Cyrus rasch durch das ganze Land zu bringen? Oder haben die unter Karl dem Großen bestandenen Einrichtungen zur Beförderung der damaligen Staatsbriefschaften die Anregung gegeben, daß derlei auch für das Volk gut wäre? Man weiß weder wann, noch von wem die erste eigentliche Post ersonnen wurde; als sicher läßt sich aber annehmen, daß der „Erfinder“ der Post — möge er wer immer sein und wann immer gelebt haben — sich's schwerlich hat träumen lassen, diese einst so einfache Anstalt werde jemals die ungeheuer wichtige Rolle spielen, die sie in der zweiten Hälfte des wunderbaren 19. Jahrhunderts spielt.

Immerhin lassen sich in älteren Zeiten verschiedene postmäßige Einrichtungen nachweisen. Im ganzen Altertum dienten diese ausschließlich dem Staate und dessen Oberhaupt. Dem entspricht auch die

Postreiter in Anam (S. 603).

Etymologie der Worte, mit welchen man jene Veranstaltungen großenteils als „Frondienste" (persisch „angara", griechisch „angareion", lateinisch „angaria") bezeichnete. Das Wort „Post" ist späteren Ursprungs; es ist aus dem lateinischen „posita" („gelegt, gesetzt, gestellt") in „posta" verdorben. Da die Römer den Ort, an welchem ein Wechsel der Beförderungsmittel stattfand, „mansio" bezw. „mutatio" nannten, so sagten sie: „Mansio (mutatio) posita in N.", später einfach: „Posta in N." Der berühmte venetianische Chinareisende Marco Polo (13. Jahrhundert) spricht oft von der „poeste", womit er die Stationen der kaiserlichen Post in China bezeichnet. Das Wort ist seither mit geringen, durch national-sprachliche Eigentümlichkeiten bedingten Aenderungen in die meisten civilisierten Sprachen übergegangen.

Eine ältere postmäßige Institution als die erwähnte altpersische ist nicht bekannt. Wenn Cyrus sich anfänglich mit den gewöhnlichen, auch anderswo üblich gewesenen Botendiensten begnügte, so empfand er bei der gewaltigen Ausdehnung seines Reichs und bei der großen Anzahl der von ihm unterjochten Völkerschaften bald das Bedürfnis für eine zuverlässigere, raschere, planmäßigere Organisation der Nachrichtenbeförderung. Er erreichte sein Ziel durch die Verwendung von Pferden und die Errichtung zweckmäßig verteilter Vorspannstationen. Griechenland hatte keinerlei Pferdepost; dagegen konnte das ungeheure römische Reich eine solche nicht entbehren. Unter Oktavianus Augustus wurde der Nachrichtendienst einheitlich gestaltet und eine reformierte Staatspost, der „cursus publicus", geschaffen; doch blieb sie auf Fronleistungen beschränkt. Die arge Bedrückung des Volkes durch diese Lasten veranlaßte den Kaiser Nerva zur Aufhebung derselben. Trajan, Commodus und mehrere andere Cäsaren wurden rückfällig, während andere — namentlich Hadrian — streng darauf sahen, daß der Postenlauf aus Staatsmitteln bestritten werde. Diese Abwechselung dauerte bis zum Aufhören des cursus publicus mit dem Untergang des Reiches.

Die Völkerwanderung fegte neben so vielen anderen Kulturgebilden auch das ohnehin noch recht embryonische Postwesen hinweg, und das ganze Mittelalter verging, ohne daß selbst nur die alten Postenläufe wieder erstanden wären. Der Briefverkehr kam abermals ausschließlich in die Hände von Boten. Ausgenommen sind die im Frankenreich nach dem Muster des einstigen cursus publicus durch Chlodwig ins Leben gerufenen und von Karl dem Großen erneuten Froneinrichtungen, die aber nicht lange dauerten. Das Botenwesen, welches nicht bloß dem Staat, sondern auch dem Publikum diente und zu gute kam, entfaltete sich im Laufe der Zeit zu hoher Blüte. Es gab „Klosterboten", „Universitätsboten", „zünftige Botenanstalten", städtische Boteneinrichtungen" und andere „Botenschaften". Unter diesen anderen ragten hervor die „Metzgerposten". Weil die Metzger zumeist festes Besitztum hatten und somit eine gewisse Gewähr boten, vertraute man ihnen gern Briefe und sonstige Sendungen an. Weil sie überdies bei ihren Vieheinkäufen Gespanne mitführten und oft weite Reisen machten, waren sie ganz besonders in der Lage, postalische Aufgaben zu erfüllen. Nicht selten schlossen selbst Stadtverwaltungen und Kaufmannsgilden mit den Metzgerzünften ihrer Orte diesbezügliche Verträge. Allmählich entwickelte sich die „Metzgerpost" zu einer weitverzweigten Verkehrsanstalt.

Die Metzger kündigten in den Dörfern und Städten, die sie auf ihren Einkaufsreisen berührten,

ihre Ankunft und Weiterreise durch Blasen auf kleinen Hörnern an, und man vermutet, daß hierin der Ursprung des Gebrauchs des Posthorns zu suchen sei.

Die Metzgerpost wurzelte sich so tief ein, daß sie das Mittelalter weit überdauerte, sich den Anforderungen des modernen Postwesens anbequemte und erst am Ende des 17. Jahrhunderts dem Andrängen des Zeitgeistes wich. Die verhältnismäßig recht gut eingerichtete Post des Deutschen Ritterordens, welche im 14. Jahrhundert entstand und mit Vorspannpferden arbeitete, erhielt sich bis zur Auflösung des Ordens im Jahre 1525. Diese Ordenspost kann als eigentliche Vorläuferin des modernen Postwesens gelten. In die Zeit ihres Aufhörens fällt der Beginn der berühmten Thurn- und Taxisschen Postverwaltung.

„Während die Welt erschlossen vor Europa dalag," schreibt „Veredarius", auf die Entdeckungsreisen am Ende des 15. Jahrhunderts anspielend, „war es Europa selbst kaum möglich, von Land zu Land, von Ländchen zu Ländchen die großen Ideen ungehindert auszutauschen, welche unter dem Eindruck der neuen Errungenschaften des Jahrhunderts alle Stände zu durchdringen begannen. Jeder Fürst, jede Stadt, jeder privilegierte Stand hatte seine eigenen Einrichtungen des Nachrichtenverkehrs und duldete keinen Botenlauf durch sein Gebiet nach einem angrenzenden. Was aber der Wille vieler Mächtigen zu hindern suchte, das vermochte der klug angelegte Plan eines einzigen Mannes zur That zu gestalten."

Die Wüstenpost (S. 603).

Dieser Mann war Francesco de Tassis. Kaiser Maximilian I. hatte sich längst die Notwendigkeit aufgedrängt, sein Wiener Hoflager in rasche und sichere Verbindung mit seinen Erblanden zu bringen; allein er konnte — bei den damaligen Verkehrsverhältnissen kein Wunder! — kein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zieles finden. Da erbot sich der genannte Edelmann, die kaiserlichen Briefschaften unentgeltlich nach den Niederlanden zu befördern, wenn ihm und seinen Nachkommen der ausschließliche Besitz und die gesamten Einkünfte der neuen Beförderungsanstalt zugesichert würden. Tassis — sein Enkel Lamoral wurde als „Taxis" in den Grafenstand erhoben, und später erhielt das Geschlecht den Titel „Fürsten zu Thurn und Taxis" — empfing die Zusage, wurde zum „Postmeister der Niederlande" ernannt und richtete eine Reihe von regelmäßigen Postkursen — vorerst zumeist aus berittenen Boten bestehend — ein, denen er, da die Sache sich sowohl für seinen Säckel als auch für das Publikum segensreich zeigte, allmählich viele andere (nach Italien, Frankreich, Nord- und Süddeutschland) folgen ließ. Anfänglich wie alles Neue mit Zweifeln an seiner Lebensfähigkeit empfangen, wurde die neue Einrichtung — welche bald immer mehr Wagen zur Benutzung heranzog — nach kurzer Zeit in ihrer ganzen Tragweite verstanden und für unentbehrlich gehalten. Ein Schriftsteller meinte begeistert: „Die Erfindung der Posten ist unter die Glückseligkeiten jetziger Zeit billig zu setzen"; ein anderer schrieb: „Diese Taxissche Erfindung hat ganz erstaunliche Folgen nach sich gezogen und die Welt in manchen Sachen fast in einen andern Model gegossen."

Die Entwickelung der Post brachte Handel und

Wandel zu höherer Blüte, und dadurch nahm wieder der Wirkungskreis der Post zu. Es kann daher nicht überraschen, daß die Anstalt dem Besitzer schon im Jahre 1588 einen Reingewinn von 100000 Dukaten abwarf. Der Enkel des Begründers wurde 1615 zum „Reichsgeneralpostmeister“ ernannt und von neuem mit dem Postregal belehnt. Im Laufe der Zeit dehnten die Taxis ihre Thätigkeit auf die meisten Länder Europas aus. Die schweren Kämpfe, die sie anfänglich gegen das mittelalterliche Botenwesen zu führen hatten, bestanden sie siegreich. Auch gelang es ihnen, den einstigen Widerstand der zahlreichen Landesherren gegen den Durchzug fremder Posten vollständig zu überwinden; die Herrscher sahen ein, daß es höchst vorteilhaft für sie und ihre Staaten sei, den Durchzug auf ihre Gebiete zu lenken.

Haudererwagen im 16. Jahrhundert (S. 605).

So wäre denn alles recht schön gewesen und die Taxis würden die ungeheuerlichsten Reichtümer gesammelt haben, die sich je in den Händen einer einzigen Familie befanden, wenn nicht einzelne Landesverwaltungen bereits anderthalb Jahrhunderte nach der „Erfindung“ der Post begonnen hätten, dem „Generalpostmeister des Reichs“ Konkurrenz zu machen, teils auf eigene Rechnung, teils durch Verpachtung des „Regals“ für einzelne Strecken an andere Postmeister. Es setzte dabei natürlich die schlimmsten Streitigkeiten ab, denen es übrigens oft nicht an Humor fehlte; besonders amüsant ist die in gedrängter Kürze bei „Veredarius“, ausführlicher in Stephans „Geschichte der preußischen Post“ nachzulesende Geschichte der Auflehnung der kurbrandenburgischen Regierung gegen die kaiserlicherseits verbrieften Privilegien der Taxisschen Post. Die unterschiedlichen Staaten fragten nichts nach diesen Rechten, sondern machten sich die gewonnenen Erfahrungen zu nutze und „annektierten“ ohne viel Federlesen das Postwesen als ein Staatsmonopol, der eine früher, der andere später. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Taxisſche Herrlichkeit bereits überall, wo sie bestanden hatte, verschwunden. England kann sich rühmen, es auch ohne das Eingreifen dieses Postgeschlechts verhältnismäßig frühzeitig zu einem gut entwickelten Postwesen mit interessanter Geschichte gebracht zu haben [1]).

Briefkasten zu Ende des 17. Jahrh.

IV.

Die Beförderung der der Post anvertrauten Sendungen erforderte früher und erfordert heute noch mannigfache Fortbewegungsmittel, lebendige und tote, Personen und Tiere — Pferde, Renntiere, Esel, Ochsen, Maultiere, Kamele, Hunde, Tauben —, Wagen und Landstraßen, Eisenbahnen, Ballons und Schiffe. Im Altertum und im Mittelalter spielten, wie wir gesehen, Fußboten und berittene Männer die Hauptrolle. Später kamen allerlei Fuhrwerke zur Verwendung. Unter denen des 17. Jahrhunderts ragt an Interesse der sog. „Segelwagen“ hervor (siehe S. 595), ein Zwitterding von Schiff und Fuhrwerk, mit dem man in China und Spanien, namentlich aber in Holland auf den gewöhnlichen Landstraßen oft weit schneller vorwärts kam als mit den schnellsten Wasserfahrzeugen. In unserer Zeit ist naturgemäß den Eisenbahnen der Löwenanteil an der Vermittelung des Postverkehrs zugewiesen. Und dennoch zeigt ein Blick auf die statistischen Tafeln des Weltpostvereinsbureaus zu Bern, daß die von der Post benutzten Eisenbahnen, zusammen mit den gewaltigen Strecken der Ocean-Postdampfer, sehr beträchtlich hinter den Beförderungsleistungen der Post auf Landstraßen und Landwegen zurückbleiben, ganz

[1]) Vergl. „Das englische Post- und Telegraphenwesen“ in Leopold Katschers „Bilder aus dem englischen Leben“. Leipzig 1883, Wilhelm Friedrich.

Freimachung der Poststraße mit Schneepflug.

abgesehen vom Landbriefbestelldienst einerseits und den Wanderungen der Lokalbriefträger andererseits.

Wie in der Benutzung der Wege, so ist die Post trotz aller modernen Fortschritte der Technik auch in ihren Transportmitteln keineswegs übermäßig weit von der ursprünglichen Einfachheit abgekommen. Der Fußbote nimmt noch immer eine hervorragende Stellung ein, sogar auch als Träger des Weltpostverkehrs. So z. B. sind es in dem ganzen ungeheuern Reiche der Chinesen und in seinen Vasallenstaaten überwiegend Fußboten, die sowohl die Sendungen der Staatspost befördern, als auch den Verkehr der Privatpostanstalten vermitteln. Sie führen die vielversprechenden Namen „starke Männer" oder „tausend-Li-Pferde", weil sie, selbst mit sehr schweren Lasten beladen, riesige Strecken ohne Erschöpfung zurückzulegen vermögen. Aehnlich verhält es sich in Japan und Ostindien, in Mexiko und Peru, in kleinem Maßstabe auch in Guatemala, Venezuela und Marokko. Die peruanischen Boten müssen oft Ströme durchschwimmen, und sie verstehen es, die Briefe dabei fast nie zu verlieren oder naß werden zu lassen. In Britisch-Indien setzen die Boten häufig auf primitiven Flößen über die Flüsse. Ebendort sind die Postträger nicht selten mit Velocipeden ausgerüstet, was als ein Uebergang zu den Reitposten betrachtet werden kann. Auch diese finden sich in zahlreichen Ländern Europas und der anderen Erdteile; wir führen unseren Lesern einen berittenen anamitischen Kurier, der sehr malerisch ist (siehe S. 597), sowie die noch pittoreskere Horace Vernetsche Dromedarpost (siehe S. 599) vor.

Wenn der Fußbotendienst — d. h. die Beförderung zu Fuße von Ort zu Ort — auch in Europa noch immer sehr ausgedehnt ist, so liegt dies an der verhältnismäßig neueren Einrichtung der „Landbriefbestellung". Bis zum Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts lag allenthalben die Grenze des örtlichen Wirkungskreises der Post in der Beförderung der Sendungen nach und von den Ortschaften mit einer Postanstalt, während die Bewohner der anderen Orte selber dazu sehen mußten, wie sie mit der „letzten Post" in Verbindung kamen. Seitdem Preußen 1824 den Anfang gemacht, haben allmählich viele Länder Gewicht darauf gelegt, auch die Dörfler möglichst in den Vollgenuß der Errungenschaften des modernen Postwesens zu setzen. Die Beförderung der Briefschaften 2c. von dem Postamt eines Ortes, bezw. Stadtteils an die Bewohner desselben Ortes oder Stadtteils besorgen bekanntlich die gewöhnlichen „Briefträger" oder „Postboten", in Deutschland jetzt mit Vorliebe „Stephansboten" genannt, — eine Menschenklasse, die nicht nur wegen des Umstandes, daß sie „vieles bringt" und daher „jedermann etwas bringen wird", sondern auch wegen ihrer großen Pflichttreue mit Recht der allgemeinsten Beliebtheit des Publikums sich erfreut. Am meisten verdient diese Beliebtheit der Briefträger in den Ländern deutscher Zunge, denn hier muß er treppauf, treppab laufen, während er in England die Sachen in den am Hausthore angebrachten Briefkasten wirft und in Frankreich sie beim Portier abgibt, was manchmal bedenklich werden kann, wenn eine Mietpartei mit dem Haus-Cerberus auf schlechtem Fuße steht.

Der Umstand, daß die Landbriefträger in neuester Zeit, um den Päckereiverkehr besser bewältigen zu

können, vielfach mit kleinen zwei- und vierräderigen Wagen versehen werden, leitet uns zu den Fuhrwerken über. In diesem Gebiete herrscht eine noch größere Mannigfaltigkeit als in dem der zum Postdienst herangezogenen Tiere. Schon die Verschiedenheit der Zwecke bedingt eine weitgehende Verschiedenartigkeit in Bauart, Größe und Bespannung; die Personenbeförderung erheischt selbstverständlich eine ganz andere Wagenbeschaffenheit als der Brief-, der Geld-, der Zeitungs- oder der Gepäckverkehr. Auch müssen Fuhrwerke, die auf schlechten Wegen bei elendem Wetter ihren Mann stellen sollen, um mit „Veredarius“ zu sprechen, „eine andere Leibeskonstitution besitzen, als die leichten Gesellen, die auf dem glatten Pflaster der großen Stadt hurtig durch das Gewühl sich hindurchwinden“. Andere Abwechselungen im Wesen der Postvehikel rühren von Unterschieden in Klima, Bodenbeschaffenheit und Kulturentwickelung her.

Begreiflicherweise ist mit der durch Macadam angebahnten Verbesserung des Straßenbaues und dem damit verbundenen Fortschreiten der Wagenfabrikstechnik auch eine erhöhte Güte und Zweckmäßigkeit der Postfuhrwerke Hand in Hand gegangen. Könnten die Leser z. B. die Originale der beiden Wagen, die wir ihnen auf S. 601 u. 606 in Abbildungen vorführen (Haudererwagen oder Landkutsche aus dem 16. Jahrhundert — unmittelbarer Vorläufer der ersten eigentlichen Postwagen — und einen um hundert Jahre jüngeren Personenpostwagen), mit den ihnen allen wohlbekannten modernen Fuhrwerken der Firma „Stephan & Comp.“ vergleichen, sie würden sich glücklich schätzen, nicht in der Haut ihrer bedauernswerten Urväter zu stecken, und sie würden die letzteren im Hinblick auf deren postalisch gemarterte Knochen nicht um die sogenannte „gute alte Zeit“ beneiden.

Die Personenpost, zuerst im Jahr 1690 von Taxis geschaffen, erwarb sich ein Verdienst um die Erhaltung der menschlichen Gliedmaßen — im Vergleich zu den Haudererwagen; allein sie war noch lange Zeit nichts weniger als gut, und, was ebenso schwer empfunden wurde, sie fuhr langsam. Dies galt nicht nur von der „weiland deutschen Reichspost“, sondern von den einschlägigen Einrichtungen in sämtlichen Ländern. Ueberall bildete die „Schneckenpost“ einen ergiebigen Gegenstand des Spottes; aber allmählich traten neben nennenswerten Verbesserungen in der Beschaffenheit der Wagen beträchtliche Erhöhungen der Reisegeschwindigkeit ein. Zugleich mit der Zunahme der Personenbeförderung durch die Post gewann eine Gestalt immer mehr Bedeutung: der Postillon, der von vielen Dichtern besungen wurde und sich nachgerade zum Vertreter der Post in den Augen des Volkes aufschwang, das noch jetzt, obgleich die Rolle des Postillons — infolge des durch den wachsenden Eisenbahnverkehr bedingten Rückganges der Personenpost — bereits erheblich geringer geworden, in ihm die Verkörperung des Postwesens erblickt, wenigstens auf dem Lande und in der Kleinstadt. Alle Welt freut sich, wenn er sich durch sein Posthorn schon von ferne ankündigt; den Klängen dieses vielfach poetisch verklärten Instruments lauscht jedermann ebenso gern wie dem Knallen seiner Peitsche.

In Rußland und Britisch-Indien gibt es Postwagen, die bei aller Primitivität mit Schlafvorrichtungen versehen sind. In dem erstgenannten Lande werden, neben den im Postdienst überall am häufigsten verwendeten Pferden, die Postschlitten von Renntieren gezogen, während die Postschlitten in Kanada mit Hunden bespannt sind. Anderwärts sind Ochsen- und Maultiergespanne an der Tagesordnung. Und was die Gestalt der Postfuhrwerke betrifft, ist sie eine so mannigfaltige, daß man sagen kann, es gebe ihrer hunderte und aber hunderte auf dem Erdenrunde. Der Fahrpark der deutschen Reichspostverwaltung allein weist gegenwärtig achtzehn verschiedene Arten von Vehikeln auf. Mit der Erweiterung des Eisenbahnnetzes der Erde wird die Benutzung des Wagenparks eine immer geringere. Kaum wird irgendwo eine neue Bahnlinie eröffnet, beeilt sich die Post auch schon, von den durch dieselbe gebotenen Beförderungsvorteilen einen möglichst ausgedehnten Gebrauch zu machen. Die Beziehungen zwischen den beiden Ver-

Brandenburgische Personenpost im 17. Jahrhundert (S. 605).

kehrsanstalten sind in verschiedenen Ländern verschiedener Natur; in England und Nordamerika muß die Post den Bahngesellschaften sehr hohe Summen zahlen, in Japan und Skandinavien geringere; in allen übrigen Staaten, die Schienenwege haben, muß das Material der Post auf diesen unentgeltlich befördert werden, eine Leistung, welche als Entgelt für die mit Eisenbahnkonzessionen zumeist verbundenen Privilegien zu betrachten ist.

Um aus der Bahnbeförderung der Postsendungen einen möglichst großen Nutzen zu ziehen, hat man in Gestalt der „fliegenden Postämter" (zuerst 1837 in England aufgekommen) die Möglichkeit geschaffen, die Sendungen auch während der Eisenbahnfahrt postalisch zu behandeln, d. h. zu stempeln, zu sortieren, auf den Stationen zu übernehmen und abzugeben ꝛc. Wer kennt nicht die langen Postwaggons, in denen diese Arbeiten verrichtet werden? Selbstverständlich muß dies mit ungeheurer Geschwindigkeit geschehen; nur so kann es gelingen, die umfassenden Aufgaben der Bahnpostämter zu bewältigen. Und es gelingt immer; freilich gehören dazu oft fünf bis sechs Waggons und zwei bis drei Dutzend angestrengt arbeitender Beamten. „Veredarius" erwähnt, daß auf einer einzigen Fahrt zwischen Köln und Verviers — diese Linie besorgt den Postverkehr zwischen Deutschland und Großbritannien — über 80000 gewöhnliche und mehr als 1000 Einschreibbriefe sortiert, die letzteren auch noch einzeln eingetragen wurden.

Rohrposttreiber (S. 610).

Neben den Eisenbahnen ist der Schiffahrt eine vornehme Rolle im Dienste des Postwesens zugewiesen; ja, die Seefahrzeuge sind die eigentlichen Träger der Weltpost, denn sie vermitteln die Verbindung von Erdteil zu Erdteil. Neben den Dampfern sind mit Ehren zu nennen die auf den Binnengewässern verkehrenden Segelboote, die sogar oft auch auf dem Meere treffliche Aushilfsdienste leisten. An den Seeküsten im hohen Norden Europas ist die Post noch heute hauptsächlich auf Segelschiffe beschränkt; solche unterhalten auch den Postverkehr zwischen Dänemark und Grönland. Was Deutschland betrifft, so haben die Küsten von Schleswig und Ostfriesland während eines großen Teiles des Jahres recht viel Verwendung für Jollen und Eisboote. Unter den übrigen europäischen Postverwaltungen macht die von Griechenland den ausgedehntesten Gebrauch von Segelschiffen und Booten aller Gattungen sowohl an den Seeküsten als auch im Innern des Landes. Dort ist sogar das von Pferden oder Menschen gezogene Kanalschiff durchaus noch nicht aus der Reihe der Postbetriebsbehelfe gestrichen. Weit ausgedehnter und mannigfaltiger als in Europa ist die Verwendung von Segel- und anderen bescheidenen Booten in den übrigen Erdteilen, namentlich in den wasserreichen Gegenden Süd- und Ostasiens. Aber bei aller internationalen Vielseitigkeit treten sämtliche Schiffsarten seit der Erfindung der Dampfschiffahrt hinter die unbestritten überwiegenden Postdampfer zurück; heute, 45 Jahre nach der ersten überseeischen Postdampferfahrt vermitteln nicht weniger als 200 solcher Schiffe nur allein den Verkehr Europas mit Amerika.

Rohrpostbriefhülse (S. 610).

In unserer rastlos vorwärts hastenden Zeit ist die Post nicht dabei stehen geblieben, sich Mensch und Tier, Feuer und Wasser dienstbar zu machen; sie hat vielfach selbst die Luft in den Bereich ihrer Hilfsmittel gezogen, und zwar in dreierlei Weise: als *Röhren*-, als *Ballon*- und als *Taubenpost*. Während aber der Ballon und die Taube in höheren Regionen schweben, befinden sich die Röhren unter der Erde. Die erste „pneumatische Post" entstand zu London im Jahr 1854; doch wurde die übrigens recht kurze Linie nach 20 Jahren außer Betrieb gestellt, weil der letztere infolge beträchtlicher Mängel der Maschinerie häufig gestört worden war. Später entstanden in der Themsemetropole und einigen anderen

Einrichtung einer Rohrpost (S. 609).

Großstädten Englands andere, allerdings ebenfalls bloß für den dienstlichen Verkehr der Post- und Telegraphenämter bestimmte Röhrenlinien, die in ihrer technischen Einrichtung den pneumatischen Posten von Berlin, Wien und Paris ähneln. Das 1867 angelegte Röhrennetz der Seinestadt umfaßt jetzt bereits nahezu 150 km; das berlinische wurde dem Verkehr am 1. Dezember 1876 mit 26 km übergeben und hat es schon aufs Doppelte gebracht. Die schmiedeeisernen Röhren liegen mindestens 1 m unter dem Straßenpflaster. Zur Aufnahme der Rohrpostkarten, -Briefe und -Telegramme dienen Büchsen aus getriebenem Stahlblech, die durch einen Lederüberzug verschlossen werden (siehe S. 608). Sie sind 15 cm lang und können je 20 Sendungen aufnehmen; zehn bis zwölf Büchsen bilden, hintereinander gelegt, einen Zug, der durch den „Treiber" abgeschlossen wird, d. i. ein der Gestalt nach den Büchsen gleichender, massiver, ebenfalls mit Leder überzogener und überdies mit einer ledernen Manschette versehener Holzcylinder (siehe S. 607), durch den das Rohr ziemlich dicht geschlossen wird.

Die Beförderung der Rohrpostzüge erfolgt entweder nach dem Blasrohr- oder dem Heberprincip,

Vergrößerung der mit der Taubenpost angekommenen Depeschen (S. 613).

d. h. durch Stöße mit verdichteter oder Ansaugen mit verdünnter Luft. Die Beförderungsgeschwindigkeit beträgt 1000 m in der Minute; dennoch ist es durch die Einrichtung der Apparate ermöglicht, daß die Züge, die in Berlin jede Viertelstunde, in Wien jede 20 Minuten abgelassen werden, ohne Anprall einlaufen, vielmehr langsam in die Maschine gleiten. Die einzelnen Teile der letzteren sind aus unserer Abbildung (siehe S. 607) ersichtlich. Die Büchsen kommen in der Empfangskammer K an. Unter dem Fußboden bei M treten die von weiterher kommenden Röhren ein. Z ist eine für das Ein- und Ausströmen der Luft vom oder in den Röhrenstrang bestimmte Abzweigekammer, die durch das Rohr N mit dem Hauptbeförderungshahn B in Verbindung steht. R ist das Zuführungsrohr, das die Empfangskammer mit den unterirdischen Rohrleitungen verbindet. In die Klappe H werden die Büchsen gelegt. A ist der Luftwechselhahn, der durch die Röhren T und T_1 mit den Behältern für verdünnte und verdichtete Luft in Verbindung steht. Das Rohrstück S vermittelt Luftwege durch A und B und ist durch das kleine Rohr u mit der Einlegeklappe H verbunden. Die übrigen Bestandteile des Apparats sind zu sehr fachtechnischer Natur, als daß wir sie hier berücksichtigen könnten. Bei Beförderung eines Zuges durch verdichtete Luft wird der den Luftbehälter von der Rohrleitung abschließende Hahn A geöffnet, so daß die Luft ungehindert auf den Zug wirken kann. Kommt verdünnte Luft zur Anwendung, so wird beim absendenden Amt die das Beförderungsrohr R schließende Scheibe f durch die Zugstange F in die Höhe gezogen und sodann durch Umlegen des Hahns D das Rohr u mit dem Rohre r

verbunden; sobald der Zug abgegangen, wird der Hahn D geschlossen und der Hahn B geöffnet.

Dem Publikum dient die Rohrpost nur in Berlin und Wien. In der deutschen Reichshauptstadt hat sie 1877 1 360 874 und 1884 schon 2 252 814 Sendungen befördert, während die Pariser „poste pneumatique“ fast eine fünfmal so hohe Ziffer zu verzeichnen hat. Minder groß ist bislang die Rolle des eigentlichen „Reichs der Lüfte“ im Postwesen, aber durchaus nicht weniger interessant und für die Zukunft aussichtsvoll.

Fassen wir zuvörderst die „Taubenpost“ ins Auge, so finden wir, daß die Brieftaube schon in den Kreuzzügen eine Rolle spielte, indem angeblich eine von einem Raubvogel verwundete Taube ins Christenlager fiel und unter ihren Flügeln einen Zettel barg, der die Pläne des Feindes verriet. Auch während der Belagerung von Akka sollen die Sarazenen Brieftauben benutzt haben. Allmählich zogen die Kreuzfahrer selber den ihnen neuen Nachrichtenvermittlungsbehelf in Gebrauch, aber ebenfalls nur in vereinzelten Fällen. Einen regelrechten Taubendienst richtete zuerst Sultan Nureddin (12. Jahrhundert) ein; von seinen Nachfolgern weiter ausgebildet, war dieser Dienst schon um die Mitte des 13. Säkulums zu einer gutorganisierten Post geworden, die sich streckenweise noch im Anfang des 17. wegen ihrer Schnelligkeit eines guten Rufes erfreute. Als in späteren Zeiten die Brieftaubenzucht auch in Europa aufkam, entstanden zwischen einzelnen wichtigen Handelsstädten Taubenposten, die alle dringenden Mitteilungen politischer und geschäftlicher Natur beförderten. Noch 1848 verkehrten zahlreiche Tauben zwischen Paris, Brüssel und Antwerpen, um die belgische Presse von den französischen Neuigkeiten zu unterrichten, und dies geschah so rasch, daß die belgischen Zeitungen die betreffenden Ereignisse zumeist gleichzeitig mit denen von Paris bringen konnten. In neuester Zeit hat man mit Brieftauben so ungemein günstige Erfahrungen gemacht, daß man jetzt mit Sicherheit weiß, man dürfe auf diese reizenden Vögel als auf eines der schnellsten Nachrichtenversendungsmittel rechnen, so oft sich das Bedürfnis zur Heranziehung eines so außergewöhnlichen Behelfs einstellt.

Das moderne Postwesen hat dies in Fällen der Not wiederholt erprobt, in ausgedehntestem Maße während der Belagerung von Paris im Jahr 1870/71. Es wurden nur ganz kurze und auf dünnstem Seidenpapier möglichst kleinen Formats geschriebene Briefe angenommen und anfänglich im Original befördert (in Beutelchen, die man den Tauben mitgab); unsere Abbildung (siehe S. 614) zeigt ein solches Schreiben im größten zulässigen Format. Aber wenn auch sehr viele Absender ihre Briefe auf den dritten oder vierten Teil dieser Größe beschränkten, so würde die Anzahl der zur Beförderung gelangenden Sendungen bei der geringen Zahl der vorhandenen Tauben verhältnismäßig klein geblieben sein, hätte Dagron nicht zu guter Zeit einige Apparate erfunden, die durch ein sinnreiches Verkleinerungsverfahren die Massenverschickung von Taubenbriefen ermöglichten. In Tours, dem Sitze der „provisorischen Regierung“, wurden alle aus den Provinzen einlaufenden Schreiben gesammelt und ohne weiteres in sehr kleinen Buchstaben spaltenweise hintereinander abgedruckt. Die gedruckten Spalten übertrug man dann, zu Seiten von je vier Spalten à drei Kolumnen à vier Unterabteilungen vereinigt, auf photomikroskopischem Wege auf ein recht dünnes und durchsichtiges Kollodium- oder Gelatinehäutchen (siehe S. 613). Auch das amtliche Blatt wurde in dieser Weise nach Paris befördert, und die Thatsache, daß eine ganze Seite dieser Zeitung in der Verkleinerung nur ein Sechstel eines Quadratzolls beanspruchte, zeugt laut für den hohen Wert jener Erfindung. Schließlich rollte man die Häutchen zusammen, schloß sie — im Durchschnitt 18 Stück pro Taube — in einen kleinen Federkiel und befestigte diesen an der Mittelschwanzfeder des Vogels, der somit Hunderttausende von Worten in die Hauptstadt entführte. Im Pariser Taubenpostamt wurden die eingetroffenen Massendepeschen durch eine mit elektrischem Licht versehene Vergrößerungsvorrichtung

PAR BALLON
MONTÉ
—
Décret du 26 septembre 1870

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

Affranchissement
OBLIGATOIRE
—
FRANCE-ALGÉRIE
20 CENTIMES
—
ÉTRANGER
Taxe ordinaire

M ....

ART. 2 Le poids des lettres expédiées par les aérostats ne devra pas dépasser 4 grammes.

Adreßseite eines französischen Ballonbriefumschlages 1870/71 (S. 613).

derart wiedergegeben, daß das Gedruckte in der Größe von Plakatlettern auf einer weißen Wand erschien (siehe S. 609), um sofort abgeschrieben zu werden, worauf die Bestellung der einzelnen Zuschriften erfolgen konnte. Die Benutzung der Taubenpost war ein teures Vergnügen, denn jedes Wort kostete einen halben Frank. Auch Postanweisungen wurden befördert.

Massendepeschen. 12000 Briefe auf 15 Foliodruckspalten (S. 612).

Bei dem Umfang der Dienste, die die Brieftaube bei einzelnen wichtigen Anlässen leisten kann, ist es begreiflich, daß die Taubenzucht immer größere Ausdehnung gewinnt. Aber wie rasch die Tierchen auch fliegen mögen — ihr Eintreffen am Bestimmungsort und ihre Rückkehr zum Ausgangspunkt hängen von zu vielen nicht zu lenkenden Umständen ab, als daß der Taubenpost die für den Postdienst unbedingt erforderliche Verläßlichkeit in genügendem Maße innewohnen könnte. Eine viel größere Leistungsfähigkeit bei erhöhter Geschwindigkeit und beträchtlicherer Zuverlässigkeit steht bei der Luftballonpost in Aussicht, — sobald, ja, sobald nur erst die Lenkbarkeit des Luftballons feststehen wird. Die Lösung dieses Problems soll ja durch die interessanten Versuche von Krebs und Renard in Paris (1884 und 1885) ein gut Stück vorwärts gekommen sein — hoffen wir das Beste. Mittlerweile hat man wiederholt recht günstige Erfahrungen gemacht, und zwar auch hier insbesondere während der letzten Belagerung der großen Seinestadt. Die französische Postverwaltung ließ die ersten Postballons anfertigen, die es je gegeben, gab eigene Balloncouverts und -Karten aus dünnem Papier und in kleinem Format aus; das Gewicht des Briefes war auf 4 g beschränkt. (Umschlagabbildung S. 611.) Im ganzen wurden 65 Ballons abgelassen, welche 91 Personen, 363 Brieftauben, $2^1/_2$ Millionen Briefe und Postkarten, sowie zahlreiche amtliche Schriftstücke und Zeitungen beförderten. Nur 17 von den 65 Ballons verfehlten ihren Zweck, teils durch Unglücksfälle, teils durch Erbeutung seitens der Deutschen, teils durch Niedergehen in fremden Ländern; alle übrigen thaten ihre Pflicht pünktlichst. Ein nach Norwegen verschlagener Ballon legte die fast 1400 km lange Strecke von Paris nach Christiania in 15 Stunden zurück! Gewiß wird nach vollendeter Entdeckung der Lenkbarkeit der amerikanische Luftschiffer Wise recht behalten, der sagt: „Unsere Kinder werden jeden Erdenwinkel ohne Dampf, Rauch und Seekrankheit erreichen können, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 100 engl. (20 geogr.) Meilen in der Stunde."

V.

Ein kaum geringeres Interesse als die Betrachtung der Mittel und Wege des Postverkehrs bietet die der Leistungen des heutigen Postwesens. Früher auf recht wenige Gebiete beschränkt, hat die Thätigkeit der Post allmählich auf eine sehr große Anzahl von Geschäftszweigen übergegriffen, die nicht alle in unmittelbarem Zusammenhang mit dem eigentlichen Zweck dieser Verkehrsanstalt, der Nachrichtenvermittelung, stehen. Die Post befördert gegenwärtig alles Erdenkliche: Briefe, Karten, Zeitungen, Manuskripte, Warenproben, Pakete, Kisten, Wertbriefe, Postanweisungen, Cirkulare und andere Drucksachen, Personen und Tiere; sie besorgt die Einkassierung von Nachnahmen, Schulden, Wechselbeträgen, in einzelnen Ländern auch die Einholung von Wechselprotesten (in Belgien), oder die Einsammlung und Verzinsung von Sparpfennigen; sie nimmt Lebens- und Rentenversicherungen an (in England), zahlt den Arbeitern die Unfallsentschädigungen aus (in Deutschland), vertreibt Patentschriften und Stempelsteuermarken, kurz, sie leistet einfach Großartiges, und das alles gegen ungemein niedrige Entlohnung. In jedem, selbst dem bestorganisierten Postwesen fehlt es noch an einzelnen, wünschenswerten und leicht zu bewirkenden Verbesserungen (in Deutschland z. B. an einer wohlfeilen Zeitungsfreimarke nach österreichischem Muster, an dem billigen französischen Cirkularporto, an einer vernünftigen Drucksachentaxe, an den sogen. „Kartenbriefen" u. s. w.), allein im allgemeinen verdient die Post unserer Tage die weitestgehende Anerkennung, und es vergeht kaum ein Jahr ohne sehr beträchtliche Erleichterungen und Neugestaltungen auf diesem wichtigen Gebiete.

Gewöhnlicher Taubenpostbrief (S. 612).

Demgemäß ist der Unterschied zwischen einst und jetzt ein gewaltiger. Während heute ein Brief von Straßburg bis Orsova und von der preußisch-russischen bis zur kroatisch-türkischen Grenze bloß zehn,

Innere Ansicht des New Yorker Postamtes.

und von Europa nach Japan oder den Vereinigten Staaten nur 20 Pfennig kostet, wurde vor 50 Jahren für ein frankiertes Schreiben von Danzig nach Frankfurt a. M. ein halber Thaler und vor 100 Jahren für ein unfrankiertes von Nordamerika nach Deutschland 16 Thaler gezahlt! Kein Wunder, wenn der Briefschmuggel im höchsten Grade blühte. Man verschickte Zuschriften auf geheimem Wege — durch Fuhrleute, Handlungsreisende u. s. w. — oder man vertraute der Post unfrankierte Briefe an, die innen unbeschriebenes Papier enthielten, aber auf der Adresse durch verabredete Zeichen von dem Befinden der Absender Kunde gaben, so daß die Empfänger nach Betrachtung der Adresse die Annahme des Briefes getrost verweigern konnten. Diese Zustände mußten zu Reformen führen. Die Entwickelung des Eisenbahnwesens hatte die Beschleunigung der Beförderung zur Folge, und Hand in Hand damit ging die immer weiter gehende Herabsetzung der Porti. Erst nachdem diese erträglich niedrig geworden, konnten sich neben der Brief- und Personenbeförderung andere Zweige des Postwesens in nennenswerter Weise herausbilden. Allmählich schlossen einzelne Länder Postverträge miteinander ab. Eine Schranke nach der andern fiel. Mit jeder pekuniären und geographischen Erleichterung nahm der Postverkehr ungeheuer zu, und jede Zunahme hatte neue Verbesserungen und das Hineinziehen neuer Zweige in die Thätigkeit der Post im Gefolge.

So bereitete sich nach und nach — man kann sagen: verhältnismäßig sehr rasch — der Boden vor für eine der erstaunlichsten und segensreichsten Reformen und Organisationen, die es je gegeben und bei der das größte Wunder ist, daß sie mit solcher Leichtigkeit zustande kam, wie es glücklicherweise der Fall war: wir meinen den „Weltpostverein“. Sein Zustandekommen ist das unsterbliche Verdienst v. Stephans. Dieser außerordentlich energische Mann faßte bereits 3½ Dezennien nach dem ersten Auftreten seines großen Vorläufers Rowland Hill und nur wenige Monate nach Schaffung eines einheitlichen Groschenportos für Deutschland und Oesterreich-Ungarn (1868) den kühnen Plan „eines alle Kulturstaaten der Welt umspannenden Postvereins“. In einer Denkschrift vom Dezember des genannten Jahres schlug er die Einberufung eines internationalen Kongresses behufs Bildung des Vereins und Beratung der Grundzüge vor. Er nahm einheitliche Portosätze, die Portoverteilung nach dem Princip der gegenseitigen Ausgleichung und die Anerkennung unbehinderter, kostenfreier Beförderung durch die Zwischenländer in Aussicht. Da die notwendig langwierigen Vorbereitungen zur Verwirklichung des schwierigen Vorhabens durch den Siebziger Krieg unterbrochen wurden, konnten die offiziellen Einladungen der deutschen Regierung zur Beschickung des Kongresses erst am 1. September 1873 ergehen. Verschiedene Hindernisse bewirkten, daß der Zusammentritt desselben erst am 15. September des darauffolgenden Jahres stattfand, und zwar in dem alten historischen Ständehause der schweizerischen Bundeshauptstadt.

Ungemein glücklich war der Gedanke des Kongresses, dem Verein einen Mittelpunkt zu schaffen

in einem „Internationalen Bureau", als dessen Sitz Bern bestimmt wurde. Die Kosten desselben tragen die Vereinsstaaten nach Maßgabe ihrer Größe und Wichtigkeit gemeinschaftlich. Dieser Centralstelle obliegen viele Aufgaben technischer, statistischer, juristischer, finanzieller und journalistischer Natur; sie studiert die ihr zur Begutachtung vorgelegten Fragen, vermittelt die Verrechnung der Vereinsstaaten miteinander, sammelt statistische Daten über den Postverkehr, gibt ein deutsch-englisch-französisches Weltpostfachblatt heraus u. s. w.

Der Vereinsvertrag, der natürlich noch viele andere Bestimmungen enthielt — wir haben nur die wesentlichsten mitgeteilt — trat mit dem 1. Juli 1875 in Wirksamkeit. Selbstverständlich hatten an dem Berner Kongresse nicht alle Staaten teilgenommen; aber die dem neuen „Weltpostverein" nicht beigetretenen Postverwaltungen konnten sich nicht lange dem gewaltigen Eindruck entziehen, den dieser großartige Völkerbund allenthalben erzeugte. So erfolgten denn im Laufe der nächsten Jahre viele weitere Beitrittserklärungen, zuallerletzt (1884 und 1885) sogar von seiten Patagoniens und Feuerlands. Augenblicklich sind die einzigen civilisierten Länder, die nicht zu dem Verein gehören, die englischen Besitzungen in Australien, das Kapland und das chinesische Reich. Der Verein umfaßt jetzt ein Gebiet von 80 Millionen qkm mit einer Bevölkerung von nahezu einer Milliarde. Selbst der, ja doch erst in Zukunft mögliche Beitritt des neuen Kongostaates ist bereits im Princip beschlossen.

Im Jahre 1878 stellte sich das Bedürfnis nach weiteren Verkehrserleichterungen heraus; vom 2. Mai bis 1. Juni tagte denn auch in Paris der zweite Weltpostkongreß. Diesem gelang es, das zu Bern berücksichtigte Uebergangsstadium in der Portoeinheit zu überwinden und die Kosten der Beförderung endgültig auf 25 Cent., bezw. dessen Aequivalente, für einfache Briefe, 10 Cent. für internationale Postkarten und 5 Cent. für je 50 g Drucksachen festzustellen. „Vor Begründung der Weltpost," schreibt „Veredarius", „waren für den Verkehr Deutschlands (mit den jetzigen Vertragsstaaten) im ganzen nicht weniger als 55 verschiedene Portosätze in Geltung. Heute dagegen ist es möglich, mit Hilfe der Postkarte gegen Erlegung eines Portos von 10 Pfennig selbst mit Indien, Japan, den Ländern an der Südspitze von Amerika und bis hinauf zu den menschlichen Wohnstätten am Nordpol in Korrespondenz zu treten." Außer mehreren anderen wichtigen Reformen wurde in Paris ferner beschlossen: die Erhöhung des Meistgewichts einer Drucksachensendung auf 2 kg; die Einführung einer gleichmäßigen Gebühr fürs „Einschreiben" von Postsendungen (20 Pf., 25 Cent., 10 Kreuzer u. s. w.); die allgemeinste Ersatzpflicht bei in Verlust geratenen Einschreibstücken; die Ausdehnung der Vereinsthätigkeit auf weitere Geschäftszweige, und zwar vereinbarten 17 Staaten den Austausch von Briefen mit Wertangabe, 15 Staaten den von Postanweisungen bis zu 500 Frank.

Auch einen internationalen Postpaketverkehr schlug die deutsche Verwaltung auf dem Pariser Kongreß vor; doch ließ sich dieser Plan nicht sofort durchführen, schon darum nicht, weil die meisten Länder sich mit der Beförderung von Päckereien überhaupt nicht befaßten, von allen anderen Schwierigkeiten ganz abgesehen. Der deutsche Antrag wurde zur weiteren Behandlung an das Berner Bureau überwiesen, welches so eifrig arbeitete, daß schon nach zwei Jahren eine in der Hauptstadt Frankreichs tagende, von 22 Staaten beschickte Versammlung des Vereins die Vorschläge v. Stephans zum großen Teil verwirklichen konnte. Nunmehr wurden zwischen denjenigen Ländern, die dem Uebereinkommen beitraten, Postpakete ohne Wertangabe von 3 kg und zum Preise von einem halben Frank für jedes an der Beförderung beteiligte Land ausgetauscht. Wer je erfahren, wie umständlich und kostspielig früher die Versendung von Paketen „übers Meer" war und wie unsicher die überdies sehr ungleichmäßige Gebührenberechnung, der wird die volle Bedeutung jener Reform erkennen. — Der Lissaboner Weltpostkongreß, der Anfang 1885 stattfand, ging ein gut Stück weiter, indem er die Gewichtsgrenze auf 5 kg erhöhte, die Zulassung von Wert- und sogar Nachnahmepaketen beschloß, die Ersatzverbindlichkeit für Verlustfälle anerkannte, für Pakete ohne Wertangabe eine einheitliche Entschädigung von 25 Franken festsetzte und sonstige Erleichterungen schuf. Auch traten mehrere weitere Länder dem Gepäckverkehrübereinkommen bei.

In Lissabon wurden ferner ein internationaler Postauftragsdienst geschaffen, die Zulassung von Eilbriefen und telegraphischen Postanweisungen zum Grundsatz erhoben, die Postkarten mit bezahlter Antwort und die Einholung von Wechselprotesten auf das ganze Vereinsgebiet ausgedehnt, im Wertbrief-, Drucksachen- und Warenprobenverkehr große Verbesserungen eingeführt, endlich in Bezug auf Australien und Südafrika Beschlüsse gefaßt, die den baldigen Eintritt dieser Erdteile in den Weltpostverein erwarten lassen.

Die einigende Wirkung des Postverbandes zeigt sich aber nicht bloß im internationalen Verkehr, sie äußert sich auch innerhalb der Grenzpfähle der einzelnen Länder. Da und dort haben die inländischen Postverhältnisse, sollten sie nicht hinter den weltumfassenden zurückbleiben, angemessen geändert werden müssen. Sobald ein Weltpostbrief 25 Cent. kostete, konnte die französische Verwaltung nicht länger ebensoviel für ein im Lande bleibendes Schreiben fordern. Und kaum war die internationale Rekommandiergebühr auf 25 Cent. festgestellt, setzte England die interne von 40 Cent. auf 20 herab. Was also die große britische Portoreform von 1840 (die Einführung des Rowland Hillschen Pennyportos) nur zum Teil vermochte — das interne Porto allgemein zu verbilligen —, das brachte der Weltpostverein unwillkürlich und in kürzester Zeit zuwege. Auch hat er bewirkt, daß seit seiner Gründung z. B. der Briefverkehr auf Erden um etwa 115 Prozent (nämlich von 3300 auf 7100 Millionen Briefe, Karten und

Muster) gestiegen ist, und entsprechend hoch sind die Ziffern für die übrigen Geschäftszweige.

Das rasche Wachstum dieser Vereinigung hat ihren Schöpfer zu dem Ausspruch veranlaßt: „Man darf kühn behaupten, daß eine solche Einstimmigkeit der Regierungen der großen Mehrheit der civilisierten Völker des Erdballs eine Thatsache ist, die in der Geschichte ohnegleichen dasteht.“ Und die Betrachtung der langen Reihe der vom Weltpostverein ins Leben gerufenen Verkehrserleichterungen führt zur Erkenntnis, daß, wie „Veredarius“ bemerkt, „die Geschichte des Verkehrswesens nirgends eine Epoche aufzuweisen hat, die den neuesten, in eine so kurze Spanne Zeit fallenden Errungenschaften auch nur annähernd Aehnliches gegenüberzustellen hätte“.

Die unablässige Zunahme des Umfanges der postalischen Leistungen ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie günstig ist die Stephansche Saat in Halme geschossen! Das allseitige Streben, die Dienste der Post immer vollkommener und billiger zu gestalten, ist von unberechenbarem Segen in wirtschaftlicher, geistiger und sittlicher Beziehung. Das moderne Postwesen gehört zu den besten Mitteln der Förderung von Bildung, Wohlstand und Freiheit.

Wo Barthel den Most holt.

Von

P. K. Rosegger.

Daheim bei meinem Vater ging's eigentlich immer hoch her, denn wir wohnten auf einem dreitausend Fuß hohen Berg — und den Witz hat der Knecht Barthel aufgebracht. Wenn aber ein fruchtbares Jahr mit gutem Kornbau, glücklicher Viehzucht oder einem erklecklichen Holzgeschäft gewesen war, so legten wir uns nach dem lastvollen Sommer einen ganz besonders fröhlichen Winter bei. Die einen thaten tagsüber Korn dreschen, die anderen Vieh füttern, die Weibsleute Flachs und Ränke spinnen, und am Abend kamen wir zusammen in die Stube um den warmen Ofen und den großen Tisch und thaten plaudern, singen, Geschichten erzählen, Most trinken und bisweilen auch ein wenig scherzen miteinand.

Unter Most, den wir tranken, ist gegorener Apfelwein zu verstehen, der aber nicht aus den Fichten- und Lärchenzapfen gepreßt wurde, die auf unseren Bäumen hingen, sondern aus den köstlichen Borsdorfer, Weizer und Pöllauer Aepfeln, die draußen im weiten Lande wuchsen. Die Wirte drüben im Pfarrdorf verkauften ihre Getränke nicht allein in Gläsern und Krügen, sondern auch in Fässern. Schickte dann in manchem Jahr mein Vater so etliche Tage vor Weihnachten den Knecht mit einem Paar Ochsen und Schlitten aus, um Most zu kaufen. An solchen Tagen waren wir Kinder arg aufgeregt: „Heut' kommt der Most! Heut' kommt der Most!“ Jedes richtete sich ein Geschirrlein her, um — wenn das Glück im Fasse heimkam — alsbald etwelches ins Glas, ins Töpfchen, ins Schüsselchen herausſprudeln zu lassen und zu verkosten. In meinem Leben werde ich nichts Schöneres mehr sehen, als jenes grünglasierte Trinkkrügel war, das ich unter die Pipe halten durfte; klare Tröpflein schwitzte es, und der eiskalte Most prickelte so unvergleichlich in die Nase, wie gar nichts sonst so fein prickelt auf dieser Welt.

Es war bisweilen gewesen, daß die Geister gestockt hatten, des Abends in der Stube. Der Jungknecht wollte nicht Zither spielen, es sei eine Saite gesprungen. Der Altknecht wollte nicht Geschichten erzählen, er sei schläfrig; der Weidknecht Barthel gab keine Rätselfragen zum besten; er sagte, er müsse Hosen flicken, und dabei fiele einem nichts Gutes ein. Die Stallmagd wollte nicht singen, sie war brummig, und wenn ihr einer was Liebes ins Ohr „drischeln“ wollte, so gab sie ihm einen Stoß mit dem Ellbogen, der woltern spitzig war. Wenn aber an solch langen Winterabenden in der Stube der Mostkrug kreiste, da ward es ehestens anders. Der Jungknecht griff in sein Saitenspiel; der Altknecht stopfte sein Rauchzeug und hub eine Mär an; der Barthel fragte, wo der Adam den ersten Löffel genommen, und die Stallmagd ließ das „schöne Schweizermadel, ihre Haar sein voller Nadel“ aus der Kehle wirbeln. Weil ich in solch ergiebigen Stunden nicht wußte, wohin mein Ohr zu wenden, so hub auch ich hell an zu jauchzen und zu jodeln. — All das zusammen waren eigentlich nicht wir, es war der Most, und man möchte es nicht glauben, wie schön so ein frischer Trunk Zither spielen und singen kann.

War es denn auch einmal vor Weihnachten, daß mein Vater zum Weidknecht Barthel sagte: „Bua Barthel, spann die zwei falben Ochsen an den Schlitten und fahr um Most. Zum Kirchenwirt fahrst. Da hast sieben Gulden auf einen Halben (halben Stardin); was über bleibt, gehört dein. Aber daß er verjesen (ausgegoren) ist! Und bring ihn gut heim.“

Der Knecht spannt ein, thut Ketten und Stricke auf den Schlitten, daß er das Faß tapfer fest binden kann, setzt sich darauf, sagt: „Vorwärts in Gott'snam', daß nichts bricht und fallt nichts z'samm'!“ Und fährt munter davon.

Wie er mit seinem Fuhrwerk hinter den Schachen

kommt, wo die zwei Wege sich teilen — der eine geht eben über die Höhe hinaus ins Kirchdorf, der andere führt steil in das Engthal hinab zum Grabenwirt —, da sagt der Barthel zu den Ochsen: „Was werden wir da gar zum Kirchenwirt hinaustrotteln, Most hat auch der Grabenwirt und einen viel besseren.“ Wirft die Sperrkette unter die Schlittenkufe und rutscht in das Thal hinab. Beim Grabenwirt fährt er in den Hof, spannt aus, thut die Ochsen in den Stall und geht in die Stube.

„Was schaffst, Barthel?“ fragt die Kellnerin, die junge Ziehtochter des kinderlosen Grabenwirtes.

„Most,“ sagte der Knecht.

„Eine Halbe?“

„Mehr!“

„Hast denn du heut' einen so großen Durst?“ sagt die Kellnerin schmunzelnd und stellt ihm eine Maß hin.

„Finerl,“ sagt der Barthel — da hat er sie schon bei der Hand erwischt —, „eine Maß ist viel zu wenig. Du kannst dir gar nicht denken, wieviel ich heute haben will . . .“

Jetzt treffen sich ihre Blicke, und nun weiß man schon, was es geschlagen hat. Uebel ist sie nicht, die Finerl, wem ihr weizenstrohgelbes Haar und ihre Sommersprossen gefallen, die auch im Winter dableiben, weil es im Herzlein der lustigen Kellnerin immer Sommer ist. Daß ich alles sage: Wenige Wochen vor diesem Tage schien es, als wollte bei der Finerl plötzlich Winter kommen. Ein Zahn war ihr ausgefallen über Nacht; darüber grämte sie sich schier zu Tod, und die Gäste verwunderten sich baß, warum die sonst so schäkerlustige Kellnerin kein Wort mehr sprach. Aber sie getraute sich den Mund nicht zu öffnen, obwohl man die Lücke gar nicht gesehen hätte. Da kam der Barthel vom Berg herab, der machte sie lachen, und als sie selbander den ausgefallenen Zahn bedauerten, fanden sie gleichzeitig, daß wieder frisch einer nachwuchs.

Heute ist der junge Sprößling schon so weit, daß die Finerl nach Herzenslust lachen darf, und das thut sie denn auch, und der Barthel hilft ihr. Ein gelachtes Duett ist noch weit schöner als ein gesungenes.

Am Ofentisch sitzt aber einer, dem dieses Duett gar nicht gefällt. Der Fuhrknecht Zengg ist es, eine aufgedunsene Rothaut in blauer Bluse, säuft wie ein Faß und ist verliebt wie ein Kaninchen. Er trägt Silbergeld bei sich, eine schwere silberne Uhrkette und hat den Aberglauben, daß alle Dirndeln in ihn verliebt sein müßten. Etliche thun auch so und hören seine versilberten Liebesschwüre nicht ungern. Sein stärkstes Verlangen aber geht nach Sommersprößlein und Weizenstroh; und jetzt macht sich der verdammte Bauernlümmel an dieses Gewächs.

„Eine Halbe Guldenwein!“ knurrt der Fuhrknecht Zengg und stößt sein Glas auf den Tisch. Er ist keiner, der Apfelmost trinkt, er mag nur Guldenwein!

„Katherl!“ ruft die Kellnerin in die Küche hinaus, „sei so gut, bring dem Zengg eine Halbe Guldenwein!“

Kommt der alte keifende, Hausdrache, die Schwester der Grabenwirtin, und bringt das Verlangte. Und die Finerl hockt beim „Bauernlümmel“ wie angenagelt.

Endlich tritt der Wirt in die Stube, da wird das Mostgeschäft abgethan.

„Sechs ein halb Gulden, weil du's bist,“ sagt der Grabenwirt, „aber das Faß kommt zurück.“

„Es gilt.“

„Alsdann lass' ich aufpacken. Trink, was du magst, es geht ein.“

Jetzt kommt auch zum Barthel Guldenwein, die Finerl bringt ihn; auch Kletzenbrot zum Dazubeißen, oder eine Cigarre, was er halt lieber hat, und setzt sich wieder an seine Seite. — Gott, wie schön ist die Welt!

Nach einer Weile fällt dem Barthel ein, er müsse nachsehen gehen, was die Ochsen machen im Stall. Sie sollen Heu kriegen, und er könne seinen Wein auch draußen austrinken, er sei nicht dafür: Alles auf einmal in die Gurgel. Er wolle länger was haben.

Geht also hinaus, und die Finerl trägt ihm den Wein nach.

Denkt sich der Fuhrknecht Zengg: Schau, schau, die sind gescheit! — Er sieht nämlich durch das Fenster Schneeschaufler, die den Schnee aus dem Weg in den Bach werfen — da trägt ihn das Wasser davon.

Weil es in der Wirtsstube jetzt öde geworden ist, so steht auch der Zengg auf und geht hinaus. Er schlenkert über den Hof, hört das Wiehern der eingestellten Rösser, hört das Rieseln des Baches, hört das Grunzen der Schweinchen aus dem Pfränger. An der Wand hängt ein Pferdegeschirr mit Riemzeug; davor steht er still und schaut es an. Dann schlüffelt er weiter. Auf dem Schlitten ruht das große Mostfaß; er steht davor still und betrachtet, wie es mit Stricken kreuz und quer festgebunden ist. — Immer gefesselt ist so ein Trunk, nur wenn er in die Leute kommt, wird er ungebunden. — Der Zengg denkt aber an etwas anderes. Jetzt lugt er einmal in die Runde; 's ist niemand in der Nähe. Der Holzstoß verdeckt den Blick vom Hause her. Der Fuhrknecht zieht ein funkelndes Messerlein aus der Tasche. „Barthel,“ murmelt er für sich, „heut' geht's dir allzu gut, möcht' mich wundern, wenn du ohne Malheur heimkämst mit deinem Most! Möcht' mich arg wundern!“ Und schnitzt so ein wenig an den Stricken herum.

Dann schleift er langsam seitab.

Nicht lange hernach wird im Stall irgendwo gesagt: „Sapperment, jetzt ist's Zeit, daß ich einspann'!“

Bald ist's auch geschehen.

„Ja, behüt Gott, Barthel, komm glücklich heim!“ ruft die Finerl.

„Und das Faß kommt zurück,“ schreit der Wirt dem Schlittwerk nach.

Der Barthel geht voran und führt die Ochsen an den Hörnern. Er ist heute ein glückseliger Mensch. Daß der Weg stark bergan steigt, macht nichts, ziehen müssen doch die Ochsen. Wenn er Kalendermacher wäre, der heutige Tag müßte rot werden. Und daheim wird's auch wieder hoch hergehen, wenn er mit dem Most kommt. Daß die Finerl lieb ist, das hat er wohl gewußt, aber daß sie so lieb, so lieb sein kunnt', das hätte er sich nimmer gedacht. Verflucht stark bergan geht's; wenn der gute Schlittweg nicht wär', möchte so ein Paar Ochsen diesen wanstigen Mostplutzer nicht vom Fleck kriegen. Daß sich die Weibsleute schämen, ist ganz natürlich. Aber der Kirchenwirt hat keinen solchen Most. Wer sich die anheiraten kunnt', das wär'

doch ein Gusto! Wenn er schmeckt daheim, nachher sag' ich's, wo ich ihn geholt hab'. Zu der geh' ich öfter, das weiß ich. Hi, Falber! Ja, das glaub' ich, daß wir schwitzen. Wenn man's bedenkt, wieviel Räusch' wir da hinaufschleppen. Ich hab' heut' wohl auch ein bissel einen gehabt. Mein Lebtag hätt' ich's nicht geglaubt, daß der Mensch so keck werden kunnt'. Sie hat mich aber auch ordentlich Red' anlassen. Jetzt noch ein Ruckerl, hup, wir werden bald oben sein! Anheiraten, das wär' schon ein Gusto! — — So hätten sich die lieblichen Gedanken des Barthel noch weitergeflochten, da sieht er, wie hinten am Faß plötzlich ein Strick losschlägt; ein zweiter beginnt sich mit Hast auseinander zu ringeln. Jesses, die Mostbutten rutscht! kann der Barthel noch denken und will zurückspringen und festhalten, da gleitet das Faß über den Schlitten hinab und schlägt über. Einen Augenblick ist's, als wolle es liegen bleiben im Schnee, noch träge wälzt es sich um, da besinnt es sich, unten sei es ihm lieber wie oben, und beginnt über das Schneefeld hinab seinen Lauf. Sachte, aber schwer, zuerst schiebt es sich über, munterer wird's, tanzend wird's, hüpfend wird's, große Gruben schlägt's im Schnee und springt doch wieder heraus, immer kecker und wilder saust es drein, daß der Schneestaub stöbert nach allen Seiten, und wie es zum hohen Rain kommt, unter welchem sich das Grabenwirtshaus duckt, fliegt das alte, dicke Faß hoch in die Lüfte und in einem weiten Bogen der Tiefe zu . . .

Starr wie ein Schneemann hatte der Barthel dem fliehenden Faß nachgeschaut. Als es seinen Augen nun entschwunden war, that er einen lauten Pfiff und sagte feierlich: „Jetzt ist der Most hin." Die Ochsen merkten ihren Vorteil und wollten mit dem federleichten Schlitten bergan. „Das glaub' ich!" rief der Knecht und hieb ihnen den Peitschenstecken auf die Stirne.

Erst nach einigem Nachdenken war er so weit, als es die Ochsen ohne Nachdenken gewesen. „Was nützt's," sagte er, „wenn wir da stehen bleiben, das Faß kugelt nicht mehr herauf, und von meinem Jahrlohn ist ein Trumm hin. Das Beste, keck heimfahren und die Wahrheit sagen."

Mein Vater war kein schlimmer Mann. Als er hörte, was geschehen war, sagte er die Worte, die den Sprüchen der Weisheit einverleibt zu werden verdienen: „Macht nichts. Haben wir keinen Most, so trinken wir Wasser."

„Ich weiß nicht, was das ist," beteuerte an demselben Abende eine Magd unten beim Grabenwirt. „Heut' sind die Schweine toll!"

Und als der Wirt mit der Laterne ging, um nachzusehen, und die Tiere vor seinen Augen grunzend tanzten, sich munter auf der Streu wälzten, eines auf das andere sprang, mit verglasten Aeuglein dann schelmisch dreinlugten, ihre Rüssel gen Himmel reckten und mit schiefgehaltenem Kopf lauerten, um hernach wieder toll dreinzufahren, und als der Wirt in der Luft hin und her roch und Mostgeruch witterte, rief er aus: „Der Teufel hole mich, die Säue sind besoffen!"

Zu einer ähnlichen Erkenntnis kam an demselben Abende auch ein anderer. Der Fuhrknecht Zengg, als er gemerkt hatte, beim Grabenwirt setze es heute keine Unterhaltlichkeit, nicht einmal ein Kartenspiel mit dem Wirt, noch weniger ein Fingerhäkeln mit Burschen und Dirnen (er war ein leidenschaftlicher Fingerhäkler), führte er seine Pferde aus dem Stall zum Brunnen, und als sie nach ihrer Haferjause tüchtig gesoffen hatten, spannte er sie an seinen Roheisenwagen. Als sein Fuhrwerk auf dem ruhigen Geleise der Thalstraße war, legte er sich der Länge nach auf die Roheisenstücke des Wagens, den Mantel darüber, den Hut aufs Gesicht gestülpt — so! zwar ein hartes Bett, aber ein andermal ist's wieder besser. — „Hia, Schimmel!"

Der Schimmel und der Fuchs ließen sich's aber heute nicht zweimal sagen, sie trabten flink, wieherten und warfen ihre Köpfe hin und her in der Absicht, einander zu beißen.

„Was haben sie denn heut', die Vieher!" schreit der Zengg und pfeift ihnen mit der Peitsche ein paar Merks über die Rücken. Schwups, richtet sich der Schimmel empor, stangengerade wie ein Korporal, und steht trappelnd auf seinen Hinterfüßen, der Kamerad macht's nach — ein Peitschenhieb — die Pferde rasen davon. Kaum vermag der Zengg noch abzuspringen, und wie er später draußen auf dem Wiesenplan sein Fuhrwerk wiedersieht, ist der Wagen zertrümmert, und die Pferde stehen losgerissen am Bach, heben ihre Köpfe hoch und wiehern.

Darum, mein lieber Leser, schneide nie aus Bosheit die Stricke entzwei, mit welchen ein Mostfaß an den Schlitten gebunden ist, das Faß könnte den Berg herabrollen, in der Wasserrinne zerplatzen und am Troge nicht allein deine sonst wohlgesitteten Schweine, sondern auch deine Pferde betrunken machen und so das Verderben deines Hauses werden.

Nun weiß ich wohl, du fragst nicht nach der Moral, sondern nach dem Verlauf des trauten Verhältnisses zwischen dem Barthel und der Finerl. Der Verlauf war gar kein übler. Als es in der Gegend des davongelaufenen Fasses und der davongelaufenen Rösser wegen laut geworden war, wo der Barthel den Most holt, brauchten die beiden auch weiter kein Geheimnis draus zu machen. Ein Jahr später übergab der Grabenwirt seiner Ziehtochter das Geschäft. Hüpfte der Barthel, nicht viel anders wie früher das Faß, den Berg herab und wurde Grabenwirt. Schier sein Erstes war, daß er meinem Vater als Ersatz ein großes Faß Apfelmost auf den Berg schickte, aber mit Fleiß festgebunden im Wagen. Mein Vater ließ ihm sagen: „Junger Grabenwirt, das hätte ich nicht verlangt, du wirst deinen Most schon selber brauchen." — „Most genug, Nachbar!" ließ der Barthel zurücksagen. „Trinkt ihn auf unsere Gesundheit. Weil ich schon so tief herabgekommen bin, so laßt mich wenigstens einmal hoch leben!"

Hoch und lang! Wir haben es wacker gethan. Ich habe zwar beim Anstoßen mein Thontöpfel in Scherben geschlagen, daß der ganze Most dem kleinen Halterdirndel über das Haupt geflossen ist. Das hat weiter nichts gemacht als den Witz von der Kindstaufe, und der Barthel lebt heute noch. — Wenn du einmal des Weges kommst, so rate ich dir, beim Grabenwirt einzukehren. Bei der Wirtin ist immer noch Sommer, und der Barthel soll dir erzählen — er kann's besser als ich —, wo er den Most geholt hat.

Der Geheimschneider. Von Ferd. Tagerlin.

Der Sammler

Charakter und Handschrift[1]).

II.

Unerläßliche Bedingung für jede graphologische Beurteilung ist die Zugrundelegung der echten, unverfälschten, durch keine äußeren Verhältnisse veränderten Handschrift. Jedermann weiß, daß man in Schriftstücken an Behörden und Vorgesetzte im Interesse größerer Leserlichkeit und Schönheit charakteristische Züge wegläßt und neue hinzufügt, was natürlich eine wesentliche Beeinträchtigung der Individualität der Schrift bedingt; es gibt viele Journalisten und Schriftsteller, die aus Rücksicht gegen den Setzer sich eine Schrift konstruieren, die von der gewöhnlichen, sozusagen für den Hausgebrauch bestimmten, bedeutend abweicht: Man suche daher die graphologische Beurteilung immer auf intime, familiäre, durch keine Rücksichten entstellte Schriftstücke und Briefe zu basieren. Es gibt aber überdies eine ganze große Rubrik von Handschriften, die sich der graphologischen Beurteilung von vornherein entzieht. Kalligraphen, Kanzlisten, Kopisten, Kaufleute gehen berufsmäßig darauf aus, ihre Schrift nach einem bestimmten, typischen, kalligraphischen Muster zu gestalten, und je mehr ihnen dies gelingt, desto weniger wird die Schrift der Spiegel ihrer Individualität.

Nach diesen notwendigen Reserven kommen wir nun zu der Frage: was leistet die Graphologie und was leistet sie nicht? Antwort: sie verrät auf den ersten Blick aus der Schrift eine Reihe von Charakterzügen, sie läßt auch auf den ersten Blick einen Schluß ziehen auf die größere oder geringere Bildung und Intelligenz des Schreibenden. Aber auf das produktive Talent läßt sie absolut keinen Schluß thun; das produktive Talent verrät sich in der Schrift nicht. Hier ist Michon zu widersprechen! Fast alle seine Schüler in Deutschland, die vor die Oeffentlichkeit getreten sind, haben sich von ihm in dieser und einigen anderen Beziehungen verleiten lassen. Sein lebhaftes französisches Temperament und eine ausgesprochene Neigung zur Charlatanerie haben ihn verführt, manches zu übertreiben und, beiläufig bemerkt, manche vor ihm gemachte Entdeckung als die seinige auszugeben.[1]) Es ist aber, wir wiederholen es, Michons unbestrittenes Verdienst, die Lehrbarkeit der Graphologie gefunden zu haben. In seinem Sinne, wenn auch

Fig 1.

in etwas anderer Anordnung, wollen wir nun vorgehen.

Ein Zug, der an einer Handschrift sehr leicht zu beobachten ist und in den allerverschiedensten Nuancen auftreten kann, ist der runde oder eckige Charakter, d. h. die Haarstriche setzen an die Grundstriche in Winkeln oder in Bogen an.

Fig. 2.

Man vergleiche dazu Nr. 1 und 2:

Hier heißt es nun: wie die Schrift so der Charakter. Güte, Weichheit, Milde, und was man Verwandtes hierher ziehen will, äußert sich durch eine runde Schrift. Hierher gehören z. B. die Schriften von Schiller und Goethe. Dagegen dokumentiert sich Schärfe, Härte, Strenge, Bitterkeit u. s. w. durch eckige, winkelige Züge. Hier noch eine Bemerkung: In Michons Lehrbüchern der Graphologie und in Artikeln über dieselbe wird gewöhnlich viel zu viel Gewicht auf die Handschriften historischer Persönlichkeiten gelegt. Es ist leicht, gemäß dem historisch bekannten Charakter nachher das Konvenierende aus der Schrift zu folgern. Nun ist aber die historische Kenntnis eines Charakters oft eine sehr einseitige; eine Reihe von Charakterzügen solcher historischer Persönlichkeiten haben mit ihren Schöpfungen nichts oder wenig zu thun: auch hier spielt eben der große Gegensatz und die alte Frage von Talent und Charakter, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Schöpfung oft ganz entstellende oder verklärende Reflexe auf den Charakter zurückwirft. Es empfiehlt sich daher fur jeden, der Graphologie studieren will, sich mit den Handschriften von Personen zu beschäftigen, deren Charakter ihm genauer bekannt sein kann, als der historischer: Verwandte, Freunde, Bekannte müssen das Operationsfeld des Anfängers sein.

Nicht minder auffällig als eckiger und runder Ductus der Schrift ist der größere und geringere Zwischenraum zwischen Buchstaben, Wörtern und Zeilen, überhaupt die Verwendung des Raumes. Bei ungefähr gleicher Höhe der Buchstaben schreibt der eine acht bis zehn Wörter auf die Zeile, wo der andere durchschnittlich nur zwei placiert; Folgerung: der eine spart das Papier, der andere verschwendet es, der eine ist sparsam, ja geizig, der andere freigebig in den verschiedensten Graden. Es gilt selbstverständlich überall die Regel: je stärker das graphologische Zeichen hervortritt, desto stärker ist die betreffende Eigenschaft vorhanden. Man vergleiche die Beispiele Nr. 1 und 4. Sparsamkeit und Geiz sind ebenfalls Züge, die sich in Freundes- und Bekanntenkreisen sehr leicht studieren lassen. Uebrigens äußern sich diese Eigenschaften noch in zwei Zeichen, die mit den zuerstgenannten in engem Zusammenhang stehen. Der Geizige bricht — doch liegt das mehr in den Eigentümlichkeiten der französischen Schrift — den Buchstaben kurz ab und versieht ihn mit keinem endenden Haarstrich, um ohne Raumverschwendung sofort ein neues Wort anfangen zu konnen, der Freigebige oder Verschwender dagegen gestattet sich ein langes überflüssiges Ausziehen der das Wort beschließenden Haarstriche. Dazu gesellen sich nun eine Reihe untergeordneter und leicht begreiflicher Charakteristika, so daß unter Wiederholung des schon Gesagten rücksichtlich der beiden Extreme sich folgende Kennzeichengruppe ergibt: Der Geizige: 1) br cht Buchstaben und Wort möglichst jäh ab, 2) bringt möglichst viel Wörter auf die Zeile und möglichst viel Zeilen auf die Seite, 3) vermeidet es infolgedessen einen Rand zu lassen, und schreibt gewöhnlich kleine

Fig. 3.

Fig. 4.

---

1) Wir setzen an dieser Stelle die in Heft 1, S. 63 begonnenen graphologischen Betrachtungen fort. Im Anschluß an die Mitteilung der Regeln der Graphologie wird der Verf. in der Folge auch aus den Kreisen der Leser eingegangene Handschriften beurteilen und erklären. D. Red.

1) Man vergl. mit seinem Werk das Buch: L'art de juger du caractère des hommes par leur écriture. Paris 1812.

und einfache Buchstaben. Man erinnere sich an den von Sueton berichteten Zug aus dem Charakter des Augustus. Aus den Gegensätzen ergeben sich die Charakteristika für den Freigebigen und Verschwender von selbst.

H. Amselmann.

Unser Hausgarten.

Von

D. Hüttig.

Dezember.

„Wer im Frieden leben will, muß zum Kriege gerüstet sein“, so ungefähr lautet ein Hauptmotiv für jeden Premier- und Kriegsminister, wenn er Geld nötig hat; wir aber, getreue Diener der Blumengöttin Flora, behaupten eben so dreist: „Wer im Frühjahr Blumen haben will, muß im Winter und noch viel früher sie vorrätig halten“, denn es vergeht eine lange Zeit, ehe aus dem, dem Samenkorn entsprießenden „Federchen“, der ersten Spur der sich entwickelnden Pflanze, die Blätter, Stengel und Blütenknospen emporgewachsen sind, ohne welche der echte Blumenfreund seine Beete nicht sehen will.

Schreibt uns doch Herr Hoflieferant F. B. Heinemann mit der Bitte, einige Abbildungen seiner hübschen Blütenpflanzen auch den freundlichen Leserinnen von „Vom Fels zum Meer“ vorzulegen, mit vollem Recht etwa folgendes: Wenn beim Erwachen des Frühlings die Schneedecke von der Sonne geschmolzen worden, das

Fig. 2. Kupferrote Gauklerblume.

junge Gras emporsproßt, die Schneeglöckchen ihre Köpfe erheben, die Knospen der frühtreibenden Gehölze zu schwellen beginnen, auch am Stachelbeerstrauche schon einige Blättchen hervorbrechen, die Kornelkirsche ihre gelben Blütenköpfe öffnet und der Haselnußstrauch sich anschickt, seine schon längst unscheinbar gewordenen purpurrot und weiß gezeichneten Blütensternchen „zu strecken“, emporzuheben, daß sie an der Spitze von 5–6 Blättern sich in Form von 2–4 vielbegehrten Nüßchen wiederzeigen, wenn, sagen wir, die von Tag zu Tag reicher sich entwickelnde Natur den Blumenfreund in den Garten lockt, so gefallen ihm seine Beete nicht, denn sie liegen kahl und öde vor ihm, nachdem sie Sommer und Herbst mit einem immer neuen Blumenflor geschmückt gewesen, der Mitte Juni begonnen, aber erst durch die Fröste des Spätherbstes ein trauriges Ende genommen. Wenn nun aber April und Mai sie noch leer gelassen, dann blickt das Auge des Besitzers sehnsüchtig aus dem Fenster des Wohnzimmers auf die Beete und begrüßt mit Freuden jedes erscheinende Blümchen. Zwar könnten herrlich blühende Hyacinthen, Tulpen, Krokus und andere frühblühende Zwiebel- und Knollengewächse mit der Pracht ihrer Farben die Sehnsucht des Blumenfreundes stillen, aber dazu gehört schon ein nicht unbedeutender Aufwand, vor dem wohl mancher zurückschreckt oder mit nur schwachen Versuchen sich zufrieden gibt.

Weit einfacher und billiger gelangt der Gartenfreund zur Ausschmückung seiner Beete, wenn er die zeitig im Frühjahr blühenden Pflanzen, einjährige, zweijährige und ausdauernde Stauden, benutzt und sie mit bereits vorhandenen Knospen und entfalteten Blumen aus dem Anzuchtbeet

Fig. 1. Doldenblütige Abronie.

aushebt oder sie aus Kalthaus oder Kasten, in welchen sie mit ihren Töpfen zum Zweck der Abhärtung zuletzt gestanden, ins Freie bringt, um mit ihnen die kahlen Beete zu bedecken, in denen sie freudig fortwachsen und bald zahlreiche Blüten zeigen werden. Aber flüchtig wie sie sind, müssen sie im Juni den eigentlichen Sommerblumen Platz machen.

Wir gestatten uns heute, der geneigten Leserin einige der schönsten jener Frühlings- und Sommerblumen vorzuführen, die allerdings da, wo ausreichend Raum in Gewächshäusern, Mistbeeten und Garten vorhanden, gewöhnlich schon im Juli und August im Freien oder unter Glas ausgesäet und später wiederholt verpflanzt werden, die aber auch ihren Zweck erreichen, wenn man sie von Oktober bis Dezember an in der warmen Stube aufzieht, selbstverständlich ganz nahe am Fenster oder im Doppelfenster, wenn es genügend Platz bietet. Man säet die meist feinen Samen sehr dünn auf sandige Garten- und Lauberde in Schalen oder Töpfen, deren Boden mit einer Schicht Topfscherben oder Ziegelstücken bedeckt ist; die Samen selbst drückt man auf der ebenen Fläche des Erdbodens wenig fest, legt eine dünne Schicht Erde über sie und dann noch eine solche von Holzkohlenstaub. Schale oder Topf setzt man auf eine andere Schale, „den Untersatz“, ohne Abzugslöcher, in welche man, wenn nötig, das Wasser gießt, daß es in die Höhe steige und die Erde feucht halte, welche die Samenkörner umgibt, ohne diese, wie durch das Gießen von oben, aus ihrer Lage zu bringen, wodurch ihr Keimen gestört werden könnte. Die jungen Pflänzchen setzt man in einer anderen Schale auseinander, sobald man sie fassen kann, und wiederholt dies noch einmal und immer so, daß das unterste Blatt auf dem Erdboden aufsitzt. Später setzt man die Pflänzchen einzeln in kleine Töpfe, stellt sie warm, aber hell und läßt ihnen reichlich frische Luft zukommen, gießt auch mit lauwarmem Wasser, wenn die Oberfläche der Erde trocken wird, und gewöhnt sie im April allmählich an frische und kühlere Luft, daß sie Anfang Mai ins Freie, auf die Beete, gepflanzt werden können.

Da ist zuerst das **Alpenvergißmeinnicht** (Myosotis alpestris Schmidt) und davon eine Spielart Elisa Fonrobert mit herrlichen Blütendolden, kleine Sträußchen von groß und gefüllt, oder auch nur halbgefüllten blauen, auch weißen Blumen, die regelmäßig im Frühjahr erscheinen und eine reizende Erscheinung bilden. Bei der Früherziehung (im Juli) setzt man die jungen Pflänzchen auf ein geschütztes Beet im Freien und deckt sie, nachdem der Boden gefroren, mit wenig Laub zum Schutz gegen den Temperaturwechsel. Sobald die Knospen sichtbar werden, sind sie, gewöhnlich als Einfassung eines mit gelben Blumen besetzten Beetes, auszupflanzen. Die Ueberwinterung im kalten Hause ist aber sicherer als die im Freien.

Eine solche gelbe Blume besitzt der **groß- und gefülltblühende Portulak** (Portulaca grandiflora Hook. fl. pleno, Fig. 4) der auch rot- (in verschiedenen Abstufungen), weiß- und blaublühend vorhanden ist. Der Same gibt aber immer auch einige einfachblühende Pflanzen, weshalb diese ziemlich dicht ausgesetzt werden müssen, damit man die einfach blühenden entfernen kann. Der Boden darf nicht zu fett sein, weil die Pflanzen dann zu stark wuchern, ohne zu blühen. In sonniger Lage gibt der gefülltblühende Portulak eines der glänzendsten Beete im Blumengarten.

Die **kupferrote Gauklerblume** (Mimulus capreus Hook. Fig. 2) ist in Chile auf den Anden in einer Höhe von 2000 m über dem Meere einheimisch; sie wird 12–14 cm hoch, blüht sehr dankbar mit orangefarbigen, später goldgelben, oft recht sonderbar gezeichneten Blumen, die von Mitte Mai bis in den Juli sich entwickeln, auch im halbschattigen Standorte. Eine Spielart, Neuberti fl. pl., blüht ganz-, eine andere, Duplex, halbgefüllt. Bekannt und vielfach im Zimmer beliebt ist die **Moschusblume** (Mimulus moschatus Dougl.), eine 20 cm hohe kriechende Pflanze aus Kolumbien; Stengel und Blätter sind mit weichen zottigen Haaren bekleidet, die Blumen gelb und wie Moschus riechend. Sie ist ausdauernd sowohl im Zimmer wie im kalten und temperierten Gewächshause; im Sommer muß auch sie im Freien stehen. Die Vermehrung geschieht am leichtesten durch Teilung des Wurzelstocks wie auch durch Aussaat des Samens. Schöne blaue Frühlingsblumen

Fig. 3. Lobelie, Crystal Palace.

(auch Sommerblumen, je nach der Zeit der Aussaat) bringen die verschiedenen Spielarten der glockenblumenartigen Lobelie (Lobelia Erinus L.) eine einjährige Pflanze aus Südamerika und Südafrika, die, oft durch Stecklinge vermehrt, im Kalthause überwintert, als ausdauernd gelten kann; für den Garten sind aber nur junge Pflanzen wertvoll. Sie besitzt einen reichverzweigten, fadenförmig geteilten und niederliegenden Stengel mit blauen, im Schlunde weißen Blumen in verlängerten Trauben. Die Spielart Erecta ist mehr aufrechtstehend und deren Varietät Crystal Palace (Fig. 3) entwickelt im Frühjahr eine große Fülle ultramarinfarbiger Blumen. — Schöne Sorten sind auch Imperialis, eine niedrige Pflanze mit purpurroten Blättern und dunkelblauen Blumen; **Kaiser Wilhelm**, eine gedrungene Pflanze mit dunkelblauen Blumen; Pumila alba, niedrig, weißblühend; Picta mit weißgeaderten Blättern, **Stern von Ischl** mit dunkelazurblauen Blumen u. a. m.

Mehr Sommer- als Frühjahrsblume ist die **doldenblütige Abronie** (Abronia umbellata Lam. Fig. 1) aus Kalifornien; sie wächst mit niederliegenden Stengeln, die in Dolden stehende wohlriechende, rosenrote Blüten entwickeln, die vom Juli bis zum Herbst erscheinen. Sie blüht am besten in sonniger wohlgeschützter Lage, wo man sie in mehr leichten als schweren Boden auspflanzt.

Fig. 4. Groß und gefüllt blühender Portulak.

Der dunkelblaue niedrige **Leberbalsam** (Ageratum mexicanum L. var. nana atrocoerulea, Fig. 5) erreicht nur eine Höhe von 15—25 cm und blüht während des ganzen Sommers bis in den Herbst sehr reich. Die Blüten sind röhrenartig und bilden zu Doldentrauben vereinigte Köpfchen; bei vielen Spielarten sind sie blau, bei anderen rötlich oder weiß; der Wuchs ist gedrungen und fordert einen dichten Stand der Pflanzen, wenn sie das Beet decken sollen. Am beliebtesten sind die Spielarten mit blauen Blumen. Sie werden gern in Verbindung mit orangeroten Blumen benutzt, als Einfassung, wenn letztere höher sind als sie selbst.

Fig. 5. Leberbalsam.

Schließlich müssen wir unsere freundlichen Leser noch einmal auf die große Schönheit gewisser **Grasarten** aufmerksam machen, deren graziöse Blütenähren in keinem Blumenstrauß fehlen sollten, gleichviel ob sie als eleganter Schleier ihn bedecken oder, zwischen anderen Blumen **gleichmäßig verteilt**, ihn locker und durchsichtig machen.

Eine der schönsten Grasarten ist das sog. **französische Raygras** (Arrhenatherum elatius Beauv. oder Avena elatior L., das auf allen Wiesen und Triften, an Hecken und Zäunen wildwachsend vorkommt. Die Blütenähren müssen während der Blütezeit oder kurz vorher geschnitten und zusammengebunden aufgehängt, getrocknet, auch gebleicht und gefärbt werden. Die Pflanze ist eine ausdauernde Staude, die zum Zweck der Verwendung im deutschen Blumenstrauß, mit anderen Arten zusammen, in einer Ecke des Gartens gebaut werden könnte. Das französische Raygras hat bis zur Blüte und während derselben glänzende, rötlich angelaufene Aehrchen. Jetzt ausgesäet, blüht es schon im nächsten Jahre und dann jährlich von neuem.

Eine Plauderei über die Herbst-Mode.

Von

Ida Barber.

Alljährlich machen wir die Erfahrung, daß, nachdem das Auge durch die wie von Sonnenglanz und Blütenduft belebten Sommertrachten verwöhnt worden, die für den Herbst bestimmten matt und farblos erscheinen und uns kaum ein Wort der Anerkennung abzugewinnen vermögen. Die Herbstmode ist naturgemäß solider, nicht in dem Maße von Lichteffekten begünstigt, wie ihre Vorgängerin; sie besticht auf den ersten Blick nicht; wer ihr aber tiefer ins Auge schaut, entdeckt, daß auch sie, wie jene glutäugigen Schönen, die ihre Reize nicht ostentativ zur Schau tragen, studiert sein will und, obschon zuerst wenig verführerisch, doch eine Fülle des Interessanten, Neuen und Ueberraschenden bietet.

Unsere Mode-Industriellen haben es sich angelegen sein lassen, eine Mittelrichtung zwischen der ausgesprochen französischen und der ebenso exklusiv auftretenden englischen Mode anzubahnen; — weder die durch allerhand Schnörkel überputzten Pariser, noch die an puritanische Einfachheit gemahnenden Londoner Neuheiten dürften diesmal bei uns Anklang finden; als speciell deutsche Moden sucht man alle jene Trachten einzuführen, die, in Bezug auf Form und Farbgebung alles Aufsehen vermeidend, einfach, geschmackvoll, individuell gehalten sind; man will nichts von den plastisch jeden Muskel hervortreten lassenden Panzertaillen wissen, nichts von engen, prall anliegenden Aermeln, von Tournüre, Reifrock, gebundenen Röcken, die das kräftige Ausschreiten hemmen.

„Das wäre ja eine Idealtracht?" höre ich Sie, verehrte Leserin, fragen; „nun wohl, man ist auf dem besten Wege, eine rationelle Mode zu schaffen, fraglich bleibt nur, wie sich das Gros der Damenwelt derselben gegenüber stellt. Wird es nicht noch genug kokette Schönen geben, die, wenn schon der Taillenzwang aufgehört hat, doch noch alle möglichen und unmöglichen Kraftanstrengungen machen werden, um „zum Umspannen dünn" zu sein? Wird man sich damit begnügen, die Formen, die Mutter Natur zu geben für gut befunden, gelten zu lassen, oder werden da wieder allerhand Stahl-, Watt- und Roßhaarauflagen nötig erachtet werden? Das ist offenbar eine Frage der Zeit; so viel aber läßt sich heute schon voraussehen, daß der Uebertreibung nicht mehr wie seither Vorschub geleistet wird und daß alles, was an die Karikatur gemahnt, zur Unmöglichkeit geworden.

Die neue Taillenform begünstigte auffallend die vorn schrägüber zu knöpfenden mit Doppelspitz gefertigten Façons, die an der Hüfte nur fingerbreit aufliegend, rückwärts im steif gefütterten Postillonschoß endigend, nach der Achselhöhe zu bequem ausstrahlend eine sehr kleidsame Tracht bilden; statt des lästigen, den Hals wie in einer Binde einengenden Militärkragens eine volle, zum Besatz des Kleides passende Rüsche von Sammet oder Seide, statt der auf der Achselnaht schon eingesetzten Aermel bequemere, die weiter gestellt und vom Hand- bis zum Ellbogengelenk auswärts mit Knöpfchen geschlossen, jedes anderen Ausputzes entraten. Bezüglich des Rockarrangements ist man wohl dahin übereingekommen, den seitwärts mit breiten, dem Stoff eingewebten oder aufgestickten Streifen besetzten Röcken den Vorzug zu geben; das Vorderblatt scheint sich hauptsächlich in Traverslinien oder Bogenfalten, die unter der Seitengarnitur verschwinden, präsentieren zu sollen; bestimmend für den Erfolg ist hier unbedingt der Faltenwurf; man wird das einfachste Kleid schön finden, wenn dem von der Hüfte zum Saum herabwallenden Gefältel jenes undefinierbare Etwas innewohnt, das selbst dem Kundigen ein Rätsel bleibt. Mit weniger Sorgfalt sind die Rückbahnen des Rockes arrangiert; statt der Tournüre pflegt man, um doch dem Ganzen die Form zu wahren, den Stoff mit Roßhaar zu unterfüttern, ihn dann in hohl gestellten Längsfalten zu ordnen, die am Saume auf ein fingerbreit hervorstehendes Plissé auffallen.

Für die Promenadentoilette ist das kurze Mantelet obligat geworden; jüngere Damen begnügen sich damit, es von einem zum Ton des Kleides passenden Sammet oder Peluche gefertigt als Taillenkragen, der wenig mehr als die Brusthöhe deckt, zu tragen, ältere Damen wählen mit Vorliebe die rückwärts kurzen, vorn in Schärpenenden auslaufenden Formen, die, mit halbweiten Fangärmeln, hellem Seidenfutter, reichen Posamenterien gefertigt, selbst dem einfachsten Kleide ein distinguiertes Ansehen verleihen.

Jacketts sieht man vorwaltend aus einer zur Farbe des Rockes passenden Monopolseide gefertigt, vorn mit Revers von Sammet und großen Knöpfen garniert; halbweite Aermel sind für diese Konfektionen, wie für alle Arten der Regenmäntel sehr beliebt; sie erleichtern das An- und Ausziehen und geben dem Ganzen, wenn hübsch garniert, ein sehr gefälliges Ansehen.

Die mit Capuchons gezierten Mäntel und Jäckchen sollen, allem Anschein nach, ein eigentlicher Saisonartikel werden; man rühmt den Vorteil bei eintretendem Regenwetter zum Schutz des Hutes, des Halses und der Wangen schnell die Kapuze über den Kopf ziehen zu können, aber es sei mir gestattet, die Frage aufzuwerfen: „Werden unsere Schönen nicht lieber den blumengeschmückten Hut opfern, nicht lieber das wenig geschützte Haupt Sturm und Regen aussetzen, ehe sie sich entschließen, die unkleidsame Kapuze über den Kopf zu nehmen? Aus praktischen Gründen also wäre die Capuchontracht kaum einer günstigen Aufnahme sicher, dennoch wird sie durchdringen, da sie schlanken, mageren Erscheinungen eine willkommene Gelegenheit bietet, ihre von der aktuellen Mode nicht sehr begünstigte Tannenschönheit zu bemänteln.

Sonderbar! So sehr man ehedem die schlank aufgeschossenen Erscheinungen schön fand, heute neigt man mehr dazu, den volleren den Preis zuzuerkennen. Wenn Mutter Natur gewisse Reize versagt, kann man wohl leicht nachhelfen, indes die prall sitzenden glatten Kleider, die anliegenden Jacketts, waren gar oft Verräter; es schien nicht so ganz leicht, der Mode ein Schnippchen zu schlagen und bei ausgesprochener Neigung zum Abmagern voll auszusehen, jetzt, wo die Mode weniger Wert auf knapp anliegende Façons legt, faltige Jabots, Shawlkragen, Capuchons, Antoinettefichus u. dgl. als Taillenschmuck gestattet, blüht den schlank aufgeschossenen Edeltannen eine goldene Aera Korpulente Damen fühlen sich wohl durch alle jene modernen Aufputzarten ein wenig geniert; wer einen kurzen vollen Hals hat, darf selbstverständlich weder Capuchon noch Faltenjabot ꝛc. tragen, indeß da ist gar wohl der Spiegel ein wohlmeinender Freund und sagt gar bald was zu thun, was zu lassen sei, und der jedem Weibe angeborene Schönheitssinn — ich sage doch wohl nicht zu viel? — hilft auch das Rechte wählen.

In der Reihe der neu eingetroffenen Stoffe nimmt ein hartwolliger, starkgeköperter Wollstoff, „Anacoste" genannt, einen hervorragenden Rang ein; man sieht ihn zu Haus- wie zu Promenaden- und Besuchstoiletten verwendet, im ersteren Falle in Verbindung mit orientalischen Stoffen, im letzteren garniert mit Passementerie und gerippter Sicilienne. Schwarze, rein wollene Phantasiestoffe wie gemusterter Rips, Voile jacquard, Tricotine mit Chenilletupfen, Ottoman frisé werden weniger zu Kleidern, denn zu langen, faltenreichen, die ganze Figur deckenden Mänteln verwendet. Für Kostüme ist schwarz, sofern nicht gerade Trauerfarbe gewählt werden muß, wenig beliebt; man neigt da mehr zu dem dunkleren Kastanienbraun, dem gelblich abgetönten Olive, dem harten Bordeaux, dem dunklen Pflaumenblau für Promenadentoiletten, während für das Haus die lichteren Farbtöne wie rubinrot, purpurblau, goldgelb in der Mode sind. Mit diesen reich nüancierten Hauskleidern wird ein Luxus getrieben, der ans Fabelhafte grenzt. — Die moderne Elegante, die, wenn wir ihr auf einem Wege durch die Stadt begegnen, einen schlichten, anliegenden Mantel aus klein karriertem Tuch trägt, ein kleines Capote-Hütchen ohne jeden Schmuck, erscheint uns als eine ganz andere in ihrem Boudoir; da schmiegt sich ein aus seidenreichem, rotem Plüsch gefertigter Hausrock, dessen kostbarer Faltenwurf das Entzücken eines fachkundigen Malers bilden würde, um die volle Gestalt, vorn Spitzenfluten, die auf weißem oder elfenbeinfarbenem Satin herniederfallen, reicher Schleifenschmuck, ein kunstvoll gestickter, breiter Gürtel, kostbare Valenciennes. — Alles atmet Eleganz und Schönheit! — Und diese Vorliebe für die elegante Haustoilette zeigt sich nicht nur in Kreisen der oberen Zehntausend; die einfache Bürgersfrau, die ehedem im blauen Kattunrock mit der gestickten großen Leinenschürze sehr schmuck auszusehen glaubte, auch sie will jetzt ihren bordeauxfarbigen Kaschmirrock mit angesetzter Faltenschleppe haben, die Schürze ist verpönt, statt derselben ein reichgarniertes Tablier, das wohl auch Schürze bedeutet, aber statt, wie letztere, das Kleid zu schützen, selber eines Schutzes bedarf. Es ließe sich ein eigenes Kapitel über die sogenannten „Hausroben" schreiben. Man trägt sie mit festen, mit losen, mit auf Gummischnüren gearbeiteten Taillen, schleppend oder fußfrei, aus Sammet, Plüsch, Kaschmir und türkischen oder indischen Stoffen; sie bilden bei jeder Ausstattung die Pièce de résistance, sind oft eleganter gefertigt als das Brautkleid selbst. Als jüngst in Wien das Trousseau der Comtesse Trauttmansdorf ausgestellt war, sagte die hier in Modesachen tonangebende Fürstin M. allen Ernstes: „Mir gefällt der rote Sammetschlafrock zehnmal besser als das weiße Hochzeitskleid" und doch war schon dieses eines der schönsten, die man seither für aristokratische Bräute gefertigt. Da die Beschreibung eines gut stilisierten Brautkleides immer in Kreisen derer, denen noch das Brautkleid ein poesiedurchdufteter Gegenstand ist, Interesse erregt, lasse ich hier eine kurze Skizze desselben folgen. Die aus schwerster, weißer Monopolseide gefertigte Schlepprobe war rechtsseitig mit einem breiten, nach unten zu spitz auslaufenden Zweig kostbarer Orangeblüten garniert, links mit breiten weißen Bandschleifen, die das in Bogenform drapierte Seitenteil deckten. Das Tablier, in der jetzt modernen à jour-Arbeit gehalten, bestand aus je einem handbreiten Streifen wertvoller Points duchesse, einem eben so breiten von weißer Monopolseide; auf der Taille rechts und links Zweige von Orangeblüten, in der Mitte Spitzenjabot, statt des Stehkragens ein Reif zartester weißer Orangeblüten auf Tüllunterlage. — Es würde mich zu weit führen die diversen, ganz originell gehaltenen Gesellschafts- und Promenaden-Toiletten des selten

schönen Trousseau zu skizzieren, die alle als Modelle gelten können, als charakteristisch sei nur erwähnt, daß für die Soirée-Toiletten Farbstellungen wie Saumon mit Vert de nil, — Rosa mit Grénat — Himmelblau mit Azur — für Promenadetoiletten Olive mit Chaudron, Steingrau mit Bordeaux zu bester Geltung kamen, als modernste Besatzartikel für die lichteren Toiletten-Stickereien auf Tüll in Chenille und Perlen ausgeführt, für die dunkleren eingewebte Sammetstreifen, fünffache, grell abgetönte Passepoils, hoch aufgetragene Languetten ꝛc. gewählt waren.

Analog dem Vorgehen der Wiener Hutfabrikanten, die alljährlich im engeren Kreise eine Herbstmodenwahl abzuhalten pflegen, deren preisgekrönte Modelle dann bestimmend auf die Saisonmode einwirken, haben jetzt auch die Modistinnen eine Ausstellung ihrer neuesten Formen veranstaltet; man kam, sah, — von einem eigentlichen Sieg kann aber keine Rede sein, da die liebwerten Kolleginnen, die als Juroren ihres Amts walten sollten, sich nicht entschließen konnten, einer anderen als ihrer eigenen Arbeit den Preis zu erteilen. — Recht hübsche Capotes, die wohl bestimmend auf die Herbstmode einwirken dürften, sah man aus dicht gezogenem Faille gefertigt, vorn diademartig mit Sammetbügel garniert, seitwärts Touffs abschattierter Straußfedern, dazu Bänder von gesticktem Tüll mit angeknüpfter Franse von Federteilchen. Vorn eingebogene Federhüte aus lichtem Filz gefertigt, geschlossene Sammet-Capotes, deren Kopf eckig geformt, einen Einsatz von degradierten Straußfedern hat, ganz aus Rotbuchenblättern zusammengesetzten Hütchen mit Touffs passender Moiré-Schleifen garniert, aus gestickten Bändern geformte Hüte, die, vorn mit erbsengroßen Perlen umrandet, innen mit weißen Valenciennes-Rüschen geziert, ein sehr apartes Genre vertreten, fanden viele Anerkennung.

Runde Hüte aus Spitzen, Filz, gesticktem Tuch, Seidenfelbel, ja aus sammetartigem Gummistoff gefertigt, zumeist seitwärts geschweift mit cylinderartig ansteigenden Köpfen, reichem Randschmuck sind die für jüngere Damen geeigneten Modeformen. Im Erfinden neuer Dekorationen leistet die Phantasie unserer Modistinnen das denkbar Mögliche. — So empfiehlt man beispielsweise als höchste Eleganz crême Sammethüte, mit Edelweiß geziert, Toques von rotem Plüsch mit Granat-Agraffen geputzt, Hüte von grauem Velours mit Stahlblumen durchstickt, statt der Bänder mit reich in Stahl gestickten Spitzen umschlungen; die solideren Hutformen sind im Rembrandt-Genre gehalten, mit langen, breiten Straußfedern garniert, innen farbig gefüttert, wohl auch unter dem Aufschlag mit kokett hervorsehenden Stilrosen geschmückt.

Emancipationslustigen Damen läßt die Mode freien Spielraum, einen beliebigen Herrenhut als kleidsame Damentracht einzuführen. Wie man im Sommer die glattkrämpigen Girardi-Hüte mit Trikolore-Band trug, so werden jetzt die seitlich geschweiften hellgrauen Filzhüte, die bräunlich changierenden aus Tuchstoff, die seidenen Felbel-Hüte ebenso als Herren- wie Damentracht gelten.

Interessant ist es zu beobachten, wie trotz aller Erfindungen das Woll-Regime immer mehr zur Anerkennung gelangt; fast scheint hier der Satz zu gelten: Je mehr Feind desto mehr Ehr. — Unsere Wäsche-Industriellen klagen, daß ihr Geschäft vollständig daniederliege; die Jägerianer, die sich ehedem daran genügen ließen, nur wollene Unterkleider zu tragen, gehen jetzt in ihrem Wahn so weit, auch statt der Kragen und Manschetten weiße Wollstreifen anzulegen, in wollenen Bettbezügen zu schlafen ꝛc. — Daß die Gemeinde der Wollenen, auf die Lehren ihres Apostels schwörend, thatsächlich einen Umschwung im Leinen- und Wollkonsum hervorgebracht, ist nicht zu leugnen; die neuen Wollartikel sind aber auch weit praktischer hergestellt als die Leinenfabrikate, die ungefähr zu gleichem Preise geliefert werden; sie alle haben Ueberschläge, an den leicht zerreißbaren Stellen doppelte Einsätze, praktische Knöpfeinrichtungen, alles Vorzüge, die das Tragen der Wollsachen, sofern man sich nur entschließt, sie eben so oft wie die leinenen Gegenstände reinigen zu lassen, sehr angenehm machen. Die steifen englischen Kragen und Manschetten, die ja, namentlich an heißen Sommertagen für bequeme Menschen eine wahre Tortur sind, verdienten allen Ernstes durch eine bequemere Tracht, vielleicht in der Art, wie sie Professor Jäger in den weichen, weißen Einsatzstreifen bietet, ersetzt zu werden. Die Damenmode will schon seit lange nichts von den steifen Lingerien wissen; ein ganz neuer Industriezweig hat sich da im Laufe der letzten Jahre herausgebildet, um dem Bedürfnis nach einem kleidsamen, weißen Kleidabschluß zu genügen. Die Rüschenkonfektionäre beschäftigen in Deutschland allein mehr als 100 000 Menschen; man verarbeitet zu den fingerbreiten Biais Tüll, Spitzen, Perlenstoffe, blumige Foulards, gemusterte Kattune, Crêpe de Chine-Streifen und neuerdings wieder viel Gold- oder Stahlbordüren als Abschluß.

Wintergrün

hochdeutsche und schwäbische Gedichte (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart). Unter diesem Titel sind in dritter neugestalteter Auflage die Gedichte von Ph. Fr. Hiller erschienen. Die Sammlung enthält zu einem großen Teil noch nie gedruckte Gedichte, und gerade unter den letzteren findet sich manches von hervorragendem Wert. Aus dem Vorwort entnehmen wir, daß der Verfasser sie auf dem Krankenlager schrieb, entrückt dem lästigen und geselligen Leben und auf den stillen Umgang mit der Natur und ländlichen Bevölkerungskreisen beschränkt. Der Geist dieser in harter Leidensschule gezeitigten Dichtung ist der sittlicher Zartheit und Kindlichkeit und ein wacher und reger Natursinn, der die Bilder des Naturlebens rein und innig in sich aufnimmt, aber sofort zu den Aufgaben der sittlichen Selbsterziehung in direkte Beziehung setzt. Wir treffen nun in der That in diesen Gedichten eine Naturbeobachtung von einer Schärfe und Reinheit, welche über das Durchschnittsmaß, wie wir es bei Dichtern voraussetzen, weit hinausgeht. Das Eigentümliche ist eben, daß Hiller die Natur zugleich als Forscher betrachtet und als Dichter empfindet, was selten in dieser Weise zusammentrifft. Dabei sind diese Gedichte in einer sehr glücklichen volksmäßig schlichten Form gehalten; wir kennen wenige Dichter, denen diese Form so gut und natürlich zu Gesichte stünde. Uebrigens fehlt es ihnen nicht an Mannigfaltigkeit der Form und des Inhalts. Auf der einen Seite die sinnigsten Bilder und Vergleiche aus der Natur, dann wieder schlagende Charakteristiken weltgeschichtlicher Gestalten und Momente, fleißig ausgefeilte Sonette, sauber umrissene ländliche Genrebilder von überraschender Treue und Plastik. Die ganze Eigenart unseres Dichters bringt es mit sich, daß er gerade in der mundartlichen Dichtung sein eigenstes Feld findet. Hiller ist ein echter Dichter der schwäbischen Mundart, der treu in seiner Volksart wurzelt, der eingeweiht ist in die zarten Geheimnisse des volkstümlichen Ausdrucks, der auch in den behandelten Stoffen innerhalb des Gesichtskreises der ländlichen Schichten stehen bleibt. Auch für den derberen Geschmack ist gesorgt und für das Vorlesen in geselligem Kreis läßt sich kaum etwas Lustigeres denken, als die schwäbischen Dorfanekdoten vom Schreiberschulzen, von der Erbbase, den Dorfschulzenstreichen, die an saftigem Realismus, gesunder Beobachtung und prächtigem Humor ihresgleichen suchen.

Am Familientisch.

Ein selbstgefertigtes Schach- oder Damenbrett.

Man lasse sich vom Glaser eine Scheibe von 34 cm im Quadrat schneiden, das Glas muß blasenfrei und weiß sein, jedoch reicht das gewöhnliche gute rheinische Fensterglas hierzu aus. Nun nehme man einen Bogen Zeichenpapier, hefte ihn auf ein Reißbrett und ziehe mit Schiene und Winkel ein Quadrat, das dieselbe Größe wie die Scheibe hat. Von diesen 34 cm stecke man oben, unten und an beiden Seiten je einen Centimeter ab; der durch diese Eingrenzung entstandene Raum hat 32 cm in Länge und Breite. Nachdem diese Linien sorgfältig gezogen sind, teile man diese 32 cm in 8 gleiche Teile. Es kommen dann auf die jedesmalige Teilung 4 cm. Werden nun die sich gegenüberstehenden Marken verbunden, erhält man die Schachbretteilung. Man lege jetzt das Glas so auf das eingeteilte Papier, daß die Felder zu sehen sind, hefte mit etwas gelöstem Gummi, der zwischen Glas und Papier gestrichen wird, beide Teile an alle vier Ecken an, und die Arbeit ist zum Malen vorbereitet.

Nehmen wir die weißen Felder zuerst. Fig. 1 mit einer roten Farbe, Zinnober, malen wir fürs erste in sämtliche weiße Felder Adern, wie sie eben der Pinselstrich giebt, ohne jede Kunst und ohne jede Mühe und Sorgfalt, achte nur darauf, daß die Adern alle nach einer Richtung gehen. Dann nehme man Cremnitzer-Weiß und übermale die frisch aufgetragenen Adern, so daß die Felder vollständig über die Kontur hinaus gedeckt sind (Fig. 1a). Die rote Farbe wird sich dabei zum Teil mit dem Weiß mehr oder weniger mischen und so eine zusammenhängende Masse bilden.

Ist diese Arbeit beendet, so lüftet man das unterliegende Papier an zwei Stellen, damit man den Bogen abbiegen kann, ohne ihn ganz seiner festen Punkte zu berauben, und sieht die Arbeit nach, ob die Adern natürlich genug aussehen. Ist dieses noch nicht zur Genüge der Fall, kann man mit rot und weiß nachhelfen.

Ehe jetzt ein Fortschreiten der Malerei möglich ist, muß dieselbe vollständig trocknen; dazu sind je nach der Jahreszeit 4—6 Tage erforderlich.

Fig. 1.

Ist jedoch dieser Zeitpunkt erreicht, nehme man ein Lineal, lege es auf die gemalte Fläche und schneide mit einem scharfen Messer die Linien entlang, die der unterliegende Bogen zeigt. Bei jedem einzelnen Schnitt überzeuge man sich, daß die richtige Entfernung von 4 cm stets innegehalten ist. Durch dieses Schneiden werden die Schachfelder genau eingeteilt, der überflüssige weiße Grund wird fortgekratzt und die Malerei zeigt jetzt 32 weiße Quadrate.

Nun nehme man grünen Zinnober, male in derselben Weise wie vorher mit den roten Adern angegeben, jetzt grüne, die indes die entgegengesetzte Richtung haben müssen (Fig. 2) und die

Fig. 2.

sich über die weißen Felder mit fortsetzen können. Mit Siccativ mische man schwarze Oelfarbe, der man auch eine Kleinigkeit Dunkelblau zusetzen kann, und überstreiche das ganze Glas nach der Richtung der grünen Adern, aber ohne Rücksicht auf die weißen Felder.

Nun ist die Malerei fertig und kann, nach gehörigem Trockenwerden, gefaßt werden.

Ein einfacher Holzrahmen (Fig. 3), dessen Lichtenmaß 32 cm und dessen Breite 7 cm ist, ist so einzurichten, daß die Glasplatte in den Falz unten eingelegt wird. Zu diesem Zweck legt der Tischler den fertigen Rahmen mit der oberen Seite auf den Tisch, die Platte mit der

Fig. 3.

klaren unbemalten Glasseite in den Rahmen, verstopft die vorhandenen seitlichen Lücken mit Löschpapier und füllt auch die Rückseite mit demselben Material. Für die Erhaltung der Scheibe ist die erwähnte in Fig. 3 mit Punkten bezeichnete Füllung unbedingt notwendig, weil im anderen Fall beim Trocknen oder Ziehen des Rahmens das Glas zerspringen würde. Ein dünnes Brettchen wird zum Schluß, wie die Abbildung zeigt, unten angeschraubt und die ganze Fläche mit grünem Stoff oder Stoffpapier überzogen, damit das Brett, falls es auf einen polierten Tisch gelegt wird, nicht schramme.

Oskar Hülcker.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rätsel-Erzählung.

An der russischen Grenze wurde ein Mann, als er die gewohnte Zweite ins Feld unternahm, auf einer Ruhebank sitzend, plötzlich von einer Ersten angefallen. Der Mann hatte das Herannahen der Ersten nicht bemerkt, weil er sich in die Lektüre eines Dichters vertieft hatte, dessen Vornamen das Ganze nennt.

Buchstaben-Rätsel.

Mit F schaut man's auf Bällen,
Mit W treibt's auf den Wellen;
Mit W ist's stets ein Augengraus,
Mit F sieht's manchmal trostlos aus.

Logogryph.

„Lieber mit b als ohne b“, sagte der arme wackere Krieger, als man ihm zumutete, seine Waffenbrüder um schnödes Geld zu verraten.

Kompositions-Rätsel.

Mit Hilfe der folgenden Angaben sind Gruppen von je drei Wörtern zu suchen. Das erste Wort (a) ist aus dem zweiten (b) und dem dritten (c) Wort jeder Gruppe so gebildet, daß bei der Zusammensetzung der Endbuchstabe des zweiten und der Anfangsbuchstabe des dritten Wortes gestrichen werden.

Beispiel: a) Nerissa, b) Ner(o), c) (L)issa.

Erste Gruppe: a) Deutscher Dichter, b) Name in dem Titel eines Schillerschen Gedichts, c) großer Fluß in Preußen.

Zweite Gruppe: a) Frauengestalt der griechischen Mythologie, b) Hauptrolle in einer Oper von Rubinstein, c) Gebirge in Kleinasien.

Dritte Gruppe: a) Gebirge in Deutschland, b) Fluß in Deutschland, c) Vorname eines deutschen Dichters.

Vierte Gruppe: a) Deutscher Dichter, b) europäische Hauptstadt, c) Fluß in Preußen.

Fünfte Gruppe: a) Nebenfluß der Elbe, b) orientalischer Name, c) Blume.

Sechste Gruppe: a) Erzengel, b) Schweizer Kanton, c) bekannter Ort in der Schweiz.

Siebente Gruppe: a) Deutsche Universitätsstadt, b) dramatischer Dichter, c) Getränk.

Achte Gruppe: a) Europäische Hauptstadt, b) Gott der Griechen, c) Göttin der Griechen.

Neunte Gruppe: a) Stadt in den Niederlanden, b) deutscher Musikschriftsteller, c) Stadt in den Niederlanden.

Zehnte Gruppe: a) Nebenfluß der Oder, b) englischer Schriftsteller, c) Vierfüßler.

Ergänzungs-Rätsel.

J.h — ke.n — .i. — w..d.s — R.s.h.n-
D.s — bl..t — s. — r.t — .m — D.r.e.st.a.ch-
.a. — l.ck. — .o — l..b — m.t — s.ß.m — H..ch-
D.. — s.ch. — .it — s.h.r.f.n — S.it..n-
O.t — m.r. — .i. — H..d — z. — r..z.n-
.a. — B..t — .st — k.m — .u — s.i.l.n-
D.ch — .m — d.r — R.c — wi..e.-
L..b — .ch — d.. — D.r.e. — .u h-

U.d — .at — .ie — m..h — g.s o.h.n-
D.n. — b.i.k. — s.e — m..h — s — fr. nd..ch — a.-
A.s — h.t. — s.. — .i. — n.c.t — .ch — .e.h.n-
.n. — .ch.ut — .ch — n.ch — .o — w.l.e-
.i. — d.f..t — l..b..ch — mi..e-
Z.l.z. — w.s — s..l — i.. — m.c.e.-
J.h — ..ß — v.n — H..z.n — .a.h.n-
.n. — bl..b — .h. — .ug.h.n-

Palindrom.

Es schmeckt zu Bier und Brot, und umgekehrt gehört's zu Wasser und Brot.

Kapsel-Rätsel.

(Das Ende des einen ist mit dem Anfang des nächsten Wortes so zu verbinden, daß daraus ein neues Wort entsteht.)

Vor grauen Jahren lebt ein Mann im Osten —
(Ein bekannter Agitator.)
Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern! —
(Ein Vogel.)
Kein Schiffer lenket die Fähre. —
(Ein Baum.)

Rebus.

Dominoaufgabe Nr. 5.

(Partie-voleur.)

Vier Spieler nehmen je sechs Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. A hat:

Es darf immer nur ein Stein (entweder ein Doppelstein oder ein anderer) gesetzt werden.

A und C sind Partner, ebenso B und D.

A setzt aus. B setzt an. C setzt an. D paßt. A setzt an. B paßt. C sperrt die Partie.

A und C gewinnen dadurch 132 Points, die Summe der Augen, welche auf den noch nicht angesetzten Steinen der vier Spieler gezählt werden.

C hatte fünf Doppelsteine, im ganzen auf seinen sechs Steinen 41 Augen. Welche Steine hatte B? Welche Steine lagen im Talon?

Lösung der Dominoaufgabe Nr. 4.

B hat die folgenden neun Steine:

Gesetzt sind die folgenden drei Steine:

Skataufgabe Nr. 15.

Vorhand will mit den folgenden Karten Grand spielen: Treff-Bube, Coeur-Bube, Treff-Aß, Treff-König, Coeur-Aß, Coeur-10, Coeur-König, Coeur-Dame, Coeur-9, Carreau-Aß.

Mittelhand reizt mit den folgenden Karten bis Null-ouvert: Pique-König, Pique-Bube, Pique-9, Pique-7, Carreau-Bube, Carreau-9, Carreau-7, Treff-9, Treff-7, Coeur-8.

Vorhand paßt. Mittelhand verliert das Spiel. Im Skat liegen 20 Points. Wie ist der Gang des Spiels?

Lösung der Skataufgabe Nr. 14.

Im Skat lagen: Treff-Zehn und Pique-Zehn. C (Hinterhand) hatte: Einmal Klein-Treff z. B. Treff-Sieben, einmal Klein-Pique z. B. Pique-Sieben, Carreau-Bube, viermal Coeur, dreimal Carreau.

Erster Stich: Treff-Aß, Treff-König, Treff-Sieben.

Zweiter Stich: Pique-Aß, Pique-König, Pique-Sieben.

Dritter Stich: Coeur-Bube, Pique-Bube, Carreau-Bube.

B hat nun Rest und im Ganzen 70 Points.

Auflösungen zu Heft 2, S. 425.

Rätsel: Muse — Muße.

Charade: Rauschgold.

Logogryph: Pott, Post, Port.

Homonym: Flechte.

Silbenrätsel: Emanuel Geibel (Gaeta, Rosmarin, Januar, Großeltern, Baßgeige, Trebell).

Rebus: Lampenanzünder.

Scherz-Rebus:

Preisrätsel in Heft 1: 1) Wintermärchen. 2) Ungarn, ungern. 3) Höchste Eleganz.

Schachaufgabe Nr. 31.

Von A. U. Octavaner in Görz.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XXIII.

Von K. Kondelik in Paris.

Weiß. Kg5. Db3. Ta7. Lb6. Sf4. Bf2.
Schwarz. Kd4. Lb5, c5. Sf1. Be7, g3.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 30.

1. Sd7 — b8	beliebig
2. Sd1 — c3 (+)	beliebig
3. Td4 — a4, b2 — b4, Sb8 — d7 matt.	

Lösung von Aufgabe XXII.

1. Db6 — b7	Le7 — d6
2. Db7 — h7 matt.	
1.	Te6 — e5.
2. Sg4 — f2 matt.	
1.	Ke4 — f5
2. e3 — e4 matt.	
1.	Ke4 — d3
2. Sg1 — f2 matt.	
1.	Te6 — c6, f6
2. Sa4 — c5: matt.	
1.	L beliebig
2. Db7 — h7 matt.	

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Neue Untersuchungen über den **Einfluß elektrischer Entladungen** auf die Abscheidung von in der Luft schwebenden festen Teilchen sind von Obermeyer und v. Pichler angestellt worden. Es wurden dabei in das 20 cm weite Abzugsrohr eines Füllofens, Spitzenkämme, von der Rohrwand isoliert, eingeführt und der Strom von zwei Influenzmaschinen durch 16 Spitzen gegen die Rohrwand geschickt. Der intensivste Rauch verschwand bei Beginn der Entladungen fast vollständig, trat aber gleich wieder auf, wenn die Elektroden der Maschine geschlossen wurden. Als Ursache der merkwürdigen Wirkung der Spitzenentladung sehen die Beobachter die Thätigkeit des elektrischen Windes an und eine bis an die Wände reichende, elektrisierende Wirkung. Deshalb sind auch Funkenentladungen, welche von Luftbewegungen, ähnlich dem elektrischen Winde, nicht begleitet werden, weit weniger wirksam.

Um **Unterbrechungen in elektrischen Leitungen** nachzuweisen, hat jüngst Eric Gérard das Telephon vorgeschlagen und dessen Anwendbarkeit zu diesem Zwecke praktisch erprobt. Man isoliert das eine Ende des Kabels und sendet durch das andere den Strom einer Kette, von der ein Pol zur Erde abgeleitet ist; der Strom wird durch einen Unterbrecher intermittierend gemacht. Man sucht nun das Kabel mit einer senkrecht zu demselben gehaltenen Spirale mit Eisenkern ab, während man mit der anderen Hand ein mit der Spirale verbundenes Telephon gegen das Ohr hält. Die intermittierenden Ströme, welche durch das Kabel zwischen der Kette und der schadhaften Stelle gehen, erzeugen in der Spirale Induktionsströme, welche das Telephon sehr deutlich angiebt. In dem Momente aber, wo man die Bruchstelle oder die Stelle der schadhaften Isolierung erreicht, schwindet das Geräusch sofort. Man kann auf diese Weise mit großer Schärfe die Ursache der Störung und die Lage der schadhaften Stelle an jedem unterirdischen Kabel auffinden.

Untersuchungen über die **Feuergefährlichkeit der Salpetersäure** hat Lechartier angestellt. 29 g Stroh, in einem Porzellangefäße auf 50° erwärmt, erhitzten sich beim Besprengen mit 25 kbcm Salpetersäure von 1,50 spec. Gewicht rasch auf mehr als 100°. 50 g klein zerschnittenes Stroh, in ein auf 80° erhitztes Gefäß gebracht und mit 50 kbcm dieser Säure begossen, gerieten nach wenigen Augenblicken ins Glühen und fingen gleich darauf Feuer. Bei größeren Mengen von Säure und von oxydabler Substanz folgen sich die genannten Vorgänge: zunächst tritt Erhitzung ein, welche die fernere Reaktion lebhafter werden läßt, die hierbei frei werdende Wärme erhitzt wieder neues Material, das mit abermals gesteigerter Energie oxydiert wird, bis schließlich Entzündung erfolgt. Bestrahlung der Säuregefäße durch die Sonne wird natürlich solchen Vorgängen mächtig vorarbeiten, doch ist sie nicht unbedingt erforderlich. Herr Lechartier beobachtete einen Fall, bei welchem das Stroh eines unter einem offenen Schuppen aufbewahrten, der feuchten Novemberluft ausgesetzten Salpetersäure-Ballons, der etwa 100 k Säure enthielt, nach dem Bruche des Glases sofort Feuer fing. Entzündliche Stoffe, wie namentlich Stroh, sollten daher beim Transport und der Aufbewahrung dieser Säuren möglichst fern gehalten werden.

Das **Auersche Gas-Glühlicht**, dem offenbar eine große Zukunft bevorsteht, wird erzeugt, indem ein aus feuerfesten Materialien hergestelltes maschenartiges Cylindergerippe durch die Flamme eines Bunsen-Brenners entweder durch Steinkohlengaslicht oder Wassergaslicht zum Glühen gebracht wird. Zur Herstellung des Gasglühkörpers werden im allgemeinen weniger gekannte Substanzen chemisch rein dargestellt, unterliegen dann besonderen Präparationen und werden schließlich zu einer Komposition vereinigt. Diese wird in flüssigem Zustande auf ein weitmaschiges Baumwollgewebe, ca. vier Zoll lang, aufgetragen. Nach Erhitzung der Maschine durch den Bunsenschen Brenner selbst wird die Baumwolle in Asche verwandelt und erhält man die Form des Gewebes in verkleinertem Zustande. Dieser Glühkörper erhält Cylinderform und schließt sich eng um die schmale Flamme des Bunsenbrenners. In dem Gewebe ist ein feiner Platindraht eingeschmolzen, welcher an ein einfaches Kupferdrahtgestell befestigt wird. Der Glühkörper ist an einer gewöhnlichen Brennerkrone befestigt und ein Argand-Cylinder aufgesteckt. Man kann, je nachdem die Flamme reguliert wird, einen Teil oder den ganzen Körper erglühen machen, und es zeigt sich alsdann ein Gaslicht von vollendeter Reinheit. Die Dauer der Brennstunden beträgt 600—1000, je nachdem der Glühkörper vor hinzutretenden Verunreinigungen, Staub 2c. geschützt ist. Für die Großindustrie ist bei den minimalen Herstellungskosten des Glühkörpers ein Licht geschaffen, wie solches schon lange erwünscht war. Da die Substanz, aus welcher die Glühkörper bestehen, vorerst geheim gehalten werden soll, kam man zu der Vermutung, daß dieselbe fixe Oxyde und Salze seltener Erden und Metalle enthalte. — Die Dr. Auerschen Glühkörper leuchten in der Wassergasflamme der gewöhnlichsten Art mit einer Schönheit, Stärke und Milde, die dem elektrischen Bogenlichte gleichkommt, aber dabei dasselbe an Gleichmäßigkeit und Ruhe bedeutend übertrifft. Durch Zusatz gewisser Körper hat es Dr. Auer mit seiner Lampe in der Hand, ein weißes, gelbes, dunkelorangerotes oder grünes Licht herzustellen. Er gibt dem Wassergas zur Erzeugung seines Lichtes den Vorzug. Durch die weiteren Resultate, welche in der Praxis erzielt werden, wird sich zeigen, inwiefern sich dieses Licht für die beiden Gasarten bewährt. Es steht aber jetzt schon fest, daß bei Anwendung von Wassergas das Auersche Glühlicht eine Ersparnis von 50 Prozent ergibt. Der Kubikmeter Wassergas kostet nur drei Pfennig, ganz abgesehen von der enormen Erhöhung der Leuchtkraft bei Anwendung desselben auf das Dr. Auersche Glühlicht.

Eine sehr interessante Untersuchung über die **Zunahme der Bevölkerung der Erde** hat Dr. A. Oppel angestellt. Die dermalige Bevölkerung mag etwa 1450 Millionen betragen und diese Zahl nimmt langsam zu. Es fragt sich, wie weit bei solcher Zunahme die Produktionsfähigkeit des Bodens ausreichen wird, um die nötige Nahrung hervorzubringen. Bei dem dermaligen Zustande der Erdkunde und Statistik kann eine derartige Frage nur innerhalb sehr enger Grenzen überhaupt diskutiert werden. Oppel nimmt an, daß von der ganzen Erdoberfläche im günstigsten Falle 51 Millionen Quadratkilometer der Getreideproduktion überlassen werden könnten, und daß diese bei einem mittleren Ertrage gleich dem des deutschen Ackerbodens 6480 Millionen Tonnen Getreide produzieren könnten. Bei gleichem Verbrauch wie in Deutschland würden davon nahezu 26 000 Millionen Menschen sich ernähren können. Australien würde dann 1425, Europa 2203, Afrika 5574, Amerika 8216, Asien 8502 Millionen Menschen beherbergen. Das entspricht einer mittleren Dichtigkeit der Bevölkerung, wie sie etwa Belgien aufweist. Von diesem Standpunkt aus wäre also die Erde zur Zeit noch sehr wenig dicht bevölkert, und die Vermehrung des Menschengeschlechts könnte zunächst noch lustig weiter gehen, ehe wirklicher Nahrungsmangel sich notwendig einstellen müßte. Allein wie lange könnte es noch so fortgehen? Dr. Oppel findet, daß wenn in etwa 200 Jahren eine Verdoppelung der Menschenzahl eintritt, was ihm nicht zu hoch gegriffen dünkt, so würde in 1000 Jahren der Zustand faktischer Uebervölkerung eintreten. „Was sind aber", sagt er, „tausend Jahre im Leben der Völker? Sie gleichen kaum dem Zeitraum, der zwischen Karl dem Großen und der Gegenwart verflossen, einem Zeitraume also, innerhalb dessen sich die europäischen Völker in ununterbrochenem Zusammenhange entwickelt haben, und der in seinen Hauptereignissen vor uns steht wie ein geöffnetes Buch. Eine traurige Sache aber wäre es, denken zu müssen, daß, je mehr die Menschheit der Zukunft entgegen schreitet, sie sich die Bedingungen ihres Daseins selbst mehr und mehr erschwert, ja füglich unerträgliche Zustände schafft. Einen solchen Gedanken möchte man gewiß gern von sich weisen, indes drängt er sich bei der Untersuchung der vorliegenden Verhältnisse mit zwingender Gewalt hervor. Ich gebe zu, daß sich gegen die eben gemachten Schlüsse und Ableitungen manche Einwendungen erheben lassen. Beispielsweise könnte man sagen: wenn man in gleicher Weise rückwärts rechnen würde, wie es vorwärts geschehen, so würde die Menschenzahl für die Vergangenheit viel zu klein werden: es würde sich also die Bevölkerung Europas im Jahre 880 nur auf etwa zehn Millionen belaufen, eine Zahl, die ohne Zweifel den Thatsachen nicht entspricht. Dem gegenüber muß wiederholt werden, daß die progressive Vermehrung der Menschheit nur dann in gleicher oder ähnlicher Weise wie jetzt erfolgen werde, wenn die vier Tendenzen des modernen Kulturlebens: Rechtsschutz und Humanität, Konsolidierung des individuellen Lebens, Beseitigung der Kriege und Festhaltung der Ehe, nicht nur in vollem Umfange aufrecht erhalten, sondern auch auf die ganze Menschheit ausgedehnt werden. Daß diese Tendenzen dem Mittelalter und dem Altertum zum großen Teile fremd waren, ist eine bekannte Thatsache. Ein anderer Einwand könnte so formuliert werden, daß der menschliche Geist stets Mittel und Wege gefunden hat, um über scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten zu siegen. Ohne Zweifel ist dies richtig und kein Jahrhundert ist wohl reicher an überraschenden Entdeckungen als dasjenige, in welchem wir leben. Ob es aber jemals gelingen wird, die menschliche Nahrung aus anderen Stoffen herzustellen, als es gegenwärtig geschieht, das ist jedenfalls eine große Frage, und Zweifel an deren Lösung sind zur Zeit wohl noch gestattet."

n.

Verwandlungen eines unregelmäßigen Vierecks.

In folgendem soll auseinandergesetzt werden, wie ein unregelmäßiges Viereck auf einfache Weise derartig in 4 Stücke zerschnitten werden kann, daß aus diesen Stücken eine bestimmte Viereckform oder ein Dreieck zusammengesetzt werden kann.

Die der Geometrie kundigen Leser können mit leichter Mühe sich auch den wissenschaftlichen

Fig. 1a.

Beweis für das beschriebene Verfahren ableiten, welches sich der Schrift „Die mechanische Verwandlung der Polygone" (Soest, Westhof, 80 Pf.) anschließt.

Wir legen unserer Betrachtung ein unregelmäßiges Viereck, d. i. ein Viereck mit ungleichen Seiten und Winkeln, zu Grunde. Die Eckpunkte desselben werden mit a b c d, die Mittelpunkte der Seiten mit m n o p bezeichnet (Fig. 1a). Verbindet man nun einen beliebigen innerhalb liegenden Punkt 5 mit den 4 Seitenmittelpunkten, und schneidet das auf Karton gezeichnete Viereck a b c d in die mit 1 bis 4 bezeichneten Teilvierecke a m s n 2c. auseinander, so kann man die 4 Teilvierecke zu einem neuen Viereck (Fig. 1b) zusammensetzen, welches je nach der Lage des Punktes 5 im ersten Viereck verschiedene Umfangsformen annehmen kann.

Fig. 1b.

Dieses zweite Viereck kann man sich aus dem ersten auf folgende Weise, welche durch die punktierten Linien in Fig. 1a veranschaulicht wird, entstanden denken. Vom ersten Viereck a b c d bleibt Stück 2 liegen; Stück 1 wird derartig verschoben, daß Punkt a auf c fällt, die Seiten aber parallel bleiben. Dann drehen sich die Stücke 3 um o und 4 um p als Drehpunkten in ihre neue Lage hinein. Hierbei beträgt der Drehungswinkel jeder Linie 180°.

Schneidet man aus Karton die Stücke 1 bis 4 aus, so kann man aus denselben auf angegebene Weise immer zwei Vierecke zusammensetzen. Legt man immer dasselbe Viereck a b c d zu Grunde,

Fig. 2.

so ergeben sich nach der Lage des Punktes s für die Gestalt des zweiten Vierecks folgende interessante Resultate, von deren Richtigkeit sich der Leser leicht durch die Probe überzeugen kann.

Liegt der Punkt 5 auf einer der Verbindungslinien o m oder n p, so ist das zweite Viereck ein Trapez, d. h. ein Viereck, in welchem zwei gegenüberliegende Seiten parallel und im allgemeinen ungleich sind (Fig. 2).

Liegt der Punkt s auf dem Schnittpunkt von o m und n p, so ist das neue Viereck ein Parallelogramm, d. h. ein Viereck, in welchem die gegenüberliegenden Seiten und Winkel gleich sind (Fig. 3).

Liegt der Punkt s auf einer Verbindungslinie der Mittelpunkte zweier zusammenstoßenden Seiten, z. B. auf Linie o p, so lassen sich die Stücke 1 bis 4 (Fig. 4) zu einem Dreieck zusammensetzen.

Fig. 3.

Der kundige Leser suche dem Punkt 5 auf der Linie o p eine derartige Lage zu geben, daß das Dreieck gleichschenklig wird. Dann suche er den Punkt s so zu legen, daß das Dreieck ein rechtwinkeliges wird.

Liegt der Punkt 5 innerhalb eines der Dreiecke, deren Ecken gebildet werden durch die Punkte c o p (Fig. 5) und m p d ꝛc., so enthält das neue Viereck einen konvexen Winkel.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß man auch auf folgende Weise ein Viereck in 4 Stücke zerschneiden kann, welche zu einem Parallelogramm zusammenzusetzen sind. Man verbinde (Fig. 6) die Seitenmittelpunkte n o, o p, p m durch gerade Linien, und zerschneide nach ihnen Fig. 6 in die 4 Stücke. Alsdann lassen sich dieselben ebenfalls auf die angegebene Art zu einem Parallelogramm zusammensetzen.

Fig. 4.

Wie Parallelogramme und Rechtecke und Dreiecke zerschnitten werden, um aus ihren Teilen flächengleiche Quadrate zusammenzusetzen, ist in der erwähnten Schrift auseinandergesetzt. P. Schönemann.

Der gestirnte Himmel im Monat Dezember.

Um Mitternacht kulminieren in diesem Monat im Süden der östliche Teil des Stiers, der Orion und der westliche Teil der Zwillinge; beim Zenith der Fuhrmann, und unter dem Pole der westliche Teil des Drachen und ein Teil des Herkules und der Leier. Die Sonne tritt am 21. in das Zeichen des Steinbocks, erreicht ihren tiefsten Punkt südlich vom Himmelsäquator und verursacht dadurch auf der nördlichen Erdkugel den kürzesten Tag und die längste Nacht. Wintersanfang. Merkur ist noch Mitte des Monats früh 3/4 Stunden lang im Südosten zu sehen. Venus und Mars sind unsichtbar. Jupiter geht früh gegen 3 Uhr auf. Saturn ist die ganze Nacht hindurch zu beobachten. Am 3. erstes Mondviertel, am 4. steht der Mond in Erdferne, am 11. ist Vollmond, am 16. Erdnähe des Mondes, am 18. letztes Viertel, am 25. Neumond, am 31. steht der Mond in Erdferne.

Fig. 5. Fig. 6.

1000 Mark Prämien.

In der Absicht, auch einmal der jungen Welt eine ganz besondere Ueberraschung zu bereiten, hat die Red. folgendes Preisausschreiben veranstaltet. Die gestellte Aufgabe besteht darin, das diesem Heft beigegebene Bild „Grüß Gott“ von R. Wehle mit Aquarellstiften oder Wasserfarben so zu kolorieren, daß damit eine künstlerische und harmonische Wirkung erzielt wird. (Abzüge des Bildes auf gutem geeigneten Papier sind gegen Einsendung von 20 Pf. durch den Verleger W. Spemann, Stuttgart, zu beziehen). Die frankierte Einsendung des kolorierten Bildes hat bis spätestens Ende Dezember an uns zu geschehen. Auf der Rückseite des Bildes muß Name und Ort angegeben werden, ebenso ist das jedem Bild beigefügte Schema ausgefüllt der Sendung wieder beizufügen. An der Konkurrenz können sich junge Leute bis zum Alter von 18 Jahren beteiligen, vorausgesetzt, daß sie nicht in einem Berufe thätig sind, dessen Ausübung der gestellten Aufgabe besonderen Vorschub leisten würde. Die Entscheidung über die eingegangenen Bilder trifft in Gemeinschaft mit der Redaktion der Maler des Bildes Herr R. Wehle, das Resultat wird in „Vom Fels zum Meer“ bekannt gemacht, aber den glücklichen Gewinnern unter gleichzeitiger Uebersendung des Preises auch direkt und franko mitgeteilt werden. Der erste Preis besteht in Mark 500. — bar, außerdem werden die nächsten 25 besten Einsendungen je mit Mark 10. —, die drittbesten 50 mit je Mark 5. — preisgekrönt. Wir haben gleichzeitig diesem Heft ein Briefchen in dieser Angelegenheit beigelegt und bitten unsere freundlichen Abonnenten, es an Freunde und Bekannte zu übersenden; sie werden sich diesen gewiß damit verbinden.

Unsere Kunstbeilagen

gehören diesmal zum Teil zu den Aufsätzen im vorliegenden Heft und finden dort ihre Erledigung, so das Porträt des kunstsinnigen Bayernfürsten Ludwig I. und das Spechtsche Tierbild, das mit der Illustration des Knauerschen Aufsatzes die außerordentliche Lebensfrische und Lebenswahrheit gemein hat. — Das reizende, dem Leser „Grüß Gott!“ zurufende Kind, welches R. Wehle sein Entstehen verdankt, ist bestimmt, für manchen unserer jungen Freunde eine holde Freudenspenderin zu werden, wie aus vorstehendem Preisausschreiben zu ersehen. — Viel Humor zeigt F. Tagerlins „Geheimschneider“. Die losen Mädchen überraschen den Burschen, der sie mehr als einmal beim Tanze im Kreise geschwenkt, beim Flicken der Segel, und zu der Arbeit wird ihm wohl der Spott nicht fehlen und der Spitzname „Geheimschneider“ bald aus aller Mund ihm entgegentönen. — Eine idyllische Scene aus dem Leben einer Sennerin ist es, was W. Marc mit vieler künstlerischer Feinheit auf die Leinwand gebannt hat. Unter ihren vierbeinigen Schutzbefohlenen ist das Lämmchen ihr Liebling geworden, das ihrer besonderen Zuneigung sich erfreut und eben jetzt durch ein buntfarbiges Halsband vor allen seinesgleichen ausgezeichnet wird. — Gleich charakteristisch im Landschaftlichen wie im Figürlichen ist F. Roubauds „Tscherkessische Patrouille“.

Aus Küche und Haus.

Von

L. von Pröpper.

Tutti-Frutti-Kaltschale. Man thue Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren und ausgesteinte saure Kirschen, von jedem etwa 1/8 l, mit Zucker vermischt, in eine Terrine und füge vier Aprikosen, zwei Pfirsiche und ein hübsches Stück Melone, alles in kleine Streifen (Filets) geschnitten und ebenfalls mit Zucker durchstreut, hinzu, gieße eine Flasche weißen Wein darüber und lasse es, fest zugedeckt, an einem kühlen Orte stehen, bis der Zucker, etwa 150 g, geschmolzen ist; gebe nun noch 1/2 l Wein, ein Gläschen feinsten Cognak, 1½ bis 2 l Wasser und nach Geschmack vielleicht auch noch etwas Zucker daran und rühre das Ganze um.

Marmor-Torte. Man verrühre sechs Eidotter, sechs Eßlöffel sauren Rahm und sechs Eßlöffel fein gestoßenen Zucker in einer Schüssel und arbeite dann so viel feines Mehl hinein, daß es einen lockeren Teig gibt, den man fingerdick ausrollt, in kleine viereckige Stückchen schneidet und, in Schmelzbutter schwimmend, goldgelb ausbackt. Dann läutere man 375 g Zucker mit etwas Wasser, nach kurzer Fadenart, thue 250 g abgezogene Mandeln und 125 g Succade, beides länglich geschnitten, die fein gehackte Schale von zwei Citronen, 30 g gröblich gestoßenen Zimt und die gebackenen Teigstückchen hinein und menge es in der Kasserole rasch untereinander, so daß alles mit dem Zucker angefeuchtet wird, ehe es erkaltet, drücke nun die noch warme Masse sogleich in eine, mit Zuckerwasser bestrichene Form fest ein, daß nirgends eine Lücke sei und stelle sie, wenigstens einige Stunden lang, an einen kalten Ort. Beim Ausnehmen der Torte taucht man die Form einen Augenblick in heißes Wasser und stürzt sie.

Reismehl-Creme (Crème Plombière). Man schneide eine Stange Vanille in Stücke, koche sie in 5/4 l süßem Rahm auf, lasse es zugedeckt erkalten und gieße es dann durch ein feines Haarsieb; rühre nun acht Eidotter und einen gehäuften Eßlöffel Reismehl recht glatt an und nach und nach den Rahm dazu, thue es in einen Topf, stelle diesen in kochendes Wasser und schlage es mit der Schneerute recht kräftig und so lange, bis die Creme ganz heiß und dick ist; kochen darf sie aber nicht. Hierauf hebe man sie aus dem Wasser und schlage sie noch fünf Minuten, füge eine Prise feines Salz und 180 g gestoßenen Zucker hinzu und mische danach zehn süße und fünf bittere Makronen, jede in sechs Teile geschnitten, langsam in die Creme und lasse sie auf Eis oder in sehr kaltem Wasser, im Keller ganz kalt werden. Unmittelbar vor dem Servieren ziehe man noch 1/4 l geschlagenen Rahm darunter, richte sie in einer Schale an und umlege sie mit ganzen süßen Makronen.

Vanilleplätzchen. Man nehme 1/2 k Zucker, 375 g Weizenmehl und 125 g Kartoffelmehl, alles durchgesiebt, sieben Eier und ein fingerlanges Stückchen mit Zucker fein gestoßene und durchgesiebte Vanille, rühre Zucker und Eier drei Viertelstunden lang recht kräftig und gebe dann nach und nach das Mehl dazu, bestreiche nun das Backblech mit Butter, besiebe es mit Mehl und setze von der Masse mit einem Eßlöffel Plätzchen darauf, lasse sie so eine halbe Stunde stehen und backe sie hierauf in Mittelhitze schön gelb. — Sehr gut und haltbar und besonders angenehm zum Wein.

Fig. 1. Klavierbeleuchtung (S. 639).

Sandwichs. Man rolle Blätterteig oder mürben Teig dünn aus, lege die Hälfte davon auf ein Backblech und belege sie gleichmäßig mit beliebiger Konfitüre, gebe die andere Hälfte des Teiges darüber, drücke die Ränder fest zusammen und backe den Kuchen etwa eine Viertelstunde lang; bestreiche ihn kurz vor dem Garbacken mit einem Eiweiß, besiebe ihn mit Zucker und lasse ihn schöne braune Farbe annehmen, dann erkalten und schneide ihn zu 5 cm langen und 2½ cm breiten Streifen.

Mariniertes Kalbfleisch (Veau saumonné) mit englischen Butterbrötchen. Man reibe eine schöne Kalbsnuß mit Salpeter (für 10 Pfennige) und etwas Salz ein und lege sie in den Topf, worin sie gekocht werden soll; dazu vier Zwiebeln, eine halbe, zu Scheiben geschnittene Citrone, eine Handvoll Petersilie, zwei Möhren, Porree, Sellerie, Lorbeerblätter, zehn Gewürznelken, einen Theelöffel weiße Pfefferkörner, Wachholderbeeren, Estragon, Basilikum, ein Ständchen Thymian; hiervon wird die Hälfte unter das Fleisch und die Hälfte darauf gelegt, dasselbe täglich umgewendet und so vier Tage stehen gelassen. Dann gießt man halb Essig, halb Wasser daran, kocht es gar und läßt es über Nacht in der Brühe stehen, nimmt es nun heraus und hackt Sardellen, Kapern, Schalotten und Petersilie ganz fein, bestreut das Fleisch von allen Seiten dick damit und begießt es mit 1/8 k feinem Oel. So bleibt es mehrere Tage stehen, währenddessen man es mit dem Oel öfters begießt und hält sich dann sehr lange. Zur Kolla-

Fig. 2a.

Fig. 2. Sicherheitssteigbügel (S. 639).

tion gibt man es, zu schönen, nicht zu dünnen Scheiben geschnitten, mit Butterbrot, doch ist es auch sehr gut mit einer Remoladensauce oder als Mayonnaise.

Fig. 3. Uhrkette als Federhalter.

Englische Butterbrötchen. Man schneide einige feine Brotscheiben, bestreiche die erstere fett mit Butter und lege eine andere darauf, welche oben wieder gut mit Butter bestrichen wird, und fahre so fort, bis alle übereinander liegen (auf die letzte kommt keine Butter), worauf man sie der Quere nach in etwa 3 cm breite Streifen schneidet und, wenn man die nötige Anzahl bereitet hat, sie zierlich auf eine Schale, zu der des Fleisches passend, legt, so daß die Butter sichtbar ist.

Ungarischer Kaffee. Man bereite von 1/4 k frisch gebrannten, sehr guten Kaffeebohnen 1/2 l Kaffee, den man nach Geschmack mit Zucker versüßt und in Eis oder im Keller recht kalt werden läßt. Dann wird 1 l guter süßer Rahm mit 1/8 k Zucker vermengt, schaumig geschlagen, kurz vor dem Servieren unter den Kaffee gerührt und in Gläsern gegeben. Es ist, besonders an heißen Tagen, das Erfrischendste und Belebendste, was man genießen kann.

Kalter Weinpunsch. Man nehme 2 l Wasser auf den Saft von drei Citronen, anderthalb Flaschen guten Rheinwein, 1/2 k Zucker und eine Flasche Arrak, bringe es zu Feuer, füge, wenn es den Siedepunkt erreicht hat, eine Tasse starken Thee hinzu und serviere so kalt wie möglich, am besten frappiert.

In die Mitte der Tafel stellt man gern eine Vase mit Blumen oder mit einem sogenannten Obstbouquet, zu dem man eine, mit Spitzenpapier umgebene Hülle, wie für ein Blumenbouquet bedarf, nur ist die Hülle von starkem Draht und mit weißem Papier überzogen und man arrangiert nun darin, in Bouquetform, alle möglichen Früchte, wie die Saison sie bietet. Im Winter hat man dann, neben den Dauerfrüchten (Aepfel, Birnen, Trauben), Datteln, Feigen, Traubenrosinen, Mandeln, Nüsse, Apfelsinen (mit Orangeblättern) und kandierte Früchte.

Will man kein Obstbouquet, so müßte man der Kollation noch ein paar Schalen mit frischem Obste beifügen.

Neue Erfindungen.

Aus dem Uebermaß neuer Erfindungen, die jährlich, ja täglich gemacht werden, lohnt es sich ohne Zweifel, die originellsten hervorzuheben und weiteren Kreisen bekannt zu machen. Dies zu thun ist Zweck der hiermit neu eingeführten Rubrik, welche auf Grund der Patentanmeldungen, in kurzen, durch Illustrationen erläuterten Notizen das Interessanteste von jenen bietet.

Fig. 4. Verbessertes Fahrrad (Vorderansicht.)

Spiegelreflektorhalter an Klavieren (Fig. 1). Es ist eine alte Klage der Klavierspieler, daß das Licht blendet und die Noten doch nicht genügend beleuchtet werden. Dieser Apparat soll beiden Uebelständen abhelfen. Befindet sich das Gesicht des Spielenden bei x, bei y eine beliebige Lampe auf dem Klavier, so wird ein Spiegelreflektor e gerade zwischen Auge c lichtschützend gebracht, und so in dem Doppelhebel b geneigt, daß die Lichtstrahlen auf das Notenblatt reflektiert werden. Der Halter wird auf irgend eine Weise am Klavier befestigt. — Klasse 4. Nr. 36633. Malow, Stettin.

Sicherheitssteigbügel (Fig. 2 u. 2a). Wie viel Unglück ist schon geschehen beim Sturz des Reiters vom Pferde und fast immer, weil derselbe von dem dahingaloppierenden Pferde an dem hängengebliebenen Fuße nachgeschleift wird. Durch diesen Steigbügel soll sich der Fuß des Fallenden von selbst auslösen. Liegt der Reiter im Sande, so ragt seine Fußspitze nach oben und trifft innerhalb des Steigbügels den zweiten Bügel D und dreht denselben, wie in Fig. 2a, so daß sich die Fußplatte aus dem Haken B an, den Seiten löst und nach unten klappt. — Kl. 63. Nr. 36300. Enoch Allen in Harden und B. Cope in Blowich.

Fig. 6. Rotierende Zahnbürste.

Uhrkette als Federhalter (Fig. 3). Zu unserer Zeit der Bildung ist das Schwert mit der Feder vertauscht, es ist gut seine Waffe immer bei sich zu führen. Die für gewöhnlich biegsame Uhrkette kann durch Uebereinanderschieben der Gliederhülsen ganz oder teilweise in eine steife Stange verwandelt werden. Als Berlocke ist ein gutdichtendes Dintenfäßchen angehängt. — Kl. 44. Nr. 36575. Ch. G. Bac in Paris.

Verbessertes Fahrrad (Fig. 4 u. 5). Die Erfindung zeigt eins der Kinder der Zukunft. Es soll nicht mehr zu den Kunststücken

Fig. 7. Flaschenfüll- und Korkmaschine.

gehören auf einem Einrad zu fahren. Der Fahrer auf dem Sattel wird nicht wie sonst direkt von der Achse des Rades getragen, sondern durch die beiden Stangen E^3 und E^4 von dem Balancier F, der in der Mitte wieder drehbar durch die

Fig. 5. Verbessertes Fahrrad (Seitenansicht).

Stangen F^5 und F^4 an einem zweiten um die Achse des Fahrrades drehbaren Balancier aufgehangen ist. Verliert der Fahrer das Gleichgewicht, so greift er unwillkürlich nach dem Hebel L und sucht ihn an sich zu ziehen, wodurch er den unteren Balancier F wieder in das Gleichgewicht und sich selbst in der Mittellage zu bewegen beginnt, ehe eine der kleinen Begrenzungsrollen F^1 und F^2 den Boden berührt. Auch an der Bremse ist eine Neuerung angebracht. Durch den Handgriff N werden die Rollen I und I^1 an die innere Seite des Fahrrades gepreßt und dadurch die hemmende Wirkung erzielt, durch einfaches Loslassen des Handgriffes hört diese Wirkung auf. — Kl. 63. Nr. 36074. H. Harder, Berlin.

Fig. 9 u. 10. Verbesserter Lampencylinder.

Rotierende Zahnbürsten (Fig. 6). Der Zweck der Bürste ist der: beim Reinigen der Zähne nur die gewünschte Stelle zu treffen, die anderen Teile des Mundes aber nicht zu berühren. Am Handgriff a hält man die Bürste und drückt dieselbe an die Zähne, schiebt den schützenden Bügel e nach der entgegengesetzten Seite und dreht an der kleinen Kurbel c. Der verstellbare Bügel e verdeckt also einen Teil der Bürstenoberfläche und ist durch eine Hülse an dem Griff festgestellt. Kl. 30. Nr. 36646. Tornberg, Stockholm.

Flaschenfüll- und Korkmaschine (Fig. 7 und 8). Die Flasche wird auf das Bodenbrett d des Gestelles gelegt und dieses so weit nach oben durch die Schraube e befestigt, daß die durch eine Feder angedrückte Korkbüchse a am Flaschenkopf abdichtet. Diese Einstellung gebraucht bei einer Flaschensorte nur einmal zu geschehen. Die Flüssigkeit tritt durch den Schlauch c und durch die Korkbüchse in die Flasche. Ist dieselbe gefüllt, bewegt man den Hebel n herab, schließt dadurch mittelst der Nase 1 und des Quetschhahnes 1 den Schlauch, legt einen Kork in den oberen Ausschnitt der Korkbüchse und treibt diesen durch fortgesetzte Bewegung des Hebels n in die Flasche. Der Abschluß kann auch durch einen kolbenartigen Verschluß von der Seitenöffnung b geschehen. Kl. 64. Nr. 30972. H. Köttgen, Bergisch Gladbach.

Lampen-Cylinder (Fig. 9 u. 10). Ein wahres Universalgenie ist dieser Cylinder unter seinesgleichen. Wer hat sich nicht schon einmal die Finger beim Abnehmen eines Lampencylinders verbrannt! Dies soll nun nicht mehr geschehen, die beiden Griffe b bleiben kühl, weil die Luft die hohlen Ansätze hindurch zieht. Ferner ist bei a eine Einbuchtung angeordnet, die außen mit einem reflektierenden Ueberzug versehen ist und die Beleuchtung nach einer Richtung hin erhöht. Zuletzt dient der kleine Stutzen c zum Ausblasen der Flamme, eine kleine Kugel verschließt für gewöhnlich die kleine untere Oeffnung, um den schädlichen Luftzutritt abzusperren. Die beiden Figuren sind halb in der Ansicht und halb im Schnitt gezeichnet. Kl. 4. Nr. 36680. A. Leuschner, Dresden.

Fig. 8. Flaschenfüll- und Korkmaschine.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Preisverteilung an die Einsender richtiger Lösungen der Preisaufgaben (S. 203) im ersten Heft.

I. „Wintermärchen",
II. „Ungarn" — „ungern",
III. „Höchste Eleganz".

1. Th. Merklein, cand. phil., Horn-Hamburg: J. von Falke, Hellas und Rom.
2. Frida Erdlen, Schloß Bezigrad bei Cilli: Kaden, Die Riviera.
3. Georg Szabó, Agram, Hohegasse 14: Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben.
4. C. Mecklenbeck, Ingenieur, Essen, Alfredstraße 13, I: J. v. Falke, Illustrierte Kostümgeschichte.
5. Jos. Pichler, Apotheker, Kemnath: F. v. Hellwald, Die Erde und ihre Völker.
6. Dr. Würschmidt, Bayreuth: A. v. d. Linde, Gutenberg.
7. Karl Selbach, Duisburg, Neudorferstraße 15: H. Zöller, Die Deutschen im brasilianischen Urwald.
8. Auguste Walter, Crumpa bei Merseburg: A. v. d. Elbe, Der Heliandsänger.
9. Moritz Knepler in Wien, VI., Nelkengasse 6: Th. Zolling, H. von Kleist.
10. Therese Elender, Kleingern bei Passau: E. Werner, Der Egoist.
11. F. Pestalozzi in Zürich-Hottingen, 41 Englisch Viertel: Kulturhistorische Stammbücher.
12. W. Gravert, Architekt in Dt. Krone: desgl.
13. A. Hameyer, Lehrer in Solier bei Uslar: desgl.
14. J. Kaufmann in Essen a.d. Ruhr: dgl.
15. Babette Kimmel, Oberlehrersgattin in Fürth, Marienstraße 13 A: desgl.
16. M. Martin in Dresden, Dürerstraße 12: Ludwig Walesrode, Der Storch von Nordenthal.
17. C. A. Neulsch, Rechtsanwalt in Waltershausen: desgl.
18. Ida Krause in Dresden, Luisenstraße 46, II: desgl.
19. Emil Schweitzer, 347 E. 35th str. New York: desgl.
20. Franz Rogel, Ingenieur in Salzburg: desgl.
21. Paul Starke in Dresden, Scheffelstraße 34, I: 5 Bände der Collection Spemann.
22. Georg König in Nürnberg: desgl.
23. O. Koopmann in Itzehoe: desgl.
24. Joseph Sonleitner in Neunkirchen am Inn: desgl.
25. Ernst Beck in Geringswalde: desgl.
26. Reinh. Kühnell, Geschäftsführer in Dahme: desgl.

J. W. in B. Der Chauvinismus ist doch wohl auf Ihrer Seite; denn wenn Sie die Ablehnung uns nicht zusagender Gedichte aus Böhmen als Beleidigung auffassen, so ist das mehr als engherzig. Daß übrigens ein graduierter Journalist sich zu einer solchen Gemeinheit versteigen kann, wie Sie am Schlusse Ihres Briefes, hätten wir nicht für möglich gehalten. Es soll Sorge getragen werden, das Opus höher zu hängen.

Weltpost.

Dr. B. Im 7. Heft dieser Zeitschrift wurde in Bild und Wort die Lösung der Aufgabe gelehrt: Wann stehen die Zeiger einer Uhr übereinander? Es wird die Leser gewiß interessieren, jetzt einen Beweis für die Behauptung zu hören, daß die Zeiger, die um 12 Uhr übereinander gestanden haben, nie wieder übereinander stehen können, daß wir uns also in einer Täuschung befinden, wenn wir zu sehen glauben, daß der große Zeiger den kleinen nach Verlauf von etwas mehr als einer Stunde wieder einholt. Der Beweis ist der folgende:

Zu Anfang unserer Betrachtung stehen beide Zeiger genau auf XII. Nach Ablauf der folgenden Stunde, während welcher der große Zeiger eine ganze Umdrehung gemacht hat, steht der kleine Zeiger auf I. Wenn der große Zeiger den Weg von XII bis I zurückgelegt, bewegt sich der kleine von I weiter. Hat der große Zeiger diese Strecke, um welche jetzt der kleine ihm voraus ist, zurückgelegt, so ist der kleine Zeiger wieder weiter gerückt, und in der Zeit, welche der große zum Durchlaufen dieser Strecke gebraucht, wieder weiter und so fort. Der große Zeiger wird sich also dem kleinen wohl nähern, ihn aber nicht erreichen.

Damit haben wir etwas als richtig erwiesen, was doch nach unserer Erfahrung falsch ist. Wo steckt die Lösung dieses Widerspruchs, der Fehler in unserem Schlusse? Die Betrachtungen, die wir anstellten, waren unzweifelhaft richtig: Immer dann, wenn der große Zeiger auf die Stelle des kleinen kam, war dieser um eine, wenn auch kleine Strecke vorwärts gerückt. Der große Zeiger holt also den kleinen in der That nicht ein. In dem, was wir hingeschrieben haben, ist auch gar nichts Falsches; den Fehler bringt der Leser erst hinein, indem er unserem „nicht" unwillkürlich die Bedeutung „niemals" unterlegt. Wir haben nämlich die Zeit, für welche unsere Betrachtungen gelten, künstlich in unendlich viele kleine Zeiträume eingeteilt und dadurch den Leser zu dem Irrtume verleitet, daß die Summe dieser unendlich vielen Zeiträume eine unendlich lange Zeit sein müßte. Jeder Leser, der nicht gerade Mathematiker ist, nimmt ohne weiteres an, daß eine Summe von unendlich vielen Zahlen unendlich groß ist. Daß dies nicht der Fall ist, lehrt ein einfaches Beispiel. Füge ich zu 1 die Hälfte von 1 hinzu, dann die Hälfte von $\frac{1}{2}$, dann die Hälfte von $\frac{1}{4}$ u. s. w., so erhalte ich die folgende Reihe von Zahlen:

$$1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \ldots \text{ in inf.}$$

Die Summe dieser Zahlen ist aber nicht unendlich, sondern gleich 2, was die folgende Ueberlegung klar macht. Nimmt man das erste Glied 1, so fehlt noch 1 an der Summe 2; nun wird nicht 1 hinzuaddiert, sondern nur $\frac{1}{2}$, fehlt also noch $\frac{1}{2}$ an 2; diese Zahl wird aber nicht addiert, sondern nur $\frac{1}{4}$, es fehlt also noch $\frac{1}{4}$ u. s. w. Es fehlt also immer noch die letzte Zahl an 2. Da nun die Glieder unserer Reihe immer kleiner und kleiner werden, so fehlt schließlich an 2 nichts mehr. In unserer Aufgabe handelt es sich auch um eine solche Reihe von unendlich vielen Zahlen, deren Summe nicht unendlich, sondern nur gleich $1\frac{1}{11}$ ist. Die Zeit, welche unsere Betrachtung in Anspruch nimmt, finden wir, wenn wir beachten, daß der Weg des kleinen Zeigers immer der zwölfte Teil desjenigen ist, welchen der große Zeiger in derselben Zeit zurücklegt. Zuerst macht der große Zeiger eine ganze Umdrehung, dazu gebraucht er 1 Stunde. In dieser Stunde hat sich der kleine Zeiger nach I bewegt, er hat also $\frac{1}{12}$ Umdrehung gemacht. Zu dieser $\frac{1}{12}$ Umdrehung gebraucht der große Zeiger $\frac{1}{12}$ Stunde. In dieser $\frac{1}{12}$ Stunde legt der kleine Zeiger den zwölften Teil von $\frac{1}{12}$ Umdrehung zurück, d. h. $\frac{1}{12.12}$ Umdrehung. Zu diesem Wege gebraucht der große Zeiger $\frac{1}{12.12}$ Stunde. In dieser $\frac{1}{12.12}$ Stunde hat der kleine Zeiger den zwölften Teil von $\frac{1}{12.12}$ Umdrehung, d. h $\frac{1}{12.12.12}$ Umdrehung zurückgelegt, zu welcher der große Zeiger $\frac{1}{12.12.12}$ Stunde gebraucht u. s. w. Die Zeit, welche unsere Betrachtung dauert, ist demnach

$$1\,\text{St.} + \frac{1}{12}\,\text{St.} + \frac{1}{12.12}\,\text{St.} + \frac{1}{12.12.12}\,\text{St.} + \ldots \text{ in inf.}$$

Die Summe dieser unendlich vielen Glieder findet man durch dasselbe Verfahren, durch welches man einen periodischen Decimalbruch in einen gewöhnlichen Bruch verwandelt. Bezeichnet man den noch unbekannten Wert der Reihe mit x, so daß ist

$$x = 1 + \frac{1}{12} + \frac{1}{12.12} + \frac{1}{12.12.12} + \ldots \text{ in inf.}$$

und multipliziert diese Gleichung mit $\frac{1}{12}$

$$\frac{1}{12}x = \frac{1}{12} + \frac{1}{12.12} + \frac{1}{12.12.12} + \ldots \text{ in inf.}$$

und subtrahiert, so erhält man

$$x = \frac{1}{12}\,x = 1, \text{ woraus sich } x = 1\frac{1}{11}$$

ergibt. Aus diesem für x gefundenen Werte von $1\frac{1}{11}$ Stunde erkennen wir die Uebereinstimmung unserer Schlußfolgerungen mit der Erfahrung; denn in Wirklichkeit erreicht der große Zeiger den kleinen nach Ablauf von $1\frac{1}{11}$ Stunde.

Was wir hier auseinandergesetzt haben, ist nicht unsere eigene Erfindung. Wir haben nur ein altes berühmtes Beispiel in ein modernes Gewand gekleidet. Unser Trugschluß ist schon mehr als zweitausend Jahre alt. Der griechische Philosoph Zeno aus Elea in Unteritalien, welcher um 500 v. Chr. geboren wurde, hat diesen Schluß gebildet, um das Nichtsein der Erfahrungswelt nachzuweisen. Die Eleaten lehrten, daß Werden und Entstehen, Vielheit und Verschiedenheit der Dinge, den Ort verändern und seine Beschaffenheit wechseln nichts als trügerische Vorstellungen wären. Sie suchten daher durch künstlich erdachte Schlüsse Widersprüche nachzuweisen, zu welchen jene Begriffe führen müßten. Zu diesen Schlüssen gehört der oben von uns wiedergegebene, der im Altertum unter dem Namen des „Achilles" bekannt war. Achilles war ja der schnellste Läufer unter den Helden vor Troja, und deshalb war das Sophisma (Trugschluß) des Zeno für die Griechen um so wirkungsvoller, wenn er nachwies, daß Achilles nicht einmal eine — Schildkröte einholen könnte. War Achilles an die Stelle gekommen, an welcher sich anfangs die Schildkröte befand, so war diese um eine, wenn auch kleine Strecke weiter gekrochen. Hatte Achilles diese Strecke zurückgelegt, so war die Schildkröte wieder weiter gekrochen, und so fort, wie wir es oben gezeigt haben, indem wir an die Stelle des Achilles den großen, an die Stelle der Schildkröte den kleinen Uhrzeiger setzten.

R. u. W. D. in W. Ihre Lösung der Aufgabe in Heft 10 ist richtig. Wir lassen sie hier folgen, da die Rätseltafel ohnehin nicht den dafür nötigen Raum bietet.

1) Beil, 2) Beule, 3) Blut, 4) bei, 5) Blei, 6) Belt, 7) blutig, 8) Beutel, 9) Besen, 10) Belt, 11) Bestie, 12) Bengel, 13) Bulle, 14) Bug, 15) biegen, 16) Bill, 17) bilden, 18) bunt, 19) beten, 20) Billet, 21) Best, 22) es, 23) Esel, 24) Eugen, 25) Ente, 26) Engel, 27) Elise, 28) Eile, 29) eilen, 30) El, 31) Elle, 32) Eis, 33) Gelb, 34) gelten, 35) Gunst, 36) Gestell, 37) Gebet, 38) Gin, 39) Gut, 40) gut, 41) Guste, 42) Glut, 43) Geste, 44) Gilet, 45) Giebel, 46) Gneis, 47) geben, 48) Igel, 49) Liebesglut, 50) Lee, 51) Leu, 52) Leben, 53) Lust, 54) lustig, 55) Liebe, 56) Linse, 57) Lunge, 58) lesen, 59) leben, 60) lieb, 61) Lust, 62) Lunte, 63) Luise, 64) List, 65) leise, 66) Leib, 67) Liese, 68) leben, 69) neu, 70) Nil, 71) niesen, 72) nisten, 73) Niete, 74) Nest, 75) Nuß, 76) Nebel, 77) Niet (das), 78) neun, 79) null, 80) neben, 81) nein, 82) Stube, 83) See, 84) Stiel, 85) still, 86) sie, 87) Stiege, 88) Seite, 89) sein, 90) Siegel, 91) seitens, 92) selig, 93) Stelle, 94) Seil, 95) Sieg, 96) Steg, 97) Stille, 98) stellen, 99) selig, 100) Silbe, 101) steil, 102) Steig, 103) steigen, 104) Stein, 105) stetig, 106) stets, 107) Till, 108) Tulln, 109) Teig, 110) Tiger. Es sind übrigens auch noch andere Lösungen möglich.

B. G. in P. Centrifugaleisenbahnen existieren unseres Wissens nur als Spielzeug. Welches lebende Wesen würde es auch wagen, auf einer solchen Bahn zu fahren.

Glafey-Nachtlichte, unübertroffen seit 1808, 6 mal präm., darunt. silb. Med. 1882 Nürnberg, „für vollkom. Ausführung d. Fabrikate in jeder Beziehg.“ sind in jedem besseren Geschäfte vorräthig. Vor Nachahm. wird gewarnt.

---

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. **kleine Leiterwagen** f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7,—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau lackirt.
Illustrirte Preis-Listen gratis! Agenten gesucht!
Fabrik für Räder, Bürstenhölzer und Holzwaaren.
Handwagen in 18 Grössen 2—12 Ctr. Tragkraft.
Franko nach allen Stat. Deutschland u. Oesterreich.
Eiserne Velocipedes- & Kinderwagenräder. Ziegenbockwagen, Kleiderbügel, Militär-putzstöcke und Knopfgabeln. [2285]

Zur Kur, als Hausgetränk, zu Suppen etc. vorzüglich — vielfach prämiirt —
Gesundheits-Apfelwein
versendet à 30 ₰ per Liter
Ferdn. Poetko, Guben.
Export-Apfelweinkelterei
gegründet 1856. [2284]

ETRURIA.
Kunstgewerbliche Anstalt
zu **Neuwedell** (Preußen)
empfiehlt zur Decoration von Wandflächen, Paneels, Kaminen u. s. w.
alterthüml. Schau- und Prunkgefäße,
getriebene Schüsseln, Platten, Teller, Rüstungsgegenstände, Humpen, Kannen u. s. w., treue Copien mustergültiger Werke aus der Blüthezeit der Kunst, in vorzüglicher Metall-Imitation zu außergewöhnlich billigen Preisen. [2575]
Preiscourant gratis und franco.

Curiosa Humoristica etc.
Bücher u. Photg. Katalog gr. u. franco.
A. Bange, Halberstadt. [2202]

Griechische Weine
eingeführt von
Friedr. Carl Ott.
WÜRZBURG
12 grosse Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten
Kiste & Packung frei
MARK 19 ab Würzburg.
Preisbuch gratis & franco

BADEN-BADEN.

Winter-Saison.

Trink- und Badecuren **während des ganzen Winters** in den **vorzüglich eingerichteten Badeanstalten**, unter welchen das **weltberühmte**

Grossh. Friedrichsbad

obenan steht. Diese **Musteranstalt** ist in allen Baderäumen und Corridors gut geheizt. Abtheilung für **mechanische Heilgymnastik.**

Die an **Lithium reiche Hauptstollenquelle** wird besonders gegen Gicht und Rheuma, sowie gegen katarrhalische Leiden der Schleimhäute gebraucht.

Privat-Heil- und Bade-Anstalten mit Thermalbädern. **Pneumatische Anstalt. Terrain-Curort** zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc.

Ausserdem bietet Baden in socialer Beziehung alle wünschenswerthen Annehmlichkeiten.

Das Conversationshaus

mit prachtvollen **Concert-, Ball-, Lese-, Spiel-, Gesellschafts- und Restaurations-Sälen ist den ganzen Winter** geöffnet. **Ausgezeichnetes Cur-Orchester. Opern- und Schauspiel-Vorstellungen. Ausgezeichnete Lehr- und Erziehungs-Anstalten. Stets trockene Spaziergänge im Freien. Wandelbahn in der Colonnade der Trinkhalle. Jagd und Fischerei, Scheibenschiessen, geheizte Kegelbahn. Comfortabel eingerichtete Wohnungen in Hotels, Villen** und **sonstigen Wohnhäusern** für alle Ansprüche und zu allen Preisen. **Billige Pension.** [2576]

---

2 Bände mit 500 Illustrationen.

F. W. Hackländer
Der letzte Bombardier.
Illustrirt von F. Bergen & R. Haug.
Verlag von Carl Krabbe Stuttgart.

Auch in 5 Abtheilungen à M. 2. — zu beziehen.
Auch in Lieferungen à 40 Pf. zu beziehen.

Preis geh. M. 10. —, eleg. geb. M. 12. —

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
SCHUTZMARKE
Fahnen-Manufactur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.
Nur Handstickerei.

Victoria,

Westentaschen-Feldstecher und Opernglas unerreicht an Tragweite und Schärfe vo[n] Instrumenten bedeuten[d] größerer Art. In fa[st] sämmtlichen europäi[schen] Armeen einge[führt]. Vorzüglich fü[r] Marine, Reise, Jagd und Theater. ☛ Ge[setzlich] geschützt. Jedes Exemplar trägt de[n] Namen **Victoria** und meine Schutzmarke. Preis mit Lederbeutel u. Lederschnur **M. 14.** **Univ. Opern- und Reiseglas** mit Etui und Riemen M. 10. **Doppelfeldstecher** mit Etui und Riemen M. 13., mit wasserdichtem Etui M. 16. (Umtausch gestattet).
— Illustrirte Prospekte franco. —
O. H. Meder, optisches Institut
Leipzig, Markt 11 (gegr. 1850).

J. Neuhusen's
Billard-Fabrik [2405]
Berlin SW., Beuth-Straße 22
versendet unter Garantie ihre Specialität:
patent. Tisch-Billards
welche innerhalb 2 Sekunden zum elegantesten **Speisetisch** zu verwandeln sind. **Preisgekrönt auf allen größeren National- u. International. Ausstellungen. (Brüssel gold. Medaille.) Alle übrigen Arten von Billards u. Billards-Requisiten bestens empfohlen.** Neuestes u. höchst interessantes Gesellschaftsspiel auf d. Billard
Jeu de baraque.
Prospecte u. illustrierte Cataloge gratis.

Für Eltern!

Allen Eltern werden die vorzüglichen Erziehungsanstalten in **Zürich** bestens empfohlen.
Es finden sich da:

Polytechnikum	Kunstgewerbeschule	mit vorzüglichen Lehrkräften, Sammlungen, Bibliotheken u. s. w.
Universität	Musikschule	
Lehrerinnen-Seminar	Seidenwebschule	
Höhere Töchterschule	Privatschulen, selbstständig und als Vorkurs f. höhere Lehranstalten, für Knaben und Töchter	
Gymnasium		
Industrieschule		
Sekundarschule		

Deutsche, französische und englische Kirchen u. Gottesdienste in verschiedenen Konfessionen.

ZÜRICH

bietet geistige und gesellige Anregung aller Art durch seine wissenschaftlichen und geselligen Vereine:

Chemische Gesellschaft	Antiquar. Gesellschaft	Rudersport — Segelsport
Naturforsch. Gesellsch.	Technische Gesellschaft	Turn- und Sängervereine
Künstlergesellschaft	Alpenclub — Reitclub	Schützenvereine etc.

Unentgeltliche Auskunft über Einrichtung dieser Anstalten, Aufnahmebedingungen, Vorkenntnisse, Unterkunft in Familien, Wohnungsverhältnisse u. s. w. ertheilt das **Offizielle Verkehrsbüreau Zürich,** von welchem auch bezügliche Prospecte bezogen werden können. [2527]

Für 4 Mark 50 Pf.
versenden franco ein 10 Pfd.-Packet feine Toiletteseife, sortirt in Mandel-, Rosen-, Veilchen- und Glycerinseife. Allen Haushaltungen sehr zu empfehlen.
Th. Coellen & Cie, Crefeld,
Seifen- u. Parfümerienfabrik.

Gesucht
Agenten und Reisende zum Verkauf von Kaffee, Thee, Reis und Hamburger Cigarren an Private gegen ein Fixum von 500 Mark und gute Provision.
Hamburg. **J. Stiller & Co.**

Epilepsie (Fallsucht)
Krampf- u. Nervenleiden 2c heilt selbst in den **veraltetsten Fällen** (gewöhnlich in 3 Tagen). Auch brieflich. Gestützt auf mehr als 20jährige **Erfolge** ohne Rückfälle bis heute.
[2529] **D. Mahler,**
Hannover.

Purgatif Dr. Oidtmann (Mastricht Holland)
50 Tropfen, anstatt Klystier. [2537]

Weltpost.

A. O. in B. Sie haben die Stirn, uns ein Gedicht „Wie schön“ zu übermitteln, in dem Verse wie die folgenden vorkommen:

„Wenn die Wasser stille rauschen
Und mein Lieb die Welle wiegt.“

Wie schwer wog denn die Welle? oder hat Ihnen das Ihr Lieb nicht verraten? Ihre Ballade „König Elf“ ist nicht besser; den Lesern möge das durch Abdruck der ersten Strophe bewiesen werden:

„Wer spielt dort oben die Harfe so süß
In mitternächtiger Stunde,
Daß die Geister entsteigen des Grabes Verließ
Und umkreischen des Berges Runde?
Das ist König Elf auf Bergesthron,
In der Hand seine Harfe mit güldenem Ton.“

H. B. in B. Welche Selbstüberhebung, einen Band Gedichte drucken lassen zu wollen, aus dem das uns gesandte Poem doch wohl eine Talentprobe sein soll. Sie haben nicht die Spur einer Begabung, nach Ihres „Kriegers Traum“ zu urteilen. Des verwundeten Kriegers

„Schwäche Hauch ihm lallt
Süße Schlummerlieder,“

und zwar von dem längst im „kühlen Grunde“ ruhenden Liebchen.

„Und er sieht's, mit frohem Lauf
Eilt er ihm entgegen; —
Da thut's ihm die Arme auf
Wie voll Lieberregen.
Und er drückt sich flugs hinein.“

Das ist noch geschmackloser als der ungelenke Schluß:

„Er erwacht und lächelt mild — —
's war seine letzte Stunde.“

W. A. in W. Es sind nicht nur einzelne, sondern Dutzende von Illustrationen dieses Künstlers für unser Blatt in Vorbereitung. Somit werden Sie Ihren und den Wunsch Ihrer Freunde erfüllt finden.

M. L. in M. Dürften durch Druckereien kaum zu erlangen sein, eher durch Ankauf alter Bücher, die Sie billig erlangen werden, da Ihnen ja am Inhalt nichts liegt, nicht einmal komplette Exemplare von nöten sind. Vielleicht empfiehlt sich auch ein Inserat im „Sammler“ von Dr. Brendicke (Berlin, Zieglitzerstraße).

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von Johannes Janssen.

Fünfter Band: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580 bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618. Erste bis zwölfte Auflage. gr. 8°. (XLIV u. 714 S.) M. 7; geb. M. 8.40.

Neben der Band-Ausgabe existirt eine

Lieferungs-Ausgabe. — Die ersten vier Bände des Werkes nebst den beiden Ergänzungsschriften sind in den bereits vorliegenden 29 Lieferungen à M. 1 enthalten. — Die 30. Lieferung eröffnet den V. Band, der 7 Lieferungen à M. 1 umfassen wird.

Wilhelm Koelle & Cie. in Augsburg (Bayern),

Rosengärtner, Kaiserl. u. Königl. Rosen-Hoflieferanten,

empfehlen, wie seit 27 Jahren, aus ihrem berühmten Rosensortiment (Vorrath 500,000 Exempl.) in prachtvollsten starken Pflanzen zu nächst. außerordentlich reduzirten Herbstpreisen **(Herbstpflanzung bietet bei Rosen große Vortheile.)**

25 Sorten prächtig zu Pyramiden geeignet . . 10 M
15 Riesenrosen, Blumen bis 40 Ctm. Umfang 15 M
Extra starke Exempl. von div. Rosengattungen à 3 M
25 Sort. Moosrosen, darunter Remontant . . 10 M
26 Sort. feinste Thea, starke Pflanzen . . . 10 M
25 Srt. gldglb. Thea, M. Niel, Etoile de Lyon ꝛc. 15 M
25 Stück franz. gestreifte Rosen, winterhart . . 10 M
30 Bengal — oder Noisette — oder Schlingrosen 10 M
20 Stück kleinblumigste niedliche Damenröschen 10 M
20 Topfr. z. Antr. i. d. blumenarm. Wintermon. 10-15 M
(niedrig veredelt.)
1000 St. in 500 Sorten obiger Prachtrosen . . . 400 M
10 Sort. höchst. prachtv. Remontant in allen Höhen 10—15 M
10 hochst. Thea, biegs., $1\frac{1}{2}$—2 Mtr. hohe Stämme 15—20 M
1 hohe Trauerrose, einzeln für Rasen od. z. Grabzierde 3—5 M
10 hochstämmige **Stachel- u. Johannisbeer-Bäumchen,** interessant u. sehr nützlich, auch z. Weinbereitung 10—20 M

Unsere Expl. sind alle so kräftig, daß sie bei richt. Kultur schon im ersten Jahre reichl. blühen müssen. Kulturkalender 80 ₰. **Illustr. Kataloge bis zu Nr. 3400 Sort. enth. gratis.** Versandt nach allen Welttheilen. Vorzügliche Verpackung.

Die Zeitschr. „Die Nahrungsmittel" urtheilt, dass sich unser

Cognac nach der chemischen Untersuchung in allen Eigenschaften v. importirtem französischen Cognac, bei ganz bedeut. billigeren Preisen nicht unterschied.

Export-Compagnie für Deutschen Cognac, Köln a. Rh.

Hofrath Dr. Steinbacher's

Heilanstalt Brunnthal

München.

Winterkur vom 1. Oktober an. Bei Gicht, Fettsucht, Blutarmuth, Skrofeln, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, die schönsten Heilerfolge. — **Specialität der Anstalt** seit vielen Jahren: Hebung sexueller Schwäche. Prospekte **gratis.**

OTTO HERZ & Co's

SCHUHE UND STIEFEL

SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZMARKE VERSEHEN.

WIEN 1873 · MELBOURNE 1880 · SYDNEY 1879 · LONDON 1862 · PARIS 1867 · PRIZE MEDAL

FRANKFURT a/M.

Deutsches Reichs-Patent.

Der Regenerations-Electrisirapparat zur Heilung acuter u. chronischer Nervenleiden durch „statische" (d. i. ruhende) Electricität. Eminent belobendes Agens bei allgem. Nervenschwäche (Nervosität etc.) u. Störungen des Potential-Nervensystems welche sich durch Ueberreizung u. Schwäche manifestiren. Preis m. Anw. z. Selbstgebrauch 10 M. 50 Pf. Prosp. franco.

Aug. Schmidt vorm. R. Kruse,
Stralsund (Preussen).

Patent.

Dampf-Expreßkocher mit Sicherheits-Ventil ganz aus Kupfer, erzielt eine **fünffache Heizkraft** auf Kosten der Dämpfe. Kocht u. bratet jede erdenkl. Speise, hitzt in 5 Min. Bügeleisen. Preis Nr. II. gewöhnliche Größe M. 10, Nr. III. größere Sorte, speisen größere Menge Wasser ꝛc. M. 12. [2535]

Adresse: **Fabrik der Patent-Dampf-Expresskocher, München, Marienplatz 27.**

Egyptische Cigaretten von Nestor Gyanaclis

empfiehlt, Wiederverkäufern mit entsprechendem Rabatt, der Generalvertreter für Deutschland

[2105] **Georg Krebs, Frankfurt a. M.**

II. Jahrgang. 10,000 Abonnenten.

Die Kunst für Alle

Herausgegeben von

Friedrich Pecht.

Groß-Quart. Monatlich 2 reich illustr. Hefte Preis pro Quartal (6 Hefte) M. 3. 60. Einzige moderne deutsche Kunstzeitschrift, die im ersten Jahre sich 10,000 Abonnenten erwarb. Am 1. Oktober beginnt der II. Jahrgang, Heft 1, bringt Beiträge von **Knaus, Menzel, Diez, Klaus, Meyer** ꝛc. Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen oder Postanstalten.

Schaumweinfabrik

von

Philipp Gutberlet

in Frankfurt a/Main.

Carte blanche .	per 1/1	Flasche	M. 1. 75.
Carte noire . .	„ 1/1	„	„ 2. —.
Fleur de Sillery	„ 1/1	„	„ 2. 50.
Carte d'or . .	„ 1/1	„	„ 3. —.

Frei ab Frankfurt a/Main in Kisten von 6—50/1 Flaschen. Grossisten stehen Spezialofferten zur Verfügung. [2538]

<u>Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.</u>

Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern m. Toiletten u. Handarbeiten, enthalt. gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche d. ganze Gebiet der Garderobe u. Leibwäsche f. Damen, Mädchen u. Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange. 12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [2566]

Illustr. Briefmarken-Journal.

Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisbeigaben giebt u. monatlich 2 mal erscheint. Probe-Nr. gratis **von Gebrüder Senf, Leipzig.**

„100 Fl. Feigen-Caffe"

echte reinste Qualität, renomm. österreichische Marke, **Victor Schmidt & Söhne,** k. k. befugte Fabrik, **Wien, Wieden,** offerirt 5 Kilo Postpackete in 1/4 Kilopackung um **M. 4.20** franco nach allen deutschen Postämtern per Postnachnahme. [2387]

Trunksucht heilt mit u. ohne Wissen des Leidenden. Nähere Auskunft erth. **A. Vollmann,** Berlin, Barthelstr. 1a.

Viele Neuheiten in **Schuss-Hieb-Stich-Waffen**

Preislisten gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Die praktischste Fussbank mit nach [illegible] des Fusses sich selbst verstellbarem Trittbrett [illegible] **hoffende,** kranke u. alte **Damen** – lobend erw[illegible] in div Zeitschriften – fertigt u. liefert in h[illegible] feiner Ausführg. fr. p. Nachn. u. Verp. Mk. 7.80, Pr[illegible] gratis, franco **Ludwig Weigelt, Lüneburg**

Heinr. Kleyer, Frankfurt a. M. Velocipede jeder Art, Rohtheile, Zubehör. Grösstes Haus auf dem Continent. Ueber 1200 Bi- u. Tricycles vorräthig. Prosp. gratis.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

direct aus der Fabrik ohne jeden Zwischenhandel.

V. E. & K.

Faille, Satin merveilleux, Rips, Velours Ottoman, Satin de Lyon, Satin luxor, Atlas, Satin duchesse, Armure, Drap de Soie, Faille française etc.

in einzelnen Kleidern zu billigsten Fabrikpreisen

— direct an Private —

Wir garantiren, dass unsere sämmtlichen Fabrikate

aus absolut reiner Seide in echtestem Schwarz ohne jede Farbbeschwerung in eigener Fabrik

hergestellt werden.

Unsere Seidenstoffe sind in Folge dessen ausserordentlich dauerhaft und prächtig. — Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-Collection an:

Die Seidenwaaren-Fabrik: **von Elten & Keussen, Crefeld.**

Chrestensens
Ausgewählte Hyazinthen-Zwiebeln.

Für den Liebhaber von Blumen gibt es wohl **kein grösseres Vergnügen, als das Treiben von Blumenzwiebeln.** Unter den Blumenzwiebeln ist speciell die Hyazinthe so beliebt, dass selbst die Fenster kleiner Hütten mit blühenden Hyazinthen geschmückt werden und sollten es auch nur abgetriebene Zwiebeln sein! **Unzweifelhaft nimmt die Hyazinthe den ersten Platz unter allen Blumenzwiebeln ein!** Bei der grossen Mannigfaltigkeit ihrer **wunderschönen reichen Farben,** ihrem **köstlichen Wohlgeruch,** ist sie ausserordentlich anspruchslos, **gedeiht in jeder Lage,** fast in jedem Boden, sie lässt sich in Töpfen und Kästen, in Jardinèren, auf Gläsern, sowie im freien Lande kultiviren, **und entwickelt unter allen Umständen ihren reichen, bewundernswerthen Blüthenflor,** wenn die jedem Auftrage auf Blumenzwiebeln beigefügte Cultur-Anweisung befolgt wird.

Obgleich nun die Hyazinthe allgemein bekannt und verbreitet ist, so gibt es doch sehr wenig Privatleute — dies Blatt ist für dieselben bestimmt — welche Verständniss und Erfahrung genug haben, wirklich dankbar blühende Sorten Zwiebeln zu wählen! Die Kenntniss dieser Thatsache ist für mich die Veranlassung gewesen, meinen werthen Kunden die Arbeit der Auswahl zu erleichtern, indem ich **nur 25 Sorten** im Ganzen in meinen Catalog aufgenommen habe! **Diese Sorten zeichnen sich durch schöne, gutgeformte Blumen und prachtvolle Farben ganz besonders aus!** ***Es sind eben nur Musterblumen, von denen ich die Ueberzeugung habe, dass sie auch den grössten Anforderungen genügen werden!*** Bei der Auswahl der nachstehend aufgeführten 25 Sorten habe ich nicht allein meine langjährige Erfahrung, sondern auch die Urtheile der bewährtesten und bedeutendsten Blumenzwiebelzüchter zu Rathe gezogen. Die 25 Sorten sind:

a. Einfachblühende Hyazinthenzwiebeln.

Nr. 1. **Amy,** dunkelroth leuchtend, grosse Blume.
„ 2. **Marie Catharina,** prachtvoll dunkelroth, schön geformte Blume.
„ 3. **Madame Hodson,** dunkelroth mit Streifen, vielglockig.
„ 4. **Norma,** schön rosa mit dunkleren Streifen, sehr grossglockig.
„ 5. **Giganthea,** hellrosa, grosse Blume.
„ 6. **Sultane Favorite,** schön dunkelrosa, grossglockig, prachtvoll.
„ 7. **Baron van Thuyll,** reinweiss, vielglockig, früh.
„ 8. **La Pucelle d'Orleans,** reinweiss, schöne grosse Blume.
„ 9. **Alba superbissima,** schneeweiss, prachtvolle Blume.
„ 10. **Charles Dickens,** schön hellblau, aussergewöhnlich gross.
„ 11. **La Peyrouse,** porzellanblau, grosse schöne Blume.
„ 12. **Priestley,** hellila blau, grossglockig.
„ 13. **Kaiser Ferdinand,** dunkelindigoblau, leuchtende Farbe, prachtvoll.
„ 14. **Prinz von Sachsen-Weimar,** dunkelblau, inwendig hell, schön.
„ 15. **Alida Jacoba,** citronengelb, sehr schön.
„ 16. **L'amie du coeur,** schön violett, prächtig.

b. Gefüllt blühende Hyazinthenzwiebeln.

Nr. 17. **Noble par mérite,** schön dunkelroth, Prachtblume, früh.
„ 18. **Bouquet tendre,** schön carminroth, schöne Blume.
„ 19. **Regina Victoria,** schön dunkelrosa, stark gefüllte Prachtblume.
„ 20. **Grootvorst,** hellrosa, vielglockige, sehr schöne Blume.
„ 21. **General Antinck,** schön amaranthblau, gross.
„ 22. **Blocksberg,** schön porzellanblau, Prachtblume.
„ 23. **Bouquet royal,** reinweiss gefüllt, grossglockig, hochfein.
„ 24. **La virginité,** zart rosa angehauchte, weisse Prachtblume.
„ 25. **Goethe,** schwefelgelbe, schön geformte Blume.

Ich empfehle:

Collection Nr. 1 a,
bestehend aus: **6 Stück prachtvollen Hyazinthenzwiebeln** der vorstehenden Sorten nach meiner Wahl, in verschiedenen Farben, einfach und gefüllt blühend, mit Namen für **M. 2. 50.**
6 passende Gläser dazu M. 2. —

Collection Nr. 2 a,
bestehend aus: **12 Stück prachtvollen Hyazinthenzwiebeln** der vorstehenden Sorten nach meiner Wahl, in verschiedenen Farben, einfach und gefüllt blühend, mit Namen für **M. 4. 25.**
12 passende Gläser dazu M. 3. 50.

Collection Nr. 3 a,
bestehend aus: **25 Stück prachtvollen Hyazinthenzwiebeln,** die vorstehend aufgeführten Sorten, mit Namen für **M. 8. —**
25 passende Gläser dazu M. 6. —

Collection Nr. 4 a,
bestehend aus **10 prachtvollen Hyazinthenzwiebeln,** sortirt in Farben, einfach und gefüllt blühend, mit Namen, **15 Tulpenzwiebeln, 15 Crocus** und **10 diversen anderen Zwiebeln** für **M. 5. —**

Collection Nr. 5 a,
bestehend aus: **18 prachtvollen Hyazinthenzwiebeln,** sortirt in Farben, einfach und gefüllt blühend, mit Namen, **20 Tulpenzwiebeln, 25 Crocus** und **20 anderen Zwiebeln** für **M. 10. —**

Collection Nr. 6 a,
bestehend aus: **12 prachtvollen Hyazinthenzwiebeln,** sortirt in Farben, einfach und gefüllt blühend, mit Namen, **6 Narcissen, 6 Scilla sibirica, 25 Crocus** in 5 Sorten mit Namen, **12 Schneeglöckchen, 20 Tulpen** in Sorten, **2 Cyclamen persicum, 2 Lilium candidum,** zusammen **85 Zwiebeln** für **M. 10. —**

Collection Nr. 7 a,
bestehend aus: **20 prachtvollen Hyazinthenzwiebeln,** sortirt in Farben, einfach und gefüllt blühend, mit Namen, **6 Narcissen, 12 Scilla sibirica, 100 Crocus** in 10 Sorten mit Namen, **25 Schneeglöckchen, 72 Tulpen** in Sorten, **2 Lilium candidum, 2 Cyclamen persicum,** zusammen **239 Zwiebeln** für **M. 20. —**

Collection Nr. 8 a, für das freie Land,
bestehend aus: **30 prachtvollen Hyazinthenzwiebeln,** sortirt in Farben, einfach und gefüllt blühend, mit Namen, **24 Narcissen,** gefüllt und einfach, **50 Anemonen,** gefüllt und einfach, **12 Tazetten, 12 Jonquillen, 50 Ranunkeln, 150 Crocus** in Farben, **50 Schneeglöckchen, 48 Tulpen** in Sorten, **6 Lilium candidum, 2 Kaiserkronen,** zusammen **434 Zwiebeln** für **M. 25. —**

Einzelne Zwiebel aus obigen Sorten per Stück 50 Pf., 100 Stück M. 30. —

Hyazinthenzwiebeln ohne Namen oder Rommel-Hyazinthen.

Nr. 30. Einfach blühende in allen Farben 100 Stück **M. 12. —**, 50 Stück **M. 7. —**, 10 Stück **M. 2. —**
Nr. 31. Gefüllt blühende in allen Farben 100 Stück **M. 12. —**, 50 Stück **M. 7. —**, 10 Stück **M. 2. —**

Chrestensens
Universal-Treibhut.

Obgleich von Jahr zu Jahr immer neue Gläser für Zwiebel-Cultur auftauchen und construirt werden, so ist doch bis jetzt kein Einziges dieser Neuheiten als eine grosse Errungenschaft zu bezeichnen, denn bei den Neuheiten ist immer nur auf die Form des Glases oder auf irgend eine andere nebensächliche Eigenschaft des Behälters das Augenmerk gerichtet worden.

Die Form des Glases oder der zum Treiben für Zwiebel auf Wasser bestimmten Behälter ist für das Gedeihen der Zwiebel aber vollständig gleichgültig, denn sofern die Zwiebel selbst gesund ist und an ihrer Basis vom Wasser berührt wird, **muss sie unter allen Umständen Wurzeln entwickeln.**

Eine Wurzel-Entwickelung bedingt aber noch keine Blume, denn es kommt selbst bei guter Wurzelbildung sehr oft vor, dass die Blume entweder schlecht wird oder nur theilweise aus der Zwiebel sich entwickelt, mithin „sitzen bleibt". Diese unangenehme Erfahrung werden gewiss schon viele Zwiebel-Liebhaber gemacht haben!

Auf die Beseitigung dieses Uebelstandes, **also auf die Entwickelung einer schönen Blume** aus einer gesunden Zwiebel habe ich bei der Construction meines Universal-Treibhutes **in allererster Linie mein Augenmerk gerichtet** und kann ich wohl ohne Ueberhebung behaupten, dass etwas Besseres und Gediegeneres nicht geboten werden kann.

In Folge der pyramidalen Form des von dunkelblauem Glase hergestellten Universal-Treibhutes wird der Zwiebel das Licht gebrochen zugeführt, wodurch die Wirkungen eines Gewächshauses im Kleinen erzielt werden. Dann wird durch das Bedecken der Zwiebel mit dem Universal-Treibhute das Eindringen von Staub in die Blüthe, sowie andere schädliche Einflüsse verhindert, so dass sich die Blüthe ungestört entwickeln kann, bis sie so hoch und kräftig geworden ist, dass eine Bedeckung entbehrlich erscheint.

Gesetzlich geschützt.

Mein Universal-Treibhut passt für jede beliebige Form des Hyazinthenglases, sei dasselbe nun gross oder klein, rund oder schlank, **am besten jedoch macht er sich, wenn man meine altbewährten Hyazinthengläser** — in der Form, wie sie die Abbildung zeigt — **benutzt. Eine Reihe Hyazinthengläser mit den hübschen dunkelblauen Treibhüten besteckt, ist für jedes Fenster schon an und für sich eine hübsche Decoration und die Ausgabe für dieselbe ist eine so geringe, dass sie bei der jahrelangen Verwendung gar nicht in Betracht kommt.**

Chrestensens Universal-Treibhut in hübschem dunkelblauen, starken Glas
6 Stück . . . . . zu **M. 1. —**
12 „ . . . . . „ „ **1. 75.**
25 „ . . . . . „ „ **3. 25.**
100 „ . . . . . „ „ **12. —**

Chrestensens pract. Hyazinthenglas in altbewährter Form wie nebenstehende Abbildung, aus starkem Glas **in wunderbar schönen Farben, meergrün, kobaltblau, opal, violett,** sowie **weiss,** sortirt:
6 Stück . . . . . zu **M. 2. —**
12 „ . . . . . „ „ **3. 50.**
25 „ . . . . . „ „ **6. —**
100 „ . . . . . „ „ **20. —**

Chrestensens Präsent-Collectionen
zu Geburtstags- und Weihnachts-Geschenken zusammengestellt.

Nr. 9 a. 6 St. hochfeine Hyazinthenzwiebeln, sortirt, einfach und gefüllt, blühend in verschiedenen Farben, nebst **6 Stück praktischen Hyazinthengläsern** bewährter Form und **6 Stück Universal-Treibhüten,** zusammen für **M. 5. —**

Nr. 10 a. 12 St. hochfeine Hyazinthenzwiebeln, sortirt, einfach und gefüllt, blühend in verschiedenen Farben, nebst **12 Stück praktischen Hyazinthengläsern** bewährter Form und **12 Stück Universal-Treibhüten,** zusammen für **M. 9. —**

Jeder Auftrag kann sofort ausgeführt werden.

N. L. Chrestensen, Hoflieferant, **Erfurt.**

Die heilige Jungfrau mit dem Jesusknaben. Von G. Max.

Beim Fischen (S 647).

Hugo Kauffmann.

Von

Ludwig Fulda.

Unter den zahlreichen Münchener Künstlern, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, in ergreifenden oder lustigen Scenen das Leben des Gebirgsvolkes uns vor Augen zu führen, nimmt Hugo Kauffmann eine hervorragende Stellung ein. Während Meister Defregger mit gleicher Vollendung und gleich überzeugender Kraft den erschütternden Ernst wie den launigen Uebermut in den großen und kleinen Geschicken seiner Landsleute in uns wiederklingen läßt, während Matthias Schmid mit Vorliebe die erhabenen und düsteren Saiten des Gebirgslebens anschlägt, ist Kauffmann wie kaum ein anderer befähigt, dieses weite und dankbare Stoffgebiet mit dem Auge des Humoristen und Satirikers zu erfassen und widerzuspiegeln. Er hat sich daher das stolze Recht erworben, neben Defregger und Schmid als der dritte im Bunde genannt zu werden, und sein Verdienst tritt um so heller zu Tage, wenn wir uns durch einen Blick auf seinen Ursprung und seine Entwickelung vergegenwärtigen, welchen weiten Weg er bis zu diesem bedeutenden Ziel hat zurücklegen müssen.

Franz Defregger und Matthias Schmid sind beide Kinder des Volkes, dessen berufene Schilderer sie geworden. Beide sind in Tirol geboren; beide verbrachten ihre Jugend inmitten der patriarchalischen Verhältnisse ihrer Heimat. Als sie hinauswanderten, um dem tiefen, ursprünglichen Drange zur Kunst zu folgen, da war ihre künstlerische Eigenart schon vorgebildet, da lag der Weg, den sie zu wandern hatten, bereits unverlierbar vor ihren Augen. Die warme und freudige Liebe zur Heimat, zu deren gewaltiger Natur und kernigen Bewohnern war ihr Wegweiser, und die Eindrücke, welche seit der frühesten Kindheit ihre Phantasie erfüllt hatten, wurden ohne schwankende Unsicherheit, ohne berechnende Ueberlegung die naturnotwendigen Antriebe ihrer erwachenden Schöpferkraft. „So ist's bei uns zu Hause,“ das war der edle und einfache Gedanke ihrer ersten Werke, das war das Bewußtsein, welches sie mit stillem Triumph erfüllte und ihnen die Stärke der Ueberzeugtheit und der Ueberzeugung verlieh.

Ganz anders Kauffmann. Er ist im äußersten Norden des Reiches, in Hamburg, geboren; er ist nicht der Sohn des Volkes, sondern die Kunst umgab ihn bereits in der Wiege. Durch seinen Vater, den bekannten Genre- und Landschaftsmaler Hermann Kauffmann, war er von Jugend an auf seinen späteren Beruf hingewiesen, und schon als ganz jungen Mann (sein Geburtsjahr ist 1844) finden wir ihn zu Anfang der sechziger Jahre eifrig bemüht, sich für seine Kunst vorzubereiten. Am Städelschen Institut zu Frankfurt machte er seine ersten Studien. Der jüngst dahingegangene Steinle, der Leiter dieser Kunstschule, stand damals noch in der vollen Blüte seiner Kraft und verlieh durch seinen Namen wie durch sein hervorragendes Lehrtalent der Anstalt Ruf und Bedeutung. Der Meister, dem Kauffmann sich damals anschloß, war jedoch nicht Steinle, dessen würdiger, weihevoller und manchmal etwas schwerfälliger Ernst außerhalb seiner Natur lag, sondern der treffliche Jakob Becker, einer jener Künstler, denen der Aufschwung der modernen Genremalerei und ihre Richtung zu größeren Aufgaben in erster Linie verdankt wird. Sein bekanntestes Bild „Der vom Blitz erschlagene Schäfer", eine lebendige und packende Komposition, ziert die Galerie des Städelschen Instituts.

Nur vorübergehend hielt sich Kauffmann dann in Düsseldorf auf, ohne in der dortigen Malerschule festen Fuß zu fassen. Schon 1863 wurde der Neunzehnjährige ein Mitglied der Künstlerkolonie, welche das liebliche Cronberg im Taunus zu ihrem Sitz erkoren hatte. Ihr Haupt war Ludwig Burger, dessen schlicht volkstümliche Art, dessen liebenswürdige und keineswegs humorlose Naturauffassung den jungen Künstler mächtig anziehen und anregen mußte. Hier fand er zum erstenmal, was er unbewußt suchte: die unmittelbare Berührung mit einem ursprünglichen Volkstum, das sich inmitten der anmutigsten Landschaft um so reizvoller darstellte. Anfänglich noch in unfreier Anlehnung an Burger befangen, prägte er in den zahlreichen dort entstandenen Bildern immer sicherer seine eigene Wesenheit aus. Wie er technisch mehr und mehr heranreifte, wie seine vorher etwas ängstlichen Kompositionen an beweglicher Leichtigkeit, seine anfangs etwas matten Farben an Fülle und Wärme gewannen, trat auch das Individuelle seines Künstlercharakters deutlich und unverkennbar hervor. Mit liebevoller Hingabe und doch niemals ohne eine gewisse gemütliche Ironie versenkte er sich in das Kleinleben, das ihn umgab, und gerade diese Mischung von herzlicher Teilnahme und geistiger Ueberlegenheit, diese aufrichtige Liebe zu den Menschen und Dingen, die sich doch nebenbei ins Fäustchen lacht, ist für seine Eigenart bezeichnend. Die humoristischen Bilder aus dieser Zeit stehen den ernsten durch Zahl und Reiz voran.

'S g'schamige Deandl (S. 647).

In Cronberg blieb Kauffmann bis 1871; doch nahm er während der letzten Jahre einen längeren Aufenthalt in Paris, von wo ihn der Ausbruch des Krieges vertrieb. Die neuen wichtigen Anregungen, die er dort besonders in technischer Hinsicht empfing, traten bald in einigen großen und kühnen Schöpfungen zu Tage, unter denen die ausgezeichnete „Versteigerung" (1873) das meiste Aufsehen machte und in weiteren Kreisen Interesse für den jungen Künstler erweckte. Doch zwischen seine Rückkehr von Paris und die Entstehung dieser bedeutenden Arbeit fällt die wichtigste Epoche im Leben Kauffmanns: seine Uebersiedelung nach München.

Zwar kam er in die Kunstmetropole, welche in unserem Jahrhundert unzähligen Talenten, und vielen der bedeutendsten, Richtung und Ziel gewiesen hat, als ein fertiger Künstler. Und doch, welche gründliche Metamorphose mußte vor sich gehen, bis der Cronberger Maler ein Münchener Maler, ja noch mehr, der glückliche Schilderer oberbayerischen Volkslebens werden konnte! Er wurde es weniger durch die Anlehnung an ein bestimmtes Vorbild, wenngleich der Einfluß Defreggers in gewissen Grenzen nicht zu leugnen ist, als durch jene sichere und unbefangene Naturbeobachtung, welche er bereits mitgebracht hatte. Daß er aber so schnell Boden und Wurzel fassen konnte, das müßte uns in Erstannen setzen, wenn wir nicht gerade in seiner

besonderen Veranlagung all jene Gaben vorgebildet fänden, die nun, gleichsam in ein fruchtbares und zuträgliches Erdreich versetzt, sich lustig auswuchsen.

Tausende von Wanderern empfinden allsommerlich den Zauber, welchen der Verkehr mit einer originellen, frischen und fröhlichen Gebirgsbevölkerung ausübt. Nicht allein die mächtige Alpennatur erwärmt ihr Gemüt und läßt ihr Herz sich öffnen: auch die einfache und doch so farbenbunte Menschenwelt, welche dieser Natur entwachsen ist und eins mit ihr scheint, nimmt sie unwiderstehlich gefangen. Wie viel mehr mußte ein Künstlerauge hier finden, das sich früh gewöhnt hatte, allen volkstümlichen Lebensäußerungen, allem charakteristischen Kleinleben mit schalkhaftem Eifer nachzuspüren! Ein fremdes Volkstum, nicht dasjenige seiner in jungen Jahren verlassenen Heimat, bereitete Kauffmann die Heimat seiner Kunst. Dadurch fehlt ihm zwar die instinktive Innerlichkeit der Tiroler Meister; aber er ersetzt sie durch die scharfe Beobachtung, welche er an allerlei Gegensätzen ausbilden konnte, und durch jenen gutmütigen Humor, der sich nun ebenso behaglich wie vordem im Taunus, in den Wirtsstuben, Bauernhäusern und Sennhütten des bayerischen Gebirges einnistete.

Konzertprobe (S. 648).

Die äußerst zahlreichen Bilder, welche der Künstler mit stets gesteigerter Erfindungskraft dieser neuen Welt entlockte, sind durch häufige Reproduktionen allbekannt. Bilder zu beschreiben — und gar in der Art, die hier gefordert würde — ist immer eine mißliche und vergebliche Mühe. Die beste Beschreibung kann niemals die oberflächlichste Anschauung ersetzen, und glücklicherweise haben die graphischen Vervielfältigungskünste eine Höhe erreicht, welche diese Mühe mehr und mehr entbehrlich macht. Es seien daher von Kauffmanns beliebtesten Werken hier nur die Titel genannt. Neben der schon erwähnten „Versteigerung" sind besonders namhaft zu machen: „Holzaufladen im Walde", „Die Kartenlegerin", „Ferkelhandel", „Nach der Schule", „Wandernde Musikanten", „Rückkehr von der Jagd", „Ins Fuchseisen geraten", „Die Raufer", „Verliebt", „Schlittenfahrende Kinder", „Der Herr Kantor" u. s. w. In seinem neuesten Werke („Abgestürzt"), welches sich auf der Berliner Jubiläumsausstellung befand, hat der Humorist einen ergreifenden Vorgang zu tragischer Wirkung gebracht. Doch wir haben wohl nicht zu fürchten, daß er durch diesen Erfolg sich bestimmen läßt, seiner eigentlichen Natur untreu zu werden.

Einige von Kauffmanns lustigsten Bildern sind hier

wiedergegeben, und es fällt nicht schwer, die oben angedeuteten charakteristischen Merkmale seiner Kunst darin aufzuzeigen. Die Gruppe von echt oberbayerischen Rangen, welche wir am Seeufer (die Staffage scheint den Starnberger See anzudeuten) „beim Fischen“ (S. 641) belauschen, ist mit köstlichem Humor erfaßt. Das Phlegma, mit dem das pausbackige kleine Mädchen links von der Gruppe und der Hund rechts davon der Operation zuschauen, erzeugt gegen die geschäftige Beweglichkeit der fünf jungen Fischer einen wirksamen Kontrast.

In einer ähnlichen Nebeneinanderstellung von Gegensätzen beruht der Reiz des „Abschiedes von der Sennerin“. Das Bild berührt sich im Vorwurf mit Defreggers „Salontiroler“. Denn ein richtiger Salontiroler ist es, der hier mit einem selbstgefälligen Scherz und mit dem Bewußtsein, Eindruck gemacht zu haben,

Abschied von der Sennerin.

der hübschen Dirne die Hand zum Abschied reicht. Sie sieht ihn dabei verschmitzt von der Seite an, und man weiß nicht recht, lacht sie mit ihm oder über ihn? Der vierschrötige Führer steht hinter den beiden; er hat sich behaglich schmunzelnd seine Pfeife angezündet und denkt das Seine, wenn er überhaupt etwas denkt.

„'s g'schamige Deandl“ (S. 643), eine nahe Verwandte der „Sennerin“, befindet sich in besser passender Gesellschaft. Sie will ins Wirtshaus gehen und „eine Maß“ holen; aber der dreiste Bursch verstellt ihr den Weg. Was gilt's, im nächsten Augenblick wird das „g'schamige Deandl“ dem Burschen einen „g'schamigen“ Kuß geben. Es ist auch das einzige Mittel, ihn los zu werden.

Ins Wirtshaus selbst führt uns eine andere heitere Scene. „Da harte Stoa“ (S. 651) ist ein schweres Rätsel, das der gutgelaunte Forstgehilfe am Biertisch hinterm Kachelofen aufgegeben hat — wohl zu schwer für den stämmigen Mann, der die Sache sehr ernst nimmt und sie mit Aufgebot seiner ganzen Geisteskraft in sich verarbeitet. Ein Paar hübsche Augen feuern ihn nur noch mehr an. Denn das Mädchen am Tisch, die schon längst weiß, um was es sich handelt, fängt an, sich über ihn lustig zu machen. Das ist dem Wackeren recht empfindlich.

Mit beachtenswerter Kunst der Individualisierung ist die „Konzertprobe“ (S. 645) behandelt. Da lernen wir

Kreuzweis.

Herren Musikanten kennen, welche aufspielen müssen, wenn der Forstgehilfe mit der Sennerin und der kecke Bursch mit seinem verschämten Deandl zum Tanze gehen. Es ist eine recht ärmliche Gesellschaft, deren tragikomischer Feuereifer weder für die Kunst noch für ihren eigenen Geldbeutel Erspießliches zustande bringt.

Die Gabe der Charakteristik, der wir schon hier in ungewöhnlichem Maße begegnen, hat Kauffmann befähigt, auf einem ihm ganz eigentümlichen Gebiet Bedeutendes zu leisten. Seine Einzelfiguren, welche uns die verschiedenartigsten Typen vor Augen führen, hätten ihm schon für sich allein einen Namen machen müssen. Denn gerade bei diesen Schöpfungen, die so leicht hingeworfen scheinen, ist das eindringliche Naturstudium am meisten zu bewundern, welches der feinen Satire des Künstlers überall zu Hilfe kommt. Kauffmann ist einer unserer ersten Zeichner. Seine in Lichtdruck veröffentlichten Sammlungen „Hochzeitsleute und Musikanten", „Biedermänner und Konsorten," „Spießbürger und Vagabunden" sind in neuerer Zeit neben Hendschels Skizzenbüchern wohl die reizvollsten und populärsten Erscheinungen dieser Gattung. Auch als Illustrator der Stielerschen Gedichte hat Kauffmann die gleichen glänzenden Eigenschaften bewährt.

Wenn die neuere Malerei sich in so entschiedener Weise und mit so glücklichem Erfolg dem Leben im Hochgebirge zugewandt hat, so hat sie das offenbar gethan, angeregt durch ein Bedürfnis der Zeit und im engen Zusammenhang mit derselben. Auch in der Litteratur hat sich diese Strömung immer siegreicher geltend gemacht. Anzengruber und Ganghofer im Drama, Rosegger im Roman, Kobell und Stieler in der Lyrik haben dasselbe freudige Echo im ganzen deutschen Volke geweckt wie Defregger, Schmid, Kauffmann und ihre Nachahmer. Es ist nicht allein die Liebe zu den deutschen Alpen, welche diesen Hang der Zeit begründet, obgleich sie in immer verstärkten Wanderzügen zum Ausdruck gelangt. Weit mehr ist es die Sehnsucht nach schlichten, starken und ursprünglichen Zuständen, nach geradgewachsenen Naturen, nach unverkümmerten Trieben und Leidenschaften. Auf dem flachen Lande — ganz abgesehen von den Städten — tritt der nivellierende Zug des Jahrhunderts bereits so deutlich hervor, daß alte Stammesunterschiede verwischt, Nationaltrachten beseitigt, lang vererbte Sitten und Anschauungen aufgegeben werden. Der gesteigerte Verkehr, die Nähe der großen Centren, die rasche und aufreibende Art des modernen Lebens lassen dem Volke nicht mehr die Zeit, sich in beharrlicher Eigenart auszugestalten. Auch im Gebirge hat diese, vom künstlerischen Standpunkt tief bedauerliche Entwickelung bereits begonnen; aber hier wird sie mächtig aufgehalten durch die natürlichen Grenzen. Die alles gleichmachende Kultur klettert nur langsam über die schneebedeckten Berghäupter, bohrt sich nur mühevoll durch die Nacht der Felsen. Hier sind zwei benachbarte Thäler noch getrennte Welten; hier ist der Pfiff der Lokomotive noch ein Märchen, das die meisten nur vom Hörensagen kennen; hier darf die Natur des Menschen sich noch entfalten, groß, frei und rücksichtslos wie die Berge ringsum. Unsere Gebirgskunst ist daher keine willkürliche Mode; sie ist der tiefen Sehnsucht aller Kunst entsprungen, der Sehnsucht nach dem Echten, nach dem Ursprünglichen. Auch Hugo

Kreuzweis.

Kreuzweis.

Kreuzweis.

Da harte Stoa (S. 648).

Kauffmann ist dieser Sehnsucht gefolgt. Wir haben gesehen, welche erfreulichen Früchte dadurch hervorreiften.

Der Künstler steht im besten Mannesalter. Wir können nur hoffen, daß er auf dem selbst gewählten Wege rüstig und mutig weiterschreitet, denn wir wissen, daß dieser Weg der richtige ist[1]).

Ein Weihnachtsabend.

Von

Fritz Zilcken.

Durch das einzige Fenster der Stube fällt ein weißlich-kühles Licht: es ist am Tage vor Weihnachten, draußen ist alles verschneit und die spärlich wärmende Wintersonne neigt sich bereits dem Untergehen zu. Wie stille es hier ist! Das einförmige Ticken der Schwarzwälder Uhr an der Wand und das leise Spinnen der Katze sind die einzigen Laute, die zu vernehmen; sie vermögen die Ruhe nicht nachhaltig zu unterbrechen, sie lassen die Stille nur noch stiller erscheinen, und ein Gefühl weltabgeschiedener Einsamkeit erfüllt den Raum und umfließt auch die alte Frau, die ganz in Gedanken versunken in dem alten Lehnstuhle sitzt, der noch älter sein mag als sie selbst.

Plötzlich tönt von der Straße her ein mehrstimmiger Gesang:

„Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind ..."

Die das singen mit ihren unreifen Stimmchen, das sind die Kinder der Nachbarn, es sind armer Leute Kinder, die sich die Ungeduld und die lange Zeit bis zur Bescherungsstunde durch ein Lied zu kürzen suchen. Nicht laut und aufdringlich ist das Singen deshalb und die alte Frau in der stillen Stube wird dadurch nicht gestört in ihrem Nachdenken. Vielleicht hört sie es gar nicht einmal und das wäre noch das beste: alle Jahre wieder kommt dieser Tag, welcher der Menschheit das Heil gebracht hat und der deshalb den Menschen ein Freudentag ist. —

Ihr aber ist der Feiertag der Gedenktag leidenvollsten Schicksals!

... Ihre älteste Weihnachtserinnerung ist der Tod

[1]) Die Illustrationen zu diesem Artikel sind Holzschnittnachbildungen von Lichtdrucken aus dem Werke „Aufi und abi", 20 Federzeichnungen von Hugo Kauffmann mit Gedichten von Peter Auzinger (München, Bassermann), welches als eine der ansprechendsten Erscheinungen auf dem diesjährigen Weihnachtsbüchermarkt bezeichnet werden muß und hierdurch warm empfohlen wird. D. Red.

ihrer Mutter, die an einem Christabend einer schleichenden Krankheit erlag. Ihr Vater war schon früher gestorben und als eltern- und geschwisterlose Waise wurde sie bei Verwandten aufgezogen, mit wenig Liebe, denn man empfand ihr Dasein als eine Last, und in kärglichen Verhältnissen, denn ihre Verwandten waren nicht wohlhabend und die Hinterlassenschaft ihrer Eltern, das ärmliche Häuschen in der Vorstadt, dasselbe, in dem sie jetzt wohnt, brachte nicht viel ein. Einförmig, freudlos flossen ihre Tage dahin. Ein herbes Zurückgezogensein in sich selbst war ihr als Kind, ein sprödes Rührmichnichtan als aufblühende Jungfrau eigen, bis sie endlich dennoch ihr Herz den Werbungen eines geliebten Mannes erschloß.

Das war der Sohn des reichsten Geschlechtes der Stadt, der die beinahe bettelarme Waise, sehr gegen den Willen seiner geldstolzen Sippschaft, als Gattin in das große Patrizierhaus am Marktplatz führte, in das Haus mit den breiten Treppen, den hallenden Vorräumen und den prunkvollen Zimmern; Gastfreundschaft und vornehme Geselligkeit wohnten darin.

Da aber ward es auch wieder einmal wahr, was der Volksmund sagt: Es ist keines Menschen Leben so elend, einmal lächelt ihm das Glück, hold und bezaubernd, voll und rückhaltlos, und wäre es auch nur eine Stunde lang!

Ihr aber blieb es drei Jahre treu, drei schöne herrliche Jahre voll ungetrübter Freude im Dasein und edlen Lebensgenusses, drei lange Jahre von selbstloser Hingabe an den heißgeliebten Mann ihres Herzens, voll inbrünstiger Liebe für das Kind, das sie ihm geschenkt hatte.

Dann aber kam das Unglück. Der Tod streckte seine unbarmherzige Hand aus nach dem Gatten; ein Herzschlag raffte ihn jäh dahin an dem Abend, als ihrem damals zwei Jahre alten Söhnchen der erste Weihnachtsbaum angezündet wurde.

Jammer, o Jammer, endloser Jammer! —

Aber die Jahre kamen und gingen. Die liebende Gattin war jetzt nur noch eine liebende Mutter, ihr Sohn war ihr Eins und Alles. Wie gesund und wie stark der Knabe war und wie herrlich wuchs er heran! Jetzt ging er schon auf das Gymnasium und dann bezog er bereits die Hochschule. O, der mußte ihr bleiben, es wäre zu grausam vom Schicksal, ihr auch diesen zu nehmen! . . .

Da brach der große Krieg aus gegen Frankreich. Die Söhne der deutschen Hochschulen verließen in Scharen die Hörsäle und traten in das Heer ein. Auch ihr Einziger vertauschte das Cerevis mit dem Stahlhelm, die Feder mit dem Pallasch und nach wenigen Wochen schon ritt er, ein flaumbärtiger Held, auf blutiger Walstatt und kämpfte mit in der zweitägigen Schlacht an der Hallue. Das war sein erster Waffengang, es sollte auch sein letzter sein. Am Abend des zweiten Schlachttages, in der letzten Stunde des Kampfes, als der Sieg für die deutschen Waffen entschieden war, ereilte ihn noch die tödliche Kugel. Am Weihnachtsabend, am eisumstarrten Ufer der Somme hauchte der junge Held sein junges Leben aus.

* * *

In den Winkeln der Stube spinnt die Dämmerung weiter. Der Lichtschimmer von draußen wird matter. Die Kinder des Nachbarn, die ein ganzes Jahr Zeit gehabt, sich auf diesen Abend zu freuen, wissen ihre Ungeduld kaum mehr zu meistern und von neuem stimmen sie ein Lied an:

„O, du fröhliche, o, du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit . . .“

Die alte Frau im einsamen Stübchen hört es jetzt, doch achtet sie seiner nicht; sie achtet auch nicht des schneidenden Gegensatzes, in welchen die Worte des Liedes zu ihren Weihnachtserinnerungen stehen. Sie denkt zurück an den Tag, da die Schreckensbotschaft aus Frankreich sie ereilte. Jammer, o Jammer, endloser Jammer rief wieder das Echo nach in dem großen Hause am Marktplatz; dazwischen auch Hader mit Gott und Anklagen wider das Schicksal. Aber wiederum ward die Wahrheit eines Wortes erwiesen: Es ist kein Leid so groß, das die Seelenärztin Zeit nicht zu heilen oder zu lindern vermag.

Viele Jahre gingen dahin.

Das Haar der Frau ist weiß geworden und ihre wilde Verzweiflung löste sich auf in stille Trauer; sie söhnte sich aus mit ihrem Gott und trug ergeben, was ihr Schicksal war. Aber die Thüren ihres Hauses, die bei jener Trauerbotschaft geschlossen wurden für jede Bezeigung von Beileid, thaten sich nicht mehr auf für die Freuden des Lebens. Still wie ein Kloster stand das Haus da, viele Jahre lang. Da, eines Tages geschah das Unerwartete, daß sie ihr großes Haus mit den breiten Treppen, den hallenden Vorplätzen und prunkvollen Zimmern verkaufte und in das kleine, enge Häuschen in der Vorstadt zog, das ihr noch aus der Hinterlassenschaft ihrer Eltern eignete. Da lebt sie nun, allein mit einer einzigen Dienerin und in den bescheidensten Verhältnissen.

Die Verwandten ihres Mannes hatten ihr einst nachgeredet, daß sie einen ihrer stolzen Sippe durch verwerfliche Ränke in ihre Netze gezogen, des Geldes und eines sorglosen Wohllebens wegen. Jetzt hatten sie selbst, denen es nicht an des Lebens Notdurft gebrach, durch schnöde Künste die Erbschaft der vereinsamten Frau zu erschleichen versucht. Da es nicht gelungen, so zeihen sie sie des häßlichsten Geizes.

Aber das kümmert die alte Frau wenig und in der Stadt gehen darüber gar seltsame Gerüchte um, denn der Bürgermeister hat es neulich beinahe verraten, wer der ungenannt gebliebene Wohlthäter gewesen ist, der mit dem Aufwande eines fast fürstlichen Vermögens das neue Waisenhaus erbauen ließ, um es der Stadt zu schenken, und auch, wer es gewesen, der später die reiche Stiftung hinzufügte, aus deren Erträgniß an jedem Weihnachtsabend für alle dürftigen Kinder der Stadt eine reiche Bescherung hergerichtet werden soll.

* * *

Draußen dunkelt es immer mehr. Hin und wieder brennt schon eine früh angesteckte Lampe. Die Uhr an der Wand tickt einförmig, die Katze surrt leise weiter. Dann weben die Gespinste der Dämmerung tiefere Schatten. Der Weihnachtsstern, der einst den Hirten auf dem Felde zu Bethlehem leuchtete, geht auf am Himmel, die Engel der Versöhnung schweben herab auf die Erde, die heilige Nacht bricht an . . . In den Häusern der Nachbarschaft — es sind armer Leute Häuser — werden die Tannenbäumchen angezündet und die Kinder stehen und bewundern blitzenden Auges die leuchtende Pracht und die Gaben, die für sie das Christkind, für ihre Eltern aber eine Menschenhand, die sie nicht kennen, unter die Bäumchen gelegt hat.

„Ehre sei Gott in der Höhe!"

In einfacher Fuge wiederholen die Kleinen den kurzen Satz. Dann fallen auch die Großen ein und alle singen in gemeinsamem Chor:

„Friede den Menschen auf Erden,
Die eines guten Willens sind."

... Der weiße Wiederschein des Schnees fällt nur noch matt leuchtend in die Stube des Häuschens in der

Ein Weihnachtsabend.

Vorstadt. Er umspielt mit mild verklärendem Schimmer das weiße Haar der einsamen Klausnerin, die im alten Lehnstuhl sitzt. Ihre Gedanken weilen in der Vergangenheit. Eine Zukunft gibt es für sie kaum mehr. Ihre Gegenwart aber wird ausgefüllt von der Fürsorge für die Armen und Elenden, welche die Hand nicht kennen, die ihnen Gutes thut, die aber ihr gedenken wie einer vorhandenen Vorsehung und in ihren Nöten zu ihr beten wie zu einer Heiligen, zu ihr, deren Herz nur einen irdischen Wunsch noch hegt, den Wunsch, an einem Weihnachtsabend zu sterben.

Das wäre ihr die schönste Christbescherung!

Im Nachtigallenhag.

Italienische Dorfgeschichte

von

D. Ciampoli.

Deutsch von Woldemar Kaden.

Der Alte schlief nicht. Auf dem Strohsack ausgestreckt, schaute er der Mondsichel nach, wie sie langsam in die schwarzen Berge hineinstieg; das offenstehende Fenster der Hütte rahmte einen großen Ausschnitt des Himmels und der Landschaft ein und erhielt den Alten wach.

Plötzlich erhob sich von der Matratze am Boden der Blinde, haspelte mit den Armen in der Luft herum, trat zum Fenster und lauschte. Der Nachtwind trug von ferne herüber das Krähen eines Hahnes, das Geräusch knickender Zweige, das Schwirren und Zirpen von Insekten, den Schrei des Käuzchens; über alles rauschte der kleine Wasserfall, es klang wie Hagelschlag auf dichtem Laube. Der Blinde hob das Gesicht mit den erloschenen Augen zum Himmel, legte die Hand ans Ohr und hielt den Atem an . . . Deutlich hörte er den Schlag der Axt gegen einen Stamm, ein Krachen, den Sturz des Baumes. Endlich lächelte er, ging auf den Fußspitzen zum Bette des Alten und rief: „Heda, Cola! Cola!"

Der Alte seufzte auf, es klang wie ein Gähnen.

„Weißt du, daß sie angekommen sind? Sie singen, daß es eine Lust ist."

„Wirklich?"

„Wenn dir's recht ist, gehen wir."

Der Alte sprang auf, der Blinde schnallte sich den Ledergurt fest und nahm den Stock.

„Wo werden sie sein?"

„Ein wenig überall. Eine halbe Meile, eine Meile von hier . . . Eine hab' ich im Hag der Riccardoni gehört."

„Was für Ohren! Gott bewahre sie dir!"

„Mir dienen sie statt der Augen. Ja, ich versteh' nicht, wozu man die Augen braucht; seit meiner Geburt muß ich sie missen, ohne Beschwerde."

Er hatte die Thür geöffnet, lauschte aufs neue, während Cola das Netz, die Pfeife und den Stock ergriff.

Ein großer, weißer Schäferhund erhob sich in seiner Hütte vom Stroh, dehnte sich, gähnend, auf den Vorderpfoten, schüttelte das breite Stachelhalsband und wedelte mit dem Schwanze. Als sein Herr und der Blinde, die den Fußpfad hinabschritten, in seine Nähe kamen, sprang er schwerfällig wie ein junger Bär herüber und hinüber.

„Nein, Wolf, du bleibst als Wächter! Du bleibst," sagte der Alte, ihm den haarigen Kopf streichelnd.

Unzufrieden sah der Hund sie weggehen, bellte heiser, wie zum Gruße, ein paarmal auf und kroch zurück in seine Hütte.

Jetzt fanden der Blinde und Cola sich auf offener Campagna; sie schritten an Gebüschen von dornigen Akazien und blühendem Holunder hin, schweigend . . . nur manchmal stieß der Stab des Blinden gegen einen Stein, blitzten Stahl und Stein des Alten auf den Zunder, mit dem er seine Pfeife anzündete. Der Mond war hinunter und der Himmel bedeckte sich mit weißlichem Gewölk; die Morgenluft begann schärfer zu wehen und drang den beiden bis in die Knochen.

„Heute fangen wir nichts," sagte der Blinde, „es ist spät; aber wir werden die Standplätze, die Nistorte, die bevorzugten Wipfel entdecken: genug für diese Nacht. Im vergangenen Jahr . . ."

Aber der Alte unterbrach ihn barsch.

„Wende dich rechts durch den Busch. Und schwatze mir nicht vom vergangenen Jahr."

Sie gingen durch den dunkeln Wald wie auf offener Wiese, der Blinde schritt voran; er war im Wald geboren und obgleich er nicht sah, kannte er doch ganz genau die Fußwege, die Wegkürzungen, die Höhlen.

„Bei Tagesanbruch sind wir draußen," sagte er dann, als er merkte, daß der Alte böse war; „ich höre, wie die Elstern den Tau von den Flügeln schütteln; er tropft auch schon von den Zweigen. Hörst du, wie das Gras wächst?"

Doch der Alte hörte nichts; er hielt die erloschene Pfeife zwischen den Zähnen und stieß heftig seinen Stock in die Nesseln, die Minzen und Malven am Wege. Als sie auf die Lichtung am „Diebskreuz" hinaustraten, seufzte er von neuem, bekreuzte sich und kniete nieder. Auch der Blinde kniete. Sie beteten.

Die große Ebene da unten erschien wie ein ungeheurer nebliger See, aus dem die Berggipfel und Felsenköpfe in bleicher Färbung auftauchten.

In der Ferne, wie ein verlorenes Echo, ertönte das Glöcklein einer Pfarrkirche, dem leis verhallend andere antworteten.

„Das Ave Maria," sagte der Blinde und stand auf. Sein im bleichen Morgenlichte erscheinendes melancholisch blasses aber gutmütiges Gesicht, ohne das Licht der Augen, rührte den Alten, den das Gebet ein wenig besänftigt hatte, und während sie weitergingen, sagte er, wie um das unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen: „Was doch sagtest du vom vergangenen Jahre?"

Der Blinde war überrascht und verlegen; er antwortete: „Das heißt . . . ich wollte sagen, daß . . . ja, ich fing einige zwanzig Nachtigallen."

„Und dann?"

„Und dann . . . nichts."

Sie waren auf der Ebene. Der Wald erstarb in einzelnen kleinen Eichen, fällbaren Stämmen und Dornbüschen, die dicht wie Gras standen; in der Morgendämmerung erschien der Ort öde und einsam wie ein Kirchhof. Der Alte verlängerte den Schritt, heftig, entschieden, und warf dem Begleiter halbe Worte zu, die der Wind forttrug. Der Blinde wollte ihm folgen, fürchtete jedoch, mit dem Kopf gegen einen Block zu stoßen und schrie endlich: „Oh, was soll denn dies Sturmlaufen da?"

Der Alte hielt erst bei einer schönen Gruppe Steineichen an, warf sich aufs Gras, riß den rötlichen Filzhut herunter und faßte seinen weißen Kopf mit beiden

Händen: er schien eine alte Eiche vom Blitz getroffen. Von Zeit zu Zeit schüttelte er das Haupt zwischen den kräftigen aber hageren, braunen Armen.

Er weinte.

Der Blinde vernahm das unterdrückte Schluchzen, dumpf, wie ein Röcheln; er näherte sich ihm, unterwürfig wie ein bestrafter Hund. Er war schuld daran, er hatte ihn an das vergangene Jahr erinnert; gut, er sollte ihn durchprügeln; er würde gern alles ertragen, nur so durfte er nicht sein. Ihm wollt' es das Herz brechen.

Zornig wandte der Alte sich um: wer ihm sagte, daß er geweint hätte. Bei allen Teufeln, nein! Cola Santorrosi hatte eine eiserne Leber und Schwäche war ihm unbekannt. Er hatte das vergangene Jahr zu den anderen siebzig einen Leichnam ins Grab gelegt; nein, nein, nein, er erinnerte sich dessen nicht mehr, er wollte nicht mehr davon sprechen hören. Hatte er jene Hütte sich nicht einzig zu dem Zwecke gebaut, um von allen fern zu sein? Und hatte er nicht den Mut gehabt, seine Alte zu verlassen, seine Wirtschaft und seine Felder, nur um sein Unglück zu vergessen? Wollte man ihn also zu einem Morde treiben, ihn, den rechtschaffensten Menschen auf sechzig Meilen in der Runde?

Da ihm niemand antwortete, schüttelte er das Haupt wie ein wilder Büffel gegen den Blinden; als er aber sah, wie diesem zwei Thränen die hageren Wangen herabflossen, ward er auf einmal ruhig: „Laß uns gehen, mein Junge; immer wieder verfällt man auf die alten Geschichten; es soll nun gut sein."

Sie nahmen den Weg nach dem Pinienwald auf.

„Hörst du?" sagte der Blinde, „da unten, da unten . . . laufen wir."

Und wie von einer inneren Unruhe getrieben, setzte er mit gerötetem Gesicht sich in Trab.

Der Osten flammte jetzt auf in lebhafter Färbung von Purpur und Gold; der ganze Wald schauerte unter dem Erwachen des Lebens; ganze Wellen von mannigfaltigen und harmonischen Wohlgerüchen stiegen in die Luft. Ganze Flüge von Nachtigallen sangen in die Morgenröte mit tausend Modulationen: es waren elegische Seufzer und Freudenrufe; rhythmische Klagen wie Schluchzen und kokette künstlerische Triller; plötzlich abgebrochene Töne, dann wieder langgezogen, einzelne Stimmen und zauberhafte Chöre.

Die beiden näherten sich so leis als möglich, sie fürchteten, dieses Freudenfest zu unterbrechen. Der Alte hielt die Hand des Blinden wie mit einer Zange, während dieser am ganzen Leibe zitterte, entzückt, lächelnd, selig . . .

„Hier, hier . . . setzen wir uns hinter diesen Goldregenstrauch," sagte endlich Cola, „setzen wir uns."

Sie saßen nieder und blieben so, stumm, ohne zu atmen, lauschend.

* * *

Die wehmütige Freude der Erinnerung ergriff sie; die stählernen Muskeln lösten sich, wie ausruhend in einer lenzlichen Schlaftrunkenheit, im Behagen des heimatlichen Herdes; sie wurden wieder Kinder, unschuldige, gute Kinder, es war ihnen, als hätten sie nie gekämpft, nie geweint.

Der Blinde erinnerte sich, wie man ihn nach dem Tode seiner Mutter als kleines Kind in dem Hofe aufgenommen hatte; dort war er, der Unglückliche, der Blindgeborene, unter der milden Barmherzigkeit der guten Bauersleute aufgewachsen, aufgewachsen mit den Kindern des Bauern, wie ein wirklicher Sohn; und welche Freude war es, die Stimme Mariens zu hören, mit ihr durch die Felder zu laufen, mit ihr zu spielen, mit ihr, die immer gut gegen ihn war und ihm so mancherlei kleine Dinge lehrte . . . Dann war Maria groß geworden; er hatte Strohstühle flechten gelernt, den Vögeln die Netze zu stellen und Angeln. Jetzt begegneten sie sich seltener, aber am Abend waren sie auf der Tenne, in der Küche zusammen und er hörte ihr zu; diese Stimme rührte sein Herz gar sehr, in ihr ward ihm Ersatz für sein Unglück. Wie glücklich waren jene Jahre! . . . Und dann . . . und dann . . . sie ward in die Schule geschickt; man wollte ein Fräulein aus ihr machen; es kamen die bösen Tage. Sie erschien nicht mehr unter den anderen; sie war nachdenklich geworden, liebte die Einsamkeit; nur von Zeit zu Zeit sang sie . . . oh, jener Gesang! Ja, hier war etwas, was das Lied der Nachtigall noch übertraf! Und wie schön mußte sie sein! Er würde seine Seligkeit drum gegeben haben, sie zu sehen oder wenigstens einmal ihre Hand, ihr Gesicht zu berühren. Eines Abends, während er allein unter dem alten Maulbeerbaum an der Hecke ausruhte, hörte er ein Kleid rauschen . . . das war sie, er hätte sie auch an ihrem Atmen erkannt. Von jenseits der Hecke kam ein anderer . . . Liebesworte und Versprechungen wurden getauscht. Wie litt er! So ging es jeden Abend, monatelang, bis Maria eines Morgens verschwunden war. Mit jenem anderen war sie geflohen . . . Sie ist tot, hatte der Vater gesagt, eiskalt vor schrecklicher Angst.

Der Blinde ging aus, sie zu suchen; nein, sie war nicht tot, ihm genügte, ihre Stimme zu hören, sie glücklich zu wissen . . . Als er sie endlich in einem duftigen Häuschen auf dem ungeheuern Besitztum der Riccardoni fand, war er getröstet. Sie erzählte ihm offen alles, alles: ihre Flucht mit dem Sohn des Grafen, die Gewißheit, seine Frau zu werden, die Verzweiflung über die Thränen ihrer alten Eltern. So ward er der Vertraute, der Freund, und es war besser so, als sie für immer zu verlieren . .

Der Wettgesang, der tolle Wettgesang der Nachtigallen dauerte noch immer fort, das ganze Thal war davon erfüllt; und die Sonne hob sich festlich wie eine Braut aus dem unendlichen Horizonte empor.

Wer dachte noch an den Fang? Der schreckliche Cola stimmte sich weich durch die Erinnerung an seine rosig-brünette Maria, mit dem Walde schwarzer Locken; seine kleine Maria, die ihn mit ihren Liebkosungen und Küssen umbringen wollte, die er heraufwachsen sah schöner und feiner als ein Königstöchterlein . . . Und dann? Dann? Sie ist tot, ist dahin für immer!

„Nein," schrie er plötzlich, wie verwirrt, „nein, nie, nie, niemals!" Und als ob er vom Schlaf erwache, rieb er die Augen sich mit den Fäusten, sie waren naß.

Er schaute um sich und sah den Blinden mit dem Kopf gegen einen Cypressenstamm gelehnt, wie zum Schlafe; er hielt in den Händen zur Seite das Netz und dieses lag voll Rosenblätter, die aus dem Busche nebenan ausgefallen waren.

„Armer Junge,“ sagte er kopfschüttelnd, „auch er hatte sie so gern; und nun ist er geworden wie ein Sterbender und lächelt und stellt sich froh. Ja, der Vogelfang! Vorwand! Vorwand! Wie könnten wir's aushalten, gleich einem Paar Verzweifelter dort oben zu hocken?“

Um ihn nicht zu wecken, ging er auf den Fußspitzen nach dem Waldrande.

Der Nebel war gewichen; klar sah er sein Dorf, Montaspro, das er aus lauter Scham nicht mehr, weder zur Messe, noch um Salz zu kaufen, aufgesucht hatte. Weiterhin lag das Bauerngut, wo er geboren war und alt geworden; jenes stattliche Gut, der Neid der Nachbarn bis vergangenes Jahr, und jetzt vereinsamt und schweigend; und durch die leeren Zimmer irrt traurig, wahnsinnig vor Schmerz, matt vom Weinen, seine arme alte Gefährtin, umsonst die Madonna anrufend, sie bald sterben zu lassen. Gewiß, er würde keinen Fuß mehr in das entehrte Haus setzen, in seinen Geburtsort; mit dem Abgang seiner Tochter war auch sein Leben zu Ende . . . besser die Einsamkeit dort oben auf der weltfernen Höhe . . . dort steigt ihm das schwarze Blut wenigstens nicht in den Kopf und reizt ihn zum Morde . . .

Und wie um diesen drückenden Gedanken zu verscheuchen, kehrte er zurück, langsam, müde, aber wie er der Cypresse nahe kam, blieb er stehen; er sah den Blinden, der das Netz über eine kleine Pinie gespannt hatte, und im hohen Grase liegend, den Ruf des Nachtigallenweibchens nachahmte. Das Männchen im Wipfel der Cypresse antwortete; es schüttelte die Flügel, sprang von Zweig zu Zweig, je süßer der Lockruf ertönte, tiefer und tiefer herab. Der Alte blieb wie eingewurzelt stehen, er fürchtete den Fang zu verderben. Zusammengekauert zwischen den Ginsterbüschen, verfolgte er starren Auges die Bewegungen des Blinden und das erregte Flattern des Vogels. Endlich sprang dieser auf eine Espe, bewegte das zierliche Köpfchen nach rechts und links, begann einen freudigen Gesang und dann war er auf den Zweigen, die das Netz umschloß. Der Blinde, flink wie ein Eichhorn, zog die Schnur und der arme Sänger war gefangen.

„Bravo!“ rief der Alte näher kommend. „Aber wohin willst du ihn stecken?“

Der Blinde faßte den Vogel sanft mit der Rechten und bat den Alten, das Netz zusammenzunehmen, von dem ein Zipfel als Käfig diente. Sein Gesicht hatte sich aufgeheitert: sie, Maria, würde dieser Beute sich freuen; vor drei Tagen war ihr eine sehr schöne Nachtigall gestorben, was sie sehr betrübt hatte.

„Jetzt ist's spät,“ sagte er darauf, „es würde unnütz sein, noch einen Versuch zu machen. Bei hoher Sonne ruhen die Nachtigallen, oder schlafen, oder jagen; lassen wir's sein. Ueberhaupt, warum sollte man diese Geschöpfe Gottes stören? Eine genügt mir.“

Der Alte verstand, warum ihm diese eine genügte, dennoch sagte er mit schlauem Lächeln: „Mitleidiger Jäger, magere Jagd!“ Aber der andere antwortete nicht, sondern begann ein altes Lied zu trillern:

„O Schwälbchen, das du übers Meer willst fliehen,
Hab' dir ein Wort zu sagen, willst du bleiben?
Laß aus dem Flügel dir die Feder ziehen,
Ich will dem fernen Lieb ein Briefchen schreiben.
Birg unterm Flügelein es leise, leise,
Verlösch mir nicht die Schrift der Liebe.
Und triffst du, Schwälbchen, sie auf deiner Reise,
Sag: diesen Brief schickt, der dich liebt, du Liebe!“

Und das Ritornell pfiff er lustig wie eine Amsel.

So traten sie den Rückweg nach der Hütte an.

Der Blinde ahmte die Vogelstimmen so trefflich nach, daß ihm von allen Seiten her die Antwort erscholl. Er erfüllte den Wald mit dem Krächzen des Hähers und der Elster, dem Rufe des Kuckucks, dem Hämmern des Spechts, und zu diesen Tönen mischte er das Zwitschern der Waldsperlinge, das Schluchzen der Nachtigallen, das Pfeifen der Kohlmeise, den Falkenschrei und Wachtelschlag. Auch die Nähe und Ferne brachte er täuschend heraus, seine Vögel schienen jetzt weit, weit weg, wie Lerchen im Blau verloren, jetzt ganz nah wie Schwarzplättchen auf dem Weißdorn. Der Alte war ganz bezaubert, er hätte ihn am liebsten umarmt, aber er ging seines Weges, die Hände auf dem Rücken, tief bewegt.

„Halt,“ sagte der Blinde plötzlich, die würzige Luft einziehend, „hier muß ein Wald von Veilchen sein. Ich will einen Strauß pflücken.“

Zwischen dem hohen feuchten Gras, an einem kleinen Rinnsal reinen Wassers, im Schatten, standen denn auch die Veilchen. Der Alte half dem Blinden pflücken. Eine gewisse wilde Zärtlichkeit schnürte ihm die Kehle zu . . . ja, die von ihm gepflückten Veilchen waren für die Hände jener Unseligen bestimmt; er wußte es ganz genau. Inzwischen riß er die Pflanzen mitsamt der Wurzel heraus in befremdlicher Hast; ihm zitterten die Finger, das weiße struppige Haupt hing tief herab; der Teufel von Blinden, wie wußte er's anzustellen, daß er ohne Groll an die Tochter denken mußte. Aber welche Tochter? Seine Tochter war tot. Nichtsdestoweniger wuchs der Strauß in seiner Hand an, ohne daß er's merkte, so versunken war er in das Anschauen des Mädchens, seiner letzten Liebe, der einzigen Hoffnung seines Alters.

Bis zur Hütte ward kein Wort mehr gesprochen. Dort angekommen, zündete der Alte seine Pfeife wieder an und setzte sich mit halbgeschlossenen Augen und gerunzelter Stirn in den Schatten. Der Blinde hatte begonnen, für seine Gefangene aus Weidenzweigen und Binsen einen Käfig zu flechten. Die Hütte war vom Dufte der Veilchen erfüllt; dem armen Burschen erschien es wie der Atem Mariens; er stellte sich die Freude vor bei Ueberreichung des doppelten Geschenkes: des Sängers und der Blumen. Und dann . . . und dann für die Nacht hatte er noch etwas ganz anderes vor.

Gegen Mittag machte er Feuer und kochte, wie eine gute Hausfrau, die Polenta. Cola ließ ihn gewähren, er war aber voll nervöser Unruhe. Dies abscheuliche Leben hier konnte auf die Dauer nicht gehen, er würde elend dahinsterben, aber er wollte und konnte nicht

nachgeben. Was würde seine Tochter in jenem großen Herrenschlosse gemacht haben? Die Magd vielleicht? Auch verheiratet, würde die Arme vor jener Tigerin von Gräfin vor Angst gestorben sein. Oh, wenn Maria, voll Reue über ihre thörichte Handlung, in seine Arme zurückkehrte! Ach ja, wir könnten weit fort ziehen, nach Amerika, ans Ende der Welt, und er würde verzeihen; aber sie jenem verlebten Thoren zum Weibe geben, um sie dann, wenn er anfängt, hundert andere Dirnen ihr vorzuziehen, weinen zu sehen... nein, nein und nein!

Sie hatten sich an den Tisch gesetzt und aßen ohne Appetit, einer dem anderen zuredend, als die alte Frau Colas eintrat. Sie hatte rote Augen und lächelte: sie hätte ihrem Alten gern etwas Gutes gebracht; und heute fühlte sie sich wohl, Gott sei Dank, sie hätte sich auf dem Wege nur zwei-, dreimal ruhen müssen. Lange könnte sie nicht bleiben, denn Knecht und Magd seien allein zu Hause; aber es genügte ihr, den Mann wieder gesehen zu haben. Sie blickten sich voll Zärtlichkeit an, und als der Blinde hinausging, einen Eimer Wasser zu holen, fingen sie heimlich zu weinen an.

„Ach was, Lena, Mut!" sagte endlich Cola, aber er konnte nicht fortfahren. Das Weib hatte ihr Herz voll, sie schluchzte tiefbekümmert: „Ach, warum nahm die Madonna sie nicht zu sich? Was hatte sie gethan, so viel leiden zu müssen? Unten in der Wirtschaft ginge alles verkehrt; sie wisse nicht mehr, an welchen Heiligen sich wenden. Lieber sterben, viel lieber!"

Cola schwieg und blickte düster vor sich hin. Jedesmal, wenn seine Frau hier herauf kam, fühlte er Gewissensbisse, daß er sie so allein da unten gelassen und war versucht, zurückzukehren; aber die Scham, im Dorf sich wieder zeigen zu müssen, hielt ihn zurück. An jenem Tage aber zog ihm der Anblick des abgehärmten hageren Antlitzes seiner Frau mehr als sonst das Herz zusammen; sie schien wie eine wandelnde Leiche. Er hatte den Mut nicht, aufzubrausen, wie er immer that, wenn man ihm von der Tochter sprach, ja, als er die Alte im Dämmern bis zum Thal zurückbegleitete, machte er ihr einige Hoffnung: „Wir werden sehen, werden sehen," schloß er, und schritt langsam den Pfad zur Hütte hinauf.

* * *

Es war schon tief in der Nacht, als der Blinde sagte: „Jetzt ist's Zeit. Wenn dir's recht, so führe ich dich dahin, wo sie noch schöner singen als heut' morgen."

Cola zuckte gleichgültig die Achseln, zündete seine Pfeife an einem Kienspan an und antwortete: „Gehen wir also... diese Nacht würde ich so wie so nicht schlafen." Es schien ihm, als wenn er den Teufel im Leibe habe. Er hatte gemerkt: Nachtigall und Veilchen waren fort; seine arme Alte hatte sich kaum mehr aufrecht erhalten können, und auch der Blinde, wenn er immerhin Ruhe zeigte, verbarg einen Sturm in seinem Herzen.

„Gehen wir," sagte er, indem er den Span ausdrückte.

Rasch wanderte der Blinde durch die dichte Finsternis dahin, so rasch, daß der Alte sich gern an der Hand führen ließ. Die Campagna schlief in dem großen Schweigen der Berge; durch die Büsche irrten ganze Schwärme von Leuchtkäfern, während ein fernes Wetterleuchten die Säume tiefstehender Wolken blitzend erhellte. Ein scharfer Duft stieg auf aus dem Thymian, den Minzen und blühenden Pflanzen, und dann und wann unterbrach das Gebell eines Hundes, das Läuten der Herden in den Hürden die Stille. So gingen sie dahin, weiter und weiter; Cola, so genau er die Gegend kannte, wußte nicht mehr, wo er war; die hohen Büsche, das Dunkel verhinderten jeden Ausblick... Jetzt kamen sie auf einen schmalen Fußpfad unter dichten Bäumen, hier flogen keine Leuchtkäfer mehr, von oben her wehete eine feuchte Kälte. Aber nun hörten sie wieder die Nachtigallen. Wie anders klang das als am Morgen! Der Gesang war gemessener, voller!

„Hier setzen wir uns," sagte der Blinde, den Boden mit seinem Stocke prüfend, „hier muß eine Art Steinbank sein."

Und sie setzten sich.

Vor diesem unsichtbaren Orchester hielten sie den Atem zurück. Alles ringsum schwieg; vielleicht öffneten die Blumen die Kelche, das Laub regte sich nicht, selbst die Bäume schienen zu lauschen. Die Musik wellte und wogte, feierlich, heiter, trübe, alle Instrumente glaubte man herauszuhören, mit allen Abstufungen, als Melodie, als Harmonie, als einen Strom von Tönen! Das war der unendliche Hymnus der Liebe und der Trauer, der von der Erde zum Sternenhimmel emporstieg...

Wie hingerissen lauschte der Alte. Er hörte es nicht, er sah nicht, wie eine weiße Gestalt ihm sich näherte, sich ihm zu Füßen warf... und als die weiße Gestalt unter lautem Schluchzen seine Verzeihung erflehte und er sie wie verzweifelt an die Brust drückte, da schien es ihm noch immer ein Traum, während der Blinde zur Seite gleichzeitig weinte und lachte vor Freude, die reuige Tochter dem armen Vater wieder zugeführt zu haben.

Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika.

Von

Georg Schweinfurth.

Der Gegenstand, mit welchem ich den gefälligen Leser zu beschäftigen gedenke, umfaßt nach jeder Richtung hin ein so weites Gebiet, daß es nicht meine Absicht sein kann, hier einen Ueberblick über alles dasjenige geben zu wollen, was die urafrikanische Natur an Aussichten für Handel, Industrie und Kolonisation darbietet. Auch die vielen Aufgaben, welche uns die Zukunft der Bewohner Afrikas im Wettbewerb der europäischen Völker stellt, lassen sich bei der Fülle der sich aufdrängenden Gesichtspunkte nicht innerhalb dieses engen Rahmens hier erörtern. Die hier zu erörternden Fragen sind in ihren Einzelheiten bereits von Sachkundigen

zum Gegenstande zahlreicher Veröffentlichungen gemacht worden. Die Anschauungen in betreff der Zukunft Afrikas haben sich in weiten Kreisen geklärt, dank dem Widerstreit der Pessimisten und Optimisten, so daß viele, die nie in Afrika waren, sich gegenwärtig ein ziemlich klares Urteil über Dinge zu bilden imstande sind, bei denen ehedem die verworrensten Vorstellungen obwalteten. Unter solchen Erwägungen sei es mir gestattet, einzelnes herauszugreifen aus jenem großen Füllhorn von Wünschen und Hoffnungen, mit dessen Ueberreichung an den Genius von Afrika das neunzehnte Jahrhundert unseres Kulturlebens zum Abschluß gelangt. Ich hoffe, auf einige Gesichtspunkte aufmerksam machen zu können, die meines Erachtens bislang noch keine genügende Würdigung gefunden haben, ja die zum Teil gänzlich übersehen zu sein scheinen.

Der Gedanke, daß wir ein enges Erdenhaus bewohnen, rührt nicht bloß von jener Zeit her, wo der Mensch die Kugelgestalt der Erde zu begreifen begann, von alters erfüllte seine Seele die Vorstellung von der räumlichen Beschränktheit unseres Erdkörpers. Ob es als ein ausschließliches Vorrecht des Menschen zu betrachten sei, eine solche Vorstellung, wenn auch nur instinktiv zu empfinden, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat er, auf der Höhe seiner Entwickelung angelangt, vor allen Tieren das Gefühl voraus, daß die gesamte Erdoberfläche für ihn bewohnbar sein müsse. Vermöge seiner vollkommeneren Körperausstattung genießt der Mensch vor allen anderen Gebilden der belebten Schöpfung den großen Vorzug, diesem Gefühle, wenn auch nur versuchsweise, überall schrankenlos nachgehen zu können. Der Theorie von der Einheit des Menschengeschlechts verleiht diese Erscheinung manchen Halt. Der menschliche Geist schwingt sich auf zu der Idee, die gesamte Erde als seine Heimat zu betrachten.

Der Entwickelungsgang der Menschheit von Stufe zu Stufe, mit seinen zeitweiligen Abwegen und Rückschritten und den darauf folgenden verdoppelten Anstrengungen, vorwärts zu kommen, legte in den räumlichen Lebenserfordernissen stoßweise wirkende Expansionskraft an den Tag, sobald ein Sättigungspunkt aufgespeicherter Thatkraft erreicht wurde. Ursprünglich wohl nur auf einen engen Kreis seiner irdischen Welt beschränkt, durchbrach der Mensch eine Schranke seines Horizonts nach der anderen, bis das Erdenrund nirgends mehr ohne Menschen blieb. Die ersten Flutungen der Menschheit verlieren sich im Dämmerlichte der Vorgeschichte, von späteren vermag die Forschung auch ohne menschliche Ueberlieferungen aus äußeren Anzeichen ihre stattgehabte Wirksamkeit nachzuweisen, mit anderen haben wir Fühlung auf dem Gebiete der Mythe und Tradition, noch andere schließlich fallen in die historische Zeit und stehen urkundlich fest. Niemand jedoch vermag anzugeben, seit wie vielen Jahrtausenden die gesamte Erdoberfläche im Besitz des Menschen ist. Jedenfalls werden die größten Veränderungen im Bereiche der staatenbildenden Schöpfungskraft der Völker erst von jenem Zeitpunkt an zu datieren sein, als der Mensch von der relativen Ansicht, die sein erleuchteter Geist ihm gegeben, sich das positive Bild vom Erdkörper durch eigene Anschauung zu verwirklichen begann. Da erschlossen sich der weißen Rasse und ihren Mischungen die entferntesten Gebiete, bloß das alte Afrika, an dessen Rande die Wiege der ältesten Gesittung gestanden, blieb verschmäht. Man fand die Schale zu hart und hatte vom Kern keinen Begriff. So gewährte Afrika für lange ein umgekehrtes Bild von der alten Vorstellung, derzufolge die bewohnbare Erde eine vom Okeanos umspülte Insel sein sollte, über die hinaus niemand sich zu wagen vermaß, und man wird unwillkürlich an sie erinnert, wenn man den Bannkreis betrachtet, der so viele Jahrhunderte hindurch die thatkräftigen Völker Europas davon abgehalten hat, jenen abwehrenden Küstenwall zu durchbrechen, der die unbekannte afrikanische Welt mit allen Schrecken der Natur zu verteidigen schien: Wüsten im Norden und im Süden, das Weltmeer zu beiden Seiten, überall das ungastliche Bild klippenstarrender Felsküsten ohne Häfen, oder trostloser Sandgestade mit tosender Brandung, so beschaffen war von jeher der Rahmen des tropischen Afrikas.

Afrika, die verbarrikadierte Welt, reizte weder zu Eroberungen noch zu Ansiedelungen. Die Konquista ließ es beiseite liegen. Von europäischen Nationen haben eigentlich nur die Britten Vorstöße mit bewaffneter Hand (Abessinien, Aschanti) gegen das unzugängliche Innere des tropischen Afrikas gewagt, kleinere wurden auch von Portugiesen (Abessinien) und Franzosen (Senegal und Niger) unternommen, keiner führte zu dauerndem Besitz.

Anhaltender waren die Anstrengungen der Wissenschaft und der Heidenmission, die seit einem Jahrhundert unablässig ihre Sendboten zur Erschließung Centralafrikas ins Feld führten und von denen dreiviertel ihrer Zahl dem Klima und anderen Fährlichkeiten der Wildnis erlagen. Dank diesem in der Geschichte der Entdeckungen beispiellosen Aufwande an hingeopferter That- und Lebenskraft fiel in die Finsternis des Unbekannten ein Lichtstrahl nach dem anderen, und gegenwärtig ist Afrika auch in seinen innersten Teilen bereits besser gekannt als Nordamerika es noch war beim Beginn dieses Jahrhunderts.

Bald wird es heller Tag sein in Afrika, dessen Name ein arabischer Geograph (Jakut) mit dem Worte apricus, sonnenhell, in Verbindung bringt, sehr im Widerspruche zu jener Bezeichnung, welche gerade derjenige Erforscher dem Weltteil beilegte, der zu seiner Lichtwerdung am meisten beigetragen hat. Vielleicht erlebt Herr Stanley noch die Zeit, wo im „dunklen Weltteil“ nur noch die Farbe seiner Bewohner und ihre Herkunft auf diese Bezeichnung Anspruch haben wird. An den meisten Stellen ist der Zugang zum tiefsten Inneren frei geworden, es fehlt unsererseits nur am guten Willen, denselben zu benutzen. Weshalb also zögern wir noch? Oeffnen wir unsere eigenen Fensterläden. Die Sonne steht bereits hoch. Es ist Zeit, aufzustehen! Was wir in Europa brauchen, ist Luft und Licht, Spielraum zur Entfaltung unserer Kräfte und klarer Ausblick. Unser Erdball ist viel zu klein, als daß der Zeitpunkt nicht einmal eintreten sollte, wo wir eines jeden Winkels bedürfen werden, selbst des unwirtlichsten. Mit Hilfe der Wissenschaft

muß jeder Punkt der Erdoberfläche bewohnbar, jedes Erzeugnis der organisierten Natur für den Magen, die Kleidung oder anderen Bedarf des Menschen verwertbar werden. Bevor es zum Aeußersten kommt, sollten wir doch zugreifen, wo ein vor so vielen Länderstrichen bevorzugter Weltteil, wie Afrika, offen steht. Waren wir Deutsche doch gewohnt, die Erforschung des unbekannten Afrikas stets als eine jener uns im Wettkampfe des Geistes zugefallenen Aufgaben, die das Jahrhundert an uns stellt, zu betrachten, weshalb sollten wir jetzt anderen Nationen den Vorrang einräumen, um den Acker von Fremden besäen zu lassen, den wir selbst bestellt, und wo wir bereits an mehreren Stellen festen Fuß gefaßt haben; weshalb immer wieder aufs neue einen Schritt nach dem anderen weichen auf der Bahn einer künftigen Sicherstellung nutzbringenden Besitzes? Wir wissen, was wir verloren haben in früherer Zeit, da Deutschland bei der Teilung der Erde leer ausging; aber selbst in der allerneuesten Zeit noch, selbst seit uns die Erkenntnis des Versäumten gekommen, selbst da noch haben wir neue Einbußen zu verzeichnen auf afrikanischem Gebiet. Ich will die Länder nicht nennen, es sind ihrer drei oder vier in den verschiedensten Teilen des Kontinents, die wir noch vor wenigen Jahren uns zu eigen machen konnten und die gegenwärtig teils den Engländern, teils den Franzosen, teils der heillosesten Barbarei anheimgefallen sind.

Allerdings handelt es sich in Afrika nicht um den Antritt eines reichen Erbes, da gibt es keine fertige Wirtschaft zu übernehmen wie in Hindostan oder auf Java, bloß mit Aufwand einiger Soldaten und neu geschnittener Siegel. Dasjenige, um was es sich in Afrika handelt, ist ohne Präcedenzfall in der neueren Eroberungsgeschichte. Dort ist alles von Grund aus neu zu schaffen, bis auf die Menschen, Afrikas größtem Reichtum, an denen zum Glück kein Mangel, aber selbst diese müssen nach einem eigens erst zu schaffenden Vorbilde hergerichtet werden für die Aufgaben, die zugleich unsere Aussichten sind; denn die alten Mittel der Gewalt, über die man in der Blütezeit der Plantagenwirtschaft frei zu verfügen in der Lage war, sind heutzutage verboten, verabscheut, unmöglich! In Afrika wird die Arbeit mühevoller und zeitraubender, der Gewinn geringer, dafür aber auch der Maßstab ein größerer und der Erfolg, wenn erst einmal der erste schwere Anlauf glücklich gemacht, ein für alle Zeiten weit gesicherterer sein.

500 Millionen Afrikaner winken uns entgegen aus den künftigen Jahrhunderten! Unsere Zeit ist nicht gewohnt, vor Werken von anerkannt allgemeiner Nutzbarkeit wegen ihres Umfangs und der zu überwindenden Schwierigkeiten zurückzuschrecken. In früheren Zeiten begnügte man sich mit dem mühelosen Abschöpfen oberflächlich dargebotener Reichtümer, heute sind wir gewohnt, der Erde in ihren Eingeweiden zu Leibe zu gehen. So werden wir denn auch nicht, wie seit so langer Zeit die Kaufleute an den Küsten, bloß ökonomischen Raubbau zu treiben haben auf der äußeren Schale; der Kern Afrikas selbst muß sich unserem Fleiße mit kräftigen Trieben erschließen. Dann wird ein neues Afrika vor unseren Augen erstehen, so gänzlich verschieden von dem Bilde unserer frühesten Schulerinnerungen. Das alte Afrika bot uns in unserer kindlichen Vorstellung nichts dar als Sand, Löwen und Mohren; das neue Afrika muß die große Werkstätte menschlichen Fleißes werden, der sich die Natur unterthan macht. Das alte Afrika bot uns immer etwas Neues; mit diesen Neuigkeiten geht es auf die Neige und an uns ist es jetzt, die Wildnis mit den Wundern unserer Gesittung zu überraschen. Die Pflugschar, das Rad in seiner vielfachen Verwendung, der Wegbau, das Segelboot, das Dampfschiff, die Eisenbahn, Wasserleitung in Kanälen — das sind die sachlichen Neuheiten, die wir neben vielen anderen Dingen, ganz abzusehen von den idealen, nach Afrika hineinzutragen haben, Deutschland zum Ruhm, Europa zur Ehre, allen zum Gewinn.

Man hat viel über die Vorzüge und Mängel des tropischen Afrikas gestritten und es ist schwer, aus den widerstreitenden Urteilen einen sicheren Mittelwert zu gewinnen, wenn man nicht ganz bestimmte Teile ins Auge faßt; denn so groß auch im Vergleich zu anderen Weltteilen die Einförmigkeit seiner physikalischen Verhältnisse erscheinen mag, so gibt es hier innerhalb des ungeheuren Tropengürtels doch immerhin ausgedehnte Striche, deren Natur des Eigenartigen in reicher Fülle aufzuweisen hat und wo wir bei der Umschau nach passenden Vergleichsobjekten fast alle Länder der Welt zu durchmustern haben. Bei Beurteilung von Wert oder Unwert von Ländern ergeht es uns wie bei den Völkern, wenn wir sie nicht genügend kennen. Handelt es sich doch, da jedes Ding zwei Seiten hat, und wo viel Licht, auch viel Schatten sein muß, immer nur darum, zu entscheiden, ob die guten Eigenschaften die schlechten überwiegen, oder umgekehrt. Das ist aber schwer und daher ist die Kritik voller Klippen. Das äußere Aussehen eines Landes wird jeden täuschen, der sich nicht eingehende Kenntnis von der physikalischen Beschaffenheit und den Erzeugnissen der freien Natur zu erwerben vermag. Dazu gehört vor allem Zeit und Muße, Kenntnisse und Fleiß. Manche Reisende erheben abratend ihre Stimme und sprechen von Unfruchtbarkeit, Sand, Dürre, verbrannter Steppe, Sümpfen u. s. w., aber das sind Bezeichnungen, die an sich nichts Abschreckendes für die Zukunftspläne der Kulturarbeit haben, gleichviel, ob diese für uns durch die Eingeborenen oder für uns und die Eingeborenen durch die Eingeborenen zur Ausführung gebracht werden sollen. Man könnte viele Länder aufzählen, die anfänglich wenig Einladendes hatten für Ackerbau und Viehzucht, und heute die kühnsten Erwartungen übertreffen. Ich brauche nur an Kalifornien oder an Südaustralien zu erinnern, die lange Zeit verschmäht blieben, obgleich gegen sie nicht einmal der Einwurf des schädlichen Klimas erhoben werden konnte. Wo es noch Wälder gibt und die Erdoberfläche mit dichtem Graswuchs bedeckt ist, da kann der Boden nicht unfruchtbar sein, allem Laterit zum Trotz, jener weitverbreiteten Felsart, die ja in den oberen Nilgegenden auch die fruchtbarsten Striche umfaßt. Wenn die ersten Besucher oder Ansiedler in einer unbekannten Gegend viel an Krankheit zu leiden haben oder dem Klima zum Opfer fallen, so ist damit

noch nicht erwiesen, ob dieselben bei längerem Verweilen und eingehender Kenntnisnahme der Naturverhältnisse nicht Mittel und Wege gefunden haben würden, sich diesen Fährlichkeiten zu entziehen. Es gibt in der Geschichte der Kolonisation die überzeugendsten Belege und sie bejahen die letztere Annahme in vielen Fällen. Was nun die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer dauernden Angewöhnung des weißen Körpers an die Tropennatur anlangt, so ist diese Frage zur Zeit noch eine offene. Die 59. Naturforscherversammlung hat den Gegenstand auf Anregung ihres gefeierten Geschäftsführers (Virchow) und unter Mitwirkung des hochverdienten deutschen Kolonialvereins in den Kreis der Sektionsberatungen gezogen und es steht zu erwarten, daß letztere in dieser hochwichtigen Frage einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen werden. In jedem Falle wird die Möglichkeit einer dauernden Arbeitsleistung von Weißen in solchen Tropengegenden, die keine beträchtliche Seehöhe erreichen, stark in Zweifel zu ziehen sein, wenn man dabei denjenigen Grad von Energie voraussetzt, den der weiße Arbeiter daheim zu entfalten gewohnt ist.

Für Kolonisationsfähigkeit fremder Länder möchte ich den Grundsatz aufstellen, daß der Europäer überall da gesund wird leben können, wo er durch Bodenbau oder Pflege von Tieren diejenigen Erzeugnisse hervorzubringen vermag, auf welche sich daheim sein Dasein gründet. Damit soll nicht gesagt sein, daß im umgekehrten Fall seine dauernde Angewöhnung an ein fremdes Land unmöglich sei. So wie beispielsweise der Lombarde wohl in der Mark zu leben vermag, wenn ihm auch hier der Anbau von Mais als Kornfrucht versagt ist, so wird der Deutsche auch ohne Weizen- oder Roggenbrot in fremden Ländern eine seiner Natur zusagende Existenz finden.

Länder, die den angeführten Bedingungen entsprechen, fehlen nicht in Afrika. Namentlich zeichnet sich die ganze Ostseite des Weltteils durch eine Reihe von hochgelegenen Strichen aus, in denen der Europäer, mindestens auf Grundlage von Viehzucht, ein zweites Heim wird finden können. Das beständige Vordringen der Boeren nach Norden, in den inneren Tropengürtel hinein, steht dieser Annahme befürwortend zur Seite, vielleicht aber nur unter der Vorausbedingung einer allmählichen Angewöhnung. Bezeichnend für dieses Verhältnis sind auch die in Queensland gemachten Erfahrungen. Die ökonomischen und socialpolitischen wie die Erfolge der Rasse, welche der niederländische und niedersächsische Stamm im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten in Südafrika errungen, bezeichnen den größten Triumph, den je Europäer über die Widerwärtigkeiten einer fremden Natur zu feiern vermochten. Der verewigte Stamm scheint auch den übrigen Gliedern der germanischen Völkergruppe überlegen; denn nach achtzigjähriger Herrschaft, nach verschiedenen großen Ansiedelungsversuchen mit den Besten der Nation (1824 Port Elizabeth) sind die Britten nicht imstande gewesen, diesem Gebiete den Stempel ihrer Nationalität aufzuprägen. In diesem gegenseitigen Verhalten zweier der begabtesten Stammesrassen dürfen wir Deutschen für unsere Bestrebungen in Afrika ein Zeichen von glückverheißender Vorbedeutung erkennen.

Für den zu erhoffenden Triumph der Kultur kommen im tropischen Afrika gegenwärtig zwei einander gegenüberstehende Gebiete hauptsächlich in Betracht: der Congostaat und Deutsch-Ostafrika, hoffentlich für alle Zeiten treue Bundesgenossen. Beide habe Vorzüge und Mängel, die sich die Wagschale zu halten scheinen. Das Congobecken hat zunächst den Vorzug einer größeren Einheitlichkeit und geographischen Abrundung. Der staatliche Territorialbestand ist durch den Berliner Kongreß sichergestellt worden, während das werdende Staatswesen zum Oberhaupt einen König hat, der den erlauchtesten Herrscherfamilien Europas angehört und durch seine Hingabe und Selbstverleugnung für die idealen Zwecke der Menschlichkeit ohnegleichen ist in der Geschichte. Allerdings werden seine hochherzigen Pläne noch nicht von einem nationalen Gedanken getragen, es steht aber zu hoffen, daß die Zeit siegreich sein wird über die spießbürgerlichen Anschauungen der Gegenwart. Das Congogebiet wird vorwiegend von friedlichen und wenn auch wilden, so doch unverdorbenen Naturvölkern bewohnt, die hinlänglichen Spielraum haben, sich ohne beständigen Krieg zu entfalten.

Dann sind im Congogebiete schiffbare Flüsse ohne Zahl, die nach allen Richtungen hin herrliche natürliche Verbindungen herstellen. Leider verschließen sich diese Wasserwege an ihrem wichtigsten Vereinigungspunkte, gerade da, wo der naturgemäße Krystallisationskern für das zu schaffende Werk der Kulturarbeit anzusetzen wäre. Zu diesem Nachteil gesellt sich der Uebelstand, daß die reichere Hälfte, die zum ersten Ersatz für alle aufgewandten Opfer allein die notwendige Unerschöpflichkeit an Hilfsquellen der freien Natur darbietet, tief im Binnenlande liegt, so daß statt einer organischen Entwickelung vom Kleineren zum Größeren die Gesamtarbeit sich von Anbeginn an über einen ungeheuren Raum auszudehnen hat, daß, mit anderen Worten, das Haus mit dem Dache begonnen werden muß, nach afrikanischem Bilde einem auf Pfosten ruhenden Dache, wo die Seitenwände erst nachträglich auszufüllen sind.

In Ostafrika, obgleich es daselbst an schiffbaren Flüssen nicht fehlt, deren Zugang vom Meere aus zu ermöglichen ist, haben wir nicht das reiche Netz von Wasserwegen wie am Congo, dafür aber sind die zunächst verheißungsvollen Gebiete näher an die Küste gerückt. Wohlorganisierte Handelskarawanen sind daselbst seit langem in Betrieb. Die durch den Kontakt mit Halbbarbaren beeinflußten Völker sind zwar durch unabläßige Fehden verderbt und bedürfen zur Erziehung eines höheren Einsatzes an aufzubietender Gewalt, sie sind aber vielseitiger in ihren Daseinsbedingungen als am Congo. Es gibt unter ihnen vortreffliche Ackerbauer, andere betreiben die Viehzucht mit größtem Erfolg, andere wiederum sind Jäger und Krieger von rücksichtsloser Verwegenheit (Masai), ausgestattet mit jenem brutalen Mut, der unter Umständen einen Keimpunkt für alle menschlichen Tugenden abzugeben vermag. Eine bildungsfähige Sprache der Suaheli erfreut sich daselbst einer dominierenden Stellung. Somit enthalten diese Völker alle zur Ent-

wickelung eines sich selbst im Gleichgewichte haltenden größeren Gemeinwesens notwendigen Elemente. Die der europäischen Kultur in Ostafrika gestellten Aufgaben betreffen einen greifbaren Gegenstand, die gegebenen Größen, mit denen gerechnet werden muß, sind bestimmt und versprechen bei der genialen und zielbewußten Leitung des Unternehmens (Dr. Karl Peters) ganz gewiß reelle Resultate innerhalb einer weit kürzeren Spanne Zeit, als es im unermeßlichen Gebiete des Congo der Fall sein kann. Was aber den Hauptvorzug des ostafrikanischen Gebiets ausmacht, das ist eine weit größere Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse, die zwischen dem Indischen Ocean und der innerafrikanischen Seenkette zu Tage treten. Der Congo durchströmt mit seinen riesigen Nebenflüssen und dem Heer der übrigen Tributäre ein verhältnismäßig sehr einförmiges Becken von selbstgeschaffenen Alluvianen, Rasemeisensteinbildungen u. dergl., ohne Gebirge zwischen ihnen und wahrscheinlich auch ohne einen bemerkenswerten Wechsel der geognostischen Aufschlüsse. Ostafrika aber ist durch einen für afrikanische Verhältnisse buntscheckig zu nennenden Bau von Felsgebilden ausgezeichnet, die uns noch nach Analogie der Verhältnisse in Südafrika gelegentlich die größten Ueberraschungen bereiten können. Schließlich geben seine Gebietsteile die verschiedenartigsten Höhenlagen zu erkennen. Hoch anschwellende Einzelberge und weit ausgezogene Plateaus werden angetroffen und gestatten sogar weißen Ansiedlern eine beliebige Auswahl von jenen Daseinsbedingungen, auf die ich vorhin angespielt habe.

Die unermeßlichen Gebiete, die sich von der unsererseits bereits betretenen Angriffslinie aus im Inneren für die Kulturarbeit künftiger Geschlechter erschließen, werden schwerlich für die Habsucht der übrigen Nationen etwas Verlockendes haben, solange das Deutsche Reich seine Stellung behauptet und zur Wahrung seiner anerkannten Interessen keine weiteren Zugeständnisse an andere zu machen braucht.

Es sei mir vergönnt, an dieser Stelle vor jenen Männern meine Ehrfurcht zu bezeigen, die mit klarem Blick und festem Wollen den entscheidenden Augenblick auszunutzen verstanden, als es sich darum handelte, von den wenigen noch übrig gebliebenen Erdenflecken diejenigen zu erhaschen, wo uns ein durchaus eigenes Werk freisteht und, dank der erleuchteten Fürsorge jener großen Seele, in welcher unser Staatsleben seinen Pulsschlag fühlt — mit kühnem Griff dieselben unser eigen zu machen.

Bisher waren wir Reisende und Forscher wie die Dichter, welche die vergangene Größe der Nation besangen und von der zukünftigen träumten; jetzt müssen die eigentlichen Kämpfer herantreten, um für Deutschland auch in Afrika zu streiten.

Abenteurer nennt sie der Unverstand und die Scheelsucht der Unvermögenden. Aber ein Abenteurer ist jeder handelnd auftretende Poet, wenn er die Leier mit dem Schwert und den Griffel mit dem Spaten vertauscht. Abenteuer! („Weshalb gebrauche ich das alberne Wort?" ruft Goethe aus) Abenteuer ist ein Wort, das erst neuerdings französische Spießbürger, im schmachtenden Ausdruck der verzweifelten Unerquicklichkeit ihres politischen Daseins, in Verruf gebracht haben. Abenteurer waren alle Begründer von Kolonien, alle, die da hinauszogen in die weite Welt, um im unsicheren Glücksspiel des Erfolgs ihr Alles einzusetzen für ihres Volkes Ehre und Gewinn. Der Prudhomme, der es „bei der Mutter" doch am besten findet, der ist kein Abenteurer. Abenteurer waren nicht nur die de Gama und Albuquerque, nicht allein die Raleigh und Drake, die Clive und Hastings; auch Penn und van Riebeeck waren Abenteurer in des Wortes berechtigter Bedeutung. So wird das „alberne Wort" zu einem Ruhmestitel der Dankbarkeit eines großen Volkes, zu einem Lorbeerblatt, auf das die Besten ihrer Zeit stolz sein können und von welchem auch auf die Geringeren ein Abglanz seiner unverwelklichen Frische fällt.

Die innerafrikanische Welt sollte naturgemäß durch die an den peripherischen Teilen erzielten Kulturerrungenschaften zu ihren künftigen Aufgaben herangezogen werden. Innerhalb des Tropengürtels ist aber an den Küsten bisher noch wenig nach dieser Richtung hin geleistet worden. Die arabischen Besiedelungen der Ostküste steckten im Binnenlande nur geringe Ableger; allerdings haben sie in neuerer Zeit das nicht unwesentliche Verdienst sich erworben, der Reiskultur Eingang nach dem Inneren zu schaffen. Noch unbedeutender sind die Verdienste der an den Küsten seit Jahrhunderten bestehenden Niederlassungen europäischer Kaufleute. An wenigen Punkten der Westküste haben Europäer Versuche mit Plantagenwirtschaft angestellt. Zuckerrohr, Kaffee und etwas Kakao bildeten den Gegenstand dieser vereinzelten Anstrengungen, von denen, wie von den Inseln um Afrika, die Eingeborenen im tieferen Inneren nichts abzulernen vermochten. Allerdings hat der Anbau von Erdnüssen und die Pflege der Oelpalme durch den vom Handel gegebenen Ansporn und namentlich dank der Abschaffung des Sklavenhandels in gewissen Gegenden höchst wohlthätig auf das Gedeihen der Eingeborenen und die Volksvermehrung eingewirkt, aber diese Errungenschaften betreffen nur Striche, die sich in geringem Abstande von der Küste befinden. Hier haben auch, leider nur als Tropfen im Meer, zahlreiche Missionsstationen vorbildlich für Arbeit und geregeltes Leben der Eingeborenen gewirkt. Das tropische Afrika ist ein zu großer Brocken, um durch derartige Minimalgaben der Kultur in seinem Wesen beeinflußt zu werden.

Dagegen liegen an beiden Enden des Weltteils, im Norden und im Süden, zwei große Kulturkreise vor, die, wenn schon gänzlich verschieden nach Art und Entwickelung, beide berufen scheinen, die innerafrikanische Welt fortschrittlich umzugestalten, nämlich das Kapland mit seinen Zweigstaaten und Aegypten. Die vier südafrikanischen Staaten enthalten vermöge der in 2½ Jahrhunderten ihrer Geschichte erworbenen Erfahrung und ihrer stark anwachsenden weißen Bevölkerung jetzt schon alle Grundbedingungen zur Inangriffnahme der im tropischen Afrika gestellten Kulturaufgabe. Nach einem Ausspruche Sir Bartle Frères ist hier zum erstenmal die Lösung des Problems gelungen, wie im gegenseitigen Kontakt die Interessen des Weißen mit denen des Schwarzen auszusöhnen sind. Auch hat hier die europäische Civilisation auf wirtschaftlichem, gesetzgebe-

rischem, religiösem und erzieherischem Gebiete eine Summe von Erfahrungen gesammelt, deren Ergebnisse bereits mannigfaltig genug erscheinen, um in allen Gebieten von Innerafrika Anwendung zu finden. Ein Rückblick auf das belehrende Vorbild der südafrikanischen Kulturstaaten sollte daher bei keiner Einzelfrage, deren Behandlung praktischer Erfahrung bedarf, unterlassen werden, und namentlich müßten unsere eigenen Kulturapostel in erster Linie in den Reihen der in Südafrika ansässigen deutschen Stammesgenossen auszusuchen sein. Ich kann diesen Vorschlag nicht dringend genug zur Beachtung anempfehlen.

Aegyptens Kulturkreis in Afrika ist bekannt, ich möchte fast sagen berühmt; hatte doch diese vielgeschmähte modernägyptische Kultur noch vor kurzem ihren Einfluß bis auf das gesamte nordöstliche Viertel des Kontinents ausgedehnt und begann sie ja unter den zustimmenden Blicken der civilisierten Welt eben zu den kühnsten Hoffnungen zu berechtigen, als durch ein unerhörtes Zusammentreffen der unglücklichsten Verhältnisse in der inneren und äußeren Politik Aegyptens alle die stolzen Zukunftsträume ihr jähes Ende fanden.

Kann ich von Europas Aussichten und Aufgaben reden, ohne das Aufgeben des ägyptischen Sudans zu berühren? Wer wollte es mir, der ich zwischen den Trümmern Alexandrias dem Tode ins Antlitz geschaut, verdenken, an dieser Stelle dem Schmerze Ausdruck zu verleihen und mit einzustimmen in den Klageruf aller Freunde der Menschlichkeit. Da, wo meine einst so friedlichen Pfade sich am oberen Nil aussichtsvoll einer fortschreitenden Entwickelung erschlossen, da macht sich jetzt das schlimmste Barbarentum breit, sind Sklavenjagden an der Tagesordnung. Man muß zurückgreifen in die Zeiten eines Attila und Tamerlan, um ein Bild von dem Zerstörungswerke zu gewinnen, das dort die werdende Kultur betroffen. Jene greisenhafte Politik, welche ein edles und hochherziges Volk, sonst die Vormacht europäischer Gesittung in allen Weltteilen, schmachvoll über sich ergehen ließ, hat dort unter mutwilligen Streichen, mit wahren Arthieben des Wahns und der Verblendung, an dem über sechzigjährigen Kulturwerk eines Mehemed Ali gewütet und der allgemeinen Sache der Menschlichkeit unberechenbaren Schaden zugefügt. Gegen diesen Frevel, angesichts dieses fast unwiederbringlichen Verlustes, erscheinen alle die großen Verdienste, welche sich England um die Civilisation durch Unterdrückung des Sklavenhandels erworben hat, null und nichtig und schwerlich dürfte es noch auf der Höhe seiner jetzigen Macht den Tag erleben, da diese Schuld gesühnt sein wird.

Wenden wir uns von diesem Trauerbilde zurück zu den hoffnungsreichen Aufgaben, die unser in Tropischafrika harren, wo es an den von uns in Angriff genommenen Stellen wenigstens nichts zu verderben oder zu vernichten gibt, es sei denn durch den Branntwein in Ostafrika. Um die tropischen Gebiete von Afrika für unsere Industrie und Handel ausbeuten zu können, dazu gibt es vor allem drei Wege. Der erste und einfachste Weg, zugleich der einzige, welcher einen schnellen Ersatz für die notwendigen Geldopfer bietet, betrifft die Ausbeute der von der wilden Natur dargebotenen Erzeugnisse. Dieser Weg läßt sich nicht nur an den Küsten und auf den der Schiffahrt zugänglichen Strömen vermittelst des seit alters bestehenden Verkehrs mit den Eingeborenen verfolgen, es kann derselbe auch im tiefen Binnenlande durch Organisierung von Wanderzügen eine unbeschränkte Ausdehnung erlangen, wenn nur die begehrten Artikel den weiten Transport bezahlt machen. Solcher Artikel gibt es vorderhand allerdings nur zwei, Elfenbein und Kautschuk. Mit dem erstgenannten kann die Volkswirtschaft auf die Dauer nicht rechnen, Kautschuk aber hat eine unberechenbare Zukunft. Man wird nie genug von dem Artikel haben können. Da fast alle die zahlreichen Produkte, die hier außerdem für den zukünftigen Handel in Betracht kommen, dem Pflanzenreiche angehören, so liegt es auf der Hand, daß nur eine eingehende botanische Erforschung der zu erschließenden Gebiete zu neuen Bereicherungen für den Verkehr führen kann. Diese Aufgabe ist aber bisher noch nirgends im tropischen Afrika mit Ernst verfolgt worden, wenigstens nicht in den Gebieten, die uns Deutsche speciell interessieren, und so kann man sich auch nicht wundern, daß die Aussichten an vielen Stellen sehr ungünstig erscheinen. Dem längst gefühlten Mangel an botanisch vorgebildeten Forschungsreisenden sollten zunächst unsere Hochschulen abhelfen. Indes verhindert die geringe Pflege, welche auf denselben der allein hier in Betracht kommenden systematischen Pflanzenkunde zu teil wird, die Ausführung eines solchen Vorhabens. Aus Mangel an Anregung findet die als altmodisch verschrieene Disciplin keine Jünger. So wissen wir z. B. vom unermeßlichen Gebiete des Congo in betreff des Pflanzenreichs noch so gut wie nichts, und weder in Brüssel noch anderwärts hat man bis jetzt ein wissenschaftliches Verzeichnis von den natürlichen Erzeugnissen zusammenzustellen vermocht. Unwissenheit führt gewöhnlich zu verneinendem Ergebnis und daher lautet denn häufig das Verdikt der Reisenden sehr abfällig über Gegenden, wo ihnen die gebratenen Tauben nicht in den Mund geflogen kommen.

Die beiden anderen Wege betreffen den Acker- und Plantagenbau. Entweder lassen wir den Neger arbeiten, um uns wertvolle Bodenerzeugnisse zu verschaffen, oder wir halten ihn an zur Arbeit für sich selbst, wobei es alsdann nicht auf den Wert ankommt, den die Erzeugnisse im Handel haben, sondern auf den Nährwert für den Körper (Sorghum, Mais ꝛc.), damit die Volkszahl sich mehre und alle vollauf zu leben haben. Der Eingeborene wird dann bei fortschreitender Gesittung ein Abnehmer unserer Industrieerzeugnisse.

Diese drei Wege werden sich häufig nebeneinander verfolgen lassen. Den zuletzt erwähnten halte ich für den wertvolleren und mehr sicheren; denn es leuchtet ein, daß Gebiete, die leicht so viel Einwohner zu ernähren vermögen, als heute das übervölkerte Europa besitzt, durch ihre Volksmenge, wenn erst einige Gesittung vorhanden ist, für uns zu einer unerschöpflichen Quelle der Bereicherung werden müssen. Nehmen wir bloß an, daß diese Volksmenge sich nach Art der halbbarbarischen mohammedanischen Völker Afrikas zu kleiden begänne, so könnte das allein schon eine Verdoppelung unserer gegenwärtigen europäischen Baumwollenindustrie

zur Folge haben. Ich habe dabei die geringwertigen, rohen Baumwollenzeuge im Sinne, deren Industrie in Deutschland noch fehlt; gerade diese nehmen aber im großen Weltverkehr unter allen Erzeugnissen des Kunstfleißes den obersten Rang ein und auf ihnen beruht ein guter Teil der Ueberlegenheit des englischen Handels. Auch nach dieser Richtung hin hat Deutschland sich auf seine kommenden Aufgaben vorzubereiten.

Einer fortschreitenden Volksvermehrung steht im tropischen Afrika vor allem die Unsicherheit der sich mit besonderer Vorliebe zu kleinen Gemeinwesen abschließenden, seltener staatenbildenden menschlichen Existenz im Wege. Daher haben unsere afrikanischen Aufgaben hauptsächlich den Menschen und seine Veredelung zum Gegenstande.

Ein großes Glück wäre es freilich für Centralafrika, eigneten sich seine Bewohner durchweg zur Aufstellung größerer Staaten mit straffer Organisation. Leider überwiegt auf den meisten Gebieten ihrer Ideenwelt die Neigung zu endloser Zerstückelung. Die Duodezoligarchie ist die vorherrschende Staatsform. Da aber, wo bereits große Staaten vorhanden sind, sollten wir nach Kräften dazu beitragen, ihr Gefüge fester zu kitten. Ruhe und Ordnung, gleichviel mit welchen Opfern erkauft, hat in Afrika bisher überall für das Gedeihen der Menschen sofortige Früchte getragen. In Afrika hat der Grundsatz wenig Geltung, daß die absolute Regierungsform nur da vortrefflich ist, wo auch der Herrscher ein vortrefflicher Mensch ist. Hier hat man bisher nur die Wahl gehabt zwischen dem absoluten Staat oder keinem Staat. Selbst da, wo die scheußlichsten Greuel der Tyrannei an der Tagesordnung sind, herrscht Sicherheit des Besitzes und sociale Ordnung. Dahomey, von dessen Vorzügen in dieser Hinsicht alle Besucher nicht genug Rühmens zu machen wissen, liefert für das Gesagte einen deutlichen Beleg. Die staatenbildenden Völker Afrikas haben bisher allein einen wahrnehmbaren Fortschritt auf dem Gebiete selbsterworbener Kultur aufzuweisen gehabt.

Die beständigen Kriege, das zerstörende Eingreifen von Völkerschaften, die den Krieg zur Aufgabe haben, Räuberbanden im großen, verhindern die wirtschaftliche Entwickelung der kleinen auf Ackerbau gegründeten Gemeinwesen und sind ihrem Gedeihen hinderlicher als die mangelnde Kunst und geringe Thatkraft, welche bei der Bestellung des Bodens zu Tage treten. Hungersnot ist in dem größten Teile von Afrika ein beständiges Uebel, es fehlt überall an genügenden Speichervorräten; denn wer wollte für andere säen und ernten? Wenn einmal durch bewaffnete Autorität in Centralafrika Sicherheit geboten sein wird, dann werden die Speicher sich füllen und der Volksvermehrung, Afrikas hoffnungsreichstem Vorzug, nur noch räumliche Schranken im Wege stehen.

Den Neger für den Ackerbau zu gewinnen und ihn andauernd dazu anzuhalten, ist die hervorragendste Aufgabe, die wir zum eigenen Gewinn und zur Beglückung der afrikanischen Menschheit zu verfolgen haben. Die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft hat daher diesen Gegenstand zu einer Preisaufgabe gemacht, um welche sich über sechzig Personen beworben haben. Sehr bezeichnend für die Bedeutung von Südafrika ist der Umstand, daß zahlreiche Bewerber auf Grundlage ihrer in diesem Gebiete erworbenen Erfahrungen die gewünschten Vorschläge einreichten. In der preisgekrönten Schrift des Missionssuperintendenten Merensky ist die Frage mit vorzüglicher Klarheit behandelt worden, wie man das von einem Manne erwarten durfte, der schon lange als Autorität in südafrikanischen Dingen Geltung hatte. Seine durchaus praktischen Vorschläge sind als überall im tropischen Afrika ausführbar zu betrachten. Auch J. Graf Pfeil hat den Gegenstand in einer der Sitzungen des vor kurzem in Berlin versammelten Kongresses für überseeische Interessen sachgemäß behandelt und befindet sich in der bevorzugten Lage, seine wertvollen Ratschläge auf Grund von Erfahrungen geben zu können, die er nicht nur da erworben hat, wo diese Ratschläge zunächst ihrer Verwirklichung harren, nämlich in Ostafrika, sondern die er hauptsächlich einem langjährigen Aufenthalt in den südafrikanischen Kulturstaaten verdankt, jener hohen Schule für alle civilisatorischen und kolonialen Probleme in Afrika, ohne welche Grundlage, namentlich in Ostafrika, nichts unternommen werden sollte.

Ich muß hier eigens darauf aufmerksam machen, daß alle diese Vorschläge, soweit sie zu meiner Kenntnis gelangt sind, betreffend die Heranziehung und Habhaftwerdung des Negers zur Arbeit, d. h. die Erlangung einer durch ihn dargebotenen Arbeitskraft, ferner die dauernde Erhaltung derselben im Interesse der Kolonialprojekte, schließlich die Veredelung des Negers durch ein geregeltes Leben der Arbeit — nur unter Voraussetzung einer durch uns selbst aufgerichteten Autorität als einer conditio sine qua non gemacht worden sind.

Ohne Sicherung der Person und des Besitzes ist kein Kulturwerk denkbar. In den Wildnissen Afrikas aber ist eine solche Sicherstellung erst recht nur da möglich, wo die strafende Gewalt, die den Gesetzen zur Verfügung stehen muß, auch durch bewaffnete Macht ins Leben gerufen und aufrecht erhalten wird. Diese bewaffnete Macht darf sich aber nicht auf eine Bande von Wilden beschränken, die man jahrelang sich abmüht zu drillen, um dann, wie man es am Congo erlebte, im entscheidenden Momente auf jede Disciplin verzichten zu müssen, es muß sich diese Macht auf eine wenn auch noch so kleine Truppe von weißen Kriegern, als ihren Krystallisationskern und Bindemittel, stützen. Ich betrachte dieses Mittel als unerläßlich für den Beginn; denn die Autorität des Weißen muß unbedingt von Anbeginn an auf eine durchaus gesicherte Grundlage gestellt werden, falls sie von Bestand sein soll. Versäumtes in der Folge nachzuholen ist doppelt schwer.

Die große Aufgabe der Erziehung des Negers nach unserem Kulturvorbilde wird der Beihilfe der Heidenmission nicht entbehren können. In keinem Weltteile haben deutsche Missionäre glänzendere Beweise ihres opfermutigen Wirkens gegeben als in Afrika. Wir können stolz auf sie sein, ohne in pharisäische Fehler zu verfallen. Es ist eine Thatsache, deren Konsequenzen sich niemand wird entziehen können, daß der Glaubensbote allein vermöge seiner höheren Begeisterung, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, standhält, ohne dazu des

Köders der Ehre, des Ruhms oder materiellen Gewinns zu bedürfen. Weltliche Kulturapostel, die sich für das Wohl der Menschheit auch in der Wildnis ohne jede Aussicht auf Lohn hinzuopfern bereit wären, sind vielleicht erst künftigen Geschlechtern beschieden, bisher sucht man umsonst auf allen Länderkarten nach dem seligen Gebiet ihres Wirkens. Solche Opferfreude kennt zwar die Wissenschaft, aber die Wilden haben davon keinen Gewinn.

In Afrika, sagt Merensky in seiner ausgezeichneten Schrift, handelt es sich nur um die Frage: Sollen die Afrikaner Mohammedaner werden oder aber das Christentum annehmen? Nehmen die Neger den Islam an, so sind sie für den wirklichen Fortschritt und echte Civilisation verloren, und auch die europäische Kolonialpolitik würde bald genug erfahren, daß dieser fanatische Wahnglaube die Neger zu Feinden jedes europäischen Einflusses und europäischen Regiments macht.

Ueber die erzieherische Aufgabe der christlichen Kulturvölker hat Professor Pfleiderer in seiner vor einem Jahre in Mannheim gehaltenen Rede mit überzeugender Klarheit sich ausgesprochen. Wenn solche humane Grundsätze allgemeine Beachtung finden, dann werden die Erfolge unserer Missionsvereine gewiß noch weit durchgreifendere sein.

Bei dem weitherzigen Idealismus, der unserem Volksgeist von den klassischen Dichtern eingeprägt ist, dürfen wir Deutsche, unbeschadet aller Wahrung der berechtigt selbstsüchtigen Interessen, doch nicht die allgemeinen Pflichten außer acht lassen, die wir der Menschheit im großen und ganzen schulden. Wenn wir imstande sind, mit einer Hand unsere Feinde bündelweise zu ducken, mit der anderen sie auf wirtschaftlichem Gebiete unter Keulenschlägen des Geistes zu Boden schlagen, dann müssen wir ihnen auch das „Seid umschlungen Millionen" zurufen können, worin die höchste Menschlichkeit gipfelt. In Afrika fällt uns nicht nur die Aufgabe zu, den Neger zu veredeln, wir haben ihn auch vor den Schädlichkeiten zu schützen, denen bisher alle Naturvölker der Erde im Kontakt mit der Civilisation zum Opfer fielen. Der Afrikaner verspricht mehr standzuhalten gegen die ihm drohende Gefahr, darin liegt sein hoher Wert für die Zukunft der Menschheit. Er verschwindet nicht vor dem Weißen. Diese frohe Aussicht darf uns aber nicht davon abhalten, beizeiten alle Fährlichkeiten, die sich seinem Fortschritt entgegenstellen, zu beseitigen, in erster Linie den Branntweinhandel. Die große Masse des deutschen Volks wird diesem Mahnrufe gewiß zur Seite stehen; denn in keinem anderen Lande bedeuten die im tiefsten Volksbewußtsein wurzelnden moralischen Ueberzeugungen eine so reelle Kraft, wie bei uns. So kann ich getrost ausrufen: Nie werden wir zugeben, daß die in Afrika anzustrebende Kultur wehrlos eine Beute des Raubbaus werde durch den Branntweinhandel! Unsere Reichsregierung hat bereits Zollschranken im Westen und im Osten errichtet, und den Ausschank von Spirituosen in deutschen Kolonien sehr erschwert, Maßregeln, die fürs erste befriedigen. Wie wollen auch unsere Kaufleute Handel treiben mit Völkern, die sie durch den Branntwein zerrüttet? Fern sei es von mir, den Handel zu verunglimpfen, seine Verdienste um die allgemeine Kultur sind so alt wie die Civilisation. In Afrika haben deutsche Kaufleute unendlich dazu beigetragen, den Wert und die Bedeutung gewisser Küstenstriche ans Tageslicht zu ziehen; aber mehr als eine beratende Stimme sollte ihnen nicht zuerkannt werden in Angelegenheiten, welche die Interessen einer fernen Zukunft zum Gegenstande haben. Der augenblickliche Gewinn des einzelnen oder einzelner Erwerbszweige unseres Vaterlandes darf nicht die dauernde Ertragsfähigkeit ganzer Länder und Völker in Frage stellen, auf deren volkswirtschaftliche Ausbeutung wir angewiesen sind. Der Handel ist ein befruchtender Tau, kein Regen, der das Gewächs auch in seinen Wurzeln zu kräftigen vermag.

Die Fülle und der Ernst der unser in Afrika harrenden Aufgaben ist so groß, daß ich nicht umhin kann, zum Schluß noch ein mahnendes Wort an die zu ihrer Förderung berufenen Kreise und Genossenschaften zu richten. Was uns vor allem not thut, ist mehr Ernst in Fragen, die unsere Zukunft betreffen. Wie gering das Verständnis, trotz unserer unaufhaltsam sich bahnbrechenden Pioniere und unbekümmert um unsere zahllosen Veröffentlichungen über Afrika, für die von mir angedeuteten Aufgaben noch in weiten Schichten der Bevölkerung ist, das beweisen mancherlei Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die unserer kolonialpolitischen Reife kein günstiges Zeugnis ausstellen, das beweisen uns ganz klar und unverkennbar die kindlichen Scherze unserer Witzblätter, für welche der Gedanke, daß es nun auch deutsche Neger gibt, zu einer unerschöpflichen Quelle der Freude wird. Sie sollten an die Riesentochter erinnert werden, welche der Vater mit der Bemerkung zurechtwies, daß der Bauer kein Spielzeug sei.

Was uns aber dann noch not thut, ist Einigkeit und Einheit des Wollens und Handelns. Es ist ein trauriges Zeichen unseres alten Nationalfehlers, daß die Zerfahrenheit der Interessen sich gleich bei Beginn der ersten Regungen aktiver Willenskraft geltend macht. Da glimmt die alte deutsche Uneinigkeit, die wir im Staatsleben so glücklich überwunden, noch mit gespenstischen Funken auf dem Gebiete des Einzellebens der Individuen. Es sind Irrlichter, die auf Abwege bringen. Sie brennen mit der gelben Flamme des Neides. Soll denn offene, rückhaltslose Anerkennung den Deutschen stets ein Greuel sein?

Wie wollen wir das Kulturwerk der Germanen auf dem Erdball, das wir doch als unsere Mission betrachten, fördern, wenn wir in unseren innersten Verhältnissen uns selbst nicht frei zu machen vermögen von Mißgunst und kleinlicher Bemäkelung der Anstrengungen solcher, deren wahre Hingabe an die nationale Sache doch von niemand bezweifelt werden kann?

Ist es denn so schwer, auf das liebe Ich zu verzichten, diesem Atom im Völkerleben? Wenn ein jeder die höchsten Anforderungen nur an sich stellen wollte, ohne egoistische Zumutungen an seinen Nebenmenschen zu machen, wenn der teilweise Bevorzugte, eingedenk seiner Vorzüge, nur den Beruf fühlen wird, mehr als alle anderen zu leisten, wenn er in der allgemeinsten

Anerkennung seiner Verdienste allein wahre Befriedigung und seines Lebens Ziel finden wird, dann wird auch auf kolonialem Gebiete der Strom nationaler Entwickelung dauernd in ruhigem Bette fließen.

Mozart in Paris.

Von

Karl Theodor Heigel.

Gerade in jenen Tagen, da die Pariser Oper Schauplatz des heißen Kampfes zwischen dem Deutschen Gluck und dem Italiener Piccini war, verweilte ein großer deutscher Musiker in Paris, ohne für oder wider den Landsmann Partei zu ergreifen — Mozart. Er verkehrte in den aufgeregten musikalischen Kreisen, aber wie ein unbeteiligter Zuschauer; in den Briefen nach Hause berührte er die allerorten besprochene Streitfrage nur oberflächlich, so daß man, wenn man diese Aeußerungen allein beachten wollte, zur falschen Annahme gelangen müßte, Mozart habe Glucks wichtige Reformarbeit mißachtet und die Berechtigung der Forderung dramatischer Musik nicht anerkannt. So auffällige Gleichgültigkeit erklärt sich jedoch in Wahrheit aus der trüben Lage des Salzburger Musikers in jenen Tagen; der Pariser Aufenthalt war wohl die traurigste Episode im Leben des Vielgeprüften.

Seit dem 23. März 1778 verweilte der zweiundzwanzigjährige Mozart in Paris. Er war schon als neunjähriger Knabe vom Vater hierher geführt worden. Damals war alle Welt über „das größte Wunderkind, dessen sich Europa und die Menschheit überhaupt rühmen kann," — wie der geschäftskundige Vater auf Konzertprogrammen ankündigte — in Staunen und Entzücken geraten. Insbesondere Baron Grimm, der bekannte Schöngeist, hatte der Salzburger Musikerfamilie regste Teilnahme zugewendet; auf seine Verwendung hatten sich viele Salons für „Woferl" geöffnet. In Versailles war der Knabe zur königlichen Tafel gezogen, und Mesdames Adelaide und Victoire, die Töchter des Königs, waren nicht müde geworden, den kleinen Künstler, der die schwierigsten Passagen spielend überwand und von eigenem Kompositionstalent die erstaunlichsten Beweise ablegte, zu umarmen und zu küssen.

Das Herz geschwellt von kühnen Hoffnungen, kam nun der Jüngling nach Paris, dem geistigen Mittelpunkt des gebildeten Europa. „Fort mit dir nach Paris, und das bald!" hatte ihm der Vater geschrieben, der mit Unlust sah, daß sich sein Sohn in Mannheim in zeitraubende Liebeshändel einließ, „setze dich großen Leuten an die Seite — aut Caesar aut nihil! Der einzige Gedanke, Paris zu sehen, hätte dich vor allen fliegenden Einfällen bewahren sollen. Von Paris aus geht der Ruhm und Name eines Mannes von großem Talent durch die ganze Welt!"

Und auf Amadeo hatte diese Aufforderung so erschütternd gewirkt, wie auf den in Armidas Gärten schwelgenden Rinaldo der Ruf seines Feldherrn.

Wie schmerzlich unterschied sich aber die Aufnahme, die dem jungen Mann in Paris zu teil ward, von den Liebkosungen, womit man das Wunderkind begrüßt hatte. Eine Empfehlung an Marie Antoinette hatte er in Wien nicht zu erlangen vermocht. Einigen Kavalieren und Damen, an welche er empfohlen ward, durfte er zwar Sonaten und Arien in Menge vortragen, sie ließen ihm dann wohl einmal ein Abendbrot vorsetzen — damit war aber auch das Füllhorn ihrer Gnade erschöpft. Am zuversichtlichsten hatte er auf Gunst und Verwendung des Baron Grimm gezählt, allein gerade hier erfuhr er die bitterste Enttäuschung. Grimms Interesse an Musik und Musikern war ganz und gar in Parteileidenschaft aufgegangen, nur die Italiener ließ er gelten, mit Piccini stand er in vertraulichsten Beziehungen; da war ihm die Ankunft eines jungen Deutschen, mochte dieser immerhin noch selbst auf dem Boden der italienischen Oper stehen, ersichtlich unbequem. Mozart fand zwar anfänglich scheinbar freundliche Aufnahme im Hause des Landsmannes, mußte aber bald erkennen, daß er auf Empfehlung bei den einflußreichen gens de lettres und andere Freundschaftsdienste nicht rechnen dürfe.

Von den Kunstgenossen war aufrichtigere Neigung nicht zu erwarten. Gluck hatte, als Mozart nach Paris kam, die Stadt bereits verlassen und war, um sich in ungestörter Muße der Vollendung der für die Pariser Oper bestimmten „Iphigenie" widmen zu können, nach Wien übergesiedelt. Mozart scheint gar keinen Versuch gemacht zu haben, den berühmten Landsmann für sich zu interessieren. Zehn Jahre früher, als der Knabe seine erste Oper „La finta semplice" für Wien komponierte, hatte zwar der Vater danach getrachtet, Gluck „auf seine Seite zu bringen," aber ohne sonderlichen Erfolg; ja, der alte Herr gab sogar dem Verdachte Raum, daß der eifersüchtige Meister das aufstrebende Genie unterdrücken wolle. „Unter dieser Zeit," schrieb Leopold Mozart an Freund Hagenauer, „haben alle Komponisten, darunter Gluck eine Hauptperson ist, alles untergraben, um den Fortgang dieser Oper zu hindern." Einer nichtswürdigen Intrigue war Gluck sicher nicht fähig; immerhin mag ein Mann von so stark ausgeprägtem Selbstbewußtsein mit Unlust ertragen haben, daß auf seinem Platze ein zwölfjähriger Knabe die Battuta schwinge, und vielleicht wurde auch dieses Mißbehagen nach Glucks Art derb geäußert. Seit jenen Tagen war offenbar in Mozart ein gewisses Mißtrauen zurückgeblieben. Er hielt sich von den Pariser Freunden Glucks fern und vermied alles, was auf Einverständnis mit den reformatorischen Principien hätte schließen lassen. Er trat aber auch Piccini, obwohl er diesen schon von Italien her kannte, nicht näher; er plauderte wohl mit ihm, wenn er ihn im Concert spirituel traf, suchte aber keineswegs näheren Umgang — „ich verstehe meine Sache," schrieb er nach Hause, „und er auch, das ist genug."

Eine Oper für Paris zu komponieren, war sein heißer Wunsch, obwohl er von den Leistungen der Pariser Bühne nichts weniger als befriedigt war. Was

Gluck über Musik und Geschmack der Franzosen äußerte, klingt noch wie ein Kompliment, wenn man erst Mozart darüber urteilen hört. „Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten," schreibt er an den Vater, „Herz, zu empfinden, und nur ein wenig Etwas von der Musique verständen und Gusto hätten, so würde ich von Herzen zu all diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Viecher und Bestien, was die Musique anlangt .... Ich bitte alle Tage Gott, daß er mir die Gnade gibt, daß ich hier standhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen teutschen Nation Ehre mache, und daß er zuläßt, daß ich mein Glück mache, brav Geld mache, damit ich imstande bin, Ihren dermaligen betrübten Umständen zu helfen, und daß wir bald zusammenkommen und glücklich und vergnügt miteinander leben können."

Eitle Hoffnungen! Alles, was er angriff, schlug fehl. An allen Thüren, wo er anpochte, wurde er mit leeren Redensarten abgespeist. Die Briefe an den Vater spiegeln immer deutlicher Betrübnis und Unmut des Künstlers; gerade der ausgelassenste Galgenhumor gibt davon beredtestes Zeugnis. „Sie schreiben mir, daß ich brav Visiten machen werde, um Bekanntschaften zu machen und die alten wieder zu erneuern. Das ist aber nicht möglich. Zu Fuß ist es überall zu weit und zu kotig, denn in Paris ist ein unbeschreiblicher Dreck; in Wagen zu fahren, hat man die Ehre, gleich des Tages vier bis fünf Livres zu verfahren, und umsonst, denn die Leute machen nur Komplimente und dann ist es aus; bestellen mich auf den und den Tag, da spiele ich, dann heißt's: O c'est un prodige, c'est inconcevable, c'est étonnant — und hiermit à Dieu! Ich hab' hier so anfangs Geld genug verfahren — und oft umsonst, daß ich die Leute nicht angetroffen habe. Wer nicht hier ist, der glaubt nicht, wie fatal das ist. Ueberhaupt hat sich Paris viel verändert, die Franzosen haben lange nicht mehr so viel Politesse, als vor fünfzehn Jahren, sie grenzen itzt stark an die Grobheit, und hoffärtig sind sie abscheulich!"

Endlich schien ein hellerer Glücksstern aufzugehen: seine Symphonie wurde zur Aufführung im Konzert der musikalischen Akademie angenommen. Sie fand auch Beifall, allein die größeren Journale nahmen kaum davon Notiz, und das Lob einiger Kenner war nicht imstande, eine wesentliche Besserung seiner Lage herbeizuführen. „Pegasus im Joch!" Der geniale Tondichter, dessen Seele danach lechzte, das vollendet Höchste in seiner Kunst zu leisten, sah sich genötigt, talentlosen Dämchen Musikstunden zu geben, nur um das liebe Brot zu verdienen. Der entwürdigende Dienst entlockt ihm tiefe Seufzer. „Lektion zu geben, ist hier kein Spaß. Sie dürfen nicht glauben, daß es Faulheit ist — nein! sondern weil es so ganz wider mein Genie, wider meine Lebensart ist!"

Noch schwerere Schicksalsschläge sollten ihn treffen. Während er seine Kraft in unwürdigem Lohndienst vergeuden mußte, saß seine gute alte Mutter Tag für Tag „allein wie im Arrest" in der ärmlichen Kammer im Hotel des quatre fils Aymon, wo Grimm seine Gäste untergebracht hatte. Im Mai erkrankte sie, erholte sich aber nochmals und unterzog sich wieder, da sie keinen Diener hatte, den häuslichen Arbeiten. Allein schon im nächsten Monat wiederholte sich der Anfall. Vierzehn qualvolle Tage verbrachte der Sohn an ihrem Schmerzenslager — der 3. Juli 1778 brachte ihr Erlösung.

Ein unsäglich trauriges Bild!

Fernab vom Tannengrün der Salzburger Berge, in der Fremde, in der gigantischen Weltmetropole liegt die brave deutsche Frau in den letzten Zügen. Verehrung, innige Liebe im Blick, wacht der Sohn an ihrem Sterbelager. Nur ein Landsmann, der Musiker Heina, besucht und tröstet ihn in so schweren Stunden; auch die Wirtin der Herberge erweiset sich als mitleidige Seele, indem sie sich hie und da einfindet, um nach der Kranken zu sehen und mit dem einsam Trauernden zu weinen.

Nun wird es Nacht, aber auf der Straße dauert der Lärm des Tages fort. Wie im qualmenden brodelnden Höllenkessel eines Vulkans gärt es in der Riesenstadt, wogt und braust und klirrt tausendfaches Geräusch. Rollen der Wagen, Gekreisch der Verkäufer, Geplauder der Fußgänger, Lärm der Werkstätten, Musik der Tanzbuden vereinigen sich zu sinnbetäubendem Getöse — das ist Paris!

„Volk, einzig in der Welt, in dem sich rätselhaft
Mit Greisessünden mischt beschwingte Jugendkraft,
Das mit Verbrechen spielt und mit dem Tode — immer
Erstaunt vor dir die Welt, doch sie begreift dich nimmer!"

Erst nach Mitternacht wird es stiller auf den Straßen und Plätzen — still ist's in der Stube. Erschöpft versinkt der einsame junge Mann in dumpfes Träumen. Ein lockendes Mädchenbild taucht vor seinen Augen auf, leise Harmonien ziehen durch seine Seele — da ruft ihn mit erlöschender Stimme die Mutter zu sich — er eilt an ihr Lager — und küßt schluchzend die Hand einer Leiche. Als dritte lagert im dunklen Sterbegemach eine Sphinx, unlösbare Rätsel auf den Lippen. — —

Es macht dem Herzen des jungen Mozart alle Ehre, daß er, sobald er wieder Fassung gewonnen hatte, nur darauf dachte, dem Vater das erschütternde Ereignis auf möglichst schonende Weise kundzugeben. „Weinen Sie mit mir, mein Freund!" schreibt er an Bullinger, der den Vater vorbereiten soll, „dies war der traurigste Tag in meinem Leben — dies schreibe ich um zwei Uhr nachts, ich muß es Ihnen doch sagen: Meine Mutter, meine liebe Mutter ist nicht mehr!" An den Vater schreibt er nur, die Krankheit der Teuren habe sich so verschlimmert, daß man sich aufs Schwerste gefaßt machen müsse; dann springt er, um den Vater zu zerstreuen, auf dies und jenes über, spricht von Musik und Theater, von Plänen und Hoffnungen, an deren Gelingen er selbst nicht mehr glaubte. Auch der letzte Rest der ersparten Barschaft wurde durch die Kosten der Bestattung der Mutter aufgezehrt. Mozart sah sich, wie schwer es ihm auch fiel, genötigt, Grimm um ein Darlehen zu bitten. Sein Herz lodert aber auf in Unwillen und Zorn, da ihn der Herr Baron jetzt noch drückender seine Ueberlegenheit fühlen läßt und ohne Umschweife zu erkennen gibt, daß er bedeutende Leistungen von seinem „Schützling" überhaupt nicht erwarte.

„Er will," schreibt Amadeus an den Vater, „ich soll immer zum Piccini laufen, zum Caribaldi (einem Sänger mit schöner Stimme) — mit einem Wort, er ist von der welschen Partei, ist falsch und sucht mich selbst zu unterdrücken." Paris ist dem Mißhandelten längst verleidet; er möchte nur noch deshalb bleiben, um dem hoffärtigen Grimm zu zeigen, „daß ich so viel kann, als sein Piccini — obwohl ich nur ein Deutscher bin." Mit Freuden begrüßt er die Botschaft, daß sich in der Heimat Aussicht biete, ein Plätzchen mit mäßigem Einkommen zu erlangen. Ehe noch Gluck wieder nach Paris übersiedelte, verließ der jüngere Künstler die Stadt, vor der ihm „graut, wenn er nur daran denkt." —

Allzu eifrige Reformfreunde haben gegen Mozart den Vorwurf erhoben, daß er gegenüber den sensationellen Erscheinungen auf musikalischem Gebiet, die der Streit zwischen Gluck und Piccini gerade damals zu Tage brachte, einen einseitig egoistischen Standpunkt eingenommen, Musik und Theater von Paris allzu hart verurteilt habe.

Wer könnte aber mit Augen, die von Thränen umflort sind, unbefangen oder gar freudig in die Welt des Scheines blicken?

Daß aber trotzdem der Pariser Aufenthalt bedeutsamen Einfluß auf Mozarts künstlerische Entwicklung übte, läßt sich gar nicht verkennen. Was dramatische Wirkung sei, lernte er in Paris, und wenn er, von Glucks Wegen abweichend, die alten Formen der Oper nachsichtiger schonte, als es den Anforderungen dramatischen Ausdrucks entsprach, so achtete doch auch er in Zeichnung der Charaktere und Situationen Wahrhaftigkeit als erstes Gesetz. Als ihn einmal Freund Franck mit dem Studium französischer Partituren beschäftigt fand und deshalb fragte, ob es denn nicht besser wäre, italienische Kompositionen zu studieren, erwiderte Amadeus: „Was die Melodie betrifft, ja! aber was den dramatischen Effekt anlangt, nein! Uebrigens haben auch die Gluckschen Partituren, die Sie hier sehen, nichts Französisches, als die Worte!" —

Die Krisen des Welthandels seit 1800.

Von

Ernst Sasse.

Die nebenstehende bildliche Darstellung geschichtlicher Thatsachen würde ohne Worte sprechen und keiner weiteren Erläuterungen bedürfen, wenn die Gedanken ganz allgemein weniger durch Worte als durch Zahlen und Formen ausgedrückt würden. Da indes selbst Universitätsprofessoren öffentlich darüber klagen, daß ihre klassisch gebildete Hörerschaft von einem lebhaften Grauen erfaßt wird, wenn einzelne Gegenstände des Vortrages streng mathematisch durch Formen oder Formeln behandelt werden müssen, so dürfen wir es wahrlich der großen Lesewelt nicht so sehr verübeln, wenn dieselbe sich von Zahlenreihen oder graphischen Darstellungen mit Entsetzen abwendet. Dennoch wollen wir den Versuch wagen, vielleicht einige Leser zu gewinnen, weil in der That bei dem immer mehr erschwerten Kampf ums Dasein die wirtschaftliche Frage für jedermann in den Vordergrund des Interesses gedrängt worden ist, und weil ja auch die idealen Bestrebungen der menschlichen Gesellschaft schwer leiden, wenn die Arbeiten auf den realen Gebieten des Verkehrslebens erfolglose sind. Wenn Gewerbfleiß und Handel daniederliegen, wenn die Mehrzahl der Weltbürger nur mit Mühe den notwendigen Lebensunterhalt zu erringen vermag, dann bleibt auch zur Förderung von Wissenschaft und Kunst nichts übrig.

Die weltwirtschaftliche Thätigkeit steigt und sinkt erfahrungsgemäß wellenförmig, und die Wendepunkte oder Wellengipfel sind durch mehr oder minder extensive und intensive Verkehrskrisen gekennzeichnet. Die so ungemein vervollkommneten Verkehrsmittel haben alle Kulturvölker zu einem einzigen wirtschaftlichen Organismus vereint, und die neuzeitlichen Handelskrisen befallen schon aus diesem Grunde fast gleichzeitig alle Länder. Dieser Umstand macht es leicht, den Wellenschlag des Weltverkehrs nach einem einfachen Näherungsverfahren darzustellen, während sonst zu einer strengen Messung der weltwirtschaftlichen Bewegung das Mittel aus zahlreichen Tabellen über die Leistungen der verschiedenen Völker auf den mannigfachen Lebensgebieten zu nehmen sein würde.

In Spalte 1 der umstehenden graphischen Darstellung sind die ausgedehnten Krisen dieses Jahrhunderts von 1814, 1825, 1836, 1847, 1857, 1866, 1873 und 1885 als einfache Striche neben einem Maßstab, gleichsam als Linien eines Spektrums, eingetragen. Daraus ist in Spalte 2 der Tabelle der mittlere Wellenschlag der Weltwirtschaft abgeleitet, indem die hellen Streifen die Jahresgruppen mit lebhafter und steigender wirtschaftlicher Thätigkeit, und die dunkeln Streifen die Jahresgruppen mit schwachem und sinkendem Geschäftsverkehr bezeichnen.

Es muß indes nochmals ausdrücklich zur Meidung von Mißverständnissen betont werden, daß es sich hier nur um die Darstellung der wirtschaftlichen Durchschnittsbewegung nach einem möglichst bequemen oder (wie der Mathematiker sich ausdrückt) nach einem möglichst eleganten Verfahren handelt. So eilen die Krisen der ungemein empfindlichen Börsen mit ihren überwiegend rein ideellen Geschäften den Krisen der reellen Geschäfte weit voraus, welche letztere mit längeren Lieferfristen arbeiten. Die Geldklemme an der Pariser Börse war schon 1863 und 1864 eine drückende, während die allgemeine Krisis erst 1866 ausbrach. Der Börsenkrach von 1873 trat ebenfalls zwei Jahre vor dem allgemeinen Wendepunkt ein, welcher sich aus zahlreichen genauen statistischen Tabellen über den Weltverkehr ergibt. Das Gleiche gilt von der Pariser Börsenkrisis von 1881, welcher erst nach ein paar Jahren der jetzt allgemeine Geschäftsrückgang folgte. Auch verschiedene Länder und verschiedene Geschäftszweige werden ungleichmäßig von den Krisen betroffen. Die Krisen sind bald in New York, bald in London, bald in Wien zuerst ausgebrochen. So litt Deutschland unter der Krisis nach 1873 viel mehr als Frankreich, weil die ohne wirtschaftliches Aequivalent verschobenen fünf Milliarden alle Preise in Deutschland steigerten, in Frankreich drückten und demgemäß zurückzuströmen strebten. Umgekehrt scheint von der jetzigen Krisis Frankreich und selbst England härter betroffen zu sein als Deutschland.

Trotz dieser mannigfachen örtlichen Verschiedenheiten ist die Periodicität der Handelskrisen und der Handelsbewegung eine so unverkennbar regelmäßige, daß diese

Gesetzmäßigkeit der Forschung nicht entgehen konnte und auch nicht entgangen ist. Schon Juglar schrieb 1862 in Paris über die periodische Wiederkehr der Handelskrisen. Neuere Forscher, namentlich F. X. von Neumann-Spallart in Wien, suchten die Ursachen der Wirtschaftskrisen in der Periodicität der Sonnenflecken und in deren Einfluß auf den Ausfall der Ernten.

Die in Spalte 1 der graphischen Darstellung eingetragenen Handelskrisen zeigen in der That eine etwa zehn- bis elfjährige Periodicität wie die Sonnenflecken, und aus der folgenden kleinen Tabelle ergibt sich eine befriedigende Uebereinstimmung.

Sonnenflecken-minima	Welthandels-krisen
1810	1814
1823	1825
1833	1836
1844	1847
1856	1857
1867	1866
1876	1875
1886	1885

Dagegen zeigen die Ernteerträge und die Lebensmittelpreise durchaus nicht ein regelmäßiges und mit der Periodicität der Sonnenflecken übereinstimmendes Wellenspiel, so daß wir nach einem anderen ursächlichen Zusammenhang zwischen der steigenden und sinkenden Thätigkeit der Sonne und der steigenden und sinkenden wirtschaftlichen Regsamkeit der Erdbewohner suchen müssen.

Da unsere ganze Denkthätigkeit wesentlich in Vergleichen beruht, so wollen wir die periodische geschäftliche Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft zunächst noch mit anderen periodischen geschichtlichen Leistungen der Völker vergleichen. Der allgemeine, unausgesetzt in den mannigfachsten Formen betriebene Kampf der Völker ums Dasein findet seinen deutlichsten Ausdruck in den Kriegen und Revolutionen. Die Völker befinden sich abwechselnd im Zustand des Friedens und des Krieges, und diese beiden bestimmt geschiedenen Zustände sind nach derselben einfachen Methode wie die Handelskrisen in Spalte 3 der graphischen Darstellung eingetragen, indem der Friede durch helle Streifen, die Kriege durch dunkle Linien und Bänder bezeichnet sind, und zwar durch um so dunklere, je bedeutender die Kriege erscheinen.

Ein tiefes dunkles Band füllt den Raum von 1805 bis 1815, in welcher Zeit Frankreich sich im Kampf gegen Koalitionen und einzelne Mächte befand. Der dunkle Streifen begreift ferner in sich den russisch-türkischen Krieg von 1807 bis 1812, die Erhebung der spanisch-amerikanischen Kolonien um 1810 und den englisch-amerikanischen Krieg von 1812 bis 1814.

Nach einer kurzen Abschwächung der kriegerischen Thätigkeit beginnen um 1820 Unruhen und Demagogenverfolgungen in fast allen Ländern. Die Oesterreicher rücken 1821 in Italien, die Franzosen 1823 in Spanien ein.

Noch lebhafter werden die allgemeinen Revolutionen um 1830. Nicht nur innere, sondern auch lebhafte äußere Kriege kennzeichnen diese Jahresgruppe, der russisch-persische Krieg von 1826 bis 1828, der russisch-türkische von 1828 bis 1829, die Eroberung von Algier durch die Franzosen 1830 und der ägyptisch-türkische Krieg von 1831 bis 1833.

Grundriß der Handelsbewegung

Handelskrisen 1 | Handelsbewegung 2 | Kriegsbewegung 3

1810 – 1820 – 1830 – 1840 – 1850 – 1860 – 1870 – 1880

Eine verhältnismäßig schwache kriegerische Erregung ist um 1840 zu verzeichnen. Wohl beschäftigte der ägyptisch-türkische Krieg von 1839 bis 1840 die Großmächte lebhaft; wohl rüstete sich Frankreich schon zu einem Rheinkrieg; doch wurde der Friede noch aufrecht erhalten.

Ein breites tiefdunkles Band folgt nunmehr, indem um 1848 in fast allen Ländern des Erdballs bedeutende Revolutionen ausbrachen, an welche sich von 1853 bis 1856 der große orientalische oder Krimkrieg anschloß.

Nach nur kurzer Pause folgt abermals ein breiter dunkler Streifen, darstellend den französisch-piemontesisch-österreichischen Krieg von 1859, den gewaltigen nordamerikanischen Bürgerkrieg von 1861 bis 1864, den Zug der Franzosen nach Mexiko von 1861 bis 1867, den deutsch-dänischen Krieg von 1864 und den preußisch-italienisch-österreichischen Krieg von 1866. Nach einer abermals nur kurzen Pause folgt 1870 der deutsch-französische Krieg, die Erringung der deutschen Reichseinheit, die Vollendung der italienischen Einheit durch die Eroberung Roms und das Ende der weltlichen Papstmacht.

Unter den kleineren Kriegen der folgenden und letzten Gruppe hebt sich der russisch-türkische Krieg von 1877 bis 1878 als kräftige Spektrallinie ab.

Wie Spalte 2 der Tafel nur die allgemeine mittlere Handelsbewegung veranschaulicht, so stellt auch Spalte 3 die durchschnittliche allgemeine Kriegsbewegung dar, an welcher die einzelnen Völker in sehr verschiedenem Maße beteiligt waren. Auch die Kriegsbewegung zeigt eine überraschend regelmäßige zehn- bis elfjährige Periodicität wie die Handelsbewegung und die Sonnenflecken, und man möchte von vornherein annehmen, daß die allgemeinen Handelskrisen sicherlich durchweg in die Kriegsjahre fallen. Deshalb werden viele Leser zu ihrer Ueberraschung der graphischen Darstellung die Thatsache entnehmen, daß die großen Verkehrskrisen überwiegend in den Friedensjahren auftreten. Die menschliche Thätigkeit steigt und sinkt periodisch gleichmäßig auf allen Gebieten. Wenn man in Spalte 3 der Tabelle die wahrhaft großartige kriegerische Thätigkeit der Völker in den Jahren von 1848 bis 1872 dargestellt sieht, so sollte man meinen, daß in jenem Zeitabschnitt für friedliche Arbeiten keine Kraft mehr übrig geblieben sei. Trotzdem sind in diesem Zeitraum etwa 350 000 km Eisenbahnen mit den zugehörigen Telegraphen auf dem Erdball gebaut worden. Mehr als 100 000 Lokomotiven von zusammen 30 000 000 Pferdekräften rollen auf diesen Schienensträngen. Etwa 120 000 000 000 Mark sind auf alle diese Dampfunternehmungen verwendet worden. Das sind neben den kriegerischen Thaten friedliche Leistungen, welche alle bisher bekannten geschichtlichen Arbeiten weitaus übertreffen. Die Kriege sind eben nur Symptome, welche lehren, daß die Regsamkeit oder Reizbarkeit der Völker gesteigert und daß ein Kraftüberschuß vorhanden ist.

Zu ähnlichen Bildern und zu ähnlichen Ergebnissen gelangt man, wenn man die großen Volksseuchen als Spektrum nach einem bestimmten Maßstab aufträgt. In dieser Skizze würde die Verfolgung dieses Gegenstandes zu weit führen. Wohl üben die großen Epidemien, wie die Kriege, auf den geschäftlichen Verkehr bestimmte Wirkungen aus, doch bedingen sie keine allgemeinen Handelskrisen.

Was lehrt uns nun die einfache Tabelle, welche wir mit Rücksicht auf diese Untersuchung beigefügt haben? Die Schlüsse aus den dargestellten Thatsachen hat Verfasser schon in der „Zeitschrift des Königlich Preußischen statistischen Bureaus", Jahrg. 1879, S. 21 und im „Zahlengesetz der Völkerreizbarkeit" (bei R. Eisenschmidt in Berlin) gezogen. Die Nervenreizbarkeit der Erdbewohner steigt und sinkt in einer mit der Häufigkeit der Sonnenflecken nahe zusammenfallenden Periodicität. Wenn die Reizbarkeit steigt, so wird die Thätigkeit auf allen Gebieten lebhafter und die Empfänglichkeit für Krankheiten aktiven Charakters größer. Wenn die Reizbarkeit sinkt, so erscheinen die entgegengesetzten Symptome.

Und warum steigt und sinkt die Nervenreizbarkeit der Erdbewohner mit der Frequenz der Sonnenflecken? Die Sonnenflecken sind Aufwallungen oder Ausbrüche der Sonnenmasse infolge der Schwankungen des Sonnenkerns während des Umlaufs der Sonne um den stets wechselnden gemeinschaftlichen Schwerpunkt des ganzen Sonnensystems. Da nun der Erdball und seine Bewohner an den Schwerkraftstrahlen der Sonne hängen, da ferner die Schwerkraftstrahlen allen Bewegungen der sie aussendenden Massen folgen müssen, also periodisch mit der Frequenz der Sonnenflecken mehr oder minder stark bewegt und beunruhigt sind, so müssen auch die an den Sonnenschwerkraftstrahlen hängenden Erdbewohner periodisch mehr oder minder stark erregt und beunruhigt werden. Die Erörterung einiger allgemein verständlicher Hauptsätze der Nervenmechanik soll einer ferneren Arbeit vorbehalten bleiben. Es sei nur nochmals hervorzuheben gestattet, daß es sich hier lediglich um das Gesetz der großen Zahl, d. h. um das Gesetz der Durchschnittsbewegung der menschlichen Nervenreizbarkeit handelt.

Die Wissenschaft wird zwar in erster Linie ihrer selbst und der Wahrheit willen betrieben, hat jedoch auch die Aufgabe, ihre Errungenschaften für das praktische Leben nutzbar zu machen. Wird nun die Kenntnis der künftigen wahrscheinlichen Durchschnittsbewegung der Nervenreizbarkeit und ihrer Folgen einen greifbaren praktischen Nutzen für die menschliche Gesellschaft haben? Wird die Selbstkenntnis der Menschen zur Selbstbeherrschung führen? Das ist leider nicht zu erwarten. Die Wissenschaft wird schwerlich eine Handelskrisis, einen Krieg oder eine Epidemie abwenden. Nicht der nüchterne Verstand, sondern die Leidenschaft (die Reizbarkeit) entscheidet bei den Massen. Im besonderen können keine künstlichen Mittel die allgemeinen Wirtschaftskrisen verhindern, welche gleichmäßig die Länder mit Schutzzoll oder Freihandel, mit Gold-, Silber- oder Doppelwährung heimsuchen.

Menschen!

(Als ich Fr. Vischers „Auch Einer" gelesen.)

Von

J. G. Fischer*).

So treten sie nur in die Welt,
Das Auge so nach oben,
Der Stirne lichtbeglänztes
Vom Aetherduft umwoben,
Die Lippe redend aufgethan,
Des Wohllauts mächtiges Organ
Vom Geist emporgehoben.

Ein Unmann, der in solchem Leib
Niemals den Gott erkannte,
Der nie für ein geliebtes Weib
Mit ganzer Seele brannte,
Sie niemals, wenn er sie umschloß
Und ihr die Seele überfloß,
Der Erde Himmel nannte.

Doch glüht ins Frauenherz ein Mann
Sein Bestes zu versenken, —
Unweib, das ihn verkennen kann
Und nur sich selber denken;
Du sollst, gebannt an Seel' und Leib,
Der Erde, du entreiztes Weib,
Niemals ein Leben schenken!

*) Der Verfasser dieses Gedichtes, Johann Georg Fischer in Stuttgart, beging am 25. Oktober dieses Jahres seinen siebzigsten Geburtstag. Er hat im Verlauf der Jahre eine umfassende dichterische Thätigkeit entfaltet und auf lyrischem wie dramatischem Gebiet Bedeutendes geleistet. Wir sprechen dem siebzigjährigen Geburtstagskind auch an dieser Stelle unsere Glückwünsche aus und sind überzeugt, daß viele Leser, die dem Dichter Anregung und Erhebung danken, freudig in sie einstimmen werden.
D. Red.

Schnadahüpfl'n. Von Hugo Kauffmann.

Passah.

Von

Luise Schenck.

Geld willst du haben, Geld für Seif'? Gott steh' mir bei! Wenn ich arbeit', bringt es Gewinn, aber wenn ihr Weibsleut' schafft, kostet es Geld obendrein. Es wär' das Klügste, ihr setztet euch alle auf die Stühl' und legtet die Hände in den Schoß, das Klügste wär's und das Billigste. Hörst du?"

„Gebt mir das Geld, Vater, das Haus muß sauber sein zum Fest, so ist's Gesetz und Brauch."

„Willst mich 'was lehren? Gibt's nicht Wasser genug im Brunnen die ganze Straß' zu waschen? Greif nur ordentlich an, hörst du? Sind das da fleißige Hände? Weiß und weich wie Zuckerwerk! Nichts geb' ich, gar nichts, wenn's auch nur ist, daß du's lernst zu sparen und zu schätzen, das Geld, das gute Geld."

„Jakob Moser, du bist ein Unmensch," klang es durch ein offenes Fenster des niedrigen Stübchens, an dem ein ältliches, stark gerötetes Gesicht erschien, welches mit beiden Händen auf den Stiel eines Rechens gestützt war.

„Freut mich . . . Bist schon wieder da, die Loh' zu rechen und zu horchen? Thu mir die Lieb', Deborah, bleib des Morgens auf der anderen Seit'; es bringt kein Glück alten Weibern zu begegnen in der Früh'."

„Du schauest auch nicht aus wie einer, der 'was Gutes kündet," rief Deborah dem fortgehenden Moser nach und wandte sich dann zu dem Mädchen, welches ratlos mit niedergeschlagener Miene im Zimmer stand.

„Estherchen, weine nicht, mein Schatz, mein Stern, mein Alles. Er weiß es wohl, ich geb' sie dir, die Groschen für die Seif'."

„Nein, Tante, ich will's nicht leiden, daß du dich arm machst wegen unserer. Aber sieh nur das Holzwerk an. Die Feuchtigkeit ließ kaum noch ein wenig Tünche darauf und alle Risse sind schwarz. Ach, was fang' ich an? es wird nimmer rein mit klarem Wasser und so in das Fest zu gehen wäre eine Schand' und eine Sünde."

„Nimm nur die Fenster aus; ich komme gleich zurück; sei vorsichtig, mein Vögelchen, daß dir keines fortgleitet, sei vorsichtig."

Deborah rechte noch einmal durch die Lohe, welche auf dem Pflaster vor ihres Schwagers Haus ausgebreitet lag, und trippelte dann über die Straße in ihr eigenes Häuschen, neben dessen Thüre, in Vertretung eines Aushängeschildes, ein altes Ballkleid, ein buntfarbiger Bauernrock und andere Kleidungsstücke in Wind und Sonnenschein hin und her flatterten. Eine Katze folgte ihr von der Schwelle auf die enge Flur. Beide gingen geräuschlos durch eine doppelte Reihe von Kleidern, die wohl geordnet und ausgebreitet auf Nägeln hingen, die besten Seiten hervorkehrend, wie es nur je ihre früheren Besitzer gethan, und in den seidenen Röcken regte sich ein leises Rauschen, wenn die alte Jüdin, trotz aller Vorsicht, ein wenig daran streifte. Sie trat in das Hinterzimmer neben der Küche, öffnete erst einen Schrank, dann eine Kommode und spähte eifrig umher, wobei die kleinen gespaltenen Aederchen auf ihren Wangen sich immer mehr dehnten und tiefer färbten.

„Haben wir gar nichts, Mieze, keinen Pfennig? 's ist 'ne böse Zeit. Ja, ja, du und ich, wir wissen, wovon es kommt. Von der schändlichen Mod' mit den Kleidern kommt es. Kein ordentlich Stück Zeug ist darin; alles verschnitten in Streifen und Flicken; das nennen sie Besatz und ist gar nichts dahinter; es ist alles Falschheit in der Welt."

Mieze knurrte verständnisvoll, sie wußte längst, daß die Mode dem Geschäfte großen Schaden gethan und daß alles Falschheit sei in der Welt, sie hatte es wohl hundertmal von ihrer Herrin gehört, ohne je zu widersprechen. Aber die Kleider an der offenen Thür blähten sich auf und thaten, als ob sie einer Verleumdung trotzten, während die alte Jüdin seufzte, weiter suchte und wieder seufzte. Sie mußte sich davon überzeugen, daß alle die Plätzchen, an denen sie abwechselnd ihr Geld zu verbergen pflegte, leer waren; das Schubfach im Nähkasten ward zuletzt durchsucht, aber vergeblich, es lag keine Münze unter den Knöpfen, wie oft sie dieselben auch auf und nieder rollte.

„Der Hausstand kostet Geld, Mieze, und wir verdienen so wenig. Als noch meine Schwester lebte, zahlte der Jakob für manches, aber die Esther, das Kind, kann nichts von ihm herausbekommen; so fällt alles auf mich. O, es ist eine böse Welt und eine böse Zeit ist es für die alten Kleider!" — Mieze, welche nichts dagegen haben konnte, begleitete ihre Herrin bis an die Thür zurück, wo sie sich verdrießlich in einen runden Knäuel aufwickelte.

Drüben waren schon alle Fensterflügel ausgehängt und das doppelt einfallende Licht legte das ganze

Zimmer dem Blick von draußen offen. Esther stand in einem kurzen Rock auf Holzpantöffelchen, eifrig eine Thür abwaschend; sie hatte die Aermel des am Halse offenen Jäckchens zurückgestreift, um sich desto besser ihrer Beschäftigung widmen zu können, aber wie hart sie auch arbeitete, die Schicht, welche Staub und Dünste auf das Holz getragen, wollte ihren Bemühungen nicht weichen.

„Kind," unterbrach sie die Tante, „es thut mir leid, mein Geld ist alle geworden. Nimm Sand, mein Täubchen. Ich geh' in die Küch' das Feuer zu zünden; mit heißem Wasser und Sand geht es erstaunlich gut."

Esther schaffte schweigend weiter mit einer krampfhaften Geschäftigkeit, an der ihre Gedanken keinen Teil hatten. Einzelne Löckchen ihres hoch am Hinterkopfe befestigten Haares lösten sich und fielen schmeichelnd auf die purpurnen Wangen nieder, über denen zwei längliche, orientalische Augen brennend hervorsahen, in deren Tiefen sich Licht und Dunkel, knospende Lebenswonne und unendliche Schwermut zu bekämpfen schienen. Draußen jagten hochgetürmte, regenschwere Gewitterwolken über den lichtblauen Himmel, bald die lebenerweckende, blütenerschaffende Sonne verhüllend, bald von ihren mächtigen Strahlen vergoldet oder zerstreut; die Luft durchdrang ein warmer, duftiger, verheißungsvoller Hauch, welcher nur an den schattigen Orten erstarb, wo der östliche Wind dann und wann sich schadenfroh regte mit schnödem, eisigem Flüstern. Wie in der Ulme, welche sich im Schmuck des keimenden Laubes über die Dächer und Dächlein des ärmlichen Hauses und der umliegenden Gemäuer hoch emporstreckte, der Vöglein Lied halb triumphierend, halb furchtsam erklang, so zog durch des emsigen Mädchens Herz ein Frühlingssehnen, ein zagender Traum von Glück und Liebe. Weiche Thränen hingen an ihrer Wange und mischten sich fallend mit den Wasserströmen, die sie über die Thürpfosten hin und wieder gleiten ließ. Der Wind war still geworden, die steigende Sonne verbreitete Beklommenheit im Zimmer; tiefe, fliegende Schatten über den Raum werfend, ballten sich die Sturmwolken dunkler und dunkler zusammen und dunkler wurden Esthers Augen.

Aber plötzlich glühten sie auf, indem sie den Kopf seitwärts wandte und die rechte Hand gegen den Thürpfosten stemmte. Die Vögel schwiegen in dem Düster des drohenden Unwetters, nur die gefräßige Säge auf dem Holzplatze drüben klang eintönig und barsch. Lauschte das Mädchen diesen Tönen, welche allein die Stille zu unterbrechen schienen? Jetzt erschollen Trompetensignale, ein verworrenes Geräusch wälzte sich heran und rauschende Musik setzte siegreich und fröhlich ein. Eine Abteilung Reiter kam daher in prächtigen Uniformen mit funkelnden Helmen, die Rosse nach dem Takte der Musik wie im Tanze schreitend und das düstere Gäßchen am Auslauf der kleinen holsteinischen Landstadt schien plötzlich in Glanz und Leben getaucht. An Thüren und Fenster eilten die Bewohner, um das herrliche Schauspiel zu genießen, aber Esther, welche nur mit einem Blick aus dem Seitenfenster den Trupp im neu hervorbrechenden Sonnenschein herankommen sah, verbarg sich im Hintergrund des Zimmers. Der Zug brauste vorüber und der Schall der Pferdehufe verklang auf dem holperichten Pflaster, als sie den Winkel verließ. Doch sie ward noch gesehen. Ein säumiger Reiter sprengte hinter dem Trupp; die Stube mit scharfem Blick durchspähend, senkte er leicht den Säbel und rief:

„Gott zum Gruß, schöne Rebekka." Dann verschwand auch er.

Das Mädchen seufzte auf, als ob ihr der Atem versagte.

„Er kennt mich nicht — nicht einmal meinen Namen," flüsterte sie leise; „elend und einsam muß ich leben, elend und einsam will ich sterben, des geizigen Schächters verachtetes Kind. Schön nennt ihr mich und als ich in dem Bild gestanden, am Brunnen dem Elieser den Krug darreichend, warft ihr mir ins Gesicht, wie schön ich sei, wie schön . . . O, ihr hattet mich ja nur deswegen geholt; was geht es euch an, daß ich ein Herz habe, ein Herz, das nicht still sein will, bei Tag und bei Nacht . . . Wie ungerecht ich bin! . . . Er stand allein zur Seite und sprach kein Wort, als beim Fortgehen lästige Bewunderer mich von Deborah trennten und mit ihrem Beifall ängstigten. War's Mitleid oder Laune, daß er mir so stolz entgegenschritt und mich aus dem Haufen befreite? . . . Ach, warum denke ich noch darüber nach? Er selber mag es schon vergessen haben." — Sie nahm die Arbeit wieder auf, denn es galt fleißig zu sein.

In der Thüre, welche Deborah offen gelassen, erschien nach kurzer Zeit ein Besucher; er hatte nicht geklopft und verschob es, den Gruß zu sprechen, um das Mädchen bewundernd anzustarren. Der lange, linkische Mensch trug einen Warenpacken, aus dem ein eisernes Maß hervorragte; seine Gegenwart anzukündigen, zog er dasselbe endlich hervor und ließ es mit einigen leichten Schlägen gegen die Wand fallen. Esther, welche die Tante vermutete, sagte ohne den Kopf zu wenden:

„Bringst du Sand, Deborah?" Sie erschrak, als ihr eine krächzende Stimme zurief:

„Sand willst du? Sand und Land gäb' ich dir und ein ganzes Königreich, wenn ich's selber hätt', du meine Herzenskönigin."

„Sprecht gescheit," versetzte das Mädchen herb. „Wen sucht Ihr, Onkel Benny?"

„Wen ich such'? Eine, die mich meidet; die mich Onkel nennt und nicht meine Nichte ist; eine, die ein Stern ist und doch auf Erden wandelt; eine, die stolz thut wie die Königin in der Schrift und ist doch nur 'ne arme Judendirne. Dich such' ich."

„Ja, Benny, stolz und arm, Ihr habt recht," entgegnete Esther, mit stockendem Atem seine vertrauliche Annäherung abwehrend. „Laßt mich in Ruh'. Wir gefallen einander nicht."

„Kind, du irrst dich, mir gefällst du sehr und ich werde dir gefallen später. Bin ich nicht der jüngste und der schönste in der Synagoge, so hab' ich doch einen ehrlichen Namen und habe gutes Geld, dir zu kaufen, was dein Herz begehrt. — Glaub mir, wenn wir werden spazieren gehen am Sabbath, werden die

Leut' sagen: ‚Seht, wie prächtig ist des Benny Weib in dem langen roten Shawl‘, und werden sich gar nicht kümmern um meine Nas', ob sie ist rot oder weiß; ob sie ist kurz oder lang.“ Benny lachte selbstzufrieden über die Art, wie er den größten Fehler seines abstoßenden Gesichts der Duldsamkeit des Publikums empfohlen glaubte.

„Von Schönheit kann man nichts essen,“ fuhr er kleinlaut fort, da das Mädchen hartnäckig schwieg, „und ein ehrlicher Name ist des Mannes beste Zier. Hast du geweint, Esther. Was fehlt dir?“

Die Antwort ward ihm aus anderem Munde.

„Geduld fehlt ihr und Geld,“ sagte Deborah, welche mit einem Wasserkübel aus der Küche kam.

„Wieviel gebraucht sie?“

„Na, wenig Geld und viel Geduld. Der Jakob macht uns das Leben sauer. Nicht die paar Groschen für Seife will er geben.“

„Kaufe, was nötig ist,“ sagte Benny, ihr ein kleines Darlehen reichend. Beschämt darüber, daß die Alte es annahm, lief Esther in das anliegende Zimmer, wo ihr eine schlimmere Prüfung bevorstand. Von der Küche her kam Jakob ihr hastig entgegen.

„Bist du wahnsinnig, Esther? Ein Feuer auf dem Herd, als ob wir sollten braten die Osterlämmer für die ganze Gemeinde! Du wirst mich bringen vom Bett auf Stroh, du liebloses, pflichtvergessenes Kind . . . Bleib da, ich hab's schon ausgegossen, bleib da, hörst du?“

Er hielt seine Tochter am Arm und schrie so laut, daß die beiden Personen aus dem Vorderzimmer herzueilten. Da er Benny sah, gab er sie frei, um den Verwandten, einen Bruder seiner ersten Frau, mit freundlichem Händedruck zu begrüßen.

„Willkommen, Benny, was macht das Geschäft? Hier sieht es bunt aus. Die Frauenzimmer stellen alles auf den Kopf. Du wirst es noch erfahren, wenn du heiratest. Ich sage dir aber, sei klug und laß es bleiben; hüte dich vor den Weibern. Es mag gute darunter geben, ich kenne sie nicht.“

„Warum sprichst du so, Jakob? Du weißt, daß ich um die Esther freie?“

„Warum? Dich zu warnen, darum. Sie ist von den Schlimmsten eine; sie ist launisch und sie ist anspruchsvoll; sie ist nicht zu sättigen mit Garn und Nadeln und Seif' und was weiß ich. Und sie ist arm, Benny, arm; nichts schrecklicher in der Natur.“

„Ich nehme die Esther ohne Mitgift, Jakob, wenn sie will, und ich bezahle das Brautkleid und bezahle die Hochzeit.“

Esther, welche sich in einem Winkel hinter dem Vater völlig eingeschlossen fand, hielt leise weinend den Zipfel ihrer Schürze vor das Gesicht, ohne ein Wort zu sagen.

„Der Benny fragt, ob du willst, hörst du?“ sprach Jakob höhnisch, „die Mode ist noch verrückter, als die andere Mod' von den Kleidern, welche Deborahs Geschäft ruiniert. Die Mod', ein Mädchen zu fragen, ob es will, ruiniert den Eh'stand, das sagt der Jakob. Also willst du? Eine Antwort ist's doch wert.“

„Nein, Vater,“ hauchte Esther, die Schürze von ihren Augen fortziehend.

„‚Nein, Vater‘ . . . hörst du? da haben wir's nach der neuen Mod'; aber ich bin aus der alten Zeit und nach der alten Mod', und ich sag', die Esther ist dein. Am Osterabend, wenn der erste Stern aufgeht und die Lichter angezündet sind in der Stub', gelob' ich dich dem Benny. Mach nur kein Gesicht, daß die Milch wird sauer in der Küch', was hast du gegen den Benny, warum willst du ihn nicht?“

„Weil ich ihn nicht lieben kann. Habt Erbarmen, Vater, und zwingt mich nicht.“

„Lieben? Das sollst du auch nicht. Betrag dich nur wie eine ordentliche Frau. Liebe ist Gefühlsverschwendung, und ich kann nicht leiden Verschwendung irgend einer Art; auch nicht Zeitverschwendung. Geh an die Arbeit, geh.“

Deborah hatte sich schon früher daran gemacht, die häuslichen Geschäfte zu fördern, aber sie wußte um Bennys Werbung und hatte alles gehört.

Als die Nichte in stummer Verzweiflung an ihrer Seite stand, sagte sie treuherzig:

„Laß es gut sein, mein Blümchen, besser als hier kriegst du's gewiß. Der Benny ist kein Knauser, der kauft dir wohl eine Tonne Seif' im Frühjahr; er ist kein Knauser und du hast dein gutes Brot.“

„Ach, Tante, was hilft mir 's Brot, wenn ich nicht essen mag? Ich wollt', ich läg' auf dem Kirchhof bei meiner Mutter.“

„Still doch, ich kann's nicht hören!“ rief die alte Jüdin in weinerlichem Tone. „Sei verständig und brauch Geduld, wie deine Mutter selig. Hör, der Vater ruft nach den Messern, reich sie schnell hinaus.“

Esther ging nach den Messern, welche neben dem Ofen in Lederfutteralen an der Wand hingen; eines derselben glitt hervor, ihre Finger mit eisiger Schärfe berührend, und es rieselte bleich über ihr Gesicht. Sie hatte eine nervöse Angst vor ihres Vaters Handwerkszeug und sich nie daran gewöhnt, das Geflügel im Hofe töten zu sehen; es war ihr so leid um die kleinen schneeweißen Hälser, und das Schlagen der Flügel kam ihr oft im Traume vor.

„Tante,“ sprach Esther zurückkommend, „war dein Vater strenge wie mein Vater?“

„Das war er nicht. Doch deiner ist so bös nicht, wie er scheint; er ist an manchen schweren Leiden verhärtet.“

„So ist es wohl. Ich hab' ihn stets gefürchtet, und mehr noch seit mein Bruder Ruben von uns ging. Ihr sprecht nie mehr von Ruben, doch weiß ich, daß er starb. Auch hatte ich andere, ältere Geschwister, die ihr niemals nanntet . . . O, Tante, ist es wahr, daß ein Verhängnis liegt auf meines Vaters Haus?“

„Unsinn, mein Seelchen, wer hat das geschwätzt?“

„Ich hörte neulich den alten Totengräber sagen, auf den Gräbern der Unseligen wächst die Weide nicht; dort, wo die Mosers liegen, ist schon manch Reislein gepflanzt, aber es stirbt immer wieder ab, denn des Jakob Vater hat Fluch geladen auf Kind und Kindeskind. Deborah, warum hast du mir's verheimlicht? Sag mir die Wahrheit; ich muß sie wissen.“ Esther

hatte sich neben sie gesetzt und sah sie mit großen, flimmernden Augen an.

„Kind, was willst du mit der Wahrheit, wenn sie nicht gut thut, zu hören? Verschweigen ist nicht lügen. Sieh doch, wie es der liebe Gott macht mit den Menschenkindern; er zeigt ihnen nicht, wie alles zusammenhängt, noch was die Zukunft bringt, weil die Wahrheit ist schwer zu tragen. Bleib brav, wie du heut' bist, und laß die Vergangenheit für die Toten." Sie strich zärtlich über Esthers Haar, indem sie dem Mädchen, welches, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, in weicher, anmutiger Haltung dasaß, tröstlich zuredete:

„Der Gott unserer Väter wird dich segnen, mein Sternchen, die siebzehn Jahre, die du auf der Welt bist, hab' ich an jedem Tage für dein Heil gebetet. Wenn ich so ewig Segen für dich erfleht, sollte es nicht mehr Macht haben im Himmel, als die gottlosen Worte des alten, zornbethörten Moser?"

„Vielleicht, vielleicht . . . Deborah, o, bet auch heute noch für mich . . . Ich bin elend, daß ich des Vaters Zorn verdiene und nicht von mir wenden kann, doch ein Gefühl tobt mir im Busen, das stärker als ich selber ist. Ich will dem Vater nicht gehorchen, Tante."

„Willst nicht gehorchen, Esther, was willst du denn?"

„Ich weiß es nicht; mich retten will ich vor dem Benny, den ich hasse . . . Mehr noch, ich trau' ihm nicht," flüsterte sie an Deborahs Ohr. „Sag's nur, du selber traust ihm nicht."

„Doch," versetzte die Alte, eifrig mit dem Kopfe nickend. „Es ist so viel gestohlen diesen Winter und nichts entdeckt, daß manchem jetzt unverdientermaßen der gute Name gestohlen wird. Um verdächtige Waren zu kaufen, ist der Benny zu klug."

„Sie sagen, er schließt abends seine Leute ein," fuhr Esther ängstlich fort.

„Närrchen, das thut er gegen Diebereien . . . Neid und Mißgunst lauern vor des Reichen Thür. Wenn nur ein Titelchen an dem Gerede wär', hätte dein Vater ihn abgewiesen. Kratzbürstig ist der Jakob, aber rechtschaffen und kennt den Benny durch und durch."

„Und kennt ihn doch vielleicht nicht aus. O, weh," unterbrach sich Esther, heftig aufspringend, „bis übermorgen ist's nur eine kurze Zeit, was blieb ich denn so lange müßig? Die Mutter hat mir noch am letzten Tage mit anderen Dingen an das Herz gelegt, keinen Fleck zu lassen im Haus zum Passahfest, und ich versprach es. Wenn ich mein Wort nicht halt', so thu' ich Sünde."

„So ist es recht, mein Herz, denk immer an die nächste Pflicht, dann geht das Leben schnell dahin, und ist es schön gewesen, war es Sorg' und Müh' — du wirst dein Schicksal noch ertragen lernen. Wohl manche hat ungern ja gesagt und ist doch glücklich mit der Zeit geworden. — Fertig bringen wir die Arbeit schon, wozu wäre denn die alte Deborah gut, wenn sie dir nicht hälfen thät'? . . . Sachte, sachte, Kind, gut Ding muß Weile haben. Gib acht, daß deine Füße trocken bleiben, damit die Hitz' dir nicht zu Kopfe steigt."

Mit Benny unter den Fenstern fortschreitend, rief Jakob den Frauen zu, daß er seiner vielen Geschäfte wegen erst zum Abend heimkommen werde, während der andere verstohlen nach Esther schielte. Sie gingen die menschenleere Straße hinab, deren alte Giebelhäuser, nur einmal durch die stattliche neue Synagoge, aber selten durch andere moderne Gebäude unterbrochen, sich unregelmäßig aneinander reihten, einzelne mit Weinreben geschmückt oder eigensinnig vorspringend aus dem grauen Haufen, andere weit zurückliegend im Schatten einiger flach geschorenen Linden, darunter trauliche Bänke zu seiten der Eingangsthür standen. Wie vor des Schächters Thür lag hin und wieder an freien Plätzen eine Schicht bräunlicher Lohe, um dort an Luft und Sonne zum Brennmaterial zu erhärten. Eine Bachstelze hüpfte zierlich vor den beiden Männern hin und Jakob mochte einer Ideenverbindung folgen, indem er mit einem Blick auf die anmutigen Bewegungen des Tierchens seinen Gefährten lächelnd fragte:

„Was macht dein Lieutenant?"

„Er ist fest. Er hat verloren große Summen bei dem Wettrennen; das Pferd, was er aus England bekommen hat in Watte und Flanell, ist kaput, obgleich es ein Vermögen kostet; er schuldet Schuster und Schneider, er schuldet Gott und der Welt; er wird nicht können zahlen morgen."

„Hm . . . sein Vater ist reich. Was willst du thun?"

„Was mein Recht ist. Daß ich ein Narr wäre, noch zu prolongieren. Er ist entzweit mit dem Vater, der dem Sohn nicht gestatten will, was er sich selbst erlaubt, und ihn nur noch im Hause duldet wegen der gnädigen Mama und den Schwestern. Ich weiß es von dem Kammerdiener, der öfters bei mir handelt. Sie sprechen schon lange nicht mehr miteinander. Was meinst du? Der Sohn hat sich aufgehalten über die Verschwendung seines Vaters; das nahm der Alte übel; wahrscheinlich, weil er sich getroffen fühlte, denn er kommt durch mit dem Gut, bevor es der Junge erbt. Er fährt mit Vorreiter und vieren, er baut Schlösser — der Vater, mein' ich — mit Türmen, er reist nach dem Orient, und wenn er zurückkommt, baut er Moscheen wie ein Türk'; er läßt vergeblich graben nach Silber in seinen Kohlenminen, ohne zu bemerken, daß sein Gold aus dem Fenster geht. Wenn es kommt zum Bankerott und zum Verkauf, ist das Land belastet mit Hypotheken, und für die Bauten wird nichts gerechnet. Bezahlt der Lieutenant mir nicht morgen die zehntausend Thaler, so klag' ich."

Jakob nickte beistimmend. Am Ende der Gasse angekommen, bogen sie in eine breitere, mehr belebte Straße ein, welche, sich ziemlich weit dehnend, auf den Marktplatz führte, wo das Portal der Kirche, vom Dämmer vieläſtiger Linden umwoben, im Hintergrund schimmerte. Von dort bis zur oberen Hälfte der Straße drängte sich eine beträchtliche Anzahl von Personen in sichtlicher Aufregung. Da sie sich dem Orte näherten, sahen sie Polizeibeamte die Haufen der lebhaft schwatzenden Leute zerteilen und ein Haus der ihnen gegenüberliegenden Reihe betreten.

„Es ist ein Auflauf vor dem Hotel ‚Stadt Hamburg'. Die Polizei geht aus und ein und das Haus ist umlagert. Laß uns sehen, was es gibt," sprach

Jakob, welcher schon im Begriff stand, über die Straße zu gehen, aber von Benny zurückgehalten wurde.

„Was kümmert's uns? Ich misch' mich nie in fremder Leute Sachen . . . Sieh, dort unten kommt der Leo, er wird es dir können sagen."

„Hm . . . wie seine rote Mütze scheint!" sagte der Schächter tadelsüchtig. „Warum läßt du ihn bei den Christen gehen und studieren auf der hohen Schul'?"

„Zum Kaufmann ist er zu dumm; also laß ich ihn studieren. Er hat Geld genug geerbt von seinen Eltern, laß ihn graben in den Büchern, laß ihn spielen auf der Geig', laß ihn machen Verse. Da er meines Vetters Kind ist, hab' ich mich angenommen seines Vermögens. Laß ihn thun, was er will . . . Was gibt es, Leo?" rief Benny dem jungen Mann zu, welcher mit düsterem Gesicht und niedergeschlagenen Augen eilig seinen Weg verfolgte und jetzt zu ihnen stieß.

„Ein Unglück hat sich ereignet . . . ein Selbstmord. Haltet Euch fern von dort, um Euren Ohren zu ersparen, was sie nicht gern hören . . . Ich muß in die Klasse," sprach derselbe im Vorübergehen mit einem leichten Berühren der Mütze.

„Großartig . . . hat er keine Zeit, zu antworten seinem Vormund mit Respekt?" murmelte Jakob. „Ist wohl auch 'ne neue Mod'? . . . Ich glaube fast, er schämt sich unserer."

„Er hat Verdruß gehabt, das steht ihm auf der Stirn. Hochmütig ist er nicht, aber eilig. Der läuft noch in die Schul', wenn die Welt untergeht, und heute haben sie den dritten Tag der großen Prüfung."

„Herr Benny, Herr Benny!" rief eine weibliche Stimme seitwärts aus einer Thür, welche sie gerade passierten, „habt Ihr Proben von Sommerstoffen bei Euch? Habt Ihr baumwollenes Zeug für Schürzen?"

„Nichts Baumwollenes hab' ich," versetzte der Gerufene eintretend, „ich will Euch genug herzeigen, wenn Ihr nicht Zeit habt zu kommen. Im Haus hab' ich die große Auswahl und alles macht sich besser im Stück."

„Da ist ein gewürfeltes Zeug, welches mir gefällt," sagte die rasche Frau, mit den Fingern an seinem Packen zupfend. „Laßt mich es sehen, Herr Benny — mit Erlaubnis!"

Zu gleicher Zeit zog sie den Stoff hervor, obgleich Benny sie mit einer schnellen Bewegung zu hindern suchte. Aus den getrennten Falten desselben fiel eine goldene Kette nieder. Benny ward rot, indem er sie aufhob und sagte dann verlegen schmunzelnd:

„Seht her, Madamchen, das ist das Brautgeschenk für meine Liebste. Ihr kennt sie ja auch, die Esther Moser; aber da sie gar spröd' that heute, habe ich es nicht geben können. Unsere Verlobung ist ein Geheimnis; sprecht, bitte, in den nächsten Tagen noch nicht davon. Kommt, Euch die schönen Sachen anzusehen — das Allerneueste in Sommerstoffen — und entschuldigt mich für heute. Ich habe Eile, denn mein Schwiegervater wartet auf der Straß'." Benny, welcher den Schächter draußen nicht mehr antraf, ging schleunigst nach seinem Hause, einen anderen Ruf von anderer Seite geflissentlich überhörend.

Die Schwüle stieg mit dem Tage. Das Gewitter zog ab und zu und wollte nicht zum Ausbruch kommen. Vor dem Hotel wogte eine aufgeregte Menge, aus welcher sich Leute neugierig hineindrängten und andere mit Ausdrücken des Schreckens und des Mitleids auf die Straße zurückkamen. Ohne sich zu erkundigen, ging Benny langsam genug vorüber, um zu erfahren, daß ein junger Offizier, dessen Händen die selbstgebrauchte Waffe entfallen, mit zerschmettertem Hirn in einem Zimmer des ersten Stocks aufgefunden sei. Noch immer erörterte man die Kunde gegen Neuherzueilende und das tragische Ende einer kurzen, glänzenden Laufbahn verfehlte auch in diesem Falle nicht, die tiefste Sympathie hervorzurufen. Man hatte den jungen Mann gekannt und bewundert, seiner Extravaganzen wegen, denen ein einnehmendes Aeußere, leutselige Manieren und großmütige Freigebigkeit zur Seite standen, vielleicht nur um so mehr bewundert. Daß Unordnungen seinem Leben den traurigen Abschluß gegeben, ward von einem zum anderen geflüstert und geglaubt; doch ward nur die Stimme des Mitleids laut. Benny wußte genug. Obschon kein Name genannt war, entfernte er sich eilig vor den Aeußerungen der Menge, jenem ungedruckten Nekrolog, darin es wieder und wieder hieß: „Das arme junge Blut! Die Juden waren ihm auf den Hacken!"

Und der standhafte Mann ward seinem Princip untreu, denn er kümmerte sich um das Ereignis des Tages mit fieberhaftem Interesse. Sobald Leo nach Hause kam, suchte er dessen Zimmer auf, um sich ausführlich von ihm wiederholen zu lassen, was über den Vorfall bekannt geworden.

„Willst du alles wissen?" sprach jener mit dem Ausdruck tiefen Unmuts, da Benny fortfuhr, ihn auszuforschen. „Sie bedauerten den Selbstmörder und sagten: ‚Die Juden waren ihm auf den Hacken'."

„Sagten sie der ‚Bandjud'' war's? So nennen sie mich."

„Das sagten sie nicht," versetzte Leo, den Sprechenden gespannt ansehend. — „War es so?"

„Nein, ich hab' ihn in Wochen nicht gesprochen. Aber wenn es wäre, sollt' es mich reuen? Sie wollen genießen, genießen und verachten den Juden, der entbehrt und arbeitet. Aber wenn sie sein Geld wollen, dann sind sie dem Juden auf den Hacken; der Jud' ist ihnen nicht zu niedrig, die Zinse nicht zu hoch, und kommt der Termin zur Rückzahlung, dann ist die Zinse hoch und der Jude niedrig. Auf Erden ist keine Gerechtigkeit für uns. — Kennst du unter den Offizieren den Grafen — wie heißt er doch? — den langen, hochfahrenden Mann, der unsere Leute so verachtet, daß er neulich im Kasino die Hand zurückgezogen hat, als der reiche Fabrikant Wolffsohn aus der Hauptstadt ihn grüßen wollte? Es gab viel Aufsehen. Mir hat er schon zweimal nicht gedankt; davon spricht keiner, aber ich hab's behalten." Da Leo seinen Onkel verwundert ansah, fügte er hinzu: „Der andere war mein Schuldner und dieser ist sein Bürge. Ich hoffe, er wird gut sein."

„Er ist der Vornehmste von allen," sagte Leo, „doch lebt er ohne Aufwand."

„Ja, ja, er brauchte uns nicht. Wer weiß, ob sich

der Kurs nicht ändert, aber so wahr ich ein Jude bin, er soll sie hart finden, meine Hand. — Hast du bestanden das Examen und kannst abgehen zur Universität?"

„Ich hab's bestanden und den ersten Preis erhalten; ich hab' Gerechtigkeit gefunden, Onkel Benny!"

„So, so ..."

Hatte Benny richtig vermutet? Noch an demselben Abend kam ein vornehmer Offizier in sein Haus und betrat auf Bennys höfliches Ersuchen dessen Schreibzimmer am Ende eines tiefen Ladenraums.

„Womit kann ich dienen, Herr Graf?" fragte Benny geschmeidig, sich in demütiger Entfernung von dem Eingetretenen haltend, der mit einer Handbewegung den gebotenen Stuhl ausschlug.

„Ihr wißt ohne Zweifel, daß heute Euer Schuldner durch einen unglücklichen Zufall gestorben ist?" begann jener.

„Ich hab's gehört zu meinem Bedauern."

„Wann ist der Wechsel fällig, für den ich Bürge bin?" unterbrach ihn rasch der Fremde.

„Morgen ist er fällig, Herr Graf."

„Habt Ihr meinen Freund gedrängt, hat er um Aufschub gebeten? Sagt mir die Wahrheit!"

„Nein, Gott sei Dank, er hat um gar nichts gebeten. Ich brauche nicht zu lügen."

„Gut, ich kann die Summe von zehntausend Thalern morgen nicht zahlen. Ihr werdet ein paar Tage warten müssen."

„Warten, Herr Graf? Ich kann nicht warten. Ein Wechsel ist ein ernstes Papier. Ich könnte haben einen unglücklichen Zufall, der Herr Graf könnten haben einen unglücklichen Zufall. Wo bleibt mein Geld? Es ist schon schlimm, daß ich habe keinen Bürgen bis morgen. Steht die Bezahlung aus, so seh' ich mich gezwungen, den Wechsel einzuklagen, wie es mein Recht erheischt. Geschäft ist Geschäft."

„Ich würde ein Opfer nicht scheuen, um meinen Namen Euren Geschäften zu entziehen. Wollt Ihr den Verzug bewilligen, wenn ich die Summe um hundert Thaler erhöhe?"

„Zweihundert Thaler scheinen noch gering für einen hohen Namen, doch kann ich nichts bewilligen, bevor ich eine gewisse Auskunft über die Sicherheit des Herrn Grafen habe."

„Ich bin nicht reich, bin noch nicht zum Besitz, der mir von ferneren Verwandten zufallen wird, gelangt," lautete die zögernd und widerwillig gegebene Antwort. „Das mäßige Vermögen, welches ich als ein jüngerer Sohn von meinem Vater erbte, verwaltet der Banquier Ewald; er wird in wenig Tagen die Summe von zehntausend Thalern für mich flüssig machen können."

„Vielleicht . . vielleicht auch nicht," versetzte Benny nachdenklich. „Ewald war gut, sehr gut ... Aber die Bankerotte von China und London haben manches erschüttert. Das ist mitunter wie ein Rutsch. Wenn der Grund wankt, kollern die Schollen hintereinander her ... Also alles auf einem Brett bei dem Ewald?" Nun, wir wollen das Schlimmste nicht fürchten ... Für zweihundert Thaler will ich warten, um mich gefällig zu zeigen."

„Ihr sollt zweihundert Thaler haben," sprach der Graf im Gehen.

„Gute Nacht, Herr Graf! Diener, gehorsamer Diener!" Der unterthänige Ausdruck in Bennys Gesicht machte einem schlauen Lächeln Platz, als er sich wieder allein in dem vertrauten Stübchen befand, wo schon so manches Geschäft zu seinen Gunsten abgemacht war.

„Er gab mir kein Papier," murmelte er endlich. Doch was thut's? Der hält sein Wort und ist noch überdies in meiner Hand ... Ich will mir's überlegen, ob ich den Vorteil vorzieh' oder die Rache!"

Esther Moser setzte auch am folgenden Tage das bescheidene Werk fort, dessen Erfüllung, im gewissen Sinne ein Teil des religiösen Kultus, ihr von der sterbenden Mutter empfohlen, eine doppelt dringende Pflicht erschien. Ihr Vater war nur für die Nacht heimgekommen und früh seinen Geschäften nachgegangen, ohne das Wort an sie zu richten. Was ihr das Herz schwellte, was sich ihr gewaltsam auf die Lippen drängte und beredt aus ihren Augen blitzte, hielt die Gewohnheit der Unterwürfigkeit zurück; sie hatte niemals zuerst den Vater angeredet. Als er gegangen war, überwogte der ganze heiße Strom der Empfindungen ihr eigenes Sein, beklemmte ihre Brust, machte ihre Pulse schlagen und marterte ihr Hirn mit beängstigenden Vorstellungen. Für die leidenschaftlichen Kämpfe ihres Gemütes und den Entschluß, sich der Verlobung mit Benny zu entziehen, fand sie nur geringes Verständnis bei Deborah, welche eine ernstliche Weigerung von seiten Esthers für unmöglich hielt und sie am besten zu beruhigen glaubte, indem sie sie in tröstlichen, liebevollen Worten zum Gehorsam überredete. So rang und litt sie allein.

Der Schächter kehrte gegen Abend von seinen Geschäftsgängen zurück. Er fand in der Küche den Tisch gedeckt, aber niemand dort. Auf seinen Ruf kam Esther aus ihrer Kammer mit heißen Wangen, ein loderndes Feuer in ihren Augen, die Hände leise vibrierend. Da sie ihn bediente, bemerkte er, daß sie frisch gekämmt und gekleidet war, und sagte beinahe freundlich: „Du erwartest wohl den Benny?"

„Nein, Vater."

„Ich soll dich grüßen von ihm. Er hat das hübsche Haus gekauft an der Blumenstraß'. Das zweite in der Reih', wo die Goldlack blühen vor der Thür, und hat sich das Musterbuch geben lassen von dem Tischler, daß du Mobilien aussuchst, und hat mir gezeigt ein blauseidenes Kleid für dich. Du hast ein Glück, Esther, ich sag', du hast ein Glück. Hörst du? Jetzt willst ihn wohl schon gern, den Benny?"

„Nein, Vater."

„Nein, Vater!... Es ist gar kein Sprechen mit den Frauensleut'; sie nehmen keine Gründ' an. Wenn man meint, man hat sie überzeugt mit Gründen, sind sie ebenso weit wie vorher. — Kind, bist du stolz auf deine roten Backen? Ich will dir 'was sagen, fünf Jahr' weiter, sind sie blaß und fad', oder schlimmer, wenn sie bleiben, sehen sie aus wie angeräuchert. Nimm dir 'n Beispiel an Deborah. Wo ist Deborah, ist sie in der Stub'?"

„Nein, sie war müde nach der Arbeit und ist zeitig fortgegangen."

„Ich bin auch matt und müde. Wer weiß, wie bald ich einschlaf' für immer. Nun du gut versorgt bist, kann ich den Kopf ruhig niederlegen... Was gibt's denn?" fügte er in wenig ermunterndem Ton hinzu, Esther scharf ansehend, die mit ausgestreckten Händen vor ihn hintrat.

„Vater," sprach das Mädchen, ihre innere Unruhe mühsam bekämpfend, „ich muß Euch sprechen. O, seht mich nicht so zornig an; es ist, wie ich Euch gestern sagte; ich kann dem Benny nicht gehören. Er flößt mir einen Widerwillen ein; er lacht so viel und ist doch selbst nicht froh; er rühmt sich stets der Ehrlichkeit... Wer weiß, ob er nicht lügt und trügt."

„Kinderei. Weil dir sein Lachen nicht gefällt, machst du ihn schlecht. Schäme dich. Der Benny ist ein angesehener, guter Mann. Daß er dich wählte, ist wahrlich mehr Ehr', als du verdienst."

„Ich strebe nicht nach Ehre, Vater. Seid gütig, laßt mir meine Freiheit."

„Freiheit? Geld ist Freiheit. Und du willst dich selbst berauben, dein Glück mit Füßen von dir stoßen und deinen alten Vater um seine letzte Freud' betrügen? Ein unversorgtes Kind ist wohl die größte Last."

„Ich will Euch nicht mehr lästig sein; laßt mich die Arbeit vollenden und morgen abend aus dem Hause gehen."

„So. Du bist ja leicht zu Fuß. Merk, was ich sag': Dies Dach ist niedrig und arm, doch hat es vor dem Bösen dich bewahrt, du kennst die Welt und ihre Tücke nicht. Wo willst du hin, du dummes Ding?"

Esther zögerte. „Ihr wißt," stammelte sie, unter seinen finsteren Blicken erbleichend, „daß der Direktor vom Theater sagte, ich hätte viel Geschick gezeigt, er wollte zur Schauspielerin mich bilden, wenn Ihr es erlaubet."

„Mit den Komödiespielern willst du ziehen, die durch die Lande schweifen wie Scherenschleifer und Zigeuner? Lieber wollt' ich dich dienstbar sehen, als solche Schand' erleben."

Esthers Augen leuchteten auf; sie ergriff das hingeworfene Wort als eine Rettung aus der Not. „Ja, laßt mich dienen, Vater," rief sie hastig. „Der Sandbauer braucht eine Magd; ich hab's im Blatt gelesen. Es ist nicht weit hinaus; noch heute abend kann ich mich verdingen."

„Welch schöne Freiheit. Willst mit den Christen auch aus einer Schüssel essen und willst die Hände falten, wenn sie beten?"

„Ich will es, Vater... Gott wird mir vergeben, den ich liebe."

„Mißbrauche Gottes Namen nicht, er lässet sein nicht spotten. Weh mir, daß ich ein so verstocktes Kind mein eigenes, mein einziges nenne. Geh, geh, wohin du willst. Mir gilt es gleich, ob aufs Theater oder unters Bauernvolk. Nur weg aus meinen Augen; ich will dein trotzig, ungehorsam Wesen nicht länger um mich dulden. Das eine wisse, bist du am Abend vor des Herrn Passah nicht als Bennys Braut im Hause, so kehrst du nie dahin zurück."

„Der Benny soll mich nicht im Hause finden, Vater, Gott gebe, daß Ihr einstmals mir verzeiht."

„Wenn du Verzeihung willst, bezähme deinen wilden Sinn und füge dich bis morgen. Nachher ist es zu spät. Ich will, daß du dich höflich zu dem Benny zeigst, solang' du hier im Hause bist. Noch heute erwarte ich ihn, um wichtigere Dinge zu bereden als Weiberlaunen sind. Da kommt der Benny, rück den Lehnstuhl her."

Esther gehorchte stumm; sie sowohl als ihr Vater erschraken fast, als Bennys lächelndes Gesicht und seine witzelnde Sprechweise den fürchterlichen Ernst der Scene unterbrachen.

„Es gefiel mir nicht im Hauf', der Leo geigt mich hinaus. Auch hab' ich was vergessen gestern morgen, die Kett' da wollt' ich der Esther geben."

Benny zog einen goldenen Halsschmuck hervor und breitete ihn vor des Mädchens Augen aus. „Laß mich dir die Kette anlegen, Esther," sagte er, sich ihr nähernd.

„Nicht mir, ich nehme keine Geschenke," versetzte sie düster und war schnell aus der Küche verschwunden, wo Jakob sich mit seinem Gaste in ein eifriges Gespräch über die Verhältnisse des Hauses Ewald vertiefte, welches nach den neuesten Bekanntmachungen seine Zahlungen eingestellt hatte.

Esther stand unterdessen dicht an dem Seitenfenster des vorderen Zimmers, wie ein Vogel an den Stäben seines Käfiges; sie hatte so oft gewünscht, die Schranken zu sprengen und hinaus zu fliegen von dem dunklen Häuschen, wohin sie das Schicksal geworfen, weit, weit, nach Freiheit und Glück. Nun war die Thür geöffnet. Da lag die Welt. Was zauderte sie und wandte die Gedanken dem Himmel zu? Jener erste Stern, welcher dort herabstrahlte durch die Zweige der Ulme, sollte sie morgen nicht mehr im Hause finden. Wo lag ihr Hoffen denn? Sie hatte Angst vor dem Leben, Angst vor dem morgenden Tage. O, sie wagte sich nicht zu gestehen, daß ihr ganzes Sehnen einem Manne galt, der hoch über ihr stand, unendlich hoch wie jener Stern. Doch wartete sie auf ihn wie an jedem Abend zur Stunde, da er vorüber ging und wohl nach ihrem Fenster zu sehen pflegte. Neulich hatte er sie auch gegrüßt, gegrüßt mit einem fremden Namen, tönte es bitter in ihrem Herzen wider!... Dort sah sie in der Ferne einen Offizier; er war es selbst, so hoch und stolz kam einer nur daher. Morgen, morgen, wenn sie auf der Heide irrte, würde er vorübergehen wie heute, würde der Stern dort strahlen wie heut, unbekümmert um die „arme Judendirn'", die fast verging vor Leid und Liebe. Ihre Augen irrten träumend durch den Baum, von den Sternen durch die Zweige, von den Zweigen über die Erde; sie schienen keinen Gegenstand zu erfassen, sie schienen sich zu verschließen vor dem Hauch des Lebens. Dann weilten sie plötzlich angezogen auf einem lichten, vergötterten Bilde; es zuckte wild durch Esthers Herz und leise die grausamen Worte seines Grußes wiederholend, brach sie in heiße Thränen aus.

„Bautz... Da kommt's herunter," rief Deborah über die Straße her, indem sie eiligst die Kleider vor ihrer Thür zusammenraffte, „das ist ein geelbuntes Wetter heute. Die Sonne scheint noch ins Gewitter hinein. Gute Nacht, mein Röschen." Und ein leuch-

tender Blitz zerriß die dunkle Wolkenschicht, welche sich schnell über den Himmel verbreitete und in einen schweren, prasselnden Regen auflöste.

War es möglich? Der vornehme Offizier ging nicht vorüber, sondern ließ sich des Schächters Haus bezeichnen und betrat es, schon auf der Schwelle laut nach Herrn Benny fragend. Als dieser den Kopf aus der Küchenthür steckte, ersuchte er ihn um eine Unterredung. Jakob, welcher neugierig herzukam, öffnete die Thür des Vorderzimmers, aus dem sich Esther scheu zurückgezogen hatte.

„Der Herr haben meinen Brief erhalten?“ fragte Benny, in ziemlich rücksichtslosem Ton das Gespräch einleitend.

„Allerdings,“ erwiderte der Offizier, vielleicht noch kühler und sicherer als gestern. „Eure Vermutung war richtig, mein Vermögen ist in dem Bankerott verloren.“

„Ich armer Mann,“ schrie Benny, „wohin hat mich die Nachsicht nun verleitet! Morgen klag' ich den Wechsel ein; Eure Leute, die Großen, werden Euch nicht fallen lassen.“

„Von meinen Freunden und Verwandten sind auch verschiedene hart betroffen; ich selber bin zur Stunde ganz ohne Mittel. Die Klage würde Euch wenig nutzen. Ich hoffe, Euch bald gerecht zu werden durch irgend ein Arrangement. Habt nur Geduld, gebt mir drei Tage Frist.“

„Geduld ist gut für Schafe. Ich will mein Geld, will meine Klage. Wenn Euer Name darauf prangt, komme ich sicherer und schneller zum Ziel. Ich will mein Geld, ich brauch' es selbst. Niemand borgt mir auf mein ehrlich Gesicht.“

„Das glaub' ich,“ versetzte der andere scharf, „doch dächte ich, meines wäre Euch für drei Tage Aufschub gut.“

„Drei Tage auf ein Pfand von so veränderlichem Wert!“ rief Benny. „Ich acceptier' es nicht. Ich leite morgen meine Klage ein. Empfehle mich dem Herrn Grafen.“

„Er ist fort, Jakob,“ sprach Benny, als er sich wieder mit seinem Freund in der Küche befand, „er ist fort, der große Herr, der sich einbildet, sein Gesicht habe mehr Kredit als meines. Doch ward es kreideweiß um lumpige zehntausend Thaler; ich wechsle nicht die Farb' um zwanzigtausend Thaler, ich bin zufrieden mit meinem Gesicht. Wollte Gott, es gefiele auch der Esther,“ fügte er nach einer Pause mit Selbstironie hinzu. „Hast du ihr erzählt von dem seidenen Kleid und von dem Haus in der Blumenstraß' und hat sie geschienen glücklich?“

„Ach was, Weiberlaun' und Aprilwetter. Hör, wie es gießt. Willst ihn verklagen morgen?“

„Gewiß will ich . . . Aber weißt du, Jakob, ich gäb' 'was drum, wenn sie mir ein bischen gewogen wär', die Esther; ich hab' eine Scheu, sie zu nehmen gegen ihren Willen. Augen hat sie gemacht, als sie die Kett' zurückwies, schwarz und tief wie Tintenfässer. Fürwahr, ich hätte mich beinah' gefürchtet.“

„Die Augen hat sie von der Mutter, die konnt' einen auch so ansehen und im Herzen war sie weich wie Wachs. Hast du den anderen gedrängt, der sich erschoß?“

„Nein, nein . . . Du bist der dritte, der mich fragt . . . ich sage nein und that es nicht. Dieser da ist ein hochmütiger Mann, der unser Volk verachtet und sich rühmt, daß er keinem Juden die Hand gibt. Ihn, ihn will ich drängen, so hart ich kann. Es freut mich, daß er hat kein Geld, es freut mich, daß er kann nicht zahlen. Auf mein Recht will ich bestehen, auf mein Recht und es soll mich nicht rühren, wenn er sich tot schießt . . . wie's der andere that.“

Ein Schrei ertönte nahe an Bennys Ohr. Esther stand hoch aufgerichtet neben seinem Stuhl.

„Wenn du einen Menschen in den Tod jagst,“ sagte sie drohend, „so will ich durch meine eigene Hand sterben, bevor ich sie dir gebe.“

Jakob Moser ward bleich und seine Stimme zitterte, da er seiner Tochter die Heftigkeit verwies. Aber Benny sah voll Bewunderung auf sie, die ihm schöner und herrlicher im Zorn erschien als je zuvor; es kroch ihm um das Herz, daß sie das Wort genannt, ihm ihre Hand zu geben, denn er hatte sich nie getraut, an das Verlöbnis zu glauben, trotz Jakobs Zusage. Wie begehrlich schien ihm diese kleine, weiße Hand, an der die Adern wie im Fluge pulsierten, als sie sie leise schwankend vor seinem Gesichte ausgestreckt hielt.

„Esther,“ stammelte er leidenschaftlich, „ich will nicht klagen morgen, wenn du mir deine Hand gibst aus freiem Willen.“

„Er hat drei Tage Frist gefordert. Willst du ihm drei Tage geben?“

„Drei Tage? Gott meiner Väter, drei Tage ist eine lange Zeit. Ich kann es nicht, ich kann es nicht. Um deinetwillen geb' ich einen Tag, doch keine Stunde mehr.“

„Und was bürgt mir, daß du Wort hältst?“ fragte Esther. „Gib mir den Schein zum Pfand, ich heb' ihn auf bis morgen abend, wenn ich ihn dir zurückgeb', geb' ich meine Hand.“

Benny hörte sie mit verklärtem Antlitz.

„Und mit welchem Pfand verbürgst du dich, Esther? Ich will's von deinen Lippen nehmen,“ rief Benny mit einem Versuch, sie an sich zu ziehen. Doch wich er zurück vor der Hoheit ihres Blicks und ihrer Gebärde.

„Leg mir die Kett' an, Benny,“ sagte sie erbleichend, „sie soll mich binden an mein Wort.“

Benny nahm die Kette und befestigte sie mit unsicherer Hand an ihrem Halse.

„Esther, Esther, du machst mich zum glücklichsten Mann auf Erden. O, welch ein Schwanenhals! Wie sie dir steht, die Kett'. Jakob Moser, deine Tochter ist reizend. Du kannst stolz sein, sie zu vergeben.“

„Ich bin gar nicht stolz, ich freu' mich, daß sie endlich vernünftig ist,“ sagte Jakob und sah mit verwunderter Miene, wie Benny dem Mädchen das verlangte Papier aushändigte.

„Laß sie gut verwahren den Schein! . . . Ei, ei, du Guck-in-die-Welt, mußt' nicht der Vater wissen dein Bestes?“

Am nächsten Morgen klopfte Deborah zeitig an Esthers Kammerfenster, aber ihr Sternchen ließ sich

Weihnachtheiligabend auf einem Münchner Friedhof. Von W. Riefstahl.

nicht wecken, es war schon aufgestanden und hatte in der Küche zu arbeiten begonnen.

Da Deborah gewahrte, daß auf dem Herde noch kein Feuer brannte, lief sie nach ihrem Hause zurück, um gleich darauf mit einem Schälchen Kaffee und einem Imbiß wieder zu kommen. Auf ihre Bitte nahm Esther etwas von dem heißen Trank, aber Deborah sah mit Bekümmernis, daß sie das Brot unberührt ließ.

„Kind, du wirst dich machen krank. Seit vorgestern hast du nichts genossen und hast gearbeitet für zwei. Du kriegst das Fieber, wenn du nicht aufhörst zu rasen, wie du's thust . . . Wo mag der große Quast denn sein? . . . So nahe mir zur Hand und seh' ihn nicht? . . . Ich will die Küchenwänd' mit Ocker pinseln, daß sie leuchten sollen wie eitel Sonnenschein."

Um ihren Liebling zu erheitern, plauderte Deborah unter emsiger Geschäftigkeit weiter; doch Esther blieb stumm und rief ein verwundertes Kopfschütteln ihrer Tante hervor, wenn sie auf direkte Fragen verkehrte Antworten gab.

Gegen acht Uhr ging Moser wie gewöhnlich fort; er mußte wohl guter Laune sein, denn er hatte weder mit seiner Tochter gezankt, noch Deborah verspottet. Gleich nach ihm verließ Esther das Haus und ging eilig die Straße hinunter, indem sie dann und wann scheu zur Seite und rückwärts sah, als fürchte sie eine Begegnung. Sie trug einen verblichenen Regenmantel und ein rundes Filzhütchen, aus dem im Nacken die üppigen Locken hervorquollen, während vorn an ihrem Halse eine breite goldene Kette sichtbar war, welche ebenso seltsam wie die leuchtende Schönheit des Mädchens gegen ihren ärmlichen Anzug abstach. Von der erreichten zweiten Straße schlug sie einen Seitenweg ein und wandte sich dann über den sogenannten „Hintersteig", einen ungepflasterten Weg, der mit einzelnen Häusern vor den Feldern lag, nach einem freien Platze, von wo aus sie in Bennys Garten gelangen konnte.

Vorsichtig umherspähend erreichte sie die Pforte und ein kleines Bretterhäuschen, welches in den Herbstfeiertagen zur Laubhütte diente; dort geborgen wartete sie einen Augenblick, aufmerksam das Haus betrachtend, wo sie Leo vor dem Fenster seines Zimmers mit einem Buche beschäftigt sah. Auf ihren leichten Ruf und einen folgenden Wink erschien er in der Hütte.

„Esther," rief er mit dem Ausdruck freudigen Erstaunens, „du hier? Was willst du?"

„Kennst du den Grafen, welcher der Bürge des toten Lieutenants ist?" begann sie ohne Einleitung.

„Ich kenne ihn," erwiderte Leo, „er ist schon ausgeritten mit der Schwadron."

„Du mußt ihn finden, wenn er zurückkommt," flüsterte sie mit einem leichten Zittern in der Stimme. „Ich fürchte, er könnte sich ein Leides thun, wie jener andere, sein Freund."

Ohne Leos verneinendes Kopfschütteln zu beachten, fuhr sie beherzter fort: „Du mußt ihm sagen, daß er heute und wahrscheinlich auch morgen nicht verklagt wird."

„Ich hörte Onkel Benny das Gegenteil äußern."

„Du kannst ihm von zuverlässiger Seite sagen, daß er nicht verklagt wird. Nenne ihm meinen Namen nicht, aber nachher komm und sag mir, wie du's ausgerichtet hast. Benny hat auf meine Bitte Nachsicht für einen Tag versprochen und er wird noch zwei Tage Frist gewähren, wie ich hoffe," setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, während eine dunkle Röte ihr Gesicht bedeckte.

„O, Esther," rief der junge Mann bewegt, „ist es wahr?"

„Frage mich nicht, Leo," sprach sie zitternd, „thu, was ich dich bitt', und nenn um Gottes willen meinen Namen nicht!" Esther floh wie gescheucht von dannen, während ihr der junge Preisschüler sehnsüchtig nachsah.

Als Esther sich wieder in der Straße befand, gewahrte sie mit Erschrecken ihren Vater in der Ferne und um ihn zu vermeiden, ging sie in ein Geschäftshaus, wohin sie bisweilen ihre Handarbeiten zum Verkauf brachte, unter dem Vorwande, sich nach Aufträgen zu erkundigen. Die Besitzerin des Geschäfts, dieselbe Frau, welche gestern Benny gerufen hatte zur Erwerbung eines Sommerstoffes, war eine Gönnerin des fleißigen, geschickten Mädchens. Arbeit hatte sie heute nicht zu geben, aber sie verwickelte Esther in eine lange Unterhaltung und sagte endlich scherzend, nachdem sie wiederholt ihren Halsschmuck gemustert hatte: „Soll ich raten, wer Euch die Kette gab?"

„Ihr könnt es nicht," erwiderte Esther scheu, indem sich ihr dieselbe heiße Glut über Wangen und Schläfen ergoß, die sie von Leo fortgetrieben hatte. Nach einigen mühsam gestammelten Worten entfernte sie sich schnell.

Der braven Frau fiel aber dieses Benehmen um so mehr auf, als sie sich Bennys sichtlicher Verlegenheit erinnerte und die Kette, welche Esther trug, verschieden gefunden hatte von derjenigen, die ihr Benny zeigte.

Hätte Esther eine Ahnung von den argwöhnischen Vermutungen der Frau gehabt, so wäre sie nicht tiefer beschämt gewesen, als durch die Anspielungen auf ihr Verhältnis zu Benny. Was sie versprochen hatte, um den Geliebten vor Unehre zu bewahren, mußte sich verwirklichen; was ihr gestern ein Opfer dünkte, schien ihr heute ein schweres Unrecht. Sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, denn sie fürchtete, ein jeder würde es ihr ansehen, daß sie Bennys Braut sein sollte.

Bei dem Hotel angelangt, wo sich gestern das traurige Ereignis zugetragen hatte, sah sie unwillkürlich nach dem ersten Stock hinauf.

„Da, hinter dem mittleren Fenster lag er in seinem Blut," klang es aus dem Gespräche zweier Vorübergehenden an ihr Ohr. „Die Thür ward gleich gesprengt, nachdem der Schuß gefallen, aber er war schon starr und das Leben entflohen."

Esther schauderte. Das Bild des Toten stand plötzlich in schrecklicher Deutlichkeit vor ihrer Seele und verließ sie nicht, obschon sie ihre Schritte beschleunigte, um dem Orte zu entfliehen; sie fühlte einen Krampf in der Brust, der noch nicht weichen wollte, als sie schon im Hause zurück war. Doch versicherte sie Deborah, der Gang habe ihr gut gethan, und die kleinen Hände griffen zitternd nach der Arbeit.

Die Stunden gingen hin, Esther hörte heute die Militärmusik aus der Ferne.

Gegen Mittag erschien Benny im Hause des Schächters, den Ausdruck großer Unruhe im Gesicht.

„Hast du den Schein gut verwahrt, Esther?" fragte er.

„Das hab' ich."

„Ich brauch' ihn heut'," fuhr er verlegen fort, „die Sachen haben sich geändert, geh' ihn holen, Mädchen."

Esther ging in das vordere Zimmer und sah aus dem Fenster auf die Straße, wo Leos rote Mütze sichtbar ward.

Als er herangekommen, winkte sie ihm, stillzustehen, indem sie ihren Finger an die Lippen legte. Den Schrank öffnend, nahm sie rasch ein Buch, in welches sie den Schein gelegt hatte, wickelte dasselbe ein und ging an das Fenster zurück.

„Du hast es ausgerichtet?" sprach sie hastig. „Gut! Zum Dank nimm dieses und verschließ es sicher, es ist mein Lieblingsbuch . . und enthält eine Ueberraschung . . . doch öffne es nicht vor übermorgen, dann komm hierher zurück."

Esther winkte ihm, fortzugehen, und sah sich im Zimmer um. Sie war allein, niemand hörte den tiefen Seufzer, der sich ihrer Brust entrang. Was hatte sie gethan und wohin sollte es führen? Sie hatte ohne Ueberlegung, so ganz unter dem Eindruck des Augenblicks gehandelt, daß sie zunächst etwas wie Freude empfand, doch dies Gefühl machte schnell einer Art Gewissensangst Platz.

Totenbleich kam sie nach der Küche zurück.

„Ich geb' ihn nicht," sagte sie tonlos.

„Du gibst ihn nicht," rief Benny, „was soll das heißen?"

„Ich hab' dein Wort. Willst du den Schein, so nimm zuvor die Kett'," sprach sie bebenden Herzens und sah ihn, mit dem Mute der Verzweiflung, durchdringend an.

„Ich will sie nicht, die Kett', ich will den Schein. Du trotziges Weib, warum hast du mir's angethan? Zu thörichter Nachsicht hast du mich verleitet." Er suchte sie darauf mit guten Worten zu überreden und da Esther fest blieb, sprach er endlich so laut, daß ein mehrfaches Klopfen an der Thür ungehört verhallte. Nachdem dieselbe ohne Erlaubnis geöffnet war, trat ein Polizeibeamter zögernd ein. Er entschuldigte sich höflich und brachte vor, daß er einer angeregten Untersuchung wegen genötigt sei, sich zu erkundigen, ob das Fräulein Moser eine Kette zum Geschenk erhalten habe.

„Das hat sie," sagte Benny grob, „ich bin's, der sie ihr gab; ich kaufte sie vor vierzehn Tagen bei dem Juwelier Nathan in der Hauptstadt, wenn Ihr's zu wissen wünscht."

„Das war es eben," versetzte der Beamte ruhig, „es sollen vom letzten Diebstahl her Sachen zum Verkauf angeboten sein und wir haben danach zu forschen. Wenn Ihr die Kette vorher von dem Juwelier Nathan erstanden habt, so habe ich weiter nichts zu fragen."

„Ich kann noch die Quittung zeigen," sprach Benny freundlicher, ein Papier aus seiner Brieftasche hervorziehend, „hier ist sie mit dem Datum."

Der Beamte nahm das Papier in Augenschein und entfernte sich. Zum zweitenmal fühlte Esther einen scharfen Schmerz am Herzen und machtlos auf einen Stuhl niedersinkend, hörte sie nur noch mit schwindenden Sinnen, wie Benny, nachdem er zu Deborah über die Diebstähle gesprochen, verstört und hastig seinen Lieblingsspruch citierte: „Ehrlich, Deborah, ehrlich währt am längsten . . . Gott, was ist das? Bringt Wasser, die Esther wird schwach. Ach, wie blaß und schön; ich küsse sie ins Leben." Das Mädchen raffte sich auf und stieß ihn mit dem Ausdruck des Schreckens zurück.

„Laßt mich," sprach sie mühsam, „den Schein bekommt Ihr nicht; kehrt nicht hierher zurück, bevor der Abend sinkt. Ihr stört uns; ich habe ein Versprechen zu erfüllen, das mir heilig ist; ein Versprechen gegen meine Mutter." Und Benny ging. Esther ließ ihren Thränen freien Lauf, aber als sie endlich Worte fand, sprach sie verworren wie im Fieber: „Laß uns eilen, Tante, es wird nicht alles rein zur Nacht. Sieh, ist nicht ein Fleck an meinem Halse da, wo die Kette liegt? O, sie ist schwer, sie drückt sich blutig ein, nicht wahr?"

„Nein, nein, mein Täubchen, es ist alles weiß wie Schnee. Wenn du sie länger trägst, wirst du sie gar nicht fühlen."

„Weißt du, sie fanden den armen Lieutenant ganz mit Blut bedeckt . . . Es wird kein Choral geblasen und nicht geschossen über das Grab . . . Aber seine Qual ist aus . . . Wie schwer die Kette wiegt! O, nimm sie ab! Da . . . dicht am Schloß, wo Benny sie befestigte, ist doch gewiß ein Fleck? Sag mir es nur."

„Um Gottes willen, nein; komm, Kind, ich nehme sie ab."

„Du darfst es nicht," rief Esther schaudernd, „der Benny hat mein Wort . . . Deborah, ach, ich fürchte, es ist ein Fleck an meiner Seele."

Esther brach zusammen und weinte lange an Deborahs Herzen.

Allerlei Gerüchte kreuzten sich im Städtchen. Die Diebe, welche den Winter über die Gegend beunruhigt und erst kürzlich den Laden eines Goldschmieds geleert hatten, seien entdeckt und mit ihren Namen bekannt; sie hätten Schmucksachen verkauft auf den umliegenden Gütern; sie hätten dem reichen Bandjuden eine Kette in den Warenpacken gesteckt, um ihn in Verdacht zu bringen; die Polizei sei ihnen auf der Spur; ein Mitschuldiger habe sie alle verraten für das Versprechen, selber ungestraft nach Amerika gehen zu dürfen; diese und ähnliche Dinge wurden besprochen. Am Nachmittag wurden sie alle zugleich bestätigt und widerrufen durch die Kunde, daß viele Personen unter schlagenden Verdachtsgründen verhaftet worden seien. Die Mitglieder der Bande, denn um eine solche handelte es sich in der That, hatten unter den Bewohnern des Städtchens lange unbeargwohnt gelebt und ein jeder sah erschreckt seinen Nachbar an, da bisher ganz unbescholtene Leute eingezogen wurden. Auch Jakob Moser, welcher gegen Abend gegangen war, seinen Schwiegersohn abzuholen, sprach sein Erstaunen über so unerwartete Entdeckungen

zu dem feiertäglich geputzten Benny aus. Benny antwortete zerstreut; er schien in seinem Bräutigamsrock zum erstenmal eitel auf seine Person zu sein, denn er stellte sich vor den Spiegel und prüfte sorgfältig seine Erscheinung. Jakobs spöttischem Lächeln begegnend, sagte er beklommen:

„Seh' ich nicht aus wie ein respektabler Mann? Das ist die Hauptsach', Jakob, das ist die Hauptsach'. Laß uns gehen. Was läutet an der Glocke? Es ist Schabbes und wird nichts verkauft."

„Wir wollen nichts kaufen," antwortete eine Stimme und der Beamte, welcher am Morgen in des Schächters Haus war, trat zu Benny. „Wir verhaften Euch im Namen des Gesetzes. Eure Quittung war falsch; Ihr seid der Hehlerei verdächtig."

Benny wechselte die Farbe, indem er bebend versetzte: „Ich werde mich wissen zu rechtfertigen. Jakob," flüsterte er an dessen Ohr, „laßt Euch den Schein geben von der Esther. Auf Wiedersehen."

Der Schächter saß mit offenem Munde da und fand nicht die Kraft, sich zu regen. Er sah unwillkürlich in den Spiegel, wie es Benny gethan. Konnte er sich selbst noch trauen, nun er den klugen Benny fallen sah? Ihn, der sich mit stetigem Fleiß und kühlem Kopf durch eigene Kraft zum reichsten Manne der Gemeinde emporgearbeitet, den er hoch gehalten und bewundert hatte. Jakob sah die harten Linien seines Gesichtes prüfend an und sprach mit einem verächtlichen Zug um die eingesunkenen Lippen: „Die Esther war klüger als ich. Sie ist mein letztes Kind und mein liebstes. Ich habe sie machen wollen groß und glücklich . . . Ja, ja, wir können nicht mehr, als das Gute wollen, ob es gelingt, steht nicht bei uns. Es ist ein Glück für das Kind, daß ich gespart habe."

Langsam schlenkernd schritt er die Straße hinunter, an deren Ende sein Haus lag; doch ging er nicht dahin, sondern zu Deborah, welcher er Bennys Schicksal zunächst mitteilen wollte. Die Alte saß schlafend im Lehnstuhl, sie hatte sich festlich angethan und die Haare mit Schildpattkämmen in zwei Locken über den Schläfen befestigt, an ihrem welken Halse glänzte eine Reihe trüber Bernsteinperlen und die frischgeseiften Wangen leuchteten in jener zweifelhaften Schattierung, welche Jakob als angeräuchert bezeichnet hatte. Auf ihrem Schoß lag die schlafende Katze. Jakob hielt sich zögernd an der Thür.

„Was wird sie sagen," flüsterte er, „und die Esther? . . . Deborah, wie kannst du schlummern, wenn die Welt steht auf dem Kopf?"

„Es ist 'ne böse Welt," murmelte sie halb im Traume. „Ach, du bist's, Jakob Moser? Ist es schon Zeit zur Verlobung?"

„Damit ist's vorbei," versetzte Jakob, „der Benny ist ein Dummkopf, er ist gefangen."

Deborah rieb sich die Augen, denn sie glaubte noch nicht wach zu sein. Als ihr Jakob die Verhaftung Bennys erzählte, seufzte sie erleichterten Herzens auf.

„Das ist eine Hilfe von Gott," sagte sie, sich erhebend, „laß den Benny gehen; die Esther mag ihn den ganzen Tag nicht leiden. Ich bin traurig wegen ihrer; sie hat heute irre gesprochen; von der Arbeit habe ich sie nicht können forthalten und die Gedanken schlugen über ihr zusammen."

Deborah zog ihre Filethandschuhe an, um mit Jakob hinüberzugehen. „Nun wird es ein besseres Fest sein, Jakob Moser. Sieh, das Kind hat schon die Lichter angezündet in der Stub'."

Die Stube, wo die Lichter brannten, war leer und Deborah ging von ihrem Schwager gefolgt nach der Küche, welche sauber und festlich erglänzte im Schein eines lichten Feuers. Esther war auch dort nicht zu finden, noch antwortete sie dem freundlichen Rufe Deborahs. Diese ergriff eine Kerze und öffnete angstvoll die Kammer des Mädchens und dann das nächste Zimmer. Alle Räume lagen feierlich und still im Schmuck der Reinlichkeit. Esther hatte Wort gehalten, es war kein Fleck in ihrer Mutter Hause. Aber, wo war sie selbst? Deborah rief leiser und leiser; die Angst verschnürte ihr die Stimme. Da kam Jakob aus dem Hofe zurück und, sie am Arme mit sich fortzerrend, leuchtete er hinter ihr in das Freie.

„O, mein Sternchen, mein Sternchen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Unter dem kleinen Anbau draußen, hart an der Schwelle, lag Esther Moser tot am Boden; eines von ihres Vaters Messern schimmerte neben ihr im Sande und an ihrem Schwanenhals glänzte über der goldenen Kette ein roter, klaffender Schnitt. Der Fluch des Großvaters war auch an ihr erfüllt; sie hatte Hand an sich selbst gelegt. Als einst Jakobs Vater sein treuloses Weib von der Schwelle gestoßen, hatte er des Himmels Rache beschworen über sie und ihre Kinder und ihrer Kinder Kinder, daß sie alle eines unehrlichen Todes sterben sollten. Und so waren sie hingegangen bis auf ihn, der dort in starrem Jammer an der Leiche seines letzten, liebsten Kindes stand.

Deborahs Klagerufe trafen schneidend seine Seele und dann ward alles still: die alte Jüdin lag an der Seite ihres Lieblings. Wollte Jakob dem Himmel trotzen, oder wollte er seines Vaters Geist beschwören, als er die magere, knochige Hand krampfhaft geballt nach oben streckte? Nein, er hob sie jetzt zum Schwure auf und flüsterte in leisen, feierlichen Worten: „Ich will doch leben, bis mich Jehovah ruft."

Ein verzweifelter Schrei unterbrach ihn. Es war Deborah, die, zum Bewußtsein erwacht, zum zweitenmal das holde, entseelte Wesen am Boden liegen sah und jammernd durch die Nacht rief: . . . „Wehe, wehe!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am dritten Tage des Passahfestes öffnete Leo das Buch, welches ihm Esther gegeben hatte, und fand den Schein. Ihrem Gebote folgend, brachte er ihn zu Jakob. Voll Erstaunen nahm der Alte das vermißte Pfand in Augenschein, doch verstand er nicht, warum es so sonderbarerweise verlegt worden war. Bevor er es dem Gerichte zustellte, sandte er Leo, um die Sache mit dem Grafen zu besprechen. Derselbe nahm den blassen jungen Mann sehr gütig auf und fragte auch nach dem Tode der schönen „Rebekka".

„Sie hieß Esther, Herr Graf," antwortete Leo, vergeblich seine Thränen bekämpfend, „ich komme von ihrem Sarge und ertrage es nicht, davon zu reden."

Von einer plötzlichen tiefen Rührung hingerissen, reichte ihm jener stumm die Hand.

Deborah litt es nicht, daß man das Kind da bettete, wo die Reiser nicht grünen wollten, sie opferte ihm als letzte Liebesgabe ihr Grab neben dem ihrer Eltern und Esthers eigener Mutter. Dort ruht sie still im Schatten uralter Flieder, deren weiße Blütendolden in jedem Frühling neu erstehen. Zur Zeit des Passahfestes singt die Nachtigall in den Zweigen und wenn der erste Stern erschimmert, weht der Abendwind darüber hin, die süßen Düfte und die leisen Töne forttragend bis zu den Gräbern der Mosers, wo es verloren flüstert durch das kahle Gras.

Manch stattliches Haus liegt heute in bunter Reihe mit den alten Giebelbauten der neugepflasterten und verschönten Straße der Stadt. Zu Ostern herrscht dort eine große Verschwendung von Seife und Wasser und am Feste, wenn alles blitzblank geputzt ist, gehen die schwarzlockigen Mädchen spazieren mit den Verlobten ihrer Wahl, denn die Väter sind nimmermehr hartherzig erfunden in Haushalts- und Liebesangelegenheiten. Das traurige Schicksal der schönen Esther ist unvergessen, aber es ist ein Geheimnis geblieben, warum sie aus dem Leben schied; auch der, den es am meisten anging, hat es nie erfahren.

Der Graf ist Leos Freund geworden und er empfängt den tüchtigen, edlen Rechtsgelehrten oft und gern in seinem Hause. Von Esther sprechen sie nicht, denn die Erinnerung scheint Leo ewig weh zu thun; sie zieht ihm wunderseltsam durch den Sinn, wenn er am Abend einsam wandelt und einen hellen Stern am Himmel wanken und verlöschen sieht.

Jakob hat Benny, der nach drei Jahren aus dem Gefängnis zurückkam, nicht mehr gesehen; er lebt als ein alter, alter Mann in dem Häuschen unter der Ulme fort, lahm und blind, doch hängt er noch am Sonnenlicht. An warmen Tagen führt Deborah ihn mit Mühe an die Schwelle, wo er bewegungslos, wie ein Gebild aus den alten Zeiten sitzt, die erloschenen Augen zum Himmel kehrend.

Zur Weihnachtszeit.

Von

Otto Carius.

O Winterzeit, du böse Zeit,
Wenn Wald und Feld in weißem Kleid,
Wenn Weg und Steg vom Schnee verweht,
Der Wald so kahl und öde steht,
Wenn übers Dach der Nordwind braust
Und durch die leeren Straßen saust.
Wenn an dem Dachfirst Zacken Eis,
Wenn Haar und Bart vom Reife weiß,
Wenn Füße, Nase, Hände, Ohren,
Vor Kälte braun und blau gefroren,
Wenn auf dem Turm das Käuzchen schreit:
O Winterzeit, du böse Zeit.

O Winterzeit, du schöne Zeit,
Wenn's dicht geflockt vom Himmel schneit,
Die Fluren schützt ein tiefer Schnee,
Gefroren Fluß und Bach und See,
Wenn 's junge Völkchen haufenweis'
Mit Schlittschuh'n zieht aufs klare Eis,
Schneemänner sich die Buben bau'n
Und lustig aus den Augen schau'n.
Mit Schnee bewerfen, schlittern, tollen,
Nicht in der Stube hocken wollen,
Du Zeit der Bälle und der Kränzchen,
Zeit der Konzerte und der Tänzchen,
Wo Herzen pochen, Augen schmachten;
Du Zeit der großen Hasenjagden,
Wo Lust und Freude weit und breit:
O Winterzeit, du schöne Zeit.

O Winterzeit, du liebe Zeit,
Da ist das Weihnachtsfest nicht weit,
Da sitzt man bei der Lampe Schimmer,
Des Abends in dem warmen Zimmer,
Und putzt mit Gold- und Silberschaum
Die Nüsse für den Weihnachtsbaum.
Da wird gekleistert und geklebt,
Da wird gestickt, gestrickt, gewebt.
Wie fliegt das alles in die Ecken,
Tritt jemand plötzlich ein, o Schrecken!
Wie still und friedlich sitzt man dann
Und schaut sich so voll Unschuld an.
Ein hübscher Baum wird ausgewählt,
Die Tage ganz genau gezählt,
Und schließlich, eh' man's sich versah,
Ist dann der heil'ge Abend da.

O Weihnachtszeit, o sel'ge Zeit,
Wie machst du mir das Herz so weit!
Wie blickst du mir ins Herz hinein
Mit deinem hellen Lichterschein,
Mit deinem grünen Tannenbaum,
Mit deinem Gold- und Silberschaum,
Mit deinem frohen Kinderjubel,
Mit deinem Ueberraschungstrubel!
In allen Augen glänzt die Lust,
Froh hüpft das Herz in jeder Brust
Vor Seligkeit, vor Weihnachtsfreud:
O süße, schöne Weihnachtszeit!

Bozen (S. 715).

Bozen und Gries.

Von

Karl Pröll.

Man wird in hundert Jahren einen interessanten Vergleich anstellen können über die Menschensiedelungen längs der amerikanischen Pacificbahnen und jenen, die an den uralten Handels- und Heerstraßen Europas erblühten und dahinwelkten. Natürlich wird man an die Verkehrswege denken, die sich in Schienenstraßen umgewandelt haben, da die verschollenen „güldenen Steige“ des Mittelalters sich schon jetzt unserem Auge entziehen. Besonders neugierig bin ich, wie sich das Leben und Treiben an den Ein- und Ausgängen der Pässe des Felsengebirges, welches die Gewässer der Südsee und des Atlantischen Oceans scheidet, gestalten wird im Gegensatz zu dem Schaffen und Wandel an unseren Alpenpforten. W. H. Riehl hat in seinen völkerpsychologischen Studien über „Land und Leute“ die umbildende Kraft des Weltverkehrs berührt, welche Länderindividuen in Ländermassen umwandelt. Das Bewußtsein solcher Länderindividualitäten wird heute geschärft, wo wir uns teuer gewordene Züge noch recht fest in die Seele schließen wollen, bevor die nivellierende Hand der „technischen Revolution“ über sie hinwegstreift und dieselben verwischt. Denn nicht Berge und Thäler, so eigenartig sie sein mögen, geben einer Landschaft das Gepräge, welches uns dauernd fesselt. Wie der Mensch sich durch seine Bedürfnisse an die Natur geknüpft hat, wie er gerodet, beweidet, gepflügt und sein Familienheim erbaut: das sind die Dinge, welche immer und immer wieder unsere Betrachtung anziehen, unsere Stimmung färben. Erst die Kulturlandschaft wird unser seelisches Eigentum; die rohe Natur, so großartig sie uns gegenübertreten mag, ruft nach der Empfindung des Staunens, der sich selbst das Gefühl des Erhabenen zugesellen mag, bald wieder die Sehnsucht herbei, in den Bereich von Menschen-Lust und -Leid, von Sorge und Arbeit zurückzukehren.

Eine landschaftliche Individualität von seltenem Reize ist auch die Gegend von Bozen. Ebenso viel, als der überraschende Anblick, daß sich hier Süd und Nord, Sommer und Winter, üppige Triebkraft und erstarrte Fels- und Eisgebilde mannigfach verschlingen und umarmen, tragen die zahlreich verstreuten Erinnerungsmale früherer Ansiedelung, die Schlösser und Ruinen, sowie die malerisch gruppierten Heimstätten des heutigen Geschlechtes dazu bei, uns eine Fülle lebendigster Eindrücke zu schaffen. In der frischen Bergluft, welche den Duft italischer Vegetation in sich aufnimmt, flattert der Schleier der Maja leicht empor, als wollte er uns nicht in Täuschung versenken, sondern süße, seltsame Geheimnisse verraten. Das müssen schon die Vorfahren gespürt haben, als ihnen die wunderbare Sagenwelt aufging von dem Rosengarten, wo der Zwergenkönig Laurin auf den Dolomiten thront, von „der Ecken Ausfahrt“ und anderen lokalen Historien und Legenden.

Den Mittelpunkt dieses historischen Panoramas im großen Stile bildet die zwischen dem Talfer Wildbach und dem Eisackfluß, unweit von der Einmündung des letzteren in die Etsch, gelegene Stadt Bozen, unzweifelhaft einer der ältesten Orte des Landes Tirol. Schon die Rätier, die Ureinwohner, waren hier seßhaft, die Römer, welche sie besiegten, faßten da Fuß, germanische Wandervölker streiften vorüber und gaben der Stadt ihr ursprüngliches Gepräge. Dann klimmen wieder Italiener langsam, aber mit großer Zähigkeit das Etschthal hinan bis zum Bozener Boden und machen sich in der regsten Handelsstadt Tirols geltend, welche Roß sogar als die natürliche Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft bezeichnet. Vieles im Baue und besonders in der Bedachung der Häuser gemahnt an den Süden, während die Laubengänge in einzelnen Straßen uns an Bern, Budweis und andere altdeutsche Städte erinnern. In neuester Zeit hat das stets dominierende deutsche Element, dem meist die reichen Handelsherren angehören, wieder die frühere Festigkeit und erhöhtes Bewußtsein gewonnen. In Reiseführern wird die Bevölkerungsziffer der Stadt gewöhnlich mit

Blick von St. Oswald aus (S. 715).

15000 genommen; die Volkszählung von 1880 weist jedoch nur 11000 nach und es dürften bei ersterer Berechnung vermutlich die anschließenden Vororte Gries und Zwölfmalgreien inbegriffen sein. Nach Norden führt die berühmte Gebirgsbahn durch die Engschluchten der Eisack und mit verschiedenen geraden und Wendetunnels zum Brennerpaß, um bei Innsbruck an den Inn zu gelangen. Im Süden verfolgt der Schienenweg das Etschthal bis Trient und Verona. Meran ist seit Anfang dieses Jahrzehntes durch eine Zweigbahn mit Bozen verbunden. Ein Weingelände schlingt sich um die Stadt, das einen feurigen Traubensaft zeugt und die Obstfrucht eines guten Teils von Südtirol findet da ihren Stapelplatz, um weiter, auch auf deutsche Märkte, verschickt zu werden.

Die beiden ersten Illustrationen (siehe S. 713 f.) versinnlichen uns das Bild der Stadt, vom Süden und vom Norden aus verschiedenen Höhenlagen gesehen. Vor dem Bahnhofgebäude ist ein freier Raum mit Anpflanzungen, welche uns die Visitenkarten der südlichen Vegetation überreichen. Etwas links davon liegt der von einer Säulenhalle eingefaßte Friedhof mit manchem künstlerischen Schmuck und einer bergträumerischen Stimmung, die mir nur am St. Peter-Kirchhof in Salzburg ähnlich aufgegangen. Zur Rechten befand sich das Atelier des vor einigen Jahren verstorbenen Landschaftsmalers Karl Moser, der mit seltener Treue an seiner Heimat hing und ihre Schönheiten abgelauscht hat. Die Kunstgeschichte Bozens nennt aus früherer Zeit noch den Kupferstecher Pichler und den Goldschmied Ramoser (Pietro Filippino). Die Straße von dem Bahnhof führt zum Johannisplatz, der zur Stätte erkoren für das Denkmal Walthers von der Vogelweide. Hier möge der tapfere Sänger alter Kaiserherrlichkeit und lenzgeweckten Gemütes Wache halten zum Schutze deutschen Geistes und deutschen Wortes. Der Vogelweidhof, wo er nach nicht völlig zweifellosen Forschungen das Licht der Welt erblickt, liegt unweit der Einmündung des Grödner- in das Eisack-Thal; andere verlegten seine Wiege unweit von Sterzing. Aus fernen Zeiten tönt zu uns herüber der Gruß Gottfrieds von Straßburg an die Meisterin Nachtigall, die von der Vogelweide: „Hei, wie die über die Heide — Mit hoher Stimme klinget — Wie wunderbar sie singet." Aber wie Schwerterklang dringt noch heute hell in unseren Ohren der Ruf Walthers: „Mir ist nicht bang um meine Seele — Steh' ich zu Kaiser und zu Reich!"

Auf der linken Seite des Platzes erhebt sich die dreischiffige, gotische Pfarrkirche, welche aus dem 14. Jahrhundert stammt. Ihr zur Seite steht ein Glockenturm, welchen zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Schwabe Johann Lutz erbaute, in seinem oberen Teile ein feines Steingewebe von echt künstlerischer Wirkung. Die nachstehende Skizze (siehe S. 717) veranschaulicht den Totaleindruck dieser spätgotischen Meisterleistung. Als ich vor Jahren zur Osterzeit in einem benachbarten Hotel Herberge genommen, ermüdete mich der Dreitakt des Geläutes, welches nach italienischer Art erfolgt und den ruhigen, majestätischen Klang der ehernen Zunge in ein nervöses Zucken umwandelt. Der Obstplatz versetzt uns in das eigenartige Markttreiben Bozens, welches auch Stoff zum Studium der verschiedenen Landestrachten bietet. Im Franziskanerkloster sieht sich der Fremde den Kreuzgang und den Hof an, welch letzterer einen pittoresk-heimlichen Eindruck macht (siehe S. 725). An Klöstern fehlt es überhaupt nicht in Bozen und dessen Umgegend und auf der Eisenbahn wie auf einsamen Bergwegen begegnet man oft kräftigen Männergestalten mit der Mönchskapuze, unter welcher scharfe Augen hervorleuchten. In der schon erwähnten Lauben-

gasse war ehemals eine Seite den deutschen, die andere den italienischen Händlern gewidmet. Die früher so berühmten vier Messen, bei welchen sich zahlreiche Käufer und Verkäufer von nah und fern einfanden, haben durch die Eisenbahn ihre letzte Bedeutung verloren.

Wenn man nach West zu die Stadt verläßt, kommt man zur Talferbrücke, welche sie mit dem von Wein- und Obstgärten durchsponnenen Villenort Gries (s. S. 719) verbindet, der zu einem Asyl ruhebedürftiger, milden Sonnengrußes sich erfreuender Menschen geworden. Der Oberbozener Berg schützt Gries, sowie Zwölfmalgreien, gewöhnlich nur „das Dorf" genannt, gegen rauhe Nord- und Ostwinde. Auf der langen Holzbrücke, unter welcher im Sommer der Wildbach zu einem dünnen Wasserfaden zwischen Schuttfeldern einschrumpft, kann man den Bozener Boden und den ansteigenden Kranz der Berge, Schlösser, Ruinen, Häuser, Wälder und Felshänge überschauen, in deren Banne man willig weilt. In ziemlicher Nähe der Brücke liegt das Schloß Maretsch (S. 729), das auf den Fundamenten eines römischen Bauwerkes errichtet wurde und in seinem Hof einen römischen Meilenstein birgt, der auf die Straße Claudia Augusta Bezug hat. Oestlich von Maretsch liegt der Edelsitz Gersburg (S. 730), ursprünglich der Familie von Gerstl gehörig. Von der Talferbrücke blickt man auch in das Etsch- und Sarnthal hinein. Es erglüht am wolkenfreien Abend der Rosengarten im Osten, jenes von Nord nach Süd ziehende Dolomitgebirge, das bis über 3100 m hinansteigt. Im Inneren dieser Felsen begann nach der im kleinen Heldenbuch aufbewahrten Sage das unterirdische Reich des Zwergenkönigs Laurin, das sich bis zum Gardasee erstreckte. Hier hatte er seinen von Goldfäden eingeschlossenen Garten, in welchem Rosen von nie gesehener Herrlichkeit prangten. Durch wahnsinnige Liebe zu der goldhaarigen Similt, der Schwester des steirischen Dietlieb, verwogen gemacht, lockte er die spröde Schöne in den Rosengarten und hielt sie dort gefangen. Doch Dietrich von Bern (Verona) und seine zwölf Helden-Genossen, zu denen Dietlieb gehörte, rächten die Unbill, indem sie Similt befreiten, die Zwerge trotz ihrer Zauberkünste überwältigten und die Rosen des verführerischen Gartens zerstampften. Zwar überlistete Laurin seine Besieger noch einmal durch einen Schlaftrunk, aber Similt half ihnen aus der Not und der Zwergenkönig blieb für immer entthront. Mit dieser Sage haben sich verschiedene Erklärer beschäftigt. Man hat auf den Farbenglanz der bei untergehendem Sonnenlichte sich in Purpur kleidenden Felsen hingewiesen, auf Kämpfe mit den rätischen Ureinwohnern, auf mittelalterliche Fahrten und Abenteuer in diesen Grenzgebieten. Aber im letzten Grunde entspringt auch dieser Sagenkreis dem nie erlöschenden Drang der Menschen, sich etwas Schöneres und Herrlicheres zu erträumen als die Alltagswelt, mit seiner Sehnsucht hinabzutauchen in die Tiefen oder sich emporzuschwingen zu einsamen Höhen, dem Glockenklang des meerüberrauschten Vineta zu lauschen oder die Rosen eines geheimnisvollen Edens in den Alpen zu erspähen. Und wenn ich in dieser Zeit des von Welschen und Slaven bedrohten und bedrängten Deutschtums außerhalb der Grenzmarken

Die Pfarrkirche und der Glockenturm (S. 716).

des neuen Reiches die Deutung suche, welche mein Gemüt befriedigt, so sehe ich in dem Zwergenkönig und seinem listigen Volke jene Gegner verkörpert, welche den Deutschen ihre Sprache und Art rauben wollen. Allein die alte Sage belebt auch mein felsenfestes Vertrauen, es werde der Tag kommen, wo wackere germanische Recken diesen Zauberspuk zerstören, die unholden Gewalten überwinden werden. Möge immerhin der Rosenflor jahrhundertlanger Täuschung zerstört sein, wenn einmal germanische Manneskraft errungen, was ihr als eigen gebührt. Das war mein Zukunftstraum auf der Talferbrücke. Da, wo die deutsche Tanne noch in das Weingelände schaut, wo tausend Gedenkzeichen deutscher Kultur und deutscher Wehrhaftigkeit von den Höhen herabwinken, da muß das Deutschtum auch in kommenden Tagen seine Wurzeln ausbreiten und mit seinen Wipfeln das gesegnete Land beschatten!

Die Illustrationen bringen verschiedene Partien und Villenanlagen in Gries, bei welchen bald moderner Städtestil, bald die Bauart des Landes vorwiegen und in mannigfachen Uebergängen sich verbinden (siehe S. 719—722, 725—727). Am meisten dürfte die Leser das Defregger-Haus (S. 734) interessieren. Der Bauernsohn aus Dölsach im Pusterthale ist heute ein weitberühmter Maler, der in unübertrefflicher Weise uns das Tiroler Leben und die kernigen Volkstypen seiner Heimat veranschaulicht hat. Vor etwa zwanzig Jahren zeigte er mit dem „Verwundeten Wildschütz“ und dem „Speckbacher“ sein Können. Dann eroberte er sich mit seinen allbekannten, zahllos vervielfältigten Bildern vom

Partie aus Gries (S. 717).

„Tanz auf der Alm“ bis „Letzten Aufgebot“, „Die Schmiede“, „Der Bergfex“ u. s. w. die Herzen aller, welche naturwüchsiges Empfinden und naives, gegenständliches Schauen als Hauptvorzüge einer Künstlernatur erkannt haben. Auch auf der diesjährigen Berliner Kunstausstellung war er durch eine Reihe dieser Volksbilder vertreten, wozu sich noch eine „Madonna“ gesellt, die mir trotz kritischer Splitterrichter als eine der eigenartigsten und bedeutendsten Schöpfungen erscheint. Wie die italienischen Maler die weibliche Schönheit ihres Landes madonnenhaft verklärten, wie unsere altdeutschen Maler sich als Vorbild das seelenreine Bürgermädchen der Reichsstadt erkoren, so hat Defregger die Frauenart seiner Heimat mit der Liebe und dem vorahnenden Schmerze der Gottesmutter zu verklären, mit einfachen Linien und schmucklosen Farben die tiefste Wirkung zu erzielen gewußt. Defreggers Wesen hat der leider früh verstorbene Karl Stieler in der Widmung „Von Dahoam“ am besten getroffen: „Er red't nit viel und schaugt nur allweil hin — er g'spürt noch alleweil den Tannabaam — den schönen Wald und wie der Vogel singt.“ Hier in Gries hat sich nun der „Franzl“ sein Sommerhaus hingestellt, während er im Winter in München weiterspinnt an dem goldenen Faden, welcher den unverwelklichen Rosengarten der Kunst einschließt. Ich werde es wohl nicht zu entschuldigen haben, daß ich bei Schilderungen aus dem Tirolerland etwas länger bei dem Tiroler Meistermaler verweilt. — Gries hat auch eine schöne Kirche mit bedeutenden Fresken und Bildern von Knoller.

Von den vielen Partien und Ausflügen, welche die Umgegend von Bozen bietet und auf denen sich die wechselndsten Naturreize entfalten, will ich nur einige flüchtig skizzieren. Man kann darüber Bücher schreiben und es sind solche Bücher geschrieben worden, von denen mir die von Heinrich Noë die lebendigsten Farben und die schärfste Charakteristik zu besitzen scheinen. Das Eggenthal, das sich bei Kardaun, eine halbe Stunde östlich von Bozen, mit dem Eisackthal vereinigt, bildet in seinem unteren Teile eine Klamm, eine Abgrundsspalte, durch welche eine Straße neben den schäumenden Gewässern durchgebohrt worden ist. Die Illustration (siehe S. 735) läßt uns die Scenerie erkennen. Den Eingang des Eggenthales bewacht die alte Feste

Karneid, welche auf dem Gruppenbilde alter Schlösser vorgeführt wird, deren Mittelpunkt Runkelstein bildet (siehe S. 723). Thalaufwärts gelangt man nach Gummer, Welschnofen, Deutschnofen und Untereggenthal.

Von der Talferbrücke kann man sich zu der am linken Ufer des Baches befindlichen „Wassermauer" wenden, einem Steindamm zum Schutze der Bozener Gärten. Man sieht das Schloß Maretsch (S. 729), den „gescheibten Turm", der angeblich aus der Römerzeit stammt, und kommt nach St. Anton oder Schloß Klobenstein (siehe S. 731). Weiter aufwärts in dem vom Talferbach gebildeten Sarnthal erhebt sich stolz und kühn Schloß Runglstein oder Runkelstein, das Viktor von Scheffel so begeistert besungen hat. Und fürwahr, es bildet eine kunstgeweihte Stätte erinnerungsreicher Romantik, den herrlichsten Luginsland für das sonnige Etschthal, dessen Cypressen sich an das alte Gemäuer herandrängen. Hier versteht man die Sehnsuchtsworte des Liedes, das Goethe, welcher vor hundert Jahren seine Wanderung nach dem Süden unternahm, Mignon in den Mund gelegt: „Dahin! dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!" Runkelstein wurde im 13. Jahrhundert erbaut, war lange im Besitze des Geschlechtes der Vintler, von denen einer das Innere mit einem Freskencyklus schmücken ließ, welcher die Märe von „Tristan und Isolde", „die klingt so süß, die klingt so trüb" im Anschluß an die Dichtung Gottfrieds von Straßburg behandelt. Scheffel weiht dem lebens- und kunstfreudigen ehemaligen Herrn der Burg sein Glas mit den Versen:

Villa in Gries (S. 720)

„Im Rittersaal am hohen Kamin
Saß lang ich in Sinnen versunken
Und habe im feurigen Wein von Tramin
Des Vintlers Gedächtnis getrunken."

Der Trienter Bischof ließ das Schloß verfallen, bei einem Bergrutsch stürzte eine Front mit einem Teile des Saales, der die Freskomalerei in sich schloß, zu dem Wildgewässer hinab. In letzter Zeit hat Erzherzog Johann Salvator dem österreichischen Kaiser ein Geschenk mit dem alten Gemäuer gemacht. Dieser entspricht nun der Ehrenpflicht, die Wiederherstellung im künstlerischen Geiste durchführen zu lassen. Noë bedauert diese Restauration, welche den pittoresken Zauber abschwächen wird; wir glauben aber, daß diese Rettung von völligem Verfall vielfachen Dank verdient. Auf der anderen Seite des Sarnthales, weithin sichtbar, liegt noch viel höher als Runkelstein die Ruine Rafenstein, deren Breschen der Wald erstürmt. Noch manche Schlösser, Türme und Ruinen begrüßen uns in diesem wildromantischen Thale.

Am linken Eisackufer, gegenüber Bozen, gewährt der Kalvarienberg einen vorzüglichen Aussichtspunkt, von dem aus sich das ganze Rundpanorama vom Schlern, wo die sagenhafte weiße Alpenrose ihren Kelch öffnet, bis Mittelberg und Nonsberg, den Hängen der Schaufer Höh und dem Ritten aufthut. Wandelt man am Fuße des Kalvarienberges weiter, so gelangt man hinter Haselbach zur Haselburg, auch Schloß Kühbach genannt (S. 723), die aus dem fast senkrecht abfallenden Felsen emporzuwachsen scheint. Die Burg, im 13. Jahrhundert errichtet, ist schon teilweise Ruine. Der Blick dringt hier in das südliche Etschthal noch tiefer ein als am Kalvarienberg. An der Etsch, unweit des Einflusses der Eisack, ragt

Villa in Gries (S. 720).

auf einem klippenartig vorspringenden Porphyrfelsen die uralte, aus dem 10. Jahrhundert stammende Feste Sigmundskron (s. u.), die gleichfalls dem Verfall geweiht ist. Hier öffnet sich dem Beschauer das Etschthal nach Nordwesten bis Meran, der Vintschgau, welcher, gegen Süden durch den Wall des Mandelgebirges (Mandola) begrenzt, auf beiden Seiten mit Ruinen und Burgen auf den Höhen und Hängen eingesäumt ist, während der lichtglitzernde Strom die breite, grüne Thalsohle durcheilt.

(S. 723.) Runkelstein (S. 721).

Wenn der Hochsommer sich mit seiner Bruthitze auf den Bozener Boden herabsenkt, dann flüchten sich die wohlhabenden Bewohner zu den Höhen hinauf, die mit nachbarlicher Freundlichkeit die Glutversengten in ihre luftigen Reviere aufnehmen. Bevorzugt wird für die „Sommerfrische“ — auf welches Wort die Bozener Vaterrechte beanspruchen — der Ritten (S. 733), das zwischen Eisack und Talfer sich hinstreckende, langsam ansteigende Bergplateau, von Porphyrgestein gebildet. Man kann hinter dem schon erwähnten St. Anton hinaufgelangen, indem man sich dort gleich rechts wendet und, das Weingelände von St. Magdalenen zur Seite lassend, nach mehrstündigem Marsche Oberbozen erreicht. Wählt man den oberen neuen Fahrweg, so kommt man über Maria Himmelfahrt, Maria Hilf und Maria Schnee (S. 727), die zusammen Oberbozen bilden, nach Wolfsgruben und Klobenstein, welch letzteres die beliebteste Sommerfrische der Städter ist. Von da aus kann man einen Ausflug zum Rittener Horn, der größten Erhebung der Hochfläche, machen, oder auch den Wolfsgruber Weiher besuchen. Die Wege und Standpunkte auf dem Ritten gewähren eine Reihe interessanter, weitreichender Einblicke in die nördliche und südliche Alpenwelt. Zwischen Lengmoos und Lengstein stößt man in der Finsterbachschlucht auf die vielberufenen Erdpyramiden, gletschertischartige Auswaschungen des Porphyrs, die oft die Formen von Stalaktiten nachäffen, deren Haupt jedoch mit Felsblöcken oder Bäumen geschmückt ist. Man denkt dabei an die vielen unterwühlten deutschen Sprachinseln in Welschtirol oder in Böhmen, Mähren und Ungarn.

Noch viele Touren, herrliche Thäler und Höhen könnte ich erwähnen, allein es drängt mich für heute zum Abschlusse. Ob es mir halbwegs ge-

Gries bei Bozen.

(S. 720.)

lungen, die Stimmung heraufzubeschwören, welche Bozen und seine vielgestaltige, an Naturschönheiten und historischen Denkmalen so reiche Umgegend jedem empfänglichen Sinn erweckt? Es ist schwer, ja fast unmöglich, durch mosaikartiges Zusammentragen von Einzeleindrücken dem Leser die unmittelbare Anschauung zu ersetzen. Von dem Uebergang der nördlichen zur südlichen Vegetation, dem Aufeinanderstoßen

Franziskaner Hof

(S. 718.)

deutscher und welscher Art wäre so viel zu sagen. Und wer vermag das unvergleichliche Gemälde wiederzugeben, wenn ein glanzzitternder Himmel ätherlicht träumt über dieser Flur, diesen Flußläufen, diesen Bergzügen, von Weingeländen eingefaßt, mit Burgen, Ruinen, Häuschen besäet, oder in Wald und Matten gehüllt; über diesen Schroffen und Fluhen, deren Stirne meist Schnee und Eis umgibt; diesen Klammen, Schlünden und Wasserfällen? Wer kann die Farbentöne mit Worten festhalten, welche das mit königlicher Pracht scheidende Tagesgestirn in Höhen und Tiefen weckt? Ich nicht, dazu gehören auserwählte Darstellungskünstler. Mir genügt es, wenn ich dem Leser glaubhaft gemacht, daß Bozens Zauberrund gleichsam die Sonnenblume im Garten deutschen Landes und Volkes ist, welche sich zwar über die duftige Hecke dem Süden zuneigt, deren enggereihte Samenkörnchen aber der historischen Keimkraft unserer Nation entsprossen, deren Wurzeln wir daher festhalten müssen bis an das Ende der Zeiten. Ringsum und weit über die Grenzen des neuen Reiches gilt es, deutschen Besitz, deutsche Sprache und deutsches Blut zu wahren und zu schützen. Wir wären nicht wert, in gewaltiger Zeit die nationale Auferstehung unseres Volkes erlebt zu haben, wenn wir der bedrängten Stammesbrüder außerhalb unseres unmittelbaren Machtbereiches vergäßen, die ein Teil unserer Größe, unseres Ruhmes, unseres Glückes und unseres Segens waren und es in Zukunft wieder sein werden.

Journalistische Erlebnisse aus allen Weltteilen.

Von

Hugo Zöller.

Wenn ich nach dieser oder jener größeren Reise in die Heimat zurückkehrend alle wichtigsten Ergebnisse in Zeitungsartikeln oder Buchform niedergelegt hatte, bin ich viele Dutzende Mal und in der mannigfachsten Form um die Mitteilung weiterer Einzelheiten, namentlich persönlicher Erlebnisse und Gefühlseindrücke angegangen worden. Bei vielen Leuten offenbart sich ein Teil ihres Interesses an einem Buche in der Weise, daß sie außer dem, was darin steht, auch noch dasjenige wissen möchten, was nicht darin steht. Sie haben ja auch nicht so ganz unrecht, da trotz allem, was eine geübte Phan-

tasie erfinden mag, die ungeschriebenen Romane unzweifelhaft interessanter sein würden als die geschriebenen. Aber es ist nicht jedermanns Sache, den Roman des eigenen Lebens zu verfassen. Die Mitteilung anderer Dinge verbietet sich aus Rücksicht für fremde Personen — ein Journalist, der das Interessanteste von dem, was er weiß, in die Oeffentlichkeit brächte, würde schon bald kein Journalist mehr sein — so daß schließlich des von persönlichen Dingen Mitteilungswerten gar nicht so sehr viel übrig bleibt. Aus diesem wenigen aber möchte ich dem geneigten Leser im nachstehenden eine kleine Blumenlese bieten, in der es zum wenigsten am Wechsel des Ortes und der Scenerie nicht fehlen wird.

Jedermann, der einen gewissen Bildungsgrad erreicht hat, kann Journalist werden. Aber wehe dem, der ohne besondere, ihn gerade zur Journalistik befähigende Naturanlagen bloß auf diesen Bildungsgrad vertraut! Indem er niemals über die Anfangsgründe hinaus gelangt, wird die trostloseste aller Existenzen sein Los sein. Der Kaufmann, der Gewerbetreibende, der Staatsbeamte mag mit Fleiß und Ausdauer allein seinen Weg finden. Nicht so der Künstler, der Schriftsteller, der Journalist. Aber während sich künstlerische Neigungen und Anlagen schon in der Jugend zu offenbaren pflegen, sind die von einem Journalisten ersten Ranges zu fordernden Talente so mannigfacher Art, daß sie sich meistens erst im Kampfe des Lebens ausbilden oder wenigstens klar hervortreten. Hierin liegt wohl der hauptsächlichste Grund, weshalb es eine Vorbildung zum Journalismus heutigestags nicht gibt und trotz aller in dieser Hinsicht auftauchenden Pläne wahrscheinlich niemals geben wird. Daß der journalistische Stand, namentlich in seinen unteren Stufen, von Individuen wimmelt, denen keine andere Laufbahn offenstand, ist unleugbar. Aber es fehlt auch nicht an Leuten, die sowohl selbst in der Journalistik ihre volle Befriedigung finden, als auch am Webstuhl der Zeit ein tüchtiges, manchem Staatsmann als beneidenswert erscheinendes Stück Arbeit liefern. Diese Personen, die für unser Kulturleben ganz ebenso notwendig sind wie der Staatsbeamte, der Offizier, der Kaufmann u. s. w., diese meist sehr erfahrungs- und einflußreichen Leute als verfehlte Existenzen bezeichnen zu wollen, wäre mehr als ungerecht. Auch in England, wo die heutige Form des Journalismus unzweifelhaft ihre größten Leistungen erzielt hat, finden wir, daß sich der Journalistik Männer aus allen Lebensständen zuwenden. Solche in jeder Hinsicht stramme Leute, wie es die meisten englischen Kriegsberichterstatter sind, vermag kein abgezirkeltes Vorstudium, sondern bloß die eigene Kraft zu ihren Leistungen heranzubilden. Dort wie namentlich auch in Frankreich ist die Journalistik nicht selten entweder eine Entwickelungsstufe oder eine Nebenbeschäftigung der die Geschicke des Landes leitenden Staatsmänner. Wenn es eine Vorschule der Journalistik gäbe, so würde sie derjenigen des Diplomaten ähnlich sein müssen. Für beide sind Reisen, die uns durch das Studium

(S. 727).

(S. 724.)

fremder Völker, Bildungsstufen und Staatsformen die eigenen Angelegenheiten besser verstehen lehren, das wichtigste Erziehungsmittel.

Vielleicht interessiert es den Leser, zu hören, wie ich selbst Journalist wurde. Meine Ueberzeugung geht dahin, daß ich, auch wenn ich vorher in einem anderen Lebensberuf thätig gewesen wäre, diesem Stande über kurz oder lang angehört haben würde. Daß ich dagegen mit 22 Jahren (1874) Mitredakteur der ersten politischen Zeitung von Deutschland wurde, beruhte auf meinen mehrjährigen Reisen, die mich, als ein Lungenleiden die zeitweilige Unterbrechung des Universitätsstudiums veranlaßte, schon in diesem jugendlichen Alter ganz Mittel- und Südeuropa, sowie den Nordrand von Afrika kennen gelehrt und, außer den alten, mit fünf modernen Sprachen durchaus vertraut gemacht hatten. Meine journalistische Erstlingsarbeit war eine Monographie der von Anfang bis zu Ende, und zwar in engster Fühlung mit den dabei beteiligten Personen, durchlebten Kommuneherrschaft in Cadix (1873), eine Arbeit, die ich ohne die Absicht der Veröffentlichung niederschrieb, wie ich etwa eine Doktordissertation verfaßt haben würde. Der Gedanke an eine politische Laufbahn, den ich zunächst nicht offen auszusprechen wagte, hatte während vieler Jahre mein innerstes Wesen erfüllt. Der unwiderlegliche Augenschein, wie während weniger Wochen ein, wenn auch noch so hinfälliges Staatswesen aufgerichtet und umgestoßen werden könne, hatte meine Phantasie entflammt und veranlaßte mich, weiter nachzuspüren, mit welchen Mitteln und in welcher Form nach einem bekannten Bismarckschen Worte die großen Fragen der Zeit entschieden werden. So begleitete ich denn den General Pavia auf seinem antirevolutionären Zuge durch Andalusien, sah die Erstürmung Sevillas und hatte kurz darauf das Vergnügen, meine Berichte an hervorragender Stelle von der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlicht zu sehen. Die nächste Arbeit war eine Schilderung meiner schon früher, nämlich in den Jahren 1872 und 1873 unternommenen Reisen durch Nordafrika. Die eigentliche Spitze dieser Arbeit, ein energisches Eintreten für die Notwendigkeit deutscher Kolonien, war allerdings bei der Veröffentlichung der „Bilder aus Algerien“ gestrichen worden, weil, wie mir von nationalliberaler Seite erklärt wurde, Kolonialpolitik etwas Veraltetes, unserem Zeitalter nicht mehr Entsprechendes sei und ich meinem Vaterlande doch gewiß kein so thörichtes Ding anraten wolle, gerade jetzt, wo alle anderen Nationen sich deren entäußerten, Kolonien erwerben zu wollen. Da ich damals noch so gut wie gar nichts über Kolonien gelesen und mich bis zum Besuche Nordafrikas überhaupt nicht mit der Frage beschäftigt hatte, da demnach meine ganze Weisheit auf dem beruhte, was ich mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört hatte, so vermochte ich den theoretischen Beweisgründen jener Herren nicht mit gleichen Waffen entgegenzutreten. Erst nach fünfjährigem, erst schüchtern, dann immer dreister und jetzt auch mit vollster Kenntnis der einschlägigen Litteratur geführtem Kampfe ist es mir geglückt, innerhalb des Kreises, in dem ich arbeitete, den denkbar vollständigsten Umschwung zu erzielen. Es ist vielleicht nicht ohne Wert, ausdrücklich zu erklären, daß ich, als sich in mir immer unwiderstehlicher die Ueberzeugung von der Notwendigkeit deutscher Kolonien Bahn brach, weder irgend etwas über Kolonien gelesen, noch jemals die Frage erörtert, noch auch an den Großthaten der portugiesischen, spanischen oder englischen Kolonialgeschichte meinen Geist erwärmt hatte.

Maretsch (S. 717, 729).

Gersburg (S. 717).

Geboren in einem landschaftlich schönen, aber zum Ackerbau nur wenig brauchbaren Gebirgslande (der Eifel), sah ich in Algerien eine Ackerkrume, wie sie Deutschland in seinen gesegnetsten Strichen nicht kennt, sah, wie sich ihr unter diesem Himmel bei mäßigem Fleiß alle herrlichsten Erzeugnisse der gemäßigten und subtropischen Zone entringen ließen, sah Hunderte und Tausende, die in ihrer elsässischen Heimat kaum das trockene Brot besessen hatten, zu Behäbigkeit und Wohlstand emporsteigen. Wie schwand vor diesem farbenreichen Bilde das auf schmachvollster Unkenntnis beruhende Gerede, Algerien sei für Frankreich nichts weiter als eine drückende Last! So haarsträubend die

Fehler der Verwaltung, die Verschleuderung der Staatsmittel sein mochten, dennoch und trotz allem gab es hier eine Kulturthat, der Hunderttausende ihr Glück und ihren Wohlstand, der Frankreich seine Vergrößerung um eines der ehedem und auch in Zukunft wieder reichsten Länder der Erde verdankte. Was konnte diesen Thatsachen gegenüber das absprechende Urteil der öffentlichen Meinung in Deutschland verschlagen! Hatte doch sogar der erste Napoleon in ganz ähnlicher Weise über Amerika geurteilt. Als ich dann, mich mit kaufmännischen Plänen tragend, nach Marokko kam, als ich dieses noch schönere Land, das so viele Millionen ernähren könnte, im Besitz von Barbaren, der Verödung anheimgegeben fand, waren auch meine letzten Bedenken verschwunden. Gott, sagte ich mir, hat die Güter dieser Welt, wie auch immer ihr Name sei, geschaffen, damit sie genossen werden, nicht damit sie brach liegen.

Wenn ich auch die Befähigung zum Ertragen der größten Strapazen erst später erworben habe, so war doch durch den mehrjährigen Aufenthalt im Süden meine Gesundheit völlig wieder hergestellt worden, so daß ich vom Jahre 1874 an mit voller Kraft der hochinteressanten Redaktionsthätigkeit obliegen konnte. Das Lesen einer noch so gut geschriebenen Zeitung gewährt nicht annähernd den gleichen Genuß, wie wenn man sich das Bild der politischen Lage selbstthätig aus den ankommenden Depeschen und sonstigen Nachrichten herausschälen muß. Häufige Reisen, zunächst bloß durch Europa, zu denen die mannigfachsten Ereignisse, eine Ausstellung, eine Jubelfeier, eine Fürstenzusammenkunft und Aehnliches Anlaß gaben, dienten zu meiner weiteren Ausbildung, bis ich schließlich seit Anfang 1878 beinahe beständig auf Reisen blieb. Die damalige Pariser Weltausstellung wurde von mir, namentlich mit Rücksicht auf den Wettbewerb der deutschen Industrie, so ausführlich beschrieben, wie nicht einmal von französischen Blättern. Das gleiche Jahr führte mich aus Anlaß des über die Geschicke der Türkei entscheidenden Berliner Kongresses zu unserer Reichshauptstadt, für die ich als den Brennpunkt alles gediegensten Wissens und Könnens seit meiner dort verlebten Gymnasial- und Universitätszeit eine beinahe schwärmerische Zuneigung gefaßt hatte. Es war das eine herrliche Gelegenheit, die meisten Premierminister und leitenden Staatsmänner Europas persönlich kennen zu lernen. Die Arbeit war, da sich die tüchtigsten Vertreter der europäischen und amerikanischen Journalistik in Berlin eingefunden hatten, im höchsten Grade anstrengend, aber auch wohl die interessanteste, die mir jemals beschieden gewesen ist. Von Berlin aus folgte ich dem durch Nobilings Schrotschuß verwundeten Kaiser nach Teplitz, begab mich dann nach Kissingen, wo die Verhandlungen zwischen Fürst Bismarck und dem päpstlichen Nuntius Masella spielten, und blieb schließlich einige Zeit in Homburg, wo damals der Kronprinz sich aufhielt.

St. Anton an dem Wege nach Runkelstein (S. 721).

Von meinen jugendlichen Kolonialplänen habe ich bereits gesprochen. Es nahte die Zeit, wo ich ihnen so zu sagen meine ganze Kraft widmen durfte. Daß unsere überseeischen Interessen mehr als bisher gepflegt werden müßten, falls wir auch in wirtschaftlicher Hinsicht den uns gebührenden Rang unter den Kulturnationen einnehmen wollten, konnte nicht zweifelhaft sein. Dennoch fand die Ansicht, daß auch die deutsche Presse dabei eine große Rolle zu spielen berufen sei,

(S. 723.)

zunächst wenig Anklang. Es ist noch in aller Erinnerung, wie auf den Krieg die ernster, weitausschauender Arbeit nicht sonderlich holde Gründerzeit und auf diese der Krach folgte. Erst mit der demnächstigen Gesundung begann sich etwa in den Jahren 1878 und 1879 jene Strömung zu entwickeln, die in einer energischen Kolonialpolitik, wenn auch nicht ihr einziges, so doch ihr höchstes Ziel erblickte. Vermehrte Ausfuhr und Regelung der Auswanderung waren andere gewichtige Fragen, die demselben Boden entsprossen. Die kolonialpolitische Strömung, am Rhein besonders von Missionsinspektor Dr. Fabri gefördert, brachte mir denn auch endlich die Erfüllung meines sehnlichen Wunsches. Ich erhielt den Auftrag zum Besuche der beiden australischen Weltausstellungen, womit sich von selbst eine Reise um die Welt verband.

Der Beginn dieser in ihrem späteren Verlauf hoch erfolgreichen Reise war eine der qualvollsten Episoden meines von da ab beinahe ununterbrochenen Reiselebens. Mit der seligen „Cimbria“, die jetzt am Boden des Meeres ruht, die aber schon damals, gleichsam todesahnend unter dem Anprall der Wellen in allen Fugen krachte und ächzte, waren wir von Hamburg nach New York nicht weniger als 16 Tage unterwegs und zwar während eines Wetters, wie ich es häufig stürmischer, aber niemals gleich häßlich und unruhig erlebt habe. Diese 16 Tage, während deren ich, seekrank im Uebermaß, nichts als etwas Fleischbrühe oder einen Schluck Champagner zu mir nehmen konnte, während deren ich aber dennoch mit Aufbietung aller Kräfte zu arbeiten versuchte, hatten mir die Ueberzeugung beigebracht, daß mein Körper für die Strapazen des Reiselebens zu schwach sei und daß ich das begonnene Unternehmen wohl keinesfalls lebend vollenden werde. Umkehren aber war eine andere Sache, zu der ich mich selbst dann nicht entschlossen haben würde, wenn die Gewißheit des Todes mir klar vor Augen gestanden hätte. Dazu herrschte, als ich Amerikas Boden betrat, eine selbst für den Juli ungewöhnliche und wahrhaft entsetzliche Hitze, unter der ich, erschöpft von wochenlangem Fasten, alle Energie zu verlieren befürchtete, während ich später im Inneren Afrikas, in Indien, in Mittelamerika u. s. w. weit größere Hitzegrade mit Leichtigkeit ertragen habe. Noch mehrere Wochen nach der Landung wurde ich allnächtlich seekrank, hatte in meinem Bette alle schauderhaftesten Bewegungen der „Cimbria“ wieder und wiederum mit durchzumachen. Aehnliches habe ich später bei Hunger, Durst, Frost, Hitze und

Villa Defregger (S. 720).

allen Entbehrungen, die wilde Länder zu bieten vermögen, nie wieder erlebt. Ich erwähne das so ausführlich, um jenen vielen Leuten, die sich in der Studierstube eine kühne Forschungsreise zurecht machen, vor Augen zu führen, wie schwer bisweilen schon innerhalb unserer Kulturzone die ersten und einfachsten Schritte sind, ganz zu geschweigen von jenen Ländern, bei denen überhaupt noch von Erforschung die Rede sein kann. Wie viele Dutzende oder wir können getrost sagen Hunderte von Afrika- und sonstigen Forschungsreisenden würden sich Kosten, Zeit und Schmach ersparen, wenn sie das vorher und nicht nachher bedächten!

Meine Spannkraft erwachte erst wieder, als ich nach zahlreichen von New York aus unternommenen Streifzügen in achttägiger Eisenbahnfahrt den nordamerikanischen Kontinent durchflog. Die namentlich dem Ankömmling und Reisenden auffallende Rauheit der nordamerikanischen Kultur, die hier noch viel stärker als bei uns hervortretende Erbarmungslosigkeit des Kampfes ums Dasein hatten mich peinlich berührt. Wie dann aber am palmbeschatteten, wasserumrauschten Strande der hawaiischen, samoanischen und neuseeländischen Inselflur, wie unter diesem interessanten, der ausgesprochensten Philosophie des Lebensgenusses huldigenden Völkchen mein Herz aufging! Welcher Gegensatz zwischen dem amerikanischen „time is business" und dem landläufigen hawaiischen Gruße „alofa" (ich liebe dich)! Die reizende, von den lauschigsten Landhäusern umsäumte Meeresbucht von Sydney fesselte mich aus Anlaß der Weltausstellung während mehrerer Monate. Sämtliche australische Regierungen hatten mir für ihr ganzes Eisenbahnnetz gültige Freikarten erster Klasse zugesandt; eine Liebenswürdigkeit, von der ich in ausgiebigstem Maße Gebrauch machte. Die seltsam fremdartige, an einen anderen Weltteil erinnernde Scenerie des australischen Binnenlandes, wie z. B. der blauen Berge, hatte, ohne schön genannt werden zu können, dennoch ihre besonderen Reize. Und nun erst das glänzende, mit den schönsten europäischen Residenzen wetteifernde Melbourne, dem man seine Jugend wahrlich nicht ansieht. Mit Kapitän Hernsheim, dem Mitinhaber und Leiter der gleichnamigen Südseefirma, bereiste ich ihrer ganzen Länge nach die Kolonie Queensland und ließ mich in Cooktown, dem jetzigen Ausgangspunkt der nach Kaiser-Wilhelms-Land fahrenden Dampfer der Neu-Guinea-Compagnie zu dem seltsamen Sport einer Parforcejagd auf Känguruhs überreden. Obwohl von Kindheit an in allen körperlichen Uebungen wohlerfahren, hatte ich meine Reitkünste bis dahin bloß auf sehr viel weniger extravagante Art bethätigt, und daß ich, während mehrere von der Jagdgesellschaft stürzten und Verletzungen davontrugen, mit heiler Haut zurückkehrte, darf fast als ein Wunder angesehen werden. Uebrigens verleiht in solchen Ländern wie Australien oder Südamerika allein schon die tägliche Benutzung wenig oder gar nicht zugerittener Pferde eine in Europa nur schwer zu erwerbende Sicherheit. Der australische Squatter, der südamerikanische Gaucho mag nicht sonderlich elegant im Sattel sitzen, dafür aber gelingen solchen Naturreitern Kunststücke — wie z. B. in tollster Carriere durch einen lichten, von Gräben und Termitenhügeln durchsetzten Eukalyptenwald zu jagen — an die sich unsere Sportsleute schwerlich heranwagen würden.

Partie aus der Eggenthalstraße (S. 729).

Als ich in Cooktown kein Mittel der Weiterbeförderung entdecken konnte, lud mich Herr Korvettenkapitän Meusing I. ein, ihn an Bord S. M. Kanonenboot „Albatros" und zwar als Gast der Kapitänskajüte nach Niederländisch-Indien zu begleiten. So

segelten wir denn innerhalb des Barrierenriffs durch die, Neu-Guinea vom australischen Festland trennende Torres-Straße; verbrachten, vom dortigen Residenten aufs gastlichste aufgenommen, die Weihnachtstage des Jahres 1879 auf Timor und landeten, an Flores, Sumbawa und den übrigen kleineren Sundainseln vorbeifahrend, in Surabaya auf Java, wo ich den „Albatros" endgültig verließ. Mit dem deutschen Konsul, Herrn v. Bültzinslöwen, Besitzer einer großen Zuckerplantage, machte ich Ausflüge in die javanischen Gebirge, bestieg mehrere Vulkane und gelangte Ende Januar nach Batavia. Hier gelang es mir, von dem zu Buiten Zorg residierenden Generalgouverneur Empfehlungen für den Kriegsschauplatz von Atschin zu erhalten, mit deren Hilfe ich denn auch in Gegenden vorgedrungen bin, die vor mir nur wenige Civilisten und niemals ein Deutscher besucht hatten. Der befehlhabende Offizier, General v. d. Heyden, empfing mich auf das liebenswürdigste, wollte mich aber an keinem der während meiner Anwesenheit unternommenen Ueberfälle und Streifzüge in Feindesland unmittelbar teilnehmen lassen, weil ein mir etwa zustoßendes Mißgeschick in Deutschland als Mangel an Vorsorge ausgelegt werden könne. Dagegen wurde mir als ständige Begleitmannschaft eine kleine Kavallerieabteilung zur Verfügung gestellt. Während eine überwältigend schöne Natur diese ostindische Inselwelt als das Paradies der Erde erscheinen ließ, reizte die geniale Kolonialwirtschaft der Holländer zu eingehendem Studium. Hier wie auch in den englischen Besitzungen Hinterindiens, dem regen Singapore, dem mittelalterlich ehrwürdigen Malakka und dem jüngeren Penang war vollauf Gelegenheit geboten, den Wert tropischer Kolonien kennen zu lernen. Wie Algerien mich seiner Zeit über Ackerbaukolonien belehrt hatte, so Englisch- und Niederländisch-Indien über Handelskolonien. Nach einem kurzen Besuche Ceylons wurde längs der Küsten Arabiens und Abessiniens durch Aegypten und die klassischen Landschaften von Hellas der Rückweg angetreten.

Im folgenden Jahre erschien dann „Rund um die Erde" (Köln 1881), Sitten- und Kulturschilderungen aus den hervorragendsten Kolonialländern nach ihrem heutigen Standpunkt.

Gleich nach Fertigstellung des Werkes erhielt ich den Auftrag zu einer Reise durch Südamerika. Der französische Dampfer, der mich von Lissabon nach Rio de Janeiro brachte, trug eine ganz eigentümliche Fracht, nämlich ein halbes Hundert etwa 18jähriger Kreolinnen, die, wie das bei den Töchtern der vornehmen spanischen Familien Südamerikas üblich ist, in Paris ihre höhere Erziehung erhalten hatten und nunmehr zum erstenmal die Bälle und Gesellschaften von Buenos Aires, Montevideo u. s. w. besuchen sollten. Ein mehrtägiger, mit Landausflügen verknüpfter Aufenthalt an der senegambischen Küste, wo wenige Wochen später in verheerendster Form das gelbe Fieber auftrat, entlockte diesen jungen Damen den klassischen Ausspruch: Die Neger seien so schwarz, daß man auf ihre Nacktheit gar nicht zu achten brauche.

Ein plötzlicher Umschlag der Stimmung erfolgte, als, ohne daß seitens der Schiffsoffiziere eine offene Erklärung darüber stattfand, einer dem anderen zuraunte, unter der Mannschaft unseres Schiffes sei das gelbe Fieber ausgebrochen. Thatsächlich sind denn auch allnächtlich mehrere Leichen ins Meer versenkt worden. Aber von der befürchteten Beobachtungssperre sind wir, da die böse Krankheit ohnehin schon in Rio vorhanden war, verschont geblieben. Außer der Scenerie der ostindischen und Südseeinseln sowie Mittelamerikas wüßte ich keine, die einen ähnlichen Eindruck wie diejenige Brasiliens auf mich gemacht hätte; die erste Rundfahrt, die ich im offenen Pferdebahnwagen zu den herrlich bewaldeten Berggeländen von Tijuca und anderen Orten in der näheren Umgebung von Rio unternahm, rührte mich beinahe zu Thränen. Einen Monat, während dessen ich mehrmals die Ehre hatte, vom Kaiser Dom Pedro empfangen zu werden, blieb ich in der Hauptstadt, unternahm Ausflüge zur Sommerresidenz Petropolis, sowie zu den berühmten Kaffeeplantagen der Provinz Sao Paulo und trat dann erwartungsvoll meine Reise zum deutschen Süden an, dessen Presse seit geraumer Zeit die Ziele meiner Sendung beinahe täglich in längeren Artikeln erörtert hatte. So sollte ich also jetzt zum erstenmal gesund entwickelte deutsche Kolonien kennen lernen, in denen man zäh an heimischer Sprache und heimischer Sitte festhielt. In Bezug auf das Festhalten der Nationalität war das Bild, welches mir die deutschen Ansiedelungen in Nordamerika und Australien gewährt hatten, nicht sonderlich erbaulich gewesen. Meine Hoffnungen wurden nicht nur nicht getäuscht, sondern weit übertroffen. Das zunächst besuchte Joinville, eine Schöpfung des Hamburger Kolonisationsvereins von 1849, wirkte wie eine Idylle. Welch friedliches und trotz schwerer Arbeit genußreiches Leben inmitten eines herrlichen Klimas, einer wahrhaft paradiesischen Natur, die alle Wunder und Schätze der warmen wie der gemäßigten Zone in sich zu vereinigen schien! Kaum wollte ich glauben, daß diese unter Palmen und Kaffeebäumen wohnenden, den Lasso ebenso geschickt wie die Axt schwingenden Bauern, daß diese drallen, so stramm nach Mannesart auf galoppierendem Pferde sitzenden Bauernmädchen meine Landsleute von der Eifel, vom Rhein, von der Mosel seien. Und doch fehlte es nicht an höherem Streben, fehlte es namentlich in der Stadt nicht an einem gewissen aristokratischen Grundzug der Lebensformen, wie ihn Gerstäcker in seinem Roman „Die Kolonie" so hübsch beschrieben hat. Unvergeßlich werden mir jene abendlichen Spazierritte bleiben, wenn unsere aus einigen Dutzend Herren und Damen bestehende Kavalkade, beleuchtet vom zauberhaften Schein des Mondes, durch die schönste aller Palmenlandschaften hindurchsprengte. Wie schön auch saß es sich bei einem Glase Bier vor der reizenden selbstgeschaffenen Villa des deutschen Konsuls, Dr. Dörffel. Mit dem Koloniedirektor Brüstlein unternahm ich, durch den mächtigen, beinahe vorsündflutliche Baumriesen enthaltenden Urwald der Serra hinanklimmend, einen Ausflug zum Hochland, wo in San Bento das Thermometer nicht selten unter Null sinkt und von deutschen Bauern Roggen gepflanzt wird. Als ich, Abschied nehmend, den

Kahn bestieg, der mich nach San Francisco bringen sollte, stand am Ufer mit Tüchern winkend so ziemlich die ganze gute Gesellschaft von Joinville. Und gut mußten sie wirklich sein, diese Leute, von denen während meines vierzehntägigen Aufenthalts — Aehnliches habe ich an keinem anderen Orte der Erde erlebt — niemand ein böses Wort über den anderen geäußert hatte. Wem auf die Dauer eine Idylle genügt, dem wird die südbrasilianische Provinz Santa Catharina als Paradies erscheinen. Aber unser Zeitalter ist nun einmal so geartet, daß wenigstens die meisten Gebildeten, trotz deren Ungemütlichkeit, die Dampfkultur der Großstädte vorziehen.

Als ich mit Dr. Blumenau, dem edlen Schöpfer der gleichnamigen Kolonie, in Itajahy landend die meisten Häuser des Ortes geflaggt fand, fragte ich ahnungslos, welches mir unbekannte Fest man feiere?

„Wir erwarten," erwiderte ein altes Bäuerchen, „den Reisenden Hugo Zöller, der die Kolonie für da draußen (so spricht man gewöhnlich von Deutschland) beschreiben wird." In Blumenau Wiederholung der Spazierritte und sonstigen Kolonialvergnügungen, die ich nun bereits von Joinville her kannte. Dazu kam ein anderer Sport, dem ich aber bloß mutterseelenallein obzuliegen pflegte. Wenn bei unseren täglichen Ausflügen unter Säbel- und Axthieben das scheinbar undurchdringliche Dickicht des Urwaldes sich allgemach lichtete, hatte ich mir oft die Frage vorgelegt, wie schnell ich wohl, auf mich allein angewiesen, im unberührten jungfräulichen Urwalde würde vordringen können. So lieh ich mir denn bisweilen früh morgens eines der säbelartigen Buschmesser und lenkte meine Schritte zu den Grenzen des gerodeten Landes. Anfänglich machte es mir Spaß, wie die scharfe Klinge das Lianengewirr durchschnitt oder mit einem Hiebe eine junge Palme, deren Blattknospe ich dann das vortreffliche Gemüse entnahm, zu Boden streckte. Allmählich aber begannen mich das innere Leben des Waldes und namentlich seine tierischen Bewohner weit mehr zu interessieren. Wie verschieden war dieses Leben von dem in Deutschland gewohnten und doch wieder wie ähnlich dem, was man etwa an friedlichen Sonntagsmorgen in einem deutschen Buchenwalde zu empfinden pflegt! Ein andermal besuchte mich der kleinste aller befiederten Waldbewohner inmitten meiner eigenen Behausung. Alltäglich pflegte von unbekannter Hand ein frischer Strauß duftender Orangenblüten auf meinen Arbeitstisch gestellt zu werden. Inmitten desselben sah ich eines Tages, durch ein leichtes Schwirren aufgeschreckt, einen herrlichen Kolibri. Er wäre, hätte ich das Fenster geschlossen, mein Gefangener gewesen, aber mit größerer Freude sah ich ihn nach kurzem Besuch aufs neue zu seinen Baumkronen emporschwirren.

Die deutsch-brasilische Handelsstadt Porto Alegre lieferte mir einen neuen traurigen Beweis für die allbekannte Vielköpfigkeit und Zerfahrenheit des sich selbst überlassenen, nicht unter einer starken Hand geeinigten Deutschtums. Aus Anlaß der deutsch-brasilischen Ausstellung stand eine kleine Gruppe ausstellungsfeindlicher Deutscher den weit zahlreicheren Ausstellungsfreunden in erbittertem Haß gegenüber. Da ich Neutralität als Charakterlosigkeit betrachtet haben würde und nach bestem Wissen und Gewissen die Ausstellung als ein lobenswertes Unternehmen ansehen mußte, so wurden natürlich die Gegner der Ausstellung meine grimmigen Todfeinde.

Die deutschen Bauernkolonien der Provinz Rio Grande do Sul, innerhalb deren Bereich auf einem dem Königreich Sachsen entsprechenden Flächenraum bloß deutsch geredet wird, fesselten in gleichem Maße wie diejenigen von Santa Catharina meine Aufmerksamkeit. Welche Lust, dort so zu sagen ins Blaue hinein oft allein und sogar ohne Führer, oft in Begleitung eines jener berittenen deutschen Handlungsreisenden, die man hier Stahlreiter zu nennen pflegt, im schattenspendenden wasserdurchrauschten Urwalde einherzureiten. Wurde es mittags zu heiß, so band man, vor einem Gehöft angelangt, sein Pferd oder Maultier an den ersten besten Orangenbaum, dessen Früchte man mit ihm teilte. Und abends fand sich stets ein Wirtshaus, ein Ladengeschäft oder Gehöft, wo man gegen geringe Vergütung derbe, gute Kost und ein ebensolches Nachtlager erhalten konnte. Den noch nicht von menschlicher Hand berührten jungfräulichen Urwald habe ich in so ziemlich allen auf der Erde vorhandenen Formen kennen gelernt, aber nirgendswo sonst haben mich seine Zauber mit gleichem Entzücken erfüllt, wie gerade hier in Brasilien. Dies liegt wohl nicht zum wenigsten daran, daß der brasilische Urwald bei aller tropischen Fülle und Ueppigkeit dennoch harmlos ist, während man in den Urwäldern von Mittelamerika, Indien, Innerafrika u. s. w. mit Fiebermiasmen und allerlei lästigen Waldesinsassen zu kämpfen hat.

Wenig Gebiete unserer Erde haben ein so grundverschiedenes Aussehen wie die waldigen Bergländer Südbrasiliens und die dicht daran stoßende grasbewachsene Pampa. Wer Auge und Phantasie mit südbrasilischer Scenerie getränkt hat, dem erscheinen anfänglich die endlosen, grasbekleideten Terrainwellen Uruguays höchst eintönig, bis er sich schließlich auch in die eigenartige Schönheit dieser durch die klare Luft geförderten Fernsichten hineinlebt. Zwölf edle und stets galoppierende Rosse von donquichottischer Gestalt, welche alle paar Stunden durch ebensoviele mit dem Lasso neu eingefangene ersetzt wurden, zogen jenes abenteuerliche, urväterliche, die entsetzlichsten Stöße austeilende Gefährt, welches mich in mehrtägiger Fahrt von Artigas nach Florida, dem Endpunkte der uruguayischen Eisenbahn brachte. Ein mich begleitender deutscher Fabrikbesitzer kam bei dieser Gelegenheit auf einen Tapir sowie mehrere Wasserschweine zum Schuß und erlegte einige Hirsche und Strauße. Von größerem Interesse war mitten in der mit den bleichenden Skeletten verschmachteter Pferde, Stiere und Kühe übersäeten Pampa ein improvisiertes Manöver der gegen einen befürchteten Einfall des Exdiktators Latorre aufgebotenen und hauptsächlich aus Kavallerie bestehenden uruguayschen Armee. Wenn abends vor irgend einer elenden Gauchohütte, wo wir übernachten sollten, Halt gemacht wurde, begannen wir zu köstlichem Mahle aus den am Boden befindlichen Nestern die Eier der hier sehr häufigen stachelbewehrten amerikanischen Kiebitze zu suchen.

Zu aller Barbarei des Gaucholebens bilden die mit jedem denkbaren Komfort Europas ausgestatteten Hauptstädte Montevideo und Buenos Aires einen glänzenden Gegensatz. Mir persönlich gefiel am besten, obwohl Buenos Aires sonst den ersten Rang einnimmt, das ebenso stattliche wie peinlich saubere Montevideo. Längeren Aufenthalt freilich gönnte ich mir nicht, denn es lockte mich jenes Wunderland Paraguay, dessen indianerblütige, fast nur noch aus Frauen bestehende Bevölkerung mir in ebenso reizenden Farben geschildert worden war, wie mich die Geschichte der ehemaligen Jesuitenkultur und des Lopezschen Verzweiflungskampfes interessiert hatte. Man vergegenwärtige sich auf luxuriösem Dampfer und inmitten liebenswürdigster Reisegesellschaft eine vierzehntägige Flußfahrt, auf der man, abgesehen von der sich immer schöner gestaltenden Scenerie, auf einen Jaguar, mehrere Affen, einige hundert Krokodile und unzählig viel Flugwild zum Schuß kommt.

Während ich von Asuncion aus zu Pferde das Land durchstreifte, veranstaltete man, damit ich die altspanischer Liebenswürdigkeit huldigenden Töchter des Landes, die berühmten Quiguaberas (Mädchen vom goldenen Kamm) kennen lerne, die seltsamsten Bälle, die ich jemals erlebt habe. Welch unübertroffene Vorbilder der Susanna aus „Figaros Hochzeit!“ Als ich den Wunsch geäußert hatte, behufs Veröffentlichung in Europa das Konterfei einer dieser Schönen zu besitzen, wurde mir am gleichen Abend fast ein ganzes Album dieser Indianerinnen zu teil.

Da ich inzwischen den Entschluß gefaßt hatte, quer durch den Kontinent nach Chile zu reisen, so schrieb ich nach Buenos Aires, daß man die zu einer Andentour benötigte Kleidung aus meinem Gepäck herausnehmen und nach Mendoza senden, alles übrige dagegen auf dem Seewege durch die Magelhaensstraße nach Valparaiso befördern möge. Welche komischen Folgen dieser irrtümlich ausgelegte Befehl für mich hatte, wird der Leser sogleich erfahren.

Nach langem, durch reißende Ströme und zerstörte Brücken verursachten Aufenthalt gelangte ich von Rosario aus zunächst mit einem zweimal wöchentlich fahrenden Eisenbahnzuge, dann nach ermüdender Postwagenfahrt durch die staubige, scheinbar endlose Pampa zu dem am östlichen Fuße der Anden gelegenen, in beständiger Erdbebenfurcht erzitternden Mendoza. Die leibliche Verpflegung hatte natürlich wie auf allen diesen Reisen, wenn nicht das Fehlende durch Humor ersetzt worden wäre, manches zu wünschen übrig gelassen. Mitten in der trostlosen menschen- und baumleeren Pampa denke man sich eine Lehmhütte mit der Aufschrift: „Hotel de Paris“ und entsprechenden Preisen. Daß der Fußboden nicht gedielt war, daß das Licht bloß durch die allerdings spaltenreiche Thür hereinbringen konnte und dementsprechend, falls man diese schloß, eine ägyptische Finsternis herrschte, alles das schien dem Wirte kein Hindernis zu sein, seine Rechnung mit der anspruchsvollen Aufschrift in Einklang zu bringen.

Nachdem ich in Mendoza Pferde und Maultiere erstanden, Kuhhäute, Decken, Lebensmittel u. s. w. eingekauft und zwei erfahrene Arrieros indianischen Blutes in Dienst genommen hatte, konnte, nachdem sich meiner Truppe auch noch ein peruanischer Major samt seiner neuvermählten Gattin angeschlossen hatte, die in dieser Jahreszeit (südlicher Winter) nicht ungefährliche Uebersteigung des zweithöchsten auf der Erde vorhandenen Gebirges beginnen. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich beim ersten Nachtlager unter freiem Himmel, nach warmer Kleidung suchend, bloß weißlinnene Tropengewänder vorfinde! So also war in Buenos Aires mein vorher erwähnter Auftrag verstanden worden. Ich half mir, indem ich, mit Wäsche reichlich versorgt, in dem Grade wie wir zu immer höheren und kälteren Regionen gelangten, allabendlich ein weiteres Hemd und eine weitere Unterhose anlegte, bis ich schließlich meine elefantenhaft anschwellenden Beine kaum mehr zur Höhe des Steigbügels emporzuheben vermochte. Beim Abwärtssteigen wurde ich dann allmählich wieder dünner. Von den vielerlei kleinen Gefahren dieser Reise möchte ich bloß erwähnen, daß mich ein wilder Stier aus dem Sattel schleuderte, ohne sich glücklicherweise zu weiteren Unthaten die benötigte Zeit zu nehmen. Nachdem wir die beiden letzten Nächte, unweit der Kammhöhe, in schneegefüllten Felshöhlen verbracht hatten, begann der Abstieg, der mehrere Tage lang eine beinahe ununterbrochene Rutschpartie über hohe Eis- und Schneeabstürze darstellte. Abgesehen von der den Schlaf beeinträchtigenden Kälte, waren inmitten dieser Eis- und Felsenwüste die mondscheinerhellten Nächte von beängstigender Großartigkeit. Am Tage pflegten gewaltige Kondors scharenweise über uns zu schweben. Als ich nach 20tägiger Reise gegen 11 Uhr abends im „Hotel Lafayette“ zu Valparaiso anlangte, war meine Müdigkeit so groß, daß ich während der Mahlzeit, die ich mir nach genommenem Bade gegen Mitternacht auftischen ließ, in tiefen Schlaf versank und erst durch mein eigenes Schnarchen wieder aufgeschreckt wurde.

Chiles Hauptstadt, der die Schneehäupter der Anden den denkbar großartigsten Hintergrund verleihen, wurde von mir nur im Fluge berührt, um auch hier wie in allen übrigen Republiken Südamerikas die Lenker der Staatsgeschicke persönlich kennen zu lernen. Dabei berührte mich am seltsamsten der stets wiederkehrende und für diese Republikaner doch etwas komische Wink, ich möge zum Empfang bei diesem oder jenem Präsidenten das Anlegen der Orden nicht vergessen. Niemals werde ich das verblüffte Gesicht jenes Marineministers vergessen, dem ich, als er gerade im Begriffe stand, mich dem Staatsoberhaupte vorzustellen, rund heraus erklärte, ich besitze überhaupt keine Orden, weil ich auf diejenigen, die man mit so großer Freigebigkeit an Durchreisende zu verteilen pflegt, keinen Wert gelegt haben würde. Lima, Perus berühmte, aber etwas schmutzige Hauptstadt, fand ich besetzt von säbelklirrenden, ein äußerst straffes Regiment handhabenden Chilenen, an deren Streifzügen gegen die Guerillabanden des Gebirges ich mehrfach teilnehmen durfte. Einer Fahrt auf der Oroyabahn, der höchsten und kühnsten aller vorhandenen Bergeisenbahnen, mußte ich leider entsagen, da uns schon dicht hinter Lima zahl-

reiche Gewehrkugeln um die Ohren zu sausen begannen. Das fromme Ecuador, den einzigen Staat, der zur Zeit dem Papste Tribut zahlt, fand ich mit den meinen Ausflug zum Fuß des Chimborasso erschwerenden Vorbereitungen zu einer neuen Revolution beschäftigt. Rege Thätigkeit herrschte dagegen auf dem Isthmus von Panama, wo zu den seit kurzem begonnenen Kanalarbeiten einige hundert französische Ingenieure und viele tausend schwarze Arbeiter zusammengezogen worden waren. Als der erste Deutsche, der diese Arbeiten im einzelnen besichtigen und eingehend beschreiben sollte, sparte ich keine Mühe, kreuzte die Landenge vielmals zu Fuß, zu Pferde, sowie mit der Eisenbahn und lernte solchergestalt nach und nach fast das gesamte dort angestellte Personal kennen. Eines Abends, als ich ziemlich spät in Emperador anlangte, lieh mir ein liebenswürdiger französischer Ingenieur sein Bett. Aber als ich ihm am folgenden Morgen danken wollte, war er dem gelben Fieber erlegen und sollte noch am gleichen Tage beerdigt werden. Den Pflanzenwuchs der Landenge fand ich selbst nach allem, was in dieser Hinsicht Brasilien geboten hatte, unbeschreiblich, unnennbar großartig. Die beständige Steigerung der Effekte, die eine Ermüdung der Schaulust gar nicht aufkommen läßt, schien mir ein von der Natur mit Meisterhand geschaffenes Vorbild unserer mühsam das gleiche Ziel anstrebenden Dramen zu sein. Der Rückweg ging, nachdem ich noch auf Hayti einigen epaulettentragenden aber barfüßigen Negergeneralen die biedere Rechte gedrückt hatte, über Jamaika, Barbados und Trinidad.

Während des Sommers 1882 war ich damit beschäftigt, die Ergebnisse meiner Reise in der Broschüre „Der Panama-Kanal“ (Stuttgart 1883, vgl. „Vom Fels zum Meer“ III, S. 73 ff.), sowie dem zweibändigen Werke „Die Deutschen im brasilischen Urwalde“ (ebd. 1883), nebenbei bemerkt, der eingehendsten bisher existierenden Schilderung des deutsch-brasilischen Bauernlebens, niederzulegen. Später (ebd. 1884) folgte dann noch „Pampas und Anden“, Sitten- und Kulturschilderungen aus dem spanisch redenden Südamerika, mit besonderer Berücksichtigung des Deutschtums.

Ende Juli erhielt ich den Auftrag, an dem bevorstehenden Feldzuge der Engländer in Aegypten teilzunehmen und konnte, stets reisebereit, schon zehn Tage später einem Gefecht bei Alexandrien beiwohnen.

In einem der wenigen, inmitten rauchender Trümmer unversehrt gebliebenen Gasthäuser wohnte ich Thür an Thür mit unserem großen Afrikaforscher Dr. Schweinfurth, der kurz vorher fast durch ein Wunder der Ermordung durch Arabis fanatisierte Scharen entgangen war. Nachdem die Thätigkeit der zahlreichen Berichterstatter, unter denen ich jedoch der einzige Deutsche war, sich während mehrerer Wochen darauf beschränkt hatte, von den äußersten englischen Vorposten aus die äußersten feindlichen zu beobachten und allenfalls abzuzeichnen, erhielt ich am 18. August aus dem Hauptquartier die Weisung, mich, falls ich an den weiteren Operationen teilnehmen wolle, unverzüglich an Bord des Truppentransportschiffes „Calabria“ zu begeben. Absichtlich war das Gerücht eines beabsichtigten Angriffs auf die Schanzen von Abukir ausgesprengt worden. Man vergegenwärtige sich demnach unsere erwartungsvolle Neugierde, als das mächtigste Panzer- und Transportgeschwader, welches je auf der Erde vereinigt gewesen, in langer Linie an Abukir vorbeidampfend zwei Tage später in den Suezkanal einbog, den wir von Aegyptern und vielleicht auch von Franzosen verteidigt wähnten. Nachdem das kleine, den Mittelpunkt der Kanalverwaltung darstellende Ismailia fast widerstandslos besetzt worden war, galt es, sich an diesem Orte im Wettbewerb mit einigen hundert der reichsten englischen Offiziere häuslich einzurichten. Die Preise, die damals in den zwei einzigen, ohnehin höchst erbärmlichen Wirtshäusern für Unterkunft und Beköstigung gezahlt wurden, gingen ins Fabelhafte. Anstatt mich an diesem Kampf um ein Zimmer zu beteiligen, mietete ich außerhalb der Stadt eine von den Aegyptern geplünderte und jedes Inhalts beraubte Sommerwohnung, die außerdem den Vorzug hatte, daß sich während der nächsten Tage die beiderseitigen Vorposten dort beständig herumschossen. Daß die englischen Befehlshaber, Admiral Seymour und General Wolseley, mir sonderlich geneigt gewesen wären, vermag ich nicht eben zu behaupten. Namentlich der letztere schien mir meine allzu ungeschminkten Schilderungen stark verübelt zu haben. Desto freundlicher behandelten mich eine Anzahl sonstiger höherer Offiziere, sowie vor allem die beiden beim Heere anwesenden Prinzen des königlichen Hauses, nämlich der Herzog von Connaught (Sohn der Königin), sowie der aus Deutschland stammende Herzog von Teck, letzterer, wie ich häufig hörte, der schönste Mann in England (handsome Teck war ein beinahe sprichwörtlicher Ausdruck). Die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Offiziers machte ich auf höchst komische Weise. Mit Herrn Janson, dem Berichterstatter einer schwedischen Zeitung, weit abseits vom Lande in jenem See herumschwimmend, der den mittleren Teil des Suezkanals darstellt, wurden wir plötzlich von einem uns unbekannten anderen Schwimmer mit den Worten angeredet, ob wir ebenfalls Deutsche seien; er habe geglaubt, der einzige im Heere zu sein. Ohne viel Umstände und Formen unterhielten wir uns mit dem Herrn, nicht ahnend, wer er sei, bis wir ihn am Lande zu unserem Erstaunen mit „Königliche Hoheit“ anreden hörten. Während die englische Armee längs des Süßwasserkanals in die Wüste vordrang, wurde ich, nachdem ich schon den ersten Gefechten zu Fuß beigewohnt hatte — ein beschwerliches und nicht ungefährliches Unternehmen — durch das gänzliche Lahmwerden meines schwächlichen Pferdes am Weitermarsch verhindert. Für wundgerittene oder durch die Seefahrt kollerig gewordene Pferde, die man nur mit Lebensgefahr hätte reiten können, forderte man die wahnsinnigsten Preise. Auch glaubte ich aus naheliegenden Gründen das Anerbieten eines an hochgradigem Spleen (durch einen in Indien empfangenen Sonnenstich) leidenden ehemaligen Generals, der mir durchaus eines seiner edlen, kostbaren Rassepferde leihen oder schenken wollte, nicht annehmen zu dürfen. Schließlich erstand ich einen in den ersten Gefechten erbeuteten, ebenso kräftigen wie feurigen arabischen Hengst, der mich denn auch glücklich bis Kairo getragen hat. Mit unserer

leiblichen Verpflegung stand es, trotzdem wir dafür eine gewisse Summe an das Hauptquartier zu entrichten hatten, sehr mäßig. Meist wurden wir, wie z. B. in Tel-el-Maschuta, damit vertröstet, daß es auch dem Herzog von Connaught nicht besser ergehe. Höchst eigenartig war unser Leben während jener Wochen, als das englische Heer, den Angriff auf Arabis verschanzte Stellungen vorbereitend, mitten in der Wüste bei Gassassin lagerte. Das benötigte Wasser, gelbgrün von Farbe und von den Soldaten bezeichnenderweise „Leichensuppe“ genannt, bezogen wir aus einem Kanal, in den die bösen Aegypter weiter oberhalb ihre sämtlichen Menschen-, Pferde- und Kamelkadaver hineingeworfen hatten. Dort lernte ich auch die schöne Kunst, unbeschadet der Lötung, in einer leeren Sardinenbüchse Kaffee zu kochen. Während des stärksten Sonnenbrandes pflegten wir Berichterstatter vor dem ein wenig Schatten spendenden Leichenzelt zu sitzen; nachts aber quälten uns die millionenweise im Sande steckenden, beinahe mikroskopisch kleinen Fliegen. Wer von uns zeitweilig nach Ismailia ritt, pflegte bei der Rückkehr seine Satteltaschen derart mit Getränken und sonstigen Kulturgenüssen auszustopfen, daß er im Lager des hochachtungsvollsten Empfanges gewiß sein konnte. Unsere arabischen Diener aber bethätigten ihre Diebsgelüste in anfänglich nicht ungern gesehenen, später zu wahrhaft erschreckendem Umfang sich steigernden Angriffen auf die Heu-, Korn- und Weizenvorräte der englischen Heeresintendantur. Der 9. September bot mir das Bild eines allgemeinen Angriffs der Aegypter auf das englische Lager. Weder vorher noch nachher habe ich ein Gefecht sich in so vollständiger Uebersichtlichkeit abspielen sehen. Anfangs hagelte es von drei Seiten her Granaten, daß man innerhalb des Lagers seines Lebens nicht mehr sicher war, abends aber, nach Zurückweisung des Angriffs, gelangte ich mit Wolseley und seinem Stabe zu einem Punkte, von wo aus Arabis Verschanzungen schon ganz deutlich wahrgenommen werden konnten. Am 12. September wollte ich wieder einmal zur Beförderung von Telegrammen nach Ismailia reiten, als der Herzog von Connaught, aus seinem Zelte heraustretend, mich zu sich rufen ließ.

„An Ihrer Stelle,“ meinte er, „würde ich gerade jetzt das Lager nicht verlassen.“

„Königliche Hoheit stellen also die Entscheidungsschlacht in allernächste Aussicht?“

„Nein, nein, das will ich damit nicht gesagt haben; aber es könnte einen Spaß geben (we might have some fun) heute oder morgen, den Sie doch ungern versäumen würden.“

Der Herzog lächelte; ich aber verstand den Wink, dankte und stieg wieder zu Pferde, um meinen Genossen ebenfalls die frohe Mär mitzuteilen oder wenigstens anzudeuten. Schon einige Stunden nach Sonnenuntergang war das Lager, aus dem beständig Truppen abmarschierten, wie ausgestorben.

Wolseley hatte zum entscheidenden Angriff eine mondlose und ungewöhnlich dunkle Nacht ausgewählt. Als ich gegen Mitternacht mit Janson in die Finsternis hinausritt, müssen wir uns wohl stark in der Richtung getäuscht haben. Während vor uns die Umrisse von Reitern sichtbar wurden, sausten uns einige Kugeln um die Ohren. Daß wir so schnell unsere Pferde uns trugen nach entgegengesetzter Richtung davonsprengten, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Scharf verfolgt, verlor ich meinen Begleiter aus den Augen und machte erst wieder Halt, als mein Pferd vor einem alten Schützengraben, hinter dem einige Leichen liegen mochten, zurückscheute. Glücklicherweise traf ich eine ebenfalls vorrückende Artillerieabteilung, mit der ich, dem jetzt beginnenden Geschützdonner entgegenreitend, das Schlachtfeld noch rechtzeitig erreichte, um Augenzeuge des entscheidenden Bajonettangriffs zu sein. Ein französischer Berichterstatter, der an diesem Tage ein Kamel ritt, hatte das Mißgeschick gehabt, von den Engländern für einen Feind gehalten und dementsprechend behandelt zu werden. Im feindlichen Lager traf ich den Herzog von Teck, der mir Arabis prächtiges Zelt zeigte und mir den klugen Rat erteilte, mir selbst so bald als möglich eine Unterkunft zu suchen. Nicht zögernd, wählte ich mir das schönste vorhandene Paschazelt — später stellte es sich heraus, daß ich Wolseleys Nachbar geworden war — befahl zwei eingedrungenen Soldaten, die mich wohl für einen Offizier halten mochten, sich zum T....l zu scheren, und lud dann einige Bekannte ein, mit mir die Wohnung zu teilen. Schlimmer stand es, da wir alles Mitgenommene den Verwundeten gegeben hatten und von den ebenfalls ungenügend versorgten Soldaten nichts erstehen konnten, mit der Beköstigung. Als aber der kurz vor dem abermaligen Aufbruch in unser Zelt tretende Herzog von Teck unsere Not bemerkte, erschien er schon bald wieder mit seinem eine riesige Wurst tragenden Burschen. Wie ich später erfuhr, war ungefähr zu gleicher Zeit Jansons und mein Diener, der wahrscheinlich die Plünderung unseres Gepäcks hindern wollte, totgeschlagen worden. Der weitere Ritt nach Kairo wäre mir beinahe recht schlecht bekommen. Mit zwei englischen Dragonern in einem Palmenwäldchen übernachtend, sah ich, als es gerade die Zeit meiner Wache war, große Massen feindlicher Infanterie in geringer Entfernung vorüberziehen. Jedes laute Geräusch, ja sogar das befürchtete Wiehern unserer Pferde würde uns verraten und der Gnade einer zuchtlosen Sippe überliefert haben. Glücklicherweise blieb uns das erspart. Am folgenden Tage, an dem ich, nebenbei bemerkt, 17 Stunden im Sattel gesessen habe, erreichten wir eine größere Kavallerieabteilung, die jedoch dicht vor Kairo bei einem großen Kanal, den sie abends nicht mehr überschreiten wollte, Halt machte. Trotz der Ungewißheit, ob sich bereits Engländer in Kairo befänden, wollte ich die Stadt um jeden Preis noch in der gleichen Nacht erreichen. Mit einem Goldstück in der einen, dem Revolver in der anderen Hand, suchte und fand ich einen Führer, der mich jedoch, als sein Pferd dicht vor der Schubraallee stolperte, im Stiche ließ. Allein ritt ich jetzt auf bekanntem Wege in die Stadt hinein, unterwegs mehrfach mit Schimpfworten und einmal sogar mit Steinwürfen begrüßt. Alle europäischen Häuser waren geschlossen, verrammelt, verbarrikadiert, und schon begann ich meine Voreiligkeit zu bereuen, als ich eines Mannes mit europäischem Hute ansichtig wurde.

„Sind Sie ein Engländer?“ rief er in französischer Sprache, als ich auf ihn zuritt.

„Nein, aber ich habe das englische Heer begleitet!“

„Nach aller ausgestandenen Angst glaubt man kaum an die Ankunft der Engländer. Ich habe noch keinen gesehen, obwohl einige Schwadronen die Stadt passiert haben sollen.“

Der Franzose, der augenscheinlich auf recht viel Neuigkeiten hoffte, wies mir in seiner Wohnung ein Nachtlager an, aber während er ausging, um meinem Pferde den gleichen Liebesdienst zu erweisen, war ich bereits auf seinem Sofa in einen totenähnlichen Schlaf versunken. Am 2. Oktober gab der inzwischen wieder in Kairo eingetroffene Khedive sämtlichen Offizieren ein Gartenfest, wobei mir auffiel, daß manche die sehr lange Speisenliste zu verschiedenen Malen von Anfang bis zu Ende durchkosteten. Wer wollte es ihnen verargen nach allen Strapazen und Entbehrungen des Wüstenlebens?

Am 4. Oktober hatte ich die erste Audienz, ohne daß mir jedoch die gewünschte Erlaubnis, die nach dem Sudan abmarschierende Armee Hicks Paschas begleiten zu dürfen, gewährt worden wäre. Ein besonders gütiges Geschick scheint in vielen Fällen mein Leben behütet zu haben. Der Dampfer, mit dem ich ursprünglich von Buenos Aires nach Valparaiso fahren wollte, bis ich mich schließlich zu der weit gefährlicheren Landreise quer durch den Kontinent entschloß, dieser Dampfer liegt am Grunde des Meeres. Und wäre der Khedive weniger ungnädig gewesen, so würde ich unzweifelhaft das Los der bis auf den letzten Mann niedergemetzelten englisch-ägyptischen Armee geteilt haben. So aber blühte mir keine andere Unannehmlichkeit, als daß die überfurchtsamen Italiener dem Heimkehrenden in Messina eine langweilige Quarantäne zu teil werden ließen.

Im Winter 1882/83 bereiste ich während mehrerer Monate die Ueberschwemmungsgebiete des damals in ungewöhnlichem Maße über seine Ufer getretenen Rheinstroms, sowie meine unter dringendem Notstand leidende engere Heimat, das Eifelgebirge. Auf den in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlichten Aufruf hin strömten aus allen Weltgegenden, namentlich aus Amerika, reichliche, sich auf mehrere hunderttausend Mark belaufende Geldmittel zusammen. Auch die mir persönlich befreundeten hanseatischen Kaufleute sandten reiche Unterstützung. Von Herrn John Berenberg-Goßler, Inhaber der gleichnamigen Firma, erhielt ich 2000 Mark als Ergebnis einer bei einer einzigen Abendgesellschaft angestellten Sammlung. Daß ich überall, wohin ich Hilfe bringen durfte, mit Jubel empfangen wurde, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. An einigen Orten hätte wenig gefehlt, daß man mich mit weißgekleideten Ehrenjungfrauen empfangen hätte. Während der Monate Mai und Juni mußte ich über die Amsterdamer Kolonialausstellung berichten und durfte dann im September der von Kaiser Wilhelm vollzogenen Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald, sowie den Kaisermanövern bei Homburg beiwohnen, zu denen außer so vielen anderen Fürstlichkeiten die Könige von Spanien und Serbien in der glänzenden Badestadt eingetroffen waren. Im November erhielt ich Befehl, mich unverzüglich nach Genua zu begeben, von wo sich unser Kronprinz zum Gegenbesuch bei König Alfons von Spanien einschiffen würde. Wie erst freute ich mich, als ich erfuhr, daß mein Gastgeber und Gönner von der Südsee her, Kapitän zur See Meusing I., das zu diesem Ehrendienst bestimmte deutsche Geschwader kommandieren werde. Man wird sich entsinnen, daß unsere Fahrt durch ungewöhnlich stürmisches Wetter ein wenig verzögert wurde. Am Geburtstage der Kronprinzessin wünschte der selbst gegen die Seekrankheit gefeite Kronprinz, herablassend wie immer, die drei sich an Bord befindenden Journalisten zur Tafel zu ziehen. Als der Adjutant in meine Kabine trat, lag ich im höchsten Grade seekrank zu Bette, dabei so bleich, daß ich, beim Aufstehen in den Spiegel blickend, vor meiner eigenen Gesichtsfarbe erschrak. Trotzdem ich alles zusammengerechnet wohl mehrere Jahre meines Lebens auf See zugebracht habe, bin ich doch stets wieder, sobald unruhiges Wetter eintrat, der abscheulichen Krankheit unterworfen gewesen. Das einzige, was ich allmählich lernte, war, mit Aufbietung aller mir zu Gebote stehenden Willenskraft meiner selbst wenigstens so weit Herr zu werden, daß ich, obwohl alsdann doppelt und dreifach leidend, zu Tische zu sitzen, mich zu unterhalten, ja sogar zu studieren und zu schreiben vermochte. So zögerte ich denn auch jetzt keinen Augenblick, kleidete mich an und als ich dem Kronprinzen gegenüber zur Tafel saß, als ich mit dem großen Feldherrn auf das Wohl seiner erhabenen Gemahlin anstoßen durfte, wird, dessen bin ich gewiß, niemand meinen Zustand oder das, was ich innerlich litt, erraten haben. Als dann freilich die Stunden der Selbstbeherrschung vorüber waren und ich wieder in meiner Kabine anlangte, glaubte ich, daß mein Kopf in Millionen Splittern nach allen Weltrichtungen auseinanderstieben werde.

In Madrid, sowie auf der späteren Reise durch Andalusien nach Sevilla und Granada begann eine angestrengte Thätigkeit, die mir allerdings dadurch erleichtert wurde, daß ich als der einzige unter so vielen Deutschen fließend spanisch sprach. Habe ich doch, da die ganze Berichterstattung eine telegraphische war, insgesamt nicht weniger als 135 zum Teil spaltenlange Depeschen nach Köln befördert. König Alfons, der auch bei den Hoffesten stets sehr freundlich gewesen war, empfing mich am 6. Dezember in einstündiger Audienz. In Granada, wo das Thermometer zeitweilig bis 8 oder 10 Grad unter Null sank, froren wir, als ob wir uns in Rußland befunden hätten. Nach langer, durch Schneewehen verzögerter Eisenbahnfahrt in Barcelona eintreffend, ließ ich mir samt meinen journalistischen Kollegen Küche und Keller der Fonda de las quatro naciones recht wohl munden. Wer aber beschreibt unser Erstaunen, als wir bei der Abreise erfuhren, daß der Bürgermeister im Auftrage des Stadtrats meuchlings unsere Rechnung beglichen habe. So waren wir also, ohne es zu wissen, Gäste der Stadt Barcelona gewesen. Eine echt spanische Höflichkeitsform, der ich auch in Südamerika mehrfach begegnet bin. In Rom war ich dann der einzige Journalist, der unter dem Gefolge des Kronprinzen dessen Besuch beim

Papste beiwohnte. Meine Beschreibung des Hergangs der Sache — denn das Zwiegespräch unter vier Augen hat niemand belauscht — wurde schon wenige Stunden später von Köln aus nach allen Weltrichtungen versandt. Ein bequemer Hofzug des Königs Humbert brachte uns an die Grenze und ein Extrazug des Kronprinzen nach München, von wo ich dann nach Köln zurückkehrte.

Nachdem ich im Februar 1884 den Schmerz gehabt hatte, meinen alle Reisen und Unternehmungen mit dem lebhaftesten Interesse verfolgenden Vater zu verlieren, erkrankte ich kurz darauf infolge von Ueberarbeitung an einem Augenleiden. Auf einer Erholungsreise begriffen, sah ich im Kursaal zu Baden-Baden die erste Nachricht von Dr. Nachtigals Flaggenhissungen in Togo und Kamerun. Wie mein Herz pochte und das Blut mir zu Kopfe stieg! So war also die Hoffnung, für die ich seit zehn Jahren geschrieben, gearbeitet und gekämpft hatte, jetzt endlich in Erfüllung gegangen. Nachdem unser großer Kanzler die Sache in die Hand genommen, konnten weitere Schritte nicht ausbleiben. Als ich wenige Tage später in Interlaken ein ganzes Paket von Telegrammen vorfand, wußte ich, ohne sie geöffnet zu haben, was sie enthielten — den Befehl zur Reise nach Afrika. Wie stets bei dergleichen Reisen sollte es auch diesmal so schnell als nur irgend möglich gehen. Thatsächlich war, wenn ich den nächsten Wörmannschen Dampfer benutzen wollte, keine Zeit zu verlieren. Innerhalb acht Tagen hatte ich, im Fluge Berlin, Hamburg, Bremen, Rotterdam, Brüssel besuchend, die nötigen Verbindungen angeknüpft, viele Empfehlungsbriefe eingeheimst und die meisten Einkäufe erledigt. Dabei ging es allerdings mit solcher Hast, daß, wie sich später herausstellte, viele wissenschaftliche Instrumente wegen Unvollständigkeit oder aus anderen Gründen nicht benutzt werden konnten. An allen kleinen und kleinsten Küstenplätzen Senegambiens, Liberias, der Goldküste anlegend, hatte ich vollauf Gelegenheit, mit westafrikanischen Gebräuchen vertraut zu werden und mich auf mein eigentliches Reiseziel vorzubereiten. Außerordentlich kam es mir dabei zu statten, daß ich im Umgang mit den sogenannten Naturvölkern aller Menschenrassen eine verhältnismäßig große Erfahrung hatte und ziemlich alle auf der Erde gesprochenen Abarten jenes Pidjin-Englisch kannte, das nicht selten sogar für den geborenen Engländer eine harte Nuß ist. Trotz meiner vielen die meisten Länder der Erde berührenden Reisen war mir bis dahin eine Thatsache niemals so recht zum Bewußtsein gelangt, die nämlich, daß es auf unserem vieldurchforschten Erdenrund noch Gebiete geben könne, wo wenige Kilometer, fast möchte ich sagen, wenige Schritte abseits der Küste das unerforschte, von keines Weißen Fuß betretene Binnenland beginnt. Zu den größten Glücksfällen meines Lebens rechne ich es, daß die ersterworbenen Reichskolonien Togo und Kamerun solch unerforschte Gebiete waren, daß, indem es mir vergönnt war, als der erste das über ihnen lagernde Dunkel aufzuhellen, mein Name für immer mit demjenigen dieser Länder verknüpft bleiben wird. Das Endziel alles ernstesten menschlichen Strebens, etwas Dauerndes, der Zeit Trotzendes zu schaffen, ist mir zum Entgelt für so viele Strapazen und die beinahe tägliche Gefährdung von Leben und Gesundheit in unerhofftem Maße beschieden gewesen. Wohl hatte ich der verhältnismäßig unbekannten, niemals vorher beschriebenen und auch wohl niemals vorher kartographisch aufgenommenen Länder zur Genüge bereist und in photographisch getreuem Wortbilde widerzuspiegeln versucht. Aber etwas anderes ist es, dir sagen zu dürfen, daß das Land, welches du betrittst, seit die Erde steht, noch von keines Weißen Auge erschaut worden, daß es vor dir der civilisierten Welt ganz ebenso unbekannt war, wie vor Kolumbus der Boden Amerikas. Besser, ein Entdecker zu sein im Bereich eines Wasserglases als der Nachbeter älterer Ideen, und wenn sie eine Welt zum Inhalt hätten. Daß unseren Geographen vom Togolande nicht mehr Kunde gekommen sei als von der Umgebung des Nordpols, das wußte ich ja schon von Deutschland her. Aber mit welchem Entzücken mein Ohr der viel seltsameren Mär lauschte, daß auch die Kaufleute kaum über den Umkreis ihrer erst seit ein paar Jahren bestehenden Faktoreien hinaus Bescheid wußten! Schon der erste Ritt ins Land hinein belehrte mich, daß die kurz vorher nach Berlin gesandte, nach Hörensagen angefertigte Skizze reines Phantasiewerk sei. Wie aber der trotz meiner guten Ausrüstung doch noch geradezu ungeheuerlichen Schwierigkeiten Herr werden? Wenn ich am Tage mit den schwarzen Händlern und Häuptlingen unterhandelt hatte, wälzte ich nachts, sobald meine weißen Gastfreunde in süßem Schlummer schnarchten, deren Eigenart und schwache Seiten in meinem Kopfe herum, bis es mir schließlich gelang, einen so allgemeinen Wettstreit des Ehrgeizes anzufachen, daß mir nunmehr Lastträger, die wir des weiteren bewaffneten und im Gebrauche der Waffen unterrichteten, daß mir schwarze Dolmetscher und, was nicht zum wenigsten in Betracht kam, weiße Begleiter fast möchte ich sagen in Hülle und Fülle zur Verfügung standen. So ging es denn mit anfangs sehr großer, aber allmählich unter dem Einfluß von Hitze und Moskitos, feindseliger Bevölkerung und allerlei Gefahren erlahmender Begeisterung landeinwärts, bis ich mich schließlich, sobald, sei es der thätige und bewaffnete Widerstand der Eingeborenen, sei es der passive meiner eigenen Leute allzu stark wurde, zum Rückmarsch entschließen mußte. An der Küste aber entflammten unsere Erzählungen neuen Ehrgeiz, flößten meinen Lastträgern und Dolmetschern neuen Mut ein und verschafften mir unter den weißen Kaufleuten neue Gönner und Begleiter. Der zweite, der dritte, der vierte Marsch u. s. w. (insgesamt bin ich im Togoland zwei Monate lang unterwegs gewesen) führte nicht selten aber stets auf verschiedenen Wegen zum Endpunkt des ersten, von wo aus dann weitere und immer weitere Vorstöße unternommen wurden. Auf diese Weise habe ich alle bedeutenderen Ortschaften des Landes besucht, ihre Lage und Einwohnerzahl festgestellt, die Gestalt des Togosees niedergezeichnet, den krokodilreichen Haho-Fluß, das bedeutendste fließende Gewässer des Landes, entdeckt und die bisherige Ansicht von einem ungeheuren Sumpflande so gründlich

als nur möglich widerlegt. Die Eingeborenen fand ich namentlich im Binnenlande auf unerwartet hoher Kulturstufe und von verhältnismäßig anheimelndem Charakter, was allerdings nicht hinderte, daß die Männer uns, sobald sie ihr Handelsmonopol bedroht glaubten, oft genug bewaffneten Widerstand entgegenstellten, während die Frauen und Mädchen uns um des Vergnügens willen, die ersten Weißen zu sehen, ihr Haar, ihren Bart zu befühlen, die Gefahr des Zerdrücktwerdens leibhaftig vor Augen führten. Dabei fehlte es nicht an allerlei mehr oder minder anheimelnden Abwechselungen, wie z. B. die nach afrikanischen Begriffen ganz gerechtfertigte Zumutung, daß wir die überaus heilige Fetischstadt Be bloß nach Negerart, also unbekleidet, betreten dürften. Daß wir nach längerem Palaver wenigstens Hose und Helm behielten, schien den speerbewaffneten, ihr Haar zu drei hohen Hörnern frisierenden Wilden durchaus nicht zu gefallen. Wer sich für diese an Abenteuern überreichen Streifzüge interessiert, findet das Nähere in meinem Buche „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste,“ 1. Teil, Das Togoland und die Sklavenküste. (Stuttgart 1885.) Die Bedeutung des Togolandes, das trotz seines Reichtums an Leoparden, Schlangen, Krokodilen u. s. w. dennoch nichts weniger als eine Wildnis ist, beruht vornehmlich auf seinen zunächst nach Sallaga, Atakpame und anderen Binnenlandsmärkten, des weiteren aber ins Herz des westlichen Sudans hineinführenden Handelsstraßen. Nach Durchforschung der Königreiche Klein-Povo (deutsch), Ague und Groß-Povo (französisch) gelangte ich zu dem durch seinen wohlgeordneten Despotismus, seine barbarischen Sklavenjagden, seine Menschenopfer, seinen Schlangenkultus und sein Amazonenheer berühmten, jetzt unter portugiesischem Schutz stehenden Schreckensreich Dahome, welches ich, von kräftigen Negern in der Hängematte getragen, zweimal seiner ganzen Breite nach durchkreuzte. In Weida, wo mir der Vertreter des Königs mit großem Pomp seine recht hübschen, reizend uniformierten und auch wirklich ganz kriegerisch aussehenden Amazonen vorführte, wurde es als berechtigte Eigentümlichkeit dieses fremdartigen Landes angesehen, als ich eines Tages im Badezimmer eine mächtige, bald darauf zum Schlangentempel übergeführte Boa constrictor vorfand. In Dahome werden außerdem noch Bachstelzen, in Togo Leoparden und Krokodile, in Porto Seguro Kühe und in Bakundu (Kamerungebiet) Hühner für heilig gehalten, wie denn überhaupt die Tierverehrung der alten Aegypter fast in ganz Afrika ihresgleichen zu haben scheint.

Durch einen im französischen Protektoratsgebiet von Portonovo ausgebrochenen Aufstand am weiteren Ueberlandmarsch verhindert, reiste ich zu der herrlichen spanischen Insel Fernando Po, erwarb dort einen Kutter und wagte mit diesem gebrechlichen, bloß von nackten Bubi-Negern geführten Fahrzeug die durch einen unterwegs hereinbrechenden Tornado doppelt gefährliche Ueberfahrt zur Ambas-Bucht des Kamerungebirges. In meiner Begleitung befanden sich der polnische Afrikareisende Rogozinsky sowie einige Dutzend kräftiger Kru-Neger, die uns bei der beabsichtigten, erst dreimal vorher geglückten Besteigung des Mongo-ma-Loba begleiten sollten. Diese Erklimmung des beinahe bis zur Höhe des Montblanc ansteigenden und trotz seiner Aequatornähe ungefähr die Grenze des ewigen Schnees erreichenden Bergriesen dauerte, während von säbelbewaffneten Schwarzen ein Weg durch den Urwald gehauen wurde, nicht weniger als acht Tage. Unterwegs trafen wir zahlreiche Elefantenspuren, sahen wildwachsenden Kaffee, Kautschuklianen und viele gar nicht scheue Antilopen. Die Gewißheit von Rogozinskys deutschfeindlicher Agitation erweckte, nachdem ich mich dieserhalb mit ihm auseinandergesetzt hatte, den Wunsch, wenigstens den Rest des Gebirges für Deutschland zu sichern. Vorab jedoch galt es, zu meinen Landsleuten nach Kamerun zu gelangen, wohin der Weg durch den ausgebrochenen Aufstand einigermaßen erschwert war. Während ich im Boote zwischen den Mangrove-Inseln hindurchglitt, wurden thatsächlich Gewehre auf uns gerichtet, ohne daß man jedoch Feuer gegeben hätte. Kaum eine Stunde vorher waren die Kriegsschiffe „Bismarck“ und „Olga“ eingetroffen, mit deren Bemannung ich an den zwei Tage später beginnenden hochinteressanten Kriegsoperationen teilnahm.

Beim Sturm auf die vom Feinde besetzte Uferhöhe, wobei von 60 Mann einer getödtet und zehn verwundet wurden, befand ich mich an der Seite des befehlführenden Offiziers, Kapitänlieutenants Riedel. Auch an allen späteren Operationen flußaufwärts und landeinwärts habe ich teilgenommen, bis mir mit der am 31. Dezember erfolgten Ankunft des Reichskommissars Dr. Nachtigal die Aufgabe eines friedlichen Eroberungszuges im Kamerungebirge zufiel. Der Wörmannsche Dampfer „Dualla“, dem S. M. Kanonenboot „Möwe“ folgte, brachte mich nach Victoria, von wo ich, nach Mapanja marschierend, die dort wohnenden schwedischen Elefantenjäger für meine Sache gewann und dann, vom Reichskommissar beauftragt, mit den umliegenden Ortschaften Verträge abschloß. In Lecumbi wäre es mit dem von Rogozinsky befehligten Aufgebot der engländerfreundlichen Ortschaft Victoria beinahe zum Kampfe gekommen. Trotzdem drang ich, mit allen auf dem Marsche gelegenen Ortschaften Verträge abschließend, weiter im Gebirge vor, bis mich in dem hochgelegenen, wohlbevölkerten Alpendorf Buea der Widerstand der aufgehetzten Bevölkerung, die Meuterei der eigenen, bloß 25 Köpfe zählenden Truppe und die Erkrankung des einen schwedischen Begleiters zum Rückmarsch nötigten. In Victoria, wo man gedroht hatte, mich gefangen zu nehmen, schiffte ich mich wieder ein, landete mit der Dampfpinasse der „Möwe“ in Mbinga und drang jetzt von dieser bisher noch unerforschten Seite ins Gebirge vor. Das Ergebnis dieses neuen, in Sopo endigenden Zuges, den ich später mit Dr. Nachtigal wiederholte, waren sechs Verträge und eine ziemlich vollständige Karte der bisher ganz unbekannten südöstlichen Berggehänge. Weitere politische Unternehmungen, zu denen Admiral Knorr und der Reichskommissar mich überreden wollten, glaubte ich im Interesse meiner ursprünglichen Aufgabe ablehnen zu müssen, begleitete dagegen Dr. Nachtigal auf einer

höchst abenteuerreichen Annexionsreise ins Gebiet der Nigermündungen. Es galt, von einer völlig unerforschten Küste aus auf unbekannten Wegen ins Königreich Mahin vorzudringen, welches bis dahin bloß von Lagos her auf der Binnenlandslagune erreicht worden war. Als endlich der Dampfer „Geiser“, mit dem ich der „Möwe“ vorausfuhr, jene deutsche Fahne, die der König als Erkennungszeichen an dem betreffenden Küstenpunkt aufpflanzen lassen wollte, entdeckt hatte, galt es, stunden- und tagelang in schmalem, keinerlei Schutz gegen den Sonnenbrand gewährenden Kanoe durch die Pestatmosphäre einer Sumpflandschaft dahinzurudern. Eines Nachts wurden wir von einer Rotte von Sklavenjägern umstellt, die wohl bloß der Anblick unserer Waffen vom Angriff zurückhielt. Trotz aller Mühsale fand ich diese Reisen, während deren ich zwei Monate lang Dr. Nachtigals täglicher Begleiter war, im höchsten Grade genußreich. Welche Fülle von Kenntnissen und von Herzensgüte sich in diesem seltenen Manne vereinigte! Während ich ihn am liebsten afrikanische Erlebnisse erzählen hörte, z. B. die schöne Geschichte, wie ihm nach der Durchquerung Afrikas der entgegengesandte Beamte des Khedive mit aller Gewalt einen Frack angezogen habe, obwohl er seit sechs Jahren kein Hemd mehr besaß, während ich mir wieder und wieder die von Nachtigal meisterhaft geübte Kunst des Umgangs mit Naturvölkern beschreiben ließ, neigte er selbst mehr zu philosophischen Betrachtungen, die allgemach von immer melancholischerer Art wurden und insofern zu seinem von Humor übersprudelnden Frohsinn im Widerspruch standen. Die Natur dieses Mannes, so einheitlich sie zu sein schien, vereinigte dennoch die größten, allerdings zu glücklicher Harmonie abgerundeten und durch äußerste Selbstbeherrschung beinahe unkenntlich gemachten Gegensätze. Gegenüber einer herzgewinnenden Freundlichkeit der in tiefster Brust verschlossene Ehrgeiz, gegenüber allem scheinbaren Phlegma und aller Freude am Lebensgenuß ein unerschütterliches Pflichtgefühl. Kein ergötzlicheres Bild als die Art, wie Nachtigal Neger, die uns nicht ganz hold waren und vielleicht recht Böses im Schilde führten, zu behandeln verstand, bis sie schließlich mit grinsenden, vor Vergnügen beinahe platzenden Gesichtern, dabei tanzend und Bocksprünge machend, ihrer selbst nicht mehr Herr waren und ihm dutzendmal die Hand schüttelten. Wenn er aber einmal donnerte, dann begannen sie auch unfehlbar zu zittern. Mit dieser seltenen Kunst, die Herzen zu lenken, hat Nachtigal seinen Weg quer durch Afrika gefunden, während er den Wert einer strammeren Behandlung und militärische Vorsichtsmaßregeln wohl zu schätzen wußte, ohne sich jedoch in gleichem Maße darauf zu verstehen. Während unserer zweimonatlichen gemeinschaftlichen Reisen hat er die Sorge für unsere Sicherheit und das Kommando der Leute stets mir allein überlassen, sich damit begnügend, mir ab und zu einen Wink zu geben, daß diesem Stamme nicht zu trauen, jener dagegen ganz ungefährlich sei u. s. w. In der Gefahr war er, während ich alsdann leidenschaftlich aufbrauste, vollkommen fatalistisch. So sehr er das Leben liebte, besaß er doch viel zu viel Selbstbeherrschung, als daß er jemals auch nur das leiseste Anzeichen von Schwäche verraten hätte.

Wie ich schon seit Beginn der afrikanischen Streifzüge fast meine sämtlichen Begleiter einen nach dem anderen hatte erkranken sehen, so fiel mir auch jetzt wieder die Aufgabe zu, Dr. Nachtigal, dem die Mahinreise ein schweres Fieber zugezogen hatte — wahrscheinlich der Keim seines bald darauf folgenden Todes — zu pflegen. Als er, nach Kamerun zurückgekehrt, sich erholte, unternahmen wir noch eine Reise ins Mungoland, ohne jedoch, da die eine Seite des Mungo vom Feinde besetzt war, besonders weit flußaufwärts vordringen zu können. Bessere Ergebnisse erzielte ich, als ich kurz darauf mit zwei Seeoffizieren, Lieutenant zur See v. Malapert und Sekondelieutenant v. Etzel, auf dem Wurifluß vordrang. Erst im Lande Budiman wurden wir durch den immer stärker sich kundgebenden Widerstand der zahlreichen Bevölkerung, die sowohl vom Lande aus durch ihre Schußwaffen, als auch vermittelst zahlreicher Kriegskanoes den Fluß sperrte, zur Umkehr genötigt, hatten jedoch im Hippopotamussee und Dibombefluß noch vollauf Gelegenheit, dem schönsten Jagdsport obzuliegen. Besonders eine Nacht, die wir, während aus der Ferne die Kriegstrommeln des Budimanlandes erschallten, mitten unter Flußpferden, Elefanten und Krokodilen, stets in der Gefahr, von ihnen angegriffen zu werden, verbringen mußten, wird mir unvergeßlich bleiben. Dr. Nachtigal, der den Jagdsport nicht liebte, meinte, als wir zurückkehrten, die Flußpferde seien solch herzlich gute Tiere, daß es sich gar nicht verlohne, auf sie zu schießen.

Auf dem Marinetransportschiff „Adler“ fuhr ich mit Dr. Nachtigal behufs Erforschung des südlichen Kamerungebiets zunächst zu der spanischen, aber bloß von Deutschen bewohnten Insel Eloby, von wo aus wir alsbald einen Streifzug zu den angeblich dem Menschenfraß huldigenden Fanstämmen am mittleren Munifluß unternahmen. Nachtigals Plan war es, von Klein- oder Groß-Batanga aus über das Küstengebirge hinüber ins Stromgebiet des Congo zu gelangen, zu welchem Zwecke ich zunächst einen Rekognoszierungszug unternehmen, mit den Königen und Häuptlingen Verträge abschließen und Träger anwerben sollte. Als besonders interessant empfahl mir Nachtigal die Gegend von Klein-Batanga, wo seines Erachtens nicht bloß, wie die englische Seekarte angebe, ein Bach, sondern ein gewaltiger Strom münde. Ich habe den edlen Mann, den ich auf einem neuen Siegeszuge zu begleiten hoffte, nicht wieder gesehen, denn als ich nach meinem zur Entdeckung des großen Batanga- oder Moangastroms führenden Rekognoszierungsmarsch durch das südliche Kamerungebiet nach Eloby zurückkehrte, war er inzwischen erkrankt und abgereist. Als ob es gestern gewesen wäre, so steht der letzte Abend, den ich mit Dr. Nachtigal verbracht, vor meiner Erinnerung. Mit dem Hauptagenten Herrn Bruno Stein und anderen Kaufleuten saßen wir bis 3 Uhr nachts bei einer prächtigen Bowle, während Nachtigal wie nie zuvor alle Funken seines glänzenden Geistes, seines feinen, niemals verletzenden Humors sprühen ließ. Als man zum dutzendstenmal meldete, daß mein Boot klar zur Ab-

fahrt sei und ich endlich Abschied nahm, begleitete mich Nachtigal die Treppe der Veranda hinunter.

„Es ist schade," meinte er, „daß Sie reisen. Entschließen Sie sich noch jetzt, mit mir nach Gabun zu fahren; die Vorbereitungen im Batangalande können wir ja später gemeinschaftlich erledigen."

„Gabun reizt mich nicht. Ich habe keine Zeit zu verlieren und möchte vor allem Ihren hypothetischen Fluß entdecken."

„Wer weiß, ob man sich wieder sehen wird!"

„Glauben Sie, daß man mich totschlagen wird? Ich bin nicht fett genug, um die Kannibalen besonders zu reizen."

„Das nicht, aber man kann nie wissen, was dazwischen kommt. Inzwischen gute Reise und gute Erfolge!"

Wenige Wochen später starb der Treffliche, bei aller männlichen Klugheit mit fast weiblich sanftem Gemüt Ausgestattete, dem ich nicht einmal mehr die thatsächliche Entdeckung seines hypothetischen Stromes habe mitteilen können. Nachtigal war, abgesehen vom Fieber, dessen Gefahren er unterschätzte, überzeugt, kein langes Leben vor sich zu haben, weil sich bei ihm ein Nierenleiden entwickele. „Man trinkt dann," sagte er, „ein kühlendes Wässerlein, um sich selbst zu beruhigen, aber helfen thut's doch nicht."

Die mancherlei Wechselfälle meiner Streifzüge im Batta- und Batangaland will ich hier unerwähnt lassen. Bei allen Schwierigkeiten, bei denen ich übrigens an dem inzwischen verstorbenen Wörmannschen Agenten Beyrich einen tüchtigen Helfer hatte, spornten mich Nachtigals oft gehörte Worte an: „Was würde ich erreicht haben, wäre ich so jung wie Sie vor eine große Aufgabe gestellt worden!" Nachdem es sich herausgestellt hatte, daß die sogenannte Bucht von Klein-Batanga keine Lagune, sondern thatsächlich die Mündung eines großen, unserem Rhein an Wassermenge gleichkommenden Stromes sei, gelang es mir, nachdem die an mehreren Stellen ihre Kriegskanoes gegen uns entsendenden Eingeborenen durch Ueberredung und Einschüchterung unschädlich gemacht worden waren, landeinwärts bis zu jenen großartigen Wasserfällen vorzudringen, denen ich, von dem Rechte des Entdeckers Gebrauch machend, den Namen meines Auftraggebers, des Inhabers der „Kölnischen Zeitung", Herrn Neven Du Mont verlieh.

In Gabun, von wo aus ich der Wörmannschen Kaffeeplantage einen Besuch abstattete, packte mich zum erstenmal und auffallenderweise, während ich mich alles denkbaren Komforts erfreute, das tückische Fieber, von dem ich während so vieler im feuchten Urwalde des Binnenlandes verlebten Monate verschont geblieben war. Während meiner ganzen Reise längs der Loangoküste wurde ich von der sich allmählich zu Gallenfieber steigernden Krankheit geschüttelt, so daß ich am Congo trotz meines verhältnismäßig langen Aufenthalts daselbst bloß bis Vivi, dem damaligen Hauptquartier des Unternehmens, vorzudringen vermochte. Oberst de Winton, der seit Stanleys Abreise an dessen Stelle getreten war, sowie auch die übrigen Beamten des Congounternehmens empfingen mich auf das freundlichste, ohne daß jedoch diese Liebenswürdigkeit imstande gewesen wäre, jene Enttäuschung zu mildern, welche gegenüber den üppig fruchtbaren, wohlbewässerten Geländen von Kamerun die kahlen, regenarmen Gehänge des Congo in mir hervorriefen. Als bald nach der Abreise von Westafrika die ersten Anzeichen eines perniciösen Fiebers bei mir auftraten, konnte es kaum mehr zweifelhaft sein, daß ich nach menschlicher Voraussicht bei nicht sehr viel längerem Aufenthalt verloren gewesen sein würde. Nach genau einjähriger Abwesenheit in Lissabon landend, war ich noch so schwach, daß ich auf der Fahrt durch das von der Cholera verwüstete Spanien jeden Augenblick in Quarantäne gesteckt zu werden befürchtete und mich in Barcelona aus dem Eisenbahnwagen in den Gasthof tragen lassen mußte.

„Der schönste Augenblick einer Afrikareise," schrieb ich damals, „ist die Ankunft in Europa."

Was uns zurücklockt, das ist die Kultur der Heimat, an deren mütterlichem Busen wir groß gezogen wurden, von der wir uns wohl eine Weile, aber zeitlebens nimmermehr trennen möchten. Aber zum Genusse dieser Kultur, zur Würdigung ihrer Errungenschaften und zur frohen Mitarbeit an ihren Zielen gehört Freiheit, allerdings nicht die Freiheit des Nichtsthuns, sondern der Arbeit. Doch wo fänden wir auch nur diese? Sie ist eine Utopie, die zu verlangen wir kein Recht haben. Wem nicht etwa ein gütiges Geschick überreiche Glücksgüter oder eine besonders hohe Stellung in den Schoß geworfen hat, der wird sich auf die Dauer doch immer wieder nach jenen wilderen Ländern zurücksehnen, wo Thatkraft, Verachtung der Gefahr und die spielende Bewältigung von Schwierigkeiten den Herrscher bezeichnen.

Bekenntnisse einer deutschen Prinzessin.

Von

A. Huene.

Eine der neuesten Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven (1885) bildet der Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten von der Pfalz. Der Feder einer der geistreichsten Fürstinnen ihrer Zeit entstammend, bieten diese Briefe einen großen Reiz, sowohl was den Reichtum des Inhalts, als was die Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks betrifft. Wie in einem Bilderbuch folgt in buntester Abwechselung Bild auf Bild; bald sehen wir das Elend, das der Krieg in jenem Jahrhundert über Deutschland gebracht, bald das Leben der Höfe, die sich trotz der allgemeinen Not nicht in ihren Vergnügungen stören ließen, bald sind es Charakteristiken der Zeitgenossen oder Schilderungen aus dem Familienleben der Herzogin. An vielen Stellen sind diese Briefe derb und sarkastisch, nicht selten abstoßend realistisch, allein niemals langweilig. Nach der Sitte oder vielmehr Unsitte des siebzehnten Jahrhunderts sind sie in französischer Sprache geschrieben, nur hier und da kommt ein urkräftiges Deutsch, meistens Sprichwörter in niederdeutschem Dialekt, zum Durchbruch.

Im Jahre 1630 im Haag geboren, war die Herzogin eine Tochter des aus Deutschland verbannten Winterkönigs Friedrich von der Pfalz und der Elisabeth von England. Ihre erste Erziehung erhielt sie in Leiden, wo sie mit ihren Geschwistern in einem von den Eltern abgesonderten Hofhalt aufwuchs, da die kalte und stolze Königin es nicht liebte, ihre Kinder um sich zu sehen. Ein steifes Ceremoniell umgab die jungen Prinzen und Prinzessinnen. Sophie erzählt beispielsweise, daß sie des Mittags beim Betreten des Speisesaals ihren Brüdern und dem Erziehungspersonal nicht weniger als neun genau abgezirkelte größere und kleinere Reverenzen habe machen müssen, ehe die Mahlzeit begann.

Im Jahre 1650 kam sie nach Heidelberg an den Hof ihres älteren Bruders, Karl Ludwig, den sie wie einen Vater liebte und verehrte und den sie in ihren Briefen gewöhnlich mit „cher Papa“ anredet. Eine Heimat, wie sie sich dieselbe gewünscht, fand sie indessen auch hier nicht. Die beständigen Zwistigkeiten des Kurfürsten mit seiner Gemahlin machten ihr das Leben in deren Hause allmählich unerträglich, und so folgte sie denn 1658 der Werbung des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. Bis derselbe durch den Tod eines älteren Bruders Herzog von Hannover wurde, lebten sie meistens in Iburg und in Osnabrück, und zwar in so bescheidenen Verhältnissen, daß die Herzogin wiederholt ihrem Bruder schreibt: bei ihr könne seine Tochter (Elisabeth Charlotte, die nachmalige Herzogin von Orleans) nicht lernen, sich als Prinzessin betragen, denn es gehe gar bürgerlich bei ihr her und sie selber werde nicht anders behandelt, als die erste beste Gräfin.

Nach den acht Jahren, welche die Herzogin auf dem „deutschen Parnaß“, wie sie Heidelberg nennt, zugebracht, fand sie es schwer, sich in einem Lande heimisch zu fühlen, wo die Vornehmsten sich für nichts anderes interessierten, als für ihre Ahnen oder für ihr Vieh, wie sie mit einiger Malice bemerkt.

„Alle Musen, mit denen ich hier verkehre,“ schreibt sie 1662, „haben einen schönen Titel: Presidante, statthalterin, Lanthoffmeisterin, grossfögtin, oberstin &c. Dessenungeachtet habe ich eine große Konferenz mit ihnen gehalten, in der wir reiflich debattiert haben, zu welcher Jahreszeit die Bratwürste am besten seien, und nach einer großen Deliberation haben sie beschlossen, daß dies zur Zeit der Kuckucks sei, was sie vielleicht aus Erfahrung wissen. Und da die Kurprinzeß (Elisabeth Charlotte) mit von der Ratsversammlung gewesen ist, so wird sie nicht verfehlen, sobald man sie vom rechten Zeitpunkt in Kenntnis setzt, einen Expressen an Euch abzufertigen mit den Herrlichkeiten dieses Landes.“ „Ich schreibe Euch immer dasselbe, das kommt daher, daß mich so viele alte Frauen alle Tage besuchen kommen, so daß ich ganz dumm davon werde. Sie erzählen mir nur von Kühen und Schweinen oder reden kein Wort; in diesem Lande hier genügt es, sechzehn Ahnen von Vater und Mutter Seite her zu haben, um angesehen zu sein, und mit den Männern ist es dieselbe Sache.“ In einem anderen Briefe aus Osnabrück klagt sie, es sei ein Land, wo man „im Juni Feuer brennt, wo roher Speck und Pumpernickel die besten Leckerbissen sind, wo die gewöhnliche Unterhaltung ‚nein‘, ‚ja‘ und ‚ich weiß nicht‘ ist, wo das Fieber wiederkommt, wenn man meint, man sei es los; ist alles dies nicht lamentabel und deplorabel und kapabel die Schärfe meines Geistes abzustumpfen?“

Wenn es so bei den Ersten im Lande bestellt war, so kann die Unwissenheit des gewöhnlichen Volks in der damaligen Zeit uns wohl nicht wunder nehmen. Die Herzogin weiß davon ergötzliche Dinge an ihren Bruder zu berichten.

„Der Superintendent,“ schreibt sie 1666 aus Osnabrück, „hat alle guten Christen dieses Bistums aufgesucht, von denen er spaßhafte Geschichten erzählt; unter anderem frug er einen, ob er ins Paradies wolle; der antwortete ihm: ‚Ich hörn thar nicht hin, Herr, ich bin von Herford‘; einen andern frug er, wie viele Götter es gebe. Der antwortete ihm: ‚Fünf‘, und als er dagegen Einwendungen machte, ging der Mann und erzählte es seinem Kameraden, indem er sagte: ‚Geh da nicht hin, man hat so viel dagegen gehabt daß ich antwortete, es gebe fünf Götter.‘ Der Kamerad erwiderte darauf: ‚Du hättest auch nur drei sagen dürfen.‘ ‚Was?‘ sagt darauf der erstere: ‚Konnte ich mit fünf nicht zukommen, so werdet ihr es gewiß nicht thun mit drei.‘“

Uebrigens bot nicht nur ihre westfälische Heimat, sondern auch das übrige Deutschland wenig Erquickliches in geistiger Hinsicht. Welche Mühe kostete es nicht, wenn für die kleinen Prinzessinnen, ihre Tochter und ihre Nichte, eine Erzieherin gesucht werden mußte. „Ihr habt wohl große Ursache,“ schreibt sie an ihren Bruder, „in betreff einer Gouvernante zu sagen: ‚Wo finden wir Brot in der Wüste?‘ Denn diese Wüste reicht von einem Ende Deutschlands zum anderen.“ Ein anderes Mal belehrt sie den Kurfürsten: eine Gouvernante, wie er sie wünsche, könne er mit 100 Thalern Gage nicht ablohnen und sie noch dazu nur „auf Probe“ nehmen; wenn er eine solche überhaupt in Deutschland finde, so sei das ein Mirakel und sie sei dann nicht 100, sondern 10000 Thaler wert und man würde ihr Häuser bauen, zum mindesten aus Pumpernickel!

Ein ergötzliches Bild, wie es dazumal um die gesellschaftliche Bildung in den Häusern des Landadels bestellt war, bietet eine Stelle in den 1680 verfaßten Memoiren der Herzogin, wo sie eine Moselreise beschreibt. Aus Furcht vor den Klippen wagte sie nicht, durch die Nacht zu fahren, sondern ließ bei einbrechender Dunkelheit in der Gegend von Alken landen, um dort auf dem Schlosse des Reichsfreiherrn von Wildberg zu übernachten. Derselbe war „sehr ländlich, aber er galt für sehr reich. Ich habe diesen Tag nicht vergessen, denn man mußte sehr weit durch den Kot waten, um zu seinem Schloß zu gelangen. Er bot mir wohl einen Wagen an, aber ich glaube, er hatte keine Pferde, denn der Wagen kam nie an und es war sehr spät. Seine Frau empfing uns sitzend in einem Lehnstuhl, denn sie hatte ein Leiden an den Beinen, das sie am Gehen hinderte; zum Ersatz dafür ging ihre Zunge fortwährend. Sie bot uns tausend Dinge an, um uns zu erfrischen, aber sie gab uns nichts. Mein Koch wollte das mitgebrachte Fleisch herrichten, aber die ausgehungerten Windhunde des Edelmanns schleppten fast alles fort, so daß wir eine sehr magere Mahlzeit hielten. Die Frau des Hauses sprach immer von dem guten Wein, den sie im Keller hätte und von dem sie uns geben wolle, aber unglücklicherweise fand der Knecht sich nicht, der das gute Faß kannte. Sie that sehr angelegentlich, ihn suchen zu lassen, aber er fand sich nicht. Ich machte mir gar nichts daraus, aber davon war ich überrascht, daß man uns Berge voller Weinstöcke zeigte, ohne uns ein einziges Träubchen zu geben. Sie hatten die Güte, mir ihre Kapelle zu borgen, um mein Bett dort aufzuschlagen; der Altar diente dazu, meine Toilette darauf zu legen. Dieser heilige Raum war mit den Wappen des Hauses tapeziert und der Adel, der in ihren Manieren nicht zu Tage trat, offenbarte sich in ihren sechzehn Quartieren. Dazu legte auch der Hausherr am Morgen meiner Abreise einen pelzverbrämten Rock an, den er ersichtlich von seinen Vorfahren geerbt hatte.“

Auch von dem benachbarten Holland, wohin sie häufig reiste, weiß sie nicht viel Besseres zu berichten. „Hier ist niemand," schreibt sie an ihren Bruder, „der rechten Sinn für die Konversation hat. Man muß dieses Klima nicht wählen, um den Geist zu erfrischen, aber wohl, um den Leib ein wenig zu pflegen, worauf man sich hier besser versteht als in Deutschland, und um Reinlichkeit des Hausrats und des Haushalts zu lernen."

Im Jahre 1664 unternahm sie mit ihrem Gemahl und dessen Brüdern eine Reise nach Italien. Bei dem Mangel an Sinn für die Schönheiten der Natur, der ein charakteristisches Merkmal jener Zeit ist, ist es erklärlich, daß Tirol keine Gnade fand vor den Augen der Herzogin. „Ich würde das Land nicht gegen das Bistum Osnabrück umtauschen; es gibt hier nur Felsen und dazwischen Thäler, bald stirbt man vor Hitze, bald vor Kälte. In den Thälern blühen die Bäume und die Berge sind ganz mit Schnee bedeckt. Unser Türke sagt, es sei ein Land, um alle Türken umzubringen, wenn sie hierher kämen. Unser Gepäckwagen ist viermal, die große französische Karosse ein einziges Mal umgeworfen worden. Morgen gebrauchen wir den ganzen Tag, um sechs Wegestunden über einen großen Berg (den Brenner) zurückzulegen; in der Sänfte hat es keine Gefahr, so daß ich noch nicht daran denke, mein Testament zu machen." Die erste italienische Stadt, welche die Herzogin kennen lernte, war Verona. Voller Entzücken schreibt sie darüber: „Die Gärten hier im Lande sind Dinge aus einer anderen Welt, die niemals in meine Einbildung getreten sind; man muß gestehen, daß es nichts gibt, was Italien gleichkommt. Was das Land betrifft, so habe ich wohl niemals ein schöneres gesehen als die Pfalz, aber die Gärten, die Paläste, die Städte und besonders die Höflichkeit der Menschen hier kann man nicht beschreiben."

Gleich nach ihrer Ankunft in Verona kamen einige vierzig Damen und Edelleute zu ihr, um die Honneurs des Landes zu machen „Sie boten mir an, mich überall herumzuführen und dies auf eine so freimütige und liebenswürdige Weise, daß ich ganz entzückt davon war. Alle diese Damen gaben den Meinigen die Hand, obschon es lauter Gräfinnen und Marquisen aus sehr guten Häusern waren. Nachdem wir mit einem unendlichen Gefolge von Karossen die schönsten Straßen durchfahren hatten, brachte dieser ganze Train mich wieder ins Logis und zog sich alsdann zurück. Am folgenden Tage erschien diese ganze Menschenmenge wieder und führte mich zu den schönsten Gemälden der Welt, in verschiedene schöne Häuser, wo ich ganze Tage hätte bleiben mögen, um sie zu betrachten. In Vicenza war es ein Schwarm von über hundert Karossen, der das herzogliche Paar überallhin begleitete. Die Edelleute traten der Reihe nach heran, um schöne Sonette aufzusagen und Parade mit ihrem Geist zu machen." „Man muß aber nicht denken, daß alle Italiener gleichmäßig Geist haben, es gibt deren von allen Sorten hier wie überall." Sie erzählt von einem, der die Unterhaltung damit angefangen habe, ihr Taschentuch zu loben. „Ich gab ihm die Artigkeit zurück, indem ich seinen Rock lobte und unterhielt ihn mehr wie zwei Stunden über Moden, während ich mit einigen Nobili Karten spielte, die vor Lachen zu bersten glaubten."

„Italien ist ein schönes Land," schreibt sie am 8. August aus Venedig, „aber aus Venedig mache ich mir gar nichts. Diese ganze Woche über waren lauter Feiertage, daß will sagen, alle Frauen gehen in die Kirche, um zu schwatzen oder Liebeshändel zu treiben. Ich gehörte zu den ersteren und fand dort zufällig eine Prokuratesse Dolfine, die Geist wie ein Dämon hatte. Ich unterhielt sie während der ganzen Predigt, worüber meine allen Bekannten, die mir Besuch gemacht hatten, eifersüchtig wurden. Diese Dame nun ging viel weiter, denn trotz des Verbotes setzte sie sich in meine Gondel und fuhr vor aller Welt mit mir spazieren. Alle Frauen waren darüber so wütend und haben sich dermaßen angestellt, daß der Senat ihr sagen ließ, sie dürfe nicht mehr mit mir sprechen und müsse die Gelegenheiten vermeiden, mir zu begegnen."

„Um sich hier nach Landessitte gut zu unterhalten, muß man schön und kokett sein. Wir schlafen bis zum Mittagessen, dann fährt man in Gondeln spazieren oder macht Besuche in Nonnenklöstern, und wenn die Damen mich sehr ehren wollen, so zeigen sie mir ihre jungen Verwandten, die verheiratet werden sollen und die ihre Männer erst sehen dürfen, nachdem sie dieselben geheiratet. Dann kehrt man ins Logis zurück, wo sich viele venezianischen Nobili im Vorzimmer einfinden. Mein Gemahl spielt mit den einen, ich mit den andern, das ist die Unterhaltung bis zum Abendessen und nach demselben geht man schlafen."

Der Hauptgrund, weshalb ihr Venedig und Rom am wenigsten unter allen italienischen Städten zusagten, so daß dort die Sehnsucht nach ihrem biederen, wenn auch langweiligen Westfalen in ihr erwachte, war die Leichtfertigkeit der Sitten, die in diesen beiden Städten ihren Höhepunkt erreicht hatte. „Es sind dies keine Orte," schreibt sie, „für rechtschaffene Frauen, die eine anständige Gesellschaft lieben; ich werde ungeduldig, meine Kinder wiederzusehen."

Der Herzogin war lange Jahre hindurch ein reiches und glückliches Familienleben beschieden. „Ich habe das Wunder dieses Jahrhunderts, meinen Gemahl zu lieben," schreibt sie an ihren Bruder. „Es gibt nichts Unglücklicheres," schreibt sie in einem anderen Briefe, „als ein vornehmes Mädchen in Deutschland, weil sie kein Geld haben, nicht einmal die Prinzessinnen, die man gewöhnlich dem ersten besten gibt, der um sie anhält. Ich danke Gott, nur eine Tochter zu haben, denn die Männer haben es in Deutschland viel besser als unsereins; nur die glücklichen Frauen, wie ich, können sich ihres Glückes rühmen; durch die Güte meines Herrn Papa bin ich, was ich bin, wofür ich mein ganzes Leben lang dankbar bleiben werde."

Ueber ihre Tochter, die nachmals durch ihre Gelehrsamkeit und durch ihre Freundschaft mit Leibniz berühmt gewordene Königin Sophie Charlotte von Preußen, die Gründerin der Akademie der Wissenschaften, schreibt die Herzogin: „Figuelotte ist das verwöhnte Kind, denn sie will nichts lernen, kann nicht einmal lesen; aber sie liebt sehr, sich gravitätisch zu halten und die große Dame zu spielen, jedoch wie eine Katze, wenn sie eine Maus erblickt; denn sobald sie ihre Brüder sieht, will sie ihnen alles gleichthun; augenblicklich sind sie damit beschäftigt, einen kleinen Juden nachzuahmen, der wundernett tanzt und hundert tolle Sprünge macht, wie der Hanswurst im Marionettentheater."

Ein Punkt, der häufig in den Briefen der Herzogin berührt wird, ist die Heiratsfrage der verschiedenen deutschen Prinzessinnen, zunächst die ihrer Nichte Elisabeth Charlotte. Nach mancherlei gescheiterten Plänen wurde dieselbe ganz gegen ihre Neigung nach Frankreich an den Bruder Ludwigs XIV. vermählt. Im Schmieden solcher Pläne und in der Kritik der Beteiligten ist die Herzogin unerschöpflich, weniger glücklich jedoch, was ihre Auswahl betrifft, wie z. B. bei der von ihr bewerkstelligten Vermählung des Kurprinzen von der Pfalz mit einer dänischen Prinzessin, der kalten und hochmütigen Wilhelmine Ernestine. Eine Stelle in einem Briefe der Herzogin an

ihren Bruder zeichnet in ein paar Strichen sowohl ihre eigene urwüchsige Art, als das steife Wesen der Kurprinzessin so lebendig, als ob man beide Fürstinnen vor Augen sähe. Der Kurfürst hatte in Gegenwart der Herzogin seiner Schwiegertochter in liebenswürdigster Weise Vorschläge über die Wahl ihrer Wohnräume gemacht, welche die letztere stumm, ohne ein Wort zu sagen, anhörte. Die Herzogin, der die Geduld riß, fährt sie darauf „auf gut Braunschweigisch“ an: „Dumer Theuvel, kont Ihr nichs antworten?“ worauf die Kurprinzessin mit unerschütterlicher Ruhe erwidert: „Sagt doch mit Verlof darzu.“

Trotzdem diese Heirat, das eigenste Werk der Herzogin, keineswegs zur Befriedigung ausgefallen war, so blieb sie doch unermüdlich in ihrer Thätigkeit nach dieser Richtung hin. Die Gemahlin des Kurfürsten von Brandenburg, die edle Luise Henriette von Oranien, ist noch nicht ihrer Krankheit erlegen, als die Herzogin Sophie schon die ernstlichsten Betrachtungen anstellt, wem sie zu dieser „guten Partie“ verhelfen soll. Ihre Nichte Elisabeth Charlotte soll zu den Begräbnisfeierlichkeiten mit nach Berlin gehn, allein deren Vater will nur dann seine Einwilligung zu dieser Reise geben, wenn der Kurfürst von Brandenburg feste Zusicherung gibt, daß sie die Nachfolgerin der verstorbenen Kurfürstin werde! Sehr übel ist die Herzogin auf die hessischen Prinzessinnen zu sprechen. Ueber eine derselben gießt sie die ganze Lauge ihres Spottes aus. „Die drei Grazien von Darmstadt,“ schreibt sie am 8. August 1664, „sind bewunderungswürdig und ich glaube, daß die bucklige ohne Zweifel die Venus sein wird, die den Erzherzog bezaubert; weil er sehr die Jagd auf wilde Böcke liebt, denen er in den Bergen nachklettert, so könnte sie ihm da gut als eine sehr bequeme Leiter dienen, da sie auch eine Nase wie einen Haken hat, um sie überall anzuhangen, wo er will. Aber Spaß beiseite, dieser Prinz muß sehr schlecht bedient sein, daß man ihm ein so übel gebautes Möbel kaufen will; Lise Lotte wäre mehr der Mühe wert und dann als Belohnung eine Prinzessin von Innsbruck für den Kurprinzen.“ Ihre Schilderungen fürstlicher Zeitgenossen sind meistens mit scharfem Spott gewürzt, namentlich wenn es sich um Persönlichkeiten handelte, welche gegen das pfälzische oder das braunschweigische Haus irgend welche Unbilden verübt hatten. So schreibt sie z. B. über den Kaiser Leopold I., dem sie die Schuld zuschreibt, daß die Länder der protestantischen Fürsten planmäßig und gegen alle Versprechungen durch die ungerechte Verteilung der Winterquartiere ruiniert wurden: „Sein Haltung ist viel fester als sein Wort, denn er hält sich so gerade, wenn er Audienz gibt, daß ein Spaßvogel ihn von hinten und von vorn und von allen Seiten betrachtet hat, um zu sehen, ob es nicht etwa eine Puppe sei, die man hingesetzt habe, denn er redet nicht ein Wort, wenn man ihn nicht anredet, und dann weiß er seine Antwort auswendig. Das ist, wie man sagt, der armseligste Tropf von der Welt. Wenn er auf die Jagd geht, so reitet er immer zwischen den beiden Wagenrädern der Kaiserin; von diesem Platz weicht er niemals ab und reitet schnell und langsam, je nach der Karosse; der Hase und die Hunde können laufen, wohin sie wollen. Seine Majestät bleibt immer auf dem gewöhnlichen Platz.“

In den Briefen der Herzogin spricht sich eine entschieden deutsche Gesinnung, sowie Abneigung gegen Frankreich aus. „Ich fürchte,“ schreibt sie, „daß das Geld des allerchristlichsten Königs ihm eines Tages ganz Deutschland unterwerfen wird; was mich betrifft, so bin ich sehr für die germanische Freiheit. Es macht einem ganz übel, zu sehen, wie die ‚Von Gottes Gnaden‘ unterwürfig gegen den König von Frankreich sind.“

Dessenungeachtet fühlte sich die Herzogin, als sie 1679 den französischen Hof besuchte, wie berauscht von der Größe und dem Glanze desselben und von der Liebenswürdigkeit des allerchristlichsten Königs. Obgleich ihr der Gemahl ihrer Nichte gleich am ersten Tage ihrer Ankunft bedeutete, sie möge sich der schwierigen Etikettenfragen wegen inkognito verhalten, so weiß sie doch ihrem Bruder nicht genug zu rühmen, wie viele Ehren ihr dort widerfahren. In ihren Memoiren, wo sie ausführlicher über diesen Aufenthalt berichtet, erwähnt sie jeden Sessel, jedes Taburett, das man ihr zum Sitzen angeboten, und ist entzückt, wenn man ihr hier und da den Vortritt gelassen. Die Frage: Wem ein Sessel mit Armlehne, wem nur ein solcher mit Rücklehne, wem ein bloßes Taburett und wem endlich gar kein Sitz zukomme, wurde damals an den Höfen mit einem Ernst behandelt, als ob das Wohl des Staates davon abhinge, und um diese Nichtigkeiten fand ein beständiger hartnäckiger Kampf statt. Als die Gemahlin Ludwigs XIV. der Herzogin ihren Besuch erwidert und sich setzen will, verläßt letztere sofort das Zimmer, „denn,“ schreibt sie an ihren Bruder, „ich darf hier nicht verlieren, was die Kurfürstinnen mir geben und was man an dem kaiserlichen Hof und in Dänemark für mich gethan hat.“ Nicht nur an den Höfen, sondern auch in Republiken wie Holland, spielte die Etikettenfrage damals eine wichtige Rolle. Die Herzogin schreibt darüber, 5. Januar 1678: „Seine (des Statthalters der Niederlande) Gemahlin küßt nur die Frauen, welche adlig sind und nur die Fräulein, welche mit dem Prinzen von Oranien verwandt sind, wie Brederode &c. Einige Frauen von Staatsräten haben geweint, andere sind krank geworden, weil sie keinen Kuß bekommen haben; ihre Männer sind deshalb zu dem Prinzen gegangen, um sich zu beklagen. Er fragte sie, ob sie denn adlig seien? Sie antworteten: Das nicht, aber ihr Amt im Staat gebe ihnen Rang. Der Prinz antwortete darauf, ein Amt könne nicht adeln. Dies schmeckt sehr nach Souveränität, denn in einer Republik ist alles gleich.“

Man ließ lieber die engsten Familienbeziehungen unberücksichtigt, als die Etikettenfrage. Der Herzogin von Orleans wurde es aus diesem Grunde bis zu ihrem Tode nicht vergönnt, ihre deutsche Heimat zu besuchen, an der ihr Herz mit einer tiefen und rührenden Liebe hing, und um ein Wiedersehen mit ihren nächsten Angehörigen zu möglichen, mußte sie die ausgesuchteste List anwenden. In einem Briefe der Herzogin Sophie ist die Abschrift eines Schreibens der Elisabeth Charlotte an sie über diesen Wunsch mitgeteilt, der mehr als alles andere ein Bild von dem furchtbaren Zwang gibt, den die Etikette damals auferlegte. „Damitt ich aber weider auf meinen text komme, will ich E. L. teutsch heraus bekennen, daß man hir gantz stinckhoffärtig ist undt so hoch hinaus undt nirgens ahn will, daß es nicht zu erdencken noch zu sagen ist. Derowegen sehe ich wol, daß es unmöglich ist, E. L. in ihrem rechten standt zu sehen, denn mein Herr bildt sich ein, daß kein Vergleichen mit ihm undt ein Courfürsten zu machen seye. Ich habe auch unter der handt außgeforscht, ob man E. L. keinen Fauteull geben würde, wenn ich sie sehen solte, aber davon will man gar nichts hören. Darum wiel ich E. L. sagen was meine meinung ist undt was mittel ich gefunden, E. L. zu sehen. E. L. müsten inconito in eine statt von Flandern kommen undt mir entbietten, in welch haus E. L. logiren. — — Wenn denn E. L. auch an einem ort sein werden, will ich thun, als wenn ich nur das haus besehen ginge, wo E. L. sein werden; will mich alsdan mitt E. L. undt oncle in eine Cammer einsperren, alwo ich nichts anders als die alte Liselotte begere zu sein — — Ich hoffe, daß ich zu Straßburg es

auch so werde machen, um J. L. den Courfürsten, meinen bruder undt seine gemallin zu sehen."

Was die religiösen Ansichten der Herzogin betrifft, so spricht sie sich ziemlich frivol in dieser Hinsicht aus, obschon hier und da doch auch der Glaube an die Existenz einer göttlichen Vorsehung Ausdruck findet. „Der Bischof von Titianopoli (Steno) hat mir zu Neujahr einen frommen Brief geschrieben, daß man glücklich sei, wenn man von der künftigen Glückseligkeit recht überzeugt sei. Dieser gute Mann will, daß man alle Dinge dieser Welt verachten soll und er ist doch nicht in der anderen gewesen, um uns Nachrichten davon zu bringen. Man hat mir gut predigen, daß man sich abtöten soll; ich werde das so wenig thun, als irgend möglich; in dem Jahrhundert, in dem wir leben, predigt man so vielerlei Wege, um ins Paradies zu gelangen, da will ich den von David befolgen und ‚dienen dem Herrn mit Freuden'. Ich bin keineswegs der Ansicht des Seneca, der sagt, man müsse sich mit dem Tode vertraut machen, denn ich halte denselben für einen sehr schlechten Gesellschafter, der uns alles verleiden würde Ich glaube, daß die Dinge dieser Welt gemacht sind, damit man sein Herz daran hängt, denn der Genuß während des Lebens dauert länger, als die Trauer um sie, wenn man stirbt."

Die unerwarteten Glücksfälle, die ihrem Hause im Lauf der Jahre zu teil wurden, durch welche ihr Gemahl aus einem wenig begüterten, jüngeren Prinzen allmählich einer der mächtigsten und einflußreichsten deutschen Fürsten wurde, nötigten ihr indessen das Bekenntnis ab: „Es scheint wohl, daß der liebe Gott Ernst August Gutes hat thun wollen, wie Ihr sagt: ‚schlaffend', denn alle Pläne und Mühe, die er sich gegeben hat, seine Kinder nach seinem Tode zu versorgen, wollten nicht gelingen. Als er nun genötigt war, sich darin der Vorsehung anheimzustellen, da hat sie dafür Sorge getragen. Dies macht mir fromme Gedanken und läßt mich glauben, daß es eine Macht gibt, welche alles nach ihrem Willen regelt und deren Beschluß wir nicht ändern können."

Sie war eine lebhafte Verehrerin der Philosophie des Spinoza. „Sein Buch ist in der That sehr selten," schreibt sie an den Kurfürsten, „und ganz und gar nach der Vernunft; wenn der Verfasser gestorben ist, wie man sagt, so denke ich, daß die, welche einen Glauben ohne Vernunft lieben, ihn vergiftet haben, denn die Mehrzahl des Menschengeschlechtes lebt von der Lüge. — — Man sagt, daß sein Buch verboten sei; die Wahrheit wird immer verfolgt."

Ueber die damals angestrebte Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche hegte sie höchst realistische Ansichten. „Es sind nicht diese Punkte (die Glaubenslehren)," schreibt sie am 26. Januar 1679, „die uns sehr das Herz rühren, es bedürfte guter Benefizien für unsere Kinder, die ihnen mehr helfen würden, als Spekulationen, von denen doch kein Mensch etwas versteht. Wenn man in die römische Kirche zurückkehren soll, so muß man uns dafür belohnen, denn wir sind der Meinung, daß wir so, wie wir sind, selig werden können und daß man es auch auf die andere Weise werden kann, warum also wechseln für nichts? Aber ich glaube, es wird Zeit sein, das am Schluß zu sagen, wenn die Parteien einig sind, denn das wird von uns abhangen, zuzustimmen oder nicht." In einem anderen Briefe an den Kurfürsten meint sie: „Es sei nicht schwierig, die Trennung der christlichen Kirche aufzuheben, wenn man ‚für jeden deutschen Fürsten, der nicht zur römischen Kirche gehört, ein so wesentliches Argument habe, wie das, welches Heinrich IV. bekehrte; aber ich sehe nicht, daß man heutzutage viel für eine Seele bietet."

Daß eine Fürstin von so freisinnigen Ansichten nicht dem damals ganz Deutschland beherrschenden schrecklichen Wahn des Hexenglaubens verfallen konnte, ist wohl selbstverständlich. Allein ihre Einsicht gab ihr nicht die Macht, auch nur die Unglücklichen in ihrer nächsten Umgebung zu schützen. „Was Euer Perückenmacher von Lucians Mutter erzählt, ist wahr," schreibt sie 1673, „denn man hat sie als Hexe verbrannt, nachdem man sie durch die Tortur unglücklich gemacht hat; sie sagte ihrer Tochter ins Ohr: ‚Ich bin unschuldig, aber sage es nicht' aus Furcht vor der Folter. Ueber diesen Gegenstand möchte ich wie Lucian sagen: Wenn Gott sich um die Welt kümmerte, so würde er diese Verbrechen nicht ungestraft lassen, denn in Lemgo hat man eine große Menge solcher Frauen verbrannt, um ihr Vermögen zu bekommen. Ich muß noch erzählen, daß meine Kinder einen Hexenmeister als Lehrer haben; ich werde von allen Seiten darauf aufmerksam gemacht. Er ist indessen der harmloseste Mensch von der Welt, der die Psalmen in unserer Versammlung singt. Wenn ich ihn aber nicht wegjagen lasse und meine Kinder befällt irgend eine Krankheit oder es geschieht sonst ein Unfall, so wird man sagen, das rühre von ihm her und wird mich tadeln; so dumm sind die Leute auf diesen Punkt!"

Die ernste, sorgenvolle Zeit, in welche die hier vorliegende Korrespondenz fällt, hat den Briefen des Kurfürsten ein verkennbares Gepräge aufgedrückt; durch die Briefe der Herzogin dagegen weht ein Geist von Fröhlichkeit und Lebenslust, den auch die schwersten äußeren Sorgen nicht zu dämpfen vermögen. Höchst selten schlägt sie einmal einen wehmütigen Ton an, wie in den Zeilen, in denen sie über das Heidelberger Schloß schreibt: „Es ist wohl traurig, daß ein so prächtiges Gebäude dem Verfall entgegengehen soll, aber noch trauriger ist es, daß von uns selbst eines Tages nicht einmal so viele Spuren mehr übrig sein werden, als von dessen Steinen, die viel länger ihre Gestalt behalten werden."

Im Januar 1680 hatte sie dem Kurfürsten geschrieben: „Ich bin in der That die glücklichste Frau der Welt." Noch dasselbe Jahr sollte das Todesjahr ihres Glückes werden. Im Februar starb ihre Schwester, die Aebtissin von Herford, im August der Kurfürst von der Pfalz, die beiden Geschwister, welche ihrem Herzen am nächsten gestanden hatten. Wenige Wochen später zog ihr Gemahl zu einer fast zweijährigen Abwesenheit über die Alpen und an ihrer Stelle begleitete ihn die später unter dem Namen Gräfin Platen-Hallermund berüchtigt gewordene Frau seines Ministers.

Die Herzogin ließ sich die Briefe an ihren Bruder nach dessen Tode zurückschicken und begann nunmehr mit Zugrundlegung derselben, ihre Memoiren zu schreiben. Sie wollte der über sie hereinbrechenden Schwermut wehren durch die Erinnerung an die glückliche Vergangenheit, denn der unvertilgbare Frohsinn dieser echten Tochter der fröhlichen Pfalz huldigte keineswegs dem Ausspruche Dantes: „Kein größerer Schmerz, als sich im Unglück glücklicher Zeit zu erinnern."

Geleitspruch.

Wenig fragt das Glück danach,
Ob der alten Heimat Dach
Ueber dir sich breite,
Oder ob sich klar erhellt
Eines blauer'n Himmels Zelt
Wölbt in sonn'ger Weite.

Wenn dein Herz es recht versteht,
Wird es frühe oder spät
Hier wie dort dein eigen;
Wandre suchend, hoffend fort!
Blüht doch Glück an jedem Ort,
Lacht aus allen Zweigen!

Konrad Telmann.

Die Fuhrmännin.

Von

Ludwig Ganghofer.

(Schluß.)

Seine Rede verlor sich in murmelnden Worten; mit langen Schritten eilte er dem großen Schranke zu, riß in zitternder Hast das Thürchen auf und schleppte einen mächtigen Brotlaib, einen Teller mit Selchfleisch, sowie die Enzianflasche mit zwei Gläsern vor den Klammerer.

„Da — jetzt iß und trink, so lang's dir schmeckt! Greif zu, es is dir vergönnt — von Herzen!" drängte er, goß die beiden Gläser voll und hatte das seine geleert, noch ehe der Klammerer nach dem anderen die ungeraden Finger streckte. Wieder schenkte der Bohner ein, trank und stotterte: „Greif zu, genier dich net! Schau, und reden kannst mit mir wie d' magst — ja — sag mir nur gleich alles ins G'sicht! Was kann jetzt da sein? Was hast g'hört?"

Bedächtig leerte der Klammerer sein Gläschen; dann machte er eine gar verlegene Miene, kraute sich den Hinterkopf und sagte mit zögernden Worten: „Ja mein — das is jetzt a harbe G'schicht'! Reden thu' ich net gern — und abschlagen kann ich dir auch nix, weil's mir recht arg wär', wenn hinter bei'm Rucken so 'was abg'macht werden thät', und du könntst dich net amal wehren dagegen — weil d' nix weißt davon! Aber auf der andern Seiten wieder —"

Unschlüssig verstummte der Alte, um dann, wie aus Zorn über die Sackgasse, in die er geraten war, den Bohner anzuschnauzen: „Daß dir's aber auch selber net einfallt, was da am Weg sein könnt'! Bist doch sonst all'weil der G'scheiteste von alle g'wesen!"

„Mein Gott — weißt — die Sach' hat mich halt ganz dürmlig g'macht!" versetzte der Bohner in einem entschuldigenden Tone, mit dem er das Zugeständnis machte, daß die Meinung, die er von sich selbst hatte, die Meinung des Klammerers vollständig deckte.

„No ja — es is ja alles recht — aber dein' Verstand sollst halt dengerst in der Höh' halten!" grollte der Alte. „Denn wann d' so in der Ruh' überschlagst, was dir am Verdienst aus'gangen is in die letzten paar Wochen, nachher mußt dir auch sagen, daß bei dene Zwei da drüben 's Geld jetzt g'rad 'neinschneit ins Haus! Die können ja d' Arbeit schier nimmer derprasten! Und meinst, was du dir sagen kannst, das sieht net an anderer auch? Und jetzt denk dir ein', der das so mit anschaut — ein', der dir schon lang neidisch war um die Goldgruben, wo dein G'schäft g'wesen is — ein', der a G'wicht in der G'meind' hat, und an großen Anhang hinter ihm — und wenn sich so einer jetzt sagt: die Weiberleut' da drüben können's ohne Mannerhilf' net lang dermachen, 's richtige Zeug zum Fuhrwerken haben s' auch net bei'nander, ich aber hab' Ross' und Wagen, und hab' an g'wachsenen Buben, der dem Zentnerdeandl taugen könnt' —"

Weiter kam der Klammerer nicht, denn er verstummte erschrocken vor dem dröhnenden Faustschlag, den der Bohner der Tischplatte applizierte. Und eh' sich's der Alte versah, stand der Bohner vor ihm, mit äschfahlem Gesichte, mit rollenden Augen und zuckenden Lippen.

„Sag's — sag's nur g'rad 'raus," so schrie er, „gelt, der Sommerbichler is, der Tropf, der scheinheilig! Der hat ja so an Lackl daheim, dem 's Heiraten not wär', weil er sonst a Kindsmagd brauchet!"

„Jesus Maria! Laß mich aus! Ich hab' kein' Namen net g'nennt!" so wehrte sich der Klammerer mit ängstlicher Miene und fuchtelndem Arme. „Ich sag' net ja und sag' net na! Gar nix sag' ich — gar nix!"

„So? So? Aber was ich mir denk', das kannst mir net wehren!" kreischte der Bohner. „Jetzt is gut! So, das geht mir g'rad noch ab! Nachher is die Suppen fertig, und ich hab 's Zuschauen! Ja kommt denn alles über mich, alles, alles!" Mit beiden Händen fuhr er sich in die Haare und rannte wie besessen durch die Stube. „Na, na, so was därf net g'schehen! Das kann net sein! Das gib ich net zu!"

Da mußte der Klammerer lautauf lachen.

„So? Meinst 'leicht, so einer fragt dich lang? So einer greift zu, eh' daß dich umschaust! Denn wann die Zwei da drüben dein' ganze Kundschaft haben, da is ja 's Zentnermadl g'rad, wie wenn's a Tochter aus'm Bohnerhof wär'!"

„Oho! Oho! Da fehlt's fein noch weit — noch arg weit!"

„No mein, und was nachher fehlt, so viel wiegt das Deandl mit ihm selber auf! Gib acht — dem selbigen sein Bua, der greift mit alle zehn Finger zu! So a kreuzbrav's Madl und so a fleißige Schafferin, das gibt's ja gleich gar nimmer! Und so an Aus-

schauen, wie das Deandl hat, is auch a Heiratsgut! Das Madl is ja 'runterg'rissen wie ihr' Mutter war in ihre jungen Jahr' — und die is g'wiß a bildsaubere Dingin g'wesen!"

„Sonst hätt's mir net g'fallen!" fuhr es dem Bohner über die Lippen. Doch mochte er wohl selbst über diese Worte erschrocken sein, denn während der Klammerer lachte, daß ihm der weiße Schnurrbart zitterte, schnitt der Bohner ein recht verdrossenes und kleinmütiges Gesicht, begann aufs neue in seinen Haaren zu wühlen und stotterte: „Na, na — und mag's jetzt sein, wie's will — das lass' ich net zu! Aber — aber was kann ich denn machen! Klammerer — du bist mein Freund — gib mir an Rat, sag' ich dir, gib mir an Rat!"

„Mein Gott, da is a schwer's Raten, da!" kicherte der Alte. „Das heißt — wissen thät' ich schon ein', an Rat — aber ich werd' mich wohl hüten, daß ich ihn angib! Dir trau' ich net — weißt — du bist gar a B'sonderer!"

Der Klammerer hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da stand der Bohner schon vor ihm mit funkelnden Augen und vorgestrecktem Halse.

„Red, sag' ich dir — g'rad a bißl wann d' mir gut bist, nachher red'st. Was da g'sagt hast — is das dein Ernst g'wesen oder a G'spaß?"

„Ernst und G'spaß — wie du's nimmst!"

„So? Und was wär' denn das nachher für a Rat? Wenn gar so g'scheit bist, nachher sag's halt, wie ich's anders machen kann?"

„Zum Andersmachen wird's da nimmer gar viel geben — da hat dein Teufelsbua schon a bißl gar z' fest dreing'haut!" lachte der Klammerer und winkte, um den Sinn seiner Worte verständlicher zu machen, mit dem Kopfe gegen das Lentnerhaus hinüber. „Aber — aber weißt, was ich mein'?" Da stockte er und fuhr mit seinen ungeraden Fingern hastig zwischen die Kniee.

Dem Bohner schoß vor Ungeduld das Blut mit dunkler Röte in die Stirne. „Jetzt kratz net, sag' ich dir — jetzt red! Was soll ich wissen, daß d' meinst?"

„Ich mein', was an andrer z'wegen bringt, das wär' für dich und dein' Buben dengerst auch kein' so fürchtige Kunst?"

Der Bohner stand eine Weile regungslos und starrte den Klammerer mit weit aufgerissenen Augen an, als sänne er noch immer darüber nach, was der Alte denn eigentlich hatte sagen wollen. Dann aber zuckte er in die Höhe, maß den Klammerer mit einem vernichtenden Blick und brach in ein grimmiges Gelächter aus.

„Gelt, jetzt kannst lachen! Ich hab' mir's ja gleich 'denkt, daß mein' Rat für an guten G'spaß anschaust!" kicherte der Klammerer, wobei ihm jedoch sein Kichern nicht ganz von Herzen zu kommen schien. „Aber weißt, wie ich gestern von der andern Sach' da 's erste Wörtl g'hört hab', da hab' ich gleich an dich 'denkt und hab' so nachsinniert — und mein — wie ein'm halt diemal was G'spaßigs einfallt, an das kein andrer denkt, wenn's gleich auf der Hand liegt! Denn weißt — so gar dumm wär's ja dengerst net! Denn magst dich jetzt stellen, wie d' willst — für so an G'scheit'n kenn' ich dich all'weil noch, daß du dein' Nutzen bei derer Sach' schon lang vermerkt hast! Denn sag's amal selber — wie wär's denn leichter z' machen, daß alles wieder wird, wie's früher war — daß du der einzig' Fuhrmann bist im ganzen Thal? Denn anderweis, Bohner — wie jetzt alles steht — ich will dir g'wiß kein' Aerger net machen — aber schau, da könnt's nachher leicht so eintreffen, wie ich dir's vor a paar Wochen ang'warnt hab': es könnt' wieder an einzigen Fuhrmann geben im Ort, der aber anders heißt wie du!"

Mit diesen Worten schien der Klammerer die richtige Stelle beim Bohner getroffen zu haben; wenigstens wollte diesem der alte energische Ton nicht mehr recht gelingen, als er den Klammerer mit den zornigen Worten anfuhr: „Jetzt laß mir amal mein' Ruh' mit dei'm G'schwatz, mit dei'm dalketen!"

„Aber freilich, du siehst halt bei derer Sach' auch gleich den Haken, gelt?" plauderte der Alte unbekümmert weiter. „Denn weißt, wegen dene Zwei da drüben, da hätt' ich mein' g'ringste Sorg'. D' Lentner-Rosl is auch net aufs Hirn g'fallen. Denn Feindschaft hin oder her — die weiß am End' besser, als du dir einbildst, was a Bohnerischer wert is. Und so wie d' Lentnerin heut noch denkt — von früher her — da müßt's ihr ja g'rad a Freud' sein, daß wenigstens halb und halb ihrem Deandl g'halten wird, was ihr selber vor Jahr und Tag umsonst versprochen worden is!"

„Was is jetzt das für a Red'! Jetzt wird's mir aber z' bunt, verstanden!" schrie der Bohner, dem an Stirn und Schläfen die Adern schwollen. „Und so 'was muß ich anhören! Das is ja der hellichte Unsinn!"

„Ah ja — wenn der ander', weißt, von dem ich dir g'sagt hab', da drüben am End' schon g'redt hat — nachher is freilich der Unsinn fertig. Das heißt — wenn ich der Bohner wär', ich denket mir: ich bin ja dengerst noch besser wie jeder andere, und ich wenn komm', ich druck' noch an jeden in's Eck! Ja, und wenn ich schon wüßt', wer ich bin, da hätt' ich nachher auch kein' Sorg', ob 's Deandl da drüben ja sagt oder na! Ich denk' mir schier, wenn da der Bohner mit so ei'm Antrag käm', da verhalt sich 's Deandl mit der einen Hand ihr Aug' und mit der andern Hand greift's zu! Oder meinst net selber, daß der Bohner-Nam' a gar a zügigs Pflaster wär'?"

Mit einem vergnügten Lachen, das auf den Schultern des Bohners ein richtiges Gruseln zu wecken schien, unterbrach der Klammerer seine bedächtig vorgebrachten Worte.

„Und schau, da hast ja gleich an Beweis: wenn der Vincenz net so gar dumm umeinander g'redt hätt', nachher hätt' meiner Lebtag kein Mensch was erfahren von derselbigen Geißelg'schicht — denn 's Deandl selber hat net amal ihrer Mutter 'was g'sagt davon! Und warum? Aus Respekt vor dir — bei aller Feindschaft! Ah na — wegen dene Zwei da drüben, da hätt' ich gar kein' Sorg' net! Aber du wirst schon wissen, wo der Haken sitzt! Gelt — bei dei'm Buben! No, der möcht' Augen machen, wann ihm mit so

Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Von Paul Thumann.

'was kämst! Die Red', die möcht' ich mir auch net geben lassen, wo da zum hören kriegest!"

„Oho! Oho!" fuhr jetzt der Bohner in brausender Entrüstung auf. „Ich denk' net dran, verstanden! Aber wann ich dran denken thät', nachher müßt' mein Bua B sagen, sobald ich A sag'!"

„Geh, geh," kicherte der Klammerer, „spiel dich net so auf vor mir!"

„Aufspielen! Was! Aufspielen! Das wär' mir gar noch 's Schönere, daß in mei'm Haus an anderer Willen wär' als der meinige!"

„No natürlich, an Arbeit wenn ihm schaffst, da wird er freilich net bocken, und wenn's ihm auch z'wider is! Aber heiraten — und 's Lentnerdeandl! Ah na, mein Lieber! Ich glaub' ja schier, dein Bua, der fahret dir in d' Haar'!"

„Ja Himmelsakra!" schrie der Bohner und schmetterte die beiden Fäuste auf den Tisch. „Bin denn ich a Pamperlschuster! Bin denn ich der Garniemand, daß ich mir a so a Red' muß g'fallen lassen! Ich bin der Bohner — verstehst! Und was i ch will, das g'schieht! Und wenn ich mei'm Buben 's letzte Hütermadl aus'm Ort zuführen thät' und saget: die nimmst mir jetzt — nachher thät' er kein' Mucker oder —"

„Oder! Oder was beißt mich!" lachte der Klammerer, daß ihm die Schultern wackelten. „Geh weiter, was hat denn das Reden jetzt für an Sinn? Ich glaub' dir's ja dengerst net!"

„So? So?" keuchte der Bohner und streckte die Hände, als hätte er nicht übel Lust, dem Alten in die Haare zu fahren, dessen Lachen immer lauter und lustiger klang. „So — so — net glauben! Gut — gut — nachher will ich dir's zeigen!" stieß der Bohner in heiseren Worten hervor, schoß auf eines der Fenster zu und riß die Scheiben auf.

„Jesus Maria, Sepp, was machst denn!" that jetzt der Klammerer ganz erschrocken, trippelte dem Bohner nach und faßte ihn am Arme. „Du wirst doch so 'was net probieren! Das is ja gar net zum Absehen, was da 'raus kommen könnt'!"

Der Bohner aber schüttelte den Alten von sich ab, schob den roten Kopf durch das Fenster und schrie mit hallender Stimme in den Hof hinaus: „Vincenz! Vincenz! Da kommst 'rein zu mir! Auf der Stell' kommst 'rein!" Dann schlug er das Fenster zu, kreuzte die Hände auf dem Rücken, durchmaß mit langen Schritten die Stube und schnauzte den Klammerer an: „Jetzt wirst aber 'was erleben — du — weil gar nix glauben willst."

„Um Tausendgottswillen, Sepp, mach mir keine solche G'schichten net," jammerte der Alte, während er dem Bohner durch die Stube nachtrippelte und dabei mit seinen ungeraden Fingern eines der „kleinen Teufelchen" zur Ruhe brachte, das sich an seiner Hüfte verspüren ließ. „Das nimmt kein gut's End' net — wirst es sehen! Und ich müßt' mir an ewigen Vorwurf machen, wann ich mit mei'm dalketen Rat a Feindschaft g'stift' hätt' zwischen Vater und Sohn."

„Ich thu', was ich mag — verstehst mich! Und da wirst amal 'was erleben jetzt!"

„Jesses na, Sepp, laß dir doch sagen — fang so 'was net an! Ich kenn' dein' Vincenz! Das thut er dir net — na — g'wiß net — und er thut's amal net, und wenn dich am Kopf stellst!"

„So? Meinst? Und jetzt g'rad mit Fleiß! Und wenn alles drunter und drüber geht — jetzt stell' ich mich amal am Kopf — jetzt g'rad — weil alles dagegen is, wenn i ch amal 'was haben will!"

„O mein lieber Herrgott — schau, Sepp, ich bitt' dich bei allem, was recht is — und — und mein'twegen — wenn dein' Buben schon amal probieren willst, ob er dir g'horsam ist — schau, da mußt ihn ja dengerst net gleich zum Aergsten treiben! Es is ja schon g'nug, wann von ihm verlangst, er soll dem armen Deandl an Abbitt' machen für den unguten Schlag, den er ihr 'geben hat, und der jetzt so viel Schand' und Spott über sein' Vatern bringt! Aber wirst es schon sehen — er thut dir net amal das — viel weniger 's andere!"

„Also gut — is gut! Dir z'lieb' will ich mich z'erst noch amal z'ruckhalten! Aber abbitten muß er — und heut noch — jetzt gleich auf der Stell'! Und ich will dabei sein — und du mußt es sehen! Das is auch net mehr als wie recht und billig! So springt man net um mit so ei'm braven Deandl!"

Bei diesem letzten Worte des Bohners ging ein freudiges Aufleuchten über das Gesicht des Klammerers. Und dennoch zeigte er wieder eine gar ängstliche Miene, als nun in der Flur die Schritte des Burschen sich vernehmen ließen. „O mein Gott, mein Gott, da is er schon!" stotterte er. „Was wird's da jetzt setzen! Na, na!"

Die Thüre öffnete sich, und Vincenz trat in die Stube. Auf seinen Wangen lag eine leichte Blässe, und ängstliche Sorge sprach aus dem Blicke, den er am Vater vorüber nach dem Klammerer warf. Doch als er gewahrte, wie ihm der Alte hinter dem Rücken des Bohners mit heimlichem Schmunzeln zublinzelte, atmete er auf und sprach den Vater mit nicht besonders freundlichen Worten an: „No also, da bin ich jetzt! Was is denn auf amal, daß mich der Vater nur g'rad so wegruft von der besten Arbeit?"

„Ich mein', du wirst es noch früh g'nug erfahren, was los is!" fuhr der Bohner zornig auf und deutete mit einer energischen Handbewegung nach der Holzbank. „Da setz dich her!"

„Sepp! Sepp!" ließ sich der Klammerer mit schüchtern mahnenden Lauten vernehmen.

„Is schon gut!" so erledigte der Bohner von oben herab die Einsprache des Alten; mit gespreizter Würde schritt er ein paarmal in der Stube auf und nieder und blieb dann breitspurig vor Vincenz stehen, der mit einem wunderlichen Lachen auf der Holzbank Platz genommen hatte. „Wie alles jetzt steht, bei uns und da drüben, das brauch' ich dir wohl nimmer z' sagen! Und wer's verschuldet hat, daß alles so 'kommen is, das, mein' ich, wär' dir auch nix Neues!"

„Soll am End' gar ich dran schuld sein?" fiel der Bursche in nachlässigem Tone ein.

„Stad bist! Und mich laßt reden!" schrie der Bohner auf, schnaufte tief und sprach dann in einer Weise weiter, als hätte er schwere Mühe, sich zu ge-

messen klingenden Worten zu zwingen: „Aber ich will vorerst von dem nix sagen, was ich unter deiner Gewaltthat leiden muß. Denn vor ich an mein' Schaden denk', halt' ich noch 'was von der G'rechtigkeit! Von mir hat noch kein Mensch an Unrecht leiden müssen, und da lass' ich mir auch net nachsagen, daß ich so 'was an mei'm Buben duld'! Und d'rum will ich dir jetzt 'was sagen! Feindschaft hin oder her — und mag ich mit der Lentnerin haben, was ich will — erstens amal geht's dich nix an, und zweitens nachher hat das arme Deandl drüben schon gar nix z' schaffen damit! Aber wenn ich mir schon sag', du hättst dir 'leicht denkt: der Sohn muß hinterm Vater gehen — — wie kannst denn du dich nachher an dem unschuldigen Madl vergreifen? Und springt man denn da gleich auf a solchene Weis' mit so ei'm braven Deandl um? Und ich — ich soll zu so 'was stad sein? Ah na, mein Lieber! Und wenn sich auch keiner rührt im ganzen Dorf, und wenn auch 's Deandl drüben nix weiter thut, weil's an dein' Vatern denkt, weil's mir die Schand' versparen will, daß mein einziger Sohn bei die G'richter umeinander 'zogen wird — verstanden — da bin nachher all'weil ich noch da, der so an Unrecht net mir nix dir nix hingehen laßt — bei gar kei'm — und z' allerletzt bei dir! Ich müßt' mich schon schamen für den Nam', den tragst! Ah na — kein' Ruh' net gib ich, eh' net das arme Deandl für den Wehdam, wo's leiden hat müssen, ihr g'rechte Abbuß' find't!"

Erschöpft hielt der Bohner inne und wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne.

Vincenz zog die Brauen hoch, zuckte die Schultern und lachte. „Jetzt hab' ich schon wunder g'meint was los is! Und wegen so 'was braucht's jetzt noch a solchene Predig'? No ja — mein'twegen — wenn s' dich gar so derbarmt, nachher schickst ihr halt a Schmerzensgeld — a Fünfer thut's ja 'leicht!"

„So? Du Protz, du! Meinst 'leicht, mit Geld is alles z' machen!" schrie der Bohner von der Höhe sittlicher Entrüstung auf den Burschen nieder.

„No ja, nachher muß halt der Vater 'was Besser's aussinnieren!" erwiderte Vincenz und erhob sich mit gelangweilter Miene. „Uebrigens — lang hat's braucht, bis sich der Vater auf sein' g'spaßige G'rechtigkeit b'sonnen hat!"

Da kam ein Zucken in die Fäuste des Bohners, in dunkler Röte schwollen ihm die Backen, unter hörbaren Atemzügen hob und senkte sich seine Brust, und seine Kiefer gerieten in kauende Bewegung. Als Vinzenz den Vater so vor sich stehen sah, mochte ihm doch ein wenig unbehaglich zu Mute werden, denn wieder suchten seine Augen den Klammerer, der ihm in lautlos kichernder Freude zunickte, als hätte er sagen wollen: „Jetzt paß auf — jetzt kommt's!"

„Ja — lang — lang hat's 'braucht," stieß nun der Bohner mit heiseren Worten hervor, „weil — weil ich mir Tag für Tag noch 'denkt hab', dein G'wissen müßt' dir selber sagen, mit was man so an Unrecht gut macht. Aber jetzt — jetzt wird mir 's Warten z' lang — jetzt muß halt ich dein G'wissen machen. Und d'rum paß auf jetzt, was ich dir sag': da — da nimmst dein' Joppen und nimmst dein' Hut — und gehst mir 'nüber auf der Stell' zum Lentnermadl — und ehnder kommst mir nimmer z'ruck ins Haus, eh' vor dem armen Deandl net dein' schuldige Abbitt' g'macht hast!"

„Ah — jetzt is gut! Und sonst verlangt der Vater gar nix?" lachte Vincenz auf.

„Gehst, frag' ich oder gehst mir net?" so kam es in knirschenden Lauten durch die verbissenen Zähne des Bohners.

„Na, na, und hundertmal na! Das thu' ich net! Und wenn gleich 's Hausdach einreißt über mir — das thu' ich net!"

„Du thust net, was — ich — haben will! Ich — dein Vater! Und haben will ich's jetzt — will's positivi haben!"

„Und positivi thu' ich's net!"

„So? So?" keuchte der Bohner, auf dessen Backen sich die bläuliche Röte jählings in eine fahle Blässe verwandelte. Und wenn ich jetzt sagen thät', daß ich mit der Abbitt' allein noch lang net z'frieden bin — wann ich mir einbilden möcht', dein ganz' Leben wär' z' kurz, um an dem braven Deandl gut z' machen, was versündigt hast an ihr — wann ich finden thät', daß's mit der ewigen Feindschaft und Streiterei auf d' Läng' kein Gut net thut — und wann ich a g'rechte Aussöhnung suchen möcht' mit der Lentnerin und thät' mir beispielmaßig einbilden, daß so 'was besser net g'schehen könnt', als wie wenn aus zwei Häuser an einzigs wird — und du und 's Lentnerdeandl a Paar — han — was nachher? Red! Was thätst denn nachher sagen?"

Und mit funkelnden Blicken hing der Bohner an den Lippen des Burschen, der ein Gesicht und Augen machte, als wäre er Zeuge eines ganz unglaublichen Narrenstreiches. Er schüttelte den Kopf, ließ eine Weile wortlos die Blicke zwischen dem Vater und dem Klammerer hin und wider gleiten und sagte dann mit einer etwas unsicher klingenden Stimme: „Jetzt weiß ich net — ich mein', ich hab' net recht verstanden?"

„Geh, Sepp — ich bitt' dich um Gotts willen — sei du der G'scheiter' und laß's gut sein," fiel der Klammerer mit ängstlich thuenden Worten ein und suchte den Bohner am Arme zurückzuziehen. „Ich mein', du könnt'st es schon lang vermerken, daß nix ausricht'st!

„Auslassen thu' mich — auslassen — oder —" schrie der Bohner, schüttelte den Alten von sich ab und trat mit vorgestrecktem Halse dicht vor Vincenz hin. „Red, sag' ich, red, ich rat' dir's im guten? Was thät'st denn nachher sagen?"

„Nachher?" fuhr jetzt der Bursche heftig auf. „Nachher thät' ich sagen, daß sich der Vater seine unsinnigen G'spaß für d' Fasnacht aufheben möcht'!" Damit zuckte er die Schultern, schob mit dem Ellbogen den Vater beiseite und schritt mit einem Lachen, das freilich recht gezwungen klang, der Thüre zu.

„Vincenz!" kreischte der Bohner und stürzte dem Burschen nach; der aber schien gute Gründe zu haben, dem Armbereich des Vaters möglichst rasch zu entrinnen. „Na — so 'was!" lachte er noch krampfhaft auf, dann schoß er in die Flur hinaus und warf die Thüre hinter sich ins Schloß.

Wie versteinert, mit offenem Munde und geballten Fäusten, stand der Bohner und starrte die zitternde

Thüre an. Hinter seinem Rücken aber krümmte sich der Klammerer unter der Anstrengung, das Lachen zu verbeißen, das mit Gewalt von seinen Lippen platzen wollte; und schließlich brach er in die halb lachenden, halb scheltenden Worte aus: „Da hast es jetzt, du gachzorniger Eigensinn! Natürlich, 's Reden is leicht, aber — aber ich hab' dir's ja gleich g'sagt, daß mit dem Teufelsbuben nix z'wegen bringst! Ja — auslachen thut er dich!"

Diese Worte weckten den Bohner aus seiner Erstarrung. „So? So redt a Sohn mit sei'm Vatern!" keuchte er. „Aber wart — wart nur — dem will ich's zeigen, wer der Herr im Haus is! Der soll amal an Ernst vermerken — in meine G'spaß' — an blutigen Ernst!" Und während er so sprach, riß er den Flügelrock vom Kleiderrechen, fuhr in die Aermel und stülpte sich den goldumschnürten Filzhut über die gesträubten Haare. „Wart, Büberl, wart. Jetzt g'rad — jetzt g'rad mit Fleiß!"

„Ja, was is denn — Sepp — was treibst denn?" kreischte der Klammerer und machte dazu ein Gesicht, das wohl Staunen und Schreck bekunden sollte. „Du wirst doch net gar am End' — Jesses na — Sepp, fang so 'was net an! Ich sag' dir's — es is für 's Griechenland! Es hilft dir nix, Sepp — er thut's amal net! Und wie stehst nachher da! Na, na — so 'was mußt net probieren!"

„Ich probier', was ich mag! Verstehst mich! Und da lass' ich mir nix dreinreden! Und ob's mir 'was hilft, das kannst nachher gleich erfahren — da brauchst net gar so lang warten! Ja — da bleibst mir — da herinn in der Stuben — du hast den Anfang g'sehen und drum sollst auch 's End' erleben!" Dabei warf der Bohner mit unheimlich drohender Gebärde den Kopf in die Höhe, drehte den Hut schief übers Ohr und stapfte steif und gerade, als hätte er einen Ladstock geschluckt, zur Stube hinaus. „Wart, Büberl, wart, — dir will ich zeigen, ob's a G'spaß is, wenn der Bohner 'was will!" so klang von der Flur herein noch seine drohende Stimme; dann krachte eine Thüre, und des Bohners Schritte verhallten im Hofe.

Drinnen in der Stube aber klatschte der Klammerer in heller Freude seine ungeraden Finger auf die Lederhose; und dazu lachte er, daß ihm der weiße Schnurrbart zitterte und die Thränen in die zwinkernden Augen sprangen. Da wurde die Thüre aufgestoßen, und Vincenz erschien über der Schwelle, mit einem vor Erregung blassen Gesichte und mit der stotternden Frage: „Klammerer, um Gotts willen, sag mir, wie is ausg'angen — was hat's jetzt 'geben?"

„Gut is 'gangen, nix is g'schehen!" lachte der Alte. „Herz war Trumpf — d' Sau hat g'stochen — g'wonnen is!"

„O mein lieber Herrgott — ja is denn auch wahr, han?" stammelte Vincenz, der nicht so rasch den Mut zu offener Freude finden wollte. „Aber — aber wo is er denn hin, der Vater?"

„Wo wird er denn hin sein? Auf Brautschau is er aus! Ich sag' dir's, Bua — tummel dich mit dei'm Hochzeitsg'wandl! Dei'm Vatern pressiert's!"

Kichernd kraute sich der Alte den Rücken, schob sich hinter den Tisch und fiel mit seinen ungeraden Fingern über den Brotlaib und das Selchfleisch her, als hätte die Strapaze der verwichenen Stunde einen weidlichen Hunger in ihm entwickelt.

„Na — na — und ich kann's schier net glauben! Wirst es sehen — im letzten Augenblick schlagt er wieder um!" stotterte Vincenz, auf dessen Zügen sich deutlich der Kampf zwischen Furcht und Freude spiegelte.

Kopfschüttelnd näherte er sich einem der Fenster und lugte mit scheuer Vorsicht ins Freie. Da konnte er gerade noch sehen, wie der Vater in steifer Haltung den Hof der Lentnerin betrat und um die Hausecke verschwand.

Das Bedenken, welches Vincenz ausgesprochen, war kein allzu unbegründetes. Denn als der Bohner da drüben vor der offenen Thüre stand, verhielt er in der That wie zögernd die Schritte, schob verlegen den Hut in die Stirne und schaute mit unschlüssigen Blicken nach der Straße zurück. Es mochte freilich ein seltsames Empfinden in ihm erwecken, daß er nun als Brautwerber die Schwelle überschreiten sollte, über die er lange Jahre nur Hader und Unfrieden geschickt. Ein Geräusch von Schritten aber, das aus dem Hause kam, schreckte ihn aus seinen schwankenden Gedanken auf und trieb ihm eine dunkle Röte ins Gesicht, als geriete er über sich selbst in Zorn ob seines, eines Bohners völlig unwürdigen Wankelmutes. In stolzer Entschlossenheit warf er den Kopf in die Höhe und betrat mit einem raschen, ellenlangen Schritt die dämmerige Flur.

Im gleichen Augenblick kam Sabi aus der Küche, eine dampfende Suppenschüssel in den vorgestreckten Händen. Sie schien den späten Gast nicht zu erkennen. „Guten Abend!" grüßte sie in fragendem Tone und legte im Näherkommen das Köpfchen auf die Seite.

Der Bohner lüftete den Hut und erwiderte mit etwas unsicherer Stimme den Gruß.

Da zuckte Sabi in jähem Schreck zusammen. „Jesus Maria!" stammelte sie und griff in die Luft, ohne freilich die Suppenschüssel noch erhaschen zu können, die ihren Händen entglitten war und auf dem Steinpflaster mit Klappern und Klirren in hundert Scherben zersprang, so daß die dampfende Brühe nach allen Seiten auseinanderspritzte.

Auch der Bohner fuhr erschrocken zurück, mußte aber gleich hell auflachen, und in diesem Lachen fand er seine Haltung. „Ja was is denn, Deandl, — bin ich denn der Fraisengeist, daß gleich alles fallen laßt vor meiner?" sagte er mit gnädiger Würde und mit einem Anflug von Freundlichkeit im Tone.

Wortlos rührte Sabi die Lippen und schaute mit angstvollen Blicken zum Bohner auf; sie mußte sich an die Flurwand stützen, um sich auf den Füßen zu erhalten, so heftig zitterte sie am ganzen Leibe.

Dieser Anblick schien im Bohner etwas wie Mitleid zu erwecken; mit einem großmütigen Lächeln trat er näher und streckte die Hand, als wollte er sie auf Sabis Schulter legen. „Aber Deandl, geh, sei g'scheit! Weißt, a bißl an Respekt lass' ich mir gern g'fallen, aber —" da verstummte er und drehte sich hastig nach der Stubenseite.

„Ja Sabi, was is denn, was hat's denn 'geben?" ließ sich von da drinnen die lamentierende Stimme der Lentnerin vernehmen. Trippelnde Schritte kamen näher, die Thüre wurde aufgerissen, und Sabis Mutter erschien über der Schwelle.

„Scherben hat's 'geben!" meinte der Bohner mit schwankenden Worten, während er zögernd den Hut vom Kopfe zog. „Und ich bin da — ich — der Bohner! Und — und, grüß' dich Gott, Rosl — ja — und wann's dir recht wär', hätt' ich a bißl 'was z' reden mit dir."

Mit zitternden Händen nestelte die Lentnerin an ihrem Halstuch umher, strich die Schürze glatt und begann dazu ein seltsames Stottern. Sie selbst mochte wohl wissen, was sie sagte — die beiden anderen aber vermochten es mit dem besten Willen nicht zu verstehen. Und während sie so stammelte und stotterte, machte sie einen Knicks um den anderen und wich dabei Schritt für Schritt in die Stube zurück, um die Schwelle frei zu geben.

Mit einem tiefen, schnaubenden Atemzuge streckte sich der Bohner und trat mit schweren Schritten unter die Thüre. Hier hielt er zögernd inne und wandte sich zu Sabi zurück. „Jetzt derweil hab' ich mit deiner Mutter z' reden — aber — 'leicht hab' ich nachher auch a Frag' an dich!" so sagte er und zeigte dabei ein Gesicht, dessen souveräne Gnädigkeit dem zitternden Mädchen ein Etwas im Werte der Schätze von Golkonda zu verheißen schien. „Und daß wegen meiner um dein' Suppen 'kommen bist, das muß dich net kümmern! Ich will schon für eine sorgen, wo dir besser schmeckt!" Noch einmal nickte er mit gnädiger Würde, dann trat er tiefer in die Stube und drückte hinter sich die Thüre zu.

Sabi seufzte schwer, preßte die Hände über den wogenden Busen, und so stand sie regungslos, mit Kopf und Rücken an die Wand gelehnt.

Aus der Stube schlugen dumpfe, unverständliche Worte an ihr Ohr. Wie vieles mußte der Bohner zu sagen haben! Denn es war fast immer nur seine Stimme, welche Sabi hörte. Einmal auch, als die Mutter sprach, mit wehmütig erregter Stimme, verstand Sabi einige Worte, die sie erschrocken aufblicken machten. Im gleichen Augenblick aber schien es ihr zum Bewußtsein zu kommen, daß sie lauschte. Eine glühende Röte schoß über ihre Wangen. Heftig schüttelte sie den Kopf, drückte die Hände an ihre Schläfe, ließ sich hastig auf die Kniee nieder und begann die Scherben der zertrümmerten Schüssel in ihre Schürze zu sammeln. Seufzend richtete sie sich wieder auf, ging in die Küche, ließ den Inhalt ihrer Schürze in die Aschenkiste gleiten und setzte sich, die Hände im Schoße faltend, auf den Herd, aus dessen erlöschenden Kohlen noch ein mattes, bläuliches Flämmchen zuckte.

So saß sie nicht lange, als sie erschrocken auffuhr. Die Stubenthüre war gegangen. Draußen in der Flur rief die Lentnerin mit flüsternder Stimme nach ihrer Tochter. Sabi stand und vermochte sich nicht zu regen. Jetzt kam die Lentnerin mit suchenden Blicken in die Küche geschossen.

„Ah, da bist! Ja, hast mich denn net g'hört? So geh — so komm doch — nach dir hat er g'fragt, und selber will er dir's sagen!" stammelte sie in Hast und Erregung, während sie die zitternden Hände über ihre brennenden Backen wischte, die von rinnenden Zähren glänzten. „Alles, Deandl — alles is 'kommen, wie's uns der Klammerer ang'sagt hat! Richtig ang'halten hat er um dich — aber — aber freilich — hart is's ihm dengerst worden — das ganze Reden mit mir. G'wiß wahr — auf d' Letzt' da hat er mich völlig derbarmt. Denn, mag er sich zeigen, wie er will, das hängt ihm alles g'rad außen an — in ihm drinn is deswegen doch a grundguts Fleckl — ja — das weiß keine besser wie ich! Aber was stehst denn! So komm doch — geh — wirst doch den Bohner net warten lassen!"

„Mutter — g'rad — g'rad noch a bißl verschnaufen laß mich!" stotterte Sabi und wehrte sich in heller Angst, als die Lentnerin sie am Arme mitfortziehen wollte.

„Aber was treibst denn? Na, so 'was! Mach weiter — den Sepp, den kann man net warten lassen, bis dir der richtige Schnaufer kommt!" zürnte die Lentnerin mit leisen Worten. Und während sie das Mädchen vor sich her in die Flur schob, flüsterte sie: „Ja — und gelt — nimm dich fein z'samm'. Und red mir fein ja net anders, als wie dir's der Klammerer eing'sagt hat — weißt — und daß ihm b'sonders das recht z' merken gibst, daß bloß ihm z'lieb ja sagst, bloß aus lauter Respekt vor ihm selber — und wegen der fürchtigen Ehr' — und aus schuldigem G'horsam gegen dein' Mutter! So — und jetzt sei mir g'scheit — du spielst ja um dein eigens Glück!"

Da standen sie vor der Thüre. Die Lentnerin öffnete und zog das Mädchen an der Hand in die Stube. Hier saß der Bohner am Tische, hatte die Backen aufgeblasen und wischte sich, gleichwie nach schwerer Arbeit, mit einem großen, blau und weiß gewürfelten Taschentuch den Schweiß von der Stirne.

„Mußt fein net harb sein, daß d' a bißl warten hast müssen!" sprach ihn die Lentnerin mit unsicheren Worten an. „Aber wie 's Deandl g'hört hat — natürlich — es is auch kein Wunder, wenn sich ei'm so 'was auf d' Füß' schlagt — so an Ueberraschung — und so an Ehr' — so an Ehr'!" Während sie dieses letzte Wort mit ganz besonderem Nachdruck betonte, kniff sie den Daumennagel in Sabis Hand, um ihr die „Ehre" noch einmal recht fühlbar in Erinnerung zu bringen. Dann trat sie beiseite und schaute mit erwartungsvollen Augen auf den Bohner.

Der hatte sich schwer erhoben, trat mit breiter Würde vor Sabi hin, musterte mit wägenden Blicken die schmucke, blühende Gestalt des Mädchens, und als diese Musterung sichtlich zu seiner Zufriedenheit ausfiel, begann er mit erhobener Stimme zu sprechen: „No also, Deandl, wenn schon weißt, weswegen als ich da bin, da wär's eigentlich nimmer nötig, daß ich's noch amal sag'. Es brauchet's auch net, daß ich dich eigens um dein Jawort frag' — denn dein' Mutter hat mir g'sagt, daß du als a brav's und a richtig's Kind kein' andern Willen net hast als den ihrigen. Is a so, Deandl?"

„Ja, Sepp, so is — und net anders!" fiel die Lentnerin mit geschäftigen Worten ein.

„Jetzt frag' ich 's Deandl, verstehst!" so fertigte der Bohner die Lentnerin ab, die erschrocken zurückwich. Dann kehrte er sich wieder zu Sabi: „Is a so, Deandl?"

Wortlos nickte Sabi mit dem Köpfchen; sie hatte nicht den Mut, zum Bohner aufzuschauen, und zitterte, als wäre sie das verkörperte böse Gewissen.

„No schau, das freut mich — und da könnt' sich mancher an dir a Beispiel nehmen. Aber weil's am End' dengerst du bist, die heiraten muß, so g'hört sich's net anders, als daß ich dich selber frag', ob's dir recht is, was ich und dein' Mutter miteinander ausg'redt haben — daß aus mei'm Buben und dir a Paar wird? Ueberleg dir's g'nau — und nachher sag, was denkst! 'Leicht kommt's dir seltsam vor, daß d' ein' heiraten sollst, der dir so ungut mitg'spielt hat. Ich will dir auch net verschweigen, daß die ganze Sach' von mir allein ausgeht. Denn ich, ich kann amal kein Unrecht leiden, und drum hab' ich mir g'sagt, daß mein Bua sein Unrecht net besser gut machen kann, als wenn er's zudeckt mit sei'm Nam'. Ja — so bin ich! Und weil sich bei ei'm Menschen, der Verstand hat, eins ins andere schickt, drum hab' ich mir 'denkt: also — ich und Lentnerin geben jetzt unsere Kinder z'samm', sie gibt 's Botenfahren auf, und ich übergib mei'm Buben den Hof — nachher hat's bei Enk mit der Sorg' und Plag' an End', bei mir mit der g'rechten Aergernis, aus der Feindschaft wird a Freundschaft, und ihr zwei Jungen nachher, ihr könnt's miteinander weiter wursten, wie's Enk taugt. Daß d' mei'm Buben net gar viel mitbringst, das is für mich kein Hindernis net. So steht der Bohner schon da, daß er auf so 'was net zum schauen braucht. Und daß du a rechtschaffen's und verstandsam's Deandl bist und a fleißige Schafferin, wie man net leicht eine find't, das is in mein' Augen Heiratgut g'rad g'nug! Das also is mein Denken! Und du mußt dir denken, daß in an Anwesen 'neinkommst, wo dasteht im Glanz, wie net a zweit's — daß an Nam' zum tragen kriegst, vor dem a jeder den Hut abzieht — und — was auch net 's Letzte is: daß d' mich zum Vatern haben kannst. Oder was meinst — is das alles z'samm' net woltern a gut's Pflaster für den Wehdam, den d' leiden hast müssen an dei'm saubern G'sichtl, an dei'm lieben?"

Bei diesen Worten zeigte der Bohner ordentlich eine Art von erhabener Rührung. Und als wollte er diese edle Wallung, um derentwillen er sich selbst zu bestaunen schien, recht gründlich zur Wirkung kommen lassen, so schwieg er eine geraume Weile, bevor er weiter sprach: „Ja — schau — um so 'was könnt'st mei'm Buben dengerst an Geißelhieb vergessen. Und nachher weißt — ich denk', so gar schierlich wird er dir's auch net g'meint haben. Er hat halt sein' Stolz bei der Fuhrmannssach' — dein Anfahren an sein' Wagen hat ihn halt in d' Hitz 'bracht — natürlich — und a bißl a gachzorniger Nickl is er auch, wenn ich mir gleich net denken mag, von wem er das haben kann! Ich bin doch g'wiß net so! Ja, er hat schon seine Mucken, aber —", die Stimme des Bohners nahm einen scharfen, zornigen Klang an, „aber die will ich ihm schon noch austreiben! Aber sonst — mein Bua is er ja dengerst — sonst is er a waxer, lebfrischer Bursch, mit dem's a richtig's Deandl schon wagen kann, b'sonders wenn's mich an der Seiten hat! Und mein' Hilf', Deandl, die versprich ich dir, auf mein Wort! Denn wenn er auch heut noch meint, er könnt' sei'm eigenen Dickschädel nachgehn — morgen wird er schon anders denken! Denn wenn der Bohner was will, nachher g'schieht's! Und jetzt, Deandl, jetzt brauchst g'rad ja sagen, nachher mach' ich Ordnung in derer Sach' — und alles is in der Richtigkeit. Also red — was is? Was hast zum sagen auf mein' Antrag?"

Diese Frage hatte der Bohner mit einer Stimme vorgebracht, deren Tonfülle die Fensterscheiben erzittern machte. Er sah wohl in Gedanken bereits den widerspenstigen Sohn vor sich und war dabei unwillkürlich in die Sprache verfallen, in welcher er bei seiner Heimkunft mit Vincenz zu reden gedachte. Solche Art zu fragen war nun freilich nicht darnach angethan, die Befangenheit zu verscheuchen, welche über dem zitternden Mädchen lag.

Mit erschrockenen Blicken starrte Sabi den Bohner an, und trotz der Dämmerung, welche bereits in der Stube herrschte, sah sie deutlich seine Augen funkeln und seine dunkel geröteten Züge in Erregung zucken und zittern. Wortlos bewegte sie eine Weile die Lippen, bevor sie in stammelnden, abgerissenen Worten zu sprechen begann: „Was — was ich zum — zum sagen hab'? Was anders denn, als — daß — daß so an Ehr' — so — so a — — " Da versagte ihr die Sprache, ein Schauer rüttelte ihren Leib, mit heftiger Bewegung schlug sie die beiden Hände vor das Gesicht und brach in lautes Schluchzen aus.

„Ja um Gotts willen — Deandl — was treibst denn?" stotterte die Lentnerin in Verblüffung und Sorge.

Auch der Bohner machte große Augen und kraute sich verlegen das linke Ohr, seine ganze Würde schien in die Brüche zu gehen, und in seinem Gesichte wie im Ton seiner Stimme kämpfte ratloser Unmut mit wirklicher Rührung, als er sagte: „Aber Deandl — geh — was is denn jetzt das für an Art — und — so gar arg derschreckt kann ich dich ja dengerst net haben! Schau — es is ja alles im guten g'meint. Und fürchten brauchst dich auch net vor mir — da kannst jetzt reden, wie d' magst!"

Die Lentnerin war hinter Sabi getreten und puffte die Weinende heimlich in den Rücken. „Sabi, Sabi! Ich sag' dir's, jetzt red! Was muß sich denn der Bohner denken von dir!"

Da schüttelte Sabi wie in ungestümer Weigerung den Kopf, fuhr sich mit beiden Händen über die Augen und schluchzte. „Na — na — ich kann net lügen — und kann net Komödi' spielen, und wenn gleich mein Glück dran hängt und mein' ganze Lebensfreud'!" Mit einem mutigen Blicke schaute sie zum Bohner auf und sprach in sprudelnden Worten weiter. „Ich hab's auch die ganzen Tag' her all'weil g'sagt, daß du als Vater a Recht hast, d' Wahrheit z' wissen, und daß du net der

Mann dazu bist, den man mit Kreiden anstreicht auf'm Buckel! Aber all'weil wieder hab' ich mich überreden lassen — aber jetzt — na — na, dir ins G'sicht 'nein kann ich net lügen! Auf'kommen müßt' doch amal alles, und wie stünd' ich nachher da, wenn am End' an ewige Feindschaft zwischen Vater und Sohn dabei 'rauskäm' — oder wenn ich's Tag für Tag von dir hören müßt', und mit Recht: ich hätt' mich 'neing'logen in dein' Hof. Schau, Bohner — g'wußt wenn alles hätt'st, wie's steht zwischen mir und dei'm Buben, und du wärst nachher aus freiem Antrieb 'kommen und hätt'st mich g'fragt um's Ja — o du lieber Herrgott — ja ich hätt' ja gar net g'wüßt, wie ich dir's danken müßt' in mei'm Leben! G'wiß wahr, schier narrisch wär' ich worden vor Stolz und Freud' und Glückseligkeit — denn ich kann's ja net leugnen, daß ich dein' Buben gern hab' mit mei'm letzten Blutstropfen, und daß ich lieber versterben möcht' als von ihm lassen, weil er ja g'rad so an mir hängt mit sei'm ganzen Leben! Aber so — wie jetzt alles steht —"

„Ja, Sabi, Sabi, bist denn ganz verruckt! Na, na, Jesses na!" kreischte die Lentnerin und rang in heller Verzweiflung die Hände.

Da erholte sich auch der Bohner von seinem Staunen und Starren. „Stad bist, sag' ich!" schnauzte er die Alte an. „Und 's Deandl laßt reden! das sind ja schöne Sachen, wo ich da zum hören krieg'! Aber genier dich net, Sabi — ich bin der Mann, mit dem man reden kann!"

Erleichtert atmete Sabi auf. Und nun, da sie ihr Gewissen frei von allem Zwang und Vorwurf und sich noch ermutigt fühlte durch den letzten Ausspruch des Bohners, begann sie in fliegenden Worten ihre gute Sache zu führen. Und diese Augen, die der Bohner machte, als er nun zu hören bekam, was alles in den beiden letzten Wochen hinter seinem Rücken sich abgespielt hatte! Wenn dabei so manches, was er selbst erfahren, mit dem nicht klappen wollte, was er von Sabi vernahm, wußte er mit einer hastig eingeworfenen Frage solch einen Widerspruch rasch ins klare zu bringen, so daß schließlich die ganze Verschwörung offen vor seinen Augen lag.

In der Stube war es schon so dunkel geworden, daß es Sabi dem Gesichte des Bohners nicht mehr abzulesen vermochte, welche Wirkung ihr Bekenntnis auf ihn übte. Sie hätte sonst ohne Mühe erkennen müssen, wie diese Wirkung eine gar vielversprechende war, und wie es der Bohner mit besonderem Wohlgefallen zu vermerken schien, daß Sabi jede seiner Fragen zu einer Verteidigung des Geliebten benutzte, dessen Verhalten dem Vater gegenüber sie so harmlos als möglich hinzustellen suchte. Bei der tiefen Dämmerung aber sah sie nicht mehr das schmunzelnde Zucken seiner Lippen, nicht mehr die heimliche Freude, die aus seinen Augen blitzte. Sie hörte aus seinen Fragen nur immer die rauhe Art seiner Sprache und den ihm eigenen heftigen Ton. Und so kam es, daß sie am Ende doch wieder ein wenig in die alte Mutlosigkeit verfiel, daß ihr vor banger Sorge die Stimme zitterte, als sie mit den Worten schloß: „Jetzt, Bohner, wo alles weißt, wirst es auch begreifen, daß ich vorerst auf dein' ehrenvollen Antrag kein' Antwort geben kann. Da müßtest mich schon z'erst aufs neue um mein Jawort fragen. Freilich — wer weiß, ob dir's jetzt noch amal einfallt. Aber magst dich jetzt b'sinnen, wie d' willst — magst am End' gar im Zorn unser Haus verlassen — magst gegen dein' braven Buben, der dich als Vater hochhalt' und verehrt und g'rad in der Sorg' um sein' Lieb' und sein Glück amal den Heimlichen g'spielt hat gegen dich, in gachem Unmut verfahren — und magst am End' gar auch den guten alten Mann hart anlassen, der aus Freundschaft für dein' Buben und aus Mitleid mit mir die ganze Sach' ang'stift't hat — no ja — so werd' ich's halt leiden müssen. Aber ich hab' halt amal net anders reden können, als wie ich g'red't hab' — denn schau — dir ins G'sicht 'nein lügen — na, Bohner — das hätt' ich nie net z'wegen 'bracht!"

Und wie Sabi begonnen hatte, so schloß sie jetzt: das Gesicht mit beiden Händen deckend, unter einem jähen Schluchzen, das sie erzittern machte am ganzen Leibe.

Außer diesem Schluchzen hörte man in der Stube nur noch das träge Ticken der Wanduhr. Lautlos saß die Lentnerin in einem Winkel, und auch der Bohner, der gleich zu Anfang von Sabis Eröffnung für seine wankende Würde eine Stütze auf der Holzbank gesucht hatte, verharrte in einem beängstigenden Schweigen. Dann plötzlich aber klatschte er die Hand auf den Tisch und hub zu schelten an: „So? Also so meinst es? Fortgehn soll ich im Zorn! Und mein' duckmäuserischen Buben soll ich herbeuteln, daß ihm seine Ohrwascheln in Fransen geh'n! Und den weißkopfeten Spitzbuben, den alten, den soll ich 'nausspedieren aus mei'm Haus mit a paar freundschaftliche Tritt'? Und anders meinst, kann ich's gar net machen? Ja, Himmelsakra, muß denn ich mir von dir vorschreiben lassen, was ich thu'? Der Bohner thut, was er mag — verstehst mich!" Wieder schlug er die Faust auf den Tisch und erhob sich zu seiner ganzen massigen Höhe. „Aber schöne Sachen, das muß ich sagen, schöne Sachen hab' ich g'hört! Und du —" das ging die Lentnerin an, „wie hast denn nur du dich hergeben können zu 'was! A saubers Stückl für deine fünfzig Jahr!"

„Aber schau, Sepp, laß dir sagen —" ließ sich die Lentnerin mit stotternder Stimme aus ihrem Winkel vernehmen.

Der Bohner aber fiel mit heftigen Worten ein: „Jetzt sag' mir nur du g'rad nix! Ich will nix wissen — gar nix! Und meintwegen — meintwegen soll dir auch verziehen sein — dei'm Deandl z'lieb, verstehst mich! Denn du, Sabi, du bist die einzige von derer ganzen Bande, vor der ich noch an Respekt haben kann! Du hast an Ehrg'fühl in dir, und das hat dir auch in der rechten Stund' ein'geben, wie man sich halten muß gegen an g'setzten Menschen, der an Verstand unter die Haar' hat und a Mannsherz hinter die Rippen. Und dir will ich's auch beweisen, daß der Bohner der Mann dazu is, bei dem a richtigs Wort an richtigen Ort find't! Da, Sabi — da hast mein' Hand —" und weil es ihm zu lange währte, bis Sabi, die in ihrem freudigen Schreck keiner Bewegung fähig war, die Hände vom Gesichte brachte, griff er entschlossen zu und faßte

all ihre zehn Finger in seine derbe Rechte. „Von der jetzigen Stund' an bist mein' Tochter — und a Vater will ich dir sein, daß dir kein' bessern net wünschen magst! Und verstehst mich — mein Hof, der wird dir verschrieben — und wenn den Duckmäuser von mei'm Buben mit in Handel nimmst, das is nachher dein' Sach'! Verdient hat er's net, daß er a so a G'sellin kriegt, wie du eine bist. Und jetzt is aus und gar — am nächsten Sonntag werdt's zum erstenmal verkünd't, in der Kirchen, und über vier Wochen muß Hochzeit sein! So will's ich haben — ich — der Bohner! Und wer 'was anders haben will, der braucht's g'rad sagen — nachher komm' ich ihm schon mit der Richtung — verstanden!"

„Bohner — Bohner — o mein Gott — Bohner —" stammelte Sabi in überquellender Freude und unter hellen Thränen.

Weiter aber ließ der Bohner sie nicht kommen. „Stad bist, sag' ich! Wie ich b'schlossen hab', so bleibt's! Ich leid' amal kein' Widerspruch! Und du —", das galt nun wieder der Lentnerin, die mit gefalteten Händen näher kam, „du bleib nur gleich ganz hinten in dei'm Winkel! Und jetzt, jetzt laß mein' Hand aus, Sabi! Mich juckt's völlig in die Finger, daß ich heimkomm' zu dene zwei Kalfakter, zu dene scheinheiligen. Aber wart nur — wart — dene will ich amal einheizen, daß ihnen 's Feuer aus die Nasenlöcher dampft! Drum laß mich aus jetzt — und b'hüt' dich Gott derweil, Deandl — und wenn dich a bißl Warten net verdrießt, nachher will ich ihn dir schon 'rüberschicken, den Loder, den hinterruckſigen!"

Dabei riß er sich los von Sabis Händen, faßte nach seinem Hute und schoß zur Stube hinaus.

„Ja, der Sepp — ich sag's halt, der Sepp!" hörte er die Lentnerin noch schluchzen, bevor er die Thüre hinter sich zuwarf.

Ein triumphierendes Schmunzeln zuckte über sein Gesicht, und eine boshafte Freude blitzte in seinen Augen auf, als er hinausstürmte unter den abendlichen Himmel. Zu Hause fand er die Fenster schon erleuchtet. Er betrat die Flur, blieb vor der Thüre stehen und meinte drinnen in der Stube hastige Tritte zu vernehmen, als flüchte jemand von einer Ecke in die andere. Der Bohner blinzelte und machte ein gar wissendes Gesicht; dann aber schnitt er eine Miene, als käme er von einem übelgeratenen Prozeßtermine, und stürmte über die Schwelle.

Am Tische saß der Klammerer noch immer in lebhafter Unterhaltung mit Selchfleisch, Brot und Enzian. Unter gemächlichem Kauen stellte er den Kopf schief und schaute mit forschenden Blicken zum Bohner auf, der die Stube ohne Gruß betrat und unter Grinsen und Zähnefletschen den Hut in eine Fensternische schleuderte, daß die schweren Goldtroddeln beinahe die Scheiben zerschlugen. Dann kreuzte er die Hände hinter dem Rücken, zuckte hohnlachend die Achseln und begann in einem geradezu unheimlichen Tempo die Stube auf und ab zu wandern. Während er dabei von Vincenz, der mit gekreuzten Armen und Beinen und mit schwer erzwungener Gleichgültigkeit hinter dem Ofen saß, nicht die geringste Notiz nahm, streifte er, so oft er am Tische vorüberkam, den Klammerer mit einem vernichtenden Blicke.

Dem mochte die Sache nun doch nicht mehr ganz geheuer erscheinen; er drückte das linke Auge zu, scheuerte sich mit dem Messerhefte den Nacken und hub in einem Tone, der ganz geeignet war, den Bohner aus seinem verdächtigen Schweigen „herauszukitzeln", folgendermaßen zu fragen an: „Bist aber g'schwind wieder dag'wesen? Und — was hast denn, han? Was rennst denn jetzt umeinander wie a würfliger Geißbock?"

Da schoß der Bohner in die Höhe, als wäre ihm ein Hund an die Beine gefahren, und schrie: „Red mich nur g'rad du net an! Sonst kann dir 'was passieren!" Drohend warf er den Kopf auf und setzte mit schweren, laut pochenden Schritten seine Wanderung fort, bis er mit einem zornigen Gelächter eine Art von Selbstgespräch begann: „Ja — das muß ich sagen — schön is man aufg'richt't mit seine Freund'! Soll mir nur wieder einer kommen — mit sei'm dalketen Rat! Und ich muß auch noch so dumm sein, und muß d'rauf eingehn! Das hab' ich davon — jetzt steh' ich da, wie der Pudel, der ins Wasser g'fallen is! Und Schand' und Spott muß ich tragen! Natürlich — die zwei da drüben, die lachen sich jetzt ins Fäustl! Und morgen in aller Fruh, da werden sie's schon ausratschen im ganzen Ort, daß der Bohner so verruckt g'wesen is, und hat ums Lentnermadl ang'halten für sein' nixnutzigen Buben!"

Wieder brach der Bohner in sein ingrimmiges Gelächter aus, das ihn jedoch nicht hinderte, mit schielenden Blicken die doppelte Wirkung zu beobachten, welche seine letzten Worte erzielten. Der Klammerer ließ den Bissen Selchfleisch, den er eben zum Munde führen wollte, auf den Teller zurückfallen, spitzte pfeifend die Lippen und machte ein Paar verdutzte Augen. Hinten im Ofenwinkel aber schnellte Vincenz mit einem gurgelnden Laut in die Höhe und stand mit einem Male mitten in der Stube. „Vater — Vater —" stammelte er, kam aber nicht weiter, denn erschrocken verstummte er, als der Vater nach ihm herumfuhr, daß die langen Rockflügel flatterten wie Fahnen im Winde!

„Sorg dich net! Sorg dich net! Es geht dir schon 'naus, wie's haben willst!" schrie der Bohner den Burschen an. „Und bei dene zwei da drüben kannst dich bedanken, wenn's dir erspart bleibt, daß dich dein Vater mit G'walt zum G'horsam zwingen muß! Ja, schau mich nur an, recht dumm — und du auch —" das galt dem Klammerer, „du Ratgeber, du gar g'scheider! Schön hast dich aus'kennt bei dene zwei da drüben! Na — na — mei'm Todfeind möcht' ich net wünschen, daß er so dastehn muß, wie ich dag'standen bin! Grobheiten hab' ich mir sagen lassen müssen von der Alten — g'rad g'nug! Und die Jung' nachher erst, die hat mir gleich gar ins G'sicht g'lacht! Wenn schon g'rad g'heirat't sein müßt', so hat s' g'sagt, nachher nehmet s' noch lieber den alten Meßner mit seine krummen Haxen und sei'm schiegligen G'schau als den G'waltteufel von mei'm Buben, der nix anders kann, als auf d'Leut' 'neinhauen mit der Geißel! An Drescher soll ich mir suchen für so an Flegel, aber kein rechtschaffens Madl net — hat s' g'sagt!"

Mit diesem Worte wandte sich der Bohner hastig vom Tische, um nicht über das urdumme Gesicht, das der Klammerer zeigte, in helles Gelächter auszubrechen. Bedenklicher aber, als an dem verblüfften Alten, äußerte sich die Wirkung dieser Worte an Vincenz. Der Bursche war bis in die Lippen erblaßt; mit zitternden Händen griff er in die Luft, als bedürfte er einer Stütze. „Vater — Vater — das is net wahr — das kann net wahr sein!“ stieß er mit versagender Stimme hervor. „Wie kann mein' Sabi so 'was sagen —“

Da stand der Bohner schon vor ihm mit grinsendem Gesichte. „Dein' Sabi! So? Dein' Sabi! Hab' ich dich amal! Hast dich amal verraten, du Komödiant, du gottvergessener!“ kreischte er und fuhr dem Burschen mit blitzschnellen Fingern in die Haare, von denen er eine tüchtige Handvoll zu fassen bekam.

„O verflucht nochamal — ja hört der Vater net auf — hört er net auf!“ stotterte Vincenz in Schmerz und Verblüffung.

„Na — net aufhören thu' ich — net aufhören — und wenn mir gleich alle Haar' in die Händ' bleiben!“ zeterte der Bohner halb im Zorne und halb unter Lachen. „Das wär' mir 's Wahre! Liebschaften anfangen hinter'm Vatern sei'm Rucken! Zu die Madln in d' Kammer steigen! Und nachher a Komödie spielen, statt daß man a Vertrauen hat zu sei'm Vatern, statt daß man ihm a gut's Wörtl gibt, statt daß man sich denkt: a Vater, der hat an Verstand und a Herz, der wird so a Sach' schon bei der rechten Seiten packen!“

Wie treffend der Bohner den Sinn dieses letzten Wortes zu illustrieren wußte, das war dem Gesichte des Burschen deutlich abzulesen.

Auch der Klammerer schien sich auf diese Lektüre zu verstehen, und sie mußte ihm wohl bedenkliche Sorge einflößen. Vorsichtig zog er sich hinter dem Tische hervor, brachte hurtig noch eines der kleinen Teufelchen in Ruhe, das sich an seiner Hüfte verspüren ließ, und suchte dann mit schleichenden Schritten die Thüre zu gewinnen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Bohner gemacht.

„Oho — oho — da'blieben sag' ich! Da wird fein nix ausg'rissen!“

„No freilich — aber Haar' g'rad g'nug!“ stöhnte Vincenz, der sich durch einen kräftigen Ruck der väterlichen Hand als unfreiwillige Barrikade vor die Thüre geschoben sah.

Da brach dem Bohner das lang verhaltene Lachen hell von den Lippen. „So? G'spürst dein' Vatern amal! Nachher is recht! Nachher freut's mich! Dir will ich's vertreiben: Na sagen, wenn dein Vater ja sagt! Oder hast am End' jetzt auch noch's Kurasch, daß dich aufbockst gegen mich, wann ich dir sag': Jetzt auf der Stell' gehst 'nüber zu der Sabi — dein Vater schickt dich, sagst — und sagst dem lieben, braven Deandl, daß net an Mucker dagegen hast, wenn über vier Wochen Hochzeit is! Verstanden! Marsch weiter jetzt, oder ich mach' dir Füß'!“ Dabei riß der Bohner mit der Linken die Thüre auf und öffnete mit einem letzten, derben Puff seine Rechte.

Rücklings taumelte Vincenz in die Flur hinaus. Dort stand er mit dunkelrotem Kopfe, sein Haarboden glich dem Rücken eines Igels, der einem Dachshund in den Weg geraten; und so hub er ein Stottern und Stammeln an, bei dem er es aber zu keinem verständlichen Worte zu bringen wußte, denn unter Lachen und Weinen erstickte seine Stimme.

Das mochte dem Bohner zu lange währen. Mit einer bezeichnenden Bewegung hob er die Hand und drohte: „Ja machst net, daß weiter kommst!“

Jetzt fuhr der Bursche hell lachend auf und schoß mit einem schrillenden Juhschrei zum Hause hinaus.

Schmunzelnd warf der Bohner die Thüre zu, wischte die Haare, die zwischen seinen Fingern klebten, an den Rockschoß und wandte sich zum Klammerer, dem alle bedenklichen Sorgen längst geschwunden schienen, denn in behaglicher Breite saß er auf der Holzbank und hielt unter seelenvergnügtem Kichern seine ungeraden Finger auf das Knie gestützt.

Diese Sorglosigkeit schien den Bohner ein wenig im Hochgefühl seiner Würde zu verletzen. „So? Lachen traust dich auch noch?“ brauste er auf. „Aber wart, es wird dir schon vergehn! Jetzt komm' ich mit dir ans Raiten!“

„No, und wieviel Profit meinst nachher, daß ich 'rauskrieg' bei dem guten G'schäft, wo g'macht hast?“ lachte der Alte.

„Natürlich a gut's G'schäft, denn schlechte macht der Bohner net! Aber ich hab's g'macht, verstanden! Du bild dir ja nix ein! Denn du — du bist mir gar der Schöner'! So a Spitzbub, so an alter — und so a Lugenschüppel! Ja schamst dich denn net! A solchene Remasuri ineinander z' machen! Mein' Buben aufhetzen gegen sein Vatern! Und d' Leut' anstiften! Was hast denn du dir eigentlich 'denkt vom Bohner? Hast g'meint, bei mir, da braucht's a Roßkur, bis ich auf an g'sunden Einfall komm'! Ich sag' dir's — du — die Sach' hätt' mir ins Fleisch gehn können. Und wer weiß, ob sich net der wilde Brand dazu g'schlagen hätt'! G'rad a Glück muß ich's heißen, daß das brave Deandl da drüben auf die richtig' Salben 'kommen is!“

„Das Teufelsmadl, das — hat sie's net halten können! Ich hab's aber auch die ganze Zeit her g'forchten, daß mir d' Sabi im letzten Augenblick noch ausspringt! Aber jetzt sei z'frieden, jetzt is ja dengerst alles gut!“

„Natürlich, weil ich der Mann dazu g'wesen bin, der 's Gutmachen verstanden hat! Aber was hätt'st denn nachher ang'fangt, wenn alles schief 'gangen wär'?“

„Nachher?“ kicherte der Alte und fuhr mit seinen ungeraden Fingern unter den Hemdkragen. „Nachher hätt' ich's g'macht wie der Fuchs, der sein' Pranten aus'm Eisen zieht, ehvor noch d' Feder zuschlagt.“

„So? Und ich — gelt —“ wetterte der Bohner auf den Alten los, „ich hätt' nachher den guten Kerl machen dürfen, der sein' Dachskopf dafür d'rin lassen muß in der Fallen!“

Statt aller Antwort lachte der Klammerer, daß ihm der weiße Schnurrbart zitterte, und entwickelte dazu das ganze blinzelnde, zwinkernde Spiel seiner Koboldaugen. Vor diesem Lachen und diesen Blicken verging dem Bohner der letzte Rest seines ohnehin nur schwer bewahrten, halben Ernstes.

„Kalfakter, alter!“ knurrte er. „Aber wart — a Vergeltung bleibt dir net aus!“

Und während das Lachen des Klammerers immer heller und lustiger klang, ging der Bohner nach der Thüre und rief die Hauserin. Diese mußte die Küchenschränke plündern und die Bierflaschen ungezählt aus dem Keller holen. Was sie zusammenschleppte, wurde hinübergeschafft ins Lentnerhäuschen.

„Ich thu's net anders! Der richtige Verspruch muß heut noch g'halten werden; denn was ich amal will, das will ich ganz!“ erklärte der Bohner in stolzer Würde, als er den vergnügten Alten an seinem baumelnden Rockärmel mit sich fortzog über die Straße.

Drüben in der kleinen, niederen Stube fanden sie ein glückseliges Paar, und der Bohner konnte sich kaum des stammelnden Dankes erwehren, mit welchem Sabi und Vincenz ihn überschütteten.

Nun kam auch die Lentnerin zu Worte, und sie wollte die Hände des Bohners kaum mehr aus ihren kurzen, runden Fingern lassen. Diese thränenreiche Freude ging dem Bohner näher, als er vorerst zu zeigen gewillt war; doch wie er einmal die beiden Verliebten mit dem Klammerer im Ofenwinkel zu einem kichernden Kleeblatt versammelt sah, faßte er die Lentnerin entschlossen bei den grauen Zöpfen und brummte: „No also — hab' ich dir's amal recht g'macht, Rosl? Und schau, das is auch wieder a Trost, daß an unsern Kindern 'nausgeht, was uns zwei net vermeint war! Also gelt, bist z'frieden, alte Bratschen! Und auf a gute Freundschaft — da komm her — da gibst mir jetzt a Bußl! Es is ja net 's erste!“

Die Lentnerin errötete bis unter die Haare und warf einen verlegenen Blick nach dem Ofen; als sie ihn aber als Deckung gerade genügend erfand, griff sie herzhaft zu, und die beiden nahmen sich um den Hals und küßten sich, als wären sie noch der Sepp und die Rosl von Anno dazumal.

Dann stapfte der Bohner auf den Tisch zu, öffnete Flasche um Flasche, und das erste Glas, das er leerte, galt der „ehrengeachteten Brautmutter“.

Nun ging's an ein Schmausen, Trinken und Lachen, daß Mitternacht lange vorüber war, eh' es einem dieser fünfe in den Sinn kam, nach der Zeit zu fragen. Als der Aufbruch der „Mannerleute“, den Vincenz immer wieder zu verzögern wußte, schließlich doch erfolgte, zeigte sich am Klammerer deutlich die „Vergeltung“, die der Bohner über ihn beschworen hatte: man mußte den Alten im Bohnerhofe einquartieren, denn er hätte in dieser Nacht, so sternenhell sie war, den Weg zu seinem Waldhaus schwerlich mehr gefunden.

Vincenz räumte ihm sein eigenes Lager ein; und kaum sank der Alte in die Kissen, da fielen ihm schon die Augen zu, und er fing ein Schnarchen an, daß ordentlich die Wände davon widerhallten.

Geraume Weile stand Vincenz vor dem Schlafenden und betrachtete ihn mit freundlich lachenden Augen.

„Ja — schnarch nur zu und laß dir dein' Schlaf heut schmecken! Heut beißt dich g'wiß kein' Klammer net!“

Die Hysterischen.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXXIII.)

Zu der schwer erkennbaren Form geistiger Störung gehört die Hysterie des weiblichen Geschlechts. Es gibt kaum irgend einen gebildeten Mann, dem nicht hysterische Frauen in der Gesellschaft begegnet wären. Aber das Urteil über solche Personen lautet immer verschieden. In einem Ballstaat sind sie liebenswürdig, andererseits in den Morgenstunden für ihre nächste Hausgenossenschaft unerträglich. Wenn neuerdings die Fälle sich überall gemehrt haben, in denen anonyme Briefschreibereien das Einschreiten der Gerichte gegen gebildete Frauen hervorriefen, so liegt die Vermutung nahe, daß bei nicht wenigen Personen diese Art Hysterie im Spiele war. Unzweifelhaft ist die Unsitte anonymer Briefschreiberei zum Zwecke der Beleidigung und Verdächtigung, der Bedrohung oder Verleumdung in einem auffälligen Wachstum begriffen. Schon in den Mädchenpensionaten beginnt die Uebung dieses Unfugs, der nur selten zur Kognition der Gerichte gelangt, weil die Mehrzahl von anonymen Briefen strafbaren Inhalts in den Papierkorb wandert.

Die Zeitungsredaktionen wissen Wunderdinge von den anonymen Verdächtigungen zu erzählen, die ihnen zukommen. Der höchste Ehrgeiz des modernen Lügners aus der sog. gebildeten Gesellschaft besteht darin, seine Lügen entweder gedruckt zu sehen oder anderweitig zu verbreiten und sich dann im Verborgenen des Scheinerfolges zu freuen, die seine Feigheit gehabt hat.

Nach der Sucht, durch Lügen Aufmerksamkeit zu erregen, ist es die Freude an Brandstiftung und Schadenszufügung, welche bei hysterischen Frauen am häufigsten beobachtet wird. Die Grenzlinie zwischen moralischer Verantwortlichkeit in Krankheitszuständen seelischer Art ist hier überall schwer zu ziehen.

Der berühmte Irrenarzt Le Grand du Saulle, der vor einiger Zeit verstorben ist, schildert die Hysterischen in klassischer Weise wie folgt: Das bezeichnendste Merkmal für die Hysterie ist Veränderlichkeit. Das einzig Beständige dieser Klasse von Frauen ist die Unbeständigkeit. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gehen sie von einem Zustand der Lebhaftigkeit zu dem der Niedergeschlagenheit über. Sie verfolgen diejenigen mit ihrem Haß, welche sie früher mit ihrer Zärtlichkeit überhäuften. Sonderbar ist es, dieser fortwährenden Wandelbarkeit der Eindrücke die Hartnäckigkeit und den eingewurzelten Eigensinn gegenüber zu stellen, mit denen sie auf eine fixe Idee (welche das Objekt ihrer Einbildung ist) zurückkommen, ja so zu sagen dieselbe mit den Zähnen festhalten. Ist dies ein Zeichen von Willensstärke? Im Gegenteil, es ist einfach die Macht der Trägheit oder vielmehr Wankelmut und Verderbtheit des Willens. Solche Frauen sind großer Anstrengung fähig, aber nicht eines fortwährenden, standhaften Bestrebens. Eine hysterische

Frau fühlt das Bedürfnis, andere für sich zu interessieren, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Gewöhnlich ist sie Egoistin, nur mit sich beschäftigt. Sie ist eine Ränkemacherin und bereitet so viel Aergernis, als sie kann. Sie freut sich, eine Reihe Advokaten in Bewegung zu setzen, welche oft unklugerweise den kläglichen Manövern einer kranken Einbildung ihren Beistand leihen.

Einige derselben, gereizt, eifersüchtig, außer sich selber, suchen in der Flucht Hilfe, verlassen eilig das Haus noch unter dem Einfluß der Gefühlserregung stehend und gehen in die Kirche, um zu weinen, oder in das Haus eines Freundes, wo sie bestürzt, gesprächig und zitternd ankommen. Sie beklagen sich über Beleidigungen, die sie von ihrem Mann oder der Schwiegermutter, von einem Arzt, Priester oder irgend einem Nachbarn erlitten haben wollen. Unbesonnen plaudern sie Geheimnisse aus, eröffnen schimpfliche und erlogene Vertrautheiten, erfinden Geschichten, schelten übermäßig und verfehlen selten, die Aufmerksamkeit auf ihre eigenen Tugenden und vermeintlichen Verdienste zu lenken. „Sie haben so viel Herz, niemand versteht sie, sie sind vollständig elend." Besänftigung und Aufmunterung bringen keine merkbare Wirkung hervor. Aber nach und nach werden sie ruhig, kehren nach Hause zurück und sind beim Mittagsessen oder abends heiter, anmutig und liebenswürdig. Der Sturm ist vorbei.

Ich muß hinzufügen, daß manchmal die geistige Zerrüttung, die sich bei einer nervösen Frau offenbart, vorzüglich jede Neigung zu lügen, ihrerseits ausgenutzt und boshaft von angeklagten Personen geltend gemacht wird, um sich dem Tadel gegenüber zu rechtfertigen und die Klagen, welche in der That wohl begründet waren, zu zerstören.

Außerdem gibt es eine Form von Hysterie, die harmlos ist, in welcher die geistige Verwirrung eine solche Wendung nimmt, daß die Frau, anstatt ins Gefängnis gebracht zu werden, heilig gesprochen wird.

Einige hysterische Frauen nehmen den Schleier, andere, wenn sie auch in der Welt bleiben, beteiligen sich eifrig an jedem guten Werk, suchen Bedürftige auf, arbeiten für die Waisen, besuchen die Kranken, teilen Almosen aus, halten Totenwache, sammeln für wohlthätige Zwecke Geld und verrichten viele Thaten von wahrem Verdienst, während sie sich der Pflichten, die ihnen zu Hause obliegen, vollständig unbewußt bleiben. Ihr Wohlthätigkeitssinn ist voll Prahlerei und Pomp, sie wollen bewundert sein, Komplimente für ihre Liebe und Mühewaltung einsammeln, um sich den Ruf der Tugend und des Mitleids zu schaffen. Sie gehen und kommen, sie sind überall. Sie haben Eingebungen des reizendsten Zartgefühls. Zu Zeiten öffentlicher Unglücksfälle denken sie an alles und erkünsteln ein Erröten, wenn ihnen der Bewunderungstribut von den Empfängern ihrer Wohlthaten oder den gerührten Zuschauern gezollt wird.

Die mildthätige hysterische Frau ist fähig, Handlungen zu begehen, die nachgeahmt und verzeichnet werden, ja sogar legendenhaft werden können. Frömmigkeit ist für sie eine Notwendigkeit. Sie spielen die Rolle der Tugend pathologisch; dennoch zollt die Welt Beifall, und die Wirkung ihres Beispiels ist eine gute. Ich selbst erlangte für ein hysterisches Mädchen, einst meine Patientin, in einer Irrenanstalt, eine öffentliche Belohnung; ihre Güte für ihre Nachbarschaft war wirklich rührend. Nichts erklärt die Erregung der Hysterie besser als die Briefe, welche sie unter diesem Einfluß schreiben. Wir finden in diesen die übertriebensten Phrasen, ob sie ihre Liebe oder ihren Haß schildern. Unter den Opfern dieser Krankheit finden sich mörderische Triebe selten. Sie begnügen sich damit, diejenigen mit dem Tode zu bedrohen, welche sie einzuschüchtern suchen, um durch Furcht Vergünstigungen zu erpressen.

Der Trieb zum Selbstmord ist sehr häufig. Er taucht plötzlich auf und ist rein leidenschaftlich. Gewöhnlich läuft er auf nichts hinaus. Selten vollziehen sie ihren Vorsatz. Ihr Beginnen ist erheuchelt, theatralisch, bestimmt die Aufmerksamkeit auf sie zu ziehen und Sympathie zu erregen.

Die Frechheit einer hysterischen Frau kennt keine Grenzen. Unfähig, ihre leidenschaftliche Lebhaftigkeit zu mäßigen, wagt sie alles, um den Erfolg ihrer Kombinationen zu sichern. Nichts kann sie zurückhalten. Der Verkehr mit ihr ist meistens unerträglich durch die sie beherrschende Neigung zu Widerstand, Widerspruch und Streit.

Wenn wir versuchen, ihre moralische Verantwortlichkeit abzuschätzen, so finden wir es unmöglich, allgemeine Regeln immer auf besondere Fälle anzuwenden. Nicht jede hysterische Frau ist verrückt; aber bei der Mehrheit ist die Harmonie der moralischen Gefühle unterbrochen, die Menschenliebe verdorben und die Ordnung der Empfindungen zerstört. Die Verrücktheit ist, wenn auch nicht immer gegenwärtig, so doch im Keim vorhanden. Diejenigen Frauen, welche die ganze Verantwortlichkeit, die naturgemäß mit ihrem Betragen verbunden ist, tragen müssen, können hysterische Frauen des ersten Grades genannt werden; denn sogar das zweifellose Opfer der Hysterie hat Augenblicke der Willensfreiheit; gewöhnlich ist jedoch die Hysterie ein Milderungs- und Verminderungsgrund für die Strafbarkeit. Wenn die Willensfreiheit auch nicht abgetötet ist, so ist sie doch gleichsam verwundet und abgeschwächt. Der Wille ist unentschieden, eigensinnig und grillenhaft.

Gewöhnlich ist das Ende dieser Krankheit entweder Wiedergenesung oder ein bleibender fixer Zustand. Selten kommt es vor, daß die Neurosis (Nervenkrankheit) nicht vorüber geht, oder wenigstens sich im Laufe der Zeit besonders nach einer Aenderung der Lebensweise bessert. Aber eine hysterische Frau muß noch jahrelang, wenn man ihre Wiedergenesung vermutet, beobachtet werden, ehe man sie für geheilt erklärt. Nur in Ausnahmsfällen endet die Krankheit mit dem Tod.

Siesta. Von H. Lehmann.

Das Heer des Zaren[1]).

Von

H. Vogt.

Das Machtgebot des russischen Kaisers vermag zwar nicht achtzehn Millionen Soldaten auf die Beine zu bringen, wie irgend ein französischer Tagesschriftsteller im Buhlen um die Gunst unseres östlichen Nachbars seinen gläubigen Lesern jüngst auseinander gesetzt hat, aber die Ziffern, mit denen die Heeresleitung des weitgedehnten russischen Reiches rechnet, sind doch ganz geeignet, selbst im Lande der allgemeinen Wehrpflicht par excellence, selbst in Deutschland gerechtes Erstaunen zu erwecken. Die Linientruppen allein, die eigentliche Armee in erster Linie, erreicht eine Stärke von 24228 Offizieren, 986373 Mann mit 155755 Pferden und 2608 Geschützen. Dazu kommen noch Reserve-, Ersatz- und Lokaltruppen — auf die Bedeutung dieser verschiedenen Bezeichnungen wird später zurückgekommen — in der Höhe von 13818 Offizieren, 741530 Mann, 67177 Pferden und 880 Geschützen; ferner die verschiedenen Kasakenheere auf Kriegsfuß mit 145325 Reitern und etwa 100 Kanonen, und die aus den sogenannten Fremdvölkern gebildeten irregulären Truppen. Alles in allem genommen beträgt die Kopfstärke des russischen Heeres in Friedenszeiten etwa 800000 Mann und steigt im Kriege auf rund 2 Millionen Streiter.

Dieser Heereskoloß wäre imstande, einen einzelnen Feind oder auch eine Koalition von mehreren anderen europäischen Heeren einfach zu erdrücken, wenn nicht in der Masse selbst schon der Keim zu manchen Schwächen läge. Woher sollen die Nahrungsmittel für eine solche Armee kommen, selbst im reichen Lande? fragt der Laie mit Recht; und wenn die gewaltigen Truppenkörper aus Verpflegungsrücksichten sich auseinanderziehen, so sind sie zum Kampfe nicht vereinigt und ein beweglicher Feind vermag sie einzeln zu schlagen. Die Eisenbahnen des russischen Reiches, die Verkehrsmittel überhaupt, haben sich in früheren Kriegen als wenig leistungsfähig erwiesen, und wenn in neuerer Zeit auch viel für deren Ausbau geschehen ist, so wird doch der von den russischen Heeren mitgeführte unendliche Train das Seinige dazu beitragen, gegebenen Falls ihre Benutzung weniger ausgiebig zu gestalten, als dies sonst wohl der Fall wäre. Immerhin kann das russische Heer zu einem schrecklichen Feinde werden, wie dieser Tage ein moskauisches Blatt dem kleinen geängstigten Bulgarien zurief, und es ist besser, sich das mächtige Reich zum Freunde zu halten. Vielleicht kann man zur Beruhigung für furchtsame Gemüter indes annehmen, daß einzelnes oder gar vieles nur auf dem Papiere steht.

Im allgemeinen gliedert sich das russische Heer in dieselben Abteilungen, deren Namen man täglich auch in der deutschen Armee hört, in Armeecorps, Divisionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone, Compagnien, Schwadronen und Batterien. Ebenso ist seit dem 1. Januar 1874 die allgemeine Wehrpflicht als Grundlage des russischen Heerwesens angenommen, ohne doch bislang in allen Teilen des weiten Reiches eingeführt oder durchgeführt zu sein.

Dem Kaiser, als oberstem Kriegsherrn, steht als ausführendes Organ seines Willens ein Kriegsministerium zur Seite, dessen weitverzweigte Geschäfte von vielen hundert Offizieren und Beamten wahrgenommen werden. Einen Teil des Kriegsministeriums bildet das kaiserliche Hauptquartier, dem alle die zahlreichen Generaladjutanten, Generale à la suite und Flügeladjutanten zugeteilt sind, und das mit den von je zwei Ssotnien — so werden die Schwadronen bei den Kasakenheeren bezeichnet — Kasaken vom Kuban und Terek bestehenden Convois und der Feldkanzlei den Kaiser in das Kriegslager begleitet. Die wichtigsten Angelegenheiten des russischen Heerwesens vereinigen sich in der „Hauptstab“ genannten Abteilung des Kriegsministeriums. Der Hauptstab führt die gesamte Verwaltung des Landheeres in jeder Richtung und ihm ist wieder das Generalstabscorps unterstellt.

Um die ganze Befehlsführung innerhalb der Armee einigermaßen zu decentralisieren und damit das Kriegsministerium zu entlasten, ist das Reich in vierzehn Militärbezirke geteilt, denen als fünfzehnter noch das Gebiet der donischen Kasaken zugezählt werden kann. In acht dieser Militärbezirke fungiert der Generalkommandant der Truppen zugleich als Generalgouverneur und dann liegt auch die bürgerliche Gewalt in seinen Händen. Sämtliche Generalkommandanten in den Militärbezirken aber sind die obersten Befehlshaber sämtlicher Truppen innerhalb ihres Gebietes, mögen sie Namen haben, welche sie wollen; und die Höchstkommandierenden sind deshalb wieder mit Stäben und Kanzleien umgeben, deren Personal nach mehr Köpfen zählt, als die Centralbehörde irgend einer mittleren Militärmacht.

Innerhalb der Militärbezirke ist die Armee in ganz verschiedener Stärke verteilt. Im allgemeinen drängt sich dem Beobachter die Bemerkung auf, daß in den westlichen Provinzen des Reiches eine sehr bedeutende Truppenanhäufung stattfindet. So verfügt beispielsweise der aus dem letzten Türkenkriege wohlbekannte

[1]) Die diesem Artikel beigegebenen charakteristischen Zeichnungen waren zunächst für das Sammelwerk: „Die europäischen Heere der Gegenwart. Von Hermann Vogt, Oberstlieutenant a. D. Illustrationen von Richard Knötel, Ratenow. Max Babenzien“ bestimmt, auf dessen Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit wir an dieser Stelle nachdrücklich verweisen. Jedem, der sich für die politischen und militärischen Verhältnisse der Gegenwart interessiert, wird empfohlen, sich in den Besitz dieser vortrefflich orientierenden Bilder zu setzen. Die Illustrationen sind uns von dem Herrn Verleger freundlich zur Verfügung gestellt worden. Die Red.

General Gurko im vierten Militärbezirk Warschau über eine Gardedivision, ferner über drei vollzählige Armeecorps mit den dazu gehörigen Kavalleriedivisionen und eine nach dem Muster der regulären Armee organisierte und geübte Division donischer Kasaken. Die übermäßig starke Zuteilung von Reiterei ist auf die Absicht zurückzuführen, im Augenblick der Kriegserklärung mit einer großen Kavalleriemacht die Grenze zu überschreiten und der Vereinigung des feindlichen Heeres Schwierigkeiten zu bereiten.

Die Truppenteile der Feldarmee teilen sich in Garde- und in Armeeregimenter. Der Unterschied zwischen beiden tritt nicht nur äußerlich durch die glänzendere Bekleidung der Garde zu Tage, er besteht im ganzen Fühlen und Denken. Die Garde hat der Armee gegenüber verschiedene Prärogative und eine bevorzugte Stellung, derart, daß heute noch, trotzdem man beflissen ist, das Offiziercorps der Armee gleichmäßiger zu gestalten, die Offiziere der Garde einen um einen Grad höheren Rang haben, als diejenigen der Armee. Daß derartige Sonderstellung einzelner nicht geeignet ist, in dem Gesamtoffiziercorps den auf der Gleichberechtigung aller fußenden Geist kameradschaftlicher Zusammengehörigkeit zu wecken, liegt auf der Hand. Die Grenadiere nehmen eine Mittelstellung zwischen der Garde und der Armee ein.

Die Garde rekrutiert sich aus den schönsten und größten Leuten des Reiches; für die Ergänzung der Reiterei und der Specialwaffen sind besondere Bestimmungen in Kraft; die Armeeregimenter haben jedes einen eigenen Rekrutierungsbezirk, aus dem sie etwa 75 % ihrer „jungen Soldaten“ — das ist der in der russischen Armee gebräuchliche Ausdruck — erhalten. Der Rest wird ihnen aus gewissen Grenzdistrikten zugewiesen, deren Bewohner auf diese Weise im Reiche verteilt und durch die soldatische Erziehung aus unzuverlässigen Elementen zu guten, gehorsamen Staatsbürgern heranwachsen. Die Aushebung wird militärischerseits von besonderen Kreismilitärchefs geleitet, die, den deutschen Bezirkskommandeuren vergleichbar, auch die Mobilmachungsarbeiten leiten, die Reserven ihren Truppen zusenden und die Pferdegestellung übernehmen.

Die reguläre russische Armee zerfällt in die formierten Feldtruppen, in die Reservetruppen, die Ersatz- und die Lokaltruppen.

General.

Artillerie-Offizier.

Die formierten Feldtruppen bilden den aktiven Dienststand der Armee. Sie bestehen aus 12 dem Namen nach bezeichneten Garde-Infanterieregimentern, aus

Garde-Kürassier. Garde-Ulan.

16 Grenadier- und 164 die fortlaufende Nummer führenden Armee-Infanterieregimentern, ferner aus 4 Garde-Schützen- und 20 Armee-Schützenbataillonen. Ihnen treten noch hinzu kaukasische, turkestanische, transkaspische, ostsibirische, finnische Schützenbataillone, im ganzen in der Zahl von 30, und 1 Krym-Tataren-Schützencompagnie. An Kavallerie rechnen zu den formierten Feldtruppen 10 Regimenter der Garde, nämlich 4 Kürassier-, unter ihnen als die vornehmsten die Chevaliersgarde und die Garde zu Pferde, 2 Dragoner-, 2 Ulanen- und 2 Husaren-, ferner 46 Armee-Dragonerregimenter und 1 Krym-Tataren-Division, die ebenso wie die oben erwähnte Schützencompagnie als Grundlage für weitere Formationen dienen soll. Vor wenigen Jahren sind die sämtlichen Armee-Kavallerieregimenter zu Dragonern formiert, doch schon spricht man davon, die glänzende Mannigfaltigkeit der Husaren und Ulanen wieder herzustellen. 51 Fußartilleriebrigaden zu je 4 oder 6 Batterien, und zwar drei der Garde, 4 Grenadier-, 41 Armee-Brigaden, ferner 1 ostsibirische, 1 westsibirische, 1 turkestanische Brigade bilden den Hauptteil der Feldartillerie. Ihnen treten

noch hinzu 1 reitende Garde-Brigade, 23 reitende Armee-Batterien, 1 turkestanische und 1 westsibirische reitende Gebirgsbatterie. Die Ingenieurtruppen der Feldarmee endlich setzen sich zusammen aus 1 Garde-Sappeurbataillon, 1 Grenadier- und 13 Armee-Sappeurbataillonen, Sappeurtruppenteilen vom Kaukasus, von Turkestan, Ost- und Westsibirien; dann aus 8 Pontonierbataillonen, deren jedes eine Pontonbrücke von 215—310 m und eine Bockbrücke von 17 m Länge mit sich führt, 4 Eisenbahnbataillonen, einer Anzahl von Feld-Ingenieurparks zum Nachführen von Schanzzeug, von Telegraphenparks und Belagerungsparks. Das Material für die Belagerung zweier großen Festungen ist fortwährend bereit. Ein militärisch organisiertes Traincorps existiert in Rußland nicht.

Natürlich können nicht annähernd die sämtlichen, jährlich in das wehrpflichtige Alter tretenden jungen Männer in die formierten Feldtruppen zur kriegerischen Ausbildung eingereiht werden. Eine Last, wie sie aus solchem Verfahren erwüchse, wäre kein Budget der Welt zu tragen imstande. Um aber im Frieden mehr Rekruten ausbilden zu können, als dies bei der Armee angängig, und um auf diese Weise die Möglichkeit zu gewinnen, für den Kriegsfall die Armee mit einem Schlage zu vermehren, sind die sogenannten Reservetruppen geschaffen, Kadres, aus denen sich gegebenen Falls volle Regimenter und Divisionen bilden lassen. Im ganzen bestehen 109 derartige Reserve-Kadre-Bataillone zu 5 Compagnien, die im Frieden etwa 60000 Mann zählen, im Kriege aber auf eine Gesamtstärke von mehr als einer halben Million Menschen anschwellen. Auch die Artillerie und die Ingenieure verfügen über derartige Reserveformationen, die Reiterei nicht.

Der Ausbildung junger Soldaten und dem Nachschube von Mannschaften zum Ausfüllen der Lücken, wenn die Truppenteile im Felde stehen, dienen, wie dies auch schon ihr Name ausdrückt, die Ersatztruppen. Diese sind namentlich bei der Kavallerie eigenartig formiert. Die betreffenden Kadres sind nämlich bestimmt, im Frieden die Remonte für ihre Regimenter zuzureiten. Die jungen Pferde der Kavallerie und Artillerie werden durch besondere, aus Offizieren gebildete Kommissionen angekauft, welche über die Verwendung der ihnen zur Verfügung gestellten Gelder keine Rechnung abzulegen brauchen. Die Garden reiten durchweg große, edle und schöne Pferde, die regimenterweise die gleiche Farbe haben müssen, in der Armee dagegen überwiegen die kleinen eckigen Steppenpferde, die man allgemein mit dem Namen der Kasakenpferde zu bezeichnen gewohnt ist. Sie gleichen das, was ihnen an Schönheit und Adel abgeht, reichlich durch Ausdauer und Schnelligkeit, durch Genügsamkeit und Sicherheit in jedem Gelände aus.

Von den Lokaltruppen sind zuerst 32 turkestanische und sibirische Linienbataillone zu nennen, die noch Gefechtszwecken dienen, ohne gerade zu den Feldtruppen zu rechnen. Hieher gehören auch die Festungsartillerie-Bataillone und Compagnien, die über die 17 festen Plätze des Reiches verteilt sind, wie die Torpedo-Minencompagnie in Kronstadt. In diese Unterabteilung rechnen endlich die zahlreichen für den Dienst im Innern des Reiches bestimmten und nach den bezüglichen Gegenden oder Ortschaften genannten Lokal-Bataillone und Kommandos von ganz verschiedener Stärke. Im gewissen Zusammenhange mit der Armee stehen auch das Gendarmeriecorps und die Grenzwache.

Den zweiten Teil der Landmacht bilden die Kasaken, deren Vorhandensein von dem Begriff einer russischen Armee unzertrennlich scheint. Die Wichtigkeit, die man ihnen in Rußland beilegt, erhellt am besten aus dem Umstande, daß der Großfürst-Thronfolger der Ataman aller Kasaken ist. Die Kasaken zerfallen nach den Gegenden, in denen sie angesiedelt sind, in 7 verschiedene Heere oder Woisskos, das der Kubankasaken, der Terek-, Astrachan-, Ural-, Orenburgkasaken, das der sibirischen, der transbaikalischen und der donischen Kasaken. Das letztgenannte Woissko ist das numerisch stärkste und auch in anderer Richtung das bedeutendste, da seine Organisation als Vorbild für die übrigen gedient hat. In den Stanitzen der Kasaken herrscht ein kriegerischer Geist. Dieser wird schon bei den Knaben erkennbar, denen wie spielend die Handhabung der Waffen und die spätere Meisterschaft im Sattel beigebracht wird. Zwar stellen die Kasaken auch Artillerie und teilweise selbst Infanterie auf, ihr Lebenselement bildet aber das Pferd, und man kann sich den Kasak kaum anders denken, denn als leichten Reiter. Mit seinem achtzehnten Lebensjahre tritt der junge dienstfähige Kasak für drei Jahre in die Vorbereitungskategorie ein, während welcher besondere Instruktoren den soldatischen Unterricht leiten. Zwölf weitere Jahre währt dann

R. Knötel

Donischer Kasak.

die Zeit, während welcher der Kasak zum Frontdienst verpflichtet ist, und für die folgenden fünf Jahre gehört er der Reservekategorie an. Doch bleibt der Kasak, der sich seine ganze soldatische Ausrüstung mit Einschluß des Pferdes und mit alleiniger Ausnahme des vom Staate gelieferten Hinterladungsgewehrs selbst und auf eigene Kosten beschafft, nicht während des vollen Dutzends Jahre bei der Fahne. Nach vier Jahren kehrt er vielmehr als Beurlaubter in die Heimat zurück, hält aber bis zu seiner Entlassung aus der Frontkategorie Pferd und Waffen bereit, um dem ersten an ihn ergehenden Rufe zu folgen. So kann jedes Kasakenwoisko, dessen Ssotnien wie die reguläre Reiterei ausgebildet und regimenterweise mit den Dragonern vermischt oder auch in besondere Kasakendivisionen zusammengestellt sind, das Dreifache der im aktiven Dienst befindlichen Mannschaften ohne weiteres in das Feld stellen.

Unter den Begriff der irregulären Truppen fallen zahlreiche, aber verhältnismäßig wenig Menschen umfassende Formationen, die beim weiteren Vordringen der Russen in Asien aus den unterworfenen Völkerstämmen gebildet werden, so die reitenden Ssotnien von Irkutsk und Kraßnojarsk, die Ussuri-Ssotnien, die Kutais-Division, die ständigen Milizen von Dagestan, Kars, Batum, die Ssuchum-Landwehr und andere mehr.

Infanteristen.

Den Abschluß der gesamten Heeresverfassung bildet die dem deutschen Landsturm vergleichbare Reichswehr oder Opoltschenie. Ihr gehören sämtliche waffenfähige Männer des Reichs vom 20. bis zum 40. Lebensjahre an, mögen sie bereits in der Armee gedient haben oder nicht. Die Ratniks genannten Reichswehrmänner zerfallen in zwei Kategorien, von denen die erste auch zur Ergänzung der Feldarmee verwendet werden kann. Hier besteht somit eine ausgiebige Quelle zur Ausfüllung der in der Feldarmee einreißenden Lücken. Die andere dient nur zur Verteidigung des vaterländischen Herdes. Sie bildet Fußdruschinen und Ssotnien zu Pferde.

Wie schon aus dieser oberflächlichen Zusammenstellung erhellt, ist das russische Heerwesen, dessen Gründung auf Peter den Großen zurückgeht, auf ähnlichen Grundformen erbaut, wie die meisten übrigen Armeen der europäischen Kulturstaaten. Immerhin haben bei seiner Entwickelung gewisse nationale Charakterzüge bestimmend mitgewirkt und namentlich hat Rußland, das bekanntlich auch auf kolonisatorischem Gebiete großes Geschick zeigt, es meisterlich verstanden, mit schonender Hand die waffentragenden Bewohner neu eroberter Länder seinem Heerwesen einzufügen. Seit einem Jahrhundert ähnelte die Uniformierung der russischen Armee in hohem Grade der preußischen, nur war man gewohnt, Schnitt und Form der verschiedenen Ausrüstungsgegenstände häufig und je nach der wechselnden Laune des Herrschers geändert zu sehen. Neuerdings ist unter Beibehaltung der traditionellen grünen Farbe für das Gros der Armee die Uniform des russischen Soldaten der auf dem platten Lande gebräuchlichen Tracht des gemeinen Mannes angepaßt. Die weiten Pluderhosen

werden in den zu den Knieen hinaufreichenden Stiefeln getragen, der Rock, mit Taschen für die Handmunition versehen, wird mit zwei Klappen auf der Brust übereinandergeschlagen, ist aber knopflos und wird zugehakt; ähnlich ist der mit einem Baschlik versehene Mantel eingerichtet, und die niedrige Lammfellmütze vervollständigt den Anzug. An die Stelle des Tornisters sind Gepäcksack und Zwiebacksack getreten; auch trägt der Infanterist die Bahn eines Feldzeltes über dem gerollten Mantel. Die Mannschaften aller Waffen tragen den Kuschak genannten Leibgurt, an dem die Patrontaschen hängen.

Die Kasaken allein haben den Kasakin, den eigenartigen Halbrock von dunkelblauer Farbe beibehalten; die kaukasischen Reiter vom Kuban und Terek, die Abkömmlinge jener stolzen Tscherkessen, sind heute noch ähnlich gekleidet, wie zu den Zeiten ihrer Unabhängigkeitskämpfe. Sie tragen die längere schwarzgraue Tscherkeßka ohne Kragen mit einem den Hals freilassenden herzförmigen Ausschnitt und den aufgenähten Patronennestern auf der Brust, darunter das kamisolartige, unter dem Namen Beschmet bekannte Wollenhemd. Der Kasak vom Kuban oder Terek pflegt auch den Kinschal, das lange, etwas gekrümmte Dolchmesser und ein Paar Pistolen im Gürtel zu führen und hüllt sich gegen die Unbilden der Witterung in die Burka, den braunen Radmantel, dessen Form von den Damen der Petersburger Gesellschaft für ihre Umhänge vielfach verwendet wird. Als Kopfbedeckung dient allen Kasaken die Papacha, die höhere Lammfellmütze.

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß die Armee mit einem vom amerikanischen General Berdan erfundenen vortrefflichen Hinterladungsgewehr bewaffnet ist, wie denn auch die Geschütze der Artillerie allen Anforderungen der Neuzeit mit Bezug auf Tragweite und Trefffähigkeit wie auf Beweglichkeit vollauf genügen. Die Kavallerie führt den Schaschka genannten, leicht gekrümmten, an einem Bandelier über der Schulter getragenen Säbel in der Holzscheide und ein gutes Dragonergewehr nach dem System Berdan. Die Gardekavallerie legt im Felde die für Paradezwecke noch teilweise beibehaltenen Lanzen ab. Von den Kasaken, die mit Schaschka und Gewehr bewaffnet sind, hat das erste Glied auch noch die Pike ohne Fähnchen.

Bei der Infanterie wird besonderer Wert auf gutes Schießen gelegt; die Kavallerie, welche früher einem Scherzworte nach ihre Pferde hauptsächlich als Objekte zum Zureiten angesehen haben soll, reitet, dem Vorbild der Kasaken folgend, schneidiger; die Artillerie ist sich der wichtigen, ihr auf den Schlachtfeldern der Zukunft zufallenden Rolle voll bewußt; und die Kasaken haben durch die Zuteilung zu den Kavalleriedivisionen von der Ruhe und Ordnung der regulären Reiterei angenommen, ohne ihre Geschicklichkeit für den Vorposten- und Kundschafterdienst einzubüßen. Darin dürften sie bei der harten Gewöhnung, den scharfen Sinnen und der großen Findigkeit ihrer Mannschaften unübertroffen dastehen. Ueber die sonstige kriegerische Brauchbarkeit der Kasaken sind die Stimmen, selbst im eigenen Heerlager, sehr geteilt. Aber die Kasaken werden den ihnen angewiesenen Platz ausfüllen, wie denn nach allem, was darüber in die Oeffentlichkeit sickert, die ganze russische Armee einen hohen Grad von Kriegsbereitschaft und Schlagfertigkeit besitzt.

Offizier der Garde-Husaren. Grenadier zu Pferd.

Dieses Ziel ist erreicht durch die unausgesetzte Sorgfalt, die der höchste Kriegsherr dem Heerwesen zuwendet. Viele kriegserfahrene Generale stehen dem Kaiser dabei zur Seite und unter ihrer Anregung hat sich ein frischer, lebendiger Zug der ganzen Armee mitgeteilt. Für den Winter verbieten oder beschränken indes die klimatischen Verhältnisse vielerorten die militärischen Uebungen, die dafür während der Sommermonate um so eifriger aufgenommen werden. Alle diese vorbereitenden Maßnahmen für den Krieg gipfeln in großen Manövern, zu denen die Truppen vielfach in bestimmten Lagern untergebracht werden. Von diesen genießt das Lager

von Kraßnoe-Selo den größten Ruf, weil hier der Kaiser wochenlang unter seinen Garden zu weilen pflegt.

Von dem Leben und Treiben dort hat der genaue Kenner russischer Heeresverhältnisse, A. v. Drygalski, aus eigener Anschauung ein anziehendes Bild entworfen, dem wir in Nachstehendem die Schilderung vom Einzuge des Kaisers entlehnen:

... Ein untrügliches Zeichen dafür, daß das kaiserliche Hoflager demnächst nach Kraßnoe übersiedelt, bildet übrigens für den mit den Verhältnissen Vertrauten die größere Anhäufung von Mannschaften und Offizieren der Gendarmerie und das Einrücken einer Schwadron des kaiserlichen Convois, welches meistens den Tag vor dem Eintreffen der Majestäten stattfindet. — —

Der Einzug dieser Kasaken in Kraßnoe-Selo machte auf mich trotz allem Merkwürdigen, das ich bereits gesehen, einen sehr lebhaften Eindruck. Es war eines Sonntags morgens ganz früh um 6 Uhr, und ich lag noch in meiner Kabake im Bette, als ich von der Straße her, wie schon so oft, Pferdegetrappel, aber begleitet von einem ganz besonders düstern und wilden Gesange, hörte. Ich eilte ans Fenster, und siehe, da zogen sie, ihre Offiziere und die Sänger voran, zu zweien einher, die den Tscherkessen zum Verwechseln ähnlichen Terekkasaken, schwarz, langbärtig mit buschigen Augenbrauen und scharfen, fast drohenden Gesichtszügen. Die oben mit einem blauen Spiegel versehene Papacha ist verwegen aufs Ohr gedrückt, ein langer, dunkler, um die Taille fest gegürteter Kaftan, vorn an der Brust mit den charakteristischen Patronenhülsen, sowie einer Masse von Medaillen geschmückt, umschließt den schlanken Wuchs. An dem aus dem Obergewande hervorsehenden blauen Kragen und dem Brustteil des Beschmet glänzen silberne Tressen und Borten. Im Gürtel stecken kleine und große Dolchmesser, die Schaschka am Lederriemen hängt über der rechten, das Gewehr in einem Futteral von flockigem Filz über der linken Schulter. Die kleinen, zierlichen, aber flinken Pferdchen sind mit blankem, messingbeschlagenem Zaumzeug herausgeputzt und scheinen die Last der auf ihnen hockenden großen Männer und des Gepäcks kaum zu fühlen. Die Offiziere tragen dieselbe Tracht, aber reicher mit silbernen Borten und Litzen besetzt, dazu breites silbernes Cartouchebandelier, Säbelkoppel und Schärpe, zur Gala auch Epaulettes. Man kann kaum etwas Malerischeres sehen. Früher freilich, als sich beim kaiserlichen Convoi noch die sogenannte kaukasische Schwadron, bestehend aus lauter Repräsentanten der Bergvölker mit Offizierrang in kostbaren silbernen und goldenen Rüstungen befand, war der Anblick des den Kaiser zu Paraden und sonstigen Feierlichkeiten eskortierenden Convois noch prachtvoller und so zu sagen phantastischer ...

... Jetzt beginnen auch die zum Spalierbilden von der kaiserlichen Residenz bis zum Anfang des Zelt-, beziehungsweise Barackenlagers bestimmten Schwadronen der Garde-Kürassiere und Detachements der Garde-Artillerie mit Gesang und buntbebänderten Schellenbäumen anzumarschieren und ihre Plätze zu beiden Seiten der vom kaiserlichen Palais nach der Hauptstraße führenden Quergasse und auf der Hauptstraße selbst bis zum Ausgang des Dorfes einzunehmen. Die vier Regimenter reichen dazu gerade aus. Die Kürassiere in ganz neuen, süperb sitzenden Interimsröcken, schneeweißen Mützen mit dito Lederbeinkleidern mit glänzend blanken Stiefeln, erscheinen ebenso wie die nicht minder stattlichen, sich durch schwarze Sammetkragen auszeichnenden Garde-Artilleristen, bei dieser Gelegenheit ohne Seitengewehr, aber mit weißen Handschuhen, und sehen geradezu vornehm aus. Die Herren Offiziere in vollem Dienstanzug mit Schärpe, Cartouche, aber wie stets im Lager nur in der Feldmütze und ohne Küraß, kommen in ihren Equipagen nach und nehmen an dem rechten Flügel ihrer Truppenteile Stellung. Die Musik ist nicht mit zugegen, weil sämtliche Musikcorps des Lagers und auch der in der Umgegend kantonnierenden Kavallerieregimenter, Artillerie ꝛc. unmittelbar nach vollendetem Umritt vor dem Lager der 1. Garde-Infanteriedivision das mit dem Zapfenstreich schließende Monstrekonzert auszuführen und sich zu diesem Zweck bereits vorher an der bezeichneten Stelle zu versammeln haben.

Kaukasische Kasaken.

Um ebenfalls bei dieser musikalischen Leistung zugegen zu sein und sich, nachdem der Kaiser ihre Truppe passiert hat, sofort dorthin begeben zu können, behalten die in der Truppenlinie stehenden Offiziere ihre Equi-

pagen in unmittelbarer Nähe, ebenso wie deren eine große Zahl auch von seiten des kaiserlichen Hofmarschallamtes für die kaiserlichen Gäste für die Rückfahrt vom Konzert nach dem Theater in Bereitschaft gehalten wird.

Zunächst müssen aber sämtliche ausländische Offiziere, Militärbevollmächtigte, sowie die kaiserlichen Generale und Flügeladjutanten und der Lagerstab, im ganzen gewiß an 300 Personen, sich der kaiserlichen Suite zum Umritt durch das Lager anschließen. Zu diesem Behuf hatten diese Herren, unter denen namentlich die Generaladjutanten und Generale à la suite des Kaisers durch ihre weißen Pelzmützen und die Firmamente von Ordenssternen auf ihrer Brust auffallen, in mehreren Gliedern hintereinander unweit des Ausgangs des kaiserlichen Palais Aufstellung genommen, so daß Seine Majestät sie zuerst zu begrüßen vermochte und sie sich dann gleich der Suite anschließen konnten . . .

Es trat nun eine merkwürdige, wohl eine Viertelstunde währende Zeit der Erwartung ein, die von den Soldaten dadurch ausgefüllt wurde, daß sie Chorgesänge anstimmten. Nach russischer Idee sollte dadurch wohl der Freude, nun bald den Monarchen sehen zu dürfen, Ausdruck gegeben werden; es klang aber wahrhaftig wie ein Grabgesang, wie denn überhaupt das melancholische Lied bei den Russen noch mehr vorwiegt, als bei den von ihnen mit Vorliebe „Schmerz“ titulierten Deutschen.

Endlich erschien der Großfürst Wladimir, nach allen Seiten grüßend, mit dem Lagerstabe und ritt in den Hof der kaiserlichen Residenz. Nicht lange darauf erscholl denn auch von dort her ein brausendes Hurrarufen und Mützenschwenken, der kaiserliche Zug begann zu defilieren. Unter Vortritt mehrerer Gendarmerieoffiziere und Adjutanten erschien zuerst Alexander III. in voller Generalsuniform auf einem prächtigen Schimmel.

Sein Antlitz war wie gewöhnlich tief ernst, doch grüßte er gnädig nach allen Seiten, wobei mitunter sogar eine Spur von Lächeln sein Angesicht erhellte. Hinter dem Kaiser und dem Großfürsten Wladimir ritten seine beiden ältesten Söhne, von denen der Thronfolger die Uniform des Hetman der Kasaken trug. Die anderen anwesenden Großfürsten schlossen sich an.

Es folgte, cotoyiert von mehreren Stallmeistern, der von milchweißen Pferden gezogene Landauer der Kaiserin, in welchem mit ihr auch die jüngeren Kinder saßen.

Die hohe Frau trug eine ganz weiße Toilette und entzückte allgemein durch ihre sympathische Erscheinung und ihr verbindliches, gewinnendes Lächeln. Wo sie vorbeikam, erschallten die Hurras am lautesten, und die anwesenden Civilisten warfen ihre Hüte und Mützen in die Luft. Dem kaiserlichen Wagen schlossen sich noch einige andere mit Damen des Hofstaates an, dann folgte in wahrhaft unabsehbarer Reihe und kaleidoskopischer Farbenzusammenstellung die Suite. So zog der Cortege langsam weiter die Dorfstraße hinab dem Ausgange zu unter Hurrahruf der spalierstehenden Kürassiere.

Hinter dem Dorfe, längs des Westrandes der das große von dem Avantgarden-Lager trennenden Schlucht, wurde zunächst das etwa zwei Werst ausgedehnte Avantgarden-Lager vom rechten Flügel abgeritten, wo die Truppen in einer Linie an der längs der Baracken und Zelte vorbeiführenden Via triumphalis aufgestellt sind und sich dieselben Ceremonien wiederholen, wie im Dorfe selbst.

In der Nähe des den Abschluß der Front bildenden Barackenlagers der verschiedenen Kriegsschulen, deren Eleven, ebenso wie die Offiziere und Mannschaften der Infanterieschießschule und der Kavallerieoffizierschule, ebenfalls am Platze sind, biegt der kaiserliche Zug in die Schlucht ein, um nach deren Ueberschreitung zunächst an den linken Flügel des hochgelegenen großen Lagers zu gelangen. Letzteres hat etwa dieselbe Ausdehnung wie das Avantgarden-Lager und wird ebenfalls in seiner ganzen Front im Schritt abgeritten, so daß das am äußersten Flügel stehende Regiment Preobraschenski den Beschluß macht. Dort ist auch die Stelle, an der die Musik und die Sarja (der Zapfenstreich) stattfindet.

Da Privatwagen dem kaiserlichen Zuge nicht folgen dürfen, so schloß ich mich, als derselbe vorüber war, den Equipagen der freigewordenen Offiziere und ihrer Damen an, welche nun zu Hunderten durch das Dorf, am Bahnhof vorbei, den Weg nach dem Konzertplatz einschlugen. Derselbe lag etwas vorwärts der Lagerfront und befand sich auf demselben ein elegantes, mit Sitzen versehenes Zelt für die Majestäten und den Hof. Unmittelbar vor demselben hatten die kaiserlichen Gäste ihre Aufstellung. Drei andere Seiten des Carrés waren von den russischen Offiziercorps eingenommen. Außerhalb des Carrés, vis-à-vis dem kaiserlichen Zelt, stand, regimenterweise gruppiert, die Armee von Musik- und Spielleuten, der Dirigent des Ganzen auf einer Erhöhung.

In einiger Entfernung hielten die Wagen und standen die Nichtmilitärs. Die vier Schimmel des kaiserlichen Wagens zeigten sich bei unserer Ankunft am Konzertplatz erst ganz weit hinten am linken Flügel des großen Lagers, es hatte also noch lange Zeit und man hatte Muße, sich

R. Knötel.

Garde-Dragoner.

an dem von dem Dorf, der Schlucht und den durch sie getrennten Lagern gebildeten prächtigen Gesamtbilde zu erfreuen. Ueberall, allüberall Gesang, immer neue Equipagen eilen vom Bahnhof herauf, die Masse der Zuschauer, darunter auch viele mit Karten versehene Civilisten, wächst immer mehr, der tausend blitzende Reflexe erzeugende kaiserliche Zug rückt langsam näher und näher. Nachdem derselbe in der geschilderten Reihenfolge am rechten Flügel des Lagers der Preobraschenzen angelangt ist, verlassen die Herrschaften mit ihrer Suite die Equipagen und Pferde und begeben sich, von der Menge ehrfurchtsvoll gegrüßt, zunächst in das Zelt und auf die mit Sesseln bestellte Estrade. Der Kaiser läßt sich bei dieser Gelegenheit die fremden Offiziere vorstellen und nimmt auch stets Meldungen entgegen, dann beginnt die Musik mit der Hymne.

Die Macht der von nahezu tausend Instrumenten ausgehenden Klangwellen zu schildern ist schwierig; genug, daß man selbst auf dem etwa eine Viertelmeile entfernten Bahnhofe und drüben im Dorfe auch die Pianostellen deutlich vernehmen kann. Das Zusammenspiel war dabei recht exakt und machte dem russischen Piefke, der aber Wurm heißt, alle Ehre. Man spielte, glaube ich, acht Stücke, darunter eine sehr schöne Phantasie aus Glinckas „Leben für den Zaren" und ein sehr melodisches finnisches Volkslied, unstreitig die Perle der ganzen Aufführung. Nach Beendigung des Konzerts, es mochte etwa 8 Uhr geworden sein und dunkelte bereits, wurde wie bei uns vor dem Zapfenstreich von den Spielleuten und Trompetern gelockt.

Dann fällt sofort der großartige Zapfenstreich mit der bekannten Melodie wie bei uns mit Trommelschlag, aber anstatt der Pickelflöten mit Signalhörnern begleitet, ein. Den Beschluß macht ein geistliches Lied, wobei alle Anwesenden, und auch die immer noch vor ihren Zelten stehenden Soldaten, auf das mit Stentorstimme abgegebene Kommando des Regimentstambours der Preobraschenzen die Kopfbedeckung abnehmen und beten.

Fast unmittelbar darauf ging sausend eine Rakete in die Höhe, und auf dieses Signal erdröhnte eine Salve aller zur ersten und zweiten Garde-Division gehörigen, längs der Front des großen Lagers in Intervallen aufgestellten fünfzig Geschütze. Die Luft wird durch diese Detonation so erschüttert, daß man den Druck deutlich fühlt und Kutscher und Stallbediente die größte Mühe haben, die geängstigten Pferde zu halten.

Das ist das Ende der Ceremonie und nun erfolgt in großer Eile der allgemeine Aufbruch, denn es steht noch die Vorstellung im Theater bevor und der Magen verlangt neben Auge und Ohr auch sein Recht.

Hunderte und Hunderte von Wagen, begleitet von berittenen Kasaken und Gendarmen, eilen im schärfsten Trabe den Abhang zum Bahnhof hinab und den jenseitigen zum Dorfe wieder hinauf, und man kann, wenn man sich am Bahnhof postiert, eine vollständige Parade über die Vorbeifahrenden abnehmen. Ich sah bei dieser Gelegenheit noch einmal ganz deutlich alle Berühmtheiten und ließ sie mir von einem liebenswürdigen Gendarmerieoffizier bezeichnen.

Knaben-Handarbeit.

Von

A. Lammers.

Als in Stuttgart am 20. September der „Deutsche Verein für Knaben-Handarbeit" gestiftet wurde, zeigte eine Ausstellung von Schülerarbeiten aus Holz und Pappe, die in Stuttgart selbst, in Pforzheim und in Görlitz angefertigt waren, den Besuchern, wie es mit der Knaben-Handarbeit gemeint sei; der deutsche Hauptbetreiber des Gedankens, Emil von Schenckendorff, legte denselben ebenso einleuchtend wie erwärmend dar, und Dr. Woldemar Götze aus Leipzig entwickelte den Plan einer Lehrerbildungsanstalt, die man unter seiner erfahrenen Leitung dort für diesen neuen Unterrichtszweig errichten will. Aus dem ganzen Vorgang entsprang der Wunsch, den Lesern dieser in so viele gebildete Familien dringenden Monatsschrift unverweilt durch Bild[1]) und Wort die Sache vor die Seele zu führen.

Christbaumkreuz (IV. Gemeindeschule, I. Kl., Alter des Schülers 13 1/2 Jahre).

Es geschehe zunächst in Zeugnissen!

Fehlt denn unserer Knabenbildung etwas? Nicht von den Kindern der Volksschulen, sondern von denen der höheren Lehranstalten soll hier vorzugsweise die Rede sein; denn wenn der Zeitgedanke sich auch an beide Reihen gleichmäßig wendet, erlangt er doch bei

---

[1]) Die dem Artikel beigegebenen Abbildungen sind direkt nach in Görlitz ausgeführten Schülerarbeiten photographiert worden. Der Name des Verfertigers dieser wurde nicht angegeben, dagegen ist stets dessen Alter und die Klasse, der er in der Schule angehört, mitgeteilt worden.

den letzteren von selbst am ehesten Eingang und Verwirklichung, — ihrer sind weniger und ihrer Mittel und Gelegenheiten so viel mehr.

Nun, der Erfinder der sogenannten Samariterkunst, Prof. Esmarch in Kiel, sagt über die ihm von den Gelehrtenschulen zugeführten Hörer: „Als klinischer Lehrer habe ich hinlänglich Gelegenheit, mir über den Bildungsgrad meiner Zuhörer ein Urteil zu bilden, da ich dieselben täglich am Krankenbett examinieren, die von ihnen verfaßten Krankengeschichten vorlesen und beurteilen, und endlich die Doktor-Dissertationen, welche sie über die in meiner Klinik beobachteten Fälle schreiben, kritisieren muß. Dabei habe ich gefunden, daß nur wenige fähig sind, die sinnlichen Eindrücke gut und schnell aufzufassen, klar zu beurteilen und folgerichtig wiederzugeben. Sehr oft stößt man auch auf eine Art von Apathie, von geistiger Kurzsichtigkeit, welche schlimmer ist als die ebenso häufige in der Schule erworbene Kurzsichtigkeit des Auges. Es ist, als ob der jugendliche Geist verkümmert sei, seine Frische verloren habe unter der vorwiegenden Beschäftigung mit den grammatischen Spitzfindigkeiten und dem Auswendiglernen von all den Regeln mit zahllosen Ausnahmen, während die Fähigkeit, zu beobachten, die in der Jugend so sehr nach Befriedigung strebt, verloren gegangen ist unter der Ueberhäufung mit Lehrgegenständen, die für den jugendlichen Geist wenig Interesse haben können und denen Anschauung nicht zu Grunde gelegt wird."

Visitenkartenteller (I. Gemeindeschule, Klasse Ib, 14 Jahre).

In gleichem Sinne hat sich schon vor längerer Zeit Virchow über die Ungeschicklichkeit der jungen Mediziner und die mangelhafte Beherrschung ihrer Sinneswerkzeuge ausgesprochen. Darum ist es wohl kein Zufall, wenn zwei hervorragende Aerzte sich an den Bestrebungen des deutschen Centralkomitees für Handfertigkeits-Unterricht beteiligten: Medizinalrat Dr. Birch-Hirschfeld, ordentlicher Professor der Pathologie an der Universität Leipzig, der sich auf dem Leipziger Handfertigkeitskongreß 1882 in wahrhaft klassischer Weise für die Erziehung zur Arbeit aussprach, und Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller in Berlin, der sich auf dem vorletzten Kongreß in Görlitz zur Sache des Handfertigkeits-Unterrichts bekannte. Der Gedanke, die körperliche Arbeit als allgemeines Erziehungsmittel der Schule durchzubilden, ist zuerst in **Finnland** klar erfaßt und verwirklicht worden, und zwar durch den Schöpfer des finnischen Volksschulwesens, Uno Cygnäus. Er bekennt sich selbst zur deutschen Pädagogik, mit der er auf langen Studienreisen vertraut wurde; insbesondere ist er ein eifriger Anhänger Pestalozzis und Fröbels. Sein pädagogisches Glaubensbekenntnis lautet: „Pestalozzis Verdienst ist die Entdeckung und Ausbildung der anschaulichen Unterrichtsweise, welche sich in seinen Anschauungs-, Denk- und Sprechübungen einen besonderen Ausdruck gab. Daß diese Uebungen schon bei ihm selbst und mehr noch bei seinen Nachfolgern nicht selten in leere, oft komische Plaudereien ausarteten, ist männiglich bekannt, bekannt auch, daß der ganze Anschau-

ungsunterricht dadurch in einen schlechten Ruf kam. Da erschien Friedrich Fröbel und meinte, das Kind müsse nicht nur anschauen und durch die Anschauung

Erste Uebungstafel (III. Gemeindeschule, Klasse Ib, 13 Jahre).

erhaltene Vorstellungen aussprechen, sondern auch das Aufgefaßte im Spiel und in kleineren Handarbeiten selbst verwirklichen lernen, müsse als schaffendes Wesen von Anfang an zu Selbstthätigkeit und schaffender Wirksamkeit, also durch Arbeit zur Arbeit erzogen werden. Er empfahl als Mittel zu diesem Zwecke seine genial erfundenen Spielgaben, Modellier-Arbeiten u. s. f. Dadurch wurde ich, der ich schon von Kindesbeinen an gewöhnt war an verschiedene Handarbeit, auf den Gedanken geführt, daß man in die Schule nicht nur die Fröbelschen Spielgaben und die übrigen von ihm empfohlenen Arbeitsübungen einführen, sondern auch mit älteren Kindern solche Arbeiten treiben sollte, welche die Ausbildung der Hand, die Entwickelung des Formensinns und des ästhetischen Gefühls bezwecken und jungen Menschen zu einer allgemeinen, in jeder Stellung des Lebens nützlichen praktischen Geschicklichkeit verhelfen. Aber alle diese Arbeiten dürfen nicht handwerksmäßig betrieben werden, sondern immer nur in enger Beziehung zu dem allgemeinen erziehlichen Zwecke, also als formale Bildungsmittel.

Ich sehe es als unumgänglich notwendig an, daß die Schüler der Volksschule und mithin auch die des Seminars Gelegenheit erhalten, sich in einer mit dem populären Unterrichtsstoff der Mathematik und Naturwissenschaft Hand in Hand gehenden allgemeinen Handfertigkeit zu üben, d. h. sich die Geschicklichkeit zu erwerben, mit Hilfe von Werkzeugen und Geräten verschiedener Art mechanische Arbeiten auszuführen.

Vor einem halben Jahre tauchte in der Bürgerschule zu Ohrdruf die erste thüringische Schülerwerkstätte auf.

Da brach sich die Sprödigkeit eines Lehrers gegen diese Neuerung an ihrem lebendigen Eindruck. Er schrieb der Gothaischen Zeitung:

„Wie? Eine Schülerwerkstatt in organischer Verbindung mit der Volksschule? Hätte ich doch nie geglaubt, daß man die Ausführung einer solchen Idee jemals ernstlich in das Bereich der Schulaufgaben ziehen würde! Die Schülerwerkstatt, dieses Kind der Zeit, ist eben geboren, noch ehe wir daran denken konnten. Und gerade vor der Osterzeit, wo wir Lehrer uns anschickten, mitten in das Getriebe des Prüfens und Geprüftwerdens einzutreten, wo die für unsere Schüler scheinbar endlosen Anstrengungen des kindlichen Körpers und Geistes beginnen sollten, und wo wir mehr denn je daran erinnert wurden, wie viel, wie sehr viel doch ein

Vierte Uebungstafel (III. Gemeindeschule, Klasse Ia, 13½ Jahre).

Kind im Laufe des Schuljahrs lernen muß, da konnte ich mich beim Durchlesen eines Artikels über den Handfertigkeitsunterricht des Schmerzensrufes nicht erwehren:

„Zu all dieser Schularbeit noch eine Schülerwerkstatt, noch Handfertigkeitsunterricht? Unmöglich!‘ Und doch

Nagelkasten (Knabenmittelschule, 12 Jahre).

verweile ich jetzt über diesem Gegenstande in sinnender Betrachtung, seitdem es mir vergönnt gewesen ist, vor und in den Tagen der Examenszeit die Schülerwerkstatt und deren Arbeiten zu Ohrdruf kennen zu lernen. Wie erstaunte ich, als ich den Arbeitssaal betrat! Welches Hämmern, Pochen, Stoßen und Hobeln! Und welches Interesse und welche Begeisterung auf den Gesichtern der jungen Künstler! Hier putzt und ebnet man rauhe Stellen und führt das Ganze der Vollendung entgegen; dort wird das Stemmeisen, der Hobel, die Säge von Kinderhänden geführt. Hier merkt man, daß die geistige Auffassung, die feste Hand und das sichere Auge eine ernste Probe bestehen muß. Ueberall Leben, überall Abwechselung! Kein starrer Mechanismus, der nur fertige Wissenssuppen aus dem Topfe auf die Teller ausschüttet! Zwar speichert ein solcher Unterricht nicht große Resultate der Wissenschaft und Kunst in dem Gedächtnis auf, wohl aber bricht hier der kindliche Geist aus den Samenkeimen der Selbstthätigkeit und Selbstbewegung hervor, aus dem was Verstand und Geschmack, was Kopf und Hand zufolge der kindlichen Trieb- und Schaffenskraft zu bilden vermocht haben.

Kasten für Putzartikel (I. Gemeindeschule, Klasse Ib, 13 Jahre).

Hier reichen sich Intelligenz und Aesthetik zu gemeinsamem Wirken die Hände. Und was hier aus Kinderhand hervorgeht, das muß Lust und Liebe zur Arbeit erwecken. Die Reichhaltigkeit der Ausstellung und die Feinheit, mit welcher zum großen Teile die Arbeiten aus Pappe, Gips oder Holz ausgeführt worden sind, muß überraschen. Man glaubt sich unwillkürlich in ein Galanteriewarengeschäft versetzt, wo Auge und Herz volle Befriedigung finden, und man scheidet nicht ohne die Ueberzeugung, daß die Mittel, welche der Staat diesem Unternehmen gewährt, wohlangebrachte und wohlberechtigte sind.“

Der künftige Leiter der deutschen Bildungsanstalt für Knaben-Handarbeitslehrer, Dr. Götze, hat im Sommer 1885 den schwedischen Sloid-Unterricht als den anerkannt höchststehenden der Zeit näher untersucht.

Rahmen mit Staffelei (III. Gemeindeschule, Klasse Ib, 13½ Jahre).

Da machte er nicht bloß den Sechswochengang im Seminar zu Nääs durch, wo der Meister Otto Salomon Jünger aus aller Welt Enden anleitet, er entdeckte auch sonst noch die merkwürdigsten Anfänge. Er geriet z. B. zu Gothenburg in die seit dem Jahre 1881 bestehende „Praktische Arbeitsschule“ des Fräuleins Eva Rhode. Es ist eine Privatschule für Kinder im Alter von vier bis zu zehn Jahren, also eine Unterrichtsanstalt, welche zugleich den Kindergarten und die Elementarklassen der eigentlichen Volksschule umfaßt. Fräulein Rhode ist eine für ihren Beruf begeisterte und für die von ihr vertretenen Ideen in hohem Grade aufopferungsfähige ältere Dame. Sie war früher festbesoldete Lehrerin an einer öffentlichen Schule, legte aber diese Stellung nieder, um ihre pädagogischen

Ideen in einer eigenen Anstalt besser verwirklichen zu können. Es war im Werke, ihr von der Stadt Gothenburg einen Zuschuß zu ihrem Unternehmen zu verschaffen, damit sie imstande sei, dasselbe rascher zu entwickeln; sie aber lehnte alle Unterstützung ab, um unabhängig zu bleiben. „Die Gothenburger müssen sehen," sagte sie zu Dr. Götze, „daß ich meinen Ideen etwas zutraue und Opfer für sie zu bringen weiß, dann werden sie mir eher glauben, als wenn ich Unterstützung annehme."

Lineal (III. Gemeindeschule, Klasse Ib, 13¾ Jahre).

Um den Handfertigkeitsunterricht kennen zu lernen, nahm sie es auf sich, einen Gang in dem Handfertigkeitsseminar von Nääs durchzumachen und alle die damit verbundenen, für eine Dame nicht geringen Mühsale und Beschwerden zu ertragen. Nachdem sie ihre Schule zur Blüte gebracht hat und, was die äußere Lage ihres Unternehmens anlangt, ruhig in die Zukunft sehen kann, lebt sie doch in der einfachsten, schlichtesten Weise weiter, um alle verfügbaren Mittel auf ihre Schule, für die Verwirklichung ihrer pädagogischen Ideen verwenden zu können. Und welches sind diese Ideen? Sie beruhen darauf, die Elementarschule nicht auf Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. f. zu gründen, sondern allen Unterricht aus dem kindlichen Leben selbst heraus zu entwickeln. Da haben denn die Bewegungsspiele, der Gesang, die praktischen Beschäftigungen natürlich die rechte Stelle gefunden. Kurz, was in Deutschland so lange angestrebt wurde, die **organische Verbindung des Kindergartens mit der Elementarschule**, hier ist es durchgeführt. Freilich wird die Verwirklichung dieser Ideen hier wesentlich dadurch erleichtert, daß das Schulwesen Schwedens sich in freieren Bahnen bewegt als das unsrige, woraus sich auch erklärt, daß dort das Privatschulwesen bei weitem entwickelter ist als bei uns. Vor allem wurden diese Bestrebungen aber erleichtert durch die besondere schwedische Einrichtung, daß die eigentliche offizielle Volksschule erst mit dem zehnten Jahre beginnt, während die Kinder vom sechsten oder siebenten bis zum zehnten Jahre zumeist in privaten Volksschulklassen unterrichtet werden. Freilich müssen sie dann, wenn sie in die eigentliche Volksschule aufgenommen werden sollen, bestimmte Leistungen be-

Kasten mit Schiebdeckel (III. Gemeindeschule, Klasse Ia, 13 Jahre).

züglich des Rechnens, Lesens und Schreibens, der Kenntnis der biblischen Geschichte, des lutherischen Katechismus, der Heimatkunde und der Grundbegriffe der Geographie aufweisen können, aber der Weg und die Zeitfolge, in der den Kindern diese Erfordernisse beigebracht werden, ist freigelassen.

So hatte denn Fräulein Rhode Spielraum zur Entwickelung ihrer Fröbelschen Idee, und sie hat ihn benutzt. „Immer und immer wieder bin ich hingegangen," erzählt Dr. Götze, „um mir das frische Treiben anzusehen, das der echten Kindesnatur so herrlich angepaßt war, habe gesehen, mit welchem Eifer die kleinen Kinder ihren Arbeiten oblagen, für welche Fräulein Rhode und ihre begeisterten Schülerinnen eigene Modelle erfunden haben, habe mich an den für

Bilderrahmen (Mittelschule, Klasse II, 14 Jahre).

die kleinen Kinderhände besonders konstruierten und vereinfachten Werkzeugen erfreut, habe mich gelabt an den gymnastischen Uebungen und den herrlich dazu gesungenen schwedischen Volksliedern. Und diese ganze Arbeit vollzieht sich völlig in der Stille, ohne alle Reklame!" Als der deutsche Gast Fräulein Rhode um ein Programm ihrer Anstalt bat, sagte sie, sie sei noch nicht dazu gekommen, ein solches schriftlich zu verfassen, und sie scheue sich auch, etwas zu veröffentlichen, da sie immer die Empfindung habe, daß sie noch nicht fertig mit dem sei, was sie anstrebe. Sie gab aber folgende handschriftliche Nachrichten über ihre Schule:

„Die Schule ist eingeteilt in eine Handarbeitsklasse für Kinder von vier bis sechs Jahren, drei vorbereitende Klassen, wo Lesen, Rechnen u. s. f. mit der Handarbeit wechselt, und welche Kinder von sechs bis zehn Jahren für den Eintritt in die Elementarschulen vorbereitet, und eine Sloidabteilung für Schüler anderer Schulen, wo kein Sloidunterricht stattfindet; in dieser Abteilung wird in der Holzschnitzerei, im Drechseln und im Sloid (Tischlern) nach Nääser Verfahren unterrichtet. In der Handarbeitsklasse werden die Kinder 2½ Stunden täglich beschäftigt, abwechselnd mit Holzschnitzerei, wie sie für fünfjährige Kinder paßt, mit Flechten, Nähen, Thonmodellieren, Anschauungsübungen, Gesang und Spielen. In den drei vorbereitenden Klassen wird Unterricht erteilt: im Sloidtischlern, Nähen, Stricken, Netzstricken, Singen, in gymnastischen Uebungen mit Stangen (in der obersten Klasse), im Spielen und in den Unterrichtsfächern, welche zum Eintritt in die Elementarschulen erforderlich sind. Knaben und Mädchen werden gleichzeitig in denselben Arbeiten unterrichtet, sei es in der Sloidtischlerei oder im Nähen.

Im Sloidunterricht werden Spielgeräte hergestellt wie Ballpritschen, Reifenfänger, Armbrüste, kleine Schiffe, oder die Ausstattungsgegenstände für die Puppenstube, oder Dinge für den Garten: Nistkästchen, Windfahnen, Schaufeln u. s. f. Alle Arbeiten werden nach Modellen gemacht, welche in systematischer Folge geordnet sind vom Leichteren zum Schwereren. Die Handarbeit und das Spiel bilden einen höchst wichtigen Punkt in der Schule, nach Fräulein Rhodes Auffassung den wichtigsten. Die Handarbeit ist ihrer Ansicht nach das Mittel: 1) den Thätigkeitstrieb des Kindes zu befriedigen und dadurch dasselbe von Unarten fernzuhalten; 2) es zu interessieren und ihm Liebe zur Arbeit einzuflößen; 3) es an Fleiß, Ordnung und Aufmerksamkeit zu gewöhnen; 4) es zu gewöhnen, sich selbst zu helfen; 5) das Kind zu lehren, wie schwer es ist, eine gute Arbeit zu verfertigen (wodurch es eine richtige Auffassung seines eigenen Wertes bekommt, und also seine Eigenliebe gezügelt wird); 6) die Willenskraft zu stärken durch die Hindernisse, welche das Kind beständig zu überwinden hat; 7) es zum Auffassen eigener Ideen und zum Erfinden von Mitteln zu bringen, diese Ideen auszuführen; 8) die Individualität zu entwickeln; 9) die Beobachtungs- und Urteilsfähigkeit auszubilden; 10) den Körper zu stärken und dem Kinde durch die Abwechselung Neigung zu geistiger Arbeit einzuflößen.

Falzbein (III. Gemeindeschule, Klasse Ib, 13½ Jahre).

Bilderrahmen (Mittelschule, Klasse II, 14 Jahre).

Falzbein (I. Gemeindeschule, Klasse Ia, 14 Jahre).

Um dies zu erreichen, müssen zwei Punkte genau beachtet werden, nämlich daß die Arbeit ein sichtbares Ergebnis liefere, und vor allem, daß der Unterricht ein ehrlicher sei, so daß die Lehrerin das Kind lehrt, selbst thätig zu sein, aber nicht für dasselbe arbeitet. Die Aufgabe des Spieles ist, die physische Kraft zu entwickeln, den Uebermut und die Rauferei zu zügeln, ein frisches, frohes und hurtiges Wesen zu erzielen und die Phantasie des Kindes in einer gesunden Richtung auszubilden."

Ein so ausgezeichneter Schulplan würde verdienen, in Deutschlands größeren Städten allgemein bekannt und ernstlich gewürdigt zu werden, auch wenn nichts

Des Sohnes Ankunft am Weihnachtsabend. Von C. Arnold.

seiner Aufnahme besonders entgegenkäme. Nun aber trifft der Hinweis auf denselben zusammen mit einer weitverbreiteten Regung, die Neuheiten seines Inhalts in unseren öffentlichen Knabenunterricht aufzunehmen. Nicht allein Schulvorsteher und pädagogisch regsame Lehrer, auch umsichtige Eltern und selbst Knaben werden eine solche Darlegung kaum lesen können, ohne sich ergriffen und zur Nachbildung gestimmt zu fühlen. Der neubegründete „Deutsche Verein für Knabenhandarbeit" gewährt ihnen dafür den etwa nötigen Anhalt, und die entstehende Leipziger Lehrerbildungsanstalt bietet die bequeme, verhältnismäßig leicht erreichbare Gelegenheit, sich dafür Lehrer planvoll ausbilden zu lassen. So eröffnen sich Bahnen zu unabsehbaren Fortschritten für ein nationales Anliegen von schwer zu überschätzender zeitgemäßer Wichtigkeit.

Da ist der Park – ein Winterbild! (S. 821.)

Helleborus.

Eine Weihnachtsgeschichte

von

Viktor Blüthgen.

Henry, ich wünsche, daß du mich ein wenig ausführst."

„Ich sehe, du hast Toilette dazu gemacht, meine Teure. Ich werde sofort um den Wagen schicken, oder ziehst du den Schlitten vor?"

„Du irrst. Ich wünsche zu gehen, um Fox mitzunehmen."

„Eine Promenade im Schnee? Du wirst dir wieder kalte Füße holen, teure Liddy."

„So werde ich heiße Fußbäder anwenden. Du mußt gestehen, Henry, daß ich alt genug bin, um die Sorge für meine Gesundheit selbst zu übernehmen."

Sie sagt das ohne eine Spur von Affekt, einfach sachlich, wie man im Hotel einem Kellner sagt: „Ich wünsche zu speisen." Ihre Aussprache hat ein wenig englischen Accent.

„Nach Belieben, Teuerste! Ich bitte nur um Zeit für meine Vorbereitungen."

Nun, er ist minder affektfrei als sie. Erst sprach er noch verbindlich, dann besorgt, jetzt kühl; der Versuch, ihren Ton zu treffen, mißlang — er war kein Engländer.

Sie trat einen Augenblick an das Fenster, bis er zum Ausgehen gekleidet zurückkehrte. Dann rief sie dem Windspiel und schritt an des Gatten Arm treppab, eine schlanke, elegante Dame, den Rembrandthut auf dem aschblonden Haar, „wie aus dem Ei geschält". Jede Bewegung hoheitsvoll, doch weiblich schmiegsam. Und er schritt nicht minder schlank, nicht minder elegant, nur steifer.

Das Trottoir war schneefrei, die notdürftig gefegte Straße zwischen den vornehmen Häuserfronten, Hof- und Gartengittern links und den bürgerlichen Kasernenbauten rechts von schmutziggelben Schneeanhäufungen begleitet. Es gab da Menschen- und Pferdebahnlärm. Fünfzig Schritte hin überraschte seitlich eine Aussicht auf weite öffentliche Parkanlagen.

An der abgeschrägten Straßenecke stand ein Mann aus dem Volke bei Christbäumen; die Ohrenklappen der verschossenen Tuchmütze rahmten das blaurot gefrorene Gesicht ein, die Hände in den schmutziggrauen Wollhandschuhen rieben und schlugen aufeinander.

„Eine schöne Tanne kaufen?" redet er das Paar an, welches hart an ihm vorbei den Anlagen zugeht.

Man passiert, ohne ihn anzusehen.

„Welche Verwüstung in den Wäldern!" sagt die junge Frau. „Ihr Deutschen seid ein närrisches Volk. Ein Kind, das Frösche tötet, behandelt ihr fast wie einen Mörder; wenn ein paar alte Bäume einem Bau Platz machen sollen, so jammert ihr; und an jedem Weihnachtsfest schlagt ihr zu eurem Vergnügen eine Million junge Tannen ab."

„Das erscheint allerdings wie ein Widerspruch. Ich denke, daß hier eine stärkere Empfindung diejenige der Achtung vor allem Leben übertönt. Wir holzen auch unsere Wälder aus und töten schädliches und unerträglich lästiges Ungeziefer. Wenn du je eine deutsche Weihnachtsstube gesehen hättest, würdest du uns vielleicht begreifen."

„Ich glaube schwerlich."

Eine höfliche, freundliche, aber entschiedene Ablehnung. O, es gibt eine Freundlichkeit, bei welcher man einen Pelz anziehen möchte; und es gibt einen Eigensinn, der zur Verzweiflung bringen kann. Er warf einen Blick unter gerunzelten Brauen auf das Frauenantlitz, welches fast in gleicher Höhe mit dem seinen atmete. So schlank, regelmäßig, so kinderhaft offen mit den großen kühlblauen Augen; so zartblühend der Teint — schön, bei Gott; und doch wie seltsam unbeweglich, wie verzweifelt ruhig! Nur die kleinen tiefer gefärbten Nasenflügel zucken dann und wann.

Da ist der Park — ein Winterbild! Weite, weiße Einsamkeit zwischen kahlen Bäumen; ein Bild, welches einen eisigen Hauch von sich strömt. Auf diesem Teichbecken dort werden sich frohe Schlittschuhläufer bewegen, sobald die Eisdecke genügend stark sein wird; nun macht die glatte leere Fläche einen unheimlichen Eindruck. Ein paar Menschen wandeln fern, vereinzelt — der Weihnachtsabend will Vorbereitungen, welche nicht Zeit zu Spaziergängen übrig lassen. Das junge Paar, das gemessen ruhig auf festgetretenem, knirschendem Schnee am Teichbecken entlang schreitet, ist von dieser Rücksicht frei; man fertigt in Alt-England den Weihnachtsabend kurz ab und man spöttelt über die thörichten Deutschen, welche sich mit überflüssigen Geschenken ruinieren, mindestens in Sorge stürzen. Und die junge Frau ist eine Engländerin.

Es ist selbstverständlich, daß ihr Gatte seine Art, Weihnachten zu feiern, höflich genug ist, fallen zu lassen.

Er liebt sie ja, und er weiß, was man einer Lady schuldig ist. Er liebt sie — ja, wahrhaftig. Er hat einst so unsinnig für sie geschwärmt, so qualvolle Nächte um sie verbracht. Man flüsterte ihm freilich damals ins Ohr, daß sie nur seinetwegen in der Stadt, auf dem Kontinent bleibe, statt die Heimat aufzusuchen; aber kein Blick dieser klaren blauen Augen, keine Bewegung in der Grundstimmung dieses merkwürdigen Wesens gab den flüsternden Stimmen recht. Die Verzweiflung legte ihm die große Entscheidungsfrage auf die Lippen — und wahrhaftig, die Antwort war ein Ja; ein entschiedenes rückhaltloses Ja, mit klarer Freundlichkeit gegeben, mit einem Händedruck besiegelt.

Er hätte sie an sich reißen, sie mit den Küssen einer flammenden Leidenschaft ersticken mögen. Seltsam — es war unmöglich; diese stolze, doch weiblich verlockende Gestalt bog sich mit keiner Linie zu seinen Wünschen hinüber. Es war eine Kühle über sie ausgegossen, welche wie mit Armen von ihr abhielt. War sie von Marmor, auch innerlich? Aber warum trug sie Verlangen, eben die Seinige zu werden? Von ihren Verwandten hatte er nachmals erfahren, wie entschieden sie ihn für den einzigen erklärt hatte, der ihr, der reichen, unabhängigen Erbin, den Wunsch, sich zu verheiraten, geweckt.

War es von ihrer Seite eine Vernunftheirat gewesen?

Er hatte sich schon als Bräutigam diese Frage vorgelegt: damals hätte ihn das überzeugendste Ja nicht abgehalten, sie zu seinem Weibe zu machen. Nach der Trauung hatte er sie leidenschaftlich an sich gerissen — sie hatte es geduldet; freilich mit dem Ausdruck des Befremdens im Gesicht. Nichts hatte sie ihm versagt — und doch — und doch — —

Liebte sie ihn? — —

„Ei, sieh da, Henry, Schneerosen."

„In der That: Christwurz, Weihnachtsrosen, Helleborus —"

Sie wandte ihm das Antlitz zu, mit großen fragenden Augen. „Warum sagst du das so heftig?"

„Klang es heftig, teure Liddy, was ich sagte? Vielleicht nur, weil deine Frage mich aus einem Gedankengange riß."

„Hast du geschäftliche Sorgen?"

„Nicht im geringsten. Interessante Geschöpfe, diese Helleborusblüten! Einsame unerwartete Bindeglieder zwischen den letzten Herbst- und den ersten Frühlingsblumen. Bei Gott, ich hatte vergessen, daß auch in Eis und Schnee Blüten treiben. — — Freilich nicht überall. Es gibt weite, weite Strecken, übereist und verschneit, wo nichts blüht, wie es Herzen gibt, welche nie lieben — —"

„Du hast wunderliche Einfälle, Henry. Weihnachten werdet ihr Deutschen gewiß sentimental, wenn sonst nicht."

Nein, sie versteht ihn nicht; sie wird ihn nie verstehen. Da sind weite, eiskalte Kurven, welche er schweigend neben ihr hinwandelt — das ist sein Lebensweg.

Menschen, welche sich unglücklich fühlen, flüchten gern zu ihrer Kindheit zurück.

Er sieht ein Bild. Da ist die Mühle in der Gebirgsschlucht; so malerisch! Links das Gebäude mit den Mahlgängen, rechts das Wohnhäuschen, zwischen ihnen der überbrückte Bach mit dem gewaltigen Rade. Das Rad ist vereist, die Dächer, das Gebälk, die Stufen, die Bäume und Sträucher liegen verschneit; das träumt in der Dämmerung. Aber es ist Weihnachtsabend! Und er kommt an der Hand des Vaters vom nächsten Städtchen heim und hat den ersten Weihnachtsmarkt gesehen, hat unterwegs das Weihnachtsbäumchen schneiden helfen! Er friert nicht, es ist nicht müde; sein Kinderkopf ist so voll von Schönheit und Glanz, daß er die Zeit nicht erwarten kann, davon auszustrahlen. Aus der verschneiten Hundehütte springt bellend und winselnd der struppige Gespiele seiner ersten Jugend, und plötzlich tritt in die Thür die Mutter, sie, welche dies Liebebedürfnis in ihm großgezogen — o Mutter, Mutter —

Man behält einzelne Momente aus der Kindheit unauslöschlich im Gedächtnis, mit allen Details. Warum sie gerade? — Niemand wüßte es zu sagen.

Ein anderes Bild:

Diesmal ist der Vater allein zur Stadt gegangen; der Knabe hat mit der Mutter den weiten Weg zur Kirche machen dürfen. Sein kleiner Schlitten hat ihn begleitet; der Schluchtweg bergab wie die Fahrstraße boten so viele Stellen, um das Gehen durch eine lustige Fahrt zu ersetzen! Nun warten Mutter und Kind in der Dämmerung; der Abendhimmel glimmt rot, die Thalkirche brennt mit allen Fenstern, von ferne singt es, eine Menge Menschen. Und nun biegt es in den Kirchweg ein und kommt näher; drei weiße Gewänder, der Mesner mit den Chorknaben, dahinter dunkle Ge-

Da ist die Mühle in der Gebirgsschlucht . . . (S. 822).

stalten. Der Mesner trägt das Kreuz mit der strahlenden Laterne — das ewige Licht ist aufgegangen und erleuchtet den Lebensweg dieser Menschen. Und den Knaben schauert vor der weißen Dreiheit, vor der flammenden Leuchte, vor der singenden, langsam wandelnden Prozession. Ihn schauert, aber er ist sehr glücklich, das zu sehen.

„Mutter, ich fürchte mich."

Sie nimmt ihn an sich und hält seinen Kopf. — —

„Genug, Henry; gehen wir heim."

Das Paar ist wieder in der Nähe der Eingangsstraße angelangt. Er blickt auf und seufzt. „Ich bin heute sehr langweilig, teure Liddy."

„Du wirst deine Gründe haben. Wie du weißt, teile ich nicht die Gewohnheit eurer Damen, welche in Gegenwart ihrer Männer fordern, daß sie für nichts als für sie Gedanken haben."

Eine verständige Gattin, eine so bequeme Gattin — o, in der That, eine Gattin wie gar keine. Sie forderte nichts von ihm — welch ein Recht hatte er, von ihr zu fordern?

Sie gingen nach Hause — der Christbaumverkäufer stand noch immer an der Ecke; aus dem Wohnzimmer des Portiers fiel blendender Schein auf das Trottoir, und jubelnde Kinderstimmen verkündigten Außerordentliches. Treppauf war es so ruhig; die Gemächer hell, warm — so leer! „Ich hätte gern Gäste gehabt heute; aber bei euch bekommt man zum Weihnachtsabend keine Gäste, Henry! Das ist auch ein Fehler eurer Weihnachtsfeier."

„In der That; man liebt einander an diesem Abend mehr denn je, und man braucht niemand anders."

Sie streift ihre Handschuhe ab. „Ich glaube eher, man hat sich so entsetzlich gemüht, daß man den Trieb fühlt, den Weihnachtstisch, das Resultat, aus dem Grunde zu genießen. Entschuldige mich bis zu Tische, Henry!" Ein flüchtiger Händedruck, dann ergreift sie ein Buch und geht hinaus, und er weiß ohne Prüfung, es war ihr Prayerbook, mit dem sie ging. Auch er sucht sein Zimmer auf. Da liegt auf dem Tisch ein Mistelbusch. Er hebt ihn hoch und überlegt einen Augenblick; dann läßt er ihn plötzlich fallen und ein bitteres Lächeln umspielt seine Lippen.

Es gab ein reiches Abendbrot, der Plumpudding, welcher den Schluß machte, war dank der englischen Köchin vorzüglich. Liddy fütterte Fox und erzählte von ihrer deutschen Gouvernante, welche durchaus den Weihnachtsbaum in ihrem Elternhause hatte einbürgern wollen. Nun; man war jedesmal gegangen und hatte ihren Baum betrachtet; das war alles, was sie erreichte. Nach Tische saß das junge Paar im Salon, da brannte knisterndes Kaminfeuer, auf dem Tische davor lagen englische und deutsche Journale, und es gab darin allerlei Weihnachtliches; nichts Lustigeres, als die übliche Flut von Weihnachtsannoncen. „Diese armen Väter, was sollen sie wählen?" lacht die junge Frau. „Sicherlich, ich wäre halbtot, ehe ich zu einem Entschlusse käme."

Nach zehn Uhr küßte der Gatte Liddy die Hand und man ging zur Ruhe.

Er — und schlafen! Vor seinen Sinnen stand sie, lächelnd und müde, stolz und lieblich; wahrhaftig, er betete sie an. Er dachte wieder an die Weihnachtsbilder aus seiner Jugend, an seine Mutter — aber das kam ihm plötzlich bedeutungslos vor. Er wollte die Gegenwart. Er besaß eine Frau, welche ihm noch mit keinem Wink, mit keinem Ton gesagt hatte, daß sie ihn liebe! Weder als Braut, noch als Frau. Eis und Schnee, innerlich wie äußerlich: die Art, wie sie den Weihnachtsabend behandelte, bezeugte das.

Aber zuweilen blüht es im Schnee; ein Geschöpf, welches Helleborus heißt. Wie, wenn eines Tages diese Frau liebte? Er war es dann nicht, welcher die Glut in ihr entfachte; ihm ging offenbar die Kraft dazu

ab. Also ein anderer. O Gott, er mußte jeden Tag in Angst sein, daß jemand in ihren Gesichtskreis kam, der den Brand in sie warf. Welch ein furchtbarer Gedanke!

Er richtete sich darüber auf; seine Adern waren wie mit flüssigem Eisen gefüllt. Er hielt es nicht aus im Bett, weder zu liegen, noch zu sitzen. So wach war ihm zu Mute, daß er sich anzukleiden beschloß; und er that es so leise, daß das ruhige Atmen drüben in der Ecke nicht einen Moment sich veränderte. Die verschleierte Ampel warf ihre rote Dämmerung da hinüber; er sah das geliebte Antlitz unbestimmt in rosigem Nebel — sie saß mehr, als sie lag, beim Schlafen — und er haftete mit den Augen drauf, in Furcht, daß die ihrigen sich öffnen könnten. Nun klinkte er die Thür zu seinem Zimmer auf; sie knarrte ein wenig, und noch einmal, als er sie schloß. Er zündete ein Licht an; da schritt er auf dem dicken Teppich hin und wieder, wohl eine Stunde lang. Seine Augen wurden müde, seine Gedanken und Empfindungen nicht.

Wenn es einen Menschen gab, der geschaffen war, sie die Liebe zu lehren, die Leidenschaft? Wenn sie eines Tages ihm begegnete?

Er hielt endlich ein; wieder das leise Knarren — er kehrte in das Schlafzimmer zurück. Vor ihrem Bett stand ein Fauteuil, er schlich hin, setzte sich hinein und vergrub die Blicke in ihr Antlitz. Als ob er nicht jeden Zug darin gekannt hätte! Sie hielt die Hände über der Decke gefaltet, wie immer. Aber nun holte sie tief Atem und ließ einen Arm nach der Seite fallen, wo er saß.

Plötzlich öffnete sie die Augen.

„Henry — um des Himmels willen, was ist dir? Du bist angekleidet? Was willst du thun? Wohin willst du gehen?“

Sie saß; die großen Augen sprachen von einem tödlichen Erschrecken.

„Dich quält etwas ernstlich, und du verheimlichst es mir.“

„Ich kann nicht schlafen, wie du, Liddy. Ich habe einen Gedanken, so entsetzlich, daß er mich verrückt machen wird.“

Sein Kopf hing tief; er fuhr mit der Hand durch das Haar.

„Du bist mein Weib geworden, aus freiem Entschlusse; warum — warum? Auf dein Gewissen: warum? Du gehst neben mir wie an einen Kontrakt gebunden, du erfüllst jede Pflicht, aber — Liddy — du liebst mich nicht.“ Er sagte das mit einem unterdrückten Schluchzen und glitt zu ihrer Hand nieder. „Dein Herz hat nie gebrannt gegen mich, deine Hand nie den Wunsch gehabt, mich zu streicheln, dein Mund nie den Wunsch, mich zu küssen. Eines Tags wird ein Mensch kommen, der die Leidenschaft in dir weckt, und

Der Abendhimmel glimmt rot, die Thalkirche brennt mit allen Fenstern . (S. 822).

ich bin verloren. Ich bete dich an, und du liebst mich nicht."

Ueber ihm rührte sich nichts — und doch, nun ein schweres kämpfendes Atmen; und die Hand neben ihm bebte. Er hob den Kopf und sah ihre Lippen aufeinander gebissen und die großen Augen starr auf sich gerichtet — voll Thränen.

„Liddy!" schrie er auf und faßte ihre Hand.

„Du thust mir unrecht, Henry," sagte sie, „schwer unrecht. Jener Mensch, von dem du sprichst, wird nie kommen; denn ich liebe dich, thörichter Henry, wie ein Weib einen Mann lieben kann. Ich würde sterben ohne dich."

Er sprang auf, besann sich und lief in sein Zimmer. Als er zurückkehrte — einen Moment dauerte das nur — hielt er den Mistelbusch in der Hand. Er legte ihn auf die Decke, dann sank er wieder in die Kniee. Still neigte sich ihr weinendes, lächelndes Antlitz über ihn, ihr weißer Arm legte sich wie Samt um seinen Nacken und ihre Hand streichelte ihn.

„Henry, mein Geliebter, ich bin ein so steifes, unbehilfliches Geschöpf von meiner Mädchenzeit her — warum bist du selbst so kühl gewesen bis heute? Warum hast du mich nicht gelehrt, deine Wange zu streicheln und deinen Mund zu küssen?"

„Helleborus! — der Schnee blüht — o Liddy, Liddy, was habe ich um dich gelitten!"

Sie nahm den Mistelbusch, hob ihn scherzend über sich und verbarg den Kuß, den sie ihm gab, den ersten freiwilligen. Endlich mußte er doch ein Ende nehmen!

„Willst du mir einen Gefallen erzeigen, Henry?"

„Tausend — jeden —"

„Dann geh jetzt; ich bin krank von der Angst um dich. Vielleicht baust du mir morgen noch verspätet ein deutsches Weihnachten auf."

Im Herbst.

Von

Emil Peschkau.

Durch Wolken zittert
Ein Sonnenstrahl
Und leuchtet schüchtern
Ins dunkle Thal.

Die Blumen lächeln —
Zu spät, zu spät!
Durch welke Blätter
Der Herbstwind weht.

Nur ein Erinnern,
Wie schön es einst! . . .
Du gehst vorüber
Betrübt und weinst. —

Der Sammler

Eine Winterfrage.

Ich bin ein recht gutmütiger Mensch, wenn auch meine Bekannten, vermutlich um nicht den mit diesem Beiworte so oft verbundenen Uebelsinn auf ihre Seele zu laden, meist das gerade Gegenteil von mir aussagen. Wie gewöhnlich, wenn man mit anderen über das eigene Ich disputiert, gehen die Ansichten etwas auseinander — was bleibt mir übrig, als den großen Leserkreis von „Vom Fels zum Meer" zum unparteiischen Richter heranzubitten?

„Du willst gutmütig sein und machst im ganzen Hause Streit wegen der Oefen und wegen des Heizens" — „Du ärgerst die Stadtverwaltung jahraus jahrein mit deinen Zeitungsartikeln über Uebelstände, die sonst recht gut hätten verborgen bleiben können" — „Du gibst deiner Frau" — „Halt, um Gottes willen halt," rufe ich, „ich will ja alles zugeben, laßt mich nur in Ruhe, ich will euch meine Ansichten genügend motivieren." Wenige Augenblicke nachher bin ich allein. Wie sie meine Logik und meine Beweise fürchten müssen, um sämtlich so schnell die Flucht zu ergreifen! Und hab' ich nicht so recht mit dem Heizen? . . . bitte machen Sie es nicht so, wie jene, verehrte Abonnentin, sondern lassen Sie mich ausreden, vielleicht stimmen Sie schließlich mir bei!

Ein Ofen steht in jeder halbwegs zeigenswerten Stube und doch geht es den meisten beim Ansehen gerade so, als wenn sie ein modernes Kleid betrachten — sie wissen nicht, was dahinter steckt. Uebrigens ist es beim Ofen so einfach, denn alle Oefen, sie seien vornehm oder gering, haben im wesentlichen dieselbe Konstruktion. Aschenraum, Feuerraum, Ofenraum und Esse finden sich im Prachtofen, wie in dem Kanonenofen, dem berüchtigten Mordgesellen. Nur der Kamin macht sich die Sache leichter, ihm fehlen Nummer eins und drei und deshalb thut man gut, neben solchen prächtigen Ventilator einen ordentlichen Heizofen zu stellen, wenn man nicht vorzieht, im Pelz die langen Winterabende zu verbringen.

Aschen- und Feuerraum hat jeder gesehen, ebenso den Rost, der sie trennt. Das Feuer soll die Luft im Inneren des Ofens erwärmen und die erzeugte Wärme der Außenfläche des Ofens, „dem Mantel", mitteilen, von dem sie dann allmählich an die Zimmerluft abgegeben wird. Um den Mantel l a n g s a m und g l e i c h m ä ß i g zu erhitzen, zerlegt man den Ofenraum in mehrere Luftkanäle, „Züge", welche die warme Luft nacheinander durchziehen muß, ehe sie in der Esse den Ausweg findet. Die Form der Züge kann sehr verschieden sein, sie interessiert auch mehr den Ofensetzer, dem ich keinerlei Konkurrenz machen will (die reine Gutmütigkeit!). Aber es ist klar, daß darauf schon sehr viel ankommt. Der Kern meines Ofenkampfes liegt jedoch nicht hier, sondern dort, wo die mehr oder weniger zarte Hand der schönen Heizerin angreift. Die Schönheit ist ja sehr verschieden, aber die Handgriffe beim Heizen machen alle gleich, nämlich falsch. Hier steht die Windmühle, gegen die ich kämpfe, die mich veranlaßt, wo es unbemerkt geschehen kann, fremder Leute Ofenthüren in ihrer jeweiligen Stellung anzugreifen und mit den mich dabei Ertappenden bei aller Gemütlichkeit in Streit zu geraten, der meist so lange dauert, bis — man einmal meine Methode versucht hat. Ich darf freudig bewegt verkünden, daß ich dann fast immer als Sieger dastehe. Das allein gibt mir den Mut, Sie noch für wenige Minuten um Geduld zu bitten.

Entzündet man das auf dem Roste liegende Brennmaterial, so ergießt sich alsbald ein heftiger Luftstrom aus der Stube durch den Feuerraum, von hier durch die Züge, von diesen in die Esse; in der Oeffnung des Ofens ist er stark genug, um ein davorgehaltenes Licht auszublasen. Die vom Feuer erhitzte Luft steigt ungemein schnell in die Höhe, so schnell, daß sie keine Zeit hat, ihre Wärme den Wänden der Züge und dem Ofenmantel genügend mitzuteilen. Deshalb schließe man die Thür des Feuerraumes, sobald das Material ordentlich brennt. Auch jetzt noch steigt die Luft im Ofen auf, aber sie ergänzt sich nun durch Stubenluft, welche den Rost passiert, nachdem sie unten durch die Thür des Aschenraumes eingetreten ist. Es ist klar, daß diese Luft, welche ihren Weg d u r c h d a s F e u e r h i n d u r c h nehmen muß, heißer wird, als die des vorigen Beispieles, welche nur darüber hinwegstreicht. Es ist auch klar, daß je langsamer der Luftstrom, desto mehr von seiner Wärme den Zugwänden und dem Mantel mitgeteilt wird. Darum schließe man jetzt auch die Aschenthür bis auf einen kleinen Spalt (der zweckmäßig durch eine Rosette in der Thür regulierbar hergestellt sein kann). Man hat es nun ganz in der Hand, die Verbrennung und Erwärmung langsamer oder schneller zu gestalten; eine dem Spalt genäherte Lichtflamme belehrt uns genau, wie schnell die Luft in den Ofen eintritt und damit auch, wie schnell sie oben in die Esse austritt. Je langsamer die Erwärmung, desto nachhaltiger! Ist der Spalt genügend klein, so kann das im Feuerraum geschichtete Brennmaterial den ganzen Tag über langsam von oben nach unten oder (bei Regulieröfen s. u.) von unten nach oben ab-

Weihnachts-Ueberraschung. Von O. Wiesniesli.

brennen. Ist die Flamme erloschen, so werde auch die Aschenthür luftdicht geschlossen, dann muß die Wärme im Ofen bleiben, weil ihr Fortziehen in die Esse eine Luftleere des Feuer- und Ofenraumes erzeugen würde. Sie kann eben nur fort, wenn sie Ersatz von der Stubenluft bekommt, also solange die Thürspalte offen ist. Wird diese geschlossen, so muß sogar das brennende Feuer an Luftmangel ersticken.

„So ein Unsinn," höre ich Sie sagen, gnädige Frau, „unsere Oefen haben alle entweder nur eine Thür oder noch eine dritte oberhalb des Feuerraumes." Aber auch Ihr Zorn schreckt mich nicht. Ich stehe nicht an, den Ofen mit nur einer Thür für schlecht zu erklären, wenn diese nicht in ihrem unteren Teil, dem Aschenraum entsprechend, eine zu öffnende Rosette hat, welche dann genau der von mir oben geschilderten Aschenthür gemäß zu behandeln ist. Sonst werden Sie auch mit möglichst gering gelassener Oeffnung der Thürplatte nur mangelhafte Resultate erzielen.

Um so besser ist meine Meinung von Ihren dreithürigen Oefen. Sie gehören in die Klasse der *Regulieröfen*. Die oberste Thür ist nur zum Einschütten des Brennmaterials da und wird dann alsbald geschlossen. Durch die mittlere Thür zünden Sie, pardon *lassen* Sie anzünden, dann auch diese schließen; nun brennt das Feuer von unten nach oben; in seiner Intensität durch die Oeffnung der Aschenraumthür geregelt. In diesen Oefen soll das Feuer stets langsam brennen und gelegentlich durch Nachschütten (durch die oberste Thür!) neue Nahrung erhalten. Wird auch die Aschenthür geschlossen, so erlischt auch hier das Feuer.

Bedingung ist, wie Sie sehen, daß der Ofen luftdicht schließende Thüren hat. Das ist bei eisernen Oefen leicht zu machen, bei Kachelöfen schon schwieriger, denn die eingekitteten Thürrahmen sitzen nicht sehr fest. Deshalb hat man vielfach *eiserne Zwischensätze* in die Kachelöfen eingefügt, an denen natürlich leicht luftdichte Thüren anzubringen sind. Die letztbezeichneten Oefen kann ich Ihnen aufs wärmste an Stelle Ihrer einthürigen — verzeihen Sie das harte Wort — Kohlenfresser empfehlen.

Wünschen Sie Ventilation oder Abkühlung Ihres von Gas- und Cigarrendunst erfüllten Zimmers? Oeffnen Sie die Feuerraum- oder gar die oberste Thür Ihres Ofens und Sie werden staunen, wie schnell das wirkt, namentlich, wenn im Feuer- und Ofenraume noch genügend Wärme vorhanden ist. Die aufstrebende warme Luft reißt die Zimmerluft nach sich in die Esse und reine kühle Luft tritt durch die Außenwände des Zimmers oder durch geöffnete Fenster in dieses ein.

Das sind meine Ansichten über die Heizkunst, die sicher leicht begreiflich, aber keinem dienstbaren Geist von selber klar sind. Deshalb allein wage ich, Ihnen, gnädige Leserin, so Langweiliges aufzutischen. Zweifeln Sie an meiner Gutmütigkeit? Oder wie nennen Sie es, wenn ich mit Rußgefahr meiner Hände fremden Leuten hinterrücks die Ofenthüren nach meinem Sinne stelle?

Medicus.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Blattpflanzen.

Es sind nicht mehr als einige Jahrzehnte verflossen, seitdem man den Gedanken aufgab, daß eine Pflanze im Zier- und Blumengarten nur dann anwendbar sei, wenn sie schön blühe; nur die „Blumen" hatten Geltung, trotz der äußerst bescheidenen Ansprüche, welche man damals an die Form, Farbe und Blütendauer jener Blumen erhob. Seit den letzten 50 Jahren sind die Blüten zahlreicher und mannigfaltiger geworden, und man verlangt, daß die Pflanze eine schöne Form habe und daß sie fortwährend blühe, daß die Blume, wenn sie nicht gefüllt sein kann, durch den Glanz und das Feuer der Farbe das Auge und durch den Duft den Geruchsinn beherrsche.

Ganze Erdteile sind durchsucht worden und haben unsere Gärten bereichert; die Kunst der Gärtnerei hat aber auch das am Wege der Heimat blühende Pflänzchen nicht verschmäht, sie hat nicht eher geruht, als bis sie daraus eine „Salon"-, eine „Modeblume" gemacht. Die Fülle unserer Blumenhäuser blendet den Pflanzenkenner wie den Blumenliebhaber. Trotz alledem hat aber eine Gruppe sich dazwischen geschoben und sich mehr und mehr Geltung und Anerkennung verschafft, so daß wir sie weder in unseren Gewächshäusern oder Wintergärten, noch in Wohnzimmern mehr entbehren können noch wollen, am wenigsten jedenfalls auf dem Rasen unseres Hausgartens. *Das sind die Blattpflanzen.*

Viele dieser Blattpflanzen sind unseren Lesern in diesen Blättern bereits bekannt geworden, wie die Koniferen, Palmen, Farne u. a. m., aber auch von ihnen besitzen wir eine so große Anzahl von Gattungen, Arten und Formen, daß ein Menschenalter dazu gehören würde, sie alle zu beschreiben, die Schönheit jeder einzelnen hervorzuheben. Das ist aber kein Grund für den seinem liebgewordenen Blatte treuen Berichterstatter, nicht dann und wann eine Gruppe hervorzuziehen und einige hervorragende Größen derselben zu schildern und ihre Anzucht da zu empfehlen, wo mit dem Raume nicht allzusehr gegeizt zu werden braucht. Beschäftigen wir uns deshalb mit den Blattpflanzen, welche wohl im warmen Raum erzogen werden müssen, die aber, auch wenn mit der Anzucht erst im Januar begonnen wurde, im Frühjahr schon den Rasen oder ein Beet im Garten zieren sollen, in welchem sie in der Mitte des Sommers bis zum kühlen Herbst die ganze Majestät ihrer Gestalt und die Schönheit ihrer Blätter, bei vielen auch ihrer Blumen entwickeln werden.

Fig. 3. Schizolobium excelsum.

Das Verfahren bei der Anzucht ist ganz dasselbe, wie das, welches wir im vorigen Monat unsern liebenswürdigen Leserinnen für die ersten Frühlingsblumen empfohlen haben: Aussaat im Januar oder Februar im warmen Raum unter doppeltem Glas, wiederholtes Verstopfen der Sämlinge, Versetzen einzeln in Töpfe, für die Blattpflanzen aber mit mehr und mehr fetter Erde und immer im warmen Raum *dicht am Glase* (Licht), Abhärtung von Ende April ab und Auspflanzen ins Freie, am besten auf einen „warmen Fuß" (Unterlage von erwärmtem Pferdemist 50—60 cm dick), hier reichliches Gießen, bei Regenwetter mit Dungwasser, Stützen der Pflanzen durch möglichst unsichtbare Pfähle und schließlich: Ueberlassen derselben dem Winterfrost, denn nur wenige von denen, die wir heute zu schildern gedenken, ertragen das Wiedereintopfen; bei weitem die meisten werden unschön und erholen sich selten so, daß sie in einem folgenden Jahre wieder im Freien zur Verwendung kommen können; sie werden eben nur als „Sommergewächse", als einjährige Pflanzen behandelt; kann man sie gegen die Herbstfröste schützen, bleiben sie oft noch lange die Freude des Blumen- und Pflanzenliebhabers.

Einen großen Reichtum an Blattpflanzen in unserem Sinne bietet die Familie der Nachtschatten- oder Kartoffelgewächse (Solanaceae) und von ihnen wieder drei Gattungen: der Stechapfel, der Tabak und der eigentliche Nachtschatten, dem ja auch unsere Kartoffel angehört, die doch weniger eine Blatt-, sondern mehr eine Knollenpflanze ist.

Vom Geschlecht der *Stechäpfel* (Datura L.) erwähnen wir nur die eine Art: *den ägyptischen Stechapfel* (D. fastuosa L.) mit robustem, schwarzpurpurnem Stengel, der bis 1 m hoch wird und eine Blumenkrone von langröhrigen trichterförmigen Blumen besitzt, die innen gelblichweiß, außen mehr oder weniger violett, bei einer Spielart halb gefüllt sind. Die Blume von Fastuosa Huberiana soll sehr groß, rein weiß und ganz gefüllt sein.

Unser *Tabak* (Nicotiana Tabacum L.) ist eine schöne Blatt- und Blütenpflanze, wenn sie in fettem Boden steht und einzeln oder zu dreien zusammen gepflanzt wird. Schöner ist doch eine Spielart oder eigene Art, die *Großblättrige* (Macrophylla Spr.), und eine andere, die großblütige Purpurrote (Grandiflora purpurea), eine Einzelpflanze so prachtvoll, wie kaum eine zweite. Sie wird über 2 m hoch, entwickelt außerordentlich große Blätter und vom Juli bis Oktober mächtige Rispen großer purpurroter Blumen. Wegen ihrer außerordentlichen Größe verlangt die Pflanze einen geschützten Standort. Eine dritte Art, Wigandioides Hort., bildet bis 1 cm lange und 65 cm breite prachtvolle Blätter aus. Affinis Hort., *die Verwandte*, wird 75 cm hoch und ihre Blumen sind groß, sehr zahlreich, weiß und wohlriechend. Glauca Grah., *die Graugrüne*, zeichnet sich durch einen außerordentlich eleganten Wuchs aus. Suaveolens Lehm., *die Lieblichriechende*, von Australien (Fig. 1) hat große, weiße und wohlriechende Blumen in schön gebildeten Rispen.

Nicht weniger schöne Blattpflanzen bietet uns die Gattung des Nachtschattens (Solanum L.), und *der starke*, S. robustum Wendl. (Fig. 2.), aus Brasilien ist eine der schönsten. Laciniatum Ait. aus Neuseeland hat geschlitzte große Blätter, große violette Blüten und blaue, eiförmige große Früchte. Bei S. pyracanthum Lam., *dem feuerdornigen Nachtschatten* aus Madagaskar, sind Stengel und Blätter mit schönen langen, braunroten Stacheln besetzt; die Blüten sind violett. Giganteum Jacq., *der*

riesige Nachtschatten vom Kap, wird sehr hoch, hat sehr große Blätter, hellviolette Blüten und rote Früchte. Atrosanguineum Schrad., der dunkelblutrote Nachtschatten aus Südamerika, wird 1,5 m hoch, bildet einen halbholzigen aufrechten, stacheligen und schwarzpurpurnen Stamm, große tiefeingeschnittene Blätter, weiße Blumen und gelbe Früchte. Marginatum L. ist eine prächtige Blattpflanze mit flaumbekleideten weißen Blättern und ebensolchem Stengel, weißen Blüten und grünlichen Früchten. — Wir könnten noch eine ganze Reihe prachtvoller Arten dieser Schwestern unserer Kartoffel anführen, doch werden die obengenannten genügen und beweisen, daß die Pflanzen wohl die leichte Mühe verdienen, welche ihre Anzucht und Pflege fordern.

Eine schöne Blattpflanze bietet uns auch die Familie der Schmetterlingsblüten (Papilionaceae) in Schizolobium excelsum (vgl. Fig. 3), ein in Brasilien einheimischer Baum mit doppeltgefiederten Blättern und, wenn er groß geworden, mit großen Rispen gelber Schmetterlingsblumen. Er hält im Süden Europas den Winter im Freien aus, kann aber bei uns nur während des Sommers im Freien verwendet werden; Ueberwinterung im Kalthause. Am schönsten ist dieser herrliche Baum doch als einjährige Blattpflanze und im jugendlichen Alter könnte man ihn für einen Baumfarn ansehen.

Daß der Blaugummibaum (Eucalyptus globulus Lab.), der Riese von Australien aus der Familie der Myrtengewächse, eine herrliche einjährige Blattpflanze ist, wenn er, wie oben beschrieben, behandelt wird, haben wir unseren freundlichen Lesern schon im Märzheft 1883 mitgeteilt. Wir erinnern an ihn und daran, daß er bei seinem außerordentlich schnellen Wachstum einer kräftigen Stütze bedarf, die aber — wir wiederholen diese für alle Pflanzen geltende Regel — möglichst wenig sichtbar sein soll, also öfter gewechselt werden muß. Man denke nur an die häßlichen, zwei bis drei Monate kahl stehenden Georginenpfähle u. a.

Fig. 4. Coleus Lour.

Fig. 1. Nicotiana suaveolens.

Einen Strauß der schönsten Blätter in den mannigfachsten Formen, schönen Zeichnungen und glänzenden Farben bietet uns die Gattung Coleus Lour. (Fig. 4) aus der Familie der Lippenblüten (Labiatae), meist asiatische kraut- oder halbstrauchartige Pflanzen mit blauen, aber unbedeutenden Blütentrauben. Sie gehören zu den beliebtesten Modepflanzen, namentlich auf Teppichbeeten, wo man sie gewöhnlich erfrieren läßt, nachdem man während des Sommers durch Stecklinge genügend für Pflanzen gesorgt hat, die, über Winter im Warmhause stehend, fortwährend weiter vermehrt werden, um im Frühjahr junges Material zur Besetzung der Beete zu haben. Die Stecklinge bewurzeln sich auf gelinder Bodenwärme sehr schnell. Doch kann man den Coleus auch aus Samen ziehen, der im Januar auszusäen ist, wonach die Sämlinge nach oben gegebenen Vorschlägen zu behandeln sind. Man erhält aber aus Samen niemals die Sorte der Mutterpflanze, also niemals dieselbe Farbe und Zeichnung wieder, oft aber noch glänzendere Farben und schönere Zeichnungen.

Um einige im Spätsommer kahl gewordene Beete bis tief in den Winter hinein wenigstens grün zu erhalten, gibt es nichts Schöneres als unseren Krauskohl, eine Spielart des gewöhnlichen Grünkohls (Brasica olearea L. laciniata), von dem besonders der Palmbaumkohl (Fig. 5) mit seinen großen gekräuselten Blättern an hohem Stengel eine ganz stattliche Figur ist. Man kann ihn einzeln oder in Gruppen zusammen pflanzen, ihn auch später in den Topf setzen, überall ist er und bleibt lange ein schöner Schmuck, wenn er im Freien nicht dem Hasen zum Opfer fällt.

Fig. 5. Palmbaumkohl.

Fig. 2. Solanum robustum.

Nicht weniger schön und zur Bepflanzung der Beete vielleicht besser geeignet als der Palmbaumkohl ist der niedrige, grüne, feingekrauste Winterkohl (Fig. 6). Beide Sorten säet man erst im April aus und zieht die Pflanzen im Anzuchtgarten groß, bis sie zum Versetzen in den Blumengarten oder in Töpfe geeignet sind.

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Die verschiedenen Methoden der Reinigung des Trinkwassers hat P. F. Frankland untersucht. Er prüfte bei dieser Gelegenheit alle wichtigen Filtrierstoffe und fand, daß besonders Coaks und Holzkohle zum Entfernen von Mikroorganismen aus Wasser ganz ausgezeichnet wirksam sind. Ein von Clark angegebenes Verfahren der Reinigung durch chemische Füllung erwies diese Methode als sehr praktisch. Die Regierung zu London hat nun Frankland beauftragt, regelmäßige biologische Untersuchungen des von den verschiedenen dortigen Gesellschaften gelieferten Trinkwassers auszuführen.

Sehr interessante Untersuchungen über die Geschwindigkeit, mit welcher sich Bodenerschütterungen fortpflanzen, sind von Fouqué und Levy in Creuzot angestellt worden. Man bediente sich zur Erzeugung eines heftigen Stoßes des dortigen großen Rammhammers von 2000 Centner Gewicht. Die Erschütterungen des Bodens wurden an einem Apparat mit Quecksilber beobachtet, wie solchen die Astronomen benutzen. In einer Entfernung von 1200 m konnte man den Stoß des Rammbärs unmittelbar nicht bemerken, der Apparat aber zeigte ihn deutlich. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit in den Sandsteinen von Creuzot betrug 1200 m pro Sekunde. Als die Versuche auf der Terrasse von Meudon, wo der Boden aus Fontainebleau-Sand besteht, wiederholt wurden, zeigte sich dort die Geschwindigkeit, mit welcher die Erschütterung sich fortpflanzte, zu nur 320—360 m, also ungefähr so groß wie die Geschwindigkeit des Schalles in der Luft. Bei dieser Gelegenheit möge auch noch einiger Untersuchungen gedacht werden, welche Mach und Wentzel über die Mechanik gewisser Explosionen angestellt haben. Es ist eine bekannte Erfahrungsthatsache, daß manche Explosivkörper, wie z. B. Dynamit, wenn man eine Patrone davon frei auf eine Metallplatte legt, bei der Explosion durch diese Platte nach unten hin ein Loch schlägt oder den unter ihr liegenden Teil in kleine Stücke schlägt, während doch die Explosionsgase nach oben hin ungehindert entweichen können. Man könnte zunächst glauben, daß der Widerstand der Luft die Ursache dieser Erscheinung sei, allein der Versuch ergab, daß im luftleeren Raume dieselbe ebenfalls eintritt. Auch ist es nicht nur Dynamit und Knallsilber, sondern auch bei heftigen Explosionen durch Entladung Leydener Flaschen erfolgt die gleiche Wirkung. Wahrscheinlich wird sie bedingt durch die ungeheure

Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Explosion, die 1700 bis 2000 m pro Sekunde beträgt. Infolge dieser verpufft die explosive Macht in unmeßbar kurzer Zeit und die Explosionsgase nehmen in derselben Zeit noch fast bei derselben Dichte wie der feste Körper diese Geschwindigkeit an. Es liegt nun nahe, anzunehmen, daß die Platte, auf welcher der Explosivkörper liegt, gewissermaßen durchgeschossen wird, indem die untere Hälfte der Explosivmasse sich gegen die obere Hälfte stützt.

Die Beruhigung der Wellen durch Oel ist eine alte Behauptung, aber doch nur in verhältnismäßig engen Kreisen bekannt gewesen, ja sie wurde bis vor kurzem von vielen für ein Märchen gehalten. Die Unkenntnis in diesem Punkte, so schreibt die „Hansa“, war hauptsächlich unter Leuten, die völlig damit vertraut sein sollten — nämlich unter Seeleuten — so groß, daß der Vorschlag, Oel zur Verhütung von Seeunfällen anzuwenden, als eine Absurdität betrachtet wurde, mit der vernünftige Leute sich nicht befassen könnten. Als man vor einigen Jahren mit Oel zu experimentieren begann, waren die Skeptiker bei weitem in der Majorität. Wenige Kapitäne fanden sich, die Versuche anstellen wollten. Die Fälle, welche man citierte, um den Nutzen des Oels auf See zu beweisen, wurden als Märchen und Erzählungen von Reisenden betrachtet — Uebertreibungen, die der Beachtung nicht wert wären. Dennoch wurden die Versuche fortgesetzt, und zwar in demselben Maße, wie sich der Erfolg steigerte. Nach und nach begannen auch die Skeptiker Versuche anzustellen und sich von dem Nutzen des Oeles zu überzeugen, bis sie schließlich selbst den Schiffsführern empfahlen, Oel zu gebrauchen, als ein Mittel, um das Ueberbrechen von Sturzseen zu verhüten. Es ist nie behauptet worden, daß das Oel die See vollkommen glatt und ruhig zu machen imstande sei. Die Bewegung wird stets im Wasser bleiben, aber die Gewalt der Sturzseen und der von „Rollern“, sowie die dadurch verursachte schwere Erschütterung des Schiffes könnte wohl durch ein verhältnismäßig geringes Quantum Oel vermieden werden. Das Oel steigt und fällt mit der See, breitet sich aber zugleich wie eine Decke über dieselbe aus und beugt dem Brechen der Sturzseen vor. Durch beständiges Hinzufügen neuen Oeles vom Schiffe aus kann man diese Decke leicht in unmittelbarer Nähe des Fahrzeuges halten, bis der Sturm nachgelassen oder die See ausgetobt hat. Diese Anwendung des Oels hat jetzt das Stadium der Experimente hinter sich. Es sind Versuche genug gemacht worden, die keinen Zweifel mehr darüber aufkommen lassen, daß Oel leicht und erfolgreich zur Abschwächung schwerer Seen benutzt und durch dieses Mittel mancher Unfall verhütet werden kann. Als ein Beweis, wie schnell dies neue Schutzmittel gegen Seegefahren jetzt Verbreitung findet, kann wohl die Thatsache gelten, daß viele Reeder ihre Schiffe zu diesem Zwecke extra mit Oel ausrüsten und ihre Kapitäne anweisen, Gebrauch davon zu machen, falls die Umstände es erheischen. Auch die Assekurateure sind jetzt von der Wirksamkeit des Oeles überzeugt, und die Zeit ist nun gekommen, wo kein Schiffsführer mehr unterlassen sollte, das Mittel gegebenen Falls zu versuchen. Viele Dampfer, hauptsächlich die mit dem Viehtransport beschäftigten atlantischen Böte, haben jetzt alle erforderlichen Vorkehrungen an Bord, um Oel zu gebrauchen, sobald es not thut.

Fig. 6. Winterkohl.

Die an dieser Stelle bereits früher erwähnte Thatsache, daß die englischen Steinkohlenlager in nicht allzu langer Zeit ihrer Erschöpfung entgegengehen, ist auch von Professor Clausius berührt worden. Derselbe bemerkt, daß überhaupt das Eingehen der Kohlenvorräte nicht als in unabsehbarer Ferne liegend anzusehen sei, sondern daß es sich dabei um Zeiträume handle, die für das Leben der Völker sogar kurz genannt werden müssen. Als Ersatz der einst fehlenden „Energie“, welche heute die Kohlen liefern, weist er auf die Kraft des bewegten Wassers hin, die heute noch zum größten Teil unbenutzt verloren geht. In der That würde es auch bei einem Wasserfalle von einiger Größe, oder einem stark strömenden Flusse mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, alle in ihm vorhandene Energie an Ort und Stelle in zweckmäßiger Weise zu verwerten. Sollte es aber möglich werden, diese Energie nach anderen entfernteren Stellen zu übertragen, so würde dadurch ihre nützliche Verwendung sehr erleichtert werden. Hierzu bietet uns nun die dynamoelektrische Maschine das Mittel, und hierin wird wahrscheinlich ihre Hauptanwendung für die Zukunft liegen. Schon beginnt man mit dieser Anwendung ans Werk zu gehen. So wird z. B. berichtet, daß gegenwärtig in Basel ein technisches Bureau mit dem Unternehmen beschäftigt sei, die Wasserkraft des Rheins wenigstens teilweise der Stadt dienstbar zu machen. Das Wasser, welches zuerst in einen geeigneten Kanal geleitet wird, soll durch Treiben von Turbinen eine Arbeitskraft von 3—4000 Pferdekräften entwickeln, und diese soll der Stadt durch elektrische Ströme zur Ersparnis von Kohlen zugeleitet werden. Aehnliches wird bald auch anderweitig geschehen, und besonders die Wasserfälle, bei denen es nicht einmal ausgedehnter und dadurch kostspieliger Kanäle bedarf, werden in nicht ferner Zukunft mehr und mehr in dieser Weise verwertet werden. Für einen Naturfreund mag es freilich kein anziehendes Bild sein, wenn er sich denkt, daß die Wasserfälle, welche jetzt in ihrer schäumenden Wildheit einen Hauptschmuck der Gebirgslandschaften bilden, eingefangen und vor Maschinen gespannt sind; aber dieses Los wird ihnen nicht erspart werden, und das rege industrielle Leben, welches sich um jeden großen Wasserfall entwickeln wird, muß dann als Ersatz für die verlorene Naturschönheit dienen. Im Interesse der Menschheit wäre es sehr zu wünschen, daß diese Art, die bisher nutzlos verloren gehenden Naturkräfte zweckmäßig zu verwerten, und dadurch die in der Erde befindlichen Kohlenvorräte, welche durch längeres Liegen nicht verderben, vor zu schnellem Verbrauch zu schützen, so bald wie möglich in großem Maßstabe zur Ausführung käme. Während das letztverflossene Jahrhundert sich dadurch ausgezeichnet hat, daß durch Erfindung oder Vervollkommnung von Maschinen, unter denen die Dampfmaschine obenan steht, die Kraftquellen der Natur in einer früher nie geahnten Weise dem Menschen dienstbar gemacht sind, werden die folgenden Jahrhunderte die Aufgabe haben, in dem Verbrauch dessen, was uns an Kraftquellen in der Natur geboten ist, eine weise Oekonomie einzuführen, und besonders dasjenige, was wir als Hinterlassenschaft früherer Zeitepochen im Erdboden vorfinden, und was durch nichts wieder ersetzt werden kann, nicht verschwenderisch zu verschleudern. Je eher hierin eine Wendung eintritt, desto besser wird es für die Zukunft sein. Die an der Spitze der Civilisation stehenden Nationen sollten sich beizeiten zusammenthun, um die Ausbeutung der Kohlenlager in ähnlicher Weise zu kontrollieren, wie in gut organisierten Staaten die Ausbeutung der Wälder kontrolliert wird.

Am Familientisch.

Die geheimnisvolle 9.

Man lasse jemand eine Zahl, die aus einer beliebigen Anzahl von 9ern besteht, mit einer beliebigen andern Zahl, die jedoch nicht mehr Ziffern als erstere Zahl erhalten darf, heimlich multiplizieren und sich das Produkt nennen, oder auf ein Blatt Papier schreiben. Man ist dann sofort in der Lage die beiden Faktoren, aus denen das Produkt besteht, zu nennen.

Sucht man nämlich im Produkte von rechts nach links nach der letzten Ziffer, die zur letzten Ziffer (rechts) addiert 9 gibt und teilt rechts von der gefundenen Ziffer das Produkt durch einen Strich, so erhält man 2 Teile, von welchen der Teil links, wenn man noch 1 addiert, die Zahl ergibt, mit der man die aus lauter 9ern bestehende Zahl multipliziert hat, während die Anzahl der Ziffern des Teiles rechts gleichzeitig die Anzahl der zur ersten Zahl genommenen „9“ angibt,

```
z. B.     99999                       999999
            386                       235462
         ------                      -------
         599994                      1999998
        799992                      5999994
       299997                      3999996
      -------                     4999995
      385|99614                  2999997
      + 1|                      1999998
      386|5 Stellen            ---------------
   wie oben (99999)             235461|764538
                                  + 1 |
 9 × 1 = (0)|                   ------|6 Stellen
       + 1  |                   235462|= 999999
       ---  |
         1  |
```

Letzteres Beispiel soll nur als Beweis dienen, daß das angegebene Verfahren in allen Fällen anwendbar ist.

Salonstückchen für Raucher.

Wie viele Ringe kann man wohl mit einem tüchtigen Zuge aus der Cigarre machen?

In der gewöhnlichen Art mit dem Munde wohl nur 3—4, mit der nachstehenden einfachen Vorrichtung indes weit über hundert.

Man stelle sich aus Kartenblättern ein Kästchen in Würfelform in folgender Weise her

Ein Kartenblatt nimmt man als Schablone und biegt nun der Reihe nach 6 andere Karten

Fig. 1. Fig. 2.

blätter so um dasselbe herum, daß jedes einzelne die Form bekommt, wie sie Fig. 1 angibt.

Die Zusammensetzung des Würfels geschieht alsdann einfach in der Weise, daß man stets die rechtwinklig umgebogenen Seiten a a unter die offenen Seiten b b legt resp. schiebt (Fig. 2), und so fortfährt, bis alle 6 Blätter verwendet sind.

Der so entstandene Würfel wird alsdann noch auf einer Seite mit einer kleinen runden Oeffnung versehen, etwa so groß als ein 20 Pfennigstück. Ein tüchtiger Zug Rauch hinein geblasen, und das Experiment kann beginnen. Je nachdem man alsdann mit dem Finger gegen die, der Oeffnung entgegengesetzte Seite des Würfels schnellt, desto größer oder kleiner werden die Ringe erscheinen (Fig. 3).

Fig. 3.

Der gestirnte Himmel im Monat Januar.

In diesem Monate erblickt man um 8 Uhr abends nahe dem Scheitelpunkte das Sternbild des Perseus, in welchem der helle Stern Algol wegen seines eigentümlichen Lichtwechsels merkwürdig ist. Wendet man vom Scheitelpunkte den Blick abwärts gegen Süden, so trifft man zunächst auf die Sterngruppe der Plejaden und links davon auf die Hyaden, in deren Nähe der glänzend rote Aldebaran funkelt. Weiter abwärts gegen Südosten steht das herrliche Sternbild des Orion, während tief am Horizont der ungemein stark funkelnde Sirius eben aufgegangen ist. Vom Scheitelpunkt gegen Osten, etwa in halber Höhe, glänzen die Zwillinge, Kastor und Pollux, darunter steht der Kleine Hund mit dem Stern 1. Größe Procyon. In Nordost, gegen den Horizont hin erblickt man den Großen Bären, in Nordnordwest, tief am Horizont die strahlende Wega und wenn man von hier mit dem Blicke

gegen den Scheitelpunkt aufsteigt, so begegnet man zunächst dem Sternbilde des Kepheus und darüber der Kassiopeia, deren Hauptsterne ein lateinisches W bilden. Gegen Westen endlich erblickt man, vom Scheitelpunkte herabsteigend, die Andromeda und unter ihr, gegen den Horizont hin, den Pegasus.

Von den Planeten ist Merkur Morgenstern, doch nähert er sich der Sonne mehr und mehr. Auch Venus steht sehr nahe bei der Sonne und ist zunächst nicht zu beobachten, sie entfernt sich jedoch mehr und mehr von der Sonne und wird Abendstern. Am 9. ist sie in ihrer Sonnenferne und am 25. $8^1/_2$ Uhr morgens sieht man sie $2^1/_2{}^0$ südlich unter dem Monde stehen. Mars kommt im Januar etwa $1^1/_2$ Stunden nach der Sonne in den Meridian, ist also nicht zu beobachten. Jupiter ist nur in der Morgenstunde zu sehen, er geht gegen 1 Uhr früh auf und kann bis zum Sonnenaufgange beobachtet werden, doch hat er einen ungünstigen Stand. Saturn ist dagegen besser zu sehen; er steht im Sternbilde der Zwillinge, ist an seinem bleichen, ruhigen Licht leicht zu erkennen und kommt am 9. mit der Sonne in Opposition, d. h. er geht um Mitternacht im Süden durch den Meridian.

Am 2. ist das erste Mondviertel, am 9. der Vollmond, am 12. steht der Mond in Erdnähe am 16. ist das letzte Viertel, am 24. Neumond, am 28. steht der Mond in Erdferne.

Für unsere Hausfrauen.

Allen Freunden eines guten saftigen Beefsteaks oder Koteletts dürfte der untenstehend abgebildete Apparat von großem Interesse sein, da man imstande ist, auf demselben das Fleisch mit Hilfe des am Apparat befindlichen Holzkohlenfeuers zuzubereiten, wodurch das Fleisch bekanntlich viel besser und schmackhafter als in der gewöhnlichen Pfanne angerichtet wird. — Die Handhabung ist außerordentlich einfach: Der ganze Apparat besteht aus zwei Teilen, dem Oberteil b, auf welches das Fleisch gelegt wird, und dem Unterteil a, welches zur Aufnahme der Holzkohlen dient, und in dessen breite Rinnen, die unten rings um den Apparat herumgehen, die Sauce oder Butter abläuft. Man nimmt also zunächst das Oberteil ab — es dient hierzu der auf der Skizze sichtbare Griff — und füllt den eckigen schwarzen Behälter a mit Holzkohle, die man anzündet; es wird nun das Oberteil wieder aufgesetzt und das Fleisch oder Brot auf die schrägstehenden Stäbe gelegt. Nach kurzer Zeit — es kommt hierbei nur auf den Geschmack an, ob man das Fleisch lieber etwas roh innen oder mehr durchgebraten ißt — ist die betreffende Speise fertig zubereitet. Sämtliche Ingredienzien, wie Salz, Pfeffer ꝛc. werden vorher hinzugethan. Die Butter oder Sauce sammelt sich, wie bereits

Englischer Rostbratapparat.

erwähnt, in den unten sichtbaren breiten Rinnen, ohne daß auch nur ein Tropfen ins Feuer kommen kann. — Der neue Rostbratapparat ist ca. 30 cm. lang und bietet auf jeder Seite Raum für zwei Kotelettes oder Beefsteaks, so daß also immer vier Stück zu gleicher Zeit darauf gebraten werden können. Derselbe ist zum Preise von M. 7. 50 im Etablissement für hauswirtschaftliche und Kücheneinrichtung von Karl Hirsch u. Co. Berlin W, Leipziger Straße 2 vorrätig.

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von

Karl Ruß.

Aquarium.

b. Die Besetzung mit Gewächsen. Während ich hier in der Einleitung (Jahrgang 1885, Heft 10) bereits die Gesichtspunkte entwickelt habe, von denen aus wir die Bepflanzung der Aquarien mit geeigneten Gewächsen besorgen müssen, will ich nun eine nähere Schilderung der letzteren geben. Zunächst wolle man daran festhalten, daß es eigentlich streng genommen nicht sehr bedeutsam darauf ankommt, welche Pflanzen man für das Aquarium auswählt, daß man sich dabei vielmehr vom persönlichen Geschmack und Gefallen, ja selbst vom Zufall leiten lassen darf. Am Sonntagmorgen im Frühjahr wandern wir, ich mit meinen Kindern, nach dem Sumpf von Tempelhof hinaus, und von dort holen wir uns, was wir eben erlangen können, indem wir allerlei schwimmendes und wurzelndes Wasserkraut in möglichst vielen einzelnen Pflänzchen in unsere Kannen und Flaschen sammeln (daneben natürlich auch allerlei kleines Getier, welches ich weiterhin besprechen werde). Nach Hause zurückgekehrt, wird sodann alles in große Schüsseln mit reinem Wasser ausgeschüttet und hierin möglichst ausgebreitet. Dann wird noch eine andere Schüssel mit reinem Wasser daneben gestellt und in dieser jede einzelne Pflanze vorsichtig gewaschen und wohl nochmals in anderem reinem Wasser abgespült. Hierauf nehmen wir die Einteilung vor, nach welcher wir die Gewächse je für unsere verschiedenen Aquarien, deren Einrichtung und Bestimmung entsprechend benutzen.

Für alle Aquarien überhaupt, gleichviel wie dieselben hergerichtet, mit welchen Tieren sie bevölkert und für welche Zwecke diese gehalten werden, sind die schwimmenden Wasserpflanzen am besten zu verwenden, denn dieselben gewähren immer den Vorteil, daß sie für jede Oertlichkeit geeignet sind und sich in der leichtesten Weise von einem Becken ins andere, vom tiefen Aquarium ins flache und umgekehrt versetzen lassen. Je nach dem tieferen oder flacheren Wasserstande des Aquarium verteilen wir sodann die wurzelnden Wasserpflanzen, so daß wir hier Gewächse, welche kaum eine Fingerlänge erreichen, bis zu solchen, die zwei bis drei Spannen und noch tiefer im Grunde stehen, zu verwenden haben. An Stellen, wo wir dem Aquarium nur ganz flachen Boden gegeben haben, indem wir entweder für Züchtungszwecke niedrigen Wasserstand halten, oder zum Aufenthalt von Sumpftieren mehr ein Vivarium als Aquarium herstellen wollen, müssen wir Sumpfpflanzen bringen, welche also eigentlich nur im nassen Grund oder doch nur flachen Wasser wurzeln. Schließlich haben wir auch Rücksicht darauf zu nehmen, wie wir die Felsen, Grotten und dergleichen Schmuckanlagen in den Aquarien und Terrarien bepflanzen, und wir müssen uns also auch entsprechende Felsen- und Grottenpflanzen beschaffen.

Außer den einheimischen Pflanzen, welche für diese verschiedenen Bestimmungen als geeignet sich zeigen, stehen uns auch eine recht beträchtliche Anzahl von fremdländischen Gewächsen zu Gebote. Hiernach werde ich von diesen vier Gesichtspunkten des Gebrauchs aus eine Uebersicht aller Gewächse geben, welche wir für die dargelegten Zwecke in den Aquarien verwenden können.

Für die Liebhaber, denen es zu mühsam oder zeitraubend erscheint, sich die erforderlichen Pflanzen selber einzuholen, sei darauf hingewiesen, daß solche von Herrn Naturalist W. Geyer in Regensburg, in zweckmäßigster Weise mit den Wurzeln in Muscheln verpackt, das ganze Jahr hindurch bezogen werden können. Auch liefert derselbe sehr brauchbare, einfach aus Thon geformte oder prächtig mit Muscheln u. a. geschmückte Gefäße für Wasserpflanzen, in denen man die letzteren je nach Bedarf auf den Grund oder an andere geeignete Stellen einsetzen,

Aquarium mit Wasserpflanzen.

versenken oder aufstellen kann u. s. w.; ferner schwimmende Inseln, welche gleichfalls mit Pflanzen zu besetzen sind, und andere derartige Vorrichtungen. Die fremdländischen Wasserpflanzen sind bekanntlich aus jeder großen Kunst- und Handelsgärtnerei in Sammlungen für etwa 6 Mark zu beziehen. Ich erhielt reichhaltige Sendungen von den Herren Haage & Schmidt in Erfurt, und auf Grund der damit gewonnenen Erfahrungen werde ich nähere Anleitung zur Anzucht derselben geben.

c. Schwimmende einheimische Wasserpflanzen. Bereits in dem allgemeinen Ueberblick, welchen ich hier im 9. Heft 1885 in betreff des Aquarium, der Gesichtspunkte seiner Einrichtung und dieser letzteren selbst gegeben, erwähnte ich das unheilvolle Vorurteil, welches man leider nur zu vielfach in der Meinung hegt, daß für die gute Erhaltung einer solchen Naturanstalt an sich und damit der tierischen Bewohnerschaft derselben die häufige Wassererneuerung durchaus notwendig sei. Selbst in den wenigen Fällen, in denen ein Liebhaber es nicht ermöglichen kann oder zu können glaubt, daß er sein Aquarium, vielleicht bloß ein Kelchglas oder ein anderes wenig passendes Gefäß, ausreichend mit wurzelnden Pflanzen besetze, weil er sich nicht dazu entschließen kann, in der vorgezeichneten Weise einen entsprechenden Grund anzulegen — gibt es jetzt keine Ausrede mehr, seitdem die Erfahrung gelehrt, daß wir eine reiche Zahl und Mannigfaltigkeit von schwimmenden Gewächsen vor uns haben, welche also eines Grundes zum Wurzeln gar nicht bedürfen. Während dieselben also nur ohne weiteres in das Wasser gebracht zu werden brauchen und sich hier unter günstigen Umständen von selbst ohne unser Zuthun vortrefflich weiter entwickeln und vermehren, sind sie eigentlich nur von einer bedeutsamen Gefahr bedroht, der nämlich, daß ihre Wurzeln vorzugsweise gern von den Pflanzenfressern unter

den Bewohnern des Aquarium angegriffen werden. Und selbst in dem Fall, wenn dieselben nur zum Teil beschädigt oder abgefressen werden, gehen diese Gewächse fast immer rettungslos zu Grunde.

Hoch obenan unter diesen Gewächsen steht die Wasserlinse (Lemna L.), auch Entenfloß oder -Flott, Entengrün oder -Grütze, Meerlinse und mit vielen anderen volkstümlichen Namen benannt, welche bei uns in allen stehenden Gewässern, Seen, Teichen, Gräben in vier Arten vorkommt. Für die Zuchtaquarien sind die kleinen hellgrünen oder rötlichen schwimmenden Blättchen mit fadenförmigen, nach unten gerichteten Wurzeln, nicht allein als ein schöner Schmuck, als Hilfsmittel zur Gesunderhaltung des Wassers, sondern auch als ein gutes Futter für manche Tiere anzusehen. Zur Besetzung der Aquarien hat man weiter nichts zu thun, als das Entenfloß aus dem Wasser zu schöpfen, wie vorhin angegeben zu reinigen und in die Aquarien zu schütten, bez. zu verteilen. Zu beachten ist sodann die Vorsicht, daß man seine zu üppige Vermehrung verhindere. Dieselbe geschieht durch Knospenbildung, während die unscheinbaren Blüten fast niemals zur Geltung kommen. Gegen den Winter hin vergehen die Wasserlinsen meistens, werden gefressen u. s. w., doch bleiben einzelne und namentlich Knospen vorhanden, welche letzteren sich zum Frühjahr entwickeln und dann auch bald weiter vermehren. Als die ausdauerndste Art zeigt sich die freilich am wenigsten schöne dreiblätterige Wasserlinse, die sich im Herbst auf den Grund des Aquarium niedersenkt und im Frühjahr wied r emporkommt.

Noch schöner und bedeutungsvoller für die Aquarien ist der Froschbiß (Hydrocharis morsus ranae), dessen runde, herzförmig ausgeschnittene, glänzend grüne Blätter gleich denen der Seerosen flach auf dem Wasser schwimmen, während die mit feinen Fasern besetzten, gleichfalls fadenförmigen Wurzeln wie bei der vorigen frei ins Wasser hinabhängen. Ihren wunderlichen Namen trägt diese Pflanze davon, daß der Stengel wie abgebrochen oder abgebissen herunterhängt, und daß der Volksglaube meinte, dies habe ein Frosch verursacht. Außerdem wird sie auch noch kleine Nix- oder Seeblume, Poggengeld und kleine Plampe oder Plumpe genannt. Die Vermehrung geschieht einerseits durch Ausläufer und andererseits durch Bildung von Knospen oder sogenannten Brutzwiebelchen, welche auf den Boden des Aquarium hinabsinken und zum Frühjahr hin wieder emporsteigen und sich entwickeln. So habe ich alljährlich schon sehr zeitig, wenn die ersten warmen Sonnenstrahlen durchs Fenster das Wasser treffen, immer bereits einige dann allerdings sehr zarte Froschbißpflänzchen in jedem meiner Aquarien. Dann aber müssen alle, selbst die kleinsten Schnecken ferngehalten werden, denn mit besonderer Vorliebe durchlöchern und zerfressen sie gerade diese wenig widerstandsfähigen Blätter. Etwa vom Juni ab kommen die lieblichen weißen, leider nur zu vergänglichen Blüten zum Vorschein, und dann gewährt diese Aquariumpflanze einen vorzugsweise schönen Anblick. Der Froschbiß ist vielfach an denselben Oertlichkeiten wie die Wasserlinse zu finden und ganz ebenso wie diese zu behandeln.

Als die nächste nutzbare Aquariumpflanze sehen wir die sogenannte Wasserpest (Elodea canadensis seu Anacharis alsinastrum), jenes harmlose Gewächs, welches in der neuesten Zeit zur naturgeschichtlichen Fabelbildung Anlaß gegeben. Durch Zufall aus seiner Heimat Nordamerika (vor etwa 40 Jahren nach England und erst vor 20 Jahren nach Deutschland) eingeführt, sollte es sich in unseren Gewässern so grenzenlos verbreiten und so übermäßig wuchern, daß es die Schiffahrt hindere und der Fischzucht nachteilig werde. In Wirklichkeit aber ist die weiche, zarte Wasserpflanze überall, wo sie sich massenhaft entwickelt, unschwer zu entfernen, und störend kann sie wohl überhaupt kaum irgendwo werden. Dagegen bietet sie den Fischen Verstecke und sehr geeignete Laichgelegenheit. Diese beiläufigen Bemerkungen wollen die Leser indessen freundlichst entschuldigen.

Im übrigen dürfen wir die Wasserpest zu unseren schätzenswertesten Aquariumpflanzen zählen. Gleich den vorigen ist auch sie gegenwärtig bereits überall bei uns in stehenden und selbst in ruhig fließenden Gewässern zu finden. So wie wir sie vor uns haben, bildet sie schön dunkelgrüne, mehr oder minder lange Stengel mit quirlständigen, länglichen und leichtgekrümmten Blättern und sehr langen fadenförmigen Wurzeln, welche letzteren nebst der ganzen Pflanze meistens schwimmen, doch auch hier und da im Grunde wurzeln. Die kleinen, unansehnlichen weißen Blüten kommen kaum zur Geltung. Jedes abgebrochene Stengelstück wächst für sich weiter fort, und dazu pflanzt sich dies Gewächs auch noch durch Knospenbildung fort; trotzdem wird es im Aquarium niemals übermäßig wuchern. Unter allen unseren Aquariumpflanzen zeigt sich die Wasserpest auch insofern am vorteilhaftesten, als sie sich im Sommer und Winter gleicherweise vortrefflich erhält und selbst unter ungünstigen Verhältnissen gut ausdauert

Die Wasseraloe (Stratiotes aloides), auch Sickel oder Krebsschere, Wassersäge, Hecht- oder Hexenkraut genannt, gehört eigentlich zu den wurzelnden Wasserpflanzen, denn ihre langen, wurmförmigen Wurzeln senken sich tief in den Grund hinab; aber im Gegensatz zu fast allen übrigen Wasserpflanzen geht sie nicht in Fäulnis über und bringt das Wasser nicht in die Gefahr der Verderbnis, wenn man sie von der Wurzel abgerissen hineinthut; allmählich entwickeln sich vielmehr neue Fäden und unter recht günstigen Verhältnissen bei bestem Gedeihen kommen auch die unscheinbaren weißen Blüten hervor. In denselben Gewässern wie die vorigen können wir auch sie sammeln.

Zur Besetzung unserer Aquarien ist es vorteilhaft, immer möglichst kleine Pflanzen von der Wasseraloe zu nehmen, aber auch ganz große erhalten sich bei ausreichendem Raum vortrefflich und bilden bei gutem Gedeihen Knospen zur Vermehrung, welche man von den Ausläufern trennen kann und die sich dann im nächsten Frühjahr selbständig entwickeln. Uebrigens haben Fischzüchter der Wasseraloe schweres Unrecht angethan in der Behauptung, daß sie für die Fischzuchtteiche schädlich sei. — Bisher hat man unter anderen auch vielfach ein Gewächs zur Besetzung der Aquarien benutzt, vor welchem ich aber hiermit, wenigstens für gewisse Fälle, dringend warnen muß. Dies ist der Wasserschlauch (Utricularia vulgaris), eine zwar unscheinbare, aber überaus interessante Pflanze mit verhältnismäßig großen, schwimmenden Zweigen, aus denen sich ein kleiner Stengel mit wenig ansehnlichen gelben Blüten erhebt.

Es gibt mehrere Arten, welche für Aquarien benutzt wurden und auch jetzt noch für solche Becken, in denen man Fische oder Reptilien, große Wasser-Kerbtiere u. a. nur zur Schau und Beobachtung beherbergen will, immerhin gehalten werden können, während sie von allen Zuchtaquarien und denen, in welchen man junge Fische oder auch allerlei andere winzige Tiere zur Beobachtung ihrer Entwickelung vor sich hat, durchaus fern bleiben müssen. Die Erfahrung hat nämlich ergeben, daß die kleinen grünen, ballon- oder flaschenförmigen Blasen des Wasserschlauchs, vermittelst derer die Pflanze gegen die Blütezeit hin sich vom Grunde an die Oberfläche des Wassers erhebt, auch noch eine ganz andere Bedeutung haben. Sie öffnen von außen eine Klappe, welche sich schließt, sobald ein Tierchen, Käfer, Flohkrebs, irgend eine Larve oder dergl. hineingeschlüpft ist, worauf diese Beute vermittelst eines scharfen Saftes getötet und verdaut wird. Hiermit habe ich wenigstens die wichtigsten unserer schwimmenden Wasserpflanzen übersichtlich besprochen und die Leser haben eine ausreichende Anzahl solcher vor sich, welche für die Besetzung unserer Zimmeraquarien leicht zugänglich und ergiebig sind.

Verkleinerte Nachbildung eines Blattes aus J. Stauffachers „Studien und Kompositionen".

J. Stauffachers Studien und Kompositionen.

Unter diesem Titel erscheint ein prachtvolles Unternehmen in größtem Folio bei Moritz Kreutzmann in St Gallen, welche Blätter nicht nur Künstlern 2c., sondern namentlich auch Kunstfreunden als Vorlagematerial warm empfohlen werden können. Wir geben oben eine Probe in stark verkleinertem Maßstabe. Der Künstler bietet darin eine große Menge verwendbarer Motive in graziöser, lebendiger und doch einfacher Wiedergabe. Die Blätter sind teils in Federmanier, teils in Tuschmanier ausgeführt, die letzteren veranschaulichen je eine Pflanze. Das Werk erscheint jährlich in 4 Lfgn. à 6—8 Blatt zum Preis von 10 Fr. pro Lieferung.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Weihnachts-Rösselsprung.

		hat	je-	te	Haus-	Bäum-	fieht	und	hel-		
		ter	des	nen	Ein	Die	und	Räu-	mes		
Lich-	Kind	vor	hei-	dem	Ein	und	chen	die	ein	l'n	nicht
fleht	zu	Die	schau'n	je	brin-	spricht:	me,	weint	An	ar-	Licht.
schwind,	her-	Es	be-	Es	frem-	auch	Doch	ich	Und	lein	der
find.	trach-	ge-	aus,	ge-	hier	Land.	ein	Kind-	Ge-	blos	hat
Stadt	Die	det	ten,	des	läuft	brannt,	mir	Nur	dran	Das	schwis-
zün-	Die	ne	lam-	bin	sen,	A-	den	aus.	ter	de,	sei-
ei-	zen-	ge-	len	bend	Kind	es	fes-	ihm	ne	der-	Hand.
an-	Bäu-	Durch	ich	Hat	ge-	vor	Am	frem-	Als	die-	Freu-
		vol-	me:	ges-	nach-	da-	wird's	In	ü-		
		ver-	ten	heim	Weh	sen	Weih-	ich	sem		

Rätsel.

Gleich jenem König Oedipus,
Geschlagen mit der Blindheit Qual,
Zog einst auch ich mit müdem Fuß
Als Flüchtling über Berg und Thal.
Doch als Prophet bin ich bekannt,
Wenn rechts und links ein Zeichen schwand.

Akrostichon.

Aube Lias Ilse
Ast Loge Ader

Aus jedem der obigen sechs Wörter läßt sich durch Versetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen sechs Wörter (aber in anderer Reihenfolge) ergeben den Namen eines deutschen Dichters.

Kapselrätsel.

Sich mit aufricht'ger Freud' das Gute stets geschehn,
Doch traurig allezeit sollst du auf alles sehn,
Was unrecht ist und unrecht läßt erstehn.

Scherzrätsel.

Wer mich ißt, der hat nicht viel;
Wer mich versteht, der weiß nicht viel;
Wer mich erstieg, sieht meist nicht viel.

Aufgabe.

Ein Schäfer hat 100 Schafe eingepiercht und die in seinem Besitze befindlichen 14 Hürden in folgender Weise aufgestellt:

Eines Abends spät werden ihm noch 100 Schafe zugetrieben, die er für die Nacht unterzubringen hat. Obiger Pferch enthält keinen Platz mehr, und weitere Hürden sind nicht zur Hand. Wie hilft sich der Schäfer?

Skataufgabe Nr. 16.

B (Mittelhand) hat die folgenden Karten:
Treff-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Coeur-Aß, Coeur-7, Carreau-Aß.

B sagt darauf Treff-Solo an und verliert das Spiel mit Schneider.

Im Skat liegen 8 Points.

A (Vorhand) hat in seinen 10 Karten 19 Points weniger als C.

Was liegt im Skat? Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Tauschen A und C eine einzige Karte, so gewinnt B das Spiel mit Schneider.

Lösung der Skataufgabe Nr. 15.

Im Skat liegen: Treff-10 und Carreau-10.

Vorhand spielt zuerst den Treff-Buben, Hinterhand übernimmt mit der Dame und spielt viermal Pique. Vorhand wirft darauf Carreau-Aß und dreimal Coeur ab. Dann bringt Hinterhand dreimal Carreau. Vorhand wirft die drei letzten Coeurs ab, Hinterhand zieht im neunten Stich Coeur-7 und Mittelhand fällt auf Coeur-8.

Auflösungen zu Heft 3, S. 633.

Rätsel-Erzählung: Wolfgang. **Buchstabenrätsel:** Frack, Wrack. **Logogryph:** Entbehrung, Entehrung. **Kompositionsrätsel:** I. a) Herder, b) Her(o), c) O)der. II. a) Leda, b) Le(a), c) I)da. III. a) Schwarzwald, b) Schwarz(a), c) E)wald. IV. a) Wieland, b) Wie(n), c) A)land. V. a) Alster, b) Al(i), c) A)ster. VI. a) Uriel, b) Ur(i), c) B)iel. VII. a) Halle, b) Hal(m), c) A)le. VIII. a) Paris, b) Pa(n), c) E)ris oder I)ris. IX. a) Dortrecht. b) Dor(n). c) U)trecht X. a) Bober, b) Bo(z), c) E)ber. **Ergänzungsrätsel:**

Ich kenn' ein wildes Röschen,
Das blüht so rot im Dornenstrauch,
Das lockt so lieb mit süßem Hauch,
Das sucht mit scharfen Spitzen
Oft mir die Hand zu ritzen —
Das Blut ist kaum zu stillen.
Doch um der Rose willen
Lieb' ich die Dornen auch.

Und hat sie mich gestochen,
Dann blickt sie mich so freundlich an,
Als hätt' sie mir nicht weh gethan;
Und schaut ich noch so wilde.
Sie duftet lieblich milde —
Zuletzt, was soll ich machen?
Ich muß von Herzen lachen
Und bleib' ihr zugethan.

Palindrom: Rettig — Gitter. **Kapselrätsel:** Most — Elster — Erle. **Rebus:** Den höchsten Sieg erringt, wer sich selbst bezwingt.

Schachaufgabe Nr. 32.

Von Karl Kondelik in Paris.

Lösungspreisaufgabe.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Diejenigen, welche die richtige Lösung dieses Problems bis zum 30. April an die Redaktion einsenden, erhalten in freier Zusendung je einen Band der „Collection Spemann" nach Wahl.

Schachaufgabe in Typen XXIV.

Von Adolf Steif in München.,

Weiß. Kg3. Dc1. Lb7, f8. Bb3.
Schwarz. Ke5. La7. Bd3, e3, e6. f6.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 31.

1. Kd1 — e2	Ke5 — f4:
2. Dd8 — f6 +	Kf4 — g3:
3. Df6 — f2 ‡.	
1.	h3 — h2
2. Dd8 — e7 +	Kf4:, Kd4
3. De7 — e3, c5 ‡.	

Lösung von Aufgabe XXIII.

1. Kg5 — f5	Lc5 — b6:
2. Sf4 — e6 ‡.	
1.	Sf1 — e3 +
2. f2 — e3: ‡.	
1.	Lb5 — c4
2. Db3 — b2 ‡.	
1.	Lb5 — d7 +
2. Ta7 — d7: ‡.	
1.	Lb5 — d3 +
2. Db3 — d3: ‡.	
1.	e7 — e6 +
2. Sf4 — e6: ‡.	

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 27 wurde gelöst von Hermann Beyer in Bern, L. Ruben in Itzehoe, S. Loibl in München.

Nr. XIX wurde gelöst von Hermann Beyer in Bern, Felix Caspary in Berlin, S. Loibl in München, Rud. Drda in Prag, C. Spitz in Freiburg i. Br., Joseph Schmitz in Köln a. Rh., L. Ruben in Itzehoe.

Nr. 28 wurde gelöst von Hermann Beyer in Bern, Karl Winter in Graz, Paul Renner in Leipzig, R. Miltiz in Erfurt.

Nr. 29 wurde gelöst von Ed. H. Kühn in Hamburg, R. Moeller in Marienwerder, Hermann Beyer in Bern.

Nr. XX wurde gelöst von C. Spitz in Freiburg i. Br., Felix Caspary in Berlin.

XX wurde gelöst von Hermann Beyer in Bern, Paul Renner in Leipzig.

XXI wurde gelöst von Ed. H. Kühn in Hamburg, R. Moeller in Marienwerder, Felix Caspary in Berlin, Hermann Beyer in Bern. R. Miltiz in Erfurt.

Neue Erfindungen.

Gymnastisches Spiel (Fig. 1). Ein recht erheiterndes Spiel für jung und alt bieten diese kleinen fliegenden Figuren. Turngeräte mit beweglichen Trapezen oder dergleichen, welche mit Nummern versehen, die Zielpunkte der geschickten kleinen Springer sind. Sie werden auf die Platte G gelegt, unter welcher sich eine Spiralfeder befindet, diese mit dem Finger nach unten gedrückt und plötzlich losgelassen, die Häkchen der einzelnen Turner werden sich nach mehr oder weniger drolligen Versuchen entweder doch in eines der Trapeze einhaken oder die Figuren fallen besiegt zu Boden. Die einzelnen Zahlen werden zusammengezählt. — Kl. 77. Nr. 36692. Regis Lucien Roux und Luc. Guillet-Brossette in Lyon, Frankreich.

Fig. 1. Gymnastisches Spiel.

Schießvorrichtungen an Kindersäbeln (Fig. 2 u. 3). Auch unsere Kinderwelt fühlt sich schon ahnungsvoll als das Volk in Waffen. Wie bei den Großen, so werden auch bei den Kleinen immer neue Verbesserungen eingeführt. Es wird hierdurch unseren kriegslustigen Jungen ein Säbel mit Pistole in die Hand gegeben. In den hölzernen Griff ist das Rohr b eingeschoben, in dessen unterem Ende die Spiralfeder d durch die Aufzugsstange g zusammengepreßt wird, wobei der Knopf g^1 in dem Schlitz c^1 seine Führung und in dem seitlichen Schlitz c^2 seinen Stützpunkt erhält. Auf den Federkopf e wird ein Pulverblättchen gelegt und mit Knall fliegt entweder der Propfen h oder kleine Kugeln, Erbsen 2c. heraus, sobald der kleine Schütze den Aufzugsknopf g^1 aus dem Schlitz c^2 schiebt. — Kl. 77. Nr. 35221. Jakob Erdmann in Nürnberg.

Fig. 2 u. 3. Schießvorrichtung an Kindersäbeln.

Vorrichtung zum mechanischen Bestimmen der Spielwerte beim Skatspiel. Trotzdem das Skatspiel das beliebteste und verbreitetste Kartenspiel ist, entsteht doch noch oft eine Meinungsverschiedenheit unter den Spielern über den Wert des gemachten Spieles. Der vorliegende Apparat soll diese Arbeit mechanisch, aber gerecht und unfehlbar angeben. Fig. 6 zeigt denselben zum Gebrauch fertig, Fig. 7 ist ein Durchschnitt, um das Innere desselben zu zeigen, Fig. 4 eine untere Ansicht und Fig. 5 eine obere Ansicht, wobei die obere Platte d weggenommen ist. Auf der Grundplatte a sind die verschiedenen Spiele bei b in Reihen untereinander angebracht, außerdem noch zwei Schlitze, der obere, kleinere a^1 für die Angabe der Matadore und der untere, größere a^2 für die Spielwerte (Fig. 5). Unter diesen Ausschnitten und der Platte a ist ein endloser Streifen f über die Walzen c durch den Schiebergriff e beweglich angeordnet, auf welchem eine Tabelle für die entsprechend geordneten Spielwerte und in der Mitte die Zahlen für die Matadore in einer Reihe untereinander notiert sind. Auf der Platte a liegt eine zweite Platte d verschiebbar mit den Schlitzen d^1 für das Spiel und d^2 für den Spielwert. Nun ist der Gebrauch sehr einfach. Am Knopf e stellt man den endlosen Streifen f so, daß in der Oeffnung a^1 die Anzahl der Matadore erscheint, den oberen Schieber d verschiebt man so, daß im Schlitz d^1 das fragliche Spiel sichtbar ist, dann liest man im Schlitz d^2 unter der betreffenden Farbe den richtigen Spielwert sofort ab. Die Werte der festen Spiele sind außerdem auch noch auf der Platte notiert. — Kl. 77. Nr. 35230. C. Burmester und Oskar van Diemen in Hamburg.

Fig. 6 u. 7. Vorrichtung für Skatspiel.

Fig. 4 u. 5. Vorrichtung für Skatspiel.

Neuerung an Schlittschuhen (Fig. 8 u. 9) Der Winter mit seinem lustigen Eissport weckt die Erfindungslust stets von neuem, um die Mittel zur Ausübung, die Schlittschuhe, immer bequemer und handlicher zu machen. Auch die vorliegende Neuerung bezweckt dieses. Die Befestigung der Laufschiene A geschieht hinten durch die bewegliche Platte b, welche durch eine kräftige Feder f an den Absatz angepreßt wird, vorn durch die nach der Fußlänge verstellbare Platte a, während zur Unterstützung der Sohle der Steg c angeordnet ist. Beim Transport kann dieser Steg c in die Richtung der Laufschiene herumgedreht werden, so daß der ganze Schlittschuh keine größere Breite einnimmt als die schmalen Platten a und b und bequem in der Hand oder in besonderen Täschchen zu tragen ist. — Kl. 77. Nr. 35240. Max Hilliger in Dohna.

Fig. 8 u. 9. Verbesserter Schlittschuh.

Neuerung an metallenen Billardqueues (Fig. 10). Jeder Billardspieler gewöhnt sich an eine gewisse Schwere des Queues, welche seinem Spiel gerade am passendsten erscheint, und mit wägender Hand wird vor dem Beginne sorgsam unter verschiedenen vorhandenen Queues gewählt, meistens hat aber das ausgesuchte dann einen anderen Fehler, z. B. kein Leder. Das hierdurch patentierte Queue läßt sich bequem jedem Wunsche des Spielers passend machen. Es besteht aus einem konischen dünnen Metallrohr a, an dessen oberem schwächerem Ende der Pfropfen d mit dem Lederplättchen eingeschraubt ist. Am unteren Ende ist durch den Bajonettverschluß e g der Verschlußpfropfen f befestigt, welcher in der Mitte nach dem Inneren des Rohres mit einem Schraubenstift h versehen ist zum Aufschrauben von mehr oder weniger zahlreichen Bleischeiben i, je nach der gewünschten Schwere des Queues. — Kl. 77. Nr. 35563. Karl Reimers in Altona.

Radreifen mit seitlichen Vorsprüngen (Fig. 11). Für das Gefährt und für die Insassen ist es nicht gerade sehr angenehm, wenn ein Wagen mit seinen Reifen zwischen die Schienen von Pferdebahnen oder der Eisenbahn gelangt; man kann dann zufrieden sein, wenn es mit einem bloßen Ruck sein Bewenden hat. Die Erfindung beabsichtigt dieses Eintreten der Radreifen zu verhindern, indem sie nicht mehr aus parallelen Flacheisen hergestellt werden, sondern aus Stäben mit seitlichen Vorsprüngen, die entweder symmetrisch einander gegenüberstehen oder an beiden Seiten abwechselnd angeordnet sind. Diese Vorsprünge heben den Wagen sanft wieder aus der Rinne heraus. — Kl. 63. Nr. 36936. William Fox in Leeds (York, England).

Trennbare Reit- oder Fahrdoppelstange zur Bändigung von Pferden (Fig. 12). Die Zäumung unterscheidet sich äußerlich nicht von der gewöhnlichen, die Hauptneuerung liegt darin, daß die Kandare aus 2 Teilen besteht; der feste Teil a umfaßt einen zweiten, welche beide durch Feder und Haken lösbar verbunden sind. Fängt ein wild gewordenes Pferd die Kandare und hält sie, darauf beißend, fest, so daß es gegen alle Lenkversuche unempfindlich ist, so wird durch einen kräftigen Zug am Riemen c Feder und Haken gelöst, wie es in der Figur gezeigt ist, das Pferd fühlt hinter der festgehaltenen Kandare eine zweite und kann durch Einwirkung auf die Maulwinkel wieder gezähmt werden. Beide Teile a und b können natürlich außerdem, wie es oft schon im Gebrauch ist, in der Mitte gelenkig gemacht werden. — Kl. 56. Nr. 36284. Heinrich Pfändner in Augsburg.

Fig 10. Verbessertes Billardqueue.

Vorrichtung zum Entkuppeln des Viehes bei Feuersgefahr (Fig. 14 u. 15). Bei eintretender Feuersgefahr ist es von größter Wichtigkeit, das an der Kette liegende Vieh so schnell wie möglich zu befreien, damit es sich durch die geöffneten Thore retten kann. Die hier beschriebene Befestigung ist eine eigentümliche, so daß durch einen Zug vom Gang aus oder auch vom Aeußeren des Gebäudes immer eine ganze Reihe der Tiere von der Kette befreit werden kann. Die Krampen b und g sind an der Wand bei jedem Stand befestigt, an b hängt ein Augenzapfen lose herunter in die Oese c der hin und

Fig. 11. Radreifen mit seitlichen Vorsprüngen.

Fig. 12. Trennbare Reit- oder Fahrdoppelstange.

her beweglichen Stange d. Ein Glied der Halskette umgibt einfach diesen Zapfen, wie Fig. 13 zeigt. Beim Ziehen der Stange d nach der Seite tritt der um m drehbare Bügel aus der Klammer g heraus und fällt entweder durch seine eigene Schwere herunter, oder, wenn er festgerostet ist, läßt er doch den Augenzapfen a aus der Oese hinweggleiten (Fig. 14) und gibt so auf jeden Fall die Kette frei. — Kl. 45. Nr. 36359. H. Küchler in Klein-Flottbeck, Prov. Holstein.

Fig. 13.

Fig. 14.

Einrichtung zum Entkoppeln des Viehes bei Feuersgefahr.

Hufeisen für sich streichende Pferde. (Fig. 15). Die üble Angewohnheit der Pferde, beim Laufen sich mit dem einen Fuße an das andere Bein anzustreichen, hat man durch das unschöne Umwickeln des Fußgelenks unschädlich machen wollen. Diese Hufeisen bieten ein bequemeres Mittel hierfür. An dem inneren Schenkel des Eisens ist in einer Nut ein Streifen oder eine Schnur von Gummi oder ähnlichem elastischen Stoffe so befestigt, daß er vor das Eisen hervortritt. Bei etwaigem Anstreichen wird sich das Tier also nicht beschädigen können. — Kl. 45. Nr. 36143. G. Küchen in Mühlheim a. Ruhr.

Tierfalle (Fig. 16). So ein kleiner grauer Mitbewohner in Küche und Keller kann besonders der Hausfrau recht unangenehm werden. Die vorliegende Falle ist deswegen besonders bequem, da sie sich von selbst, nachdem sie ihre Schuldigkeit, einen Gefangenen gemacht zu haben, gethan hat, wieder zur Jagd aufstellt. In der Mitte des kastenförmigen Gehäuses bewegen sich die auf der Welle w sitzenden Flügel b, welche einer durch die Oeffnung d hereingeschlüpften Maus als trügerischer Fußboden dienten. Sobald diese in ihrer Sicherheit sich dem Genuß des Köders k hingeben will, zieht sie an dem Hebel c und löst dadurch die Arretierung des Flügelrades aus, die Maus bewirkt durch ihre eigene Schwere ein Drehen des Rades und sie versinkt nach unten durch das Loch z. B. in ein Wassergefäß, während der nächstfolgende Flügel wieder in die Nase o1 einklinkt und die Falle dadurch selbstthätig sich zum weiteren Gebrauch fertig aufstellt. — Kl. 45. Nr. 36861. H. B. Becks in Horstmar (Westfalen).

Fig. 15. Hufeisen für sich streichende Pferde.

Fig. 16. Selbstthätige Tierfalle.

Cigarren- und Cigarettenhalter (Fig. 17 u. 18). Der kleine Gegenstand bezweckt die Hände während des Rauchens auch zu anderweitigem Gebrauch freizuhalten und ihn nach der Benutzung zusammengeschoben z. B. in der Westentasche aufbewahren zu können. Er besteht aus den beiden ineinander verschiebbaren Drähten a und b mit den Zangen e und f, wobei die zum Halten der Cigarre oder Cigarette bestimmte Zange e durch den Ring d nach Erfordern zusammengespannt wird, dieser Spannring d ist wieder in dem Ring c des Drahtes a gelagert. Die Zange f ist mit Gummi oder ähnlichen Stoffen bekleidet und wird auf einen Finger zum Halten aufgesteckt. Fig. 17 zeigt den Halter im geschlossenen und Fig 18 im geöffneten Zustande, aber von der anderen Seite aus gesehen. — Kl. 44. Nr. 35965. Benjamin Crocker Croß und Daniel Croß in Stonhouse (Devon, England).

Billethalter (Fig. 19). Wer hat nicht schon einmal beim Erscheinen des Controleurs oder Schaffners in allen nur möglichen Taschen nach seinem Billet gesucht und ist dadurch in peinliche Verlegenheit geraten. Die Erfindung soll dagegen schützen; sie besteht in einem Billethalter, der das Billet immer sichtbar festhält und sich an den verschiedensten Gegenständen des täglichen Gebrauchs, z. B. an Schirmen, Stöcken, Uhrketten, Armbändern ꝛc. leicht anbringen läßt. Das Princip ist in unserer Figur an einem Stockgriff dargestellt. An der federnden Platte a_2 sitzen zwei Stifte ss (oder auch nur Rippen), durch den Knopf o kann diese Platte gehoben werden, wobei die Spitzen s aus dem Schlitz t heraustreten; beim Zurückfedern oder Drücken der Platte halten die Spitzen ein in den Schlitz t gestecktes Billet fest. Zugleich ist der hohle Handgriff mit einem Deckel d vorn versehen zur Aufnahme kleiner Gegenstände. — Kl. 33. Nr. 36480. Ernst Mögel in Dresden.

Fig. 17.

Fig. 18. Cigarren- und Cigaretten-halter.

Fig. 19. Billethalter.

Tragbarer Heizapparat für Dampf- und Heißluftbäder mit Vorrichtung zum Regulieren der Heißluftzuführung (Fig. 20). Manches Familienhaupt denkt mit Schrecken an die Badesaison. Es ist schnell eine Krankheit oder Schwäche gefunden, die den besorgten Arzt zwingt, für den seiner Obhut anvertrauten Patienten ein nützliches und teures Bad zu verordnen. Billiger ist es jedenfalls, obigen Apparat in seinem eigenen Zimmer ohne große Vorrichtung und Kosten als Rezept anzuwenden; es ist dazu nur eine Spirituslampe und ein Umhängetuch nötig, um sich ein Dampf- oder Heißluftbad von beliebig regulierbarer Temperatur zu verschaffen. In dem Behälter a befindet sich Wasser, durch die darunter gesetzte Lampe wird das Wasser verdampft, die Verbrennungsgase ziehen durch die Rohre c. d und f nach außen ab; sobald sich Dampf gebildet hat, bläst er aus g durch das zugespitzte Rohr nach h und durch Rohr k nach dem Raum zu dem Badenden, der sich mit einem Tuch eingehüllt hat. An dem anderen Ende des Rohres ist ein drehbarer Schieber n angeordnet, dessen beide Oeffnungen p und o durch Drehen so gestellt werden können, daß durch l, wie in der Figur, frische Luft mit angesaugt wird, oder wird das Bad heißer gewünscht, daß durch Stellung der Oeffnung nach unten aus dem Rohr f heiße Verbrennungsluft in den Dampf mitgeführt und demselben beigemischt wird; durch teilweise Oeffnung von l und p kann die Temperatur des Bades beliebig reguliert werden. — Kl. 30. Nr. 36293. William Edwin Thursfield in Wien.

Neuerung an dem durch das Patent Nr. 33 422 geschützten Seifenbehälter an Bürsten (Fig. 21). Bei dem Hauptpatent war der Seifenbehälter kastenartig auf dem Rücken angeordnet und die Seife trat durch einen Druck seitlich heraus. Durch die Neuerung ist eine gleichzeitige Benutzung der Seife beim Bürsten bequem möglich. In einer Aussparung des Holzrückens umfaßt eine an den Enden hakenförmig umgebogene Platte c die Seife, durch Ausdrücken auf den am Rücken der Bürste hervortretenden Stift kann die Seife in Richtung der Borsten hervorgedrückt werden und so die zu reinigende Fläche einseifen. Selbst bei der Toilette ist Bequemlichkeit eine Hauptbedingung. — Kl. 9. Nr. 36126. Siegfried Goldmann in Dresden.

Fig. 20. Tragbarer Heiz-Apparat.

Taschenlaterne (Fig. 22). Unsere Figur zeigt eine niedliche Laterne, die zusammengeklappt einen sehr kleinen Raum einnimmt, im Gebrauch aber durch die fächerartig sich aufklappenden Seitenwände einen genügenden Schutz gegen Zugluft bietet, um sie beim Nachhauseweg im Dunkeln mit gutem Erfolg benützen zu können. Der Handgriff a wird zum Schließen nach oben geklappt und bietet zugleich für die Oese e des Deckels B in einer Vertiefung den nötigen festen Halt. Die fächerartigen Seitenwände haben in Schlitzen und kleinen Stiften ihren begrenzten Hub. Unterhalb der Lichthülse ist noch ein Behälter für Streichhölzer (in der Figur nicht sichtbar). — Kl. 4. Nr. 36892. G. Goliasch u. Co. in Berlin.

Fig. 21. Seifenbehälter.

Die Kunstbeilagen

stellen sich diesmal durchaus als Nachbildungen bedeutender künstlerischer Schöpfungen dar, deren Autoren allgemein und weithin bekannt sind. So vor allen der Liebling des deutschen Publikums, Paul Thumann, dessen Blatt einen der schönsten Vorgänge aus dem Leben unseres Heilandes wiedergibt. Der Herr bethätigt seine unendliche Liebe an den unschuldigen Kindern der Menschen; er hat das schöne Wort gesprochen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht" und redet nun in ernst-freundlicher Weise zu den ihm sich zutraulich anschmiegenden Kleinen. — Trüber, schmerzlicher berührt das Bild W. Riefstahls „Weihnachtsheiligabend auf einem Münchner Friedhof". Der Herr hat auch da ein Kindlein zu sich gerufen und es weggenommen aus dem Kreise seiner Lieben, fort von dem Herzen der Eltern, fort von den Geschwistern und Gespielen. Aber die Liebe währet ewig und dauert übers Grab und während der Dahingegangene droben unter den Engelchören sein Halleluja singt zum Preise des Tages, da Gott seinen eingeborenen Sohn selbst den Menschen sandte, haben sich die Seinen hinausbegeben auf den Friedhof, wo der kleine Körper bestattet wurde. Er, dem das ewige Licht erglänzt, bedarf keines irdischen mehr, aber das Elternherz drängt es, dem Schmerz und der Liebe Ausdruck zu geben und den flammenden Lichterbaum, nach dem einst die Händchen des Lieblings verlangend gegriffen, auf dem kleinen Hügel erstrahlen zu lassen. Von fern her tönen die Glocken und trostverheißend zieht das „Friede auf Erde" auch in das zuckende Elternherz ein. — Ein durchgeistigtes, feines Bildnis der Madonna mit dem Jesusknaben wurde von

Fig. 22. Taschenlaterne.

Gabriel Max dem Hefte beigesteuert, ein farbiges Blatt, „Der Armen Weihnacht“ von Paul Mohn. — Dem Aufsatz von Fulda über Hugo Kauffmann ist eine Nachbildung des vortrefflichen Bildes „Schnadahüpferl“ beigegeben. Führt Kauffmann mit großer Meisterschaft oberbayerische Typen vor, so bietet H. Lehmann in seiner „Siesta“ (S. 789) dem Leben mit sicherem Blicke abgelauschte italienische.

Der Termin des Preisausschreibens betr. Kolorierung des Wehleschen Bildes „Grüß Gott“ ist auf den Wunsch zahlreicher Abonnenten bis Ende Januar verschoben worden.

Weihnachtsmarkt.

Weihnachtsbilder.

Weihnachts-Ueberraschung (S. 829).

„Kommt das Christkindchen heut abend auch zu dir?“ „Ich glaube nicht, liebes Aennchen,“ entgegnet weich Herr Weber, der auf dem gleichen Flur mit den Eltern seiner kleinen Freundin wohnt, „ich habe ja niemand, der mir ein Bäumchen anzündet und so dem Christkindchen den Weg zu mir zeigt.“

„Du Armer,“ sagt Aennchen traurig, doch schon blitzt es unternehmend aus ihren hellen Guckaugen; sie will den Engelchen schon den Weg weisen. Mama wird in den Plan eingeweiht, ein ganz winziges Tannenbäumchen ist bald aufgetrieben und Papa gibt gern einige Lichtchen her. Mit klopfendem Herzen steht am Abend die Kleine hinter dem Pfeiler, sie will wissen, ob ihr Freund sich freuen wird. Jetzt kommt er die Treppe herauf, jetzt muß er's sehen — doch da läutet auch Papa — einen Blick in das verwunderte Gesicht und husch husch fliegt Herrn Weber das Christkindchen davon.

* * *

Des Sohnes Ankunft am Weihnachtsabend (S. 817).

Wem klopft das Herz wohl freudiger bei den Klängen des Posthorns, dem jungen glücklichen Gymnasiasten, der heute auf ganze vierzehn Tage Ferien nach Hause kommt, oder den Eltern, die ihren Aeltesten seit den Sommerferien entbehren mußten? Das wird ein fröhliches Wiedersehen geben unter dem Christbaum, dessen Lichter eben von der alten Hanne angezündet werden und schon durch den halbgeöffneten Laden heraus in die schneehelle Christnacht leuchten.

„O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit!“

* * *

Weihnachtsmarkt.

Kalt ist's heut, bitter kalt — doch das thut nichts; Schule ist heute nicht und da will die Zeit rein gar nicht vorwärts rücken. Drum hinaus auf den budenbesetzten Marktplatz. Was gibt's da alles zu sehen, zu bewundern, zu begehren! Von Bude geht's zu Bude. Hier wird nach dem Preis einer Mundharmonika gefragt, dort um einen Brummenkreisel gehandelt; gekauft wird natürlich nichts. So vergeht die Zeit; schon bricht die Nacht herein und treibt unsere durchfrorenen kleinen Gesellen nach Haus — unter den schwerbeladenen, hellleuchtenden Weihnachtsbaum.

Da steht ja auch die alte Kunzen, unsere kindergesegnete Wäscherin, deren paar Sparpfennige sich in allerhand nützliche Sachen und Sächelchen für ihre kleine Schar verwandelt haben. Wie leicht wird ihrem alten steifen Rücken diese Last, wie gern trüg' sie schwerer. Jetzt soll nur dem Kleinsten noch ein Hampelmann gekauft werden; 30 Pfennige hat sie noch auszugeben, doch die Händlerin will nicht unter 40 Pfennige gehen. Was nun? Da entdeckt der Kunzen scharfes Auge einen etwas defekten Türkenpascha — sie kann ihn ja mit ein paar Stichen ausbessern — den muß sie für 20 Pfennige bekommen. Es gelingt ihr und doppelt vergnügt steckt sie den erhandelten Zehner wieder in die Tasche — nun aber nach Haus, zu den wartenden Kleinen!

Salonmagie[1]).

Von

Alexander.

Ein Glas durch den Tisch zu schlagen.

Dies wirklich in hohem Grade überraschende Kunststück erheischt zwar eine gewisse Geschicklichkeit, die aber solcher Art ist, daß man sich dieselbe leicht anzueignen vermag. Besitzt man einige Redefertigkeit, so wird die Ausführung dadurch sehr erleichtert.

Fig. 1.

Stelle ein gewöhnliches Wasserglas auf den Tisch, umgib dasselbe mit einem großen doppelt gelegten Zeitungsblatte, so daß das Glas überall von dem Papiere umgeben und die Form des Glases erkennbar ist (Fig. 1). Alsdann hebe das eingefüllte Glas auf, zeige durch Umkehren desselben, daß es sich in der Papierhülle befinde, und erkläre, daß du dasselbe in überraschender Weise durch den Tisch zu schlagen beabsichtigtest. Um jedoch deine Hand nicht zu verletzen, erbittest du dir ein Buch oder eine zusammengelegte Serviette, um diese oben auf das Glas zu legen. Während man dieser Aufforderung nachkommt, benutzest du die Gelegenheit unter Hinzufügung einiger geeigneten Redensarten, das mit dem Papiere umgebene Glas einen Augenblick über deinen Schoß zu halten und dasselbe unbemerkt auf diesen fallen zu lassen (Fig. 2), während du natürlich die Papierhülle in der Hand zurückhältst und dieselbe vorsichtig auf den Tisch hinsetzest. Das in der Form des Glases zusammengedrückte Papier ist kräftig genug, ein leidlich dickes Buch oder eine zusammmengehaltene Serviette zu tragen, wodurch um so mehr der Glaube erweckt wird, daß sich das Glas noch innerhalb des Papieres befinde. Die linke Hand unter den Tisch bringend, führst du nun mit der rechten einen kräftigen Schlag auf die Serviette und das Papier aus und bringst das auf deinem Schoße befindliche Glas, als durch den Tisch geschlagen, zum Vorschein.

Fig. 2.

[1]) Vgl. Heft II, S. 423 dieses Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

N. N. in M. Der im vorigen Hefte abgedruckte Aufsatz „Große Wirkungen, kleine Ursachen" führte vom Verfasser aus den Titel „Die Centesimalverdünnung der Homöopathie mathematisch erläutert". Die Umwandlung ist von der Redaktion vollzogen worden.

C. B. in W., B. N. in L., A. E. in L., W. B. in E. Unbrauchbar.

O. F. in T. Sie haben sich mit fremden Federn aus dem 18. Jahrhundert geschmückt.

L. B. in O. Die Freunde, die Ihre Gedichte gelobt haben, standen entweder mit der Wahrheit oder mit dem Urteil auf gespanntem Fuße.

A. H. in N. Jede einzelne Lösung berechtigt zur Teilnahme an der Verlosung der Preise.

A. A. in B. Wenden Sie sich an Sengebuschs Verlag in Leipzig.

F. P. in T. In dieser Angelegenheit dürfte es am besten sein, sich mit einem tüchtigen Ingenieur in Verbindung zu setzen. Wir raten Ihnen, sich mit Herrn Ingenieur Uhland in Leipzig ins Einvernehmen zu setzen.

N. K. in L. Rätsel unverwendbar. Wandert in den Papierkorb.

N. C. in L. Wir empfehlen Ihnen und anderen Baritonisten die hübsch ausgestattete, dem Andenken Scheffels gewidmete Komposition Karl Isemanns von „Alt-heidelberg, du feine", welche in Mannheim bei A. Danecker erschienen ist. Preis 1 Mark.

G. C. in E. Ihre Gedichte können wir nicht hierher setzen, aber wir wollen doch die Adresse wiedergeben, welche ja nicht nur für uns, sondern auch für den heiligen Stephan bestimmt ist:

„In Stuttgart wohnt ein Professeur,
Der redigiert ‚Vom Fels zum Meer',
Für ihn soll dieses Briefchen sein,
Es sind 'ne Menge Verse drein;
Doch unrecht ist es, liebe Post,
Daß so was zwanzig Pfenn'ge kost,
Der Inhalt, der den Brief beschwert,
Ist keine zwanzig Pfenn'ge wert.
Drum wär' die Bitte wohl am Ort:
Gebt Freiheit für des Dichters Wort."

Th. B. in H. Die bekannte Bleistiftfabrik von Faber fertigt einen besonderen Stift für Stenographen an.

E. K. in B. Ein Vorgehen gegen die Post ist in dem Fall ganz unmöglich, da sie nur dann die Abgabe solcher Karten unterlassen kann, wenn sie zur Kenntnis des beleidigenden Inhalts kommt. Solches geschieht aber nur selten und nur durch Zufall; eine Verpflichtung, alle Karten auf Beleidigungen anzusehen, liegt für sie nicht vor.

Abonnent aus Pfullingen. Das Gedicht ist längst einen der verschiedenen Wege gewandelt, welche alte Papiere zu wandeln pflegen.

Weltpost.

Z. Ganz Ihrer Meinung in der Verdammung dieser Stelle.

B. W. in Posen, P. K., Hugo L., F. Sch. Hun . . . . in Niederbayern, Wilhelm B. in Breslau, Alfred L. in Barmen. Skataufgabe Nr. 12 resp. Nr. 13 richtig gelöst.

A. S. in A. Fritze Kulasch erfreut sich noch besten Wohlseins und wird sicher über kurz oder lang Neues aus seinem Leben zum besten geben. Wir wollen ihm Ihre Grüße übermitteln.

R.-M. in Oe.-L. Bedauern nicht verwenden zu können.

C. G. in L. Nicht übel, aber warum „schütten" auf „schieden" reimen? Sorgfältiger!

R. M. in St. P. Für die im „fernen Westen" uns zugeführten Abonnenten herzlichen Dank, nicht so für das Gedicht. Sie denken sich die Sonne als großes Auge, dagegen ist nichts einzuwenden; aber

„Durchrollet von der Liebe Feuerbächen,"

das ist für europäische Anschauungen entschieden zu hoch.

Th. M. in W. Sich an Worten wie „**Contra**" und dem schon als **terminus technicus** berechtigten „bibelots" zu stoßen, ist sprachliche Prüderie der schlimmsten Sorte. Wenn Sie uns deshalb gram werden, so fahren Sie ruhig dahin, unsere Wege gehen nicht zusammen.

E. S. in G. Ihr Wunsch, die Veröffentlichung Ihrer „poetischen Erstgeburt" (Sie wollten wohl sagen „Frühgeburt"?) noch etwas aufzuschieben geschieht mit Vergnügen. Sie soll ad calendas graecas verschoben sein!

A. Sch. in St. Ihr Rätsel haben wir gern acceptiert.

F. K. W. Ihre Wünsche sollen in Erwägung gezogen werden. Prof. Vischer wird Ihnen übrigens schwerlich dankbar dafür sein, daß Sie Ihre Verse als „Vischer-Verse" bezeichnen. Sie sind nicht verwendbar.

R. M. in G. Die Satire in Ihrem Poem „Gedanken eines deutschen Mädchens auf der Wartburg" ist sehr plump und ungelenk ausgefallen. Im übrigen fehlt es Ihnen nicht an kühnen Wendungen und verblüffenden Bildern; wenn Sie z. B. von Luther sagen:

„Ein königlicher Aar, frei horstend in den Lüften,"

so kann man sich ihn beim besten Willen nicht anders als eine Art Ikarus vorstellen, da auch seiner Energie es kaum gelungen sein dürfte, ohne Hilfsmittel frei in der Lüften zu horsten.

Nero B. in B. Ihr „Nekrolog in Gedichtform" fängt vielverheißend an:

„Trübes Rauschen bang erzittert durch den deutschen Künstlerwald."

Den armen Künstler, den Sie besingen, lassen Sie nun Ihrem Pseudonym entsprechend grausam dreimal vom Leben zum Tode bringen: 1) durch „des Todes Sturm Gewalt"; 2) durch „jenen Wurm, der zu fällen (warum nicht „aufzuknappern") ihn gewagt" mit „des wucht'gen Streiches Kraft" (das muß eine anständige Art Wurm gewesen sein, so etwas wie „Fafner, der wilde Wurm"); 3) durch „die Sense". Daß Ihnen gegenüber dieser dreifachen Majestät des Todes das kleinliche Gefühl für Orthographie und Form abhanden kommt, ist natürlich, und so schreiben Sie „Talend" und lassen

„Alle Schüler, tief erschütternd (statt erschüttert), sammeln sich um seinen Sarg, Der vom Todeshauch umwittert" rc.

Ei, Sie Realist! Da greift man ja unwillkürlich nach dem Flacon.

A. Z. in O. Ihr Gedicht „Die Heide im Herbst" ist noch trostloser als das Objekt unter den Verhältnissen, die Sie besingen.

R. G. in B. Das **Preisausschreiben** der Zeitschrift „Die gefiederte Welt", herausgegeben von Dr. Karl Ruß, von welchem wir s. Z. meldeten, hat ein günstiges Ergebnis geliefert, denn von den eingegangenen 16 Bewerbungsschriften konnten 13 prämiiert werden. Die höchsten Preise von je 75 Mark empfingen die Herren Chr. F. Eißbrückner in Geestemünde und Apotheker Karl Leber in Griesheim bei Darmstadt; außerdem wurden prämiiert die Herren W. Reyer in Frankfurt a. M., Ernst Beck-Corrodi in Zürich, Benecke in Zerbst, F. W. Klages in Hannover, Friedrich Bartel in Nürnberg und E. Götschke in Berlin mit Summen von 45, 30, 20 bis 15 Mark hinab. Einen Extrapreis von 150 Mark bewilligten Redaktion und Verlag ihrem alten bewährten Mitarbeiter, Herrn W. Böcker in Wetzlar. Alle vorliegenden, preisgekrönten Schriften werden in der „Gefiederten Welt" veröffentlicht. Als Preisrichter waren thätig die Herren Heinrich Must in Leipzig, Ed. Eschenbach und Ernst Hinze in Berlin, Dr. *** in B und Dr. Karl Ruß

Musikalische Jugendpost

Anregung Belehrung Unterhaltung nebst 15 Musikstücken 1 Mk.

Gratis Nummern u. brosch. Quartale in allen Buch- u. Musikalienhandlungen. Verlag v. P. J. Tonger Koeln.

Delikaten RIESEN SPARGEL CARL JENTSCH & Co. BRAUNSCHWEIG

Delicaten Spargel,

feinste junge Erbsen u. sonstige delicate Gemüse, Früchte, Marmeladen, Saucen, Pasteten etc. liefern [2635]

Carl Jentsch & Co.,

Braunschweig.

Filiale: Rittergut Gänsefurth bei Hecklingen.

Niemand versäume für Herbst- und Winterbedarf sich den billigst gestellten **Preiscourant** kommen zu lassen.

PATENTE aller Länder werden prompt und korrekt nachgesucht durch **C. Kesseler**, Patent- und Technisches Bureau, Berlin S. W. 11, Königgrätzerstr. 47. Prospekte gratis.

OTTO HERZ & Co's

SCHUHE UND STIEFEL SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZMARKE VERSEHEN.

WIEN 1873 · MELBOURNE 1880 · SYDNEY 1879 · LONDON 1862 · PARIS 1867 · PRIZE MEDAL

FRANKFURT a/M.

Cognac

Die Zeitschr. „Die Nahrungsmittel" urtheilt, dass sich unser nach der **chemischen Untersuchung in allen Eigenschaften v. importirtem französischen Cognac. bei ganz bedeut. billigeren Preisen nicht unterschied.**

Export-Compagnie für Deutschen Cognac, Köln a. Rh.

Electrische

Beleuchtung ohne Anwendung von Maschinen mit neuen s. kräftigen Batterien von M. 25 an. — Electr. Neuheiten mit Trockenelementen: Electr. tragbare Laterne M. 30. — Electr. Busennadeln mit Edisonlampe (eine Taschenlaterne ersetzend) M. 17,50. — Electr. Feuerzeuge mit Lampe M. 8, 16 und 20 (Ersatz für Zündhölzer und Lichte).

Dynamo-electr.

Maschinen für Schulzwecke, z. Galvanisiren u. z. Beleuchtungsanlagen f. Hand- und Maschinenbetrieb (von M. 50 an 2—3 electr. Lampen speisend). Für grosse maschinelle Beleuchtungsanlagen **billigste Berechnung.** Kostenanschläge gratis. — Electr. Simplexklingeln, Telephone, Electromotoren (Dynamomaschinen) f. Nähmaschinen etc. M. 20. — Electr. Gasanzünder, Inductions-Apparate. — Ferner Modelldampfmaschinen, Fernrohre, **photographische Apparate** für Dilettanten etc. [2592]

Wolff & Ricks,

BERLIN SW., Zimmerstrasse 95/96.

Illustrirte Prospecte gratis.
Grosser illustrirter Preiscourant gegen Einsendung von 30 Pf. in Marken.

6mal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine zum Studiren** (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. Wilhelmj, Sarasate u. v. A. Tua. Ausf. Preiscourante werden gratis frc. zugesandt.
[2626] **Gebrüder Wolff,** Instrumentenfabrik, Kreuznach.

Dr. Römpler's Heilanstalt

für [2632]

Lungenkranke.

Winterkur.

Görbersdorf i. Schles.
Prospecte gratis und franco.

Eine bedeutende **Ersparniß** an Butter erzielt man durch den Gebrauch meines beliebten feinsten [2634]

Zuckerrübenkrautes

(Lieblingsnahrung der Kinder). Netto 8 Pfd zu 2 M. 80 Pf. incl. Büchse per Post frei Bahnsendungen: 35 Pfd. zu 20 Pf., 70 bis 100 Pfd. zu 17 Pf. per netto Pfd. faßfrei ab Bahn hier gegen Nachnahme.

Netto 9 Pfd. hochfeinstes, süßes, rheinisches **Apfel-Gelée** per Post frei gegen Nachnahme von M. 5,5 incl. Büchse, netto 7½ Pfd. (wie anderseit als 10 Pfd.-Postfäßchen offerirt) zu M. 4.7. frei. Proben von beidem stehen zu Diensten

J. Knorsch, Moers a. Rh.

Permanente Ausstellung

von Neuheiten auf hauswirthschaftlichem Gebiete.

KARL HIRSCH & Co. BERLIN W.
Leipziger Strasse 2.

Deutscher Liqueur

„Benedictine"

gesetzlich geschützt.

aus der Destillerie des Fabrikanten

Friedrich Sohn

Gegründet 1842.

Waldenburg in Schles.

Gesundheitsfördernder Liqueur von feinsten Kräutern.

Deutscher Liqueur „BENEDICTINE" Gesundheitsfördernder Liqueur ... fabricirt von ...

Man achte gefälligst darauf, dass sich auf jeder Flasche die **Schutzmarke** und das viereckige Etiquett mit dem **Facsimile des Fabrikanten** befinden.

Dieser vorzügliche **Deutsche Liqueur „Benedictine"** aus den edelsten, gesundheitsfördernden, den gesammten Organismus kräftigenden und seine Functionen mild anregenden und erleichternden Kräutern und Pflanzen hergestellt, ist — wie die jeder Flasche beigefügten Atteste ergeben — von Fach-Autoritäten und zwar den vereideten gerichtlichen Chemikern **Herrn Dr. C. Bischoff** und **Herrn Dr. Hans Brackebusch** in Berlin analysirt und dahin attestirt worden, dass derselbe **im Wesentlichen der Durchschnitts-Zusammensetzung des echten Benedictiner-Liqueurs entspricht** und **als ein wohlgelungenes Aequivalent desselben zu bezeichnen ist,** ferner, **dass derselbe der französischen Benedictine sehr nahe steht, so zwar, dass alle längst anerkannten guten Wirkungen der letzteren auch von meinem Fabrikat zu erwarten** und **dass irgend welche gesundheitsschädlichen Bestandtheile in demselben nicht nachzuweisen sind.** Berücksichtigt man nun noch den Schlusssatz des zweiten Attestes, lautend: **„Ich füge hinzu, dass in einer 12jährigen Praxis als vereideter Chemiker und Spezialist in Nahrungs- und Genussmitteln ich ein Urtheil wie das vorstehende, betreffend Deutsche Benedictine, nicht abgeben konnte,"** so ist hiermit wohl constatirt, dass mein Deutscher Liqueur Benedictine das **beste** und **wohlgelungenste diesfällige Fabrikat ist, welches bis jetzt in Deutschland hergestellt wurde** und somit **wohlgeeignet ist,** den weit **kostspieligeren französischen Benedictiner vollständig zu ersetzen.** Dieser vorzügliche

Deutsche Liqueur „Benedictine"

ist in allen grösseren Delicatess- und Droguen-Handlungen, sowie in sämmtlichen Niederlagen erhältlich, auch direct vom Fabrikanten zu beziehen:

die 1/1-Liter-Flasche **4** Mark **50** Pfg.
„ 1/2- „ **2** „ **25** „
„ 1/4- „ **1** „ **25** „

inclusive Verpackung gegen Nachnahme.

Wiederverkäufern besondere Vortheile nach Vereinbarung.

Niederlagen werden, wo solche noch nicht bestehen, bereitwilligst errichtet und wird diesfälligen Bewerbungen gern entgegen gesehen.

Papageien.

Graue mit rothem Schwanz M. 30, grüne mit blauer Stirne M. 25. Die Vögel sind an Samen u. Wasser gewöhnt, zahm u. lernen in kurzer Zeit sprechen. Reelle Bedienung. Umtausch gestattet. Preislisten umsonst.

Gustav Voss. Köln a. Rh.
Filiale Hamburg, Versandt ab Köln.)

Nürnberger Spielwaaren

Grösstes Spielwaaren-Magazin

Illustr. Spielwaaren-Katalog ca. 3000 Nummern enthaltend versendet gratis u. franco.

Jean Munck Nürnberg

Heizbare

Badestühle

Mit allen Vorzügen. Neueste Verbesserung. Garantie. Preiscour. grat. franc.

C. W. Lang, Nürnberg.

Patente

[2181] aller Länder besorgt u. verwerth. d. Patentbureau v. C. R. Walder, Ingenieur u. Pat.-Anw. **Berlin S. W. 11.**

Anlehensloose.

Preisliste gratis. [2252]

Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Christbaum-Verzierungen

prachtvolle Neuheiten [2646] in Sortimenten à 12 Stück zu M. 1.—1.50., M. 2.—2.50., 3.—3.50. u. 4. — empfehlen

Gottschald & Co., Dresden, Wilsdrufferstr. 8.

Illustr. Briefmarken-Journal.

Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. **farbige Illustrationen** u. Gratisbeigaben giebt u. monatlich 2mal erscheint. Probe-Nr. gratis **von Gebrüder Senf, Leipzig.**

Steinbaukasten,

echte **Richtersche**, sind in allen feineren Spielwarenhandlungen des In- und Auslandes vorrätig.

Gesucht

Agenten und Reisende zum Verkauf von **Kaffee, Thee, Reis** und **Hamburger Cigarren** an Private gegen ein Fixum von 500 Mark und gute Provision.

Hamburg. **J. Stiller & Co.**

Harn-Untersuchungen führt aus Dr. H. Eckenroth, Ludwigshafen a. Rh. Specialist für physiologisch-medicin. Chemie. [2627]

Deutsches Reichs-Patent.

Der Regenerations-Electrisirapparat zur Heilung acuter u. chronischer Nervenleiden durch „statische" (d. i. ruhende) Electricität. Eminent belebendes Agens bei allgem. Nervenschwäche (Nervosität etc.) u. Störungen des Potential-Nervensystems welche sich durch Ueberreizung u. Schwäche manifestiren. Preis m. Anw. z. Selbstgebrauch 10 M. 50 Pf. Prosp. franco.

Aug. Schmidt vorm. R. Kruse,
Stralsund (Preussen).

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt. außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern m. Toiletten u. Handarbeiten, enthalt. gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche d. ganze Gebiet der Garderobe u. Leibwäsche f. Damen, Mädchen u. Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [2566]

Patent.

Dampf-Expreßkocher mit Sicherheits-Ventil ganz aus Kupfer, erzielt eine **fünffache Heizkraft** auf Kosten der Dämpfe. Kocht u. bratet jede erdenkl. Speise, hitzt in 5 Min. Bügeleisen. Preis Nr. II. gewöhnliche Größe Mk. 10, Nr. III. größere Sorte, speisen größere Menge Wasser ꝛc. Mk. 12. [2535]

Adresse: **Fabrik der Patent-Dampf-Expresskocher, München.** Marienplatz 27.

Veltliner-Weine

garantirt rein, von gewöhnlichen bis zu den feinsten Qualitäten, in Kisten von 12 Flaschen und in Gebinden beliebiger Grösse, Proben und Preislisten gratis und franco empfehlen:

Davos-Dörfli Canton Graubünden. **Kindschi & Sohn.**

Feine Harzer

!! Kanarien-Vögel !!

mit den seltensten Touren zu M. 6, 8, 10, 12, 14 und 15 per Stück, empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preis-Courant **H. Natermann,** [2644] Clausthal, Oberharz.
NB. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zu Diensten.

Photograph. Apparate

Ed. Liesegang, Düsseldorf. [2638]
Preislisten gratis. **Anleitung 1 Mk.**

Für 4 Mark 50 Pf.
versenden franco ein 10 Pfd.-Packet feine Toiletteseife, sortirt in Mandel-, Rosen-, Veilchen- und Glycerinseife. Allen Haushaltungen sehr zu empfehlen.
Th. Coellen & Cie, Crefeld,
Seifen- u. Parfümerienfabrik.

Stottern
beseitigt gründlich die seit 14 Jahren best. Anstalt von C. A. Kutscher, **Hannover.** Honorar n. Heilung. Prospect gratis. [2618]

Augenblicksbilder
für Festgeschenke und den Büchertisch geeignet. Thier- und Wildstudien ꝛc.; Act-Serien von Menschen. Katalog gratis, illustrirt nach Vereinbarung. [2651]
Ottomar Anschütz, Lissa (Posen).

Bilder für Laterna magica
z. Abziehen auf Glas in brill. Farben bei
M. Cramer in Hamburg. [2637]

[Z]ur Kur, als Hausgetränk, zu Suppen etc. vorzüglich — vielfach prämiirt —
[G]esundheits-Apfelwein
versendet à 30 ₰ per Liter
Ferdn. Poetko, Guben.
Export-Apfelweinkelterei
gegründet 1856. [2284]

Garantirt reine **Dessert- und Medicinal-Weine**
ff. Sherry, Portwein, Moscatel, Malaga, Marsala
10 ganze Flaschen Mark 16.— incl. Packung
geg. Nachn.: Postkolli v. 4 halben Fl. nach Wahl M. 4.50 franco.
M. Fraenkel & Cie. Köln a. Rh. Import ausländischer Weine.

D.R.P. Passendes Weihnachtsgeschenk! D.R.P.
Malmwieck's Back- und Bratpfannen.
Bedeutende Preisermässigung!
Braten ohne Schmalz und Butter.
Empfohlen in Kübler's Hauswesen. *Dauerhafter und vielseitiger als Schnellbrater.*
Bei **Gutbrod & Co., Stuttgart.** — Für Wiederverkäufer mit Rabatt.

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — **Zweck derselben:** Wesentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von **Invaliden.** Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1885 wurden versichert 16,678 Knaben mit ℳ 18,425,000. — Capital — gegen 15,682 Knaben mit ℳ 16,586,000. Capital im Jahre 1884. — **Status Ende 1885:** Versicherungscapital ℳ 53,000,000; Jahreseinnahme ℳ 3,400,000; Garantiemittel ℳ 7,000,000; Invalidenfonds ℳ 57,000; Dividendenfonds ℳ 282,000. Prospekte ꝛc. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. Inactive Officiere, Beamte, Lehrer u. angesehene Geschäftsmänner werden zur Uebernahme von Hauptagenturen gesucht. [2345]

Magnetisch-galvanische Batterien,
in Thalerform, gegen Gicht, Rheumatismus, aller Art Nervenschmerzen ꝛc. — Wirksamer als Gichtketten! **Preis Mark 5.** — Wiederverkäufer Rabatt. Prospecte gratis. Importeure auf überseeische Plätze gesucht. **Müller-Sonn, Zofingen-Schweiz.**

Robert Bockemüller, Hasselfelde im Harz
(Firma-Bestand seit 1860)
versendet franco jeder Poststation des Deutschen Reiches, der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie und der Schweiz gegen Postnachnahme: [2619]

große fette Harzer Kümmel-Käse, fein und pikant, in Kistchen von 5 Kilo brutto, enthaltend 90 Stück, Rmk. 3. 60.

feinsten Sahnen-Käse in Staniol-Verpackung in Kistchen von 4 Kilo netto Rmk. 4. —

Nordhäuser Kornbranntwein, alte abgelagerte Ware, allgemein beliebt, in Fäßchen à 4 Liter Rmk. 4. —

feinen Rum in Fäßchen à 4 Liter Rmk. 5. —

In größeren Posten bei Bahnversand wesentlich billiger.

Mondamin
Eingetragene Schutzmarke.
Zu allerlei **Puddings, Milchspeisen, Fruchtgelées, Sandtorten** etc.
Für Kinder und Kranke mit Milch gekocht speciell geeignet; erhöht die Verdaulichkeit der Milch. **Auch zur Verdickung von Suppen, Cacao etc. vortrefflich.** Mondamin ist ein entöltes Mais-Product, Fabr. **Brown & Polson,** k. e. Hofl. **London** u. **Berlin C.,** in Colonial-, Delicatessen- u. Droguen-Handlungen in 1/1 u. 1/2 engl. Pfd.-Packeten.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in **GÖRLITZ.**

ETRURIA.
Kunstgewerbliche Anstalt
zu **Neuwedell** (Preußen)
empfiehlt zur Decoration von Wandflächen, Paneels, Kaminen u. s. w.
alterthüml. Schau- und Prunkgefäße
getriebene Schüsseln, Platten, Teller, Rüstungsgegenstände, Humpen, Kannen u. s. w., treue Copien mustergiltiger Werke aus der Blüthezeit der Kunst, in vorzüglicher Metall-Imitation zu außergewöhnlich billigen Preisen. [2575]
Preiscourant gratis und franco.

Preiscourant mit 400 Abbildungen von Schmucksachen aus echten böhmischen Granaten gratis und franco.
August Goldschmid & Sohn,
k. k. Hoflieferanten
Prag, Zeltnergasse Nr. 15.

Viele Neuheiten in **Schuss-Hieb-Stich-Waffen**
Preislisten gratis.
Hippolit Mehles, Waffenfabrik
Berlin W., Friedrichstrasse 1[5]9.

Night Candles — G. A. Glafey in Nürnberg

Glafey-Nachtlich[ter]
unübertroffen seit 1808, 6[mal] präm., darunt. silb. Med. Nürnberg „für vollkom. [Aus]führung d. Fabrikate in j[eder] Beziehg." sind in jedem [bes]seren Geschäfte vorrä[thig]. Vor Nachahm. wird gew[arnt].

Griechische — **Sicilianische**
Mehrfach Praemiirt
Griechische
1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 vortrefflichen Sorten incl. Verpack. zu **M. 16.20.**
Da **10 Flasch.** = 20 Ko. Brutto wiegen, ermässigt sich die Fracht gegen 12 Fl., wie bisher versandt. um **50%.**
Weine
Sicilianische
(best. **Bordeaux-Ersatz**)
1 Probek. je 2 Fl. Syracuser, Vino del Bosco, Puglia, Aetna weiss u. roth, zusam. 10 Fl. incl. Verpack. zu **M. 12.40.**
ZIEGLER & GROSS
Konstanz & Kreuzlingen
Baden. Schweiz.

Patent-Kinderwagen, Krankenfahrstühle, Netzbettstellen, Kinder-Velocipedes
eigner Fabrik, höchst solides Fabrikat, in einfachen wie elegantesten Ausstattungen liefert unter Garantie zu sehr mäßigen Preisen die
Kranken- u. Kinderwagen-Fabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.
Reichausgestattete illustrirte Kataloge (mit vielen Anerkennungen aus **allen** Ständen als Anhang) auf Wunsch **gratis.**
Niederlage Wien I. Postg. 22.

Soeben ist neu erschienen:

Trug-Gold von Rud. Baumbach.

Pracht-Ausgabe.

Reich illustrirt mit Zeichnungen von

Ph. Grot Johann.

In eleganter, höchst geschmackvoller Ausstattung. Original-Prachtband in groß Quart-Format. 30 Mark.

Trug-Gold, Miniatur-Ausgabe,

fünfte Stereotyp-Auflage, ohne Illustrationen, elegant gebunden. 6 Mark.

Verlagsbuchhandlung von Albert Goldschmidt.

Berlin W., Köthenerstr. 32. [2631]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Vor Fälschung wird gewarnt!
Verkauf blos in grün versiegelten und blau etiquettirten Schachteln.

Biliner Verdauungs-Zeltchen.

Pastilles de Bilin.

Vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt. [2587]

Depôts in allen Mineralwasserhandlungen, in den Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Gratis und franco versende ich an Interessenten mein neues illustrirtes Preisbuch über [2570]

Fontainen,

Aquarien, Lufterfrischungs-apparate, neueste Fontainen-triebwerke, Blumentische.

Louis Heinrici,

Zwickau, Sachsen,
Fontainenfabrik und Mechanische Werkstätte.

Preisgekrönte Münchener ZITHERN

eigenes Fabrikat mit 30—33 Saiten, mit Schulen zum Selbsterlern. d. Instruments, à 24, 30, 45—400 Mark. **Beste Zithersaiten auf Seide und Metall.** Lag. v. Viol., Cell., Guit. Harmonikas u. Flöten. **Preiscourant gratis.**

Josef Thumhart,
München.
kgl. bayer. Hoflief.,
Firma:
Xaver Thumhart,
[2586] Instrumenten- und Saiten-Fabrik.

Kanarienmännchen

Nur noch **kurze** Zeit versende ich meine diesjährigen hiesigen Roller-Kanarienmännchen **à 6—20 M.** die vorzüglichsten! Wiederverkäufern lohnender Rabatt, schon bei Entnahme von 2 Stück 5%. [2590]

R. Maschke, St. Andreasberg, Harz.

Emmer-Pianinos u. Harmoniums. Preise billigst, geg. Rat. Bei Barz. Extrarab. u. Frk.-Sdg. 10jähr. Garant. **Wilh. Emmer, Magdeburg.**
Ehr. Ausz. Hof-Dipl., Ord., Staats-Med. etc. [2626]

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.

SCHUTZMARKE

Fahnen-Manufactur u. Atelier für Altar-Bekleidungen.

Nur Handstickerei.

Stottern! [2562]

wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i. E.**

Von keinem anderen ähnlichen Mittel übertroffen, von den größ[ten] **Autoritäten der medicinischen Wissenschaft Europa's** geprüft haben sich die

Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen

als ein sicheres, angenehmes und durchaus unschädliches Mittel bewährt.

Gegen **Kongestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- u. Gallenleiden, Hämorrhoiden,** überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die **Apotheker Rich. Brandt'schen Schweizerpillen** in unzähligen Fällen als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die

BRANDT's SCHWEIZER PILLEN · APOTHEKER RICH. · Gesetzl. deponirt · Rich. Brandt

Gründe, auf welchen [der] Weltruf der Apotheker [Rich.] Brandt'schen Schweiz[er]pillen basirt. Der bill[ige] Preis von Mark 1 [pro] Dose, welche für mehr[ere] Wochen ausreicht, mac[ht] dieselben Jedermann [zu]gänglich, doch achte m[an] genau darauf, die **äch[ten] Apotheker R. Brand[t'] schen Schweizerpillen** [zu] erhalten, welche auf [der] Dose ein Etiquette [mit] obige Abbildung ze[igen] tragen.

Apotheker Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apothe[ken] Europa's vorräthig u. a. **Berlin:** Strauß-Einhorn- oder Victoriaapotheke, **Bresl[au]:** Kränzelmarktapotheke, **Cöln:** Einhornapotheke, **Dresden:** Mohrenapotheke, **Fra[nk]furt a. M.:** Adlerapotheke, **Hamburg:** Hafenapotheke u. Neuerweg, **Hannover:** Löw[en]apoth., **Königsberg i. Pr.:** Kahle'sche Apoth., **Magdeburg:** Löwenapoth., **Münch[en]:** Carmeliterapoth., **Posen:** Rothe Apoth., **Straßburg i. E.:** Meißenapoth., **Stuttga[rt]:** Apoth. Reihlen und Scholl, **Wien:** Apoth. Mittelbach Hohermarkt, **Prag:** Apo[th.] J. Fürst, **Pest:** Apoth. J. v. Török, **Genf:** Apoth. A. Sauter, **Zürich:** Apoth. R. Bra[ndt].

!! Für Gesangvereine Der Chorgesang !!

Über 500 vorzügliche Empfehlungen hoher Ministerien und Behörden, sowie der politischen und Fachpresse weist der Chorgesang allein bei Schluss seines ersten Jahrganges auf.

Die anerkannt beste u. billigste Zeitung für Gesangvereine, Liedertafeln, Chordirigenten, Kantoren, Organisten, Gesanglehrer an Gymnasien, Seminaren, Bürger- u. Volksschulen ist der mit Originalchören der bedeutendsten Komponisten erscheinende, vom Weimaran. Hoforganist ***A. W. Gottschalg*** *redigierte*

„Chorgesang“.

Jahrgang I. enthält ***65 Originalkompositionen*** *für Gemischte- u. Männerchöre, ausserdem einen* ***sehr reichhaltigen Text 442 Seiten*** *auf holzfreiem starkem Papier. „Anschaffen“ sei die Parole! sagt die Neue Bad. Schul-Zeitung v. 1. August 1886. Pr. pr. Quartal m. Musikbeilagen bei jed. Postanstalt, Buch- u. Musikalienhdlg. nur 2 M. Von der Verlagshdlg. direkt M. 2.60 incl. Porto.*

Probenummern gratis u. franko von ***Licht & Meyer in Leipzig.***

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen

Spielwaaren

direkt aus **Nürnberg** zu beziehen.

Reich illustrirtes **Preisbuch** mit ca. 7000 Nummern wird gratis und franco versandt.

Präm. Nürnbg. 1879. — **Carl Quehl,** Spielwaaren-Fabrik, **Nürnberg.** — Präm. Nürnbg. 1882.

Erstes u. renommirtestes Specialitätengeschäft, besteht seit 1852.
Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.

Egyptische Cigaretten von Nestor Gyanaclis

empfiehlt, Wiederverkäufern mit entsprechendem Rabatt, der Generalvertreter für Deutschla[nd]
[2105] **Georg Krebs, Frankfurt a. M.**

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt,

direct aus der Fabrik zu beziehen.

Abgabe von einzelnen Kleidern zu Fabrikpreisen

direct an Private.

V. E. & K. — V. E. & K.

Wir garantiren, dass unsere sämmtlichen Fabrikate [2341]
aus absolut reiner Seide in echtestem Schwarz ohne jede Farbbeschwerung in eigener Fabrik hergestellt werden.

Alle unsere Seidenstoffe sind in Folge dessen **sehr solide,** die meisten **fast unverwüstlich.**

Wir empfehlen ausserdem:

Weisse und crêmefarbige seidene Kleiderstoffe für Brautkleider

in reicher Auswahl zu billigsten Fabrikpreisen. — Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-Collection an:

Die Seidenwaaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld.

Hochfeine Geschenke.

Hochfeine Geschenke.

Chrestensens Makart-Preis-Bouquet.

→ Hochfeine Neuheit. ←

Chrestensens Makart-Preis-Bouquet
in runder Form, ungefähr 1 Meter groß M. 10.—
" " " 1,50 " " " 15.—
Stylvolle Vasen dazu in Syderolith per Stück M. 8.— M. 18.—
do. " Majolica " " " 13.— " 24.—
Nichtconvenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Chrestensens Makart-Bouquets
in flacher oder einseitiger Form

Höhe ungefähr	30 cm	50 cm	75 cm	100 cm	150 cm
Preis per Stück	M. 3.—	M. 5.—	M. 8.—	M. 10.—	M. 15—20.

Passende stylgerechte Vasen zu den Makart-Bouquets
Preis per Stück M. 2,50. M. 3,50. M. 5.— M. 6.— M. 8.— M. 10.— M. 15.— M. 25.—

Das Makart-Preis-Bouquet ist in seinem Gesammteindruck wahrhaft großartig und in der That ein brillantes Prunkstück für jeden Salon; die Form des Bouquets ist rund, und es kann sowohl in einer Ecke als auch von allen Seiten frei Aufstellung finden. Zur Anfertigung wird das auserlesenste Material, was es giebt, benutzt, und stammt dasselbe von fast allen Theilen der Welt; die Urwälder Brasiliens liefern mir einzelne Palmwedel, andere kommen von den Ufern des Nils, das silberweiße Pampasgras wächst an den Küsten des Stillen Oceans und einige Gräser in den Sümpfen des Mississippi; alles zusammen ist zu einem Bouquet arrangirt, welches ich dem Publikum auf das Wärmste empfehlen kann.

Makart-Catalog franco und gratis.

N. L. Chrestensen, Erfurt,

Königl. Preuß. und Großherzogl. Hoflieferant.

Hochfeine Geschenke.

Hochfeine Geschenke.

Wie schützen wir uns vor der Cholera?

Von

Prof. Dr. D. K. Rost.

In dem schweren Kampfe ums Dasein sucht der Mensch vor allem mit den Gefahren sich bekannt zu machen, welche ihn bedrohen, indem er hofft, daß es ihm durch eine bessere Kenntnis derselben möglich sein werde, ihnen auszuweichen, sie fernzuhalten, oder doch erfolgreich zu bekämpfen. So bestrebt sich die moderne Medizin, und erachtet dies als eines ihrer vornehmsten Ziele, die Ursachen der schweren, das Menschengeschlecht heimsuchenden Seuchen aufzuspüren. Bei einer nicht geringen Zahl derselben ist ihr Streben dank den ungemein verbesserten Methoden der Forschung von Erfolg gekrönt gewesen. Zu diesen Seuchen, über deren Ursachen wir besser informiert sind als die frühere Zeit, gehört auch die Cholera. Ich will damit keineswegs sagen, daß unser Wissen bezüglich derselben nicht noch große Lücken habe, daß nicht noch vieles, ja sehr vieles zu ergründen nötig sei, aber es kann niemand leugnen, daß die letzten drei Jahre die Lehre von der Entstehung und Ausbreitung der genannten Krankheit um ein außerordentliches gefördert haben. Mit Stolz dürfen wir es aussprechen, daß es in erster Linie deutsche Wissenschaft war, welche den Schleier lüftete und den Weg zeigte, welchen die Forschung fernerhin einzuschlagen hat. — Die ursprüngliche Auffassung der Aerzte von den Ursachen der Cholera war eine sehr wenig klare. Man vermutete nur, daß ein bestimmter, verschleppbarer, bezw. übertragbarer Krankheitsstoff das Leiden erzeuge. Dann stellte Professor von Pettenkofer auf Grund langer und ungemein sorgfältiger, epidemiologischer Forschungen die Ansicht auf, daß der specifische Cholerastoff, der Cholerakeim, nicht als solcher von dem Kranken erzeugt werde, daß von letzterem nur ein unbestimmtes und noch ungekanntes Etwas ausgehe, welches erst in einem dazu geeigneten Boden zum wirklichen Cholerakeime reife, und daß dieser lediglich dann die Krankheit hervorrufe, wenn das betreffende Individuum, in welches er durch Einatmung hineingelange, dazu empfänglich oder, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, disponiert sei. So entstand die Lehre von der örtlichen und zeitlichen Disposition, eine Lehre, welche von Professor von Pettenkofer noch jetzt festgehalten wird, so sehr sie auch von den namhaftesten Aerzten bekämpft worden ist. Sie stellte als Hauptsatz den auf, daß das eigentliche Krankheitsgift unter allen Umständen des Bodens bedürfe, daß es ausschließlich in letzterem sich entwickeln könne, und suchte aus den Verschiedenheiten dieses Mediums die Thatsache zu erklären, daß bei den zahlreichen Umzügen der Cholera einzelne Orte trotz reicher Gelegenheit des Befallenwerdens stets frei oder nahezu frei blieben, andere regelmäßig in schwerstem Maße heimgesucht wurden.

Einen Einfluß des Trinkwassers auf die Entstehung und Ausbreitung der Seuche wollte von Pettenkofer durchaus nicht gelten lassen. Auch dem Verkehr, dem Transport von Effekten und Waren aus Choleraorten und Choleraländern, sprach er die Rolle eines ursächlichen Faktors ab. Eine direkte Uebertragung der Krankheit vom Kranken auf den Gesunden, mit einem Worte, eine Ansteckungsfähigkeit im gewöhnlichen Sinne, wies er nicht völlig zurück, behauptete jedoch, daß auf solchem Wege niemals größere Epidemien entstehen.

Ueber den eigentlichen Cholerakeim wußte man bis dahin nichts Bestimmtes. Ihn gefunden, als den specifischen Krankheitserreger erwiesen zu haben, ist das große Verdienst R. Kochs. Er entdeckte diesen Keim, den Cholera- oder Kommabacillus, auf seiner Forschungsreise nach Indien, der Heimstätte jener Seuche, fand ihn ein Jahr später (1884) in Marseille und Toulon wieder, als sie dort zahlreiche Opfer forderte, und zeigte, daß derselbe lediglich der Cholera eigen sei, daß er sie erzeuge. Zwar wurden anfänglich von verschiedenen Seiten Widersprüche gegen diese wichtige Entdeckung erhoben; aber sie sind allmählich verstummt, während zahlreiche, mit den Untersuchungsmethoden vertraute Forscher sich bedingungs- und rückhaltslos für R. Koch ausgesprochen haben. Wir dürfen seine Angaben um so mehr für die richtigen ansehen, als selbst ursprüngliche Gegner sich auf seine Seite geschlagen haben, und als noch keine Thatsache bekannt geworden ist, welche als Argument gegen ihn herangezogen werden könnte. So dürfen wir den Kommabacillus in Wirklichkeit als die eigentliche Ursache der Cholera ansehen. Er findet sich allemal in den Entleerungen der betreffenden Kranken, niemals in den Entleerungen anderweitiger Patienten; denn ein ihm ähnlicher bei der Cholera nostras gefundener Bacillus ist thatsächlich ein anderer. Tierversuche mit dem Kommabacillus, welche anfänglich negativen Erfolg hatten, wurden später von mehreren Forschern mit entschieden positivem Erfolge vorgenommen. Noch

beweisender war aber die sicher konstatierte Selbstinfektion eines mit Kulturen des Kommabacillus sich beschäftigenden Arztes, eine Infektion, welche an einem absolut seuchefreien Orte erfolgte, und für welche schlechterdings keine andere Ursache, als eben die Manipulation mit den Kulturen des genannten Bacillus angeführt werden konnte, welche dadurch das Tierexperiment an Wichtigkeit noch übertrifft.

Ebenso bedeutsam, wie die Entdeckung dieses Krankheitserregers, war die Feststellung seiner biologischen Eigenschaften. Er wächst sehr rasch, am besten bei einer Temperatur von 30 bis 40° C. Bei einer Temperatur von weniger als 16° C. scheint das Wachstum aufzuhören; doch stirbt er bei einer solchen noch keineswegs ab, erträgt jedenfalls noch eine Kälte von 10° C. und entwickelt sich, wenn er derselben ausgesetzt war, und darauf wieder in die angemessene Wärme gebracht wird, ebensogut, als wenn er keine Kälte auszustehen hatte. Ganz hohe Temperaturen verträgt er aber sehr schlecht. Wird eine Kultur des Kommabacillus schnell auf 85° C. erhitzt, so ist ihre Keimfähigkeit erloschen; ebenso vernichtet einmaliges Aufkochen von Wasser, in welchem sich Kommabacillen finden, ganz sicher deren Leben. Auch Fäulnis beeinträchtigt ihn; in faulenden Darmentleerungen geht er sehr bald zu Grunde. Von besonders nachteiligem Einflusse auf den Kommabacillus erweist sich das Eintrocknen. Er stirbt durch dasselbe ab und zwar so vollständig und sicher, daß er auch dann nicht wieder zum Leben zurückkehrt, wenn er unter die seiner Entwickelung günstigsten Bedingungen versetzt wird. Getötet wird er außerdem durch gewisse Chemikalien, namentlich durch Sublimatlösung, durch Schwefel- und Salzsäure, sowie durch Karbolsäure und Kupfervitriol.

Ein vorzügliches Substrat für seine Entwickelung ist feuchte Leinwand, auf welcher er sich nahezu in Reinkultur züchten läßt, d. h. auf welcher er sich fast ohne alle anderweitigen Pilzvegetationen entwickelt, indem er diese überwuchert, wo sie sich bilden wollen. Auch auf feuchter Erde wächst er sehr üppig. In einem an organischer Substanz sehr reichen Wasser entwickelt er sich ebenfalls; in einem an organischer Substanz nicht sehr reichen Wasser hört er zwar auf, sich zu vermehren, bleibt aber trotzdem am Leben; in destilliertem Wasser geht er sehr bald aus Mangel an Nährmaterial zu Grunde. Außer in Wasser wächst er auch in Milch, solange diese nicht sauer reagiert, in Fleischbrühe, sowie auf Blattgemüse und der Hülle von Obst. Säuerliche Medien sind dagegen kein geeigneter Nährboden für ihn. Schon eine sehr schwach saure Reaktion schränkt das Wachstum ein, eine etwas stärkere behindert dasselbe vollständig; deshalb gedeiht er nicht auf der Schnittfläche sauren Obstes, sauren Gemüses, nicht in Weiß- und Rotwein, nicht in dem säuerlichen Magensafte gesunder Individuen. Er bedarf also eines neutralen oder alkalischen Nährbodens.

Fragt man nun: Wodurch wirkt der Cholerapilz so giftig auf den menschlichen Organismus, was ist die Ursache der schweren Krankheitssymptome, welche nach der Einwanderung des Pilzes beim Wachsen desselben sich entwickeln? so lautet die Antwort dahin, daß es höchst wahrscheinlich nicht der Pilz an sich ist, welcher schädlich wirkt, sondern eine von ihm produzierte giftige Substanz. Wir wissen ja bestimmt, daß viele Bakterien giftig wirkende Stoffe bei ihrem Wachstum erzeugen. Die Vergiftungserscheinungen, welche mehrfach nach dem Genusse verdorbenen Fleisches, verdorbener Würste, alten Käses u. s. w. beobachtet und beschrieben worden sind, waren die Folge eines durch Mikroorganismen produzierten giftigen Stoffes. Aehnlicher Art scheint das von den Cholerabacillen erzeugte Gift zu sein. Es gelang mehreren Forschern, aus den Reinkulturen derselben eine flüssige Substanz darzustellen, welche von gelblicher Farbe war und auf Tiere eine ungemein starke giftige Wirkung ausübte. Diese letztere äußerte sich in Erbrechen, Durchfällen, Kräfteverfall, auch in Atmungsstörungen und in Lähmung bestimmter Muskelgruppen, daher in Symptomen, welche ja auch bei der asiatischen Cholera die hervorstechendsten sind. Es ist demnach wohl erlaubt, anzunehmen, daß die betreffenden Pilze auch im menschlichen Organismus ein solches Gift produzieren und eben durch dieses krankmachend wirken.

Eine wichtige Frage bleibt aber noch zu beantworten, nämlich die, wie wir uns die Einwanderung des Cholerapilzes zu denken haben. Denn kennen wir diese, so wird es möglich sein, wirksame Schutzmaßregeln gegen die Krankheit anzuordnen. Es scheint nun nach allem, was wir wissen, die Einwanderung mindestens vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, durch den Mund und die Speiseröhre zu geschehen. Dies widerspricht allerdings der Ansicht von Pettenkofers, welcher die Aufnahme des Krankheitskeimes von den Luftwegen für die einzig mögliche erklärt. Aber ich glaube, daß die Thatsachen mehr für die erstere Annahme sprechen. Schon der Umstand, daß der Krankheitsprozeß sich mit solcher Intensität und so rasch auf der Verdauungsschleimhaut etabliert, ist ein Argument für die Auffassung, daß der Import des Krankheitserregers von der letztbezeichneten Schleimhaut aus, nicht von derjenigen der Atmungsorgane aus erfolgt. Es kommt hinzu, daß erfahrungsgemäß diejenigen Individuen, welche peinlicher Sauberkeit der Hände und großer Vorsicht in der Wahl der Speisen und Getränke sich befleißigen, auch dann von der Cholera frei bleiben, wenn sie, wie Aerzte, Wärter und Pflegerinnen, viel oder sogar dauernd in der unmittelbaren Nähe der Cholerakranken verkehren. Gerade diese Beobachtung scheint mir für die Entscheidung jener Frage von großem Belange zu sein. In der That neigt die Mehrzahl der Aerzte und Hygieiniker der Auffassung zu, daß die Einwanderung des Cholerakeimes durch den Mund vor sich geht. Die Uebertragung kann nach ihnen geschehen durch Trinkwasser, durch Milch, wenn der Cholerakeim auf irgend eine Weise in sie hineingelangte, durch andere Lebensmittel, wie Obst und Gemüse, wenn er auf sie sich niederließ, aber ebensowohl durch die bloßen Finger, wenn er an ihnen haften blieb und sie mit den Lippen in Berührung kommen. Ein direkter und positiver Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme ist allerdings noch nicht

Der Herr Bürgermeister.

erbracht worden. Trotzdem bezweifeln zur Zeit nur noch wenige mit Professor von Pettenkofer, daß von jenen Substanzen zunächst das Trinkwasser die Uebertragung vermitteln kann. Dafür sprechen allerdings auch sehr gewichtige Thatsachen. Die Stadt Kalkutta hatte bis zum Jahre 1870 jährlich 3500 bis 5000 Todesfälle infolge von Cholera zu beklagen, und diese Frequenz wurde durch die schon 1865 begonnene Kanalisierung nicht im mindesten verringert. Nach 1870 verminderte sich jedoch die Cholerasterblichkeit rasch um etwa 66 Prozent im Durchschnitt. In jenem Jahre hatte die Stadt eine Trinkwasserleitung bekommen. Es würde doch sehr skeptisch sein, wenn man das zeitlich genaue Zusammentreffen des Beginnes jener Verringerung der Sterblichkeit mit der Eröffnung dieser Wasserleitung als ein rein zufälliges betrachten wollte. Ebenso nahm die Seuche in Bombay und Madras ab, nachdem daselbst eine Wasserleitung eingerichtet wurde. In Pondicherry verschwand sie, nachdem diese Stadt ihr Trinkwasser aus artesischen Brunnen erhielt; und als sie dann wieder einmal auftauchte, wurden lediglich solche Quartiere befallen, welche noch nicht mit Tiefbrunnen versehen waren. Die große Epidemie, welche im Jahre 1885 Spanien heimsuchte, verschonte fast vollständig, beziehungsweise vollständig die drei mit gutem Wasser versorgten Städte Madrid, Barcelona und Sevilla; dagegen hauste sie arg in den Orten, welche wie Valencia, Aranjuez und Granada eine erbärmliche Wasserversorgung haben. Gibraltar hatte 1885 nur 33 Choleraerkrankungen, obschon die Seuche ringsumher in den Dörfern auftrat; dort sind die früheren schlechten Brunnen geschlossen, Cisternen angelegt und Destilliermaschinen aufgestellt, welche wöchentlich 52000 Gallonen gutes Wasser liefern. Im Jahre 1883 wurde von den ägyptischen Städten Kairo mit seiner traurigen, aus einem schmutzigen Kanale stammenden Wasserversorgung sehr stark, Alexandrien mit guter Wasserversorgung verhältnismäßig sehr wenig heimgesucht. Von den italienischen Städten hat Rom trotz seines regen Verkehrs mit dem Norden und Süden während der Jahre 1884, 1885 und 1886 nur ganz vereinzelte Fälle von Cholera gehabt, während Neapel so schwer befallen wurde. Diese letztere Stadt war mit schlechtem, unreinem, Rom mit dem besten, reinsten Wasser versorgt.

Beispiele dieser Art ließen sich in noch viel größerer Menge beibringen; sie beweisen allerdings nicht, daß das Trinkwasser die Ursache der Cholera sein kann, aber sie machen es sehr wahrscheinlich. Man muß doch auch bedenken, daß das Choleragift sicherlich sehr oft eben in jenes Medium hineingelangt. Werden beispielsweise die Entleerungen eines Cholerakranken, die ja das Gift enthalten, ohne zuvorige Desinfektion deponiert, so kann ein Regenguß sie in Brunnen, in Bäche und Flüsse hineinspülen, die zur Trinkwasserversorgung dienen, und wird die beschmutzte Leib- oder Bettwäsche eines Cholerakranken in der Nähe von Brunnen, an Bächen und Flüssen oder Seen gewaschen, so kann der Cholerakeim sehr leicht in sie hineingelangen. Wird solche Wäsche gar in einem Flußlaufe selbst gereinigt, so ist das Hineingelangen des Keimes selbstverständlich. Es besteht auch noch die Möglichkeit, daß letzterer mit den Entleerungen auf oder in feuchten Boden gelangt, hier wächst und nun auf irgend eine Weise, sei es durch das auf- und nachher wieder abwärts sich bewegende Grundwasser mitgenommen oder durch den Regenniederschlag succesive tiefer gedrängt wird, bis er das Grundwasser erreicht. Da letzteres unsere Brunnen speist, so würden diese infiziert sein, wenn der eben beschriebene Modus sich vollzöge. Professor von Pettenkofer hält, wie schon gesagt ist, die Uebertragung des Cholerakeimes durch das Trinkwasser für unmöglich. Nach ihm ist es eben der Boden, in welchem jener Keim zum Krankheitserreger heranreift, und die Luft das Medium, aus welchem er in uns durch Atmung hineingelangt. Daß aber der Boden nicht notwendig ist zur Entwickelung des Cholerakeimes, beweisen in bestimmtester Art die keineswegs seltenen Schiffsepidemien von Cholera, welche man doch nicht ignorieren darf und welche noch neuerdings auf dem „Matteo Bruzzo“ während der Reise von Genua nach Montevideo, auf dem „Crocodile“ und dem „Accomac“ sich ereigneten, beweisen ferner, und zwar ebenso zwingend die noch weiter unten zu besprechenden Choleraerkrankungen der Wäscherinnen. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß der Boden nicht eine wichtige Rolle bei der Ausbreitung der Cholera spielen kann. Ja, es spricht sehr vieles dafür, daß er bei derselben eine ungemein große Rolle spielt, daß die Immunität gewisser Orte gegen Cholera wenigstens zum Teil auf Eigentümlichkeiten der Bodenbeschaffenheit beruht, und daß deshalb die Theorie von Pettenkofers unter bestimmten Modifikationen ihr Recht behält.

Man braucht ja nur anzunehmen, daß der Cholerapilz in gewissen Bodenarten besser als in anderen gedeiht, daß er aus dem einen Boden leichter als aus dem anderen in das Grundwasser übergeht, und findet sofort eine gut passierbare Brücke zwischen der älteren Auffassung, welche den Boden als das einzige bei der Ausbreitung der Krankheit in Frage kommende Medium ansah, und der neuen, welche das Trinkwasser als einen wesentlichen ursächlichen Faktor anschuldigt. Steht es doch einerseits fest, daß der Kommabacillus im Boden sich entwickeln, daß er im Wasser weiter leben kann, und andererseits, daß das Grundwasser bei seinem Auf- und Niederwallen Bodenstoffe mit sich nimmt. Wenn aber unser Grund- und damit unser Trinkwasser vom Boden aus infiziert werden kann, so muß notwendigerweise dem letzteren eine wichtige Rolle zufallen, allerdings in einer etwas anderen Weise, als sie ursprünglich von der Schule von Pettenkofers gedacht war und von letzterem so oft geschildert worden ist.

Wer mit uns den Kommabacillus als den eigentlichen Krankheitserreger betrachtet, wird auch die Milch, Gemüse und Obst als Substanzen ansehen müssen, welche geeignet sind, die Krankheit zu erzeugen. An bestimmten Beweisen fehlt es bezüglich dieser Lebensmittel ebenso, wie bezüglich des Trinkwassers, und doch zweifeln nur noch wenige, daß sie die Träger des Krankheitsgiftes sein können. Gelegenheit, dasselbe

aufzunehmen, haben sie ja in reichlicher Menge. Man denke nur an die Verfälschung der Milch mit Wasser, an das Abspülen von Gemüse oder Obst mit demselben, an das Ausspülen von Behältern, in denen sie aufbewahrt werden, mit Wasser und erkennt alsbald, welche Gefahr eintreten muß, sobald letzteres infiziert war. Oder man denke daran, daß jene Lebensmittel mit infizierten Händen in Berührung kommen können, daß sie möglicherweise in Räumen aufbewahrt wurden, in welchen Kranke sich befanden, und daß sie auf solche Weise den Krankheitsstoff aufnahmen.

Es bleibt nun noch die vorhin betonte Möglichkeit zu besprechen, daß die Finger direkt die Uebermittler des Giftes auf den Menschen sind. Wer irgendwie mit einem Cholerakranken zu thun hat und namentlich, wer sich mit den Entleerungen desselben oder mit der durch diese beschmutzten Wäsche und Kleidung beschäftigen muß, kann ungemein leicht etwas von dem Krankheitsstoff an seine Finger bekommen und durch diese sich infizieren, wenn er sie an die Lippen oder bis in den Mund bringt, was ja oft genug ganz unwillkürlich geschieht. So erklären sich namentlich die zahlreichen Fälle, in denen Wäscherinnen, welche die Leib- oder Bettwäsche Cholerakranker zu reinigen hatten, von der fraglichen Seuche befallen wurden. Dieselben können weder vom Boden her, noch durch Trinkwasser infiziert sein; dagegen besteht kein Zweifel, daß sie durch die Berührung der beschmutzten Wäsche den Krankheitsstoff aufnahmen, indem sie entweder die infizierten Hände zufällig an den Mund brachten, oder mit den infizierten Händen irgend ein Nahrungsmittel, z. B. Brot, Obst, welches sie während oder gleich nach der Arbeit zu sich nahmen, zuvor infizierten. Durch die Luft kann in derartigen Fällen die Ansteckung deshalb nicht wohl erfolgt sein, weil immer nur diejenigen befallen wurden, welche mit der beschmutzten Wäsche direkt zu thun hatten. Man müßte dann annehmen, daß sie durch Verstäubung des Schmutzes von Wäschestücken und Verschlucken des Staubes erkrankten. Da nun der Cholerapilz durch Trocknen seine Lebensfähigkeit einbüßt, so ist die zuletzt betonte Möglichkeit für alle diejenigen kaum noch diskutabel, welche in dem Kommabacillus den Krankheitserreger sehen. Für sie bleibt dann thatsächlich nur die eine Erklärung, daß bei der Manipulation mit der Wäsche Infektionsstoff an den Fingern haften blieb und durch diese in den Mund gelangte.

Im übrigen bewirkt die bloße Uebertragung des Cholerakeimes noch nicht die Cholera. Soll derselbe im Menschen sich vermehren und dadurch die Krankheit erzeugen, so müssen für das Wachstum des Keimes die entsprechenden Bedingungen gegeben sein, er muß einen geeigneten Nährboden finden. Dieser letztere ist nun keineswegs in jedem Individuum vorhanden; nur ein Teil der Menschen besitzt die Empfänglichkeit für den Cholerakeim, wie auch nur ein Teil für Typhus, für Scharlach, für Diphtheritis disponiert ist. Am empfänglichsten erwiesen sich in fast sämtlichen Epidemien die schwächlichen Individuen, die durch irgend welchen Anlaß heruntergekommenen, erschöpften, schlecht genährten, ferner die in ungenügenden Wohnungen lebenden und die durch psychische Erregungen, namentlich durch Angst und Schreck, durch Kummer und Sorgen mitgenommenen Personen. Eine ganz besondere Disposition aber zeigten immer diejenigen, welche an Verdauungsstörungen litten oder irgend einen Diätfehler begingen, oder ihre Ernährungsweise, vielleicht gerade infolge des Auftretens von Cholerafällen, allzu plötzlich abänderten. Diese Disposition ist leicht erklärlich. Der Cholerapilz gedeiht, wie wir oben gehört haben, nicht in dem normal-säuerlichen Magensafte des gesunden Menschen; er bedarf eines neutralen oder alkalischen Nährsubstrates. Nun wird der Mageninhalt bei vielen Verdauungsstörungen und bei Diätfehlern ungemein leicht ganz schwach säuerlich oder neutral, oder gar alkalisch. Deshalb versteht es sich, weshalb solche Störungen eine Disposition für die Cholera schaffen, versteht es sich, weshalb bei Epidemien der letzteren in größeren Orten fast regelmäßig am Montag und Dienstag eine erheblichere Zahl von Neuerkrankungen, als an den übrigen Wochentagen zu beobachten ist. Der Sonntag führte eben bei einer Menge von Individuen zu Excessen im Trinken und vielleicht auch im Essen und damit zu Störungen der Verdauung.

Nach diesen Feststellungen über die Natur des Choleragiftes, über die Art seiner Einwanderung in den menschlichen Körper, wie über die Bedingungen seiner Entwickelung in demselben ist es nicht schwer, die Prophylaxe zu konstruieren. Wir sind in dieser Beziehung viel besser daran, als die früheren Aerzte, welchen jede nähere Kenntnis des Choleragiftes abging. Wir kennen den Feind, kennen seine Lebensbedingungen um vieles genauer und können danach unsere Maßnahmen treffen.

Der mächtigste Förderer der Cholera ist Unreinlichkeit und Schmutz. Unreines Wasser, unreiner Boden, unreine Wohnungen leisten ihrer Ausbreitung stets den mächtigsten Vorschub. Deshalb liegt in der Beseitigung der hier bezeichneten sanitären Uebelstände eines der vornehmsten Mittel, Choleraepidemien vorzubeugen. Diese Uebelstände lassen sich aber nicht im Handumdrehen aus der Welt schaffen, wenn einmal die Seuche ausbricht. Das hat zu ihrem großen Schreck und Schaden noch vor zwei Jahren die Stadt Neapel erfahren, als dort die Cholera importiert wurde und rasch eine sehr beträchtliche Ausdehnung erfuhr. Unsauberkeit in den Straßen, in den Wohnungen, schlechtes Trinkwasser waren damals die Faktoren, welche vornehmlich die Frequenz der Seuche verschuldeten. Jetzt hat man angefangen, dieselben zu beseitigen; aber wie viel Zeit vergeht darüber, ehe auch nur einigermaßen Wandel geschaffen ist! Will man den bösen Feind abweisen, so muß man beizeiten handeln, d. h. beizeiten für gute Wasserversorgung, genügende Sauberkeit in Häusern und Straßen, zweckmäßige Abfuhr von Schmutzstoffen Sorge tragen.

Sache der öffentlichen Gesundheitspflege, ich meine der für ihre Handhabung eingesetzten Behörden, wird es sein, dieser fundamentalen Forderung Rechnung zu tragen. Nicht minder nötig ist wenigstens für alle größeren Städte die Fürsorge für Isolierspitäler

und für Desinfektionsanstalten, die ebenfalls nicht im Handumdrehen zu beschaffen sind, in Cholerazeiten nicht entbehrt werden können und auch sonst von hohem Nutzen für die öffentliche Wohlfahrt sind. Aber auch die individuelle Prophylaxis kann Bedeutsames leisten. Da der Verkehr mit Cholerakranken immer die Möglichkeit der Infektion nahe rückt, so soll man ihn vermeiden, soweit er sich vermeiden läßt, obschon das bloße Verweilen in der Nähe solcher Patienten an sich keinen Schaden bringt. Unumgänglich nötig ist aber die Fernhaltung jedes Diätfehlers, da derselbe den Ausbruch der Krankheit so entschieden befördert, und Beschränkung der Kost auf gekochte Substanzen und solche Lebensmittel, welche ihrer Herkunft und Natur nach den Krankheitskeim bestimmt nicht enthalten können. Weiß man also nicht, daß das Trinkwasser sicher rein ist, so koche man es auf, oder trinke destilliertes mit Luft geschütteltes Wasser, oder auch echtes Mineralwasser. Ebenso genieße man die Milch nur aufgekocht, Obst und Gemüse nur in gekochtem Zustande, das Brot nur frisch geröstet, oder nachdem man es wenigstens kurz vor dem Genusse noch einmal einer Hitze von 70° ausgesetzt hatte. Im übrigen ändere man weder seine Diät, noch seine Lebensweise, wenn anders sie an sich richtig waren, und ändere niemals in brüsker Weise, sondern langsam und allmählich. Von größtem Belange ist auch die Reinhaltung der Hände. Dieselbe soll in Zeiten der Cholera mit thunlichster Sorgfalt gehandhabt werden, weil wahrscheinlich von den Händen oftmals der Infektionsstoff auf die Lippen übermittelt wird. Für die Mehrzahl der Menschen wird es dabei genügen, die Hände oftmals am Tage mit Seife zu waschen und die Nägel zu bürsten. Für alle diejenigen aber, welche irgendwie mit Cholerakranken oder Choleraverdächtigen zu thun haben, sei es mit ihnen selbst, oder mit ihren Entleerungen, ihrer Wäsche, Kleidung und ihren Effekten, ist es unerläßlich, die Hände zu desinfizieren, so oft nur die Möglichkeit einer Infektion vorliegt. Als das beste Mittel dafür gilt eine Sublimatlösung von 1 g auf 10 000 g, oder 10 l Wasser. Eine solche Lösung kann man ohne Bedenken den Laien überweisen, und andererseits vermag sie noch sehr wohl, den Cholerakeim an den Fingern zu töten. Man taucht die letzteren, ja die ganze Hand, eine Minute lang in die Lösung, bürstet auch die Nägel mit ihr und trocknet dann in gewöhnlicher Weise ab. Dies wiederholt man namentlich vor jeder Mahlzeit.

Eine weit verbreitete Annahme ist die, daß der einzelne in Cholerazeiten sich durch Alkohol, Branntwein, guten Wein und gutes Bier zu schützen vermöge. Nun steht es zwar fest, daß der Alkohol für den Cholerapilz ein Gift ist, aber man muß bedenken, daß schwache Konzentrationen des Alkohols den Pilz nicht töten, und daß der Alkohol sehr bald wieder aus dem Magen verschwindet. Es ist aus diesem Grunde fraglich, ob es gelingt, durch Getränke der eben bezeichneten Art einen sicheren Schutz zu erlangen. Wohl aber besteht die Gefahr, daß viele, wenn sie in reichlichem Genuß von Alkohol einen Schutz sehen, sich Magenkatarrhe zuziehen und damit für die Cholera empfänglich machen. Es ist deshalb nicht unbedenklich, Branntwein und Wein als Choleraprophylaktien zu empfehlen.

Daß Furcht vor der Cholera die Disposition für dieselbe entschieden erhöht, ist schon oben betont worden. Es hängt dies wahrscheinlich damit zusammen, daß infolge der psychischen Erregung eine Störung der normalen Magensaftabsonderung, eine Herabsetzung der Funktion des Verdauungsrohres eintritt. Bekommen doch viele Individuen bloß nach starken Erregungen des Gemütes allerlei Magenbeschwerden und Durchfälle. Es liegt deshalb im eigenen Interesse jedes einzelnen, die Furcht vor der Cholera fahren zu lassen. Diese Furcht ist ohnehin völlig grundlos, wenn man nur zu seinem Schutze das thut, was geschehen muß und vorhin erörtert wurde. Wer sich vor Indigestionen hütet, seine Speisen und Getränke in der beschriebenen Zubereitung zu sich nimmt, seine Hände sauber hält, der kann in der That durchaus ruhig sein; der böse Feind wird ihm nichts anhaben. Ich halte es für eine besonders große Errungenschaft der neuesten Forschung über das Wesen der Cholera, daß es möglich ist, in so bestimmter Weise zu erklären, wie sehr es der einzelne in der Hand hat, sich zu schützen und wie wenig er nötig hat, sich zu fürchten, wenn er die ihm erteilten Ratschläge befolgt.

Auch die ziemlich weit verbreitete Befürchtung, daß Briefe und Gepäcksendungen aus Choleraländern oder Choleraorten die Krankheit übermitteln könnten, dürfen wir jetzt aufgeben. Haftete an ihnen der Cholerakeim, so ging er sicherlich durch Austrocknung während des Transports zu Grunde. Im übrigen sind noch keine Thatsachen bekannt, welche auch nur eine Spur von Verdacht erwecken könnten, daß die Cholera durch Briefe verschleppt worden sei. Eine Desinfektion derselben ist deshalb überflüssig.

Sehr große Vorsicht muß aber jedem angeraten werden, welcher während einer Choleraepidemie von Durchfällen, auch scheinbar ganz leichter Art, befallen wird. Sie steigern ja nicht bloß, wie wir bereits oben gesehen haben, die Disposition für die Seuche, sondern sie können sogar die Vorboten, die ersten Symptome derselben sein. In solchem Falle sollte man jedesmal baldmöglichst die Hilfe eines Arztes in Anspruch nehmen, der aus der bakterioskopischen Untersuchung der Entleerungen die Natur des Leidens feststellen, im übrigen aber das Nötige, namentlich auch hinsichtlich der zu befolgenden Diät anordnen wird. Man ist hierzu um seiner selbst, um der Angehörigen und um des öffentlichen Wohls wegen verpflichtet. Denn da die Durchfälle Symptome der Krankheit selbst sein können, so können die betreffenden Entleerungen auch den Cholerakeim enthalten, der, auf andere übertragen, die schwerste Form des Leidens hervorzurufen imstande ist. Steht es doch fest, daß die Cholera ungemein häufig gerade von solchen verschleppt wurde, die nur an leichten Diarrhöen litten und durch dieselben nicht einmal am Reisen sich behindern ließen.

Was sonst beim Auftreten von Cholera zur Isolierung der Patienten, speciell der ersten, zur Desinfektion der Entleerungen derselben, ihrer Leib- und Bettwäsche, sowie ihrer Kleidung und Woh-

nung geschehen muß, zu schildern, gehört nicht mehr hierher. Auch die Behandlung des Cholerafalles kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Mir lag es vornehmlich am Herzen, die Leser dieser Monatsschrift über dasjenige aufzuklären, was der einzelne zu seinem Schutze thun kann, wenn die Gefahr ihm nahe rückt. Ich hoffe, daß mir dies gelungen ist, hoffe aber auch, ein wenig dazu beigetragen zu haben, die Furcht vor der Cholera herabzusetzen. Seit drei Jahren ist sie aus unserem Kontinente nicht mehr ganz verschwunden, hat den vorigen Winter in Oberitalien überdauert, ist dann nach Ungarn vorgedrungen und hat neuerdings sogar einige Opfer in Wien, ja in Deutschland selbst gefordert. Wir müssen uns also auf den Feind gefaßt machen. Nun, so unvorbereitet wie früher wird er uns in Deutschland nicht mehr treffen. Dank der in ungeahnter Weise angewachsenen hygieinischen Strömung ist während der letzten beiden Decennien gerade auf dem weiten und wichtigen Gebiete der kommunalen Gesundheitspflege unendlich viel geschehen, um den Infektionskrankheiten, unter ihnen auch der Cholera, den Boden unter den Füßen zu entziehen. Alle jene beträchtlichen Summen, welche seitens der Städte für Beseitigung der Abfallstoffe, für Trockenlegung und Reinhaltung des Bodens, für Verbesserung der Wasserversorgung angelegt sind, werden reichliche Zinsen tragen und tragen sie bereits. Die sehr erhebliche Abnahme des Unterleibstyphus in nahezu sämtlichen größeren Orten Deutschlands ist zweifellos auf jene eben bezeichneten sanitären Reformen zurückzuführen. Rückt die Cholera ein, so wird sich zeigen, daß auch sie nicht mehr eine solche Ausbreitung wie früher erreicht. Gehört sie doch zu den Krankheiten, welche der Engländer und Nordamerikaner „filth diseases", durch Unreinlichkeit hervorgerufene, bezw. geförderte Krankheiten nennt.

Aber noch einen anderen Grund haben wir zu hoffen, bestimmt zu hoffen, daß die Cholera, wenn sie einrückt, nicht mehr die frühere Frequenz erlangen wird. Sie läßt sich infolge der vorzüglichen Untersuchungsmethoden der Bakteriologie jetzt ganz sicher und leicht erkennen. Deshalb wird es möglich sein, gerade die ersten Fälle, auf die alles ankommt, mit den richtigen Mitteln zu bekämpfen. Früher täuschte man sich so gern, wenn verdächtige Fälle auftraten, mit der Hoffnung, es lediglich mit Cholerine, mit intensivem Magendarmkatarrh zu thun zu haben, ließ dabei aber gemeiniglich die zum Handeln beste Zeit nutzlos verstreichen. Dies kann oder darf wenigstens jetzt nicht mehr vorkommen. Alle beamteten Aerzte Deutschlands sind in der Untersuchungsmethode geschult worden und somit imstande, die Diagnose zu stellen. Mit dem so höchst verderblichen Vertuschungssystem ist es ebenfalls, wie sich bestimmt annehmen läßt, für immer vorbei. Endlich haben aber auch unsere Behörden den ernstesten Willen bekundet, gegen die bösen Infektionskrankheiten in energischer Weise vorzugehen. An der Hand zweckentsprechender, auf die neuesten Forschungsergebnisse sich stützender Instruktionen werden sie den Kampf auch gegen die Cholera aufnehmen, wo immer sie auftritt. Dann wird sich zeigen, des dürfen wir überzeugt sein, daß sie des alten und bösen Feindes Herr zu werden vermögen. Das Vorgehen der Medizinalbehörden bei Gelegenheit des Auftretens von verdächtigen Erkrankungen in Gonsenheim und Finthen während des Monats Oktober 1886 legt Zeugnis dafür ab, daß man mit Entschiedenheit aufzutreten gewillt ist. Ebenso zeigt das Verfahren der preußischen Behörde in Schlesien, namentlich in Breslau, wo im November 1886 ebenfalls ein Cholerafall vorkam, mit welcher Energie und Konsequenz die prophylaktischen Maßnahmen jetzt gehandhabt werden. Solche Beispiele sind in der That geeignet, unsere Zuversicht zu stärken, daß es gelingen werde, die Cholera wirksam zu bekämpfen.

Auf der Höhe und im Grund.

Von

Julius Sturm.

Auf hohem Berg, den er mit Müh erstiegen,
Hat eine Warte sich ein Mann erbaut;
Weit aufgethan sieht er die Gegend liegen,
Die er mit freien Blicken überschaut.

Er träumt hinaus sich in die blaue Ferne
Und hat des Treibens in dem Thal nicht acht;
Und schwand das Bild, erfreu'n ihn Mond und Sterne,
Die leuchtend wandeln durch die stille Nacht.

Ein andrer baute sich sein Haus im Grunde,
Weil er nur hier das Glück zu finden denkt;
Von dem, was fern, verlangt er keine Kunde,
Weil er aufs Nächste nur die Blicke lenkt.

Ihn lockt der Wald mit seinen grünen Hallen,
Ihn freut der Quell, aus dem das Vöglein trinkt,
An jeder Blume hat er Wohlgefallen,
Am Tropfen Tau noch, der am Halme blinkt.

Ich aber lieb' es nicht, mich anzubauen
Und halte mir für beides frei die Wahl,
In weite Ferne bald vom Berg zu schauen
Und bald zu wandern im begrenzten Thal.

Die Monate.

Ein Sylvestermärchen

von

Heinrich Seidel.

---

1. Die Brüder.

In einer kleinen Stadt im Norden von Deutschland lebten zwei Brüder, deren Glücksumstände in ganz verschiedener Art sich gestaltet hatten. Obwohl beider väterliches Erbteil das gleiche gewesen, so befand sich doch nach einigen Jahren Johann Popertag, der ältere von beiden, in behaglichem Wohlstande, während der jüngere Bruder Christian in die höchste Not geriet. Jener war von einer mißtrauischen und übelwollenden Gemütsart und stets geneigt, von Menschen und Dingen das Schlimmste zu denken. Es erfreute seine hämische Seele und that seinem neidischen Herzen wohl, überall die häßlichen Seiten und Fehler aufzufinden, und dies ging so weit, daß er an unserer lieben Sonne zum erstenmal eine Freude hatte, als ihm kund ward, daß auch ihr strahlender Glanz nicht ohne Flecken sei. Dabei war er ein rechter Geizkragen, und indem er einzig und allein auf die Vermehrung seiner irdischen Güter bedacht war, verschmähte er auch das verächtliche Mittel nicht, die Not seiner Mitbürger auszunutzen und ihnen durch wucherische Künste das Letzte abzupressen. Dabei ließ er sich selber nichts abgehen und schleckte im geheimen Törtchen, Pasteten, gebratene Schnepfen oder sonstige leckerhafte Gerichte, wozu er schmunzelnd manch Gläschen köstlichen Weines leerte, und wenn er dadurch in heitere Stimmung geriet, so pflegte er wohl höchlich vergnügt über die Schlechtigkeit und Dummheit der Menschen und seine eigene Schlauheit sich kichernd die Hände zu reiben.

Von ganz anderer Art war Christian, der jüngere Bruder. Konnte man ihn auch nicht gerade leichtsinnig nennen, so war er doch leichten Sinnes und stets geneigt, von Menschen und Dingen das Beste anzunehmen, ja es betrübte ihn, wenn er irgendwo einen Fehler und eine schlechte Seite entdeckte, und er bemühte sich, darüber hinwegzusehen. Da er nun so vertrauensvoll, gutmütig und dienstfertig war, so vermochte er selten eine Bitte abzuschlagen, und so war ihm, ehe er es sich versah, im Lauf einiger Jahre sein Geld und Gut durch die Finger gerollt, obwohl er selber für seine Person anspruchslos war und wenig genug brauchte. Aber leichtsinnige Freunde und vor dem Bankrott stehende Geschäftsleute hatten es ihm abgeborgt, und durch eine Bürgschaft für einen spekulierenden Bekannten, dessen Luftschlösser plötzlich spurlos in den Boden versanken und nichts weiter als einen großen Sumpf von Schulden hinterließen, hatte er zuletzt den Rest seines Vermögens verloren. Als es nun so weit gekommen war, daß die Not mit spitzem Knöchel bei ihm anklopfte, erschien ihm nichts natürlicher, als sich an seinen reichen Bruder zu wenden. Da kam er aber ganz an den Unrechten und fand statt Rat nur Hohn, statt Hilfe eitel harte Worte und Vorwürfe. Traurig ging Christian heim, verkaufte das Letzte, das er entbehren konnte, zog mit dem geringen Reste seiner Habe in ein kleines ärmliches Kämmerchen und war eifrig bemüht, seine Umstände zu verbessern und sich wieder vorwärts zu bringen. Allein dies wollte ihm auf keine Weise gelingen. Die Freunde, welchen er früher geborgt hatte, besaßen entweder selber nichts oder verleugneten ihre Habe; vergeblich waren die Bemühungen des Verarmten, eine Stellung zu erringen, die ihm etwas einbrachte, und so ging das Jahr und mit ihm seine geringe Habe zu Ende. Am Sylvestertage besaß er nicht mehr so viel, sich satt zu essen, und mit dem Beginn des neuen Jahres sollte er auch sein ärmliches Kämmerchen verlassen, weil er die Miete nicht mehr zu bezahlen vermochte. Nur ein wertvoller Ring, ein Andenken an seine verstorbene Mutter, war noch sein eigen, aber diesen hätte er nur in der äußersten Not aus der Hand gegeben. Lieber beschloß er, sich noch einmal an seinen hartherzigen Bruder zu wenden und ihn um ein wenig Reisegeld zu bitten, denn seine einzige Hoffnung setzte er darauf, daß er in einer zwei Tagereisen entfernten Stadt noch eine Schuld ausstehen hatte, deren Einziehung ihm vielleicht glücken mochte, wenn er selber an Ort und Stelle sich befand.

Als er kurz vor Mittag in das Haus seines Bruders eintrat, wehte ihm ein verlockender Küchenduft entgegen, als wenn dort allerlei köstliche Dinge gebraten und geschmort würden, und in seiner hungrigen Seele entstand die ausschweifende Hoffnung, der Bruder möge ihn vielleicht heute zum Essen einladen. Dieser aber empfing ihn unwirsch mit der Frage, ob er schon wieder zu betteln käme, und als Christian seine Bitte vorbrachte, bemerkte der andere den Ring, welcher gar

lieblich blitzte und funkelte. Dann sagte er: „Du hast dein Gut leichtsinnig vertrödelt und kommst nun zu mir, der das seinige zusammengehalten hat, als Bettler mit einem kostbaren Ring am Finger. Es muß dir doch wohl nicht so schlecht gehen, wie du sagst.“

„Es ist das letzte Andenken an unsere Mutter,“ sagte Christian, „und das Einzige, was ich noch besitze. Es thäte mir weh, ihn in fremde, gleichgültige Hände zu geben.“ Johanns Augen leuchteten gierig, denn ihm kam plötzlich ein guter Gedanke. Er suchte einen milden Klang in seine Stimme zu legen und sprach in heuchlerischem Ton:

„Jawohl, ich verstehe, lieber Bruder. Der Ring ist ja auch so ungemein kostbar nicht und der Stein hat, soviel ich weiß, einen Fehler, der seinen Wert beeinträchtigt. Aber es wäre doch unrecht, wenn ein solches Familienandenken in fremde Hände käme. Darum will ich dir gerne behilflich sein in deiner Not und dir den Ring für einen Dukaten abnehmen. Da hast du ein schönes Reisegeld und der Ring bleibt in der Familie. Später, wenn deine Umstände sich bessern, da magst du ihn wieder zurückkaufen.“

Obwohl nun Christian dies Gebot sehr gering erschien, so leuchtete ihm doch diese Wendung der Sache sehr ein, und nach einigem Zögern und einem schüchternen Versuche, einen höheren Preis zu erhalten, gab er den Ring hin. Johann begab sich innerlich schmunzelnd in ein Nebenzimmer, wo er ziemlich mit Schlüsseln rasselte und sich das Knacken verschiedener Schlösser vernehmen ließ. Sodann klimperte er eine Weile mit Goldstücken und kam endlich mit dem beschnittensten Dukaten, welchen er finden konnte, zurück, händigte ihn Christian mit einer Miene ein, als erweise er ihm die höchste Wohlthat, und nahm den Ring dafür in Empfang. Indes hatte die Wirtschafterin bereits den Kopf durch die Thür gesteckt, um anzukündigen, daß das Essen bereit stände, und nun sagte Johann: „An deiner Stelle, lieber Bruder, würde ich mich keinen Augenblick mehr hier aufhalten, sondern mich ohne Zeitverlust auf den Weg machen.“

Mit stillem Bedauern sah der arme Christian seine Hoffnung, zum Essen bleiben zu dürfen, schwinden und entfernte sich. Auf der Flur begegnete ihm die Wirtschafterin, welche einen schöngespickten und köstlich braun gebratenen Hasen vorübertrug, der eine verlockende Wolke herrlichen Duftes hinter sich ließ. Das stieg dem Hungrigen gar lieblich in die Nase und seufzend ging er die Treppe hinab. Als er dann kurze Zeit später seine wenigen Habseligkeiten in die Wandertasche packte und dazu sein trockenes Brot mit Wasser hinabspülte, saß Johann behaglich an seinem wohlgedeckten Tische und verzehrte die zarten Schlegel und den größten Teil des saftigen Rückens nebst köstlichem Apfelmus mit Zimt bestreut und leerte dazu ein Fläschchen alten Rheinweins. Der neuerworbene Ring lag vor ihm und in den Zwischenpausen, wo er Kraft schöpfte zu neuem Angriff auf den trefflichen Hasen, nahm er das Geschmeide in die Hand, ließ den Stein wohlgefällig im Lichte funkeln und schmunzelte vergnüglich, denn es war ein Rubin vom reinsten Wasser und wohl an die fünfzig Dukaten wert. Es war ein Augenblick des Glücks, und Herr Johann Popertag war mit sich zufrieden. Christian marschierte derweil wohlgemut in den kalten Dezembertag hinaus. Sein hoffnungsreiches Gemüt spiegelte ihm die schönsten Bilder vor, wie alles glücklich ablaufen werde, und was er dann mit dem geretteten Gelde für kluge Dinge beginnen wolle, damit es sich vermehre und ihn ernähre. „Es wird mit mir auch gehen, wie mit dieser verschneiten Welt,“ dachte er. „Ueber ein kleines und statt krächzender Raben über öden, verschneiten Fluren werden hier jauchzende Lerchen sein über hoffnungsgrünen Saatfeldern, und die Bäume und Sträucher werden mit einem neuen Schnee von schimmernden Blüten bedeckt sein. Ja, und dann wird es mir Spaß machen, daran zu denken, daß ich einmal nicht genug hatte, mich satt zu essen und mich mit dem Dufte des Bratens begnügen mußte, der andern Leuten wohlschmeckte.“ Und auf diese guten Aussichten hin überlegte er, ob er sich nicht heute abend bei der Einkehr in ein Wirtshaus die Güte anthun solle, eine tüchtige Schüssel Schweinsknöchlein und ein großes Glas Bier zu bestellen.

Aber der Nobiskrug, das Ziel seiner heutigen Wanderschaft, war noch weit, und der frühe Winterabend breitete schon rings seine Dämmer aus, als Christian den mächtigen Tannenwald betrat, welchen die breite Landstraße schnurgerade durchschnitt. Vor ihm in der Ferne des scheinbar endlosen Weges brannte das Abendrot und verklärte die schneebedeckten Tannenäste mit rosigem Schimmer; es war, als läge eine schöne himmlische Welt dort vor ihm ausgebreitet, die zu erreichen er nur tapfer darauf loszugehen brauche. Aber das ferne Feuer verdämmerte in einen zarten, rosigen Schein, und auch dieser verblaßte allgemach. Nun segelte ihm zur Seite über den Wipfeln der Bäume die schmale Silbersichel des Mondes dahin wie ein mit Schätzen hochbeladener Kahn, und ringsum blitzten und funkelten die Sterne mit unsäglichem Glanze gleich köstlichen Edelsteinen. Christian vernahm nur das Tönen der eigenen Schritte auf dem knirschenden Schnee, und als er einmal stand und lauschte, weil er vermeinte, in der Ferne eine liebliche Musik zu hören, war es so still, daß nur ein sanftes Sieden in seinem Ohre war und er das leise Geknister der brennenden Sterne zu vernehmen glaubte.

So schritt er immer schneller dahin, denn die Nacht war bitter kalt und ihn begann zu frieren. Aber immer noch wollte der Nobiskrug nicht kommen und der Weg kein Ende nehmen. Ihm fielen nun manche Geschichten ein, welche man von diesem Wirtshause erzählte. Allerlei wunderliches Volk sollte da zu gewissen Zeiten verkehren, und besonders in der Sylvesternacht hütete sich jedermann, dort einzukehren, denn dann war es im Nobiskruge gar nicht richtig. Auch wenn jemand dort zu dieser Zeit vorsprechen wollte, so nützte es ihm nichts, denn der Wirt wies vornehm und gering mit der Einwendung zurück, sein Haus sei besetzt. Vorüberfahrende hatten dann wohl eine liebliche, geisterhafte Musik oder fröhlichen Gesang aus dem hellerleuchteten Hause tönen hören, was ihnen trotzdem ein seltsames Grausen einflößte, zumal in dem hellerleuchteten Zimmer, aus welchem diese Töne

kamen, niemand zu sehen war. Zugleich verbreitete sich dann in der ganzen Gegend ein köstlicher Geruch von Gebratenem und Gebackenem und von herrlichem Punsch.

Solches fiel dem guten Christian plötzlich schwer auf die Seele, denn er hatte bis dahin noch gar nicht daran gedacht, daß er sich gerade die Sylvesternacht zu seiner Einkehr ausersehen hatte. Was sollte er nun wohl anfangen, müde, durchfroren und hungrig wie er war, da doch die nächste Ortschaft noch drei Stunden weiter entfernt war? Unter diesen trüben Gedanken hatte er das Haupt hängen lassen, und als er es nun erhob, sah er mit einemmal einen hellen Lichtschein in den Schnee fallen und bemerkte, daß der Nobiskrug ganz dicht vor ihm lag. Er wollte jedenfalls sein Heil versuchen und schritt auf das aus allen Fenstern festlich leuchtende Haus zu.

Als er in die Flur trat, kam gerade der Wirt aus der Küche und trug, ganz feurig im Gesicht und unter mächtigem Schnaufen, eine gewaltige Schale mit dampfendem Punsch vor sich her, während ein alter Herr, der einen langen, talarähnlichen Pelz trug und ein rosiges, freundliches Antlitz mit einem ungeheuren, schneeweißen Bart zeigte, ihm bedächtig folgte. Als der Wirt den fremden Gast bemerkte, rief er ihm unter Schütteln des Kopfes abwehrend zu: „Ich kann Euch kein Quartier geben, es ist alles besetzt. Ihr könnt auch heute nichts bekommen, ich habe mein Haus an eine geschlossene Gesellschaft vergeben, die ungestört sein will.“ Dazu mochte wohl der hungrige und frierende Christian ein sehr trübseliges Gesicht machen, denn der alte Herr, welcher den Fremdling mit teilnehmenden Blicken beobachtet hatte, sagte plötzlich: „Laßt den Mann nur ein zu uns. Er hat ein gutes Gesicht, und ein Plätzchen wird sich schon finden.“

Der Wirt zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: „Nun, ich habe das Meinige gethan,“ öffnete dann mit dem Ellbogen die Thür des großen Gastzimmers, aus welchem das Rauschen eines fröhlichen Gespräches hervorschallte, und trug den Punsch hinein. Der alte Herr und Christian folgten ihm.

2. Das Abenteuer im Nobiskrug.

In dem hellerleuchteten Gastzimmer des Nobiskruges stand ein großer, runder Tisch, bedeckt mit den Resten einer reichlichen Abendmahlzeit, und um diesen Tisch herum saß eine höchst sonderbare Gesellschaft von elf Personen, zu welchen als die zwölfte sich jener alte Herr gesellte, welcher Christian hier eingeführt hatte. Diese zwölf Männer waren in die allerverschiedensten Trachten gekleidet, welche man sich nur denken kann, von der leichtesten Sommergewandung bis zum schwersten Winterpelz, so daß man hätte denken können, hier sei eine etwas verfrühte Karnevalsgesellschaft beisammen. Sie beachteten Christian gar nicht, welcher sich still hinter den großen, glasierten Kachelofen drückte, sondern wandten ihre Aufmerksamkeit dem großen Gefäß mit Punsch zu, welches der Wirt stöhnend auf den Tisch setzte. Der alte Herr mit dem großen, weißen Barte füllte bedächtig die Gläser, welche von Hand zu Hand wanderten, bis ein jeglicher versehen war. Darnach entstand eine tiefe Stille, alle erhoben bedächtig die Gläser und thaten einen nachdenklichen Zug. Sodann verklärten sich alle Angesichter und Laute des Beifalls und des Entzückens ließen sich vernehmen. Der eine erhob Daumen und Zeigefinger der Linken, als prüfe er die Güte des Getränkes zwischen den Fingerspitzen, und flüsterte: „Köstlich!“ Der andere lehnte sich in den Stuhl zurück, erhob die Augen gen Himmel und schmunzelte: „Deliziös!“ Ein dritter wieder schlug, von Begeisterung ergriffen, auf den Tisch, daß Gläser und Geschirr klirrten, und schrie: „Donnerwetter!“ Ein vierter aber rief: „Ja, der Alte versteht es, das muß man sagen!“ und hielt dem weißbärtigen Herrn sein Glas entgegen, und nun stießen alle an mit diesem, dessen gutmütiges, rotes Gesicht vor Vergnügen glänzte, während der behäbige Wirt, die Hände über dem Bäuchlein gefaltet, schmunzelnd daneben stand und bald den einen, bald den andern anblickte. Danach erhielt dieser den Auftrag, den Tisch abzuräumen und dem fremden Gaste die Reste der Mahlzeit vorzusetzen. Hei, das kam dem hungrigen Christian gelegen und er fing an, tüchtig einzuhauen. Zwischendurch betrachtete er immer wieder mit Verwunderung die sonderbare Gesellschaft, welche an dem großen Tische lustig pokulierte. Er bemerkte nun, daß jeglicher von ihnen ein schön gearbeitetes Musikinstrument neben sich lehnen oder an seinem Stuhlpfosten hängen hatte. Sollten es wandernde Musikanten sein? Aber einige von ihnen waren so leicht gekleidet, daß sie auf der Stelle draußen in der scharfen Winterkälte hätten erfrieren müssen.

Als Christian sich satt fühlte, war die Gesellschaft bereits in eine behagliche, mitteilsame Stimmung geraten und man forderte ihn auf, sich an den großen runden Tisch neben den Herrn mit dem weißen Bart zu setzen. Als er dort bescheiden Platz genommen hatte und ihm ein Glas von dem köstlichen Punsch vorgesetzt worden war, fragte der Nachbar, indem er ihn wohlwollend anblickte: „Nun, Fremder, war't Ihr mit dem letzten Jahre zufrieden?“

Christian antwortete: „Das Jahr war schon gut; wenn es mir dennoch schlecht ergangen ist, so trug ich wohl selbst die Schuld.“

„Wir hören gerne etwas Neues,“ sagte darauf der Alte; „wenn Ihr mögt, so laßt uns Eure Geschichte hören.“

Obgleich nun Christian meinte, diese Geschichte sei gar nicht ergötzlich und mehr trübselig als lustig zu berichten, so mußte er doch erzählen. Als er nun zum Schluß von seiner heutigen Reise sprach und den schönen, wenn auch kalten Dezembertag lobte und von der herrlichen Abendröte sprach, in welche er hineinmarschiert sei, gute Hoffnungen für die Zukunft aus ihr schöpfend, da schmunzelte der alte, weißbärtige Nachbar wohlgefällig und die andern sahen sich bedeutungsvoll an, als ob sie es in der Macht hätten, solche Hoffnungen zu erfüllen. Als er nun fertig war, entstand eine kleine Stille. Sodann räusperte sich Christians anderer Nachbar sehr laut und kräftig, so daß unser guter Reisender fast erschrak und ihn verwundert ansah. Es war ein großer, stattlicher Herr in kurzem, weißem Wams mit schneeweißem Pelz besetzt,

ja, alles war weiß an ihm, bis auf das rosige, von Gesundheit leuchtende Antlitz, den hellblonden Schnurrbart und die gleichfarbigen Haare. Seine Beine steckten in enganschließenden Hosen, und bis über die Kniee waren Stiefel gezogen von weichem Leder, oben mit Pelz besetzt. An dem einen seiner Stuhlpfosten hing eine weiße Pelzmütze, und an dem andern eine glänzende silberne Posaune. Als dieser Herr sich nun ausgeräuspert hatte, sprach er mit einer Stimme, die dem Hallen glich, welches in kalten Wintern durch die Eisfläche großer Seen dahindonnert: „Nun, guter Freund, Ihr habt da eben so'nette Sachen über den Dezember gesagt, was haltet Ihr von dem Januar?"

„O," sagte Christian, „der Januar ist ein frischer Monat, den hab' ich schon lieb. Herrlich ist er, wenn er die klingende Kälte bringt, daß die Seen wie ein Spiegel glänzen und die Bäume im Schmuck des glitzernden Reifes dastehen, wie silberne Korallen. Wenn man da auf dem Schlittschuh über die blanke Fläche dahinfliegt, gießt sein frischer, nordischer Hauch Kraft, Mut und Feuer durch die Adern, wie es sonst nur der sonnenreichste südliche Wein vermag. Herrlich sind auch seine klaren, sternfunkelnden Nächte, wenn das Nordlicht seine schwankenden Strahlen über den Himmel schießt und in die feste Decke mächtiger Seen unaufhörlich mit langhindonnerndem Krachen die Spalten springen; das ist die echte Wintermusik!"

Das Gesicht des weißgekleideten Mannes war bei diesen Worten immer strahlender geworden, und als Christian geendet hatte, schlug jener mit der Faust auf den Tisch, daß es donnerte, und rief: „Famos gesagt, das lass' ich mir gefallen!" Sodann stieß er mit Christian an und leerte sein ungeheures Glas Punsch auf einen Zug.

Nun beugte sich hinter diesem Kraftmenschen ein zweiter der zwölf Gesellen hervor; der war nun ziemlich klein und der behendeste von allen. Er war auch weiß gekleidet, aber in die faltigen und bauschigen Gewänder eines Pierrots und nur die kugelförmigen Knöpfe seines Wamses waren rot und so groß wie Apfelsinen. Sein rabenschwarzes Haar war kurz geschoren gleich dem Sammet und trat mit einer kleinen Schneppe in die niedrige Stirn des weißgepuderten Gesichtes. Indes er mit den Fingern leise auf einer Schellentrommel trillerte, die vor ihm auf dem Tische lag, blickte er Christian mit den schwarzen, glänzenden Augen pfiffig an und fragte: „Nun, und was wißt Ihr vom Narrenmonat Februar zu sagen?"

„Ja, da habt Ihr recht," sagte Christian, „ein lustiger Monat ist's. Man hat ihn auch darum zum kürzesten gemacht, weil die Leute so viel Spaßhaftigkeit sonst gar nicht zu ertragen vermöchten. Alle Welt macht er zu Narren, die ehrbarsten Leute verführt er zum Possenreißen und die feierlichsten Esel zum Hintenausschlagen; diesen Monat hab' ich immer gern gehabt, denn ein herzhafter Spaß ist Geldes wert!"

Solche Antwort mußte dem kleinen Manne wohl besonders gefallen, denn plötzlich war er auf dem Tisch und ging dort, jedenfalls weil er sein Vergnügen nicht anders zu bändigen wußte, unter dem Beifall aller Anwesenden auf den Händen herum. Sodann stand er wieder vor seinem Platze, überschlug sich in der Luft, daß er hinter seinen Stuhl zu stehen kam, grätschte mit einem mächtigen Satze über die Lehne und saß plötzlich wieder so ruhig da, als sei er es gar nicht gewesen. Ein solches verwunderliches Benehmen erzeugte bei Christian die Vermutung, daß er unter eine Gesellschaft von Seilspringern und Kunststückmachern geraten sei.

Unterdes war der Dritte in der Runde unruhig geworden, ein gesetzter Herr, der einem Pächter ähnlich sah und einen Brummbaß neben sich lehnen hatte. Er sprach dann: „Und wie denkt Ihr über den März?"

„Ueber den März läßt sich viel Gutes sagen," antwortete Christian. „Das ist ein wichtiger Monat für den Landmann, dem er die Felder befreit und den Frost aus der Erde taut. O, so köstliche, sanfte Frühlingstage hat er schon, wo die Lerchen über der grünen Saat tirelieren und die Drosseln im knospenden Walde flöten, wo man meint, nun müsse der Frühling gleich über die Berge schauen und rufen: ‚Ja, ich komme schon!‘ In den Gärten duftet mit kräftigem Erdgeruch das gegrabene Ackerland, und um das unsägliche Grün der Stachelbeerbüsche, die mit lauter zarten braunen Glöcklein behängt sind, summen die Bienen. Aus der schwarzen Erde steigen nun liebliche Wunder empor, zarte Schneeglöckchen, schimmernde Krokus und leuchtende Narzissen und gegen Ende gar, da bannt ein holdes Duften deinen Schritt und siehe: die Veilchen blühen. Ja, der März, den lass' ich schon gelten."

Dies schien dem Manne in dem Pächteranzuge sehr zu gefallen, er bekam vor heimlicher und unterdrückter Freude ordentliche rote Ringe um die Augen und sagte fast abwehrend: „Na, na, nur nicht so poetisch, das kann ich ja gar nicht verlangen!"

Das Spiel mit den Monaten sagte den zwölf Leuten scheinbar ungemein zu, sie waren sehr aufmerksam, wenn Christian sprach, und gaben ihre Zustimmung durch Nicken und beifälliges Gemurmel kund. Nun meldete sich auch schon wieder der Nächste in der Runde, ein sehr sonderbar und narrenhaft gekleideter junger Mann. Die rechte Hälfte seines ausgezackten, mit Schellen besetzten Wamses war blau, die linke orangegelb, ebenso war es mit den Beinen bestellt und mit seiner Mütze, nur daß hier die Farben in umgekehrter Reihenfolge angebracht waren, und wenn man dem Manne genau in sein ewig bewegliches Gesicht sah, bemerkte man, daß es auch hier an Abwechselung nicht fehlte, denn eines seiner Augen war blau, das andere braun.

„Ich möchte nun vom April ein wenig hören!" sagte dieser.

„Die Leute," antwortete Christian, „schelten den April einen unbeständigen Monat, aber das ist ja gerade das Hübsche an ihm. Es ist wie im Theater, immer gibt es etwas Neues zu sehen. Oder ist es nicht herrlich, wenn die Sonne durch den Regen lacht, daß es von den grüngoldenen, jungbelaubten Bäumen rinnt wie Perlen und Edelgestein und am Abend hoch über dem Sammetgrau abziehenden Gewölkes der leuchtende Regenbogen steht? Oder wenn der Sturm dahinbraust

durch den knospenden Wald und dennoch plötzlich ein Sonnenstrahl hervorbricht aus finsterem Gewölk und in der Ferne ein leuchtendes Saatengrün oder eine schimmernde Wasserfläche hervorhebt wie eine selige Verheißung? Er versteht sich auf das Durcheinander. Lachen ist nicht schwer und Weinen ist nicht schwer, aber Lachen und Weinen zugleich, das ist die Kunst!"

Der närrische Mann, als wolle er zeigen, daß er dieser Fertigkeit mächtig sei, fing gewaltig an zu lachen, während ihm die Thränen sowohl aus dem blauen als dem braunen Auge liefen. Sodann sprang er ganz begeistert auf, hing die Pauke um, welche neben ihm stand und tanzte, während er sie tüchtig mit dem Schlegel bearbeitete und dazu die Becken fleißig tönen ließ, eine Weile im Zimmer herum. Unterdes stimmte der junge Mann, welcher nun zunächst am Tische saß, ein wenig an seiner kunstreich mit Blumen und Vögeln eingelegten Mandoline und klimperte dann erwartungsvoll darauf. Diesen Jüngling hatte Christian schon immer mit Bewunderung angesehen, denn er war über die Maßen schön. In dem seidenweichen, etwas gewellten Goldhaar trug er einen Kranz von Maiblumen und aus seinem rosigen Antlitz schauten sonnenhaft und siegreich zwei leuchtende blaue Augen. Bekleidet war er mit einem kurzärmligen, griechischen Gewande, das um den Leib durch einen goldenen Gürtel zusammengefaßt wurde und auf weißem Grunde köstliches Blumenwerk eingewebt zeigte, in dessen farbigen Ranken schimmernde Vögel und glänzende Schmetterlinge sich wiegten; an den Füßen jedoch trug er Sandalen mit übers Kreuz geschnürten Bändern. Dieser schöne Jüngling griff auf seiner Mandoline ein paar Accorde und sang dann mit angenehmer Stimme:

„Nun, lieber Fremder, sagt mir frei,
Was haltet Ihr vom Monat Mai?"

„Ich möchte wohl," erwiderte Christian, „daß ich verstünde wie Ihr die Mandoline zu schlagen, und daß mir Gott eine so schöne Stimme verliehen hätte, dann wollte ich Euch singen von diesem Monat, wie er es wohl verdient, denn er ist ein Zauberer, der für alle Sinne das Lieblichste bietet. Dem Auge schmeichelt er durch das zarteste Grün und die schönsten Farben, er betäubt fast das Ohr durch die Fülle wechselnden Gesanges, er läßt den weichen Westwind dahingehen über blühende Gefilde, daß er sich mit Düften erfülle, und sendet ihn dann, uns zärtlich die Wangen zu streicheln; er treibt aus den geheimnisvollen Tiefen der Erde köstliche Kräuter und leckere Schosse hervor, daß auch die Zunge nicht leer ausgehe, ja, der Mai ist ein Monat, der so recht aus dem Vollen seine Schätze ausstreut, und leicht ist es, sein Lob zu singen."

Der schöne Jüngling verneigte sich, daß ihm die goldenen Haare vornüber fielen, winkte dann Christian wohlwollend mit der weißen, schlanken Hand, griff auf seiner Mandoline einige Accorde und ließ ihnen eine liebliche Musik folgen, welche klang wie Quellengeriesel und Flüstern des Frühlingswindes in blühenden Zweigen. Sein Nachbar, ein junger Mann in studentischer Tracht, der eine Rose im Knopfloch trug und aus leuchtenden Augen gar munter in die Welt blickte, nahm mit seiner Geige die Melodie auf und beide musizierten eine kurze Weile gar anmutig. Dann fragte er sofort: „Und nun der Juni, wie steht es mit dem?"

Christian antwortete: „Vom Frühling und vom Sommer vereinigt er das Schönste. Er bringt die Rosen und die Erdbeeren, taufrische glänzende Morgen, glühende Mittage, stille, sonnige Abende und helle, träumerische Nächte. Die Sonne und das Jahr sind auf der Höhe angelangt, am Feldrand blühen die wilden Rosen und ihr Duften mischt sich mit dem köstlichen Geruch frischgemähter Wiesen. Wohl dem, der nun wandern kann in die herrliche Welt hinaus, daß er all diese Schönheit sein eigen nennen darf!"

„Das will ich meinen!" rief der studentisch gekleidete Jüngling und trank Christian ein ganzes Glas zu. Ehe nun der Folgende, ein etwas träumerisch aussehender junger Mann in leichter Hirtentracht, der mit einer Flöte und einem Schäferstabe ausgerüstet war, den Mund öffnen konnte, sagte Christian:

„Ich weiß es schon, Ihr wollt nun vom Juli etwas wissen. Das ist der wahre Sommermonat, der das Korn reift und einen Segen von köstlichem Gemüse ausschüttet. Da ist es schön um die Mittagszeit in den weiten Kornfeldern, wenn die Glut der Sonne über all dem reichen Segen brütet und nur zuweilen leise wie im Traum das weite Meer der Aehren sich flüsternd regt. Alle Vögel sind verstummt; einzig die Ammern spinnen unermüdlich den dünnen Faden ihres Gesanges, aber zwischen den Halmen und an den Rainen schwirrt und wetzt und zirpt und summt und brummt es von unsäglichem Insektenvolk; Schwebefliegen und Libellen stehen in der Luft und schießen dann plötzlich davon, während die Schmetterlinge wie trunken von Duft und Glut dahintaumeln. Aber auch gewaltig kann dieser Monat sein. Das schimmernde Gebirge von Wolken dort hinter dem Walde türmt immer höher sich empor und verdichtet sich zu einem finsteren Graublau, das nur noch an den Rändern mit Silber gesäumt ist. Zuweilen tönt es von ferne wie ein dumpfes Gemurmel grollender Stimmen durch die stille Luft. Nun steigt es schneller empor und verschlingt die Sonne und dann jagt es heran mit Sturm und Regen über die wogenden Felder und ineinander schlingt sich unter dem Zucken der Blitze die endlose Kette rollender Donner und knatternder Schläge bei dem unendlichen Strömen des Regens. Aber weiter saust das Unwetter und vergrollt in der Ferne. Am Himmel wird ein schimmerndes Thor aufgethan und hervor tritt auf leuchtendem Blau die siegreiche Sonne in ihrer alten Pracht; ja, schön und gewaltig ist der Juli!"

Besonders daß Christian diesen Monat gewaltig nannte, schien dem Hirtenjüngling zu gefallen, denn er winkte wohlgefällig bei diesem Worte und blickte triumphierend um sich. Dann legte er die Hand aufs Herz, verbeugte sich und warf dem Gaste eine Kußhand zu.

Der nun kam, war wie ein Schnitter anzusehen; er trug einen Kranz von Aehren, Mohn und Kornblumen im Haar, war gebräunt von der Sonne und vor ihm lag eine Klarinette. Er sagte weiter nichts als: „Nun weiter!"

Christian sprach: „So wie der Mai und der Juni

ein wenig zusammengehören, so auch der Juli und der August. In dem einen wird die Ernte begonnen, in dem anderen vollendet. Der August ist aber der richtige Erntemonat, und es ist eine lustige Sache, trotz harter Thätigkeit nur fröhliche Gesichter zu sehen und Menschen, die zur Arbeit sich schmücken mit hellen Gewändern und bunten Farben. Wenn nun all der Segen eingebracht ist und der letzte schwer beladene und geschmückte Erntewagen, dunkel sich abhebend gegen den goldenen Abendhimmel, unter Jauchzen und Gesang in die Scheune gebracht ist, wenn das Wetzen der Sensen am Tage und das Dengeln am Abend verstummte, da hebt sich bald ein anderes Tönen an von Fidel, Klarinette, Horn und Brummbaß, die Röcke fliegen und die Juchzer schallen — ja lustig ist der Erntemonat!"

Der braune Schnitter stieß einen Juhschrei aus, daß die Fenster klirrten, man hörte, daß er die Sache verstand, und merkte wohl, daß ihm Christians Rede gut gefallen hatte. Dieser fuhr nun fort, indem er sich an den Nächsten wendete, einen Mann mit behäbigen apfelroten Backen, der einem Gärtner gleichsah:

„Nun kommt der September und schüttet seine Früchte vor uns aus, köstliche Pflaumen von zartem Hauch bereift, taufrische Aepfel, deren einer schon das ganze Haus mit Duft erfüllt, und Birnen, die fast von süßem Safte überquellen. Du rührst den Nußbusch nur an, und ein Segen von sauberen Nüssen prasselt hernieder, am Gartenzaun liegen die Kürbisse, groß wie Schweine, und am Geländer schwillt und rötet sich die Traube, süßer Verheißung voll, o, ein köstlicher Monat, ich liebe ihn!" schloß Christian ganz in Erinnerung und Anschauung vertieft.

Der Gärtner rieb sich behaglich die Hände und sah vergnügt um sich. Dann nickte er ein paarmal schnell mit dem Kopfe und lehnte sich befriedigt in seinen Stuhl zurück.

Mit großer Spannung hatte ein Mann in der Ausrüstung eines Jägers, dem ein goldenes Waldhorn zur Seite hing, bis dahin gewartet. Nun beugte er sich vor und rief: „Hallo, Fremder, nun der Oktober!"

„Er bringt mit Macht den Herbst," sagte Christian, „und damit Abwechselung in die Welt. Das wenig unterschiedene Grün des Waldes färbt er um in Gold und Braun und Purpur, zum Zeichen, daß das Feuer des Sommers nun verglüht, und ist überhaupt ein Maler, der die bunten Farben liebt. Und da ihm an Blumen nicht viel zu Gebote steht, so läßt er die seltsamen Teller und Hüte der Pilze aus dem Waldboden hervortauchen und malt sie mit Scharlach, Eiergelb und Samtbraun. Aus dem goldgelben Laub der Eberesche leuchten die Beeren wie rote Korallen, und wo der Juni an der Heckenrose blasse Tellerchen aufthat, glüht nun purpurn die Hagebutte. Schön ist es an stillen sonnigen Oktobertagen auf einer einsamen Waldblöße, wenn ringsum die Bäume im Schmuck des Herbstes glühen und die späten Schmetterlinge, der bunte Admiral und der samtbraune Trauermantel, mit den blauen Pünktchen und dem goldenen Rande sich an den Stämmen sonnen. Silberne Fäden spinnen sich durch die Luft dahin und hoch aus dem Blauen schallt ein Wanderruf von Vögeln, die nach Süden ziehen, indes von Zeit zu Zeit in der Ferne ein Schuß verhallt. Schön ist es auch, wenn zu fröhlicher Jagd die Waldhörner klingen, das Geläut der Meute durch den Wald hallt, die rotröckigen Reiter zwischen den Kieferstämmen dahinjagend in der Ferne verschwinden, und das Geräusch der Jagd leiser und leiser wird, so daß am Ende nur das sanfte Singen der Zweige übrig bleibt, bis dann schließlich wie aus traumhafter Ferne das Halali herübertönt!"

Wunderbar, klang dieses Jagdsignal nicht wirklich aus der Weite? Nein, der Jäger war es, der ganz heimlich das Horn an den Mund gesetzt hatte und es leise ertönen ließ. Kaum war dies beendet, so kam eine Gestalt zum Vorschein, welche Christian bis dahin gar nicht bemerkt hatte, da sie in einem großen Lehnstuhl mit Ohrenklappen ganz in sich zusammengekrochen neben dem weißbärtigen Nachbar gesessen hatte. Der alte Herr mußte wohl Zahnweh haben, denn er trug ein buntes seidenes Tuch um sein graues grämliches Gesicht und darüber hatte er eine Zipfelmütze bis auf die Ohren gezogen. Er war gekleidet in einen Schlafrock von der Farbe des gewelkten Laubes und seine Füße steckten in ungeheuren Filzschuhen. Indes nur seine mageren Finger mit einer Maultrommel spielten, welche vor ihm auf dem Tische lag, beugte er sich hinter den Ohrenklappen seines alten Lehnstuhls hervor, sah mit seinen gelben Augen Christian starr an und sagte gar nichts.

Dieser kratzte sich ein wenig hinter den Ohren und sagte: „Ja, der November! Die Leute wollen nicht viel von ihm wissen und schelten ihn einen verdrießlichen Monat, aber ich kann das nicht finden. Er hat manchmal so stille graue Regentage, wo die Luft eigentlich nur sehr naß ist und es an jeder Knospe und jedem welken Blatt wie eine dicke Thräne hängt, das ist eine herrliche Zeit zum Träume spinnen und Luftschlösser bauen, wie ja auch die Maler auf dem grauen Grunde der Leinwand ihre farbigen Kunstwerke hervorzaubern. Aber die Stille und Verdrossenheit ist eigentlich gar nicht sein Element, er kann ein sehr gewaltiger Herr sein. Ja, schön ist es zu sehen, wenn er dann auf seinem wilden Roß, dem Nordwind, unter fliegendem Regen dahinsaust, das letzte Laub von den Bäumen reißt und wirbelnd vor sich her jagt, das Wasser zu sprühendem Schaum in die Höhe peitscht und durch die Wipfel des Waldes dahinstürmt, daß sie donnernd brausen!"

Es war merkwürdig zu sehen, wie bei dieser Schilderung der alte grämliche Herr sich veränderte; er richtete sich gerade empor und seine Schultern schienen sich zu verbreitern, seine welken Züge spannten sich und wurden fest wie Eisen, während aus den sonst so matten Augen ein seltsames Leuchten hervorbrach. Als Christian aber geendet hatte, sank der Alte jedoch plötzlich wieder in sich zusammen in seinen Lehnstuhl und murmelte: „Ich bin zufrieden."

Nun war Christian die Reihe herum, und sein Nachbar mit dem großen weißen Barte und dem rosigen Antlitz sah ihn lächelnd an. Christian bemerkte nun, daß in dem weitläufigen Pelze des Alten eine Unzahl von Taschen angebracht war, in deren jeder etwas bauschte, ja zuweilen waren sie so angefüllt, daß allerlei

Spielwerk oder auch kostbarere Gegenstände oben heraussahen.

„Nun fehlt nur noch der Dezember," sprach Christian. „Von dem brauche ich nur ein Wort zu sagen, daß er in vollem Glanze strahlt: Er ist der Weihnachtsmann und fürwahr, wenn ich Euch so ansehe, so muß ich sagen, daß ich mir denke, er muß gerade so aussehen wie Ihr."

„Das habt Ihr getroffen," erwiderte der Alte, und ich meine, Ihr müßt doch wohl schon gemerkt haben, in welcher Gesellschaft Ihr Euch heute abend befindet, oder solltet Ihr noch nicht wissen, daß es die Monate sind, mit welchen Ihr hier an einem Tische sitzet?"

„Gedacht habe ich es mir zuletzt schon halb und halb," sagte Christian, „aber ich konnte doch kaum glauben, daß so große Herren so freundlich mit mir sein würden."

„Wir wollen allen guten Leuten wohl," sagte der Dezember, „und zudem habt Ihr so hübsche Dinge über uns geäußert, daß wir damit zufrieden sind. Selten gibt es in heutiger Zeit so sonnige Gemüter, wie Eures, das überall nur das Gute und Schöne hervorhebt und von allen das Beste denkt. Darum glaube ich der Zustimmung meiner Genossen sicher zu sein, wenn ich zum Dank für Eure freundlichen Worte Euch eine Gabe mitteile, welche wohl geeignet ist, die Not, in welche Euch Eure Herzensgüte versetzt hat, zu heben und Euch fernerhin glückliche Tage zu verschaffen." Damit grub und wühlte er sich in eine seiner tiefsten Taschen ein, während die anderen Monate durch Gebärden und Worte ihre freudige Zustimmung bekundeten. Endlich zog der Dezember ein sehr schönes viereckiges Kästchen hervor, an dessen Seiten die zwölf Monate in eingelegter Arbeit dargestellt waren, während auf dem Deckel die vier Jahreszeiten in ewigem Reigentanze sich drehten, reichte es Christian dar und sprach weiter:

„Wenn Ihr einen Wunsch heget, so öffnet nur dieses Kästchen, es wird alles darin sein, was Ihr begehrt. Wir wünschen, daß es Euch eitel Segen und Glück bringen möge. Aber eines dürft Ihr nicht vergessen. Nur auf ein Jahr können wir diese köstliche Gabe Euch verleihen, darum nutzet die Zeit, solange das Kästchen Euch zu Gebote steht. Am nächsten Sylvesterabend um dieselbe Zeit wird es plötzlich aus Eurem Besitze verschwinden, ob Ihr es auch in sieben eisernen Kisten verschlossen hieltet."

Als nun Christian seinen freudigen Dank aussprechen wollte, wehrte der Dezember dies ab und klopfte stark auf den Tisch. Infolge dieses Zeichens verstummte rings die Unterhaltung, alle Monate nahmen ihre Instrumente zur Hand, auch der September öffnete einen Kasten, der vor ihm stand, und holte eine Zither hervor, während der Dezember aus einer seiner unerschöpflichen Taschen allerlei Kinderinstrumente nahm, wie Kuckucksflöte, Wasserpfeife und dergleichen. Sodann begannen sie eine liebliche Musik, welche das Walten und Weben der Jahreszeiten darstellte, und zu seinem großen Staunen erkannte Christian in diesen Tönen alles wieder, was er vorhin in Worten ausgedrückt hatte. Aber während sich die Musik in die Länge zog, überkam unseren Wandersmann infolge der späten Nachtzeit, des angestrengten Marsches vorher und des jetzt so reichlich genossenen Punsches die Müdigkeit, er sank in den Stuhl zurück und entschlief süß und sanft.

3. Das wunderbare Kästchen.

Als Christian am anderen Morgen aufwachte, lag er auf der Ofenbank, im Zimmer war aufgeräumt und von den Spuren des gestrigen Gelages nichts mehr zu sehen, so daß er fast geneigt war, das ganze Abenteuer für einen sonderbaren Traum zu halten. Der Wirt kam ihm ganz höflich entgegen und auf die Frage nach der Schuldigkeit forderte er ein Geringes für Nachtquartier und Morgenzehrung. Danach marschierte Christian wieder munter in den kalten grauen Neujahrstag hinaus. Es wehte eine scharfe Luft und nach einer Weile begann es von einem feinen prickelnden Schnee zu stäuben, der in alle Lücken der Kleidung eindrang. Trotzdem wanderte Christian mutig weiter, suchte sich durch eine raschere Gangart warm zu halten und war im Geiste fortwährend mit den sonderbaren Erlebnissen des gestrigen Abends beschäftigt. Je mehr er daran dachte, je unglaublicher erschien ihm alles und doch stand jede Einzelheit so klar vor seinem Gedächtnis, es mußte jedenfalls eine sehr gründliche und deutliche Art von Traum gewesen sein. Mittlerweile mehrte sich der Schnee und der Weg ward immer beschwerlicher. Zudem fühlte Christian immer einen sonderbaren Druck auf der Brust wie von einem harten Gegenstande, und als er nachfühlte, fand er das Kästchen, welches er gestern abend hatte in die Brusttasche gleiten lassen. Er zog es hervor und betrachtete es neugierig; die Sache war also doch kein Traum gewesen. Er öffnete es und besah das Inwendige. So reich geschmückt die Außenseiten auch waren, so leer und schmucklos war es im Innern. Er klappte den Deckel wieder zu und dachte über die Worte nach, welche der Dezember bei der Ueberreichung gesprochen hatte. Er setzte zwar wenig Glauben in die verheißene Wunderkraft des Kästchens, allein er dachte doch unwillkürlich: „Wenn ich jetzt so eine schöne Staatskutsche hätte und zwar eine geheizte mit vier Pferden davor, Kutscher und Bedienten und allem, was dazu gehört, da wollte ich besser und bequemer vom Fleck kommen." Kaum hatte er dies ausgedacht, so vernahm er ein leichtes Stampfen und Getrappel in dem Kästchen, und als er es verwundert öffnete, da hätte er es beinahe vor Schreck fallen lassen, denn es war nicht mehr leer, sondern eine kleine allerliebste Kutsche darin mit vier Pferden, nicht größer als Zwergmäuse, und winzigem Kutscher und Bedienten, so klein wie die grauen Grashüpfer, welche im Sommer auf den Wiesen zirpen. Aus dem Verdeck der Kutsche kam ein kleines Kaminrohr hervor und ließ ein zartes blaues Räuchlein in die Luft steigen. „Ja, was soll ich damit anfangen?" dachte Christian, als die erste Ueberraschung vorbei war, „für Geld sehen lassen ist das einzige." Endlich verfiel er darauf, das Kästchen auf die Erde zu setzen, und damit war das Richtige getroffen, denn kaum war dies geschehen, als der Bediente vom Bock sprang und die Vorderwand des Kästchens gleich einem Thore öffnete. Sogleich fuhr der kleine Wagen hinaus und im

Weiterfahren fing alles an mit großer Schnelligkeit zu wachsen, so daß nach wenigen Sekunden die richtige Größe erreicht war. Der Bediente sprang wieder vom Bock, riß die Wagenthür auf und sah Christian erwartungsvoll an. Dieser war so verblüfft, daß er fast das Kästchen hätte stehen lassen. Zum guten Glück stolperte er aber fast darüber, als er weiter gehen wollte, steckte es schnell zu sich und stieg ein. In dieser Kutsche war es aber hübsch, das muß man sagen. Sie war wirklich geheizt und drinnen eine behagliche Wärme. Dabei hing sie in so vorzüglichen Federn, daß Christian auch bei dem schnellsten Dahinjagen kaum etwas von den Unebenheiten des Weges verspürte, und in den veilchenblauen Samtpolstern saß er wie in Abrahams Schoß. Als ihm nun auf diese Art klar wurde, welchen unermeßlichen Schatz er an diesem Kästchen besaß, ward er fast unsinnig vor Freude, sprang in dem Wagen herum, hopste vom Vorder- auf den Rücksitz, schlug sich auf die Kniee, klatschte in die Hände und lachte und weinte in einem Atem. Endlich beruhigte er sich ein wenig und nun fiel ihm plötzlich auf, wie schlecht sein alter abgeschabter Anzug zu der schönen Kutsche passen wollte und wünschte sich schnell das Feinste. Sogleich fand er in dem Kästchen ein Röcklein vom herrlichsten Tuch mit goldgesticktem Kragen und Aufschlägen, eine geblümte Atlasweste, seidene Höschen und Strümpfe, Wäsche vom feinsten Battist, Schuhe mit goldenen Schnallen, kurz alles was dazugehört, und alles wuchs zur richtigen Größe, sobald es herausgenommen war. Er kleidete sich nun und um warf das alte Zeug zum Fenster hinaus. Aber in einem so schönen Anzug leere Taschen zu haben, das ging nicht, flugs wünschte er sich das Nötige, und als er das Kästchen öffnete, war es gestrichen voll der schönsten Randdukaten. Das ließ er sich gefallen. Als schließlich Hunger und Durst sich regten, entnahm er dem unerschöpflichen Kästchen einen Eßkober, gefüllt mit den herrlichsten Gerichten und ein Flaschenfutter mit den feinsten Weinen aller Länder und frühstückte wie ein Kaiser.

Als um die Mittagszeit dieses Tages die vornehme und glänzende Kutsche vor dem ersten Gasthofe der Stadt anhielt, welche Christian aufsuchen wollte, und ein so glänzend gekleideter Herr ausstieg, da erstarb der Wirt fast vor Ehrfurcht und sein Antlitz leuchtete wie Vollmondschein, indes die Kellner den seltenen Gast dienend umschwärmten wie die Fliegen einen Honigtropfen. Solche Wendung hatte mit einemmal sein Schicksal durch das wunderbare Kästchen genommen.

Natürlich dachte er jetzt nicht mehr an die Einziehung seines ausgeliehenen Geldes, nahm sich auch vor, noch nicht in seine Vaterstadt zurückzukehren, sondern beschloß einstweilen die Welt zu durchreisen, allenthalben sich aufzuhalten, wo es ihm wohl gefiel, und die Gaben seines unvergleichlichen Schatzes recht auszukosten. So reiste er denn fast ein ganzes Jahr in Deutschland herum und hinterließ überall, wo er sich aufgehalten hatte, ein gutes Andenken, da er große Summen an die Armen schenkte, mittellose Brautpaare ausstattete und Leute aus dem Schuldturm befreite. Dabei vergaß er jedoch nicht, daß sein Schatz ihm nur auf die Dauer eines Jahres verliehen war, und ließ durch einen Agenten in der Nähe seiner Vaterstadt eine große Herrschaft aufkaufen, zu welcher prächtige Wälder und Seen, viele Güter, ein herrliches Schloß auf dem Lande und ein wohleingerichtetes Haus in der Stadt gehörten, und alles aufs schönste und kostbarste wohnlich instandsetzen. Wegen seiner großen Wohlthaten hatte ihn der Fürst eines Landes, wo er besonders den Armen hilfreich gewesen war, unter dem Namen Herr von Kästchen in den Adelsstand erhoben und als man nun in seiner Vaterstadt erfuhr, daß dieser Mann, dessen Reichtum und dessen Wohlthätigkeit schon überall sprichwörtlich geworden war, sich in der Umgegend niederlassen wollte, da herrschte große Freude und man fühlte sich durch diese Wahl höchlichst geehrt. Freilich hatte niemand eine Ahnung, wer sich unter diesem Namen verbarg, auch sein Bruder nicht.

Um die Weihnachtszeit kehrte Christian in seine Vaterstadt zurück und die Leute konnten nicht genug erzählen von der Pracht seines Wagens, von der Schönheit seiner Pferde und der Leutseligkeit seines Wesens, denn niemand erkannte ihn wieder. Anfangs ließ er sich wenig sehen, sondern saß fleißig die Tage über in einem Kämmerchen seines Hauses, das er ganz mit zolldicken Eisenplatten hatte austapezieren und mit schweren eisernen Thüren hatte versehen lassen, und war ausschließlich damit beschäftigt, sein Kästchen voll Dukaten zu wünschen und das köstliche Gut dort wie Weizen auf einem Kornboden aufzuspeichern. Als endlich die goldene Last dort drei Fuß hoch lag, und nur einige schmale Gänge dazwischen frei gelassen waren, da schien es ihm genug, er verschloß diese Schatzkammer sorgfältig und dreifach mit den künstlichsten Schlössern und machte sich auf, seinen Bruder zu besuchen. Als er dort gerade wieder am Morgen des Sylvestertages vorfuhr und sich melden ließ, war dieser sehr erstaunt und verwirrt über den vornehmen Besuch, allein noch mehr verwunderte er sich, als dieser ihm entgegentrat mit den Worten: „Da bin ich wieder, lieber Bruder und komme, meinen Ring zurückzukaufen. Ich vermag dir jetzt zehntausendfach zu vergelten, was du damals an mir gethan hast.“ Damit winkte er dem Diener, welcher an der Thür stehen geblieben war und dieser lief nun an den Wagen und schleppte keuchend einen Geldsack herbei, welcher zehntausend Dukaten enthielt. Christian löste die Schnur, stieß den Sack um und leerte den mächtigen Haufen Gold auf den Tisch aus. Wie da Johannes' Augen gierig funkelten und wie er verblüfft war, das kann man sich wohl leicht vorstellen, fast wäre er vor seinem Bruder auf die Kniee gefallen und hätte ihn angebetet. Als er nun wohl zehnmal seinen verwirrten Dank gestammelt hatte, stürzte er fort und holte den Ring. Dann stierte er wieder auf den Goldhaufen hin; der Schweiß trat ihm auf die Stirn und das Wasser lief ihm im Munde zusammen — einmal mußte er jetzt darin wühlen, anders hielt er es nicht aus. Wie ein Magnetberg zog es ihn an, er grub die Hände hinein und nun lief es ihm von den Fingerspitzen aus wie Wollust durch alle Glieder. Heimlich aber behielt er einen Dukaten in der Hand und während er allerlei von Bewirtung stammelte und seinen Bruder bat, einen Augenblick sich zu gedulden, lief er in das

Nebenzimmer, wo sein Probierstein und seine Goldwage sich befand, und prüfte das Geldstück. Wahrhaftig, es war echt und von dem feinsten Dukatengolde. Nun rief er nach seiner Wirtschafterin und befahl ihr, das Beste aufzutischen, was im Hause zu finden war, und dann rannte er wieder hin, bedeckte den Goldhaufen mit einem Tuche, damit die Frau ihn nicht sehen sollte, kurz er war ganz außer sich.

Als die Brüder dann bei einer Flasche köstlichen französischen Weißweins saßen, erzählte Christian seine Geschichte. Da überkam seinen Bruder eine Gier nach dem wunderbaren Kästchen, welche ihn wie Feuer brannte. Heute, da die Monate wieder im Nobiskrug zusammenkamen, war ja gerade die Zeit günstig, dort mußte er hin auf jeden Fall und ihm, als dem Klügern, mußte es doch sicher gelingen, das Kästchen in seinen Besitz zu bringen. Den Monaten wollte er schon was Angenehmes sagen: Sirup und Zucker wollte er reden mit Honig dazwischen.

Als darum Christian ihn verlassen und er sein Gold verwahrt hatte, lief er sofort hin und mietete für den Nachmittag einen Wagen, um dorthin zu fahren. Er bekam einen solchen, aber nur gegen eine hohe Summe, deren Hälfte er vorausbezahlen mußte, weil die Fuhrleute in der Sylvesternacht diesen verrufenen Ort zu meiden pflegten. In der Dämmerung ging die Reise ab. Draußen war ein trübes, regnerisches Wetter; die Felder waren mit schmutzigem, zerfließendem Schnee bedeckt und in den Wagenspuren stand das Wasser. Der Himmel war von einem verdrießlichen, einförmigen Grau, und der Tannenwald stand da wie eine schwarze Masse in finsterem Schweigen.

Als er in dem Nobiskruge ankam, geriet er sogleich in einen Wortwechsel mit dem Wirte, welcher ihn nicht hineinlassen wollte, aber Johann war zäh und ließ sich so leicht nicht abweisen. Da infolgedessen der Streit immer lauter wurde, öffnete sich die Thür und der Dezember schaute heraus. Als dieser erfuhr, warum es sich handelte, wies er den Wirt an, den Fremden eintreten zu lassen, und nun fügte sich anfangs alles, wie es bei Christian gewesen war. Schließlich saß Johann ebenfalls mit in der Runde, und die verfänglichen Fragen begannen. Da bemerkte er mit Schrecken, daß es mit Sirup, Zucker und Honig nichts war, denn dieser Gesellschaft gegenüber gab es keine Verstellung, und mochte man wollen oder nicht, es kam nur die innere Wahrheit, und damit bei Johann eitel fressendes Gift und bittere Galle zum Vorschein. Und ob er sich auch mit Anstrengung aller seiner Kräfte zwingen wollte, es half ihm nichts, er nannte den Januar einen störrischen Eisbock, der außer den Kohlenhändlern keinen Freund auf der Welt habe; den Februar schalt er einen eitlen Fant und Leuteverführer, den März einen Schmutzfinken, den April einen Sausewind ohne Charakter, und über den Mai schimpfte er nun gar. Sein ganzer Ruhm sei erfunden von lügenhaften Dichterlingen und keine größere Wonne kenne er, als eisigen Schnee in die blühenden Obstbäume zu werfen und durch tückische Nachtfröste die Hoffnungen des ganzen Jahres zu zerstören. Der Juni sei ein Mischling, halb Frühling, halb Sommer, aber beides nicht ordentlich, der Juli entweder zu trocken oder zu naß, der August bringe auf eine mäßige sieben Mißernten und fast nichts als Aerger und Enttäuschung, und ebenso halte es der September mit dem Obst. Den Oktober schimpfte er einen Lärmmacher und Weinverderber, den November nannte er einfach gräßlich, darüber sei die ganze Welt sich einig, und der Dezember sei wieder dem Januar zu vergleichen, verführe ferner die Menschen zu unnützen Ausgaben, sich und ihre Kinder mit allerhand Albernheiten zu beschenken.

So ließ er an keinem ein gutes Haar, und als er geendet hatte, saßen alle in finsterem Schweigen da. Endlich räusperte sich der Dezember und sagte langsam und bedenklich: „Ei — ei — ei — ei — ei! Ja — ja!"

Darauf grub er aus einer seiner tiefsten Taschen ein ganz schwarzes Kästchen hervor und sprach: „Nehmt hier dieses Andenken, es wird Euch die Stunde, da Ihr so sinnreiche Urteile von Euch gabet, unvergeßlich machen. Aber eines sage ich Euch: Wenn Euch das Leben lieb ist, so öffnet es nicht, bevor Ihr in Eurem Hause angelangt seid. Dies merkt Euch wohl!"

Johann griff gierig nach dem Kästchen und wollte danken, der Dezember aber ließ es nicht zu, sondern klopfte stark auf den Tisch. Da ergriffen alle Monate ihre Instrumente, und nun erhoben sie eine Musik, welche so über alle Beschreibung gräßlich war, als seien alle Mißtöne der Welt in diese Werkzeuge gesperrt und kämen nun mit einemmal zum Vorschein. Es klang wie ein Gemisch aus den Liebesmelodien freiender Kater, dem Kreischen ungeschmierter Thüren, den letzten Gesängen verblutender Schweine, dem nächtlichen Geheul mondsüchtiger Hunde und dem Gebrüll verliebter Ochsenfrösche. Und dabei saßen die Monate mit einer finsteren Andacht da und manche schlugen verklärt die Augen empor, als spielten sie das herrlichste Requiem der Welt.

Johann erschrak zwar ein wenig, als dies losging, allein was kümmerte es ihn schließlich, er hatte ja das Kästchen, und als die zwölf Gesellen sich immer mehr in ihre grauenhafte Musik vertieften, benutzte er einen günstigen Augenblick und huschte schnell zur Thür hinaus. Seinen Wagen fand er aber nicht mehr vor, denn sofort bei dem Beginn dieser furchtbaren musikalischen Orgie war der Kutscher von Entsetzen ergriffen davongejagt und längst im Dunkel der Nacht verschwunden. So mußte er sich wohl oder übel entschließen, zu Fuße nach Hause zu gehen. Aber was machte das, er hatte ja das Kästchen! So stampfte er denn in der Dunkelheit durch den nassen Schnee, stolperte, fiel in die schlammigen Gräben und kroch wieder heraus und fühlte alle Augenblicke nach, ob er den Schatz auch noch in der Brusttasche habe. Die Anstrengung dieses nächtlichen Ganges durch die Nässe und den zerfließenden Weg fühlte er nicht, denn vor den Augen seines Geistes flammte nichts als Gold und Gold und wieder Gold. Ja, er wollte es klüger machen als sein Bruder Christian. Sein ganzes Haus wollte er mit dem geliebten gelben Metall erfüllen und seine Phantasie schwelgte in den üppigsten Bildern. Wälzen wollte er sich auf lauter Dukaten und sich eingraben bis an den Hals und darin wühlen und mit den Händen unablässig einen goldenen Sprühregen in die Luft schleudern.

Müde, durchnäßt und beschmutzt kam er zu früher Morgenstunde in seinem Hause an, allein bevor er die Ruhe suchte, wollte er einen Beweis von der Kraft seines Schatzes sehen. Er stellte das Kästchen auf den Tisch und wünschte es gehäuft voll Kremnitzer Randdukaten. Mit zitternden Händen öffnete er den Deckel, allein statt funkelnden Goldglanzes bemerkte er nur etwas Schwarzes darin, das er nicht genau erkennen konnte. Er schob das Licht näher hinzu und nun sah er, daß es lauter dicht aneinander gedrängte Mäuseköpfe waren, deren blanke, schwarze Aeuglein ihn listig anfunkelten. Kaum war ihm dies klar geworden, als auch schon Bewegung in die Masse kam und wie ein aufquellendes Wasser die Mäuse über den Rand auf den Tisch strömten, wo sie mit häßlichem Quieken umherliefen. Als Johann sah, daß sich das Kästchen gar nicht erschöpfen wollte und unausgesetzt Mäuse daraus hervorquollen, so daß schon der ganze große Tisch von dem häßlichen Gezierer erfüllt war, klappte er schnell den Deckel zu, allein mit Gewalt sprang das Kästchen wieder auf und ergoß unablässig neue Mäuse. Zuletzt hatten sie auf dem Tische nicht mehr Platz, sie drängten sich gegenseitig herab und wie das Wasser bei einer Springbrunnenschale allseitig überfließt, so strömten die Tiere über die Ränder und plumpsten auf den Fußboden. Hier rannten sie quiekend und pfeifend nach allen Seiten auseinander und nun fielen sie über alles her, das zu zernagen und zu zerbeißen war, und das war so ziemlich alles, denn selbst Eisen und Metall hielt vor den scharfen Zähnen dieser Unholde nicht stand. An den Fenstervorhängen huschten sie empor, und eine kurze Weile hinterher rauschten diese schon abgenagt zu Boden, um alsbald unter den knirschenden Gebissen zu verschwinden. Die Schränke waren im Nu durchnagt und nun rumorte und knabberte es inwendig; überall war nichts als Huschen und Nagen und Knirschen und funkelndes Blitzen tückischer Aeuglein. Und immer mehr der schrecklichen Tiere spie das teuflische Kästchen hervor, schon war das ganze Zimmer erfüllt und Hunderte nagten schon an den Ausgängen. Johann befiel eine furchtbare Angst, welche noch stärker wurde, als er sah, wie die eisenbeschlagene Thüre schon halb durchfressen war, welche zu seinem Allerheiligsten führte, wo er seine Kostbarkeiten, seine Papiere, sein Gold, sein Alles aufbewahrte. Halb wahnsinnig vor Aufregung rannte er in die Küche, wo seine beiden Katzen in der warmen Asche schliefen, holte sie herbei und warf sie unter das Ungeziefer. Aber in demselben Augenblicke schon waren die beiden Tiere von oben bis unten mit Mäusen bedeckt, daß man nur zwei schwarze, wimmelnde Haufen sah, aus denen ein schnell verstummendes, jämmerliches Miauen hervorbrach. Dann wurden diese beiden kleinen Hügel schnell flacher und flacher, und als die Mäuse wieder auseinanderliefen, waren die beiden Katzen bis auf einige wenige Haare spurlos verschwunden. Unterdes aber hatten andere Mäuse die eisenbeschlagene Thür durchnagt und durch diese Oeffnung ergoß sich sofort ein endloser Strom in die Schatzkammer, welche zugleich das Schlafzimmer des Geizhalses darstellte.

Nun galt es zu retten, was noch zu retten war. Er schloß die Thür auf und stürzte hinein; unendliche Mäuse drängten nach. Ueber seinem Bette hingen eine Menge Waffen, von diesen riß er schnell einen scharfgeschliffenen Kavalleriesäbel herab und hieb in grenzenloser Wut auf die fürchterlichen Mäuse ein, welche in dichten Haufen die eisenbeschlagene Kiste umdrängten, die alles enthielt, daran sein Herz hing. Aber wenn er mitten in das dickste Gewühl hineinschlug, erschallte nur ein höhnisches Quietschen und es war, als würden der gräßlichen Tiere davon nur noch mehr. Plötzlich nun fiel die gänzlich zernagte Kiste auseinander und ein Strom glänzender Dukaten rollte heraus. O welch ein fürchterlicher Anblick bot sich nun dem entsetzten Geizhals dar! Sogleich waren Tausende dieser schrecklichen Mäuse über die Dukaten her, saßen manierlich auf den Hinterbeinen, drehten die glänzenden Goldstücke zierlich zwischen den Vorderpfötchen und fraßen sie so sauber auf, als seien es Anisplätzchen. Andere machten sich über die Staatspapiere, andere über die Schmucksachen her und bald war dort nichts mehr vorhanden als ein wenig Staub und einige kleine Späne. Mit gesträubtem Haar und Schaum vor dem Munde hatte Johann mit starren irrsinnigen Augen auf diese furchtbare Scene hingeblickt, während ein dumpfes Stöhnen aus seinem Innern kam. Als alles vorüber war, stieß er einen furchtbaren heiseren Schrei aus, warf die Arme in die Luft und rannte vom Wahnsinn ergriffen die Treppen hinab zum Hause hinaus und so, indem er von Zeit zu Zeit aufschrie wie ein gepeinigtes Tier, durch die Straßen bis an den Strom. Dort heulte er noch einmal auf: „Die Mäuse, die Mäuse!“ und sprang über das Bollwerk ins Wasser.

Niemand hatte dies gesehen, da die Straßen zu der frühen Stunde noch dunkel und menschenleer waren. Als die Wirtschafterin am anderen Morgen aufgestanden war, fand sie zu ihrem Erstaunen alle Thüren im ganzen Hause geöffnet, das Bett ihres Herrn aber unberührt und leer. Sonst war alles im Hause wie gewöhnlich und von der furchtbaren Zerstörung durch die Mäuse keine Spur zu bemerken, alles war, wie sie es am Abend vorher verlassen hatte, auch die beiden Katzen kamen ihr wie sonst mit krummem Rücken und steil erhobenen Schwänzen schmeichelnd entgegen. Denselben Morgen aber noch fand man im Strom die Leiche, und nun erinnerte sich ein Schiffer, daß er in der Nacht von einem Schrei: „Die Mäuse! die Mäuse!“ erwacht sei und dann einen Fall ins Wasser gehört hatte.

Das Haus und das übrige Erbe fiel an Christian, der sich unterdes zu erkennen gegeben hatte, und dieser verteilte alles unter diejenigen Leute, welche sein Bruder bei Lebzeiten durch wucherische Aussaugung besonders geschädigt hatte.

Er selber aber betrauerte das unglückselige Schicksal seines Bruders und einzigen Verwandten, obwohl dieser es kaum verdient hatte, und war fernerhin bestrebt, von seinen Gütern den edelsten und hilfreichsten Gebrauch zu machen. Späterhin heiratete er ein schönes und tugendhaftes Fräulein aus gutem Geschlecht, welches ihn im Laufe der Zeit mit einer Anzahl wohlgebildeter Kinder beschenkte, und lebte vergnügt mit ihr bis an sein seliges Ende.

Die Heimat Mirza Schaffys.

Von

Heinrich Brugsch-Bey.

Ein Stadtteil Teherans und das Shimran- und Elburs-Gebirge (S. 908).

Die „gesegneten Königreiche Irans" oder, wie wir uns in Frengistan prosaischer auszudrücken pflegen, das Königreich Persien darf sich bis in die Gegenwart hinein des beneidenswerten Vorzuges rühmen, zu jenen glücklichen Ländern des Ostens zu zählen, über welche die Dichtung den goldenen Schleier morgenländischer Pracht und Herrlichkeit ausgebreitet hat. Der Name Persien ruft in der Seele die Vorstellung eines reizvollen Aufenthaltes wach und das Herz erfüllt eine ungestillte Sehnsucht nach den gepriesenen Gärten Gottes fern von der kalten nordischen Heimatserde. Man versetzt sich mit dem Dichter nach den immer grünen Waldgebirgen auf den Abhängen des Elburs, man sieht holde Frauen und schöne Mädchen ihre Reigen auf smaragdgrünen Wiesen tanzen, man lauscht den Worten des Sängers am murmelnden Bache und hört den Schlag der Nachtigall im duftenden Rosengebüsch, man trinkt im Kreise froher Zecher aus goldener Schale den purpurnen Feuerwein, mit einem Worte, man schwelgt unter einem milden, ewig blauen Himmel gewissermaßen in einem irdischen Paradiese. In den stolzen Königshäusern, so malt man sich das Bild weiter aus, enthüllt sich der blendende Reichtum und der strahlende Glanz des Orients, die buntfarbigen Schilderungen aus „Tausend und eine Nacht" gewinnen faßbare Formen und Gestalten, eine wunderbare Welt umstrickt uns mit ihrem feenhaften Zauber, und wir beneiden den seltenen Reisenden nach dem Boden Irans um das Glück, die europäische Erde verlassen zu können, um sich nach dem geträumten Paradiese im fernen Osten zu versetzen. Das Königsbuch Firdosis mit seinen Sagen und Geschichten aus der voriranischen Heldenzeit, des unsterblichen Hafis glühende Lieder auf Liebe und Wein, auf Rose und Nachtigall, um von anderen Dichtern zu schweigen, sie haben den schönen Traum geschaffen, der sich leider vor der nackten Wirklichkeit in trübe Nebel auflöst und dem Schläfer ein schweres Erwachen bereitet. Selbst ein kurzer Aufenthalt genügt nicht selten, um in dem verwöhnten Europäer auf den sonnigen langen Karawanenstraßen und auf den schmalen Wegspuren an den steilen Abhängen felsiger Bergriesen die Sehnsucht nach der Rückkehr zu den gesegneten Ländern Frengistans zu erwecken. Die grünen dichten Urwälder im Gilan und im Mazenderan, welche von den Gestaden des Kaspischen Meeres zu den Terrassen des Elburs emporsteigen, die Cypressen- und die Rosengärten und der Gesang der Nachtigallen von Schiraz, sie haben auch in der Gegenwart von ihrer vielbesungenen Schönheit nichts eingebüßt, aber schlimmer als der Tiger im dunklen Urwalde im Norden, als der Löwe in den Thälern und Schluchten der hohlen Persis im Süden Irans, lauert das Gespenst heimtückischer Fieber und verderblicher Krankheiten auf den feuchten Sümpfen am Kaspisee wie auf dem heißen Boden der persischen Dichterstadt. Das Land Iran der Poeten liegt bereits im fernsten Hintergrunde und eine nüchterne Prosa beherrscht wie allenthalben auf Erden die leidige Gegenwart.

Dreimal so groß seinem Umfange nach als unser deutsches Kaiserreich und von etwa acht Millionen

Ein persischer Barbier (S. 889).

Menschen bewohnt, liegt Persien ziemlich abseits von den Straßen des großen Weltverkehrs. Obgleich durch die Anlage der russisch-kaukasischen Eisenbahn, welche von Batum nach der Naphthastadt Baku führt und das Schwarze Meer mit dem Kaspischen verbindet, und durch eine regelmäßige Dampfschiffslinie auf dem Kaspisee Europa um vieles näher gerückt, ist Persien dennoch eine Art von kontinentaler Sackgasse geblieben, da der Mangel an Schienenwegen auf eigener Erde ein empfindliches Hindernis darbietet, Iran und die Hinterländer mit Europa auf dem schnellsten und bequemsten Wege in Zusammenhang zu setzen. Sind der Beförderung von Personen und von Waren hierdurch zeitraubende und lästige Schwierigkeiten entstanden, so hat andererseits die frühere Abgeschlossenheit des Landes und der Bevölkerung von allem europäischen Wesen mächtig dazu beigetragen, seine Eigentümlichkeiten zu bewahren und seinen echt iranischen Charakter zu erhalten. Unter allen morgenländischen Reichen, welchen eine nationale Kultur auf den Gebieten der inneren Einrichtungen, der Kunst, der Wissenschaften und der Gewerbsthätigkeit eigen ist, selbst Sitten und Gewohnheiten nicht davon ausgenommen, haben Iran und seine schiitischen Bewohner die ererbten Eigenschaften der Väter treu bewahrt und in scharfer Abgrenzung gegen die barbarischen Völkerstämme im Osten und das sunnitische Türken- und Arabertum im Westen die Rolle eines asiatischen Kulturstaates übernommen und nach ihren besten Kräften verteidigt. Nach dieser Richtung hin bietet eine Wanderung nach Persien auf Schritt und Tritt die Gelegenheit, eine fast unerschöpfliche Fülle von Beobachtungen und Studien zu sammeln, die an Reichhaltigkeit und Eigenart des Inhalts kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

Das Volk Irans, zur Hälfte aus echten Iranis oder Nachkommen der alten Perser einschließlich der Gebr oder Feueranbeter, zur anderen Hälfte aus türkisch redenden, ehemaligen Einwanderern turanischen Ursprunges bestehend, ist urwüchsig im vollsten Sinne des Wortes. Sie ist von allen fränkischen Einflüssen unberührt geblieben, wenn auch in Teheran und auf der Karawanenstraße, welche von der Landungsstelle der russischen Dampfer in Enzeli nach der gegenwärtigen Residenz der persischen Könige führt, den fränkischen Ansprüchen und Gewohnheiten in neuesten Zeiten auf besonderen Befehl der iranischen Majestät Rechnung getragen worden ist. Im übrigen sind die Iranier in den Städten und auf dem Lande ihrer Stammesart treu geblieben, sie haben, äußerlich bis

Konditor im Bazar (S. 889).

seine Intelligenz, seine Heiterkeit und sein Witz heimelt den Europäer wohlthuend an, wenn auch manche dunkle Schatten den asiatischen Lichtsohn begleiten und seine Denkungsart nicht immer europäischen Anschauungen und Erwartungen entspricht.

Die Söhne Irans, welche die Gelegenheit hatten, in Frengistan auf europäischen Schulen eine höhere Bildung zu erwerben, zeigen wenig oder gar keine Unterschiede von den Zöglingen unserer Schulen, es sei denn, daß sie frühzeitiger reifen, eine ungewöhnliche Fähigkeit zum Lernen zeigen und eine erstaunliche Fähigkeit der Auffassung und des Urteils an den Tag legen. Im Durchschnitt besitzt der echte Perser eine Eigenschaft, die uns Europäer oft beschämt. Die Höflichkeit ist ihm angeboren und seine Ausdrücke dafür bewegen sich in Formen, die in wörtlichster Uebertragung oft seltsam erscheinen, ihrem Inhalte nach an Herzlichkeit kaum etwas zu wün-

zur Tracht hin, ihre asiatisch-persischen Gewohnheiten erhalten, und wem es gelüstet, das Nomadenleben der türkischen Horden kennen zu lernen, wird leicht Gelegenheit finden, unter den schwarzen Zeltlagern in der Nähe der Karawanenstraßen des Landes seinen Leuten zu begegnen, die an nationalen Eigentümlichkeiten alles Glaubhafte überbieten. Den Reisenden, der mit offenen Augen sieht, wird das fremdartig Wilde im höchsten Maße reizen und seine Neugierde wird ihre vollste Befriedigung finden. Die Stämme und Familien der Ilat oder Nomaden, welche auf einem begrenzten Gebiete in steter Wanderung nach ihren Sommer- oder Winterlagern auf den Gebirgen und in der Ebene begriffen sind, haben sich seit tausend Jahren wenig verändert und ihre osttürkische Natur niemals verleugnet.

Unter den angesessenen Bewohnern des Landes behaupten die echten Iranis durch Abstammung, Ueberlieferung und Bildung die Herrschaft über die turanische Hälfte. Brüder unseres germanischen Volkes haben sie die arische Mitgift der Verstandesschärfe und aller geistigen Vorzüge neben der körperlichen Schönheit in wunderbarer Weise von Jahrhundert zu Jahrhundert erhalten und die zeitweise verschlechterte Rasse, infolge von Mischehen mit osttürkischen Frauen, durch Heiraten mit georgischen Sklavinnen zu verbessern gewußt. Der echte Perser an den bewohnten Stätten des Landes ist eine erfreuliche Gestalt, sein Aeußeres,

Ein Student der Theologie (S. 890).

schen übrig lassen. Die persische Sprache selber, das sogenannte Farsi, gibt außerdem ein vortreffliches Mittel an die Hand, den innersten Gedanken einen lebendig poetischen Anstrich zu verleihen, denn sie ist weich und volltönend und ihre Bilder und Gleichnisse verraten die glückliche Gabe der feinsten und zutreffendsten Beobachtungen der Regungen des menschlichen Herzens und der mannigfaltigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Natur. Sie ist blumenreich ohne schwülstig, sie ist einfach ohne wortarm zu sein, sie ist die Sprache, welche für den Dichter geschaffen zu sein scheint, daneben die Sprache des scharfen Witzes und der anmutigsten Wortspiele. Die Lieder des Mirza Schaffy, welche Meister v. Bodenstedt nach persischen Mustern gedichtet hat und welche ein Erbgut unseres deutschen Volkes geworden sind, sie atmen in unnachahmlicher Treue den Geist des Persers wieder und erschließen mit ungeschminkter Wahrheit den Charakter des modernen Iraniers, wie er noch heute zu Tausenden in den Straßen der Städte und Dörfer leibt und lebt.

Wasserträger (S. 891).

Der Mirza, annähernd der persische Effendi, ist ein Typus unter dem aufgeweckten Volksstamm der Perser, wie er nicht schärfer erdacht und erfunden werden könnte, um das iranische Wesen in einer Person zu verkörpern. In seinem Aeußern, bis zu dem schwarz gefärbten Bart- und Haupthaare unter der dunklen Lammsfellmütze des gebildeten Persers hin, zeigt er den Mann von Anstand und Würde, sein Gang ist vornehm langsam, in seinem Umgang mit seinesgleichen sprüht seine Zunge den zündendsten Witz, bei seinen Begegnungen mit den „Großen" des Reiches ist er demütig und höflich bittend, er weiß genau, wann er kommen darf oder gehen muß, und sein Ehrgeiz zaubert ihm die höchsten Ziele des irdischen Daseins vor Augen. Sein Wunsch nach Geld und Gut läßt ihn manches vergessen, was uns als unerlaubt gilt, aber er ist dafür freigebig bis zur Verschwendung. Seine Heiterkeit kennt keine Grenze, wenn er nach Sonnenuntergang im frohen Kreise gleichgesinnter Freunde zecht, die Neuigkeiten des Tages in geschwätziger Rede aufs Tapet bringt und seinen scharfen Witzen die Zügel schießen läßt.

In den Städten wie auf dem flachen Lande muß der Mensch wie in Frengistan im Schweiße seines Angesichtes arbeiten, um das tägliche Brot zu gewinnen und für Haus und Familie Sorge zu tragen. Auch der Steuermann verschont ihn nicht und so manches Goldstück fließt nebenbei in die Tasche eines unberechtigten Forderers. Nicht selten begegnen dem Reisenden fragwürdige Gestalten, die statt der Arbeit es vorziehen, als Bettler zu Fuß oder beritten (s. S. 922) das Land zu durchstreifen. Mit dem Handwerk ist es außerdem übel bestellt, denn selbst dem fleißigsten und geschicktesten Arbeiter bereitet die eingeführte fränkische Ware mit ihren billigen Preisen eine starke Einbuße des Absatzes und das einheimische musterhafte Kunstgewerbe leidet unter der Menge der ausgebotenen Luxuswaren europäischer Herkunft.

Der Bauer bestellt mit harter Mühe sein Feld und seine Gärten, deren fruchttragender Boden der öden Steppe abgewonnen ist, und er kämpft um die Wasserlinie, welche der durstigen Erde die notwendige Feuchtigkeit zuführt. Die Buden in den schattigen Bazaren der Städte, mit Blumen und Glasleuchtern geschmückt und mit geschmackvoll aufgestellter Ware angefüllt, locken Weiber und Männer an, doch dauert das Feilschen lange Zeit und der Gewinn des Kaufmanns läßt sich an den Fingern abzählen. Neben den Kaufläden haben sich die verschiedenen Handwerke, jedes in einem abgesonderten Bezirke häuslich niedergelassen; in der einen Seitengasse arbeiten die Schuhmacher, in der anderen die zahlreichen Metallarbeiter, wieder anderswo die Baumwollweber (S. 922). Naturgemäß finden sich jedoch auch in den übrigen Stadtvierteln Spezereihändler, Bäcker, Metzger (s. S. 923) und andere für das tägliche Leben unentbehrliche Geschäftsleute. Der Barbierladen, das Theehaus und der kleine Kaufmann, welcher die Bedürfnisse des täglichen Lebens feil bietet, sind am häu-

figsten von Gästen und Käufern besucht, wenn es auch die ärmere Klasse der Städter vorzieht, sich auf offener Straße das Haar (S. 883) am mittleren Streifen des Kopfes abscheren zu lassen und seinen Thee aus den Händen des ambulanten Theehändlers auf der Gasse in Empfang zu nehmen. Wie im ganzen übrigen Orient, so lebt der Perser eigentlich nur auf der Straße und auf den Plätzen, wenn ihn nicht Geschäft und Beruf in die Räumlichkeit geschlossener Gemächer verbannt. Sonne und Luft ist ihm Bedürfnis, und nimmt er nicht nach Landessitte zu Pferd, zu Esel oder zu Fuß durch die besuchtesten Straßen oder Bazare seinen Weg, so hockt er gern auf dem steinernen Sitze vor der offenen Bude eines Kaufmannes, um über alles mögliche in der Welt seine Gedanken und Meinungen zu äußern oder die Bilder des Straßenlebens an seinen Augen vorüberziehen zu lassen. Nur die Bekanntschaften im Bazare der Kupferschmiede meidet er geflissentlich, denn das Hämmern und Klopfen ist ohrenbetäubend und erschüttert selbst iranische Nerven. Dagegen ist der Laden des „Attar" oder Händlers mit Zuckerhüten, süßen Sachen und Essenzen aller Art eine vielbeliebte Einkehrsstelle (S. 885). Es sitzt sich gut bei dem handelnden Nachbar, denn für alles Süße und Duftende hat der Perser einen empfindsamen Sinn. Ein Derwisch mit zerzausten Bart- und Haupthaaren und mit zottigem Hammelfelle bekleidet, nähert sich ihm, schreit ihm sein Ja hak! oder Ja hu! d. h. „er ist Gott!" nämlich der Einzige, in die Ohren und läßt ihn an einer halbverwelkten Blume riechen. Dem frommen Manne etwas verweigern, wäre eine Sünde, man zieht deshalb ruhig seinen Beutel, sucht nach einem kleinen Geldstück und überreicht es dem bettelnden Sonnenbruder mit ein paar freundlich gemurmelten Worten. Geht ein Molla in seiner arabischen Tracht mit dem schneeweißen Turban auf dem glattgeschorenen Kopfe vorüber, so wird der Platz augenblicklich verlassen, um die geistliche Excellenz in gebührender Weise zu begrüßen, und selbst der angehende Theologe (S. 886) erfreut sich der besonderen Aufmerksamkeit des ehrsamen Bürgers auf dem Sitze vor der Bude „des Attars". Der freundlich lächelnd Vorübergehende ist ein Mann von Zukunft, vielleicht dereinst eine starke Säule des Islams, und es ist immer gut, der jungen theologischen Knospe seine herzliche Verehrung offenkundig zu beweisen. Männer und Weiber in schäbiger Tracht scheinen gewisse Straßenseiten gepachtet zu haben. Sie erwarten ihre freigebige Kundschaft, umgeben von räudigen Straßenhunden, welche an den Wänden der Häuser oder an den Wasserrinnen am Wege ihre Lagerstätte aufgeschlagen haben. Es sind Bettler und Wahrsager, denen es an Barmherzigen oder hoffenden Seelen niemals fehlt. Ein Kreis von Menschen bildet sich hier und da, um den Worten eines Derwisches zu lauschen, welcher je nach der Stimmung eine lustige oder traurige Geschichte erzählt und nicht eher den geschürzten Knoten löst, bevor ihm nicht die Hörer eine Geldgabe gespendet haben. Er sammelt an dem geeigneten Momente die klingende Münze ein und erfreut männiglich durch die Fortsetzung seiner Erzählung, die niemals ihren Schluß

Der Schah Nassir-ed-din (S. 895).

zu finden scheint. Mit lautem Geschrei durcheilt plötzlich ein Wahnsinniger die lange Straßenzeile, jedermann begegnet ihm mit achtungsvollster Nachsicht, denn er gehört der Zahl der von Gott begnadeten Heiligen an, deren Geist Allah zu sich genommen, während der lebendige Körper von der Seele getrennt auf der Erde zurückgeblieben ist. Dort drängt sich der Wasserträger durch die Menge (S. 887 u. 916). Er ist soeben aus dem tiefen Kellerloche der Cisterne zur Straßenhöhe hinaufgestiegen und in gebückter Stellung schleppt er die schwere Last des angefüllten Ziegenfellschlauches mit sich fort. Ein paar junge Stutzer, in die bunteste Kleidertracht gehüllt, die schwarze Lammsfellmütze in stolzem Selbstbewußtsein hintenüber geschoben und mit goldenen Ketten und sonstigen blitzenden Schmuckgegenständen behängt, vermeiden vorsichtig die Berührung mit dem nassen Ziegenfell. Sie lachen und schwatzen munter drauf los, riechen wollüstig an den Rosen in ihren Händen, wäre es auch nur um die blitzenden Ringe an ihren Fingern zu zeigen, deren Nägel mit Hilfe der Blätter der Hennepflanze rotbraun gefärbt sind. Soldaten der Garde in blutroten Waffenröcken, andere in ihren dunklen Kostümen, eine breite Pelzmütze mit dem messingenen Löwen- und Sonnenwappen an der Vorderseite, ziehen

Eine Straße in Teheran nahe dem Palast (S. 898)

an uns vorüber, während ein Hausdiener sich dem bärtigen Kleiderhändler nähert, um seine alte Ware zu prüfen und um ein buntes Gewand in lebhafte Unterhandlungen einzutreten. Beide gehen zur Seite, denn ein langer Zug steintragender zweihöckeriger Kamelriesen aus Buchara schreitet mit hoch erhobenem Halse durch die Menge, unbekümmert um die Stöße, welche sie rechts und links bei jeder Wendung austeilen. Dahinter trippelt ein langbärtiger Bürger der Stadt auf seinem Eselein einher, die Beine weit ausgespreizt und die gelben Pantoffeln auf den Fußspitzen kunstgerecht in der Schwebe haltend. Ein Bekannter auf dem kleinen persischen Rosse begegnet ihm; ein „Friede sei über euch!" wird gewechselt und die Frage nach dem werten Wohlbefinden in den höflichsten Redeformen wechselseitig erörtert. Das Pferd des Reiters, hinter welchem die tief verschleierte bessere Ehehälfte in schwarzer Mantelumhüllung und mit grünen Pluderhosen und den daran genähten grünen Stiefelchen rittlings sitzend ihren Platz eingenommen hat, wird unruhig und gehorcht nur gezwungen dem scharfen Anzuge des eisernen Bügels in seinem Gebiß, denn ein Luti oder Bummler zwängt sich und seinen Löwen (S. 919) zwischen die Redenden hindurch. Der König der Tiere ist tief erniedrigt, sein Führer, ein persisches Stadtkind mit der hellen runden Filzkappe auf dem Kopfe, wie sie gewöhnliche Perser zu tragen pflegen, zieht den Gewaltigen an einem Stricke nach sich, und sein Begleiter, ein zehnjähriger Knabe, erteilt ihm mit einem Holzknüppel einige Schläge auf den Rücken, um ihn zu schnellerer Bewegung anzutreiben. Vornehme Perser, durch ihr schwarzes Kostüm als Beamte der Regierung gekennzeichnet — und jeder vornehme Perser ist ein Beamter — nehmen in stolzer Haltung die Mitte der Straße ein. Auf ihren reichgeschirrten Pferden arabischer oder turkomanischer Abstammung legen sie unter stetem Danke an die Grüßen-

den ihren Weg zurück. Vorreitende Diener, den Stock oder die Lederpeitsche in den Händen, brechen ihnen durch das Volk auf der Gasse Bahn, und die Vorübergehenden machen ihnen ehrfurchtsvoll Platz. Die Straße wird schließlich zu einer lebendigen Völkerkarte, und man wird verlegen, die Rassen und Typen der sich begegnenden Reiter und Fußgänger streng voneinander zu sondern. Neger von schwarzer und dunkelbrauner Hautfarbe aus dem innersten Afrika, über Zanzibar aus ihrer Heimat nach dem persischen Boden verpflanzt, Afghanen, Belutschen und Turkmenen aus dem östlichen Asien, Armenier, Kurden, Bachtiaren, Türken, Araber aus dem Westen, Inder vom Ganges, wer soll sie nennen, kann sie kennen all diese wundersamen Gestalten mit ihren farbigen Gesichtern, mit ihren bunten Trachten, ihrem glänzenden Waffenschmuck. Es scheint, als haben sich vor allem auf dem breiten Artillerieplatze der Platanenstadt Teheran die Vertreter der Völker Asiens und Afrikas ein Stelldichein gegeben. Was thun sie hier? wie kamen sie nach den persischen Hochebenen? Wer kann es wissen! Was sie an Persien und seine Bewohner fesselt, ist zunächst ein gemeinsames Band, die Religion Mohammeds, des Abgesandten Gottes, wenn auch die schiitischen Iranier dem sunnitischen Glaubensbekenntnis die Worte hinzufügen: „und der Imam Ali, über welchem der Friede sei, ist der Stellvertreter Gottes.“ Ein jeder zieht seine Straße dahin, er verschwindet, wie er gekommen ist, und neue Wanderer und neue ethnographische Rätsel treten an die Stelle der alten. Und wie das lärmt und klappert und klingt in den Straßen der „Chalifenwohnung“ Teheran. Am frühen Morgen durchhallen langgezogene Posaunenstöße die Gassen, um die Bewohner zu benachrichtigen, daß die Bäder geheizt sind, die Geldwechsler an den Ecken lassen mit geschickter Handbewegung die klingenden Geldstücke durch die Finger spielen, der Theeverkäufer schlägt die helltönenden Schalen aneinander, und der Garkoch hinter dem offenen Küchenherde aus bunten Kacheln an der Straßenseite gibt mit der Glocke ein Zeichen, daß die dampfende Mahlzeit für seine werten Gäste bereit sei. Der schwermütige Gesang der Aufrufer zum Gebet hallt von den Minarets über die flachen Dächer der Häuser hinweg und mahnt die Gläubigen, an Allah und dessen Gesandten und Stellvertreter zu denken. Haben die Abendschatten sich über Stadt und Land gesenkt und steht die Sonne im Begriff, die schneebedeckten Kämme des Elburs mit ihren letzten Purpurstrahlen zu übergießen, da lärmt es wie dumpfer Klang von Kesselpauken, von schmetternden Trompetenfanfaren unterbrochen, von der Höhe des königlichen Burgthores über den weiten Platz vor demselben, und die Töne fließen wie Wellen über die unten liegende Stadt. Nach alter Sitte, eine Erinnerung an die ehemaligen Verehrer der Sonne und des Feuers, wird dem sinkenden Tagesgestirn allabendlich der königliche Scheidegruß gewidmet und „Nun ruhen alle Wälder“ den Bewohnern Teherans nach persischer Weise zugerufen. Leer und still wird es auf den Plätzen und in den Gassen, die Buden schließen sich, die Wanderer ziehen heim und die Hunde beginnen ihre Lagerstätten zu verlassen, um das Geschäft des Wächters in ihrem Viertel zu übernehmen. Die ganze Nacht hindurch erschallt ihr mürrisches Knurren und Bellen und erweckt nicht selten den Europäer aus seinem tiefsten Schlafe. Noch einmal, gegen neun Uhr, erdröhnt Trommelwirbel und Trompetenklang von der Burg her. Es ist der Zapfenstreich, der auf Befehl des Schah nach fränkischen Vorbildern in später Abendstunde gelöst wird. Dann werden die Thore gesperrt

Kronprinz Muzaffir-ed-din (S. 909).

und die nächtliche Sicherheit europäischer Städte herrscht unter dem Schutze des Polizeiauges in der „wohlverwahrten Wohnung des Chalifates“ am Fuße des Elburs.

Unter den Personen der edelsten und gebildetsten Familien erscheint der unter dem Titel eines Schah (Königs), Schahynschah (Königs der Könige), Padischah (Kaiser), Sultan, Ilchani u. a. m. gegenwärtig regierende Selbstherrscher Irans, Nassir-ed-

din (S. 890, geboren am 18. Juli 1831), nicht nur als der erste, sondern auch als der aufgeklärteste und für Reformbestrebungen nach europäischen Mustern begeistertste Sohn seines Landes. Seine Erziehung unter der Lei-

Die Frauengemächer des kgl. Palastes in Teheran (S. 904).

tung persischer Lehrer und Mollas hatte anfänglich eine einseitige Richtung genommen, er saß, wie alle Kronprinzen des persischen Königshauses, in der Stadt Täbriz (gewöhnlich nach französischer Aussprache Tauris

Königliches Theater (S. 901).

genannt) als Gouverneur der nordwestlichen Provinz Azerbeidschan und waltete in bescheidener Zurückgezogenheit seines Amtes als Stellvertreter seines Vaters Mohammed Schah bis zu dessen im Jahre 1848

erfolgten Dahinscheiden. Thronstreitigkeiten, wie sie im Osten Asiens nach dem Tode eines regierenden Fürsten zu den historisch beglaubigten Thatsachen gehören, schienen für seine Zukunft bedenklich zu werden, bis es dem Einflusse des mächtigen europäischen Nachbars gelang, die Rechte des jungen Fürsten als Nachfolger seines Vorgängers zur Geltung zu bringen. Er bestieg den Thron der Kadscharen, d. h. jener osttürkischen Dynastie, deren Begründer im Jahre 1798 sich die iranische Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte. Von dem Tage seiner Erhebung zum Schah der „iranischen Königreiche" entwickelte sich jene männliche Energie, die ihn im Laufe seiner 38jährigen Regierung nie verlassen hat. Die Selbständigkeit seines Charakters trat bei allen Angelegenheiten der äußeren und inneren Politik seines Landes in den Vordergrund, aber zugleich brach bei ihm die Einsicht durch, daß seine Unterthanen des Fortschrittes bedürften und daß ein solcher nur auf dem Wege gründlichster Umgestaltungen nach französischen Vorbildern zu erreichen wäre. Der Schah machte mit sich selbst den Anfang. Er begann das Studium der französischen Sprache, um fähig zu sein, französische Zeitungen, Schriften und Werke lesen und verstehen zu können, und arbeitete mit eisernem

Marmorner Thron mit vergoldetem Schnitzwerk in dem Palast zu Teheran. – Im rechten Felde Porträt des Feth Ali Schah, Urgroßvater des jetzigen Schahs (S. 902 u. 904).

Fleiße, um sich nach allen Richtungen hin in europäischem Sinne auszubilden und seinen Ländern die Wohlthaten und Errungenschaften der französischen Kultur zugänglich zu machen. Frankreich, das in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung auf der Höhe seiner Macht, seines Ruhmes und seines Glanzes stand, schien ihm der geeignetste Helfer in der Durchführung seiner umfassenden Reformen zu sein, bis die verhängnisvollen Ereignisse im Jahre 1870 den Fortschritt auf den angebahnten Wegen hemmten. Seine zweimaligen Reisen nach Europa unternahm der Schah in der Absicht, sich mit eigenen Augen von den europäischen Kulturzuständen zu überzeugen, die geistigen Vorzüge und materiellen Leistungen in den verschiedenen Ländern unseres Weltteiles miteinander zu vergleichen und das für Persien Nützliche und Ersprießliche nach der Rückkehr in die Heimat zu verwerten. Seinem scharfen Blicke entging es nicht, daß der sittliche Ernst, die strenge Arbeit, der bescheidene Sinn und die hervorragende Vaterlandsliebe des deutschen Volkes Eigenschaften sind, welche notwendigerweise die Bedeutung desselben in der gegenwärtigen Weltgeschichte zum Durchbruch bringen mußten. Die Verehrung des Schah für unseren geliebten deutschen Kaiser bei seinem Doppelbesuche in Berlin steigerte sich bis zur höchsten Bewunderung, welcher er in seinen, in persischer Sprache veröffentlichten Tagebüchern einen unverhohlenen Ausdruck gegeben hat. Es muß anerkannt werden, daß seine Beobachtungen und Erfahrungen auf der Doppelreise nach Europa für Iran nicht ohne Erfolge geblieben sind. Vor allem war es die Residenz Teheran, welche nach seiner Rückkehr aus einer asiatischen in eine halb europäische Stadt umgewandelt wurde. Ihre äußeren Umwallungen wurden niedergerissen, breite Straßen und Plätze mit Steinpflaster geschaffen, mit Baumalleen bepflanzte Boulevards angelegt (S. 891), eine Gasbeleuchtung eingeführt,

Thor zwischen dem Kriegsdepartement und der Citadelle (S. 901).

parkartige Gärten gepflanzt, Poststraßen und Chausseen in der Umgebung der Residenz gebahnt, der europäische Wagen eingebürgert, mit einem Worte den erstaunten Bewohnern von Teheran eine Neustadt nach europäischem Muster geschenkt, wie sie im Herzen von Asien kaum geahnt werden dürfte. Den größten Teil der kostspieligen, umfassenden Anlagen ließ der Schah aus eigenen Mitteln ausführen. Auch die inneren Reformen beschäftigten den Geist des iranischen Königs nach allen Richtungen hin. Der königlichen Schule in der Residenz widmete er seine besondere Fürsorge, indem er die Grundlagen derselben durch europäische Elemente verbesserte. Er ließ für die Zwecke der Schule Sammlungen aus Europa kommen, und europäische Lehrer, darunter mehrere deutsche und österreichische, berufen. Daneben wurde eine Militärschule nach dem Muster unserer Kadettenhäuser gegründet und das gesamte Heerwesen von neuem reorganisiert. Ehemalige österreichische und deutsche Offiziere erfüllen die Aufgabe, den einzelnen Truppenteilen als Lehrmeister zu dienen und die Uebungen der einheimischen Offiziere und Soldaten zu leiten. In den Ministerien, soweit dieselben nicht den geistlichen Stand berühren, wurde in gleicher Weise den europäischen Anschauungen Rechnung getragen und selbst ein Staatsrat ins Leben gerufen, bei dem der Schah in eigener Person den Vorsitz einzunehmen pflegt. Der Telegraphen- und Postdienst wurde zur Höhe seiner Aufgabe erhoben und in allen übrigen Zweigen der Verwaltung mit alten Gewohnheiten gebrochen, um einem frischen Geiste die Bahn zu brechen und die Räder der Staatsmaschine in eine regelmäßige Bewegung zu setzen. Der Uebergang vom Herkömmlichen zum Neuen fand und findet langsam statt, aber die Folgen sind bereits sichtbar und verleugnen ihre Wirkungen nicht. Zum Glück ist der iranische Mirza ein geistig befähigter Mann und seine Neigung für europäisches Wesen und europäische Einrichtungen durch eine ungemein leichte Auffassungsgabe unterstützt. Diese angeborenen Fähigkeiten weiter auszubilden, ist eine Aufgabe der nächsten Zukunft.

Unter den Söhnen des Schah sind es drei, welche gegenwärtig eine hervorragende Stellung einnehmen. Der erstgeborene Muzaffir-ed-din (S. 894, geboren 1852), mit dem Thronfolgertitel Wali-ähd, ist der zukünftige legitime Thronerbe. Seine Residenz ist Täbriz, sein Amt das eines Gouverneurs der Provinz Azerbeidschan. Der zweite Sohn, Massud Mirza, mit dem Ehrentitel Zill-es-sultan, „der Schatten des Königs“ (geboren 1849), residiert in Isfahan. Wie sein Vater ein energischer Prinz, voller Vorliebe für das Deutschtum bis zur Pickelhaube seiner wohlgeschulten Truppen hin, tritt er politisch in den Hintergrund, da seine Mutter nicht der Kadscharenfamilie angehörte und sein legitimes Anrecht auf den Thron deshalb erlosch. Kamran Mirza, der dritte Sohn des Schah (geboren 1856), durch den Ehrennamen eines Naib-es-sultanet oder „Stellvertreter des Sultanates“ ausgezeichnet, ist Kriegsminister und als Gouverneur von Teheran in unmittelbarer Nähe seines königlichen Vaters weilend. Der späteren Geschichte Persiens bleibt es vorbehalten, welche Rolle jeder dieser Prinzen in den Geschicken ihres Landes spielen wird.

In Persien gilt der schiitische Mohammedanismus als Staatsreligion. Wie ich bereits oben bemerkt habe, tritt neben der Person des Propheten des Islam der heilige Imam Ali und seine Söhne Hussein und Hassan in den Vordergrund der Verehrung. Sie werden als Märtyrer betrachtet, deren Angedenken die Trauerspiele

im Monat Moharrem gewidmet sind. Die Schauspieler, welche im Kostüm ihre Rollen vom Papier absingen, und die Zuschauer, meist in schwarzer Trauertracht, welche die erhöhte Bühne in der Mitte des Theaterraumes im Kreise stehend und sitzend umzingeln, geben während der alljährlich sich wiederholenden Vorstellungen ihren traurigen Erinnerungen an die Leiden und das Ende der Blutzeugen ihres Glaubens einen lebendigen Ausdruck. Die Bevölkerung, insoweit sie den niedrigen Klassen der Bewohner eines Ortes angehört, offenbart ihre Gefühle für den kläglichen Tod ihrer nationalen Märtyrer in der augenfälligsten Weise. Mit Hilfe von Messern, Dolchen und anderen Schneide- und Stechinstrumenten bringen sich die Männer auf offener Straße an Stirn, Gesicht und auf der Brust die blutigsten Wunden bei, um unter lautem Klagegeschrei die innige Teilnahme für Ali und seine Kinder an den Tag zu legen. Die Vorstellungen, welche in dem großen, unbedachten Theater des Schah (S. 895), mit seiner buntfarbig schillernden Fayencenbekleidung, mit seiner Kerzenbeleuchtung und seinem elektrischen Lichte, mit seiner dichtgedrängten Zuschauerschaft allabendlich stattfinden und an Pomp und Großartigkeit alles Erdenkbare übertreffen, lassen selbst bei den Europäern tief ergreifende Eindrücke zurück und gehören zu den merkwürdigsten Schauspielen, die dem Reisenden auf seiner Fahrt durch Persien geboten werden können.

Wie in allen übrigen Ländern des Islam, so behauptet auch in Iran die Geistlichkeit den höchsten Rang nicht nur in der Gesellschaft, sondern im Staate überhaupt. Der Regent hat die Würde eines geistlichen Chalifen, der als schiitischer Nachfolger Mohammeds und Alis seine Befehle erteilt und seine Entscheidungen fällt. Die Mollas mit ihrem Schech-ul-islam und ihren Muschtehids an der Spitze sind seine getreuen Gehilfen. Die weltliche Macht gilt gleichsam nur als die Exekutivbehörde für alle geistlichen Beschlüsse. Die heutige Zeit mit ihren europäischen Reformen hat in die alten Anschauungen so manche Lücke gerissen, allein nach gemeinsamer Uebereinkunft der höchsten Staatsbehörden und der geistlichen Gewalt geschieht das möglichste, um einen angemessenen modus vivendi herzustellen. Die Eigenartigkeit des persischen Charakters, insoweit ihn die fränkischen Einflüsse nicht umgestaltet haben, beruht in erster Linie in allen sichtbaren Aeußerungen eines hervorragenden Kunstsinns, der in den privaten, öffentlichen und königlichen Bauten seinen äußeren Ausdruck findet. Die persische Kunst, welche in der muralen Ornamentik einen feinen Farben- und Geschmackssinn verrät, wie ihn keine Schule dem Einzelnen lehrt, sondern wie er ein angeborenes Erbteil einer ganzen Nation ist, ich sage, die persische Kunst hat daneben nicht davor zurückgeschreckt, auch dasjenige Gebiet zu behandeln, welches den sunnitischen Mohammedanern ein Greuel ist, ich meine die Nachbildung lebender Wesen mit Hilfe von Farbe und Pinsel. Die Proben der älteren Schule von den berühmten Wandbildern in den Königsschlössern von Isfahan an bis zu den Porträts Feth-Ali-Schahs (S. 897), des Großvaters der gegenwärtig herrschenden iranischen Majestät, in einzelnen Gemä-

Frauengemächer des kgl. Palastes in Teheran (S. 901).

chern der königlichen Wohnungen in Teheran überraschen mehr durch ihre Ausnahmestellung innerhalb der mohammedanischen Kunstgeschichte als durch die Vollendung der Ausführung, denn die Zeichnung, so sehr die Aehnlichkeit der Gesichtszüge der dargestellten Personen hervortritt, leidet an der mangelnden Kenntnis der einfachsten Gesetze der Perspektive, und die Färbung an der mangelhaften Verteilung von Licht und Schatten. Von persischen Meistern kann bei diesen hervortretenden Mängeln nicht die Rede sein und persische Bilder nehmen in der allgemeinen Geschichte der Kunst keinen Platz ein. Nur in dem ornamentalen Teile der Baukunst ragen die Leistungen in auffallendster Weise hervor und entzücken nicht selten den Europäer durch ihre phantastischen Erfindungen. Ihre schönsten Proben liefert das Innere eines persischen Wohngebäudes.

Das Haus des Persers, von der Außenseite her eigentlich nur eine leere Wand mit einem Eingangsthor in der Mitte oder an der Seite, ist nach alter Landessitte in zwei streng voneinander gesonderte Teile geschieden: in den Birun, d. h. „den äußeren“, nur für den Aufenthalt der männlichen Mitglieder einer Familie bestimmten Hof mit seinen umgebenden Zimmern und Gemächern, und in den Enderun d. h. „den inneren“ oder die für den Harem bestimmten Wohnungen hinter dem Birun. Ein Wasserbecken, oft mit einem Springbrunnen in der Mitte, Bäume, Blumenbeete und im Notfalle Blumentöpfe dienen, je nach dem Umfange des Hauses, als Augenweide für die abgeschiedenen Insassen, denn das bunte Straßenleben mit seinen unterhaltenden Bildern geht an den Bewohnern eines persischen Hauses spurlos vorüber. Die Einfachheit des Aeußern wird durch die innere Ausschmückung des Hauses in Vergessenheit gebracht. Bunt bemalte Zimmer, vom Kamin an bis zu den Decken hinauf mit dem wundervollsten Blumenwerk und Stalaktitenornamenten und mit einem blendenden Reichtum von Spiegelglasfacetten ausgelegt, des Abends durch Glasleuchter und Glaskronen beleuchtet, verleihen dem Aufenthalt in einem persischen Hause den geträumten Reiz orientalischen Geschmacks und lassen die Wohnung als eine anheimelnde Zurückgezogenheit erscheinen. In den öffentlichen Bauten, vom luftigen Stadtthore (S. 899) an bis zur Kaserne hin, überraschen die blumenreichen, glitzernden Kaschanis oder Fayencen, welche die sichtbaren Flächen der Ziegelbauten überziehen, durch die wirkungsvolle Zusammenstellung der bunten Zeichnungen. Im Ark oder in der Königsburg des Schah, welche in Teheran fast ein ganzes Viertel der Stadt einnimmt und durch eine hohe Umfassungsmauer von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten ist, hat der moderne persische Architekturstil seine höchste Vollendung erreicht. Sei es das Throngemach (S. 898), in welchem am Nauruzfeste die iranische Majestät die Glückwünsche der höheren Civil- und Militärbeamten empfängt, wobei der König seinen Sitz auf dem indischen Marmorthronbette aus Delhi einnimmt, sei es der Pavillon (S. 905) oder die für die königliche Frauenwelt (S. 895 u. 902) bestimmte Abteilung des Palastes im Ark, in jedem einzelnen Bau offenbart sich die echt asiatische Geschmacksrichtung, und der Beschauer, welchem der Eintritt zu den „gesegneten Imarets“ oder Schlössern gestattet ist, wird nicht müde, die leichte Gefälligkeit der Gesamtanlage und die Details der blumenreichen Ornamente zu bewundern. Selbst der berühmte Königsturm, welcher den Reisenden gleich bei seiner Ankunft in Enzeli (S. 903) überrascht, gibt ein redendes Zeugnis von der eigentümlichen Geschmacksrichtung des modernen persischen Architekten. Im Angesicht des Kaspischen Meeres, mit einem weiten

Sommerhaus des Schahs in Enzeli (S. 904).

Pavillon des kgl. Palastes in Teheran (S. 904).

Fernblick über den Toten See von Murdab hinter dem bescheidenen Hafenorte, erhebt sich das Gebäude aus einem Walde von Rosenhecken und Orangenbäumen etagenweise zur Höhe, Säle mit ihren Nebengemächern bauen sich im reichsten Stile der iranischen Gipsornamentik übereinander auf bis zu dem obersten Aussichtsgemache hin, von dessen Balkonen eine wundervolle Aussicht über Land und Meer die Mühen des Aufstieges reichlich lohnt.

Aber selbst in diesen Bauten, welche die glänzendsten Bilder aus „Tausend und eine Nacht" in das Gedächtnis zurückrufen, hat die europäische Mode ihren Einzug gehalten, denn Stühle, Tische, Sofas, Statuen, Bilder, Gobelins und vor allem die vielbeliebten Glaskronenleuchter aus Paris und Böhmen haben den echt persischen Diwan und die metallenen Lampenträger verdrängt, und nur die farbenreichen kostbaren Teppiche, die nationale Eigentümlichkeit der inneren Ausschmückung eines persischen Zimmers, bewahrt. Die Gemächer des Schahs, an ihrer Spitze das prunkvolle Audienzzimmer „des Königs der Könige", können als die glanzvollsten Beispiele einer vornehmen modern-persischen Wohnstätte dienen (S. 913).

Die zahlreichen königlichen Schlösser (Serai und Imaret) in seiner Residenz wie in der Umgebung von Teheran zeichnen sich durch die Anwesenheit üppiger Baumpflanzungen, unter denen riesige Platanen die erste Stelle einnehmen neben umfangreichen Wasserbecken, Springbrunnen und Quellen aus, welche vom Gebirge her nach den künstlichen Anlagen geleitet sind und an den Rändern der Blumenbeete zwischen ausgelegten bunten Fayencen dahinrieseln. Der Terrassenbau des Kasserkadschar oder des Kadscharenschlosses (S. 909) in der Nähe von Teheran, an dem Wege von der Residenz nach der Gebirgsgegend Schimranat am Fuße der steilen Felsenkette des Elburs gelegen und der gewöhnliche Aufenthalt der iranischen Majestät bei der ersten eintretenden Sommerhitze, gleicht in seiner Anlage einem persischen Sanssouci. Der Umfang des massigen, von außen beinahe fensterlosen Baues findet seine Erklärung in dem zahlreichen Personal des königlichen Hofes, welches hier an der luftigen Stätte jeweilig seine Sitze aufzuschlagen pflegt. In dem breiten, von Goldfischen bevölkerten Wasserbecken vor dem Schlosse spiegelt sich das Kadscharenschloß mit seiner baumreichen Umgebung der ganzen Breite nach ab, auf der ruhigen Fläche des Sees zieht der Schwan langsam dahin und an den Rändern stolzieren im hellen Sonnenschein weiße und bunte Pfauen in der ganzen Pracht ihres Gefieders.

Abgesehen von den halb verfallenen Bauten aus den früheren Zeiten der persischen Geschichte, wie man sie in Isfahan, Kaswin, Suleimnieh und in einigen anderen größeren Städten des Reiches zu sehen Gelegenheit findet, bieten die religiösen Zwecken gewidmeten Gebäude oder Moscheen und Imamzadehs, mit ihren azurblauen Kuppeln und den schlanken runden Minarets daneben, keine hervorragenden Denkmäler der neupersischen Architektur dar. Die gewaltige Moschee, welche gegenwärtig in der Residenz Teheran aufgeführt wird, ist noch unvollendet. Ihre Fassaden und das große Eingangsthor entwickeln auf blauem Grunde

den ganzen Reichtum der beschriebenen buntfarbigen gebrannten Thonmosaiken, deren Arabesken, Blumensträuße und verschlungene Inschriften wahre Triumphe der morgenländischen Phantasie bilden. Die sogenannten Imamzadehs oder Gräber von Heiligen, welche gewöhnlich an bestimmten Festtagen von den Bewohnern in der Nähe oder von Pilgern aus weiter Ferne besucht werden, gehören zu den auffallendsten Eigentümlichkeiten in Stadt und Dorf (s. u.). Die blauen Kuppeln leuchten weit in die Luft hinein, um die Reisenden zu ermahnen, daß unter ihnen ein Heiliger ruht, an dessen Grabe und Sarge zu beten als ein verdienstliches Werk angesehen wird. Nichtmohammedanischen Wanderern ist der Eintritt in die heiligen Stätten untersagt und kein Christ kann sich rühmen, jemals seinen Fuß in eine Moschee oder ein Imamzadeh gesetzt zu haben.

Pilger am Grabe eines Heiligen (S. 907).

Die Umgegend von Teheran gleicht einer mit Steinen übersäeten Steppe, aus welcher in einiger Entfernung von der großen Karawanenstraße hier und da ein offenes oder mauerumwalltes Dorf (S. 911), oder ein sogenannter Tepe, d. h. eine hügelartige Erhebung in Gestalt der Tumuli, die Eintönigkeit der Landschaft unterbricht. Von Gehegen umschlossene Gärten, in welchen die kleine Pappel von Täbriz ihr hellgrünes Blattwerk im Scheine der Sonne flimmern läßt, ausgedehnte Weinberge, Melonenanpflanzungen und Getreidefelder mit ihren Saaten deuten auf Anwesenheit von Wasserläufen, die gewöhnlich in unterirdischen Kanälen oft aus meilenweiter Ferne von den Gebirgen nach der Ebene gezogen werden und das köstlichste aller Güter dem trockenen, aber stets dankbaren Boden spenden. Der Hintergrund des einsamen landschaftlichen Bildes bleibt allenthalben von poetischer Schönheit: das massige Gebirge mit seinen Thälern und Schluchten, dessen höchste Kämme weißglänzende Schneelager bedecken, während die kahlen vegetationsleeren Steilabhänge und Wände von der strahlenden Sonne von einem durchsichtigen Farbenmeer übergossen sind. Die gewaltige Felsenmauer, welche sich in zweistündiger Entfernung, nordwärts von Teheran, überdem Boden der Hochebene erhebt, steigt bis zu Höhen von zehn- bis zwölftausend Fuß himmelwärts und wie ein ewiger Wächter schaut der Schneekegel des achtzehntausend Fuß hohen Demawend, ganz im Osten, auf die unter ihm aufgetürmten Felsmassen in stolzer Majestät herab. Der Anblick bleibt für jeden unvergeßlich, welcher jemals im Angesichte des Elburs seine Straße auf der nördlichen Hochebene von Irak Adschemiei dahinzog (S. 881).

An einem abgelösten Ausläufer des Gebirges, östlich von Teheran, liegen drei Stätten, welche besondere Anziehungspunkte für Perser und Europäer bilden. Am nördlichsten gelegen erhebt sich auf der Spitze eines

einsamen Felskegels das unter dem Namen von Dauschan-Tepe, d. h. „Hochenhügel“ bekannte Lustschloß des Schahs. Zu seinen Füßen breitet sich ein grüner Tierpark aus, in welchem Löwen und Tiger in ihren Käfigen hausen. Auf seinen häufigen Jagdzügen dient das Hügelschloß als der beliebteste Aufenthalt des königlichen Jägers. Im Süden lockt das Städtchen Schachzadeh Abdulazim, zugleich ein geheiligtes Asyl (Best) für schuldbeladene Seelen, im Laufe des Jahres eine Masse von Pilgern nach dem Grabe des heiligen Prinzen, der sich im ganzen iranischen Lande eines überaus hohen Rufes erfreut. Der einstündige Ritt von Teheran auf der vielbesuchten Straße nach der Asylstätte hat für die Bewohner der Hauptstadt den Wert einer Promenade, die man mit Vorliebe für die Ausflüge wählt. Zwischen den beiden Punkten, von denen ich soeben gesprochen habe, breitet sich auf einer weiten, mit Trümmerresten von Gebäuden und Denkmälern bedeckten Fläche die gewaltige Ruine einer untergegangenen Stadt aus, der Vorgängerin der gegenwärtigen Kadscharenresidenz Teheran. Es ist Reï, das Rhages der Bibel und Rhaga oder Rhagä der klassischen Schriftsteller des Altertums. Von der vielgepriesenen Wunderstadt, in welcher der fromme Tobias geboren war und Alexander der Große bei der Verfolgung des Perserkönigs Darius fünf Tage lang seinen Aufenthalt nahm, ist wenig mehr als der Name übriggeblieben. Von den 15000 Moscheentürmen, welche sie besessen haben soll, ist kein einziger stehen geblieben, ihre 13000 Karawanseraien liegen in dem Schutte an Ort und Stelle begraben, von ihren 16000 Badehäusern hat sich keine Spur mehr erhalten und die 700000 Einwohner, welche in ihren Mauern noch am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ansässig waren, erscheinen auf den heutigen Trümmern wie ein Märchen aus vergangenen Zeiten. Nur der Turm Bibi Zobeideh (S. 927), aus der besten Epoche der arabisch-persischen Architekturgeschichte, ragt einsam mit seinem massigen Ziegelbau zur Himmelshöhe hinauf, wie der Leichenstein eines gigantischen Riesen, dessen Leib unter den gegenwärtigen Trümmerhaufen von Reï begraben liegt.

Niemand verläßt das ausgedehnte Ruinenfeld, ohne „dem Turme des Stillschweigens“ seinen Besuch abgestattet zu haben, der sich in weißlichen Umrissen auf einem Hügel von schwarzem Gestein auf dem alten Stadtgebiete von Reï erhebt (S. 917). Die umfangreiche Anlage umschließt einen hohlen Raum, auf dessen Boden mit Hilfe von großen Steinen Felder abgeteilt sind, welche zur Aufnahme dahingeschiedener Personen dienen. Die Körper bleiben unter freiem Himmel liegen, bis sie von Raubvögeln aufgezehrt und bis auf die Gebeine abgenagt worden sind. Die traurig düstere Stätte bezeichnet den Leichenacker der Feueranbeter (S. 911), welche in der geringen Zahl von etwa hundert Köpfen ihre Wohnsitze in Teheran oder auf den Dörfern der Umgegend aufgeschlagen haben. Die dem alten Glauben ihrer Väter treugebliebenen Gebr, wie die Perser ihre das Feuer verehrenden Landsleute bezeichnen (in Indien führen sie bekanntlich den Namen der Parsi) und deren Gesamtzahl im ganzen Iran, mit dem Mittelpunkte ihres Kultus in der Stadt Jezd, sich auf etwa sechstausend Seelen beläuft, waren in früheren Zeiten den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt, die unter der Regierung des gegenwärtigen Schahs ihr Ende erreicht haben. Die Mehrzahl der ehemaligen Feueranbeter hatte es in früheren Zeiten vorgezogen, die Religion des Islams anzunehmen, wäh-

Königlicher Sommeraufenthalt Kasserkadschar (S. 906).

rend ein anderer Teil nach dem nördlichen Indien ausgewandert war und sich mit dem glücklichsten Erfolge den Handelsgeschäften in der Fremde widmete. Die wenigen, in Teheran und an sonstigen Orten Irans vorhandenen Gebr unterscheiden sich kaum von ihren mohammedanischen Landsleuten, weder in ihrem Typus, noch in ihrer Straßenkleidung, noch nach Sprache, Sitten und Gewohnheiten. Nur liegt in ihren Zügen ein gewisser Ernst, und von ihren Charaktereigenschaften wird das Gefühl für Wahrheit und Ehrlichkeit in ihrem Verkehr unter sich und mit anderen Personen von allen Seiten gerühmt. Die Feueraltäre, welche in den älteren Zeiten ihrer Geschichte auf hochgelegenen Punkten der Gebirge und auf künstlich aufgeworfenen Hügeln brannten, haben sich in das Innerste ihrer Häuser zurückziehen müssen. Die Lehren Zoroasters, des Stifters ihrer dem Lichtkultus ergebenen Religion, leben unter ihnen fort und Abschriften des heiligen Buches Zend-Avesta und die in Pehlewi-Sprache und -Schrift abgefaßten Kommentare dazu befinden sich im Besitz der Gebildetsten unter ihnen. Ueber ihre Sitten und Gewohnheiten, insofern sie mit dem Inhalt und den Formen ihres Kultus in Verbindung stehen, kommt wenig in die Oeffentlichkeit. Die Gebr von Teheran schließen sich ängstlich von den muslimischen Einwohnern ab, um das religiöse Gefühl derselben nicht zu beunruhigen und sich selber vor unnötigen Reibungen zu schützen. Wenn auch in geringer Anzahl vorhanden, verdienen dennoch die letzten noch lebenden Reste der Feueranbeter in Persien die höchste Beachtung, denn als echte unverfälschte Nachkommen der ältesten Bewohner der iranischen Erde scheinen sie den Urtypus und die geistigen Eigenschaften ihrer Vorfahren am reinsten bewahrt zu haben, nachdem blutige Verfolgungen und Auswanderungen es nicht vermocht hatten, sie von dem Boden ihrer angestammten Heimat gänzlich auszurotten.

Dorf an der Straße von Rescht nach Teheran (S. 907).

Ein Gebr oder Parsi (S. 910).

Erdbeben und ihre Ursachen.

Von

Rudolf Falb.

Was vor einiger Zeit in Agram, auf der Insel Ischia und in Chios geschah, hat die Gemüter weithin erschüttert. Die unheimlichen Kobolde in der Tiefe der Erde, deren grausige Thätigkeit den glücklichen Bewohnern Mitteleuropas sonst nur vom Hörensagen bekannt war, haben ihren Wirkungskreis nun wieder einmal bis in das Gebiet Oesterreichs vorgeschoben. Durch die Kunde von der Katastrophe in Agram wurden die Augen von Gelehrten und Ungelehrten auf eine Wissenschaft gelenkt, von der man wohl mit Recht behaupten kann, daß sie heute noch in der Wiege liegt.

Es ist eine fast unbegreifbare Thatsache, daß eine Naturerscheinung, welche sich seit Menschengedenken ohne Unterlaß in gewaltiger Weise der Beobachtung aufdrängt, bezüglich ihrer Ursachen so lange verborgen bleiben konnte. Der hervorragendste Grund dafür mag wohl in dem Umstande liegen, daß diejenigen, unter deren Augen sich das Phänomen unmittelbar ereignet, von der Furchtbarkeit desselben überwältigt, nicht in der Lage sind, ihre Aufmerksamkeit und volle ungeteilte Beachtung den dabei zu Tage tretenden Thatsachen zu schenken. Nun aber können die Ursachen aller Naturereignisse nur durch ein eingehendes Studium der mit ihnen verbundenen Erscheinungen erschlossen werden. Dazu kommt noch der besondere Umstand, daß das Entstehungsgebiet der Erdbeben,

Audienz-Zimmer des kgl. Palastes in Teheran (S. 905).

das Innere der Erde, selbst noch in tiefes Dunkel gehüllt bleibt und eine definitive Erledigung der hier in Betracht kommenden Fragen überhaupt nicht direkt durch das leibliche Auge und durch direkte Anschauung, sondern, gleich den astronomischen Problemen, nur durch Logik und Mathematik, also mittelst Schlußfolgerung und durch die Thätigkeit des geistigen Auges gelöst werden können.

Aus diesem Grunde gibt es heutzutage noch keine einzige Erdbebentheorie, welche unbestritten und allseitig anerkannt dastünde. Zum endlichen Siege aber kann nur diejenige Ansicht gelangen, welche alle beobachteten Thatsachen nach den Anforderungen der bei dem jetzigen Stande der Wissenschaften geltenden physikalischen und mathematischen Grundsätzen am vollkommensten erklärt. Hypothetische Voraussetzungen können aus dem oben angeführten Grunde — der Unmöglichkeit den Ausbruch eines Erdbebens an seiner Quelle zu beobachten — niemals vermieden werden. Allein eine absolut falsche Hypothese würde sich früher oder später doch verraten.

Wir werden in folgendem zunächst dem Leser jene Thatsachen vorführen, welche sich für die Erklärung der Erscheinung unserer besonderen Beachtung empfehlen. Auf Grund derselben soll dann ein Rückschluß auf die wahrscheinlichste Ursache des Phänomens gemacht werden.

1. Die Art der Bewegung.

Man unterscheidet gewöhnlich drei Arten der Bodenbewegung bei Erdstößen: die aufstoßende, die wellenförmige und die wirbelförmige. Die erste tritt ausschließlich an jenem Orte auf, der sich senkrecht über dem Ausgangspunkte des Erdbebens in der Tiefe befindet. Man nennt diesen Punkt den Oberflächenmittelpunkt (Epicentrum) des Erdbebens. Die wellenförmige Bewegung zeigt sich an allen Orten, welche vom Oberflächenmittelpunkte entfernt liegen und zwar mit um so mehr ausgeprägtem, seitlichem, ruckweisem Charakter, je größer die genannte Entfernung ist, während die Stärke des Stoßes in eben demselben Maße abnimmt. Wenn daher irgendwo ein Erdstoß von ziemlich langer Dauer mit wiegender Bewegung ohne bedeutende Intensität verspürt wird, so

kann man mit Sicherheit daraus schließen, daß in beträchtlicher Entfernung von dem Orte eine Erdbebenkatastrophe stattgefunden hat. In solcher Art hat z. B. der Verfasser am 9. November 1880 während einer vorübergehenden Anwesenheit in Graz das Erdbeben von Agram verspürt.

Baumwollenweber (S. 888).

Wie die senkrecht aufstoßende, so tritt auch die wirbelförmige Bewegung ausschließlich nur im Oberflächenmittelpunkt und in dessen unmittelbarer Nähe auf. Sie scheint ein Resultat mehrerer sich durchkreuzender Bewegungsrichtungen zu sein. Man hat dabei nicht an eine wirbelförmige Bewegung des Erdbodens selber zu denken; jener adoptierte Ausdruck stammt eben nur von der Art und Weise, wie Gegenstände auf der Erdoberfläche z. B. die einzelnen Teile von Pyramiden, Statuen, Rauchfängen, Kirchtürmen u. s. w. gedreht und umgestürzt erscheinen. Der Verfasser hat derlei Wahrnehmungen in Belluno nach dem Erdbeben vom 29. Juni 1873 und ebenso in Agram nach der erwähnten Katastrophe gemacht.

Des weiteren empfiehlt sich der Beachtung der Typus des Katastrophenstoßes. Dieser scheint nämlich aus mehreren zusammenhängenden, momentan aufeinanderfolgenden Stößen zu bestehen. Die Erschütterung beginnt mit einer leisen Vibration, steigert sich innerhalb einiger Sekunden und endet mit einem explosionsartigen Effekte. So kommt es, daß Menschen, welche den Beginn der Bewegung wahrnehmen, noch Zeit gewinnen können, die Wohnungen zu verlassen, bevor dieselben einstürzen. Ein solcher Fall wurde dem Verfasser in Belluno von einem Geistlichen mitgeteilt. Die Dauer des Hauptstoßes überschreitet jedoch selten den Zeitraum von 10 Sekunden.

2. Der Typus einer Erschütterungsreihe.

Es scheint ein ausnahmsloses Gesetz zu sein, daß jeder Stoß, welcher kräftig genug war, eine Katastrophe herbeizuführen, eine Reihe von mehr oder weniger zahlreichen Erschütterungen nach sich zieht. Nach diesem Stoße treten an den darauffolgenden Tagen oft gegen hundert weitere, allerdings viel schwächere Stöße ein, und es kommt die Erde wochen-, ja oft monate- und jahrelang nicht zur Ruhe. Daraus ergibt sich die Regel: **ein Stoß, der vereinzelt bleibt, ist immer nur ein verhältnismäßig schwacher Stoß.**

Eine weitere Eigentümlichkeit besteht darin, daß der erste oder der in wenigen Minuten darauffolgende der Hauptstoß ist und daß von den Hunderten von Erschütterungen, die auf den ersten Stoß folgen, **keine einzige mehr die Gewalt und Stärke des ersten oder Hauptstoßes erreicht.**

3. Das Erschütterungsgebiet.

Wenn eine Erschütterung an zahlreichen Punkten verspürt wurde, so läßt sich immer ein Ort ausfindig machen, wo der Stoß **zuerst** und am **heftigsten** eintrat. Es ist dies jener Punkt, den wir bereits oben als Oberflächenmittelpunkt bezeichnet haben. Von da aus verbreitet sich nach mechanischen Gesetzen die Bewegung des Bodens genau nach der Weise, wie sich das Wasser bewegt, wenn ein Stein in dasselbe geworfen wird. Es bilden sich nämlich — theoretisch genommen — kreisförmige Wellen, die je weiter vom Mittelpunkte, desto größer im Durchmesser ihres Kreises, aber

Wasserträger (S. 891).

zugleich auch schwächer werden. Alle Orte, die auf einem und demselben Kreise liegen, werden gleichzeitig erschüttert und zwar desto später, je weiter der betreffende Kreis vom Oberflächenmittelpunkt entfernt liegt. Alle auf diese Weise von der Bodenbewegung betroffenen Orte zusammengenommen nennt man das Erschütterungsgebiet.

Die Ausdehnung des Erschütterungsgebietes, welche in manchen Fällen eine außerordentliche war, hängt nach mechanischen Gesetzen einzig und allein von der Tiefe ab, in welcher das Erdbeben seinen Ursprung nahm. Je tiefer unter der Erdoberfläche dieser Ausgangspunkt liegt, desto weiter verbreitet sich — bei gleicher Anfangsintensität der Erschütterung — die Bewegung des Bodens. Erdbeben, wie jenes von Agram, dessen Hauptstoß von Krajevo bis Wien gefühlt wurde, müßten ihren Sitz in ganz beträchtlicher Tiefe haben. Da nun die auf den ersten Stoß in Agram erfolgten zahlreichen weiteren Stöße stets meist nur in unmittelbarer Nähe des Erdbebencentrums gefühlt wurden (nur der vom 16. Dezember, den man noch bis Graz verspürte, kam dem Hauptstoße an Ausbreitung etwas näher) und man ihnen nicht leicht eine andere Ursache als jene des ersten und somit auch wohl die gleiche Tiefe zuschreiben kann, so folgt, daß die auf der Oberfläche beobachtete Verschiedenheit ihrer Intensität auch auf den Ursprungspunkt übertragen werden muß, und daß diese beobachteten Verschiedenheiten in der That ein Maß für die wirksam gewordene Kraft liefern.

Der Turm des Stillschweigens (S. 910).

4. Die örtliche Verteilung.

Die Verteilung der Erdbeben dem Orte nach ist nicht gleichförmig. Es gibt Gegenden der Erde, wo Erdbeben vollständig unbekannt sind, und wieder andere, wo sie fast allwöchentlich eintreten. Im allgemeinen ist sicher, daß vorzugsweise solche Regionen, welche von hohen Massengebirgen, von Urgebirgsketten durchzogen werden, von Erschütterungen heimgesucht werden, während vollständig ebene Gegenden fast gänzlich davon verschont bleiben. So treffen wir dieselben einheimisch im Himalaya, in den Anden, am Kaukasus, in den Apenninen, am Atlas, in den Alpen, den Pyrenäen und den Karpathen, während die ebenen Gegenden von Südamerika (Brasilien), das östliche Asien, das Innere von Afrika und Mitteleuropa selten heimgesucht werden.

Die Erdstöße treten nicht nur in der Umgebung von Gebirgsketten häufiger auf, sondern pflanzen sich auch mit Vorliebe in der Richtung der Gebirgsachse fort. Dadurch geschieht es, daß das Erschütterungsgebiet fast niemals vollständig kreisförmig ist, wie dies nach mechanischen Gesetzen sein sollte, wenn die Beschaffenheit des Bodens überall gleichförmig wäre — sondern stets mehr oder weniger elliptisch, mit der Längenachse dem Gebirgszuge parallel, geformt erscheint. Es entspricht vollkommen den mechanischen Gesetzen, daß die Schichtenbewegung der Erdrinde im dichten Urgestein gut, im sandigen und lockeren Boden schlecht fortgepflanzt wird. So kommt es, daß ein Erdbebenstoß häufig quer durch die größten Gebirgsmassen fortgepflanzt wird, wovon Beispiele aus dem Himalayagebiete und auch von den Anden vorliegen. Der Stoß vom 20. März 1861, welcher Mendoza zerstörte, pflanzte sich durch die Cordilleren bis Valparaiso fort. Andererseits findet man bisweilen Orte von der Erschütterung verschont, welche in unmittelbarer Nähe oder zwischen zwei betroffenen Orten liegen. Man nennt solche Gegenden Erdbebenbrücken. Ferner zeigen sich die Erdbeben am häufigsten in der Nähe von Vulkanen und warmen Quellen (geologischer Typus). Im allgemeinen aber ist der Gürtel der heißen Zone davon am meisten bedroht, während die Zahl und Stärke der Stöße gegen die Pole zu abnimmt (geographischer Typus).

5. Die zeitliche Verteilung.

Ebensowenig wie dem Orte nach, ist die Verteilung der Erdbeben der Zeit nach gleichförmig. Der Verfasser

zählte vom Jahre 800 n. Chr. bis 1843 die Erdbebentage nach dem englischen Erdbebenkataloge von Mallet. Es fanden sich in dieser Sammlung innerhalb des genannten Zeitraumes 5492 Erdbebentage auf der nördlichen Halbkugel. Ihre Verteilung in den einzelnen Monaten war folgende:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sep-tember	Oktober	Novem-ber	Dezember
583	496	451	455	427	377	388	424	403	517	465	506
In Prozenten ausgedrückt:											
10,6	9,0	8,2	8,3	7,8	6,9	7,1	7,7	7,3	9,4	8,5	9,2

Es zeigt sich also zunächst die größte Häufigkeit der Erdbeben im Monat **Januar**, dann nimmt die Zahl derselben ab, steigt wieder im April zu einem Maximum an und fällt dann wieder zum absoluten Minimum im Juni. Im Monat Juni gibt es also am wenigsten Erdbeben auf der nördlichen Halbkugel. Von da an nimmt die Häufigkeit wieder zu und erreicht im August ein schwaches, im **Oktober** aber ein hervorragendes Maximum. Darauf fällt die Zahl im November, hebt sich aber wieder im Dezember, um zum ersten, dem Januarmaximum anzusteigen.

Einen hervorragenden Punkt im Programme der südamerikanischen Reise des Verfassers bildete die Erforschung der Erdbebenverteilung auf der **südlichen** Hemisphäre. Es war nämlich unter den europäischen Gelehrten die Meinung verbreitet (vorzugsweise durch Abhandlungen von **Kluge**), daß auf der südlichen Hemisphäre die meisten Erdbeben im Juni und die wenigsten im Januar eintreten. Dies hätte, zusammengehalten mit den Verhältnissen der nördlichen Halbkugel, entschieden auf eine Abhängigkeit der Erderschütterungen von **meteorologischen** Einflüssen hingedeutet, also die Theorien von Volger und Mohr unterstützt, und die meinige über den Haufen geworfen.

Löwenführer (S. 892).

Der Verfasser hätte nichts dagegen einzuwenden gehabt und wäre vielmehr der erste gewesen, ein Gebäude, das sich als morsch erwiesen, niederzureißen, wenn die Angaben Kluges sich bestätiget hätten. Es stellte sich aber heraus, daß auf der südlichen Hemisphäre die Verteilung der Erdbeben vollständig mit jener auf der nördlichen übereinstimmt, d. h. daß das Maximum auf den **Januar** und das Minimum auf unsere **Sommermonate** fällt. Der Verfasser war nämlich so glücklich in Copiapo (Chili) regelmäßige durch sechzehn Jahre fortgeführte Aufzeichnungen von Erdstößen zu finden, welche im dortigen Lyceum von den Schülern angefertigt werden müssen. Nach diesem Kataloge findet sich in Copiapo von 1862—1877 die Zahl von 474 Erdbebentagen. Durch eine Vergleichung mit den Notizen der dortigen Zeitung „La Constituyente" erhöht sich diese Zahl auf 501. Die Verteilung auf die verschiedenen Monate des Jahres ist folgende:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sep-tember	Oktober	No-vember	Dezember
62	37	42	45	46	35	41	43	20	56	53	21

Der Verfasser hatte bereits zu Valparaiso in dem dortigen deutschen Lyceum einen kleineren Erdbebenkatalog vorgefunden, welcher merkwürdigerweise die Angaben Kluges zu bestätigen schien, indem die Monate Dezember und Januar gar keine Erdbebentage aufwiesen.

Auf eine diesbezügliche Anfrage beim Direktor klärte dieser die Sache dahin auf, daß in den beiden genannten heißesten Monaten des Jahres die Schulferien stattfänden und deshalb im Kollegium auch keine Aufzeichnungen gemacht würden. Man sieht hier deutlich den Grund, weshalb in Europa die Meinung Platz greifen konnte, daß auf der südlichen Hemisphäre das Minimum der Erdbeben mit dem Maximum der nördlichen Halbkugel zusammentreffe.

Verwandelt man, zum Zweck einer Vergleichung mit dem Gange der Häufigkeit der Erdbebentage auf der nördlichen Hemisphäre, diese Zahlen in ihre Prozentualwerte, so erhalten wir folgenden Ueberblick, wobei die Reihe A der nördlichen, die Reihe B der südlichen Hemisphäre angehört.

Zahl der Erdbebentage in Prozenten:

Hemisphäre	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septbr.	Oktober	Novmbr.	Dezember
A	10,6	9,0	8,2	8,3	7,8	6,9	7,1	7,7	7,3	9,4	8,5	9,2
B	12,4	7,4	8,4	9,0	9,2	7,0	8,2	8,6	4,0	11,2	10,6	4,2

Hierin offenbart sich also deutlich ein Einfluß auf die Häufigkeit der Erdbeben von seiten der Sonne.

Aber auch der Mond übt einen solchen aus, wie dies bereits von mehreren Gelehrten im vorigen Jahrhundert und seit 1854 vorzugsweise von Alexis Perrey behauptet wurde.

Letzterer fand, daß mehr Erdbeben stattfinden

1. zur Zeit des Neu- und Vollmondes als zur Zeit der Viertel;

2. zur Zeit der Nähe des Mondes an der Erde als bei seiner größten Entfernung;

3. in den Wintermonaten der nördlichen Hemisphäre, als in den Sommermonaten.

Allein diese Resultate reichten nicht aus, um auf Grund derselben eine Theorie der Erdbeben durchzuführen. Perrey selbst sagt in den „Comptes rendus" vom 18. Oktober 1875: „Es heißt, ich hätte die Erdbeben der Thätigkeit des Mondes zugeschrieben; man hat meinen Gedanken überschätzt. Ich habe keine Erdbebentheorie aufgestellt."

Gelegentlich der Astronomenversammlung in Wien im Jahre 1869 hatte der Verfasser, welcher sich seit Anfang 1868 mit diesem Gegenstande beschäftigte, und von dessen Werke: „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche" bereits die ersten Lieferungen erschienen waren, an den Direktor der Sternwarte von Athen die Frage gestellt, ob er in Griechenland, wo es so viele Erdbeben gibt, noch nicht den Einfluß des Mondes auf die Häufigkeit derselben beobachtet habe. Schmidt antwortete, es sei ein solcher Einfluß nicht unmöglich. Im Jahre 1875 erschien nun von diesem Gelehrten ein starkes Buch („Erdbebenstudien"), in welchem der Einfluß des Mondes direkt und mit größerer mathematischer Sorgfalt nachgewiesen worden war, als dies von seiten Perreys stattfand. Im nämlichen Jahre erschien des Verfassers kleineres Werk: „Gedanken und Studien über den Vulkanismus", in welchem der Einfluß des Mondes auf die Erdbeben von Belluno (1873) und auf den Ausbruch des Aetna und die unmittelbar darauffolgenden Erdbeben (1874) nachgewiesen wurde.

Es ist hier nicht der Ort, das zahlreiche Beweismaterial vorzuführen. Wir wollen uns nur darauf beschränken, Beispiele aus der jüngsten Zeit zu citieren.

Mit dem November des Jahres 1880 begann eine sichtlich erhöhte Aktion des Erdinnern, und von da an häuften sich die zahlreicheren Beben unterm Voll- und Neumond.

Am 14. November bebte es in Tiflis, Innsbruck, Hall, Thaur, Rein in Tirol, in Partenkirchen und Mittenwald in Bayern, am 15. in Waldenburg in Sachsen, am 16. in Bern und Basel, und es ist sehr bezeichnend, daß gerade an diesem Vollmondstag in Agram, wo die Erde seit fünf Tagen zur Ruhe gekommen schien, die Panik sich wieder erneuerte. Dieselbe Erneuerung der Stöße, gleichfalls nach fünftägiger Ruhe, trat in Agram am 16. Dezember ein, welches Datum von dem Verfasser nach seiner Theorie vollkommen sicher vorausbestimmt werden konnte, weil er annahm, daß in Agram jedes Hindernis, welches den Einfluß des Mondes auf die innere Thätigkeit vereiteln oder stören konnte, durch die vorausgehenden Beben beseitigt sei.

Die Konstellationen der Neumonde machten sich an den ersten und letzten Tagen des Monats geltend. Dem Ausbruch des Mauna-Loa am 4. November läuft parallel die Häufung der Stöße in Agram unter dem 4. Dezember, deren Wiedererwachen am 5. Januar; die Erderschütterungen in den Karnischen Alpen und am Karst bis Triest am 4. Februar, am 26. Februar erneute Stöße bei Agram, am 28. Februar Stöße in Beckrath, Wickrath-

Reitender Bettler (S. 883).

berg, Erkelenz und Wanlo in der Rheinprovinz, die Erschütterungen in Bern und Montreux am 3. März, ein erneuter Stoß in Agram am 4. März und die Katastrophe auf der Insel Ischia am nämlichen Tage, endlich die Katastrophe auf Chios am 3. April. Die Ereignisse um den 16. November kehren wieder um den 16. Dezember, an welchem zu Agram der zweitheftigste Erdstoß der ganzen mehr als sechzig Stöße zählenden Reihe notiert wurde. Diesem Stoß entspricht in Agram die Erschütterung vom 19. Januar und die Erneuerung derselben in Agram und auf Ischia am 15. März.

Ein Metzger (S. 888).

Der Verfasser hatte bereits im Monat März aufmerksam gemacht, daß um den 10. Juni nach den Konstellationen des Mondes wieder Veranlassung zu Erdbeben vorliege[1]). Ist es nicht auffallend, daß in Chios gerade am 10. Juni neuerdings nach längerer Pause ein heftiger Erdstoß erfolgte, der wieder den Einsturz von Gebäuden verursachte![2]) Ferner trat in der Nacht vom 8. auf den 9. im Rhonethal, Kanton Waadt, ein bedeutender Stoß ein, der unter anderem auch in Bern gefühlt wurde.

Der landläufige Einwand, ein solches Zutreffen der Prognose hätte nichts zu bedeuten, da es wohl keinen Tag gebe, an welchem es nicht irgendwo auf der Erde bebe, ist deshalb nicht zulässig, weil, wie wir schon wiederholt hervorgehoben haben, es sich nicht darum handelt, ob es auf der Erde überhaupt Erdbeben gibt, sondern einzig und allein darum, ob sich die Erdstöße in den verschiedenen Regionen an gewissen, astronomisch ausgezeichneten Tagen in größerer Häufigkeit zeigen oder nicht.

Gerade deshalb erscheint es geboten, die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums im vorhinein auf solche Tage zu lenken, um das Beobachtungsmaterial in möglichster Vollständigkeit zu erhalten. Solche hervorragende Perioden waren z. B. die Tage um den 5. und 19. September, den 21. November, 5. und 20. Dezember 1881[1]).

6. Der Austritt des Meeres.

Wenn ein starker Erdstoß sich in der Nähe der Meeresküste ereignet, dann tritt gewöhnlich kurze Zeit nach dem Stoße das Meer aus seinen Ufern. Es sind hier dreierlei Fälle zu unterscheiden:

1. Entweder das Meer zieht sich mit großer Schnelligkeit zurück, um nach einigen Minuten seine Wogen in voller Wut über die Küsten zu ergießen; dieser Fall scheint der häufigste zu sein.

2. Oder es erfolgt nach dem Stoße zunächst ein schwaches Ansteigen des Wassers, worauf ein rasches Zurückgehen desselben bemerkt wird mit darauffolgenden wiederholten Ueberflutungen. Dieser Fall trat z. B. bei dem Erdbeben vom 13. August 1868 in Iquique (Peru) ein.

3. Oder es erfolgt wie bei dem Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 die große Ueberflutung mit ihren Wiederholungen ohne vorausgehendes Zurückweichen des Wassers.

Die Höhe der großen Welle war in Lissabon 60 Fuß; bei dem Erdbeben von Callao am 28. Oktober 1746 80 Fuß.

Die Zeiten, in welchen die einzelnen Erscheinungen in Lissabon eintraten, waren folgende:

		Uhr	Min.	Intervall.
Erdstoß	morgens	9	30	2 St. 7 Min.
1. Flutwelle . . .	„	11	10	20 Min.
2. „ . . .	„	11	30	20 „
3. „ . . .	„	11	50	
4. „ . . .	nachmittags	12	30	40 „
5. „ . . .	„	1	10	40 „
6. „ . . .	„	1	50	40 „

Man ersieht daraus die Regelmäßigkeit, mit welcher die Oscillation des Wasserberges erfolgt.

7. Die Ursache der Erdbeben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß zahlreiche verschiedene Erscheinungen eine Bewegung der Erdoberfläche in größerer oder geringerer Ausdehnung hervorrufen können. Faßt man nun die mechanische Bewegung des Bodens ins Auge, so dürfte es demnach unzählige Ursachen der Erdbeben geben.

Allein eine solche Beschränkung des Beobachtungsmaterials würde dem Geiste der Naturforschung unserer Tage direkt widersprechen.

Wir haben in vorstehendem nur die hervorragendsten und für die Charakteristik der Erdbeben maßgebendsten Phänomene besprochen. Die Beachtung derselben ist das Minimum der Anforderungen, die man bei Erforschung der Erdbebenursache zu stellen hat.

Würde man sämtliche Erdbeben nach ihrer Erscheinungsweise in verschiedene Gruppen einteilen können,

[1]) Siehe Leipziger „Illustrierte Zeitung" vom 26. März 1881, S. 247.
[2]) „Neue freie Presse" Morgenblatt vom 16. Juni 1881.

[1]) Geschrieben im August 1881.

dann wäre es zulässig, jeder dieser Gruppen eine verschiedene Ursache zu vindizieren. Allein dies ist nicht der Fall. Die Erdbeben unterscheiden sich voneinander nur durch die Stärke des Stoßes und die davon abhängige Ausdehnung des Erschütterungsgebietes. Es ist daher vollständig unwissenschaftlich, a priori verschiedene Ursachen der Erdbeben anzunehmen, bloß deshalb, weil verschiedene Ursachen eine Bodenbewegung erzeugen können[1]). Die Erdbeben, welche sich in der Nähe von Vulkanen mit und ohne Ausbruch derselben ereignen, unterscheiden sich in nichts von den Stößen, die fern von der Region der Feuerberge die nichtvulkanischen Schichten der Erdoberfläche erschüttern. Die landläufige Einteilung der Erdbeben in vulkanische und nichtvulkanische kann sich a priori daher nicht auf ihre Ursache, sondern nur auf das nebensächliche Moment ihres geographischen Auftretens beziehen. Diese Einteilung stammt aus einer Zeit, wo die Wissenschaft der Geologie es mit der Logik noch nicht sehr strenge nahm und wird seither gedankenlos nachgebetet, nachgeschrieben und nachgedruckt.

Die hervorragendste Charakteristik der Erdbeben besteht im Typus des Stoßes, im Typus der Erdbebenreihe und im Typus ihrer Periodicität.

Der Typus der Bewegung zwingt, auf eine explosionsartige Ursache mit großer Intensität in beträchtlicher Tiefe unter der Erdoberfläche zu schließen.

Der Typus der Reihe, demzufolge der am Anfang der Reihe stehende Stoß die hervorragendste Wirkung hervorbringt und ein Stoß von Bedeutung nie isoliert dasteht, beschränkt die Zahl der wahrscheinlichen Ursachen schon sehr bedeutend und schließt vor allem die Annahme aus, daß solche Erdbeben durch Einstürze oder durch Entstehung von unterirdischen Spalten hervorgerufen würden. Denn es wäre vollkommen unsinnig und ein Hohn auf die Gesetze der Physik und Wahrscheinlichkeitsrechnung, anzunehmen, daß jeder Einsturz von beträchtlicher Bedeutung notwendig eine Reihe anderer und dazu noch außerdem ausnahmslos schwächere Einstürze nach sich ziehen müßte. Dasselbe gilt von der Spaltentheorie. Hierin liegt der Grund, weshalb die Anhänger dieser Theorien von diesen beiden Erdbebengesetzen nichts wissen wollen und in der That auch nicht zu ahnen scheinen, wie sie dadurch nur ihre Unsicherheit auf dem Boden der Erfahrung bethätigen. In diesem Punkte steht ihnen die empfindlichste und vollendetste Niederlage bevor. Schon in der jüngsten Zeit sind viele Anhänger der beiden genannten Theorien durch den Umstand stutzig geworden, daß bei dem Erdbeben von Agram, wie bei dem von Casamicciola, und auch bei der Katastrophe von Chios diese beiden Gesetze auffallend in den Vordergrund traten, und es dürfte sich sehr bald auch in der Zukunft zeigen, daß dieser Umstand im Lager unserer Gegner die größten Verheerungen anrichten wird.

Dieser Niederlage wird der Typus der Periodicität der Erdbeben das Siegel aufdrücken. Denn so wenig mathematische und astronomische Kenntnisse man auch der heutigen geologischen Schule nachrühmen mag — eine totale Blindheit für das, was sonst schon der bescheidenste Laienverstand zu durchblicken imstande ist, darf ihr doch nicht vorgeworfen werden. Eine solche aber müßte man es nennen, wenn ihr der Einfluß des **Mondes** auf die Dauer entginge, ein Einfluß, von dem sich jeder Mathematiker sofort überzeugt, weshalb das seichte Gerede der Geologen vom „zufälligen Zusammentreffen" nur bei höchst oberflächlichen „Gelehrten" Beifall findet, dem gründlicher gebildeten Forscher aber ein mitleidiges Lächeln ablockt.

Dasselbe gilt vom Einfluß der **Sonne**. Vergleicht man aber die von Perrey gefundenen Resultate bezüglich des Mondeinflusses mit der oben gegebenen Prozentualreihe im Laufe der verschiedenen Monate, welche den Einfluß der Sonne kundgibt, so sieht der mathematisch gebildete Forscher auf den ersten Blick, daß es sich hier nur um den Einfluß der **Anziehung** beider Gestirne auf flüssige Massen handeln kann, vollkommen nach Analogie des Einflusses derselben auf die Bewegung des Meeres in **Ebbe und Flut**. Denn die größte Häufigkeit der Erdbebentage im Januar und die geringste im Juni steht parallel zur größten Annäherung und Entfernung der Erde von der Sonne und ist das Spiegelbild der größten Häufigkeit der Erdbeben zur Zeit der größten Annäherung des Mondes an die Erde. Die beiden übrigen Maxima im April und Oktober entsprechen nach der mathematischen Formel der erhöhten Flut beim Stande der Sonne im Aequator gegen Ende März und September, wobei wegen Verspätung der Maxima der Effekt einige Wochen später zur Erscheinung kommt, genau aus demselben Grunde, nach welchem die größte Tageswärme nicht um 12 Uhr, sondern um 1 Uhr nachmittags, die größte Jahreswärme nicht im Juni, sondern im Juli eintritt. Die Häufung der Erdbeben um den Voll- und Neumond entspricht nach der mathematischen Formel den

Persische Frau im Straßenanzug.

[1]) Hier handelt es sich ja nicht darum, was alles **möglich**, sondern nur, was **wahrscheinlich** ist; möglich ist vieles, wahrscheinlich aber nur dasjenige, was nach allen Richtungen der Logik am besten entspricht.

Hochfluten zur Zeit der Syzygien wegen des Zusammenwirkens von Sonne und Mond.

Bei Erdbeben, die unmittelbar in Verbindung mit vulkanischen Eruptionen eintreten und von allen Gelehrten ohne Ausnahme der Thätigkeit der unterirdischen Lava zugeschrieben werden, ist die Art, wie man sich den Einfluß von Sonne und Mond zu denken hat, sofort klar: die Lava und die sich aus ihr entwickelten Gase streben infolge der Flutanziehung nach oben.

Da nun aber auch bei Erdbeben, die fern von Vulkanen eintreten, dasselbe Gesetz sich ausspricht, so ist der Forscher, sofern er sich nicht über alle Regeln der Denkgesetze hinwegsetzen will, gezwungen, für dieselben die gleiche Ursache anzunehmen. Dadurch wird man zur Hypothese unterirdischer Vulkanausbrüche geleitet, die ja nichts anderes beansprucht als das, was die Geologen ohnedies schon längst aufgestellt haben: vulkanische Schlote mit Ausmündung in verschiedenen Formationsschichten und Hohlräume in der Umgebung dieser Ausmündung.

Alte Vulkane waren in grauer Vorzeit auf der Erde viel zahlreicher als heutzutage. Erloschene Krater, deren Spuren sich im inneren Kontinente von Europa finden, ragen an vielen Stellen so unbedeutend über die Erdoberfläche hervor, daß es keiner großen diluvialen Umwälzung bedurfte, sie einzubetten und also vollständig dem Auge des Beobachters zu entziehen. Heiße Quellen in deren Nähe bekunden, daß die vulkanische Thätigkeit dieser Schlote noch nicht erloschen ist. Wir citieren dafür beispielshalber den niedrigen vulkanischen Hügel „Kamer-Bühel" bei Eger in Böhmen und die unmittelbar sich daran schließenden heißen Quellen von Franzensbad.

Der zerstörte Turm Bibi Zobridah bei Teheran (S. 910).

Das Vorhandensein eines mehr oder weniger flüssigen Magmas in den Tiefen der Erde wird heutzutage wieder fast allgemein zugestanden. Die hohe Temperatur desselben folgt schon aus der ausnahmslosen Zunahme der Temperatur von der Oberfläche gegen den Mittelpunkt der Erde. Was hindert uns nun daran, dieses heißflüssige Magma, das ja noch niemand wirklich gesehen hat, mit der Lava, wie sie allgemein sichtbar aus den Vulkanen fließt, zu identifizieren? Was hindert uns anzunehmen, daß die Menge der Lava in der Tiefe eine viel größere ist, als es bei der Eruption unmittelbar den Anschein hat? Was hindert uns daran, anzunehmen, daß diese Lava im Inneren der Erde der letzte Rest des einst gänzlich aus feuerflüssigem Stoffe gebauten Erdballs sei und deshalb eine bedeutende Ausdehnung in der Tiefe besitze? Solange ein anderer Ursprung der Lava nicht positiv und unwiderleglich nachgewiesen ist, bleibt diese Annahme die einzige, welche dem Geiste der modernen exakten Forschung entspricht.

Die probeweise versuchte Hypothese, die Erdbeben als unterirdische Vulkanausbrüche aufzufassen, deren Berechtigung zunächst im Einfluß von Sonne und Mond auf die Häufigkeit der Erdbeben liegt, wird nun vortrefflich unterstützt durch den explosiven Charakter des Hauptstoffes und dem bereits oben hervorgehobenen Typus einer zusammengehörigen Erdbebenreihe, wie solche in ganz gleicher Weise in der Alten und Neuen Welt, in vulkanischen und nichtvulkanischen Gegenden beobachtet wird.

Es ist gar nicht notwendig, zu glauben, die Lava werde durch den Mond und durch die Sonne emporgehoben, seitdem wir wissen, daß die Hebung der flüssigen Massen vorzugsweise durch Gase geschieht. Aber der Einfluß der Anziehung der beiden Gestirne auf diese Gase ist unwiderleglich, und so gering auch der mathematisch berechnete Fluteffekt auf Flüssigkeiten ist, in der Beförderung des Auftriebes der Gase spielt er entschieden eine große Rolle. Wir können daher nicht umhin, es fort und fort mit Betonung zu wiederholen, daß man die Erde gleichsam als ein Riesenaneroid zu betrachten habe, dessen Empfindlichkeit für

die Differenzen des äußeren Druckes sich durch periodische Gasausströmungen äußert. Diesen Satz kann man als die allgemeinste Formel des Vulkanismus betrachten. Mit Bezug auf die Erdbeben ergibt sich daraus folgende Definition:

Erdbeben sind unterirdische vulkanische Ausbrüche, hervorgerufen durch die Abkühlungsthätigkeit des Erdinnern und befördert durch die Anziehung von Sonne und Mond.

Da nun jene Stellungen von Mond und Sonne, welche den Auftrieb der unterirdischen Lava befördern, auf beliebige Zeit voraus und zurück berechnet werden können, so ergibt sich daraus die Möglichkeit, diese Theorie des Verfassers einer beständigen Prüfung zu unterwerfen. Seit ihrer Aufstellung im Jahre 1868 sind die Thatsachen so günstig verlaufen, daß die Anhänger derselben sich beständig vermehrt haben. Auch in jüngster Zeit haben die vorausgesagten kritischen Tage Gelegenheit gegeben, sich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen.

Johannes Scherr.

Ein Nachruf.

Vor wenigen Tagen ist einer der ursprünglichsten Geister, einer der eigenartigsten Schriftsteller unserer Nation dahingegangen. Am 21. November 1886 hat Johannes Scherr in Zürich die Augen geschlossen.

Sein Lebensgang ist bald erzählt.

Geboren ist Scherr am 3. Oktober 1817 als Sohn eines Volksschullehrers zu Hohenrechberg im Oberamt Gmünd, Königreich Württemberg. Frühzeitig verriet der Knabe eine hohe Begabung, und sein älterer Bruder Thomas Ignaz, welcher in der Nähe von Winterthur eine Erziehungsanstalt gegründet hatte, gab die Mittel her, damit Johannes Scherr sich ausbilden und in Zürich und Tübingen studieren konnte. Eine Eigentümlichkeit, welche man schon an dem Studenten wahrnahm, war die große Fertigkeit im schriftlichen wie im mündlichen Ausdruck — sie hat ihn dann Zeitlebens ausgezeichnet — und eine starke Anlage zur Bildung neuer, ursprünglicher, meist treffender und die Aufmerksamkeit und die Gedanken fesselnder Worte. Von der Hochschule weg trat Scherr als Lehrer an der Anstalt seines Bruders Thomas ein, entsagte aber dieser Thätigkeit im Jahr 1843, um als Schriftsteller sich in Stuttgart niederzulassen. Er war damals 26 Jahre alt; mit allem Eifer warf er sich als Vorkämpfer demokratischer Ideen in den politischen Tageskampf; die Dumpfheit der Atmosphäre, welche damals auf Deutschland lastete, erzeugte in dem feurigen jungen Manne die Ansicht, daß man nur mit den äußersten Mitteln etwas erreichen könne, und so leistete er den radikalen Bestrebungen als Schriftsteller und Redner so viel Vorschub als möglich. Bald erschien seine Schrift: „Württemberg im Jahr 1844“, welche bereits die stilistische Eigentümlichkeit Scherrs deutlich erkennen läßt und durch den rücksichtslos freisinnigen Ton, womit die schwäbischen Verhältnisse behandelt wurden, im ganzen Lande Aufsehen erregte. So konnte es nicht ausbleiben, daß Scherr im Jahr 1848 einer der Führer des schwäbischen Radikalismus war; er galt in dem damals gegründeten „Volksverein“ als der Wortführer der äußersten Richtung und nahm an allen Kundgebungen des Vereins hervorragenden Anteil; auch von lärmenden, selbst von unwürdigen Kundgebungen gegen das bei der süddeutschen Demokratie gründlich verhaßte Preußen hielt er sich nicht zurück, und die Kinderkrankheit des deutschen Radikalismus, die Schwärmerei für die „edlen Polen“ machte er im vollsten Umfange durch; wenn es nach Scherr gegangen wäre, so hätte man deutscherseits die Wiederherstellung Polens als Sühne für das Werk von 1772—1795 alsbald in Angriff nehmen und dabei die deutsche Minderheit in Posen ohne Zucken mit der Wimper den wieder in den Besitz der Macht gesetzten Schlachtizen aufopfern müssen. Scherr war einer der Lieblinge der schwäbischen Demokratie; sonderbarerweise entsandte gerade der Bezirk, welcher in den schweren Jahren von 1866—1870 die unerschütterliche Stütze der nationalen Partei Württembergs werden sollte, Geislingen, damals den entschiedensten Gegner des preußischen Erbkaisertums in die württembergische Abgeordnetenkammer. „Er sprach gut,“ sagt ein Bericht, „aber sein Auftreten hatte etwas Ungeschlachtes und Abstoßendes; er war wohl der radikalste aller Abgeordneten.“ Als die rückläufige Bewegung anhub, war deshalb Scherr einer der ersten, den sie mitnahm; die Regierung wollte den rastlosen Agitator im August 1849, nach dem Schluß des langen Landtags, verhaften lassen, sobald er aus dem Ständehaus heraustrete; aber Scherr, der von dieser Absicht wußte, entkam auf einem Seitenwege aus dem Haus und floh in die Schweiz. Dort nahm er den Lehrerberuf wieder auf, zuerst 1850, als Docent an der Universität in Zürich, dann, 1852 als Mitarbeiter seines Bruders in Winterthur, endlich, seit 1860, als Professor der Geschichte und Litteraturgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. In dieser Stellung hat er 26 Jahre lang mit Erfolg gewirkt; seine Gesundheit erlaubte ihm, neben dem Lehramt eine über die Maßen fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit zu entfalten. Im Jahr 1886 aber begann eine Rippfellentzündung seine Kräfte aufzuzehren; es entwickelte sich ein Lungenleiden, und ein Herzschlag setzte am 21. November 1886 dem Leben des im 70. Jahre stehenden Mannes ein jähes Ziel.

Was macht nun Scherrs Bedeutung für unser nationales Leben aus?

So kurz nach dem Abscheiden eines Menschen läßt sich hierüber selbstverständlich nichts Abschließendes sagen. Was im folgenden darüber geäußert wird, das will deshalb nichts sein als ein Zeugnis aus der Zeit; vielleicht jedoch, daß auch die spätere Erfahrung unser Urteil bestätigt.

Wir lassen dabei die rein belletristische Thätigkeit Scherrs als nebensächlich beiseite. Zwar ist sie

vielfach mit seiner wissenschaftlichen eng verwachsen, wie er überhaupt auf allen Gebieten derselbe war; aber es gilt doch von ihr das Urteil von Richard Wulckow: „Er ist kein großer Fabulist, vor allem: ihm fehlt jede Naivetät und Einfalt des Erzählers. Er mischt künstlerisch die Ingredienzien zu dem, was er uns vorsetzt; er färbt geschmackvoll und mit Bewußtsein; er setzt pikante Lichter auf; sein stets gefälliger Begleiter ist der Humor, die Ironie, der schlagende Sarkasmus. Ein ruhiges, sich von dem Fluß der Erzählung Forttreibenlassen ist bei Scherr ausgeschlossen; er spannt, er reizt, er hält uns und unser Begriffs- und Empfindungsvermögen in steter, selbständiger Thätigkeit." Seine belletristische Thätigkeit dient seinen allgemeinen Ansichten und Bestrebungen; er will zu den Erzählern gehören, die „auch andere Fragen behandeln als die, ob der Hans die Grete kriege oder die Käte den Kunz nicht kriege"; der Grundzug seiner Natur, vermöge dessen er sich der wirklichen Welt, den Aufgaben der Zeit zuwendet, bricht überall hervor.

Nicht am wenigsten in seinem Leben. So sehr man auch in Temperament und Ansichten von Scherr abweichen mag: das wird man ihm nicht bestreiten können, daß er eine von Haus aus kerngesunde Natur war, welche trotz mancher Irrgänge immer wieder den richtigen Weg gefunden und sich zu den Zuständen und Aufgaben der Gegenwart in ein positives Verhältnis gesetzt hat. Der als Preußenfresser und Republikaner anfing, hat als begeisterter Anhänger des durch den Hohenzollern geschaffenen Deutschen Reiches geendigt. Gewiß war Scherr ein dankbarer Bürger seiner zweiten Heimat, und die ganze Art des Mannes, der ohne viel Federlesens seine Streiche austeilte und bald da, bald dort die Lanze einlegte, bedurfte vielleicht zu ihrer vollen Entfaltung der republikanischen Ungebundenheit. Aber gerade das, was er in der Schweiz oft genug mit ansah, benahm ihm frühzeitig die kindliche Vorstellung, als ob die Republik ohne weiteres das tausendjährige Reich in der Politik bedeute. Er hat sich zur klaren Erkenntnis durchgearbeitet, daß bürgerliche Tugend von der Staatsform nicht abhängt und eine lebendige, vom Bewußtsein ihrer Pflicht erfüllte Monarchie der Menschheit mehr ist als ein Freistaat, in dem die jeweils am Ruder befindliche Mehrheit die Minderheit rücksichtslos unterdrückt, die Herrschenden ihr Schäflein scheren und Mirabeaus Wort wahr wird, daß tausend Tyrannen, welche die öffentliche Gewalt mittels des Parlaments an sich gerissen haben, viel schlimmer sind als ein Tyrann, welcher die Krone trägt.

Man darf nur in Scherrs Hauptwerk, in die „Germania" blicken, um sich von dieser Wandlung des alten Achtundvierzigers zu überzeugen: einer Wandlung, die um so erfreulicher ist, wenn man bedenkt, wie viele von seinen Genossen noch heute grollend zur Seite stehen und dies junge, vielverheißende Reich, den Stolz der lebendigen Nation, mit innerem Ingrimm betrachten und es nur als ein notwendiges Uebel hinnehmen, dem man leider sich nicht mehr entziehen könne. Zu solchen verbissenen Naturen ohne alle historische und politische Anlage gehörte Scherr nicht; er freute sich des Errungenen, ohne sich zu grämen, daß Kaiser Wilhelm und seine Palatine es auf anderen Wegen errangen als denen, welche er einst selbst empfahl. „Als am 30. September von 1862" heißt es a. a. O. Seite 364, „der neu ernannte preußische Ministerpräsident Otto von Bismarck-Schönhausen in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses das Wort fliegen ließ: ‚Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrtum von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Blut und Eisen!' da entstand darob ein großer Lärm in Deutschland und Europa, und schlugen die Unwissenheit und die Heuchelei schwesterlich die Hände über den Köpfen zusammen. Als ob jemals ‚große Fragen', solange es solche unter den Menschen gab, anders als durch Blut und Eisen entschieden worden wären! Man faselte scheinheilig von der ‚Inaugurierung einer Politik der Gewalt!' Als ob jemals in der Staatskunst etwas Tüchtiges hätte gethan, etwas Rechtes hätte durchgesetzt werden können ohne Gewaltanwendung! Das auf den Wegen ‚ruhiger Bildung' wandelnde goethesche Vorschrittsideal ist recht schön; aber in der Politik, welche nicht allein mit Ideen, sondern auch mit Thatsachen zu thun hat, wird es stets ein Schein und Schemen bleiben; denn

> Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.
> Wo eine Platz nimmt, muß die andre weichen;
> Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben;
> Da herrscht der Streit, und nur der Starke siegt.

Dieser Ausspruch des großen Idealisten Schiller könnte der Politik des großen Realisten Bismarck als Devise vorgesetzt werden. Die sittliche Idee der deutschen Einheit hätte noch wer weiß wie lange eine sittliche Idee sein und bleiben können, so sich nicht die Stärke, die Macht, die Gewalt in ihren Dienst gestellt. Kein gerechter Urteiler wird bestreiten wollen, daß diese Idee das Leitmotiv der deutschen Demokraten wie der deutschen ‚Reichsprofessoren' von 1848 gewesen; aber wie kläglich waren die Versuche der machtlosen Republikaner wie der machtlosen Monarchisten, die Einheit Deutschlands zu schaffen, gescheitert. Auch in den Centralisten wie in den Föderalisten, welche nach dem großen Bankbruch von 1849 die Arbeit am deutschen Einheitswerk wieder aufnahmen, lebte ‚die sittliche Idee'. Aber was brachte sie zuwege? Worte, Worte, Worte. Endlich ist es nur billig anzuerkennen, daß die sittliche Idee auch den deutschen Fürstentag vom August 1863 durchwehte, und doch, wie jammerseligʼ — resultatlos war diese feierliche Posse verlaufen! Warum? Weil die Macht und Stärke, den Gedanken zur That zu machen, die Idee zu verwirklichen, bei Preußen war, nur bei Preußen. Und hat dieses die Idee verwirklicht, ganz und voll verwirklicht? Ganz und voll, nein. Wo hat es überhaupt, außerhalb etwa des Bereiches der Kunst, jemals ein verwirklichtes Ideal gegeben? Aber Preußen hat alles gethan, was es nach Maßgabe seiner Kräfte

thun zu können glaubte, und sein Thun war — nur die Dummheit, der Neid und die Bosheit können das verneinen — ein großes. Es hat das deutsche Reich wieder aufgerichtet und damit den Sehnsuchtstraum vieler Generationen unseres Volks erfüllt; es hat um die deutschen Stämme her den neuen Reichsrahmen gelegt, innerhalb dessen der Einheitsprozeß sich vollziehen kann. Alles Gemäkel und Genörgel von links und rechts und aus der Mitte kann gegen diese große Thatsache nicht aufkommen.

Klar erkannt zu haben, daß die Zeit, allwo Preußen die deutsche Frage lösen müßte, gekommen wäre, und diese Erkenntnis in wohlvorbedachte, wohlvorbereitete, kühn anpackende, standhaft festhaltende und thatkräftig durchgreifende Handlung umgesetzt zu haben, das ist das deutschnationale und weltgeschichtliche Verdienst des Königs Wilhelm von Preußen, seines Ministers und seiner Feldherren."

So viel Worte, so viel Wahrheiten. Wenn einer der Nekrologe, die uns über Scherr vorliegen, meint, er sei eine vorwiegend kritische Natur gewesen und werde daher vielleicht dem Vorwurf der Unfruchtbarkeit, der reinen Opposition nicht entgehen —: dann muß man sagen, daß der Verfasser des Nekrologs Scherr nicht völlig gekannt hat. Gewiß ist sein Wirken „einem reinigenden Gewitter zu vergleichen, durch welches mit allerlei Abgeschmacktheiten und Verirrungen der menschlichen Gesellschaft aufgeräumt, aber manchmal auch eine gesunde Frucht vernichtet wird"; aber Scherr führte nicht bloß den Blitzstrahl: er konnte auch aufbauen und sich des auf festem Grund Gebauten innig und herzlich erfreuen. Gewiß ist sein Urteil über die Lösung der deutschen Frage für viele maßgebend gewesen, welche sich vom Schwarzrotgold des Jahrs 1848 weg nur schwer an das neue Schwarzweißrot gewöhnten; auf diese Kreise, deren wir für unser öffentliches Leben doch sicherlich nicht ganz entraten möchten, hat Scherr einen bestimmenden, heilsamen, positiv wirkenden Einfluß geübt, der nicht unterschätzt werden darf. Daß der alte Volksmann von 1848 der preußischen Monarchie nicht bloß Indemnität erteilte, sondern ihr ein deutsch-nationales, weltgeschichtliches Verdienst zumaß: das ist ein Zeugnis der Reife für ihn selbst und eines für das Werk König Wilhelms, Bismarcks und Moltkes; es kam nicht zu früh, es vermochte alles, was historisch und politisch geschult war, für sich einzunehmen, und deshalb hat es auch immer tiefere Wurzeln getrieben, trotz aller Befehdung.

Kein anderes Bild gewinnen wir von Scherrs Art und Wesen, wenn wir unsern Blick vom politischen Gebiete weg auf das philosophisch-religiöse richten. Er ist freilich bitterböse auf die „Pfaffen" zu sprechen; und wie man scherzend von Rotteck, dem glühenden Verehrer des Konstitutionalismus, sagen könnte, daß er alles Unheil, das aus dem Streit des Agamemnon und Achilleus herfloß, auf den Mangel eines griechischen Parlaments zurückführte: so macht auch Scherr für eine Unsumme von Uebelständen die „Pfaffen" verantwortlich; daß das „heidnisch-nationale Germanentum" dem Papsttum, „dem römischen Erzfeind" unterlag und die fränkische Monarchie dazu mitwirkte, berichtet er in offenbar zürnendem, beklagendem Tone. Für das Wesen einer Kirche, ihre notwendigen Daseinsbedingungen, ihren segensreichen Einfluß auf das Volksleben ist Scherrs Verständnis nur sehr mäßig entwickelt. Aber wenn nun seine Gesinnungsgenossen vom Jahr 1848 meist zur materialistischen und atheistischen Richtung sich bekannten, so hat er sich entschlossen und tapfer wie immer der unserem Volksleben von dieser Seite her drohenden Gefahr entgegengeworfen. „In der Wissenschaft", sagt Scherr a. a. O. Seite 362, „hat die materialistische Weltanschauung glücklich bis zum Bewußtsein der Unfehlbarkeit sich hinaufgeforscht. Keinem wird es einfallen, die großen Anstrengungen und Leistungen der naturwissenschaftlichen Specialforschung nicht mit dankbarster Anerkennung zu betrachten, keinem auch, die großen Findungen, welche in Anwendung der mathematischen und physikalischen Ergebnisse auf die Mechanik und Technik in allen ihren Zweigen gemacht worden, bemäkeln zu wollen; allein ebensowenig wird man leugnen können, daß die materialistische Forschung immer und immer wieder an das bekannte mephistophelische Wort gemahne:

> Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben;
> Dann hat er die Teile in der Hand,
> Fehlt leider nur das geistige Band.

Und doch macht sich das Bedürfnis des ‚geistigen Bandes' so gebieterisch geltend, daß man mit dem atomistischen ‚Stoff' allein nicht wirtschaften kann und darum unter dem Namen ‚Kraft' wieder eine Art von Seele in die Materie hineinzuschmuggeln sich gezwungen sah, ob man zwar das ‚Ammenmärchen' von einer ‚sogenannten Seele' oder einem ‚so geheißenen Geist' endlich ‚aus der Wissenschaft hinausgeworfen' zu haben laut sich berühmte. Im Sichberühmen waren überhaupt die Herren vom unfehlbaren Mikroskop und der alleinseligmachenden Retorte sehr stark. Wenn man vollends die feurige Jüngerschaft Darwins die Abstammungs- und Zuchtwahltheorie des Meisters predigen hörte, so konnten naive Leute zu dem Glauben kommen, das Götterbild von Sais sei endlich entschleiert, endlich ständen wir unmittelbar vor der Lösung der großen Rätselfrage nach des Menschenlebens Sinn und Frommen und hätten nach der Antwort auf das Warum aller Warum nur noch die Hand auszustrecken. Wissende jedoch sahen den materialistischen Ochsen ratlos vor demselben Berge stehen, über welchen der idealistische Adler so oft und immer vergeblich hinwegzufliegen versucht hatte.

Gewiß ist es traurig zu sagen, aber es muß gesagt werden, daß der Kulturstolz unserer Zeit Grund genug hätte sich zu demütigen. Wenn wir die kulturgeschichtliche Summe einer hundertjährigen Entwickelung ziehen, so gewinnen wir das demütigende Resultat, daß wir durch die Aufklärung, durch die Klassik und Romantik, durch Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach und Strauß, durch den Idealismus und Materialismus hindurch glücklich wieder beim ‚rasierten Pavian' Voltaires, beim L'homme machine La Mettries,

beim système de la nature Holbachs und seiner Tafelrunde angelangt sind. Die Zukunft mag entscheiden, ob dieses Ziel der langen Wegmühe wert war. Der Gegenwart aber steht das Recht zu, die ernste Forderung zu erheben, daß der materialistische Taumel, welchem ja im praktischen Leben schon die unausbleibliche Ernüchterung gefolgt ist, auch in der Wissenschaft sich ernüchtere. Denn dieser Taumel hat ungeheuren Schaden angerichtet. Die mit so lächerlicher Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung, sozusagen mit Pauken und Trompeten vorgetragene und ausgeschrieene materialistisch-mechanistische Unglaubenslehre hat das gegenüberstehende Extrem, den supranaturalistisch-orthodoxen (?) Aberglauben, so recht herausgefordert, und die beiden Popanze ringen jetzt wütend miteinander, um in ihrer feindlichen Umklammerung nebenbei die Vernunft zu erdrücken, welche verlangt, die materialistisch begriffene und erforschte Welt sei idealistisch zu beseelen und zu erleuchten. Die Folgen sind schon da. Dem hochmütigen wissenschaftlichen Schwindel mit dem Materiellen hat sich ein riesiger populärer Schwindel mit dem Immateriellen gegenübergestellt. Die Ritter vom Stoff verstanden es prächtig, die Masse in das geschickt und keck ausgespannte pfäffische Fanggarn zu treiben. Natürlich! Die Menschen wollen und müssen Götter haben; nimmt man sie ihnen, so machen sie sich Götzen, Fetische. Verschüttet man ihnen die Brunnen des Idealglaubens, so beginnen die Wunderquellen von Lourdes und Marpingen zu sprudeln. Eine verschwindend kleine Minderzahl von Menschen, von starkgeistigen und kaltherzigen Menschen, mag allenfalls dazu angethan sein, in der Mechanisierung des Daseins, wie der wissenschaftliche Materialismus sie will, Befriedigung und Beruhigung zu finden. Aber die ungeheure Mehrzahl wird überall und allezeit davon nichts wissen wollen. Die Saturnalien des Spiritismus, welche gleichzeitig mit denen des Materialismus aufgekommen sind, zeigen handgreiflich deutlich, daß der Mensch vom Brot der Wissenschaft allein schlechterdings nicht leben kann."

Wir haben Scherr über sich selbst Zeugnis ablegen lassen. Ein Mann, welcher politisch und philosophisch so vernünftig und so idealistisch dachte, und welcher durch eine unermüdliche Thätigkeit seine Ansichten in tausende und abertausende von Häusern verbreitete, ein solcher Mann ist ein wertvoller Kämpfer für unseres Volkes echte Größe gewesen, und von ihm mag man sagen: Multis ille bonis flebilis occidit, „vielen Wackeren zum Leid sank er dahin." Das sagt auch der Verfasser dieser Skizze, obschon er, Monarchist bis ins Mark der Knochen und überzeugter Protestant, in politischer und religiöser Hinsicht seine Stellung erheblich weiter rechts gewählt hat als Scherr.

Der Mann, dessen Gedächtnis diese Zeilen gewidmet sind, war ein Mann des Kampfes, der Kritik, des scharfen Verstandes. Er war aber auch ein Mann des Gemüts. Den Verlust seiner ersten Gattin betrauerte er tief und ergreifend, und wie er die zweite ehrte, davon legt sein Testament ein unübertrefflich zartes Zeugnis ab. Es schließt nämlich mit den Worten:

„Die Fürsorge für die Grabstätte meiner ersten Frau überbinde ich meiner zweiten. Meinen Kindern hinterlasse ich meinen Segen, meinen Freunden mein Andenken, meinen Feinden meine Verzeihung und meinem Vaterlande meine innigsten Wünsche."

Aber nicht bloß im Angesicht des Todes hat er Deutschlands und Schwabens gedacht. Wenn er von den Heldenkämpfen der Württemberger bei Champigny erzählte, so konnte er vor dem gesamten Hörerkreis sich der tiefsten Bewegung der Seele nicht erwehren, und der Tod des erlauchten Brüderpaars Axel und Erich von Taube entlockte ihm Thränen — er, der sie in eigener Sache sparte, vergoß sie, wenn er zu erzählen hatte, wie die zwei Jünglinge nebeneinander von den französischen Kugeln niedergestreckt wurden und der ältere, schon vom Tode gezeichnet, noch den Waffengefährten zurief: Helft meinem Bruder! Sie waren als Streiter für das Dornröschen Germania gefallen, das Kaiser Wilhelm aus jahrhundertelangem Schlummer erweckt hatte, und dem in seinem Teile auch Johannes Scherr gedient hat. Friede deshalb auch seiner Asche!

Aus frohen Tagen.

Von

Frieda Schanz.

Aus der Großstadt wogendem Gebraus
Trug der Freund, dem ich mich überlassen,
Trug der Zufall durchs Gewirr der Gassen
Mich zu dir, verlass'nes Gotteshaus!

Holde Stätte, die ich trotzig mied,
Da mir siech das Herz von Leid gewesen,
Wie so traulich nun, da ich genesen,
Lockst du mich, versteintes Friedenslied!

Auf der Herbstluft windgetrag'nem Strom,
Von des Kirchhofs Lindenhag herunter,
Wirbelt eine Wolke todesbunter,
Müder Blätter in den stillen Dom.

Und ein Falter, der dem Sturm entflohn,
Fächelt mit den Schwingen voll Erbarmen
Leis die dornenwunde Stirn dem armen,
Milden, todesfrohen Gottessohn. — —

Aus dem weltenfernen Friedenshaus
Trug ich meines Herzens Seligkeiten,
Wie gefeit von Gott für alle Zeiten,
In der lauten Stadt Gewog hinaus.

Ein Hofkonzert und seine Folgen.

Novelle von

M. Barack.

Am Abend des 12. Februar des Jahres 18** war der Mittelbau des neuerbauten prächtigen Residenzschlosses zu L..... glänzend erleuchtet, denn trotz der Schwere der Zeit und ungeachtet der Erschöpfung des durch die Napoleonischen Kriege an den Rand des Verderbens gebrachten kleinen Ländchens feierte dessen prachtliebender Herzog heute eines der zahlreichen Hoffeste, wie sie der schon alternde, mit allem Despotismus der Rheinbundfürsten regierende Herr ganz besonders liebte. Es war nach den Musterfesten des königlich westfälischen Hofes unter „König Lustik" angeordnet und stellte die verschiedenartigsten Genüsse in Aussicht, Ball, Konzert, Spiel und — selbstverständlich ein lukullisches Souper. Kein Wunder war es daher, daß die zahlreich geladenen Gäste Seiner Hoheit mit Ungeduld dem Beginn der Festlichkeit entgegensahen und daß mit dem Glockenschlage sechs eine lange Reihe von Equipagen an dem großen Hauptportale des Schlosses vorfuhr, um die in reichsten Toiletten prangenden Damen und die mit Orden übersäten Herren den erhofften Freuden entgegenzuführen.

Selbstverständlich waren die Geladenen nur Angehörige des Adels, denn nur diese hatten Zutritt in die „heiligen Hallen" des Schlosses. Diese Erlesenen aber erschienen heute so vollzählig wie nur möglich und versammelten sich zunächst im großen „Marmorsaale" in buntem Gemenge und zwangloser Unterhaltung, bis endlich die Flügelthüre des angrenzenden Saales geöffnet wurde und der auf das Parkett klopfende Stock des voranschreitenden, in goldstrotzende Uniform gekleideten Ceremonienmeisters das Zeichen gab, daß die höchsten Herrschaften im nächsten Augenblick in den Saal treten würden. Grabesstille trat nunmehr ein und tief bis zur Erde verneigten sich alle, als Serenissimus wirklich erschien an der Seite der Frau Prinzessin Leopold, welcher — da Seine Hoheit selbst unvermählt war — als Gattin des präsumtiven Thronfolgers das Amt zufiel, an der Seite des Landesherrn die Gäste zu begrüßen. Dieser Vorschrift der Etikette genügte die hohe Dame auch mit aller Anmut der ihr angeborenen Liebenswürdigkeit, während der Herzog selbst die ehrfurchtsvolle Begrüßung der Versammelten nur mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes erwiderte.

Auf ein abermaliges Zeichen des Ceremonienmeisters erhob sich die „tiefgebeugte" Versammlung und jetzt begannen die allerhöchsten Herrschaften, gefolgt von den Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, nebst dem Hofstaat, ihren „petit cercle" zu machen, d. h. Serenissimus und die Frau Prinzessin schritten langsam im Kreise Höchstihrer Gäste umher und beglückten bald hier bald dort einen Herrn oder eine Dame mit einer Ansprache. Und die also Begnadeten, vielfach Beneideten verbeugten sich abermals tief und lispelten, ersterbend vor Hochachtung, ihre Antwort auf die Fragen Seiner oder Ihrer Hoheit, worauf Höchstdiese weiterschritten, um einen anderen Auserwählten in gleicher Weise durch ähnliche Fragen zu beglücken.

So gelangte der fürstliche Herr, der namentlich die Damen und unter diesen besonders die jüngeren und schöneren mit seiner Ansprache auszeichnete, nach und nach rund im Kreise umher und wollte soeben dem harrenden Ceremonienmeister den Befehl zum Aufbruch nach dem Konzertsaale erteilen, als er plötzlich im Hintergrunde, nahe der Marmorwand, die dem Saale den Namen gab, eine junge Dame von hervorragender Schönheit gewahrte. Sofort öffnete sich vor der erhobenen Hand des höchsten Gebieters der vorstehende dreifache Kreis von Herren und Damen und durch die Enttäuschten hindurch schritt der Herzog gerade auf das errötende, an der Seite seiner Mutter stehende Mädchen zu.

„Ei sieh da, die schöne Adele," begann der Herzog gnädig lächelnd, „freut mich — freut mich sehr; lange nicht bei Hofe gewesen — weshalb?"

„Hoheit werden meine Tochter gnädigst entschuldigen," begann statt des Mädchens die Mutter, „seit dem Tode des Barons, meines Gemahls — —"

Der Herzog sah die Dame unwillig an. Seine Hoheit hörte nicht gern vom Tode reden. „Schweigen Sie, Frau von Rodau," unterbrach er sie scharf, „meine Frage galt Ihrer Tochter — ich denke, sie ist klug genug, mir persönlich zu antworten!"

Flammende Röte ergoß sich bei dieser Zurechtweisung über das Antlitz der Baronin; aufs tiefste verletzt schwieg sie still. Ueber Adeles schönes Antlitz aber zuckte bei dieser rücksichtslosen Behandlung ihrer Mutter ein Blitz des Unmuts und unbemüht, diesen dem Landesherrn gegenüber zu verbergen, erwiderte sie: „Hoheit, die Trauer um meinen Vater hielt mich von allen Vergnügungen fern und — zudem fehlte mir auch die Lust zu solchen!"

Seine Hoheit runzelte leicht die Stirne. „Hoho,"

sprach er, „den ersten Grund lasse ich gelten — den zweiten nicht. Sie sind noch viel zu jung, um die Blasierte spielen zu dürfen — und viel zu schön, als daß Sie nicht verpflichtet wären, sich bewundern zu lassen!“

Die junge Dame verbeugte sich leicht und erwiderte mit einem fast spöttisch zu nennenden Lächeln: „Eure Hoheit werden mir wohl gnädigst die Bemerkung erlauben, daß Dero Lehren etwas im Widerspruche stehen mit den Anweisungen jener Personen, die bisher meine Erziehung leiteten.“

Der Herzog lachte laut auf. „Hoho,“ rief er, „das mag sein; ich unterscheide mich etwas von den gewöhnlichen Pädagogen. Ich bin der Ansicht, daß die Schönheit eines Mädchens gewissermaßen Gemeingut ist und der Bewunderung aller zugänglich sein muß; eine Häßliche allein darf sich verkriechen!“

„In diesem Falle, Hoheit,“ erwiderte das schöne Mädchen mit edler Würde, „zöge ich vor — häßlich zu sein!“

Adele begleitete die letzten Worte abermals mit einer kaltvornehmen Verbeugung, die jedem anderen als dem Herzog wie eine Aufforderung erschienen wäre, das Gespräch abzubrechen. Seine Hoheit aber, an Devotion von allen Seiten gewöhnt, hielt des Mädchens Worte nur für eine scherzhafte Erwiderung auf seinen eigenen ziemlich ernstgemeinten Scherz und die Verbeugung für eine Art theatralischer Geste, um jene wirksamer zu machen. Der hohe Herr lachte daher wiederum laut auf und rief: „Hoho, Fräuleinchen, dies ist allzu unwahrscheinlich, als daß man es glauben könnte; jedes schöne Mädchen freut sich daran, Bewunderer zu haben — je mehr desto besser. Sie machen sicher keine Ausnahme von der allgemeinen Regel — und Bewunderer haben Sie ja — neben mir — die schwere Menge; von einem wenigstens weiß ich's gewiß, und es sollte mich freuen,“ fuhr er leise fort, „wenn Sie diesem einen gestatten würden, Sie nicht nur aus der Ferne, sondern auch in unmittelbarster Nähe zu bewundern!“

Wie in jähem Schreck zuckte Adele von Rodau bei diesen nicht mißzuverstehenden Worten des Herzogs zusammen, doch ehe sie die Erwiderung, die ihr auf den Lippen schwebte, geben konnte, erteilte Seine Hoheit den Befehl zum Aufbruch nach dem Konzertsaal. Im Begriffe jedoch, dem voranschreitenden Ceremonienmeister zu folgen, wandte sich der Herzog wie zufällig nochmals dem Fräulein von Rodau zu. „Ah, Baronesse,“ sprach er, „ich sehe, weder Sie noch Ihre Mama haben schon einen Kavalier mit der Ehre betraut, Sie zum Konzertsaal zu führen; erlauben Sie mir, solche für Sie zu wählen. Herr von Raberg,“ rief er einem seiner dienstthuenden Kammerherren zu, „Sie werden die Ehre haben, die Frau Baronin Rodau zu geleiten — lieber Graf Harrer,“ wandte er sich hierauf an einen jungen Mann, der unmittelbar hinter dem Prinzen Leopold schritt, „bitte, reichen Sie der Baronesse Ihren Arm!“

Dienstfertig eilten die beiden Aufgerufenen — Graf Harrer mit sichtlicher Freude — zur Uebernahme des ihnen überwiesenen Ehrenamtes zu den beiden Damen und Seine Hoheit nickte Adele gnädig lächelnd zu, als sie, ihr inneres Widerstreben überwindend, ihren Arm in jenen des ihr aufgedrungenen Kavaliers legte. Wie betäubt ließ sie sich von dem Grafen nach dem angrenzenden Konzertsaale führen, denn unschwer fiel es ihr, zu erkennen, daß er jener „eine“ sei, auf welchen Seine Hoheit kurz vorher angespielt hatte; Harrer war ja der Liebling des Herzogs, von diesem erst vor wenigen Jahren geadelt und zum Grafen gemacht, indem er vom einfachen Bereiter nach und nach bis zum Stallmeister erhoben wurde — ein völlig ungebildeter junger Mann von den lockersten Sitten, dessen Umgang die Herren und Damen des Hofes so viel wie nur möglich mieden. Ihn, den Genossen von des Herzogs wildesten Ausschweifungen, den allgemein Gehaßten und Verachteten, mußte Adele jetzt an der Seite dulden, ja noch mehr, der Landesherr hatte ihr nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er eine Verbindung zwischen ihr und dem anmaßenden Emporkömmling wünsche. Dieser Gedanke war ihr entsetzlich; nie und nimmer sollte sich dieser Wunsch des Herzogs erfüllen, nie wollte sie einem ungeliebten Gatten angehören — nur dem Manne wollte sie die Hand reichen zum ewigen Bunde, den sie liebte mit der ganzen Kraft ihres reinen Herzens, ihm — dem sie jetzt im Konzertsaale zu begegnen hoffte.

* * *

Das Programm für das Hofkonzert war mit großer Sorgfalt von dem Intendanten des herzoglichen Hoftheaters, dem Freiherrn von Altheim, aufgestellt und mit der Ausführung desselben waren die Mitglieder der Hofoper wie des Hoforchesters betraut worden. Eine einzige Ausnahme machte jedoch der bei der Aufführung mitwirkende Tenorist. Dieser war nicht Sänger von „Profession“ — denn damals wurden die Künstler noch zu den Professionisten gerechnet — Herr Barth, ein junger Mann von imponierender Gestalt und schönen, edlen Gesichtszügen, war vielmehr Ministerial-Assessor, ein als tüchtiger Jurist geschätzter Beamter und zugleich allgemein beliebt wegen seines offenen, biederen Charakters, seines heiteren Humors und besonders wegen seiner wundervollen Tenorstimme, deren treffliche Schulung ihn weit über das Niveau des Dilettantentums stellte und ihn zum stets gerngesehenen Gesellschafter selbst in solchen Kreisen machte, die ihm sonst als Nichtadeligem verschlossen geblieben wären. Sein Ruf als Sänger war darum auch ein so bedeutender, daß sogar der Herzog den Wunsch geäußert hatte, den Assessor Barth im nächsten Hofkonzerte zu hören. Dieser Wunsch war natürlich ein Befehl sowohl für den Intendanten des herzoglichen Hoftheaters, als auch für den Herrn Hofmarschall Grafen von Waldenstein. Nur die Form, unter welcher der Herr Assessor in die Hofkreise gezogen werden konnte, verursachte dem Manne der Etikette eine nicht geringe Verlegenheit. Wäre Barth Sänger von „Profession“ gewesen, so hätte man ihn einfach wie die Bühnenmitglieder nach Hofe „befohlen“. Dies Verfahren konnte aber einem Mitglied des Ministeriums gegenüber, bei welchem das Mitwirken in einem Hofkonzerte immerhin als eine „Gefälligkeitssache“ zu betrachten war, unmöglich eingehalten

werden. „Eingeladen“ als Herr Barth „schlechtweg“ konnte der Assessor dagegen auch nicht werden, denn als solcher hatte er ja keinen Zutritt in die Hofkreise. Der schwierige Fall wurde daher für Seine Excellenz zu einem wahren Problema, das ihm mehrere schlaflose Nächte verursachte; endlich aber, nach genommener Rücksprache mit dem Freiherrn von Altheim half sich der Hofmarschall über seine Bedenken und Skrupel damit hinweg, daß er einfach eine Einladungskarte für den Herrn Ministerial-Assessor „von“ Barth ausstellen und diesem zusenden ließ. Den Wunsch des Herzogs, der dieser Einladung zu Grunde lag, übermittelte Herr von Altheim dem Sänger-Dilettanten persönlich und dieser hatte natürlich nicht umhin gekonnt, seine Bereitwilligkeit auszudrücken, den Intentionen des Landesherrn zu entsprechen.

Solcherweise war der Assessor Barth heute als Gast des Herzogs nach Hofe gekommen. Herr von Altheim hatte ihn, da die Sache — wie sich Excellenz von Waldenstein ausdrückte — immerhin einen Hautgout hatte, persönlich in seinem Wagen abgeholt und ihn dem Wunsche des Hofmarschalls gemäß direkt in den Konzertsaal verbracht, wo die übrigen mitwirkenden Künstler sich gleichfalls versammelt hatten. Auf diese Weise wurde wenigstens der nach Ansicht Seiner Excellenz ungeheure Affront, einen Bürgerlichen gleichgestellt mit dem besten Adel im Marmorsaale zu sehen, vermieden. Herr von Altheim milderte übrigens diese Maßregel, die für den Assessor leicht hätte verletzend werden können, dadurch, daß er sie Herrn Barth gegenüber als eine durch das Konzert selbst gebotene Notwendigkeit hinstellte und ihm persönlich bis zum Eintritt des Hofes Gesellschaft leistete.

Barth war Weltmann genug, den Intendanten nicht merken zu lassen, daß er die eigentlichen Gründe für diese „Notwendigkeit“ ebensogut durchschaue, als er die Bedeutung des „von“ auf seiner Einladungskarte erkannt hatte. Er zählte durchaus nicht zu den „ehrbedürftigen“ Menschen, gleichwohl aber war er Herrn von Altheim im Herzen dankbar für dessen Bemühungen, ihm seine vermeintliche Zurücksetzung weniger fühlbar zu machen. Er lächelte im stillen hierüber und — fügte sich mit ziemlicher Resignation darein, bei Hofe als „Mensch zweiter Stufe“ betrachtet zu werden.

Barth sah übrigens dem Beginn des Konzerts mit freudiger Ungeduld entgegen. Diese seine Stimmung war jedoch weniger durch die Aussicht auf die Anerkennung seiner künstlerischen Leistungen und durch den zu erwartenden Beifall der höchsten Herrschaften bedingt, als vielmehr durch das Bewußtsein, daß unter den vielen ihm gleichgültigen Personen, vor welchen er singen sollte, auch Adele von Rodau sich befinden werde, sie, die das Ideal seiner anbetenden Seele war, die einzige unter allen, nach deren Beifall er strebte.

Der Assessor kannte das junge Fräulein schon seit etwa einem Jahre. Er wohnte neben dem freiherrlich von Rodauschen Palais, das Adeles Mutter auch nach dem Tode ihres Gatten, des herzoglichen Landjägermeisters Freiherrn von Rodau, als Wohnung beibehalten hatte, und war hierdurch mit den beiden Damen bekannt geworden. Die holde Kunst, die er so meisterhaft zu üben verstand, hatte ihm die Thüre in die aristokratischen Salons der Frau von Rodau geöffnet, denn Adele spielte trefflich Klavier und sang auch recht hübsch, wenngleich nur in dilettantischer Weise. Da wurde denn der Assessor, der künstlerischen Gesangsunterricht erhalten hatte, erst der Partner und später der Lehrer Adeles. Als solcher aber ward er selbst zum Schüler, denn während er sich, so zu sagen, in ihr Herz hineinsang, lehrte das schöne liebenswürdige Mädchen auch ihn der Liebe Lust und Leid kennen. Gesagt hatten sie sich's jedoch noch nicht, daß sie sich liebten; was bedurfte es auch der Worte, wo ihre Herzen in Tönen zu einander sprachen?

So stand es um die beiden und niemand hatte eine Ahnung von dem unausgesprochenen Geheimnis ihrer Herzen. Da erhielt Barth plötzlich die Einladung zu dem Hofkonzert. Natürlich sprach er den ihm befreundeten Damen gegenüber von derselben und Frau von Rodau und ihre Tochter entschlossen sich alsbald, zum erstenmal wieder seit dem Tode des Gatten und Vaters nach Hofe zu gehen, um Zeugen der Triumphe ihres kunstfertigen Freundes zu werden.

Was den beiden Damen hier begegnete, wie wenig liebenswürdig sich der despotische Fürst gegen Frau von Rodau benahm und welchen unangenehmen Kavalier er Adele in dem Grafen Harrer aufzwang, haben wir bereits eingangs unserer Erzählung erfahren.

Inzwischen waren im Konzersaale auf Anordnung des Herrn von Altheim die letzten Vorbereitungen getroffen worden, daß nach Eintreten der höchsten Herrschaften und des Hofes die Vorträge sofort beginnen konnten. Hinter dem für das Orchester bestimmten Raume, auf einem Podium hatten die vortragenden Sänger und Sängerinnen Platz genommen, in ihrer Mitte der Assessor, denn als zweite Nummer des mit einem symphonischen Orchesterwerke eingeleiteten Konzerts sollte das herrliche Terzett aus Haydns „Schöpfung“ folgen: „Zu dir, o Herr, blickt alles auf“, damit Herr Barth Gelegenheit finde, in einem Ensemble-Vortrag sich frei von der — nach Meinung des Herrn Intendanten — selbstverständlichen Befangenheit zu singen. Außerdem aber ließ sich ja mit dem Vortrag dieser Nummer eine kleine Huldigung für die Person des Herzogs verbinden, denn mit einiger höfischen Gewandtheit konnte man ja unter dem „Herrn“ des Textes den Landesherrn verstehen und diesem durch Erheben von den Plätzen und durch allgemeines tiefes Verbeugen eine Ovation bereiten. Seine Hoheit liebte derartige Beweise von Unterwürfigkeit und der Hofmarschall hatte daher für Inscenierung eines solchen die nötigen Weisungen ergehen lassen.

Jetzt endlich öffneten sich die Flügelthüren und, von einem rauschenden Tusch empfangen, traten die höchsten Herrschaften nebst sämtlichen Geladenen in den Saal.

Nachdem alles Platz genommen hatte, begann sofort der Vortrag der Symphonie, die, brillant ausgeführt, gleichwohl ohne jegliches Zeichen des Beifalls blieb; solchen zu äußern, war ja, wenn nicht der Herzog persönlich applaudierte, durchaus unstatthaft. Seine Hoheit hatte aber sehr wenig Verständnis für die

Schönheiten einer Symphonie und rührte keine Hand. Ganz anders dagegen verhielt sich der fürstliche „Herr“ nach dem Vortrag des Terzetts. Erfreut über die ihm dargebrachte Ovation applaudierte er aus Leibeskräften und gab somit das Signal zu einem wahrhaft stürmischen Beifall, wie er allerdings dem trefflichen Vortrage der herrlichen Tondichtung auch gebührte. Barth hatte hierbei zwar weniger Gelegenheit gehabt, seine prächtige Stimme zu entfalten, immerhin aber durfte er einen guten Teil des Beifalls auf sich beziehen und dies benahm ihm auch jegliche, unter den obwaltenden Umständen nur natürliche Befangenheit, so daß er die nächstfolgende Nummer, die berühmte „Bildnisarie“ aus Mozarts „Zauberflöte“ in wahrhaft zündender Weise zum Vortrag brachte. Seine Hoheit war entzückt, das übrige Auditorium folgerichtig begeistert. Endloser Beifall ertönte von allen Seiten, man vergaß, daß man bei Hofe unter den Augen des Herzogs war und — rief sogar da capo!

Dies widersprach zwar allen Vorschriften der Etikette und rief ein mißbilligendes Kopfschütteln des Hofmarschalls hervor, aber seine Hoheit hegte selbst den Wunsch, die Arie noch einmal zu hören, und Barth gehorchte deshalb freudigst der ihm durch Herrn von Altheim übermittelten Weisung des Fürsten und wiederholte die Arie. Er sang sie fast noch schöner wie das erste Mal, denn unter dem allgemeinen stürmischen Beifall war sein Vertrauen gewachsen und zudem hatte sein suchender Blick unter dem zahlreichen Auditorium endlich Adele gefunden, er sah ihr glänzendes Auge auf sich gerichtet und unwillkürlich hafteten daher während des Vortrags der Textworte „Dies Bildnis ist bezaubernd schön“ auch seine Blicke an ihrem holden Antlitz und all sein inniges Gefühl, das er für die Geliebte empfand, strömte aus seinem Herzen über seine Lippen und prägte sich aus in den herrlichen Jubelklängen: „Ewig, ewig wäre sie dann mein!“

Der Beifall, der Barth nach Vollendung seines Vortrages zu teil ward, war daher womöglich noch enthusiastischer als der erstgespendete. Seine Hoheit selbst klatschte ganz etikettewidrig und ließ sich den Sänger alsbald durch Herrn von Altheim vorführen, um ihm persönlich seine Anerkennung auszusprechen. Auch Prinz Leopold und seine liebenswürdige Gemahlin sprachen ihm in so warmen Worten ihre Freude aus, ihn gehört zu haben, daß der anspruchslose Assessor förmlich in Verlegenheit geriet über diese Fülle ihm gespendeter fürstlicher Huld und daß er wie erlöst aufatmete, als er sich endlich zurückziehen durfte. Da, im Begriff dies zu thun, trat auch Herr von Altheim, der kunstverständige Intendant der herzoglichen Bühne, zu ihm, faßte in treuherziger Weise seine beiden Hände und sprach: „Schade, Verehrtester — wirklich schade!“

Barth sah ihn etwas erstaunt an. „Schade, Herr Baron?“ fragte er fast bestürzt — „darf ich fragen, was Sie bedauern?“

„Daß Sie Ministerial-Assessor und nicht — Sänger von Beruf sind,“ erwiderte der Freiherr ernsthaft, „ich würde Sie in diesem Falle sofort engagieren!“

Barth verbeugte sich verbindlich bei diesem indirekten Komplimente. „Wer weiß, ob ich Sie nicht einmal beim Wort nehme, Herr Baron,“ erwiderte er lächelnd; „freilich vorderhand ist wenig Aussicht hierzu vorhanden, denn vorerst bin ich lieber — Alexander als Diogenes!“

Lachend verbeugte sich Herr von Altheim und der Assessor schied mit einem herzlichen Händedruck von dem liebenswürdigen alten Herrn. Er hatte bei den noch übrigen Konzertvorträgen nicht mehr mitzuwirken und fand es deshalb für angemessener, nicht mehr an seinen Platz auf dem Podium zurückzukehren, sondern sich einen solchen im Saale selbst, im Kreise der Zuhörer zu suchen. Natürlich strebte er danach, einen Platz in der Nähe Adeles zu erlangen und er begab sich daher nach der Seite, wo er sie vorher erblickt hatte. Zufällig befand sich Adeles Sitz am Ende einer Stuhlreihe, so daß es dem Assessor leicht fiel — allerdings erst nachdem er auf dem Wege dahin hundert ihm glückwünschende Hände geschüttelt hatte — an die freie Seite des Mädchens zu gelangen. Mit Befremden sah er jetzt erst, daß Adele neben dem „gräflichen Reitknecht“ saß, wie Harrer ziemlich allgemein genannt wurde, und als er grüßend sich verbeugte, schien sein Blick sie zu fragen, wie dieser Mensch zu der Ehre käme, ihr Kavalier zu sein. Und Adele verstand die stumme Frage; sie reichte ihm scheinbar gleichgültig ihre schöne Hand und beglückwünschte ihn zu seinem Erfolge. Als er sich aber dankend zu ihr niederbeugte, flüsterte sie ihm zu: „Ich werde Ihnen alles erklären — ich beschwöre Sie, bleiben Sie in meiner Nähe und suchen Sie mich von diesem entsetzlichen Menschen zu befreien, den mir der Herzog aufgedrungen hat!“

Der Assessor nickte leicht mit dem Kopfe und lehnte sich mit dem Rücken an die benachbarte Wand, wie um dem Vortrage des eben fortgesetzten Konzerts zu lauschen, in Wahrheit aber, um ruhig über das von Adele Gehörte nachdenken zu können.

„Suchen Sie mich von dem Menschen zu befreien, den mir der Herzog aufgedrungen hat,“ — so hatte sie hastig und aufgeregt zu ihm gesprochen; was hatte dieser Zusatz zu bedeuten? — Der Herzog selbst hatte sie an des Grafen Seite gebannt — weshalb und zu welchem Zweck? Welche Absicht konnte der Fürst hierbei verfolgen? — Welche? Nur eine einzige, ziemlich naheliegende schien ihm denkbar, dieselbe, die schon Adele der Anordnung des Herzogs beigelegt hatte: Seine Hoheit wollte dem Emporkömmling Harrer durch die Verbindung mit Fräulein von Rodau, die dem besten Adel des Landes angehörte, das bisher noch mangelnde Ansehen in der Gesellschaft verschaffen und ihn zugleich instandsetzen, vermöge des Adele einst zufallenden bedeutenden Vermögens eine glänzende Rolle innerhalb der hohen Kreise, in welche er versetzt worden war, zu spielen.

Dem armen Assessor stockten fast die Pulse bei diesem Gedanken. In diesem Augenblicke erst fühlte er, wie innig er Adele liebte; es dünkte ihm entsetzlich, ja geradezu unmöglich, daß ein anderer, ein Ungeliebter, ein Mensch, den Adele verachtete — auf des Herzogs Befehl sie besitzen solle. Nein, dies durfte nicht geschehen — solchem Lose sollte Adele nicht verfallen;

des Herzogs Pläne mußten durchkreuzt werden. Was immer für Folgen für ihn persönlich daraus entspringen mochten, er schwur sich's zu, daß Adele nicht vergeblich ihn um Hilfe angerufen haben solle: sie sollte befreit werden von dem „entsetzlichen Menschen", für jetzt und allezeit!

In dieser Absicht wandte sich der Assessor nach Beendigung des begonnenen Vortrags gegen Adele und begann eine Konversation, durch welche ihr möglich wurde, den Grafen vollständig zu ignorieren. Ein Dankesblick aus Adeles, ein Zornesblick aus Harrers Auge traf ihn dafür, denn unschwer fiel es dem letzteren, die Gründe für Barths Benehmen zu erraten. Sich auf die Lippen beißend lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und sann auf Rache.

In gleicher Weise nahm Barth Fräulein von Rodau in allen noch folgenden Zwischenpausen in Anspruch, so daß Graf Harrer förmlich schäumte vor Wut. Als aber der Assessor am Schlusse des Konzerts gar wagte, Adele den Arm zu bieten, um sie aus dem Saale zu führen, vermochte Harrer nicht länger an sich zu halten.

„Herr Barth," wendete er sich mit zornbebender Stimme gegen den Assessor, „ich habe Ihre Anmaßung lange genug ertragen: ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich auf Befehl Seiner Hoheit dieser Dame den Arm zu bieten habe!"

„Herr Graf," erwiderte der Assessor ruhig, „ich respektiere jeden Befehl des Herzogs, welchen Höchstderselbe als Landesherr zu geben ein Recht hat. Unzweifelhaft aber steht auch dem Fräulein von Rodau das Recht der Entscheidung zu, wie lange sie Ihre auf Befehl übernommenen Dienste in Anspruch nehmen will, und da — wie Sie sehen — die Dame meinen Arm bereits angenommen hat, so werde ich nicht auf die Ehre verzichten, ihr meine Dienste zu widmen!"

„Unverschämter!" brauste Harrer auf.

Barth maß ihn stolz von Kopf bis zu Füßen. „Wären Sie ein andrer, als Sie sind," erwiderte er mit kalter Ruhe, „so würde ich diesen Ausdruck nicht ignorieren. So aber thue ich's beruhigt, denn — von einem Reitknecht, auch wenn er geadelt ist, läßt sich nicht verlangen, daß er Manieren hat!"

„Ha!" knirschte Harrer wütend, „dies sollen Sie bereuen — Sie werden von mir hören!"

Barth begnügte sich, mit dem Kopfe zu nicken und Fräulein von Rodau hinwegzuführen, denn bereits wurden die Umstehenden auf den beginnenden Zwist aufmerksam. Zitternd stützte sich Adele auf seinen Arm. „Mein Gott," flüsterte sie ihm zu, „was thaten Sie, Herr Assessor — Graf Harrer wird Ihnen eine Forderung zugehen lassen — Sie werden sich schlagen müssen — meinetwegen, o Gott!"

„Seien Sie außer Sorge, gnädiges Fräulein," entgegnete Barth lächelnd. „Ich kenne diese Sorte von Menschen; sie gleichen Hunden, die nur bellen, aber zu beißen nicht den Mut haben. Graf Harrer wird bei sich überlegen, daß er in einem Zweikampfe mit mir sein eigenes Leben wagen müßte, ohne eine Sicherheit dafür zu haben, sich wirklich rächen zu können. Er wird deshalb für klüger finden, mich nicht zum Zweikampf zu fordern; sollte dies aber dennoch gegen mein Vermuten geschehen," fuhr er mit einem innigen Blicke fort, „so würde er meinen Wünschen nur entgegenkommen. Gern würde ich mein Leben wagen und selbst hingeben für Sie, Adele — für Sie und Ihr Glück!"

Unwillkürlich errötete Fräulein von Rodau bei diesen letzten Worten des Assessors. Verwirrt schlug sie die schönen Augen nieder und flüsterte ihm nur leise die Bitte zu, sie zu ihrer Mutter zu geleiten.

Zustimmend verbeugte sich Barth und schlug, nicht ohne Mühe Adele einen Weg durch das Gedränge bahnend, alsbald die Richtung nach der Stelle ein, wo er Frau von Rodau im Gespräch mit dem ihr zugeteilten Kavalier sah. Erstaunt, aber allem Anscheine nach nicht unangenehm überrascht, erblickte diese das herannahende Paar, denn sie hatte ja befürchten müssen, den Grafen Harrer an der Seite ihrer Tochter zu sehen. Adele kam jedoch einer darauf bezüglichen Frage ihrer Mutter zuvor, indem sie laut, daß Herr von Raberg und alle Umstehenden es hören mußten, zu ihr sprach: „Graf Harrers Gesellschaft war mir unangenehm, Mama, deshalb bat ich Herrn Barth um seinen Arm. Ich hielt für nötig, dem Herrn Grafen zu verstehen zu geben, daß ich — selbst auf die Gefahr hin, den Zorn des Herrn Herzogs auf mich zu laden — keinerlei Annäherung seiner Person wünsche. Ich hoffe, in deinem Sinne gehandelt zu haben, Mama!"

Frau von Rodau erhob stolz das Haupt. Nach der ungeheuren, ihr von dem Herzog zugefügten Beleidigung war das Thun ihrer Tochter eine Genugthuung für ihre verletzte weibliche Würde und mit Befriedigung ergriff sie daher die Gelegenheit, diesem ihrem Gefühle Ausdruck zu geben. „Du hast recht gethan, meine Tochter," sprach sie. „Ich billige nicht allein dein Verhalten gegen Herrn von Harrer, sondern ich bin dir hierfür sogar zu Dank verpflichtet. Auch Ihnen, Herr Assessor," wandte sie sich sodann zu Barth, „danke ich freundlichst für Ihre mir und meiner Tochter gespendete Hilfe gegenüber den uns hier zugefügten Insulten, und ich bitte Sie, uns noch weiter gefällig zu sein, indem Sie uns ermöglichen nach Hause zu gelangen, denn ich beabsichtige keine Minute länger hier zu verweilen!"

„Um Gottes willen, gnädige Frau," suchte jetzt der bestürzte Kammerherr von Raberg die aufgeregte Dame zu beruhigen, „bedenken Sie, was Sie thun wollen: Seine Hoheit wird Ihnen nie vergeben — —"

„Dies erwarte ich nicht anders, Herr von Raberg," erwiderte die Baronin, indem sie geringschätzig lächelnd die Achseln zuckte, „und wenn Sie Lust dazu haben, so teilen Sie dem Herzog mit, daß auch ich ihm nie vergeben werde, wie er gegen mich, eine Dame, sich benahm!"

Mit einer höflichen Verbeugung gegen den Kammerherrn legte die Baronin nach diesen Worten ihren Arm in den des Assessors und ließ sich von ihm durch die Reihen der verblüfften Höflinge aus dem Saale führen. Adele folgte.

Wenige Minuten später verließen alle drei das Schloß, um in einem der bereitstehenden Wagen nach Frau von Rodaus Wohnung zu fahren. — —

Ungefähr um die Mittagszeit des nächstfolgenden Tages, unmittelbar nach dem „Lever“ des Fürsten, bei welchem Graf Harrer wie gewöhnlich zugegen war, hatte dieser die trefflichste Gelegenheit, seinem hohen Gönner — wie sich bei seinem Charakter nicht anders erwarten ließ — alle die Vorfälle des vergangenen Abends zu berichten, insbesondere das Benehmen Barths gegen ihn selbst und die hiermit in Verbindung gestandene plötzliche, in demonstrativer Weise stattgehabte Entfernung der Frau von Rodau und ihrer Tochter unter dem Geleite des „anmaßenden und unverschämten Assessors“. Dabei betonte der edle Graf ganz besonders des letzteren „absichtliches“ Zuwiderhandeln gegen des Herzogs Befehl, wobei Barth sogar eine „respektwidrige und unbotmäßige Aeußerung“ gebraucht habe, die dessen Ansicht verrate, daß der Herzog kein Recht zu dem erlassenen Befehle gehabt und der Assessor sich deshalb nicht für verpflichtet gehalten habe, ihn zu respektieren.

Wie von der Tarantel gestochen fuhr der Herzog bei dieser der Wahrheit hohnsprechenden Darstellung auf. „Das hat dieser Mensch gewagt zu sagen,“ schrie er mit hochgerötetem Antlitz, „hier in meinem eigenen Schlosse, wo ich Herr bin — alleiniger Herr — unumschränkter Herr?! Ha, ich will's ihn lehren, wo und wann ich das Recht zu befehlen habe — er soll mir's büßen, daß er mir dies Recht bekritteln oder gar bestreiten will — er und diese aufgeblasene, vorlaute Baronin, die sich untersteht, mir Antwort geben zu wollen, wo sie gar nicht gefragt ist! Ich werde ihr abgewöhnen, ihrem Landesherrn gegenüber die Empfindliche zu spielen und mir und meinen Wünschen, die ihr gleich Befehlen sein sollten, trotzzubieten: ich mache sie zahm alle miteinander — verlaß dich darauf, Harrer — hoho, sie sollen mich kennen lernen!“

Und voller Wut ergriff er eine auf seinem Schreibtische stehende Klingel und ließ sie heftig ertönen. „Der Minister von Beeren und der Hofmarschall Graf Waldenstein haben sich sofort anher zu verfügen!“ befahl er dem eingetretenen Diener, der sich tief verbeugend alsbald wieder entfernte, um den Willen seines fürstlichen Herrn durch zwei schleunigst an die verlangten Personen abgesandte Lakaien berichten zu lassen. Eine Viertelstunde später hielten die Wagen des Ministers und des Hofmarschalls vor dem Schloßportale und fünf Minuten später standen die beiden Herren vor dem Herzog, welcher unmittelbar vorher den Grafen Harrer gnädigst verabschiedet und während der kurzen Zeit seines Alleinseins heftig gestikulierend sein Gemach durchschritten hatte.

„Sie haben nette Leute unter Ihren Beamten, Herr Minister,“ redete der aufgebrachte Fürst alsbald den greisen Staatsmann an, „recht nette Leute — förmliche Revolutionäre, und Sie wissen, scheint's, nichts davon!“

Ueberrascht, doch äußerlich vollkommen ruhig, blickte das feine, geistreiche Gesicht des Ministers, der seit einem Vierteljahrhundert schon das Staatsruder führte, den Herzog an; der alte Herr war an derartige polternde Zornesausbrüche desselben schon viel zu sehr gewöhnt, als daß er sich viel daraus gemacht hätte.

„Davon weiß ich allerdings nichts,“ erwiderte er mit leichtem Neigen seines ehrwürdigen Hauptes, „denn ich bin mir bewußt, nur solche Beamte zu meinen Mitarbeitern berufen zu haben, die Eurer Hoheit in Ehrfurcht ergeben alle ihre Kräfte dem Wohle des Landes zu widmen bereit sind!“

„So?!“ entgegnete der Herzog, die Stirn runzelnd. „Sind Sie hiervon überzeugt? Trifft dies bei allen Ihren Mitarbeitern zu?!“

„Bei allen, Hoheit — ja!“ begnügte sich Herr von Beeren zu erwidern.

„Wirklich?“ rief der Herzog höhnisch; „vielleicht auch bei dem Assessor Barth?“

Mit unverkennbarem Erstaunen blickte der Minister den Fürsten an, als er diesen Namen vernahm. Nach der ehrenvollen Art und Weise, in welcher der Assessor an den Hof gezogen worden war, und nach der Anerkennung, welche die Kunstfertigkeit desselben noch abends zuvor bei allen, insbesondere aber bei dem Herzog selbst gefunden hatte, wäre der alte Herr eher geneigt gewesen, den liebenswürdigen jungen Mann für eine „Persona grata“ des Fürsten zu halten, als für eine Persönlichkeit, die dieser zu den „netten Leuten“ und „förmlichen Revolutionären“ rechnete. Ein Mißverständnis oder ein Irrtum in der Person schien daher dem Minister, welcher keine Kenntnis von dem zwischen Barth und dem Grafen Harrer stattgehabten Auftritte hatte, nur allzu glaublich.

„Hoheit meinen doch denselben Assessor Barth, welcher gestern die Ehre hatte, im Hofkonzert mitzuwirken?“ frug der Minister zweifelnd.

„Ebendenselben Assessor Barth!“

„Dann“ — erwiderte der Minister ruhig und bestimmt — „kann ich nur sagen, daß Herr Barth ein durchaus zuverlässiger Mann, ein trefflicher Jurist, einer meiner besten Arbeiter ist, welchen ich Eurer Hoheit bei nächster Gelegenheit zur Beförderung vorschlagen würde — —“

„Ei sich doch,“ höhnte der Herzog, „dies wäre wirklich Ihre Absicht? Nun dann ist es ja ein wahres Glück,“ fuhr er in zornigem Tone fort, „daß ich inzwischen in Erfahrung gebracht habe, daß an dem Manne gar nichts ist — daß er außer seinem Singsang nichts versteht, daß er insbesondere ein schlechter Jurist, ein Mensch voll freigeistiger, revolutionärer Ideen ist, der sich durchaus nicht für die Stellung eignet, die er einnimmt!“

„Hoheit,“ sprach jetzt der Minister ernst, „wer Ihnen gegenüber solcherweise von Herrn Barth gesprochen hat, kennt ihn entweder nicht, oder er war bestrebt — absichtlich einen Ehrenmann zu verleumden!“

„Herr von Beeren,“ brauste der Herzog auf, „wahren Sie Ihre Zunge: ich — Ihr Fürst — sage Ihnen, daß ich durchaus zuverlässigen Bericht über den Assessor Barth habe, nach welchem ich seinen Charakter, seine Gesinnungen und sein Thun und Treiben aufs genaueste beurteilen kann. Der Herr ist ein Demagoge und Sie — kennen Ihre Leute nicht!“

Des Ministers Antlitz färbte sich unwillkürlich etwas röter bei dieser Beschuldigung; im nächsten Augen-

blicke aber hatte er sich wieder gefaßt und sich ehrfurchtsvoll verbeugend erwiderte er seinem fürstlichen Herrn mit klarer, ruhiger Stimme: „Wenn dies Eurer Hoheit Ansicht ist, so bleibt mir nur übrig, Höchstdieselbe zu bitten, an den verantwortungsvollen Posten, für dessen fernere Verwaltung ich unfähig geworden bin, eine bessere und jüngere Kraft berufen zu wollen!“

Der Herzog biß sich auf die Lippen; er fühlte, daß er zu weit gegangen war und sich zu einer Ungerechtigkeit gegen seinen langjährigen erprobten Diener hatte hinreißen lassen. Aber unter keiner Bedingung hätte er dies zugestanden; dies wäre seiner — „des Herrn, zu welchem alles aufblickte“ — unwürdig gewesen. Sein Zorn wuchs im Gegenteil noch mehr darüber, daß der Minister durch die ihm bewiesene Ungnade nicht völlig zerknirscht, vielmehr ganz ruhig geblieben war. Dies war ein unverzeihliches Verbrechen: Herr von Beeren sollte es büßen!

„Es ist mir lieb,“ begann er mit beißendem Sarkasmus, „daß Sie in richtiger Selbsterkenntnis sich Ihre — durch Ihr hohes Alter veranlaßte Arbeitsunfähigkeit klar zu machen vermögen: Ich nehme Ihr Entlassungsgesuch an — meine diesbezüglichen Befehle werden Ihnen zugehen!“

Er verbeugte sich kurz gegen den in Ungnade Gefallenen und entließ den Mann, der während fünfundzwanzig Jahren die Angelegenheiten des Staates in schwierigster Zeit geleitet hatte, ohne ein Wort des Dankes, ohne Händedruck, ohne freundlichen Abschiedsblick. Eine Thräne rollte über die Wange des edlen Greises, als er das Geschäftszimmer des Fürsten verließ; er hatte sich die Art und Weise des Scheidens aus dem so lange verwalteten Amte doch etwas anders gedacht.

Der Herzog aber wandte sich, als ob nichts vorgefallen wäre, gegen den Hofmarschall, der zitternd den Verlauf der aufregenden Scene mit angehört hatte und nun nicht anders meinte, als jetzt käme die Reihe der Abkanzelung und Abdankung an ihn. Er atmete jedoch erleichtert auf, als Seine Hoheit ihn mit „Mein lieber Graf“ anredete, und sofort gewann er wieder seine gewöhnliche höfische Haltung, denn „Gott sei Dank,“ dachte er, „meine Stellung ist nicht erschüttert, — ich werde fortfahren, meines allergnädigsten Herrn unterthänigster Diener zu sein und auch fernerhin die Angelegenheiten dieses hochfürstlichen Hofes zu leiten!“

Mit seinem süßesten, devotesten Lächeln verbeugte sich der Mann der Etikette und harrte schweigend in ruhiger Sicherheit der Befehle seines Herrn.

„Mein lieber Graf,“ begann der Herzog, „Sie werden wohl vernommen haben, mit welcher Impertinenz gestern der seitherige Ministerial-Assessor Barth sich gegen einen Herrn vom Hofe, den ich mit meiner persönlichen Freundschaft beehre — gegen den Grafen Harrer benahm!“

Der Hofmarschall verbeugte sich abermals, während sein Antlitz sich in die Falten der tiefsten Betrübnis legte. „Leider, Hoheit,“ flüsterte er mit entsetzter Gebärde — „es war unerhört — ein Affront — ein Verbrechen!“

Der Herzog nickte. „So sehe auch ich die Sache an,“ sprach er gewichtig — „ich wie alle loyalen Angehörigen meines Hofes. Um so mehr aber“ — fuhr er sodann zornig fort — „war ich heute erstaunt zu hören, daß Frau und Fräulein von Rodau das Benehmen dieses Menschen zu billigen wagten und sogar in demonstrativer Weise in seiner Begleitung den Hof verließen!“

„Entsetzlich — unbegreiflich!“ ließ der Hofmarschall sich wieder vernehmen. „Solches Benehmen verdient die strengste Ahndung, Hoheit!“

Der Herzog nickte abermals. „Gewiß,“ sprach er mit furchtbarer Härte, „sie sollen ihre Strafe finden — alle miteinander! Ich beauftrage Sie deshalb, mein lieber Graf, mittels amtlichen Schreibens den beiden Damen mein allerhöchstes Mißfallen auszusprechen und ihnen zugleich zu eröffnen, daß sie als Strafe für ihr Vergehen den Hof für die Dauer eines Jahres zu meiden haben. — Was diesen Barth betrifft,“ fuhr er nach kurzer Pause boshaft lächelnd fort, „so werde ich dafür sorgen, daß er in eine Stellung versetzt wird, welche dem Fräulein wohl die Lust benehmen soll, ihn künftighin — einem Grafen Harrer vorzuziehen!“

Er winkte dem Hofmarschall gnädig mit der Hand als Zeichen, daß die Audienz beendet sei, und ließ abermals die Klingel ertönen, um den Chef des Geheimen Kabinetts rufen zu lassen, welchen er zum Nachfolger des Herrn von Beeren ausersehen hatte. Graf Waldenstein aber eilte nach dem Hofmarschallamte, um dem Befehl seines fürstlichen Gebieters zufolge das amtliche Dienstschreiben abzufassen, mittels dessen der Baronin von Rodau das allerhöchste Mißfallen und die über sie und ihre Tochter verhängte Strafe ausgesprochen wurde. Er bediente sich hierzu, obwohl er mit beiden Damen befreundet war, der schärfsten Ausdrücke; sie waren ja in Ungnade gefallen — sie existierten fernerhin nicht mehr für ihn.

* * *

Am nächsten Morgen wurde die Residenz des Herzogs durch zwei hochfürstliche Erlasse überrascht, welche allgemeines Staunen hervorriefen. Der erste meldete die Genehmigung der aus gesundheitlichen Gründen nachgesuchten Entlassung des Staatsministers von Beeren, die Versetzung desselben in den Ruhestand und die Berufung des seitherigen Kabinettschefs von Hartenfels, „des bösen Engels des Herzogs“, wie er allgemein genannt wurde, an dessen Stelle. Der Umstand, daß dem Verabschiedeten, wie dies in solchen Fällen sonst üblich war, nicht einmal die Anerkennung des Landesherrn für seine langjährigen treuen Dienste ausgesprochen wurde, ließ deutlich erkennen, daß der allgemein geachtete seitherige Lenker des Staatsruders in Ungnade gefallen war. Ueber den Grund hierfür aber brauchte sich niemand lange den Kopf zu zerbrechen, denn er ließ sich trefflich zwischen den Zeilen des zweiten, schon von dem neuen Minister kontrasignierten Erlasses lesen. Dieser lautete nämlich folgendermaßen:

„Der Ministerial-Assessor Barth wird als Amtsschreiber nach R....... versetzt, bis er sich zu einer anderen Stelle eignet.“

Dieser Erlaß gab den Schlüssel für das Rätsel

der plötzlichen Ungnade, von welcher Herr von Beeren betroffen worden war, denn es war ebenfalls allgemein bekannt, daß Herr Barth des gestürzten Ministers ausgesprochener Liebling gewesen. Was in aller Welt aber mochte der arme junge Mann selbst verbrochen haben, daß er in so empörender Weise gemaßregelt und in eine so untergeordnete Stellung zurückversetzt ward — zwei Tage, nachdem er bei Hofe gewesen und daselbst von dem Herzog selbst, wie „Der Beobachter“ gemeldet hatte, huldvollst ausgezeichnet worden war. Was mochte sich da wohl ereignet haben?

Alle Welt suchte der Sache auf den Grund zu kommen, und wer nur einigermaßen mit Barth bekannt war, eilte zu ihm, um ihn seiner Teilnahme zu versichern und den Vorgängen nachzufragen, welche als Ursachen der Ungnade des Herzogs anzusehen wären. Barth gab bereitwillig Auskunft auf die vielen Fragen und teilte mit, was er als alleinigen Grund seiner Maßregelung ansah: daß er einen Zwist mit dem Grafen Harrer gehabt und hierbei dem Liebling des Herzogs gebührendermaßen die Meinung gesagt habe. Zu feige, um für seine verletzte hochgräfliche Ehre persönlich in die Schranken zu treten, habe sich „der gräfliche Reitknecht“ ohne Zweifel hinter den Herzog gesteckt, der die Beleidigung seines Lieblings in seiner wohlbekannten despotischen Weise rächte. Diese Erklärung rief die allgemeinste Erbitterung hervor und alles billigte Barths Entschluß, unter keiner Bedingung in die ihm zugewiesene untergeordnete Stellung in dem unbedeutendsten Amtsstädtchen des ganzen Herzogtums einzutreten. Man bestärkte ihn in seinem Entschlusse „des Widerstandes auf gesetzlichem Boden“, man drückte ihm die Hand, versprach ihm seine Mithilfe gegen die drückende Tyrannei des herzlosen Despoten und schied von dem jungen Manne mit der festen Absicht — die eigenen Hände aus der Sache zu lassen und sich nicht in „fremde Angelegenheiten“ zu mischen. Barth legte übrigens den ihm von allen Seiten ausgesprochenen Freundschaftsversicherungen keine allzugroße Bedeutung bei; er kannte die Welt hinreichend und wußte, daß der Despotismus eines Herrschers entsittlichend auf die „Beherrschten“ wirke und daß er, der Schwache, Unmächtige, in einem Kampfe für sein gutes Recht gegen den Gewaltigen und Mächtigen sicher allein stehen würde. Gleichwohl wollte er diesen Kampf kämpfen und nicht völlig widerstandslos das ihm zugefügte Unrecht über sich ergehen lassen. Protest erheben wollte er wenigstens gegen die despotische Gewaltmaßregel des Herzogs, welche ihn in die untergeordnetste Sphäre der Staatsbediensteten verstieß, und erklären wollte er vor dem neuen Minister und vor aller Welt, daß er die ihm zugedachte Stellung nicht antreten, vielmehr auf jede fernere Verwendung im Staatsdienste verzichten werde. Diese Erklärung war er sich, er war sie seinem hochverehrten seitherigen Vorgesetzten, dem Exminister von Beeren schuldig, der — wie Barth richtig vermutete — als Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung in die unverdiente Maßregelung eines als tüchtig erkannten Beamten nicht hatte willigen wollen und deshalb als unbequem von dem Herzog beseitigt worden war. Diese Erklärung war er endlich allen seinen seitherigen Kollegen schuldig, die solcher schmachwürdigen Despotie gegenüber entweder sich zu willenlosen Werkzeugen des Absolutismus herabwürdigen lassen oder jeden Augenblick gewärtig sein mußten, gleich ihm selbst über Bord des Staatsschiffes geworfen zu werden.

In solcher Stimmung verfaßte er das fragliche Schriftstück und war gerade im Begriff, es an den neuen Minister von Hartenfels abzusenden, als ein in die Livree der Hofbediensteten gekleideter Lakai ihm die Aufforderung Seiner Hoheit, des Prinzen Leopold überbrachte, ungesäumt zur Audienz bei ihm sich einzufinden. Dieser Einladung des hohen Herrn lag offenbar eine freundliche Absicht zu Grunde, denn der Prinz war einer der entschiedensten Gegner des Grafen Harrer und zugleich diejenige Persönlichkeit bei Hofe, welcher von allen Angehörigen des herzoglichen Hauses noch am meisten Einfluß auf den Herzog und dessen Maßregeln zugeschrieben ward. Wenn der Prinz daher sich seiner annahm, so war seine Sache noch nicht vollständig verloren und er konnte, wenn auch nicht auf ein Verbleiben in seiner seitherigen Stellung, doch wenigstens auf Uebertragung einer derselben im Range gleichkommenden anderen dienstlichen Verwendung hoffen. Barth hielt deshalb sein Schreiben noch zurück und eilte, dem Rufe des hohen Herrn sofort Folge zu leisten, nach dem in unmittelbarer Nähe des herzoglichen Residenzschlosses gelegenen Palais des Kronprinzen.

Barth ward alsbald angemeldet und vorgelassen. Der Prinz schritt ihm mit ernster, teilnahmsvoller Miene entgegen und bot ihm die Hand zum Gruße. „Armer Herr Barth,“ sprach er, „muß ich Sie so wiedersehen? Der Abend bei Hofe hat schweres Unglück über Sie gebracht!“

„Schweres, doch vielleicht nicht unabwendbares Unglück,“ erwiderte Barth, sich dankbar verbeugend, „wenn Sie, Hoheit, sich meiner annehmen!“

„Dies werde ich gewiß thun,“ erwiderte der Prinz mit Wärme, „obschon Sie keine allzugroßen Hoffnungen auf meine Vermittlungsversuche setzen dürfen. Der Herzog ist im höchsten Grade aufgebracht über Sie, nennt Sie Revolutionär und Demagogen — der elende Harrer muß Sie schmählich verleumdet haben; bitte, erzählen Sie mir doch, wie alles kam, damit ich vollständig klar in der Sache sehe!“

Barth verbeugte sich willfährig. „Gnädigster Herr,“ begann er, „zur Klarstellung der Situation bedarf es vor allem der Mitteilung, daß Seine Hoheit, der Herzog, vor Eintritt in den Konzertsaal sich bewogen fand, den Grafen Harrer dem Fräulein von Rodau als Kavalier zuzuteilen — —“

„Ach!“ unterbrach ihn der Prinz lächelnd, „ich merke: das ‚Cherchez la femme‘ bewährt sich auch in diesem Falle!“

„Gewiß!“ entgegnete Barth gleichfalls lächelnd, „es bewährt sich um so mehr, als Seine Hoheit bei dieser Veranlassung eine ziemlich deutliche Anspielung machte, daß er eine Verbindung beider wünsche. Eine solche aber scheint den Wünschen der jungen Dame nichts weniger als entsprochen zu haben, denn sie bat mich, der sich schon seit längerer Zeit der Freundschaft

von Mutter und Tochter erfreute, sie von dem ihr widerwärtigen Menschen zu befreien. Dieser Aufforderung kam ich — ich muß dies zugestehen und Eurer Hoheit gegenüber mit meiner persönlichen Antipathie gegen den Herrn Grafen entschuldigen — mit etwas zu großer formeller Rücksichtslosigkeit nach und hieraus entstand ein Wortwechsel zwischen ihm und mir, von welchem — wie ich wohl voraussetzen darf — Eure Hoheit vermutlich Kenntnis erhalten haben!"

„O ja," erwiderte der Prinz einfach, „ich habe davon gehört, und wenn Sie diesen Zwist mit dem Grafen als die unmittelbare Ursache der verhängnisvollen, Herrn von Beeren und Sie selbst betreffenden Erlasse des Herzogs ansehen, so täuschen Sie sich hierin nicht. Unerklärlich ist mir hierbei nur, weshalb der Herzog in diesen furchtbaren Zorn geraten konnte, denn durch die einfache Thatsache der Beleidigung seines Günstlings kann ich ihn durchaus nicht als hinreichend motiviert ansehen. Ich setze deshalb auch," fügte er mit herzlichem Tone bei, „meine Hoffnung darauf, daß der Herzog nach einiger Zeit der Einsicht sich nicht verschließen wird, daß er zu streng mit Ihnen verfuhr, und ich glaube darum zuversichtlich, daß er Sie binnen kurzem zu einer anderen Stellung berufen wird, die Ihrem Wissen und Können angemessener und Ihrer würdig ist!"

Barth verbeugte sich wiederum dankend, indem er versicherte, daß auch er seine einzige Hoffnung hierauf setze.

„Deshalb, lieber Barth," sprach Prinz Leopold jetzt, „lassen Sie sich zu keinem übereilten Schritte hinreißen; ruhiges Abwarten, schweigendes Fügen in die Anordnungen des Landesherrn wird zunächst das beste für Sie sein — dies ist der einzige Rat, den ich Ihnen vorerst zu geben vermag!"

Ueber Barths Antlitz zuckte es schmerzlich bei diesen Worten des gütigen Fürsten. „Hoheit," erwiderte er aufs tiefste gerührt, „ich danke Ihnen herzlichst für Ihre huldvolle Teilnahme an meinem Geschicke und würde dies mein innigstes Dankesgefühl am liebsten durch Befolgen Ihres mir erteilten Rates beweisen — doch, gnädigster Herr, es ist mir tief schmerzlich, dies nicht thun zu können. Ich kann nicht ruhig abwarten, kann mich nicht fügen und — Schreiber werden. Meine Ehre verbietet mir dies, die Achtung vor mir selbst zwingt mich zu der Erklärung, daß ich die mir zugewiesene Stelle nicht annehme!"

Der Prinz schwieg wie betroffen einen Augenblick still. Nachdenklich durchschritt er einigemal das Gemach und sprach endlich, zu Barth zurückkehrend: „Ich sehe recht wohl ein, daß es ein großes persönliches Opfer für Sie sein müßte, in diesem Falle sich unter den Willen des Herzogs zu beugen. Gleichwohl wiederhole ich meinen Rat; durch schweigenden Gehorsam allein können Sie sich den Herzog versöhnen — anderenfalls wird er nur noch mehr aufgebracht über Sie werden!"

„Es ist unmöglich, Hoheit!" erwiderte Barth. „Ich kann nicht solcherweise zum Mörder meiner Mannes- und Beamtenehre werden — der mich tief entwürdigende Zusatz des herzoglichen Erlasses ‚bis er sich zu einer anderen Stelle eignet', macht es mir unmöglich. — Meine einzige Hoffnung auf eine glückliche Lösung der Angelegenheit," fuhr er sodann fort, „beruht auf Ihnen, gnädigster Herr, indem Sie Seine Hoheit, den Herzog, zur Zurücknahme dieses Befehls bewegen — —"

„Dies versuchte ich ja bereits," unterbrach ihn der Prinz erregt, „doch ich versichere Sie, ohne jeden Erfolg; der Herzog ist, wie gesagt, furchtbar aufgebracht über Sie — wie mir scheint, nicht bloß wegen der Beleidigung Harrers. Sie müssen in der Erregung Worte gebraucht haben, welche der Herzog als persönliche Beleidigung, als eine Bekrittelung seiner fürstlichen Rechte auffaßte. Sagten Sie vielleicht etwas derartiges, was eine solche Deutung zulassen könnte?"

Erstaunt sann Barth nach und wiederholte sich in Gedanken den Wortlaut alles dessen, was Harrer gesprochen und was er selbst ihm erwidert hatte. Da gedachte er plötzlich der Antwort, die er dem Grafen gegeben, als dieser sich auf den Befehl des Herzogs berief, und gleich einem Blitzstrahl durchzuckte ihn der Gedanke, daß der Elende wahrscheinlich diesen Passus durch Veränderung des Wortlauts und Verdrehung seines Sinnes benutzt habe, ihn beim Herzog anzuschwärzen. „Gnädigster Herr," sprach er, einigermaßen bestürzt, „ich habe allerdings, wie mir plötzlich beifällt, einige Worte gesprochen, die — wenn in ihrem Sinne entstellt und Seiner Hoheit hinterbracht — mich in den Augen des Herzogs verdächtigen mußten. In dem Sinne jedoch, welchen ich denselben beilegte, sind sie durchaus harmloser Natur und keineswegs geeignet, meine nicht zu bezweifelnde Loyalität auch nur im geringsten in Frage zu stellen!"

Und mit offenem Freimute wiederholte er wortgetreu den Satz, um welchen es sich seiner Ansicht nach handelte: „Ich respektiere jeden Befehl des Herzogs, welchen Höchstderselbe als Landesherr zu geben ein Recht hat." „Dieser Satz," fügte er erläuternd bei, „ist doch gewiß in seiner Ausdrucksweise nichts weniger als illoyal. Sobald aber die Worte ‚ein Recht' besonders betont werden, so läßt sich dem Ausspruch der Sinn unterschieben, als ob ich nur solche Befehle des Herzogs zu respektieren gedächte, die er als Landesherr, d. h. in Staatsangelegenheiten gegeben, alle übrigen aber — zu welchen er kein Recht habe — nicht. Wahrscheinlich hat der ‚edle Graf' in diesem Sinne an Seine Hoheit berichtet und mir solcherweise des Herzogs Gnade abwendig gemacht!"

So schloß Barth; der Prinz aber machte eine Bewegung des Unmuts. „Das wäre schändlich — niederträchtig," rief er aus, „aber, bei Gott, es sähe diesem Menschen ähnlich!"

Nach diesen in heftigem Tone gesprochenen Worten durchschritt Prinz Leopold wieder mehrmals nachdenklich das Gemach. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Ich werde der Sache auf den Grund kommen," sprach er, indem er eine Glocke ertönen ließ. „Ich werde sogleich nochmals zu dem Herzog gehen, ihm mitteilen, was ich von Ihnen erfuhr, und darauf gestützt ihn wiederholt um Zurücknahme seiner Befehle

bitten. Deshalb, lieber Herr Barth," fügte er, in herzlichem Tone diesen verabschiedend, bei, „halten Sie mit Ihrer Erklärung noch zurück, bis ich Ihnen das Resultat meiner Unterredung mit Seiner Hoheit mitgeteilt habe. Ich hoffe, daß es ein für Sie günstiges sein werde!"

Der edle Prinz reichte dem zum Abschied sich tief verbeugenden jungen Mann nochmals freundlich die Hand und verlangte sodann von seinem auf das Glockenzeichen eingetretenen Diener Hut und Handschuhe, um sich sofort zu dem Herzog zu begeben.

Barth aber verließ von freudiger Hoffnung getragen das Palais. „Noch geht Recht über Gewalt," dachte er, „noch ist nicht alles verloren!"

* * *

Die Ereignisse des Morgens und besonders die Unterredung mit dem Prinzen hatten so viel Aufregendes für Barth gehabt, daß er nach Verlassen des Palais das dringende Bedürfnis nach Alleinsein und Ruhe fühlte. Beides in seiner Wohnung zu finden, konnte er jedoch wegen der wahrscheinlich ihm weiter zugedachten Besuche „teilnehmender Freunde" kaum hoffen, weshalb er vorzog, nicht nach Hause zurückzukehren. Er begab sich vielmehr in den unmittelbar neben dem Palais des Prinzen gelegenen Schloßgarten, der in dieser Jahreszeit — zumal in den Morgenstunden — nur wenig besucht zu sein pflegte und ihm daher mit Sicherheit ein abgelegenes Plätzchen zum ruhigen Bedenken seiner ernsten Lage versprach.

Es war ein ungewöhnlich rauher Februartag. Ein eisiger Wind wehte dem mit nachdenklich gesenktem Haupte durch die öden Wege dahinschreitenden jungen Manne ins Antlitz und benahm ihm alle Lust, auf einer der zahlreichen, im Buschwerk stehenden Bänke Platz zu nehmen. Weiter und weiter schritt er, unwillkürlich den Weg einschlagend nach einem etwa eine Stunde entfernten Jägerhause, welches mitten in einem großen, mit dem Schloßgarten zusammenhängenden Wildpark stand. Der Förster oder vielmehr die Försterin betrieb hier eine einfache Restauration und Barth konnte deshalb hoffen, ein einfaches Mittagmahl daselbst zu erhalten, ohne durch die Gegenwart anderer Gäste belästigt zu werden. Hierin täuschte er sich auch nicht. Das rauhe Winterwetter hatte niemand außer ihm zu dem Spaziergang nach dem einsamen Hause eingeladen, so daß sich Barth als einzigen Gast in dem behaglichen, durch einen großen Kachelofen erwärmten „Herrenstübchen" sah. Sein bescheidenes, von der Försterin rasch bereitetes Mahl war bald verzehrt und da auch die freundliche Wirtin nach wenigen höflichkeitshalber gewechselten Worten ihren Gast sich selbst überließ, so hatte Barth hinreichend Muße, seinen Gedanken nachzuhängen.

Sie weilten, wie begreiflich, bei Adele, der unschuldigen Ursache des über ihn gekommenen Mißgeschicks. Ohne Zweifel hatte sie jetzt bereits Kenntnis von demselben erhalten — „teilnehmende Freunde" waren vermutlich schon geschäftig gewesen, den beiden Damen die Neuigkeiten über „den Freund des Hauses" zu übermitteln; für unangenehme Mitteilungen fehlt es ja nie an Ueberbringern.

Wie mochte Adele die Nachricht aufgenommen haben? Welche Gefühle beherrschten sie wohl bei dem Gedanken, daß er ihretwegen die Ungnade des Herzogs zu ertragen habe? Litt sie wohl unter diesem Gedanken? Welcher Art waren überhaupt ihre Gefühle für ihn?

Dies war die logische Reihenfolge von Barths Gedanken, und bei der letzten Frage verweilten sie natürlicherweise am liebsten und längsten. Er hatte sich in letzterer Zeit, da er sich seiner eigenen Liebe für Adele mehr und mehr bewußt wurde, schon vielfach mit dieser Frage beschäftigt und jeweils die einzelnen Momente seines Umgangs mit ihr ins Gedächtnis gerufen, die ihm die Zuversicht geben konnten, daß sie seine Liebe erwidere. Auch heute that er dies, aber die Gewißheit ihrer Gegenliebe, welche ihm sonst beseligend war, hatte heute etwas Drückendes für ihn. Früher, solange er vom Minister bevorzugt einer glänzenden Laufbahn entgegensehen konnte, durfte er trotz seiner bürgerlichen Herkunft wohl zu hoffen wagen, die Hand der Tochter einer der ersten und reichsten Familien des Landes zu erlangen. Jetzt aber, vom Glück verlassen, vom Herzog angefeindet, ohne Aussicht und fast ohne Hoffnung, jemals wieder seine Gnade und mit ihr eine angesehene Lebensstellung zurückzuerlangen — durfte er jetzt noch seine Augen zu Adele erheben? War es jetzt noch mit seiner Mannesehre vereinbar, nach der Hand der reichen Erbin zu streben?

Dieser Gedanke war Barth unerträglich peinigend. Er suchte sich desselben zu entschlagen und kehrte doch immer wieder zu ihm zurück, um sich zu sagen, daß es eine Ehrenpflicht für ihn sei, Adele zu entsagen — wenn der Herzog ihn nicht dienstlich und gesellschaftlich restituierte. Doch war es denn so ganz unmöglich, daß dies letztere geschah? War nicht vielmehr anzunehmen, daß es den Vorstellungen des Prinzen Leopold gelingen würde, den Herzog milder und versöhnlicher zu stimmen? O gewiß, es war ja gar nicht anders möglich — der Fürst mußte ja einsehen, daß er den Einflüsterungen eines elenden Verleumders sein Ohr geliehen, er mußte erkennen, daß er sich zu einer Ungerechtigkeit habe hinreißen lassen, die er wieder gut zu machen habe; gewiß, es mußte ja sein!

An diese Hoffnung klammerte sich Barth fest wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, und so viel Tröstliches hatte der Gedanke einer Restitution durch den Herzog für ihn, daß er allmählich heiterer wurde und sich endlich in fast zuversichtlicher Stimmung erhob, um wiederum die Wanderung heimwärts anzutreten. Langsam schlenderte er wieder auf den menschenleeren Wegen des Parks dahin und gelangte mit beginnender Dämmerung in die Stadt und seine Wohnung. Er fand daselbst ein während seiner Abwesenheit eingelaufenes Schreiben vor, das er an Handschrift und Siegel alsbald als von dem Prinzen Leopold herrührend erkannte. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn: der edle Fürst hatte also Wort gehalten; er hatte sich für ihn bei dem Herzog verwendet und sich alsbald beeilt, ihm das Resultat seiner Unterredung mit Höchstdemselben mitzuteilen.

In höchster Aufregung erbrach er das Schreiben,

las es hastig und — schleuderte es zerknittert in zorniger Aufwallung zur Erde. Der Prinz teilte ihm in Kürze mit, daß zu seinem größten Bedauern seine Fürsprache bei dem Herzog ohne günstigen Erfolg geblieben sei. Höchstderselbe sei durchaus unzugänglich für alle seine Vorstellungen geblieben und habe alle Bitten um eine andere, würdigere Verwendung Barths im Staatsdienste zurückgewiesen. Er bestehe vielmehr mit Entschiedenheit darauf, daß Barth schon in den nächsten Tagen die Residenz verlasse, um die ihm übertragene dienstliche Funktion anzutreten, denn er verlange von ihm „unbedingten Gehorsam für alle seine Befehle“. Der Prinz fügte deshalb seinem Schreiben nochmals den Rat bei, den Herzog durch Widerspruch nicht noch mehr zu reizen, sondern zu versuchen, ihn durch vorübergehende Uebernahme des untergeordneten Dienstes zu versöhnen. In diesem Falle allein werde es möglich sein, den Landesherrn nach Ablauf einiger Zeit für eine wiederholte Fürsprache zugänglicher zu machen.

Höchlichst erregt über den Inhalt des Schreibens, das mit Versicherungen des persönlichen Wohlwollens des Prinzen schloß, warf sich Barth in die Ecke seines Sofas und sann, stier vor sich hinblickend, über ein Mittel nach, wie er des Prinzen Rat befolgen könne, ohne sich zugleich durch sklavisches Beugen unter die Zuchtrute des Herzogs zu entehren. Er fand keines, wie sehr er auch sein Gehirn zermarterte. Entschlossen sprang er endlich auf, trat zu seinem Schreibtische und verfaßte ein Schreiben an den Prinzen, in welchem er seiner innigen Dankbarkeit für dessen ihm so gnädige Gesinnung und zugleich seinem schmerzlichen Bedauern Ausdruck verlieh, daß er außer stande sei, dem huldvollst erteilten Rate Seiner Hoheit Folge zu leisten, denn es sei ihm unmöglich, sich auch nur „vorübergehend“ — ehrlos zu machen. Aus diesem Grunde sei er vielmehr in die unabweisbare Notwendigkeit versetzt, die schriftliche Erklärung an den neuen Chef des Ministeriums abzugeben, daß er dem allerhöchsten, lediglich zu seiner Demütigung erlassenen Befehle sich nicht fügen und demgemäß die ihm überwiesene Stelle nicht annehmen werde.

Barth faltete das inhaltschwere Schreiben zusammen, schellte seinem Diener und übergab ihm dasselbe nebst dem am Morgen verfaßten und im Vertrauen auf die Intervention des Prinzen zurückgehaltenen Schriftstück zur sofortigen Besorgung an ihre Adressen. Dann setzte er sich wieder in seine Sofaecke und hing abermals seinen schweren Gedanken nach. Da ward er plötzlich durch wiederholtes Klopfen an der Thüre aus seinen Träumen aufgeschreckt. Er öffnete und sah sich einem Diener der Frau von Rodau gegenüber, der — wie er versicherte — schon zweimal im Laufe des Nachmittags versucht hatte, ihn zu Hause zu treffen und nun zum drittenmal kam, um ihm im Auftrag der gnädigen Frau die dringende Bitte um einen sofortigen Besuch zu überbringen.

Barth kam diese Einladung nicht überraschend; es war ja natürlich, daß Frau von Rodau vor allen den Wunsch hegte, ihm ihre Teilnahme auszusprechen über ein Unglück, das in der Hauptsache durch ihre Tochter veranlaßt war. Aber ebenso natürlich war es, daß ihm selbst derartige Erörterungen peinlich sein mußten und daß er sie um so lieber vermieden hätte, als er jetzt, bei einem Wiedersehen Adeles, einer Kontroverse zwischen seiner Liebe und seinem Pflichtgefühl entgegensehen mußte, denn jetzt — da er seine Schiffe hinter sich verbrannt und durch seine Erklärung den Zorn des Herzogs mit trotzigem Mute herausgefordert hatte — jetzt, wo er nichts war als ein stellenloser Abenteurer, jetzt mußte er jede Begegnung mit Adele meiden — er mußte lernen, sie zu vergessen. Gleichwohl konnte er unmöglich dem Ansuchen der Dame nicht entsprechen und mit dem undefinierbaren Gefühle, daß ihm etwas Unangenehmes bevorstehe, begab er sich hinüber in das Palais Rodau.

Er ward, wie dies bei seinen Besuchen gewöhnlich zu geschehen pflegte, in den sogenannten Musiksalon geführt und sah sich hier — Adele gegenüber.

Bei seinem Anblick machte das schöne Mädchen die unwillkürliche Bewegung, ihm entgegen zu eilen und — brach in einen Strom von Thränen aus. „O mein Gott,“ rief sie verzweiflungsvoll aus, „welch namenloses Unglück habe ich über Sie gebracht!“

Tief gerührt über diesen Ausbruch ihres schmerzlichen Gefühls ergriff Barth ihre Hand und führte sie an seine Lippen. „Adele,“ sprach er, „beruhigen Sie sich, Sie haben keinen Grund zu dieser Selbstanklage. Nicht Sie tragen die Schuld des über mich gekommenen Unglücks — der Schurke Harrer allein hat es verschuldet, denn durch Lüge und Verleumdung hat er den Herzog wider mich aufgebracht und zu diesem Akte der frivolsten Willkür — meiner Entlassung, veranlaßt!“

„O nein — nein!“ rief Adele wieder, „Sie suchen umsonst, mir das drückende Bewußtsein meiner Schuld zu benehmen; ich, ich Unselige trage die Schuld, denn ich bin die direkte Veranlassung zu Ihrem Zwiste mit Harrer gewesen, der solche Folgen nach sich ziehen sollte, — o Herr Barth, ich bin in Verzweiflung darüber: ich, ich war Ihr Unglück!“

Da vermochte Barth, ungeachtet aller gefaßten Vorsätze, sich nicht länger zu halten; wie mit Sturmesgewalt zog es ihn zu den Füßen der Geliebten. „Nein,“ rief er leidenschaftlich, „nicht mein Unglück waren Sie, Adele — und wäre mir für alle künftige Zeit nur Elend und Not beschieden, wäre Kerker und Tod mein Los, mit dem letzten Hauche noch wollte ich sagen, Sie waren mein Glück — mein einziges und höchstes Glück auf Erden, die Wonne meines Herzens, das nur für Sie schlägt — —“

Er brach plötzlich ab und erhob sich verwirrt, denn die Thüre des Nebenzimmers hatte sich geöffnet und Frau von Rodau stand unter derselben. Mit einem Blicke erkannte diese die Situation und gütig lächelnd schritt sie näher. Sanft ergriff sie die Hand ihrer Tochter, führte sie zu der noch offenstehenden Thüre und sprach: „Geh, mein Kind — geh, bis ich dich rufe!“

Mit diesen Worten küßte sie die vor tiefer Erregung Zitternde auf die Stirn, drängte sie sanft in das Nebengemach und schloß hinter ihr die Thüre. Dann kehrte sie zu Barth zurück, der mit zu Boden geschlagenen Blicken in tödlicher Verlegenheit vor ihr stand.

„Herr Barth,“ begann sie jetzt in freundlichem Tone, „ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen nach der Behandlung, die Sie vom Herzog erfahren, meine herzlichste Teilnahme auszusprechen und Ihnen einige Vorschläge zu machen, die jetzt freilich,“ fügte sie lächelnd bei, „nach dem, was ich gesehen habe, hinfällig sein werden. Ich bitte Sie deshalb nur, mir — der Mutter Adeles — Ihre Wünsche zu eröffnen!“

Ein Blitz der Freude und des Glücks zuckte bei diesen gütigen Worten der edlen Dame über Barths Antlitz. Für einen Moment erhob er sein Haupt und schien sprechen zu wollen, im nächsten Augenblick aber senkte er es wieder und — schwieg.

Frau von Rodau sah den Kampf seines Inneren, den sie für einen Ausfluß seiner Ueberraschung und Verlegenheit hielt, und beschloß, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Nun, lieber Freund,“ sprach sie herzlich, „haben Sie Vertrauen zu mir, reden Sie zu mir, wie zu Ihrer Mutter!“

„O gnädige Frau,“ begann Barth jetzt mit dankbewegter Stimme, „ich bin aufs tiefste gerührt über Ihre unendliche Güte, aber — ich habe Ihnen nichts anzuvertrauen!“

Etwas befremdet über diese unerwartete Antwort blickte Frau von Rodau ihm ins Antlitz. Aber nochmals schrieb sie dieselbe seiner verlegenen Schüchternheit zu und erwiderte deshalb lächelnd: „Nun denn, so will ich statt Ihrer reden, lieber Barth: Ich weiß, daß Sie meine Tochter lieben mit tiefem, innigem Gefühl — und weiß auch, daß Adele Ihre Liebe erwidert aus vollstem Herzen und ihr ganzes Glück in der Vereinigung mit Ihnen fürs Leben erhofft. Ich selbst aber segne gerne den Bund zweier Herzen — —“

Weiter kam sie nicht, denn mit dem Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes in Antlitz und Stimme unterbrach sie Barth durch den Ausruf: „O halten Sie ein, gnädige Frau — Sie zeigen mir den Himmel auf Erden — das Paradies, zu dem mir das Flammenschwert des Hasses den Eintritt wehrt! — O, zürnen Sie mir nicht,“ fuhr er sodann händeringend fort, als er den erstaunt fragenden Blick der Mutter Adeles auf sich gerichtet sah — „es ist ja die Wahrheit: ich liebe Ihre Tochter mit der ganzen Kraft meines Herzens und vor wenigen Augenblicken war ich, hingerissen von meinem Gefühl, im Begriff, ihr zu gestehen, daß ihr Besitz mein höchstes Glück wäre — als Ihr Eintreten, gnädige Frau, mir noch zu rechter Zeit den Mund verschloß!“

„Zu rechter Zeit?“ sprach jetzt Frau von Rodau noch mehr erstaunt — „ich verstehe Sie wirklich nicht: Sie lieben Adele — und hegen dennoch nicht den Wunsch, ihre Hand zu erlangen — — ist dies wirklich Ihre Meinung?“

„Sie ist es — ja, gnädige Frau!“ erwiderte er tonlos. — „O wenden Sie sich nicht im Unmut von mir,“ fügte er schmerzlich bittend bei, als Frau von Rodau tief verletzt Miene machte, ihn zu verlassen — „hören Sie mich erst, ehe Sie mich verurteilen: Adele mein zu nennen fürs ganze Leben — dies unendliche Glück, das gestern noch das wenngleich kühne, doch nicht unerreichbare Ziel aller meiner Wünsche, all' meines Hoffens war — ich muß ihm heute entsagen. Gestern, gnädige Frau, gestern war ich noch ein geachteter Mann, ein angesehener Beamter, der den Weg zu den höchsten Ehrenstellen geebnet vor sich sah — gestern konnte — — durfte ich noch dem beglückenden Gedanken, Adeles Geschick an das meinige zu knüpfen, Raum geben — heute muß ich ihn aus meiner Seele verbannen, denn ich bin ein anderer geworden, bin gestürzt, ohne Amt und Brot — ein Abenteurer, ein Bettler. Darf ein solcher wagen, seine Augen zu Ihrer Tochter zu erheben — darf er den vermessenen Wunsch hegen, ihr Führer zu sein durchs Leben auf rauhen, blumenlosen Pfaden?“

„Er darf es, ja!“ rief Frau von Rodau mit überzeugungsvoller Wärme aus, „denn meine Tochter trägt allein die Schuld an Ihrem Unglück, trägt schwer an dieser Last und hegt deshalb den innigen Wunsch, es von Ihnen zu nehmen oder — mit Ihnen zu teilen als treue Gefährtin in opferfreudiger Liebe!“

Nochmals leuchtete bei diesen Worten der edlen Frau Barths Antlitz freudig auf, aber alsbald verdüsterten sich seine Mienen wieder. „In opferfreudiger Liebe, ja,“ entgegnete er mit schmerzlicher Betonung, „dies ist's ja gerade, was mir entsetzlich wäre: die Ueberzeugung, daß Adele ein Opfer brächte — es bringen müßte, wenn sie die Meine würde — ein Opfer, das sie früher oder später bereuen würde — dies wäre mir unerträglich. Nein, gnädige Frau, ich müßte erröten über mich selbst, wenn ich an das Annehmen eines solchen Opfers auch nur denken könnte — o nein, nein, Sie denken besser von mir — Sie nehmen nicht an, es genüge mir, nichts zu sein, als der Gatte meiner Frau. Sie wissen, daß ich ebensosehr der Achtung meiner Frau bedürftig wäre, wie ihrer Liebe — und deshalb muß ich, wenn auch mein Herz darüber in Stücke geht, Adeles Hand und allem Glück meiner Zukunft entsagen. Leben Sie wohl, gnädige Frau — wie Luther zu Worms spreche ich: Gott helfe mir — ich kann nicht anders!“

Mit diesen Worten drückte Barth hastig einen Kuß auf Frau von Rodaus Hand und eilte, bevor sie ihm eine Antwort geben konnte, aus dem Zimmer und dem Hause. Sie aber blickte ihm mit einer Thräne im Auge nach und sprach leise dabei vor sich hin: „Armer, wackerer junger Mann — arme Adele!“ — —

Zwei Tage nach den letzterzählten Ereignissen wurden die Bewohner von L... durch einen neuen höchsten Befehl überrascht, der die schlichte Entlassung des vormaligen „Ministerial-Assessors Barth“ verfügte, mit dem Zusatz, „daß derselbe künftighin weder für den Staatsdienst, noch für das Rechtswesen durch Uebernahme einer Advokatur verwendbar sein solle.“

Diese Antwort auf Barths geharnischte Erklärung war ein neuer Schlag für ihn, denn die Uebernahme einer Anwaltstelle war noch seine einzige geheime Hoffnung zur Wiedererlangung einer angesehenen Stellung gewesen, die ihm zugleich die Berechtigung hätte geben können, seinen ausgesprochenen Verzicht auf Adeles Hand zurückzunehmen. Dieser Hoffnung sah er sich jetzt beraubt und trostlos saß er in seiner Stube und sann darüber nach, was er nun beginnen solle. Da

Willigis, Erzbischof von Mainz fördert die Schulen. Von W. Lindenschmit.

ließ sich ein leises Klopfen an seiner Thüre vernehmen und unmittelbar darauf, ohne eine Einladung zum Eintreten abzuwarten, war sie geöffnet und — Herr von Altheim, der Hoftheater-Intendant, stand auf der Schwelle.

„Verzeihen Sie, verehrtester Herr Barth, wenn ich störe," begann er mit freundlicher Höflichkeit. „Ich konnte mir nicht versagen, Ihnen — nach den Widerwärtigkeiten, welche Sie betroffen — meine aufrichtige Teilnahme auszusprechen: das Schicksal ist schlimm mit Ihnen umgegangen!"

„Das Schicksal ist — der Herzog," antwortete Barth bitter, „ein Fürst, der die ihm von Gott verliehene Macht in unverantwortlicher, rechtswidriger Weise mißbraucht!"

„Pst, pſ — — t!" machte der Intendant fast erschrocken — „ich habe dies nicht gehört — will es nicht gehört haben, Herr Barth; bedenken Sie, welche Folgen eine solche Aeußerung haben würde, wenn sie zu Ohren Seiner Hoheit käme!"

„O ich will schon dafür sorgen, daß es zu den allerhöchsten Ohren gelangt, was ich über ihn denke," entgegnete der junge Mann in zorniger Aufwallung, „denn laut will ich's in alle Welt hinausschreien, daß Gerechtigkeit diesem Despoten ein unbekannter Begriff ist — daß er kein anderes Recht anerkennt, als das der Gewalt und Willkür!"

Entsetzt hielt sich Herr von Altheim die Ohren zu. „Stille — um Gottes willen stille!" rief er in fast komischer Angst. „Ich bitte Sie um alles von der Welt — was sollte dies fruchten? Welchen Erfolg versprechen Sie sich von solchem Beginnen? Es würde der Welt gegenüber nur den Beweis liefern, daß Sie in Wahrheit — ein Demagoge seien, und dem Herzog würde es das unantastbare Recht geben, Sie fassen und gefangensetzen zu lassen; dies werden Sie als Jurist wohl nicht bezweifeln!"

Etwas beschämt ließ Barth den Kopf hängen: „Sie haben recht, Herr von Altheim," sprach er leise — „ich bin ein Thor!"

„Freilich sind Sie dies, mein junger Freund," lächelte der Intendant, „o es ist ebenso wahr, als schön, was unser göttlicher Schiller sagt: ‚Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort‘. Nein, mein Lieber, glauben Sie mir, mit jeder Auflehnung gegen den Herzog in Wort und That würden Sie Ihre Sache nur noch mehr verschlimmern, so daß — ich Ihnen nicht einmal das Anerbieten machen dürfte, wegen dessen ich — ich gestehe Ihnen dies offen — hauptsächlich hergekommen bin!"

Erstaunt blickte Barth auf. „Welches Anerbieten, Herr Baron?"

„Nun denn," sprach dieser, lächelnd seine goldene Tabatiere zwischen den Fingern drehend, „hätten Sie nicht heute etwa Lust, Diogenes zu werden — da Sie aufgehört haben, Alexander zu sein?"

Barth horchte auf. „Sprechen Sie mit Bezug auf Ihre mir gegenüber gemachte scherzhafte Aeußerung, Herr Baron?" fragte er mit sichtlicher Ueberraschung.

Herr von Altheim nahm eine Prise und nickte dabei mit dem Kopfe.

„Und Sie machen mir jetzt im Ernst den Antrag, mich für die Hofbühne zu engagieren?"

„Ja, Herr Barth," erwiderte der Baron eifrig, „im Ernst — im vollsten Ernst!"

Barth sann einige Augenblicke nach. „Ich fürchte, Herr Baron," sprach er sodann — „wenn ich auch geneigt wäre, Ihr Anerbieten anzunehmen — ich hätte kein Talent für die Bühne — kein Spieltalent — —"

Der Intendant lächelte. „Dies wäre meine geringste Sorge," entgegnete er, „bei Ihrer Bildung, Ihrer Attitüde, Ihrer ganzen für die Bühne wie geschaffenen Persönlichkeit wird sich das Spieltalent von selbst entwickeln."

„Aber" — sprach Barth wieder — „ich habe begreiflicherweise gar kein Repertoir — —"

„Durch Fleiß und Eifer, durch tüchtiges Studium werden Sie bald im Besitz eines solchen sein, da Sie ja als durch und durch musikalische Natur und geschulter Sänger mit dem Singen selbst — ich meine das richtige korrekte Singen — keinerlei Schwierigkeiten haben werden. Es könnte sich höchstens um Ihre Befähigung, auswendig zu lernen, handeln. Sie haben aber sicher ein gutes musikalisches Gedächtnis."

„O gewiß, Herr Baron," erwiderte Barth eifrig. „Solo- oder Ensemblestücke, die ich drei- bis viermal gesungen habe, prägen sich meinem Gedächtnisse so fest ein, daß ich sie nie mehr vergesse!"

„Sehen Sie, ich wußte es ja," sprach Herr von Altheim, lächelnd eine neue Prise nehmend, „dem Mangel des Repertoirs ließe sich also leicht und bald abhelfen — ich glaube sicher, Sie könnten in sechs Wochen eine ganze, nicht allzu große oder zu schwierige erste Tenorpartie einer Oper einstudieren!"

„Ich hielte dies nicht gerade für unmöglich," entgegnete Barth etwas zögernd — „es käme auf einen Versuch an — —"

„Und — hätten Sie Lust einen solchen zu machen?" sprach der Baron freundlich drängend. „Ich hätte eine reizende, sehr dankbare Partie für Sie — die sich trefflich zu einem ersten Auftreten eignen würde!"

Barths Augen glänzten. Sein musikalisches Interesse war durch das Benehmen des schlauen Intendanten aufs höchste erregt. „Und welche Partie wäre dies?" fragte er gespannt.

„Es ist die Partie des Grafen Konstantin von Arles," entgegnete Herr von Altheim, „in Méhuls neuester Oper ‚Helene‘. Durch die Intriguen eines Verwandten fälschlich beschuldigt, ein fluchwürdiges Verbrechen begangen zu haben, ist der junge Graf von Weib und Kind getrennt, aus seinem väterlichen Erbe vertrieben und irrt geächtet und verfolgt, als Bauer verkleidet umher, dem Mangel und Elend preisgegeben, bis endlich seine Unschuld ans Tageslicht kommt und er mit seiner treuen, heldenmütigen Helene wieder vereinigt in alle seine Ehren und Besitztümer wieder eingesetzt wird. Die Oper ist reizend komponiert und soll in sechs Wochen über unsere Bühne gehen. Die Tenorpartie läge Ihnen herrlich in der Stimme und würde Ihnen einen glänzenden, durchschlagenden Erfolg sichern, nach welchem ich — überzeugt, einen ausgezeichneten Künstler in Ihnen zu gewinnen — ungesäumt einen

Kontrakt unter den für Sie günstigsten Bedingungen mit Ihnen abschließen würde. Darf ich Ihnen die Partie — vorerst nur zur Ansicht — zusenden?"

Barth hatte mit steigendem Interesse die flüchtige Skizzierung der Rolle angehört, die ihm zugedacht war — einer Rolle, die so mancherlei Aehnlichkeit mit seinem wirklichen Leben hatte, und er hätte nicht die hochbegabte und begeisterte Künstlernatur sein müssen, die er wirklich war, wenn er nicht den Wunsch gehegt hätte, gerade in dieser Rolle, die ihm so zu sagen auf den Leib geschrieben war, öffentlich sich hören zu lassen. Einmal — nur ein einziges Mal auf der Bühne zu singen, war ja zudem von jeher sein geheimer Wunsch gewesen und jetzt — jetzt sollte er sich erfüllen, noch mehr: die edle Kunst, die er so meisterhaft zu üben verstand, sollte ihm zum Berufe werden, ihm eine neue Lebensstellung sichern, seinem Namen Ruhm und Ehre geben. Ja, er wollte thun, wozu sein Schicksal selbst ihn trieb, er wollte sich der Kunst ganz in die Arme werfen, wollte ganz und voll ein Künstler werden. — Von diesem Gedanken erfüllt, war er gerade im Begriff, dem Intendanten zuzusagen, als ein plötzlicher Gedanke ihn noch davon zurückhielt.

„Herr Baron," begann er wiederum zögernd, „wenn ich auch geneigt wäre, Ihre Anträge anzunehmen, so müßte ich doch befürchten, daß mir dies unmöglich gemacht würde, denn — haben Sie wohl bedacht, daß der mir feindlich gesinnte Herzog mich schwerlich als Mitglied seiner Hofbühne sehen will?"

Herr von Altheim lächelte etwas überlegen und erwiderte: „Sie hätten mir eigentlich zutrauen dürfen, mein Bester, daß ich nicht so leichtsinnig gewesen bin, Ihnen meine Offerte — ohne Vorwissen Seiner Hoheit zu machen; erfahren Sie deshalb, daß der Herzog nichts dagegen einzuwenden hat, wenn Sie auf Höchstseiner Hofbühne künstlerisch thätig sind — Höchstderselbe schien im Gegenteil erfreut über meine Absicht, Sie zu engagieren, denn er geruhte mir zu sagen: ‚Das ist gut, lieber Baron, machen Sie ihn zum Komödianten‘, — entschuldigen Sie, Verehrtester, es sind dies des Herzogs Worte, nicht die meinigen — ‚als Komödiant sähe ich ihn gern, sehr gern — lieber vermutlich, als manche andere Leute.‘ — Was Seine Hoheit mit diesem Zusatz sagen wollte, weiß ich freilich nicht, denn" — fügte der Baron verbindlich bei — „ich bin überzeugt, daß jedermann Sie gern auf der Bühne sehen wird."

Barth biß sich auf die Lippen — er verstand den Sinn dieses Zusatzes nur allzu gut. Ohne Zweifel meinte der Herzog mit diesen „manchen anderen Leuten" Frau von Rodau und ihre Tochter und mit der ganzen Phrase drückte er wohl seine geheime Erwartung aus, daß die beiden Damen ihren Verkehr mit „dem Komödianten" nicht fortsetzen könnten. Barth empfand diesen Sarkasmus um so bitterer, als er sich nicht verhehlen konnte, daß des Herzogs Ansichten über diesen Punkt wohlberechtigte waren. Es war ihm persönlich ja wohl bekannt, wie wenig geachtet in jener Zeit der realistischen Anschauungen der Künstlerstand im allgemeinen war. Gleichwohl aber blieb er fest in seinem Entschlusse, fortan ganz und ungeteilt der Kunst sein Leben zu weihen, es blieb ihm ja keine andere Wahl. Demgemäß erklärte er jetzt dem Intendanten seine Bereitwilligkeit zur Annahme der ihm gemachten Vorschläge und bat um Zusendung der ihm bestimmten Gesangspartie.

„Sie sollen sie noch heute erhalten, mein Lieber," erwiderte hocherfreut Herr von Altheim. „Stellen Sie sich morgen dem Herrn Hofkapellmeister vor, um unter seiner persönlichen Anleitung die Arien und Ensemblesätze zu studieren. Glückauf, junger Künstler, in sechs Wochen feiern Sie Ihr erstes Debüt!"

Er schüttelte dem neugewonnenen Kunstnovizen freundlich die Hand und wandte sich zum Gehen. Unter der Thüre blieb er nochmals stehen. „Noch eines," sprach er: „Gehen Sie doch auch zu Herrn Hartmann, unserem trefflichen Charakterdarsteller und Regisseur; er möge Sie einigermaßen in der Deklamation und der Kunst, sich auf der Bühne zu bewegen, unterweisen. Sie können viel bei ihm lernen und Hartmann thut's gern — ich werde mit ihm reden!"

Mit diesen Worten schied Herr von Altheim von Barth und schritt in langsamem gemessenem Tempo, vergnügt vor sich hinlächelnd, die Straße hinab, gegen das am Ende derselben gelegene Hoftheater.

* * *

Sechs Wochen waren vorübergegangen, seit sich in L... die Nachricht verbreitet hatte, daß der so ungerechtfertigt seines Amtes entsetzte Barth zum Theater zu gehen beabsichtige und schon in nächster Zeit in Méhuls „Helene" die Bühne betreten werde. Mit größter Spannung und aufrichtigster Teilnahme sah man daher diesem „ersten Debüt" des allgemein beliebten jungen Mannes entgegen und in allen Kreisen der Bevölkerung beschloß man, an dem fraglichen Abend das Theater zu besuchen und dem bedauernswerten Opfer fürstlicher Willkür seine Sympathien kundzugeben.

Dieser Abend war jetzt gekommen. Der Herzog selbst und sein gesamter Hof wollten der Aufführung der Oper anwohnen und ein überaus zahlreich versammeltes Publikum sah mit Ungeduld dem Beginn der Ouvertüre entgegen.

In leicht begreiflicher Aufregung saß der Debütant schon eine Stunde vor der bestimmten Anfangszeit angekleidet, frisiert und geschminkt in der ihm zugewiesenen Garderobe und harrte des Augenblicks, der ihn „vor die Lampen" führen würde. Er war nicht gerade ängstlich; er hatte seine Gesangspartie trefflich studiert und dank der Anleitungen des von seinem talentvollen Schüler entzückten Regisseurs gut und wirkungsvoll zu spielen erlernt, so daß er sich seiner Aufgabe völlig gewachsen fühlte und einem guten Erfolge mit Zuversicht entgegensehen durfte. Gleichwohl fühlte er eine unüberwindliche Befangenheit, die nicht gerade durch das bekannte „Lampenfieber" veranlaßt war, sondern vielmehr in einem mehr und mehr in ihm zu Tage tretenden Gefühl von Nichtbefriedigung wurzelte, welches er ungeachtet seiner hohen Begeisterung für die Kunst jetzt, da er sie berufs- und gewerbsmäßig üben sollte, im tiefsten Inneren empfand. Seine ganze Erziehung und seine seitherige Stellung im Staate waren ja derart gewesen, daß er die Anschauungsweise

der damaligen Zeit über die Künstlerschaft teilte und sich daher als Mitglied dieser wie mit einem Makel behaftet vorkam. Immer und immer wieder stellte er sich die Frage, ob auch andere so über ihn dächten, ob dies auch die Ansicht — Adeles und ihrer Mutter wäre.

Barth seufzte tiefschmerzlich auf bei dieser Vorstellung. Er hatte seit jenem Abend, da er mit dem Entschlusse, Adele zu entsagen, aus dem Hause der Frau von Rodau geflohen war, beide Damen nicht mehr gesehen. Sie waren gleich am anderen Morgen abgereist, um — wie behauptet ward — der auch auf sie ausgedehnten herzoglichen Ungnade wegen einige Monate im Auslande zuzubringen. Sie weilten, wie Barth in Erfahrung gebracht hatte, in Paris, und Barth selbst war aus diesem Grunde geneigt zu bezweifeln, daß sie überhaupt Kenntnis davon hätten, daß er als „Opernsänger" heute zum erstenmal die Bühne betreten solle. Er bezweifelte dies und — konnte sich fast freuen hierüber.

Diesen Gedanken hing Barth gerade nach, als ihm der Garderobediener ein großes Paket überbrachte, das, soeben mit der Post angekommen, sofort dem Adressaten zugestellt werden sollte. Erstaunt forschte Barth nach dem Aufgabeort: es trug den Poststempel Paris. Eine glückselige Ahnung überkam ihn da, wer der Absender des Pakets sei. Hastig entfernte er die Umschläge und — ein prachtvoller Lorbeerkranz sah ihm entgegen. Er war durch eine rote Atlasschleife zusammengehalten, an welcher ein Zeitungsausschnitt befestigt war, welcher berichtete, daß der wegen einer Hofintrigue aus seinem Amte willkürlich entfernte frühere herzogliche Ministerial-Assessor Barth sich der Bühne zugewendet habe und am Abend des 28. März als Konstantin in Méhuls reizender Oper „Helene" debütieren werde. Darunter war mit Bleistift „Glückauf!" und „Adele" geschrieben.

Barth war tief bewegt über diesen unerwarteten Gruß der Geliebten aus weiter Ferne. Wie eine beruhigende Antwort erschien er ihm auf die Frage, mit der er sich noch kurz zuvor selbst gequält hatte. Alle seine Befürchtungen und Zweifel waren durch diese freundlich-sinnige Spende gehoben. Adele wußte sein bei der Unterredung mit ihrer Mutter beobachtetes Benehmen der Gründe wegen, die ihn dabei geleitet, zu würdigen, sie hatte Kenntnis von seiner jetzigen Lebensstellung und war ihm gleichwohl mit den unveränderten Gefühlen der Freundschaft und — der Liebe zugethan. Ja — eine innere Stimme sagte ihm dies — sie liebte ihn noch, liebte ihn unwandelbar, innig und treu, ganz so, wie er selbst die Herrliche liebte, obwohl sie für ihn — den Künstler — erst recht verloren war und ewig unerreichbar blieb. Doch seine Liebe zu ihr war ja keine selbstsüchtige; es genügte ihm das Bewußtsein, noch von ihr geliebt zu sein, und mit heißer Inbrunst drückte er seine Lippen auf die Schleife, die ihre Hand um den Kranz geschlungen, und auf das „Glückauf", das sie sein gedenkend geschrieben.

Die Regieglocke ertönte und rief Barth auf die Bühne, denn der erste Akt der Oper hatte bereits begonnen. Er spielte auf dem Hofe eines Pächters, wo „Helene", die Gemahlin des vertriebenen Grafen Konstantin von Arles, samt ihrem kleinen Sohne Aufnahme und als Ziegenhirte verkleidet Schutz gefunden hat. Dahin lenkt auch der flüchtige Graf, ahnungslos, daß er Gattin und Sohn daselbst finden werde, seine Schritte, um in Bauerntracht Arbeit und Unterkunft zu suchen. Dieser Moment war jetzt gekommen und mit gewaltigem Herzklopfen betrat Barth die Scene und begann ein kurzes Recitativ, in welchem der Graf das Land seiner Väter, die traute, geliebte Heimat mit ihren gesegneten Fluren und Auen gerührt begrüßt. Unmittelbar daran schloß sich dann eine herrliche, höchst stilvoll komponierte Romanze, der Glanzpunkt der Oper, mit folgendem Text:

„Zum Tod verdammt, mit Fluch beladen,
Bleibt nirgends Trost noch Hoffnung mir,
Ein mächt'ger Feind droht für und für
Und zeiht mich unerhörter Thaten.
Vielleicht wohl bald, wohl jetzo schon
Mich die Verfolger rings umgeben:
O teure Gattin, geliebter Sohn,
Soll ich euch nie mehr sehn im Leben?
Du, die mich liebt, die mir verbunden,
Wo weilest du, wo find' ich dich?
Mein Herz verlangt und sehnet sich
Und ruht nicht, bis es dich gefunden.
Allmächt'ger Gott, verleih den Lohn
Dem redlichen und treuen Streben:
Helene, ach, und meinen Sohn
Vereine wieder mir fürs Leben!"

Barth sang die Romanze mit seinem ganzen Herzen und mit Aufbietung aller seiner Kunstfertigkeit wunderbar schön. Die herrlichen Töne, die von Herzen kamen, drangen wieder zum Herzen und riefen am Schlusse des Gesangstückes langanhaltenden begeisterten Beifall und stürmische Dacaporufe hervor. Nur aus der unmittelbar neben der Bühne befindlichen herzoglichen Loge schlug — ein gellendes Lachen an des Sängers Ohr.

Im Bewußtsein, sein Bestes gethan zu haben, schaute Barth tief verletzt auf und — blickte in die höhnisch lachenden Gesichter des Herzogs und des Grafen Harrer.

Gerechter Zorn erfaßte ihn da und er fühlte den unwiderstehlichen Drang in sich — mochte daraus entstehen, was da wollte — diese seine Regung den beiden Lachern kundzugeben. Er trat vor bis dicht an den Rand der Bühne und begann, dem Wunsche des Publikums entsprechend, die Romanze nochmals zu singen. Bei der Stelle aber „Ein mächt'ger Feind droht für und für" zeigte er mit dem Blicke nach der Loge des Herzogs. Und das Publikum verstand ihn und brach, ohne den Schluß des Gesangstückes abzuwarten, in nicht enden wollendes demonstratives Beifallklatschen aus.

Da geschah etwas Schreckliches. Blutrot vor Zorn sprang der Herzog auf, schüttelte die geballte Faust nach dem Publikum, das solcherweise Partei gegen ihn zu ergreifen wagte und — sank plötzlich, in sich zusammenbrechend, zur Erde. Aufschreiend eilten ihm Harrer und einige andere in der Loge befindliche Höflinge zu Hilfe. Sie versuchten den Fürsten aufzurichten und als dies nicht gelang, trugen sie ihn zu einem im Fond der Loge befindlichen Sofa. Eine schreckliche

Verwirrung entstand, Lakaien rannten fort, um den Prinzen Leopold und den Leibarzt zu holen. Glücklicherweise waren beide im Theater selbst anwesend und in kürzester Frist zur Stelle. Der Leibarzt konstatierte einen Schlaganfall und erklärte den Zustand des Herzogs für höchst bedenklich.

Daraufhin ließ Prinz Leopold die Vorstellung abbrechen und das Publikum verließ, erschüttert von dem tragischen Vorfall, mit würdiger Ruhe und Stille das Theater. Der bewußtlose Fürst aber ward über den mit dem Schlosse zusammenhängenden Verbindungsgang nach seiner Wohnung und zu Bette gebracht.

Eine Stunde später trat der Ministerrat zusammen und Prinz Leopold übernahm „für die Dauer der Krankheit des Landesherrn" als Regent die Regierung.

Die Regentschaft dauerte übrigens nur kurze Zeit. Ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein, starb der Herzog zwei Tage später an den Folgen des erlittenen Schlaganfalls und Prinz Leopold verkündete mittels Manifests vom 30. März seine kraft der Hausgesetze erfolgte definitive Uebernahme der Regierung als erbberechtigter Nachfolger des kinderlos verstorbenen Herzogs.

Die erste Regierungshandlung des neuen Herzogs bestand in der Entlassung des allgemein verhaßten Ministers von Hartenfels und der Wiederberufung des Herrn von Beeren zur Leitung der Staatsgeschäfte. Ebenso ließ Seine Hoheit den Grafen Harrer bedeuten, er möge sich auf das ihm testamentarisch von dem verstorbenen Herzog vermachte Gut Gillenbach zurückziehen.

Unmittelbar nach den Beisetzungsfeierlichkeiten aber erhielt Graf Waldenstein den Befehl, Frau von Rodau zu benachrichtigen, daß Herzog Leopold sich freuen würde, sie und ihre Tochter in Bälde wieder in der Residenz und bei Hofe begrüßen zu können. Gleichzeitig erhielt Herr von Beeren auf Grund eines von ihm dem Herzog erstatteten Vortrags die Weisung, bei dem früheren Ministerial-Assessor Barth anfragen zu lassen, ob er geneigt sei, wieder in den Staatsdienst einzutreten. Mit inniger Freude kam Herr von Beeren diesem Auftrag nach, indem er sofort nach beendeter Audienz bei dem jungen Manne vorfuhr, um ihm persönlich die — wie er nicht bezweifelte — freudige Botschaft zu überbringen. Und man kann sich denken, welche Antwort er bekam. Mit Thränen in den Augen dankte Barth seinem edlen Beschützer, indem er versicherte, daß der Wiedereintritt in den Staatsdienst das höchste Ziel seiner Wünsche sei. Da reichte ihm Herr von Beeren freudig bewegt die Hand und erklärte ihm, daß er dies Ziel erreichen solle.

Zwei Tage später erhielt Barth das fürstliche Dekret, welches ihn mit dem Titel und Rang eines Ministerialrats wiederum in den Staatsdienst berief.

Noch einige Tage später, an einem herrlichen Frühlingsabend, hielt der schwerbepackte Reisewagen der Frau von Rodau vor ihrem Palais und — was noch weiter geschah, ist mit wenigen Worten erzählt. Barth war der erste, der die heimgekehrten Damen begrüßte und — was dem „Abenteurer und Bettler" einst der Frau von Rodau gegenüber nicht vom Munde wollte, das ging heute „dem Ministerialrat" leicht von den Lippen. Und die edle Frau führte ihm statt aller Antwort ihre glückstrahlende Tochter zu und segnete mit Freudenthränen den Bund zweier Glücklichen.

Wenige Wochen später, „im wunderschönen Monat Mai", war die Hochzeit des schönen, vielbeneideten Paares. Unter den zahlreichen Hochzeitsgästen befand sich auch der Intendant des Hoftheaters, Herr von Altheim, und als er nach dem von Minister von Beeren ausgebrachten Toaste glückwünschend sein Glas an dem des jungen Gatten erklingen ließ, sprach er wiederum scherzend wie damals bei Hofe: „Schade, wirklich schade — daß Sie wieder Alexander geworden sind; in meinem Leben bekomme ich keinen solchen Diogenes mehr!"

Aus der Entstehungsgeschichte der seidenen Kleider.

Von

W. H. Uhland.

Was das Gold durch seine technisch und künstlerisch wertvollen Eigenschaften unter den Metallen, das ist durch Gediegenheit und Schönheit unter den Webstoffen die Seide und wie man jenes mit vollem Rechte das königliche Metall genannt hat, so ist der Seide, nicht nur im Munde des Dichters, der Name der königlichen gegeben worden. Was auch in zarter oder prächtiger Wirkung der Gewänder zu irgend einer Zeit erreicht worden sein mag, den höchsten ästhetischen Reiz übten stets die glanzvollen Seidengewebe, deren weiche Fäden sich gleichsam den Konturen der Zeichnung anschmiegen und die durch gefälligen Faltenwurf der schmückenden wie der darstellenden Kunst entgegenzukommen scheinen.

Der Orient mit seiner unerschöpflichen Fülle edelster Schätze ist auch die Heimat und noch heute das umfangreichste Produktionsgebiet der Seide. Schon über zwei Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung war dieses kostbare Material, historisch verbürgten Nachrichten zufolge, den intelligenten Bewohnern des wunderbaren Reiches der Mitte bekannt. Eine chinesische Kaisertochter soll um das Jahr 150 v. Chr. den Seidenbau nach Japan verpflanzt haben, von wo er sich weiter unter den asiatischen Kulturvölkern verbreitete. Die Griechen scheinen die Seide durch den Eroberungszug Alexanders des Großen nach Indien kennen gelernt zu haben; durch sie kam die Kenntnis derselben später nach Italien. Unter den prachtliebenden römischen Kaisern trieb man, obwohl damals die Seide mit Gold aufgewogen wurde, einen außerordentlichen Luxus mit seidenen Gewändern, welche Indien und Persien dem weltbeherrschenden Rom sandten; erst zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung begann man in Italien, aus importierter Rohseide Gewebe zu verfertigen. Im sechsten Jahrhundert, unter dem byzan-

tinischen Kaiser Justinian, brachten griechische Mönche, aus dem Morgenlande heimkehrend, die erste Kunde des Seidenbaues und, in ihren Pilgerstäben verborgen, die ersten Seidenraupeneier nach Konstantinopel. Durch die Araber, denen Europa in der Pflege und Ausbreitung der Künste und Gewerbe so viel verdankt, gelangte zwei Jahrhunderte später die Seidenzucht nach Spanien; durch die Kreuzzüge breitete sich dieselbe im zwölften Jahrhundert in Sizilien und von hier über Florenz, Bologna, Venedig und Mailand aus. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren Venedig und Genua auch auf diesem Gebiete die größten Handelsstädte der Welt. In Frankreich, wo der erste Maulbeerbaum 1268 gepflanzt worden war und wo schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Marseille und Montpellier Seidenmanufakturen bestanden, wurde diese Industrie namentlich unter Ludwig XI. und seinen Nachfolgern gepflegt. Unter Franz I. entstanden die Fabriken von Lyon, die an Heinrich IV. und in der Folge an dem um die gesamte französische Industrie hochverdienten Minister Colbert kräftige Förderer fanden. Im siebzehnten Jahrhundert nahm die französische Seidenfabrikation in ganz Europa die hervorragendste Stellung ein; nach der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 brachten jedoch die französischen Auswanderer ihre Kunst nach Deutschland, der Schweiz, Holland, England, ja bis nach Dänemark, Schweden und Rußland.

In Deutschland hatte die Seide als Handelsartikel schon früh durch den kommerziellen Verkehr, den die Oesterreicher über Kiew mit den Völkern am Schwarzen Meere unterhielten, Eingang gefunden und gegen das Ende des Mittelalters waren Mainz, Augsburg, Nürnberg der Sitz einer blühenden Seidenindustrie. Die erste von Erfolg begleitete Anregung zur Einführung des Seidenbaues gab unter Friedrich dem Großen Preußen, wo schwache Spuren derartiger Bestrebungen bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts zurückreichen, durch Aussetzung von Prämien im Jahre 1752. Von der Mark Brandenburg aus verbreitete sich dieser Betrieb auch in den übrigen Provinzen, so daß beim Tode des Königs, im Jahre 1786, die jährliche Produktion von Rohseide im preußischen Staate auf 14000 Pfund geschätzt wurde — eine Ziffer, die seitdem nie wieder erreicht worden ist. Ueberhaupt ist kaum irgend ein Teil Deutschlands, in welchem nicht früher oder später Versuche zur Einführung des Seidenbaues gemacht worden wären, doch hat bis jetzt fast nirgends der Betrieb einen größeren, für die Seidenindustrie als Ganzes bedeutungsvollen Umfang gewonnen, was sich nicht allein aus der klimatischen Beschaffenheit, sondern auch aus den Arbeiterverhältnissen der betreffenden Gegenden erklärt. Oesterreich, welches, solange es im Besitz der Lombardei und des venetianischen Gebietes war, in diesen Landesteilen eine eigentliche Heimstätte der Seidenproduktion besaß, hat in mehreren seiner anderen Provinzen den Seidenbau einheimisch machen wollen; dauernden Erfolg haben indes diese Bemühungen nur in den am günstigsten gelegenen Territorien, in Tirol, dem istrischen Küstenland, Dalmatien, dem südlichen Ungarn und der Militärgrenze, gehabt. Die Schweiz hat hauptsächlich in dem südlichsten ihrer Kantone, in Tessin, Seidenkultur. Im europäischen Rußland wurde um 1720 der Anfang mit dem Betriebe des Seidenbaues gemacht, doch ergab eine im Jahre 1797 angestellte Untersuchung, daß fast alle bis dahin aus Staatsmitteln aufgewendeten Gelder als verschwendet anzusehen waren, und von da an wurde auch von der russischen Regierung die Seidenzucht auf die hierfür am besten geeigneten Gegenden beschränkt. Ebensowenig hat in England, Schweden und Dänemark und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo Franklin schon 1770 die Einführung des Seidenbaues unternahm, trotz der aufgewendeten Mühe und Kosten die Gewinnung der Seide irgendwelche Bedeutung erlangt.

Einen empfindlichen und nachhaltigen Stoß erlitt die Seidenzucht und die von ihr abhängige Industrie in Italien und Frankreich, den Hauptproduktionsländern Europas, durch die französische Revolution mit ihren auf Jahrzehnte hinaus fühlbaren Folgen, indem nicht nur die ungeordneten Zustände an sich störend wirkten, sondern auch der Luxus, dem ja die Seide fast ausschließlich dient, bedeutend eingeschränkt wurde, so daß feine baumwollene Gewebe vielfach an die Stelle der seidenen traten. Erst nachdem durch die Herstellung des europäischen Friedens im Jahre 1815 das nationale Leben eine feste Gestaltung gewonnen hatte, nahmen auch diese Zweige der gewerblichen Thätigkeit einen neuen Aufschwung. Die Natur und die Bedürfnisse der Seidenraupe wurden eingehend studiert, die Einrichtung der Zuchtanstalten sowie das Fütterungsverfahren verbessert und der Auswahl und Pflege geeigneter Arten des Maulbeerbaums mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Trotz dieser Bemühungen haben in neuerer Zeit wiederholt epidemische Krankheiten unter den Seidenraupen große Verheerungen angerichtet. In den fünfziger Jahren verbreitete sich ein derartiges Uebel von Frankreich aus über alle Seide bauenden Länder Europas, wodurch die Produktion derselben um mehr als die Hälfte vermindert wurde. Hierdurch nahm man, in den meisten Fällen zum Schaden der Industrie, Veranlassung, die Eier aus entfernten Gegenden zu beziehen; ja man ging so weit, an die Stelle des von jeher zur Seidengewinnung benutzten Maulbeerspinners (Bombyx mori) andere, auf anderen Bäumen lebende Schmetterlingsarten aus China, Japan, Ostindien und Nordamerika setzen zu wollen, womit jedoch bis jetzt keine nennenswerten Erfolge erreicht worden sind, weil keins der in Vorschlag gebrachten Insekten ein so gleichmäßig fortlaufendes, weiches und glänzendes, dabei festes Gespinst liefert, noch sich so gut zur häuslichen Zucht eignet.

Obwohl in den meisten Ländern, in denen der Maulbeerbaum gedeiht und die Raupenzucht betrieben wird, auch die Verarbeitung des Rohmaterials stattfindet, sind in fast allen Fällen der Seidenbau und die Seidenfabrikation vollständig getrennte Erwerbszweige, deren Handelsinteressen sogar miteinander im Widerspruch stehen können, wofür Amerika mit seiner im Laufe dieses Jahrhunderts kraftvoll entwickelten Seidenfabrikation ein augenfälliges Beispiel bietet.

Während die Aufgabe des Seidenzüchters in gewissem Sinne auf das Gebiet des Ackerbaues gehört, da sie ebensowohl in der Anpflanzung und Pflege des Maulbeerbaums als in der nach bestimmten Erfahrungssätzen geregelten Aufzucht der Raupen aus den Eiern wie den zum Einspinnen derselben nötigen Veranstaltungen besteht, und daher sehr wohl als Hausindustrie betrieben werden kann, hat sich die Verarbeitung der rohen Seidenfaser zu Garnen und Geweben zu einem mit allen Hilfsmitteln der Technik ausgestatteten Fabrikbetrieb ausgebildet.

Sortieren der Cocons (S. 972).

Wie in der Natur und im Menschenleben oft aus den scheinbar unbedeutendsten Anfängen das Größte, Herrlichste sich entwickelt, so vermöchte wohl niemand dem zu den Nachtfaltern gehörenden schmutzigweißen Schmetterling, oder seinen in Farbe und Größe den Mohnkörnern ähnlichen Eiern, oder endlich den aus diesen auskriechenden schwarzbraunen Räupchen es anzusehen, daß in ihnen der Ursprung der köstlichsten Prachtgewänder zu suchen ist. Der den Seidenfaden liefernde Cocon, die Hülle, mit welcher die Raupe nach vollendetem Wachstum sich umgibt, um in derselben die Metamorphose zum Schmetterling durchzumachen, stellt ein dünnwandiges Gehäuse etwa von der Größe und Form eines Taubeneies dar, dessen Farbe meist zwischen blendendem Weiß und bläulichem, gelblichem, grünlichem Weiß oder auch vom hellen Kanariengelb bis zum tiefen Goldgelb, zuweilen mit rötlichem oder bräunlichem Schimmer, variiert. Die Gesamtlänge des Gespinstes, aus welchem der Cocon besteht, soll über 3000 m betragen; der durch Abhaspeln zu gewinnende Faden ist aber nur 300—600, selten bis 900 m lang, da weder das äußere lose Gewirr, noch der innerste, pergamentartige Teil des Cocons zur Herstellung guter Seide verwendbar ist. Damit nicht die Kontinuität des Fadens durch das Ausschlüpfen des Schmetterlings gestört wird, müssen vor dem Abhaspeln die Puppen in den Cocons getötet werden, was am häufigsten entweder durch die Hitze eines Backofens, nachdem die Brote herausgenommen sind, oder durch die Einwirkung von Dampf oder heißer Luft geschieht. Der einfache Coconfaden, von welchem 2570—3650 m ein Gramm wiegen, besitzt eine Festigkeit, die nahezu ein Drittel von derjenigen der besten Eisendrähte oder reichlich die Hälfte von derjenigen der zähesten Messingdrähte beträgt.

Um eine möglichst gleichmäßige und dem entsprechend wertvolle Seide zu erhalten, wird vor dem Abhaspeln eine sorgfältige Sortierung der Cocons vorgenommen (S. 971). Die festesten, schwersten und am regelmäßigsten geformten mit körniger Oberfläche, welche den feinsten und glänzendsten Faden enthalten, dienen zur Verfertigung der Organsin- oder Orsoyseide, aus welcher die Kette oder der Aufzug der seidenen Gewebe hergestellt wird; aus den Cocons mittlerer Qualität mit

glatter Oberfläche und von geringerer Stärke gewinnt man die zum Einschlag oder Schutz der Gewebe verwendete Trama, aus den dünnsten mit grobem Faden die meist als Einlage für Gold- und Silbergespinste benutzte Pelseide. Als zum Abhaspeln untauglich werden diejenigen Cocons beiseite gelegt, deren verwirrte Fadenwindungen zu viele Mühe verursachen würden, ferner diejenigen, welche infolge der Fäulnis der in ihnen gestorbenen Puppe braune Flecken zeigen, bei der Aufbewahrung schimmelig geworden oder von Insekten angefressen sind, endlich die von dem vollständig entwickelten Schmetterling durchbohrten (fälschlich durchbissenen) Cocons.

Man hat sich den Cocon als einen hohlen Knäuel zu denken, dessen Windungen durch eine den Ueberzug des Fadens bildende leimartige Substanz zusammengeklebt sind. Um die letztere zu erweichen, werden die Cocons in heißes Wasser gebracht und mit Reisigbesen, nach neuerem Verfahren mit mechanisch bewegten Bürsten, umgerührt und geschlagen. Die hierbei an den Besen oder Bürsten hängenbleibende grobe Fasermasse bildet die Flockseide, die mit den zum Abhaspeln untauglichen Cocons und mit sonstigen Abfällen zu Florettgarnen verarbeitet wird. Die Cocons, deren Fadenanfang gefunden ist, bringt man in ein am Haspel befindliches, mit warmem Wasser gefülltes Becken oder Trog, in welchem sie während des Abwickelns schwimmen.

Das Haspeln der Seide, häufig, obwohl unrichtig, Spinnen genannt, besteht darin, daß der Faden auf einen Haspel geleitet und hierauf von dem Cocon wie von einem Knäuel abgewickelt wird, wobei er infolge der Umdrehung des Haspels die Gestalt eines Strähns erhält. Da der einzelne Coconfaden viel zu zart ist, um allein verarbeitet zu werden, muß man beim Haspeln die Fäden mehrerer (je nach der gewünschten Stärke 3—20) Cocons zusammennehmen und diese gemeinschaftlich durch an elastischen Drähten befestigte Glas- oder Porzellanringelchen, sogenannte Fadenleitern, hindurchziehen. Indem die leimartige Materie beim Trocknen wieder erhärtet, bewirkt sie das Aneinanderhaften der vereinigten Fäden, welche nur durch dieses Mittel, nicht durch Zusammendrehen, einen Faden bilden. An einem und demselben Cocon ist der Faden keineswegs von gleichmäßiger Stärke, sondern wird nach innen zu dünner, weshalb die Hasplerin, wenn der innere Teil mehrerer Cocons zur Abwickelung kommt, den Faden durch Hinzunehmen eines neuen Cocons entsprechend verstärken muß. Maßgebend ist hierbei nur das durch Uebung erlangte feine Gefühl der Fingerspitzen, zwischen denen der Faden auf seinem Wege zum Haspel hindurchläuft. Auf S. 978 ist die Anordnung eines Seidenhaspels mit Handbetrieb wieder-

Seidenfärberei (S. 981).

Jacquard-Webstuhl (S. 985).

nismus von einer einzigen Person in Gang gesetzt, oder man läßt sämtliche Haspel (oft weit über 100) gemeinschaftlich durch ein Wasserrad oder eine Dampfmaschine betreiben. Die Umdrehungsgeschwindigkeit beträgt je nach dem größeren oder geringeren Umfang des Haspels und je nachdem feinere oder gröbere Seide verarbeitet wird, 100 bis 250 Touren in der Minute. Jeder Haspel ist mit einer Vorrichtung versehen, durch welche er beim Abreißen von Fäden oder bei sonstigen Störungen augenblicklich zum Stillstand gebracht werden kann. Zum Zweck genauer Kontrolle wird am Haspel ein Zählwerk angeordnet, das die Zahl der Umdrehungen markiert und nach einer bestimmten Umdrehungszahl

gegeben, der von einer Gehilfin der Hasplerin mittels einer Kurbel in Umdrehung versetzt wird. Oefters wird auch der Haspel von der betreffenden Arbeiterin selbst mittels eines Trittes bewegt, der auf eine vom Krummzapfen der Haspelachse nach dem Fußboden herabgehende Zugstange wirkt. In größeren Anstalten werden mehrere Haspel gleichzeitig mittels eines Mecha-

ein Glockensignal ertönen läßt. — Die gehaspelte und noch nicht weiter verarbeitete Seide führt den Namen Rohseide oder (nach dem italienischen grezza) Grezseide. Der einfache Rohseidenfaden erfordert, um zu zerreißen, eine fast dreimal so große Kraft wie ein gleich dicker Flachsfaden oder eine zweimal so große wie ein Hanffaden. Für die meisten Zwecke, besonders

Westfälische Landschaft. Von Ad. Schweitzer.

zum Weben, zur Strumpfwirkerei, zur Spitzenfabrikation, für Posamentierarbeiten, zum Stricken, Sticken, Häkeln ꝛc., muß derselbe jedoch gezwirnt, d. h. es müssen zwei oder mehr Fäden durch Zusammendrehen zu einem Faden vereinigt werden; aber auch in solchen Fällen, wo einfache Rohseidenfäden zur Verwendung kommen, erhalten diese eine mehr oder minder starke Drehung, wodurch sie an Dichtigkeit, Glätte und Rundung gewinnen. Da nämlich in der Rohseide die Coconfäden gerade ausgestreckt nebeneinander liegen, nur zusammengehalten durch ihren natürlichen Klebstoff, der bei der späteren Behandlung mit heißem Seifenwasser, dem Kochen oder Entschälen, aufgelöst wird, müßte alsdann, ohne diese Drehung, der Faden sich in lauter lose Fädchen zerteilen und somit unbrauchbar werden. Oefters werden zwei oder mehr gezwirnte Rohseidenfäden durch eine zweite Zwirnung vereinigt, in welchem Falle die Richtung der zweiten derjenigen der ersten Zwirnung entgegengesetzt ist. Rechts gedreht oder gezwirnt heißt ein Faden, dessen Windungen nach der Art rechter Schraubengewinde herumgehen, links gedreht oder gezwirnt ein solcher, dessen Windungen gleich linken Schraubengängen liegen.

Das Zwirnen, Moulinieren oder Filieren der Seide wird in besonderen Fabrikanlagen (Zwirnmühlen, Moulinieranstalten oder Filatorien) vorgenommen. Je nachdem bessere oder geringere, feinere oder gröbere Rohseide verwendet und je nachdem diese mit oder ohne vorläufige Drehung aus mehr oder weniger Fäden ein- oder zweimal stärker oder schwächer gezwirnt wird, kommt die Seide in ungemein verschiedener Beschaffenheit vor. Nicht selten verlangen gewisse, durch die Mode zeitweilig in Umlauf gebrachte Stoffe eine eigentümliche Art der Zwirnung, dagegen sind andere Gattungen der gezwirnten Seide fortwährend allgemein in Gebrauch. So unterscheidet man zwei- oder dreifädige Organsin, je nachdem dieselbe aus zwei oder drei aus drei bis acht Coconfäden bestehenden, gezwirnten, vorher stark rechtsgedrehten Rohseidenfäden durch linke Zwirnung hergestellt ist. Die einfädige Trama ist ein einfacher, aus drei bis zwölf Coconfäden bestehender, links gedrehter Rohseidenfaden; die zweifädige ist aus zwei, die dreifädige aus drei Rohseidenfäden ohne vorläufige Drehung links gezwirnt. Infolge der schwächeren Zwirnung ist Trama stets weicher und flacher als Organsin und läßt daher den Stoff dichter erscheinen. Pelseide ist ein einfacher, von acht bis zehn Cocons abgehaspelter, grober, gedrehter Rohseidenfaden. Die für besondere Zwecke der Weberei gebrauchte Maraboutseide wird meist aus drei Fäden blendendweißer Rohseide in der Art der Trama ohne Drehung der einzelnen Fäden gezwirnt, dann ohne vorausgehendes Kochen gefärbt, endlich nochmals und zwar sehr scharf gezwirnt. Durch diese starke Zwirnung, verbunden mit der Steifheit, welche der beim Färben fast unversehrt bleibende Seidenleim verleiht, erhält das Material die für diese Gattung charakteristische peitschenschnurartige Härte. Zur Herstellung einer Art seidener Gaze, die durch das Weben ein gewässertes Aussehen erhält, wird ein grober, gedrehter und ein feiner Rohseidenfaden gezwirnt, wobei der erstere sich wieder aufdreht und hierdurch verlängert, während der dünne straffer und kürzer wird. Indem der längere, dickere Faden sich in weiten Schraubenwindungen um den gerade ausgespannten herumlegt, wird ein sehr hübscher Effekt erzielt. Nähseide erhält man entweder, indem man zwei starke Rohseidenfäden einzeln rechts dreht und dann links miteinander zwirnt, oder indem man zwei ungedrehte Fäden rechts zwirnt und hierauf zwei solcher gezwirnter Fäden durch Linkszwirnen vereinigt, oder auch, indem man vor der ersten Zwirnung den Fäden eine Drehung erteilt. Die der Nähseide ähnliche, aber gröbere Strickseide erhält, eben deshalb und weil sie für ihren Zweck weich sein muß, eine schwächere Zwirnung. Bei der zu gestrickten, gehäkelten und anderen derartigen Arbeiten verwendeten cordonnierten Seide entsteht der sehr glatte, runde, schnurähnliche Faden durch die besonders scharfe Zwirnung, wogegen bei der Stickseide infolge der schwachen Drehung und Zwirnung die Coconfäden nach dem Kochen und Färben voneinander getrennt liegen, so daß der ganze Faden sich flach ausbreitet und den Grund der Stickerei gut bedeckt.

Dem eigentlichen Zwirnen der Seide gehen die Operationen des Spulens, Drehens und Doublierens voraus. Die erste dieser Arbeiten, das Abwinden der Rohseidensträhne auf hölzerne Spulen, welches eine bequemere Handhabung zum Zweck hat, geschieht nach der ältesten Methode in der Weise, daß die Spule auf einem senkrechten Draht hängt und von der Arbeiterin durch Streichen mit der einen flachen Hand umgedreht wird, während die andere Hand den Faden von dem auf einem Haspel befindlichen Strähn zuleitet. Eine Vervollkommnung dieses Verfahrens ist die Anwendung des Spulrads. In den europäischen und amerikanischen Moulinieranstalten hat in den letzten Jahrzehnten fast allgemein die Spulmaschine Eingang gefunden, bei welcher die Spulen durch Reibung angetrieben werden

Seidenhaspel mit Handbetrieb (S. 974).

und der die Fäden von den Haspeln nach den Spulen leitende Teil durch Kurbel und Lenkstange eine schnelle hin- und hergehende Bewegung erhält, damit die Windungen mit starker Kreuzung übereinander laufen und so das Auffinden des Fadenanfangs erleichtert wird. Zum Drehen der einzelnen Fäden bedient man sich der nämlichen Maschine, welche zum Zwirnen angewendet wird. Das Doublieren, das heißt Zusammenlegen und gemeinschaftliche Aufspulen mehrerer Fäden, geschieht entweder durch bloße Handarbeit oder mittels des Spulrads, oder auch mittels einer Maschine, die der Spulmaschine sehr ähnlich ist. Für das Zwirnen kommt eine Maschine zur Anwendung, deren Spindeln mit einer Geschwindigkeit von 2000—2500 Touren in der Minute umlaufen. Der Verschiedenheit der Gattungen entsprechend, wird die zu zwirnende Seide teils allen, teils nur einigen der beschriebenen Vorbereitungsarbeiten unterworfen.

Eine wichtige Nacharbeit ist das Haspeln der gezwirnten Seide, wodurch dieselbe für den Handel in Strähne von bestimmter Größe und Fadenzahl gebracht wird. Solange die Strähne aus einer unbestimmten Anzahl von Fäden bestanden, konnte die Seide den Werkstätten der Färber und Weber nur nach dem Gewichte übergeben werden und ebenso konnte die Ablieferung nur nach dem Gewichte geschehen. Durch Ueberladung mit schweren Farbstoffen in den Färbereien, durch Bestreichen mit Oel ꝛc. in den Webereien wußten unredliche Arbeiter das Gewicht in dem Grade zu vermehren, daß es ihnen möglich war, einen Teil des kostspieligen Materials unentdeckt zu entwenden. In den Fabriken von Lyon waren solche sehr häufig vorkommende Betrügereien unter dem Namen piquage d'once bekannt. Bei der gegenwärtigen Einrichtung der Haspel ist es leicht, eine Veruntreuung zu konstatieren, nach dem Färben durch Zählen der Fäden im Strähn, nach dem Verweben dadurch, daß aus Länge, Breite und Fadenzahl des Gewebes die Gesamtlänge des in ihm enthaltenen Fadens ziemlich genau berechnet werden kann. Außerdem ist aber auch die Bestimmung der Feinheitsnummer, das sogenannte Titrieren, nur bei Strähnen von bekannter, feststehender Fadenzahl ausführbar, da nur unter dieser Voraussetzung das Gewicht eines Strähns den richtigen Maßstab für die durchschnittliche Feinheit des Fadens liefert. Nach den Beschlüssen des in Wien 1873 und in Brüssel 1877 abgehaltenen internationalen Kongresses zur Einführung einer einheitlichen Garnnumerierung soll die Feinheit der Seide ausgedrückt werden durch das Zehnfache der Zahl, welche das absolute Gewicht eines Fadens von 1000 m Länge in Grammen angibt. Gewöhnlich erfolgt das Titrieren mittels Zeigerwagen von sehr exakter Wirkung; wo es sich jedoch, wie in Seidenhandlungen, Zwirnereien und Webereien, um große Quantitäten handelt, bedient man sich selbstthätiger Maschinen. Den Namen Titrierung hat diese Art von Klassifikation, die sowohl mit der Rohseide als mit der ungefärbten filierten Seide vorgenommen wird, davon erhalten, daß in Frankreich die als Ausdruck für den Feinheitsgrad dienende Zahl titre heißt.

Lange Zeit waren die Maschinen der Moulinieranstalten und die zugehörigen Hilfsvorrichtungen nirgends so zweckmäßig eingerichtet wie in England, wo man sich zuerst bemühte, die Principien der Baumwollspinnmaschinen nach Erfordernis modifiziert, auf die Verarbeitung der Seide anzuwenden, eigentümliche Konstruktionen hinzuzufügen und dem gesamten Betriebe eine rationelle Grundlage zu geben. Neuerlich ist man vielfach bestrebt, den Arbeitsprozeß dadurch zu vereinfachen, daß man mehrere Operationen, z. B. das Drehen und Doublieren oder das Zwirnen und Haspeln, einer Maschine überträgt. Man hat sogar alle Arbeiten vom Haspeln der Coconfäden bis zum Haspeln der fertigen Seide von einer Maschine verrichten lassen wollen, doch haben diese weitgetriebenen Kombinationen keine günstigen Resultate ergeben.

Gleich der Wolle und der Baumwolle ist die Seide ein sehr hygroskopischer Körper, d. h. in hohem Grade geneigt, Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anzuziehen, sowie umgekehrt ihren Feuchtigkeitsgehalt an trockene Luft abzugeben, woraus eine große Veränderlichkeit des Gewichtes resultiert. Während bei der wohlfeilen Baumwolle dieser Eigenschaft kaum irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt wird und dieselbe hinsichtlich der feineren Wollsorten erst in allerneuester Zeit Beachtung findet, ist es mit Rücksicht auf den hohen Preis der Seide seit langem als notwendig erkannt worden, das Gewicht der in den Handel kommenden Seidenballen mit Abzug des einen zulässigen mittleren Satz von cirka zehn Prozent übersteigenden Wassergehaltes rechtsgültig festzustellen. In den hierfür eingerichteten, meist unter staatlicher Leitung stehenden Anstalten, Konditionieranstalten genannt, wird die Seide in besonderen Apparaten unter Anwendung hoher Temperaturen bis zu dem erforderlichen Grade getrocknet und so den Käufern zugewogen. Für Deutschland befinden sich Konditionieranstalten in Krefeld und Elberfeld.

Sowohl die rohe als die filierte Seide wird mit dem ihr von Natur eigenen leimartigen Ueberzug, der den Faden hart, rauh und fast glanzlos macht, nur für einige Zwecke, für welche gerade diese Beschaffenheit erwünscht ist, namentlich zu Gaze, Krepp und Blonden, verarbeitet. Den eigentümlich schönen Glanz, die angenehme Weichheit und die Fähigkeit, alle Farben aufs vollkommenste anzunehmen, erlangt sie erst durch das Kochen oder Entschälen, durch welches mit dem Seidenleim ein Teil des in ihr enthaltenen Eiweißstoffs, sowie bei der gelben Seide der harzige Farbstoff entfernt wird. Seide, welche weiß bleiben oder in den zartesten Farben gefärbt werden soll, wird nach dem Kochen geschwefelt. Zuweilen wird die Seide durch Anwendung schwächerer Seifenlaugen und kürzeres Verweilen in denselben absichtlich unvollständig entschält, besonders wenn sie in den dunkelsten Farben gefärbt werden soll, doch pflegt dieses Verfahren den Stoff leicht brüchig zu machen.

Im Gegensatz zu den im vorstehenden beschriebenen Arbeiten des Filierens oder Moulinierens, bei welchen kein wirkliches Spinnen, sondern nur ein Nebeneinanderlegen und Vereinigen gleichmäßig fortlaufender Fäden stattfindet, steht die eigentliche Seidenspinnerei, welche in besonderen Fabriken vorgenommen wird und

deren Material die Florettseide ist. Mit letzterem Namen bezeichnet man alle bei der Gewinnung der Rohseide sich ergebenden Abfälle, welche, nachdem sie bis in die neuere Zeit als nahezu wertlos gegolten, gegenwärtig, dank dem Fortschritt der Technik, teils als Einschlag minderwertiger seidener Gewebe oder als Kette der sogenannten, halbseidenen Stoffe, teils zur Herstellung gestrickter und gewirkter Strümpfe, wohlfeiler Bänder sowie als Näh- und Stickseide, Fransenseide ꝛc. eine sich immerfort ausdehnende Verwendung finden. In den Florettspinnereien wird zuerst die Beseitigung des Klebstoffs entweder durch einen Fäulnisprozeß oder durch Kochen in Kali- resp. Natronlaugen oder Seifenwasser bewirkt, worauf in der durch Auswaschen und Stampfen noch weiter vorbereiteten Masse die verwirrten Fasern durch Klopfen isoliert werden. Je nach der Beschaffenheit des Materials sind die alsdann folgenden Behandlungsweisen der Wollen- oder der Baumwollenindustrie entnommen und es finden demnach entweder Kämm- oder Krempelmaschinen Anwendung. Das Spinnen der Florettseide geschieht teils auf Spinnrädern, die für kürzere Fasern als Handräder, für längere als Tritträder konstruiert sind, teils auf Maschinen, deren Konstruktion und Arbeitsweise im ersteren Falle den in der Baumwollenspinnerei üblichen, im letzteren den für Flachs oder Kammgarn gebräuchlichen Systemen entspricht. Der Hauptsitz der Florettspinnerei ist die Schweiz, doch wird auch in Südfrankreich, im Elsaß, in Baden sowie in England und Nordamerika viel Florettseide versponnen; Crescentin und Chappe sind Benennungen aus Florettseide gesponnener Garne. Die beim Kämmen der Florettseide zurückbleibenden kurzen und unreinen Fasern bilden das Material einer anderen, nicht unbedeutenden Industrie, der Bourettspinnerei, welche im wesentlichen nach dem Verfahren der Kammgarnspinnerei arbeitet. Die Abgänge derselben werden nicht versponnen, sondern als Watte, die geringsten als Polster- oder Packmaterial verwendet. Vor den aus gehaspelter und filierter Seide hergestellten Fabrikaten haben die aus Florett- oder Bourettseide verfertigten Garne und Gewebe den Vorzug der Wohlfeilheit, auf welchem denn auch ihre ausgedehnte Verwendung beruht, obwohl sie in Weichheit und Glanz jenen niemals gleichkommen können. Um denselben durch Beseitigung des haarigen Flaums mehr Glätte und Glanz zu geben, unterwirft man sie dem für Wollen- und Baumwollengewebe angewendeten Appreturverfahren des Sengens, indem man sie mit bedeutender Geschwindigkeit durch eine Gasflamme resp. durch eine Reihe von Gasflämmchen zieht. Auf S. 984 ist eine hierzu gebrauchte Vorrichtung abgebildet.

Das Färben der Seide, welches fast immer vor dem Verweben stattfindet, weil dasselbe leicht die Schönheit der Gewebe beeinträchtigt, wird in kupfernen Kesseln oder in hölzernen Wannen vorgenommen, wobei man die erforderliche Temperaturhöhe durch Zugießen heißen Wassers oder durch Dampfheizung erreicht. Auf S. 973 ist die Einrichtung einer Färberei veranschaulicht. Das Garn wird, wie in der Baumwollenfärberei, in einzelnen Strähnen auf Stangen gezogen, die mit ihren Enden auf dem Rand des Kessels oder der Wanne liegen, worauf durch das sogenannte Umziehen alle Teile desselben nacheinander in die Farblösung gebracht werden. Zum Auswinden dient eine Maschine, in welcher die Strähne von zwei Klauen erfaßt und in senkrechter Richtung um sich selbst gedreht werden. Hierauf schlägt man, um der Seide Glanz zu geben, die wieder aufgedrehten Strähne kräftig auf einen polierten Kupferblock und läßt sie zu gleichem Zweck in der Lüstriermaschine in straffgespanntem Zustand über zwei polierte eiserne Walzen laufen, die sich in einem Kasten befinden, in welchen man Dampf einströmen läßt. Durch die vor kaum zwei Jahrzehnten eingeführte Anwendung der Anilinfarben hat sich auch auf dem Gebiete der Seidenfärberei ein gewaltiger Umschwung vollzogen.

Bei der Herstellung der Seidenstoffe kommen fast alle Verfahrungsweisen der Weberei zur Anwendung und dementsprechend ist die Einrichtung der Webstühle außerordentlich verschieden. Für glatte Stoffe werden dieselben noch vielfach mit der Hand betrieben; für kompliziertere Gewebe erhalten sie fast in allen Fällen ihren Antrieb durch Elementarkraft. Jedes Gewebe stellt eine aus rechtwinklig oder schräg sich kreuzenden Fäden gebildete Fläche dar, in deren Längenrichtung die Fäden der Kette oder des Aufzugs verlaufen, während die Einschlag- oder Schußfäden der Breitenrichtung des Stoffes folgen. Die Fäden, die im Webstuhl als Kette dienen sollen, müssen zuvor in Länge und Anzahl regelmäßig angeordnet werden, welche Operation als Zetteln, Scheren oder Schweifen bezeichnet wird. In kleineren Webereien dient hierzu der Scher- oder Schweifrahmen, ein großer Haspel, auf dessen Latten, infolge der fortwährenden Verschiebung der Aufwicklungsstelle, die Fäden sich in schraubenförmigen Windungen nebeneinander legen und der seinen Antrieb mittels Schnurscheiben durch die Drehung einer Kurbel erhält. Ein neben demselben befindliches Gestell, der Scherstock oder Kanter, enthält so viele mit Garn gefüllte Spulen, als Fäden auf einmal geschert werden sollen (gewöhnlich nur 20—24). Nachdem die nötige Anzahl von Windungen aufgewickelt ist, knüpft man die sich kreuzenden Fäden mit Bindfaden fest, nimmt die Kette ab und wickelt sie vorläufig zu einem Knäuel auf, um sie auf den Webstuhl zu bringen. Da für große Webereien die Arbeit mit dem Scherrahmen zu langsam von statten geht, bedient man sich hier einer mechanischen Vorrichtung, der Scher- oder Zettelmaschine, bei welcher ein etwa 300 Fäden umfassender Teil der Kette sich derart auf eine mit gleichmäßiger Geschwindigkeit gedrehte Walze wickelt, daß die Fäden in bestimmter Länge und in der ganzen Kettenbreite nebeneinander zu liegen kommen.

Die Kette der seidenen Gewebe wird, da sie dem Rauhwerden weniger ausgesetzt ist, gewöhnlich nicht geschlichtet. Wo dies, z. B. durch Bestreichen mit einem Reisabsud, geschieht, liegt meist die Absicht zu Grunde, den Stoff schwerer erscheinen zu lassen, als er seiner Natur nach ist. Sehr häufig besteht bei den Seidenstoffen Kette oder Einschlag oder beides aus mehrfachen, nicht zusammengezwirnten Fäden, wodurch man eine

größere Dichtigkeit des Gewebes erreicht, ohne daß der Stoff so grob erscheint, oder so steif ausfällt, als wenn man einfache dicke Fäden angewendet hätte. So ist bei den besseren Taffeten der Einschlag zwei- oder dreifädig, bei Gros die Kette zwei- oder drei-, der Einschlag zwei- bis achtfädig, bei Atlas der Einschlag fast immer zwei- bis fünffädig.

Bekanntlich besteht jeder Webstuhl aus drei Hauptteilen. Der erste derselben dient zum Ausspannen der Kette; mittels des zweiten wird durch Heben resp. Senken der Kettenfäden die für den Durchgang der Einschlagfäden geeignete Spalte, das Fach, gebildet; der dritte begreift die den Durchgang der Einschlagfäden bewirkenden Vorrichtungen. Von den beiden zum Ausspannen der Kette bestimmten, gemeinschaftlich sich drehenden Walzen wird die im hinteren Teile des Webstuhls befindliche, von welcher die Kette dem Fortschritt der Arbeit entsprechend sich abwickelt, Kettenbaum, die vordere, auf welche das fertige Gewebe sich aufwickelt, Zeugbaum genannt. Zur Fachbildung dienen bei glatten oder kleingemusterten Geweben die Schäfte (aus je zwei Latten bestehend, zwischen denen die zur Führung der Kettenfäden mit Schleifen versehenen Litzen senkrecht ausgespannt sind), die durch unter ihnen befestigte Tritte abwechselnd in auf- und niedergehende Bewegung versetzt werden. Zum Durchschießen der Einschlagfäden dient das Schiffchen oder der Schütze, ein Hohlkörper, der die Spule enthält, von welcher sich der Einschlagfaden abwickelt, und welchem seine Bewegung entweder von der Hand eines Arbeiters oder, bei breiteren Geweben, mittels eines besonderen Apparats erteilt wird. Die Aufgabe, einesteils die Kettenfäden in ordnungsmäßiger Lage zu erhalten, anderenteils jeden eingeschossenen Einschlagfaden mehr oder weniger dicht an den vorhergehenden heranzuschieben, wird mit Hilfe eines kammähnlichen Werkzeugs, Rietkamm oder Rietblatt, gelöst. Im vorderen Teile des Webstuhls ist, drehbar aufgehängt oder gelagert, ein Rahmen, die Lade, angebracht, der die Bahn für den Schützen und das Rietblatt enthält und durch den Weber um die quer über den Webstuhl hingehende Achse in Schwingung versetzt wird. Für das Einreihen der Kette in die Schäfte sowie für das Anschnüren der Tritte an dieselben pflegt sich der Weber auf Papier eine bildliche Vorschrift, den Zettel, zu entwerfen.

Die Ordnung, in welcher die Einschlagfäden über und unter die Kettenfäden zu liegen kommen, bedingt die Art des Gewebes und gestattet eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Variationen und Kombinationen. Die einfachste Art der Fadenverschlingung zeigen die taffetartigen Gewebe, bei denen der Einschlagfaden in regelmäßigem Wechsel unter einem Kettenfaden hinweggeht und den nächsten unter sich liegen läßt. Durch das Freiliegen mehrerer Ketten- oder Einschlagfäden, wie bei den geköperten und atlasartigen Zeugen, wobei eine Grenze nur durch die Forderung der Haltbarkeit gezogen ist, erhält das Gewebe eine weiche, lockere Beschaffenheit, die den Faltenwurf außerordentlich begünstigt. Beim Atlas schieben sich die freiliegenden Fäden über die Bindungen (wie das Ineinandergreifen der Fäden genannt wird) und verdecken dieselben, so daß der Stoff auf der rechten Seite nur Kette, auf der linken nur Einschlag zeigt und auf jener, da zur Kette besseres Material verwendet wird, vorzüglich glatt und glänzend erscheint. Eine eigentümliche Struktur zeigen die sammetartigen Stoffe, auf deren rechter Seite aufrechtstehende Fäden, aus dem glatten oder geköperten Grunde hervortretend, entweder einzeln oder in Form von Schleifen, sogenannte Noppen, eine Haardecke bilden. Bei der einfachsten Art der gemusterten Gewebe, z. B. bei den karrierten Zeugen, wird das Muster bloß durch verschiedenes Färben der Kette und des Einschlags hervorgebracht, wobei so viele Schützen gebraucht werden, als Farben erforderlich sind. Auch durch passende Wahl der Bindungsreihen erhält man ein einfaches Muster. In anderen Fällen läßt man die Figur sowohl durch die Art des Gewebes als durch Farbe, Feinheit und Glanz der Fäden sich vom Grunde abheben, oder man verwendet besondere Kettenfäden (in welchem Falle das wie Plattstichstickerei aussehende Muster aufgeschweift heißt), oder besondere Einschlagfäden wie bei den broschierten und lancierten Stoffen, wobei für jedes einzelne Muster ein Schütze vorhanden sein muß. Die Aufzeichnung des Musters für die Zurichtung des Webstuhls wird auf dem Patronenpapier hergestellt, dessen Linien die beiden Fadensysteme repräsentieren.

Sengmaschine (S. 981).

Da für jeden Einschlagfaden innerhalb des Musters ein besonderes Fach gebildet werden muß, würden bei großen Mustern mehr Schäfte erforderlich sein, als im Webstuhl unterzubringen sind. Man ersetzt daher in solchem Falle die Schäfte durch Schnüre, an welche die Litzen derart gebunden werden, daß die gemeinschaftliche Bewegung der betreffenden Kettenfäden durch Emporziehen einer Schnur bewirkt werden kann. Diese zwischen Kettenbaum und Zeugbaum angebrachte Vorrichtung heißt der Harnisch und die mittels desselben ausgeführte Weberei heißt Zugarbeit oder ge-

A 5 4 3 2 1 B

Jacquard-Karte (S. 987).

zogene Arbeit im Gegensatz zu der Fußarbeit oder getretenen Arbeit, die mit Schäften und Tritten hergestellt wird.

Früher ließ man die ordnungsmäßige Handhabung der Zugschnüre oder Korden durch eine eigens hierzu angestellte Person, den Ziehjungen, verrichten. Heute dient hierzu die Jacquardmaschine, jener zu Anfang unseres Jahrhunderts erfundene, höchst sinnreiche Mechanismus, welcher, indem er die dem Muster entsprechende Fachbildung vollkommen selbstthätig besorgt, eine außerordentliche Erhöhung der Arbeitsleistung gestattet, da mit Hilfe desselben der Webstuhl mit äußerst geringem Zeitaufwand für ein neues Muster — gleichviel wie kompliziert und von welcher Ausdehnung es sei — vorgerichtet, oder ein beiseite gelegtes jeden Augenblick weitergewebt werden kann. Die Jacquardmaschine wird, wie auf S. 975 ersichtlich, auf den Tragarmen des Webstuhls derart befestigt, daß ihr Gerüst in der Breitenrichtung desselben zu stehen kommt. Ueber dem Harnisch sind in mehreren Reihen die Platinen (beiderseitig hakenförmig umgebogene Drahtstäbchen) angeordnet, an deren unteren Enden die Korden einzeln aufgehängt sind. Im Ruhezustand, d. h. wenn die Korden nicht hochgezogen sind, folglich die Fäden der im Webstuhl ausgespannten Kette horizontal nebeneinander liegen, stecken die Platinen mit ihren unteren Enden in passenden Aushöhlungen eines zwischen die beiden kreuzförmigen Ständer geschobenen Bretts, in denen sie nur nach rechts und links schwingen können. Jede der Aushöhlungen hat unten eine Oeffnung, durch welche die Korden nach oben gelangen. Bei der Fachbildung kommt es darauf an, den entsprechenden Teil der Platinen samt ihren Korden und den zugehörigen Kettenfäden zu heben, die übrigen Platinen dagegen auf dem Brett stehen zu lassen. Für diesen Zweck ist das Hebezeug, der sog. Messerkasten, vorhanden, zwischen dessen Seitenwänden schiefstehende Lineale, Messer, befestigt sind, deren obere Fläche in einen etwas spitzen Winkel ausläuft. Mittels seitlicher Vorsprünge kann der Messerkasten in den Nuten des Gestelles auf- und niedergleiten, welche Bewegung er durch den einzigen vorhandenen Tritt erhält, der durch ein Seil mit einem langen, zweiarmigen Hebel, dem Schwengel, verbunden ist. Wird der Tritt niedergedrückt, so geht durch Vermittelung zweier Stangen der Messerkasten in die Höhe; sobald aber der Tritt wieder losgelassen wird, sinkt der Messerkasten durch sein eigenes Gewicht, bis er am Ende der Nuten aufgehalten wird, alsdann stehen die oberen Häkchen der Platinen ein wenig über die Messer hervor.

Muster auf Patronenpapier (S. 987).

5 4 3 2 1
A B

Damit nun die zu der gewünschten Fachbildung nötigen Kettenfäden gehoben werden, ist folgende Einrichtung getroffen: Unmittelbar bei den Platinen sind in gleicher Anzahl Nadeln angeordnet, die auf der linken Seite in den Nuten des Nadelkastens, auf der rechten in den Löchern des Nadelbretts ruhen. Jede derselben bildet in der Mitte ein Ringelchen, durch welches eine der Platinen hindurchgesteckt ist. Am linken Ende ist jede Nadel zu einer Schlinge umgebogen, in welche man von oben nach unten ein Stäbchen, die Zunge, steckt, wodurch alle senkrecht übereinander befindlichen Nadeln derart in ihrer Lage erhalten werden, daß sie sich nur in ihrer Längenrichtung verschieben können. Werden nun mehrere von ihnen durch Druck auf ihre rechten, aus dem Nadelbrett hervorstehenden Enden nach links verschoben, wobei je eine Spiralfeder zur Wirkung kommt, so weichen nicht nur sie, sondern auch die von ihnen umfaßten Platinen so weit zurück, daß die oberen Häkchen der letzteren, wenn die Messer sich gesenkt haben, sich außer dem Bereich derselben befinden. Wird hierauf durch Treten der Messerkasten gehoben, so bleiben die zurückgedrängten Platinen auf dem Platinenbrett stehen, während diejenigen, deren Nadeln nicht nach links gedrückt wurden, sich mit den ihnen anhängenden Korden heben; beim Aufhören des Drucks springen die Nadeln vermöge der Federwirkung sofort in ihre ursprüngliche Lage zurück. Der erforderliche Druck wird durch ein vierkantiges Prisma ausgeübt, das um zwei in seiner Axenrichtung liegende Zapfen drehbar ist. In die Seitenflächen des Prismas sind zahlreiche Löcher gebohrt, die in Lage und Weite mit den Löchern des Nadelbretts, also auch mit der Stärke der Nadelenden übereinstimmen. Um nach Bedarf manche der Nadeln zurückweichen, andere mit ihren hervorstehenden Enden in die Löcher des Prismas treten zu lassen, damit sie durch die Messer gehoben werden können, bedeckt man die anschlagende Seitenfläche des Prismas mit einem gleich breiten Pappstreifen, Patronenkarte oder kurzweg Karte genannt, in welchem nach der Musterzeichnung Löcher ausge-

Schema eines Bandwebstuhles (S. 988).

stoßen sind, die genau auf die Löcher des Prismas passen und die daher, wenn letzteres gegen das Nadelbrett gedrückt wird, nur denjenigen Nadeln den Durchgang gestatten, deren zugehörige Kettenfäden für ein bestimmtes Fach hochgezogen werden sollen. So oft der Messerkasten gehoben, also ein neues Fach gebildet wird, muß eine neue Karte gegen die Nadelenden gedrückt werden. Man erreicht dies, indem man das Prisma mit jedem Umschlag sich um einen rechten Winkel drehen läßt. Die mittels Bindfaden aneinander gereihten Karten bilden eine endlose Kette, die beim Umschlagen des Prismas an der rechten Seite aufgezogen, an der linken wieder abgewunden wird; hierbei greifen zwei abgerundete Vorsprünge des Prismas in zwei größere Löcher der Karte ein, so daß diese stets an die richtige Stelle zu liegen kommt. Auf Seite 985 ist in natürlicher Größe ein Stück des Musters auf Patronenpapier dargestellt und auf Seite 984 in etwa ein Drittel der natürlichen Größe eine Jacquardkarte, welche beide hinsichtlich der eingezeichneten Ziffern und Buchstaben miteinander korrespondieren.

So einfach die Arbeit des Webens mit ihren beiden sich kreuzenden Fadensystemen erscheint, so großartig, ja wahrhaft imponierend tritt dieselbe in den Erzeugnissen des Jacquardwebstuhls auf, dessen Erfindung eine völlige Umgestaltung auf diesem Gebiete der Industrie zur Folge gehabt hat, und namentlich an die seidenen Stoffe, ihrer Natur nach die schönsten und kostbarsten von allen, hat seitdem die dekorative Kunst ihre reichsten Mittel gewendet. Das eingewebte Muster ist viel schärfer abgegrenzt als das nach dem Verfahren des Kattundrucks hergestellte und bringt zugleich durch die Biegung des Fadens so zarte Lichteffekte hervor, wie sie durch den Druck niemals erreicht werden.

Eine eigentliche Appretur erhalten die besseren Seidenzeuge nicht; vom Webstuhl abgenommen, werden sie gewöhnlich nur zusammengelegt und glatt gepreßt. Leichten Sorten von Taffet, Atlas ꝛc. sucht man durch Gummieren und Cylindrieren das Aussehen schwererer Stoffe zu geben. Die erstere Operation, durch welche ein gewisser Grad von Steifheit und scheinbarer Festigkeit erreicht wird, besteht darin, daß man den Stoff in einem Rahmen horizontal ausspannt, die untere (linke) Seite desselben mit einem in eine Lösung von Tragant, arabischem Gummi, Hausenblase oder Pergamentleim getauchten Schwamme bestreicht und durch die Flamme eines darunter befindlichen Holzkohlenfeuers den Anstrich schnell trocknet. Beim Cylindrieren läßt man den Stoff durch einen Kalander gehen, dessen Metallwalze mittels eines eingelegten glühenden Bolzens geheizt ist, wobei der Druck, dem das Zeug zwischen der heißen Metallwalze und der Papierwalze des Kalanders ausgesetzt ist, einen starken Glanz und durch Plattdrücken der Fäden den Anschein größerer Dichtigkeit hervorbringt. Schwere Taffete, Gros de Naples ꝛc., werden öfters moiriert, was auf sehr verschiedene Weise geschieht, doch ist das gewässerte, wellenartig schimmernde Aussehen in allen Fällen Folge einer ungleich verteilten resp. verschobenen Druckwirkung. Auf Sammet und manchen anderen Seidenstoffen findet das Gaufrieren mittels vertieft gravierter Metallplatten oder Walzen Anwendung.

Die in außerordentlicher Mannigfaltigkeit zum Ausputz der weiblichen Kleidung dienenden seidenen Bänder entsprechen in der Beschaffenheit des Gewebes sowie hinsichtlich der Vollendungsarbeiten den verschiedenen Seidenstoffen, nach denen sie meist benannt sind. Einige Arten derselben, besonders die sogenannten Modebänder, werden auf gewöhnlichen Webstühlen hergestellt, indem der Stoff in voller Breite mit aus vorzüglich starken oder doppelten Kettenfäden bestehenden Längenstreifen gewebt und dann zu Bändern zerschnitten wird, deren jedes zu beiden Seiten statt der Sahlleiste einen solchen Streifen erhält; derartige Bänder sind indes, namentlich beim Waschen, dem Ausfasern unterworfen. Das Weben der festkantigen Bänder geschieht jetzt meist auf der Bandmühle oder dem Mühlstuhl, einer Vorrichtung, die sich von dem gewöhnlichen Webstuhl namentlich dadurch unterscheidet, daß sämtliche Bewegungen durch die Umdrehung einer im hinteren Teile des Stuhls gelagerten, ein Schwungrad tragenden Welle bewirkt werden, und zwar entweder durch Handbetrieb mittels der vorn befindlichen Treibstange, oder durch Elementarkraft. Von den die Kettenfäden enthaltenden Spulen sind hierbei gewöhnlich so viele vorhanden, als Bänder gleichzeitig hergestellt werden sollen. Auf diese Weise kann man je nach der Breite der Bänder 8—40 oder mehr nebeneinander weben und bei dem schnellen Gange dieser Maschine vermag ein Arbeiter je nach der Art der Bänder bis zu 450 an einem Tage fertig zu bringen. In kleineren Werkstätten oder auch für Bänder, deren Herstellung eine Sorgfalt bedingt, wie sie bei dem schnellen Gange der Bandmühle nicht gefordert werden kann, ist noch jetzt der Bandmacherstuhl sowie der Handstuhl in Gebrauch. Der erstere (auch Schubstuhl genannt, weil die die Schützen bewegende Treiberlatte mit der Hand geschoben wird) ist meist nur für Sammetband gebräuchlich und liefert gleichzeitig bis zu 20 Bänder oder auch die doppelte Anzahl, wenn die Ketten in zwei Reihen untereinander derart angeordnet sind, daß jedes Band der unteren Reihe sich unterhalb des Zwischenraums zweier Bänder der oberen Reihe befindet. Der mit dem Posamentierstuhl fast identische Handstuhl, auf welchem der Schütze aus freier Hand geworfen und stets nur ein Band auf einmal hergestellt wird, dient jetzt nur noch zur Anfertigung sehr breiter und schwerer Atlasbänder oder von Bändern mit sehr künstlichen und vielfarbigen Mustern. Schubstuhl und Handstuhl stimmen namentlich insofern mit dem gewöhnlichen Webstuhl überein, als beide durch Treten in Bewegung versetzt werden. Seite 985 zeigt das Schema eines Bandwebstuhls. Nahezu zahllose Variationen zeigt die Ausführung der gemusterten Seidenbänder, in welchen auf einem Grunde von Atlas, Gros de Naples oder Gaze Streifen oder Figuren teils nur durch die Art der Fadenverbindung, teils auch durch den Wechsel der Farben hervortreten. Zur Herstellung gemusterter Bänder kann jeder Bandwebstuhl mit dem Jacquardmechanismus in Verbindung gebracht werden.

Wenn man erwägt, wieviel Arbeit, welch eine

Summe von Intelligenz, Geduld und Ausdauer erforderlich ist, um das unscheinbare Gespinst der Seidenraupe in die vielbewunderten Prachtgewebe zu verwandeln, mit welchen sich die Günstlinge Fortunas schmücken; wenn man bedenkt, daß Millionen fleißiger Menschen durch die Seidenindustrie ihr Brot finden, so muß die aufmerksame Betrachtung des hier in Frage kommenden Entstehungsprozesses in seinen zahlreichen Stadien als ein des Naturfreundes, des Kulturhistorikers und des Kunstgewerbetreibenden gleich würdiges, hochinteressantes Studium erscheinen.

Vom Komponisten des Freischütz.

Weber-Erinnerungen

von

August Lesimple.

Im vorigen Jahre beschenkte Klara Schumann die musikalische Welt mit einem großen litterarischen Schatze, den Jugendbriefen ihres Gatten, die uns das große, reiche Geistesleben des Gottbegnadeten von früher Jugend an in seiner ganzen Fülle erkennen lassen. In diesem Jahre wird uns eine nicht weniger wertvolle Gabe zu teil. Der Enkel Karl Maria von Webers beschenkte uns mit den Reisebriefen eines der reinsten und herrlichsten aller deutschen Meister, die uns das Gemütsleben dieses hohen Menschen in seiner tiefsten Innerlichkeit erschließen. Das Buch umfaßt zwei Perioden: „Euryanthe" und „Oberon". An der Hand desselben wollen wir nun die ersten Schicksale dieser Werke, welche ihrem Schöpfer so viel Freud als Leid gebracht, kennen lernen und zugleich aus den Briefen von Weber erzählen, was ihn seinen Deutschen immer teurer machen muß. Das Buch ist von Anfang bis zu Ende ein solch treuer Spiegel seines Seelenlebens, wie keine Biographie es je imstande sein kann. „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt," so klingt es uns aus den letzten Lebensjahren entgegen.

Bekannt ist ja, daß nach dem überaus glänzenden Erfolg des „Freischütz" 1821 in Berlin Weber vom Direktor des Kärntnerthor-Theaters, Barbaja, den Auftrag erhielt, eine Oper für Wien zu schreiben. Die Wahl des Textes blieb dem Komponisten ganz überlassen. Weber wollte nun nach durchaus neuen Ansichten über den Charakter der großen Oper ein Werk schaffen, das als Fortentwickelung der dramatischen Musik eine Vereinigung der Schwesterkünste bringen sollte, also epochemachend für die Geschichte der Musik werden. Die Bekanntschaft mit Helmine von Chezy brachte den Text zur „Euryanthe".

Wollte Weber die damals in Wien allmächtigen Italiener schlagen, so mußte er eine Oper bringen, die sich durch Neuheit der Ideen und dramatischen Gehalte ganz besonders geltend machte, namentlich nicht hinter dem „Freischütz" zurückblieb. „Der verdammte Freischütz wird seiner Schwester Euryanthe schweres Spiel machen," so schreibt er und das wußte er. Das Honorar sollte 300 Friedrichsd'or betragen. In dem ländlichen Hosterwitz bei Dresden begann Weber im Mai 1822 die Komposition. Leider zeigten sich da schon die ersten Spuren der unheilvollen Krankheit (Blutspucken), der er wenige Jahre nachher zum Opfer fallen sollte. Er machte sich kein Hehl daraus, daß dieses Leiden ein vielleicht baldiges trauriges Ende herbeiführen müsse, aber seine Arbeitskraft und Geistesfrische war wahrhaft bewunderungswürdig, trotzdem die Todesahnung immer wie ein Gespenst vor seiner Seele schwebte. Als die Partitur ziemlich zu Ende geführt war, machte er sich nach schwerem Abschied von Weib und Kind in Begleitung seines Schülers Jul. Benedict, des nachmaligen Londoner Kapellmeisters, über Teplitz und Prag nach Wien auf. Hier beginnen die Reisebriefe, wovon einer den anderen an zärtlichster Hingebung an die Seinen übertrifft. Keiner ist darunter, der nicht Zeugnis gibt von der ewigen Sorge um das Wohl der Lieben, keiner, der nicht die innigste Liebkosung ausspricht, wie sie sich das zärtlichste Herz nur denken kann, ja er lebt nur in dem einen Gedanken an die Teuren zu Hause. Rührend ist es, wie ihn jede Kleinigkeit interessiert, nichts noch so Unwichtiges, will er, solle man ihm vorenthalten. Und an wie vielen Stellen bricht ein Humor durch, wie er nur diesem tiefsten Gemüt entspringen konnte. —

Doch nun zum Inhalt der Briefe. In Wien hört er viele italienische Opern und berichtet über die Leistungen der Fedor, des Lablache ganz voll Entzücken. Nie hat er etwas Aehnliches gehört. Im Vordergrund von allem steht aber die Sorge um die Besetzung seiner Oper. Henriette Sontag ist für die Titelrolle ausersehen. Er kommt nach vielen Schwierigkeiten, namentlich mit der prätentiösen Sängerin der „Eglantine", die nichts weniger als einen anderen Titel für die Oper verlangt, glücklich zu Ende. Während der Zeit der Einstudierung erhält er zu allen Notabilitäten und hohen Kreisen der Aristokratie Einladung über Einladung. Auch Beethoven besucht er alsbald, der ihn mit rührender Liebe und großer Herzlichkeit empfängt. Er bricht zu Webers unbeschreiblichster Freude in die Worte aus: „Ja, du bist ein Teufelskerl, ein braver Kerl!" Der große Meister war damals schon ganz taub und Weber mußte ihm alles aufschreiben. Die ersten Leiden in Wien erwuchsen ihm aus den Quälereien der anwesenden Dichterin des Textes um Geld. So unverschämt waren ihre fortgesetzten Ansprüche, daß Weber sich genötigt sah, zu den Gerichten seine Zuflucht zu nehmen, da alle Vermittelungsvorschläge nichts fruchteten. So erhielt er endlich Ruhe. Die Proben gingen gut von statten, die Begeisterung der Mitwirkenden wuchs fortwährend und so sah Weber mit steigender Zuversicht schönem Erfolge entgegen. „Ich bau' auf Gott und meine Euryanthe," das ist ein häufiger Refrain in den Briefen. Schon die Generalprobe, die von einem auserlesenen Auditorium besucht war, rief großen Enthusiasmus wach. Die erste und alle folgenden Aufführungen unter Weber waren ihm Tage herrlichsten Triumphes. Er kann kaum Ausdrücke finden, die Begeisterung zu schildern, namentlich den endlosen Jubel am Schlusse jeder Aufführung. Er dirigierte die ersten und überließ dann die Leitung Konradin Kreutzer. In allen seinen Jubelbriefen spielt die Freude über die ersten Zähnchen seines Max die Hauptrolle. Sein liebenswürdiger Humor bricht überall durch. Seiner Frau, der lieben Mukkin, wie er sie immer nennt, die ihm von ihrem Unwohlsein meldet und die ihn mit Antworten im Stiche gelassen, schreibt er: „Du verdienst Haue und ins Bett." Sich selbst nennt er brav. Einen tiefen Einblick in seine Natur lassen die Worte thun: „Mein Max, der dumme Bub, kostet mich viel Geld. Wo ich ein Kind sehe, muß ich ihm 'was schenken. Die Kinder haben mich alle so lieb. Neulich begegnete ich einem gar hübschen Jungen auf der Straße, in Maxens Alter, der gab mir gleich Pote, und wie ich wegging, streckte er die Händchen nach mir und rief immerfort ‚Papa'. Das rührte mich so, daß ich bald geflennt hätte und mich fortmachen mußte."

Der Kaiser, welcher die Widmung der Oper angenommen hatte, empfing Weber und sagte ihm vieles Schmeichelhafte. „Wie human und liebenswürdig einfach ist dieser große Monarch," schreibt er, aber was ihm alles überwog, gleich darauf: „Das Herz hüpft mir im Leibe, wenn ich bedenke, daß ich schon die Tage zählen kann, wo ich Dich wieder umarme und meinen guten Mäzze auf den Knieen habe." Am 1. November verließ er Wien „unter dem Schutze Gottes", wie sein Tagebuch sagt, und reiste über Prag, wo er die fünfzigste Aufführung des „Freischütz" dirigierte, zu den Seinen nach Dresden. Die Tagebuchnotiz lautet: „Gottlob wieder zu Hause." Leider hielt sich der Erfolg der „Euryanthe" nicht auf der Höhe. Die Kritik und das Publikum, bisher unter dem Banne des herrlichen Geistes, ließen ihr Interesse immer mehr fahren. Das Werk war der allgemeinen Kunstempfindung und dem Geschmack der Zeit vorausgeeilt. Weber gab sich bald einer tiefen innerlichen Verstimmung hin. Nicht wenig Einfluß hatte die Enttäuschung auf seine Gesundheit. Immer mehr wurde sie ins Wanken gebracht und ließ die Besorgnisse fortwährend zunehmen. —

Wir kommen nun zu dem zweiten Teil des Buches, welcher die Geschichte des „Oberon" in London behandelt. In seiner tiefen Verstimmung und überhäuft mit dienstlichen Arbeiten, hatte sich Weber allen Schaffens enthalten. Erst als er im Spätsommer 1824 von Marienbad zurückkehrte, kam neue Lust über ihn, als gleichzeitig zwei Aufträge zu Opern einliefen, einer von Kemble in London und einer aus Paris. Nun wurde ihm die Wahl äußerst schwer. Kemble hatte ihm „Faust" oder „Oberon" vorgeschlagen. Er entschied sich für „Oberon" und London. 500 Pfd. St. bot man ihm an und außerdem 220 Pfd. St. für Dirigieren von Konzerten. Wie sehr er sich in dieser Zeit gedrückt fühlte, beweist ein Brief, worin er schreibt: „Geld ist eine schöne Sache. Wenn ich wieder einmal Gedanken kriege, jetzt fällt mir noch gar nichts ein, kommt es mir vor, als hätte ich nie etwas komponiert. Am Ende sind die Opern gar nicht von mir." Welch trostlose Stimmung in diesem reichen Geiste! Sein Körper wurde immer gebrechlicher. Das fühlte er: jetzt galt es, den lieben Seinen Existenzmittel zu schaffen und das konnte nur durch größere Werke geschehen. Als der Text zu „Oberon" einlief, ging er mit Eifer an einzelne Nummern. Keine leichte Arbeit! Kannte er doch den Geschmack des englischen Publikums in keiner Weise und wie schwerwiegend war das für den Erfolg, an den er ja die größte der letzten Hoffnungen knüpfte. Mit dem fertigen Teil der Partitur beschloß er nun im Februar nach London für Monate überzusiedeln. Seine Gattin, die Freunde rieten ab, bei seiner erschütterten Gesundheit den Anstrengungen und Aufregungen sich auszusetzen. Sanft aber bestimmt war jede Abweisung. Einem seiner Freunde antwortete er auf sein Drängen: „Es ist alles gleich. Ob ich reise oder nicht reise, bin ich in einem Jahre ein toter Mann. Wenn ich aber reise, haben meine Kinder zu essen, wenn der Vater tot ist, während sie hungern, wenn ich bleibe. Nur wiederkommen möchte ich, Lina, Max und Lexel noch einmal sehen, dann geschehe in Gottes Namen Gottes Wille, aber dort sterben, das wäre hart."

Zum Glück und zum großen Trost für seine Gattin fand sich ein Begleiter, der Flötist Fürstenau, dem Hause Webers sehr befreundet. Am 16. Februar früh 7 Uhr stand der Reisewagen Webers mit seinen Pferden bespannt, geführt von seinem treuen alten Johann, bereit. Die Kinder schliefen noch. Es war ein trauriger Abschied voll düsterer Ahnungen und Gefühle. Als die Wagenthür zuflog, sank die Gattin in die Kniee und rief schluchzend: „Ich habe seinen Sarg zuschlagen hören."

Carl Maria von Weber.

Die Reise ging über Leipzig, Erfurt und Frankfurt trotz vielfachem Schnee und Eis im ganzen gut. Von da über Paris, wo seiner viele herzerfreuende Eindrücke warteten. Alle Größen der Musik brachten dem deutschen Meister ihre Huldigung dar: Paer, Cherubini, Auber. Rossini wollte ihm sogar durchaus zuerst Besuch machen, ja dieser sein ärgster Antipode in der Kunst überbot sich an Liebenswürdigkeiten. Die Direktoren der Theater überschütteten ihn mit Artigkeiten. Auch in London wartete seiner der schmeichelhafteste Empfang. Während der monatelangen Zeit seines Verbleibens in der großen Stadt wetteiferten die höchsten Kreise mit Einladungen. Daneben gab es an manchen Abenden für sein Spiel oder Mitwirkung 50 Guineen. Als er in einem der Londoner Theater erschien, ging plötzlich der Ruf: „Weber ist da!" durch das ganze Haus. Von allen Seiten erscholl Begrüßung, so daß er sich, überwältigt vor Freude, immer von neuem dankend verneigen mußte.

Ein unsägliches Glück bereitete ihm solch liebende Verehrung. Dachte er doch bei allem nicht an sich, sondern an die, denen es zu gute kommen könnte. Das gab ihm Mut und belebte Geist und Körper. Mit aller Kraft suchte er sich auf den Beinen zu erhalten, der böse Husten verließ ihn aber nur selten und oft gab es böse Nächte. Das wurde der sorgenvollen Gattin möglichst verheimlicht, ja er stellte sich immer nur besorgt um sie.

Mit jedem Tage wuchs seine Sehnsucht in schmerzlichster Weise, jeder Brief fast bringt die Auslassung seines kranken Herzens. Wie ein Kind bittet er bei Husten und Kurzatmigkeit: „Bitte, bitte, lieber Gott, um bald gut Wetter, danach sehne ich mich."

Die Arbeiten an der Partitur gingen trotz alledem rüstig vorwärts. Die Proben standen vor der Thür, als er die letzte Hand an die Komposition legte. Zwischen allem beschäftigten ihn die Kinder in den Briefen über alle Maßen. Nicht das Kleinste läßt er sich entgehen. Und die schönen Trostesworte für seine Frau: „Ich plaudere mit Dir, meine Alte, wie zu Hause auf dem guten grünen Sofa und klage Dir, wenn ich melancholisch bin und bösen Tag habe oder einmal tüchtig huste. Aber im ganzen bin ich doch wahrlich gesund, und was soll ich Dir schreiben, wenn ich meinem Herzen nicht ein Bissel Luft machen darf, ohne in Todesangst zu fallen, daß Du schlaflose Nächte und kummervolle Tage hast."

Ein andermal: „Mit Gottes Hilfe ist es die letzte Trennung." Es war die letzte. Endlich kam die Oper, aufs glänzendste ausgestattet und mit tüchtigen Kräften besetzt. Weber schrieb darüber: „Durch Gottes Gnade und Beistand habe ich denn heute Abend abermals einen so vollständigen Erfolg gehabt, wie vielleicht noch niemals Das Glänzende und Rühmende eines solchen vollständigen und ungetrübten Triumphes ist gar nicht zu beschreiben. Gott allein die Ehre!"

Zwölfmal mußte er die Oper dirigieren. Währenddem folgt Einladung auf Einladung, Konzert auf Konzert, und dabei fortwährend Niedergang der Kräfte. Sein Tagebuch wird immer trauriger, mehrmals den Zusatz: „O Gott!" enthaltend.

Er schreibt ferner: „Man erwartet mich den Sommer in Berlin, den „Oberon" aufzuführen — ja warten können sie, bis sie schwarz werden. Ich wüßte nicht, was mich dazu bewegen könnte. Ruhe, Ruhe ist jetzt mein einziges Feldgeschrei und soll es wohl lange bleiben. Ich habe alle das Kunstgetriebe so satt, daß ich keine größere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr lang ganz unbemerkt als ein Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heiteren ruhigen Sinn."

Der Mai ging zu Ende, aber mit ihm auch Webers Kräfte. Immer hoffnungsloser werden die Auslassungen im Tagebuch. „Sehr unwohl, gar kein Atem, Fieber, entsetzliche Hitze, dann Kälte, sehr schlecht, sehr erschüttert, sehr krank, sehr matt."

Ein Benefizkonzert, den „Freischütz", sollte er noch vor der Abreise dirigieren. Aber es kam nicht mehr dazu. Nun bricht eine unbezwingliche Sehnsucht nach Hause in dem peindurchwühlten Herzen los: „Ich muß fort zu den Meinigen und dann geschehe Gottes Wille."

Seine Hoffnung auf großen pekuniären Zuwachs hatte sich auch als trügerisch erwiesen. Jetzt rieten die Freunde alle ab, die Reise zu machen. Der Schwerkranke war nicht davon abzubringen. Am letzten Abend schied er mit den Worten: „Gott lohne euch allen eure Liebe, nun laßt mich schlafen." Und er schlief, um nie wieder zu erwachen. Sein nicht zu stillendes schmerzliches Sehnen fand ewige Ruhe im Tode. So traurig, so elend starb ein großer deutscher Meister! Achtzehn Jahre später — es war das Werk Richard Wagners — wurden seine Gebeine nach Deutschland gebracht. In dem Herzen seines Volkes lebt er als Künstler und Mensch aufs innigste geliebt und verehrt immer und immer fort.

Der Wassersport und dessen Einfluß auf die Erziehung der männlichen Jugend.

Von

L. v. Henck, Vizeadmiral z. D.

Sport ist der englische Ausdruck für körperliche Uebung, Spiel, Unterhaltung und Belustigung mit dem Nebenbegriffe des Wetteifers, wie er in den höheren und wohlhabenderen Kreisen Großbritanniens [1]) schon seit vielen Dezennien betrieben wird. Der Kavallerist, der Segler, der Ruderer, der Athlet, der Velocipedist, der Gebirgssteiger u. a., sie alle treiben Sport, weil sie im gegenseitigen ehrgeizigen Streben das höchste auf ihrem Gebiete zu erreichen suchen. Wer hat nicht von den Rennen in Epsom, den vielen Yacht-Racings an der englischen Südküste u. a. O., wer nicht von den alljährlich am Sonnabend vor Ostern stattfindenden Bootswettfahrten (Regattas) zwischen Putney und Mortlake, wo auf den Fluten der Themse die Zöglinge von Oxford und Cambridge miteinander um den Preis ringen, schon gehört? Aber nicht ohne Entbehrung ist der Sieg erreichbar. Ueberflüssigen Körperballast darf letztgenannter Sportsman nicht tragen und auf Ehrenwort verpflichtet er sich, durch Versagung aller Genüsse in Essen und Trinken seinen Körper zu stählen. Aber darin liegt eben das Moralische, geistig Befreiende des Sports, singt doch schon Walther von der Vogelweide:

> „Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen,
> Wer überwindet jenen und diesen,
> Das thut der, der sich selber zwinget,
> Sein eigen Fleisch in Zucht bringet."

Und doch hat die deutsche Sprache keine Bezeichnung, welche den Sinn des Wortes Sport vollständig ausdrückt, obgleich derartige Spiele von alters her unserem Volke geläufig waren. Bewunderten doch schon die Römer mit sachkundigem Auge jene erstaunlichen Leistungen, zu denen die Jugend der Germanen erzogen wurde: die Sturmgeschwindigkeit des Laufens, die Schnellkraft des Sprunges, welcher den Leib sogar über den eisenstarrenden Speerwall trug und die Stärke des Armes, der den Wurfspieß auf erstaunliche Entfernung entsendet 2c. Die Leibesübungen unserer wackeren Vorfahren sind mit der sich ausbreitenden Kultur nach und nach verschwunden. Hätten dieselben auch nur halb die Rolle wie einst bei den Griechen gespielt, — selbst die glanzvollsten Feste der hellenischen Welt, die großen Nationalspiele zu Olympia, Korinth, Delphi u. a. gipfelten im Wettlauf, im Sprung, im Ringen, im Diskus- und Speerwerfen, — die Menschheit wäre stärker, gesunder, wohlgestalteter und selbst geistig frischer geworden. Manchen Fettleibigen, der Karlsbad oder Marienbad alljährlich aufzusuchen gewohnt ist, würde gewiß heute noch dieser oder jener Sport, auch ohne

[1]) Schon im Jahre 1720 bestand zu Cork ein Klub für Wassersport. 1815 konstituierte sich der erste Yachtklub in England unter dem Namen „Royal Yacht Squadron".

die vielen Becher Wasser, die er dort trinken muß, wieder ins Gleichgewicht bringen.

Es ist das Verdienst Ludwig Jahns, in Deutschland volkstümliche Leibesübungen ins Leben gerufen, der Turnkunst in Berlin (1811) die erste öffentliche Stätte bereitet zu haben, von welcher aus die Keime einer wirklich jugendfrischen Leibeskunst selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus verpflanzt wurden und doch liegt die Zeit nicht fern, wo nur beim Aussprechen des Wortes Sport die meisten Eltern und Erzieher der reiferen Jugend in Deutschland schon ein beängstigendes Gruseln überlief, weil man den wahren Begriff dieses Wortes nicht kannte, den Sport im allgemeinen für eine der kostspieligsten Passionen reicher Leute hielt, vor welcher die Pflegebefohlenen sorgfältig zu behüten seien. Es bedurfte einer geraumen Zeit, ehe es Aerzten und denkenden Pädagogen gelang, einen richtigen Begriff von dem Worte „Sport" in die gebildeten Kreise der Bevölkerung zu tragen und der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen, daß der Sportbetrieb einen äußerst segensreichen Einfluß auf die körperliche und geistige Entwickelung der Jugend, wie auf die Kräftigung und Erhaltung der Gesundheit im reiferen Alter ausübt, daß mit einem Worte für den Erwachsenen ein vernünftiger und nach den Regeln der Gesundheit betriebener Sport denselben Nutzen hat, wie für das Kind das Tummeln im Freien.

Gerade die gymnastischen Sportzweige zu Lande und auf dem Wasser werden vornehmlich zu diesem Zwecke empfohlen, da die körperliche und geistige Auffrischung des Individuums, beziehungsweise der ganzen Völker, ihre verheißungsvolle Folge ist.

Der Wassersport verbindet das Nützliche mit dem Angenehmen. Zu ihm gehört zunächst das Gott sei Dank! schon jeder Landratte geläufige Schwimmen, dann aber vornehmlich das Rudern und Segeln, in zweiter Reihe erst und kaum dazu zu rechnen, das Schlittschuhlaufen, das Fischen und Angeln.

Ein guter Schwimmer zu sein und zu werden, muß jedem Freunde des Wassersports die Grundlage zu allen weiteren Unternehmungen auf dem trügerischen Element bilden. Ist es doch jetzt schon als erfreuliche Thatsache zu konstatieren, daß seit der obligatorischen Einführung des Schwimmens bei der Kriegsmarine und dank den auf fast allen Seeschiffen mitgeführten Rettungsapparaten, durch welche es möglich wird, sogar während dunkler Nacht einen ins Meer Gefallenen zu retten, die allgemeine Abneigung der Seeleute gegen das Erlernen des Schwimmens sich in erfreulicher Weise verringert hat. Diese Abneigung gipfelte hauptsächlich in dem Glauben, daß jeder über Bord gefallene Matrose ertrinken müsse, das Schwimmen aber nur den Todeskampf verlängere. Wer vermag daher bei solchem Vorurteil die Gefühle des im Jahre 1853 bei stürmischem Wetter mitten im Atlantischen Ocean von der Fregatte „Gefion" über Bord gefallenen Matrosen „Biljo" zu schildern, als er, nach dreistündigem Ringen mit den Wogen und belästigt durch die ihn umkreisenden Möven vom Rettungsboot erfaßt und auf das Schiff zurückgebracht, in militärischer Haltung an den Kapitän mit der Meldung: „An Bord zurück!" herantreten konnte?

Daß der Wassersport in Deutschland, im Vergleich zu England, erst so spät sich Eingang verschafft hat, liegt hauptsächlich an der insularen Lage des letzteren, dem ausgebreiteten Kolonialbesitz, der großen Kriegs- und Handelsmarine, welche jeden Engländer schon seit geraumer Zeit mit dem Wasser vertrauter gemacht hat, als den Deutschen. Halten sich doch heute noch unsere alten Familien, unsere wohlhabenden Kreise im allgemeinen ängstlich fern vom Wassersport. Selbst Hamburg, Bremen, Stettin, Königsberg, Danzig und andere Seestädte, die ihre Größe nur ihrer Lage am Wasser und der vollen Ausnutzung der Wasserstraßen verdanken, für die das Wasser die Quelle ihrer Kraft ebenso wie für England ist, könnten ein noch größeres Interesse für den Wassersport an den Tag legen, als es bis dahin geschehen ist. Nicht etwa daß die ehrwürdigen Chefs der großen Handlungshäuser in ihrem vorgerückten Alter noch rudern und segeln lernen sollen; keineswegs, aber jeder Sport, jede Sportvereinigung hat zwei Klassen von Teilnehmern: die ausübenden und die unterstützenden Sportsmen. Der Jugend die Arbeit und die körperliche Leistung, dem Alter die mit Erfahrung gepaarte, weise Leitung der sportlichen Bestrebungen; und da das Alter in der Regel wohlhabender zu sein pflegt, als die Jugend, so gebührt ihm auch der Löwenanteil in pekuniärer Leistung. Der Wassersport ist nicht direkt produktiv; der Dampf- und der Segelsport auf hoher See, das Yachting, erfordert vielmehr ein bedeutendes Anlagekapital an körperlicher Leistung und barem Gelde; er verzinst dieses Kapital nur indirekt und erst im Laufe der Jahre; er erheischt jährliche, fortgesetzte Opfer von dem einzelnen, die zwar auch ihm selbst, vor allem aber der Allgemeinheit zu gute kommen.

Fangen wir daher, wenn er im Laufe der Jahre produktiv werden soll, klein an, die jüngeren mit ihren Kräften, die älteren mit ihrem Rate und ihrem Gelde; flößen wir dem persönlichen Material systematisch den seemännisch sportlichen Geist, Ehrgeiz und Wetteifer ein, bilden wir Segel- und Rudervereine überall, wo sich entsprechende Wasserflächen hierzu finden, damit unsere Jugend ihren Körper auf dem Wasser stählt und Geschmack an demselben findet; stiften wir hohe Regattapreise, auch für kleinere Segelboote; erschweren wir den jungen Leuten den Beitritt zu den Segel- und Rudervereinen nicht, sondern ermuntern und unterstützen wir dieselben hierin so viel als dies mit dem Berufe irgend vereinbar ist. Nehmen wir in das Inventar der am Wasser gelegenen Villen eine Yacht als selbstverständlich auf, arrangieren, statt nach dem Berner Oberland sich durch die Lokomotive schaffen zu lassen, gemeinsame Yachtfahrten nach Englands, Norwegens, Islands und Grönlands Küsten; erholen wir uns einige Monate an der herrlichen Riviera, aber nur auf der eigenen Yacht: Lasse man die Söhne der Millionäre das Segeln, Rudern, Takeln ꝛc. von Grund aus kennen lernen, wie der ärmste Fischerjunge; es wird ihnen dies ein sehr wohlthuendes Gegengewicht gegen die heutige geistige Ueberbürdung der Schule sein.

Daß die natürlichen Vertreter des Wassersports, die Seeoffiziere, anscheinend demselben fern bleiben, liegt teils in dem angestrengten Dienst, teils im häufigen Wechsel ihres Aufenthalts, oder am Mangel der pekuniären Mittel, da im Seeoffiziercorps im Durchschnitt keine bedeutende Wohlhabenheit herrscht. Doch ist die Annahme, die Seeoffiziere seien dem Wassersport abgeneigt, eine durchaus irrige. Im Gegenteil, auf allen Geschwadern, oder, so oft die Schiffe Gelegenheit haben, mit den Besatzungen fremder Marinen, besonders mit den Engländern, ihre Kräfte messen zu können, wird sowohl der Segel- als der Rudersport mit den Schiffsbooten eifrig betrieben, die Mannschaft zu demselben animiert; und es ist keine große Seltenheit mehr, daß deutsche Kriegsschiffsboote die Herausforderung englischer Bootsbesatzungen angenommen und einen Teil der für solche boat races ausgesetzten Preise davongetragen haben.

Als Beweis, daß auch an höchster Stelle dieser Sport gern gesehen wird, mag hier nicht unbemerkt bleiben, daß schon während der Inspizierung des Panzergeschwaders im Jahre 1875 durch Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit den Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen auf der Reede von Swinemünde, trotz recht bewegter See, ein Wettrudern zwischen den Booten stattfand und die von Höchstdemselben ausgesetzten Preise an die Sieger verteilt wurden. Ebenso hat am 14. Juli 1884 die große Segelregatta auf dem Wannsee bei Potsdam durch das Erscheinen Ihrer Königlichen Hoheiten der Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen, das Aussetzen vom Kaiserpreise und denen der königlichen Prinzen für die diesjährige Regatta bei Swinemünde u. a. eine besondere Bedeutung erhalten und das Interesse bekundet, welches man in den höchsten Kreisen dem Wassersport zuwendet. Dennoch sollten die Seeoffiziere die Träger des deutschen Segel- und Rudersports bilden, wie unsere Kavallerieoffiziere es für den Racesport, die Herrenreiten sind. Dies scheint auch die Ansicht an maßgebender Stelle der Marineverwaltung zu sein, da die Zeitungen schon vor längerer Zeit die Nachricht brachten, daß von Staats wegen zwei Yachten, „Lust“ und „Liebe“, allein zu diesem Zwecke erbaut worden seien.

Als Beweis, wie erfreuliche Fortschritte der Wassersport in verhältnismäßig kurzer Zeit schon in allen Gauen Deutschlands gemacht hat, mögen die dem deutschen Ruder- und Segelalmanach von C. Otto in Berlin pro 1884 entnommenen Daten dienen: Hiernach bestanden in Deutschland sowohl Segel- resp. Regattavereine als auch Rudervereine. Zu den ersteren zählen: der Berliner Yachtklub und eine Anzahl anderer Regatta- und Segelvereine in der Umgebung von Berlin; der mittelrheinische Regattaverein, der Regattaverein in Mannheim; der allgemeine Alsterklub, der norddeutsche Regattaverein u. a. in Hamburg; der Memeler Seglerverein, der Kieler und Lübecker Regattaverein u. a. 1884 haben 40 Regatten mit 562 Booten stattgefunden. Die 66 Rudervereine in Deutschland und Oesterreich zählen mehr als 2000 Mitglieder.

Nach Staaten ergaben sich 1884 für:

Preußen	690	Mitglieder,
Hamburg	446	„
Hessen	203	„
Bayern	163	„
Oesterreich	147	„
Baden	145	„
Württemberg	81	„
Sachsen	55	„
Bremen	45	„
Reichslande	23	„

Nach Städten geordnet:

Hamburg	446	Mitglieder,
Frankfurt a. M.	161	„
Wien	147	„
Mannheim	104	„
Berlin	98	„
Köln	80	„
Offenbach	72	„
Heilbronn	57	„
Dresden	55	„
Düsseldorf	53	„

Sämtliche Sportfahrzeuge bilden zwei Hauptgruppen:

1) Dampf- resp. Segelyachten und Boote,
2) Ruderfahrzeuge,

je nachdem sie dem Dampf-, Segel- oder Rudersport dienen. Dem Dampfsport kann man eigentlich nur mittelbar eine Stelle unter den Zweigen des Wassersports einräumen, da hier die fühllose Maschine das Fahrzeug verhältnismäßig sicher dahintreibt und nicht der Mensch mit seinem ganzen Sein eintreten muß, um die Elemente, die das Gebild der Menschenhand hassen, zu überlisten und zu seinen Dienern zu machen. Er hat mit dem Wassersport nur den Genuß des schönen Meeres gemein und eignet sich daher mehr für ältere Leute und solche, die sich die moralische und physische Kraft zum Kampf mit Wind und Wellen nicht zutrauen. Es kommt auch hinzu, daß er größere Mittel beansprucht.

Der durchschnittliche Tonnengehalt der Dampfyachten ist wesentlich größer als er bei Segelyachten zu sein braucht, wegen des Raumes, den die Maschine und die Kohlen einnehmen. Dieselben sind meistens aus Eisen oder Stahl, oder aus Holz und Eisen (composite), nur wenige aus Holz hergestellt.

Zur Zeit existieren in Europa etwa 40 Regierungsdampfyachten von je 1000 Tonnen und darüber, während es deren im Jahre 1878 nicht viel über ein Dutzend gab. Die schnellste derselben, die ägyptische „Marousseh,“ soll eine Geschwindigkeit von 18 Knoten (etwa 4,5 deutsche Meilen pro Stunde) erreicht haben. Die königlich englische Yacht „Viktoria und Albert“ erreicht 16,8, die kaiserlich deutsche Yacht „Hohenzollern“ 16, die kaiserlich russische „Zarewna“ 14 Knoten. Im Jahre 1850 besaß England 503 Privatyachten mit 24140 Tonnen Gehalt, darunter 3 Dampfyachten; 1883 dagegen 2430 Privatyachten mit 114750 Tonnen Gehalt, darunter etwa 800 Dampfyachten.

Der Preis der einzelnen Yachten entspricht der Tonnenzahl und dem größeren oder geringeren Luxus,

mit welchem sie ausgestattet werden. Die 1857 in Havre gebaute, allerdings mit großem Komfort ausgestattete königlich preußische Yacht „Grille“ von 493 Tonnen Gehalt und 650 Pferdekräften hat beispielsweise in runder Summe etwa 648500 Mark gekostet. Den Luxus einer Dampfyacht können sich daher nur besonders wohlhabende Leute gewähren. Sie läßt sich mit einer Luxusequipage vergleichen, zu deren Instandhaltung noch die Ausgaben während der Seereise: für Besatzung, Kohlen, Lebensmittel u. a. zu rechnen sind. Die letzteren beziffern sich selbst bei einem Fahrzeuge von nur mäßigen Dimensionen auf etwa 3000 Mark pro Monat.

Die Segelyachten, die eigentlichen Träger des Hochseesports, bestehen meistens aus Holz und sind mit einem eisernen Kiel versehen, um ein möglichst großes Segelareal führen zu können. Man bezeichnet sie ihrem Raumgehalt bezw. ihrer Takelage nach als: 200-Tonnen-Schoner, 60-Tonnen-Yawls, 50-Tonnen-Kutter oder Sloops, Fünf- und Drei-Tonner u. s. w.

Schoner heißen zweimastige Fahrzeuge mit Stangen, an denen sie Gaffelsegel bezw. Gaffeltopsegel führen und außerdem noch mit einem Bugspriet nebst Klüverbaum sowie einer Fockrahe versehen sind.

Kutter nennt man einmastige Fahrzeuge mit einer ähnlichen Takelage, bei welchen das Bugspriet aber ohne Klüverbaum ist.

Yawls führen außer der Kuttertakelage am Heck noch einen kleinen Mast mit entsprechend großem Segel.

Beschaffungs- und Unterhaltungskosten einer Segelyacht stellen sich einem Dampffahrzeuge gegenüber von gleichem Tonnengehalt und entsprechendem Komfort etwa auf die Hälfte. Ebenso sind die Unterhaltungskosten der ersteren bedeutend geringer. Noch weniger Mittel aber beansprucht der Segelsport auf Binnengewässern, wie beispielsweise bei Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M. u. s. w.

Die Segelboote werden entweder nach der Konstruktion ihres Rumpfes in Kielboote, Schwertboote, Flachboote, Sharpers, Kanoes ꝛc.; oder nach Art ihrer Beplankung: in Klinker-, Kraweel-, oder Diagonalboote; oder nach der Länge in der Wasserlinie in: drei, vier, fünf, sechs Meter-Boote; oder nach ihrem Raumgehalt in: drei, fünf, zehn Tonner, oder auch dem Schnitt ihrer Segel in: Boote mit lateinischen, Sliding-, Güter-, Lugger-, Sprietsegeln u. s. w. benannt.

Ueber die Konstruktion, Bauart, Betakelung ꝛc. der verschiedenen Typen der Sportfahrzeuge verweisen wir auf die Zeitschrift für deutsche Segler „Ahoi“ von G. von Glasenapp, sowie auf den „Wassersport“ von C. Otto in Berlin u. a.

Der Segelsport verfolgt zwei Ziele, die sich gegenseitig ergänzen, das „Racing“ und das „Cruising“, beides englische Ausdrücke, die bei uns das Bürgerrecht erworben haben, da sie kaum mit einem deutschen Worte wiederzugeben sind.

Unter Racing versteht man das Bestreben, die ganze Kraft einzusetzen, um auf der Regatta (Rennbahn zu Wasser, Wettfahrt) unter Anwendung aller erlaubten Hilfsmittel das vorgesteckte Ziel zuerst zu erreichen; unter Cruising das Vergnügen- oder Tourensegeln.

Das Racing- oder Wettsegeln geschieht nach bestimmten Vorschriften der Regattavereine auf abgemarkten Regattabahnen (Wasserflächen) von möglichst dreieckiger Form, um die Segeleigenschaften der Fahrzeuge bei verschiedenen Windrichtungen zur Geltung zu bringen. Auch auf hoher See wurde während der Blütezeit der Segelschiffe (1840 bis 1860) das Wettsegeln mit großem Eifer betrieben. Es war dieses besonders ein Sport der sogenannten amerikanischen Klipper (voll getakelte Schiffe, Barken oder Briggs), deren große Schnelligkeit nicht nur durch ihre schmale, überaus schlanke Bauart, sondern auch durch die reiche, fast möchte man sagen übergroße Bemastung, durch die Ueberladung von Rahen und Segelwerk bedingt war. Derartige Schiffe waren geeignet, zu jener Zeit keinen Vergleich mit den allerdings noch in den Kinderschuhen steckenden Dampfschiffen zu scheuen, wie folgende Wettfahrt zeigt: Es war am 1. Mai 18 . . Im Goldenen Anker, einem Restaurant nahe dem Quai in New York, hat sich eine Zahl amerikanischer Kapitäne von Segel- und Dampfschiffen bei einem Glase Brandy und Water versammelt, die ihre Garns spannen (Erlebnisse erzählten). Unter ihnen befanden sich zwei Persönlichkeiten (Kapitän Spittfire vom Dampfschiff „Firefly“ und Kapitän Ironhead vom Klipper „Flyingcloud“), welche wegen anerkannter Tüchtigkeit in ihrem Berufe von den übrigen mit einer gewissen Hochachtung betrachtet wurden. Beides prächtige Seemannsgestalten mit wettergebräunten Gesichtern, auf denen sich Energie und Selbstbewußtsein ausprägte. Sie waren Rivalen und betrachteten sich keineswegs mit zärtlichen Blicken; ja mancher der Anwesenden wollte sogar ein gewisses Hohnlächeln bald des einen bald des anderen bemerkt haben. Man war daher nicht wenig überrascht, beide plötzlich in lebhafter Unterhaltung zu sehen und kurz darauf Kapitän Spittfire mit gewissem Selbstgefühl ausrufen zu hören: „No, Sir, als Kapitän eines Steamers würde ich Ihnen gegenüber zu sehr im Vorteil sein. Es thut mir unendlich leid, Ihren so verlockenden Vorschlag nicht acceptieren zu können. Mich in eine lächerliche „Race“ mit einem Segelschiffe einzulassen, wahrhaftig, das ist gegen meine Ueberzeugung!“

Es konnte nicht ausbleiben, daß durch eine solche, nicht gerade leise gemachte Aeußerung die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden auf die beiden Gegner gelenkt wurde. Das Gespräch stockte, und man war auf die darauf erfolgende Antwort gespannt. Sie blieb nicht lange aus, denn mit der scheinbar gleichgültigsten Miene von der Welt, indes seine Augen Feuer zu sprühen schienen, erwiderte Kapitän Ironhead: Please, Sir, unterschätzen Sie die sailing qualities des von mir geführten Klippers nicht. Ich halte ihn zu einer Race über den Atlantic mit jedem Dampfer und auch mit der „Firefly“ für vollständig ebenbürtig. Ich biete Ihnen eine Wette von 3000 Dollars an!“

Eine allgemeine Erregung machte sich in der Gesellschaft bemerkbar. Die Wette war höchst verlockend und man war Amerikaner. Aller Augen richteten sich daher

auf Kapitän Spittfire, der mit einem gewissen Siegesbewußtsein in seinen Mienen kurz erwiderte: „Wohlan denn, Kapitän Ironhead, ich acceptiere die Wette, unterlasse aber nicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß diese Herausforderung nicht von mir ausgegangen ist.“ —

Die Wette um 3000 Dollars für die schnellste Oceanfahrt zwischen Dampf- und Segelschiff war somit in Gegenwart zahlreicher Zeugen abgeschlossen und hatte wiederum viele andere Wetten zu Gunsten des einen oder des anderen Schiffes zur Folge.

Beide Schiffe waren segelfertig, beide hatten eine gleiche Ladung (Baumwolle) nebst einer Anzahl Passagiere und sollten am 3. Mai nach Liverpool in See gehen.

Mit Tagesanbruch — so erzählt einer der Passagiere — war Kapitän Ironhead schon auf Deck, sein scharfer Blick richtete sich nach der Brooklyner Seite, wo, kaum im Zwielicht erkennbar, der „Firefly“ lag. Um nicht des kleinsten Vorteils geziehen zu werden, durften auf seinem Schiffe keinerlei Vorbereitungen getroffen werden, ehe der Rival sich regte. Sobald aber schwache Rauchwolken aus seinem Schornstein sich mit dem Morgennebel mischten, regten sich auch auf der „Flyingcloud“ alle Hände, die Landtaue wurden losgeworfen und das Schiff mit staunenswerter Schnelligkeit in das Fahrwasser gelegt. Was that's, daß der Bug desselben den Quai unsanft berührte? Sobald Kapitän Ironhead sich überzeugt hatte, daß kein Schaden von Bedeutung dadurch entstanden, war das Intermezzo von ihm vergessen.

Die Firefly hatte inzwischen Dampf aufgemacht, die schwarzen Rauchsäulen waren den weißen Federwölkchen des Dampfrohrs gewichen. Das Auge der Passagiere ergötzte sich noch an dem malerischen Getriebe des lebhaften Hafens, als die Schiffsglocke zum drittenmal läutete. „Fertig?“ rief der Kapitän von der Kommandobrücke. „Fertig!“ war die Antwort. Die Landfesten fielen ins Wasser und wurden eingeholt, die Schaufelräder schlugen ihren langsamen Takt, und der Dampfer fuhr in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritt an der „Flyingcloud“ vorüber, der Hafenmündung zu, begleitet von den auf beiden Schiffen ertönenden kräftigen Hurras ihrer Besatzungen. — Die Race hatte ihren Anfang genommen! —

Bald darauf schoß auf ein Signal des Klippers ein kleiner Dampfer heran und erhielt ein Schlepptau, der Anker wurde gelichtet, und bald sah man beide Schiffe im Kielwasser der „Firefly“, die mit voller Kraft vorwärts keuchte, durch die Narrows folgen. Darauf wurde der Schlepper losgeworfen und das Tau eingeholt, die weißen Segel fielen, ihre unteren Ecken wurden an den Rahen ausgespannt und die letzteren an ihren Stangen in die Höhe gezogen, während frische Brise das weiße Linnen in bauchiger Rundung schwellte. Wie ein todesmutiger Schwan glitt der stolze Klipper unter dem Druck seiner mächtigen Schwingen seewärts, in die äußere Bai hinein, bei Sandy Hook vorüber, immer weiter gen Osten dem offenen Meere zu.

Die Ufer traten allmählich zurück, die Formen derselben entschwanden dem Auge. Bald hatte sich der letzte in bläulichen Duft getauchte Streifen Land unter den Horizont gesenkt und die „Flyingcloud“ schwebte dahin auf freiem Meere, ihren Kurs nach Osten nehmend. Die schaukelnde Bewegung nahm zu, je weiter sich das Schiff von der Küste entfernte, und dies verfehlte seine Wirkung auf die Passagiere nicht. Noch einmal waren sie auf das Deck geeilt, um Abschied vom letzten Streifen des amerikanischen Festlandes zu nehmen, noch einmal sich nach der „Firefly“ umzuschauen. Ein leises Ah! und Oh! aber entfuhr manchem derselben, als man des Rivalen schon etwa vier Seemeilen voraus ansichtig wurde. Der Kapitän, welcher neben dem Manne am Ruder stand und den zu steuernden Kurs aufgegeben hatte, hörte diese Ausdrücke mit lächelnder Miene an, er fand nichts Unerwartetes hierin, vergnügt rieb er sich die Hände und nicht das leiseste Wölkchen stand auf seiner Stirn. Er ließ sogar mit dem Schiffe eine Wendung machen, so daß von der „Firefly“ der Besanmast des Klippers gesehen werden konnte; das Sternenbanner flog an der Gaffelspitze empor und neigte sich dreimal grüßend, der Dampfer dankte in gleicher Weise, worauf beide Schiffe ihren Kurs fortsetzten.

Nach und nach wurde die Entfernung zwischen beiden immer größer, bis der Dampfer völlig unter dem Horizont verschwand; die Windstärke war für den Klipper trotz aller ausgespannten Segel nicht kräftig genug, um mit dem Gegner gleichen Schritt halten zu können. Doch unbeirrt durchschnitt sein scharfer Bug die Fluten, unaufhaltsam durchfurchte sein Kiel den tiefblauen Ocean; muntere Wellen trieben ihr Spiel und köpften bei der frischen Brise mit blendendem Schimmer über. Flüchtigen Fußes eilte das schlanke Schiff vorwärts, gleich angestaunt und bewundert von den Passagieren wie von der Besatzung. Der erste Tag der Wettfahrt war verstrichen. Die Sonne tauchte nach vollendeter Bahn in die bewegten Fluten; der Abendhimmel flimmerte in wundervollem, farbenreichem Lichte, und der helle Mond segelte in seiner ganzen Pracht am gestirnten Himmelsgewölbe dahin. Nach Ansicht der Passagiere ließ sich die Fahrt gut an — das prächtige Schiff, der günstige Wind, der Golfstrom — lauter natürliche Dinge, doch zu günstig in ihrer Gesamtwirkung, als daß sie von langer Dauer hätten sein können! Nur der, welcher am meisten Interesse an der Sache hatte, der Kapitän that gar nicht, als ob dies etwas Besonderes sei, ruhig setzte er seine Promenade auf dem Hinterdeck fort, vielleicht in Gedanken sich schon ausmalend, wenn der Klipper erst, den vom Sturm gejagten Wolken es gleich machend, seine 240 Seemeilen in 24 Stunden zurücklegen würde.

Sechs Tage hatte die Fahrt gedauert, sechs Tage seit der Abfahrt von New York waren die Segel unausgesetzt von frischem, günstigen Winde geschwellt worden. Auch heute, — es war Freitag, ein für Seeleute ominöser Tag — schien sich der Ocean noch einmal von seiner schönsten Seite zeigen zu wollen. In unverhülltem Glanze strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab; die Dünung war kaum merkbar und das Schiff schaukelte sich nur leise und gleichmäßig auf der Azurfläche. Es prangte in vollem Schmuck der Ordnung und Sauberkeit, das Verdeck war schneeweiß, die Segel standen so straff und glatt, daß es eine wahre Lust war

und auch das kritische Auge keinen Fehl zu entdecken vermochte. Nach Sonnenuntergang ließ jedoch der günstige Wind nach und füllte kaum noch die Segel, das Schiff wiegte sich leise und regelmäßig auf dem schlummernden Ocean. Der klare Himmel bezog sich mit einem gleichmäßigen Grau und in Nordwest kam eine drohende dunkle Bank mit messerscharfen Rändern langsam am Horizont herauf, von der sich einzelne schwarze Flocken ablösten und mit Blitzesschnelle über die graue Wolkendecke jagten. Dazu Windstille, wirkliche Windstille, während welcher der Klipper mit dem besten Willen nicht von der Stelle konnte, indes der Dampfer .... Doch Kapitän Ironhead war zu sehr Gentleman, als daß in Gegenwart seiner Passagiere, unter denen sich mehrere Damen befanden, ein derbes Wort über seine Lippen gekommen wäre, doch innerlich? Er wird gewettert und geflucht haben, wie jeder andere Christenmensch.

Es war nahe an Mitternacht und tiefe Ruhe lagerte über dem Schiff; nur das leise Reiben des Tauwerks in den Blöcken oder des Steuerreeps auf seinen Rollen unterbrach sie dann und wann, wenn jenes sich langsam wiegte, oder die Leute das Ruder ein wenig nach der einen oder anderen Seite bewegten. Die dunkle Bank im Nordwesten stieg höher und höher, und bald begannen die Segel mit den Schwankungen des Schiffs gegen Masten und Stangen zu schlagen, zuerst leise, dann lauter, sowie die See höher rollte. Der bereits vorhandene Wogenschwall türmte sich schnell zu Bergen, deren gewaltige Kämme brüllend gegen die Seiten des Schiffes brachen und mit ihm in einer Weise Fangball spielten, daß sehr feste Seebeine dazu gehörten, um nicht ebenfalls über Kopf zu gehen. Die Sturmvögel in dichten Scharen umkreisten das Schiff und kreischten, daß es durch Mark und Bein ging. Allgemeine Verstimmung herrschte überall. Nur Kapitän Ironhead verlor den Humor nicht; seine Gedanken waren anderseits beschäftigt, sein Augenmerk auf die Wolkenbildung gerichtet. „Boys," rief er den beiden Matrosen zu, die beschäftigt waren, die Zurrings des Deckbootes straffer anzuziehen, „wenn das da im Norden lospfeift, dann zeigt, daß ihr amerikanische Sailors seid, die sich selbst vor Beelzebub nicht fürchten!" Die Antwort darauf war nur ein behagliches Grinsen.

Mit dem letzten Ton der Mitternachtsglocke konnten die nicht allzu tief versunkenen Schläfer einen spitzen, pfeifenden Ton wahrnehmen; aus dem finsteren Gewölk fielen schon schwere Regentropfen hernieder; da — ein greller Blitz, und ein furchtbarer Donner ließ das Schiff in seinen Fugen erzittern, während der Himmel seine Schleusen öffnete und wahre Ströme von Regen- und Seewasser auf Deck hin- und herrauschten, deren Ausläufer sich durch die Fugen des Deckfensters ihren Weg sogar bis in die Kabinen der Passagiere bahnten. Schon vor dem Beginn dieses Monsterkonzertes ließ der Kapitän die Mannschaft bereit stehen, die Segel zu reffen; als daher die erste gewaltige Böe plötzlich über das Schiff hinwegbrauste, die große Bramstange von oben brach und verschiedene Fetzen von den Rahen riß, waren die Marssegel bereits heruntergelassen. Dennoch wich das Schiff dem furchtbaren Drucke und legte sich derartig auf die Seite, daß die See über die Railing (Brustwehr) der Unterwindseite brach. Die Masten biegen sich, die Rahen geben nach, das ganze Schiff ächzt und stöhnt, als müßte es in Atome zerbersten. Immer infernalischer wird die Musik und der Lauf des Schiffes vor dem daherrasenden Sturme, sowie die Wellenberge des Oceans nahmen eine Form an, die jeden anderen Kapitän zum Beilegen veranlaßt hätte. Wie von Furien gepeitscht zerteilt es die Wogen und stürmt mit unheimlicher Geschwindigkeit durch die nächtlichen Wasser. Die Möglichkeit des Beidrehens schwand daher mit jeder Minute; einmal vor dem wachsenden Sturme jagend, konnte keine menschliche Macht es aufhalten. „Recht so, Boys, wollen dem Steamer (Dampfschiff) beweisen, was ein Klipper kann; bravo, das ist eine Tanzmusik, bei der einem tüchtigen Seemann das Herz im Leib lacht!" So rief Kapitän Ironhead in die Nacht hinein, als ihm sein Südwester (Regenkappe) über Bord gewirbelt ward. Doch kaum waren diese Worte verhallt, als ein vernehmlicher Knall mit einem Kreischen und Knattern seine Aufmerksamkeit fesselte, indem zu Atomen zerpeitscht, das Kreuzmarssegel über das weite Meer getrieben wurde. „Hallo, Jungens, hinauf! laßt euch den Spaß nicht verderben. Flink wie ihr seid, habt ihr den Schaden in kurzer Zeit wieder repariert." Er hatte die Worte mit aller Gewalt schreien müssen, um von seinen Leuten verstanden zu werden. Nun ging es aber an die Arbeit. Wie die Eichkätzchen kletterten die Matrosen in die sausende, tobende, stockfinstere Höhe hinauf, auf der Marsrahe entlang, die mit einem Ende fast die Köpfe der Wogen streifte, um die Reste des zerpeitschten Segels ab-, das Reservesegel wieder unterzuschlagen. Nur der Ehrgeiz, die Verwegenheit solcher Bursche konnte in so rabenfinsterer Nacht den Schaden ausbessern. Man hielt platt vor dem Winde ab, damit die volle Kraft des Sturmes und der Wogen vom Schiffe weniger verspürt werde, und so mochte es immerhin bis zum Morgengrauen mit dem „Flyingcloud" gehen.

Gegen zwei Uhr morgens ließ indes der Sturm nach, die Segel klatschten gegen die Masten, das Schiff schlingerte arg und war gleich einer blinden Klippe; von allen Seiten stürzten die Wogen über dasselbe, die Speigatten (Wasserrinnen) vermochten kaum das Wasser vom Deck abzuführen, fußhoch rauscht es auf demselben hin und her, bis nach einiger Frist der Sturm mit erneuter Kraft in gerade entgegengesetzter Richtung losbricht. „Luv!" ruft der Kapitän den Rudersleuten zu, als die Rahesegel gegen Masten und Stangen schlagen. „Die Achterrahen rund gebraßt!" erfolgt ein zweites Kommando. Die Leute am Steuerrade drehen mit aller Kraft, es gelingt aber nicht, dasselbe zu bewegen. „Das Ruder liegt in Lee!" kommt die Antwort zurück. Der eiserne Ring der Ruderpinne hat die Ecken des hölzernen Ruderherzes abgedreht, das Schiff ist steuerlos geworden. Ehe der lange Schiffskörper mit dem Bug nach Nordost gebracht werden konnte, vergingen bange, schlimme Momente. Aber die Wendung gelang, trotz der Finsternis, trotz der Menge Beschädigungen in der Takelage, und froh atmete man auf! Auch das Ruder wurde soweit wieder hergestellt,

daß schneidig gesteuert werden konnte. Und abermals jagte das Schiff, den Sturm im Rücken, mit verändertem Kurse weiter. Nur kein Stillstand! vorwärts! vorwärts! Die reine Höllenjagd! Kapitän Ironhead wollte es so, er wich nicht von Deck, hatte überall die Augen, überall erscholl seine Stimme, beinahe übermütig-fröhlich schwirrten seine Befehle hierhin, dorthin, er war überall zu gleicher Zeit, ermunternd, anfeuernd, freundlich. „Ist das auch Wind? He, Boys, als gut geschulte Sailors können wir noch mehr als diese stramme Kühlte ertragen. Wir sind eisenfeste Amerikaner und weichen weder dem Sturme noch dem Steamer!" und drohend hob er den Arm mit der geballten Faust. Doch nicht alle waren von dem Mute und der Ausdauer des Kapitäns beseelt, selbst nicht der erste Steuermann Mr. Sponge. Obgleich man schweigend die Arbeiten verrichtete, machte sich doch eine gewisse Ermattung, eine gewisse Verzagtheit bei der Besatzung bemerkbar. Als aber der Kapitän die Frage an sie richtete, wer von ihnen ausruhen, wer von ihnen bei ihm auf Deck bleiben wolle, da versagte niemand den Dienst, — sie blieben alle, selbst Mr. Sponge blieb, obwohl ihm gewiß unbehaglich zu Mute war. Niemand wagte das Deck zu verlassen, um zu verschnaufen, alle wollten es dem eisernen Kapitän gleichthun. Der Tag brach mit Sturmesgraus und hohem Wogengang an, ächzend und stöhnend flog der Klipper über die weißen Köpfe der Wellen hin. Unerhörtes ward dem Schiff zugemutet. Doch welch ein Anblick bot sich dem Auge dar, als der anbrechende Tag all die Zerstörungen, welche das Unwetter angerichtet hatte, erkennen ließ. Nicht allein die zerbrochenen Spieren und zerrissenen Segel, sondern auch andere Verluste wurden bemerkbar, ein Seitenboot war weggeschlagen, ein zweites konnte nur noch mit genauer Not geborgen werden. Wüst sah es auf dem Oberdeck, wüst in den Kajüten der Passagiere aus; eine Menge Leichen fand man unter dem Deckboot, nicht von Menschen, wohl aber von Geflügel, das in seinen Käfigen verendet war.

Auch die Passagiere hatten sehr vom Sturm zu leiden gehabt; nicht allein, daß sie hin und wieder von dem eindringenden Seewasser auf ihrem Lager inkommodiert worden waren, konnten sie nur mit Mühe sich in ihren Kojen festhalten. An Schlaf war nun erst recht nicht zu denken, denn die Wände krachten und bebten; in dem unheimlichen Getöse fand keiner moralischen Mut genug zu einer Unterhaltung. Aus der Böe hatte sich ein Sturm entwickelt und machte es für die Dauer von 18 Stunden recht ungemütlich an Bord, namentlich aber beim Mittagessen. Schade, daß die Umstände es nicht gestatten, bei dergleichen Gelegenheiten das Photogramm eines solchen Essens mit Hindernissen aufzunehmen, es würde ein höchst drastisches Bild abgeben! Zunächst sind die Tischfüße sehr begehrte Objekte. Wer einen solchen in der Nähe seines Sitzes ergattern konnte, verankerte sich mit Hülfe eines umschlungenen Beines sofort daran. Den Teller mußte man natürlich in der Hand balancieren, weil sonst nichts darauf blieb und die nur halb vollgeschenkten Gläser suchte man irgendwo zwischen den Schlingerleisten festzuklemmen. Andere hatten in einer Ecke der Kajüte Posto zu fassen gesucht, um sich dort vom Steward bedienen zu lassen. Da kommt plötzlich ein Ueberholer, als wenn das Schiff kentern wollte. Der Steward hatte, wie Kapitän Ironhead bemerkte, seine Seebeine noch nicht eingehängt; die am Tische Sitzenden hatten genug zu thun, sich selbst festzuhalten, und so ergossen sich denn Saucen und andere Flüssigkeiten über die Köpfe und Kleider der auf dem Fußboden Gelagerten, während andere mit einem Schinken und der Weinflasche von einer Seite zur anderen rollten. Gegen vier Uhr nachmittags — Kapitän Ironhead hatte seit Mitternacht auf Deck gestanden, ohne auch nur die geringste Müdigkeit zu fühlen — brach in einer orkanartigen Regenböe die Vormarsrahe, Tauwerk und Segel mit sich reißend und in wirrem Durcheinander herabstürzend. Mit blitzenden Augen auf die neue Havarie blickend, entfuhr ein kräftiger Seemannsfluch dem Munde des tapferen Kapitäns. Unverzagt aber wandte er sich an seine Mannschaft mit den Worten: „Verdammt! der ‚Flyingcloud' ist doch nicht aus Kandis gebaut! Vorwärts Boys, es gibt Arbeit, aber Sieger bleiben wir doch!" Das Kommando: „away aloft!" ertönte, in den Wanten wimmelte, kletterte und lief alles, als gälte es ein Königreich damit zu gewinnen. Und dann erst auf den Rahen: tollkühn und waghalsig balancierten die nervigen Kerle auf den schmalen Spieren, fast ohne Halt dort oben in den Lüften! Es war eine harte Arbeit, doch die Havarie mußte ausgebessert werden; und sie wurde. Dann trat ein Pause ein. Der Zimmermann peilte die Pumpen und meldete, daß das Schiff Wasser ziehe. Allgemeine Niedergeschlagenheit ob dieser Meldung. „Hallo, Steward, es ist fünf Uhr, wo bleibt der Grog?" — rief Kapitän Ironhaed. Niemand wagte Einrede zu erheben, nur Mr. Sponge ließ ein verlegenes Räuspern hören. Der Zugang zum Logis der Mannschaft war durch das herabgestürzte Tauwerk des Fockmastes noch gesperrt, und so forderte der Kapitän die Mannschaft auf, eine Herzstärkung in seiner Kajüte einzunehmen. Mit schlotternden Gliedern holte der Steward Ingredienzien zum Punsch zusammen und stellte sie in den Rahmen des Tisches. Darauf mischte der Kapitän für jeden der Anwesenden den Grog und machte mit der heitersten Miene von der Welt den liebenswürdigen Wirt, als gebe es weder schlechtes Wetter noch ein leckes Schiff! Darauf erhob er sein Glas und sich zunächst an seinen ersten Steuermann wendend, forderte er denselben auf, mit ihm auf das Wohl des „Flyingcloud" zu trinken. Doch verlegen und mit der Miene eines Verurteilten, der zum Richtplatz geführt wird, erwiderte Mr. Sponge: „Ich danke Ihnen Sir, im Angesicht des Todes noch Punsch zu trinken, geht gegen mein Gefühl!" Mit dieser Erklärung das ihm gereichte Glas zurückweisend, erhob er sich und war im Begriff, die Kajüte zu verlassen.

Und Kapitän Ironhead?

Mit unvergleichlich spöttischem Lächeln rückte er das verschmähte Glas wieder in Griffweite des Steuermanns und rief ihm halb ironisch, halb humoristisch zu: „Trinken Sie, Mr. Sponge, trinken Sie, und sollte Ihnen nach kurzer Zeit vielleicht im Himmel oder an einem anderen Orte in the middle of the Ocean ebenfalls ein Glas Punsch offeriert werden, dann dürfen Sie danken mit

der Bemerkung, Sie hätten eben erst beim Abschied von der ‚Flyingcloud‘ eins geleert, man lebe auf der Oberwelt auch nicht schlecht!“ Die Mienen der Versammelten erheiterten sich. Mit einem Schlage waren Mut, Vertrauen, Hoffnung in die verzagten Gemüter zurückgekehrt und: „three cheers for Captain Ironhead, three cheers for the ‚Flyingcloud‘!“ erscholl es aus dem Munde der versammelten Besatzung.

Gleich als müßten Sturm und Wogenschwall sich vor dieser eisernen Ruhe eines beherzten Seemannes beugen, so besserte sich von Stunde an das Wetter. Wie die Teufel um eine arme Seele sich abhetzen, so war die Mannschaft bemüht, die entstandenen Havarien auszubessern; selbst der über Wasser befindliche Leck wurde mit übermäßiger Anstrengung des Zimmermanns repariert, so daß, als noch vor Sonnenuntergang das Wasser aus dem Schiffe gepumpt und eine Notmarsrahe am Fockmast hergerichtet war, wiederum ein vielstimmiges Hurra durch das Schiff erschallte. Zwar wehte es noch hart, aber man war wieder guter Dinge, die Mannschaft konnte wachweise ihre Hängematten aufsuchen. Dabei rannte das wackere Fahrzeug mit Blitzeseile eine Meile nach der anderen ab und flog unentwegt dem Bestimmungsorte — Liverpool — zu.

Elf Tage waren verstrichen seit der Abfahrt von New York. Kaum waren die vom letzten Sturm angerichteten Havarien nach Möglichkeit ausgebessert, als die Stärke des Windes sich abermals in bedenklichem Grade steigerte. „Ha, so nahe am Ziel noch Zeit verlieren? Beidrehen? Nimmermehr!“ Aber das Bedürfnis nach Ruhe zwang endlich den eisenfesten Kapitän sein Lager aufzusuchen. Er mußte ruhen, mußte schlafen und neue Kräfte sammeln, um während der letzten nicht ungefährlichen Passage durch den St. Georgskanal bis nach Liverpool auf Deck sein zu können. Wie aber, wenn der Wind unterdessen sich noch steigerte, wenn Mr. Sponge die Segel reffen, wohl gar einnehmen ließ und dadurch die Fahrt des Schiffes verringert wurde? O, dem mußte vorgebeugt werden! Kapitän Ironhead legte daher Schooten, Halsen, Fallen der Mars- und Untersegel mit Vorlageschlössern fest, deren Schlüssel er mit sich in die Koje nahm. So, nun das Tauwerk angeschlossen war, mußten die Segel stehen bleiben! Innerhalb der nächsten 24 Stunden hatte die „Flyingcloud“ 300 Seemeilen zurückgelegt, gewiß eine tüchtige Leistung!

Nach 13 Tagen und 12 Stunden segelte endlich ein schlanker Klipper durch die Sandbänke an der Mündung des Mersey. Zwar war die Takelage stark zerzaust, allein flatternde Wimpel schmückten die Masten des Schiffes, als es angesichts der Stadt Liverpool ankerte. Mit sachkundigem Auge richtete Kapitän Ironhead sein Fernrohr auf den im Hafen liegenden Mastenwald, und es verriet sein Lächeln, daß die Untersuchung günstig ausgefallen sei. Bald darauf hatten sich die Passagiere um ihn gruppiert, um sich von ihrem eisernen Kapitän zu verabschieden, denn die an der Schiffsseite ihrer harrenden Boote hatten bereits ihr Gepäck aufgenommen. Eine allgemeine Freude bekundete sich auf den Gesichtern, Scherze flogen hinüber und herüber, man schüttelte sich beim Abschiede die Hand, und als ein Witzbold von Passagier dem Kapitän zuflüsterte: „Wenn nun aber die ‚Firefly‘ doch schon da wäre?“ erwiderte ihm lächelnd Kapitän Ironhead, indem er siegesgewiß mit der Hand nach dem Lande deutete: „No fear, Sir, denn keine jener Mastspitzen trägt das vereinbarte Signal, das Sternenbanner der Union, am Großtop!“ Da erscholl es innen- wie außenbords: „Three cheers for Captain Ironhead, three cheers for the ‚Flyingcloud‘!“

Zwei Tage später nahm vor den Sandbänken des Mersey ein Dampfer den Lootsen an Bord. Die erste vom Kapitän des Schiffes an letzteren gerichtete Frage war: „Ist der Klipper ‚Flyingcloud‘ von New York kommend, schon eingelaufen?“ „Yes, Sir!“ war die Antwort, „aber mit bedeutender Havarie in der Takelage!“

„Dem Kerl muß der Teufel geholfen haben!“ brummte Kapitän Spittfire, „die Wette ist verloren!“ Wenige Tage darauf ging es bei der Begleichung derselben auf der „Flyingcloud“ höchst fidel her, außer den Beteiligten waren noch manche Passagiere Gäste von Kapitän Ironhead. An Hochs auf den Klipper fehlte es nicht, doch flüsterten sich die anwesenden Passagiere zu: „Eine Wettfahrt über den Ocean machen wir doch nicht wieder mit!“

Ein anderes höchst waghalsiges Vergnügen- oder Tourensegeln war die Fahrt der Gebrüder Andrews in dem 20 Fuß langen Segelboot „Nautilus“ über den Atlantischen Ocean. Sie allein bildeten die Bemannung, Kapitän und Lotse, und waren keine Seeleute von Beruf. Der ältere, William Andrews, 35 Jahre alt, war Buchhalter in einer Pianofortefabrik; der jüngere, Holzbildhauer, 23 Jahre alt. Am 13. Juni 1878 verließ das kleine, gebrechliche Boot mit einem Mast und einem lateinischen Segel von 12,50 qm Areal den Hafen von Boston. Das Boot, welches nach Angaben der Besitzer erbaut war, hatte kaum seetüchtige Formen und war sehr flach. Das Deck hatte zwei Luken; die eine diente als Eingang unter Deck für den Steuermann; die andere, wasserdicht verschlossen, führte in den inneren, zum Schlafen eingerichteten Raum des Bootes. Als einziger Ballast des Fahrzeuges dienten die Lebensmittel und 270 Liter Trinkwasser. Die kühnen Seefahrer haben während der ganzen Zeit von Konserven gelebt und nur dann und wann Kaffee auf Spiritus bereiten können. Auf der Fahrt haben sie 37 verschiedene Schiffe getroffen und gesprochen; Länge und Breite der Begegnung sind von den Schiffen aufgenommen, denn der „Nautilus“ führte nur einen einfachen Kompaß.

Am 31. Juli, nach achtundvierzigtägiger Reise, lief das Boot „Plymouth“ an und ging dann von Havre aus an Bord eines Dampfers nach Paris.

Trotz dieses glücklich ausgeführten tollkühnen Unternehmens ist das Gelingen desselben für Boote wie der „Nautilus“ stets nur ausnahmsweise günstigen Umständen zu verdanken und möchten wir selbst Sportenthusiasten ein zweites Wagestück dieser Art nicht empfehlen; das Sprichwort: „Dem Kühnen gehört die Welt!“ dürfte hier wohl nicht angebracht sein.

Die Spinnerinnen. Von Karl Marr.

Daß beide Gebiete (Racing sowohl wie Cruising) ihren Reiz haben, daß sie sich ergänzen und für das Emporblühen des Sports notwendig sind, ist außer Frage. Jedes Land, das einen Ruf im Segelsport erreichen will, muß klein und zwar mit dem Cruising anfangen, muß versuchen, die große Masse zu dem Vergnügen des Segelns zu animieren und zu gewinnen. Gerade der kleine Segler, der in seinem kleinen Boote schüchtern anfängt, liefert das Material für eine größere Ausdehnung des Sports.

Das Racing ist ohnehin die unausbleibliche Konsequenz, denn wer eine Weile das Segeln zum Vergnügen betrieben, wer sich die nötigen Kenntnisse und die erforderlichen Hand- und Kunstgriffe angeeignet hat, fühlt ganz gewiß den unwiderstehlichen Drang, sich auch einmal im Racing zu versuchen, um zu zeigen, was er gelernt hat. Ob aber das Erlernen des Bootsegelns für einen Binnenländer, ohne Anleitung, ohne fachmännische Belehrung überhaupt so leicht ist, wie viele meinen, scheint mehr als fraglich zu sein. Jedenfalls wäre es den Freunden des Wassersports zu empfehlen, für ganz Deutschland neben einheitlichen Regatta- resp. Racebestimmungen auch eine einheitliche Nomenklatur, gleiche Kommandoworte ꝛc. für diesen Sportzweig einzuführen und gleichzeitig dabei zu erwägen: ob nicht an geeigneten Plätzen eine Anzahl Segelfahrzeuge von etwa gleichen Segeleigenschaften zu einem Geschwadersegeln zu vereinigen sei, um verschiedene Evolutionen auf Signal auszuführen. Hierbei würde die Geschicklichkeit der einzelnen Bootsführer hervortreten, der Ehrgeiz derselben angespornt werden. Diese Idee ist nicht neu und, soviel uns erinnerlich, bereits in Nizza zur Ausführung gelangt. Die Vorführung solcher Manöver würde aber auch zweifelsohne zur Förderung des Segelsportes beitragen.

Wie schon eingangs bemerkt, ist England die Wiege des Wassersports. Was Wunder, wenn sich dort schon längst feste Normen bezüglich der Benennung und Einteilung der Fahrzeuge gebildet haben.

Viel schwieriger ist dies in Deutschland durchführbar, wo, wie in der Politik die einzelnen Staaten, so auch die verschiedenen Segel- und Ruderklubs und Vereine ihre Sonderinteressen verfolgen. Doch: „Eile mit Weile!“ und wenn in dieser Richtung noch vieles zu wünschen übrig bleibt, so ist doch zu hoffen, daß, nachdem in den letzten Jahren der Wassersport im deutschen Vaterlande einen früher nie geahnten Aufschwung genommen, er auch einen Gedanken, „die Bildung eines deutschen Ruder-Verbandes“, gezeitigt hat, welcher in der Richtung des Rudersports künftig als der Markstein an einem wichtigen Wendepunkte zu betrachten sein wird, die etwa noch bestehenden Sonderinteressen beseitigt werden können.

Die Nomenklatur und Bezeichnungen einzelner Gegenstände stieß bei den Dampf- und Segelfahrzeugen des Wassersports insofern weniger auf Schwierigkeiten, als sich manche englische Ausdrücke schon bei uns eingebürgert hatten.

Anders ist es dagegen bei den Ruderbooten, wo selbst eine Uebersetzung der einzelnen Benennungen aus dem Englischen keinen guten Klang hat. — Als Illustration, wie schroff sich die Ansichten bei der Benennung der verschiedenen Kategorien von Ruderbooten, soweit es ihren Motor betrifft, in Deutschland heute noch gegenüberstehen, diene folgendes:

Seite 130 im „Ahoi“ 1884 liest man:

1. Ein Boot, in welchem ein oder mehrere Mann mit je zwei Riemen (sculls) arbeiten, heißt „Skullerboot“ oder abgekürzt „Skuller“.

2. Ein Boot, in welchem mehrere Mann mit je einem Riemen arbeiten, heißt „Riemenboot“ bezw. abgekürzt „Riemer“.

3. Ist es notwendig, so wird den Benennungen ad 1 und 2 noch die Bauart hinzugefügt, z. B. Gig, Wherry u. s. w.

4. Die Zahl der arbeitenden Leute ist den Bezeichnungen ad 1—3 vorzusetzen, außer beim einfachen Skuller-Boot.

5. Ohne den Zusatz „Dollen“ versteht man unter obiger Bezeichnung stets ein „Auslegerboot“.

Hiernach gibt es. Dollen-Skuller-, Dollen-Zweiskullerboote u. s. w.; ferner Dollen-Zweiriemer-, Vierriemerboote, -Gigs, -Wherries u. a.

Dagegen bezeichnet man mit „Zweiriemer“, ohne Beifügung von Dollen, Ausleger-Rennboote ꝛc.

Im „Wassersport“, S. 1 und 3 von 1884, auf welchen wir hier nur verweisen können, findet man aber eine ganz andere Auffassung.

Und nun, lieber Leser, höre ich dich fragen, wie es wohl einem alten Egoisten zukommt: „Was habe ich für Nutzen vom Wassersport?“ Die Antwort lautet: „Sieh den Seemann, den Flußschiffer, den Fischer an, wie seine Muskeln von Kraft, sein wettergebräuntes Gesicht von Gesundheit strotzt. Und weiter sagt das Sprichwort: Mens sana in corpore sano; kühner Mut, ein starkes Herz, dies sind die Blüten der Seele, die in unserer abschleifenden Kultur verkümmern, die aber im Brausen des Sturmes, im Kampfe mit den Elementen wachsen und gedeihen: Im Reiz der Sinne liegt der weibliche, im freien Spiel der Kraft der männliche Genuß des Lebens. Mit den Kräften der Natur aber liegt dein eigenes Ich zu den Füßen deines Willens.

Glück der Liebe.

Von

Felix Dahn.

Wie mag ein Herz, das liebet,
Doch überselig sein!
Das tote Selbst zerstiebet,
Im andern lebt's allein.

's ist wie ein tiefer Bronnen,
Darin du untergehst,
Und in dem Reich der Wonnen
Beselígt auferstehst.

Was ist unter der Erde?

Von

Maurus Jokai.

(Einzig autorisierte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.)

I.

Die elegante Welt hätte gar zu gerne erfahren, weshalb Marquis Malmont seine Gattin den Blicken der profanen Menge so streng entziehe.

Die einen waren der Meinung, daß der Marquis sehr eifersüchtig sei und die Marquise sehr dahin neige, ihrem Gatten immer mehr Grund zum Anfachen dieser seiner Leidenschaft zu geben.

Die anderen beantworteten damit die Frage, daß der Marquis wahrscheinlich eine entsetzlich häßliche Frau geheiratet habe und nun nicht wolle, daß sie von den Leuten gesehen werde; das Unglück sei groß genug, da er sie selbst vor sich sehen müsse.

Geschicktere Leute berichtigten diese Meinung dahin, daß die Frau nicht häßlich, sondern ein — entsetzlich einfältiges Gänschen, der unglückliche Gegenstand irgend einer aus Neigung geschlossenen Heirat sei, in welches sich der Marquis bis zur Hochzeit vernarrte, was er jetzt jedoch ganz ungemein bereue.

Phantasiereiche Gemüter erdachten ganze Geschichten zum Lösen dieses Rätsels; der Marquis sei ein alter Bösewicht, von dem seine Gattin furchtbare Geheimnisse wisse, welche der Ehemann um jeden Preis vor der Welt verheimlichen müsse.

In einer mittelgroßen Stadt, wie Issodun, wo die Niederlassung eines vom Lande anlangenden Gutsbesitzers eine Epoche bildet, haben die Menschen Zeit und Muße, sich mit dergleichen Fragen abzumühen.

Marquis Malmont machte auf einmal dem vielen Kopfzerbrechen damit ein Ende, daß er eines schönen Morgens den Notabilitäten der Stadt der Reihe nach jene wohlbekannten Einladungskarten zusandte, in welchen ein mit den obligaten Epithetons versehener Gatte seine Bekannten und Nichtbekannten auffordert, ihn zu dieser und dieser Nachmittagsstunde damit beehren zu wollen, seine geliebte, einzige Gattin auf der — Totenbahre zu besichtigen.

Jetzt ist also jene geheimnisvolle Frau nicht mehr verschlossen, jedermann vermag sich nun davon zu überzeugen, ob sie schön oder so häßlich wie Gargantua gewesen sei, ob sie geistreich oder ungebildet gewesen. Die Toten betragen sich sehr klug, nur daß sie ein wenig zu stille Gesellschafter sind.

Als man sie gesehen hatte, herrschte nur ein Urteil über sie: das Weib war wunderschön gewesen!

So schön, daß ihr nicht einmal der Tod etwas anzuhaben vermochte; sie liegt in dem Sarge wie eine Schläferin, die des erweckenden Wortes harrt, ihre Lippen sind noch jetzt so rosig, ihre Züge noch jetzt so weich, so zart, wie wenn jener kalte Magier, der Tod, mit seinen eisigen Fingern nicht einmal auf denselben entlang gefahren wäre.

Zwei Tage hindurch pilgerten die Leute zur Besichtigung der Toten wie zu den Vorstellungen einer berühmten Sängerin, und zwei Tage hindurch sprach man von nichts anderem, als von jener bewunderungswürdigen Schönheit, von jenen goldblonden Locken, die jenes wunderbare Gesicht umrahmen, und von der Pracht, die den Katafalk schmückt; von dem schweren, seidenen Leichentuche, den weißen Rosenguirlanden, auf welchen silberne Schmetterlinge zitterten, von den farbigen Wachskerzen, die ringsum brennen, und davon, wie schön die bleichwangige Tote inmitten dieses Trauergepränges sich ausnehme. . . .

Am dritten Tage begann man jedoch davon zu sprechen, daß dieses Weib vergiftet worden sei.

Woher stammte dieses blinde Gerücht? woraus entsprang es? Das vermochte man nicht zu erraten, da es niemand begründen konnte. — Das Angesicht der dem Gifte Erlegenen ist nicht so rein, da die Verwesung rasch ihr trauriges Werk auf solchen vollführt; solche haben kein Lächeln im Sarge.

Und dennoch sprach die ganze Stadt davon, daß der Marquis seine Gattin vergiftet habe. Das Publikum wich nicht von der Ueberzeugung, daß, wer diese Schönheit so hartnäckig verbarg, Grund haben mußte, sie zu töten, während es auch nicht sein könne, daß jemand so plötzlich sterbe, ohne daß man von der Krankheit irgend etwas gewußt hätte. Etwas ist hier nicht in Ordnung.

Dieses Gerücht kam auch dem Marquis zu Ohren. Als er wahrnahm, daß dasselbe allgemein zu werden begann, eilte er selbst zum Maire und ersuchte ihn, daß, wenn die Behörde irgend einen Verdacht bei dem Todesfalle seiner Gattin geschöpft habe, sofortige strenge Untersuchung hiergegen einzuleiten.

Der Stadtphysikus war jedoch in dieser Hinsicht so fern von jedem Verdacht, daß er dem Marquis ver-

sicherte, daß kein vernünftiger Mensch irgend einen Zweifel gegen ihn wegen des Todes seiner Gattin erheben könne, und das Stadtgeklatsch böte keinen genügenden Grund zum Einschreiten der Behörde.

So wurde denn am dritten Tage die schöne Tote in jenem neuen Grabgewölbe beigesetzt, welches der Marquis innerhalb dreier Tage mit großen Kosten im Friedhofe zu Issodun erbauen ließ. Es bestand ganz auß weißem Marmor und war mit goldenen Verzierungen geschmückt und einem silbernen Gitterthore versehen, und so hatten denn die guten Leute wieder eine Zeit lang zu sprechen über die Marmorurne, die Goldverzierungen und das silberne Gitterthor. Aber — durch all das Andenken an den Marmor und das Gitterthor brach sich der kalte Windhauch Bahn, daß dieses Weib durch ihren Gatten vergiftet worden war. . . .

Und das Gerücht hatte Recht hiermit! Marquis Malmont hatte seine Gattin vergiftet! Warum er dies that? Das werden wir später erfahren. Jetzt müssen wir das erste Geheimnis aufdecken.

Der Marquis war in seinen jungen Jahren in Syrien gereist und hatte hierbei die Bekanntschaft eines griechischen Alchimisten gemacht, dessen absonderliche Beschäftigung in der Bereitung von wunderbar wirkenden Giften bestand.

Das Geheimnis eines solchen Giftes hatte ihm der Marquis um eine ungeheuere Summe abgekauft. Der Alchimist nannte dasselbe „Acheronion“.

Und es verdiente in der That seinen höllischen Namen.

Wenn jemand von dem Acheronion trank, starb er nicht davon, sondern wurde einer Leiche ganz ähnlich; der Mensch ward scheintot — sechs Tage hindurch vermochte ihn kein Mittel der Welt zu erwecken.

Es war ein dämonischer Gedanke!

Wenn sich vor der Bestattung ein Verdacht regt und die Behörde eine Untersuchung einleitet, tötet die Hand des Arztes den Eingeschläferten; wenn er jedoch ohne Verdacht begraben wird, bleiben ihm einige Minuten zu erwachen und zu sterben, einige Minuten unter der dunkeln Erde zu leben; wenn sich der Verdacht später erhebt und man den Toten ausgräbt, findet man ihn umgedreht in seinem Sarge, und in keinem Falle vermag man eine Spur des Giftes zu entdecken. — Das ist das Acheronion.

Marquis Malmont verließ Issodun noch am Tage des Begräbnisses, er entfernte sich — niemand fragte wohin. Seine Möbel, Wagen, Pferde wurden Hals über Kopf versteigert und seine Dienstleute nach allen Weltgegenden verstreut.

Um das marmorene Grabmal sproß üppig das Gras; auf den Vorsprüngen und Gesimsen wucherten jene gelben Blumen, welche die Sprünge der Grabsteine so gern zu ihrer Stätte wählen; neugierige Blümchen dort vor dem kostbaren Thore waren so unternehmend, die Köpfchen zum Gitter hineinzustecken und in der halbdunkeln Vorhalle umherzuspähen; die Menschen jedoch vergaßen nach einer Woche das Grabmal, das verschnörkelte Gitter und die schöne Frau, die innerhalb desselben ruhte, und niemand sprach mehr davon.

Was geschieht weiter unter der Erde? Niemand bekümmert sich besonders darum.

II.

Während dieser Zeit war eine eigentümliche Frau die Königin der Mode in Paris. Wir wissen sehr wohl, daß diesen Titel niemand für nichts und wieder nichts erhält, und daß jene Sonderbarkeiten, dank denen der Mensch zu dieser Ehre gelangt, dem guten Rufe eines Weibes nur von geringem Nutzen sind. Der Ruf einer Dame ist der beste, wenn sie gar keinen Ruf hat.

Jedermann fügte Oliva Delmaure schon durch das Aussprechen ihres Namens Schaden zu, denn der Name Delmaure war nicht der ihres Vaters, sondern der ihrer Mutter. Es liegt jedoch schon genug Zweideutigkeit darin, wenn man den Namen der Mutter statt den des Vaters führt.

Sie entstammte einer reichen und besonders vornehmen Familie, ohne jedoch deshalb zur vornehmen Welt — zur haute crême — zu gehören, denn sie vermochte nicht ganz klar mit beglaubigten Dokumenten zu begründen, mit welchem Rechte sie zur Welt gekommen; dann steht sie jedoch wieder höher als die Mittelwelt, die sogenannte demi monde, da sie unabhängig und reich ist; ihre Salons stehen zwar offen den Wahnsinnigen und Gelangweilten der eleganten Welt, aber kein Einziger vermag sich zu rühmen, ihr Geliebter zu sein. — Die Dame ist sehr schön, sehr kokett und sehr grausam. Sie liebt es, ihre Anbeter zu Tode zu quälen. Sicherlich ist sie irgend einem fernen Geliebten treu und quält die anderen nur aus Zeitvertreib, oder sie vermag ein bestehendes Verhältnis derart zu verheimlichen, daß niemand etwas davon ahnt. Diejenigen, welche noch Positiveres wissen, behaupten, daß sie in einen jungen Herzog verliebt sei, und nicht so sehr dessen beträchtlicher Schulden, als — auch nicht seiner schönen Augen — seines sehr schön tönenden Namens benötige. Diejenigen jedoch, welche das Sicherste wissen, behaupten so Sinnloses und Unmögliches, daß es sich nicht verlohnt, es hier niederzuschreiben.

Wahr ist ungefähr folgendes.

Ich muß weit ausholen und mit Dingen, die sich vor Olivas Geburt ereigneten, beginnen, damit es Ihnen, den geehrten konsultierenden Aerzten des Kranken, klar sei, von welchem Einflusse die Begebenheiten auf Olivas Seelenzustand begleitet waren.

Olivas Mutter, Kamilla Delmaure, zählte kaum sechzehn Jahre, als sie aus dem Kloster kam, wo die Töchter der großen Herren erzogen zu werden pflegten. Denn die reichen Töchter des sittenreinen Frankreichs erhalten Klostererziehung.

Sie war ein sehr schönes Mädchen; die vornehme Familie, die reichen Eltern verschafften ihr einen noch größeren Ruf als ihre Schönheit; das väterliche Haus füllte sich mit wetteifernden Jünglingen, deren heißester Wunsch war, in der Gunst der Dame einander um einen halben Pferdekopf zuvorzukommen (damit ich doch einen eleganten Ausdruck gebrauche).

Mit sechzehn Jahren ist das Herz voll Träume, voll Sentimentalität, die Seele ist noch verschlossen und

nimmt die ersten Eindrücke leicht auf: einem der vielen schwärmerischen Jünglinge gelang es, Kamilla nicht nur in wachem Zustande, sondern auch in ihren Träumen zu erscheinen.

Es ist eine große Eroberung, wenn ein Mann selbst die Traumbilder eines Weibes zu beschäftigen vermag.

Das Kind schenkte den Träumen und schönen Worten Glauben, und eines Tages gestand Kamilla ihrem Vater, daß sie liebe und ihren Auserkorenen heiraten wolle.

Der Vater war ein sehr stolzer Mann, der außer den vielen Nichtigkeiten, mit denen er seiner Eitelkeit Genüge leistete, noch einen nichtigeren Gegenstand sein nannte: einen Sohn, einen eleganten Dandy, und nichts weiter (übrigens ist schon hiermit genug über ihn gesagt); der alte Delmaure wollte all sein Vermögen auf diesen übertragen.

Deshalb machte er sich auch nicht viel aus der ihm gemachten Entdeckung seiner Tochter; er sagte ihr, sie könne machen, was sie wolle; sie war ja nur seine Tochter, und Mädchen zählen in der Familie nicht.

In diesen Regionen pflegt man die Töchter zu verleugnen, wenn nicht die Familie den Gatten gewählt hatte. — Man verleugnet sie nicht, wie es auf der Bühne Gebrauch ist, mit donnernden Vaterflüchen und obligaten Ohnmachten, sondern — man gibt ihnen keine Mitgift.

Aber sie liebte ja, folglich war sie glücklich; sie entfloh mit dem Geliebten, im nächsten Dorfe traute sie irgend ein herbeigerufener Priester, und in der Seligkeit ihrer Liebe vergaß sie das Vaterhaus, Vermögen, Rang und Zukunft.

Eines Tages, als das Schicksal sie um ihre Freuden zu beneiden begann, sagte ihr der junge Gatte, daß er zu seinen entfernt wohnenden Eltern reisen müsse, um dieselben mit seiner Heirat auszusöhnen. Denn es war doch nur natürlich, daß auch seine Eltern Grund zum Zürnen hatten, da er ein verstoßenes Mädchen geheiratet hatte.

Die zurückgebliebene Frau wartete lange auf die Rückkehr des abgereisten Gatten; dieser kam aber weder persönlich, noch in Form eines Briefes wieder; da erfährt sie nach Monaten — daß jener Mann, der ihr Gatte ist, der sie geheiratet hatte, eine reiche Witwe zur Frau genommen habe. Die Nachricht bestätigte sich. In dem beleidigten Weibe erwachte das Gefühl des Unrechtes; sie eilte dem Betrüger nach, der einem anderen Weibe seine Hand reichte, während seine erste Frau noch am Leben ist.

Dort wurde sie jedoch ausgelacht.

Die ganze Heirat war nur ein Gaukelspiel gewesen; der Priester, der sie getraut, war nichts anderes als ein verkleideter Genosse des Verführers gewesen, ebenso die Zeugen; und diese ganze Niederträchtigkeit war bereits so gut aus dem Wege geräumt worden, daß man niemand belangen, nichts beweisen konnte, — wer weiß, wohin selbst das Buch gekommen und was es für ein Buch gewesen sein mag, in welches sie an ihrem Hochzeitstage eigenhändig ihre Namen geschrieben hatten? Kann sein, daß es irgend ein Kontobuch eines ehrsamen Krämers gewesen — wie man sie am Trödelmarkt pfundweise bekommt.

Mit vor Scham glühendem Gesichte, mit vor Schmerz gebrochenem Herzen verbarg sich das unglückselige, betrogene Weib vor der Welt, was jedoch um so schwerer wurde, da die Sache bereits ganz in die Oeffentlichkeit gedrungen war, selbst die Zeitungsschreiber hatten davon Wind bekommen, man kann sich nun vorstellen, mit welchen Variationen, Gestalten, Zusätzen das Publikum die Angelegenheit zu hören bekam. Erstlich füllten sich die Spalten der Tagesneuigkeiten damit, — dann schrieb ein kleiner, obskurer Protz einen schlechten Roman darüber; dann nahm es ein großer Dichter hervor, machte einen noch schlechteren Roman davon; endlich gelangte das Sujet in die Vaudeville-Theater, wo es nach standhaftem Ringen erschlagen wurde.

Der alte Delmaure war genötigt, sich wegen des großen Skandals an die Regierung mit der Bitte zu wenden, seinen Familiennamen verändern zu dürfen.

In solchen Verhältnissen ward Oliva geboren.

Von einer Mutter, über die man Romane und Theaterstücke schrieb, ohne daß sie es durch ihre Sünden verdient hätte.

Ich bin kein Arzt, muß aber dennoch annehmen, daß all jene Bitternis, welche das Herz der Mutter durchkostet hatte, auch das des Kindes, noch bevor es geboren wurde, ergriffen hatte, und von jenem Charakter, zu welchem Oliva später sich entwickelte, hatte sie bereits vieles mit sich auf die Welt gebracht.

Später, als sie zu denken, zu sinnen begann, konnte sie sehen, daß ihre Mutter stets so bekümmert sei; wenn sie dieselbe anblickte, — schaute stets finster durch die Freude der Mutterliebe der Schmerz des unglücklichen Weibes.

Elend krönte noch den Kummer, die Schande.

Ein Teil ihrer Verwandten verließ, vergaß sie; der andere Teil vergaß sie nicht, sondern verfolgte sie; es mußte ja der Welt bewiesen werden, daß die Familie mit dem fleckenlosen Namen den Schänder desselben strenge zu bestrafen wisse.

Mit zehn Jahren suchte Oliva bereits graue Fäden auf dem Haupte der Mutter. Nach einigen Jahren mußte man sie nicht mehr suchen, denn der schöne Kopf war ganz ergraut.

Welche Proben ließ sie der Himmel bestehen! wie oft waren sie entschlossen, ihrem Leben ein Ende zu machen! Oliva, das zwölfjährige Mädchen, dachte mit kalter Bitterkeit darüber nach, des Nachts Kohlen im Zimmer anzuzünden, sich zu Bett zu begeben, um dann nimmer wieder aufzuwachen. Sie kannte alle Leiden der Mutter; die arme Frau hatte ja niemand außer ihr, dem sie klagen konnte.

Für die Zukunft hatten sie keinerlei Aussichten; der alte Delmaure hatte ein Testament gemacht, worin er alles seinem Sohne vermachte. Jedem seiner Verwandten, jedem seiner Dienstleute hatte er reiche Legate bestimmt; seine Tochter ward nicht einmal erwähnt in demselben. Das war so edelmännisch.

Eines Tages veranstaltete der edle Delmaure eine große Lustbarkeit zur Feier des vierundzwanzigsten Ge-

burtstages seines Sohnes: die Verwandten, die Honoratioren der Umgegend waren alle eingeladen worden. — Für den Abend stand ein mächtiges Feuerwerk am Repertoire. Der Baron verbarg die Sonnen und feuerspeienden Berge in seinem eigenen Schlafzimmer, mit denen er seine Gäste und den einzigen, geliebten, verschwenderischen Sohn zu überraschen beabsichtigte. Das Festmahl neigte sich seinem Ende zu, die Gäste stießen jubelnd über irgend einen dummen Toast die Gläser aneinander, als ein erderschütternder Stoß sie samt Tischen und Stühlen in die Höhe expedierte und durch die zerbrochenen Fenster des Palastes Flammen züngelten. Die aufgehäufte Pulvermenge hatte irgendwie Funken gefangen, und die Zwischenwände von acht Sälen zugleich durchbrochen. Die Ueberraschung war in der That eine außerordentliche; die Sonnen und Feuerräder tanzten funkensprühend unter den entsetzten Gästen umher; grüne und rote Sterne schwirrten in Strömen von den Fenstergesimsen, und zischend stiegen die Raketen durch das zerborstene Hausdach gen Himmel. Das Feuerwerk war ein wenig schlecht arrangiert gewesen, nichtsdestoweniger aber glänzend gelungen; nach einer Minute stand der ganze Palast in Flammen; wer noch bei Sinnen war, floh den Treppen zu, welche aber beim ersten Anpralle einstürzten, es blieb daher kein anderer Weg zur Befreiung, als aus den Korridorfenstern in den Hof hinabzuspringen. Diesen salto mortale vollführte auch der junge, verschwenderische Herr und brach sich glücklicherweise (für ihn?) das Genick dabei: — tausendmal schade, daß ihm dies Malheur nicht bei irgend einem glänzenden Pferderennen passierte.

Der alte Delmaure verbrannte selbst mit seinem Schlosse und mit ihm sein Testament.

Jetzt war dem Baron kein anderer Erbe geblieben, als die verstoßene Tochter. Das Gesetz anerkannte diese als die Erbin des gesamten Erbes des Verstorbenen. Derjenigen, die gestern zwischen der Wahl der Todesarten schwankte, um der schmachvollsten, dem Hungertode, auszuweichen, wurde heute, als der Besitzerin von zweihundert Tausenden gehuldigt. — War das aber Entschädigung für das ergraute Haar?

Nun, und was sagten jetzt die Verwandten? die Welt?

Natürlich waren sie ausgesöhnt. Die Spötter streuten Weihrauch. Kamilla konnte nicht mehr sonderlich geschmeichelt werden, desto mehr wurde aber ihre Tochter, die schöne, zauberische Oliva gepriesen. — Oliva jedoch haßte sie jetzt noch mehr, da sie ihr schmeichelten, als wie sie verfolgt und verhöhnt wurde.

Aber die letzte Sühne war dem leichtgläubigen Weibe noch vorbehalten, dafür, daß sie einmal geliebt habe. Es ist dies die Sühne, die uns alle ereilt: der Tod. — Oliva saß an ihrem Bette, als sie in den letzten Zügen lag. — Man las es auf dem Antlitze dieser Frau, daß sie seit 14 Jahren den Tod erfleht hatte.

Sie drückte die Hand der Tochter, sagte ihr: „Liebe niemals jemand" und hatte zu leben aufgehört.

Oliva begrub ihre Mutter nicht in der stolzen Familiengruft; oh, wie hätte sie die hochmütigen Delmaures damit beleidigen können! — sondern in einem kleinen, schönen, blumenbesäeten Wäldchen, in dessen Schatten Rosen und Jasmin blühten; dort errichtete sie einen glatten, einfach weißen Grabstein, worauf sie nichts weiter als: „Meine Mutter" schreiben ließ.

Sie konnte doch nicht zum Hohngelächter der ganzen Welt mit goldenen Lettern darauf schreiben lassen: „Hier ruht, von ihrer Tochter beweint, Fräulein Kamilla Delmaure."

Das Vorurteil brandmarkte selbst den Grabstein. Selbst dem Toten wird nicht Gnade.

Die Leiden der Kinderjahre, die schweren Erfahrungen des zarten Alters ließen einen unverwischbaren Eindruck in Olivas Herz zurück; sie lernte früher hassen als lieben und auch späterhin lehrte sie das letztere das Leben nicht.

Die echte Liebe ist schon für gewöhnlich ein seltener Diamant, für sie wurde dieselbe noch seltener. An jedermann, der sich ihr näherte, entdeckte sie jene verletzende Vertraulichkeit, zu der man sich berechtigt glaubte, da dieses Mädchen keinen Namen hat. Der Vater war ein Nichtswürdiger, die Mutter unglücklich; auf das Mädchen wirft das einen verdächtigen Schatten. Sie mag leben, handeln, fühlen wie immer, jedermann weiß, daß der Vater nichtswürdig, die Mutter unglücklich gewesen.

Und dieses Bewußtsein verbitterte sie vollends. — Sie sah, wie man sie liebte, und mit keinem Worte wollte man den Glauben bei ihr erwecken, daß man sie auch achte; man fühlt sich berechtigt, anzunehmen, daß sie leichtsinnig sei, und affektiert jene poetischen Träumereien nicht vor ihr, die man anderen jungen Mädchen vorzulügen pflegte. Dann stieß sie auch auf einen Menschen, der großmütig vor ihr erscheinen wollte, welcher, nachdem er all sein Gut verpraßt hatte, sich geneigt erwies, das namenlose reiche Weib mit einem gesetzlichen und salonfähigen Namen und Titel zu beschenken.

Kann es etwas Traurigeres auf Erden geben, als ein junges Weib, welchem das Schicksal Menschenkenntnis verlieh?

Oliva verstand diese traurige Rolle sehr lustig vorzutragen. Wenn sie mit ihren bitteren Lebenserfahrungen ins Kloster ging, ward sie ausgelacht und vergessen; sie errichtete jedoch inmitten der geräuschvollen Welt eine Einsiedlerklause, versammelte dort die Narren der Welt um sich und belustigte sich an ihnen.

Sie erhörte die Schwärmereien ihrer Anbeter, las deren Liebesbriefe, trug deren Blumensträußchen; gestattete ihnen, auf ihren Hausbällen zu tanzen, sich von ihrem Weine zu berauschen, von ihrem Lächeln den Verstand zu verlieren, ihr Liebe zu gestehen, sich durch unsinnige Verschwendung zu ruinieren, das war aber alles vergebliche Mühe: Schmachten, Briefschreiben, Komplimente, Wahnsinn und Verschwendung nützten niemand. Sie betrachtete alle nur als Spielzeug.

Und jedermann wußte es. Man würde der Logik des Verstandes gemäß hieraus folgern, daß die betrogenen, verlachten Schwärmer allmählich wegblieben von ihr; das Leben spielt aber anders mit, denn eben hierdurch kam sie in Mode. Die Menschen eilten um

so mehr diesem wonnevollen Blutgerüst zu, je mehr Opfer sie bereits von dort mit verdrehtem Verstande, verbrannten Herzen herunterpurzeln sahen.

Zu diesen Narren gehörte besonders ein Mann — den Oliva bereits von früher kannte.

Sie kannte ihn, weil eben er einer jener Zeugen war, die bei der Scheinheirat ihrer Mutter zugegen gewesen und der den ganzen „Scherz“ derart veranstaltet hatte, wie er eben vor sich gegangen war.

Dieser Mann war Marquis Malmont.

Der Marquis wohnte in Paris, als er Oliva zum erstenmal im Theater erblickte und in der ersten Minute sich so in sie verliebte, daß, als er in der nächsten Minute erfuhr, wer dieses Weib sei, es für ihn bereits zu spät war.

Wenn er früher gehört hätte, wer dort in der halb mit lila Damastvorhängen verschlossenen Loge sitze, hätte er sich vielleicht gehütet, hinzublicken, aber auf diese Weise erlag er zuerst dem Zauber, dann folgte das Ernüchtern, was ihm nun ebensowenig nützte, wie dem Betrunkenen sympathetische Pillen.

Der Marquis versuchte sein Glück. Er war zu jeder Rolle bereit. Wenn dieses Weib wirklich der Dämon ist, wie es die schlechte Welt aussprach, wenn Oliva nur den Mann sucht, der sich für sie ruiniere und sich dann erschieße, so wird ihm auch dies recht sein; wenn er jedoch jene verletzte Seele in ihr entdeckt, für welche sie die gute Welt hält, wird er ebenfalls wissen, was er zu thun habe. Er wird sich ihr mit edlem Kummer, mit zerknirschtem Herzen nähern, sein Vergehen gestehen, das sie ihren Namen gekostet; er wird es aber dadurch wieder wett machen, daß er ihr einen neuen, glänzenden Namen anbietet — seinen eigenen.

Der Beginn des Planes war nicht schwer; der Mensch setzt bloß eine Visitenkarte aufs Spiel; wenn sie angenommen wird, ist die Thüre offen und weiter hilft der Verstand — oder die Sinnlosigkeit.

Der erste Schritt gelang, der Besuch des Marquis ward angenommen. — Die Dame war sehr gnädig, zeigte keinen Groll gegen den einstigen Verfolger, war im Gegenteil sehr freundlich mit ihm; sie lud ihn zu ihren Soireen, empfing ihn in ihrer Loge, begann liebenswürdig zu werden; sie zeichnete ihren neuen Anbeter aus, ließ seine Leidenschaft wachsen, bis einmal die Flamme zum Fenster hinausschlug und der Marquis in einem wahnsinnigen Augenblicke all sein Hab und Gut der Sirene anbot . . . Dann verbot sie ihm ihr Haus und sah ihn nie wieder, wo sie ihm auch begegnen mochte.

Der Marquis verstand die Sache. Er hatte der Dame „bloß“ sein Vermögen angetragen und deshalb ward ihm die Thüre gewiesen. Die will mehr, die will auch die Hand, d. h. den Namen.

Hier stellte sich jedoch dem Marquis ein kleines Hindernis entgegen; er war verheiratet. Und zwar mit einer jungen Frau, die er vor einigen Jahren geehelicht hatte.

Auch die hatte er aus Leidenschaft geheiratet; sie war die Tochter armer Bürgersleute, die er um keinen anderen Preis als um den der Ehe von den strengen Eltern erkaufen konnte.

Amalie hieß die Unselige.

So sehr sich der Marquis in Amalie verliebt hatte, so rasch ward er ihrer überdrüssig. — Die Frau liebte den Gatten nicht und zeigte diesem stets ein trauriges Gesicht. Es ist dies der kürzeste Weg, sich den Gatten zu entfremden.

Amalie hatte ein anderes Ideal, einen jungen Bekannten aus ihren Mädchenjahren, einen Arzt: Ardent Florion. Das war dem Gatten unbekannt. Dennoch hätte er ahnen können, daß das Herz, welches er nicht zu erschließen vermochte, sicherlich von innen verschlossen sei, daß jemand bereits davon Besitz genommen.

Die Frau und der Jugendgeliebte standen auch weiterhin in Briefwechsel miteinander. Die beiden hatten einen Zwischenträger, einen alten treuen Diener von Amaliens Eltern, der die Briefe pünktlich vom einen zum andern trug. Gewöhnlich besorgte er dies sehr getreulich.

So viel Verstand hatte der Diener denn doch, sich von den gewechselten Briefen jeden dritten oder vierten zu behalten, bald einen von Amalie, bald einen von Florion. Es entstand hierdurch keine Störung, während die Kontrolle gleichfalls unmöglich war, da die Liebenden niemals miteinander sprechen konnten. Malmont verstand seine Gattin sehr gut zu bewachen.

Als dann der getreue Diener etwa zwölf Briefe beisammen hatte, ging er damit zum Herrn Marquis und verkaufte sie ihm um eine hohe Summe Geldes.

Malmont ward an demselben Tage bei Oliva die Thüre gewiesen, als er die Briefe zu Händen bekam. So hatte er denn etwas, um sein Mütchen zu kühlen.

Zuerst erbrach er einen von Ardents Briefen. Der Inhalt lautete:

„Mein verlorenes Himmelreich! Zum letztenmal will ich diesseits des Grabes vor Dir erscheinen. Soviel Freude ich verloren, so viel Schmerzen gewann ich in dem Andenken an Dich. Unter diesen Schmerzen ist es der drückendste, daß Du mich zu vergessen vermochtest.“ (Wahrscheinlich hatte hier der treue Diener bereits einige der an Ardent gerichteten Briefe unterschlagen.) „O, wenn ich glauben dürfte, daß Dein Glück mich vergessen ließ! Antworte mir nur mit einem Wort, nur mit einem Winke; wenn Du mich vergessen willst, erleichtere ich es Dir, ich gehe weg, so weit weg, daß nichts zu Dir zu dringen vermag. Wenn Du jedoch meiner gedenkst, werde ich mit den Zeiten warten; ich sehe Dich von ferne, werde glücklich sein; meine Seele wird Dich umschweben, und wenn ich alt und grau geworden, wird sich der Himmel vielleicht meiner erbarmen; — wirst Du mein sein, — auch dann werde ich Dich so lieben wie jetzt.“

Malmont lachte laut auf.

„Dieser Knabe will warten, bis ich sterbe. Um wie vieles mag er wohl jünger sein als ich?“

Der zweite Brief war von Amalie, in welchem der Marquis noch schönere Dinge fand:

„Bessere Hälfte meiner Seele! Der Todesschrei meiner Verzweiflung dringt zu Dir. Gott und die Menschen haben mich verlassen, auch Du hast mich verlassen.“ (Wahrscheinlich hatte auch Amalie einige der ihr bestimmten Briefe nicht erhalten.) „Ich habe keine

Das Innere des Kölner Domes. Von L. Ritter.

Kraft mehr, weiter zu leben. Mein Peiniger" („Aha, das bin ich!" dachte der Marquis) „läßt mich sehnsüchtig jene Minute herbeiwünschen, da die Erdschollen auf meinen Sargdeckel fallen werden. Dies ist der einzige ruhige Gedanke meiner Seele. O, sei barmherzig, sende mir nur eine Zeile, aus welcher ich ersehen kann, daß ich beweint werde, und ich entferne mich mit Freuden von hier. Gott mit Dir! Küsse dieses Briefchen, auch ich habe es geküßt; denke Dir, du küssest mich."

Malmont zerriß die Briefe und sagte kaltblütig zu sich:

„Was du gewünscht, kann geschehen."

Am andern Tage setzte er seine Frau zu Wagen und nahm sie mit sich nach Issodun. Ein halbes Jahr lebten sie dort, dann starb die Frau und ward begraben.

Ihren Eltern wurde gesagt, daß sie sich zu Tode gegrämt habe, daß ihr Herz gesprungen sei, und diese gaben sich damit zufrieden. Im übrigen konnten sie sich nicht gegen den Marquis beklagen, denn dieser zahlte ihnen auch nach dem Tode seiner Gattin pünktlich den festgesetzten Jahresgehalt aus.

Der Marquis kehrte nach Paris zurück und stellte sich nun Oliva als Freier vor.

Die Dame nahm ihn an, d. h. seine Besuche; das weitere stand noch in Frage.

Bei seiner ersten Begegnung mit Oliva entdeckte der Marquis den Unterschied bei ihr, daß, während sie seine früheren Huldigungen mit Zorn zurückwies, sie über die jetzigen lachte.

O, und wie stand ihr sowohl Zorn als Lachen an; es war unmöglich, sie nicht noch mehr zu lieben.

Malmont legte der Dame Vermögen, Name, Liebe zu Füßen und sie lachte darüber; und der Marquis war doch reich, ein schöner Mann und hatte einen glänzenden Namen.

„Lieber Marquis, ich gebe Ihnen einen guten Rat. Wenn Sie sich einen Sklaven kaufen wollen, achten Sie darauf, daß Sie sich keinen Gebieter auf den Hals laden."

„Und wenn ich mir gerade einen Gebieter kaufen wollte?"

„Dann wären Sie bei mir an der rechten Stelle. Nur daß wir uns sehr gut kennen und das seit langer Zeit. Ich glaube, daß mich meine Mutter mit Ihrem Namen weinen lehrte. Glauben Sie mir, ich habe sehr viel bei Ihrem Namen geweint. Und ich glaube, — daß es meine nunmehrige Entschädigung ist, so viel über Sie lachen zu können."

Den Marquis verwirrte diese Anspielung nicht. Er war längst darauf vorbereitet.

„Ich bekenne es, unendlich viel gegen Ihre Mutter gesündigt zu haben, und wenn ich nicht bereits tausendmal bereut hätte, wäre ich jetzt nicht hier, mein Vergehen gut zu machen. Ich gebe Ihnen statt des Ihnen geraubten Namens meinen Namen, für das Elend, welches Sie erduldet, all mein Hab und Gut; mag ich bei Ihnen das Gnadenbrot essen und für die Leiden, deren leichtsinniger Urheber ich gewesen, setze ich Sie zum Herrn meines Schicksals ein; es wird in Ihrer Macht stehen, sich für alles Erduldete an mir zu rächen oder mir zu verzeihen."

„Ich glaube, daß man zu jedem Weibe, welches man heiraten will, so schön spricht. Und doch kenne ich keine Frau, deren Lage ich beneiden würde. Wahrscheinlich sprach man noch süßere Worte bei der Saint-Deniser Trauung, wo man meine Mutter betrog; dort wurde sogar geschworen! es ist wahr, jedoch vor keinem wirklichen Priester, aber vor Gott, und auch das wurde nicht gehalten! Sehen Sie, Marquis, dieser Schmerz ist sehr alt in mir, viel älter als das Leben. Dafür, daß ich Sie hier empfange und mit Ihnen plaudere, ja, daß ich sogar Ihre Geständnisse anhöre, suchen Sie keinen andern Grund, als daß ich so sehr gegen alles verhärtet bin, daß ich nicht einmal zu hassen vermag; — denn wenn ich hassen könnte, wäre dies das erste, was ich gegen Sie fühlte. Aber ich fühle gar nichts. Ich halte mich so fern von jedermann, daß ich nicht fühlen kann. Ich bedaure jene armen, schwachen Frauen, welche glauben, lieben, hernach hassen und klagen, die sich von einem schwachen Spinnengewebe fesseln lassen und nun darin zucken, wie der seiner Flügel beraubte Schmetterling. Ich gehöre nicht zu denselben. Ich glaube nicht und betrüge mich nicht. Ich bin egoistisch. Egoistisch im höchsten Grade. Sie müssen es sehr wohl wissen, was das heißt, denn Sie sind es selbst."

Malmont schwieg, er dachte nach über etwas; die Dame beobachtete aufmerksam das Gesicht des Nachdenkenden, wie wenn sie dessen Gedanken erraten wollte. Und vielleicht erriet sie dieselben auch.

„Ein einziges Weib beneidete ich in meinem Leben," sprach Oliva in leichtem Plaudertone weiter, wie wenn sie nur eine Begebenheit erzählte, die ihr soeben durch den Sinn fuhr; „die Frau eines Mörders. Der Gatte hatte aus Zorn seinen Gegner getötet und war gezwungen, vor der Hand der Gerechtigkeit zu fliehen. Die Frau verteidigte, verbarg, pflegte ihn, sie allein kannte sein Versteck. Das Leben des Mannes lag ganz in der Hand der Frau. Wieviel Angst, wieviel Qual erlitt diese Frau, wieviel mühte, duldete, entbehrte sie — und wie glücklich war sie dennoch! So oft sie mit ihrem Gatten zusammentraf, umarmte sie dessen schmerzliche Liebe, begrüßten sie dessen Dankesthränen. Der Verfolgte sah seinen trostspendenden Engel in ihr, der ihn gegen die Gerechtigkeit der ganzen Welt mit all der Kraft verteidigte, welche die Liebe dem Weibe verleiht, selbst gegen das eigene Gewissen, — und der ihn mit einem Worte vernichten könnte, wenn er gegen ihn sich verging ... Dieses Weib konnte ich beneiden ..."

Immer deutlicher wurden Oliva während dieser ihrer Worte die Gedanken auf Malmonts Angesicht, und je deutlicher sie dieselben las, je mehr Grauen fühlte sie ihre Seele ergreifen.

„Sie beneideten also das Weib, weil es in jedem Momente, da es ihm beliebte, seinen Gatten aufs Blutgerüst schicken konnte?" fragte der Marquis mit einem Lächeln, welches durch das Zucken seiner Lippen jede Sekunde verzerrt wurde.

„Ja, dieser Mann mag ein Rasender, ein Dämon gewesen sein; für die, die er liebte, tötete er einen Menschen, den er haßte, und dann überlieferte er sich

auf Leben und Tod der Hand derjenigen, die er liebte. Wie konnte er nicht wiedergeliebt werden?"

Immer mehr verließ die geheuchelte Ruhe das Angesicht des Marquis, die in seiner Seele miteinander kämpfenden Ideen spiegelten sich auf demselben, und als die Dame, gleichsam hingerissen, sagte: „Wie wäre dieser Mann nicht wiedergeliebt worden?" verlor der Marquis alle Besinnung und sagte bebenden Tones:

„Oliva, Sie machen mich verrückt. Ich bin wahnsinnig, wenn ich Sie sprechen höre. Sie verlangen das Leben für die Liebe. Ich übergebe Ihnen das Geheimnis meines Lebens, welches, wenn Sie mich verraten, zwar nicht aufs Schaffot führt, da ich selbst den Mut habe, die Lippen einer Pistole zu küssen, welches mich aber unrettbar vernichtet. Werden Sie mir dann glauben, daß ich Sie liebe, daß ich Sie ewig lieben werde, daß Sie mich vernichten können, wenn ich jemals aufhören sollte, Sie zu lieben?"

„Sprechen Sie!" sagte die Dame mit gut verhohlenem Grausen.

Malmont beugte sich vor, er sprach halblaut. Und das, was er sprach, verbrannte beinahe die unbedeckte Schulter der Dame.

„Sie sagten, daß dieser Mann, der für die, die er liebte, einen Menschen tötete, den er haßte, Gegenliebe finden mußte. Nun, auch ich tötete einen Menschen, den ich haßte, für die, die ich liebe."

„Wen?"

„Mein Weib."

„Das ist ein Märchen."

„Ich vergiftete sie; niemand weiß etwas davon."

Oliva schwindelte, sie mußte sich an der Lehne ihres Fauteuils halten; aber noch jetzt zwang sie ihr Gesicht zu einem Lächeln und flüsterte kaltmütig:

„Welch einfältige Fabel!"

„Und wenn ich Ihnen die Schriften übergebe, die wider mich zeugen, die Beschreibung der Bereitungsweise des Giftes, die Briefe, welche ich mit dem Erzeuger desselben wechselte und die zurückzuerhalten ich Sorge getragen, wenn ich den einzigen Menschen nennen würde, der gegen mich aussagen kann, und sehr weit von hier haust; wenn ich mich derart Ihnen überliefern und sagen würde: ‚Liebe oder töte mich!' was würden Sie thun?"

Das wunderbare Weib wußte sich zu beherrschen; Oliva erbleichte nicht, schrie nicht auf vor Grausen, rief nicht um Hilfe, nein; huldigend neigte sie sich dem Marquis entgegen und reichte ihm die Hand.

„Das erstere!"

Damit wandte sie sich rasch um und wie ein schamhaftes Kind, dem das erste Geständnis von den Lippen geschlüpft, floh sie in das Nebengemach, Malmont auf dem Gipfelpunkt seiner Liebesraserei zurücklassend.

Noch in derselben Stunde kehrte Malmont zurück und übergab ihr ein kleines Kästchen, worin sich etwas befand, das teurer war als alles, was ein Bräutigam jemals seiner Braut gegeben: das Geheimnis eines Lebens und eines Todes.

Oliva durchlas die entsetzlichen Briefe — lächelnd; öffnete die verruchten Phiolen, Büchsen, zu denen selbst Malmont nur zitternd griff — lächelnd; überzeugte sich von der entsetzlichen Wahrheit und zitterte nicht, und des andern Tages — traute sie sich mit dem Marquis in der Kirche zu Saint-Eustache — und lächelte auch da.

III.

Die Gäste tranken und ließen das glückliche Hochzeitspaar hochleben, solange es zugegen war, und durchhechelten es nach Gebühr, als es aus dem Saale verschwand.

Zuerst verließ Oliva den Saal und rief ihre Zofe, um sich umkleiden zu lassen.

Das Umkleiden währte lange; die Dame will sicherlich sehr schön sein in ihrem Nachtgewande, und nach den Vorbereitungen zu schließen, läßt sie sich auch neuerdings frisieren. Welch glücklicher Mensch ist dieser Marquis!

Schon siebenmal pochte es an der Thüre seiner Braut und noch jedesmal erhielt er die Antwort, daß es noch nicht erlaubt sei. Als die Dame endlich fertig war, sprach sie zu ihrer Zofe:

„Jetzt entfernen Sie sich, Jeanette, und lassen Sie den Marquis herein, wenn er kommen sollte. Wenn mir des Nachts ein Leid geschieht, was für Leid immer, so nehmen Sie diesen Schlüssel, öffnen Sie meinen Schreibtisch, drücken auf den Anfangsbuchstaben von dessen Fabrikanten, worauf Sie ein verborgenes Fach entdecken, in welchem Sie eine versiegelte Schachtel finden werden. Diese Schachtel übergeben Sie sofort dem Polizeipräfekten. Jetzt verlassen Sie mich."

Die Dame blieb allein. Ihr Herz klopfte hörbar, wie das des Magiers, welcher Seelen citierte, und nun sich diese in seine Macht gegeben, vor deren Nähe zittert.

Die Thüre öffnete sich, der von Leidenschaft, rasender Liebe trunkene Gatte trat ins Zimmer, erbleichte und taumelte jedoch zurück, als er eingetreten war, und blieb unbeweglich bei der Thüre stehen.

Was sah er? Was verursachte, daß ihm beim Erblicken seiner Brautkammer das Blut erstarrte?

Die Brautkammer war zu einem Grabgewölbe umgestaltet worden.

Weiße und schwarze Vorhänge an den Wänden, die von der Decke herniederhängende Lampe wirft ein bläulich-grünes Licht auf die Gegenstände, an der Stelle des Himmelbettes ein mit schwarzem Samt überzogener Sarg, dessen Deckel geöffnet und dessen weißseidenes Leichentuch zurückgeschlagen ist, wie wenn jemand demselben soeben entstiegen wäre.

Im Halbdunkel des Alkovens stand ein weißes Tischchen mit einem Totenkopf darauf. Vor diesem Totenkopf saß und betete ein Weib in weißem Gewande, von welchem schwarze Bänder flatterten; vom Rücken hing an einer langen, schwarzen Perlenschnur ein metallenes Kruzifix; das bleiche Antlitz war von langen Haarwellen umrahmt; den Kopf krönten Myrten und weiße Blumenguirlanden.

So war Marquis Malmonts Gattin gekleidet gewesen, als sie im Sarge lag, und das war das Brautgewand, in welchem ihn seine zweite Gattin erwartete.

In einer gewissen Ferne, aus irgend einer Tiefe

Ein Schneetag.

tönte gespensterisch der Trauergesang des „de profundis“.

Marquis Malmont zitterte.

Jetzt erhob sich die bleiche Gestalt vor dem Totenkopf und trat vor ihn hin.

„Marquis Malmont! Sie erschrecken vor Ihrer Braut?“

„Ah, dieses Gewand . . .“

„Mag Ihnen wohl sehr gefallen, da man Ihre verstorbene Gattin darin begraben.“

„Wie kamst du dazu?“ keuchte entsetzenserfüllt der Marquis.

„Du willst es wissen? Ich dachte mir, daß du oft davon träumen wirst, ich wollte, daß du es auch wachend vor dir habest. Es kostete mich sehr viel Mühe. In später Nacht, bei Sternenglanz, in Gesellschaft von Leichenräubern.“

„Ah, du bist kein Weib, sondern ein höllischer Rachegeist . . .“

„Der Wind heulte, Irrlichter tanzten um das Grab, die schwarzen Akazien ächzten; in den Händen der Leichenräuber zitterten die Dietriche, keiner vermochte die Gruftthüre zu öffnen.“

„Ah, schweige! schweige!“

Das Weib schwieg einen Moment; dieser Moment wurde durch den Vers des aus der Tiefe emportönenden Gesanges ausgefüllt: „dolores inferni circumdederunt me!“

Das Weib erfaßte die Hand des Mannes und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich öffnete sie!“

Der Mann hatte keine Kraft, seine Hand aus der des Weibes zu reißen; er zitterte, er war kraftlos.

„Langsam öffnete sich das schwere Gitterthor, die rostigen Angeln kreischten, wie wenn jemand innen jammern, seufzen würde, und schwere Seufzer tönten von unsichtbaren Lippen aus der finsteren Tiefe hervor und schlugen erfrierend kalt an das menschliche Angesicht!“

„Gnade, Gnade!“

„Beim Scheine der Diebslaterne ward der Sarg sichtbar; mit Gold ausgeschlagener schwarzer Samtsarg, mit weißseidenem Leichentuch.“

„Weib!“ schrie Malmont, vor Oliva in die Knie sinkend; „töte mich, wenn du willst, doch sprich nicht weiter, sprich nicht weiter!“

Unbarmherzig fuhr aber Oliva fort:

„Der Deckel lag nicht auf dem Sarge.“

„Gott!“ kreischte Malmont, unwillkürlich das Kruzifix ergreifend, welches an der schwarzen Perlenschnur hing.

„In der That, dies gehörte auch ihr.“

Erschrocken ließ es Malmont aus den Händen fallen.

„Niemand lag unter dem Leichentuche. Fern davon lag in einer Ecke eine weiße Gestalt, mit dem Gesichte gegen die Erde gekehrt, die Lippen auf dieses Kruzifix gedrückt — tot. Dieses Gewand deckte ihre Glieder. Marquis Malmont — komm — umarme mich.“

Verzweifelt schrie der Mann auf, wandte sich, um zu entfliehen, riß die Thüre auf und brach bewußtlos auf deren Schwelle zusammen.

Oliva klingelte ihre Leute herbei und befahl ihnen, den Marquis in sein Zimmer zu tragen, da demselben übel geworden; sie selbst wolle allein bleiben.

Im großen Saale lachten die Gäste und sagten spöttisch zu einander: „Das ist dann das Muster eines Bräutigams, den in der Brautnacht die Epilepsie befällt.“ Alle bemitleideten die arme Braut.

Diese schritt jedoch mit vor gestillter Rache glühenden Wangen im Zimmer auf und ab, ihre Augen glänzten dabei unheimlich.

Dann legte sie sich in jenes traurige Bett, welches mit Samt überzogen und goldenen Nägeln beschlagen ist: dieses Brautbett sicherte sie davor, in ihren Träumen von Malmont heimgesucht zu werden.

IV.

Und dabei war doch, was Oliva Malmont erzählt hatte, nichts weiter als ein Märchen gewesen.

Sie war nicht in Issodun gewesen, hatte die Tote nicht beraubt, hatte das Grabgewölbe nicht erbrochen, sondern hatte bei dem Issoduner Händler dasselbe Totengewand bestellt, welches dieser für Amalie verfertigt hatte.

Wenn sie das gethan hätte, was sie erzählt, hätte sie entdeckt, daß der Sargdeckel wohl aufgehoben, das Leichentuch zurückgeschlagen sei, aber daß sich niemand im Sarge selbst befinde. Marquis Malmonts begrabene Gattin war daraus verschwunden, die Gruft war leer.

In der Nacht, da Amalie begraben wurde, kam der treue Geliebte um sie, öffnete das Gitterthor, raubte den Körper der Geliebten und nahm ihn mit sich nach Hause.

Er wollte sie nicht in dem kalten Hause lassen, wollte sie mit in die Heimat nehmen, sie dort begraben, um einst neben ihr gebettet zu werden.

Daheim legte er die schöne Tote auf sein Bett und gestand ihr seine Liebe. Er konnte es frei thun, jetzt bewachte sie niemand, jetzt konnte er ihr bereits sagen: „Meine Seligkeit, mein Lieb!“ ohne seiner Geliebten Schmerz damit zu bereiten.

Und als er so das schöne bleiche Antlitz betrachtete, fiel es ihm so schwer zu glauben, daß sie nun tot sei.

Es fielen ihm Fälle ein, wo vier bis fünf Tage hindurch verborgen gehaltene Tote wieder zum Leben zurückkehrten und ihre Tage fortsetzten. Diese Hand ist noch so weich, so elastisch, dieses Gesicht noch so frisch, diese Lippen noch so lebend.

Ardent war Arzt. Die Macht der Wissenschaft ist unermeßlich. Der junge Mann suchte hervor, was ihm die Wissenschaft in die Hand gegeben, und versuchte die schöne Tote zum Leben zu erwecken. Alles war vergebens. Sie rührte sich nicht, sie öffnete nicht mehr die Augen. Zwei Tage und drei Nächte wich er nicht von dem Bette, worauf Amalie lag; dann überwältigte ihn der Schlaf und der überspannte Seelenkampf: dort, vor dem Bette sitzend, schlief er ein.

Plötzlich erwachte er, er meinte eine Hand auf seinem Gesichte entlanggleiten gefühlt zu haben, — er

blickte empor. Die Hand der Toten war es, welche vom Bette herabhing und sein Gesicht berührte. Vor Freude entsetzt, fuhr Ardent in die Höhe und, auf Amalie blickend, sah er, wie sich deren Busen langsam hebt und senkt, wie wenn sie schlummerte.

Vom Tode zum Schlaf!

Das teuflische Gift begann jetzt seine Wirkung zu verlieren; die Todesstarre schmolz und die Lebensorgane begannen wieder ihre Funktionen zu erfüllen, der Schlaf hielt jedoch noch immer an. Die Rosenfarbe des Lebens kam auf das schöne Gesicht, die warme Biegsamkeit des zarten Körpers kehrte zurück; aber die Seele war noch fern, die hörte vielleicht nicht einmal noch das Rufen des pochenden Herzens.

Wenn sie auch dies nicht hörte, so hörte sie doch Ardents Küsse, welche das Gesicht und die Lippen der schönen Schläferin bedeckten; die Seidenwimpern hoben sich langsam, zwei Augen blickten matt aus dem Schreckensreiche des Todes in die lebendige Welt, die sich öffnenden Lippen flüstern leise: „Ardent", der schlaff niederhängende Arm hob sich langsam und schlang sich um den Nacken des Geliebten, dessen Gesicht er an sich preßte, und dann schlossen sich wieder die Seidenwimpern, die Lippen verstummten, die Seele setzte ihre Träume fort dort an der Schwelle des Jenseits.

Ja, das Todesreich ist eine ferne Gegend; es benötigt Zeit, bis jemand von dort zurückzukehren vermag.

V.

Diese Schlafsucht verschwand erst nach Wochen aus den Nerven des vergifteten Weibes. Unterdessen erwachte sie nur auf Minuten; dann erkannte sie Ardent, lächelte ihn an, ließ sich Speise und Trank geben, nahm Arznei, erhob sich auch zuweilen, kleidete sich an, ging, auf Ardents Arm gestützt, im Zimmer auf und ab; sprechen konnte sie jedoch noch nicht. Sie erinnerte sich an gar nichts, was vorgefallen, auch das Gegenwärtige nahm sie nur wie halb träumend wahr.

In einem geschlossenen Wagen führte sie Ardent dann nachts zu seinen auf dem Lande wohnenden Eltern. Eine sechsmonatliche, mütterliche Pflege gab Amalie langsam dem Leben wieder; sie hatte den Todestaumel überwunden, ihr erschüttertes Nervensystem kam in Ordnung, ihr Gemüt erheiterte sich, ihre Seele lebte wieder auf und dann lernte sie glücklich sein. Sie wurde Ardents Gattin. (Schluß folgt.)

Zimmerdressur. Von Adolf Eberle.

Schopfheim (S. 1030).

Der Dichter des Schatzkästleins und seine Heimat.

Von

O. Behaghel.

Alljährlich am 10. Mai zieht eine Anzahl von Basler Herren hinaus in das Dörflein Hausen (S. 1035) zum „Hebelmähli"; am Bahnhof werden sie von den Würdenträgern des Ortes empfangen und unter Musik zum Rathause geleitet. Unter kurzen Ansprachen des Pfarrers und des Vorstandes der Basler Hebelgesellschaft, die teilweise im gemütvollen unverfälschten Dialekte gehalten sind, kommen die Gaben zur Verteilung, welche die Gemeinde Hausen und die Hebelgesellschaft Basels zu spenden haben: alte Mütterchen erhalten eine Unterstützung für treue und aufopfernde Pflege ihrer Kinder; die fleißigsten Schüler und Schülerinnen ein Hebelbüchlein: zum Danke erfreuen sie uns mit dem Vortrag alemannischer Dichtungen. Dann geht es zum festlichen Mahle: hier wird denn auch den zwölf ältesten Mannen der Gemeinde Speise und Trank gespendet, und es ist rührend, zu sehen, wenn die Gäste, die auch nicht alle mehr heurige Häslein sind, sich mit den Alten begrüßen, ob auch keiner fehle aus der Schar.

Hebel selbst hat den Wunsch gehegt, derartige Stiftungen zu machen, denn unsäglich hat er sein Volk geliebt; die Liebe zur Heimat hat ihn zum Dichter gemacht.

Hebels Wiege hat in Basel gestanden. Wenn man bei dem Erkerhause links von der Laterne auf dem Bilde unseres Künstlers (S. 1031) wenige Minuten stadteinwärts geht, den Petersgraben hinauf, so erreicht man die Hebelstraße, mit dem alten, ziemlich baufälligen Hause gegenüber dem Spital (auf unserem Bilde S. 1033 links), in welchem Hebel am 10. Mai 1760 das Licht der Welt erblickt hat. Sein Vater war damals Diener im Hause eines Basler Patriziers. In Basel hat dann Hebel zu Zeiten in der Münsterschule gesessen; von der Pfalz, der schönen kastanienbeschatteten Terrasse hinter dem Münster (im Hintergrunde unseres Bildes, S. 1031), hat er hinübergeschaut nach den Bergen des Schwarzwaldes, nach dem heimatlichen Wiesenthal.

Das Thal der Wiese zieht sich herab vom Feldberg, dem Centralstock des südlichen Schwarzwalds; gleich unterhalb Basels ergießt sie sich in den Rhein. Im unteren Laufe des Flüßchens ist das Thal ziemlich breit, wenig tief eingeschnitten, von waldigen Hügeln umsäumt; üppige Wiesen bedecken den Grund; zahlreich streben die Fabriken empor. Die Hauptorte dieses Gebietes sind Lörrach und Schopfheim (S. 1029). Erst bei Hausen (S. 1035), etwa eine Stunde oberhalb Schopfheim, werden die Berge höher und verengt sich das Thal; es ist ein sehr mannigfaltiges und liebliches Bild, das die Gegend gewährt, zumal im Frühling, wenn Blütenschnee die Fülle der Obstbäume bedeckt. Das Dörfchen selbst ist klein und macht nicht den Eindruck der Wohlhabenheit. Hier hatte Hebels

Vater sich niedergelassen, der aus dem Hundsrück stammte, und hier hat Hebel seine Kinderjahre verlebt und unauslöschliche Eindrücke empfangen. Es ist die reine Mundart seiner Heimat Hausen, die Hebel in seinen alemannischen Gedichten zur Anwendung gebracht hat, ohne irgend welche Vermischung mit anderen alemannischen Dialekten, etwa dem von Basel; Hebel steht so in scharfem Gegensatze zu Fritz Reuter, in dessen Schriften mehr ein ideales Plattdeutsch, ein Kompromiß zwischen verschiedenen niederdeutschen Elementen, das Mittel des Ausdrucks gebildet hat.

Hebels Kindertage sind keine leichten gewesen, da der Vater früh starb und die Familie in beschränkten Verhältnissen zurückließ. Vielleicht hat er in dieser Zeit auch um Lohn in dem benachbarten Schmelzofen gearbeitet. Der bergmännische Betrieb ist seither eingegangen; das Häuschen des Hüttenverwalters steht noch (S. 1036). Schon 1774 wurde der talentvolle Knabe von seinem Vormund nach Karlsruhe gebracht, wo er das Gymnasium illustre bezog. 1778 wurde er als Studiosus der Theologie an der Universität Erlangen eingeschrieben; 1780 bestand er das Staatsexamen, freilich ohne besondere Auszeichnung. Von 1783 bis 1791 war er Präceptoratsvikar, d. h. Hilfslehrer am Pädagogium zu Lörrach, für Hebel eine der schönsten Zeiten seines Lebens, eine Zeit der Freundschaft und der Liebe. Innige Neigung hatte ihn an ein benachbartes Pfarrtöchterlein gekettet, an die schöne Gustave Fecht. Befremdlicherweise ist daraus kein Ehebündnis entstanden. Daß Hebel an einem körperlichen Fehler gelitten habe, ist unverbürgte Sage. Von Gustave wird berichtet, daß sie von etwas scharfem und schroffem Charakter gewesen; der Hauptgrund war wohl Hebels eigene, etwas passive und bequeme Natur, die sich nicht entschließen konnte, die Fesseln der Ehe auf sich zu nehmen.

Im Jahr 1791 wurde er als Lehrer an das Gymnasium zu Karlsruhe berufen, das in diesen Tagen sein dreihundertjähriges Jubiläum begangen hat. Was wir von Hebels Lehrthätigkeit erfahren, zeigt ihn uns als ausgezeichneten, anregenden und gemütvollen Pädagogen. So war es wohlverdiente Anerkennung, wenn er 1808 zum Direktor der Karlsruher Anstalt ernannt wurde. Sechs Jahre später wurde er Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde. Endlich 1819 fiel ihm die höchste kirchliche Würde zu; er wurde Prälat der evangelischen Landeskirche. Die Thätigkeit des Bureaumenschen war keine, die seiner Natur besonders zugesagt hätte. Mit welcher Unlust er dem Aktenschreiben oblag, bezeugt manche Klage in den Briefen an seine Straßburger Freunde, bezeugt schon die hastige, krampfige, unschöne Handschrift jener Zeit, gegenüber den kräftigen, behaglichen warmen Zügen der früheren Tage. Trotz dieser Abneigung hat er die rastloseste und gewissenhafteste Thätigkeit entfaltet und in seiner milden versöhnlichen Weise viel Gutes gestiftet. Er war ein Mann von wahrhaft kindlicher Frömmigkeit und aus der guten alten Schule jener Rationalisten, bei denen es möglich war, daß der Theologe Protestanten, Katholiken und Israeliten in seiner Religionsstunde vereinigte. Das ist ihm freilich besonders in späteren Zeiten übel vermerkt worden. Bei einer Gedächtnisfeier in Hausen wurde die Festpredigt einmal von einem orthodoxen Herren gehalten, einem Vorgänger des heutigen gemüt- und humorvollen Hausener Pfarrherrn; der sprach in salbungsvollen Worten die Hoffnung aus, daß doch auch Hebel möchte in den Himmel eingegangen sein, worauf ein alter Schüler des verewigten Prälaten meinte: wenn der langweilige Salbader in den Himmel kommt, geht Hebel gewiß zur anderen Thüre hinaus.

Am Petersgraben in Basel (S. 1029).

Hebels litterarische Signatur ist die des Humoristen; er ist von tiefem Gemüt, unverwüstlicher Optimist, mit einem leichten Anfluge von Sentimentalität und Melancholie. So ist er aufs nächste verwandt mit Männern wie Jean Paul und Fritz Reuter. Freilich, er hat nicht größere Werke geschaffen wie diese; und das ist vielleicht nicht zu beklagen. Es

scheint ja bis zu einem gewissen Grade im Wesen der humoristischen Betrachtungsweise zu liegen, daß sie das einzelne übermächtig auf sich wirken läßt, daß es ihr schwer wird, größere Massen zu bewältigen und in kunstvoller Gliederung zur Darstellung zu bringen.

Am bekanntesten ist Hebel durch seine alemannischen Gedichte geworden. Die schönsten derselben entstammen einem ganz kurzen Zeitraum, den Jahren 1802 und 1803, und die Sehnsucht nach der Heimat ist es, die sie ihm eingegeben hat. Freilich in der Heimat selbst fanden sie zunächst keinen großen Anklang; die biedern Oberländer glaubten sich, ihr Thun und Treiben darin verspottet. Und wenn jetzt in Hausen Hebel gepflegt und gefeiert wird, so beruht das nicht auf alter Ueberlieferung, sondern ist ein künstliches Erzeugnis der hundertjährigen Geburtstagsfeier. Darin liegt keineswegs etwas Auffallendes; die mundartliche Dichtung ist keine Dichtung **für** das Volk; es blieb der Abgeschmacktheit der Züricher Salutisten vorbehalten, die Lieder, mit denen sie auf die Masse wirken wollen, in Züricher Mundart zu übertragen; sondern die Dialektdichtung ist gerade so gut auf die Kreise der Gebildeten berechnet, wie jeder andere Zweig unserer Litteratur. Und zwar war ihre Begründung eine geniale That, eine bedeutende Erweiterung des litterarischen Darstellungsvermögens. Für die realistischen Seiten des Lebens reichen die Schätze einer Schriftsprache nicht aus; Beweis z. B. die Werke Zolas, deren Sprachschatz

Hebels Geburtshaus in Basel (S. 1030)

kein französisches Wörterbuch verzeichnet. So ist denn die Darstellung des Kleinlebens, der humoristischen Seiten des Lebens, die Idylle recht eigentlich die Domäne der Dialektdichtung.

Hebel selbst, wenn er für das Volk schrieb, hat nicht der Mundart, sondern der Schriftsprache sich bedient.

Hebels Wohnhaus in Hausen (S. 1031).

Das geschah in den Erzählungen, die Hebel durch eine Reihe von Jahren für den „Kalender des rheinländischen Hausfreundes" lieferte. Soweit diese Beiträge bis zum Jahre 1811 erschienen waren, hat sie Hebel in seinem „Schatzkästlein" vereinigt; die späteren Erzählungen sind erst in den nach seinem Tode (er starb 1826) erschienenen Ausgaben seiner Werke gesammelt und daher in weiteren Kreisen viel weniger bekannt als jene früheren. Der Stoff dieser Geschichten ist wohl nur in wenigen Fällen Hebels Eigentum; aber die Art, wie er das Fremde sich zu eigen gemacht, ihm den Stempel seines Geistes aufgedrückt, gewährt immer neuen Reiz und unerschöpflichen Genuß. Als Schreiber dieser Zeilen seiner Zeit die Korrekturbogen seiner Ausgabe las (Kürschners Deutsche National-Litteratur Bd. 142), ist es ihm recht schwer geworden, den einzelnen Buchstaben seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; immer wieder hat ihn die Erzählung selber mit sich fort gerissen, die er doch Wort für Wort kannte.

Auch die Briefe Hebels bieten einen reichen Schatz unvergleichlichen Humors; er zeigt sich hier vielleicht reiner als sonstwo in seinen Schöpfungen, da hier nirgends lehrhaftes Bestreben sich einmischt. Um dem Leser wenigstens etwas noch Ungedrucktes von meinem Helden zu bieten, veröffentliche ich im nachstehenden einen der im Vergleich mit anderen etwas kühlen und zurückhaltenden Briefe an seine Freundin Gustave.

* * *

Beste Jungfer Gustave!

Sie haben sich ganz erstaunlich geirrt, wenn Sie mir glaubten einen Tort zu thun, daß Sie Ihren Brief am Ende anfiengen, und dort wo der Anfang stehen sollte, beschloſsen. Denn fürs erste ist ieder Brief, den Sie mir schreiben, ein sehr angenehmes Geschenk für mich, er mag sonst aussehen wie er will, und wenn nur das Ende recht weit vom Anfang weg ist, so komt mirs nicht gros

Hausen (Wiesenthal) (S. 1029).

drauf an, ob der eine oder das andre oben steht. Zum andern hab ich Ihnen ia, glaub ich, schon einmal geschrieben, daß es zu meinen hiesigen Geschäften gehört, die Christen hebräisch und Abrahams Enkelein teutsch zu lehren, und daß ichs also schon gewohnt seyn mus, das Vordere zu lezt, und das Ende beym Anfang zu suchen. Also nur so fort gemacht! Die Zeilen oben herab oder unten herauf, quer hindurch oder schräg hinüber, oder rund herum über ein ander gewickelt; ich will den Anfang schon finden. Ich hab ia auch die Fäden immer ordentlich gefunden, wenn das Knäulein abriß oder der Haspel schnellte.

Wegen Ihres fatalen Tanzes in Haltingen hab ich Sie sehr bedauert. Die Jungfer Gmelin hat mir alles noch ausführlicher erzählt. Ich kan bekantlich auch ein Lied davon singen, wie's einem zu Muthe ist, wenn man tanzen mus und nicht mag!!

Die Jungfer Gmelin hat mich versichert, Sie hätten sich vorgenomen zur Abbüssung Ihrer Schuld

1, sechs Wochen lang alle morgen die sieben Bußpsalmen zu betten.

2, so lang biß sichs wieder iährt, in einem schwarzen Schleier alle Betstunden zu besuchen; dis sey aber keine grosse Strasse, meint die Jgfr. Gmelin, weil der Herr Pfarrer nicht viele Bettstunden haltet.

3, Sich in ihrem Leben nimmer zum Tanz nöthigen zu lassen. (Ich erkläre das so, daß Sie sich in Zukunft freywillig dazu entschliessen werden.) Und endlich über das alles

4, dem Herrn Pfarrer Hitzig in Eimeldingen zu beichten.

Das letzte hätten Sie ohne Anstand könen bleiben lassen, da Sie mir schon gebeichtet hatten; Indessen ists auch so gut. Doppelt genäht hebt wohl.

Ihre Frau Schwester hingegen soll sich entschlossen haben:

1, dem Herrn Spec. Wagner zu beichten.

2, keine Krautstiele u. keine Rüben ohne Speck mehr zu kochen.

3, des Brem's Kindlein in Schopfen ein kamelottenes Röcklein mit eigenen Händen zu nähen und selber zu überbringen.

4, sich bey den Heiligen einverleiben zu lassen,

das nenn ich eine Busse; freylich ist sie auch eine grössere Sünderin als Sie, weil sie als eine im Amt stehende Pfarrerin getanzet hat . . . .

Ich habe dises Jahr erst 4mal gepredigt, und es komt bis neu Jahr nur noch 5mal an mich. Man könte daraus schliesen, daß ich nicht gerne gehört werde, aber ich leg es so aus, daß die Leute besser folgen, wenn ich sie etwas ermahne, u. daß ich also nicht nöthig habe so oft zu predigen, wie die andern. Eigentlich aber komts daher, weil Prof. Dauder und ich uns mehr dagegen sperren, seit dem Geistliche genug hier sind. Mich komts ohnehin immer schwerer an, weil ich meine bessern Lörracher u. Crenzacher Predigten nun bald alle gehalten habe, und also wieder von neuem studiren muß. Es ist gerade der Unterschied, wie wenn Sie einen alten Strumpf ausbessern und einen neuen stricken müsen.

Wenn ich wüste, daß es nöthig wäre, so wollt ich mich recht schön excusiren, daß ich so lange nicht geschrieben habe. Aber ich besorge, Sie werden meiner Possen nach u. nach so überdrüssig seyn, daß Sie's lieber hörten, wenn ich verspräche in Zukunft wieder so lange zu warten. Aber nichts weniger. Just umgekehrt; es soll alles reichlich eingebracht werden.

Empfehlen Sie mich Ihrer muntern Frau Mittänzerin. Ich werd Ihr nächstens den Leviten selber lesen. Auch dem Herrn Pfarrer viele Complimente. Leben Sie recht wohl beste Jungfer Gustave. Wie haltet sich die Sonne? Wehen Ihnen die Aeste hübsch kühl, und singen die Vögelein artig? und tragen die Bienlein auch fleisig ein? Es ist meine Schuld nicht, wenns irgend wo fehlt.

Ihr

ergebenster

Dr. Hebel.

* * *

Die ganze Sammlung dieser Briefe befindet sich jetzt im Privatbesitze Seiner Kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden; es ist mir vergönnt gewesen, von ihnen allen Abschrift zu nehmen. Wer weitere Briefe von Hebel kennen lernen will, den verweise ich auf das Buch von F. Becker: „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstag, Basel 1860“ und auf eine von mir selbst herausgegebene Sammlung: „Briefe von J. P. Hebel, Karlsruhe 1883.“

Wohnhaus des früheren Hüttenverwalters in Hausen (S. 1031).

Der Sammler

Lederarbeit.

Das neuerwachte Interesse für das Kunstgewerbe hat nicht nur die Magazine unsere Luxusgeschäfte und die Räume, in denen wir leben, mit kunstvollen, dem Auge wohlgefälligen Dingen angefüllt, — es hat auch der fleißigen Hand, die nach einer lohnenden Beschäftigung für die Mußestunden verlangt, eine reiche Quelle neuer und unterhaltender Arbeit erschlossen

Alle diese in der Richtung des neueren Geschmacks liegenden Arbeiten unterscheiden sich von den meisten des früheren vor allem dadurch, daß sie den Anspruch erheben, an sich schön zu sein, weil sie dem verwendeten Material keinen Zwang anthun, sondern dasselbe in seinen eigensten guten Eigenschaften verwenden. Aus diesem Grunde sind sie auch meistens leicht auszuführen, und wenn früher die Dankbarkeit des Empfängers oft in dem Ausruf gipfelte: „Welch unendliche Mühe und Zeit muß der Verfertiger aufgewendet haben!“ so erfreuen wir uns heute an dem Einfach-Schönen, welches uns so selbstverständlich entgegentritt, daß wir die „Mache“ darüber ganz vergessen.

Der Lederschnitt, oder die Ledermodellierung, mit der wir uns heute zuerst beschäftigen wollen, ist eine uralte Technik, die schon im frühesten Mittelalter angewendet wurde, um Geräte, die mit Leder bezogen waren, zu verzieren. Wenn auch der eigentliche Bucheinband erst gegen Ausgang des Mittelalters davon Nutzen gezogen zu haben scheint, so haben wir doch kleine Hostienbüchsen, Pfeilköcher und ähnliche Dinge in dieser Art verziert aus der Zeit der romanischen Kunst. Je seltener diese alten Lederschnittarbeiten geworden sind, um so höher stehen sie heute bei den Sammlern im Preise. Seit Anfang dieses Jahrzehnts datieren die Versuche, diese Technik wieder gewerblich zu benützen, und wir haben in einem früheren Hefte die Firmen namhaft gemacht, die gegenwärtig diese alte Technik wieder zur Blüte gebracht haben. Heute beschäftigt uns die Frage, wieweit sich der Lederschnitt zu Liebhaberarbeiten auch für zarte Damenhände eignet. Den äußern Anlaß geben uns zwei Vorlagenwerke, denen wir drei verkleinerte Proben entnehmen: Vorlagen für Lederschnitt-Arbeiten, unter Mitwirkung verschiedener Künstler herausgegeben von Philipp Niederhöfer, 21 Blatt und erklärender Text, Preis M. 12. — kleinere Ausgabe ohne die im Vorstehenden enthaltenen 8 Blatt Lichtdruck M. 6 — Frankfurt, Selbstverlag des Herausgebers, und: Horn und Patzelts Vorlagen für geschnittene und gepunzte Lederarbeit, 15 Tafeln in Lithographie, Preis M. 4. 50. Gera, C. B. Griesbachs Verlag. Wenn wir vom künstlerischen Standpunkt auch dem ersten Werke den Vorzug geben, so bietet doch auch das zweite eine Reihe durchaus stilgerechter und dem Material aufs beste angepaßter Arbeiten in deutlicher und geschmackvoller Darstellung.

Einband eines Stammbuches.

Lederschnittarbeiten eignen sich zu den mannigfaltigsten Dingen und sind daher für Geschenke wie wenig anderes geeignet. Wir finden unter den uns vorliegenden Mustern alle Sorten von Bücher- und Album-Einbänden, Schreib- und Briefmappen, Cigarren- und Geldtaschen, Handschuhkasten und Serviettenringe, Photographierahmen, Arbeitskorbchen und selbst — Hausschuhe, so daß jeder, der seine Angehörigen „in Leder anschneiden“ will, die freieste Wahl hat. Allerdings ist eine Voraussetzung dabei: ein wenig Zeichnen gehört dazu, um eine hübsche Lederarbeit zu machen — nicht zum Entwerfen, denn dafür haben die wackeren Künstler, welche an den beiden Sammlungen mitgearbeitet, hinlänglich gesorgt. Aber die Vorzeichnungen müssen auf durchsichtiges Papier durchgezeichnet, dann auf das angefeuchtete Rindsleder übertragen werden. Hierauf werden die Linien mit einem kleinen Messer bis auf die halbe Dicke des Leders eingeritzt, was auch schon eine gewisse Sicherheit der Hand erfordert. Noch mehr gehört zu der nun folgenden Verrichtung: die eingeritzten Konturen werden mit einem stumpfen Stift nachgefahren und gleichsam geöffnet. Dann wird mit einem Instrument wie ein Ohrlöffelchen der Grund um die Zeichnung herum niedergedrückt. In der Arbeit, die nun folgt, stimmen wir mit den Vorschriften unserer Hefte nicht ganz überein und möchten dem Leser eine kleine Abweichung davon empfehlen: beide Lehrmeister geben der Ornamentik ein ziemlich starkes Relief, indem sie das Leder von rückwärts herausdrucken. Sie haben zu diesem Zweck vor sich auf dem Arbeitstisch einen in einem Brett aufrecht befestigten, stumpfen Stift, über welchen sie das mit beiden Händen gefaßte Leder fest aufdrücken. Letzteres, mit einem ganz dünnen Leimwasser stark befeuchtet, gibt dem Druck vollständig nach und wölbt sich an der Vorderseite kräftig heraus. Jetzt soll man diese Buckel rückwärts mit Modellierwachs ausfüllen oder mit starkem Leim bestreichen, um das hohe Relief am Zurückgehen zu hindern, und endlich von der Vorderseite mit dem löffelförmigen Eisen hineinmodellieren, „worüber keine bestimmten Vorschriften gemacht werden können und was der Geschicklichkeit des einzelnen überlassen bleibt“. Da liegt's! Es gibt sehr wenig Laien, die in der Kunst des Modellierens es über das bekannte Schweinchen aus Brotteig hinausgebracht haben; ein Ornament oder gar einen fliegenden Engel in Relief „anzulegen“ ist aber doch ungleich schwerer. Darum scheitern auch die meisten ausgeführten Lederarbeiten an der mangelhaften Ausführung des hohen, anspruchsvollen Reliefs. Dies ist aber auch keineswegs erforderlich: durch das Umschneiden und Zurückdrücken des Grundes kommt die Zeichnung meist hinreichend stark heraus, auch ohne Heraustreiben von der Rückseite; wenn man dann mit dem Modelliereisen ein Paar „Drucker“ hineingibt, etwa die Rippen der ornamentalen Blätter oder deren Umschläge, so genügt es für die Wirkung vollkommen, die durch flache Behandlung nur feiner und vornehmer wird. Die Alten, die ihre Lederarbeiten wahrscheinlich gleich auf das Brett, den Kasten ꝛc., wofür sie bestimmt waren, aufleimten und hier fertig machten, haben auch höchst selten das Treiben angewandt, dafür aber an den Stellen, die sie besonders hoch im Relief zu haben wünschten, ein Hirsekorn, eine Linse

oder eine halbe Erbse untergeleimt. Das Punzieren des Grundes, welches stets vom Rand nach der Mitte zu geschehen hat, macht den Schluß der Arbeit, die endlich noch durch Beizen und Polieren den gewünschten Ton erhalten kann. Ueber alle diese Manipulationen geben unsere Vorlagenwerke genauere Auskunft, ebenso wie über die wenigen, zu dieser Arbeit nötigen Instrumente, welche man von den Herausgebern beziehen kann, wenn man es nicht vorzieht, dieselben aus Häkel- und Stricknadeln sich selbst herzustellen.

Unser Hausgarten.

Von

D. Hüttig.

Der Gemüsegarten.

Während des Winters ruht bei uns im Norden die Natur, wenigstens sehen wir nichts von dem geheimnisvollen Walten derselben, welches im Inneren der Pflanzen — mit denen bekanntlich wir hier allein uns beschäftigen — kaum jemals zum Stillstand kommt. Aber wie

Cigarrentasche in Leder.

der blattlose Baum bis nahe am Frühjahr neue, junge Wurzeln aussendet, die, wenn die Blätter erscheinen, mit diesen vereint für Nahrung sorgen, ebenso sollte der Mensch, wenigstens der Gartenbesitzer, während des Winters arbeiten, vorbereiten, daran denken, wie der Garten am besten einzurichten ist, damit er im Sommer seinem Zweck am besten entspricht. Der Gartenbesitzer, unser verehrter Leser, gestatte uns, ihm mit einigen Ratschlägen an die Hand zu gehen.

Der Gemüse- und Obstgarten ist ein Nutzgarten — so ungefähr lehren wir auch in unserem „Illustrierten Gartenbuch", das anfangs des vorigen Jahres bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen ist —, ein Nutzgarten, in welchem das ganze Jahr hindurch kaum ein Quadratmeter unbebaut bleiben darf und der, er möge noch so klein sein, die ganze Familie des Besitzers ununterbrochen mit Gemüse und Obst versorgen soll. Zum Schutz gegen unberechtigte Eindringlinge möchten wir den Garten durch Mauern von 2 m Höhe mit bis 25 cm nach innen vorspringendem Dach umgeben, letzteres zum Schutz der hier zu ziehenden Spalierbäume gegen die so gefährlichen Frühjahrsfröste, ein Schutz, der noch verstärkt werden sollte durch die an den Dachplatten zu befestigenden Tücher, die man gerade während jener bösen Zeit bereit halten sollte, um sie während der Nacht vor die Bäume zu ziehen, während des Tages aber zusammengefaltet festzuhalten. — Statt der Mauer kann man auch einen Bretterzaun anwenden, der wie die Mauer einzurichten und mit Spalierbäumen zu bepflanzen ist, damit auch hier jedes Quadratmeter dem lohnenden Ertrage gewidmet werden könne.

Die Wand nach Süden bepflanzen wir mit Weinstöcken, weil diese die größte Wärme fordern und ertragen; Pfirsiche, Aprikosen, Birnen und Süßkirschen pflanzen wir gegen Westen, auch wohl gegen Südwesten, weil sie sehr früh im Jahre blühen und durch die Frühjahrsfröste mehr leiden würden, wenn sie, gegen Osten gepflanzt, sofort von der Morgensonne getroffen würden; gegen Süden gepflanzt, wirkt die Mittagssonne schädlich auf sie ein. Dagegen können Äpfel- und Pflaumenbäume gegen Osten stehen, weil sie gewöhnlich und die meisten Sorten so spät blühen, daß die Frühjahrsfröste ihnen noch nicht schaden können; Sauerkirschen, namentlich die Sorten Ostheimer Weichsel und Schattenmorelle, pflanzen wir an der Wand gegen Norden, an der sie noch im Oktober reife Früchte zu liefern pflegen. — Wenn die Wände nicht durchaus genau gegen die obengenannten Himmelsstriche stehen, so wird ein verständiger Pflanzenfreund nach den hier gegebenen Regeln leicht das Richtige treffen.

Da die Spalierbäume ziemlich nahe aneinander gepflanzt werden, so ist es am besten, statt für jeden Baum eine Grube zu graben, einen vor der Wand 2 m breiten Streifen zu rigolen, der Platz läßt für einen schmalen, für die Pflege der Bäume nötigen Gang und für eine Rabatte, die als Saatbeet, Anzucht- und Versetzbeet, auch zu den Zwecken der Baumschule, und für Erdbeerpflanzen benutzt werden kann; ebenso wird die Rabatte zur Samenzucht zu verwenden sein, indem man die Samenpflanzen hier aussetzt, jede Art auf der ihr günstigsten Seite, sie dann blühen läßt und den Samen von ihr erntet.

Soll die Wand mit Spalierbäumen bepflanzt werden, dann muß sie dazu eingerichtet sein. Vor allem ist ihr eine dunkle Farbe zu geben, welche die Sonnenstrahlen und mit ihnen die Wärme am leichtesten aufnimmt, am längsten festhält und nur langsam wieder ausstrahlt, wie folgender Versuch beweist, den jeder dem Verfasser nachmachen kann.

Man nehme zwei Gläser mit Wasser, umgebe das eine mit weißglänzendem Silberpapier, das andere mit geschwärztem Papier, stelle in jedes ein Thermometer und setze beide gleichen Sonnenstrahlen aus. Wir hatten um 8 Uhr morgens in beiden Gläsern 15° R., nach zwei Stunden beim Wegnehmen aus der Sonne im schwarzen 28°, im weißen 23°; nach weiteren zwei Stunden im schwarzen 20°, im weißen 19,5°, wieder nach zwei Stunden in beiden Gläsern 19°, dann 18°, abends 10 Uhr 18° R.; am anderen Morgen 8 Uhr hatte das schwarze Glas 18°, das weiße 17,7° R. Dies Ergebnis wiederholte sich am folgenden Tage, woraus zu folgern ist, daß die dunkle Farbe sich schneller und mehr erwärmt, anfangs sich auch schneller abkühlt, aber schließlich doch die Wärme länger behält, als die helle Farbe.

Am meisten (bis 55° R.) erwärmt sich eine mit blauem Dachschiefer bedeckte Wand, und dazu kann man die geringsten Sorten, sog. Ausschuß anwenden. Auch der mit Kaltmilch angemachte Braunstein gibt eine dunkle Wandfarbe, wobei darauf aufmerksam zu machen ist, daß der Braunstein ohne Kaltmilch durch die Niederschläge bald abgewaschen wird.

Zur Herstellung des Spaliers empfehlen wir verzinkten Eisendraht (wird oft mit dem unbrauchbaren verzinnten verwechselt) von 2—3 mm Stärke, der in Zwischenräumen von 25—35 cm — am engsten für Pfirsichbäume, am weitesten für Weinreben — an der Wand fest angespannt wird. Es genügen hierzu an den Enden zwei starke Spannhaken und zur Stütze der Drähte in der Entfernung von ungefähr 4 m leichte Zwischenträger, durch deren Oesen die Drähte zu ziehen sind. In der Mauer bohrt man für Haken und Zwischenträger die nötigen Löcher, in welche jene eingesetzt und mit Gips befestigt werden. Der Draht wird durch eine Zange oder dergl. fest angezogen, zuletzt auch durch den sog. Drahtspanner, mit dessen Hilfe man ihn im Winter auch locker lassen kann, um ihn vor dem Zerreißen durch den in dieser Jahreszeit häufig vorkommenden Temperaturwechsel zu bewahren. Der einfachste Drahtspanner ist eine Schraube mit Schraubenmutter, die durch den Spannhaken gestützt wird.

Die eigentliche Gartenfläche wird durch, wenn der Raum es gestattet, wenigstens 2 m breite Wege in vier rechtwinklig geformte Teile geteilt, die man gewöhnlich Quartiere nennt. Drei von diesen vier Teilen entsprechen den Gesetzen der Fruchtfolge, über die wir im Septemberheft des vorigen Jahres ausführlich gesprochen haben. Der vierte Teil ist für Himbeer- und Brombeerkultur, ausdauernde Gemüse, Stauden, Gewürzsträucher und Halbsträucher bestimmt, und möchten wir noch ein fünftes Stück Land abzweigen, auf dem wir die für einen ununterbrochen lohnenden Betrieb unentbehrlichen Saat- und Mistbeete, auch eine kleine Baumschule anlegen mit Rosenwildlingen zum Veredeln, mit den Liebhabereien des Besitzers oder der Besitzerin u. s. w. Die Quartiere für die ein- und zweijährigen Gemüsepflanzen denken wir uns mehr länglich als quadratförmig, weil sie noch weiter in 1,3 m breite, der kürzeren Seite entlang liegende Beete eingeteilt werden, auf denen sich leichter als auf den längeren Beeten arbeiten läßt; auch wird das Gießen bequemer.

Sämtliche dieser Quartiere fassen wir mit verzinktem Eisendraht ein, der über 50 cm hohe Pfähle zu ziehen ist und an den wir die Guirlanden oder „Schnüre" pflanzen und anheften, welche aus Apfel- und Birnbäumchen (Apfelbäumchen eignen sich am besten hierzu), Stachel- und Johannisbeerstämmen, Weinreben u. a. m. gebildet wurden. Der Draht muß jedoch an jeder Ecke offen sein, damit wenigstens weibliche Arbeiter da hindurch zu gehen veranlaßt werden, die mit ihren langen Kleidern sonst die Schnurbäumchen verderben, auch deren Früchte herabreißen könnten. — Unter den Schnurbäumchen können noch als weitere Einfassung Schnittlauch, Monatserdbeeren, Krauspetersilie u. a. gezogen werden.

Innerhalb der Schnurbäumchen umgeben wir jede Abteilung des Gemüsegartens mit 1—1,5 m breiten Rabatten und pflanzen darauf vorerst in jeder Ecke einen Obstbaum in Pyra-

Cigarrentasche in Leder.

midenform (Birnbäume, auf Quitten veredelt geben die schönsten Pyramiden) und verteilen andere Zwergobstbäume mit ungefähr 4 m Zwischenraum auf dem, was dann noch von den Rabatten übrig bleibt; dazwischen kann man noch Stachel- und Johannisbeer-, auch Quittensträucher pflanzen, selbst Himbeer- und Brombeerpflanzen, wenn man ihnen nicht einen besonderen Platz anweisen kann, auf dem sie in geschlossenen Reihen besser gedeihen als einzeln auf der Rabatte, von wo aus sie außerdem noch durch ihre langen Wurzelausläufer die Gemüsebeete verunreinigen. Vergl. auch das Juliheft vom Jahre 1885.

Es muß hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß im Gemüsegarten nur Zwergobstbäume gezogen werden können, weil Kronbäume, wie man dies leider noch recht oft sehen kann, nach und nach den Gemüsepflanzen das Licht entziehen und sie an der Taubildung verhindern, ohne welche diese niemals ihre rechte Ausbildung erreichen können. Zwergbäume bilden keine Krone, weshalb sie auch im Gemüsegarten unschädlich sind.

In jedem Falle sollte man von diesen Zwergobstbäumen so viele Sorten wählen, daß Küche und Tafel das ganze Jahr hindurch mit Früchten, mit Obst versehen sind; das Sortiment muß also die frühesten Kirsch-, Pfirsich- und Birnsorten ebenso enthalten wie Herbst- und späteste Apfelsorten, die, wenigstens vom Keller aus, mit den ersten Kirschen um die Herrschaft streiten. Wo nicht Raum ist für wenigstens einen Baum von jeder Sorte, da wird der Eigentümer mehrere Sorten auf einem Baum besitzen wollen, und es wird ihm ein Vergnügen sein, das Fehlende mit eigenen Händen durch Pfropfen, Okulieren u. s. w.

auf die vorhandenen Bäume zu verteilen. Wo es aber darauf ankommt, das Obst in irgend einer Weise zu verwerten, da müssen andere Grundsätze befolgt werden, ga gilt die Regel: wenig Sorten, aber viel Bäume von einer Sorte, von Sorten, welche den beabsichtigten Zweck am besten erreichen helfen. Das ist ein Kapitel aus der Lehre vom Obstbau, auf das wir gelegentlich zurückkommen werden

Die vierte Abteilung des Gemüsegartens ist, wie oben bereits angedeutet wurde, für ausdauernde („perennierende“, mehr als zweijährige) Gemüse und Gewürze bestimmt, wie Spargel, Rhabarber, Weinraute, Estragon, Lavendel u. s. w., die sich in die Reihenfolge der ein- und zweijährigen Gemüsepflanzen nicht einfügen lassen. Ebenso gehören hierher die Himbeer- und Brombeerpflanzen. — Von der Bestimmung einer fünften Abteilung haben wir oben bereits gesprochen, und dürfte sie vielleicht einen schiefen Winkel ausfüllen, den man abschneidet, damit die vier (8, 12, 16 u. s. w.) Hauptabteilungen durchaus rechtwinklig angelegt werden können.

Die Pflanzen bestehen bekanntlich zum größten Teil aus Wasser, und nur in Wasser gelöste Nahrungsmittel können von ihren Wurzelhaaren aufgenommen werden; daraus folgt, daß der Boden genügend feucht sein muß. Nun steigt zwar das nicht zu tief stehende Grundwasser von unten nach oben, und das Wasser der Niederschläge befeuchtet den Boden von oben; aber weder das eine noch das andere reicht jemals aus, um die unglaublich große Masse von Wasser zu ersetzen, welches direkt vom Erdboden verdunstet, von den Sonnenstrahlen aufgesogen oder, was die Hauptsache, durch die Blätter der Pflanzen an die Luft abgegeben wird. Man muß ihnen also fortwährend Wasser zuführen, den Bäumen auch während des stärksten Regens oder nach demselben, der niemals die Wurzelhaare erreicht, durch welche die Pflanzen mit Wasser versehen und damit ernährt werden sollen; das Wasser der Niederschläge fließt irgend wohin ab, und der übrigbleibende Rest verdunstet bald.

Wenn fließendes, durch chemische Fabriken nicht verunreinigtes Fluß- oder stehendes, nicht faulendes Teichwasser in der Nähe, dann ist die Zufuhr ziemlich leicht durch Fässer auf Rädern oder durch die Gießkannen bewerkstelligt, mit denen man das Wasser schöpft, weiter trägt und den Pflanzen reicht, mit denen „man gießt“. Ist solches Wasser aber weit entfernt, dann muß man es durch Handpumpen und Schläuche an den Ort seiner Bestimmung bringen; oder man legt eine Röhrenleitung unter den Hauptwegen des Gartens an; man stellt auf irgend einem Punkte, bei unebenem Lande auf dem höchsten, eine Pumpe auf, durch welche man das Grundwasser in einen daneben auf dem Erdboden angelegten Behälter pumpt, von dem aus es durch Röhren in zahlreiche kleinere, in dem Erdboden aus Ziegel und Cement angelegte Behälter zu leiten ist, aus denen es, nachdem es 21 Stunden an der Luft gestanden, leicht geschöpft und zwischen den Pflanzen verteilt werden kann. Die Ausflußenden solcher Wasserröhren müssen doch mit einem Gitter verschlossen sein, damit nicht Kröten und Ratten sie verstopfen können. Auch soll man diese Wasserbehälter vor Winter vollständig entleeren und mit Brettern, Stroh und dergl. gegen den Temparaturwechsel schützen.

Charakter und Handschrift.

Von

H. Amselmann.

III.

Hier ist Gelegenheit, auf einen kleinen Unterschied zwischen Fraktur und Antiqua, oder wie man gewöhnlich sagt, französischer und deutscher Schrift hinzuweisen. Die Erscheinung, daß die Grundstriche der Buchstaben m, n, e und u ohne Haarstriche sowohl der Teile als des Ganzen geschrieben werden d. h. ohne Verbindungs- und Endstriche, wird sich im Französisch n ziemlich häufig, im Deutschen außerordentlich selten finden. Diese fast einzige Differenz der beiden Schriftarten kommt, wie erwähnt, in Betracht bei Beurteilung der Sparsamkeit eines Schreibers.

Es bleibt ein jedenfalls außerordentlich selten erreichtes oder auch nur erreichbares Ideal des Graphologen, mit Sicherheit — ausgesprochene Kinderschriften ausgenommen — auf Alter und Geschlecht schließen zu können. Wiewohl sich im großen und ganzen Männer- und Frauenschriften durch den allgemeinen Duktus unterscheiden, so gibt es doch viele Männer mit zarter Damenhand und junge Damen mit einer wahren Herkulesschrift: Man vergleiche einmal die folgenden Schriften miteinander: Nr. 5 zeigt die gewöhnliche Handschrift einer zwanzigjährigen, Nr. 6 die einer älteren Dame und No. 7 die eines siebzigjährigen Herrn.

Fig. 5.

Ebenso soll man sich hüten, aus einer zitterigen, unsicheren Schrift immer auf vorgerücktes Alter zu schließen. Beispiele sind nicht nötig, denn sehr oft kann große Schwäche oder Nervosität infolge von Krankheiten oder starker Gemütserregung die Ursache einer unsicheren Hand sein.

Fig. 6.

Sehr leicht erkennbar sind die graphologischen Zeichen für Offenheit und Verschlossenheit. Man macht an Schriften von Kindern, die in der Regel offen sind, weil sie etwas anderes noch nicht gelernt haben, die Beobachtung, daß die Buchstaben am Ende der Wörter größer werden.

Fig. 7.

Fig. 8.

Bei den Handschriften sehr offener erwachsener Personen findet sich das nämliche Merkmal. Nr. 8 ist eine Kinderschrift, Nr. 9 die eines bekannten Gelehrten, Nr. 10 die einer Dame.

Für Verschlossenheit, Nichtoffenheit, Zurückhaltung u. s. w. gilt, wie in solchen Fällen fast immer, die direkte Umkehrung: die Buchstaben am Ende der Wörter werden kleiner. Vergleiche Nr. 11.

Fig. 9.

An dieser Handschrift werden übrigens nicht nur die Endbuchstaben kleiner, sondern sogar innerhalb des Wortes die niederen Buchstaben vor einem hohen. Das deutet auf Verstecktheit, Verschlagenheit. Uebrigens muß ausdrücklich bemerkt werden, daß das Zeichen der Verschwiegenheit, sofern nicht noch andere schlimme Zeichen in der Schrift hinzutreten, an und für sich noch nichts Böses bedeutet, wie natürlich allzu große Offenheit auch nicht immer eine Tugend ist. Es wird Sache einer späteren Auseinandersetzung sein, die Kombination der Eigenschaften zu berühren; wie sich gewisse Züge im Charakter des Menschen gegenseitig mildern oder verstärken, so hat man auch bei der Zusammenfassung der graphologischen Zeichen zu einem Urteil die Mit- und Gegenwirkung derselben ins Auge zu fassen.

Fig. 10.

Fig. 11.

Das oben erwähnte Zeichen für Offenheit hat uns in der Regel nicht im Stiche gelassen. Immerhin müssen wir anführen, was ein neuerer bedeutender Graphologe, Crepieux-Jamin, in dieser Beziehuna sagt. Er erklärt, daß die am Ende des Wortes größer werdenden Buchstaben Naivetät und nicht Offenheit bedeuten. In der That kommen Offenheit und Naivetät in der Regel zusammen. Er gibt als Zeichen der Offenheit gleich groß bleibende Buchstaben an. Er mag damit vollständig recht haben, und wir enthalten uns deswegen eines Urteils, weil wir zur Nachprüfung dieser Behauptung noch zu wenig Gelegenheit hatten. Indem wir an die schon vorgebrachte Bemerkung anknüpfen, daß eine Eigenschaft desto stärker vorhanden sei, je stärker sie sich durch das entsprechende graphologische Zeichen manifestiere, wollen wir noch auf den speciellen Fall starker Verschwiegenheit aufmerksam machen. Diese Eigenschaft gibt sich kund durch ein solches Zuspitzen des Wortendes, daß die letzten Buchstaben, falls sie m, n, u, e, r sind, nur noch wie eine zart geschlängelte oder gar völlig wagerechte Linie aussehen. Solche Schriften hat wohl jeder unserer Leser schon gesehen, und wir haben daher nicht nötig, eine Probe hierher zu setzen.

Fig. 12.

Offene Buchstaben.

Geschlossene Buchstaben.

Offenheit und Verschlossenheit dokumentiren sich übrigens auch durch die Beschaffenheit einzelner Buchstaben. Gewisse Buchstaben nämlich können offen oder geschlossen sein. Es sind dies vor allem o, a, g, ebenso auch b, und in der französischen Schrift auch d. Offen nennt der Graphologe einen Buchstaben, wenn er gegen oben, wo er geschlossen sein könnte, eine Oeffnung hat; bei einem im graphologischen Sinn geschlossenen Buchstaben kann sogar da ein Schluß eingetreten sein, wo man sonst eine Oeffnung verlangt. Figur 12 erläutert die betreffenden Typen hinreichend.

Fig. 13.

Unten offene o.

Geschlossenes u-Zeichen.

Der schon erwähnte Graphologe Crepieux-Jamin führt speciell für Heuchelei ein Zeichen an, das uns sehr selten begegnet ist und über welches wir uns auch in diesem Falle kein Urteil erlauben. Es ist dies ein unten offenes o, wie Figur 13 zeigt.

Dr. Erlenmayer, ein deutscher Graphologe, hat für Lüge ein ferneres Zeichen aufgestellt, das wir häufiger anzutreffen und richtig zu finden in der Lage waren: Es ist dies das völlig geschlossene u-Zeichen, das wir unseren Lesern ebenfalls in Figur 13 vorführen.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Prüpper.

Sylvester-Abend.

Thee mit geschlagenem Rahm (in einer Schale), Arrak und Citronen dabei, Butterbrötchen mit feinem Fleisch belegt, Windbeutel und Butter-

ringe. Danach Leberbrot, Mandelkranz, Kaffeepudding, Reissorbet für die Damen, Weinpunsch für die Herren.

Windbeutel. Man bringe $\frac{1}{4}$ k Butter mit $\frac{1}{2}$ k Wasser zu Feuer, streue, wenn es kocht, $\frac{1}{2}$ k feines Mehl unter beständigem Rühren hinein und rühre es so lange, bis die Masse recht steif ist und sich von Löffel und Kasserolle losschält; lasse sie ein wenig erkalten und schlage dann nach und nach acht Eier hinein, füge die abgeriebene Schale einer halben Citrone hinzu, verarbeite es kräftig und stelle es bis zum andern Morgen oder wenigstens einige Stunden lang, an einen kühlen Ort; steche nun mit einem silbernen Eßlöffel kleine Klöße davon ab und lege sie reihenweise auf ein mit Mehl bestäubtes Backblech, forme sie mit dem Löffel möglichst rund und backe sie etwa eine Viertelstunde lang in mittelheißem Ofen, bis sie gelbbraun und hoch geworden sind, wonach man sie mit einem Guß aus gesiebtem Zucker, Citronensaft und Rosenwasser bestreicht. Aus dieser Masse kommen 50 bis 60 Stück, die vortrefflich sind und nie mißraten. Man kann sie, erkaltet, auch füllen, indem man sie an der Seite aufschneidet und einen Theelöffel Marmelade hineingibt.

Butterringe. Man setze 1 l süßen Rahm und $\frac{5}{8}$ k frische Butter aufs Feuer, rühre es so lange, bis die Butter zergangen ist, und wenn es lauwarm geworden, 125 g Hefe, das Abgeriebene einer Citrone, zwei Eier und zuletzt 1 k feines Mehl hinein und schlage den Teig mit einem hölzernen Löffel so lange, bis er sich ablöst und so steif wird, daß man auf dem Backbrette runde Ringe, vom Umfang einer Untertasse etwa, formen könne, die man über ein mit Butter bestrichenes Papier auf ein Backblech legt und gehen läßt. Dann bestreiche man sie, eben vor dem Backen, mit Eidotter, worunter man etwas Rahm und zerlassene Butter geschlagen hat, bestreue sie mit Zucker und Zimmet und backe sie in gelinder Hitze. Frisch zum Thee oder Kaffee ganz ausgezeichnet.

Eierkocher.

Leberbrot. Man halte eine Schweinsleber fünf Minuten lang in heißes Wasser, hacke sie und treibe sie durch ein Sieb; schneide dann $\frac{1}{4}$ k rohen frischen Speck in Würfelchen und koche ebensoviel in etwas Wasser ab und hacke ihn; gebe nun beides, nebst der Brühe des gekochten Specks, sechs abgekochten, durchgeschlagenen Zwiebeln, Gewürz und einem Glase Rotwein, nach Belieben auch etwas Trüffeln, zu der Leber und lasse alles zusammen kochen, bis es dicklich wird; belege eine Form mit Speck, fülle die Masse hinein, backe sie bei mäßiger Hitze anderthalb bis zwei Stunden und beschwere sie hernach mit Brettchen und Gewicht, wodurch Fett vortreten wird, welches aber ja nicht abgeschöpft werden darf. Erkaltet wird es gestürzt und der Speck abgenommen

Mandelkranz. Man bereite einen mürben Teig aus 250 g Mehl, 200 g zerpflückter, sehr kalter Butter, 125 g Zucker und zwei Eiern, den man gut untereinander mengt und eine Weile kalt stellt. Auch ziehe man $\frac{1}{2}$ k süße Mandeln ab, lege sie zwei Stunden in kaltes Wasser, trockne sie hierauf mit einer Serviette ab und schneide sie, der Länge nach, so fein wie möglich. Wenn nun der Teig recht kalt ist, so rollt man ihn recht dünn aus, legt einen Teller darauf und schneidet danach runde Platten davon; legt dann einen kleineren Teller darauf und formt, durch Ausschneiden um denselben, drei Finger breite Kränze, knetet die abfallenden Teigstücke zusammen, macht immer kleinere Kränze daraus und legt endlich alle Kränze auf ein Backblech. Nun tauche man $\frac{1}{2}$ k Zucker in Wasser, stelle ihn in den Backofen (Röhre), bis er zergangen ist, gebe dann drei Eiweiß und die Mandeln hinzu und lasse diese so lange darin kochen, bis sie glänzen; belege die Kränze so dick wie möglich damit und backe sie bei gelinder Hitze. Zum Servieren legt man dann die Kränze übereinander, die kleineren oben darauf, steckt in die Mitte ein Bouquet von frischen Blumen und befestigt vorne einen hübschen Neujahrswunsch.

Kaffee-Pudding. Man mahle 125 g vom besten frischgebrannten Kaffee, thue ihn in eine kleine Kanne und übergieße ihn mit $\frac{1}{4}$ l kochendem Wasser, rühre ihn gut um, decke ihn fest zu und lasse ihn vier Minuten lang ziehen; gebe dann in eine größere Kanne 80 g Zucker, gieße den Kaffee durch einen Filtrierbeutel darüber und füge, sowie der Zucker ganz geschmolzen ist, 40 g in Wasser aufgelöste Gelatine hinzu; schlage nun 1 l dicken, süßen Rahm zu festem Schaum und lasse den unterdessen erkalteten aber noch

Tortenschüssel.

vollkommen flüssigen Kaffee wie ein dünnes Schnürchen hineinlaufen, während man den Rahm mit der Schneerute immer kräftig weiter schlägt, die Masse endlich in eine mit Mandelöl bestrichene Form gießt, eben vor dem Servieren stürzt und eine Vanillesauce dazu reicht.

Vanillesauce. Man lasse $\frac{1}{2}$ l Milch mit 125 g Zucker und einer halben Stange Vanille aufkochen und stelle es zugedeckt beiseite; verrühre dann einen Eßlöffel feines Mehl mit etwas kalter Milch und schlage vier Eidotter dazu, verrühre auch diese, gieße nach und nach die Vanillemilch hinein, rühre die Sauce auf gelindem Feuer, bis sie aufkochen will, und lasse erkalten.

Tranchierbesteckhalter.

Reis-Sorbet (Schneewittchen). Man blanschiere $\frac{1}{2}$ k besten Carolina-Reis und gieße ihn zum Abtropfen auf ein Sieb; gebe ihn dann, wenn er abgekühlt ist, mit der fein abgeschälten Schale von zwei Citronen, $1\frac{1}{2}$ k Zucker und 4 l Rheinwein in eine Kasserolle und lasse ihn sehr langsam aber fortwährend, vier Stunden lang kochen; treibe ihn jetzt durch ein feines Haarsieb, fülle ihn, erkaltet, in die Gefrierbüchse und behandle ihn wie anderes Gefrorene. Ist die Masse nun ganz glatt, so füge man, indem man sie so rasch wie möglich mit dem Spatel bearbeitet, $\frac{1}{2}$ l geschlagenen Rahm, eine Flasche Champagner und $\frac{1}{4}$ l feinsten Arrak hinzu, menge es wohl untereinander und serviere in flachen Gläsern. — Für die Damen.

Hebel-Korkzieher.

Weinpunsch. Man bringe 2 l Wasser, den Saft von drei Citronen, zwei Flaschen Sauterne oder in dessen Ermangelung Rheinwein, eine Flasche Arrak und $\frac{1}{2}$ k Zucker zu Feuer, lasse es bis vors Kochen kommen, füge dann noch $\frac{1}{8}$ l starken Thee hinzu und serviere warm oder kalt, am besten aber frappiert. — Für die Herren.

Für unsere Hausfrauen.

Tortenschüssel. Unsere Skizze zeigt ein in seinem Aeußeren ansprechendes und als Festgeschenk bestens geeignetes Tafelgerät, das bestimmt ist die bisher zum Servieren der Torten fast allgemein verwandten weißen Porzellan-Schüsseln zu ersetzen, deren Aussehen man durch geränderte Papierscheiben zu verschönern suchte, ohne den Zweck zu erreichen. Die neue Tortenschüssel dagegen gereicht jeder Tafel zur Zierde; sie ist aus vernickeltem Metall hergestellt und besitzt eine der Torte als Unterlage dienende, mit Zwiebelmuster-Dekoration versehene Porzellan-Platte, welche sich der bequemen Reinigung halber aus der metallenen Fassung herausnehmen läßt. — (Preis 22,50 Mk.)

Eierkocher. Derselbe besteht aus einem vernickelten Becher, in welchem ein nicht ganz bis auf den Boden hinabreichender Porzellanbehälter hängt; den hierdurch entstehenden Zwischenraum füllt man durch einen Theelöffel voll Wasser aus. Das Ei wird nicht in der Schale gekocht, sondern in den Porzellaneinsatz eingeschlagen, hierauf der Apparat mit dem Deckel verschlossen und der Spiritus, welcher in die den Becher umgebende Rinne zu gießen ist, angezündet. Das Ei ist in wenigen Minuten gar gekocht und wird dann selbstredend in dem Kocher serviert; es soll, in letzterem bereitet, sich durch besonderen Wohlgeschmack auszeichnen und namentlich Magenleidenden dienlich sein. — (Preis 3,50 Mk.)

Der Tranchierbesteckhalter, welchen nebenstehende Skizze veranschaulicht, gibt dem Tranchierbesteck, wenn dasselbe aus der Hand gelegt wird, einen festen Platz, so daß solches nicht das Tischtuch beschmutzen oder zu Fall kommen kann. Der kleine Apparat ist aus vernickeltem Metall hergestellt, der Griff aus zwiebelmusterartig dekoriertem Porzellan. (Preis 3,75 M.)

Der Hebel-Korkzieher, welcher nebenstehend abgebildet ist, zeigt eine Vorrichtung zum Entkorken von Flaschen, welche sich unter Anwendung der bekannten Nürnberger Schere durch zweckmäßige Konstruktion auszeichnet. Der zusammengeschobene Korkzieher wird in den Kork fest hineingeschraubt und sodann am Griff emporgezogen; hierdurch zieht sich gleichzeitig die Schere auseinander und drückt auf den Flaschenhals, während die Spirale mit dem daran befindlichen Pfropfen durch einen zweifachen Hebel emporgehoben wird. Das Entkorken wird durch diese Kraftübertragung wesentlich erleichtert und die Flasche durch den gleichmäßigen Druck der Hebel von beiden Seiten vor dem Zerplatzen geschützt, so daß der kleine Apparat den doppelten Zweck des leichten und sicheren Entkorkens erfüllt. Preis 4,50 M., bei portofreier Zusendung 5 M. Bezugsquelle obiger Neuheiten: Magazin des Kgl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin S. W, Leipzigerstr. 88.

Back-Bratpfanne

W. Malwicks Back-Bratpfanne, von der nebenstehend eine Abbildung gegeben ist, gehört zu den besten Küchenerfindungen, die der Schreiberin vorgekommen sind. Die Pfanne besteht aus starkem schwarzem Eisenblech, auf ihrem Boden ist ein Rost angebracht, der den von Weißblech hergestellten Behälter trägt, der zur Aufnahme der Speisen bestimmt ist, das Ganze deckt ein fest schließender Deckel aus demselben Metall wie die Pfanne. Die Benützung des neuen Apparats empfiehlt sich nicht nur deshalb, weil sowohl Fleisch- wie Mehlspeisen außerordentlich schmackhaft in dieser Pfanne zubereitet werden, sondern auch weil die Gefahr des Anbrennens fast ganz wegfällt und sowohl Zeit als Geld (durch Festhalten des ausschwitzenden Fetts beim Fleisch und Ueberflüssigwerden von Butter und Schmalz) gespart wird. Die Pfannen werden in Größen hergestellt, welche $1\frac{1}{2}$—16 Pfund Fleisch fassen, und sind durch Gutbrodt & Co. in Stuttgart zu beziehen.

Steigerung.

„Kürzlich sah ich auch unseren gemeinschaftlichen Freund Schulze," sagte ein Berliner zum andern: „er läßt dich grüßen."

„Danke! Wie geht es ihm denn?"

„Ach, der Aermste magert sehr ab; ich bin mager, das ist wahr, und du bist auch nicht dick; aber der arme Schulze ist dünner als wir beide zusammengenommen!"

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.

Homonym.

Weil du es bist
In deinem Sinn
Du reine Maid,
Drum lieb ich dich
Und dein ich bin
Für alle Zeit.

Und scheu mich nicht,
Dir's zu gestehen;
Ich beug' mein Knie
Und ruf' dir's zu:
„Ach hör' mein Flehen
Und ruf's stets w i e . . . ja wie?

Erhörst dann mich
Und gibst dich mir zu eigen,
Dann teilen wir in treuer Lieb'
Die Freuden und — die Leiden.

Dann glaub' mir, Kind,
Auch Leiden gibt's hienieden;
Nicht sind uns e s . . . ja e s . . .
Freuden nur beschieden."

Anagramm.

Wenn die Kräfte neu sich regen,
Frisches Leben rings erwacht,
Keim' auch ich, dem Licht entgegen,
Aus des Erdenschoßes Nacht.

Voll die Strahlen einzusaugen,
Welche reich die Sonn' ergießt,
Oeffn' ich meine b l a u e n Augen,
Bis die Nacht sie wieder schließt.

Schwingt die Nacht dann ihren weichen,
Dunklen Fittich über mir,
Komm' ich mit versetzten Zeichen
Und erquicke Mensch und Tier.

Dreisilbige Charade.

Tritt vor die Erste noch ein Zeichen,
Nennt sie ein Tier von bunter Pracht;
Doch es gefällt uns mehr im Schweigen;
Sobald es schreit, wird es verlacht.
Voll bunter Pracht ist auch das Zweite;
Sein Farbenschmelz ist unerreicht,
Und Lieder bringt es im Geleite,
So süß, daß Trübsinn rasch entweicht.
Was uns benennt das kurze Dritte,
Birgt jedes Herz in seiner Mitte.
Am Ganzen haftet Schimpf und Schand';
Doch nimmt man aus Bequemlichkeit,
Sich zu ersparen Müh' und Zeit,
Es immer wieder gern zur Hand.

Silbenrätsel.

1 war es, ich ging allein,
Trübe zweifelnd dacht' ich dein.
„Ist's denn wahr, was ich geschaut,
„Was dein 4 5 mir vertraut?
„Oder wäre deine Weise
„Eitlen 2 3 zu vergleichen?
„1, o gieb mir doch ein Zeichen!"
Plötzlich senkt' das Ganze leise
Flatternd sich auf meine Hand
Und mein letztes Hoffen schwand.

Wandlungsrätsel.

G ö t h e soll in S c h i l l e r gewandelt werden mit elf Zwischenworten, unter denen sich zwei Komponisten befinden, ein bekannter Ritter und ein Minister.

Buchstabenrätsel.

1.

Mit u ist's eine berühmte Stadt,
Die ein großer Mann zerstöret hat;
Mit a ist's ein berühmter Hund,
Den ein großer Mann sich hält zur Stund!

2.

Fühlst du dich im Herzen rein,
Darfst du es mit b nicht sein,
Doch bei Schande, Schuld und Pein
Zeigt mit W es dunklen Schein.
Zucht und Zügel fehlt allein,
Hört's mit R man toben, schrei'n,
Unerbittlich, hart wie Stein
Faßt mit Z es groß und klein.
Nun die Lösung; — ja, ich mein',
Daß mit l bereits sie dein.

Skataufgabe Nr. 18.

B (Mittelhand) spielt mit den folgenden Karten Grand: Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Bube, Carreau-10, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-9, Carreau-8, Carreau-7, Treff-9.

Die Karten sitzen für den Spieler so ungünstig, daß er den Grand verliert, obwohl Treff-Aß und Pique-Aß im Skat liegen.

A (Vorhand) hat in seinen zehn Karten ein Point mehr als C (Hinterhand). C hatte bis Coeur-Solo gereizt.

Wie saßen und wie fielen die Karten?

Whistaufgabe Nr. 8.

A, B, C, D spielen Whist. — D hat Karten gegeben. Carreau ist Atout. A (Vorhand) spielt mit dem Strohmann (C).

A hat: Treff-Aß, Treff-König, Treff-Bube, Pique-Dame, Pique-Bube, Pique-9, Pique-7, Pique-3, Pique-2, Coeur-Dame, Coeur-10, Coeur-8, Carreau-2.

B hat: Treff-10, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Treff-6, Pique-8, Pique-5, Pique-4, Coeur-König, Carreau-Bube, Carreau-9, Carreau-8, Carreau-7.

C hat: Treff-5, Pique-Aß, Pique-König, Coeur-7, Coeur-6, Coeur-5, Coeur-4, Coeur-3, Coeur-2, Carreau-Aß, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-10.

Wie muß A spielen, damit B und D Groß-Schlemme werden?

Lösung der Skataufgabe Nr. 15.

Im Skat liegen: Treff-10 und Carreau-10. Vorhand spielt zuerst den Treff-Buben, Hinterhand übernimmt mit der Dame und spielt viermal Pique. Vorhand wirft darauf Carreau-Aß und dreimal Coeur ab. Dann bringt Hinterhand dreimal Carreau, Vorhand wirft die drei letzten Coeurs ab, Hinterhand zieht im neunten Stich Coeur-7 und Mittelhand fällt auf Coeur-8.

Lösung der Skataufgabe Nr. 16.

Im Skat liegen: Pique-König und Carreau-König.

A hat: Pique-Bube, Treff-10, Treff-7, Coeur-10, Coeur-König, Coeur-Dame, Coeur-9, Coeur-8 und zwei nicht zählende Karten in Pique, z. B. Pique-9, Pique-8.

Erster Stich: Coeur-König, Coeur-Aß, Treff-Aß.

Zweiter Stich: Carreau-10, Treff-10, Carreau-Aß.

Dritter Stich: Coeur-10, Coeur-7, Pique-Aß.

Die Gegner erhalten nun noch einen Stich mit 12 Points und haben dann in ihren vier Stichen 90 Points.

Tauschen A und C Coeur-10 und Carreau-10, so erhalten sie nur zwei Stiche mit höchstens 29 Points.

Lösung der Whistaufgabe Nr. 7.

Vierter Stich: Carreau-Dame, Carreau-3, Carreau-7, Carreau-5.

Fünfter Stich: Treff-3, Treff-10, Treff-König, Treff-2.

Sechster Stich: Coeur-Dame, Coeur-König, Pique-4, Coeur-3.

Siebenter Stich: Pique-5, Coeur-4, Pique-Dame, Pique-2.

Achter Stich: Pique-7, Pique-8, Pique-9, Treff-7.

Neunter Stich: Pique-König, Treff-8, Carreau-8, Pique-10.

Zehnter Stich: Treff-Aß, Treff-9, Coeur-5, Treff-Bube.

Elfter Stich: Carreau-2, Carreau-9, Carreau-König, Coeur-2.

Zwölfter Stich: Coeur-Bube, Coeur-6, Treff-4, Carreau-Bube.

Dreizehnter Stich: Coeur-10, Coeur-7, Treff-6, Treff-Dame.

Auflösungen zu Heft 4, S. 841.

Rösselsprung:

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schau'n heraus,
Die lampenvollen Bäume; —
Weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.

An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen
In diesem fremden Land.

Rätsel: Belisar.

Akrostichon: Hebbel. (Hader, Elias, Baft, Bilse, Eloge, Laube).

Kapselrätsel: Mitau, Riga, Ufa.

Scherzrätsel: Brocken.

Aufgabe: Der Schäfer stellt die Hürden folgendermaßen auf:

(Quadratinhalt $3 \times 4 = 12$)

(ersterer Quadratinhalt $1 \times 6 = 6$.)

Damespiel-Aufgabe Nr. 1.

Von J. Fabian.

a b c d e f g h

8 7 6 5 4 3 2 1

Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Neue Erfindungen.

Typenschreibmaschinen (Fig. 1 u. 2). Die Buchdruckerkunst ist im öffentlichen Leben von so wichtiger Bedeutung geworden, daß sich bei vielen Gelegenheiten das Fehlen eines bequemen Apparates für ein Geschäft oder für das Haus herausstellt. Die vorliegende Buchstabenschreibmaschine beabsichtigt verschiedene Mängel älterer Konstruktionen zu vermeiden, besonders druckt sie in geraden Zeilen und mit passendem Zwischenraum zwischen den einzelnen Buchstaben. Sie besteht aus drei Hauptteilen, welche auf dem Gestell A angebracht sind. In dem Rahmen D liegen dicht

Fig. 1 u. 2. Typenschreibmaschine.

nebeneinander die einzelnen Buchstabenhebel um die Achse H drehbar; jeder einzelne Hebel besitzt einen Knopf mit der Bezeichnung des Buchstabens, welchen man mit dem betreffenden Hebel drucken kann. Der Rahmen D ist auf der Stange C drehbar und nach der Seite verschiebbar und ruht vorn mit kleinen Röllchen E auf der Schiene F auf. Bei KK befinden sich die einzelnen Buchstaben der Hebel und dicht unter diesen ein mit Farbe getränkter Kopierstreifen. In einem zweiten Rahmen M ist das zu bedruckende Papier eingespannt und dieses wird beim Niederdrücken eines Druckhebels, was immer nur genau an einer Stelle, an einem Einschnitt B der Schiene F geschehen kann, durch eine je nach der Buchstabenbreite größere oder geringere Abflachung am anderen Ende des Hebels vermittelst einer Sperrklinke K und Zahnstange P jedesmal um das geeignete Stück zur Seite geschoben. Die Verstellung in der Zeilenhöhe geschieht durch die Schraube. Die Federn R und die Klinke m verhindern ein zufälliges Verschieben des Papierrahmens. — Kl. 15. Nr. 36076. Thomas David Worrall in Washington (V. S. A.).

Verfahren und Vorrichtung zum Reinigen der Schornsteine von Ruß (Fig. 3). Besonders in den Gegenden, in welchen Braunkohle als hauptsächliches Feuerungsmaterial verwendet wird, kann man stets einen wahren Schneefall von schwarzen Flocken beobachten, gegen die kein Schleier auf der Straße und kaum ein Fenster im Zimmer schützt. Bei diesem Verfahren soll durch einen fast luftleer gepumpten Behälter A, welcher durch einen Schlauch mit dem Schornstein verbunden ist, der an den Innenwänden haftende Ruß mit einer momentanen und schnellen Luftbewegung beim Oeffnen eines Hahnes eingesogen werden. Ist die Einrichtung bei den Schornsteinen getroffen, daß man sie etagenweise durch Schieber ꝛc. absperren kann, wird dieselbe Vorrichtung auch zum Reinigen der Zimmeröfen benützt. Der oft nicht gerade angenehme Besuch der schwarzen Herren im Hause wird hierdurch ganz vermieden. — Kl. 24. Nr 36295. Wilhelm Döhring in Leipzig.

Fig 3. Reinigen von Schornsteinen.

Zerstäubungsapparat mit selbstthätig sich entleerendem Tropfenfang (Fig. 4). Beim Zerstäuben von Flüssigkeiten mittelst Apparaten wird stets nur ein Teil der Flüssigkeit zerstäubt, ein großer Teil läuft als Tropfen an der Steigröhre herab und geht verloren. Diese Tropfen werden hier in der die Röhre umgebenden Nase aufgefangen und durch den Kanal d wegen der im Gefäß beim Blasen entstehenden Luftveränderung in das Innere des Gefäßes eingesogen. — Kl. 30. Nr. 36567. E. Osterwald in Hannover.

Fig. 4. Zerstäubungsapparat mit Tropfenfang

Portemonnaie mit Goldwage (Fig. 5). Man muß fortwährend auf der Hut sein, sein Portemonnaie vor falschem Gold zu bewahren, man kann dieses Mißtrauen aber nicht überall zeigen und auch nicht überall eine Goldwage mit sich führen. Dieses Portemonnaie enthebt uns dieser Sorge, denn es nimmt nur vollgewichtiges Gold in sein Inneres auf. In der Abteilung h sind zwei Schlitze e und f zum Einstecken von 10- und 20-Markstücken, darunter sind die kleinen Taschen von gewöhnlichen kleinen Goldwagen, welche nur die Goldstücke hineinfallen lassen, welche das richtige Gewicht haben. — Kl. 33. Nr. 36629. Landes & Klotzer in Berlin.

Selbstfärbender Taschenstempel (Fig. 6 u. 7). Fig. 7 zeigt den Stempel mit geschlossenem Gehäuse, wie die Druckfläche des Stempels S auf dem Farbkissen F ruht und sich anfeuchtet; Fig. 6 ist die Gebrauchsstellung. Durch einen Druck mit dem Finger auf den oberen Teil von F bei a b dreht sich das Farbkissen und legt durch einen Stift an seiner Seitenfläche in einem eigentümlich geformten Führungsschlitze den Stempel L in die Lage Fig. 6. Beim Aufhören des Druckes schließt die Feder p sofort von selbst das Gehäuse wieder. — Kl. 44. Nr. 35964. Arn. Weylandt in Berlin.

Fig. 5. Portemonnaie mit Goldwage.

Verstellbare und verlängerbare Baumstütze (Fig. 8, 9 u. 10). Zur Baumzucht und zur Unterstützung schwer belasteter Aeste dient dieser in der Höhe verstellbare Träger, der entweder durch Riemen an den Stamm befestigt wird und durch eine Spitze in die Erde eingesteckt ist oder bei Kesselbäumen durch Zugbänder und eingeschlagene Pflöcke gehalten wird. Die Anwendung ist durch die Figuren leicht verständlich. — Kl. 45. Nr. 34890. J. Boucké in Poppelsdorf bei Bonn.

Fig. 6 (geöffnet). Fig 7 (geschlossen).
Selbstfärbender Taschenstempel.

Pflanzenkübel (Fig. 11 u. 12). Zur Untersuchung der Erde und der Wurzeln in einem Pflanzenkübel, zum Nachfüllen von frischem Boden oder zum Entfernen von Insekten ist es sehr erwünscht, den Kübel teilweise auseinandernehmen zu können, ohne den Wurzelballen zu zerstören. Der obere Ring A des Gestelles besteht aus zwei Teilen, von welchen der eine A' durch Lösen der Haken C C' mit der Stütze E E' abgenommen werden kann, um dann die Seitenbretter entfernen zu können. Die Zusammensetzung ist wieder einfach und sicher. — Kl. 45. Nr. 36210. Bruel & Brunat in Moulins (Allier, Frankreich).

Vorrichtung an Häusern, welche dem daran angeketteten Hunde das Umkreisen des ganzen Hauses gestattet (Fig. 15 u. 16). Der beste Wächter ist ein guter Hund. Um diesem Gelegenheit zu geben, sein Amt verrichten zu können, und ihn zu zwingen, am Ort seiner Thätigkeit zu bleiben, ist bei einzeln stehenden Häusern um das ganze Gebäude eine Röhre mit einem vorderen Schlitz angebracht, in welcher eine Kugel sich befindet, die mit der Hundekette durch den Schlitz verbunden ist (s. Fig. 16). Beim Laufen des Hundes zieht derselbe an der Kugel, und diese gestattet ihm nach allen Seiten des Hauses zu gehen. — Kl. 45. Nr. 35387. Theodor Mall in Markdorf (Baden).

Vorrichtung zum Beschneiden von Rasenkanten, sowie zum Schneiden von Rasenboden (Fig. 13). Ein hübsches Gartengerät stellt unsere Figur dar. Während die Rolle a auf dem erhöhten Rasen läuft, schneidet das rotierende Messer b in beliebiger scharfer Linie in den Boden ein, ein kleines Schar d hebt den losgetrennten Rasenstreifen ab und legt ihn zur Seite. Durch einen Stiel ist das Gerät bequem zu handhaben. — Kl. 45. Nr. 36490. J. Cuno in Bremen.

Rechen zum Jäten und Ausreißen von Unkraut (Fig. 14). Das in seiner Breite mit Zinken als gewöhnlicher Rechen ausgebildete Instrument hat an der Seite messerähnliche Schneiden und ist dadurch zu den verschiedensten Gartenarbeiten zugleich zu gebrauchen. Man kann damit Wege harken, Unkraut jäten und zusammenrechen, Furchen ziehen, Gräben harken und Aehnliches und dabei ist das Gerät leicht und handlich. — Kl. 45. Nr. 36649. John Harding Coll in Innishannon (Irland).

Fig. 8. Verstell- und verlängerbare Baumstütze.

Fig. 9. Verstell- und verlängerbare Baumstütze.

Verfahren, um Kork oder Korkpfropfen undurchlässig zu machen und die Bildung von Schimmel und dergl. in denselben zu verhüten. Man setzt die zu präparierenden Korkpfropfen zuerst einem Dampfbade von ca. 110° C. aus, um alle vorhandenen Pilzsporen zu töten, und legt sie darauf noch heiß in eine Lösung von 5 g Albium in 1 l Wasser und dann in eine Lösung von 5 g Gerbsäure und $2^1/_2$ g Salicylsäure in 1 l Wasser. — Kl. 64. Nr. 36433. Emile Bousquet in Bordeaux.

Fig. 10. Verstell- und verlängerbare Baumstütze.

Neues aus dem Reiche der Wissenschaften.

Die Flugvorrichtungen gewisser Pflanzensamen sind in ihrer Bedeutung für die Beurteilung der Wirkungen des Fallschirmes studiert worden. Dr. K. Müllenhoff hat hierüber einige interessante Mitteilungen gemacht. Apparate zum passiven Fluge finden sich bei unserer Linde, ausgebildeter dagegen bei einer javanischen Kürbisart und einer brasilianischen Pflanze (Schizolobium). Die Samen dieser letzteren sind zwar specifisch recht schwer, allein sie fallen

infolge ihrer Flugapparate nicht in gerader Linie zu Boden, sondern beschreiben eine Menge von spiralförmigen Windungen, die sie weit weg von ihrem Ursprungsort führen, ehe sie zuletzt den Boden erreichen. Bei den Vignoniensamen finden sich zu beiden Seiten Flügel und es ist stets der der Drehung vorangehende der kürzere.

Fig. 11 u. 12. Pflanzenkübel.

Merkwürdigerweise findet man, daß auch die Vögel bei Drehungen den einen Flügel etwas einzuziehen pflegen.

Das Gefrieren und Erfrieren der Pflanzen ist neuerdings von Müller-Thurgau studiert worden. So allbekannt die Thatsache selbst ist, so schwierig bleibt ihre wissenschaftliche Deutung. Ueber die Ursache des Erfrierens sind zwei Anschauungen vertreten; die eine am meisten verbreitete nimmt an, daß nur das schnelle Auftauen der gefrorenen Pflanzenteile diese töte, während die zweite behauptet, daß der Prozeß des Gefrierens die Ursache des Erfrierens sei. Eine Entscheidung zwischen diesen beiden Ansichten ist deshalb nicht so leicht herbeizubringen, weil es nicht möglich ist, zu erkennen, wann der Tod der Zellen eintritt, ob also die gefrorene Zelle schon tot ist und daher beim Auftauen keine Lebenserscheinungen mehr darbietet, oder ob sie erst durch dieses Auftauen getötet wird. Als Stütze für die erste Anschauung galt die sehr verbreitete Erfahrung, daß gefrorene Pflanzenteile beim schnellen Auftauen getötet werden, hingegen bei sehr langsamem, vorsichtigem Auftauen am Leben erhalten werden. Noch wesentlicher zu Gunsten dieser Anschauung sprachen die Beobachtungen, daß Baumstämme auf der Südseite häufig durch Frost gelitten haben, während sie auf der Nordseite unbeschädigt blieben, daß Nadelhölzer im Winter nur auf der Sonnenseite leiden und daß vor der Sonnenwirkung geschützte Gewächse oft besser überwintern als die der Sonne ausgesetzten Pflanzen. Müller-Thurgau hat zunächst die Angabe, daß langsames Auftauen die gefrorenen Pflanzenteile schütze, während schnelles sie töte, einer experimentellen Prüfung unterzogen und konnte den sicheren Nachweis führen, daß gefrorene Pflanzenorgane in allen Fällen, in denen sie beim schnellen Auftauen sich erfroren zeigten, auch bei langsamem Auftauen tot waren. Das Erfrieren der Pflanzen fällt somit nicht erst in die Zeit des Auftauens, sondern muß bereits während des Gefrierens erfolgt sein, und da das Gefrieren in der Zelle im wesentlichen nur die Veränderung hervorbringt, daß derselben sehr schnell und viel Wasser entzogen wird, so kommt Müller zu der Anschauung, daß die durch das Gefrieren bedingte Wasserentziehung die Ursache des Todes des Protoplasmas, die Ursache des Erfrierens sei. Die oben angeführte Erfahrung, daß Bäume meist an der Südseite erfrieren, daß die Nadelhölzer nur an der Sonnenseite im Winter leiden 2c., kann daher nicht von der Wirkung des Auftauens herrühren. Müller erklärt die Erscheinung dadurch, daß auch im Winter das Leben der Pflanzen nicht stillstehe und dieser Prozeß durch die Sonnenbestrahlung an der Südseite mehr gefördert werde als an der Nordseite, dort seien die Zellen wasserreicher, zu direkter Thätigkeit angeregter, daher gegen die Wirkungen des Gefrierens empfindlicher.

Fig. 13. Beschneidinstrument für Rasenkanten und Rasenboden.

Interessante Studien über Ultramarin sind von G. Guckelberger angestellt und veröffentlicht worden. Hier soll nur einiges über die Entwickelung der Ultramarinindustrie hervorgehoben werden. Ultramarin wurde bis zum Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts aus dem Lasursteine (Lapis Lazuli) durch Schlämmen gewonnen. Das durch wiederholtes Glühen und Abschrecken im kalten Wasser mürbe gemachte und dann möglichst fein gepulverte Mineral schmolz man mit dem „Pastello“, einer aus Leinöl, Wachs und Harz bestehenden Masse, zusammen und knetete den Teig wiederholt in lauwarmem Wasser durch. Die geringe, nur 2 bis 3 Prozent betragende Ausbeute dieses Verfahrens an wirklich schöner Farbe läßt den hohen Preis dieses natürlichen Ultramarins erklärlich erscheinen, um so mehr, als das Ausgangsmaterial nicht eben häufig und nur in entfernten Ländern (Sibirien, Tibet, China, Chile) gefunden wurde. Noch 1827 hat Gmelin in Paris 12 Gramm Ultramarin, nicht einmal erster Güte, mit 50 Franken bezahlt. Heute kostet das Kilo künstliches Ultramarin im Durchschnitt 1 M. 10 Pf. und 1881 betrug die Ausfuhr an solchem aus Deutschland, dem Hauptsitz dieses Industriezweiges, nahezu 5½ Millionen Kilo. Seit 1829 wurde in Lyon Ultramarin fabriziert, 1834 wurde von Leverkus die erste deutsche Fabrik bei Köln angelegt, der 1838 die berühmte Nürnberger Fabrik folgte, an der sich Professor Leykauf mit einem eigentümlichen, geheim gehaltenen Verfahren beteiligte. 1872 produzierten 23 deutsche Fabriken jährlich über 7 Millionen Kilo des Farbstoffes, gegenüber einer Produktion des Auslandes von 1 600 000 Kilo in 11 Fabriken. Die Frage, wem das Verdienst einer Entdeckung zufällt, die zum Ausgangspunkte einer so blühenden Industrie wurde, ist eine vielerörterte. Das Thatsächliche ist in kurzem folgendes: Gmelin hatte schon 1822 bei der Analyse des Ittnerits vom Kaiserstuhle die Beobachtung gemacht, daß derselbe in der Lötrohrflamme schön blau wurde und dann mit Säuren Schwefelwasserstoff entwickelte, genau wie das natürliche Ultramarin, und schon damals tauchte in ihm der Gedanke einer Darstellung künstlichen Ultramarins auf. Im Frühjahr 1827 begab er sich nach Paris, um sich gelegentlich dieses Aufenthaltes Material zu weiteren Untersuchungen zu beschaffen. Hierbei beging er, wie er sich selbst ausdrückt, die Indiskretion, einigen Chemikern und namentlich Gay-Lussac seine Ueberzeugung von der Möglichkeit einer künstlichen Darstellung des Ultramarins mitzuteilen, und auch, daß er mit diesem Problem beschäftigt sei, worauf ihm Gay-Lussac Stillschweigen über die Sache anempfahl. Zehn Monate später, am 4. Februar 1828, teilte Gay-Lussac, ohne dabei Gmelin zu erwähnen, der französischen Akademie mit, daß einem Techniker Guimet die künstliche Darstellung von Ultramarin gelungen sei. Auf Gmelins Beschwerde suchten sich sowohl Gay-Lussac als Guimet zu rechtfertigen. Letzterer, dem der seit 1824 von der Société d'encouragement auf die Bereitung künstlichen Ultramarins ausgesetzte Preis von 6000 Franken zuerkannt war, behauptete, schon seit 1826 im Besitze des Verfahrens zu sein, wobei freilich auffallen muß, daß er nicht schon damals mit seinen Ansprüchen auf die Erfindung und den Preis hervortrat. Gay-Lussac aber meinte, daß, wenn die feste Ueberzeugung von der Möglichkeit der künstlichen Darstellung des Ultramarins einen Anspruch auf Priorität begründe, dieser der Société d'encouragement zukäme, welche schon 1824 durch Auswerfen des Preises diese Ueberzeugung dargethan habe. Man hatte hier offenbar wieder einmal einen Fall, in welchem ein deutscher Entdecker vom Auslande einfach um den Ruhm und die Früchte seiner Arbeiten gebracht wurde. Heute, dürfen wir wohl sagen, würde ein solches Verfahren, wie es gegen Gmelin beobachtet wurde, nicht gut mehr möglich sein.

Fig. 14. Rechen zum Jäten und Ausreißen von Unkraut.

Die Mikroorganismen, die mikroskopisch kleinen Bakterien, und analoge tierische und pflanzliche Formen, haben, wie man gegenwärtig weiß, eine sehr große Bedeutung im Organismus der Natur. Man hatte jedoch bis jüngst den Gehalt der Seeluft an Mikroorganismen noch nicht studiert. Moreau und Miquel haben nun auf mehreren, speciell zu diesem Zwecke unternommenen Reisen solche Untersuchungen angestellt. Dabei zeigte sich, daß die von einem Seewind nach der Küste getriebene Luft von solchen Bestandteilen nahezu gänzlich frei ist. Ein Gleiches gilt von dem Landwind, sobald derselbe mindestens 100 km weit in d. h. über die See hinausgetreten ist. Die letztere hat somit die Fähigkeit, die Luft von Krankheitsträgern zu reinigen und setzt folglich der Verbreitung kontagiöser Krankheiten ein unübersteigliches Hindernis entgegen. Das Meer wird also als das Grab der sonst ins Unendliche sich vermehrenden, in der Luft schwebenden Keime zu betrachten, eine von der See nach dem Lande hinein fortschreitende Luftströmung als eine die Atmosphäre verbessernde zu begrüßen sein. Gleichwohl ist auch nach längerer Reise die Luft in den Schiffsräumen nie bakterienfrei, wohl aber bakterienarm. Sie enthält deren etwa hundertmal weniger, als ein Wohnraum in Paris. Bei hoher See findet übrigens eine Abgabe von Bakterien seitens der aufgewühlten Wassermassen an die Luft statt, wenn auch nur in geringem Maße.

Fig. 15. Vorrichtung zur Ankettung der Hunde.

Ueber die Acclimatisation der Europäer in den Tropen hat sich H. Zöller auf der Berliner Naturforscherversammlung eingehend verbreitet. Er betont, daß man diese Frage weder einfach bejahen noch verneinen könne. Einzelne Provinzen des tropischen Brasilien, sowie das australische Queensland lieferten den unleugbaren Beweis, daß in einzelnen, allerdings meistens hochgelegenen Teilen des Tropengürtels eine vollkommene Acclimatisation des Europäers möglich sei, während seltsamerweise beim westafrikanischen Kamerungebirge der günstige Einfluß des Höhenklimas weniger scharf hervortrete. Einen Unterschied zwischen der Acclimatisationsfähigkeit des Nordeuropäers und des Südeuropäers hat Zöller nirgendwo herausfinden können, vielmehr beobachtet, daß Körper-, Geistes- und sogar Charakteranlage von größerem Einflusse sei, als ob jemand 10 Breitegrade weiter nördlich oder südlich geboren wurde. In Bezug auf die Charakteranlage finden wir bei den deutschen Auswanderern die seltsame Thatsache, daß sie meistens lieber in heißeren Ländern Zuckerrohr und Kaffee pflanzen, als in kühleren Ländern Viehhirten werden. Aber selbst wenn eine vollkommene Acclimatisierung des Europäers im größten Teile der Tropenwelt niemals möglich sein sollte, würde dadurch doch weder die Kolonisation dieser Länder verhindert, noch ihr Wert verringert werden. Die größten Kulturleistungen der Menschheit (Hellas, Rom, Renaissance) beruhten auf dem Gegensatze zwischen Herrschern und Dienern. Die Schädlichkeit des Tropenklimas sei von dreierlei Art, nämlich dauernd dem Lande anhaftende, zeitweilig, nämlich wegen Unkultur und Barbarei dem Lande anhaftende, sowie die aus jener Lebensweise sich ergebenden, wie sie der Europäer freiwillig oder gezwungen in den Tropen zu führen pflegt.

Fig. 16 Vorrichtung zur Ankettung der Hunde.

Der gestirnte Himmel im Monat Februar.

In diesem Monate kulminieren um Mitternacht im Süden der große und kleine Löwe, beim Zenith die Vorderteile des großen Bären und unter dem Pole der Cepheus. Von den Planeten ist Merkur unsichtbar, denn er kommt am 6. in obere Konjunktion mit der Sonne. Venus kann am Abendhimmel gesehen werden und wird

immer besser sichtbar. Mars geht schon um 7 Uhr unter und ist am 7. in Konjunktion mit der Venus. Jupiter ist erst in der zweiten Nachthälfte zu sehen und hat noch keinen guten Stand zur Beobachtung. Um so besser kann man den Saturn sehen, der die ganze Nacht hindurch am Himmel glänzt. Sein Ring ist weit geöffnet, wendet der Erde die Südseite zu und gewährt im Fernrohr einen schönen Anblick. Am 1. tritt das erste Mondviertel ein, am 8. der Vollmond, der von einer partiellen Mondfinsternis begleitet ist, die jedoch in unseren Gegenden nicht gesehen werden kann. Das letzte Viertel ist am 15. und der Neumond am 22. Dieser tritt gleichzeitig mit einer ringförmigen Sonnenfinsternis ein, welche jedoch auch bei uns nicht zu sehen ist, sondern nur im südlichen Teile des Stillen Oceans beobachtet werden kann.

Unsere Kunstbeilagen.

Die „Westfälische Landschaft“ im Schnee von Ad. Schweitzer steht in gewissem Gegensatz zu „Ein Schneetag“, welcher das Treiben des gestrengen Herrn Winter in der Stadt zur Anschauung bringt. Wenn hier Schnee, Nebel und Rauch, zu einem ungemütlichen Konglomerat vereinigt, dem Leser die Annehmlichkeit einer durchwärmten, erleuchteten Stube dagegen empfinden läßt, erweckt Schweitzer durch den Zauber der Naturstimmung in uns Lust hinauszueilen in die auch im Winter anziehende Gotteswelt. — Anmutig berührt den Beschauer das „Spinnduett“ von Karl Marr. Fragend schaut die ältere Freundin hinüber zu dem Geburtstagskind, das plötzlich in Gedanken verloren den Faden des Gesprächs und des Flachses hat fallen lassen. „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein“ begegnet selbst so einem kräftigen Naturkinde. Ob wohl die Blumen — eine Gabe des heimlich Geliebten — zu stark duften? Wer doch an Stelle der vertrauten Freundin den Bekenntnissen dieser unschuldigen Seele lauschen dürfte! — Wie klar und sprechend ist dagegen das Lindenschmitsche prächtige Bild: „Willigis, Erzbischof von Mainz, fördert die Schulen“. Wir fühlen uns in eine ferne Vergangenheit zurückversetzt, in eine Zeit, in der der Unterricht noch das Privilegium kleiner Kreise war, in der die Förderung noch in den Händen der Geistlichkeit lag; ein Verdienst dieses Standes, das heutzutage fast ganz vergessen ist. — Eines Kommentars bedarf eigentlich auch „Der Herr Bürgermeister“, der Typus eines echten Flamänders, nicht. „Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?“

Weihnachtsbüchertisch.

(Fortsetzung aus Heft 4.)

Geographie, Kulturgeschichte u. s. w.

Rudolf Kleinpaul, **„Neapel und seine Umgebung.“** Leipzig. Schmidt & Günther. 1884. Fol. Wer je in der zauberischen Parthenope geweilt, dem kann man kein angenehmeres Angebinde als Kleinpauls „Neapel“ empfehlen. In diesem Prachtwerke, das 142 Holzschnitte in künstlerischer Vollendung schmücken, findet er wieder seine Wanderungen in der romantischen Stadt, zu deren Kirchen, in ihren Museen und in ihrer wechselvollen Umgebung, — das alles getaucht in die Glut eines farbenreichen Stiles, wie er eben dem Verfasser eigen ist. — Dr. Wilhelm Schneider, **„Die Naturvölker“** Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Paderborn und Münster 1885—1886. 8⁰. Zwei Bände. Das Buch zeugt von großer Belesenheit und vielem Sammelfleiße, obwohl viele Quellenangaben aus zweiter Hand geschöpft sind. Der Verfasser, wohl ein katholischer Theolog, steht auf dem Standpunkte der Entartungslehre, welche er mit Energie und in einzelnen Punkten nicht ohne Glück verficht, ohne jedoch die glücklicherweise überwundene Lehre im ganzen wieder annehmbar zu machen. Unbedingt beizustimmen ist ihm fast in allem, was die Mißhandlungen der Naturvölker betrifft. In anderem wirkt er berichtigend, so daß sein Buch jedenfalls ein belehrendes bleibt und auch von Denkern anderer Färbung als dankenswerte Leistung anerkannt zu werden verdient. — Rudolf Kleinpaul, **„Florenz in Wort und Bild.“** Leipzig. Schmidt & Günther. 1886. Fol. Der auf das vorteilhafteste bekannte Verfasser von „Rom“ und „Neapel“ (im gleichen Verlage erschienen) widmet nun seine elegante Feder der herrlichen Arnostadt, in welcher er selbst lange Zeit geweilt. Kleinpaul ist einer der trefflichsten Kenner Italiens, wo er mehr denn ein Jahrzehnt seines Lebens zugebracht, und hat es verstanden, in die geheimsten Tiefen des italienischen Volksgeistes und seiner Aeußerungen hinabzusteigen. Sein „Florenz“ — Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte in erster Linie berücksichtigend — reiht sich würdig seinen früheren Arbeiten an. Die Ausstattung des an 200 Illustrationen enthaltenden Prachtwerkes ist die an der bekannten Verlagsfirma gewohnte glänzende. — Viktor Duruy, **„Geschichte des römischen Kaiserreichs.“** Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Gustav Hertzberg. Leipzig. Schmidt & Günther. 1885. 4⁰. Bd. I. Die Geschichte des römischen Kaiserreiches vom ehemaligen französischen Unterrichtsminister Duruy ist eine epochemachende, hervorragende Leistung, und es war ein glücklicher Gedanke, dieselbe durch eine Uebertragung aus berufener Feder dem deutschen Volke zugänglich zu machen, welches ein solch umfassendes Geschichtswerk über die Kaiserzeit Roms noch nicht besaß. Der vorliegende erste, ungemein stattliche Band ist mit einer Fülle der gelungensten Holzschnitte geschmückt und umfaßt die Periode von der Gründung des Kaiserreiches bis zum Erlöschen des slavischen Hauses. — **„Das Wissen der Gegenwart.“** Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. Leipzig, G. Freytag, und Prag, F. Tempsky. 8⁰. Von diesem schönen Sammelwerke liegen uns die Bände 35—57 vor, die wir natürlich nicht im einzelnen besprechen können. Sie umfassen Geographisches, Geschichtliches, Naturwissenschaftliches, Philosophisches, stets womöglich jeder Gegenstand in einem Bande ein abgeschlossenes Ganzes bildend. Bei der Schilderung der Weltteile, wo dieses sich begreiflicherweise nicht durchführen läßt, füllt wiederum jedes Land je ein Bändchen. Ganz besonders möchten wir die Aufmerksamkeit des Lesers auf Julius Lipperts sehr bemerkenswerte kulturgeschichtliche Darstellungen lenken. Die Illustrationen, in den ersten Bänden des Sammelwerkes noch spärlich und zum Teil weniger ansprechend, sind jetzt in genügender Anzahl vorhanden und auf das sorgfältigste ausgeführt. Seinem Programme, durch planmäßige Durchführung die Aufgabe zu lösen, dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete, wie auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, entspricht das „Wissen der Gegenwart“ nach jeglicher Hinsicht. — Ernst von Hesse-Wartegg, **„Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner.“** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig. Gustav Weigel. 1886. 4⁰. Hat dieses Buch sich schon in seiner ersten Auflage verdienten Ruf erworben, so darf man wohl sagen, daß, nachdem der weitgereiste Verfasser, auch ein scharfer Beobachter, die Ergebnisse von vier weiteren großen Reisen in den Vereinigten Staaten dieser neuen Auflage einverleibt hat, das reich illustrierte Buch vollständig auf der Höhe der Zeit steht. — Max Strack, **„Aus Süd und Nord.“** Reisefrüchte aus drei Weltteilen. Karlsruhe und Leipzig. H. Reuther. 1886. 8⁰. Diese vorliegende zweite Sammlung umfaßt: Adria, dann Bilder aus Palästina, Syrien und Aegypten; recht anschaulich geschrieben, ohne jedoch sonderlich Neues zu bieten. — Alfred Kirchhoff, **„Länderkunde der fünf Erdteile.“** Prag und Leipzig. 1886. 4⁰. Wahrhaft großartig angelegtes Werk! Die vorliegenden zehn Lieferungen, dem ersten Bande: „Europa“ angehörig, sind auf das prachtvollste und reichlichste mit Karten, Ansichten und belehrenden Holzschnitten im Texte ausgestattet, welch letzterer von den berufensten Federn herrührt und überall den neuesten Standpunkt der Forschung festhält. Wenn das Werk, wie es von der Leitung des so gewiegten Hallenser Geographen nicht anders zu erwarten ist, auch für die anderen Erdteile sich auf gleicher Höhe erhält, so gewinnen wir damit ein Werk, das sich in jeder Hinsicht Elisens Reclus' nouvelle géographie universelle ebenbürtig zur Seite stellt. — Gustav Dierckes, **„Nordafrika im Lichte der Kulturgeschichte.“** In gemeinverständlicher Darstellung. München. Georg D. W. Callwey. 1886. 8⁰. Alle diejenigen, welche sich über die heutige Lage der Dinge in Nordafrika, über den Zusammenhang der dortigen Ereignisse und die Interessen der verschiedenen Staaten Europas an denselben orientieren wollen, werden dieses Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand legen. — H. Christ, **„Eine Frühlingsfahrt nach den Kanarischen Inseln.“** Basel, Genf und Lyon. H. Georg. 1886. 8⁰. Recht fesselnde, hauptsächlich die botanischen Verhältnisse der glücklichen Inseln berücksichtigende Schilderung, welche auch die Reise durch Spanien und einen Aufenthalt in Tanger umfaßt, und zweifelsohne noch lesbarer sein würde, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, sein Buch in Kapitel oder Abschnitte einzuteilen, was freilich auch das fehlende Inhaltsverzeichnis notwendig gemacht hätte. — Max Eyth, **„Wanderbuch eines Ingenieurs.“** In Briefen. Zweite Ausgabe. Heidelberg. Carl Winter. 1886. 8⁰. Zwei Bände. Der Verfasser gehört zu den weitest- und meistgereisten Söhnen Schwabens. Sein „Wanderbuch“ hat sich längst wohlverdienten Ruf erworben durch die Frische und Lebendigkeit seines Stils wie durch die Originalität der darin ausgesprochenen Ansichten. Der Verfasser steht stets auf eigenen Füßen, sein Urteil ist immer ein durchaus selbständiges. Die beiden vorliegenden Bände umfassen Europa, Afrika, Asien und Amerika. — Reinhold Werner, **„Drei Monate an der Sklavenküste.“** Erzählung für die reifere Jugend. Stuttgart. Richter & Cappler. 8⁰. Lebhafte, farbenreiche Schilderung der Verhältnisse in Westafrika, wie sie vor etwa 30 Jahren bestanden, als der Sklavenhandel dort noch blühte. Der bekannte Verfasser hat die Erfahrungen seines seemännischen Lebens darin geschickt verwertet und eine ebenso anziehende als für die Jugend lehrreiche Darstellung geliefert. Daß er aber ein schwarzes Liebespaar sich küssen läßt, ist ein ethnographischer Schnitzer. Die Afrikaner küssen nicht. — Friedrich von Hellwald, **„Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Produktion.“** Leipzig. Heinrich Schmidt und Karl Günther. 1886. Fol. Zwei Bände. Reichlich illustriertes Werk, welches wohl die umfassendste Schilderung Frankreichs in deutscher Sprache ist. Der bekannte Verfasser hat dasselbe mit sichtlicher Liebe gearbeitet. Ein ähnliches Werk erschien von dem gleichen Verfasser und im selben Verlag über **„Amerika“**. — Dr. Friedrich Ratzel, **„Völkerkunde.“** Leipzig. Bibliographisches Institut. 1885. 8⁰. Bd. I. Wahrhaft großartig angelegtes Werk. Dem ersten Bande, welcher die Naturvölker Afrikas umfaßt, gehen „Grundzüge der Völkerkunde“ voran, worin die das Ganze beherrschenden Ideen niedergelegt sind. Der Verfasser bemüht sich eifrigst, nach jeder Richtung hin maßvoll zu sein, geht aber doch manchmal, besonders in der Bekämpfung der Entwickelungslehre, ein wenig zu weit, insoferne, als die Geistesäußerungen der Naturvölker gerne überschätzt erscheinen. Die den Naturvölkern Afrikas gewidmete Schilderung wird von zahlreichen trefflichen Illustrationen, darunter mehrere prächtige Farbendrucke, unterstützt, und gehört wohl zu dem Ausführlichsten, was wir über diesen Gegenstand besitzen. — Dr. Karl Abel, **„Groß- und Kleinrussisch.“** Uebersetzt aus dem Englischen von Rudolf Dielitz. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1885. 8⁰. Der als Linguist vorteilhaft bekannte Verfasser skizziert hier die nationalen und sprachlichen Unterschiede zwischen den slavischen und den slavisierten finnotatarischen Besitzungen des Zaren. Daran knüpft sich eine sprachliche Erörterung des russischen Adels und der russischen und polnischen Freiheitsbegriffe. Dr. Abels scharfsinnige Untersuchungen wollen darthun, daß Groß- und Kleinrussisch ebensowenig identisch sind, als das eine ein Dialekt des andern genannt werden kann. Beide sind vielmehr verschiedene, obschon nahe verwandte Sprachen. Wenn daraus der Schluß gezogen wird, daß nur die Kleinrussen echte Slaven, die weit zahlreicheren Großrussen aber finnotatarischen Ursprungs seien, so ist doch diese Theorie anthropologisch längst als unhaltbar beseitigt. — H. H. Johnston, **„Die Kilima-Ndscharo-Forschungsreise im östlichen Aequatorialafrika.“** Autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1886. 8⁰. Der schon durch seine Reise nach dem Kongo vorteilhaft bekannte Verfasser ward 1884 als Führer einer Forschungsexpedition nach dem Kilima-Ndscharo-Gebiete entsandt, welches kurz vor ihm von seinem Landsmann Thomson besucht und geschildert worden war. In dem vorliegenden umfangreichen Bande bestätigt Johnston in den meisten Stücken die Beobachtungen seines Vorgängers, fügt denselben aber auch neu gewonnenes Material in nicht unbeträchtlicher Menge hinzu. Zweimal machte auch, leider vergeblich, Johnston den Versuch, den Kilima-Ndscharo über 5000 m hinauf zu besteigen. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Kunde Ostafrikas.

Ein ebenso eigenartiges wie bedeutendes Werk verspricht das vom Kronprinzen Erzherzog Rudolf angeregte und von ihm mitherausgegebene Werk: „**Die österreichisch-ungarische Monarchie**“ (Wien, Alfred Hölder) zu werden, welches 14—15 Bände à 10—15 Lieferungen umfassen soll. Bis jetzt sind 22 Lieferungen erschienen, welche zeigen, mit welch großer Sorgfalt und mit wie großen Mitteln zu Werke gegangen wurde, um der österreichisch-ungarischen Monarchie ein würdiges litterarisches Denkmal zu errichten. Die besten Forscher haben zusammengewirkt, die verschiedensten Vervielfältigungsmanieren sind angewendet worden, das Wort durch das Bild noch anschaulicher zu machen. Die erschienenen Lieferungen gehören drei noch nicht vollendeten Bänden an: 1) dem Uebersichtsband, der über Orohydrographie, Geologie, klimatische Verhältnisse, Pflanzenwelt und Zoologie berichtet, 2) dem Bande Ungarn, der die Geschichte dieses Landes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts enthält, 3) Wien und Niederösterreich, worin von der Geschichte, der architektonischen Entwickelung, dem Volksleben, der Musik, Theater, Litteratur, Malerei und Musik, Plastik, Kunstindustrie, Volkswirtschaft erzählt wird. Für ein österreichisches Publikum läßt sich keine schönere Weihnachtsgabe denken. Eine anziehende Reiseschilderung bildet das von Detlev v. Heydebrand und der Lasa herausgegebene Buch „**Viertausend Meilen unter Sturmsegeln**“ (Wien, Hartleben), welches die Fahrt der Yacht „Aldegonda“ des Prinzen Heinrich von Bourbon von Yarmouth nach Pola schildert. Wenn auch in Deutschland der Yachtsport kaum jemals die Ausdehnung finden wird, wie in England, so wird es doch nie an Lesern fehlen, die sich gerne mit den Abenteuern derartiger Fahrten beschäftigen. — Neue „**Bilder aus dem Berliner Leben**“ spendet Julius Rodenberg (Berlin, Geb. Paetel), der wie kein Anderer das Kleinleben der großen Stadt zu schildern versteht. Er umgibt die Orte, welche an eine Zeit erinnern, da Berlin noch nicht der Mittelpunkt Deutschlands war, mit einer unwiderstehlichen Poesie und weiß selbst das Kleinste und an sich Unbedeutendste in eine Beziehung zum Ganzen zu setzen, die es anziehend macht und zum wesentlichen Teil der Schilderungen werden läßt. Rodenberg gehört zu den Wenigen, denen Berlin nicht in den Kopf gestiegen ist, sondern die es mit dem Herzen erfaßt und allezeit damit gehalten haben. — Scharfe, klare, in jedem Punkt orientierende Schilderungen aus dem englischen Leben bietet Leopold Katscher in seinem Buch: „**Nebelland und Themsestrand**“ (Stuttgart, G. J. Göschen). Der Verfasser beweist überall eindringende Kenntnis des behandelten Gegenstandes und, was nicht allzu häufig angetroffen wird, einen gesunden Menschenverstand in der Beurteilung der Dinge. Man lernt auf jeder Seite und fühlt sich gleichzeitig durch die vernünftige, bestimmte Art der Schilderung angezogen. Dieselben Vorzüge zeigt ein anderes Buch Katschers „**Aus England**“ (Leipzig, Reclam), das ebenfalls bestens empfohlen sei. Ein prächtiges, jedem Naturfreund nicht genug zu empfehlendes Buch sind J. V. Widmanns Wanderstudien, „**Spaziergänge in den Alpen**“ (Frauenfeld, J. Huber), die um so ergreifender sind, als sie sich nicht das Abschreiben der Natur, sondern ihr Inbeziehungtreten zum Menschen als Ziel gesteckt haben. Kenner und Nichtkenner der Schönheiten der Alpen werden hohen Genuß in der Lektüre dieses Buches finden. Anziehende Schilderungen bietet auch A. v. Schweiger-Lerchenfelds Skizzenbuch „**Aus unserer Sommerfrische**“ (Wien, Hartleben), das eine Fülle schöner Punkte der österreichischen Monarchie an unserem geistigen Auge vorüberziehen läßt. Kultur- und Landschaftsbilder diesseits und jenseits der Vogesen stellt Hermann Semmig in seinem gut geschriebenen Buche „**Rhein Rhin-Loire**“ (Leipzig F. Petersen) zusammen. Am besten hat uns die den Band einleitende Studie über die Poesie des Rheins gefallen, aber auch die anderen Aufsätze über Chambord, Dupanloup, St. Barthelemy und Rouen stehen jener an Tüchtigkeit der Arbeit nicht nach. — Einen beachtenswerten Beitrag zur Kulturgeschichte ist „**Floegels Geschichte des Grotesk-Komischen**“ (Leipzig, H. Barsdorf), die F. W. Ebeling in sehr wesentlich erweiterter und bis auf die neuere Zeit fortgeführter Weise herausgegeben hat. Die Durcharbeitung ist sehr gründlich ausgefallen und bezweckt (und erreicht es auch) das von Haus aus wertvolle Buch auch für weitere Kreise verständlich und nutzbar zu machen. Die beigegebenen 40 Tafeln, welche die verschiedensten Grotesken, Karikaturen rc. zeigen, sind in gutem Farbendruck ausgeführt. Ein gewisses Interesse erhält das Buch dadurch auch, daß es von Anfang bis zu Ende mit blauer Schrift gedruckt wurde. Im Anschlusse an dieses Buch rühmen wir am besten den, trotzdem er einen ersten Versuch repräsentiert, wertvollen und lehrreichen kulturgeschichtlichen Beitrag „**Zur Geschichte des Liebhabertheaters**“ von Rob. Falck (Berlin, Brachvogel & Boas). Der Abschnitt über Deutschland, in dem auch dem Goetheschen Liebhabertheater ein breiter Raum gewidmet wird, sei unseren Lesern bestens empfohlen. Von einer Reihe uns sonst noch vorliegender und hier wohl am besten angefügter, der Beachtung werter Bücher nennen wir H. Wiermann „**Geschichte des Kulturkampfes**“ (Leipzig, Rengersche Buchhandlung); das für die Beurteilung französischer Verhältnisse interessante Buch Rommels: „**Frankreich gerichtet durch sich selbst**“ (Mannheim, A. Benders Buchhandlung), die ganz vortreffliche Biographie „**Kaiser Wilhelm**“ von G. Egelhaaf (Stuttgart, Carl Krabbe), die zugleich die Entstehungsgeschichte des neuen Deutschen Reichs in kräftigen Zügen zeichnet, die wertvolle Sammlung historischer Essays „**Zur Geschichte des Mittelalters**“, welche Locher aus dem Englischen des Eduard A. Freeman (Straßburg, K. J. Trübner) übersetzt hat, das ungemein anziehend geschriebene „**Kriegstagebuch eines Truppenoffiziers**“ von Herm. Vogt (Berlin, R. Eisenschmidt), der seine Erlebnisse von 1870/71 erzählt und dabei eine große Anzahl historisch interessanter Persönlichkeiten vorführt; die der französischen Revolutionszeit entnommenen „**Elsässischen Geschichtsbilder**“ von Jul. Rathgeber (Basel, Felix Schneider), in dem wir besonders das der Familie Türkheim gewidmete Kapitel hervorheben, die fesselnden „**Kulturbilder aus dem Osten**“ von Frd. Schifkorn (Leipzig, F. Petersen), mehrere Schriften, die sich auf Friedrich den Großen beziehen, so vornehmlich das gutgeschriebene und durch den Gegenstand besonders interessante Werkchen „**Friedrich der Große und die Frauen**“ von Dr. Ad. Kohut (Minden, Bruns), in dem der Verfasser die Stellung Friedrichs zu den Frauen im allgemeinen sowohl, wie mit Rücksicht auf spezielle Persönlichkeiten behandelt, die Sammlung von „**Lichtstrahlen aus Friedrich des Großen Schriften**“, welche E. Schröder besorgt hat (Halle, G. Schwetschke).

Eine zweite Auflage liegt vor von den von H. Pröhle gesammelten „**Harzsagen**“ (Leipzig, H. Mendelssohn), die mehrfach bereichert wurde. Werner Hahn, der fleißige Arbeiter auf dem Gebiete der Mythologie, beschenkt uns mit einem neuen Buche über die Götterwelt der Germanen „**Odin und sein Reich**“ (Berlin, L. Simion). Er verwirklicht damit die Absicht, die mythischen Ueberlieferungen der Edda in den Formen der heutigen Bildung so wiederzugeben, daß sie ohne gelehrte Nachhilfe verständlich sind. Das hat er in der That vollständig erreicht und niemand der für das Leben unserer Vorfahren ernstes Interesse hat, sollte das Buch unbeachtet lassen. Die Freunde der Memoirenlitteratur und des Theaters werden die mit viel Humor und großer Anschaulichkeit geschriebenen Erinnerungen Anna Löhn-Siegels „**Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdener**“ (Oldenburg, Schulze) entgegennehmen. Abgesehen von dem speciell theatergeschichtlichen Interessanten trägt das Buch auch wesentlich zur Charakteristik mancher litterarischen Persönlichkeiten bei, so vornehmlich zu der von Palleske, Stahr, Mosen, Gutzkow.

Eine dankenswerte Zusammenstellung der politisch wichtigen Vorgänge bietet der „**Deutsche Geschichtskalender für 1885**“ (Leipzig, F. W. Grunow). Der erste Teil behandelt das deutsche Reich, der zweite die nichtdeutschen Staaten; die Anordnung in beiden ist die sachliche, innerhalb der einzelnen Abschnitte die chronologische, so daß einerseits alles Zusammengehörige zusammenbleibt, andererseits aber auch die Entwickelungsgeschichte z. B. eines Gesetzes klar verdeutlicht wird. Sachregister tragen zur Orientierung auch über Einzelnes bei. Das Ganze verrät einen politisch wohl unterrichteten und urteilsfähigen Verfasser, dem man sich bei all den zahlreichen Fragen, die nicht nur dem Politiker von Fach, sondern jedem Zeitungsleser fast täglich aufsteigen, mit Ruhe anvertrauen kann. Wenn wir für die Fortsetzung eine Bitte aussprechen dürfen, so wäre es die, den Bänden eine ganz knappe Chronologie der Ereignisse vorauszuschicken und vielleicht in einem Anhange kurze, orientierende Referate über die auf allen Gebieten stattgefundene Entwickelung anzuhängen. — In neuer Ausgabe erscheint die wohlbekannte „**Beckersche Weltgeschichte**“ (Stuttgart, Gebr. Kröner), von Wilh. Müller neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgesetzt. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, dem Buch dadurch eine weitere Verbreitung zu sichern, daß er ihm über 1000 Illustrationen und 18 Karten beigegeben hat, ohne einen zu hohen Preis anzusetzen. Es wird zwölf Bände umfassen, die zusammen nur 26 Mark kosten. Die viel mißbrauchte Bezeichnung „Hausbuch“ ist hier am Platz, und unter den zahlreichen Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte wird immer und besonders in der Bibliothek der Familie das Beckersche Buch einen ersten Platz beanspruchen dürfen.

Gartenbau.

Auch in diesem Jahre dürfen wir den verehrten Leser auf einige Prachtwerke, wie auch auf einige nützliche Bücher aufmerksam machen, welche letzteren von dem eminenten Fortschritt zeugen, mit dem der Gartenbau unaufhaltsam vorwärts geht und sich, in einem Zweige wenigstens, in der Verwertung des Obstes, mit den Bemühungen vereinigt, die von vielen Seiten die Vermehrung der Mannigfaltigkeit unserer Lebensmittel erstreben und damit die Erhaltung unserer Gesundheit zum Zweck haben.

Was nun die Prachtwerke betrifft, so stellen wir eins allen andern voran, es ist dies „**Der Garten**“, seine Kunst und Kunstgeschichte von Jakob von Falke. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. Der Verfasser verteidigt mit Recht die Forderung des Künstlers, die Umgebung eines hervorragenden Wohnhauses, Schlosses oder Palastes regelmäßig zu gestalten, ohne die Berechtigung der natürlichen Gestaltung des Parks in der Ferne zu bestreiten. Die 2. Abteilung gibt die Geschichte der Gärten des Altertums, des Mittelalters und des Gartens im Orient, des italienischen, französischen, englischen und modernen Gartens. Durch 69 Abbildungen werden Gärten aller Zeiten und aller Länder dem Leser vorgeführt. — Obwohl wir uns an dieser Stelle nur mit deutschen Werken beschäftigen wollten, dürfen wir doch nicht unterlassen, auf „**L’art des jardins**“, 3. Auflage, von A. Alphand und Baron Ernouf, Verlag von F. Rothschild in Paris, hinzuweisen, ein Werk, welches die Grundsätze für die Anlage eines Gartens darlegt und den ausführenden Künstler mit zahlreichen technischen Winken unterstützt. Geschichte und Beschreibung, wie zahlreiche Abbildungen gelten den Gärten des frühesten Altertums wie denen der Neuzeit — „**Rheinische Gärten von der Mosel bis zum Bodensee**“, Bilder aus alter und neuerer Gärtnerei von Ludwig Freiherr von Ompteda; Berlin, P. Parey, ist ein elegantes Buch, in dem die Fortschritte der Gartenkunst in Wort und Bild dargelegt werden, leider auch der Verfall an anderen Stellen, die vor Jahrhunderten, selbst noch vor 30, 40 Jahren Wallfahrtsorte der strebenden Gärtner gewesen sind.

Von den verschiedenen Zweigen des Gartenbaus ist die Blumenzucht wie gewöhnlich bevorzugt; das bezeugen folgende Bücher: „**Reichenbachia**“. Chromolithographische Abbildung, Beschreibung und Kulturanweisung der schönsten Orchideen. Unter Mitwirkung wissenschaftlicher Autoritäten herausgegeben von F. Sanders. Verlag von P. Parey in Berlin. Die Ausgabe geschieht in Heften mit vier Abbildungen und dem dazugehörigen Text. „**Der Rosenfreund**“ von J. Wesselhöft. 6. Auflage. Weimar, bei B. F. Voigt. Der Rosenzüchter findet hier alles vereinigt, was bei der Kultur der Rose in Betracht kommt.

„**Die Kunst des Bouquet- und Kranzbindens**“ praktisch und leicht faßlich dargestellt von Dr. Ed. Brinckmeier, Hofrat u. s. w Zweite Auflage mit 1 Titelbild und 99 Abbildungen. Der Inhalt des Buches ist durch den Titel genügend bezeichnet. Aehnliches, aber noch viel mehr bietet: „**Illustrierte Zimmerflora**“. Praktische Winke zur Anzucht und Pflege der Pflanzen, besonders der Blumen im Zimmer, in der Veranda als Wintergarten und im Freien nebst Anweisung zum Trocknen, Bleichen und Färben von Gräsern, Blumen und Blättern zum Kranz, Blumenstrauß, Blumenkissen u. s. w., mit einem Anhang: der Obstbaum und Weinstock in Töpfen. Mit einem Titelbild und 112 in den Text aufgenommenen Abbildungen von unserem getreuen Mitarbeiter O. Hüttig, Direktor emer. des Gartenbaus. Bei J. J. Weber in Leipzig erschienen Heinr. Gruners „**Praktischer Blumengärtner**“ und „**Führer durch die gesamte Zier- und Nutzgärtnerei**“ von B. F. Förster, beide bearbeitet von L. Beißner, und Heinrich Gruners „**Unter-**

weisender Monatsgärtner“ von J. Wesselhöft. Ein hervorstehendes und sehr nützliches Werk ist: „**Die Kunst der Pflanzenvermehrung**“ durch Samen, Stecklinge, Ableger und Veredlung von J. Hartwig. 5. Auflage. Weimar, B. Fr. Voigt. — Das Ganze des Gartenbaus behandelt unser O. Hüttig in seinem „**Grundriß der Lehre vom Gartenbau**“. 1. Teil: „Allgemeines.“ Die Bestandteile, die Ernährung, das Wachsen, die Vermehrung der Pflanze. Anlage, Einteilung, Pflege des Gartens. Der Gemüse-, Obst- und Blumengarten. Mit 22 in den Text gedruckten Abbildungen. 2. Teil: „Die Kultur der Topfpflanzen und das Treiben von Nutz- und Ziergewächsen.“ Mit den Grundregeln für die Erbauung, Erwärmung und Lüftung der Gewächshäuser. 3. Teil: „Der Schulgarten“ mit einer Erinnerung an die monatlichen Arbeiten in allen Zweigen des Gartenbaues. Leipzig, bei Karl Scholtze. Hauptsächlich für die Liebhaber ohne Vorkenntnisse schrieb unser O. Hüttig auch sein „**Illustriertes Gartenbuch**“, eine leichtfaßliche Anleitung zur Anlage und Pflege des Blumen-, Gemüse- und Obstgartens. Mit einem kolorierten Titelbild und 205 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, bei Julius Hoffmann.

Mit Obst und Obstbäumen beschäftigen sich „**Das Beerenobst**“, seine Kultur, Fortpflanzung und Benützung. 2. Auflage, von H. Maurer. Stuttgart, Eugen Ulmer. Ebendaselbst erschienen „**Die Bereitung, Pflege und Untersuchung des Weins**“ von Hofrat Prof. Dr. J. Neßler, und „**Die Verarbeitung und Konservierung des Obstes und der Gemüse**“ von Karl Bach, Obstbaulehrer an der Großherzogl. Obstbauschule in Karlsruhe. Mit 51 in den Text gedruckten Holzschnitten. „**Lepère, Die Kultur des Pfirsichbaums am Spalier**“. 2. Aufl. von J. Hartwig. Weimar, B. Fr. Voigt.

Es sei uns gestattet, hier auch auf ein für die Freunde deutscher Kolonien in den Tropen bedeutsames, weil in hohem Grade belehrendes Werk des Deutsch-Amerikaners Heinrich Semler in San Francisco aufmerksam zu machen, auf „**Die tropische Kultur**“, ein Handbuch für Pflanzer und Kaufleute. Mit beachtenswerten Ratschlägen für die Erhaltung der Gesundheit der Kolonisten, für die Bearbeitung, Bewässerung und Entwässerung des Bodens, Anweisung für die Kultur guter und für das Klima passender Handelsgewächse u. s. w. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.

Schließlich teilen wir mit Bezug auf eine Anfrage und Antwort in der „Weltpost“ mit, daß die von der Hahnschen Buchhandlung in Hannover herausgegebene dritte Auflage von „**Leunis' Synopsis der Pflanzenkunde**“, neu bearbeitet von Professor Dr. A. B. Frank, nun vollendet vorliegt, und daß der dritte Band mit einem vollständigen Verzeichnis der botanischen Autoren und ihrer Werke abschließt. Dem herrlichen Werk ist ein glänzender Erfolg sicher.

Militärisches.

Das letzte Jahr ist nicht reich gewesen an hervorragenden selbständigen Werken auf dem Gebiete des Kriegswesens. Wer sich über die dort herrschende geistige Bewegung orientieren will, muß die zahlreichen Militärzeitschriften durchstöbern, in denen die Thätigkeit der Militärschriftsteller einen rühmenswerten Ausdruck gefunden hat. Sie gewähren dem Suchenden eine reiche Ernte in allen Fächern der Kriegswissenschaft. Von den Zeitschriften seien hier nur erwähnt: Die „**Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine**“ (Berlin, Wilhelmi); die „**Internationale Revue**“ (Hannover); die „**Oesterreichische militärische Zeitschrift**“ (Straffleur, Wien); die „**Neuen militärischen Blätter**“ (Berlin); das „**Militärwochenblatt**“ (Berlin); das „**Archiv für die Artillerie- und Ingenieuroffiziere des deutschen Reichsheeres**“ (Berlin) u. a.

Den Reigen der Bücher eröffnen wir mit dem Werke, das allen das Neueste bietet, die sich über die Organisation aller Heere, über die Fortschritte im Waffen- und Befestigungswesen &c. belehren wollen, die „**Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen**“ von Oberst z. D. v. Löbell (Berlin, Mittler), deren XII. Band in diesem Jahre erschien. Die „**Reglementsstudien**“ bilden auch in diesem Jahre für den Berufssoldaten einen ergiebigen Quell des Nährstoffes zum Fortspinnen dieser penelopeischen Streitfrage, die noch immer des erlösenden Odysseus harrt. Erfolgreicher waren jedenfalls die „**Militärischen Briefe**“ (Berlin, Mittler) des Generals Prinz Krafft zu Hohenlohe, wofür nicht nur ihre Uebersetzung in mehrere fremde Sprachen, sondern auch das Erscheinen der zweiten Auflage Zeugnis gibt. — Die in weiteren Kreisen erwartungsvoll begrüßte Biographie „**Hans Joachims von Zieten**“ von Dr. Georg Winter (Leipzig, Duncker & Humblot), welche zur hundertjährigen Todesfeier des berühmten preußischen Kriegshelden vom Grafen Zieten-Schwerin veranlaßt wurde, hat, trotz ihres reichen Quellenmaterials, sowohl den Soldaten, wie den Nichtmilitär wenig befriedigt; mehr Anerkennung fand die kleinere Biographie Zietens von Ernst Graf zur Lippe (Berlin, Eisenschmidt), welche in zweiter Auflage erschien. Graf York von Wartenburg hat dem ersten Bande seines schnell berühmt gewordenen Werkes „**Napoleon als Feldherr**“ (Berlin, Mittler) den zweiten Teil mit einer Karte des russischen Kriegsschauplatzes folgen lassen. Von seinem auch in kulturgeschichtlicher Beziehung bedeutenden Werk „**Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit von Mitte des zweiten Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen**“, drei Bände (Breslau, Koebner), hat der Verfasser, General Köhler, den ersten Band erscheinen lassen. — Bei der Beharrlichkeit, mit welcher die Franzosen ihre von blindem Deutschenhaß strotzende Revancheidee im Volke wach zu halten wissen, hat ihr mit ungeheuren Geldsummen durchgeführtes Landesverteidigungssystem für uns Deutsche ein berechtigtes Interesse. Zu welcher erstaunlichen Ausdehnung dieses System bereits gelangte, zeigt die kleine Schrift: „**Die Befestigungen Frankreichs**“ von Obermair (Berlin, Wilhelmi), mit Karte. Aus demselben Verlage erhielten wir auch eine sehr anregende Broschüre: „**Zur Befestigungsfrage**“ von General Schott.

„**Von der Weichsel zum Dnjepr**“, geographische, kriegsgeschichtliche und operative Studie von Sarmaticus (Hannover, Helwing), ist eine vollständige Umarbeitung der vor sechs Jahren in erster, und 1882 in zweiter Auflage in zwei Heften unter dem Titel: „**Der polnische Kriegsschauplatz**“ und dem gleichen Pseudonym erschienenen geistreichen Schrift, die eine nachhaltige Litteraturbewegung hervorrief und die bei unseren eigentümlichen Beziehungen zu Rußland auch über Fachkreise hinaus noch jetzt ungeteilte Aufmerksamkeit erregt.

Treffliche Erzeugnisse unserer ebenso waffenklirrenden, wie geschichtlichen Forschungen zuneigenden Zeit sind „**Die geschichtliche Entwickelung der Handfeuerwaffen**“, nach Originalen bearbeitet mit 337 Buntdruckfiguren von M. Thierbach, Oberst z. D. (Dresden, Höckner), und „**Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwickelung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart**“, von Demmin, zweite vermehrte und verbesserte Auflage (Leipzig, Seemann). Beide Verfasser sind gründliche Kenner des Waffenwesens durch Studium in Museen und Zeughäusern und bilden daher beide Werke gleichzeitig einen schätzenswerten Zuwachs in der Litteratur des Kriegsgewerbes. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Addad und Babbad.

Gratisbeilage zu „Vom Fels zum Meer“.

Altaegyptische Liebeswerbung.

Papyrus von C. M. Seyppel.

„Wann! ach schenkst Du mir nur einen,
Einen Kuss mir, holde Maid?
Ach, wann stillst Du mit dem kleinen
Rosenmund mein Liebesleid?"

So sprach zu der Jungfrau Addad
Flehendlichst der Jüngling Babbad.

„„Edler Babbad, mein Gespiele,
Antwort gebe ich demnächst,
Wenn Du tausend Krokodile
Tod vor meine Füsse legst.""

Und er jagte an dem Nile
Tag und Nacht die Krokodile.

„Hier leg ich die Siegesbeute Dir zu Füssen, Königin.
Mach mich glücklich, reiche heute Mir den Mund zum Kusse hin!"

Hochvergnügt zählt Addad diese Leichen durch, nach Adam Riese.

N° 1000.

„Wirb Du, wie man warb vor Zeiten.
Tränk Dein Schwert im Blute roth.
Wer mich kürt, muss für mich streiten,
Schlage tausend Feinde todt!"

Und die Feinde streckt er nieder,

Mit den Köpfen kam er wieder.

„Hier bring ich die Siegeszeichen!
Tausend sind es an der Zahl.
Addad, das wird Dich erweichen
Und beenden meine Qual."

Wonnegruselnd sah die Zähe Alle Häupter in der Nähe.

„„Mir im Herzen sollst Du wohnen, Dort sei nun Dein Hochaltar!
Gnädig reich ich, Dich zu Lohnen, Meinen Fuss zum Kusse dar!""

„Tausend Dank!"

In zehn Sekunden War der Jüngling abgefunden.

„Addad! Addad! lass mich wissen, Was ich noch vollbringen muss,

Um Dein Lippenpaar zu küssen. Nimm mein Leben für den Kuss!“

Addad sann drei volle Tage Zu des armen Jünglings Plage.

1 29 5 33 10 40 17 45 21 47

„„Bau mir eine Pyramide, Dann bin ich auf ewig Dein.

Ich besinge laut im Liede Dich derweil im Kämmerlein!““

50 64 53 66 58 68 60 69 62 70!

Babbad baute unverdrossen. Siebzig Jahre drob verflossen.

Nunmehr sieht er
mit Entzücken
Fertig stehn
den Riesen=
bau.

Und er wankt,
ein Greis, auf
Krücken zu
der Treuge=
liebten
Frau.

Die sitzt
mit der
Dichter=
Feder,

Welk und
dürr wie
altes
Leder.

„Addad! uns're
Rosenjahre,
Uns're Jugend
sind entfloh'n,
Uns're Liebe
blieb die wahre.
Nun empfang ich
meinen Lohn!"
Als er aber
Anstalt machte,
Kichert Addad:
„Sachte, sachte!"

Sollst den höchsten Lohn geniessen

In die Pyramide schliessen

Wir uns ein für alle Zeit!""

Bis in alle Ewigkeit.

Und sie wankten nach dem Orte.

Ratsch! – Vermauert ward die Pforte.

Beide seh'n das wundervolle Bauwerk an drei Wochen lang.

Dann greift zur Papyrusrolle Sie und singt den Lobgesang.

Tausendstimmig klingt der Lieder Echo in dem Grabe wieder.

Als der letzte Ton gesungen Küsst er sie zum ersten Mal.

Als des Kusses Schall verklungen, War vorbei der Liebe Qual.

Aufwärts schweben ihre Seelen, Um sich droben zu vermählen.

Uns blieb durch der Liebe Ringen Jener ew'ge Wunderbau.
Und die Kindeskinder singen Noch das Wunderlied der Frau.

Wirbt wie dieser heut' noch einer?

Ich behaupte: Gottlob keiner!

C. M. S.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Stud. jur. Max Sch. in Leipzig. — Stud. jur. Julius H. in Leipzig. — Fritz G. in Elberfeld. — Dr. Alex. F. in Riga. Skataufgabe Nr. 15 richtig gelöst.

Rechtsanwalt H. in Berlin. Skat. Es wird mit Reizen gespielt. Ehe Mittelhand gereizt oder gepaßt hat, erklärt Vorhand „ich passe". Mittelhand verlangt nun von Hinterhand gereizt zu werden. Dagegen behauptet H., M. müsse sich vorher erklären. Wer hat recht?

H. hat recht; denn V. durfte sich nicht vor M. erklären. Daher ist das Passen von V. ungültig, und M. muß entweder reizen oder passen, ganz so als wenn V. sich noch nicht erklärt hätte.

Frau St. in Prag. Ihre Lösung der Dominoaufgabe Nr. 5 ist nicht richtig. Sie haben die folgende Bedingung der Aufgabe nicht beachtet: „C hatte fünf Doppelsteine."

Weltpost.

M. H. in H. a. S. Ueber den im dritten Jahrgang unserer Zeitschrift enthaltenen „Immerwährenden Kalender" schreiben Sie uns: „Bei einigem Nachrechnen wollen Sie sich gefl. davon überzeugen, daß die Konstruktion des Kalenders eine vollständig verfehlte ist," und stellen dann eine Rechnung auf, die den Fehler beweisen soll. Aus dieser liebenswürdigen Kritik entnehmen wir mit Vergnügen, daß die Zunft der Kalenderverbesserer immer noch nicht ausstirbt, können jedoch nicht umhin, unserem Befremden darüber Ausdruck zu geben, daß Ihnen die Arbeiten eines Ihrer berühmten Vorgänger nicht recht bekannt zu sein scheinen. Sollte Ihnen wirklich entgangen sein, daß ein gewisser Papst Gregor XIII., es sind freilich schon ein paar Jahrhunderte her, den sogenannten Gregorianischen Kalender eingeführt hat, wonach die Jahre 1700, 1800, 1900, 2100, 2200 u. s. w. zu gemeinen Jahren von nur 365 Tagen degradiert wurden, und daß außer Rußland und Griechenland die ganze Christenheit, einschließlich Halle a. S. nach diesem Kalender rechnet? (Letzterer Ort freilich erst seit dem 1. März 1700). Es sind dies Thatsachen, die man eigentlich nicht gut ignorieren darf, und Sie werden zugeben, daß Ihre Voraussetzung von den 25 Schaltjahren jedes Jahrhunderts wohl als nicht mehr ganz zeitgemäß bezeichnet werden muß. Im übrigen haben Sie ganz richtig multipliziert. Wir empfehlen Ihnen, zur weiteren Belehrung den betreffenden Artikel in irgend einem Konversationslexikon nachzuschlagen. Sollten Sie aber auch zu diesem nicht das nötige Zutrauen haben, so warten Sie gefälligst bis zum Jahre 1900, Sie werden dann im neuesten Kalender — vorausgesetzt, daß er nicht von Ihnen selbst verfaßt ist — sich überzeugen können, daß dort kein 29. Februar verzeichnet ist. N.

G. N. in O. Sie wollen sich durch Ihre Gedichte einen Nebenerwerb schaffen? Da werden Sie voraussichtlich kein Glück haben. Nach dem ersten Vers ihres Gedichtes scheinen Sie Böttcher zu sein:

Wem das Glück aus seinen Tonnen
Mit dem Gut den Mut verlieh,
Wer des Liedes Sinn gewonnen
Mit der frohen Melodie —
Leicht erschöpfet sind die Tonnen,
Schnell das eitle Glück zerronnen.

Na da haben wir's. Ein andermal suchen Sie sich aber edlere Muster als das schöne Lied:

Wenn der Vater mit dem Sohne
Auf dem Zündloch der Kanone.

Auch Ihr Sinnspruch beim Anblick von Geibels Bilde steht nicht auf dem Gipfel poetischen Könnens und frappiert ebensowenig durch tiefen Geist:

Um des Dichters Bild
Ist ein Kranz geschlungen,
Von Blumen angefüllt,
Die er dereinst besungen.

Das letztere müßte auch noch bewiesen werden.

H. C. in M. N. Sie wollen „dereinst etwas werden?" Da kommen Sie bitte nicht früher wieder zu uns, als bis Sie etwas geworden sind, obschon wir fürchten müssen, dann zeitlebens auf die Vorzüge (?) Ihrer Bekanntschaft zu verzichten. Es ist kaum glaublich, wie jemand bei einigermaßen entwickeltem Schamgefühl Verse einsenden kann, wie die folgenden:

Nun bin ich wiederkommen,
Viel Jahre gingen vorbei,
Der Winter kommt gezogen,
Vorüber der Jugend Mai!

Ach Herrje!

L. L. in H. Gedichte und Rätsel sind so schlecht, daß es nicht einmal gelingt, den schlechtesten Witz darüber zu machen.

Chemnitzer Freund. Der Verfasser des betreffenden Artikels ist Professor in Breslau; wir haben ihm Ihren Brief gesendet.

Langjährige Abonnentin. Die Frage, wohin man sich „um Arbeit im Uebersetzen" zu wenden habe, tritt fast täglich an uns heran. Wir können darauf immer nur wieder antworten, daß die Nachfrage vom Angebot auf dem Gebiete des Uebersetzens so weit überflügelt wird, daß es kaum mehr als Zufall ist, wenn es gelingt einen Auftrag zu erhalten. Versuchen Sie es aber einmal beim Verleger Engelhorn in Stuttgart, der für seine Romanbibliothek ziemlich viel Uebersetzungen bedarf.

W. G. in H. Dem Autor zur Beantwortung überwiesen.

P. H. in K. Sie gefallen uns, bravo! Leben und Leben lassen! denken Sie, Recht so: Sie dichten und wir werfen das „Gedichtete" in den Papierkorb. Da fällt's schon — — Ade.

Theodorich vom Grabmal des Kaisers Max zu Innsbruck.

Kartätsche.

Zuckerschale, englische Arbeit, 18. Jahrh.

Spitze eines Strebepfeilers vom Dom zu Köln.

Kreuzerkorvette (Olga).

Prager Groschen, geprägt unter Kaiser Karl IV.

Das Opernhaus zu Paris.

Weltpost.

Meerfelsen. Der Weltpostredakte[r]
spricht. ein Gedicht lesen ist gut, zwei G[e-]
dichte lesen ist hart, drei Gedichte lesen [...]
heischt unter Umständen die Pflicht, ab[er]
40 lesen wäre dumm und wirft das H[e...]
mit einem unterdrückten Fluch in den P[a-]
pierkorb. So geschehen am 30. Novemb[er]
1886.

Emanuel F., „nach Veröffentlichun[g]
seiner Muse (?) sich sehnender Jüngling" [...]
Braunschweig:

Emanuel, Emanuel
Wie schlecht sind deine Verse,
Du dichtest nicht nur zur Lenzeszeit,
Nein, auch im Herbst zu unsrem Leid,
O bleibe uns gewogen.

G. Th. J. in W. Für uns nicht verwen[d-]
bar, auch deswegen nicht, weil die meist[en]
Leser den Dialekt nicht verstehen würden.

Alter Abonnent in Zürich. Bitt[e]
nennen Sie uns Ihre Adresse, der Redakte[ur]
wird Ihnen dann persönlich schreiben.

A. B. in B. Für uns nicht geeigne[t].
Was Ihren Poesien fehlt? Die Poesie.

O. H. in G. Ihre Einsendung kan[n]
nicht ernst gemeint sein, und für so lä[p-]
pische Versuche Beiträge zur Weltpost z[u]
liefern, haben wir keinen Raum.

**A. H. in B., J. K. in St., M. J[...]
in G.** (Nix is!), **V. R. Dichterl am Sal[z-]
berg** (einen ganzen Band Gedichte? Da[s]
übersteigt unsere Geduld).

G. G. in Z. Wie die falsche Pe[r-]
spektive entstanden, ist uns nicht recht kla[r],
da das Bild nach einer Naturaufnahme un[-]
mittelbar auf den Stock **photographier[t]**
wurde.

A. L. in H. Nach den weiteren i[n]
Aussicht gestellten Proben gelüstet es un[s]
nicht, wir haben an Ihren „süßen Liebes[-]
wehen" gerade genug. Es ist uns ang[st]
und wehe dabei geworden.

C. W. in L. Ein gutes Schriftche[n]
über diese Frage hat C. **Pröll** unter de[m]
Titel verfaßt „Die Kämpfe der Deutschen i[n]
Oesterreich um ihre nationale Existenz[",]
(Dresden und Leipzig, Piersons Verlag)[,]
dessen Erträgnis für den deutschen Schul[-]
verein in Dresden bestimmt ist.

Skatfreund. Da kann Rat werden. Wi[r]
empfehlen Ihnen bestens die beiden kleine[n]
Bücher „Das Skatspiel im Lichte der Wahr[-]
scheinlichkeitsrechnung von Dr. Schube[rt"]
(Hamburg, Richter), und die auf dem erste[n]
deutschen Skatkongreß in Altenburg ange[-]
nommene, von K. Bulle bearbeitete „Allge[-]
meine deutsche Skatordnung" (Leipzig, Th[.]
Thomas). Mit Rücksicht auf Ihre Frage[n]
nach Steinitz und Zuckertort können wi[r]
auch mit einem Nachweis dienen. Da[s]
Buch, in dem Sie näheres finden, hat unse[r]
Schachredakteur Dr. Minckwitz herausgege[-]
ben; es führt den Titel „Der Entschei[-]
dungskampf zwischen W. Steinitz und J[.]
H. Zuckertort um die Meisterschaft der Welt[“]
(Leipzig, Adolf Roegner) und enthält Vor[-]
geschichte und Verlauf der Matches mit bio[-]
graphisch-kritischer Einleitung und Glosse[n]
der gespielten 20 Partien.

R. D. in M. Eine gute Beschreibun[g]
der Schlösser Sr. Majestät des Königs Lud[-]
wig gewährt das hübsch ausgestattete Büch[-]
lein von Nepomuk **Zwickh** „Herrenchiem[-]
see, Neuschwanstein und Linderhof" (Augs[-]
burg, Amthor), dem nur ein etwas bessere[r]
Stil zu wünschen wäre.

C. W. in L. Einen kurzen Leitfade[n]
bietet die „Praktische Vorschule zur leichte[n]
Erlernung der Weltsprache (Volapük) vo[n]
K. Hoffmann (Kirchheimbolanden, Thieme).

C. S. in C. Wir werden die Hand[-]
schrift Herrn Amselmann vorlegen. Fü[r]
alles Uebrige vielen Dank; wir wollten e[s]
aber auch einmal so versuchen, da der Wunsc[h]
öfters an uns ergangen war. Bewahre[n]
Sie uns, bitte, Ihre freundliche Gesinnung[.]

M. K. in L. Wir werden Ihre[n]
Wünschen nachkommen, obgleich ihnen —
erkennen Sie daran die Tausendköpfigkei[t]
des Publikums — eine Anzahl von andere[r]
Seite an uns gerichtet direkt entgegenstehen[.]
Das Gebhardsche Bild können wir nicht meh[r]
reproducieren, auch mit Nennung eines Buch[-]
titels, wie Sie ihn wünschen, nicht dienen[.]
Das Doppelterscheinen der Novelle ist au[f]
eine unrechtmäßige Handlung des Autor[s]
zurückzuführen, den wir schon früher deshal[b]
zur Rede gestellt haben.

J. L. in R. Frisch und unmittelbar[,]
aber nichts für uns. Machen Sie doch ein[-]
mal einen Versuch bei den Fliegenden Blättern[.]

Verehrer, in G. Das läßt sich n[i]ch[t]
ändern! Aber Sie können ja an der Richt[-]
stätte der Weltpost vorübergehen, wenn [sie]
Ihr ästhetisches Gefühl verletzt.

Z. in W. Ihre Frage findet Erledi[-]
gung durch die Rätseltafel.

Wichtige Erfindungen für die Augen!

Rodenstock's neue Diaphragma-Brillen und Pincenez,

welche die bedeutendste Vervollkommnung und wissenschaftlich correcte Ausführung dieses hochwichtigen Hilfsmittels repräsentiren. Wer kurzsichtig, weit- oder übersichtig ist, oder dessen Augen wegen Asthenopie zu rasch ermüden oder schmerzen, versäume nicht, sich diese **neue Verbesserung** zum **guten Sehen, Schonung** und **Erhaltung der Augen** zu Nutze zu machen und vermeide fehlerhafte und schädliche Brillensorten.

Die **Pincenez** haben neben Diaphragma-Gläsern **Rodenstock's Normal-Fassung**, selbstregulirbar für **jede Nasenform** und Pupillendistanz, welch letzteres in höchst trauriger Weise bisher so gut als ganz, oft zur größten Schädigung der Sehorgane, ebenfalls vernachlässigt wird. [2697]

Zu Originalpreisen zu beziehen aus dem Spezial-Institut für wissenschaftlich richtige Augengläser:

Optisch-oculistische Anstalt, München, Karlsthor 8,

sowie durch die autorisirten Verkaufsstellen in den meisten größeren Städten des In- und Auslandes. Ausführliche Beschreibung nebst Anerkennungen aus allen Welttheilen, sowie illustrirte Preisliste und Anleitung zur schriftlichen Aufgabe gratis und franco.

Optische Anstalt G. Rodenstock, München.

Einzige Anfertigungsstelle der echten Rodenstock'schen Diaphragma-Augengläser.

Neue Preis-Liste.

Die nebenstehend abgebildete Russische Kapelle ist mit den Steinen eines der bekannten **Richter**schen **Patent-Steinbaukasten** aufgestellt. Si[e] ist 55 cm hoch und 35 cm breit und zeigt uns welch großartige Bauten mit den berühmte[n] Steinbaukasten ausgeführt werden können. De[r] große erzieherische Wert dieses vorzügliche[n] Spiel- und Beschäftigungsmittels ist vo[n] zahlreichen bedeutenden Pädagogen rück[-]haltslos anerkannt; es ist daher auc[h] wiederholt den Eltern als **bestes** un[d] **gediegenstes Weihnachtsgeschenk empfohlen worden.** Zu jedem Steinbaukasten gibt es jetzt **zweite** in Farbendruck ausgeführte Vor[-]lagehefte. Jeder Steinbaukasten kann durch Hinzukauf eines **Er[-]gänzungskasten** systematisch ver[-]größert werden. Jedem Ergän[-]zungskasten liegen neue Vorlage[n] für **größere Bauten** bei. Nähere[s] über dieselben findet man in de[r] **neuen reichillustrierten** Preis[-]liste, welche **gratis** und **frank[o]** versandt wird von

F. Ad. Richter & Cie.

in Rudolstadt (Thür.), Olte[n] (Schweiz), Wien, Rotterdam ode[r] London E. C., 1. Railway Place Fenchurch-Str.

☛ Man säume nicht mit de[r] Bestellung der Preisliste! Post[-]karte genügt. [2667]

Den Kindern, welche bereits einen Steinbaukasten besitzen, ist erfahrungsgemäß der betr[.] Ergänzungskasten das **liebste** Geschenk. Vorrätig in allen Spielwaarenhandlungen.

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — **Zweck derselben:** Wesentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von **Invaliden.** Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1885 wurden versichert 16,678 Knaben mit ℳ 18,425,000. — Capital — gegen 15,682 Knaben mit ℳ 16,586,000. Capital im Jahre 1884. — **Status Ende 1885:** Versicherungscapital ℳ 53,000,000; Jahreseinnahme ℳ 3,400,000; Garantiemittel ℳ 7,000,000; Invalidenfonds ℳ 57,000; Dividendenfonds ℳ 282,000. Prospekte 2c. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. Inactive Officiere, Beamte, Lehrer u. angesehene Geschäftsmänner werden zur Uebernahme von Hauptagenturen gesucht. [2345]

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Allgemeine Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Bd. XI. Geschichte der Gegenreformation und der Religionskrieg[e].

Zweite Auflage.

gr. 8. geh. M. 9. —; einfach geb. M. 10. 25; eleg. geb. M. 11. —

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Magnetisch-galvanische Batterien,

in Thalerform, gegen Gicht, Rheumatismus, aller Art Nervenschmerzen 2c. — Wirksamer als Gichtketten! **Preis Mark 5.** — Wiederverkäufer Rabatt. Prospecte gratis. Importeure auf überseeische Plätze gesucht. **Müller-Sonn, Zofingen-Schweiz.**

Gegründet 1846!

22 Preis-Medaillen!

Empfehlenswerth für jede Familie!

Ausgezeichnet sowohl zu Hause wie auf der Reise, besonders zur See, auf der Jagd, in den Fabriken, Bergwerken, Gewölben etc. etc.

Eingetragene Schutzmarke.

BOONEKAMP of MAAG-BITTER

bekannt unter der Devise:

Occidit, qui non servat,

von dem Erfinder und alleinigen Destillateur

H. Underberg-Albrecht

am Rathhause

in Rheinberg a. Niederrh.

K. K. Hoflieferant.

Inhaber vieler Preis-Medaillen.

Seine Hauptfakultäten sind: **blutreinigend, magenstärkend und nervenberuhigend.** Der

Boonekamp of Maag-Bitter

ist fortwährend in Original-Packung in ganzen und halben Flaschen und Flacons zu haben allenthalben bei den bekannten Herren Debitanten.

Ganz besonders wird darauf aufmerksam gemacht, dass es noch immer Geschäfte gibt, die sich nicht zu entwürdigen glauben, durch den Verkauf von Falsificaten das Publikum zu täuschen. Daher: [2661]

Warnung vor Flaschen ohne mein Siegel und ohne die Firma H. Underberg-Albrecht.

Deutscher Liqueur „Benedictine“

gesetzlich geschützt.

aus der Destillerie des Fabrikanten

Friedrich John

Gegründet 1842.

Waldenburg in Schles.

Gesundheitsfördernder Liqueur von feinsten Kräutern.

Man achte gefälligst darauf, dass sich auf jeder Flasche die **Schutzmarke** und das viereckige Etiquett mit dem **Facsimile des Fabrikanten** befinden.

Dieser vorzügliche **Deutsche Liqueur „Benedictine“** aus den edelsten, gesundheits fördernden, den gesammten Organismus kräftigenden und seine Functionen mild anregenden und erleichternden Kräutern und Pflanzen hergestellt, ist — wie die jeder Flasche beigefügten Atteste ergeben — von Fach-Autoritäten und zwar den vereideten gerichtlichen Chemikern **Herrn Dr. C. Bischoff** und **Herrn Dr. Hans Brackebusch** in Berlin analysirt und dahin attestirt worden, dass derselbe im Wesentlichen der Durchschnitts-Zusammensetzung des echten Benedictiner-Liqueurs entspricht und als ein wohlgelungenes Aequivalent desselben zu bezeichnen ist, ferner, dass derselbe der französischen Benedictine sehr nahe steht, so zwar, dass alle längst anerkannten guten Wirkungen der letzteren auch von meinem Fabrikat zu erwarten und dass irgend welche gesundheitsschädlichen Bestandtheile in demselben nicht nachzuweisen sind. Berücksichtigt man nun noch den Schlusssatz des zweiten Attestes, lautend: „Ich füge hinzu, dass in einer 12jährigen Praxis als vereideter Chemiker und Spezialist in Nahrungs- und Genussmitteln ich ein Urtheil wie das vorstehende, betreffend Deutsche Benedictine, nicht abgeben konnte,“ so ist hiermit wohl constatirt, dass mein Deutscher Liqueur Benedictine das beste und wohlgelungenste diesfällige Fabrikat ist, welches bis jetzt in Deutschland hergestellt wurde und somit wohlgeeignet ist, den weit kostspieligeren französischen Benedictiner vollständig zu ersetzen. Dieser vorzügliche

Deutsche Liqueur „Benedictine“

ist in allen grösseren Delicatess- und Droguen-Handlungen, sowie in sämmtlichen Niederlagen erhältlich, auch direct vom Fabrikanten zu beziehen:

die 1/1-Liter-Flasche 4 Mark 50 Pfg.
„ 1/2- „ 2 „ 25 „
„ 1/4- „ 1 „ 25 „

inclusive Verpackung gegen Nachnahme.

Wiederverkäufern besondere Vortheile nach Vereinbarung.

Niederlagen werden, wo solche noch nicht bestehen, bereitwilligst errichtet und wird diesfälliger Bewerbungen gern entgegen gesehen.

Electrische

Beleuchtung ohne Anwendung v[on] Maschinen m. neuen sehr kräftigen Ba[t]terien von M. 25 an. — Electr. Neuheit[en] mit Trockenelementen: Electr. tragba[re] Laterne M. 30. — Electr. Busennadeln m[it] Edisonlampe (eine Taschenlaterne [er]setzend) M. 17,50. — Electr. Feuerzeu[ge] mit Lampe M. 8, 16 und 20 (Ersatz f[ür] Zündhölzer und Lichte).

Dynamo-electr.

Maschinen für Schulzwecke, z. Galva[ni]siren u. z. Beleuchtungsanlagen f. Han[d-] und Maschinenbetrieb (von M. 50 an 2-[...] electr. Lampen speisend). Für gros[se] maschinelle Beleuchtungsanlagen b[il]ligste Berechnung. Kostenanschlä[ge] gratis. — Electr. Simplexklingeln, Te[le]phone, Electromotoren (Dynamomasch[i]nen) f. Nähmaschinen etc. M. 20. — Elec[tr.] Gasanzünder, Inductions-Apparate. Ferner Modell-Dampfmaschinen, Fe[rn]rohre, photographische Apparate f[ür] Dilettanten, physikalische Appara[te] aller Art etc., etc. [269.]

Wolff & Ricks,

BERLIN SW., Zimmerstrasse 95/9[6]

Illustrirte Prospecte gratis.

Grosser illustrirter Preiscourant geg[en] Einsendung von 30 Pf. in Marken.

Bandoneons, anerk. schönst[e] Musikinstr. **Accordeons**- **Harmonicas** besten Fabri[]kats. Preiscour. u. Beschr[.] frko. Catal. von 500 Bando[]neon-Musikstücke. [2680]

Instr.-Fabr. Gebrüder Wolff, Wiesbaden.

Augenblicksbilder

für Festgeschenke und den Büchertisch geeign[et]; Thier- und Wildstudien 2c.; Act-Serien v[on] Menschen. Katalog gratis, illustrirt n[ach] Vereinbarung. [2651]

Ottomar Anschütz, Lissa (Pose[n]).

Chocoladen- und Zuckerwaarenfabrik

KÖLN AM RHEIN.

Gebrüder Stollwerck

Kaiserliche, Königliche, Grossherzogliche Hoflieferanten.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.

Beste Rohmaterialien, sorgfältige Verarbeitung.

Feine Chocoladen zum Trinken und zum Essen.

Cacao in Tafeln und in Pulver.

Schnelllöslicher Puder-Cacao.

Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.

Feine Dessert-Bonbons, Dragéen- & Zuckerwaaren. Haltbare Biscuits und Waffeln.

Conservirte Früchte und Marmeladen.

Pharmaceutische Präparate.

Marzipan-Torten, Desserte und Confecte.

Chocoladen, Bonbons, Biscuits und Confecte aller Art

speciell für den Christbaum.

Brause-Limonaden-Bonbons,

für die heiss-feuchten Tropenländer in Blechverpackung.

(Jeder Bonbon, Verkauf 10 Pfennig, gibt ein Glas erfrischende Brause-Limonade.)

Cartonnagen-, Attrapen- und Etui-Chocoladen

für Gelegenheitsgeschenke.

Chinesische Theee und Japanesische Industriewaaren.

Die Fabrikate der Firma wurden durch 31 Ehrendiplome, goldene, silberne und bronzene Medaillen prämiirt.

Die Fabrik ist brevetirte Lieferantin der meisten europäischen Höfe.

10 verschiedene Erfindungs-Patente für Fabrikations-Verbesserung, technische Verfahren und neue Fabrikate sind im Besitze der Firma und in dem Etablissement in Anwendung. Ein eigenes chemisches Laboratorium unter Leitung eines staatlich geprüften Chemikers untersucht alle Rohmaterialien, zur Verwendung kommende Farben, Emballagen etc. vor der Benutzung und bietet dadurch alle Garantien, welche die heutige Hygieine mit Recht beansprucht.

Export nach allen Ländern.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern m. Toiletten u. Handarbeiten, enthalt. gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche d. ganze Gebiet der Garderobe u. Leibwäsche f. Damen, Mädchen u. Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str 38; Wien I, Operngasse 3. [2566]

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Historische und Politische Aufsätze.

Von **Heinrich von Treitschke.**

Fünfte vermehrte Auflage.

3 Bände. gr. 8. Preis: ℳ 18. — In 3 elegante Halbfranzbände gebunden Preis: ℳ 24. —

Inhalt:

I. Band: Charaktere, vornehmlich aus der neuesten deutschen Geschichte. Milton. Lessing. Heinrich von Kleist. Fichte und die nationale Idee. Hans von Gagern. Karl August von Wangenheim. Ludwig Uhland. Lord Byron und der Radicalismus. F. C. Dahlmann. Otto Ludwig. Friedrich Hebbel Karl Mathy.

II. Band: Die Einheitsbestrebungen zertheilter Völker. Das deutsche Ordensland Preußen. — Bundesstaat und Einheitsstaat. — Cavour. — Die Republik der vereinigten Niederlande. — Unser Reich.

III. Band: Freiheit und Königthum. Die Freiheit. Politische und sociale Freiheit. Das Recht der freien Persönlichkeit. — Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus. 1. Das erste Kaiserreich. 2 Alte und neue besitzende Klassen. 3. Die goldenen Tage der Bourgeoisie. 4. Die Republik und der Staatsstreich. 5. Das zweite Kaiserreich. — Das constitutionelle Königthum in Deutschland. Historischer Rückblick. Die conservativen Kräfte im preußischen Staate. Falsche Ideale. Erreichbare Ziele. Das deutsche Reich. — Parteien und Fractionen. Politische Lehren des deutsch-französischen Krieges. Wesen der Parteiung. Englische Parteien. Deutsche Parteien Unser Fractionstreiben. — Parlamentarische Erfahrungen der jüngsten Jahre.

6mal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, Stumme Violine zum Studiren (Pa-tent). **Zithern** in allen Formen, Guitarren und Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. Wilhelmj, Sarasate u. v. A. Tua. Ausf. Preiscourante werden gratis frc. zugesandt.
[2626] **Gebrüder Wolff,** Instrumentenfabrik, Kreuznach.

Viele Neuheiten in **Schuss-Hieb-Stich-Waffen**

Preislisten gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik Berlin W., Friedrichstrasse 159.

PATENTE

schnell und sorgfältig durch **RICHARD LÜDERS**, Civil-Ingenieur in **GÖRLITZ**.

Lohmeyer's **Deutsche Jugend.** Verlag von Leonhard Simion, Berlin.

Anerkannt beste Unterhaltungsschrift für die Jugend in Monatsheften à 1 Mark. — Reich an bunten und schwarzen Bildern. Inhalt: Erzählungen, Märchen, Geschichts- und Naturbilder, Humor 2c. Oktober beginnt ein neuer Band. — Band I. und II. N. F. cart. à 6 Mark. geb. à 7 Mark. [2589]

Hofrath Dr. Steinbacher's

Heilanstalt Brunnthal

München.

[2579]

Winterkur vom 1. Oktober an. Bei Gicht, Fettsucht, Blutarmuth, Skrofeln, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, die schönsten Heilerfolge. Behandlung aller chirurg. u. orthopädischen Leiden, sowie der chronischen Erkrankungen der Harnorgane, insbesondere Steinleiden. — Specialität der Anstalt seit vielen Jahren: Hebung sexueller Schwäche. Prospekt gratis.

Zu Festgeschenken

Mehrfach Praemiirt

Griechische

1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 vortrefflichen Sorten incl. Verpack. zu **M. 16.20.** Da **10 Flasch.** = 20 Ko. Brutto wiegen, ermässigt sich die Fracht gegen 12 Fl., wie bisher versandt. um **50%.**

Weine

Sicilianische (best. Bordeaux-Ersatz) 1 Probek. je 2 Fl. Syracuser, Vino del Bosco, Puglia, Aetna weiss u. roth, zusam. 10 Fl. incl. Verpack. zu **M. 12.40.**

ZIEGLER & GROSS
Konstanz & Kreuzlingen
Baden. Schweiz.

Neue Musik-Zeitung

Biographien, Novellen, Humoresken, nebst **8** Musikstücken **80 Pf.**

Gratis nummern u. brosch. Quartale in allen Buch u. Musikalienhandlungen, Verlag v. P. J. Tonger Köln.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher **Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Patent-Stahldraht-Fussmatte.

Vorzüglichste aller Matten; dauerhaft, elegant und billig.

Zu haben bei allen grösseren Eisenhändlern

Zur Kur, als Hausgetränk, zu Suppen vorzüglich — vielfach prämiirt —

Gesundheits-Apfelwein

versendet à 30 ₰ per Liter

Ferdn. Poetko, Guben

Export-Apfelweinkelterei gegründet 1855. [22..]

Feine Harzer

!! Kanarien-Vögel !!

mit den seltensten Touren zu M. 6, 8, 10, 12, 14 und 15 per Stück, empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preis-Courant **H. Natermann,**
[2644] **Clausthal, Oberharz.**
NB. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zu Diensten.

Robert Bockemüller, Hasselfelde im Harz

(Firma-Bestand seit 1860)

versendet franco jeder Poststation des Deutschen Reiches, der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie und der Schweiz gegen Postnachnahme: [2619]

große fette Harzer Kümmel-Käse. fein und pikant, in Kistchen von 5 Kilo brutto, enthaltend 90 Stück, Rmk. 3. 60.

Nordhäuser Kornbranntwein, alte abgelagerte Ware, allgemein beliebt, in Fäßchen à 4 Liter Rmk. 4. —

Feinsten Sahnen-Käse in Staniol-Verpackung in Kistchen von 4 Kilo netto Rmk. 4. —

Feinen Rum in Fäßchen à 4 Liter Rmk. 5. —

In größeren Posten bei Bahnversand wesentlich billiger.

Preiscourant mit 400 Abbildungen von Schmucksachen aus echten böhmischen Granaten gratis und franco.

August Goldschmid & Sohn

k. k. Hoflieferanten

Prag, Zeltnergasse Nr. 15.

Veltliner-Weine

garantirt rein, von gewöhnlichen bis zu den feinsten Qualitäten, in Kisten von 12 Flaschen und in Gebinden beliebiger Grösse, Proben und Preislisten gratis und franco empfehlen: [2533]

Davos-Dörfli Canton Graubünden. **Kindschi & Sohn.**

Weihnachts-Geschenke.

Praktische der Neuzeit angemessene Zeugrollen (Mangeln oder Mangen) in allen Sorten von ℳ 35 an, Wäsche-Wringmaschinen, und für jede Kindergrösse verstellbare Kinderpulte empfiehlt die Fabrik von

H. Albers, *Hannover, Schraderstr. 11.*

(Illustr. Prospecte gratis.)

Glasey-Nachtli...

unübertroffen seit 180.. präm., darunt. silb. M.. Nürnberg „für vollkom.. führung d. Fabrikate".. Bezieh. sind in jede.. seren Geschäfte vor.. Vor Nachnahm. wird ge..

„Hühneraugen-Tod"

von *Aug. Siegel, Genthin* (Schutzm. v. 8./3. 83). Kl. Kruke 1 M. nach allen Ländern der Erde franco! [2701]

Nur Erfolg wird bezahlt.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jungmann, J., S. J., Aesthetik.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, in zwei Bänden. Mit vier Illustrationen. gr. 8°. (XXXIV u. 1014 S.) *M.* 12; geb. in Original-Einband, Halbleder mit Goldtitel *M.* 15.

Praktischer Führer zur Erlernung der

Perspektive

für Maler, Architekten, Ingenieure, Lithographen, Xylographen und alle Zeichner zum Selbstunterricht und für höhere Schulen geeignet von **B. Söllner.** — Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Das komplete Werk, 2 Bände solid in Pappe gebunden, Mark 14.— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der Auszug in Pappe gebunden mit 5 lithogr. Blättern M. 2.—. Einzelne Blätter zum Aufkleben, in beliebiger Wahl, 5 Stück M. 2.—.

Dieses Werk, welches auf 27 Vorlageblättern (Lithographie und Lichtdruck in Folio, 37><23 cm.) in 200 Figuren den Gegenstand gründlich behandelt, bietet ein ganz vorzügliches Lehrmaterial. Der Text, 190 Seiten in g oss Oktav, ist besonders gebunden, was die Benützung sehr bequem macht. Ausserdem ist eine ausführliche Anweisung zum Malen in Aquarell und in Oel mit sorgfältiger Beschreibung des Materials (56 Seiten), sowie eine Terminologie (20 S.) beigefügt.

Wer sich nicht der Kunst widmet und nur jene Kenntnisse erstrebt, welche zum richtigen Zeichnen unerlässlich sind, findet alle unbedingt nöthigen Anweisungen in einem Auszug mit 8 Bogen Text und 5 lithogr. Blättern.

Es lohnt sich für jede Familie bei meinen billigen Preisen

Spielwaaren

direkt aus **Nürnberg** zu beziehen.

Reich illustrirtes **Preisbuch** mit ca. 7000 Nummern wird gratis und franco versandt.

Präm. Nürnbg. 1879.	**Carl Quehl,** Spielwaaren-Fabrik, **Nürnberg.** Erstes u. renommirtestes Specialitätengeschäft, besteht seit 1852. Der kleinste Auftrag wird sorgfältig erledigt.	Präm. Nürnbg. 1882.

Damen

erhalten gegen 1 Franc Postanweisung nebst Angabe ihres Alters, Haar, Auge und Gesichtsfarbe vollst. Anweisung betr. Kostüm u. Toilette. Adr. **Embla; Vincennes, Paris.**

H. H. Pissel & Proff. Erste, älteste u. größte deutsche Velocipedfabrik **Dortmund** liefern alle Arten Zwei- u. Dreiräder, Zubehör- u. Rohtheile. Preisl. frco. [2401]

Anlehensloose.

Preisliste gratis. [2252]
Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Von Aquarien, Terrarien, Fontainen, Felsen, Fischen, Reptilien, Pflanzen, Laubfrosch- und Wetterhäusern, Bienenzuchtgeräten vers. illustr. Preisliste gratis. **M. Siebeneck, Mannheim.**

Schaumweinfabrik von

Philipp Gutberlet

in **Frankfurt a/Main.**

Carte blanche .	per 1/1 Flasche	M. 1. 75.
Carte noire . .	„ 1/1 „	„ 2. —.
Fleur de Sillery	„ 1/1 „	„ 2. 50.
Carte d'or . .	„ 1/1 „	„ 3. —.

Frei ab Frankfurt a/Main in Kisten von 6—50/1 Flaschen. Grossisten stehen Spezialofferten zur Verfügung. [2438]

Steinbaukasten,

echte **Richter'sche,** sind in allen feineren Spielwarenhandlungen des In- und Auslandes vorrätig.

Zauber- u. **Nebelbilderapparat** für Private u. öffentl. Vorstellung, sowie höchst interessan Weihnachtsgeschenke, z. B. **Zauberkasten, Laterne-magica, La terne-magicabilder,** alles mit genau Gebrauchsanweisung, Preisbücher fr. g **Wilhelm Bethge, Magdeburg.**

GRIECHISCHE · WEINE

1 Kiste,
12 Flaschen in 12
vorzüglichen Sorten
Claret, herbe und süss,
FLASCHEN UND KISTE FREI,
versendet zu

19 Mark

das erste u. älteste Importhaus griechischer Weine in Deutschland.

J. F. MENZER

RITTER DES KGL. GRIECH. ERLÖSERORDENS

NECKARGEMÜND

Soeben erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständig in 25 Lieferungen à 30 kr. = 60 Pf.

Von der Ostsee bis zum Nordcap.

Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen von Ferdinand Krauß. Mit zahlreichen prächtigen Illustrationen.
Verlag von Rainer Hosch
Neutitschein, Wien und Leipzig.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe

aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt,

direct aus der Fabrik zu beziehen.

Abgabe von einzelnen Kleidern zu Fabrikpreisen

direct an Private.

V. E. & K.   V. E. & K.

Wir garantiren, dass unsere sämmtlichen Fabrikate [2311]

aus absolut reiner Seide in echtestem Schwarz ohne jede Farbbeschwerung in eigener Fabrik hergestellt werden.

Alle unsere Seidenstoffe sind in Folge dessen sehr solide, die meisten fast unverwüstlich.

Wir empfehlen ausserdem:

Weisse und crêmefarbige seidene Kleiderstoffe für Brautkleider

in reicher Auswahl zu billigsten Fabrikpreisen. — Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-Collection an:

Die Seidenwaaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld.

Permanente Ausstellung

von Neuheiten auf hauswirthschaftlichem Gebiete.
KARL HIRSCH & Co. BERLIN W.
Leipziger Strasse 2.

Doublette auf Hasen. Von C. Sellmer.

Das Geheimnis des Hulks.

Eine Erzählung aus den ersten Jahren nach der Entdeckung der kalifornischen Goldfelder von

Balduin Möllhausen.

1.

Die Bai von San Franzisko dehnte sich glatt wie ein Spiegel aus, aber wie ein kalter Spiegel, der unter einem warmen Hauch erblindete. Er strahlte den eintönig grau verhangenen Himmel zurück, welcher noch vor Einbruch der Nacht Regen verhieß. Die das gewaltige Hafenbecken einrahmenden malerischen Höhenzüge, namentlich der Monte Diablo, hatten sich in einen Dunstschleier gehüllt. Wie aus Zinkplatten geschnitten hoben sie sich von dem düsteren Hintergrunde ab. Kleine Segler kreuzten träge vor matter Brise in der Ferne. Dampfer, zwischen der Stadt und den Kolonien auf der anderen Seite der Bai vermittelnd, zogen ihre geraden Linien. In der Entfernung einer englischen Meile ankerte eine Vereinigte Staaten-Kriegskorvette. Neben den breiten hölzernen Werftgerüsten und Quais lagen zahlreiche Kauffahrer. Seltsam kontrastierten zu den vollgetakelten Schiffen mehrere Hulks [1]), welche nur noch die unteren, jedes Tauwerks baren Masten aufzuweisen hatten. Abseits verankert und mit dem verwitterten Anstrich erinnerten sie an heruntergekommene Strolche, die in der Gesellschaft ehrlicher Leute sich unbehaglich fühlen. Fahrzeuge waren es, welche bald nach Entdeckung der Goldfelder reich befrachtet einliefen, um ebensoschnell von der nach gleißenden Schätzen lüsternen Bemannung verlassen und demnächst bei dem gänzlichen Mangel an dienstwilligen Händen dem Vermodern preisgegeben zu werden.

Die Feierabendstunde des langen Sommertages hatte geschlagen. Gruppenweise entfernten die Arbeiter sich von den Schiffen und Werften, um den im Schweiße des Angesichts erworbenen Gewinn branntweinduftenden Schenken und fluchgefüllten Spielhöllen zuzutragen. Aus aller Herren Länder waren sie zusammengewürfelt; doch ob Weiß, Gelb, Braun oder Schwarz die verwitterten und verwilderten Physiognomien charakterisierte: in ihren Neigungen unterschieden sie sich wenig voneinander. Des einen Erscheinung erweckte nicht mehr Vertrauen als die des anderen; dem jungen Burschen steckten Messer und Pistole so lose im Gurt, wie dem im Laster ergrauten Sünder. Um so mehr mußte es befremden, daß ein einzelnes Mädchen mit ruhigen, zuversichtlichen Bewegungen von der Stadt her mitten zwischen den häßlich geräuschvollen Gruppen hindurchschritt und auf dem äußersten Rande des Quais, soweit Warenanhäufungen nicht hinderten, seinen Weg fortsetzte. Noch erstaunlicher erschien, daß die rohen Gesellen die junge Person nicht nur mit den ihnen sonst so geläufigen unziemlichen Reden verschonten, sondern ihr auch mit einer gewissen Ehrerbietung auswichen. Wohl heftete der eine und der andere einen verlangenden Blick auf die dunkeln exotischen Augen, beinahe das einzige, was die um Haupt und Schultern geschlungene Mantilla, eine Art Schleiertuch, von ihrem Antlitz frei ließ; weiter reichten die Zudringlichkeiten indessen nicht. Es war ersichtlich, die junge Fremde sahen sie nicht zum erstenmal; man achtete ihr Vertrauen, mochte auch wohl beeinflußt werden durch die trotzig selbstbewußte Haltung, welche im Einklang stand mit ihrem geschmeidigen und doch kräftigen Körperbau.

Die Leute waren hinter ihr zurückgeblieben und eine kurze Strecke verfolgte sie noch ihren Weg, als sie eine Stelle erreichte, auf welcher eine Treppe zum Wasser niederführte. Die letzten Schritte that sie zögernd, und finster runzelte sie die sich beinahe berührenden starken schwarzen Brauen, indem ihre Blicke denen eines hünenhaft gebauten jungen Seemannes begegneten, welcher, neben der Treppe stehend, sie mit seinen ehrlichen blauen Augen bewundernd anstarrte. Doch schon in der nächsten Sekunde kehrte ihre Entschlossenheit zurück. Hart an ihm vorbeistreifend, der höflich Raum gab, stieg sie die schmalen Stufen hinunter. Dort lag eine Jolle vor ihr. Bevor sie die Kette löste, durch welche das kleine Fahrzeug mit dem nächsten Tragebalken vereinigt war, stellte sie den gefüllten Korb, der bisher ihren Arm beschwerte, auf die Vorderbank, worauf sie eifrig an der Kette zu nesteln begann. Doch so sehr sie sich mühte, es gelang ihr nicht, den Haken, welcher ganz durch die ihn haltende Schake hindurchgeglitten war, zurückzuziehen. In dem Bewußtsein, von dem oben stehenden jungen Manne überwacht zu werden, wuchs ihre Ungeduld. Um sich freier zu bewegen, riß sie das Tuch von ihrem Haupte und es in die Jolle werfend zerrte sie von neuem ungestüm an dem eingeklemmten Eisen. Dabei schoß das Blut in ihre samtweichen bräunlichen Wangen, und die schwellenden Lippen preßte sie zwischen die Zähne, als hätte sie dieselben für das kleine Mißgeschick verantwortlich machen wollen. Und tiefer noch röteten sich ihre Wangen, als sie das Geräusch vernahm, mit welchem der junge Seemann zu ihr niederstieg und eine

---

1) Schiffsrumpf.

Stufe oberhalb derjenigen, auf welcher sie kniete, stehen blieb.

„Mit Ihrer Erlaubnis möchte ich die Kette lösen,“ redete er sie freundlich an, sich etwas unbeholfen der englischen Sprache bedienend, „räumen Sie mir Ihre Stelle ein, 's ist im Umsehen gemacht.“

Schweigend, ohne aufzuschauen, erhob sich das Mädchen und trat so weit zurück, wie die Breite der Treppe es erlaubte. Der Fremde packte unterdessen die Kette, schüttelte sie einigemal heftig, infolgedessen der Haken ohne Mühe seiner Haft entzogen werden konnte.

„Mit Gewalt richtet man in solchen Fällen nichts aus,“ bemerkte er zutraulich lachend, indem er dem schönen Mädchen den Haken darreichte und die Jolle dicht an die Treppe heranzog. „Mit 'ner verwirrten Kette ist's wie mit manchen Menschen: schmeichelt man ihr, wird sie willig und geschmeidig.“

„Gracias,“ antwortete die junge Mexikanerin grollend und den einen Fuß auf den Rand des Bootes stellend schwang sie sich gewandt hinein. Fast gleichzeitig ergriff sie die beiden Ruder, und dieselben mit großer Sicherheit handhabend, trieb sie die Jolle von dannen.

Solange sie in seinem Gesichtskreise, blickte der offenbar lichteren Kreisen entsprossene junge Seemann ihr mürrisch nach. Es geschah ja nicht zum erstenmal, daß er ihr begegnete, und jetzt, da die ersehnte Gelegenheit zu einem flüchtigen Verkehr mit der wunderbaren Erscheinung sich bot, mußte er eine herbe Abweisung über sich ergehen lassen. Und ein freundlicheres Wort, als das eines frostigen Dankes, glaubte er für seine Gefälligkeit verdient zu haben. Auch jetzt noch saß sie auf der Ruderbank, als wäre seine Dienstfertigkeit mehr eine Beleidigung für sie gewesen. Bald den rechten, bald den linken Riemen betrachtete sie nachlässig, indem dieselben geräuschlos in die Fluten tauchten und leise plätschernd wieder zum Vorschein kamen. Nach der Treppe sah sie mit unverkennbarer Absichtlichkeit kein einziges Mal hinüber.

„In der steckt etwas von einem Dämon,“ meinte der junge Mann endlich in Gedanken, als die Jolle um das nächste Schiff herumschoß, und gemächlich stieg er nach oben.

Dort galt sein nächster Blick abermals der rätselhaften Fremden. Dieselbe war zur Zeit so weit gelangt, daß er über das Schiff hinweg zu unterscheiden vermochte, wie sie in nächster Richtung auf einen der von Gott und der Welt verlassenen Hulks zuruderte. Dieser Umstand erhöhte seine Teilnahme, und nicht eher ging er von dannen, als bis er sich überzeugt hatte, daß sie neben dem Hulk anlegte, mit dem Korbe am Arm auf einer Fallreepstreppe denselben erstieg und hinter der Brüstung verschwand.

„In der steckt etwas von einem Dämon,“ wiederholte er, und weiter wandelte er, die Hände in die Taschen seiner Beinkleider gezwängt und der kurzen Thonpfeife lustige Rauchwölkchen entlockend, wie jemand, der keine andere Aufgabe kennt, als seine Zeit völlig planlos und so bequem wie nur immer möglich zu verbringen. Zuweilen blieb er auch stehen, um dieses oder jenes Fahrzeug etwas aufmerksamer zu betrachten oder die Wachstuchmütze weiter nach dem blond und buschig behaarten Hinterkopf hinaufzuschieben und die heiße Stirn der sich allmählich etwas verstärkenden Brise preiszugeben. Um die einzelnen ihm Begegnenden kümmerte er sich ebensowenig wie um die sich nunmehr schneller verdichtende Atmosphäre, oder die Möven, welche in größeren Scharen vom Meere hereinkamen.

Seine Blicke hafteten wieder auf einem besonders schön gebauten Vollschiff. Heller leuchtete es dabei in seinem hübschen Antlitz auf, und über seinen noch jugendlich weichen, rötlich blonden Vollbart strich er, wie ein Feinschmecker, der sich angesichts eines Lieblingsgerichtes befindet und noch zweifelt, ob er zugreifen soll. Er war so vertieft in seine Träumereien, daß ihm das Geräusch schneller Schritte entging, mit welchen ein Mann in etwas gewählterem, hellem Sommeranzuge sich ihm näherte. Erst als derselbe ihn vertraulich auf die Schulter schlug, fuhr er herum, zugleich sah er in ein hageres Yankeegesicht mit langem, spitzen Kinnbart und listigen grauen Augen, welche ihn gutmütig verschmitzt angrinsten. Ueber seine eigenen wettergebräunten Züge eilte ein freundlicher Ausdruck des Erkennens, und dem vor ihm Stehenden die Hand reichend, rief er aus:

„Hallo, Filbert, was in aller Welt führt Sie um diese Zeit hier heraus?“

Und in demselben heiteren Tone antwortete dieser:

„Hallo, Lehnhard, was in der Hölle Namen führt Sie selber hierher? Bei Gott, Mann, ich hab' Sie beobachtet seit 'ner halben Stunde — hatte nämlich Geschäfte abzuwickeln da drüben — und ich müßte an meinem eigenen gesunden Menschenverstande zweifeln, hätten ein Paar schwarze Mädchenaugen es Ihnen nicht angethan.“

Lehnhard lachte sorglos und fügte hinzu:

„Als ob's eine Schande wäre, sich an schönen Augen zu ergötzen,“ und langsam setzte er sich an des Gefährten Seite wieder in Bewegung.

„Wer redet von Schande?“ hieß es mit einem neuen verschmitzten Grinsen zurück; „aber warnen möchte ich Sie als guter Freund, mit den Weibern hier zu Lande, namentlich mit den Mexikanerinnen, vorsichtig zu Werke zu gehen, oder bevor Sie sich dessen versehen, fühlen Sie sechs Zoll kaltes Eisen zwischen den Rippen; und der ‚Schwarzen Margarita‘ traue der Teufel.“

„So kennen Sie das Mädchen?“ fragte Lehnhard lebhafter, als er vielleicht beabsichtigte.

„Ich weiß nur, daß sie ‚Schwarze Margarita‘ heißt und bis jetzt keiner rechtes Glück bei ihr hatte; im Gegenteil, jeder geht ihr gern aus dem Wege. In ihren Augen soll's liegen, wie in denen eines Panthers, dessen Samthandschuhe giftige Krallen verbergen.“

„Was mag sie auf dem Hulk da drüben suchen?“

„Da wohnt sie. Man redet davon, daß sie den Menschen aus dem Wege zu sein wünscht. Kein Wunder: wer mit Giftblicken und bösen Worten um sich wirft, kann nicht erwarten, daß die Leute ihm mit großen Gefälligkeiten begegnen. Zum Henker mit ihr; ich möchte nicht an dessen Stelle sein, der um sie herum

karessiert. Ein schönes Schiff da. Ich müßte mich arg täuschen, hätten Sie es nicht wie jemand betrachtet, der eine gute Heuer sucht."

„Nun ja, das Schiff gefällt mir, aber mit der Heuer eilt's nicht."

„Weil die ‚Schwarze Margarita' Ihnen besser gefällt," versetzte Filbert lachend, während er den jungen Mann eigentümlich lauernd von der Seite betrachtete.

„Könnte wohl sein," gab Lehnhard zu, „um mich aber zu halten, müßten die Verhältnisse doch etwas anders liegen. Ich bleibe, solange es mir gefällt, und will ich weiter, brauche ich nicht lange nach einer Heuer zu suchen. Hier und da desertiert ja noch immer ein verblendeter Steuermann."

„Auch darin rate ich zur Vorsicht, und ich bin lange genug im Lande, um das beurteilen zu können. Die Schiffe, die auf hier fahren, sind nicht immer die besten, von den Kapitänen nicht zu reden."

„Ich bin kein Neuling in solchen Dingen."

„Auch der erfahrenste Fuchs gerät zuweilen ins Eisen," meinte Filbert wohlwollend, und nachdenklich reckte er seinen Yankeebart aus, „doch gleichviel, vier Augen sehen mehr als zwei, und da bin ich gern erbötig, Ihnen ratend zur Seite zu stehen, wenn Sie Ernst mit dem Aufbruch machen. Erinnern Sie sich nur zur rechten Zeit, daß Sie in mir einen aufrichtigen Freund gewonnen haben, den es nicht verdrießt, bevor Sie sich verpflichten, einige Erkundigungen für Sie einzuziehen. Doch das nebenbei. Als ich Sie aus der Ferne erkannte, trieb's mich Ihnen nach, um Sie auf heute abend zu einem guten Trunk im Mansionhouse einzuladen. Solange meine Frau noch auf dem Lande weilt, bin ich mehr mein freier Herr. Später hat's mit den lustigen Abenden sein Ende," und das verschmitzte Grinsen verstärkte sich zu einem herzlichen Lachen.

Lehnhard erklärte sich bereit, der Einladung Folge zu leisten, fügte indessen hinzu, daß er eine bestimmte Zusage nicht erteilen könne, als Filbert, dessen scharfe Blicke über die Bai hinschweiften, eines Bootes ansichtig wurde, welches sich eben von der Korvette getrennt hatte und auf die Stadt zuglitt. Kaum aber entdeckte er die kleine rote Flagge, welche an etwas längerem Stock von dessen Stern flatterte, als eine gewisse Unruhe sich in seinen Zügen ausprägte.

„Sie gehen wohl noch weiter?" fragte er anscheinend gleichmütig, fuhr aber alsbald fort: „nun ja, ich verdenk's Ihnen nicht, wenn Sie nach dem heißen Tage Kühlung am Wasser suchen. Meine Zeit ist dagegen abgelaufen. Hab' noch einige Geschäftsgänge vor, bin aber vor Ablauf zweier Stunden auf der verabredeten Stelle." Er sah nach der Uhr, und wie erschrocken über den Stand der Zeit verabschiedete er sich mit einem freundschaftlichen Händedruck in Begleitung eines aufrichtig klingenden: „Auf Wiedersehen."

Während er darauf mit schnellen Schritten der Stadt zueilte, setzte Lehnhard seinen Weg auf dem leeren Quai fort. Auch seine Aufmerksamkeit hatte sich nunmehr dem von sechs Matrosen geruderten Boot zugekehrt, und einer natürlichen Regung der Neugierde nachgebend, blieb er neben der nächsten Landungstreppe stehen, um daselbst dessen Ankunft zu erwarten. Etwas später legte es an, und die Treppe herauf kamen zwei Deckoffiziere. Oben eingetroffen, kehrte der ältere sich dem das Steuer führenden Bootsmann zu.

„An Bord zurück. Nachts zwei Uhr wieder hier," befahl er.

„Aye, Aye, Herr," lautete die dienstliche Antwort, und mit gemäßigter Eile glitt das Boot wieder nach dem Hafenbecken hinauf.

Indem die Offiziere sich der Stadt zuwendeten, wurden sie Lehnhards ansichtig.

„Bei Gott, Mann," rief der ältere ihm freundschaftlich zu und in seinen Zügen offenbarte sich unzweideutige Bewunderung beim Anblick der prächtigen Seemannsgestalt, „ich will des Henkers sein, wenn Ihr nicht feiert und nach einer guten Heuer auslugt."

„Das thue ich freilich," gab Lehnhard gelassen zu, „allein heut und morgen noch nicht. Will mich zuvor ein wenig in der Stadt umsehen. Auch paßt mir nicht jede Gelegenheit."

„Ein vernünftiger Grundsatz," erklärte der Offizier, mit dem Gefährten einen flüchtigen Blick des Einverständnisses wechselnd. „Betrachtet die Stadt nach Herzenslust, und ist der letzte Cent in Eurer Tasche zum Teufel, so erinnert Euch, daß da drüben" — und er wies auf die Korvette — „ein gutes Handgeld zu erheben ist. Unter der Sternen- und Streifenflagge ist noch nie eine herzhafte Hand verhungert."

„Ich liebe meine Freiheit," erwiderte Lehnhard gedehnt, „und arbeite lieber nach dem Takte eines fixen Gesanges, als nach 'ner schrillen Bootsmannspfeife."

„Weil Ihr bisher noch nie an Bord eines Kriegsschiffes Euch mit zehn Dutzend Maats in eine Arbeit teiltet, die ein einzig Dutzend bequem fertig schafft," versetzte der Offizier im Davonschreiten über die Schulter, und leiser zu dem Gefährten: „Ein verdammter dickköpfiger Deutscher; aber Mark in den Knochen. Mit fünfzig Dollars wäre er nicht zu hoch bezahlt. Wir werden überhaupt unsere Not haben, die Lücken wieder auszufüllen, welche durch die Deserteure gerissen wurden."

„Lagen wir von Anfang an so weit draußen, sollte ihnen das Desertieren weniger leicht geworden sein," spann der andere das Gespräch gleichmütig weiter.

Lehnhard sah ihnen spöttisch lächelnd nach.

„Auf vier Jahre mit Kopf und Kragen verkaufen, das fehlte mir gerade," sprach er vor sich hin; damit war die ganze Begegnung vergessen. In entgegengesetzter Richtung weiterschreitend, achtete er wenigstens nicht der beiden Offiziere, welche sich nach der Stadt zu entfernten. Er bemerkte daher auch nicht, daß, bevor sie die ersten Häuser erreichten, ein Mann in rotem Flanellhemde, langen Kniestiefeln und grauem Schlapphut sich ihnen zugesellte. Mit dem Bowiemesser und dem Revolver im Gurt, vor allem mit der schwarzbärtigen, wetterzerrissenen Physiognomie erinnerte derselbe an jene unheimlichen Desparados, deren Heimat abwechselnd die Goldminen und die Spielhöllen, bis sie endlich mit durchschossenem Kopf in einem verschütteten Graben oder mit zugeschnürter Kehle an einem Baumast ihr Ende finden. Trotzdem wurde er von

den beiden Offizieren wie ein Bekannter begrüßt und sogleich in ein lebhaftes Gespräch gezogen. Dasselbe betraf augenscheinlich den deutschen Seemann, welcher kurz zuvor ihre Aufmerksamkeit erregte; denn als sie die nächste Straße erreichten, wo sie unter den ab- und zugehenden Menschen mehr verschwanden, trat hinter einer Hausecke hervor derselbe sommerlich hell bekleidete Yankee zu ihnen, der es so gut verstanden hatte, sich Lehnhards, wenn auch nur oberflächliches, Vertrauen zu erwerben. Alle vier spähten nunmehr diesem nach, ohne daß dadurch ihre eifrige Unterhaltung ins Stocken geraten wäre. Erst als sie inne wurden, daß Lehnhard ebenfalls seine Bewegungen einstellte und, durch die ersten vereinzelten Regentropfen gemahnt, seine Blicke über die Bai hinschweifen ließ, deren Oberfläche sich vor der landwärts wehenden schärferen Brise kräuselte und verdunkelte, bogen sie hastig in die Straße ein, wo sie seinem Gesichtskreise sich entzogen.

Der Monte Diablo war unterdessen verschwunden, ein sicheres Zeichen, daß binnen kurzer Frist ein schwerer Regen sich über die Hügelstadt ergoß. Rückwärts schauend berechnete Lehnhard die Entfernung bis zu seinem Quartier. Die letzten an der Werftstraße sich hinziehenden Häuser und damit die ein notdürftiges Obdach gewährenden Schenken lagen eine erhebliche Strecke hinter ihm. Nur noch Bretterhütten erhoben sich hier und da, manche bewohnt, andere leer und verschlossen, und wieder andere in Klumpen zusammengefallen. Einen überaus trostlosen Anblick boten die elenden, zu vorübergehendem Aufenthalt errichteten Baracken inmitten der jeglicher Vegetation entbehrenden unwegsamen Umgebung. Nur die auf dem äußersten Ende vereinsamt gelegene war mit Bohnen- und Kürbisgerank umzogen, sogar mit einer Art Vordach versehen, erträglich geeignet, gegen Sonne und Regen zu schützen.

Ohne Säumen lenkte Lehnhard seine Schritte hinüber, auf dem Wege dahin mit wachsender Teilnahme das bescheidene Heimwesen betrachtend, dessen Aeußeres von des Bewohners Sinn für Ordnung und Sauberkeit zeugte. Einen kleinen Gemüsegarten unterschied er sogar allmählich hinter der Hütte, und endlich das durch die offene Thür ins Freie dringende schnurrende Geräusch, mit welchem eine Nähmaschine unter kundigen Händen ihre pünktliche Arbeit verrichtete.

Seine Bewegungen beschleunigend, war Lehnhard kaum unter das Vordach getreten, als schwere Tropfen auf die hohl dröhnenden Bretter niederrasselten. Fast gleichzeitig verstummte das Schnurren. An dessen Stelle ertönte der unregelmäßige Fall eines wuchtigen und eines leicht auftretenden Fußes, und in der Thür erschien der Bewohner und Eigentümer.

Eine breitschulterige aber hagere Gestalt war es, deren durch ein farbiges Kattunhemd hindurchschwellende Muskeln wie die klobigen Fäuste als ein Hohn auf das friedliche Gewerbe eines Schneiders gelten konnten. Im Einklange mit dem sehnigen Körper stand ein rotbraunes, verwittertes und von etwa dreiundfünfzig Jahren gefurchtes Antlitz, unter dessen rasiertem Kinn hindurch ein weißgemischter, struppiger, brauner Bart, einer Halsfräse ähnlich, von einem Ohr zum anderen lief. Der Farbe des Bartes entsprach das dünne schlichte Haar, welches unter einem abgetragenen Strohhut ein wenig hervorragte, entsprachen die hellbraunen Augen, in denen ebensoviel List wie Gutmütigkeit, in erster Reihe aber ein hoher Grad trotzigen Selbstgefühls sich bemerklich machten. An der Art des Sitzens seiner Bekleidung erkannte man auch in ihm auf den ersten Blick einen gedienten Seemann; zugleich erhielt man Aufschluß über die Ursache, welcher zuzuschreiben, daß er seinem ursprünglichen Gewerbe vielleicht vor der Zeit entsagte. Sein rechtes Bein war nämlich im Knie verkrümmt, so daß nur dessen Fußspitze den Erdboden berührte, er daher beim Gehen eines Krückstockes sich bedienen mußte.

Den Gruß des fremden jungen Deutschen beantwortete er durch einen grimmig argwöhnischen Blick, fügte aber, nachdem er ihn etwas aufmerksamer betrachtet hatte, in eigentümlich wohlwollend rasselndem Tone hinzu:

„Wenn's innerhalb einer und 'ner halben Minute nicht Flaggenleinen vom Himmel herunter regnet, will ich zugeben, 'nen verschimmelten Schiffszwieback nicht mehr von 'ner Boje unterscheiden zu können, und da magst du von Glück reden, noch gerade zur rechten Zeit hier angelaufen zu sein." Er ergriff Lehnhards Hand mit der Gewalt eines Schraubstocks und fuhr munter fort: „Alles, was vom blauen Wasser hereinkommt, und der Galgenschwengel steht ihm nicht auf dem Gallion geschrieben, heiße ich herzlich willkommen, und dreimal, wenn's einer aus der alten Heimat. Verdammt! 'ne Lust soll's mir sein, ein ordentliches Garn mit jemand zu spinnen, der mich versteht, wenn ich die alten Zeiten überhole und die Gedanken dabei ihren Kurs dahin nehmen, wo man die ersten Kinderschuhe austrat; dazu wird einem nämlich in diesem queren Goldlande nicht oft Gelegenheit geboten — bei Gott, Maat, das nenn' ich 'nen gehörigen Regen; aber je heftiger, um so schneller geht ihm der Atem aus, und ich müßte nicht so manchen Sommer in Frisco [1]) zugebracht haben, um mich aufs Wetter hier herum nicht zu verstehen. Doch tritt näher, Maat. Was zu einem steifen Grog erforderlich, ist im Ueberfluß da drinnen sicher verstaut; auch Hartbrot und Käse, und mehr gebraucht's nicht, das Herz zu erwärmen."

Bevor Lehnhard eine Antwort zu erteilen vermochte, hinkte er eilfertig in die Hütte hinein, wohin jener, sichtbar ergötzt durch das polternde Wesen des redseligen alten Burschen, ihm ohne Säumen nachfolgte.

Der Raum, in welchem sie nunmehr sich befanden, zeigte eine Einrichtung, welche ebenso lebhaft an das Innere eines Zeltes, wie an die Matrosenlogis auf größeren Kauffahrern erinnerte. Jeder kleinste Winkel hatte seine gute Verwendung gefunden, und obwohl die wunderlichsten Gegenstände in noch wunderlicherer Ordnung sich aneinander reihten, herrschte doch überall die peinlichste seemännische Sauberkeit. Da sah man zunächst die Nähmaschine unterhalb des einzigen kleinen Giebelfensters und auf und neben derselben Berge geblümten Kattuns, der zu Vorhängen verarbeitet wer-

[1]) Landesübliche Abkürzung von San Franzisko.

den sollte. Ferner einen Tisch mit Kreuzbeinen und zwei Schemel. Eine alte Schiffskiste nahm selbstverständlich den Ehrenplatz ein, und oberhalb derselben war die aus Segeltuch angefertigte Hängematte befestigt. Ein roh gezimmertes Vorratsspindchen stand neben dem als Küche dienenden Kamin. An den Bretterwänden hingen Kleidungsstücke, Entermesser, Pistolen, Harpunen, eine Musketon mit einer Mündung, in welche beinahe ein Kinderkopf hineinpaßte, und zahlreiche andere Dinge, die man bei einem oberflächlichen Hinblick nicht gleich zu entziffern vermochte, kurz, das Ganze trug das Gepräge eines überfüllten Hamsterbaues, in welchem immerhin noch ein Körnlein Platz findet.

Trotz der Schwerfälligkeit seiner Bewegungen bedurfte der alte Teer nur weniger Minuten, um sich und seinen Gast komfortabel einzurichten, wie er es nannte; dann saßen sie nahe der Thür, so daß sie den niederströmenden Regen zu beobachten vermochten, zwischen sich eine umgestürzte, leere Theekiste, welche alles trug, wozu Lehnhard eingeladen worden war.

2.

„So," erklärte der alte Teer, nachdem er mit kundigen Händen in zwei Blechtassen einen kalten Grog gemischt hatte, an welchem gewöhnliche Sterbliche vielleicht erstickt wären, „meinen Tagelohn habe ich an dem Gangspill da hinten verdient, trotz der geriebensten Nähmamsell, und da hindert mich nichts, den Abend auf meine eigene Art zu verbringen. Feierst du länger, ist's hoffentlich nicht das letzte Mal gewesen, daß du hier beilegtest."

„Mögen noch Wochen vergehen, bevor ich losmache," antwortete Lehnhard sorglos und bereitwillig auf die charakteristische Redeweise eingehend, „fall' ich Ihnen nicht lästig, nehm' ich gern öfter meinen Kurs auf hier."

„Gut Glück zu uns beiden," versetzte der Alte befriedigt, Lehnhard die eine Tasse zuschiebend und mit der anderen gegen dieselbe klappend, „legen in der Fremde zwei Landsleute sich seitlängs voneinander, sollen sie ein Fest draus machen. Denn mit dem Wiedersehen hat's seinen Haken, nachdem der eine hierhin und der andere dorthin abgedriftet."

„Gut Glück zu Ihnen besonders," entgegnete Lehnhard, seine Tasse in gleicher Höhe mit den Lippen haltend, „auch schönen Dank für Ihren herzigen Willkomm. Lehnhard heiß' ich, Fritz Lehnhard — damit kein Unbekannter Ihnen Bescheid thut — Norddeutschland ist meine Heimat und ehrlicher Leute Kind bin ich ebenfalls."

Sie tranken. Der Alte fuhr mit der Rückseite der knochigen Faust über seine Lippen, reckte mit drei Fingern die Bartfräse aus, und einen grimmig listigen Blick in Lehnhards Augen senkend, fragte er bedachtsam:

„Also eine befahrene Hand?"

„Wenn neun Jahre schweren Dienstes zur See überhaupt einen befahrenen Mann und Steuermann obenein schaffen können," hieß es zurück. „Bin freilich noch jung — kaum sechsundzwanzig Jahre zähl' ich — ging aber schon mit dem siebzehnten an Bord, da sammelt sich die Fahrzeit. Bin seit einer Woche ein freier Mann — hab mich nämlich mit meinem Kapitän drum geeinigt — und gedenke mir die Welt ein wenig von allen Seiten anzusehen."

„Um schließlich heimzukehren und ein seßhafter Mann zu werden?"

„Wer will das vorher bestimmen? Vorläufig hänge ich am Salzwasser wie's Kupfer am Schiffsboden, ich meine, daß ich nur mit Gewalt davon abgebracht werden kann. Und heimkehren? Hallo! Was soll ich da, wo keiner mehr lebt, der viel nach mir fragt? Meine paar tausend Thaler drüben laufen mir nicht fort."

„Gerade so redete ich einst selber," erklärte der Alte, „aber das ändert sich mit den Jahren. Heimat bleibt Heimat, und je länger in der Fremde, um so klarer wird's, daß der Fetzen Erde, wo man an Mutterns Schürze die Beine stellen lernte, sein gutes Anrecht an einen hat, und wäre zehnmal der letzte über Bord, der sich noch um einen hätte kümmern mögen. Verdammt, Maat, die Menschen allein thun's nicht, und zum Zeitvertreib hab' ich mich hier nicht festgelegt wie 'n verrosteter Anker im Binnenhafen mit einem Faden Schlamm überm Kopf. Aber da fahre jemand, wenn ihm das Kielholz aus den Fugen gegangen und das Geld fehlt, um als Passagier an Bord zu gehen. Bei Gott, Maat, und da ist noch ein ander Ding: Hier in Frisco verdien' ich eine Kleinigkeit mehr, als das tägliche Brot; in der Heimat dagegen hätte der verkrüppelte Jan Maat höchstens in einem Spittel sein Unterkommen gefunden, wollte er seinem Geburtsort nicht als Landarmer zur Last fallen. Und was gilt überhaupt ein wracker Seemann? Nicht mehr — o, noch weniger, als 'ne verrottete Handspeiche, mit der man noch den Ofen heizen und 'nen Tropfen Wasser zum Grog aufwärmen mag. Je älter und steifer im Dienst geworden, um so kleiner das Mitleid. Und doch erlebten die armen Jungens an manchem Tage mehr Not und Gefahr, als die meisten anderen Menschen bis ins hohe Alter hinein. Freilich sieht ihnen keiner mehr an, was hinter ihnen liegt, wenn sie gichtbrüchig über die Straßen schlingern und ihr Hungerbrot nagen, während Reeder und Kapitäne — gilt's auch nicht von allen — auf ihren Geldsäcken sich wälzen und dem Jan Maat die Monatsheuer immer noch um 'ne Kleinigkeit heruntersetzen. Doch das weißt du besser zur Zeit, als ich's sagen kann; nur so viel rate ich dir, ob zu Wasser oder zu Land: strecke deine Beine nicht unter eines Fremden Tisch aus, solange noch ein deutscher in Sicht. Zum Henker damit. Eigentlich heiße ich Peter Strapp, ein feiner Name; ist indessen lange her, seitdem ich regulär so gerufen wurde. Nämlich die Leute hier herum braiten mich von Anbeginn ‚Dutch Devil' und so ist's geblieben, weil sich's von einem auf den andern vererbte. Denn hier in Frisco geht's zu wie in einem Bienennest: ein und aus fliegt alles, und lange bleibt keiner auf derselben Stelle sitzen."

„Ein wunderlicher Name: ‚Deutscher Teufel'", meinte Lehnhard gutmütig lachend, „muß aber seine

Ursach haben, wenn ein ehrlicher Christenmensch so genannt wird."

„Klar, wie eine richtige Längen- und Breitenberechnung," erwiderte Strapp selbstzufrieden; „ich war nämlich von jeher eine widerhaarige Natur, und jedem, der mein Fahrwasser allzu dicht kreuzte, wies ich die Zähne; dieweilen aber der Teufel hinkt, sagten sie, ich möchte wohl in der Hölle zu Hause gehören. Mit dem Knie hat's indessen noch seine besondere Bewandtnis."

Bei den letzten Worten runzelte Strapp die buschigen Brauen tief, und seinen braungebrannten Kalkstummel frisch füllend, fuhr er fort:

„Ja, Maat, eine besondere Bewandtnis. Giere ein wenig leewärts und luge in der Richtung nach dem goldenen Thor aus. Da vermerkst du einen alten Hulk. Wie ein Gespenst erscheint er hinter der Regenwand. Hernach, wenn's aufklarte, gemahnt's an 'ne Kaffeemühle ohne Handgriff. Manches Jahr hat er auf derselben Stelle so dagelegen, und wie lange dauert's, bis er endlich auseinanderfällt und mit einer gehörigen Rattenbesatzung nach unten geht. Armes Gestell; heut gibt kein Mensch fünf Dollars dafür, denn die Zeit ist zu kostbar hier zu Lande, um sie auf den Abbruch zu verwenden. Und doch war's einstmalen eine Kraft, die ihresgleichen suchte. Von wegen der Schnelligkeit will ich's nicht behaupten; aber dem Steuer gehorchte sie, wie ein Dorfschlingel dem Küster, nachdem ihm vorher das Fell gegerbt worden, und wenn richtig bedient, hielt sie einen Kurs, daß die Sonne am Himmel von ihr hätte lernen können. Ja, Maat, das muß ich wissen, der ich wohl an die tausend Wachen und mehr ihr Steuerrad drehte und zugleich mit dem Kompaß liebäugelte. Verdammt! Das vermorschte Wrack, das jetzt daliegt, wie 'n abgespeckter Potwal, hab' ich gesehen da unten am Kap Horn, — kennst ja die Gegend — daß es mit Seen, die jede andere Kraft zerknackt hätten, wie du eine taube Nuß zwischen den Zähnen, umsprang, als wären es ebensoviele Daunenkissen gewesen. Keine Reedertochter hätte zierlicher über die naßgeregnete Straße trippeln können, als die ‚Aurora' da drüben von Kamm zu Kamm, von Trog zu Trog glitt und den Schaum, wie 'ne frisch gestärkte Halskrause, um ihren Bug legte, anstatt viel Wasser über Deck zu nehmen. Verdammt! Das war ihre letzte Fahrt, aber auch die meinige. Ausrangiert sind wir beide, um 's letzte Ende abzuwarten. Einer wird den andern wohl nicht lange überleben. Denn eine Art Verwandtschaft besteht zwischen uns von wegen der gemeinschaftlich durchwetterten Böen, und als ich den Kiel hier für meine Koje streckte, da nahm ich Bedacht, daß ich hier von der Hausthür aus die ‚Aurora' jederzeit nach Herzenslust betrachten könnte. Dann ist mir jedesmal, als möchte der spake Hulk mich ebenfalls begrüßen und zu mir reden von den alten Zeiten. In früheren Jahren ruderte ich mich zuweilen hinüber, namentlich nachtens, wenn der Mond leuchtete und das Rheuma in meinem Knie bohrte, daß mir 's Schlafen verging. War ich aber erst an Bord, dann kam allsogleich ein anderes Leben in meine alten Knochen. Mit der Laterne ging ich von Deck zu Deck bis hinunter in den Ballastraum, und da meint' ich, daß aus jedem schwarzen Winkel ein alter Maat mich lustig angrinste, mir zunickte und flüsterte, und ob's nur Ratten gewesen, die ihr Wesen trieben, schauderte mir doch die Haut.

„Denn das laß dir gesagt sein, Maat, auf solchen Hulks gehen die Geister aller Gestorbenen um, die je im Leben eine Handreichung an Bord leisteten. So kann ich drauf schwören, daß ich bei meinem letzten Besuch den Kapitän der ‚Aurora' deutlich im Zwischendeck ausmachte. Es flimmerte mir ordentlich vor den Augen, sag' ich dir, so jagte der Schreck mir das Blut durch die Adern; und wie Zähneknirschen klang's — Ratten waren's freilich, die um das Gespenst herumhuschten, — daß mir die Lust verging, jemals wieder nachtens an Bord zu gehen. Nein, Maat, ich laß mir's nicht ausreden, daß der Kapitän an den Hulk gebannt ist, und die arme Seele nicht eher zur Ruhe gelangt, als bis die ‚Aurora' sich unten in den Schlamm bettet, und das dauert hoffentlich noch manches Jahr. Denn der Kapitän war einer der verruchten Sorte, die in Gemeinschaft mit Reedern und Agenten den Matrosen das Blut unter den Nägeln hervorsaugt, um sich daran zu mästen. In jedem Bissen fauligen Salzfleisches und lebendigen Zwiebacks, den wir mit Ekel über die Zähne stauten, wurden wir bestohlen, dieweilen bei der Verproviantierung verdorbene Lebensmittel eingelegt und für die Kommission, der 's Prüfen oblag, 'ne Schicht brauchbarer drüber hingedeckt worden. Da war's nicht zum Erstaunen, wenn die Burschen widerwillig an die Arbeit gingen und eine rechte Feindschaft gegen den Kapitän sich ausbrütete. Und so kam's, daß wir eines Tages insgesamt den Dienst verweigerten. Das Aergste hatten wir nicht im Sinn; nur zwingen wollten wir den Hund, uns besser zu verpflegen. Und genießbare Ware befand sich an Bord, das wußten wir; aber die sollte in Frisco ihren guten Preis bringen. Da gab denn ein böses Wort das andere; den Kapitän packte die Wut, und viermal feuerte er mit seiner Drehpistole auf uns; bevor er aber zum fünftenmal zielte, flog er selber über Bord. Hör' ihn jetzt noch in meinen Träumen schreien wie damals, als er um sein elendes Leben jammerte. Und verdient hatte er sein Loos hundertfach; denn der eine Maat lag erschossen da. Mitten durchs Herz hatte er ihm die Kugel gejagt, und mit einer anderen mein Knie zerschmettert, obwohl ich selber der letzte gewesen wäre, die Hand an ihn zu legen.

„Ja, er heulte und jammerte wie nichts Gutes; doch die halbverhungerten, skorbutkranken, wütigen Maats kannten kein Erbarmen mehr mit jemand, der so lange selber kein Erbarmen bewiesen hatte. Mit beiden Fäusten hielt er sich an der Regeling, als wären sie festgeschmiedet gewesen; aber es half ihm nichts. Ein Englischer, 'ne giftige Natur, sprang zu und zog ihm 's Kappmesser über die Handgelenke, dann erstickte sein letzter Schrei im Wasser. Daher kommt's, daß das Gespenst — ich sah's deutlich — mit gespreizten kralligen Fingern auf dem Hulk umherschwankt.

„Also geschah's, sechs Tage bevor wir durchs ‚Goldene Thor' hier einliefen. Einen großen Schrecken hatten wir alle; handelte es sich doch um Kopf und Kragen, und da galt's, das beste davon zu machen.

Der Steuermann brachte die ‚Aurora‘ glücklich herein, wofür ihm das Leben zugesichert wurde, und zwar so, daß wir abends da drüben die Anker fallen ließen; so lautete nämlich die Abrede. Als dann folgenden Tags die Hafenwache an Bord des stillen Schiffes kam, fand sie mich mit dem verschwollenen Knie hilflos in meiner Koje, den Steuermann dagegen in der Kajüte. Hände und Füße hatten sie ihm zusammengeschnürt, wie 'nem Hammel, der zum Schlachten hergerichtet ist. Von der Mannschaft entdeckte man keine Spur. Die war über Nacht an Land gegangen und mochte den nächsten Kurs auf die Minen gehalten haben. Da nur wenig Geld in des Kapitäns Verwahr gefunden wurde, glaubte man, daß die Leute alles mit fortgenommen hätten. Ich mein' indessen, daß sie in ihrer Not, fortzukommen, die Hand nicht einmal auf so viel gelegt haben, wie die rückständige Heuer betrug. Von Jagdmachen war damals keine große Rede; Telegraphen gab's noch nicht, und die vom Gericht mochten denken: Eine Kieljagd ist 'ne lange Jagd, und Zeit ist mehr wert als Geld. So vermute ich denn, daß sie glücklich durchschlupften, ich hörte wenigstens nie wieder von ihnen. Wer weiß, ob überhaupt noch einer von ihnen lebt; denn hier in Kalifornien ist's wie auf dem Weltmeer: Wer über Bord geht, ist in den meisten Fällen verschollen und vergessen. Und herzige Maats waren drunter; fiel ihnen aber Meuterei zur Last, so waren sie mit niederträchtiger Gewalt dazu gedrängt worden.

„Auf das Zeugnis des Steuermanns, der meine Unschuld beschwor, wurde ich ins Spital gebracht, und als ich sechs Wochen später geheißen wurde, meiner Wege zu ziehen, da ging ich mit 'nem verkrümmten Knie und so viel Geld in der Tasche, daß ich zwei Wochen davon hätte leben können. Die Notspieren, ich meine richtige Krücken, rechne ich nicht, denn daran hätte sich der Teufel selber die Zähne ausgebissen. Ohne Geld und wrack obenein ist aber eine schlimme Sache in 'nem Lande, wo mans Gold mit Schaufeln aus der Erde holt; dieser Gedanke ging mir Tag und Nacht im Kopf herum, und viel fehlte nicht, daß ich in meiner Sorge an Bord der vom Schicksal kondemnierten ‚Aurora‘ gegangen wäre, um sie anzubohren und in meinen Sarg umzuwandeln. Doch ich behielt den Kopf oben, und leid ist mir's bis zu dieser Stunde nicht geworden. Hm, wie das Reden die Zunge dörrt,“ verfiel der Alte in einen heiteren Ton, und mit festem Griff umklammerte die klobige Faust die Blechtasse; „nochmals ein herziges ‚Gut Glück‘ zu dir, Maat. Bist du erst wieder flott und weit von hier und du gedenkst des ‚Dutch Devils‘, so thu's mit 'ner ordentlichen Freundschaft.“

„Schönen Dank, Maat,“ hieß es fröhlich zurück, während die Tassen sich mit unmelodischem Klappern trafen, „vor allem werde ich gedenken, daß ich auf dem anderen Ende der Welt jemand begegnete, der ein richtiges Heimatsgefühl in mir wachrief.“

Sie tranken. Anstatt indessen seine Mitteilungen alsbald wieder aufzunehmen, sah Strapp nachdenklich, sogar finster nach dem nunmehr wieder deutlich hervortretenden Hulk hinüber. Lehnhard beobachtete ihn mit einer Regung herzlicher Teilnahme, scheute aber, seinen Ideengang zu stören. So verstrichen Minuten, während Strapp die Rauchwolken aus seinem Kalkstummel dichter und schneller aufeinander folgen ließ. Plötzlich schüttelte er sich, wie ein dem Wasser entstiegener Neufundländer, und die Hand nach dem Monte Diablo hinüberschwingend, bemerkte er sorglos:

„Wie ich's vorhersagte! Mit dem Regen ist's nicht viel geworden, 'ne richtige Squall bringt Wasser, aber sie hält sich nicht lange auf. Der Monte Diablo hat den Dunstrock abgeworfen, und meine Nähhaspel verwette ich gegen einen Knoten Schiemannsgarn, daß die Sonne ihm noch 'nen feinen Gruß zuschickt, bevor sie zur Koje geht.“

Lehnhard antwortete nicht, sondern ließ die Blicke über die Bai hinschweifen. Es hatte in der That zu regnen aufgehört. Die kleine Baracke triefte noch, dagegen war vor derselben die Nässe von dem staubigen Erdboden aufgesogen worden. Statt der bisherigen Hitze lagerte erquickende Kühle in der Atmosphäre. Oberhalb der Bai baute sich ein Regenbogen auf. Lehnhard mochte des seltsamen Mädchens mit dem finsteren Blick gedenken, denn sich Strapp zukehrend fragte er träumerisch:

„Die Hulks sind wohl noch bewohnt?“

Strapp schaute ernster.

„Bewohnt und auch wieder nicht,“ antwortete er wie mit Widerstreben. „Gespenster und Ratten gehen auf allen um, vornehmlich auf der ‚Aurora‘, nebenbei — verdammt, das sind lange Geschichten und nicht für jedermann. Das hängt nämlich mit meinem verkrüppelten Knie zusammen“ — er brach ab und neigte den Kopf aus der Thür. Nachdem er einen scharfen Blick über die Werftstraße hingesandt hatte, richtete er sich mit unterdrücktem behaglichen Lachen wieder auf, ohne indessen ein neues Gespräch zu eröffnen. Lehnhard, ungünstiger sitzend, vermochte von seinem Schemel aus nur um den Thürpfosten herumzuspähen, gerade weit genug, um zu entdecken, daß in mäßiger Entfernung eine einzelne Gestalt sich schnellen Schrittes der Hütte näherte. Obwohl ein weiter Rock von gefirnißtem Linnen, wie solche bei nassem Wetter unter Seeleuten gebräuchlich, sie bis zu den Knieen herunter verhüllte und ein sogenannter Südwester von demselben Stoff ihr Haupt bedeckte, erkannte er doch auf der Stelle die junge Mexikanerin, mit welcher er zur Feierabendstunde vergeblich in Verkehr zu treten suchte. Da Strapp schwieg und sichtbar mit freundlicher Spannung der Ankunft des Mädchens entgegensah, hielt auch er mit einer ihm auf den Lippen schwebenden Bemerkung zurück. Es erfüllte ihn der dumpfe Wunsch, zu erfahren, welchen Eindruck das neue unerwartete Zusammentreffen auf die junge Mexikanerin ausüben würde.

Indem diese sich der Hütte schräg von der Seite näherte, wurde sie nur des alten „Dutch Devil“ ansichtig. Da aber dessen Gespräch mit seinem Gast zur Zeit stockte, vermutete sie selbstverständlich, ihn nach gewohnter Weise allein zu finden, eine Täuschung, welche Lehnhard gleichsam unwillkürlich so weit wie möglich auszudehnen trachtete und daher vermied, sich dem Schutze des Thürpfostens zu entziehen. Endlich unterschied er flinke Schritte, welche indessen alsbald durch Strapps heisere Stimme übertönt wurden.

„Hallo, Margarita!“ rief er mit scharf hervorklingendem Wohlwollen aus, „hätt's kaum geglaubt, daß du heut noch in Sicht kommen würdest von wegen der Feuchtigkeit. Aber du bist ein herzhaftes Frauenzimmer — bei Gott! der soll noch geboren werden, der dich einmal müßig fände, und regnete es Schiffsbolzen und Marlspiker vom Himmel herunter.“

„Hab' gebacken heut früh', Vater Strapp, da bring' ich Brot, solange es noch frisch ist,“ antwortete eine etwas tiefe, wohlklingende Stimme eigentümlich ruhig, jedoch nicht unfreundlich, „und Regen meinst du? Der dringt mir bis auf die Haut. Fände er seinen Weg bis ins Blut hinein, wär's ein Segen. Santa Maria! da möchte er beschwichtigend wirken.“ — Die letzten Worte sprach sie mit einer gewissen Herbigkeit, verstummte aber jäh, als sie, vor die Thür hintretend, Lehnhard entdeckte und wieder erkannte. Ihr nächster Blick galt Strapp. Wie bitterer Vorwurf lugte es aus ihren schwarzen Diamantaugen. Indem sie ihre Bemerkung im Geiste wiederholte, schoß flammende Glut in ihre Wangen, als hätte sie gefürchtet, zu viel vor einem Fremden offenbart zu haben.

Lehnhard hatte sich zum Gruß erhoben. Kaum merklich neigte Margarita ihr Haupt, und über ihn hinwegsehend fuhr sie, um dadurch den Eindruck ihrer Worte zu verwischen, seltsam hastig fort:

„Zur Stadt war ich ebenfalls, um mancherlei einzukaufen. Es vergeht mir die Lust, über die Straße zu schreiten. Was sehen die Leute an mir, daß sie auf mich hinstarren, wie auf ein wildes Tier?“ und unter ihren dichten schwarzen Brauen hervor zuckte ein Blitz auf Lehnhard, der sie in der That wie ein Weltwunder betrachtete.

„Laß die Menschen starren, solange sie lustig sind,“ beschwichtigte Strapp, welcher die Ursache von des Mädchens Verdruß leicht genug erriet, „solange dir keiner auf die Füße tritt, bringt's keinen Nachteil —“

„Ich würde mir zu helfen wissen,“ warf Margarita mit geringschätzigem Achselzucken ein.

„Recht so, Frauenzimmer,“ pflichtete Strapp bei, „aber du machst zu viel von allem, wie der Schiffsjunge, der nach der ersten Fahrt bei Muttern beilegt. Jetzt sei munter. Bist ein fixes Ding, und das frische Brot soll mir eine rechte Herzstärkung sein. Doch sieh her, der da ist ein Landsmann von mir, und wer dem einen freundlichen Blick und ein gutes Wort schenkt, der verdient sich auch meinen Dank, als wär's an mich selber gerichtet.“

Wie einem strengen Befehl gehorchend, reichte Margarita dem jungen Manne die Hand; aber es geschah mit der maschinenhaften Ausdruckslosigkeit eines künstlich belebten Gebildes. In sein frisches, ehrliches Antlitz sah sie zwar, jedoch so kalt und gleichgültig, daß Lehnhard den Mut zu einer freundlichen Anrede verlor. Dann trat sie zwischen den beiden Männern hindurch in das überfüllte Gemach, und ihren Korb auf die Erde stellend, ordnete sie die mitgebrachten Vorräte auf der Schiffskiste. Mehrfach redete Strapp sie noch an; ihre Antworten waren indessen so kurz und wenig zutreffend, daß er es bald aufgab, sie in ein Gespräch zu ziehen. Lehnhard wagte noch weniger, seine Stimme zu erheben. Er war eben dem vollen Zauber unterworfen, welcher von der kräftigen und geschmeidigen Gestalt ausströmte, deren Anmut trotz des häßlichen Ueberwurfs, selbst in den unscheinbarsten Bewegungen die Sinne fesselnd, sich bemerklich machte. Andererseits wirkte einschüchternd auf ihn ein das Bewußtsein, durch seine Anwesenheit ihre Stimmung zu beeinträchtigen, in ihrem Verkehr mit seinem Gastfreunde ihrer Zunge gewissermaßen eine Fessel anzulegen. Wohl trieb es ihn, sich von einem Orte zu entfernen, wo man ihn unzweideutig als Störenfried betrachtete, und doch gewann er es nicht über sich. Er meinte, sich nicht satt sehen zu können an dem schönen bräunlichen Antlitz, auf welchem der strenge, abweisende Ausdruck ihm wie eine Mahnung an böse Geheimnisse erschien.

Endlich erhob Margarita sich wieder. Strapps Einladung, sich niederzulassen und ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, lehnte sie frostig ab; aber leidenschaftlich flackerte es in ihrem Antlitz auf, als Lehnhard sich zum Gehen anschickte.

„Ich möchte nicht stören,“ suchte er seine Bewegung zu entschuldigen.

Margarita zuckte die Achseln. Ihre Nasenflügel dehnten sich. Einen bösen Blick senkte sie in des jungen Mannes Augen, indem sie geringschätzig bemerkte:

„Mich stört nie ein Mensch. Was ich mit Strapp rede, kann jeder hören. Ich komme und gehe, wie es mir beliebt. Leisten Sie dem alten Gentleman in seiner Einsamkeit noch etwas Gesellschaft, so ist das dankenswert. Mir selber mangelt heute die Zeit.“

Sie nahm den leeren Korb, reichte Strapp, der unentschlossen dreinschaute, die Hand zum Abschied, flüchtig neigte sie das Haupt zu Lehnhard hinüber und in aufrechter Haltung schritt sie aus der Thür.

Schweigend sahen die beiden Männer ihr nach. In ihren Zügen offenbarte sich eine gewisse Verlegenheit. Erst nach einer längeren Pause bemerkte Lehnhard träumerisch:

„So weit hätte ich es nicht sollen kommen lassen. Entfernte ich mich früher, wäre sie wohl bei Ihnen geblieben. Einen wirklichen Haß hat sie auf mich geworfen, und doch verbrach ich nichts Aergeres, als daß ich ihr mehrfach begegnete und einmal beim Flottmachen ihrer Jolle ein wenig Handreichung leistete.“

„Also schon früher begegnet?“ fragte Strapp mürrisch.

„Das letzte Mal, kurz bevor ich hier eintraf.“

„Verdammt, das mag freilich nicht nach ihrem Sinn gewesen sein; denn die Margarita ist unberechenbar, wie die Nebel auf den Neufundlandbänken, und in ihrer Natur liegt's, daß sie Fremde mit bösen Augen und spitzen Worten traktiert. Von ihrer Mutter erbte sie's, und die hat viel zu leiden gehabt von der Niedertracht der Menschen, und am meisten von dem, der ihr ein richtiger Schutz hätte sein sollen. Doch es ist kein Wind so konträr, daß er nicht wenigstens Einem Gutes brächte, und so gereicht die Wildheit der Margarita ebenfalls nicht zum Schaden. Wär's anders, möcht's dem einsamen Frauenzimmer weniger leicht werden, sich des Mannsvolkes zu erwehren, welches täglich seinen Weg kreuzt, und das ist keins von der besten

Sorte. Aber setz dich, Maat" — und selbst Platz nehmend, begann Strapp einen neuen Trunk herzustellen — „hat unsere Munterkeit 'ne Kleinigkeit Havarie erlitten, wollen wir versuchen, sie wieder in glattes Fahrwasser zu lotsen. Eine feine Kraft bleibt die Margarita trotz alledem; und ich wiederhol's, an ihr selber liegt's am wenigsten, wenn sie einhergeht, als möchte sie sich mit allen Menschen von Grund aus verfeinden. Wer nicht viel lachen sieht, verlernt's Lachen schließlich selber; doch ob Grimm in ihren Augen funkelt, ihr Blut sich aufbäumt, wie die Seen beim Herumspringen der Bö: in ihrem Herzen wohnt so viel Rechtschaffenheit, Dankbarkeit und Lust, die eigene Ruhe für andere dranzugeben, daß ein halb Dutzend von ihrer Sorte sich drin teilen könnte, und keine käme zu kurz. Denn ich kenne die Margarita so genau, wie mein eigen ehrlich Gallion im Rasierspiegel; wie echte getreue Kameraden halten wir zu einander, und reden wir nicht viel über alte Zeiten, so brauchen wir nur uns gegenseitig ins Angesicht zu schauen, um an alles gemahnt zu werden. Doch hier, Maat," und er schob Lehnhard die eine Tasse zu, während er die andere feierlich emporhob, „gut Glück zu dem Mädchen, auf daß die kommenden Jahre ihm mehr Freude bringen, als die neunzehn, zwanzig, die hinter ihm liegen."

„Darauf aus vollem Herzen," erwiderte Lehnhard, und die Blechgefäße rasselten abermals gegeneinander, „und aufrichtig mein ich's; denn weit, wie ich in der Welt herumgekommen bin: bisher begegnete ich Keiner, die mir größere Achtung und Bewunderung schon beim ersten Anblick abnötigte. Scheu flößte sie mir sogar ein, daß ich ängstlich zu meinen Worten sah."

Nach einem kräftigen Zuge stellten sie die Tassen zurück, und mit seinem listigsten Augenblinzeln bemerkte Peter Strapp: „Das behauptete schon mancher; und die Margarita verdient's, bei Gott. Ist sie doch gebaut wie eine Lustyacht, aufgetakelt so stolz wie eine Fregatte, und flink und beweglich wie ein amerikanischer Klipper, und die suchen ihresgleichen. Ich sage dir, Maat, eine Kraft No. 1 A, die trotz des finsteren Blickes geschaffen, einem jungen Burschen den Verstand kieloberst zu drehen. Und bei dem Mangel an ehrbaren Frauenzimmern hier könnte sie unter den Reichsten und Vornehmsten in Frisco auswählen; allein bevor die sich dazu bequemte, mit einem Manne zusammengesplißt zu werden, müßte die ganze Welt samt allen Gewässern elendiglich zu Grunde gehen. Hat doch schon einer seit Jahren vergeblich um sie gefreit, und zwar ein Mann, der für sehr reich verschrieen, mag sonst nicht viel hinter ihm sein, daß ich ihn dem Mädchen nicht gönne. Sie ist nämlich allen Mannsleuten gram von Grund der Seele, und wenn sie eben abdriftete, anstatt nach alter Gewohnheit ein schwermütiges Garn mit mir abzuspinnen, so geschah's — ich will's nur eingestehen — weil sie einen Fremden hier vorfand. Das nimm dir indessen nicht weiter zu Herzen; Weiber bleiben Weiber, und auf daß ich selber nicht um meinen Zeitvertreib komme, wollen wir beide eine vernünftige Rede abhaspeln; bist ja ein Bursche, der sich nicht zu scheuen braucht, um Mitternacht durch die Straßen von Frisco zu wandern, wenn's wirklich spät werden sollte. Nebenbei ist mir daran gelegen, daß du nicht unfreundlich über das Mädchen denkst, und so will ich dich ein wenig mit seiner Vergangenheit vertraut machen. Bei einem Landsmann und 'nem Jan Maat obendrein ist alles gut genug aufgehoben."

Hier rückte Strapp einigemale hin und her, wie um seinen Körper auf dem Schemel gehörig festzustauen, und in Lehnhards Antlitz rege Spannung entdeckend, hub er redselig an: „Wie ich sagte, Maat," und er schwang die Faust abermals nach der Bai hinüber, „die Sonne bietet dem Monte Diablo wirklich eine ruhig zu schlafende Nacht. Noch eine halbe Stunde, und es ist so dunkel, wie es unter einem aufklarenden Mondhimmel nur werden kann. Das ist eben die richtige Zeit, alte Erlebnisse überzuholen und mit Andacht von allen Seiten zu bereden. Ich vermerkte also vorhin, daß ich auf Krücken von dem Spital losmachte. In den ersten Tagen bugsierte ich mich so leidlich durch. Hier und da fand ich Jungens vom Metier, die 'nem unglücklichen Maat gern von dem Ihrigen mitteilten; allein um fortan ein Bettelleben zu führen, hätte ich aus anderem Holz gezimmert sein müssen. Auch grämte es mich über die Maßen, wenn ich die anderen beobachtete, wie sie nach der Musik einer Treckschuite — ich meine nämlich eine Ziehharmonika — im Sailor Boi den Erdboden stampften, während ich selber in meinem Winkel nicht mehr war, als ein Gangspill ohne Handspeichen. Und so sehnte ich mich ordentlich nach Arbeit; aber wo und wie sollte ich die finden? Der gute Wille war indessen da, und so kreuzte ich eines Morgens früh Straße auf, Straße ab, ohne daß mir eine gute Erfindung vor dwars kommen wollte. Schließlich nahm ich meinen Kurs den breiten Werftweg hinunter — damals standen meist lumpige Baracken an Stelle der mächtigen Bauwerke — um dies oder jenes Schiff, das eben segelfertig machte, zum eigenen Herzeleid mit großer Schwermut zu betrachten. Verdammt, noch heut', wenn ich an die traurige Stunde gedenke, will mir's feucht in die Augen dringen. Mit dem elendesten Kajütjungen hätte ich getauscht und noch 'n halb Dutzend Lebensjahre draufgegeben. Noch nicht an die Notspieren gewöhnt, wurde mir das Gehen doppelt schwer, daß ich bald nach 'ner Gelegenheit zum Beilegen auslugte. Da fielen meine Augen denn auf ein einzeln stehendes Bretterhaus und 'ne Bank vor demselben. Im Sturm genügt jeder Hafen, dacht' ich, zumalen die Thür weit offen stand, und vermutend, daß der Bewohner mir gerne ein Stündchen Rast gönnen würde, drehte ich bei. Nachdem ich einigemal vergeblich in die Thür hineingebrait hatte, ließ ich mich auf die Bank nieder, und da saß ich denn so gemächlich wie ein spackes Fischerdreibord auf dem Ententeich.

„Ja, gemächlich! Aber des Teufels will ich sein, wenn mir das Herz nicht blutete, wie die Speigaten, nachdem eine Sturzsee über Deck gegangen. Ich fragte mich nämlich, ob das da vor mir wirklich die fixe ‚Aurora' sei. War doch nichts mehr von ihr übrig geblieben, als der Hulk, wie du ihn jetzt siehst. Das ganze laufende und stehende Gut bis auf die Untermasten hatte der Teufel innerhalb der sechs Wochen geholt. Was

nur losgebrochen werden konnte, war über Seite geschafft worden. Ich mein', das Kupfer unter dem Schiffsboden hätte man nicht verschont, wär's nicht unter Wasser gewesen. Die Hölle über jeden, der seine verruchte Hand an die armselige ‚Aurora' legte. Zum Henker damit; geändert konnte es nicht mehr werden. Aber auf den jämmerlichen Rumpf starrte ich, bis meine Augen blind wurden vor Sprühwasser und arge Gedanken mir durch den Kopf fuhren. Denn was sollte ich hilfloses Wrackholz noch auf der Welt, dachte ich, wo ich nur noch gut genug, mit Füßen getreten zu werden. Ja, Maat, ich sag dir's, blind und taub war ich geworden in meiner Schwermut, daß ich erschrocken auffuhr, als ich plötzlich in meiner Nähe schnelle Schritte unterschied."

Hier neigte Strapp sein Haupt. Wie das eben Erzählte sich vergegenwärtigend, stierte er vor sich nieder. Die in der rechten Hand befindliche Pfeife war erloschen. Mit der linken marterte er nachdenklich seine Bartfräse. Es rief den Eindruck hervor, als hätte es ihm widerstrebt, andere ihm vorschwebende Bilder zu schildern.

3.

Erst nach einer längeren Pause, während welcher Lehnhard ihn teilnahmsvoll überwachte, richtete Strapp sich wieder empor, und seinen Gast fest anschauend, fragte er grimmig:

„Und was meinst du, was ich sah? Aber woher solltest du das erraten? Verdammt! Noch heute sträubt sich mein Haar, wenn ich daran gedenke. Eine Frau stürmte nämlich an mir vorbei in das Haus hinein, eine junge Frau, so schön, wie ein Frühlingsmorgen in den Passaten, aber bleich, wie der leibhaftige Tod, und in ihren großen, schwarzen Augen so viel Angst und Verzweiflung, wie ich nie vorher oder nachher an einem einzelnen Menschen ausmachte. Auf ihren Armen trug sie ein dreijähriges Mädchen von wunderbarer Schönheit, nämlich die Margarita, und auch die in ihrer Kindesunschuld nahm sich aus, als wäre ein Gifthauch über sie hingefahren. Ein fürchterliches Unglück mußte hinter beiden liegen, das war klar; denn die kleinen Händchen wie die großen waren blutig, und auf ihren Gesichtern und Kleidern gewahrte ich Blutflecken, die noch nicht lange getrocknet sein konnten.

„Bei Gott, Maat, dies alles erfaßte ich mit einem kurzen Blick; denn vor mir vorüber flog die Frau, als hätte ein Hurrican sie davon gefegt, und bevor ich nach dem ersten Schreck wieder Herr meiner selbst wurde, hörte ich, daß Pein und Qual ihr die Stimme zurückgaben. Zu seufzen begann sie, zu stöhnen und zu wimmern, daß ich fürchtete, sie liege im Ersticken, und die Jungfrau Maria rief sie an und alle Heiligen, die je an einem Rosenkranz abgezählt wurden, daß sie ihr beistehen möchten und Fürbitte einlegen für ihr unschuldig Töchterchen.

„Von jeher baute ich fester auf die eigenen Kräfte und 'ne gesunde Selbsthilfe, als auf irgend eine andere, und ich fuhr nicht schlechter dabei. Damals aber hätte ich mit in das Klagen einstimmen mögen, so packte mich die Not der armen Frau. Denn ich konnte nur glauben, daß ihr Kind vielleicht unter einen Lastkarren geraten sei oder sonstwie Havarie erlitten habe, von wegen des Blutes und des verstörten Dreinschauens. Ich fürchtete mich ordentlich, die Wahrheit zu hören, und so dauerte es eine gute Weile, bevor ich mich entschloß, hineinzugehen und mit guten tröstlichen Worten meine Hilfe anzubieten. Denn was konnte das Zaudern helfen? Ich nahm also meine Notspieren, und mich leise aufstützend, schlich ich in die Thür. Und abermals sank mir der Mut, denn was ich sah, das war zum Steinerbarmen. Auf der Erde lag die Frau, vor sich das Kind, und ihr Angesicht auf dessen kleinen Schoß bergend, wand sie sich, als wäre sie von Krämpfen befallen gewesen. Sie hörte nichts, sah nichts, fühlte nichts. Sie gewahrte nicht, daß ich auf der Schwelle stand, fühlte nicht, wie das Kind mit den blutigen Händchen in ihrem mächtigen schwarzen Haar wühlte und jämmerlich nach seiner Mutter rief. Sobald die Kleine aber mich in Sicht bekam, mochten meine Krücken ihr gefährlich erscheinen; denn anfänglich betrachtete sie mich verwundert, worauf sie in lautes Schreien ausbrach. Das ging der Mutter sichtlich zu Herzen; mit beiden Armen umschlang sie ihr Kind, und auf die Füße springend, warf sie mir einen Blick zu, der wie Wetterleuchten aus schwarzem Gewölk funkelte und mich bis ins Mark hinein traf. Sie hielt mich nämlich für einen Feind; erst als sie in mir einen Mann erkannte, der noch hilfloser, als sie selbst, beruhigte sie sich einigermaßen, daß ich es über mich brachte, sie anzureden. Und ich gesteh's, bei ihrem Anblick kam mir der Gedanke, daß es doch wohl größeres Unglück geben möchte, als ein verkrüppeltes Bein.

„‚Gute Frau', sagte ich zu ihr, in recht schwermütigem Ton, um sie noch mehr zu beschwichtigen, ‚mich hat das Mitleid hierhergetrieben, und wenn ich irgendwie von Nutzen sein kann, so reden Sie frei heraus. Gern helf' ich Ihnen mit allen Kräften, und sollt' ich mein Lumpenleben drangeben müssen.'

„Da faßte sie Vertrauen zu mir. In ihrer Not schien sie sich auf etwas zu besinnen. Ich dagegen redete mit tröstlichem Bedacht weiter: ‚Sie haben Unglück erlebt, ich seh's Ihnen an. Sie oder das Kind sind verwundet, da sollten sie nicht verabsäumen, nach einem Chirurgen sich umzuthun.'

„Die junge Frau atmete tief auf, wie nach 'nem festen Schlaf. Zuerst betrachtete sie ihre eigenen Hände, dann die der Kleinen, aber mit Augen, mit welchen der Schiffer fernab auf dem Weltmeer Flammen aus dem Deck schlagen sieht. Und wiederum sann sie nach, jedoch nur ein paar Sekunden, bis ein Schauder durch ihren Körper lief. Auf einen Stuhl warf sie sich, und das Kind an sich pressend, brach sie in richtiges Weinen aus. Darauf ließ ich sie ungestört; ist's doch schlechtes Segelstellen, solange Brecher über Deck stürzen. Auch war's mir in die Kehle gefahren, wie ein Knäuel Kalfaterhanf, daß ich keinen Ton von mir zu geben vermochte. Nur so viel machte ich notdürftig aus, daß weder Mutter noch Kind leiblichen Schaden gelitten hatten.

„Wie lange die Frau weinte und schluchzte, ich

weiß es nicht, aber Erleichterung brachte es ihr; denn als sie ihr todbleiches Angesicht endlich aufrichtete, da lag auf demselben eine Ruhe, die mich schier beängstigte. An den langen Wimpern hingen wohl noch Tropfen — ich vermerkte es deutlich — aber ihre Augen waren trocken, um nie wieder einer Thräne Raum zu geben. Ich hab' sie wenigstens in den vielen langen Jahren unserer Bekanntschaft kein einzig Mal weinen sehen. So klang auch ihre Stimme ruhig, sogar hart, als sie zu mir sprach:

„‚Wenn Sie ein Christ sind und auf die ewige Seligkeit hoffen, dann gehen Sie in die Stadt hinauf' — und sie beschrieb mir die Straße und eins der niederträchtigsten Spielhäuser, in welchen je ums Mein und Dein Pistolenkugeln und Messerstiche gewechselt wurden — ‚da werden Sie in dem mittelsten Nebenzimmer hinter der großen Halle drei tote Männer finden. Zwei liegen nebeneinander, der dritte etwas abseits. Diesen schaffen Sie auf irgend eine Art hierher. Sie können nicht irren. Ein großer schöner Mann ist es mit dunkelbraunem Lockenhaar. Sein Körper ist der eines Riesen. Auch an der Wunde mögen Sie ihn erkennen. Die Kugel, die ihn hinstreckte, traf ihn oberhalb der Schläfe. Seine Bekleidung ist die eines Gentleman — doch fort jetzt, Mann, um der heiligen Jungfrau willen. Sie werden Geld gebrauchen' — und sie griff in ihre Tasche und reichte mir ein halb Dutzend Goldstücke — ‚ist mehr erforderlich, so erhalten Sie es, wenn Sie mir den Toten bringen. Scheuen Sie keine Kosten. Eilen Sie, bevor es zu spät geworden.'"

Und abermals verstummte Strapp. Den gewaltsam auf ihn einstürmenden Erinnerungen hingegeben, blickte er in die sich nunmehr schneller verdunkelnde Atmosphäre hinaus. Mit tiefer Spannung harrte Lehnhard der weiteren Enthüllungen, und doch hätte er um keinen Preis den Ideengang seines Gastfreundes zu unterbrechen gewagt. Minuten auf Minuten verrannen in Schweigen, dann aber, wie um den ihn fast überwältigenden Betrachtungen sich zu entziehen, leerte er seine Tasse in einem Zuge und weiter erzählte er, als ob gar keine Pause stattgefunden hätte:

„Ja, so redete die Frau auf mich ein; und ob ihr Angesicht einem Marbelstein ähnlich und ihre Augen die eines Geistes, so war sie doch von einer erstaunlichen Schönheit, das fiel mir trotz meiner Verwirrung jetzt doppelt auf. In ihrer Art der Sprache aber lag es, daß ich gehorchte wie ein Nigger, welchem die Peitsche um die Ohren knallt. Gern hätte ich sie um genauere Auskunft befragt, allein ich scheute ihren Blick über die Maßen. Erst nachdem ich losgemacht hatte, klarte es in meinem Kopf wieder einigermaßen auf. Ein rechter aufrichtiger Eifer erfüllte mich, daß ich ihr zu Diensten sein wollte, und an meinen Notspieren schlingerte und stampfte ich einher, daß eine holländische Kuffe hätte von mir lernen können.

„Ohne viel zu fragen peilte ich mich nach dem Spielhause durch und in die Halle hinein. Als ich aber die vielen Menschen um die langen Reihen von Tischen sah — damals wurden Karten und Würfel Tag und Nacht hantiert, und das ist jetzt etwas anders geworden — leuchtete mir ein, daß ich keine geringe Arbeit übernommen hatte. Schon allein der Anblick der Spieler — Weibsbilder waren ebenfalls drunter — mit den verzerrten Gesichtern machte mich fühlen, wie der Kambüsenjunge, der die Grütze hat anbrennen lassen. Im übrigen kümmerte sich keiner um mich; sogar auf meine Fragen hörte niemand, und da lotste ich mich, so gut es gehen wollte, zwischen Menschen und Tischen hindurch nach der Thür hinüber, hinter der ich die toten Männer vermutete. Ungehindert öffnete ich, um in den Raum auf der anderen Seite hineinzulugen. Derselbe war leer. In der Meinung, falsch gegangen zu sein, wollte ich umkehren, als ich gewahr wurde, daß der ganze Fußboden mit Blut schwamm. Wie in 'nem Schlachthause sah es aus. Ich hatte also dennoch richtigen Kurs gehalten. Vorsichtig trat ich ein, um meine Nachforschungen weiter fortzusetzen. Da öffnete sich zu meinem Schrecken die gegenüberliegende Thür, und herein kamen fünf, sechs Männer und die sahen nicht aus, als hätten sie mir viel Rede stehen mögen. Ich ermannte mich indessen und fragte den vordersten, ob er mir verraten könne, wo die Toten geblieben seien. Darauf schnaubte er mich an, und mit 'nem bedrohlichen Blick beschwor er, daß mich das nichts anginge und ich froh sein möchte, nicht selber ein toter Mann zu sein, daß ich aber bald genug einer werden könnte, und dabei zog er sein Messer aus der Scheide.

„Ich wäre nicht für mich gekommen, wendete ich unverzagt ein, denn mehr als das Leben konnte es mich nicht kosten, sondern für eine junge Frau und ihr Kind, die beide in großen Aengsten, und ich habe den Auftrag nach ihrem Ehepartner mich umzuthun.

„Und abermals sah der Kerl — sein Galgengesicht schwebt mir noch deutlich vor — mit 'nem Blick in meine Augen, der sich von seiner Messerspitze nicht viel unterschied. Er besann sich indessen und wechselte einige Worte mit seinen Kameraden, dann kehrte er sich mir wieder zu. Ich mußte ihm die Frau beschreiben und wie ich mit ihr bekannt geworden, und da sagte er mit einem giftigen Grinsen: ‚Vermelde der Frau, ihr Mann wäre begraben samt seinen Opfern. Sage, es sei das beste für ihn gewesen, denn mit den zwei Menschenleben auf dem Gewissen möchte das Vigilance-Komitee ihn noch heutigen Tages irgendwo aufgeknüpft haben. Ja, das vermelde ihr Wort für Wort, und es wird ihr den besten Trost bringen. Dir aber rate ich: Stecke deine Nase nicht in anderer Leute Angelegenheit, oder es möchte sich ereignen, daß eines guten Tages trotz deiner Krücken mehr Sonne in deine Eingeweide hineinscheint, als zu 'nem komfortablen Leben gerade notwendig.'

„Damit gab ich mich freilich gern zufrieden, und wie ich die Spielhölle angelaufen war, suchte ich auch wieder freie Fahrt zu gewinnen. Und ich gesteh's ehrlich: in dem schrecklichen Raum mit dem unheimlichen leisen Gerede und dem Klappern der Würfel und kleinen Mulden mit dickem Goldstaub und den Wiegeschalen, wo Schiffsladungen von Flüchen in der Luft schwebten, sogar der Tabaksqualm nach Blut roch, meinte ich, ersticken zu müssen, wie 'n gestrandeter Potwal. Erst auf der Straße eilte ich indessen nicht. Da standen

nämlich Leute, die ihr Geld schon drangegeben hatten oder es noch an den Mann bringen wollten, und mit denen ließ ich mich auf ein Gespräch ein. Beiläufig fragte ich dieses und jenes, auch nach dem Mord und Totschlag, der in dem Spielhause stattgefunden hatte. Da hieß es denn, daß jemand schon lange im Verdacht des falschen Spiels gestanden habe und ihm daher schärfer auf die Finger gesehen worden sei. Mitglied einer Bande gefährlicher Räuber, die sich übers ganze Land hin gegenseitig in die Hände arbeiteten, nannten sie ihn. Dieser war also, nachdem er die ganze Nacht hindurch seinen Platz an dem Spieltisch nicht verlassen und einen Goldhaufen vor sich aufgebaut hatte, dabei erwischt worden, daß er, als es sich um hohe Einsätze handelte, mit den Karten einen mißglückten Gaunerstreich ausübte. Die alsbald mit geschwungenen Messern verdeutlichte Anklage beantwortete er dadurch, daß er in blinder Wut den neben den Karten liegenden Revolver packte und, bevor ihn jemand hindern konnte, die beiden grimmigsten Gegner mit gut gezielten Schüssen niederstreckte. Sicher hätten noch mehr dran glauben müssen, wäre ihm zuvor nicht selber eine Kugel vor den Kopf geschossen worden. Mir schauderte ordentlich die Haut, als die Leute über das Ereignis mit 'ner Gemächlichkeit sprachen, wie eine Deckhand, deren Mütze über Bord gegangen. Nach ihrer Beschreibung hatte es keine fünf Minuten gedauert, bis die Leichen über Seite geschafft gewesen und an selbigem Tisch das Spiel seinen Fortgang nahm. An den anderen Tischen waren die Schüsse kaum beachtet worden; noch weniger fragte man nach Ursache und Ergebnis. War's doch nichts Neues, daß an diesem schrecklichen Ort Betrüger und Betrogene sich gegenseitig die Hälse abschnitten. Einer beschwor mir noch, daß dem Falschspieler nach Gebühr geschehen, und bedauerte nur, daß sein ganzer Gewinn in der ersten Verwirrung von dem Tisch verschwunden und mutmaßlich von seinen Gehilfen in Sicherheit gebracht worden sei. Dann beklagte er noch, daß nachdem die Toten gewohnheitsmäßig kaum in das Nebenzimmer geschleppt worden, die Frau des Falschspielers mit ihrem Kinde auf den Armen gekommen sei, um nach ihrem Manne sich umzuthun und ihn mit fortzunehmen. Sie hatte nämlich seit 'ner Woche vergeblich auf ihn gewartet, bis vor Tau und Tage jemand bei ihr anlief, und der verriet ihr, wo sie ihn zur Stunde finden möchte, worauf Gram und Angst sie nach der Spielhölle trieben. Da war sie denn auf ihr Jammern und Bitten, auch wohl um sie los zu werden von wegen der Störung, zu den Toten hineingewiesen worden. Ich denke, hätte man ihr selber ebenfalls eine Kugel durchs Herz geschossen, so wäre das weniger grausam gewesen; denn als nach 'ner Viertelstunde oder so herum jemand nach ihr sah, da lag sie wie tot seitlängs von ihrem erschossenen Manne. Den einen Arm hatte sie um ihn geschlungen, wogegen das Kind, welches seinen Vater kannte, mit den kleinen Fäusten in dem blutigen Gelock wühlte, sich an der schönen roten Farbe erfreute und ihn zu ermuntern trachtete.

„Eine solche Sicht mochte auch für die verhärtetsten Sünder zu viel gewesen sein; sie brachten wenigstens die Frau auf die Straße, wo sie sich einigermaßen ermunterte. Eine Weile blieb sie noch auf der untersten Schwellenstufe sitzen und starrte vor sich hin, daß die Vorübergehenden glaubten, sie sei vom Wahnwitz befallen gewesen; dann nahm sie ihr Töchterchen, und ohne eine Thräne oder 'nen Laut der Klage, und ohne luv- oder leewärts zu blicken eilte sie davon. —

„Ja, Maat, das war eine gräßliche Kunde, die ich übernommen hatte, und als ich mit derselben endlich wieder die Werftstraße entlang schlingerte, da war mir, als seien die beiden Notspieren plötzlich jede einen Zentner schwer geworden. Langsam, sehr langsam verfolgte ich meinen Kurs. Ich fürchtete mich, der armen Frau unter die Augen zu treten, und doch machte es sich leichter, als ich für möglich gehalten hätte. Denn kein Gallion hätte unterm Bugspriet hervor hölzerner in eine Reihe gefährlicher Brecher hineinstieren können, als sie bei meinem Erscheinen mir ins Angesicht schaute. Ich vermute, sie las in meinen Augen alles, was sie wissen wollte, zumalen ich schweigend die sechs Goldstücke neben sie auf den Tisch legte.

„‚Behalten Sie das, Sie haben es redlich verdient,‘ redete sie mich mit einer erschrecklichen Ruhe an, ‚kamen Sie zu spät, um es in meinem Sinne zu verwenden, sollen meine Hände es nicht mehr berühren.‘

„Ja, Maat, so sprach sie, und manchen starken Mann, der 'nem Wirbelsturm höhnisch in die Zähne lachte, habe ich kennen gelernt, aber keinen, der sich mit dieser Frau hätte messen können. Und es gehört schon mehr als ein guter Wille dazu, so viel zu ertragen, ohne daß der gesunde Menschenverstand über Bord geht. Und viel war's, bei Gott. Nämlich zunächst hing sie mit 'ner wahren Herzensliebe an ihrem Manne, das habe ich mir später erst zurecht gelegt. Ferner konnte ihr nicht verborgen geblieben sein, daß der Vater ihres Kindes ein großer Verbrecher geworden. Dann sah sie ihn als ein Opfer seiner Missethaten in seinem Blute schwimmen, und endlich war ihr der Trost geraubt worden, ihn auf 'nem Kirchhofe in eingesegneter Erde begraben zu wissen. Nicht einmal fragen durfte sie nach seinem Verbleib, um nicht zu erfahren, daß er wie ein Hund eingescharrt oder in den Schlamm unterhalb der Werftgerüste versenkt worden, wo schon so mancher Verschollene endigte. Dies alles ging wohl in ihrem Kopfe herum; trotzdem hatte sie ein Auge dafür, daß ich nach dem vergeblichen mühseligen Kreuzen übermüdet war. Denn sie forderte mich auf, niederzusitzen und das Kind auf den Schoß zu nehmen, um nicht behindert zu sein, mir eine Mahlzeit anzurichten. Das Kind hielt ich gern, auch vertrieb ich ihm die Zeit auf meine Art; sie dagegen redete keinen Laut. Stumm ging sie ab und zu. Ein driftendes Stück Wrackholz hätte nicht weniger Leben verraten können als sie. Und so weiß nahm sich ihr schönes Angesicht unter dem kohlschwarzen Haar aus, daß es ordentlich leuchtete; aber nicht Freude an ihrem Töchterchen, nicht Gram über ihr Leid, nicht Zorn oder Haß waren auf demselben auszumachen, und so geräuschlos regte sie sich, als wäre ein Geist durchs Zimmer geschwebt, daß ich mit 'ner wahren Andacht zu ihr aufsah.

„Trotz meines Fastens seit dem frühen Morgen

war mir der Appetit vergangen; aber ich aß, weil sie es sagte. Zugleich sorgte sie für ihr Kind. Und so saßen da drei Menschenleben bei einander, die nicht verschiedenartiger gedacht werden können: hier die Mutter und Witwe mit 'nem Herzeleid von unermeßlicher Schwere; ihr gegenüber ich selber, wegen meines Knieschadens zerfallen mit Gott und der ganzen Welt, und dazwischen ein lachend Kind, welches erst nach Jahren erfahren sollte, wie grausam das Schicksal über sein ganzes Leben entschieden hatte. Bei Gott, Maat, ich war sonst stets eine leichtfertige Natur, beweglich und wankelmütig, wie die Dünungen, die ihren Kurs halten, unbekümmert, ob sie an 'nem Riff zerschellen oder auf 'ne Sandbank auslaufen; aber an jenem Morgen lernte ich nachdenken mit rechtem Ernst, und davon ist mir etwas geblieben bis auf den heutigen Tag. So schämte ich mich vor der Frau in ihrer eisernen Mannhaftigkeit, und erbärmlich kam ich mir vor wie 'n Deckjunge, dem die Seekrankheit aufspielt, dieweilen ich von wegen meines eigenen Unglücks so verzagt gewesen. Da ist es denn nicht zum Erstaunen, wenn der ernste Manneswille und Mannesmut sich auf die Tochter vererbten, doch mein' ich, daß der erste Grund zu der Margarita finsterem Dreinschauen in der Stunde gelegt wurde, in der sie mit dem blutigen Gelock ihres Vaters spielte.

„Während ich also mich sättigte und einen bescheidenen Trunk dazu that, war die junge Witwe mit sich zu Rate gegangen, wie es wohl mit der Zukunft werden möchte. Dachte sie dabei an sich selbst, so geschah's um des Kindes willen; sie möchte sonst ein Ende mit sich gemacht haben auf die eine oder die andere Art. Denn auf ihrem Angesicht stand's geschrieben, daß ihr das Leben eine Last, sie die letzte Hoffnung auf ein wenig Sonnenschein gekappt und jählings über Bord gesendet hatte.

„‚Sie haben als ein rechtschaffener Mann und getreuer Freund an mir gehandelt,' sagte sie endlich, nachdem ich Messer und Gabel beiseite gelegt hatte, glückte es aber nicht, wie ich es erwartete, war es am wenigsten Ihre Schuld. Wollte ich Sie für Ihren guten Willen bezahlen, wär's eine Beleidigung; dagegen hindert mich nichts, Sie um eine weitere Gefälligkeit zu bitten. Ich kenne weder Ihren Namen noch Ihre Leidensgeschichte, vermute aber, daß Sie mit dem Gebrechen, welches Sie unfähig zur Arbeit macht, in Sorge um die Zukunft. Da will ich Ihnen Gelegenheit bieten, Ihre Zeit zu verwerten und jede Not fern von sich zu halten. Ich stehe jetzt mit meinem Kinde allein in der Welt, wüßte nicht, wohin ich mich wenden sollte, wenigstens vorläufig noch nicht. Wie lange wird's dauern, und dieser oder jener kommt, um mich zur Frau zu begehren, brütet wohl gar hinterlistige Anschläge gegen mich aus, wie's schon bei Lebzeiten meines Mannes geschah, daß ich oft Not hatte, mich deren zu erwehren. Da ist es denn unabweislich für mich, jemand zu besitzen, der für mich eintritt und im Falle meines Todes die kleine Waise hier in Obhut nimmt, und dazu sind Sie der rechte Mann. Ich schlage Ihnen daher vor, zu mir zu ziehen. Dort die Kammer soll Ihre Wohnung sein. Mit Ihrem Gebrechen kommt Ihnen die Ruhe zu statten und keinen wundert's, daß Sie das Obdach mit mir teilen, noch weniger kann jemand Schande darin suchen. Ich bin noch reichlich mit Geldmitteln versehen. Ob sie im Spiel erworben wurden oder auf andere Art: um meiner Tochter willen darf ich nicht danach forschen. Aber auch Sie dürfen es nicht, wenn ich Sie auffordere, mein Brot mit mir zu teilen. Sind Sie im Zweifel, so überlegen Sie sich die Angelegenheit; dabei bleiben Sie eingedenk, daß es sich allein um die Wohlfahrt meines Kindes handelt. Sie sind an Arbeit gewöhnt, daher fällt Ihnen sicher schwer, müßig zu liegen. Deshalb soll es meine Aufgabe sein, Ihnen Beschäftigung zu suchen, wie sie Ihren Kräften angemessen. Vertraut wie ich mit den hiesigen Verhältnissen bin, wird es mir gewiß gelingen.'

„Ja, so redete die Frau. Kein Wort habe ich vergessen, dieweilen ich mir alles wohl tausendmal in meinen Gedanken wiederholte. Denn ihre große Schönheit hatte es mir angethan und ihr Vertrauen, daß mein Leben mir nicht zu teuer für sie und die kleine Waise gewesen wäre. So erklärte ich ungesäumt, daß ich ihr gern zu Diensten sein wolle, wenn auch nur zur Probe. Fände sie, daß ich meine Stelle nach Gebühr ausfülle, so ließe sich weiter darüber reden.

„Damit waren wir handelseins. Noch selbigen Tages zog ich mit meiner Schiffskiste und sonstigen Kleinigkeiten bei ihr ein, und nie fanden wir eine Ursache, unser Uebereinkommen zu bereuen. Mit rechter Lust lieh ich ihr meine Hand bei den Hausarbeiten; mit rechter Lust übernahm ich meinen Anteil an der Pflege des lieben Kindes, und als sie dann endlich eine Nähmaschine für mich beschaffte und selbst nach guter Kundschaft auslugte, da vergaß ich allmählich, daß ich auf der anderen Seite der Welt nach Hause gehörte. Das einzige, was mir Sorge bereitete, war ihr grausamer Ernst. Kein Lachen kam über ihre Lippen, aber auch kein Grämen oder Klagen. Frostig schauten ihre großen Steinkohlenaugen, frostig klang ihre Stimme. Hätt' ich ihr bleiches Angesicht mit meinen Händen betastet, ich mein' ich hätt' es kalt befunden wie das einer Gestorbenen. Daher kam's, daß ich sie fürchtete wie den Geist einer Abgeschiedenen, und doch hätte ich sie betrachten mögen ohne Aufhören, Tag und Nacht.

„Wenn ich dir jetzt alles mit einer großen Ausführlichkeit berichte, als ob ich's aus einem gewissenhaft geführten Logbuch abläse und mehr berichte, als ich anfänglich willens war, so geschieht's, dieweilen während des Redens die alten Zeiten lebendig geworden sind. Da kommt nämlich die Lust von selbst, das einmal aufgenommene Garn weiter zu spinnen zur eigenen Befriedigung. Du hingegen magst alles in dein Gedächtnis verstauen wie 'ne Ware, an welche du kein Anrecht hast. Und so höre denn weiter, mein lieber Maat, und so verschwiegen wie der Mond da drüben, der mit den letzten paar Wolken bald fertig geworden sein wird, sollst auch du bleiben. Bist du erst weit von hier, hindert dich nichts, nach Herzenslust drüber zu reden, dir selber und anderen zur Lehr."

4.

„Sechs Jahre hatten wir mitsammen gelebt und Margarita war bereits ein handliches Ding geworden," fuhr Strapp wieder fort, „als Frau Lorenzo eines Tages von einem Gange nach der Stadt in großer Aufregung heimkehrte. Ich entsetzte mich, als ich ausmachte, daß zum erstenmal seit meiner Bekanntschaft mit ihr ein helles Rot sich über ihr Angesicht ausgebreitet hatte. Dabei funkelten ihre Augen im Zorn, wie die Sterne in schwarzer Winternacht. Ob sie mein Erstaunen gewahrte, weiß ich nicht, aber das Mädchen schickte sie mit einem Auftrage in die Stadt, worauf sie mich bat, ihr gegenüber an dem Tisch niederzusitzen.

„‚Strapp,' redete sie mich allsogleich an, und aus ihrer Stimme vernahm ich's, wie es in ihrer Brust gärte und arbeitete; ‚Strapp, wir müssen uns trennen.' Als sie dann meinen Schrecken erkannte, reichte sie mir die Hand, und mit rechter Sanftmut sprach sie weiter: ‚Meine Schuld ist's nicht und heut und morgen braucht's ja nicht zu geschehen, aber ich wiederhol's: mit unserem Beisammensein muß ein Ende gemacht werden. Seit lange haben die seßhaften Leute in der Nachbarschaft uns in ihre Mäuler genommen, und mit meinen eigenen Ohren hörte ich, daß sie Arges über uns reden und wohl noch Aergeres denken. Nachbarn mögen wir immerhin bleiben; seitdem ich aber so viel erfuhr, sehe ich ein, daß mein Haus zu eng für uns beide geworden. Wollte ich mich um das Gerede der Leute nicht mehr scheren, als es wert ist, so muß ich doch meiner heranwachsenden Tochter gedenken. Ich darf das arme Kind der Gefahr nicht aussetzen, daß sein argloses Herz durch hinterlistige Vorspiegelungen vergiftet werde, ich wohl gar einen Vorwurf, mag er immerhin unbegründet sein, in seinen unschuldigen Augen lese. Ja, Strapp, nochmals sage ich: Wir müssen uns trennen. Haben Sie so lange treu zu mir gestanden, werden Sie auch jetzt mir behilflich sein, die Trennung auf eine angemessene Art zu bewirken.'

„Nach dieser Kundgebung dauerte es eine Weile, bevor ich meine Gedanken wieder in ein ruhigeres Fahrwasser brachte, so war mir das Blut nach dem Kopf gestiegen. Und zum Erstaunen war's nicht. Denn indem ihre warme Hand die meinige hielt, ihr Angesicht wunderbarlich erglühte und die großen schwarzen Augen so seltsam schauten, meinte ich, sie nie schöner gesehen zu haben. Als sie aber von Trennung sprach, dergleichen ich mir sogar nicht einmal im Traum bedachte, da fuhr mir's durchs Mark, wie wohl geschieht, wenn's Schiff in fixer Fahrt über ein Riff hinschrammt und das Gurgeln folgt, mit welchem das Wasser durch den aufgerissenen Boden hereinströmt. Verdammt, Maat, so lange war ich in meiner Einfalt blind gegen mich selbst gewesen, um jetzt mit einem Schlage drüber aufgeklärt zu werden, daß ich trotz meines reifen Alters mit einer wahren jugendlichen Herzinnigkeit ihr zugethan war. Bei dieser Entdeckung ging in meinem Kopf alles kieloberst; woher ich den Mut dazu nahm, ich weiß es nicht, aber mit meinen beiden Händen ergriff ich die ihrigen und dann redete ich auf sie ein, als ob jemand hinter mir gestanden und mir Worte zugeraunt hätte, wie solche aus meinem eigenen Gedächtnis nimmermehr herausgekommen wären.

„‚Ich seh's ein, daß Sie recht haben und es nicht länger beim alten bleiben kann,' sagte ich freimütig und doch mit heimlicher Angst. ‚Warum aber muß es denn eine Trennung sein? Ich bin freilich nur ein elender verkrüppelter Jan Maat, aber immerhin ein Mann von Treu und Glauben. Da mag ich denn wohl fragen: Wenn alles sich um Margaritas Wohlfahrt dreht, wär's da ein Unding, wenn wir zum Notar gingen und uns zusammenschreiben ließen? Und steuerten wir fortan seitlängs voneinander in demselben Fahrwasser, möchte es uns allen zum Segen werden, daß wir um den Frieden und die ganze Zukunft des lieben Kindes, welches auch das meinige, nicht zu sorgen brauchten.'

„Da drückte sie meine Hände ein wenig fester, und ihren treuen Freund nannte sie mich, dem sie offenes Vertrauen schuldig sei; darauf aber beschwor sie, daß sie nie wieder eines Mannes Ehepartner werden könne. Ihr Herz sei gestorben an dem Tage, an welchem sie Witwe geworden, erklärte sie, und was an Leben noch in ihr wohne, das sei der Atem ihrer Tochter, oder sie wäre längst vergessen. Auch dankte sie mir für meine Opferwilligkeit, wie sie es nannte, und daran knüpfte sie die Entscheidung, daß wir nunmehr um so ernstere Ursache hätten, auseinander zu gehen. Doch was soll ich der schwermütigen Worte noch viele machen? Fünf, sechs Wochen wohnte ich noch bei der Frau Lorenzo, gerade so lange, wie ich Zeit gebrauchte, mir dies Logis hier einzurichten, dann schieden wir, das heißt, um auf 'ne halbe Kabellänge gute Nachbarn zu werden. Und so war, nachdem ich hier beigelegt hatte, nicht viel Aenderung vor sich gegangen. Täglich hinkte ich hinüber — die Notspieren hatte ich längst mit 'nem Krückstock vertauscht — oder Margarita kam zu mir, um mir Essen zuzutragen und etwas Lesen und Schreiben zu lernen — viel verstand ich selber nicht — und im übrigen blieben wir die alten Freunde. Auch die bösen Nachreden verstummten nunmehr. Man sah ein, daß ich nicht elenden Vorteils halber der Schutz von Mutter und Tochter geworden, die Mutter aber an einem Herzeleid litt, neben welchem nichts anderes mehr Raum fand, weshalb man ihr überall mit einer großen Achtung begegnete."

(Fortsetzung folgt.)

Der Liebe Wunder.

Von

Julius Sturm.

Ich liebe dich, weil ich dich lieben will,
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann;
So bin ich meines Willens mir bewußt
Und dennoch hält die Liebe mich im Bann.

Gefangen bin ich und zugleich auch frei,
Gewinne auch, indem ich mich verlier;
Es starb mein Ich, doch blieb' es nicht im Tod,
Die Auferstehung feiert es in dir.

Zur Schulreform.

Der erste Unterricht im Lateinischen und die Forderungen der Gegenwart.[1]

Von

Prof. W. Preyer.

Wenn der Knabe in Deutschland das glückliche Alter von neun Jahren erreicht hat und mit empfänglichem Sinne für die zahlreichen Eindrücke der ihn umgebenden Natur von dem Wunsche die lebendige Wirklichkeit zu begreifen erfaßt wird, wenn er schon zum Denken und klugen Fragen mächtig angeregt, im Frühlingskeimen der lauteren Kinderwißbegier dringend nach Kenntnis der Ursachen und Wirkungen verlangt und seine Freude über das Verstehenlernen des Zusammenhanges der Geschehnisse erwacht, dann gerade wird allzuoft gewaltsam die schönste Knospe des Lebensbaumes an der Entfaltung verhindert. Statt zu beobachtender Gegenstände und einfacher Experimente aus dem Gebiete der Naturlehre, welche an die kindlichen Spiele sich von selbst anschließen, wird mit Wörtern und Phrasen einer toten Sprache bedrucktes Papier dem frischen, strebsamen Novizen geboten, auch viel leeres Papier mit Feder und Tinte dazu, damit er schleunigst lerne, allerlei Sätze mit künstlicher Wortstellung, mit Fortlassungen und Zusätzen im Extemporale in eben jener altmodischen lateinischen Sprache aufzuschreiben, sowie er in das Gymnasium aufgenommen worden.

Begründet wird diese unnatürliche Art des ersten Unterrichts der Gelehrtenschulen von den Lehrern damit, daß sie die geeignetste zur Ausbildung des Verstandes sei. In Wirklichkeit ist sie aber ein zähes Stück Mittelalter, einem uralten Gemäuer vergleichbar, das trotz aller Stützen und Klammern, Einfügungen und Schutzvorrichtungen zusammenbrechen muß.

Vor tausend, ja noch vor fünfhundert Jahren wurde Latein und Griechisch von den Mönchen in den Schulen gelehrt, weil fast alle Wissenschaften in den Schriften der Griechen und Römer aufgespeichert waren. Jetzt ist es anders, aber das Lateinlernen ist mit der neuen Motivierung geblieben: der Gymnasiast soll richtig denken lernen, eine allgemeine Bildung auf klassischer Grundlage sich erwerben und deshalb vor allem Lateinkenner werden.

Um dieses Ziel zu erreichen, werden dem Sextaner schleunigst viele hundert Vokabeln und der Geschlechtsunterschied der Hauptwörter eingeprägt. Er lernt zuerst:

„Die Männer, Völker, Flüsse, Wind,
Und Monat' Masculina sind"

und:

„Die Weiber, Bäume, Städte, Land
Und Inseln weiblich sind benannt."

und muß sich üben in der Anwendung dieser an sich unverständlichen Bestimmungen, welche sehr mit Unrecht „natürliche Genusregeln" genannt worden sind. Ihr Wert wird auch sogleich vermindert durch viele Ausnahmen. Zum Beispiel: Truppen bestehen aus Soldaten, also Männern, sind aber weiblich (copiae) oder, wenn Hilfstruppen, sächlich (auxilia); auch der Sklave (mancipium) ist sächlich. Von Flüssen sind unter anderen die Albula und Mosel, Lethe und Styx weiblich, von Bäumen die Eiche (robur) sächlich und der wilde Olivenbaum (oleaster) männlich, von Städten viele männlich, z. B. Delphi, manche sächlich, wie Ilion, Tusculum, unter den Ländern z. B. Latium sächlich.

Mit dem männlichen und weiblichen Geschlechte ist es also nicht einmal in den ersten Hauptregeln gethan und:

„Was man nicht deklinieren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an."

Wodurch sich das Neutrum vom Masculinum und Femininum unterscheidet, wird dem Knaben um so schwerer zu verstehen, als noch ein vierter Fall hinzukommt:

„Commune heißt was einen Mann
Und eine Frau bezeichnen kann."

Für das aber was zugleich männlich und sächlich gebraucht wird (vulgus, das Volk), fehlt die Bezeichnung, auch für das in der Einheit Weibliche und nur in der Mehrheit Männliche (dies, der Tag). Solche Zwittergebilde müssen für sich auswendig gelernt werden.

Die meisten Eltern der kleinen Gymnasiasten werden von diesen Anfängen des Lateinunterrichtes wenig erbaut sein. Im zehnten und elften Lebensjahre über die Verschiedenheiten der männlichen, weiblichen, sächlichen (also geschlechtlosen) und zwitterhaften Wörter zu grübeln, erscheint nicht wünschenswert, aber gerade auf die ohne die geringste Erklärung gegebene Unterscheidung der Geschlechter in der alten Sprache, welcher die Artikel fehlen, wird zu Anfang des Gymnasialunterrichts das größte Gewicht gelegt, also auf etwas Abstraktes, Fremdes, Fernliegendes, für das auf Anschauliches gerichtete jugendliche Gehirn schlechterdings Uninteressantes. Das Auge des Knaben bekommt immer aufs neue Buchstaben zu sehen und dann wieder Buchstaben, immer wieder Buchstaben!

Und woran soll er nun des weiteren die Geschlechtsverschiedenheit erkennen? An den Endungen. Die speciellen Genusregeln sind eigentlich Endungsregeln. Die letzten Silben spielen die Hauptrolle, nicht die Bedeutung eines Wortes, sondern seine Laute, oder im Grunde, die Buchstaben sind es, welche in Betracht kommen.

Fünf Deklinationen müssen ohne Erbarmen auswendig gelernt werden und für jede besondere Geschlechtsregeln und beinahe für jede Regel wieder Ausnahmen.

„Bei a und e in Prima hat
Das Genus femininum statt,
Die übrigen auf as und es
Bedeuten etwas Männliches."

So lautet die Genusregel für die erste Deklination. Aber an sie schließen sich die Ausnahmen unmittelbar an:

„Doch viele Wörter auf ein a
Sind von Natur schon Mascula,
Als scriba, nauta, incola" etc.

Da der Schreiber, Schiffer, Einwohner, Dichter Männer sind, so begreift der Schüler diese Ausnahmen.

[1] Es ist uns eine besondere Freude, den vortrefflichen Artikel des ausgezeichneten Physiologen an dieser Stelle veröffentlichen zu dürfen. Wir sind der Zustimmung der meisten Väter sicher und wollen hoffen, daß diese Auslassungen dazu beitragen, den alten Schulzopf früher oder später abzuschneiden. D. R.

Aber der Planet (planeta) und der Komet (cometa) sind auch männlich. Für die zweite Deklination gilt:

„Er, ir, ur, us sind Mascula,
Um steht allein als Neutrum da."

Das wäre leicht zu behalten und nach einiger Uebung auch anzuwenden, aber die Ausnahmen trüben die Klarheit. Viele Edelsteine auf us sind weiblich.

„Die Städt' und Bäume auf ein us
Man immer weiblich brauchen muß.
Von andern aber merke man
Sich alvus, humus, vannus an" rc.

Weshalb man lernen muß, daß vannus (die Futterschwinge) weiblich ist, bleibt unerfindlich. Auch gibt es Städte auf us, die männlich sind (Canopus, Pharsalus), also muß man doch nicht immer „die Städte auf us" „weiblich brauchen".

„Die Worte virus, pelagus
Man stets als Neutra brauchen muß."

Wozu die Regel aufstellen, wenn sie nicht richtig ist? Wenn sie Ausnahmen hat, die wieder Ausnahmen haben und sogar den Hauptregeln widersprechen? Die Berechtigung dieser Frage tritt am deutlichsten hervor in der dritten Deklination. Da heißt es:

„Die Endung o, or, os, e-r,
Und e-s, das der Silben mehr
Im Genitivo zu sich nimmt,
Ist für das Männliche bestimmt."

Doch welche Ausnahmen!

„Die Wörter auf do, go, io
Sind Feminina, auch caro,
Und echo braucht man ebenso."

Aber nein, ordo, cardo, unio, harpago und manche andere sind wieder männlich.

„Neutra gibt es vier auf or,
Feminina drei auf os
Und auch Neutra zwei: ōs, ŏs.
Ein Femininum nur auf or."

Es ist unnötig, alle die langen Ausnahmeverzeichnisse und die übrigen Hauptregeln hier abzudrucken, um die Inkonsequenzen zu charakterisieren. Eine Zusammenstellung der Gesamtergebnisse führt schneller zum Ziele. Der Sextaner muß thatsächlich unter anderem das folgende wissen: Ihr Väter, die ihr kein Latein gelernt habt, aber eure Söhne in das Gymnasium gehen lasset, leset und staunet:

Die auf a endigenden Hauptwörter sind in der ersten Deklination regelmäßig weiblich, ausnahmsweise männlich, in der dritten Deklination sächlich; die auf e endigenden in der ersten weiblich, in der dritten sächlich; die auf as in der ersten regelmäßig, in der dritten ausnahmsweise männlich oder sächlich (fas), sonst in der dritten weiblich.

Die Endung us bezeichnet männlich regelmäßig in der zweiten und vierten Deklination, ausnahmsweise in der dritten, weiblich ausnahmsweise in der zweiten, dritten und vierten, sächlich ausnahmsweise in der zweiten und regelmäßig in der dritten Deklination; schließlich ist us ausnahmsweise zweierlei Geschlechts in der zweiten, um regelmäßig sächlich.

Es ist regelmäßig weiblich, ausnahmsweise männlich in der fünften Deklination, dagegen in der dritten bei ungleichsilbigen Wörtern, d. h. solchen mit „wachsendem Genitiv", regelmäßig männlich, ausnahmsweise weiblich und sächlich (aes), und bei gleichsilbigen der dritten weiblich, in der ersten regelmäßig männlich.

Ur bezeichnet in der dritten Deklination sächliche, in der zweiten männliche Wörter, n in jener regelmäßig sächliche, ausnahmsweise männliche und weibliche, l regelmäßig sächliche, ausnahmsweise männliche; er, in der zweiten und dritten regelmäßig männlich, ist in letzterer ausnahmsweise sächlich.

In der dritten Deklination ist ferner or regelmäßig männlich, ausnahmsweise weiblich (arbor), auch sächlich (marmor, cor); os ebenso; is regelmäßig weiblich, ausnahmsweise männlich; ix desgleichen; ex umgekehrt; s mit vorhergehendem Konsonanten regelmäßig weiblich, ist ausnahmsweise männlich (mons), sächlich (ens) und beiderlei Geschlechts, d. h. männlich-weiblich (adeps).

Endlich die Wörter auf o der dritten Deklination sind regelmäßig männlich, aber einige weiblich und im besonderen die auf do, go, io, weiblich, jedoch mehrere auf do, go, io wieder männlich. Also hat die Hauptregel (o männlich) Ausnahmen und zwar eine ganze Reihe von Ausnahmen, welche wie eine Gegenregel gemerkt werden müssen und diese Gegenregel hat wieder Ausnahmen (ordo, margo, papilio), welche in die Hauptregel zurückfallen! Genug.

Das alles soll der neun- bis zehnjährige Sextaner mit Interesse oder gar mit Begeisterung lernen! Mit einer gewissen Ehrfurcht sah er in der Vorschule zum Gymnasium empor und war stolz in dem Gefühle in dasselbe einzutreten. Nachdem er in die Sexta aufgenommen worden, wird eine solche verwirrende Mischung von Regeln und Ausnahmen ihm als hauptsächliche geistige Nahrung vorgesetzt, ein weder logisch, noch aus der Natur der Sprachwerkzeuge, weder historisch noch aus praktischen, etwa didaktischen Gründen als notwendig erweisbares Konglomerat von sich widersprechenden Bestimmungen.

Bei Erlaß eines neuen Gesetzes pflegt ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß alle früheren entgegenstehenden Verordnungen u. s. w. aufgehoben seien. Hier fügt sich eines zum anderen, und die ersten Regeln bleiben in Kraft mit „wenn" und „aber", mit „jedoch" und „allerdings". Nicht viel kann als ungeeigneter zum ersten Unterricht im Gymnasium bezeichnet werden.

Kein Wunder, wenn der Knabe irre wird an der Gesetzmäßigkeit der Dinge, wenn er später meint, auch andere Gesetze, die Sittengesetze, die Naturgesetze gestatteten Ausnahmen, es sei zwar im allgemeinen richtig, daß man ehrlich sein müsse, aber es verschlage nichts, da und dort die gute Lehre einmal außer acht zu lassen. Keine Regel ohne Ausnahme!

Die physikalischen Gesetze verlieren an logischer Bedeutung für den, der von vornherein gewöhnt wurde, Buchstaben und Silben auswendig zu lernen, ohne irgend einen Aufschluß über die Ursache, die Begründung, die Genesis einer angeblich regelmäßigen Beziehung zu erhalten. Ueber der Form tritt die Sache zurück. Und die durch nichts zu begründende, fast launenhaft willkürlich erscheinende Gruppierung der

sogenannten Paradigmen beim Deklinieren hinterläßt natürlich leicht ein Gefühl der Unbefriedigung, das alle durch andere Lehrfächer herbeigeführte Befriedigung bei weitem überwiegt. —

Kaum hat der Lateiner in spe die Qualen der Genusregeln wenigstens zum Teil überstanden, zahlreiche, nie wieder vorkommende Vokative (z. B. o Bänke!) bewältigt, die verwirrenden Genitive und Ablative der dritten Deklination, die Anomalien der Adjektiva einigermaßen bezwungen, und die immer wiederkehrende Frage: „Warum muß ich denn das alles lernen?" mit der Antwort: „Weil es andere Jungens auch lernen," beseitigt, da blühen ihm neue Freuden durch die Zeitwörter.

Die Formen, die Formen, die Formen, das ist es, was den Verstand schärft, diese unvergleichliche Schule des Denkens bildet mit Recht den Schwerpunkt des Unterrichts!, so wird von den Philologen behauptet. Es ist lehrreich, die regelmäßigen Zeitwörter ein wenig von dieser Seite zu beleuchten. Der Knabe erfährt, daß es vier Konjugationen gibt, lernt (diesesmal glücklicherweise ohne spezielle Bezugnahme auf den Geschlechtsunterschied) durch „lieben" die erste kennen und empfindet sogleich eine gewisse Unbefriedigung darüber, daß mehrere lateinische Ausdrücke, wie z. B. amaveritis, zweierlei bedeuten, während ihm im Deutschen Gleichbedeutendes wie „lobe" und „du sollst loben" durch zwei Formen lauda und laudato bezeichnet werden. Die äußerst langweilige Erlernung der Bezeichnung der einzelnen Formen (im obigen Beispiel: zweite Person Pluralis Conjunctivi Perfecti Activi „daß ihr geliebt habet" und zugleich Futuri exacti „ihr werdet geliebt haben"), auch der nur sehr selten vorkommenden, der Supina z. B., wird aber mit peinlicher Strenge schon in der Sexta verlangt, ohne daß auch nur in einem einzigen Falle die Ursache für die Verschiedenheit und Gleichheit Ungleiches bezeichnender Endsilben angegeben würde. Hier herrscht der blinde Autoritätenglaube. Das gedruckte Buch, die Formenlehre ist höchste Instanz. Der Kausalitätstrieb wird erstickt.

Wenn wenigstens Logik und Konsequenz beim Konjugieren walteten. Aber da heißt amare „lieben" und „werde geliebt!" Der sonderbare Imperativ erscheint unverständlich. Wie kann einem Knaben befohlen werden „werde geliebt"? Schon das Activum „ama (liebe)" ist schwer genug, da Liebe sich nicht befehlen läßt, aber das Passivum „dir wird hiermit befohlen, daß du geliebt wirst" ist sinnlos. Legam ist bald zukünftig, bald gegenwärtig. Audiar desgleichen. Amamini bedeutet sogar einmal den Imperativ „werdet geliebt!", dann wieder die bejahende Erwiderung auf den unmöglichen Befehl, nämlich: „ihr werdet geliebt!" Amandus fuero heißt „ich werde geliebt worden sein müssen," amaturus fueris „du wirst haben lieben wollen" — wozu das? Die regelmäßigen Zeitwörter sollen sich in vier Konjugationen verteilen und jede an einem Paradigma erlernt werden. Aber die zweite hat zweierlei Arten von regelmäßigen Zeitwörtern; delevi und monui sind regelmäßige Perfektformen der zweiten, tribui und legi der dritten. Wenn tribui, was ganz verzeihlich ist, dem monui an die Seite gestellt wird, als zur zweiten Konjugation gehörig, so erhält der Schüler natürlich eine ernste Rüge. Alles muß aus dem Gedächtnis korrigiert werden. Und so läßt sich noch manches wenig Logische aus den langatmigen Konjugationstabellen nebeneinander stellen, die der fleißige Sextaner auswendig lernt und anwenden lernt, sonst wird er nach Jahresfrist nicht versetzt.

Wenn er aber mit einer wahren Aufopferung seiner selbständig werdenden Denkthätigkeit recht fleißig alle Formen und anderthalb bis zweitausend Vokabeln auswendig gelernt und deren Anwendung zum Verstehen und Konstruieren zum Teil sehr sonderbarer, zur Einübung jener Formen künstlich zusammengesetzter Sätze sich zu eigen gemacht hat, dann warten seiner in der Quinta so viele grammatische und phraseologische Feinheiten, daß man meinen könnte, unsere Söhne sollten zu Specialforschern auf dem Gebiete der klassischen Philologie ausgebildet werden, was weder unser Wunsch, noch im Interesse des Volkes überhaupt ist.

Der Staat braucht in erster Linie Männer für die Arbeit der Gegenwart und tüchtige Beamte, erst in zweiter Gelehrte, die tote Sprachen kultivieren, für den ersten Unterricht unserer Söhne nicht taugliche, längst untergegangene Idiome.

Daß überhaupt noch jetzt, über dreihundert Jahre nach der Begründung der exakten Wissenschaften, die sogenannten humanistischen Gymnasien, Ueberbleibsel der scholastischen längst überwundenen Zeit, stark besucht sind, obgleich sich zwischen sie und die für die Masse bestimmten Volksschulen die Realschulen mit gesunden Wurzeln eingekeilt haben, ist allein durch die gesetzlichen Vorschriften bedingt. Wenn das Zeugnis der Reife im Lateinischen und Griechischen für das Studium der Medizin und Naturwissenschaften und für die Meldung zu den verschiedenen Staatsprüfungen nicht verlangt würde, dann würde die Frequenz der Gymnasien enorm abnehmen und ihre gründliche Reform nicht lange auf sich warten lassen.

Es ist ein Anachronismus, daß in einer Zeit, wo die vorzüglichsten Bildungsmittel in den, seit Galilei die Vorurteile der Scholastik brach, in jeder Hinsicht zum Unterricht geeigneten naturwissenschaftlichen Fächern sich darbieten, doch immer noch die alte Sprache der Klosterpergamente und die Büchergelehrsamkeit die erste Stelle einnehmen. Glücklicherweise wurde in den letzten zwei Jahrzehnten das Lateinische bei medizinischen und naturwissenschaftlichen Doktorpromotionen abgeschafft, aber die Doktordiplome, welche immer noch hier und da, wie vor Jahrhunderten, auf Pergament aus wirklicher Eselshaut lateinisch gedruckt werden, sind ein würdiges Seitenstück zum Doktorkuß, Doktormantel und Doktorhut. Solche Aeußerlichkeiten, wie auch die lateinischen Reden bei akademischen Feierlichkeiten und die ganz unnützen und unangenehmen lateinischen Vorlesungsverzeichnisse, Titulaturen, Votivtafeln der Universitäten, haben keine Berechtigung mehr. Wenn man nur die Doktordiplome mit ihren pomphaften Phrasen wörtlich übersetzt, klingen sie geradezu komisch. Der Bombast hat sich überlebt. Eine Hauptsache wäre auch die Abschaffung der antiquierten Bestimmung,

daß wer ein wenig Latein gelernt hat — bis zur Secunda des Gymnasiums — nur ein Jahr, als Einjährig-Freiwilliger, Soldat zu sein braucht, wer aber kein Latein gelernt hat, mag er die Muttersprache noch so beherrschen und vortrefflich in Künsten oder Wissenschaften geschult sein, drei Jahre dienen **muß. Hier** tritt der Widersinn moderner **Lateiner vielleicht** am deutlichsten **zu** Tage. Denn daß z. B. ein Gärtnergehilfe, der, um nur ein Jahr zu dienen, das erforderliche Latein in Privatstunden sich eintrichtern läßt, dadurch nicht aus der Gruppe der Ungebildeten in die der Gebildeten aufrückt, ist klar. Die alten Klassiker haben ihre vermeintlich allein bildende Kraft verloren.

Solange man nichts Besseres hatte, waren allerdings die Klosterschulen berechtigt. Jetzt duldet man kaum noch die Klöster, aber die Lateinschulen sind geblieben, obwohl sich viel Besseres an die Stelle setzen läßt.

Wenigstens sollte der Unterricht in den alten Sprachen eingeschränkt werden, erst mehrere Jahre später beginnen und fakultativ sein. Denn es ist nicht recht, daß die besten Lernjahre überwiegend den Buchstaben, und zwar den der Entwicklung logischer Kraft beim Knaben entschieden nicht förderlichen Lese- und Schreibübungen im Lateinischen und Griechischen gewidmet werden. Das empfindlichste Reagens auf die Richtigkeit des Denkens ist das Experiment und das zur Ausbildung der Urteilskraft notwendig zuerst zu Lernende: Beobachten, also Vergleichen und Beschreiben des Wahrgenommenen, neben der gründlichsten Uebung in der Beherrschung der Muttersprache. Beides ist dem bildsamen auf das Wirkliche in seiner Umgebung gerichteten, natürlicherweise der Sprache, die er hört, zugewendeten Knaben adäquat. Weshalb ihm die wirkliche Welt zum großen Teil verschließen und ihn in die Schattenwelt der Toten führen, mit der in der Gegenwart nur einzelne noch Fühlung haben, nur sehr wenige ungezwungen sich befassen? Die „Wiederbelebung der Antike", die Versenkung in das graue Altertum, die Erhebung eines beredten Advokaten zum höchsten Muster klassischer Bildung, die Verachtung der neueren Leistungen im Vergleiche zu denen der Alten — das alles paßt nicht zur Erziehung und zum Unterricht der gegenwärtigen deutschen Jugend. Deutschland steht auf eigenen Füßen. Die griechische und römische Welt ist untergegangen für immer.

Mögen die Archäologen deren Schätze verwerten, die Philologen deren Schriften entziffern, die katholischen Priester das Kirchenlatein kultivieren. Die von den Gymnasialabiturienten verlangten Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen sind viel zu gründlich und umfangreich. Theologen, Juristen, Philologen, Historiker haben beim Beginne des Universitätsstudiums einen solchen Vorteil vor den Medizinern, Chemikern, Mathematikern, Physikern, Ingenieuren, Architekten, Oekonomen u. s. w. voraus, daß letztere sich mit Recht beklagen. Die Gymnasien sind fast Fachschulen für erstere geworden.

Der Staat will aber nicht allein Geistliche und Juristen, Sprachforscher und Geschichtsschreiber in seinen Gelehrtenschulen für die Hochschule vorbereiten, sondern den zahlreicheren auf der unmittelbaren Erfahrung und nicht auf Bücherlesen gegründeten Berufsarten dieselben Vorteile gewähren. So wie es jetzt steht, sind die Praktiker und die Vertreter der theoretischen Naturwissenschaften zu sehr im **Nachteil. Das Zeugnis der Reife von einem Gymnasium** müssen sie haben — denn es gibt keine Fachschulen für viele von ihnen — und wenn sie kein Latein und Griechisch verstehen, werden sie nicht einmal zu den späteren Prüfungen zugelassen, obwohl mancher sie glänzend bestehen würde.

Zu jeder Prüfung sollte jeder, der ein gewisses Alter erreicht hat, in dem er das Erforderliche, gleichviel wie, gelernt haben kann, zugelassen werden. So wie jetzt Tausende von Deutschlands besten Söhnen, z. B. die Mediziner, sich zum künftigen Berufe vorbereiten, wird es nicht mehr lange bleiben. Vom zehnten bis neunzehnten Jahre lernen sie als Gymnasiasten Latein und Griechisch, dann zwei Jahre lang in aller Eile Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie, Zoologie und Botanik so weit, daß wenigstens die Fähigeren die Elemente in der ärztlichen Vorprüfung einigermaßen in sich aufgenommen haben können. Nun beginnt erst das eigentliche medizinische Studium, der Besuch der pathologischen Vorlesungen und Kurse, der Kliniken, die Untersuchung der Kranken. Zwei und ein halb Jahre dauert es nur. Dann folgt die ärztliche Staatsprüfung zur Erlangung der Approbation und diese berechtigt zur Ausübung der praktischen Heilkunde in allen ihren Teilen. Wer nur eben den Anforderungen entspricht, kann dann sogleich irgendwo im ganzen Gebiete des Deutschen Reiches als Augenarzt, Ohrenarzt, Kinderarzt, Frauenarzt, Wundarzt, Irrenarzt, Badearzt, als Specialist für Nerven-, Magen-, Herz- und Lungenleiden, ja sogar für alles zusammen sich niederlassen und jeden nach seiner Art behandeln.

Dreimal findet also ein plötzlicher Uebergang, eine Art Mauserung, statt: zuerst beim Eintritt in das Gymnasium, wo tote Sprachen alles andere übertönen, dann bei der ersten Immatrikulation an einer Universität, wo auf einmal die Beobachtung und das Experiment, die manuelle Geschicklichkeit in ihre Rechte treten, zuletzt nach der ärztlichen Vorprüfung, wenn der erste Kranke untersucht und das Gefühl der Verantwortlichkeit zum erstenmal wachgerufen wird. Die naturwissenschaftlichen Vorstudien, das Zergliedern der Leichen und die wesentlich auf Tierversuche beschränkten physiologischen Lernstunden sind haarscharf abgegrenzt von dem chirurgischen, medizinischen und gynäkologischen Unterricht, wo der lebende kranke Mensch den Gegenstand der Untersuchung und Behandlung bildet.

Daß nun der künftige Arzt zuerst neun Jahre wesentlich philologisch, dann zwei Jahre rein naturwissenschaftlich und zuletzt zwei und ein halb Jahre (bis vor kurzem nur zwei Jahre) ärztlich unterrichtet wird, ist zwar historisch verständlich, aber sachlich nicht zu rechtfertigen. Das dreimalige, gesetzlich vorgeschriebene Umsatteln, welches ein Vergessen unsäglich mühsam erworbenen Materials wenigstens einmal — beim Beginne des akademischen Studiums — zur Folge hat, erscheint unnötig und nachteilig.

Unnötig ist dem Mediziner die Kenntnis Horazischer Oden, und wenn er den Homer in der Ursprache nicht

lesen kann, so wird er darum nicht weniger edel, gebildet und geschickt sein, Goethe und Luther nicht weniger ehren. Schädlich ist die Abwendung der Aufmerksamkeit von der Wirklichkeit gerade dann, wenn das Sehenlernen, Hörenlernen, Tastenlernen, überhaupt das Beobachtenlernen am leichtesten wäre. Die Erziehung der Sinne schärft das Urteil des Knaben und Jünglings, nicht das Auswendiglernen der Genusregeln.

Verkehrt ist es, einen jungen Mann, der nur widerwillig, aber eben genügend, sich die lateinische und griechische Schriftsprache aneignet, viele Jahre lang damit zu quälen, anstatt ihn für seinen naturwissenschaftlichen oder medizinischen Beruf sich besser vorbereiten zu lassen durch die Elemente der exakten Wissenschaften, die jeden Lehrsatz zwingend beweisen. Dennoch muß es geschehen, sonst wird er nicht approbiert, nicht angestellt, nicht einmal geprüft.

Das Gymnasialzeugnis der Reife wird gesetzlich verlangt. Wenn in diesem Zeugnisse wenigstens das Griechische fortfiele oder nicht obligatorisch wäre, würde ein großer Fortschritt in der Kulturgeschichte zu verzeichnen sein, und unter allen Umständen muß der Unterricht im Lateinischen später anfangen, als es jetzt üblich ist. Es erscheint dem Naturforscher und Praktiker sehr unnatürlich und unpraktisch, daß der neunjährige Knabe immer noch, wie vor Jahrhunderten, Genusregeln statt der Naturgesetze lernen, zum Bücherstudium statt zum Erfassen der Wirklichkeit großgezogen werden soll, daß sein Geist philologisch mit toten Sprachen statt logisch mit Thatsachen der Gegenwart zu ernähren sei, daß sein Gedächtnis mit viel Ballast beschwert und einseitig dressiert und nicht seine Urteilskraft durch Vergleichen des selbst Wahrgenommenen zur Entwickelung gebracht werden soll.

Es liegt geradezu etwas Tragisches in dem Konflikte zwischen der Pflicht eines gewissenhaften Vaters, seinem Sohne die Möglichkeit einer höheren Beamtenstellung offen zu halten, und der Ueberzeugung, daß sein Liebling durch das Gymnasium ganz einseitig, entgegen seinen Anlagen, dazu vorbereitet werde. Folgt der Vater seiner Ueberzeugung, so ist dem Sohne mit der höchsten Wahrscheinlichkeit die öffentliche Laufbahn abgeschnitten, er kann auch nicht Arzt, nicht akademischer Lehrer u. s. w. werden, denn ihm fehlt das Zeugnis der Reife, selbst wenn er die Reife, d. h. die Befähigung und die Kenntnisse dazu im reichsten Maße hat; folgt dagegen der Vater seiner Pflicht, den Sohn keinem Berufe von vornherein zu entziehen, so muß er außerhalb der Schule viel Mühe und Zeit daran wenden, die philologische Unterrichtsmethode nicht die Oberhand gewinnen zu lassen und den Sinn des Gymnasiasten auf die gegenwärtige Wirklichkeit zu richten und nicht auf die Bücher. Diese Aufgabe ist sehr schwer. Denn der Vater will im vollen Einverständnis bleiben mit den von ihm hochgeschätzten Lehrern des Sohnes, die ihn mit Ueberzeugung und Hingebung in die alte Welt einführen, „um in der Zeit der empfänglichen Jugendblüte" diese ihm zur „besseren Heimat zu machen", wie Friedrich Jacobs sagt. Der Vater selbst will aber dem Kinde nicht die längst begrabene, sondern die lebende Welt, nicht die alte, sondern die neue Zeit, keine fremde, sondern die eigene Heimat wert machen.

Das muß auch die Schule wollen.

Die Stadt mit dem ewigen Dom.

Von

J. Armand.

St. Christophle im Kölner Dom.

Wo der Rhein das Schiefer- und Grauwackengebirge verläßt, dessen romantische Felsgehänge dem Mittellaufe des herrlichen Stromes einen so unsagbaren Reiz verleihen, erheben sich, gleich stummen Wächtern, gewaltige Felsmassive; links die Basaltkuppe, welche im Rolandsbogen die letzten Trümmer der einstigen Burg Rolandseck trägt, rechts, eine halbe Meile stromabwärts, das Siebengebirge, das in der Trachytglocke des Drachenfels bis unmittelbar an den Strom herantritt. Noch einmal hat die Natur hier allen Zauber landschaftlicher Schönheit entfaltet, dann aber beginnt eine flache, reizlose Gegend, die der Rhein bis zu seiner Mündung nicht mehr verläßt. Dieser schroffe Gegensatz zwischen der wilden Romantik der Stromufer im Mittellaufe und der nüchternen Flachheit der Umgebung im Unterlaufe, drängt sich jedem sogleich auf, der von Königswinter abwärts dem Rheine auch nur eine Stunde Weges folgt. Gleichwohl zeigt dieser Fluß, selbst bis nach Holland hin, an keiner einzigen Stelle jene Oede der Uferumgebung, die dem Wanderer auf langen Strecken an der mittleren und unteren Elbe sowohl als der Oder gemütbeengend entgegentritt. Denn dazu sind die Gegenden längs beider Ufer des Rheines zu reich, zu bevölkert und dazu ist der Strom zu gewaltig und infolgedessen zu belebt. Nein, nirgendwo zeigt der Rhein Einsamkeit und Stille, überall ist vielmehr Leben und Treiben, und wo die Natur nicht mehr freigebig ihre Schönheit spendet, da hat ein glücklicher Menschenschlag die Umgebung durch Gebilde der Kunst verschönt.

Von den Trümmern der alten Burg auf dem Drachenfels, die im Anfange des 12. Jahrhunderts erbaut wurde, schauen wir bei Sonnenglanz in das herrliche Land. Ein solcher Blick ist einzig in seiner Art und nur schweigendes Schauen hier am Platze! Gleich einem silbernen Bande schlängelt sich der Strom meerwärts durch die gesegneten Fluren, bis er fern am dunstigen Horizont in bläulichem Nebel verschwimmt. Zahlreiche Villen und Landsitze erheben sich rechts und links neben dem Ufer; in einiger Entfernung leuchtet das freundliche Bonn herüber, und der mächtige Turm seiner Münsterkirche ragt als ein stilles Denkzeichen zum Himmel. Aber weiter schweift der Blick, bis dahin, wo fernab Erde und Luft ineinander verschwimmen, und der Strom nur streckenweise als feiner Faden sichtbar wird. Dort erkennt das suchende Auge dunkle Umrisse, über denen sich Zacken und Spitzen erheben. Es bedarf keiner langen Ueberlegung, um sich zu vergewissern, daß jene neblig verschwommenen Formen der turmreichsten, gewaltigsten Stadt am Rhein, dem uralten Köln angehören, der „Stadt mit dem ewigen Dom". Und wirklich ragt das gewaltige Bauwerk, diese wundervolle Kathedrale, so hoch über das umgebende Häusermeer, daß es mit bloßem Auge ohne Schwierigkeit vom Drachenfels oder dem Rolandsbogen aus als besonderes Gebäude innerhalb der Stadt erkannt werden kann.

Das Rathaus (S. 1107).

Begeben wir uns vom Drachenfels mittelst der Zahnradbahn abwärts nach dem freundlichen Städtchen Königswinter, so brauchen wir nicht lange auf eine Fahrgelegenheit nach Köln zu warten. Denn abgesehen von den Eisenbahnverbindungen rechts und links des Stromes, kursieren zahlreiche große und elegante Dampfer auf dem Rheine, die uns in etwas mehr als zwei Stunden nach Köln bringen. Wir besteigen den eben angelangten gewaltigen Salondampfer „Deutscher Kaiser", und fort geht es stromabwärts. Von den riesigen Schaufelrädern zu weißem Schaume zerschmettert, bäumen sich die grünen Wogen des Rheines rings um das Schiff empor, gleichsam als wollten sie den schwimmenden Palast zurückhalten oder in ihren dunkeln Tiefen begraben. Aber Hans Dampf trotzt allen Schwierigkeiten. Stolz fliegt das Boot durch die Wellen, rechts und links eilen die Ufer vorbei, und nachdem es kurz bei Bonn anlegt und hier einen großen Teil seiner Passagiere abgesetzt hat, nimmt das Schiff direkt seinen Lauf gegen Köln. Wir haben nun Zeit, uns auf diesem Dampfer umzuschauen, und wahrlich, er ist einer eingehenden Besichtigung wohl wert. An Größe und Eleganz sucht er seinesgleichen auf irgend einem anderen europäischen Strome. Ueber das Vorder- und über das Hinterschiff spannt sich je ein geräumiger Salon, der allenthalben durch große Glasfenster die bequemste Aussicht auf die Umgebung gestattet. Hoch über diesem Doppelsalon dehnt sich das über 150 Fuß lange freie Deck aus, größtenteils, zum Schutze vor den Sonnenstrahlen, mit einem weiten Zeltdach überspannt. Hier oder in einem der Salons kann der Rheinreisende sich's bequem machen, und auch für seine leiblichen Bedürfnisse ist gesorgt, denn die Küche bietet alles, was man in den ersten Hotels zu finden gewohnt ist. Der Schiffskeller noch mehr!

Da draußen, weit im Osten, wo, wie der Süddeutsche meint, Fuchs und Wolf sich im Schnee gute Nacht sagen, herrscht vielfach der thörichte Wahn, am schönen Rheine gebe es allenthalben des besten Weines Fülle in allen Wirtshäusern; und wie der Ostpreuße seinen Grog trinkt, so schlürfe man im Rheinlande, als dem deutschen Weinlande, bloß edle, unverfälschte Rheinweine, während die entfernteren Gegenden unseres Vaterlandes nur künstlich verbesserten Saft der Rebe erhielten. Damit hat es leider am Rhein gute Wege! Denn wer hier für sein teures Geld echten, reinen Wein haben will, muß ebensogut ganz genau wissen, wo er ihn suchen geht, wie etwa der Bewohner Berlins. Am Rhein ist es in dieser Hinsicht durchaus nicht anders wie überall. Wer aber nicht Zeit und Lust hat, sich durch unzählige Kneipen durchzuarbeiten, um endlich auch eine Flasche „echten" zu treffen, der braucht nur geradeswegs einen der großen Personendampfer zu besteigen; hier findet er den echten, unverfälschten Rhein- und Moselwein und noch obendrein zu billigem Preise. Die Preußisch-Rheinische Dampfschiffahrtsgesellschaft geht nämlich von dem vernünftigen Gedanken aus, daß der Reisende, der stundenlang auf ihren stattlichen Schiffen den herrlichen Strom befährt, sicherlich auch nach dem Weine, so an den romantischen Ufern des Rheines wächst, ein mehr oder minder großes Begehr trage. Um nun dieses gerechte Verlangen in vollstem Maße zu befriedigen, kauft die genannte Gesellschaft selbst die Weine ein und liefert sie, in Flaschen gefüllt und versiegelt, den Restaurateuren ihrer Schiffe zu festgesetzten Preisen. Auf diese Weise ist der Rheinreisende davor geschützt, im Angesichte der schönsten Gegend Deutschlands, auf dem Strome, dessen Reben zahllose Dichter mehr oder minder begeistert besungen haben, an Höllengebräu, das ihm ein schlecht denkender Wirt unter dem Namen Wein vorgesetzt, zu verderben.

Mittlerweile hat sich unser stolzer Dampfer der Stadt Köln genähert, er biegt um eine Ecke des breiten Stromes,

fährt an der großen, reizenden Anlage „Marienburg" vorüber und findet sich nun im Angesichte der alten Colonia Agrippinensis (S. 1107). Einen überaus angenehmen Eindruck macht die Stadt, vom Strome aus betrachtet. In unabsehbarer Länge ziehen sich ihre Häuserreihen am Rheine entlang, überragt von zahlreichen Türmen, einer höher und architektonisch interessanter als der andere, alle aber gewissermaßen unterthan dem ungeheuren Turmpaare, welches an der hohen Domkirche die schönsten Thore der Welt bildet. Die Rheinufer sind belebt von vielen Schiffen, darunter hauptsächlich Dampfer, aber auch Segelschiffe, und zwar solche von bedeutender Tragfähigkeit, bis zu 20000 Centner und selbst darüber. Es herrscht ein reges Leben hier; die an- und abfahrenden Schiffe, mit Waren und Reisenden beladen, bieten ein Bild, das stets neue Anregung gewährt, und so versteht man es, daß der Kölner gern am Rheine spaziert. Auch uns mutet dieses Leben und Treiben in der erfrischenden Rheinluft an, aber wir lenken doch unsere Schritte dem Inneren der Stadt zu, nach einem Gebäude, das von jedem Fremden stets zuerst aufgesucht wird. Und welches andere könnte dies sein, als der weltberühmte Dom, als jenes Meisterwerk gotischer Baukunst, dem kein zweites völlig ebenbürtig an die Seite zu stellen ist. Der Kölner Dom hat eine Bedeutung weit über die Stadt hinaus, in deren Mitte er sich erhebt, ja man kann sagen, er vorzugsweise hat Köln auf dem ganzen Erdenrund berühmt gemacht. Jahrhunderte lang unvollendet, teilweise eine Ruine, ehrwürdig durch ihr Alter und ihre edeln Formen, so war der Kölner Dom ein wahrhaftes Bild des Deutschen Reiches. Mit ihm war er gestiegen, in den Tagen deutschen Glanzes waren die Säulen am Kölner Dom emporgewachsen, und mit dem Verfalle Deutschlands sank auch die Herrlichkeit dieser Kathedrale, bis in der Zeit der größten Schmach die Franzmänner das Blei von den Dächern stahlen und die weiten Hallen zu Heulagern benutzten, ja den ruinenhaften Tempel auf den Abbruch zu verkaufen gedachten. Ein gnädiges Geschick hat dieses Wunderwerk der gotischen Baukunst vor solch schnödem Untergange bewahrt; als wahrhaftes Symbol deutscher Einheit ist der herrliche Tempel aus seinen Trümmern erstanden. Nachdem die Fülle der Jahre gekommen war und ein neues Deutsches Reich erstanden, groß, glorreich und machtvoll wie niemals in der Vergangenheit, da wurde auch der Bau des Kölner Domes vollendet, und der erste deutsche Kaiser, Wilhelm der Siegreiche, legte die Urkunde über des Domes Vollendung in den Schlußstein nieder, der hoch oben die Spitze der Kreuzblume im südlichen Riesenturm bildet, 500 Fuß über dem umgebenden Erdboden.

Durch die Friedrich Wilhelm-Straße gelangen wir zunächst zum Heumarkt, einem der wenigen größeren Plätze, die das alte Köln aufzuweisen hat. Mitten auf seinem nördlichen Teile erhebt sich das kolossale Denkmal Friedrich Wilhelms III., ein monumentales Werk, dessen Kosten durch freiwillige Beiträge aus den Rheinlanden zusammengebracht wurden. Conception und Ausführung dieses Denkmals sind gleich vorzüglich. Das 21 Fuß hohe Reiterbild des Königs ist von Bläser, einem geborenen Kölner, ausgeführt. Rings um den mächtigen Sockel gruppieren sich die Feldherren und Staatsmänner, die mitgewirkt an der Befreiung des Vaterlandes. Auf der vorderen Seite erblickt man in der Mitte Hardenberg, den ausgezeichneten und nicht immer ganz gerecht beurteilten Diplomaten, rechts von ihm Blücher in höchst charakteristischer Stellung, links der eiserne York, rechts an der Langseite in der Mitte Scharnhorst, an der linken Langseite Gneisenau in der Mitte, auf der Rückseite Stein, rechts und links auf den Ecken Kleist und Bülow. Verteilt über die vier Seiten sind noch die Statuen Niebuhrs, der beiden Humboldts, des Grafen Solms, Arndts und anderer. Unter den Statuen ziehen sich Reliefs hin, die Entwickelung der Rheinlande versinnlichend.

Wir wenden uns von diesem großartigen Denkmale rechts über die schmale Straße nach dem Alten Markte und treffen hier ein kleines, aber sehr charakteristisches Steindenkmal zur Erinnerung an den Reiterführer Johann von Werth, einen der wilden Haudegen des Dreißigjährigen Kriegs. Trotzig, auf sein Schwert gestützt, schaut er von seinem Piedestal in der Richtung auf den Rhein zu, während rechts und links zu seinen Füßen die Statuen des Kölner Bauern und der Jungfrau in sitzender Stellung angebracht sind. Reliefs auf den Seiten des Sockels versinnlichen die Sage, welche den trotzigen Kriegsmann umrankt. Der Kölnischen Ueberlieferung zufolge

Das Türmchen (S. 1113).

soll derselbe nämlich in seiner Jugend Pferdejunge auf einem benachbarten Gute gewesen sein und, in Liebe entbrannt zu der Stallmagd, aber von dieser verschmäht, Dienst bei den Pappenheimern genommen haben. Durch Tollkühnheit und Glück brachte er es im Solde des Kurfürsten von Bayern und des Kaisers, bis zu den höchsten militärischen Ehren. Nach Köln auf kurze Zeit zurückgekehrt, findet er beim Einreiten seine ehemalige Geliebte als Höckerin vor einem Obstkram sitzen, erkennt sie und redet sie an. Im Volksmunde lebt diese Sage in Gedichten und Gesängen fort, und der Gedanke des Kölnischen Verschönerungsvereins, ihr einen sinnlichen Ausdruck durch einen monumentalen Laufbrunnen zu geben und diesen auf dem Hauptgemüsemarkte der Stadt zu placieren, wo „Griet", die Geliebte Johann von Werths, ihre ländlichen Kolleginnen tagtäglich um sich versammelt sieht, ist gar artig. Gegenüber dem besprochenen Denkmale erhebt sich die Hinterfront des städtischen Rathauses mit dem daranstoßenden großen Turme; wir lassen dieses Gebäude jedoch seitlich und eilen, über eine enge, krumme Straße hinweg, nach dem Domplatze zur Kathedrale.

Der erste Anblick dieses Baues, besonders von der Straße am Hofe her, ist wahrhaft überwältigend. Da liegt er vor uns, dieser steinerne Wald von Säulen, Strebebögen, Fialen und Wimpergen, ein schier sinnver-

wirrendes Durcheinander der kunstvollsten Formen, und doch alles harmonisch sich ordnend zu einem großen Ganzen, wie kein anderes in den deutschen Gauen. Bis in des Himmels Blau ragt das Turmpaar, welches den Haupteingang im Norden ziert, und über der Vierung erhebt sich ein dritter Turm, ein Dachreiter in riesigen Dimensionen, bis zur Höhe von 350 Fuß. Wahrhafte Kunstwerke wirken wie Naturgebilde auf den denkenden Menschen, indem sie ihn in eine gleichmäßige, tiefernste Stimmung versetzen. So auch hier. Beim Anblick dieses Domes erhebt sich der Geist zu einer Feierlichkeit, die dem Alltagsleben völlig fremd und unbekannt ist; aus den steinernen Formen spricht es zu uns mit einer Sprache, die über Zeit und Raum hinaus nur ewigen Gedanken Ausdruck verleiht. Wir umwandeln den Dom an seiner Südseite, wo das Querschiff in einem prachtvollen himmelanstrebenden Portale endigt, das beim Fortbau des Domes unter Zwirners Leitung zuerst vollendet wurde, und wenden uns dann rechts. Sogleich wird nun der Blick gebannt durch die in die Wolken strebenden ungeheuren Türme, welche den westlichen Haupteingang flankieren. Nur mit Anstrengung vermag man, auf dem kleinen Platze stehend, den Kopf emporzuwenden, um bis zu den Kreuzblumen aufzuschauen, welche hoch oben die durchbrochenen Helme der Turmriesen krönen. Wenn die Morgendämmerung noch über der Stadt liegt, werden diese Kreuzblumen zuerst von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet, und die letzten Rosenlichter der Abendsonne liegen auf den Spitzen der Turmhelme, nachdem die Straßen und Häuser Kölns schon von dunkeln Schatten erfüllt sind. In vier Stockwerken, überaus reich gegliedert, steigen die beiden Türme empor, und jedes Stockwerk zeigt zierlich durchbrochene Galerien zum Umherwandeln. Die beiden untersten Etagen sind viereckig, die dritte löst sich bereits ab, ist aber noch mit den Strebepfeilern und Widerlagern, die von unten auf emporsteigen, zum Teil verwachsen; erst das vierte Stockwerk erhebt sich als freies Achteck und trägt den über 100 Fuß hohen Steinhelm. Wir treten durch das Hauptportal in das Innere und empfangen einen Eindruck, den selbst späte Jahre niemals mehr ganz verwischen können. Die Verkörperung einer über das Irdische erhabenen, weltbewegenden Idee, das plastische Aequivalent einer von der Vergänglichkeit des menschlichen Daseins losgelösten tiefernsten Gottesvorstellung, tritt uns mit geheimnisvoller Gewalt entgegen, indem wir einen Blick in diesen Dom der Dome werfen. Hier ist erhabene Ruhe, hier friedfertige Stille, hier spricht zu uns lautlos und doch mit tausend Zungen der weltüberwindende, fromme Glaube unserer Altvordern, hier fühlt sich der Beschauer in Wahrheit angeweht vom Geiste des Christentums. Wir wandeln nicht durch das Langschiff, dessen Gewölbe, von schlanken Säulenbündeln getragen, in schwindelnder Höhe über uns hängt; wir suchen vielmehr ein stilles Ruheplätzchen, um völlig gesammelt, das Ungeheure und doch harmonisch Vollendete auf uns wirken zu lassen. Ein geheimnisvolles Dämmerlicht herrscht in den weiten Hallen dieses Tempels; in tausend Farben gebrochen, dringen die Lichtstrahlen der Sonne durch die gemalten Scheiben zwischen dem kunstvollen Maßwerk der hohen gotischen Bogenfenster herein und erzeugen auf dem Boden einen bunten Teppich, dessen Konturen dem Lauf der Sonne folgen. Die gemalten Fenster im linken Seitenschiffe des Langhauses stammen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts und bezeichnen die Blüte der alten Glasmalerkunst, die indessen bald darauf so rasch sank, daß sie Jahrhunderte lang fast völlig verschollen blieb. Erst die neueste Zeit sah eine abermalige Entwickelung derselben, und die Fenster im rechten Seitenschiffe, die König Ludwig von Bayern 1848 schenkte, beweisen, daß die moderne Glasmalerei mit der alten Kunst glorreich rivalisiert. Als Thiers einst den Kölner Dom besuchte, sagte er zu seiner Begleitung, auf die alten Glasfenster deutend: „Das sind gemalte Kirchenfenster, jenes (nämlich die neuen) sind Gemälde“. Der hohe Chor ruht auf 14 Säulenbündeln, von denen 6, welche die eigentliche Apsis bilden, näher zusammengerückt stehen, um den fünfeckigen Abschluß hinter dem Hochaltar zu ermöglichen.

Die Apostelkirche (S. 1110).

Hier zeigt sich der gotische Stil in seiner reinsten und höchsten Entwickelung. Alles ist Leben und Bewegung: die Trägheit und Schwere der Massen erscheint hier in so meisterhafter Weise überwunden, daß der Beschauer sich staunend fragt, wie diese gewaltige Halle, unter deren Gewölbe die Türme der meisten Kirchen bequem Platz fänden, Halt und Dauer hat. Forsters Schilderung ist noch immer unübertroffen: „Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chores," sagte er vor hundert Jahren, „hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzem Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert." Sieben Kapellen liegen wie ein Kranz um den hohen Chor, und sie wachsen ganz wie von selbst aus den Winkeln des äußersten Nebenschiffes heraus, da wo dieses um den Chor führen würde. Unter diesen Kapellen ist jene bemerkenswert, welche das Grabmal des streitbaren Erzbischofs Konrad von Hochstaden umschließt, der am 14. August 1248 den Grundstein zu diesem Dome legte. Die benachbarte Drei-Königen-Kapelle, in der Hauptachse der Kirche liegend, wird größtenteils durch ein ziemlich geschmackloses Mausoleum ausgefüllt, in dem sich die Tumba mit den Gebeinen der morgenländischen Weisen, wenigstens vorübergehend, befand. Jetzt steht dieser überaus kostbare Schrein, der dem Anfange des 13. Jahrhunderts entstammt, in der sogenannten Schatzkammer. Nur mit Mühe konnte er im Jahre 1794 den Räuberhänden der Franzosen entzogen werden, die das Gold einzuschmelzen gedachten und die Gebeine, welche der fromme Glaube vor anderthalbtausend Jahren für diejenigen der Magier des Evangeliums hielt, zerstreut haben würden. An diese Kapelle schließt sich eine andere an, welche das weltberühmte Dombild enthält, ein köstliches Altarblatt mit zwei Seitenflügeln. Das Bild ist unbedingt das höchste Erzeugnis der Kölner Malerschule, und man glaubt, daß Meister Stephan Lochner sein Urheber ist; sichere Nachrichten hierüber sind nicht vorhanden. Um einen vollständigen Begriff der Großartigkeit des Kölner Domes zu gewinnen, muß man ihn in verschiedenen Höhen umwandern, innen, außen, auf den Türmen. Wir besteigen zunächst den inneren Chorumgang und stehen dann unmittelbar gegenüber Steinles Engelchören in den Bogenwinkeln um den Hochaltar, ringsum in fortlaufender Reihenfolge; über der Triforiengalerie treten uns alte aus dem 14. Jahrhundert stammende Glasmalereien entgegen. Eine lange, steinerne Wendeltreppe führt höher hinauf nach dem äußeren Chorumgange, und hier wird der Wald von steinernen Säulen zur Wahrheit. Rechts und links, unter uns, neben uns und über uns, steigen die Strebepfeiler, die Stützbogen, die Spitzsäulen und Wimperge empor, hoch darüber thront der Mittelturm, und noch ungleich höher hinauf streben die beiden Turmriesen des Westportals. Vor unserem Blicke ausgebreitet liegt das Häusermeer Kölns, malerisch unterbrochen von zahlreichen turmgeschmückten Kirchen; ostwärts fließt der Rhein, von zwei Brücken (S. 1110) überspannt, jenseits schauen wir das stark befestigte Städtchen Deutz, und in blauer Ferne schimmert auf der Höhe Bensberg mit seinem hübsch gelegenen Schlosse. Die ganze fruchtbare, wohl angebaute Umgebung prangt im Glanze der Nachmittagssonne, wir aber stehen im Schatten der Turmriesen, die emporstreben in des Himmels Bläue. Also höher hinauf! Nochmals begeben wir uns auf die Wanderung, die steinernen Wendeltreppen empor; spärlich ist das Licht, was wir auf diesen engen Stufen empfangen, und ein Kreis reiht sich an den anderen, kein Ende dieser Schneckenwindungen ist abzusehen! Manchen überkommt ein Anflug von Schwindel, indem er sich in der engen Steinröhre dieser Turmtreppen von Stufe zu Stufe emporschraubt. Endlich haben wir 360 Fuß Höhe über der Stadt erreicht und treten hinaus auf die Galerie. Welch ein Rundblick! Wie in einem tiefen Abgrunde liegt die Stadt unter uns, wir schauen über die Spitzen der höchsten Türme hinweg! Nur ein gedämpftes Summen dringt herauf zu unserm Ohr. Einer Flurkarte gleich breitet sich die Umgebung bis in nebelhafte Ferne aus. Wir verfolgen den Lauf der verschiedenen Eisenbahnlinien, die alle von Köln ausstrahlen; dort drüben liegt Brühl mit seinem prächtigen Schlosse und dem herrlichen Park, in

Die St. Gereonskirche (S. 1111).

Das Severinthor (S. 1113).

Der Gürzenich (S. 1107).

weiter Ferne Bonn, das Siebengebirge, zahlreiche Dörfer hüben und drüben, wie aus der Schachtel genommen. Auch die beginnende Neustadt rings um das alte Köln sehen wir vor uns ausgebreitet; ihre breiten, geraden, baumbepflanzten Straßen kontrastieren angenehm mit den engen, winkligen Gassen der Altstadt. Aber beinahe vergebens späht unser Blick nach den gewaltigen Festungswerken, die einem einbrechenden Feinde den Zutritt zu dem großen Waffenplatze zu wehren bestimmt sind. Der Laie wird sie kaum herausfinden, die zahlreichen und großen Forts, welche in gewaltigem, viele Meilen umfassendem Kreise Köln und Deutz umgeben. Denn diese modernen Befestigungen sind mehr unter als über der Erde angelegt, damit sie dem feindlichen Feuer nur ein möglichst unbedeutendes Zielobjekt darbieten, während sie selbst ungehindert Tod und Verderben aussenden. Doch wenden wir den Blick auf unsere nächste friedliche Umgebung. Wir sind noch durchaus nicht auf dem höchsten Punkte des Domes angelangt, denn neben uns streben die riesigen Steinhelme beider Türme mehr als hundert Fuß höher empor, doch ist der Zutritt zu den Spitzen derselben verständigerweise verwehrt. Der Abstieg aus der Höhe der Türme vollzieht sich leichter, und im Vorbeigehen ist es uns noch vergönnt, einen Blick auf die riesige Kaiserglocke zu werfen, die im südlichen Turme hängt. Sie ist, 500 Centner schwer, aus erbeuteten französischen Geschützen gegossen; ihre bedeutend ältere Schwester stammt aus dem Jahre 1447 und wiegt nur 225 Centner. — Die Geschichte des Kölner Domes ist in ihren allgemeinen Umrissen eine Abspiegelung der deutschen Geschichte. Begonnen im Jahre 1248, zur Zeit der höchsten Blüte Kölns, als diese Stadt an Bedeutung und Reichtum mit den größten Städten Europas wetteiferte und als auch das Deutsche Reich noch seinen Vorrang unter allen Staaten behauptete, schritt der Bau anfangs rüstig, dann langsam voran. Ueber den Meister, der den Plan zu dem wunderbaren Werke entworfen, hat man lange gestritten, auch heute sind unzweideutige Urkunden hierüber nicht vorhanden. Doch scheint es überaus wahrscheinlich, daß Gerhard von Riele, gebürtig vielleicht aus dem Dorfe Riehl, nahe bei Köln, als der erste Dombaumeister zu betrachten ist. Der Chor, mit dessen Aufbau man zunächst begonnen, wurde erst im Jahre 1322 vollendet und eingeweiht, dann schritt man zu den Querschiffen und dem Langschiffe. Nach Verlauf von 120 Jahren war endlich der südliche Turm bis zur Höhe des dritten Stockwerkes aufgeführt, und man richtete ihn zur Aufnahme der Glocken ein. Dann aber fehlte die Kraft zum Fortbau; die vielen Kämpfe, welche die Stadt Köln mit ihren Erzbischöfen zu bestehen hatte, vor allem aber der sinkende Wohlstand, ließen jeden Gedanken an ferneren Ausbau des ungeheuren Werkes endlich schwinden. Nur notdürftig wurde das Vollendete erhalten, und der Kölner Dom ward allmählich zur Ruine. Erst Preußens Könige retteten das Vorhandene vom gänzlichen Verderben. Sulpiz Boisserée gebührt das Verdienst, den

Die Kirche Groß-St.-Martin (S. 1107).

König Friedrich Wilhelm III. für das Werk soweit interessiert zu haben, daß dessen Erhaltung befohlen wurde. Mehrere Jahre später begannen die ersten Restaurationsarbeiten; allein bis zu dem Plane eines völligen Ausbaues dieser Kirche schwang sich damals niemand auf. Erst der Dombaumeister Zwirner verfolgte ernsthaft den Gedanken der gänzlichen Vollendung des Riesenwerkes, und der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. nahm denselben begeistert auf. Am 4. September 1842 wurde der Grundstein zum Fortbau gelegt, und der König bewilligte aus Staatsmitteln einen bedeutenden jährlichen Beitrag. An vielen Orten bildeten sich Dombauvereine, und zwei Jahrzehnte hindurch wurden jährlich mehr als 300 000 Mark auf die Weiterführung des Baues verwendet. Allein auch diese bedeutenden Mittel reichten bei weitem nicht aus, um das ungeheure Werk in absehbarer Zeit seiner Vollendung entgegenzuführen. Da verfiel man auf den praktischen Gedanken, eine großartige Kollekte unter der Form einer Lotterie zu veranstalten, und von 1863 bis 1884 flossen infolgedessen so bedeutende Mittel den Dombaufonds zu, daß besonders der überaus schwierige und kostspielige Bau der beiden Riesentürme mit nie geahnter Energie gefördert werden konnte. Am 15. Oktober 1880, 632 Jahre nach der Grundsteinlegung, konnte endlich die Vollendung des hehren Baudenkmals gefeiert werden. Es war ein Fest, dessengleichen die uralte Stadt Köln niemals gesehen hatte. Bei der Grundsteinlegung am 14. August 1248 war der deutsche König Wilhelm von Holland anwesend, der aber nur am Rheine und in Schwaben sich Geltung verschaffen konnte, ja, dem die Bürger Aachens, wo er gekrönt werden sollte, die Aufnahme in ihre Stadt verwehrten. Wie ganz anders

Am Türmchen (S. 1113).

1880, bei der Vollendung des Domes! Jetzt war, nach jahrhundertelangem Siechtum und gänzlichem Untergange, das Deutsche Reich neu erstanden, und an seiner Spitze stand der erste deutsche Kaiser dieses neuen Reichs, Wilhelm. Umgeben von fast allen Fürsten Deutschlands, vollzog der siegreiche Herrscher die Urkunde über die Vollendung des Domes. Es war ein großer, ein schöner Tag für ganz Deutschland.

Köln ist seit jeher stolz gewesen, nicht allein auf seinen unvergleichlichen Dom, sondern auch auf eine große Zahl anderer kirchlicher Bauwerke von hohem architektonischen Interesse. Keine andere Stadt des Deutschen Reiches hatte im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts so zahlreiche Kirchen und Klöster aufzuweisen als Köln, „die allezeit getreue Tochter Roms". In wenig anderen größeren Städten war aber auch engherziger Lokalfanatismus und geistige Beschränktheit so breit und behaglich zu Hause als in dem von seiner ehemaligen Höhe gesunkenen Köln. Die Stadt war arm geworden, die Bewohnerschaft zusammengeschmolzen, ohne Sinn für das Höhere, vielfach bigott, an kirchlichem Ceremoniendienste hängend, im höchsten Grade abergläubisch, dafür von einem Stolze auf ihre Stadt erfüllt, der nicht aus der wirklichen Wertschätzung derselben, sondern nur aus geistiger Beschränktheit entsprang. Auch in den besten Zeiten des Mittelalters kann Köln niemals eine schöne Stadt gewesen sein, und der Wahlspruch:

„Köllen eyn kroen boven allen steden schoen",

fußt gewiß nicht auf dem Umstande, daß die Stadt in der Mehrzahl ihrer Straßen oder Häuser besonders hervorragend gewesen wäre. Als die Franzosen der ersten Revolution an den Rhein kamen, ergab sich die damalige freie Reichsstadt Köln, deren Soldaten auf der Wache Strümpfe strickten, ohne weiteres, und so sehr war sie von ihrer früheren Größe gesunken, daß Napoleon statt ihrer Aachen zur Departementshauptstadt erhob. Ein Gutes jedoch hatte die kurze Herrschaft der Franzosen, sie fegten die zahlreichen

Dampferstation (S. 1107).

Klöster Kölns hinweg, auch eine große Zahl von Kirchen wurde auf den Abbruch verkauft, doch blieben glücklicherweise die monumentalen Bauwerke erhalten. Unter ihnen ist das nicht sehr weit vom Dom entfernte Rathaus (S. 1095) mit seinem, im Anfange des 15. Jahrhunderts aufgeführten gotischen Turme und der im edelsten Renaissancestile erbauten Vorhalle besonders bemerkenswert. An dieser Halle, die kürzlich völlig restauriert wurde, erblickt man Reliefs, welche einen Mann im Kampfe mit einem Löwen darstellen. Sie beziehen sich auf die Sage, nach welcher Erzbischof Engelbert den Kölner Bürgermeister Gryn in eine Löwengrube gestürzt habe, aus der jedoch der mutige Mann ohne Schaden wieder hervorgekommen sei. Auf diese Sage deutet auch der im Innern des Rathauses befindliche Löwenhof. Die Umgebung des Rathausportals ist in neuester Zeit durch den Bau stilgerechter städtischer Gebäude, darunter diejenigen der Bibliothek und des Archivs, sehr verschönert worden. In der Nähe erhebt sich die Kirche Groß-St.-Martin (S. 1104), ein altes Bauwerk, gekrönt mit einem ungeheuren Turme, der, von vier zierlichen Ecktürmchen flankiert, sich über der Vierung erhebt. Die Kirche ist in den letzten Jahren äußerlich völlig restauriert worden und macht auch im Innern einen prächtigen Eindruck. Ursprünglich stand diese Kirche auf einer Insel, denn im frühen Mittelalter floß der Rhein bei Köln westlicher vorbei als jetzt, so daß seine ehemaligen Ufer sich durch den heutigen östlichen Teil der Stadt zogen, woselbst bei Fundamentierungen gelegentlich noch der Sand und Schotter des alten Rheinbetts zu Tage tritt. Nahe diesem voreinstigen Ufer erhebt sich der Gürzenich (S. 1103), ein um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf einem von einem Herrn von Gürzenich geschenkten Grundstück errichteter Prachtbau, in dessen großem Saale die Stadt officielle Feste feiert. Vom Gürzenich gelangt man sogleich zu einer überaus merkwürdigen, romanischen Kirche, einem wirklich großartigen Tempel, der sich der Sage nach auf der Stelle erhebt, wo zur Römerzeit das Kapitol stand, weshalb die Kirche auch den Namen Maria im Kapitol führt. Diese Kirche soll ursprünglich von Pletrudis, der Mutter Karl Martells, erbaut worden sein, doch stammt das, was man heute sieht, frühestens aus dem 12. Jahrhundert. Das Innere macht, besonders im Chor und Querschiffe, durch die kühne Stellung der Pilaster mit ihren abgerundeten Muschelkapitälen einen imponierenden Eindruck. Leider wird derselbe beeinträchtigt durch die neuen polychromen Malereien, die nach Essenweins Weisungen das ganze Innere der prächtigen Kirche überziehen. Sie führen dem Beschauer den noch nicht veredelten Geschmack und die kindliche Technik einer früheren Zeit recht deutlich vor Augen und können uns nicht erwärmen, da es ein widernatürliches Unterfangen ist, etwas längst Ueberwundenes, Abgestorbenes von neuem in das Leben hereinzuziehen.

In der Nähe der Kapitolskirche liegt der alte Familiensitz des in der Kölnischen Geschichte vielgenannten Patriciergeschlechts der Overstolzen, das sogenannte Tempel-

Gereonthor (S. 1113).

haus, ein origineller romanischer Bau mit Rundbogen und hohem Staffelgiebel. Häuser dieser Art besaß die Stadt früher noch mehrere, sie sind aber bis auf zwei, vor vielen Jahrzehnten, in einer Epoche sehr verflachten Geschmacks oder Ungeschmacks, gefallen. Das Tempelhaus ist Eigentum der Stadtgemeinde und befindet sich in einem Zustande vorzüglicher Erhaltung.

Von hier aus durch die Sternengasse wandelnd, gelangt man zu einem großen Hause, das durch zwei Gedenktafeln rechts und links vom Eingang ausgezeichnet ist. Die eine sagt uns, daß hier der Malerfürst Peter Paul Rubens geboren sei, was aber, wie gegenwärtig nachgewiesen ist, auf einem Irrtum beruht. Die andere Tafel meldet, daß in dem nämlichen Hause die Mutter Heinrichs IV. von Frankreich, Maria von Medici, verbannt gelebt habe und (1642) gestorben sei. Jetzt befindet sich eine Bierwirtschaft unter demselben Dache, und die ehemaligen Prunksäle widerhallen zu Zeiten vom Lärme der zechenden Menge. Weiter ziehen wir nach einer alten, unansehnlichen Kirche, St. Peter, treten durch einen modernen Kreuzgang ein und veranlassen den Küster (gegen hohe Bezahlung) das große Bild des Hochaltars umzuwenden. Da sehen wir denn vor uns eines der bedeutendsten Gemälde von Rubens, des hl. Petrus Kreuzigung darstellend, in sehr realistischer Darstellung, aber vollendet und ein Meisterwerk ersten Ranges. Auch dieses Bild war zur Zeit der französischen Revolution den Räuberhänden der Gewalthaber an der Seine nicht entgangen und hatte den Weg nach Paris machen müssen, von wo es nach dem zweiten Pariser Frieden zurückkam. Als das Bild auf dem Rückwege war, besuchte gerade Goethe die Stadt Köln, und er sagt, wie er bei seiner Ankunft von Freunden und Bekannten, ja von Unbekannten, mit dem frohen Gruße überrascht worden sei, daß jenes von Rubens für seinen Geburtsort gemalte Bild nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle. Das hierin ausgesprochene Interesse des alten Kölners an „seinem" berühmten Bilde ist auch heute noch nicht erloschen, und mit Stolz weist er darauf hin als ein Kunstwerk höchsten Ranges.

Hahnenthor (S. 1113).

So groß ist in Köln die Anzahl kirchlicher Bauwerke, die ein specielles kunstgeschichtliches Interesse mit Recht für sich beanspruchen können, daß die Aufzählung derselben ermüden würde. Wer aber mit eigenen Augen und empfänglich für die Einwirkung harmonischer Formen und eines edeln Stiles die Apostelkirche (S. 1099) betrachtet, besonders vom Neumarkte aus, der begreift, daß der Rundbogen in dieser Basilika einen wahrhaften Triumph feiert. Bei Betrachtung der prächtigen und doch leicht aufgesetzten Kuppel mit den beiden reizenden kleinen Türmen rechts und links wird man unwillkürlich an die Sophienkirche in Konstantinopel erinnert, aber im Chore der Apostelkirche zu Köln tritt die Bauweise der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in ihrer ganzen keuschen Reinheit hervor. An diese Kirche knüpft sich noch eine merkwürdige Sage, die einem modernen Substrat in zwei hölzernen Pferdeköpfen unterliegt, welche man an einem benachbarten alten Patricierhause aus einem Fenster des obersten Stockwerks schauen sieht. Als, so heißt es in der Legende, im Jahre 1357 die Pest in Köln hauste, wurde auch Richmodis, die Gattin des Ritters von Aducht, von der Krankheit befallen, und bald umschloß sie das Grab. Der Totengräber, der in Erfahrung gebracht hatte, daß die Finger der Leiche mit wertvollen Goldringen bedeckt seien,

Eisenbahnbrücke (S. 1102).

Pantaleonsmühle (S. 1113).

schlich in der nächsten Nacht zu dem Grabe, um die Tote zu berauben. Nachdem er, zu dem Sarge gelangt, diesen geöffnet hatte, begann die Begrabene sich emporzurichten, worauf der Räuber voller Entsetzen floh. Richmodis war nur scheintot gewesen; sie nahm die zurückgebliebene Laterne des Entflohenen und begab sich, in die Grabtücher gehüllt, zu der benachbarten Wohnung ihres Eheherrn. Auch dort glaubte man in der Wiederkehrenden nur ein Gespenst zu sehen, und der Ritter von Aducht ließ der vor dem Thore Harrenden sagen, er würde erst dann glauben, seine begrabene Gattin kehre zurück, wenn seine Pferde auf den Söller stiegen und zum Fenster hinausschauten. Sogleich, fährt die Sage fort, hörte man auf der breiten Treppe den Huftritt der Pferde, und der Ritter eilte nun, seiner totgeglaubten Gattin Einlaß zu gewähren. Dieselbe lebte noch viele Jahre und verfertigte für die benachbarte Apostelkirche ein großes sogenanntes Fastentuch. Der Ursprung der Sage ist nicht mehr zu ermitteln, die Meinung jedoch, als seien die Pferdeköpfe dem Wappen des ersten Erbauers jenes Hauses einfach entlehnt, hat nicht viel für sich.

Vom Neumarkte hat man nur einen kurzen Weg zu der ganz eigenartigen Kirche St. Gereon (S. 1101). An Stelle derselben soll schon Helena, des Kaisers Konstantin Mutter, eine Kirche errichtet haben, doch stammt der gewaltige Kuppelbau aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Wenn man durch die kleine Vorhalle in die zehneckige Kuppel eintritt, so wird man von diesem merkwürdigen Bau unwillkürlich überrascht. In einem Kreise von 17 m Durchmesser stehen schlanke, polychrom bemalte Säulen und tragen ein fast 50 m über dem Erdboden schwebendes Gewölbe. Rings zwischen die Säulen sind kleine Bogen gespannt, die den Eingang zu geräumigen Nischen bilden, welche als Kapellen dienen. Darüber läuft rings um die Kuppel eine breite, hohe Galerie, und erst über dieser erheben sich die großen Fenster, welche Licht ins Innere des majestätischen Baues senden. Geradeaus führt eine breite, vielstufige Treppe zu dem eigentlichen Langhause, das aber hier lediglich als Chor dient. Unter diesem endlich betritt man eine geräumige Krypta, in der sich ein merkwürdiger, wie es scheint uralter, Mosaikboden befindet.

Es begreift sich unschwer, daß eine Stadt wie Köln, die während langer und rühmlicher Vergangenheit eine große Rolle gespielt und stets der deutschen Kunst eine Heimstätte gewesen, nicht nur architektonische Meisterwerke in ihren Mauern schuf, sondern auch die Malerei, besonders nach der kirchlichen Richtung hin, hegte und pflegte. In der That genießt die Kölner Malerschule kunstgeschichtlich ein hohes Ansehen, und ihre vorzüglichen Repräsentanten, die beiden Meister Stephan und Wilhelm, gehören sicherlich zu den bedeutendsten Malern aller Zeiten. Von ihnen hat sich freilich nur wenig erhalten, überhaupt sind die Sammlungen, welche Kölner Kunstmäcene früher hier angelegt, längst in alle Winde zerstreut.

Was in Köln selbst blieb, verdankt die Stadt dem 1828 gestorbenen Ferdinand Wallraf, der alle alten Bilder, deren er habhaft werden konnte, sammelte, manches Gute und viel Mittelmäßiges. Dieser vorzügliche Mann setzte die Stadt zur Erbin seiner sämtlichen Sammlungen ein. Dieselben bilden den Grundstock des Kölner Museums, einer ziemlich reichhaltigen Sammlung, die aber sehr lange Zeit hindurch in einem elenden alten Gebäude untergebracht war, bis vor etwa 25 Jahren ein reicher Kölner, Richartz, in hochherziger Weise die Mittel zum Bau eines prächtigen, der Stadt würdigen Museums spendete. In edelm Stile erbaut und allseitig von hübschen Anlagen umgeben, erhebt es sich nicht gar weit vom Dome und verdient einen Besuch auch von denjenigen, welche die Erzeugnisse der alten Kölner Malerschule zwar kunstgeschichtlich hochschätzen, sie aber sonst ziemlich barbarisch finden. Von dem mit Steinles prächtigen Fresken ausgemalten

Schiffbrücke.

Treppenhause gelangt man in das obere Stockwerk und zu der Ausstellung moderner Bilder. Unter diesen nimmt Professor Richters Königin Luise, auf Bestellung des Kölners Joest gemalt und von diesem dem Museum geschenkt, einen Hauptplatz ein. Jedermann kennt dieses herrliche Bild aus den verkleinerten Reproduktionen oder Photographien, und es ist kein Wort über die innige, seelenvolle, mit vollendeter Technik auf die Leinwand gezauberte Darstellung zu sagen. An jüngeren Profanbauten von architektonisch hervorragendem Charakter ist Köln ziemlich arm, doch zeigen einige Straßen, wie z. B. diejenige unter Sachsenhausen, bemerkenswerte palastähnliche Bauten. Die alte Ringmauer mit ihren zahlreichen Türmen wurde in der neuesten Zeit ein immer drückenderes Hindernis für die Weiterentwickelung der

Ebernthor.

Stadt. Nun ist endlich dieser Ring gesprengt und Köln kann sich beinahe auf das Doppelte seines früheren Areals ausdehnen. Pietätvoll hat man einige der alten Thorburgen (S. 1098, 1104—11), sowie einen kleinen Teil der alten Stadtmauer erhalten, auf daß auch die späteren Nachkommen noch sehen mögen, wie Alt-Köln sich voreinst geschirmt, und wie die Mauern und Türme aussahen, welcher der Bürger Kraft im Mittelalter schuf. Wandelt man aber durch die breit und bequem angelegte Hauptstraße der Neustadt, so muß man doch, bei aller Verehrung des Alten, gestehen, daß erst die Neueren Luft und Licht für den häuslichen Komfort zu benutzen verstehen. Welch eine prächtige Straße ist z. B. der neue Hohenzollern-Ring! Indem wir ihn entlang schreiten, erblicken wir über den Häusern die Spitzen der beiden Domtürme, gleichsam als wollten sie die Vergangenheit mit der Gegenwart vereinigen. Mit magischer Gewalt ziehen sie uns an, und so ward es uns wie einst Forster: „Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten."

Diätetische Kuren.

Von

Prof. Dr. M. J. Oertel.*)

Nicht leicht scheint ein Begriff einfacher, klarer und allen Menschen geläufiger zu sein, als der der Ernährung. Von der Amme und Wärterin in der Krankenstube bis hinauf zum Gourmand in der gesuchtesten Restauration, und bis zum Greise, der mit Wohlbehagen seine Kraftbrühe einschlürft, hat sich jeder seine Vorstellungen darüber gemacht und sich in seinem Haushalte danach eingerichtet.

„Wir essen, um zu leben", ist ein altes Sprichwort, das noch niemand bezweifelt hat, bei welchem aber die zu einander in ursächlichem Verhältnis stehenden Begriffe keine bestimmte Begrenzung haben, sondern die praktische Auslegung die größtmögliche Verschiedenheit aufweist. Was ißt der Mensch alles, um zu leben! Hier das arme hungernde Kind an der Straßenecke, dessen Mahl oft nur kalte schlechte Kartoffeln und Brotkrumen bilden, dort der dicke Lebemann, der bereits über eine Stunde diniert und noch lange nicht am Ende seiner Mahlzeit angelangt ist.

„Wir leben, um zu essen," ist eine Variation desselben Sprichwortes, die gleichfalls einer großen praktischen Durchführung sich erfreut. Es fragt sich nun, wie sich beide Sätze zu einander verhalten, bei welchen Grund und Folge sich gegenseitig so vollständig vertauschen. Wenn man den zweiten Grundsatz betrachtet und mit dem ersten in Beziehung bringt, so finden wir, daß er zu keinem eigentlichen Abschluß gelangt. Wenn wir leben, um zu essen, so ist im Hinblick auf den ersteren Satz: wir essen, um zu leben, das Leben offenbar wieder vom Essen bedingt, und es ergibt sich weiterhin von selbst die Frage: „Wie leben wir, wenn wir leben, um zu essen?" Von der Art des Essens wird offenbar die Art des Lebens in Abhängigkeit gebracht werden müssen.

Diese Sätze haben wir von alters her überkommen und wir dürfen wohl als sicher voraussetzen, daß den Alten, die scharfsinnige Beobachter waren, die von uns hier gezogenen Folgerungen und noch mehr die praktischen Ergebnisse dieser Grundsätze nicht entgangen sind. Als ein alter Weiser von einem seiner Schüler gefragt wurde, wie viele Krankheiten es gäbe, antwortete er: „Zähle die Köche!" Dieser Denker hat offenbar die letzten Konsequenzen aus dem Satz: „Wir leben, um zu essen" in Beziehung auf den ersten Satz gezogen und aus der unmittelbaren Anschauung auf die Art des Lebens nach der Art des Essens geschlossen. Aus der Küche gingen nach ihm von alters her ungezählte Krankheiten hervor. Unsere Kenntnisse und Erfahrungen über die Ernährung und über den Ursprung der Krankheiten haben in den vielen Jahrhunderten, die seit dem Ausspruche jenes Weisen dahingegangen sind, sich vielfach geändert und erweitert. Wir haben

*) Bei dem allgemeinen Interesse, welches heutigentags dem Heilverfahren des Münchener Professors Oertel entgegengebracht wird, werden die obigen Auslassungen des bekannten Gelehrten über die Ernährungsfrage gewiß bei allen Lesern dankbare Aufnahme finden. D. R.

Einblicke in die Ernährungsvorgänge, die Umbildung und Zerlegung der Stoffe im tierischen Körper gewonnen, von welchen die Alten keine Vorahnung hatten, doch sind wir dadurch nur um so mehr in die Lage versetzt worden, die Wahrheit jenes Ausspruches vollständig zu bestätigen.

Eine reiche Quelle von Krankheiten entspringt aus der Art der Ernährung, und ich meine hier nicht die schlechte, mangelhafte Ernährung, welcher wir an den Stätten des Elends begegnen, über deren Verhältnis zur Krankheit wie Ursache und Wirkung keiner im Zweifel sein kann, sondern ich spreche von jener Ernährungsweise, welche der Wohlhabenheit und dem ausreichenden Besitztum entspringt, und entweder durch den Reiz des Genusses und die Angewöhnung oder durch falsche Vorstellungen und Unwissenheit veranlaßt wird. Wir können sie als Ueberernährung und falsche Ernährung bezeichnen. Sie sind weit mehr verbreitet, als man glauben sollte und erst in der neuesten Zeit auf Grund unserer Kenntnisse über den Stoffumsatz und die Ernährung des tierischen Körpers ein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden. Auf den Grundsätzen jener Kenntnisse basiert ihre Behandlungsweise — diätetische Kuren nennt sie das Volk.

Der menschliche Körper ist zusammengesetzt aus einer Summe von organischen und unorganischen Stoffen, welche in bestimmten Verhältnissen zu einander stehen müssen, um die Lebenserscheinungen ohne Störung zu ermöglichen, den Körper in seiner normalen Zusammensetzung zu erhalten, das Wachstum zu vermitteln und Beschädigungen durch Krankheiten oder andere Einwirkungen wieder zum Ausgleich zu bringen. Die wichtigsten Bestandteile des Körpers, welche durch den Lebensprozeß einen beständigen Umsatz und eine Erneuerung erfahren, sind die die Gewebe und von diesen insbesondere die die Muskeln zusammensetzenden Eiweiß- oder, wenn wir einen Bestandteil dieser chemischen Verbindung vorzüglich ins Auge fassen, stickstoffreichen Verbindungen und das Fett, an dessen Umsatz in Kraft und Wärme die Funktionsthätigkeit unserer Organe und namentlich die des ganzen Muskelapparates vorwiegend gebunden ist. Eine dritte, nicht minder wesentliche Substanz, welche die Aufnahme dieser Stoffe, ihre Verteilung im Körper und zum Teil auch die Ausscheidung der verschiedenen Zersetzungsprodukte vermittelt, ist das Wasser, das wir, als solches in den Getränken oder in mannigfacher Weise in den festen Speisen enthalten, aufnehmen. Die Zufuhr von eiweißreichen und fettbildenden Stoffen in richtiger Art und Menge bildet die Hauptaufgabe der Ernährung.

Die Gesundheit des Menschen verlangt nun, daß weder von den einen, noch von den anderen Stoffen ein Uebermaß aufgenommen wird, und wenn der Körper auch imstande ist, längere Zeit hindurch den Ueberschuß der einen oder anderen Substanz ohne Nachteil zu ertragen, zu zersetzen oder in bestimmte Depots, wie das Fett, abzulagern, so wird doch ein Zeitpunkt eintreten, wo dies nicht mehr der Fall ist und der Körper unter der falschen und Ueberernährung entschieden leiden muß. Auch das vollkommen indifferent erscheinende Wasser kann, wenn der Kreislauf des Blutes im Körper, sowie die Wasserausscheidung aus den Nieren Beeinträchtigung erfahren oder anderweitige Ernährungsstörungen eingetreten sind, durch zu reichliche Aufnahme schließlich eine schädliche Wirkung auf den Organismus ausüben.

Die Folgen der Ueberernährung und falschen Ernährung sind weitaus zahlreicher und größer als man gewöhnlich annimmt und ihre Beseitigung wieder nur durch ein diätetisches Eingreifen möglich. Dadurch, daß die verschiedenartigsten Störungen von den Einflüssen falscher Ernährung abhängen und wieder andere Krankheitserscheinungen von diesen bedingt werden, ist die Folge der diätetischen Behandlung selbst eine mannigfache und äußert sich in Wirkungen, die nicht selten weit ab von der einfachen Ursache zu liegen scheinen.

Nehmen wir einen Fall aus den vielen heraus, die „Fettsucht“.

Die Fette, die Abspaltungsprodukte der eiweißhaltigen Substanzen, des Fleisches, sowie ein Teil der sogenannten Kohlehydrate, Zucker, Mehlspeisen, Brot, Reis ꝛc. werden in Körperfett umgewandelt, verbrannt oder als solches für späteren Verbrauch an bestimmten Stellen im Unterhautzellgewebe, namentlich unter den Bauchdecken sowie auch zum Teil an den inneren Organen, am Herzen, am Herzbeutel, am Netz, am Gekröse, um die Nieren herum abgelagert. Der tierische Körper benötigt das Fett nicht nur zur Erhaltung bestimmter schöner Körperformen, sondern die Funktionsthätigkeit fast aller unserer Organe ist an dem Umsatz des Fettes in Kraft und Wärme, wobei sich dasselbe in Kohlensäure und Wasser zerlegt, gebunden. Wir können keinen Finger bewegen, ohne daß wir nicht Fett zersetzen, aber auch die Erhaltung unseres anderen, bereits erwähnten, überaus wichtigen Körperbestandteils, der eiweißhaltigen Substanz, des Hauptbestandteils unseres Blutes, unserer Muskeln und anderer lebenswichtigen Organe ist an das Vorhandensein einer bestimmten Fettmenge gebunden, und verlieren wir diese, kann sich auch unser Eiweißbestand nicht mehr erhalten; es treten Zersetzungen desselben ein, Eiweißverarmung mit mehr oder weniger rasch sich entwickelnden Zeichen der Abmagerung, Blutarmut und Schwächezuständen.

Werden dagegen fettbildende Substanzen im Ueberfluß aufgenommen und durch die Funktionsthätigkeit der Organe, namentlich durch Muskelarbeit nicht verbraucht, so wird der Rest derselben als Fett in den Fettzellen aufgespeichert und je nach der Größe der Zufuhr werden in den als Fettdepots genannten Stellen immer reichlichere Fettmengen sich ansammeln und alsbald auch durch Volumenszunahme der betreffenden Teile sich kenntlich machen. Aber nicht nur in den Fettdepots häufen sich so immer größere Fettmassen an, sondern die Fettablagerung beginnt auch allmählich an und in den Organen selbst, in den Zellen dieser wie in der Leber, sowie in Form von Fettumwachsung und Fettdurchwachsung, insbesondere des Herzmuskels, dann der Nieren unter stetigem Schwunde der eigentlichen Substanz dieser Organe. Es kann nun nicht fehlen, daß unter solcher fortschreitenden Entartung sich alsbald Störungen in den wichtigsten Lebensvor-

gängen ausbilden, welche nach dem größeren oder geringeren Darniederliegen bestimmter Funktionen zu verschiedenen Krankheiten und Gefährdung des Lebens führen müssen und selbst die Unmöglichkeit dieses oder den Tod bedingen können. Wir erhalten so Krankheitsbilder der verschiedensten Art je nach der Größe und dem längeren Bestande der Fettwucherung, je nach dem Alter des Individuums, sowie nach dem etwaigen Bestehen anderweitiger Krankheitszustände.

Halten wir Umschau unter unserer Umgebung.

Hier begegnen wir einem jungen Manne, strotzend von Gesundheit. Er ist mit hinreichenden Glücksgütern gesegnet; sein Beruf und seine andere Thätigkeit ist mit keiner größeren körperlichen oder überhaupt länger andauernden Anstrengung verbunden; er liebt einen gut besetzten Tisch, eine behagliche Ruhe und einen Trunk in fröhlicher Gesellschaft. Der junge Mann ist bereits ein Gegenstand des Neides. Seine blühende Gesichtsfarbe, seine runden Glieder, seine auch sonst stattliche Gestalt haben ihn selbst etwas eitel gemacht und auch die allmählich beginnende Wölbung seines Bauches betrachtet er mit einem gewissen Stolz. Er fühlt sich wohl und glücklich und denkt nicht daran, in seiner Lebensweise irgend etwas zu ändern. Seine größte Sorge und seine größte Freude ist es, seinen Tisch mit einem neuen Leckerbissen bereichern zu können.

Dort wandelt an der Promenade langsam und mühselig eine andere Gestalt vorüber und setzt sich, schwer aufatmend, auf eine Bank nieder. Wer an ihr vorübergeht, sieht in ihr einen armen, schwer kranken Mann. Wenn dieser kranke, hinfällige Mann zurückdenkt, nicht eben gar zu viele Jahre, so taucht ein Bild vor ihm auf, das vollkommen jenem gleicht, das wir soeben gesehen, er selbst ist der junge Mann, der vielbewunderte und beneidete. Eine Reihe von Jahren in vollster Gesundheit ist an ihm vorübergegangen. Er war nie krank gewesen, nur seine Körperfülle hat zugenommen. Er wurde allmählich der Gegenstand kleiner Neckereien. Sein Magen und seine Verdauung wurden immer noch bewundert, er leistete auch mit ihnen nicht selten das Unmögliche und man sprach lange Zeit von seinem guten Appetit. Die Freuden der Tafel waren ihm ja bis vor kurzem noch das einzige geblieben, was er, wie er meinte, noch Angenehmes vom Leben hatte. Und nun wie anders dieses Bild.

Er hat eine kurze Spazierfahrt gemacht. Mühsam erhob er sich aus seiner Wagenecke und stieg langsam mit Hilfe seines Dieners aus. Es war eine Anstrengung, das Aussteigen. Tief aufatmend mußte er erst ausruhen, bis er langsam, auf seinen Stock gestützt und unter häufigem Stillstehen den schön geebneten Weg dahinwandeln konnte. Noch ist er trotz der etwas gebückten Haltung eine Gestalt. Seine Wohlbeleibtheit scheint sich gut konserviert zu haben und doch ist er in wenigen Jahren ein ganz anderer geworden. Das Gesicht ist wohl noch dick und voll, aber nicht mehr von roter Färbung und turgescierend, sondern aufgedunsen, fahl, die Augenlider etwas wassersüchtig geschwellt, die Lippen mehr bläulich, und eine livide Färbung ergießt sich rasch wechselnd nach geringer Erregung und Anstrengung über Stirn und Wangen. Wohl zeigen die Glieder und der Bauch noch ganz erheblichen Fettbestand, aber das Fettpolster ist schlaff geworden, schwappig, schwammig, die Haut in Falten abhebbar, die Muskulatur allenthalben welk, atrophisch, leistungsunfähig.

Das schwere, keuchende Atmen, die Stickanfälle bei geringer körperlicher Bewegung, beim Gehen, zeugen von einer bedeutenden Abnahme der Herzkraft, die nicht mehr imstande ist, die durch die Bewegung dem Herzen vermehrt zuströmende Blutmenge fortzuschaffen, abundanter Schweiß tritt auf seine Stirn und übergießt seinen Körper; die geringste Erkältung ruft lang andauernde Brustkatarrhe hervor und ganz außergewöhnliche Steigerung der Atemnot und der Kreislaufstörungen. Könnten wir seinen Puls untersuchen, so würden wir denselben klein, leer, unregelmäßig, aussetzend finden, kaum fühlbare Pulswellen, wieder teilweise mit größeren, rasch sich folgenden Schlägen, durch Herzpalpitationen erzeugt, abwechselnd.

Der Mann ist so ziemlich freudlos geworden. Auch der reichbesetzte Tisch bietet ihm kein Vergnügen mehr. Der Appetit ist verschwunden, die Verdauung gestört, es schmeckt ihm nichts mehr und wenn er gegessen hat, fühlt er sich unbehaglich, angegriffen, das Atmen und die Herzbewegung ist noch mehr erschwert, es braucht lange Zeit, bis die eingenommenen Speisen verdaut sind, abnorme Gasentwickelung, Auftreibung des Leibes und Blähungen belästigen ihn von einer Mahlzeit bis zur anderen. Er beschränkt das Essen immer mehr und nur der Durst ist ihm geblieben und er sucht Ersatz in dem Trinken. So wandelt er noch einige Zeit dahin, ein Bild hochgradigen Kräfteverfalls. Er ahnt was ihm bevorsteht und manchen Abend untersucht er seine Füße, ob sich keine wassersüchtigen Anschwellungen an denselben erkennen lassen, und fürchtet jede größere Bewegung oder Aufregung, um nicht plötzlich einer Herzlähmung zu erliegen. Wie lange wird es noch währen, bis ihn das eine oder andere Schicksal erreicht hat: Wer weiß, wie bald!

Ein anderes Bild!

Dort schreitet ein kleiner, dicker, stark kongestionierter Mann pustend und schnaubend die Straße entlang. Er hat seinen Hut abgenommen und wischt sich wiederholt nicht nur von der Stirn, sondern vom ganzen Kopf den Schweiß, der allenthalben in kleinen Bächlein herniederrieselt. Die Weste und das Hemd ist aufgeknöpft und auch auf seiner Brust steht der Schweiß in dicken Tropfen.

Es ist ein thätiger Landwirt und großer Oekonomiebesitzer, der viel und angestrengt arbeitet, deshalb aber auch immer guten Appetit und noch größeren Durst hat, und zumal nach des Tages Mühen durch reichliches Mahl und guten Trunk sich entschädigt. Er ist kerngesund, wie er sagt, nur leidet er stark an Schweiß und Verschleimung. Er hat beständig Exkoriationen an den Füßen, häufig Ausschläge an verschiedenen Stellen des Körpers, namentlich wo zwei Hautflächen miteinander in Berührung kommen, und auch sonst reichlich Pusteln über den ganzen Körper verbreitet. Dann plagt ihn ein ewiger Katarrh und eine beständige Verschleimung; er hustet und räuspert, ohne daß dabei eine eigentliche Erkrankung der Luftwege vorläge, viel

den Tag über, und kann sich oft des Gedankens nicht erwehren, zumal er in letzter Zeit beim Gehen und Treppensteigen immer schwerer und kürzer atmet, daß es ihm am Ende doch an der Lunge fehlen könnte. Dieser Glaube wird bei ihm von Zeit zu Zeit noch dadurch verstärkt, daß rheumatische Schmerzen an verschiedenen Stellen der Brustmuskeln, die Folge häufiger Erkältungen, welchen er bei seiner rasch eintretenden Transspiration außerordentlich zugänglich ist, auftreten. Auch an anderen Körperstellen sind sie schon zu wiederholtenmalen aufgetreten und haben sich mit Schmerzen in den Gelenken kompliziert, so daß er darin unverkennbare Zeichen der Gicht zu ersehen vermeint.

Dieser verschiedenen Leiden halber ist er auch ein großer Verehrer der Dampfbäder, die er fleißig besucht. Ebenso unterzieht er sich seit mehreren Jahren, wenn es ihm die Zeit gestattet, einer Kaltwasserkur, oder reist in ein Bad, um dann ein Jahr wieder in alter Weise sein Leben fortführen zu können.

Seine Freunde, wenn sie ihn unter Tags so erhitzt daherkommen oder abends mit rotem, kongestioniertem Gesicht hinter dem immer neu gefüllten Bierkruge sitzen sehen, befürchten einen Schlaganfall.

Setzen wir unsere Umschau noch weiter fort, die Zahl der Kranken ist groß und vielgestaltig sind die Bilder, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Da schreitet langsam ein Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren am Arme seiner Mutter einher, ein blasses, blondgelocktes Kind. Das Gehen wird ihm etwas mühsam, und langsam unter lebhaftem Heben und Senken der Brust steigt es eine kleine Treppe am Promenadeweg hinan und ist außer Atem und zittert von Herzklopfen, als es oben angelangt ist.

Es erscheint auf den ersten Anblick nicht schlecht genährt. Die Körperformen sind rund und voll, ebenso das Gesicht, und man könnte eher glauben, daß es zu reichlich genährt und für seine Jugend bereits eine zu üppige Körperfülle erreicht habe. Allein blickt man es prüfend an, so zeugen die bleichen Lippen, die blassen Wangen, die wachsweißen Arme doch von einem ganz erheblichen Blutmangel, und unter den runden Körperformen sind schlecht entwickelte, leistungsunfähige, atrophische Muskeln verborgen. Der schwache Herzmuskel füllt unter raschen, energielosen Kontraktionen die Blutgefäße nur spärlich mit Blut, während zu anderen Zeiten wieder unter lebhaften Erregungen länger anhaltende Kongestivzustände, besonders nach dem Kopf und den Wangen des Kindes auftreten, und dem Unerfahrenen ein blühendes, vollblütiges Aussehen vortäuschen.

Die Ernährung des Kindes hat vor vielen Jahren manches zu wünschen übrig gelassen, und mancher Fehler hat sich eingeschlichen unter dem Schein bewährter Ernährungs- und Erziehungsmethode.

Das Kind war immer artig und folgsam, kein schlimmer Suppen-Kaspar, sondern schlürfte gerne mittags und abends seine reichliche, dünne, wertlose Brühe ein, aß mittags neben dem spärlichen Fleisch, das es bekam, wie alle guten Kinder ein großes Stück Brot und einen reichlich gefüllten Teller voll Gemüse, während es sich abends genügsam und zufrieden mit seiner Suppe zu Bette legte. Auch am Morgen begnügte es sich gern mit seiner Tasse Milch und einigen Gramm weißem Brot. Dafür wurde es aber auch vormittags und nachmittags durch Obst erfreut und erhielt noch zur besonderen Belohnung Zuckergebäck oder anderes kleines Naschwerk.

Dabei war das Kind außerordentlich fleißig und sittsam, und seine Lernbegierde hielt gleiches Maß mit seinem Talente. Es beschäftigte sich am liebsten in seinem Zimmerchen mit seinen Büchern und seinem Spielzeug, sprach schon in seinem sechsten Jahre recht hübsch französisch, spielte leichte Musikstücke ganz reizend auf dem Klavier und verfertigte niedliche Handarbeiten. Spaziergänge machte es nur selten, größere nie, hielt sich indes häufig in frischer Luft auf, mit ruhigem Vergnügen wieder bei seinen Büchern und Spielzeug, oder in der lehrreichen Gesellschaft von Mutter und Tanten. Die gewöhnlichen Kinderspiele, körperliche Spiele, Herumtollen im Garten machten dem Kinde keine Freude und wurden ihm auch von Anfang an verboten, da es sich dabei viel zu sehr echauffierte und krank werden könnte. Leibesübungen und namentlich Turnen waren selbstverständlich bei der Mutter vor allem verpönt, da solche Dinge für Mädchen sich überhaupt nicht schicken. So wuchs das Kind gedeihlich heran und war der Stolz und die Freude seiner Eltern. Aber wie keine Freude lange ungetrübt fortbesteht, so zogen auch hier allmählich Wolken an dem klaren Horizont des Familienlebens herauf. Das Kind sah allmählich blaß und angegriffen aus, die zarte weiße Haut mit bläulichen Aederchen durchzogen, die fein geformten zierlichen Glieder, die schönen großen Augen verliehen ihm allerdings etwas Aetherisches, Zauberhaftes, wären nur die Kräfte des Mädchens dabei nicht in so sichtlicher Abnahme begriffen gewesen, hätte die Blässe der Wangen und Lippen nicht auf eine ungenügende Blutbildung schließen lassen, und die Zeit der Entwickelung nicht Störungen aller Art herbeigeführt!

Nun suchte man zu korrigieren, was bei dem Mädchen unzureichend am Ausbau seines Körpers erschien. Nervenstärkende Mittel wurden in verschiedenster Form verabreicht, Eisen sollte die Blutbildung fördern, und kräftigende Bäder die medikamentösen Bestrebungen nach beiden Richtungen hin unterstützen. Dabei nahm die Ausbildung des Kindes seinen weiteren Fortgang, und die Eltern hatten das besondere Vergnügen, von der alten, strengen Institutsvorsteherin wiederholt zu hören, daß ihre Tochter weitaus der talentvollste, fleißigste und sittsamste Zögling sei. Auch vernahmen die Eltern nie eine Klage des Kindes über die sicher ganz rationelle Ernährungsmethode im Institut, während andere Kinder häufig sich ungeziemende Aeußerungen erlaubten über die kleinen Portionen von Fleisch und über den Ersatz desselben durch Zulagen von Gemüsen und lockeren, gut aufgegangenen Mehlspeisen oder flüssigem Brei, die ihre entschieden verwöhnten Magen nicht auszufüllen schienen. Auch die Menge guter, mehliger Kartoffeln, welche den Zöglingen so reichlich vorgesetzt wurden, fanden keine Gnade bei diesen verzogenen Kindern. Da war denn doch unser Mädchen ein Muster dagegen, ein Lamm unter Wölfen. Leider besserten sich aber ihre Gesundheitszustände

dabei nicht, und als die Institutszeit vorüber und das Mädchen ausgebildet war, daß es, wie die Institutsdame lobend hervorhob, die erste Gouvernante an jedem fürstlichen Hofe hätte werden können, mußten die Eltern sich ernstlich Sorge über die Gesundheit ihres Kindes machen.

Es fand vielfach Familienrat statt, und eine Milchkur, von der man von verschiedener Seite so viel Gutes erzählen hörte, fand ungeteilten Beifall. Ein Aufenthalt auf dem Lande, frische, stärkende Waldluft, absolute Ruhe, um die Kräfte des Kindes zu schonen, täglich zwei bis drei Liter Milch, füllten so ziemlich das Programm aus. Die übrige Ernährung sollte natürlich gleichfalls nicht vernachlässigt werden. Für kräftige Suppen war durch Fleischextrakt und Konsommé gesorgt, gutes Brot und Backwerk wurde reichlich zugesendet, aus Fleisch, das auf dem Lande niemals in besonderer Qualität zu erhalten ist, machte sich zum Glück das Mädchen nicht viel, im Gegenteil, es hatte überhaupt Widerwillen gegen dasselbe, und so war denn für alles gesorgt, was für die Kräftigung des Kindes, seine Ernährung, Blutbildung und günstige Entwickelung nur immer gethan werden konnte. Der Erfolg schien auch alsbald den Erwartungen zu entsprechen.

Die gute Luft und die behagliche Ruhe wirkten günstig auf das Allgemeinbefinden der Kranken ein, und die Ernährung machte unter der Milchkur entschieden Fortschritte. Die Kranke nahm an Körperfülle zu, die Kleider wurden ihr zu enge, und durch die Wage ließ sich eine Gewichtszunahme von mehreren Kilo konstatieren. Man hätte also mit dem Ergebnis entschieden zufrieden sein können — allein die Kräfte des Mädchens hatten trotz dem so augenfällig günstigen Ernährungszustande nicht zugenommen! Es fühlte sich rasch, vielleicht noch rascher wie früher, ermüdet, längeres Gehen und insbesondere Treppensteigen oder eine Anhöhe hinanzugehen war ihm beschwerlich, und rasches kurzes Atmen, starkes Herzklopfen trat ein, das es meist schon nach kleinen Strecken zum Stehenbleiben und Ausruhen nötigte. Später machten sich auch bei ruhigem Sitzen, im Bette, häufig spontane Herzpalpitationen bemerklich, begleitet von einem beängstigenden Gefühl und nervöser Erregung. Auch die Gesichtsfarbe der Kranken hatte sich wenig verändert, Wangen und Lippen waren noch blaß und blutleer, und ein Zahnarzt, der wegen Zunahme kariöser Erkrankung der Zähne zu Rate gezogen wurde, glaubte aus der auffallenden Blässe des Zahnfleisches und der Mundschleimhaut auf eine immer noch bestehende große Blutarmut schließen zu müssen, und riet ernstlich, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Auch das Hohlwerden der Zähne leitete er von dem geringen Blutbestand des Fräuleins ab. Nach einigen Wochen wurde dem Rate des Zahnarztes Folge geleistet.

Jetzt befindet sich das Mädchen in der Behandlung eines erfahrenen Arztes, der ihm ein von der früheren Lebensweise vollständig verschiedenes diätetisches Verhalten vorschrieb und eine ganz andere Kost zuteilte. Es macht sich viel Bewegung und scheut sich auch nicht, kleine Anhöhen hinanzugehen, wenn es auch stärker atmen muß und das Herz etwas lebhafter pocht. Wir dürfen wohl endlich auf einen dauernd günstigen Erfolg hoffen.

Es mag die Vorführung dieser wenigen typischen Krankheitsbilder genügen, an ihnen den Einfluß und die Folgen der Ueberernährung und falschen Ernährung zur deutlichen Anschauung zu bringen. Es wäre nun zu untersuchen, wie solche Zustände aus jenen Ursachen allmählich zur Entwickelung kommen.

Der erste Fall wird sich wohl leicht erklären lassen. Der Betreffende, den wir noch nicht als Kranken bezeichnen können, nimmt reichliche Nahrung auf, fettbildende Stoffe und eiweißreiche Nahrungsmittel im Ueberschuß, mehr als er für die Erhaltung seines Körpers notwendig hat; er speichert den Ueberschuß also in sich auf, er wird fett- und blutreich. Wie entwickeln sich aber nun bei der Fortsetzung des gleichen Ernährungseinflusses jene anderen, trostlosen Zustände, wie wir sie bei dem zweiten Kranken beobachteten?

Wir haben die Ursachen in der excessiven Fettbildung und der dadurch bedingten Störung der Funktionsthätigkeit der verschiedenen Organe zu suchen, wobei die Störung des einen Organs immer wieder von der Störung des anderen abhängt und unterhalten wird.

Den Ausgangspunkt bilden die allmählich sich entwickelnden Veränderungen im Cirkulationsapparat, und von diesen abhängig die Beeinträchtigung der Nierenthätigkeit. Durch den ständigen Ueberschuß von fettbildendem Material, welches dem Körper zugeführt wird, füllt das Fett nicht nur sämtliche Fettdepots an, sondern wird auch am Herzen, zwischen den Muskelfasern desselben abgelagert, so daß das Muskelgewebe dadurch auseinander gedrängt wird, seine Fasern durch den Druck atrophieren oder selbst fettig degenerieren, die Hohlräume des Herzens sich erweitern und die Kontraktionskraft desselben und dadurch seine Fähigkeit, das Blut in normaler Weise zu verpumpen, immer mehr und mehr herabgesetzt wird. Diese Zustände werden immer rascher herbeigeführt werden, wenn in den Nahrungsmitteln selbst größere Mengen von Stoffen enthalten sind, welche diese Degeneration durch ihre chemischen Eigenschaften beschleunigen. Hier ist der Alkohol in den Getränken in erster Linie zu nennen. Wie das Herz in seiner Funktion allmählich beeinträchtigt wird, so erkranken auch die Nieren und nicht allein durch unzweckmäßige Ernährung, sondern auch infolge der veränderten Cirkulation, welche sich durch die Herzerkrankung ausbildet. Mit der abnormen Blutbildung und den allmählich anwachsenden Stauungen im venösen Apparate treten Unregelmäßigkeiten in der Wasserausscheidung durch die Nieren ein, das Wasser sammelt sich mehr und mehr im Körper an, das Blut und das Gewebe wird wasserreicher, und es entwickelt sich aus dem vorausgegangenen Blutreichtum, der früheren Plethora, allmählich ein wasserreiches Blut, eine seröse Plethora. Hauptsächlich gefördert wird die Entwickelung dieser serösen Plethora dann noch durch eine geringere Bildung von roten Blutkörperchen infolge der unzweckmäßigen Ernährung, der gestörten Cirkulation und Sauerstoffaufnahme, sowie der Herabsetzung der Energie der Zellenthätigkeit überhaupt.

Die im Verlauf der Zeit im Blut und in den Geweben sich ansammelnden Wassermassen sucht der Organismus auf verschiedenen Wegen durch Erhöhung der Absonderungsthätigkeit anderer Organe, der Schleim- und Speicheldrüsen, aber insbesondere durch erhöhte Schweißproduktion zu entfernen.

Die in unserem dritten Krankheitsbilde geschilderten Erscheinungen sind auf diese Ursachen zurückzuführen. Die Einflüsse, welche eine Erregung der Schweißnerven und dadurch Schweißproduktion hervorrufen, wie die Wärme, die körperliche Bewegung, wirken weitaus energischer und haben eine der Größe ihrer Ursache nicht mehr entsprechende abundante Schweißabsonderung zur Folge. Aus der lebhaften Unterhaltung der Hautkongestion und Schweißabsonderung durch die Ernährungs- und Cirkulationsanomalien leiten sich auch die weiteren krankhaften Zustände der Haut ab, Exkoriationen infolge des Fußschweißes, Erythem, Pusteln und Ekzeme an besonders dazu geeigneten Stellen. Auch die Sekretion der Schleim- und anderer Drüsen ist von Kongestivzuständen abhängig, welche auf den Schleimhäuten selbst wieder ihrerseits eine Disposition zu Katarrhen, und wo diese bereits aus irgend welchen, oft ganz geringfügigen Ursachen hervorgerufen wurden, zumeist ihren chronischen Verlauf bedingen. So entwickeln sich Brustkatarrhe, so Magenkatarrhe, wobei letztere wieder in der übermäßigen Zufuhr unzweckmäßiger Nahrungsmittel und namentlich der Getränke ein wichtiges ursächliches Moment erhalten.

Während der Katarrh der Luftwege, begünstigt von der katarrhalischen Disposition, durch rasche Ausbreitung der Entzündung auf die feineren Verzweigungen der Luftröhre, durch akute Kapillarbronchitis bei der beträchtlichen Abnahme der Herzkraft nicht selten rasch zum Tode führt, bildet der chronische Magenkatarrh, den wir infolge der Kreislaufsstörungen und Stauungen im venösen Apparat gleichfalls als Stauungskatarrh auffassen müssen, eine weitere gewichtige Ursache der Beeinträchtigung der Ernährung und des fortschreitenden Kräfteverfalls. Statt daß die Labdrüsen des Magens einen kräftig verdauenden Magensaft absondern, erhalten wir hier nur ein Produkt, dessen Verdauungsvermögen bedeutend herabgesetzt, das mit Schleim und katarrhalischem Sekret vermischt ist und seine chemischen Eigenschaften zum großen Teil verloren hat. Die in den Magen gelangten Speisen werden von ihm nicht sobald aufgelöst und für die weitere Umwandlung und Resorption im Darm vorbereitet, sondern bleiben in ihm liegen, reizen die kranke Schleimhaut und werden erst nach längerer Zeit, mehr oder weniger verändert, in den Darm fortgeschafft. Die subjektiven Erscheinungen des Kranken, seine Appetitlosigkeit, sein Widerwille gegen das Essen, die lange anhaltenden Verdauungsbeschwerden sind durch diese Vorgänge veranlaßt.

Unser zweiter Krankheitsfall mag hier zur Illustration dienen. Es ist selbstverständlich, daß die Erkrankung der Magenschleimhaut, die Produktion eines schlechten Magensaftes und die davon abhängige Beeinträchtigung der Ernährung sich verschieden verhalten wird, nicht nur je nach dem Grade der zu Grunde liegenden Krankheit, sondern auch nach dem Individuum und den speciellen Ursachen. Immer aber wird der Arzt, wo es sich um eine Veränderung in den Ernährungsvorgängen handelt, insbesondere wo Fettsucht und Kreislaufsstörungen vorliegen, der Beschaffenheit des Magens und der Verdauungskraft desselben seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Der Verlauf der Krankheit ist weiterhin wieder, wie von Anfang an, von der Erkrankung des Herzens und der Nieren abhängig. Durch die fortschreitende Degeneration des Muskelapparates des Herzens und abnehmende Herzkraft ist einerseits der Ausgang in Herzlähmung bedingt, andererseits durch die davon abhängigen Kreislaufsstörungen auch die Funktion der Nieren im höchsten Grade beeinträchtigt. Durch chronisch verlaufende Entzündungen in denselben werden die erst noch unregelmäßigen Schwankungen zwischen größerer und geringerer Harnausscheidung in eine stetige Abnahme dieser übergehen, die Wasseransammlung im Körper ebenso stetig anwachsen und der Tod durch allgemeine Wassersucht herbeigeführt werden. Komplikationen durch sekundäre Erkrankungen anderer Organe oder durch Degenerationsvorgänge, welche durch vorhandene Ernährungsstörungen verursacht werden, können ein verschiedenes Ende bedingen durch Schlagfluß, Lungenentzündung, Lungenlähmung nach vorausgegangenen Lungeninfarkten und dergleichen.

Der vierte Fall ist aus den mannigfachen Bildern der falschen Ernährung herausgenommen, zugleich ist er aber auch kompliziert mit weiteren Fehlern, namentlich in der Ausbildung des Körpers, wie sie gegenwärtig nur zu häufig bei der Erziehung unserer Mädchen in die Erscheinung treten.

Während auf die geistige Ausbildung des Kindes die größte Sorgfalt sowohl im elterlichen Hause, in der Volksschule, wie in einem von jenen gesuchten Mädcheninstituten oder vielmehr Gouvernantendressieranstalten verwendet wurde, die auf die Gesundheit ihrer Zöglinge viel schlimmer einwirken, als eine Strafanstalt, welche doch unter einer strengen Kontrolle des Staates steht, ist die körperliche Ausbildung vollkommen vernachlässigt worden. Jede Leibesübung, Spiele, Gymnastik, Turnen, waren verpönt, und doch wird von diesen und körperlichen Anstrengungen überhaupt die Leistungsfähigkeit unserer Muskeln, unsere Blutbildung, die Erzielung der Formenschönheit des Körpers und die Widerstandskraft desselben gegen Krankheiten ganz und gar bedingt. Wir sind nicht imstande, einen kräftigen Körper zu erzielen ohne sie. In die arbeitenden, in Uebung befindlichen Muskeln strömen ganz außerordentlich große Mengen Blutes ein; von der ausgiebigen Zufuhr von Nährmaterial und von der Thätigkeit der Organe ist das Wachstum derselben abhängig, während sie in der Ruhe blutleer werden und atrophieren.

In zweiter Linie wurde dann das unzweckmäßigste Nährmaterial dem Kinde zugeführt: wasserreiche Kost von geringstem Nährwert, viel Suppen, Kohlehydrate, Brot, Zuckergebäck, Mehlspeisen, Milch, wenig Fleisch und blutbildende Substanzen, so daß alle die verschiedensten Ernährungsversuche und Kuren, wenn der Ap-

petit und die Verdauungskraft des Kindes wirklich einmal Veranlassung zu reichlicher Nahrungsaufnahme und Assimilation gaben, nur eine Steigerung der Fettbildung erzielten. Die Entwickelung des Mädchens blieb zurück, das Blut wurde ärmer an Formelementen, roten Blutkörperchen und wasserreicher, der Herzmuskel fett und atrophisch, die Verdauungskraft nahm ab und damit die allgemeine Ernährung und Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Krankheiten. Herzerkrankungen, Fettsucht und namentlich Schwindsucht sind zumeist die Krankheiten, welche die bejammernswürdige Existenz solcher Kinder zum Abschluß bringen. Außerdem entwickeln sich nur zu häufig eine Reihe von Frauenkrankheiten, welche nicht nur für die zukünftige Frau und Mutter, sondern auch für die Lehrerin, Erzieherin, Gouvernante, eine Quelle beständigen Leidens werden. Möge unsere rasch fortschreitende Zeit diese Verhältnisse so bald und so gründlich wie möglich umgestalten! Mit diesem Fall sind wir zum Abschluß in der Erklärung der von uns vorgeführten Krankheitsbilder gekommen.

Es ist selbstverständlich, daß die Folgen einer Ueberernährung und falschen Ernährung sich noch schwerer und das Leben in kürzerer Zeit bedrohend äußern können, wenn in dem übermäßig oder falsch ernährten Körper noch Krankheiten vorhanden sind, welche durch diese Einflüsse eine Steigerung erfahren. Aber auch die Einwirkung solcher falscher Ernährungsweisen kann durch eine bestehende Krankheit selbst wieder beschleunigt und gesteigert werden, oder diese Ernährungsweisen bringen eine latente Krankheit zum Ausbruch oder machen den Körper durch Herabsetzung seiner Widerstandsfähigkeit empfänglich für Krankheiten. Es würde eine traurige Aehrenlese sein, wollte ich hier die Fälle vorführen, welche täglich die Erfahrung des Arztes bereichern; es mögen auch hier wieder einzelne Beispiele das Gesagte illustrieren.

Rufen wir uns den Einfluß der Ueberernährung und falschen Ernährung auf das Herz und den Cirkulationsapparat ins Gedächtnis zurück, so wird uns nicht entgehen können, daß bei bestehenden Herzfehlern, insbesondere bei Inkompensation eines Herzfehlers, bei Herzschwäche, bei Störungen im Lungenkreislauf und sekundären Herzerkrankungen infolge von Erkrankungen der Wirbelsäule und anderen Ursachen ihre Wirkungen proportional nach dem Grade ihrer Zunahme das Herzleiden selbst vergrößern und den Ausgang in den Tod beschleunigen müssen. Durch Krankheiten, welche den Stoffumsatz verlangsamen, die Verbrennung von Fett und fettbildenden Stoffen durch Behinderung der Muskelthätigkeit, Lähmungen, Knochenerkrankungen oder durch Anomalien in der Blutbildung, wie durch Gicht, Bleichsucht, durch verschiedene konstitutionelle Krankheiten vermindern, muß andererseits die Zufuhr von ungeeignetem und in seiner Masse nicht vollständig umzusetzenden Nährmaterial auch die Ernährung des Körpers noch in gesteigertem Maße schädigen, als in Fällen, wo diese Komplikationen nicht vorhanden sind. Endlich steht außer Frage, daß eine durch eine Störung oder auf anderem Wege erworbene, in der Anlage oder bereits in weiterer Entwickelung bestehende Krankheit, auch wenn sie nicht in die Reihe der obengenannten gehört, eine größere Intensität erlangen, einen rascheren Verlauf und einen ungünstigeren Ausgang nehmen wird, wenn durch Ueberernährung oder falsche Ernährung der Herzmuskel fettig entartet, die Herzkraft herabgesetzt, der Kreislauf gestört, die Verdauung geschwächt, das Blut hydrämisch geworden ist. Ich brauche hier nur zu erinnern, welchen Verlauf wir den Typhus, die Diphtherie, die Tuberkulose in Fällen nehmen sehen, wie ich sie in ihren Hauptzügen zu skizzieren versucht habe. Auch experimentell wurde der Nachweis hierüber geliefert. Professor Feser an der Münchner Tierarzneischule fütterte je zwölf Ratten von gleichem Wurfe, die einen mit Brot, die anderen reichlich mit Fleisch und nahm später Impfungen bei denselben mit Milzbrandgift vor. Während die mit Brot gefütterten Ratten sämtlich zu Grunde gingen, erlagen von den mit Fleisch gefütterten nur fünf dem furchtbaren Gifte.

Das beste Schutzmittel gegen Krankheiten, einschließlich der Infektionskrankheiten, und das beste Mittel, die Wirkung der nicht heilbaren Krankheiten herabzusetzen, ist ein gut ernährter Körper und eine richtige Ernährung.

Hat der Körper durch Ueberernährung oder falsche Ernährung Schaden gelitten, gleichviel ob die daraus hervorgegangenen Folgen sich noch mit gleichzeitig bestehenden, nicht heilbaren Krankheiten komplizieren oder nicht, so ist es die Aufgabe der ärztlichen Behandlung, die gestörten Ernährungsverhältnisse wieder auszugleichen und durch Herstellung normaler Zustände zugleich die Widerstandskraft des Körpers zu erhöhen. Diese Aufgabe fällt ausschließlich der Diätetik zu.

Wir haben nun verschiedene Methoden, welche dieser Aufgabe Rechnung tragen, und unter denselben hat sich in den letzten Jahren besonders eine populär gemacht, welche von mir angegeben wurde, nachdem ich dieselbe zuerst vor jetzt elf Jahren an einem mir sehr nahe gehenden Fall mit ganz durchschlagendem Erfolge angewendet, wissenschaftlich begründet und neun Jahre hindurch Erfahrungen darüber gesammelt hatte.

„Keine Suppe essen, beim Essen nicht trinken, oft und wenig essen und auch hinwiederum nur feste Speisen zum Frühstück nehmen" sind Vorschriften geworden, die wie ein geflügeltes Wort von Mund zu Mund gehen. Aber was ist ihre Bedeutung? Warum charakterisieren sie meine Methode, oder vielmehr in welcher Beziehung stehen sie mit den Störungen der Ueberernährung und falschen Ernährung überhaupt, wie sie eben vorgeführt wurden? Machen wir uns die Aufgabe klar, welche die diätetische Behandlung im allgemeinen und je nach dem Vorwiegen einer das Leben oder die Gesundheit störenden Erscheinung zu erfüllen hat, so werden wir alsbald auch zum Verständnis dieser Vorschriften kommen.

1) Die erste Störung, welche durch Ueberernährung eintritt, ist der erhöhte Fettansatz. Ihr begegnen wir durch vermehrte Fettverbrennung infolge gesteigerter Muskelarbeit, Gehen, Steigen, Bergsteigen, Gymnastik, Holzspalten u. s. w. und durch verminderte Zufuhr, aber nie vollständigen Ausschluß von fettbildenden Substanzen. Auch durch Verminderung der Flüssig-

keitsaufnahme sind wir imstande, wie die Beobachtungen an Kranken lehren und wie ich durch anatomische Beobachtungen nachzuweisen suchte, einen Einfluß auf den Fettansatz und die Fettresorption zu gewinnen. Es braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß die Entziehung von Flüssigkeit nur da in größerer Wirksamkeit und selbst längere Zeit hindurch einzutreten hat, wo es sich um übermäßige Ansammlung von Wasser im Blute und in den Geweben des kranken Körpers handelt und die Ursache davon entweder in der durch Fettsucht bedingten oder auf andere Weise gestörten Herzthätigkeit und Cirkulation beruht. In solchen Fällen kann daher nie von einem durch die Entwässerung bedingten schädlichen Einflusse die Rede sein. Der Kranke hat nur zuviel Wasser in seinem Körper und eine Entlastung desselben wird nur die Gefahr einer drohenden Wassersucht in dem gleichen Grade vermindern, wie eine erhöhte Zufuhr dieselbe beschleunigen muß. Die Notwendigkeit hierfür ergibt sich insbesondere, wenn bei gewohnter Lebensweise 35—60 und mehr Prozente der eingenommenen Flüssigkeit nicht mehr im Urin erscheinen und bei Herabsetzung der Flüssigkeitsaufnahmen eine bedeutende Mehrausscheidung eintritt. Wer nicht überschüssiges Wasser im Körper hat, ist wohl nicht imstande, längere Zeit hindurch 50—60 und selbst 100 Prozente mehr auszuscheiden, als er durch die Getränke bei sonstiger gleicher Ernährung und Lebensweise aufnimmt. Darüber muß man sich vollkommene Klarheit verschaffen.

Die Ernährung hat ferner vorzüglich durch eiweißreiche Nahrung stattzufinden. Um aber dem Körper die notwendige Menge von eiweiß- oder stickstoffreicher Nahrung zuführen zu können, ist eine hinreichende Menge kräftig wirkenden Magensaftes erforderlich. Bei der Mehrzahl der hierher gehörigen Kranken ist die Absonderung des Magensaftes, wie bereits erwähnt wurde, beeinträchtigt, sowohl seiner Menge als seiner Beschaffenheit nach, und wir dürfen deshalb, wenn die Verdauung nicht darunter leiden soll, eine unnütze Verdünnung desselben durch eine größere Flüssigkeitsaufnahme durch Suppen und Getränke vor und während des Essens nicht gestatten. Andererseits verhindert das Nichttrinken während der Mahlzeit bei starken Essern auch eine zu große Einnahme von Speisen. Solche Kranke essen viel weniger, wenn sie nicht immer die Rachenschleimhaut befeuchten und die Bissen mit einem guten Schlucke hinunterspülen können.

Die Aufnahme von Flüssigkeit wird erst nach bereits eingeleiteter oder schon weiter vorgeschrittener Verdauung dem Kranken erlaubt sein. Ebenso werden nur kleine Mengen von festen Speisen auch möglicherweise zum Frühstück zu verabreichen sein, welche durch eine geringere Menge und schwächeren Magensaft leichter in Verdauung und Lösung gebracht werden können.

Die Vorschriften gewinnen vor allem an Bedeutung, wenn es sich noch um Ernährungsstörungen handelt, wie sie im Fall 2 vorgelegen haben.

2) Die das Leben geradezu bedrohende Gefahr liegt in der Erkrankung des Herzens und in den Kreislaufstörungen. Während wir einerseits die Arbeit des Herzens dadurch zu erleichtern suchen, daß wir so wenig wie möglich auf einmal Nährmaterial und insbesondere Flüssigkeit zuführen und das bereits im Körper angesammelte Wasser durch Herabsetzung der Flüssigkeitsaufnahme und Erhöhung der Flüssigkeitsausscheidung durch erhöhte Muskelarbeit, Bergsteigen, römisch-irische Bäder u. s. w. zu vermindern suchen, werden wir andererseits die Herzkraft selber erhöhen müssen durch Beseitigung der das Herz um- und durchwachsenden Fettmassen, sowie durch Vermehrung seiner Muskelsubstanz. Mit der Entfernung des Fettes am Herzen allein, wie das durch die bisherigen Methoden erstrebt wurde, wird die uns vorliegende Aufgabe in keiner Weise gelöst, da nach der Entfettung allein immer nur der gleich schwache, atrophische Herzmuskel zurückbleibt und die Gefahren einer Kraftabnahme des Herzens, Vergrößerung der Kreislaufstörungen, inbesondere bei erhöhter Aufnahme von Flüssigkeit und selbst Herzlähmung dadurch vielleicht noch näher gerückt werden. Aus der Nichtberücksichtigung dieser Verhältnisse erklären sich auch die ungünstigen Resultate der früheren Methoden. Mit dem Verschwinden des Fettes muß in gleichem Grade eine Zunahme der Muskelsubstanz des Herzens erstrebt werden und zwar in der gleichen Weise, wie wir andere Muskeln kräftigen, durch Gymnastik. Es liegen also eigentlich zwei Aufgaben vor uns, Entfettung und Neubildung von Muskelsubstanz. Beide Aufgaben lösen wir durch Hervorrufung kräftiger Herzbewegungen, durch Steigen, Ersteigen von Anhöhen und Bergen, sowie durch gesteigerte Zufuhr eiweißreicher Nahrung als Material für die erstrebte Bildung von Organeiweiß oder Muskelsubstanz.

Indem wir die im Körper angehäufte Flüssigkeitsmenge auf ein Volumen zu bringen suchen, daß sie vom Herzen wieder bewältigt werden kann und das Blut seine normale Beschaffenheit wieder erhält, werden wir auch alle jene Störungen damit entfernen, welche von dem Verlust derselben abhängig sind. Die Kreislaufstörungen werden sich ausgleichen, die Nierenfunktion erleichtert und erhöht, die Schweißsekretion dagegen mit der Zeit herabgesetzt werden. Die Kongestion nach der Haut nimmt infolge des fortschreitenden Wasserverlustes des Körpers mehr und mehr ab, die Haut wird trockener, widerstandsfähiger, und die durch den früheren Blutandrang nach der Haut infolge geringer Erregungszustände bedingten und von der abundanten Sekretion der Schweiß- und Talgdrüsen abhängigen Affektionen verschwinden von selbst.

Mit der Ausgleichung der Kreislaufstörungen und der venösen Störungen kommen aber auch die Katarrhe der Respirationswege und jene Magen- und Darmkatarrhe, welche wie in Fall 2 durch Herabsetzung des Appetits, der Verdauung und Assimilation alsbald einen allgemeinen Kräfteverfall des Kranken herbeiführen, in der Regel zu rascher Heilung. Die Absonderung des Magensaftes wird eine bessere, die nur in kleinen Portionen eingenommenen Speisen werden von dem durch keine Flüssigkeit verdünnten Magensafte besser verdaut und die fortschreitende Zunahme der Ernährung und Blutbildung wirkt wieder günstig auf die Steigerung der Funktionsthätigkeit des Magens ein. Aber auch das Herz und der Kreislauf wird durch die Auffaugung

von nur kleinen Portionen von Nahrungsstoffen weniger belästigt, und die Ausscheidung durch die Nieren kann dadurch, wie ich nachgewiesen habe, günstiger von statten gehen. In der Zeit von der einen Mahlzeit bis zur anderen hat bereits so viel Flüssigkeit den Kreislauf verlassen, als ihm von der anderen Seite aus zugeführt wird, während durch die richtige Zusammensetzung der Nahrungsmittel die notwendigen Nährstoffe im Blute selbst eine Erhöhung erfahren.

Wie die durch Uebberernährung und falsche Ernährung geschaffenen Störungen im Organismus in verschiedenster Weise sich äußern können und Bilder auftauchen, welche nur von dem geübten Blicke des Arztes enträtselt werden können, ebenso wird der Arzt durch diätetische Vorschriften, insbesondere durch Regulierung der Flüssigkeitsmenge im Körper, durch die Einwirkung auf die Herzkraft, auf die Blutbewegung und den Blutdruck, durch Beschränkung oder Erhöhung des Fett- und Eiweißbestandes des Körpers, Erhöhung der Blutbildung und der Ernährung des Muskelapparates Krankheiten sowohl einzelner Teile des Körpers als auch des gesamten Organismus zur Heilung bringen, gegen welche vielleicht schon auf die verschiedenste Art vergebens angekämpft wurde.

Daß die Auswahl der Nahrungsmittel, die Größe der zu verabreichenden Mengen, die Zusammensetzung der Mahlzeiten, die Menge und Art des Getränkes je nach der Individualität des Kranken eine verschiedene sein wird und das Richtige vielmals erst durch den Versuch gefunden werden muß, daß es dem einen durchaus nicht schadet, wenn er eine Tasse Kaffee morgens trinkt, die in die Gesamtmenge der erlaubten Flüssigkeitsaufnahme wieder eingerechnet wird, während der andere kleine Mengen von festen Speisen, Eiern, Fleisch, Fisch und dergleichen als Frühstück genießt, daß diese Entziehung von Fett und fettbildenden Substanzen oder der Flüssigkeit nicht überall die gleiche sein kann, sondern im gegebenen Falle vielleicht auch nur langsam herabgesetzt wird, und eine diätetische Vorschrift nicht für alle Zeiten ausreicht, sondern einer beständigen Veränderung je nach den Ernährungsverhältnissen des Kranken unterliegt, das sind Vorschriften, welche sich nach meiner Methode für jeden Arzt von selbst verstehen.

Ich habe nun zur Ausführung solcher diätetischen Vorschriften und zugleich der damit notwendigerweise verbundenen mechanischen Einwirkung einerseits in Beziehung auf die Fettverbrennung, andererseits zur Kräftigung des Herzens, des Muskelapparates überhaupt und der Regulierung der Blutbewegung Kurorte in verschiedenen Gebirgsgegenden Deutschlands und Oesterreichs geschaffen und mit dem Namen „Terrainkurorte“ bezeichnet. An diesen Orten findet der Kranke unter Leitung umsichtiger und erfahrener Aerzte zu jeder Jahreszeit, so in den Wintermonaten in Meran-Mais, Bozen-Gries, Abbazia, dann im Sommer in Ischl, Reichenhall, Kreuth, Baden-Baden, Wildbad, Gelegenheit, sich diätetischen Kuren zu unterziehen je nach den seinen Leiden zu Grunde liegenden Störungen, und den Absichten entsprechend, welche sein Hausarzt damit verbunden wissen will.

Ganz ernstlich abzuraten ist, daß der Kranke selbst solche Kuren auszuführen unternimmt. Nicht nur, daß ihm jede Kenntnis der in seinem Körper vorhandenen Anomalien und komplizierenden Krankheitszustände mangelt, ist er auch nicht imstande, das Maß und die Art des diätetischen Eingriffes richtig zu bestimmen und die Folgen zu übersehen. Die populären Schriften über diätetische Kuren sollten eigentlich nur als Wegweiser dienen und dem Kranken das Verständnis von der Wichtigkeit der richtigen Ernährung und von der Beseitigung eingerissener Störungen durch dieselbe beizubringen suchen. Wenn sie über diese Grenzen hinausgehen und Anweisungen enthalten, solche Kuren selbständig ohne Einsicht in die bestehenden Krankheitsvorgänge und die Gefahr der Ernährung vorzunehmen, so wirken sie schädlich. Es ist sehr häufig notwendig, daß Kranke der bezeichneten Art klaren Einblick in ihren Zustand sich verschaffen, indem viele derselben, namentlich im Anfangsstadium, sich noch nicht in der Weise beeinträchtigt fühlen, daß sie von ihren lieben Gewohnheiten so leicht ablassen. Deshalb hat die Lektüre hierher bezüglicher Vorschriften für die Kranken immer einen gewissen Wert, sie können ihnen im großen ganzen als Richtschnur in ihrem diätetischen und Gesamtverhalten dienen, die Leitung der diätetischen Behandlung selbst aber untersteht nur dem Arzte.

Einblick in die Lebensvorgänge des Organismus unter normalen, physiologischen und gestörten, pathologischen Bedingungen bildet die Grundlage der neueren Heilswissenschaft. Der alte Hippokrates hat den Satz aufgestellt: „Quod medicamentum non sanat, ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis sanat, quod ignis non sanat, sanari non potest.“ In diesen drei Potenzen könnte man die Summe der alten medizinischen Weisheit zu legen versucht sein, indes ist wohl nicht zu bezweifeln, und der oben angeführte Satz, der die Krankheiten von der Küche ableitet, zeugt dafür, daß schon die Alten das volle Verständnis von der Abhängigkeit der Gesundheit von der Lebensweise und insbesondere von der Ernährung hatten. Heutzutage würde Hippokrates wohl seinen drei Heilpotenzen noch als vierte die Ratio vivendi hinzugefügt und sie vielleicht noch über die drei anderen gestellt haben.

Die Art, wie wir leben, wie wir essen und trinken, und wie wir Gebrauch von unserem Körper machen, erhält unsere Gesundheit, untergräbt sie und kann sie wieder zurückführen, wenn wir nicht zu spät an eine Aenderung unserer Lebensweise herantreten. Quod medicamentum non sanat, ratio vivendi sanat, kann wohl von einem großen Teil unserer Krankheiten gesagt werden. Ihre Heilung liegt in unserem allgemeinen und diätetischen Verhalten, der gestörten Ernährung und den krankhaft veränderten Funktionen unseres Körpers gegenüber: die Ausführung einer Ratio vivendi aber verlangt Ausdauer und Entsagung!

Es ist leichter, ein Arzneimittel zu nehmen, als den liebgewordenen Gewohnheiten und Tafelsünden zu entsagen, doch hemmt das Arzneimittel hier nicht mehr die fortschreitende Zerrüttung, der Kranke selbst muß an die Arbeit gehen und einen neuen Aufbau seines Körpers noch einmal versuchen. Er hat sein Schicksal in eigener Hand. Wie oft wird er es zum Besseren lenken?

Die Jesuiten.

Von

Johannes Scherr[1]).

1.

„Al Gesù.“

In Rom, am Fuße des Felshügels, welcher das Kapitol trägt, steht ein gewaltiger Quadratbau, im Stile der Spätrenaissance dreistöckig aufgeführt, massiv, düster, klösterlich. Die ganze Nordseite des Vierecks entlang erhebt sich eine Kirche von großen Verhältnissen, überragt von einer mächtigen Kuppel.

Das ist die „Casa professa di Gesù“, gewöhnlich kurzweg „Al Gesù“ geheißen, die Musterkirche und das Mutterhaus der Jesuiten, die Residenz ihres Generals.

Die Erbauung der Kirche geht ins Jahr 1575 zurück. Vignola, welcher auch an der Peterskirche mitbaute, entwarf den Plan und begann das Werk. Sein Schüler Della Porta hat es vollendet, nicht ganz im strengeren Sinne des Meisters, doch immerhin wirksam, ja imponierend. Ueber dem Querschiff wölbt sich hoch und weit die Hauptkuppel. Das Langschiff wird rechts und links von bekuppelten Kapellen flankiert. Das Innere zeigt durchweg eine Ausschmückung voll Reichtum und Pracht. Eine verschwenderische Aufwendung von Marmor, Gold, Malerei und Skulptur hat da eine schöne Gesamtwirkung geschaffen — „schön“ im römisch-kirchlichen Sinne verstanden. Alles zeugt von einer feinen Berechnung, was die verschiedenen Künste im Dienste des Glaubens, des römisch-katholischen Glaubens zu leisten vermochten. Man gewinnt in und aus dieser jesuitischen Musterkirche den Eindruck, dieselbe versinnbildliche meisterlich die Grundtendenz des Jesuitismus, die menschliche Schwäche und Bedürftigkeit zur Basis seiner vielgestaltigen Thätigkeit zu machen. Nicht das Denkvermögen des Beschauers soll hier angeregt, nein, seine Einbildungskraft soll aufgeregt, sein Gefühl aufgereizt werden bis zur mystischen Ekstase, um dann aus der Schwindelhöhe derselben in den Dämmerzustand der Willensentäußerung, ja der Empfindungslosigkeit hinabzusinken.

Alljährlich am 31. Juli, dem Tage des heiliggesprochenen Ordensstifters Ignatius, legte die Kirche ihren reichsten Schmuck an. Gobelinteppiche mit Darstellungen von Scenen aus dem Leben des Heiligen zierten die Wände. Von den Wölbungen der Decke bis zu den Stufen der Altäre herab waren Gewinde von Kerzenbündeln gezogen, welche Namenszüge bildeten oder Sonne und Sterne darstellten. In einem Lichtmeere schwamm der Altar des heiligen Ignatius mit seinen Lapis-Lazuli-Säulen, funkelnd von Gold, blitzend von Edelgestein. Das Altarbild, die Madonna zeigend, welche dem Ordensstifter eine rote Fahne darreicht, war an diesem Tage weggezogen und so wurde die prachtvoll ausgezierte Nische sichtbar, in welcher die Statue des Heiligen stand. Das Bild des Mannes, welcher einen nicht kleinen Teil seines Daseins hindurch vom Bettelbrot gelebt hatte, stand da in Glanz und Pracht eines indischen Götzen, stand da in einem Meßgewand von gediegenem Silber, auf dessen mattem Weiß die kostbarsten Edelsteine schimmerten.

Die Altarwände bergen den prächtigen Sarkophag, in welchem die Gebeine des Ordensstifters ruhen. Rechts und links vom Altar sind weiße Marmorgruppen zu sehen mit mehr als lebensgroßen Figuren. Zur Rechten der zürnende Gott, wie er Blitze schleudert auf zu seinen Füßen in ohnmächtigem Grimm sich windende Männer, deren Gesichtszüge unverkennbar den Zügen Luthers und Calvins nachgebildet sind. Zur Linken die in Frauengestalt verkörperte Religion, mit der einen Hand himmelan zeigend, mit der anderen niederwärts auf das halb aufgerichtete Ebenbild Heinrichs des Achten von England, welcher ein üppig geformtes Weib, die Anna Boleyn, zu sich herabzieht. Aus beiden Gruppen spricht deutlich der kriegerische Geist der „Compania“ Jesu: — „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Der von den vier Seiten des „Al Gesù“ eingeschlossene Raum bildet einen sorgfältig gepflegten Garten. Das Aussehen der drei ostwärts, südwärts und westwärts schauenden Fronten des Profeßhauses

---

1) „Ich will das Werden, Wachsen und Wirken an zwei socialen Gebilden darstellen, welche als kulturgeschichtliche Erscheinungen ersten „Ranges zu kennzeichnen sind — das Werden, Wachsen und Wirken des „Jesuitenordens und des Vereins der Freimaurer, welchen man ja auch „wohl einen Orden zu nennen pflegt.“

So beginnt die Einleitung des Werkes, welches Johannes Scherr in seinem letzten Lebensjahr beschäftigt hat. Mitten in der besten geistigen Kraft ist er aus dieser Arbeit und aus vielen anderen Plänen dahingerafft worden.

In seinem letzten Brief schrieb er am 26. Oktober vorigen Jahres an den Herausgeber dieser Zeitschrift: „Vorhin wackelte ich in mein Arbeits„zimmer hinüber. Es mußte aus dem Schreibtisch etwas geholt werden, „und als ich diesen nach sechsmonatlicher Frist zum erstenmal wieder „öffnete, erblickte ich nicht ohne Wehmut das Manuskript des Buches, „welches Sie zu Weihnachten hätten bringen sollen. Nämlich das erste „Drittel der Handschrift, welches ich gerade fertig geschrieben hatte, als aus „heiterer Luft der Blitz schlug.“

Geben wir also auch nur einen Torso, so ist doch auch an diesem die unvergleichliche Kraft der Darstellung und die sittliche Größe des Mannes zu bewundern. Es wird unseren Lesern eine willkommene Gabe sein. D. H.

ist so, daß dieses stark einem Gefängnis ähnelt. Die Fenster des Erdgeschosses liegen zu hoch, als daß man von außen hineinsehen könnte, und sind noch dazu mit dicken Eisenstäben und Drahtgeflechten vergittert. Vor den Fenstern der oberen Stockwerke sind häßliche hölzerne Kasten befestigt, welche den Blick auf die Straße unmöglich machen. Das Erdgeschoß des Klosters enthält die Küche und die Vorratskammern, die Speisesäle, Sprechzimmer und Werkstätten. Denn der Orden ist sein eigener Handwerker, Schuster, Schneider, Tischler 2c. Verschiedene Treppen, breite und schmale, führen in den zweiten und dritten Stock. Treppenwände und Korridore sind reinlich geweißt. Ueberall hängen Bilder, Ordensheilige und Ordenslegenden darstellend, mehr oder minder fein oder auch roh gemalt. Dazwischen Madonnenbildnisse mit kleinen brennenden Ampeln davor. Noch häufiger grellbunte Darstellungen der Fegefeuerqualen, welche die „povere anime“ durchzuleiden haben.

Im westlichen Flügel des zweiten Stockwerks befinden sich die mit äußerster Einfachheit eingerichteten Wohnräume des Generals, sowie die Zellen der Patres, Assistenten und Sekretäre. Auf den anderen drei Seiten die Zellen für den Rektor und Minister des Profeßhauses, wie auch für den Rektor des Collegium Germanicum. Weiterhin die große Aula, die Bibliothek und die Krankenzimmer mit einer für die Insassen derselben bestimmten Kapelle. Bemerkenswerter ist eine andere, zu welcher von der Wohnung des Generals ein schmaler Gang führt. Zu dieser Kapelle sind nämlich die Räumlichkeiten umgewandelt worden, welche der Ordensstifter bewohnt hatte und welche man pietätvoll aus dem alten Bau des Hauses in den neuen herübergenommen hat. Die kleine Vorhalle ist mit Fresken geschmückt, welche den heiligen Ignatius als Billardspieler zeigen, aber auch im heißen Kampfe mit Teufeln, welche ihm furchtbar zusetzen, weil er der Hölle so viele Seelen entzogen. In der Kapelle selbst, deren Wände und Decke mit Abrechnung später angebrachter Verzierungen in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten sind, ist wohl das Bedeutendste, auf was der Blick fällt, die eingerahmt dahängende älteste Urkunde des Ordens, besagend, wie Ignatius und seine ersten Genossen zur Aufrichtung der „Compagnie Jesu“ sich verpflichten und diese Verpflichtung mit ihrem Blute unterzeichnen. Ein großer Schrank enthält eine Art von Attrappe, denn die geöffnete Thüre zeigt hinter einem Eisengitter die lebensgroße, vortrefflich gearbeitete Wachsfigur des Ordensstifters, angethan mit den Kleidern, die er bei Lebzeiten getragen. Da, wo sein Sterbebett gestanden, ist ein Altar aufgebaut, allwo am 31. Juli die Messe lesen zu dürfen für eine der höchsten Gunstbezeigungen gilt, welche der General gewähren kann.

Von dieser Stätte ist der weltgeschichtliche Gedanke der Gegenreformation zuerst in seiner ganzen Schärfe und Energie in die Welt ausgegangen.

Das dritte Stockwerk des Klosters enthält eine Menge Zellen, auch die für die Zöglinge des Germanischen Kollegs bestimmten, geschieden in die „Camera philosophorum“ und in die „Camera theologorum, dann Rekreationssäle, zwei Kapellen und die Bibliothek des Germanikums. In dieser dürftigen Bücherei steht eine Rarität, nämlich ein wohlverschlossener Schrank mit der Ueberschrift „Die Hölle“ (l'inferno). Da drin sind Bücher von etlichen deutschen Philosophen und Theologen versperrt. Möglicherweise ist darunter auch der Hegel, welcher in dieser „Dubliette“ über seinen Satz „Alles Wirkliche ist vernünftig und alles Vernünftige ist wirklich —“ nachdenken mag. Eine andere Rarität hat zur Zeit des Pio Nono — die vom Al Gesù gegebene Schilderung bezieht sich überhaupt auf die Zeit der Pontifikate des sechszehnten Gregors und des neunten Pius — ein neugieriger Germaniker eines Tages in den Dachräumen des Klosters unter altem Gerümpel aufgestöbert: ein lebensgroßes Ebenbild Josephs des Zweiten. Die Jesuiten hatten selbiges malen lassen, um einen ihrer Säle damit zu zieren, zur Zeit, als sie wähnten, der Kaiser sei ihnen freundlich gesinnt. Später, als sie ihren Irrtum erkannt, hätten sie den gekrönten Aufklärer wohl gerne leibhaftig in den erwähnten „Inferno“ versperrt, und weil das nicht möglich, verurteilten sie wenigstens sein Bildnis zur Verbannung in die Rumpelkammer.

So war das Generalquartier der Compagnie Jesu und so steht es noch am Fuße des Kapitols, obzwar der General zur Stunde nicht darin residiert. Unter diesem Dache wurde ein nicht kleines Stück Weltgeschichte gemacht. Da ist viel ausgesonnen, verhandelt und beschlossen worden, was Menschengeschicke bedingte und Völkerlose bestimmte. Hier stand ein zwar nicht „sausender“, sondern geräuschlos, aber rastlos wirkender Webstuhl der Zeit. Da, in diesem steinernen Klosterzelt, entwarfen kühne Generäle großartige Feldzugspläne. Von hier aus wurden Heere gelenkt, wie es trefflicher organisierte, besser gerüstete, straffer disciplinierte, unerschrockenere und ausdauerndere nie und nirgends gegeben hat.

Die Soldaten dieser streitbaren Miliz trugen keine Helme und keine Waffenröcke, keine Gewehre und keine Schwerter, sondern nur Schaufelhüte und schwarze Talare, Skapuliere und Breviere, und doch haben sie Kriege geführt und Eroberungen gemacht, zu deren Unternehmung und Gewinnung eine größere Geschicklichkeit und ein standhafterer Mut erforderlich waren, als zur Durchfechtung von hundert Feldschlachten.

Denn die schwarz uniformierte Compagnie Jesu hat, befehligt von ihrem General, dem schwarzen Papst — „papa nero“ hieß in Rom der Herr und Meister vom Al Gesù im Gegensatze zum „papa bianco“, dem Herrn und Meister vom Vatikan — ja, sie hat den Vorschritt der religiösen Revolution des 16. Jahrhunderts nicht nur gehemmt, nicht nur zum Stillstand gebracht, sondern sie zwang auch, an die Spitze der Gegenrevolution sich stellend, die Feindin zum Rückschreiten, zu ganz gewaltigem Rückschreiten. Nicht allein in räumlicher Beziehung, sondern auch in moralischer. Sie entriß ja der Reformation nicht nur weite Gebiete wieder, welche diese schon endgültig gewonnen glaubte, sondern sie brachte den Protestantismus auch dahin, von seinem eigenen

Princip abzufallen, weil er, in die Verteidigungsstellung gedrängt, diese nur behaupten zu können wähnte, falls er der versteinerten jesuitisch-katholischen Orthodoxie eine verknöcherte lutherisch-protestantische Rechtgläubigkeit entgegenstellte.

Dieser Sieg des Princips der Autorität über das Princip der Freiheit, dieser Triumph des Glaubens über den Gedanken war die größte That, welche dem Jesuitismus gelungen. Sie zeigte so recht, was eine wohl organisierte und streng disciplinierte Macht zu wirken vermag, welche auf den Granit der menschlichen Dummheit gegründet ist. Wer auf diesem Fundament baut, der baut allzeit und überall sicher. So hat auch der Gründer der Gesellschaft Jesu gebaut, welcher als der Menschenkenner, der er war, die Menschen nahm, wie sie wesenhaft sind, immer waren und immer sein werden.

2.
Der Gründer.

Er kam aus Spanien, der Heimat wildester Glaubenswut.

Hier hatte, was sich Christentum nannte, jahrhundertelang auf Leben und Tod mit dem Islam gerungen, die gotische Barbarei mit der arabischen Kultur, welcher jene so ziemlich alles sie Vermenschlichende dankte. Den Dank statteten die Christen ihren Lehrmeistern damit ab, daß sie dieselben verachteten.

Mit der Aufpflanzung des siegreichen Kreuzes auf dem letzten Bollwerk der Morisken, auf der Alhambra von Granada durch die „katholischen Könige" Ferdinand und Isabella fiel die Stiftung der spanischen Inquisition zusammen, die energische Kraftäußerung eines Fanatismus, wie einen solchen die Welt noch nicht gesehen hatte. Die Torquemada und Arbues haben die fürchterliche Maschine des „heiligen Offiz" konstruiert und, sorglos im Sinne der ungeheuren Mehrheit ihrer Landsleute, in Gang gesetzt. Nur auf spanischem Boden, nur bei einem Volke, welches den Kampf gegen die „Ungläubigen" seit Jahrhunderten als seine erste und höchste Pflicht angesehen und zu üben gewohnt war, konnten die gräßlichen „Glaubensakte" (autos de fé) zum feierlichsten und vornehmsten und zugleich zum volkstümlichsten und liebsten Schauspiele werden. Nur unter einem solchen Volke konnte es für dichterisches Verdienst und höchste Kunstvollendung gelten, wenn ein Lope und ein Calderon in ihren „Fronleichnamsspielen" (autos sacramentales) dieselben Fanatismusflammen lodern ließen, welche auf den „Quemaderos" der spanischen Städte Hunderte, Tausende von „Ketzern" verzehrten. Der Wille und Wunsch, alle nicht unbedingt und eifervoll dem römisch-katholischen Dogma und Kult Anhängenden vom Boden Spaniens, ja vom Erdboden vertilgt zu sehen, der glühte in jedem echten Spanier.

Der Gründer des Jesuitenordens war ein echter Spanier, jeder Zoll ein Spanier des 16. Jahrhunderts. Auch in ihm also brannte heiß das unerbittliche Glaubensfeuer der Autos sacramentales und der Autos de fé. Aber sein Fanatismus war nicht ein wütender, sondern ein rechnender. Vielleicht hat sich nie wieder in einem Menschen so wie in diesem die Energie der Abstraktion mit der nüchtern verständigen Anschauung und Wertung der Wirklichkeit verbunden. Er war in seinem Wollen, die Menschheit zu theokratisieren, die Erde zu einer päpstlichen Universalmonarchie zu gestalten, fraglos ein Idealist höchster Potenz, in seinem Thun dagegen ein Realist, mit welchem verglichen alle die großen und kleinen „Realpolitiker" unserer eigenen Zeit als klägliche Pfuscher erscheinen. Denn nie wieder hat ein Mensch sein ungeheuer kühn abgestecktes Ziel mit so eiserner Folgerichtigkeit festgehalten, nie wieder hat einer mit so unbeirrbar kluger Berechnung alle Mittel und Möglichkeiten seiner Zeit dem einen Zwecke dienstbar zu machen gewußt.

Zu leugnen, daß der „Fundator" ein in seiner Art großer, ja sogar einziger Mann gewesen, ist nur der Unwissenheit oder der Parteiborniertheit erlaubt. Ein deutscher Kirchenhistoriker, Karl Hase, hat ihn einen „beschränkten Kopf" genannt. Ja wohl, er war ein beschränkter Kopf, insofern ihm jene ursprüngliche Genialität abging, welche der menschlichen Intelligenz neue Bahnen idealen oder realen Schaffens aufthut. Er war ein beschränkter Kopf im selbigen Sinne, in welchem auch Luther ein solcher gewesen ist. Der geistige Horizont von diesem wie von jenem war ein enger und bei beiden ein wesentlich theologischer. Die Welt antiker Schönheit, deren Pforten der Humanismus aufgeschlossen hatte, mutete sie fremd an oder stieß sie ganz ab. Ueberfülle und Vielfältigkeit von Ideen zerstreute und verwirrte weder den Martinus noch den Ignatius; ein solcher „embarras de richesses" war ihnen unbekannt. So vermochten sie all ihr Dichten und Trachten auf einen Punkt zu richten, dessen zwei Seiten freilich Gegenpole waren. Denn für den einen hieß dieser eine Punkt: Los von Rom! und für den anderen: Hin zu Rom! Beide waren vom „furor theologicus" durchglühte Eiferer: der Deutsche ein centrifugaler, der Spanier ein centripetaler.

Wie der Sprößling sächsischer Bauern, so ging auch der Abkömmling baskischer Hidalgos von einer Thatsache aus. Jenem war die Thatsache, auf der er stand, die Bibel, diesem das Papsttum. Keinem von ihnen fiel es ein, den Grund und Ursprung weder dieser noch jener Thatsache zu untersuchen. Dem einen galt diese, dem anderen jene als von und in sich selbst wahr, als keines Erweises bedürftig, als schlechthin heilig und unantastbar. In der Anschauung des Stifters der Gesellschaft Jesu stand die Welt auf dem Fels Petri, in der Anschauung des deutschen Reformators stand die Welt auf der Bibel. Mit einer wundersamen Kraft des Gemütes, mit einer fast übermenschlichen, durch jeden von ihnen mittels heißer Seelenkämpfe errungenen Stärke des Glaubens hingen sie an diesen Vorstellungen. Beide befanden sich gewissermaßen im Falle jener Hindus, welche glauben, die Welt stehe auf einem riesigen Elefanten, aber nie daran denken, die Frage aufzu-

werfen, worauf denn der welttragende Elefant stehe. Um das Warum? das Warum? kümmerte sich weder der Spanier noch der Deutsche. Jenem kam es nicht zu Sinne, dem Fundament vom Felsen Petri nachzuspüren, und dieser trieb seine logische Schlußfolgerung keineswegs bis zu der Erkenntnis und dem Eingeständnis, daß sein welttragender Bibelelefant haltlos in der Welt stünde, so man demselben die Autorität der kirchlichen Tradition unter den Füßen wegzöge.

Wer sich auf den Grund eines Brunnenschachtes stellt, um den Himmel zu betrachten, der wird nur ein kleines Stück davon zu sehen bekommen. Der deutsche Reformator und der spanische Fundator, sie sahen die Welt aus der Brunnentiefe des Theologismus an, des scholastisch-orthodoxen oder des biblisch-orthodoxen. Daher ihre Beschränktheit. Aber beschränkte Köpfe dieser Art sind gerade die eigentlichen Bretterbohrer und Wändeeindrücker der Weltgeschichte. Denn sie wissen ganz genau, was sie wollen, und spannen ihr Dichten nicht weiter, als ihr Trachten zu reichen vermag. Ihre Vollbringungen auf dem Gebiete der Praxis des Lebens pflegen weit dauerhafter zu sein als die Schöpfungen der Menschen von Genie, weil eben das Mittelmäßige und sogar das Bornierte der ungeheuren Mehrzahl der Leute unendlich viel wahlverwandter, verständlicher und bequemer ist als das Genialische. Ein Luther siegte, während ein Hutten kläglich zu Grunde ging; ein Savonarola ist verbrannt und ein Loyola heilig gesprochen worden. Wer in die Länge die Menschen führen will, darf ihnen nicht zumuten, zu laufen, geschweige zu fliegen, sondern muß sich begnügen, sie überhaupt nur gehen zu machen. Am liebsten ist es ihnen, so man sie im Kreise herumführt, ohne daß man sie es allzu handgreiflich merken läßt.

Es hat niemals einen General gegeben, welcher solche Führung besser verstanden hätte als der erste General der Compagnie Jesu.

Im spanischen Baskenlande Guipuzcoa stand im 15. Jahrhundert eine Ritterburg, welche Loyola hieß und die Heimstätte des alten Hidalgogeschlechts der Lopez de Recalde war. Im Jahre 1491 wurde dem Burgherrn sein jüngstes Kind geboren, das dreizehnte, ein Sohn, welcher in der Taufe den Namen Iñigo (Ignaz) erhielt. An seiner Wiege ist dem Jungen nicht gesungen worden, was aus ihm werden sollte, nämlich eine weltgeschichtliche Gestalt. Der herangewachsene Don Iñigo Lopez de Recalde schien als jüngster Sohn eines altadeligen, hinlänglich mit Kindern, aber nicht in entsprechendem Maße mit Gütern gesegneten Hauses durch die Verhältnisse darauf angewiesen, bei Hofe oder im Lager sein Glück zu machen. Er hat auch zuvörderst auf diese Laufbahn sich begeben, d. h. auf die des Höflings und Soldaten. Hierzu brauchte man nur Gewandtheit in körperlichen Uebungen und ritterlichen Bräuchen. Beschwerung mit Kenntnissen war überflüssig, doch hatte der junge Iñigo seine spanische Muttersprache lesen und selbige auch notdürftig schreiben gelernt, bevor er als Page in die Dienste König Ferdinands des Katholischen trat. Etwas später wurde er unter die Knappen des Dugue de Najara aufgenommen. So eine Pagen- und Knappenschaft diente aber im damaligen Spanien als Vorschule für den Dienst als Offizier.

Selbst die zärtlichsten Biographen Loyolas — wir folgen dem allgemeinen Brauch, den „Gründer" nicht mit dem Namen seiner Familie, sondern mit dem seiner Geburtsstätte zu bezeichnen — ja selbst seine zärtlichsten Biographen in alter und neuer Zeit, wie Maffei, Gonzalez, Ribadeneira, Genelli, Brühl, haben von dem jungen Iñigo nichts zu melden gewußt, was den späteren Heiligen hätte ahnen lassen. Er war ein Page, Knappe und Ritter und nach dem Schnitt und Stil der spanischen Ritterschaft seiner Zeit. Cervantes hat den Typus in seinem herrlichen Buch vom Don Quichotte unsterblich gemacht, den in die Sphäre des Ideals erhobenen Typus spanischen Rittertums. Auch Iñigo war stark donquichottisch angehaucht. Glühend von Ehrgeiz und Ruhmesdurst, ganz erfüllt von jenem Geiste der Abenteuerlichkeit, welcher in Loyolas Zeitgenossen Cortez und Pizarro weltgeschichtliche Bedeutung gewann, war sein Sinnen und Minnen darauf gestellt, glänzende Waffenthaten zu vollbringen und es wie im Kriege so auch in der Liebe seinem Muster und Vorbild, gleichzuthun, dem Helden des weltberühmten Ritterromans „Amadis". Zu solchen ritterlichen Uebungen und Bemühungen gehörte selbstverständlich auch die Wahl einer „Herrin" und „Herzensgebieterin", wobei es aber unser Ritter nicht machte wie der sinnreiche Caballero de la Mancha. Er wollte höher hinaus. Denn nicht eine Dulcinea von Toboso, sondern eine der Infantinnen des königlichen Hauses wählte er zu seiner „dama de corazon". Man sieht, Loyola liebte in jungen Jahren alle die romantische Narretei, welche des größten spanischen Dichters ambersischer Humor mit unvergänglichen Zügen in das Buch der Weltlitteratur eingezeichnet hat.

Im Jahre 1521 finden wir unseren Ritter, welcher jetzt dreißig Jahre alt, als Hauptmann und Compagniechef im Dienste des Monarchen, der als König von Spanien Carlos I. und als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation Karl V. hieß. Der Hauptmann lag mit seiner Compagnie in Pampelona, der Hauptstadt von Navarra, als diese von den Franzosen belagert und genommen wurde. Noch hielt sich aber die Citadelle, bis auch sie am 20. Mai genannten Jahres den stürmenden Franzosen erlag. Bei Verteidigung der Stadt und der Burg hatte sich Loyola rühmlichst hervorgethan und an jenem Maitag stand er in der Bresche den Stürmern entgegen, den Widerstand ordnend und führend, zäh ausdauernd, bis ihm eine feindliche Geschützkugel das rechte Bein zerschmetterte und zugleich sein linkes durch einen Steinsplitter der zerschossenen Mauer verletzt wurde.

Die Sieger bewiesen ihre Achtung dem tapferen Besiegten und Schwerverwundeten dadurch, daß sie ihn, so gut wie es eben gehen mochte, in seine Heimat und in sein Vaterhaus bringen ließen, wo er

eine lange und qualvolle Heilkur durchzumachen hatte. Dieselbe war, wie in jenem abgelegenen Erdwinkel nicht anders zu erwarten, zuerst eine gänzlich verpfuschte. Das gebrochene Bein wurde ganz falsch eingerichtet und mußte darum zum zweiten- und drittenmal gebrochen werden, um besserer Heilung zugänglich zu sein. Dann stand unter dem Knie ein Ueberbein häßlich hervor, welche Entstellung sich Loyola entschlossen absägen ließ. Endlich genas er, aber die Bresche von Pampelona hatte ihm ein Andenken mitgegeben, das er nie wieder losgeworden ist: er blieb sein lebelang hinkend.

Ein anderer Mensch als er zuvor gewesen, erhob er sich vom Lager der langen Pein. Oder wenigstens nahm all sein Fühlen, Sinnen und Trachten eine der früher verfolgten entgegengesetzte Richtung. Denn nicht mehr auf irdischen Glanz und weltlichen Ruhm stand ihm der Sinn, sondern auf das, was ihm als das Himmlische und Ewige erschien. Spanier und Ritter blieb er trotz alledem, nur vergeistlichte sich ihm die Vorstellung vom Rittertum und seine Spanierschaft erweiterte sich zu jener Tendenz der Universalität, welche ja gleichzeitig auch die spanische Monarchie so energisch bethätigte.

Während trauriger Tage und qualvoller Nächte war ihm der uralte Weltschmerzgedanke vom Jammersal und der Eitelkeit des Menschendaseins nahegetreten — jener Gedanke, über dessen schauerliche Tiefe die Glücklichen leicht wie Kork hinwegschwimmen, wogegen Unglückliche darin versinken. Vielleicht wäre der leidende Loyola nicht nur darin versunken, sondern auch ertrunken, falls ihm nicht sein spanisch-katholischer Glaube ein Rettungsseil zugeworfen hätte. Zunächst in Gestalt von allerhand Heiligenlegenden, mit deren Lesung er sich auf seinem Krankenlager die Zeit und die Schmerzen zu vertreiben suchte. Seine immer sehr thätige Einbildungskraft erhitzte sich bis zum Siedegrad an den dickaufgetragenen Schilderungen der ungeheuerlichen Thaten und ungeheuerlicheren Leiden, des Wunderwirkens und des Marterduldens von allen den Halbgöttern der christlichen Mythologie. Und dieser Mann war keiner von jenen Phantasiemenschen, deren Begeisterung nur eine strohfeurige. Die Visionen, welche er in seinen Fieberdelirien hatte, sie wurden ihm zu Thatsachen, welche er mit der beispiellosen Macht seines Gemütes festhielt. Legende und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart verschwammen in seinen Hallucinationen. Warum sollte, was der Heilige von Assisi und der heilige Dominik gethan, nicht abermals gethan werden können? Warum sollte nicht er, Loyola, dazu bestimmt sein, solches oder ähnliches zu thun?

Schon spürte er in sich ein Unbegreifliches, ein Uebermenschliches, etwas wie Heiligkeit und Wunderkraft. Er fühlte sich zu einem Ritter des Geistes berufen, zu einem Ritter des spanisch-katholischen Geistes seines Jahrhunderts natürlich. Nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Kreuz in der Hand galt es fortan zu streiten, zu streiten für Gott und, was dasselbe, für den Statthalter Gottes auf Erden, für den Papst, und wider die Ungläubigen. Zuvörderst aber mochten diese verzückten Träumereien doch noch nicht so ganz ohne Beimischung von Weltlichkeit sein. Der Geist der Askese rang in dem kümmerlich genesenden Manne zuweilen heftig mit fleischlichen Begehrnissen („cosas de carne“). Dann gaukelten durch sein Gehirn verlockende Bilder, wie er die Ruhmeskränze seiner geistlichen Ritterschaft der hochstehenden „Dame seines Herzens“ zu Füßen legen und zum Dank dafür von ihr wohl auch den heißbegehrten Minnesold empfangen würde. Doch diese Verdunkelung seiner Seele wich bald wieder und für immer der Erleuchtung. Er erkannte, daß es, um Großes für das Reich Gottes zu wollen und zu vollbringen, nötig sei, das Werkzeug, also sich selber in den gehörigen Stand zu setzen, den alten Menschen aus- und einen neuen anzuziehen. Wie und womit? Mittels Enthaltsamkeit, Büßungen, frommer Werke aller Art.

Er beginnt damit, das Gelöbnis unverbrüchlicher Keuschheit zu thun, und siehe, wie mit einem Zauberschlag verwandelt sich daraufhin die irdische Liebe zur Dame seines Herzens in die himmlische zur allerseligsten Jungfrau und Himmelskönigin Maria. Er hat eine entzückende Vision. Die Gottgebärerin erscheint ihm, ihr Kind, das Heil der Welt, in den Armen, unsagbar schön, holdselig und huldreich umflammt von einer Strahlenglorie. Er springt vom Lager, wirft sich vor der blendenden Erscheinung in den Staub und schwört sich zum Dienstmann seiner himmlischen Herrin.

Jetzt ist sein Los entschieden; aus einem Soldaten Kaiser Karls ist er ein Soldat Gottes geworden, aus dem Ritter einer Infantin ein Ritter der Himmelskönigin. Ihr zu Ehren gelobt er Beschwerlichstes und Gefährlichstes: eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe in Jerusalem. Und dann? Er hat daran gedacht, nach seiner Rückkehr aus Palästina in das Kloster der Kartäuser zu Burgos zu treten. Nachdem er jedoch die Statuten dieses Ordens einer genauen Kenntnisnahme unterzogen, ist er von dem Gedanken, Kartäusermönch zu werden, wieder abgegangen. So ein lebendig Begrabensein ließ sich mit seinem Thatendrang nicht vereinigen. Seine geistliche Ritterschaft sollte und wollte keine müßigbeschauliche sein, sondern eine energisch-handelnde, und wie überschwenglich, wie visionär-mystisch seine Anschauungen und Gefühle waren, sie haben ihn niemals verhindert, die Mittel und Wege zur Erreichung seiner Ziele verständig und klarsichtig zu erwägen.

3.

Büßer, Pilger und Bettelstudent.

Nun galt es, Ernst zu machen mit dem neuen Leben, und das war nicht leicht. Denn schon die Losreißung vom alten erforderte einen nicht geringen Kraftaufwand. Der Bruch mit seiner Vergangenheit bedeutete ja für Loyola zugleich einen gewaltsamen Riß mitten durch die Familienbande. Er vollzog denselben ohne Zaudern und schuf damit ein Vorbild für jene vollständige Entfremdung von Familienrücksichten und Verwandtschaftsregungen, welche die

Gesellschaft Jesu von ihren Mitgliedern forderte und fordert.

Das Gebaren des kranken und des genesenden Iñigo war den Seinigen schon längst auffallend und verdächtig vorgekommen. So sehr, daß sie ihn wohl für verrückt halten mochten. Das war ein großes Leid für sie, denn das Haus Recalde hatte große Hoffnungen auf seinen jüngsten Sproß gesetzt. Daran mahnte ihn sein ältester Bruder, Don Garcias, als Iñigo im März 1522 seine Lenden gürtete, um die väterliche Burg zu verlassen. Der Ritter vom spanischen Geiste des 16. Jahrhunderts fand es nicht angezeigt, dem Bruder gegenüber mit der lauteren Wahrheit herauszugehen, d. h. zu gestehen, daß er eine abenteuerliche Buß-, Pilger- und Bettelfahrt anzutreten im Begriffe sei, aber lügen wollte er auch nicht. Er erklärte daher, während ihm der Sinn nach dem berühmten Heiligtum auf dem Montserrat unfern von Barcelona stand, daß er den Herzog von Najara in Navarreta besuchen wollte, und lieferte so ein Muster jener Zwei- oder Mehrdeutigkeit der Ausdrucksweise, welche man später den Jesuiten vorgeworfen hat. Denn was Iñigo sagte, ist wahr und nicht wahr gewesen. Er besuchte ja wirklich den genannten Granden — zunächst.

Von Navarreta lenkte er die Schritte seines Maultiers dem Montserrat zu. Wo er unterwegs nächtigte, lag er dem Bußwerk ob, welches er zu seiner Reinigung und Läuterung für nötig und dienlich hielt, d. h. er geißelte sich bis aufs Blut. Unter tags hing er dem Vorsatz seiner Pilgerfahrt ins heilige Land nach. Auf dem Montserrat, dem Sägeberg — so genannt, weil seine himmelan starrenden Felszacken den Zähnen einer Säge gleichen — war die uralte Benediktinerabtei gelegen, welche durch ihr vielbeneidetes Heiligtum, ein Mirakelbild der Madonna, zu ungeheurem Reichtum gelangt war. Das Idol thronte in einer Kapelle, deren Decke und Wände mit Goldplatten bekleidet waren. Im Geflimmer von 75 silbernen Ampeln blitzte und leuchtete die von dem kostbarsten Edelgestein starrende Statue der Himmelskönigin wie ein Juwelenschrein.

Don Iñigo begann damit, daß er sein Reittier dem Kloster schenkte. Dann wandte er sich an den Mönch, welcher unter seinen Klosterbrüdern für den strengsten Asketen galt. Diesem vertraute er sein Vorhaben, nach Jerusalem zu pilgern, fand Zustimmung von seiten des frommen Mannes und legte demselben eine peinlich gewissenhafte Generalbeichte über seine ganze Vergangenheit ab. Hierdurch, sowie durch dreitägiges Fasten und Beten, auch durch Beschaffung eines Pilgeranzugs, bereitete er sich auf einen feierlichen Akt vor, welchen seine noch immer von ritterlichen Erinnerungen erfüllte Phantasie ausgesonnen hatte. Er wollte sich zum Kämpen seiner himmlischen Herrin weihen, er wollte, so zu sagen, den geistlichen Ritterschlag empfangen und zu diesem Zweck eine förmliche „Waffenwacht" halten, wie die Knappen als Kandidaten des Rittertums in der Nacht vor dem Empfang des Ritterschlags zu thun pflegten.

In der Nacht vom 24. auf den 25. März 1522 unterzog er sich dieser Ceremonie. Er entledigte sich seines adeligen Anzugs und verschenkte denselben an einen Bettler, den er in einem Winkel der Klosterkirche knieen sah. Hierauf legte er seine Pilgertracht an, begab sich in die Kapelle der Jungfrau, hing seine Waffen als Weihgeschenk neben dem Altar auf und verwachte, auf den Stufen desselben halb stehend halb knieend, die Nacht in inbrünstigem Gebet. Im Morgengrauen sodann ging der Ritter der Himmelskönigin, seinen Pilgerstab in der Hand, still von dannen und den Berg hinunter, um seine Schritte dem katalonischen Städtchen Manresa zuzulenken.

Dort hat er, eine Gelegenheit zur Einschiffung nach Palästina erharrend, zehn Monate verbracht, als Bettler mit Bettlern lebend, im Hospital die niedrigsten Krankenwärterdienste verrichtend, härtesten Selbstpeinigungen sich unterziehend, ganz in Schmutz und Elend versunken wie ein indischer Fakir. Er kam in der krankhaften Ueberreizung seiner Nerven bis an die Schwelle der Verzweiflung, und Selbstmordsgedanken stiegen in ihm auf. Er fürchtete, nicht zum Heiligen berufen zu sein, er wollte an sich selbst und an seiner geistlichen Ritterschaft verzweifeln, während er doch immer wieder in seinem Innersten eine geheime Stimme zu hören glaubte, die ihm sagte, daß er zu Großem berufen sei.

Aus dieser moralischen Krisis rettete ihn eine physische. Er hatte so viele Leiden auf sich gehäuft, daß er der Last erlag. Er verfiel in schwere Krankheit und es sah wirklich einem Wunder ähnlich, daß er mit dem Leben davonkam. Diesmal brachte er von seinem Krankenlager die Ueberzeugung mit, daß in Bußübung und Kasteiung Maß zu halten sei, weil, wer im Dienste Gottes und der Himmelskönigin thätig sein wolle, der Gesundheit bedürfe. Und noch etwas brachte er vom Krankenbette mit: das Gefühl, daß er der himmlischen Barmherzigkeit gewiß sein dürfe und daß er ein berufenes, ja ein auserwähltes Werkzeug Gottes sei.

Die jesuitische Legende hat dies in das Gewand von Visionen gekleidet, welche dem Fundator geworden. In seligen Entzückungen habe er den Himmel offen, die göttliche Dreifaltigkeit, die Gottesgebärerin und ganze Scharen von Heiligen geschaut. Die Legende weiß auch zu melden, der Gründer habe in einer Berghöhle bei Manresa einsiedlerisch gehaust, was ja an und für sich gar nicht unwahrscheinlich sein mag. Von verschiedenen Religionsstiftern und Propheten wird erzählt, daß sie vor dem Antritt ihrer Mission die Einsamkeit suchten, wohl wissend, daß diese die Mutter großer Gedanken ist. Moses hielt in den Felsschluchten des Sinai Zwiesprache mit Elohim, Zarathustra weilte zehn Jahre in den Bergwildnissen des Hindukusch, Sakjamuni-Buddha floh aus seinem Palast in die Abgeschiedenheit brahmanischer Waldeinsiedeleien, Elias liebte die Bergöden des Horeb, Jesus ging in die Wüste, Mohammed barg sich in einer Höhle des Berges Zara. Geschichtlich sicher ist, daß Loyola, wenn nicht den ersten Entwurf, so doch die Anregung zu seinen berühmten „geistlichen Uebungen" (Exercitia spiritualia) aus

Manresa mit sich nahm, die Anregung zu dieser Vorschule des Jesuitismus, welche bald eine beispiellose pädagogische Wirksamkeit zu entwickeln bestimmt war. Der Grundgedanke dieser Methode der Einweihung in Asketik und Mystik gehörte jedoch nicht dem „Fundator“ an. Es war kein gefundener, sondern nur ein angeeigneter. Loyolas „Exercitia spiritualia“ sind eine Nachbildung des „Exercitatorium spirituale“, welches Don Garcia Cisaro, Benediktinerabt zu Manresa, als eine Wegleitung zum frommen und beschaulichen Leben schon im Jahre 1500 veröffentlicht hatte. Die Jesuiten haben sich bemüht, die Spuren dieser Thatsache zu vertilgen; es ist ihnen aber nicht gelungen. Ein Exemplar des verschwunden und verschollen geglaubten Büchleins, vielleicht das einzige noch erhaltene, ist in der Bücherei von Monte Cassino aufgefunden und dann 1856 zu Regensburg neu gedruckt worden. Wenn aber damit erwiesen ist, daß Loyola nicht der Erfinder der „geistlichen Uebungen“ ist, so hindert das nicht, anzuerkennen, daß dieselben durch ihn systematisch ausgebildet, vervollkommnet und so zweckdienlich gehandhabt wurden, daß sie — selbstverständlich immer im Sinne des „Gründers“ — als ein wundersam geschickt gebautes und geschlossenes System der Erziehung des Menschen „für den Himmel“ sich darstellten.

Denn dies ja war das Ergebnis der leiblichen Kasteiungen und der seelischen Kämpfe, welche Loyola zu Manresa durchgemacht und bestanden hatte, daß ihm in der Form ekstatischen Schauens die Erkenntnis aufgegangen, die Bestimmung des Menschen sei, zur Ehre Gottes zu leben, Gott zu dienen und mittels dieses Dienstes die ewige Seligkeit zu verdienen. Darin lag schon der Keim von der späteren Losung der Compagnie Jesu: „Alles zur größeren Ehre Gottes!“ und ebenso die Wurzel des wesentlich kriegerischen Charakters dieser Compagnie. Denn welcher Dienst konnte Gott wohlgefälliger sein als die Bekämpfung seiner geschworenen Feinde, der Ungläubigen und der Ketzer? Die „Exercitia spiritualia“, welche Anleitungen gaben und Wege wiesen zur Ueberwindung der menschlichen Ich- und Selbstsucht, zur Geringschätzung der irdischen Dinge, zur Erringung der Sinnenreinigung und geistigen Vollkommenheit, und zwar mittels strenger Selbstprüfung, Gebet, aufrichtiger Reue und ehrlicher Buße, innerlicher und nach den Umständen auch äußerlicher, wie Fasten, Geißelung und ähnlicher Kasteiungen — diese „geistlichen Uebungen“, welche in drei Stadien zur Reinigung, zur Erleuchtung, zum Einssein mit Gott führen sollten, sie waren bestimmt, die Rekrutenschule der Compagnie Jesu zu werden, und sie sind das geworden. Tausende und wieder Tausende sind in dieser Schule zu willenlos gehorsamen, diensteifrigen, Gefahren und Tod verachtenden Soldaten des Ordens gedrillt worden, dessen Fahnen, worauf das „J. H. S.“ gestickt war, einem Heere voranflatterten, das man mitunter schlagen, aber bis zum heutigen Tage noch nicht besiegen konnte. Man dürfte es wohl als Uebertreibung bezeichnen, wenn einer, welcher die „geistlichen Uebungen“ Loyolas selber mitgemacht hatte — Heinrich Bode („Das Innere der G. J.“ 1847, S. 37 u. S. 41) — die Behauptung aufstellte, die Wirkung dieser Exercitien sei so gewaltig, daß ein Nichtkatholik, falls er dieselben hingebungsvoll durchgemacht, katholisch, ja sogar Jesuit werden müsse; allein etwas Wahres ist doch daran. Man redet sprichwörtlich von kleinen Ursachen und großen Wirkungen; aber bei näherem Zusehen erweisen sich jene zumeist als keineswegs klein. Sobald man sich auf den christlich-gläubigen Standpunkt stellt, wird man das Büchlein „Exercitia spiritualia S. Ignatii de Loyola“, welches zuerst von Papst Paul III. gutgeheißen, belobt und empfohlen wurde, und welches zunächst durch seinen völlig reizlosen, einfachen und nüchternen Stil, wie man solchen von einem Fanatiker gar nicht erwarten konnte, den Leser überrascht, als ein tiefdurchdachtes, nicht auf abstrakte Spekulation, sondern auf Welt- und Menschenkenntnis basiertes Werk erkennen und anerkennen müssen. Es ist praktische Seelenkunde, in seiner Art geradezu ein psychologisches Meisterstück.

Nach dieser kurzen und zweckdienlichen Abbeugung von unserem Wege kehren wir auf denselben zurück.

Der ihm gewordenen Erleuchtung sicher und mehr als je entschlossen, die Pilgerreise ins gelobte Land anzutreten, bettelte sich Loyola von Manresa nach Barcelona hinab. Hier erprobte er zuerst den Einfluß seiner Persönlichkeit auf die Frauenwelt. Es mußte von dem bescheiden und demütig sich verhaltenden Manne im Bettleranzuge doch etwas ausgehen von jenem Geheimnisvollen, was Macht verleiht über Menschen. Zwei fromme und angesehene Damen, Donna Zepilla Rocaberti und Donna Isabel Roser, nahmen sich seiner mitleidig an. Ihr Beistand ermöglichte es ihm, nach Italien unter Segel zu gehen. Er stieg in Gaeta ans Land und durchwanderte Italien, um über Rom nach Venedig zu gelangen. Den härtesten Entbehrungen ausgesetzt, tagsüber seine kärgliche Nahrung erbettelnd, nächtlich die Steinfliesen der städtischen Straßen zum Bette und den Himmel zur Decke nehmend, fand er doch immer wieder Menschen, deren Barmherzigkeit ihm die Ausführung seines Vorsatzes möglich machte. So konnte er am 14. Juli in der Lagunenstadt zu Schiffe steigen, am 31. August in Joppe den Boden Palästinas betreten und am 4. September 1523 in Jerusalem einwandern.

Mit so inbrünstiger Andacht hat er in der heiligen Stadt und ihrer Umgebung alle die Pilgerbräuche mitgemacht, daß er, wie es scheint, während seines ganzen Aufenthalts in einer Art von Verzückung sich befand. Inmitten derselben muß ihm aber doch der ganz richtige Gedanke gekommen sein, daß seine Hoffnung, im heiligen Lande als Heidenbekehrer wirken zu können, eitel gewesen. Die Mauer der thatsächlichen Verhältnisse erwies sich so hart, daß auch ein so eiserner Schwärmerschädel, wie er auf den Schultern Loyolas saß, ganz vergeblich dagegen angerannt wäre. Unser Fanatiker war auch viel zu weltklug, um so ein Anrennen zu versuchen.

Er verließ Palästina ohne weiteren Gewinn als die Erinnerung an die beseligenden Eindrücke, welche seine Gläubigkeit an den heiligen Stätten empfangen hatte, und betrat im Januar 1524 die Küste von Italien wieder, um von dort nach Spanien sich heimzubetteln.

Das praktische Resultat seiner ganzen Pilgerfahrt war, daß der jetzt dreiunddreißigjährige Mann erkannt hatte, er müßte, um in der Welt wirken zu können, vor allem etwas lernen, und mit eiserner Willenskraft machte er sich daran. Unterstützt von seiner Gönnerin Donna Isabel, setzte er sich in Barcelona unter die Knaben, welche ein ihm befreundeter Schulmeister, Don Ardebal, in Latein unterrichtete. Denn die Aneignung der Kenntnis dieser Sprache war dazumal die unumgängliche Voraussetzung von allem Studium. Man kann sich denken, allwie der dreiunddreißigjährige Pennal an den lateinischen Deklinationen und Konjugationen, an den Regeln der Formenlehre und den Stilvorschriften der Syntax zu kauen und zu würgen hatte. Ein Ciceronischer Lateiner ist er freilich nie geworden, aber nach zwei Jahren hatte er von der Sprache der Kirche und der Wissenschaft doch so viel in seinen Schulsack gethan, daß er imstande war, an der Universität Alcala einen Kursus der Philosophie durchzumachen. Seinen Lebensunterhalt erbettelte er nach schon gewohnter Weise in der genannten Stadt vor den Thüren, und ein mitleidiger Hospitalvorstand räumte dem Bettelstudenten eine Zelle zur Wohnung ein. So trieb er es auch in Salamanca, wohin er ging, Theologie zu studieren.

Der Lernende war jedoch auch schon ein Lehrender. Mit einem nicht gewöhnlichen Maß von Beredsamkeit begabt, hat er auf Straßen und Plätzen zu predigen angefangen und Leuten aus dem Volke, Kindern, Männern und Weibern, Unterricht in den christlichen Glaubenslehren gegeben. Mit nicht geringem Erfolg. Schon bildete sich um den feurigen Prediger und eifrigen Katecheten ein Kreis von begeisterten Verehrern und begeisterten Verehrerinnen; auch strömten ihm die Almosen nur so zu. Freilich, neben dieser hellen Seite hatte die Sache auch eine dunkle. Das „heilige Offiz“ nämlich wurde aufmerksam auf den wunderlichen Heiligen im Bettlerrock und betrachtete das Predigen und Katechisieren desselben als unziemliches, vielleicht sogar nach Ketzerei schmeckendes Pfuschwerk. Wen aber die Inquisition so ansah, dem pflegte sie auch Gelegenheit zu geben, die Innenseite ihrer Kerker kennen zu lernen. Zweimal erhielt Iñigo diese Gelegenheit, schon in Alcala für sechs, dann wieder in Salamanca für drei Wochen. Dort und hier wußte sich aber der Beargwöhnte vor der bestellten Untersuchungskommission ganz gut zu verantworten. Seine Erklärungen über verschiedene heikle Punkte der christlichen Dogmatik fielen befriedigend aus. Auch ward er als im kanonischen Recht leidlich fest beschlagen gefunden. Dagegen kopfschüttelten die Herren Richter über eine Stelle in Loyolas schriftlichen Aufzeichnungen. Es scheint das ein erster Entwurf zu den „Geistlichen Uebungen“ gewesen zu sein. Darin fand sich eine eigenartige Ansicht über den Unterschied zwischen sogenannten „Todsünden“ und sogenannten „läßlichen Sünden“. Stoßen wir hier auf den ersten Keim der nachmals so berufenen oder verrufenen „Jesuitenmoral“, auf den Embryo der jesuitischen „Kasuistik“? Möglich, wahrscheinlich sogar. Denn der „Gründer“ hat jedenfalls schon frühzeitig den Gedanken gehegt und gepflegt, daß man mit den menschlichen Schwächen und sogar mit den menschlichen Lastern sänftiglich umspringen müßte, so man die Menschen anlocken, gewinnen und beherrschen wollte.

Die Kommissarien des heiligen Offiz gingen über den Stein des Anstoßes hinweg und gaben Loyola frei. Es dürfte nicht unstatthaft sein, anzunehmen, daß gerade in seinem Verhaft der schon lange in ihm arbeitende Vorsatz, als ein Kriegsmann der „ecclesia militans“ gegen Heiden und Ketzer zu Felde zu ziehen, festere Gestalt gewonnen habe, — die Gestalt der bestimmten Absicht, zur Führung dieses Krieges ein Verbündnis, eine Gemeinschaft zu stiften, oder, spanisch zu reden, eine geistliche Armada zu werben und auszurüsten.

Als bester Werbeplatz erschien ihm Paris, an dessen hoher Schule, der Sorbonne, es von Studenten aller Nationen wimmelte. Dorthin also machte er sich im Winter von 1527—28 auf dem Fußweg, sah sich jedoch, in der Hauptstadt Frankreichs angelangt, genötigt, wieder von vorn anzufangen, d. h. noch einmal lateinische Grammatik und „Philosophie“ durchzuschwitzen, um zum Studium der Theologie zugelassen zu werden. Seine Bettelstudentenschaft wußte er übrigens jetzt in eine höhere Potenz zu erheben, indem er sich, so zu sagen, zum Almosenrentner zu machen verstand. Er vermochte nämlich seine alten Gönner und Gönnerinnen in Spanien, wie neue in Frankreich und Belgien gewonnene, ihm ihre frommen Spenden in regelmäßiger Wiederkehr zufließen zu lassen. Infolgedessen war Iñigo, ohne jedoch darum seine strenge und kärgliche Lebensführung aufzugeben, stets bei Kasse, konnte die Kosten, welche die Erwerbung der akademischen Grade des Baccalaureats und des Magisteriums erforderte, aufwenden, und vermochte gelegentlich auch Freunden aus der Not zu helfen.

Gerade mittelst solcher Hilfeleistung hat er die ersten seiner eigentlichen Schüler an sich gezogen und von dem Werte seiner Freundschaft überzeugt, den Studenten Pierre Lefèvre, einen Savoyarden, und den Docenten Francisco Xaviero, einen Spanier, welcher aus einem vornehmen Hause stammte. Daß Iñigo diese zwei grundverschiedenen jungen Männer, den einfachen und bestimmteren Lefèvre, wie den eiteln, gefall- und ruhmsüchtigen Xaviero, gleich sehr an sich zu fesseln verstand, daß er beide mit seinen Anschauungen zu erfüllen, sie für seine Absichten vollständig zu gewinnen, sie seinem Willen unbedingt zu unterwerfen wußte, das stellte die Macht seiner Persönlichkeit außer Zweifel. Von der Stunde, wo er sicher war, diese beiden ersten gelehrigen und begeisterten Werkzeuge seiner Pläne gewonnen zu haben,

darf man den Ursprung der Compagnie Jesu datieren. Und in dieselbe Zeit fiel eine bedeutsame Umbildung oder vielmehr Zuspitzung von Loyolas ursprünglicher Idee. Denn die große Gefahr, welche der römischen Kirche von seiten der reformatorischen Bewegung drohte, war derweil auch ihm zum Bewußtsein gekommen. Heiden bekehren war zweifelsohne ein verdienstliches Werk. Aber ein noch verdienstlicheres und noch dazu drängenderes sei es, den Stuhl Petri wider die „satanische Rebellion“ eines Luther, eines Calvin, eines Zwingli und anderer „Höllenbrände“ zu schirmen. Im Grunde liefen ja beide Kampfrüstungen auf eins hinaus: es war immer ein „ad majorem dei gloriam“ unternommener und gefährlicher Krieg.

Iñigos mit Eifer fortgesetzte Menschenfischerei brachte weitere Erfolge. Seinen zwei ersten Schülern vermochte er bald wieder andere zu gesellen: den Portugiesen Simone Rodriguez und die Spanier Jayme Lainez, Nicolao Bobadilla und Alfonso Salmeron. Die sechs jungen Männer machten unter ihres Meisters Leitung die „Geistlichen Uebungen“ durch und zwar mit erstaunlicher Wirkung. Alle sechs gehörten von jetzt an mit Leib und Seele dem Führer.

Uns moderne Menschen kostet es nicht geringe Mühe, das Wesen und die Macht dieser Exercitien auch nur einigermaßen uns zu vergegenwärtigen. Wir müssen aber bedenken, daß der in der einleitenden Betrachtung dieses Exercierreglements der Compagnie Jesu stehende Satz: „Der Mensch ist dazu geschaffen, daß er Gott fürchte und preise und dadurch, daß er ihm dient, seine Seele rette“ — für die Menschen des 16. Jahrhunderts eine absolute Wahrheit gewesen ist. Es mußte für sie demnach eine Lehre und Anweisung, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, diesen Endzweck des Menschendaseins zu erreichen, von zaubermächtigem Reize sein. Einmal in diesen Zauberkreis gebannt, konnten sie nicht mehr entrinnen. Der Jesuitenorden hatte daher alle Ursache, die „exercitia spiritualia“ hochzuhalten. In einer 1599 gedruckten „Anleitung“ dazu steht geschrieben: „Ueber die meisten der Unsrigen kam durch die Exercitien der Geist der Berufung und mit Wahrheit kann gesagt werden, daß diesen Uebungen die Gesellschaft ihren Ursprung, sowie ihr Wachsthum verdanke.“

Dies war ganz im Sinne Loyolas gesagt, welcher bei seinen Lebzeiten stets bekannt und seinen Schülern immer nachdrucksam eingeprägt hatte, daß die „geistlichen Uebungen“ das sicherste Mittel seien, um die Menschen zu einer vollständigen Aenderung ihrer Lebensweise und zur radikalen Umformung ihres ganzen Sinnens und Trachtens zu bringen. Der Gründer hat daher keine Gelegenheit, seine Zeitgenossen zur Vornahme der Exercitien zu bewegen, vorübergehen lassen. Ein artiges Beispiel bietet die bekannte, vom alten Ribadeneira erzählte Anekdote, wie Loyola in Paris einen sehr weltlich gesinnten Arzt mittelst einer gewonnenen Billardpartie daran kriegte, den geistlichen Uebungen sich zu unterziehen. Nicht wenige Jesuiten stellten diese so hoch, daß sie der Meinung waren, der Orden sollte seine ganze Thätigkeit darauf beschränken; denn dadurch würde er sich die weiteste und ersprießlichste Wirksamkeit sichern. Diese Ansicht hat sich auch bis in unsere Tage herab erhalten. So urteilte ein Kenner im J. 1840: „Die Ignatianischen Geistesübungen bilden die sinnreichste, ihren Zweck ganz psychologisch berechnende und systematisch verfolgende Kombination von asketischen Heilmitteln, deren redlicher Gebrauch die Umwandlung des Exercitanten fast unfehlbar bewirken muß.“

Um das Gesagte verständlich und begreiflich zu finden, müssen wir das immer gegenwärtig halten, daß das in Rede stehende System der Askese ausgedacht und zuerst in Anwendung gebracht wurde zu einer Zeit, wo die Leute noch so „fromm“ gewesen sind, daß sie es ganz in der Ordnung fanden, wenn, wie in Paris unter der Regierung des „ritterlichen“ Königs Franz geschah, Menschen lebendig verbrannt wurden, weil sie während der Fasten Fleischspeisen genossen hatten. (Forts. folgt)

Heimatstreue.

Von

Hermann Allmers.

An einer einsam weltentlegnen Stätte
Und hart an eines Wildbachs fels'gem Bette
Das er durcheilt mit donnerndem Getose
Ruh' einsam ich auf weichem kühlem Moose
Indessen rings aus Tannendunkel ragend
Hoch oben noch des Winters Schneepracht tragend
Voll Majestät die alten wettergrauen
Bergriesen ruhig auf mich niederschauen
Und aus dem Thal mit schmeichelnd holdem Schmiegen
Der Frühling still durchklimmt den dunklen Tann
Mit Blumen zeichnend jeden Schritt bergan
Und wonnig lächelnd ob den steten Siegen.

Uralte heil'ge Bergeseinsamkeit!
Wie wird auch heute wiederum in dir
Mein Herz so still, so fromm, so rein, so weit!
Und zwiefach glücklich ruf' ich aus: Wohl mir!
Daß ich vermag noch ganz mich zu versenken
In dich mit meinem tiefsten innern Sein
Und liebend doch zugleich dabei gedenken,
Geliebte ferne Menschenheimat dein. —

Was ist unter der Erde?

Von

Maurus Jokai.

(Einzig autorisierte Uebersetzung von Ludwig Wechsler.)

(Schluß.)

Weshalb hätte sie es nicht sein sollen? Konnte der Mann sie nicht vor Gott sein nennen, der sie dem Grabe entrissen, der die entflohene Seele mit liebender Sorgfalt auf die irdische Welt zurückgeführt? Hörte sie nicht auf Malmonts Gattin zu sein, als man den Sargdeckel über ihr zunagelte? Zerriß nicht dort jedes Verhältnis zwischen ihnen, wo sie die Grufttür voneinander trennte? Ist dies kein neues Leben, welches sie lebt, keine neue Welt, ein Sein jenseits des Reiches des Todes, und wer könnte jemand im Jenseits verfolgen?

Amalie fand sich thatsächlich nach einem halben Jahre in einer andern Welt. Jetzt begann sie erst Kind zu sein, sich der Feldblumen, der kleinen Haustiere, des glücklichen, stillen Familienlebens zu freuen. Wie, wenn jenes traurige, verzweifelte, bleiche Wesen, welches früher in Marquis Malmonts wohlbewachtem Schlosse kaum zu atmen gewagt, in der That tot unter der Erde läge und ein anderes Wesen an dessen Stelle auferstanden wäre, dessen Frohsinn, Lieblichkeit, Klugheit, Kindlichkeit jedermann aufheitert, der in seiner Nähe lebt und welches in seiner Freude so übersprudelnd ist, daß Ardent Einhalt thun muß: „Die allzu große Freude wird dir schaden! Malmont lebt noch!"

Es ist wohl wahr, daß er sich eine Frau nahm, er heiratete die berühmteste Dame von Paris; die Welt weiß jedoch bereits, daß er nicht glücklich mit ihr lebe. Die Frau versteht ihren Gatten zu quälen.

Ardent ging oft nach Paris, um Nachricht über Malmont einzuholen, der ihn niemals gesehen hatte; dann hörte er unbegreifliche Geschichten über dieses wunderbare Verhältnis erzählen, welches zwischen diesen Ehegatten bestand.

Dieser Mann, der vor der Welt so stolz, so kühn war, der sonst sich seines kalten Herzens rühmte, war bis zur Feigheit sanft in der Nähe seiner Herrin, und wenn sie ihn unerwartet ansprach, schrak er zusammen. Allmählich pflegte eine sonderbare Sucht den Marquis zu quälen; er sprach irre, dann sandte er seine Dienstleute hinaus und ließ keinen Arzt zu sich heran. Kein Mensch hätte es auch ausgehalten, dieses Aechzen, diese gespenstischen Seufzer stundenlang mitanzuhören; von Zeit zu Zeit unterbrochen abgerissene Aufschreie, die Visionen des Marquis. Nur Oliva vermochte es auszuhalten. Bis zum hellen Morgen ging sie in dem Zimmer auf und ab, in welchem der Marquis lag. Was sie that, was sie sprach, das wußte niemand, aber die im Nebenzimmer liegenden Dienstleute vermochten kein Auge zu schließen, derart regte sie das Geflüster auf, welches die Frau an ihren Gatten richtete, worauf dieser stets verzweifelt aufschrie, sie möge nicht weiter sprechen, und dennoch wagte er nicht, sie hinauszuweisen, sondern zuckte und krümmte sich vor ihr, wie ein getretener Wurm.

Das waren Marquis Malmonts Flitterwochen!

Nach einem halben Jahre war aus dem stolzen, kräftigen Manne ein wankendes Gerippe geworden. Er begann zur Kirche zu gehen, ging starren, finstern Blickes durch die Gassen; oft fanden ihn seine Leute des Morgens ohnmächtig vor dem Betpulte in seinem Zimmer liegend, krampfhaft das Kruzifix umschlungen haltend.

Ueber all diese Rätsel schien jenes wunderbare Weib zu herrschen, welches nicht zurückgeschreckt war, ihr junges Leben mit dem dieses Menschen zu verknüpfen, den sie haßte, nur damit sie ihn quälen könne, so lange er lebt.

Man begann sinnlose Dinge von dem Marquis zu erzählen: daß er des Nachts seine Dienstleute hinaussende, um nachzusehen, ob nicht eine fremde Frau auf der Straße stehe, die ins Haus hereinkommen wolle. Die Diener sind des vielen Laufens schon müde und lügen ihm vor, daß wirklich eine draußen steht. Dann befragt er dieselben, wie sie aussehe. Die Leute geben nun eine Beschreibung, wie sie ihnen eben beifällt. Dann beruhigt er sich. Es ist ersichtlich, daß sie nicht jenes Bild getroffen haben, welches er ununterbrochen in einiger Entfernung vor seiner Seele schweben sieht, welchem er niemals den Rücken zu kehren vermag, welches stets vor ihm wandelt. Einst sagte Olivas Kammerzofe dem Leibdiener des Marquis etwas, worauf dieser bei der Frage seines Gebieters, ob nicht eine Dame im Vorzimmer sei, die ihn suche, eine Beschreibung abgab, bei welcher das Blut aus dem Gesichte des Marquis wich, er an allen Gliedern zu zittern be-

gann und seinen Diener bat, mit der an der Wand hängenden Pistole ihm durch den Kopf zu schießen, was jener natürlich nicht ausführte.

Zu anderen Zeiten suchte der Marquis nun allerlei Lumpengesindel in den Vorstädten auf, denen er große Belohnungen versprach, damit sie nach Issodun gehen und dort die Familiengruft der Malmont erbrechen sollten. Dort werden sie in einer Ecke jemand finden, der nicht mehr lebt, den müssen sie in seinen leeren Sarg zurücklegen und den Deckel fest aufnageln. Die Leute glaubten einen Irren vor sich zu haben und wiesen ihn lachend hinaus.

Endlich an einem Abend, als der Marquis in sein Zimmer trat, fuhr er entsetzt aufschreiend zurück und die Treppen hinabstürmend, floh er aus seinem Hause.

Was ihn so sehr erschreckte, war ein Bild, das Bildnis seines verstorbenen Weibes, welches Oliva für ihn verfertigen und während seiner Abwesenheit über seinem Bette aufhängen ließ.

Wohin der Marquis aus seinem Hause floh? zuerst an die Ufer der Seine, hierzu hatte er jedoch keinen Mut; er eilte dem Ufer entlang, über eine Brücke her, über die andere hin und blickte ins Wasser hinab. Er hatte nicht den Mut, über die Brüstung hinabzuspringen.

Endlich kam er zu einem Entschlusse. Er fand einen leeren Mietwagen und befahl dem Kutscher, ihn zur Polizei zu führen.

Selbst dem Kutscher fiel das verstörte Antlitz des Mannes auf; er fragte ihn: „ob er sich nur hin-, oder auch zurückführen lassen wolle?"

Malmont nahm die humoristische Frage ernst, und antwortete: „nur bis dahin!"

Der Polizeipräfekt war Malmonts persönlicher Bekannter, der schon längst der Mitwisser vieler Details aus dem Leben des Marquis war, besonders derer, die sich seit der zweiten Heirat des letzteren ereigneten.

Zu dieser Stunde entdeckte Malmont dem Beamten, daß er seine erste Frau getötet habe. Er sagte, daß ihn das Bewußtsein seines Verbrechens derart drücke, daß er das Leben von sich werfen wolle und in dem Gedanken Linderung finde, mit seinem Blute für seine Sünden büßen zu können.

Er mengte jedoch in sein Geständnis so viel geheimnisvolle Visionen, unmögliche Seelenerscheinungen, daß der Polizeipräfekt nicht das, was er vorbrachte, sondern etwas ganz anderes glaubte.

Malmont entdeckte den Zweifel auf dem Gesichte des Beamten: Die von einer Manie Befallenen haben einen sehr scharfen Blick, wenn sie bemerken, daß jemand nicht glauben will, was er über sie gehört. Er gestand ihm daher, daß die Beweise, die bereiteten Gifte, mit dem Namen ihres Erzeugers und die detaillierte Beschreibung des Mordes sich in den Händen seiner Gattin befinden, der er sie einst als Pfand seiner wahnsinnigen Liebe übergeben habe. Der Präfekt möge die Dokumente nur fordern, dieses Weib wird dieselben sicherlich ausliefern, da es ihn tötlich haßt. Möge Olivas Freude vollkommen sein.

Der Polizeipräfekt entschloß sich kurz; er schrieb sofort an Oliva, sie möge sich augenblicklich an dem von ihm bezeichneten Orte einfinden. Dann ergriff er Malmonts Arm und sagte ihm, daß er infolge seines Geständnisses sein Gefangener sei und er ihn persönlich dahin geleiten werde, wo weiterhin sein Aufenthaltsort sein werde.

Der Marquis dankte für die Rücksicht, welche der Beamte seinem Range bezeigte und ließ sich von jenem die Treppen hinabführen. Unten angekommen, setzte er sich in die geschlossene Equipage des Präfekten, dieser an seine Seite und ein Diener auf den Bock. Außer diesem folgte niemand weiter. Malmont dachte in sich, daß jedermann glauben könne, daß er sich jetzt auf irgend eine Unterhaltung begebe, während er ins Gefängnis eskortiert werde.

Man führte ihn aber nicht ins Gefängnis.

In jenem unbekannten Gebäude, in dessen Hofe der Wagen des Polizeipräfekten anhielt, empfing sie ein ernster, sanft aussehender Mann, in dessen Zügen Malmont vergebens die Strenge des Richters oder die Härte des Kerkermeisters suchte, denn sie ähnelten eher denen eines gutmütigen, gelehrten Menschen, zum Beispiel denen eines Arztes.

Der Präfekt sagte nun Malmont, er möge diesem Herrn gegenüber ganz offen sein, ihm alles sagen, was er ihm mitzuteilen wünsche, denn dieser Herr werde sein Verteidiger sein. Möge er volles Vertrauen zu ihm fassen. Wenn die Unterredung zu Ende, werde er wieder zurückkehren.

Alleingeblieben mit dem Unbekannten, sagte ihm nun der Marquis, daß er sich nicht verteidigen lassen wolle, wenn sich aber der junge Herr Advokat durch irgend eine schöne Rede auszeichnen möchte, er bereit sei, ihm den ganzen Fall in seinem seelischen Verlaufe, mit seinen Visionen und chemischen Operationen darzulegen, woraus dann der Herr Anwalt eine solche cause célèbre machen könne, daß er Ruf und Namen erwerbe.

Dann erzählte er dem Herrn Anwalt alles, was er bereits dem Präfekten gestanden hatte. Der junge Mann mit dem gelehrten Gesichte blickte dabei dem Sprechenden fortwährend in die Augen, ergriff dessen Hand, und dieser fühlte, daß die Finger desselben, gleichsam zufällig, einige Momente auf seiner Pulsader ruhten. Dies mag ein sonderbarer Advokat sein.

Nichtsdestoweniger fuhr er fort, seine Geschichte in all ihrer entsetzlichen Wahrheit zu erzählen, so daß auf seiner Stirne der kalte Schweiß ausbrach und einigemal mußte er sich sogar unterbrechen, so erfaßte ihn immer wieder heimliches Grauen.

Unterdessen harrte der Polizeipräfekt im Nebenzimmer auf die Ankunft Olivas.

Diese kam nach einigen Minuten an.

Der Präfekt eilte ihr entgegen.

„Verzeihung, Madame, daß ich Sie hierher bemühte. Ihren Gatten traf großes Leid."

„Ich ahne es," sagte Oliva; „er zeigte sich als Mörder an."

„In der That, so ist es."

„Er behauptet, seine erste Frau getötet zu haben."

„Ja. Dies gestand er mir."

„Und wahrscheinlich berief er sich auf mich, daß ich die Einzelheiten seines Verbrechens kenne, daß sich

Die Küste von Amalfi. Von E. Berninger.

dessen Beweise in meinen Händen befinden und ich dieselben gerne ausfolgen werde, da ich ihn hasse, da ich seine Verfolgerin bin . . ."

„Madame, wie können Sie dies alles wissen? Eben deshalb ließ ich Sie hierherrufen und Sie wissen bereits, was ich sagen will!"

„Armer Malmont!" sprach Oliva mitleidig; „dies ist seine fixe Idee; auch mir erzählte er es bereits, fand aber stets andere Versionen des vorgeblichen Verbrechens. Ich fürchte, daß ihm dieser Wahn noch den Verstand rauben wird!"

„Also ist die Begebenheit, von der er erzählt, nicht einmal wahr?"

„Nein, mein Herr, es ist das nur eine traurige Hallucination, ein in seiner Einbildung existierendes Schrecknis. Die Fabel ist völlig grundlos, was Sie daraus beurteilen mögen, daß mich der Unglückliche für seine heimliche Verfolgerin ansieht, mich, die ich ihn vor kurzer Zeit freiwillig zum Gatten gewählt und ihn, seitdem ihn diese entsetzliche Krankheit ergriffen, stets treu und zärtlich pflege."

„Und was verursachte wohl den Grund dieser Einbildung?"

„Eine sehr natürliche Ursache, mein Herr. Als er mich heiratete, fiel er am Hochzeitsabend in Epilepsie. Er griff zu drastischen Mitteln, um sich von seiner Krankheit zu befreien, und diese zerrütteten sein Nervensystem. Ich glaube, daß dies alles am besten erklärt."

„Das kommt oft vor," sagte der Polizeipräfekt, der nichts Auffallendes darin fand, daß einer Pariser Dame derlei medizinische Geheimnisse bekannt sind. „Wir werden Ihren Gatten demnach heilen müssen."

„Ich glaube selbst, daß es die höchste Zeit ist, daran zu denken. Solange sich seine Monomanie auf die Auftritte zwischen uns beiden beschränkte, verheimlichte und verbarg ich dieselbe; indessen begann er bereits auch vor den Dienstleuten und fremden Menschen unruhig zu werden und ich fürchte, daß er noch Hand an sich selbst legt. Erst vor einigen Tagen wollte er seinen Kammerdiener bereden, ihn zu erschießen."

„Madame, Sie wissen, daß Ihr Gatte jetzt hier ist?"

„Ich ahnte es."

„Wird es Sie nicht schmerzen, wenn ich Ihnen sage, daß er auch weiterhin hier bleiben wird?"

„Mein Herr, ich bin genötigt, diese Kaltblütigkeit zu erzwingen, denn wenn ich darüber nachdenken wollte, daß ein schöner, kräftiger Mann, den ich aus Neigung zum Gatten nahm, ohne daß er daheim, im friedlichen Hause, mit mir, seiner Frau, einen einzigen glücklichen Moment verlebt hätte, jetzt an diesem entsetzlichen Orte ist und ich ihn hier lassen muß: — müßte ich selbst hier bleiben."

„Madame, ich begreife Ihren Schmerz vollständig. Trösten Sie sich, ich hoffe, daß er geheilt wird. Ein Nebel, welchem natürliche Ursachen zu Grunde liegen, wird durch natürliche Mittel geheilt. Leider wird aber die Heilung sicherlich langwierig sein."

„Sie werden es erfahren, mein Herr, wie lange dieselbe auch dauern möge: Die Gattin des Marquis Malmont vergißt ihre Pflichten nicht!"

„Ich bin überzeugt davon."

„Denken Sie nicht, daß es gut wäre, wenn ich mit ihm zusammenträfe?"

„Im Gegenteil. Er darf Sie nicht sehen. Begeben Sie sich in Ihre Wohnung zurück, Madame!"

Oliva entfernte sich, und der Polizeipräfekt begab sich wieder zu Malmont.

Erschöpft von der Erzählung seiner Schreckensgeschichte saß der Marquis in einem Armstuhle; jener sonderbare Advokat streichelte seine heiße Stirne.

„Mein Herr," wandte sich der Präfekt zu dem Marquis; „fassen sie Vertrauen zu diesem wackeren Mann, er wird Ihr Wohl am Herzen tragen. Erblicken Sie in ihm Ihren echten, wohlwollenden Freund. Bis dahin, bis ich Sie zu mir werde rufen lassen, bleiben Sie hier und verhalten Sie sich ruhig und gefaßt."

Malmont erwiderte, daß er sich ganz getröstet fühle, seitdem er sein Verbrechen bekannt und daß er seiner Bestrafung entgegensehe, daß er längst vergessen, was ruhiger Schlaf heiße und daß er hoffe, es wieder zu lernen — hier — im Gefängnis.

Dies war jedoch kein Gefängnis, sondern Bicêtre, das Irrenhaus.

In den ersten Tagen gewahrte es Malmont nicht, wo er hingekommen. Ganz ernsthaft sprach er mit seinem Arzte, wie wenn dieser sein Verteidiger wäre. Erst dann, als dieser mit größter Vorsicht seine Heilmethode auszuüben begann, ward ihm klar, daß man ihn nicht wie einen Verbrecher, sondern wie einen Irrsinnigen behandle . . . .

Und da begann er zu wüten, zu rasen, so daß man ihn zu den Tobsüchtigen sperrte und je mehr er sich verfluchte und schwor, daß er ein Mörder sei, je mehr bestärkte er den Glauben an seine böse Krankheit, und je mehr bemühte man sich um seine Heilung. Man tropfte ihm Wasser auf den Kopf, und goß die Arznei durch seine übereinander gebissenen Zähne, bis er endlich auf die Knie fiel, sich unterwürfig bezeigte und flehte, man möge ihn töten, da er ja den Tod verdient habe.

Oliva hatte ihren Palast am Boulevard des Italiens verlassen und eine Mietwohnung in der Nähe des Irrenhauses bezogen.

Jedermann pries sie als ein Muster der weiblichen Treue. Sie erkundigte sich täglich zweimal persönlich um das Befinden des Marquis; sie bezahlte den Arzt überreich und beratschlagte stundenlang mit ihm über die Ursachen, den Verlauf, den Grad der Krankheit des Marquis; dann beriet sie sich über die zu gebrauchenden Arzneimittel, Reagentien, Heroismen, über die ganze einzuschlagende Heilmethode. Es schien, wie wenn sie dieselbe seit dem unglückseligen Fall fortwährend studierte.

. . Ueber den Marquis ward das Urteil gefällt, seinen Tod im Irrenhaus zu finden.

VI.

Malmont sah nur einen Weg der Befreiung vor sich: sich ruhig und wie einer zu verhalten, der sich auf dem Wege der Besserung befindet.

Bei Tage gelang ihm dies; er sprach ruhig, sanft mit seinen Aerzten, antwortete verständig auf gestellte Fragen, lachte über die Anekdoten, die man ihm zu lesen gab, hörte mit Vergnügen der Musik zu und erbat sich selbst eine Flöte, um auf derselben zu phantasieren, setzte sich mit anderen frommen Schwärmern zu einem Schach- oder Kartenspiel nieder und gewahrte nicht, daß er hinter der Musik, dem Lachen, dem Kartenspiel, fortwährend einen unverrückbaren, ewigen Gedanken hege, welcher seine Seele immer mehr ergriff und sich fortwährend erneuerte, und welcher desto entsetzlicher als alle fixen Ideen der Wahnsinnigen ist, weil er wirkliche, unheilbare Ueberzeugung in sich schloß ... Aber nachts, zu der stillen, gespenstischen Geisterstunde, hatte er keine Macht mehr über die Schrecknisse seiner Seele, da überwältigten sie ihn. Und da konnte man hören, wie er weinte, seufzte und schluchzte, wie er sich zu Boden warf und zu Gott betete, nach einer Minute ihn wieder verleugnete und zu unsichtbaren Gestalten sprach, mit ihnen kämpfte, vor ihnen floh, sie von sich wies, bis er endlich erschöpft unter der unerträglichen Last zusammenbrach.

Vergebens mochten sich die Aerzte die Köpfe darüber zerbrechen, welcher Art dieser Wahnsinn sei, der nachts wiederkehrt und bei Tage verschwindet.

An einem Nachmittage erhob sich ein heftiges Gewitter; ein Teil der Irren von Bicêtre erging sich eben im Garten, als der Sturm plötzlich, ohne jedes vorbereitende drohende Anzeichen losbrach. Nußgroße Hagelkörner schossen hernieder, der rasende Wind riß die Bäume samt deren Wurzeln aus der Erde, ein Blitz schlug gerade in das Wasserbecken des Gartens. Inmitten dieses Aufruhres, des Donnerns und Hagelgeprassels, schoß Malmont ein Gedanke durch das Gehirn: Flucht von diesem Orte.

Die Wächter waren derart überrascht, ohnmächtige Frauen, entsetzte Irrsinnige, gaben ihnen so viel zu schaffen, daß sie auf ruhigere Kranken, wie er war, nicht einmal achten konnten; das Gewitter selbst, dieser wahnsinnige Sohn der Natur, ergriff die Partei des Fliehenden; Staubwolken, Hagelschauer entzogen ihn jedem Auge, niemand gewahrte in der ersten Verwirrung, daß ein Wahnsinniger die mehr als drei Klafter hohe Steinmauer erklettert und sich von dort, von dieser halsbrechenden Höhe, ohne eine Sekunde des Zögerns, auf das Pflaster hinabwirft, um zerschmettert auf der Erde liegen zu bleiben.

Der Orkan ließ ihn jedoch nicht auf die Steinfliesen stürzen, sondern schleuderte ihn wie einen Ball auf sechs Klafter weg, wo er ihn dann in das angesammelte Eiswasser warf. Nichts war ihm geschehen. Rasch erhob er sich und begann zu laufen. Er wußte sehr wohl, welche Richtung er einzuschlagen habe, stets der Richtung des Gewitters entlang, dieses war sein natürlicher Beschützer, Wegweiser. Er wußte, daß ihn so niemand zu verfolgen vermag. Es war dies eine rasende Stunde und jener mußte selbst wahnsinnig sein, der in dieser Stunde einen Wahnsinnigen verfolgen wollte. Das Eis schlug klatschend gegen das unbedeckte Haupt des Fliehenden, der Sturm zerfetzte seine Kleider, blendend zuckte der Blitz vor seinen Augen nieder, krachenden Donner hinter sich lassend, der Fliehende kehrte sich nicht daran; wohin ihn der Sturm trug, wohin ihn das prasselnde Eis trieb, dorthin rannte er; wo er niederfiel, hielt er Rast, und dann lief er wieder vor dem Winde dahin, den Blitzen nach.

Zwei Stunden hindurch tobte das Gewitter über ihn, der Sturm ist dennoch ein besserer Renner als der Irrsinnige, jener raste weiter, ihn ließ er jedoch inmitten eines greulich verwüsteten Waldes zurück. Es war dies ein kleines Lustwäldchen, zwei Stunden von Paris; die entwurzelten Bäume, lauter Linden und Tannen, lagen quer über den Wegen, abgerissene Aeste hatten die niedrigen Rosen-, Jasmin- und Akazienbüsche begraben, auf denen das Eis zu ganzen Hügeln angesammelt, lag.

Es war das ein höchst geeigneter Ort, um von Malmont als nächtliche Lagerstätte benutzt zu werden. Ringsum war jede Wiese, jeder Weg vernichtet: die Menschen hatten andere Sorgen, als einen entflohenen Irren zu verfolgen.

Unter einer in der Mitte des Stammes abgebrochenen Tanne, deren Reste eine ganze schöne Gruppe Taxusbäume begraben hatten, fand er ein genügend dunkles Versteck für sich, er warf das angesammelte Eis hinaus, kroch in den leer gewordenen Raum und kauerte sich zusammen.

Allmählich stellte sich die Nacht ein, es ward finster, aber das abziehende Gewitter leuchtete noch fortwährend. Ein Blitz folgte dem anderen, bald hier, bald dort die Gegend beleuchtend und allem für eine Sekunde ein schwefelblaues Licht verleihend. — Ein vorzügliches Licht für jedermann, der, Marquis Malmont gleich, seinen Weg sucht.

Zwei Stunden ruhte er im Dunkel der Tannen und Taxusbäume; er schlief nicht, sondern überdachte den ganzen Wegplan und alles, worüber er so lange gebrütet, was er thun, wohin er gehen und wie er dorthin gelangen werde?

Dann machte er sich auf den Weg und ging — ging, bis der Morgen anbrach. Das Gewitter leuchtete die ganze Nacht vor ihm und zog ihn immer sich nach. Er hielt keinen Moment an, traf niemand; er wich den Dörfern aus und verbarg sich des Morgens unter eine Brücke. Dort erwartete er die Abenddämmerung und kam während des ganzen Tages nicht hervor.

Als es wieder dunkel geworden, setzte er seinen Weg fort. Er wich von seiner bisherigen Richtung ab und begann sich nach Süden zu wenden. Nach einigen Stunden hatte er die traurige Verwüstung hinter sich, welche das Gewitter in einer langen Linie bis ans Meeresufer angerichtet und gelangte endlich zwischen grüne Wälder. Zu seiner Rechten standen Nuß- und Kastanienbäume. Dort hielt er seine Mahlzeit unter den Bäumen. Die Frucht war bereits halb reif, und er, hungrig genug, um dieselbe ganz reif zu finden.

Auch füllte er alle seine Taschen mit den Früchten an, denn auch morgen ist ein Tag und er wußte nicht, wo für ihn gedeckt sein wird? Uebermorgen wird er entweder erwachen oder nicht.

Zuweilen mußte er der Meilenzeiger wegen auf

den Weg hinaustreten, um sich zu überzeugen, ob er richtig gehe. Dann duckte er sich in dem, den Weg entlang laufenden Graben, um nicht durch Zufall erblickt zu werden.

Am nächsten Morgen hatte er eine große Ebene erreicht, welche weder Wälder noch Berge unterbrachen, wo er sich hätte verbergen können, hier vergrub er sich in einen Heuhaufen und harrte dort auf den Abend. Bauern arbeiteten um ihn, luden das Heu auf ihre Karren, sein Versteck blieb unberührt. — Einzelne Schäferhunde witterten ihn, die Leute sagten, sie jagten den Hamster und bekümmerten sich nicht weiter darum.

Dann wurde abermals Nacht und er floh weiter und dann folgte wieder eine anstrengende Nacht, ein langwährender Tag, in der dritten Nacht hatte er sodann sein Ziel erreicht.

Am Morgen war er im Friedhof zu Issodun angelangt.

Dort stand er vor dem Grabgewölbe, in welchem er seine erste Frau bestattet hatte, vor jenem Gitterthore, welches seitdem in seine Angeln eingerostet war; die Toten gebrauchen ja die Klinke nicht!

„Hier bin ich, bleiches, heimsuchendes Gespenst!“ flüsterte er durch dieses Gitter. „Bisher suchtest du mich auf, jetzt suche ich dich auf. — Nur eine Nacht warte noch, nur bis zur nächsten Mitternacht, dann werden wir mehr miteinander sprechen. Um Mitternacht, bis dahin ruhe.“

Malmont wußte, daß vor dem Grabgewölbe, gleichsam als Schmuck, ein alter römischer Sarkophag stehe, an dessen breitem Ende sich ein genügend großes Loch befinde, um einen Menschen hindurchzulassen. Niemand würde beifallen, einen lebenden Menschen darin zu suchen.

Der Marquis verbarg sich in dem Sarg.

Und dann dachte er darüber nach, daß, wenn wieder Nacht sein wird, er durch irgend ein Luftloch in das Gewölbe hinabklettern werde, durch welches die Rückkehr nicht mehr möglich ist. Dies ist auch nicht nötig. Dort wird er die ihrem Sarge entstiegene Leiche wieder auf die verlassene Ruhestätte zurücklegen und sich selbst — in jener Nische an einem Nagel aufhängen. Er weiß es bestimmt, daß der Strick, woran man den Sarg hinabließ, noch immer dort ist. Im nächsten Jahrhundert sodann, wenn dieses Gewölbe zur Ruine geworden und niedergerissen wird, um eine Stadt an Stelle des Friedhofes zu erbauen, wie werden sich die Menschen die Köpfe darüber zerbrechen, auf welche Weise das an dem Stricke hängende Gerippe zu jenem Sarge gekommen sei? Wer mochte das gewesen sein und wer mochte es hingebracht haben? — Wie werden sich Romanschreiber und Feuilletonisten des Stoffes bemächtigen!

Der Gedanke gefiel ihm; er war stolz darauf.

Die Sonne ging auf, durch die Oeffnung seines engen Versteckes sah er die Tautropfen auf den schwankenden Grashalmen glitzern, die wilden Blumen ihre nachts schlafenden Kelche öffnen; hörte die wilde Biene summend von Blume zu Blume fliegen und wünschte in sich, daß dieser unausstehliche Sonnenschein bereits verschwunden sein möge.

Jenes schönen Sonnenscheines erfreuten sich aber sehr viele Menschen. Es war ein Sonntag, die armen Stadtbewohner eilen an diesem Tage ins Grüne, besuchen die Belustigungsorte und selbst die Friedhöfe, wenn die Sonne warm scheint.

Um das Versteck des Marquis gingen und kamen die Menschen, ein ausgelassener Schwarm von Studenten spielte Ball in dessen Nähe. Hunderte kamen vor das Grabgewölbe hin und buchstabierten laut die vergoldete Schrift auf dem Grabsteine. Einige lasen schlecht, Malmont hätte ihnen gern nachgeholfen. Dann kam auch eine Bonne mit einem Kinde hin, setzte sich mit diesem auf den Sarkophag, spielte mit der Kinderschelle und sang ihm vor, denn das Kind wollte nicht einschlafen.

Es wurde Mittag und es trat ein wenig Ruhe ein. Das ewige Gesumme der Käfer erhob sich neuerdings und Malmonts Augen drückte der Schlaf zu.

Vielleicht schlief er lange, vielleicht träumte er auch viel, als ihn etwas plötzlich erweckte, und dieses Etwas war wunderbarer als jeder Traum.

Was ihn erweckte, war eine bekannte Stimme; eine Stimme, bei deren Ton sein ganzes Innere erschauerte: — die Stimme seiner begrabenen Gattin.

Es war das jedoch nicht die aus dem Grabe kommende Stimme, womit die Gespenster den furchtsamen Sterblichen erschrecken, sondern ein fröhlicher, schmeichelnder Ton mit Lachen und kindlichen Ausrufen gemischt.

Malmont blickte durch die Oeffnung des Sarkophages hinaus und sah sie vor sich: dasselbe Gesicht, dieselbe Gestalt, welche er begraben, und welche jetzt hier am blumigen Rasen umherwandelt.

Es ist aber dennoch nicht dasselbe Gesicht; denn die er begraben, war eine traurige, welkende Blume, dies ist jedoch ein fröhliches, rosiges, freundliches Wesen, von dessen Antlitz das Glück strahlt.

Auch das Glück ist erklärt. Dort steht neben ihr ein schöner Mann mit sanften Zügen, der die Hände der Dame in den seinen hält und sie so zärtlich, so liebend wie ein guter Gatte anblickt.

Ganz so wie sie, aber dennoch nicht sie!

Die Dame lief zu dem Grabsteine hin und las, was auf demselben geschrieben stand:

„Hier ruht Amalie Lizardin, die unvergeßliche Gattin Marquis Malmonts. Der untröstliche Gatte begrub hier all seine Glückseligkeit, auf die selige Auferstehung hoffend, die sie wieder vereinigt.“

Die Dame lachte hier so herzlich auf.

„Lache nicht, Charlotte!“ verwies sie sanft der ernste Mann und zog sie hinweg.

Malmont sah seinen Irrtum ein; dies ist eine andere, dies ist: Charlotte.

Das schelmische Weib umschlang jedoch scherzend den Nacken des Mannes und sagte:

„Weshalb nennst du mich denn auch Charlotte, wenn wir allein sind?“

„Damit ich mich daran gewöhne. Sieh, du bist so unüberlegt.“

„Ah!“ Malmont begann aufmerksam zu werden.

Die Dame zog den Gatten hinter die das Grab

umschließenden Holundersträuche und zwang ihn, sich mit ihr auf dem üppigen, weichen Rasen niederzulassen.

„Bist du mir böse?“ fragte sie mit kindlichem Schmeicheln.

„Ich fürchte für dich; es war eine kühne Laune von dir, hierher zu kommen.“

„Ah, ah! fürchte nichts; die ganze Erde ist voll Engel, es lebt nur ein Teufel auf ihr, und der kann nicht mehr schaden; dann sind die Toten auch gute Leute, sie verraten niemand. Selbst der Tod ist gut; ohne ihn wäre ich jetzt nicht dein. Siehst du, ich kam deshalb hierher, um ihm zu sagen: ich danke dir, guter Tod, daß du mich meinem Ardent gegeben.“

Der Mann umarmte die Dame und küßte sie.

„Siehst du, jetzt sitzen wir hier auf meinem Grabhügel, lesen meine Grabschrift und lachen über deren Lügen. Wem ward bereits das Glück zu teil, auf seinem eigenen Grabe sitzen und die eigene Grabschrift lesen zu können?“

„Närrisches Kind, du. Das Glück macht dich übermütig.“

„Ich habe es verdient, dieses Glück, denn ich habe viel darum gelitten. Und dann haben wir eben hier nichts zu fürchten. In ganz Issodun sah mich niemand lebend, außer einem alten Diener, welcher seitdem bereits gestorben ist, niemand kannte mich; man sah mich nur, als ich im Sarge lag; — sehe ich meinem damaligen Ich ähnlich?“

„O nein, nein!“ sagte Ardent, und küßte sie zum Beweise zweimal auf die Augen. Beide Augen lachten dann so schelmisch.

„Und schließlich, wer hätte denn ein Interesse, mich auch über den Tod hinaus zu verfolgen? Malmont freute sich, als er sich von mir befreite, um ein anderes Weib heiraten zu können; jetzt sitzt er jedoch im Irrenhaus und ist, wie du selbst sagtest, unheilbar wahnsinnig . . .“

„. . . Wenn er aber schon geheilt ist? . . .“ ertönte jetzt hinter ihnen eine Stimme und in den auseinanderschlagenden Holundersträuchen stand Marquis Malmont. —

VII.

Bald darauf erhielt Oliva in Paris einen Brief von dem Marquis, welcher, wie folgt, lautete:

„Liebes F r ä u l e i n! Bemühen Sie sich nicht weiter um mein Auffinden; ich bin hier in Issodun. Da ich kaum zu hoffen wage, daß obiger Titel Sie nicht befremden sollte, bin ich so frei, Sie mit dem sonderbaren Umstande bekannt zu machen, welcher diese Anrede begründet. Sie werden schon davon gehört haben, daß Narren oft gute Einfälle haben, ein so närrisch guter Einfall von mir war die Entdeckung gewesen, daß die zwischen Ihnen und mir zustande gekommene Heirat ein so wesentliches Hindernis hatte, daß selbes dieselbe vernichtet. Sie haben niemals aufgehört, Fräulein Oliva Delmaure zu sein und ich konnte Ihnen niemals den Malmontnamen gegeben haben, welchen ich hiermit von Ihnen wegzunehmen gezwungen bin, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich diesen Namen einem anderen Weibe geben werde. Ich bedauere es zwar ungemein, daß Sie hiermit dasselbe traurige Spiel wiederholen, welchem auch ihre Mutter zum Opfer fiel, daß Sie nämlich wieder Mädchen werden, nachdem Sie sich bereits Frau nennen ließen, indessen kann ich Ihnen einen guten Rat geben: es gibt Zeitungen genug, lassen Sie in einigen bekannt machen, daß N. N. ein gut situiertes Mädchen, welches eben nur einen Namen benötigt, alle diejenigen, die eben einen Namen zu vergeben haben, hiermit aufzufordern sich beehrt, sich anzumelden, da N. N. unter den Bewerbern nach Gefallen zu wählen beabsichtigt. Ich kann Sie versichern, daß Sie Erfolg haben werden, denn schon viele wackere Mädchen kamen durch den Weg der Reklame unter die Haube. — Adieu! — Marquis Malmont.“

So viel Zeit ein Brief benötigt, um von Issodun nach Paris zu fliegen und ein wütender Mensch, um von dort zurückzustürmen, so viel Zeit benötigte Oliva, um in Issodun anzukommen.

Auf ihre erste Frage erfuhr sie, daß der Marquis hier wieder großen Aufwand mache, daß sich sein Kredit erneuert, daß er ein elegantes Haus führe und weibliche Dienstleute engagiert habe, da er zu heiraten beabsichtige.

Oliva kleidete sich nicht einmal um, sondern eilte, ihn aufzusuchen.

Der Marquis empfing sie lachend.

„Ah, meine Schöne! Sie wollen wohl reklamieren? Ja, ich sage Ihnen, daß Sie zu spät, viel zu spät kommen. Ich bin gezwungen, die Liaison zu kündigen.“

„Marquis, Sie sind in der That wahnsinnig, und heute ließ mich eher das Mitleid als der Zorn zu Ihnen eilen. Sie wissen, daß ich Ihr, als eines Kranken, gesetzlicher Vormund bin und daß ich Sie dahin zurückführen lasse, von wo Sie entflohen.“

„Ich weiß weder von Krankheit, noch von Vormundschaft etwas, schönes Fräulein, denn Sie sind nicht meine gesetzliche Gattin!“

„Was denn?“

„Das will ich Ihnen nicht ins Gesicht sagen. — Ungefähr dasselbe, was Ihre Mutter Ihrem Vater gewesen.“

„Elender! Du vermeinst mich durch diese abscheuliche Beleidigung dazu zwingen zu können, dich töten zu lassen.“

„Das gerade nicht. Sei beruhigt darüber, daß du das nicht thun kannst. Ich habe dich hintergegangen, du hast mich hintergangen und jetzt sind wir quitt. Was du an Schriften von mir besitzest, magst du ganz gemütlich in Rahmen fassen lassen. Der ganze Heiratskontrakt ist eine Farce, ebenso das ganze Geständnis, welches ich dir übergeben. Und nun lache ich. Gehe nach Hause, schöne Dame, und suche dir einen anderen, ich halte dich nimmer.“

„Er ist wirklich verrückt,“ sprach Oliva halbleise.

„Nein, er ist nicht verrückt!“ rief Malmont triumphierenden Tones aus, „sondern frei; wisse, daß meine erste Gattin lebt!“

„Amalie!“

„Ja, Amalie lebt. Und somit kann ich nicht ihr Mörder sein. Sie lebte, als ich dich heiratete und somit kannst du niemals mein Weib gewesen sein, son-

dern du warst ein hintergangenes Frauenzimmer, welches sich kein Beispiel an seiner Mutter genommen und jetzt suche dir dein Recht; je mehr du es suchen wirst, je mehr wirst du verlieren. Malmont bringt seine erste Frau ins Haus zurück, dich jedoch jagt er von seiner Schwelle, und wenn du ihm einfällst, thut er sich nicht einmal den Zwang an, sich vom Lachen zurückzuhalten."

Oliva hörte nicht mehr das Lachen. Mit vor Scham glühendem Antlitz floh sie von dannen. Sie war außer sich. Sie mußte die ganze Sache für ein Märchen ansehen. Wie hätte denn das geschehen können? Diese ungeheure Veränderung im Wesen des Marquis bewies aber dennoch, daß sich etwas Unfaßbares zugetragen haben müsse.

Oliva eilte zum Präfekten. Sie sagte, daß sie die zweite Gattin Marquis Malmonts sei, der jetzt behauptet, daß seine erste Gattin noch lebe und fragte ihn, was hieran wahr sei?

Am Gesichte des Präfekten konnte sie sehen, daß es diesem sehr unangenehm sei, auf die Frage zu antworten; er bezeigte ein höchst unzeitgemäßes Bedauern, welches Oliva verletzen mußte.

„Ja, ja, werte Dame, dies ist eine sehr sonderbare Geschichte; der Mensch könnte sogar sagen, sie sei unglaublich, wenn dieselbe nicht durch Selbstgeständnisse bewiesen wäre. Der Marquis begrub seine Gattin, in der That, er begrub sie, wir waren selbst bei der Feierlichkeit anwesend und sahen die Tote mit eigenen Augen. Die Dame hatte indessen einen alten — hm, hm — einen alten Getreuen, der nachts die Gruft öffnete und die Tote stahl. Er nahm sie mit nach Hause und siehe! sie war nur scheintot und erwachte den Naturgesetzen zufolge wieder zum Leben. — Der alte Getreue hielt die Sache geheim und lebte mit der Geliebten, in deren Besitz er sich durch so wunderbare Weise versetzt sah, so lange verborgen, bis der Marquis irgend eines Wahnes wegen nach Bicêtre gelangte. Madame wissen es am besten, daß dieser Wahn darin bestand, daß er glaubte, seine Gattin vergiftet zu haben. Hierauf begann sich das junge Liebespaar für sicher zu halten und verbarg sich nicht mehr, während es doch dem Marquis gelungen war, aus Bicêtre zu entfliehen, und durch die Laune des Zufalls traf er in der Minute mit ihnen zusammen, als sich diese miteinander unterhielten. Der Marquis überzeugte sich, daß er seine frühere Gattin und deren Anbeter vor sich habe. — Er schlug Lärm, der junge Mann entfloh samt der Dame und kam später, als er dieselbe an einem sicheren Ort verborgen hatte, freiwillig wieder, stellte sich den Behörden und gestand alles ein."

„Alles gestand er?"

„Ja, Madame. Der junge Mann ist sehr ehrenhaft und vermag nicht zu lügen. Dies würde ihm indessen auch nichts genützt haben, denn wir ertappen die Leute sehr rasch, wenn sie lügen. Das Gericht ist ein sehr schlechtes Romanpublikum, denn es geht allem auf den Grund und fragt sogar, wo man geboren ist. Der junge Mann meint, seine Sache damit verteidigen zu können, daß er sagt, er habe nur eine Leiche gestohlen und nur durch seine Gebete sie zum Leben zurückgebracht, ohne ihn wäre die Frau den jämmerlichsten, verzweifeltsten Tod gestorben, wäre in dem Sarge elendiglich umgekommen, sie sei daher mit Recht sein eigen . . ."

„Und das Gericht zieht dies nicht in Betracht?"

„Ah, Madame, der Richter ist kein Poet. — Die Heirat zwischen Marquis Malmont und Amalie Lizardin ist nicht aufgehoben, sobald letztere am Leben ist. Wie es auch geschehen sein mag, die Thatsache ist unbestreitbar und die ganze Angelegenheit hat nur einen Ausgang."

„Und welchen?"

„Der junge Frauenräuber kommt in Anbetracht der mildernden Umstände mit ein paar Jahren Gefängnis davon, Amalie Lizardin kehrt zu ihrem rechtmäßigen Gatten, Marquis Malmont, zurück und Sie, Madame, werden mit allen Ehren von dieser Heirat entbunden, welche ja ungültig geschlossen wurde und was auf Sie nicht den geringsten Schatten werfen kann, und wenn Sie gegen den Marquis einen Entschädigungsprozeß beginnen wollen, so steht Ihnen das natürlich frei. In diesem Falle erlaube ich mir Ihnen unseren Notar Bulair zu empfehlen. Er ist mein Schwager und ein sehr tüchtiger Advokat."

„Ich danke Ihnen. — Ich werde selbst meinen Prozeß führen."

„Madame selbst? Ah, das ist sehr schön. Nur bitte ich, nicht zu vergessen, auf Stempelpapier zu schreiben, da Sie sonst Strafe zu zahlen haben."

„Da die Entscheidung dieser Angelegenheit mich sehr nahe angeht, so bitte ich, es so einzurichten, daß ich bei der Verhandlung zugegen sein kann; nur weiß ich nicht, ob dies als Klägerin oder Angeklagte, Zeuge oder Beschädigte der Fall sein wird. Das dürfte sich jedoch später ausweisen."

„Als jedenfalls gemeinsam Interessierte. Sehr wohl, Madame. — Dies wird ein sehr interessanter Prozeß sein. Ich werde den Advokaten möglichste Eile anempfehlen, damit wir die Sache um so rascher den Geschworenen unterbreiten können."

Damit trennten sich die beiden.

Der Präfekt sagte es den Anwälten, den Mitgliedern der Geschwornenbank, und von diesen erfuhr es die ganze Stadt, daß die bekannte Dame Oliva bei der öffentlichen Verhandlung zugegen sein und persönlich plaidieren werde. — Dies verursachte große Sensation und schon tags vorher wurde der Maire und Präfekt um Eintrittskarten in den Gerichtssaal bestürmt. Von dem Verhandlungstermin hatte der Präfekt Oliva bereits verständigt.

Den Abend vor dem Verhandlungstag erhielt Oliva einen Brief von unbekannter Hand. Als sie denselben überflogen, eilte sie sofort in größter Aufregung zu dem Präfekten und bat ihn mit zitternder Stimme, den Tag der Verhandlung um eine Woche aufzuschieben, da sie augenblicklich abreisen müsse und so lange an der Verhandlung nicht teilnehmen könne, als bis sie zurückgekehrt sei.

Der Präfekt war ein galanter Mann, und verschob

der schönen vornehmen Klientin zuliebe die Verhandlung um eine Woche.

Dies steigerte die allgemeine Aufmerksamkeit noch um ein Erkleckliches, jetzt war selbst die ganze zum Gerichtsgebäude führende Straße von Neugierigen dicht gefüllt, welche das Endurteil möglichst unmittelbar vernehmen wollten. — Zur festgesetzten Stunde erschien Oliva im Verhandlungssaale.

Jedes Auge richtete sich bei ihrem Eintritte auf ihr Gesicht, welches sich dadurch jedoch nicht um eine Nüance höher färbte, es war bleich und kalt wie Marmor. Ihr Blick war fest, entschlossen; keine Erregung, keine Leidenschaft war an ihr zu gewahren. Sie würdigte niemand eines Blickes, nicht einmal den Marquis, der nicht weit von ihr neben seinem Advokaten saß, mit diesem lebhaft plauderte und oft zu der marmorgleichen schönen Gestalt hinübersah und achselzuckend auf dieselbe hindeutete. Oliva schien ihn nicht einmal zu sehen.

Mit unbewegter Ruhe hörte der Marquis die lange Rede seines Advokaten zu Ende und zeigte nicht die geringste Langeweile während dessen langatmigen dialektischen Bemühungen; wiederholt hörte er seinen Namen in der Rede des Advokaten mit sehr prosaischen Bemerkungen, — ja sogar mit spöttischen Anspielungen bezeichnet, — er errötete weder, noch fühlte er sich verletzt.

Dann erhob sich Ardent Florion, um selbst seine Verteidigungsrede zu halten. Er sprach mit solcher Wärme, mit welcher nur der echte Schmerz zu sprechen vermag; die Teilnahme der Zuhörerschaft neigte sich bemerkbar seiner Seite zu. Er schilderte, wieviel das Weib gelitten habe, solange es Malmonts Namen trug, er schilderte, wie glücklich Amalie gewesen, als sie sein geworden. Und nun will man sie neuerdings dieses Glückes berauben. Gott und der Tod haben ihm dieses Weib gegeben, er beruft sich auf Gott und die Menschheit: kann er sie nicht mit Recht sein nennen?

Das gute Publikum hätte ihm so gerne zugerufen: ja, ja! nimm sie mit dir und lebt glücklich.

Dann schilderte der junge Mann, was mit Amalie geschehen wäre, wenn er sie nicht dem Grabe entrissen hätte, schilderte die Verzweiflung der Erwachenden, die sich zwischen diesen kalten Mauern begraben sieht, die Schrecknisse der Nacht und der Einsamkeit und beschrieb vor den Zuhörern die kalten Qualen des Hungertodes mit so entsetzlicher Phantasie, daß einige zartbenervte Damen den Saal verlassen mußten. — Nur Oliva schien unbewegt zu bleiben.

Dann sprach Ardent von der zärtlichen Pflege, der warmen Liebe, von der heilsamen Aufmerksamkeit, womit er die bereits gebrochene Blume zu neuem Leben zu erwachen zwang; er hauchte ja derselben seine eigene Seele ein, und das Leben, welches auf Amaliens Antlitz blüht — ist seines eigenen Lebens Hälfte.

Als er hiervon sprach, wie weinte man ringsum, wie trockneten die Frauen ihre Augen und wie staunte man Oliva an; sie ergriff auch dies nicht, sie weinte nicht. Einmal jedoch seufzte sie tief auf, als Ardent sagte, daß wenn sie voneinander getrennt würden, dies der Tod beider wäre. Wer Oliva scharf beobachtete, konnte ein gewisses Grauen an ihr wahrnehmen.

Der Präfekt konstatierte den Thatbestand und stellte den Geschworenen die üblichen Fragen; diese zogen sich zur Beratung in einen Nebensaal zurück. — Jedermann erwartete mit gespannter Aufmerksamkeit ihr Urteil. Oliva behielt ihren Gleichmut bei. Der Präsident ging indessen zu ihr hin und richtete eine Frage an sie, worauf sie achselzuckend antworte: „Das ist gleich,“ wie jemand, der in dieser Tragödie bis jetzt noch nichts Interessantes entdeckt.

Marquis Malmont hatte erwartet, daß sie nun mit ihren Beweisen hervortreten werde, mit seinen Schriften und Briefen und all den gefährlichen Däten, deren Kraft jedoch bereits geschwunden war, wie die eines gewissen Giftes, welches, in durchsichtigen Gefäßen aufbewahrt, bloß durch die Einwirkung des Lichtes kraftlos wird; und er war auf eine sehr höhnische, sehr unterhaltende Replik vorbereitet, womit er dieses Weib niederschmettern, demütigen wollte, und siehe, es bot sich keine Gelegenheit dazu, Oliva schwieg und sprach nicht von dem Morde.

Nach einer halben Stunde kehrten die Geschworenen zurück und verkündeten, daß Ardent Florion des Raubes an der Gattin des Marquis Malmont schuldig sei.

Jetzt forderte der Präsident den jungen Mann auf, Amaliens Versteck zu entdecken, da seine Strafzeit nach dem Grade, in welchem er den Befehlen des Gesetzes nachkomme, bemessen werde.

Ardent antwortete mit Heftigkeit:

„Niemals! Dies wird niemand von mir erfahren. Verurteilt mich zu lebenslänglicher Galeerenstrafe, aber Amalie überliefere ich niemals den Händen ihres einstigen Henkers.“

Diese Rede verursachte allgemeine Bewegung im Saale; die Männer riefen: hoch, hoch! die Frauen schluchzten. Der Präsident vermochte nicht zu Worte zu kommen, Ardents Stimme übertönte den Lärm.

„Tötet uns beide!“

Da sah man, daß sich Oliva von ihrem Platze erhob. Sie will sprechen. Der Präsident brauchte nicht zu klingeln, jedermann verstummte; man konnte das Atmen der Menge vernehmen; die Dame sprach selbst, was konnte sie wohl sagen?

Mit einem teuflischen Hohnlächeln wandte sich der Marquis gegen sie und glaubte, bereits alles zu wissen, was er hören wird, und lachte schon jetzt über die Nutzlosigkeit desselben.

Oliva begann sehr ruhig und ohne jede Bewegung zu sprechen. Ein eingefleischter Advokat konnte sich keine größere Gelassenheit wünschen.

„Geehrte Herren! Ich bitte um die Erlaubnis, ein Wort zu dieser Angelegenheit sprechen zu dürfen, welche meine eigenen Interessen so unmittelbar berührt, da dieselbe mich dem Spotte der Welt aussetzen und mich meines Namens berauben kann, wenn die hier angeführten Behauptungen sich bewahrheiten. Es sei mir gestattet, dieselben in Zweifel zu ziehen. Ich glaube, daß der ganze Streit nichts weiter ist, als das wunderbare Zusammentreffen der Monomanie zweier bedauernswerter — — Seelenleidenden. Ich habe in der Führung der ganzen Verhandlung einen sehr großen Fehler wahrgenommen. Sie fällen ein Urteil nach den

Aussagen zweier Menschen; Sie sprechen eine dem Grabe geraubte, zum Leben erweckte, nun wieder verschwundene Frau deren früherem Manne zu, ohne sich vorerst davon zu überzeugen, ob diese Frau in der That gestohlen und zum Leben erweckt wurde, oder ob sie noch immer im Sarge liegt und friedlich schlummert!"

„Ah, ah!" Im ganzen Saale hörte man den Ausruf und die Bewegung des Bewunderns. Dies war ein unerwarteter Einwand. Dies war in der That ein Stein, welcher gehoben werden mußte.

„Verzeihen Sie mir, meine Herren," fuhr Oliva fort, „daß ich Sie mit meinem Einwande belästige; da ich aber selbst die meist Interessierte bin, so bin ich gezwungen, meine Zweifel auszusprechen, um nicht das Opfer eines Wahnsinnes oder einer Intrigue zu werden."

Der Präsident anerkannte, daß Oliva berechtigt sei, diesen Einwand zu erheben und auf ihre Frage eine Antwort zu fordern.

Sofort sandte er sechs Gerichtsbeamte aus und befahl ihnen, aus der Familiengruft der Malmonts die Totenbahre Amalie Malmonts sofort hierher zu bringen, so wie dieselbe dort gefunden wird. Drei Geschworene, der Marquis, Ardents Advokat und eine ungeheure Volksmenge folgte ihnen.

Alles ging in der größten Oeffentlichkeit vor sich. Vor Hunderten von Zeugen ward die Gruftthür geöffnet, man schritt die Treppen hinab, fand den vernagelten Sarg, trug ihn ins Freie und mit all seinen Wappen und Verzierungen in den Gerichtssaal hin.

Ein schmerzliches Grauen ergriff das Herz eines jeden Zuhörers, als man den traurigen Gegenstand auf den grünen Tisch des Gerichtssaales niederstellte, gleichsam als ein Zeugnis, wovon man nicht weiß, was darin geschrieben steht.

Zitternd, mit angehaltenem Atem harrte man, bis man die Nägel des Deckels gelöst, bis man die Stemmeisen ansetzte; nur Malmont lächelte höhnisch und Ardent blickte nicht hin: sie beide wußten, daß dort kein Toter liege.

Jetzt hob man den Deckel empor, schlug das weißseidene Leichentuch zurück und siehe, Amalie Lizardin lag dort tot, — tot, wirklich und unerweckbar tot.

Durch das entsetzliche Toben der Menschen drang ein wahnsinniger Schrei, der durch die Seele drang, es war Ardent; er war zu dem Sarge der Geliebten gestürzt, hatte deren kalte Hand ergriffen und war tot zusammengestürzt.

Nur sein Herz war geborsten, sonst nichts.

Er hatte recht, als er sagte, daß ihr Leben so sehr eins sei, daß sie, voneinander getrennt, beide zugleich sterben würden.

Zähneklappernd war Malmont auf seinen Stuhl zurückgesunken und entsetzt stammelte er, allen hörbar: „Auch zum zweitenmal habe ich sie getötet!"

Mit übermenschlicher Anstrengung erzwang Oliva Kaltblütigkeit und sagte: „Geehrte Herren! Sie können nun ersehen, daß Sie es nicht mit Verbrechern, sondern mit unglücklichen Wahnsinnigen zu thun haben — seien Sie künftighin vorsichtiger. Ich nehme meinen Gatten mit mir, um seine Heilung herbeizuführen."

„Nein! nicht nach Bicêtre!" brüllte der Marquis mit schäumenden Lippen; „sondern auf die Guillotine. Ich bin ein Mörder. Ich habe mein Weib gemordet! Ich bin nicht wahnsinnig."

Oliva flüsterte dem Präsidenten zu: „Sehen Sie, mein Herr, es ist die fixe Idee des Armen, seine Gattin getötet zu haben."

„Und diejenige dieses zweiten war, dieselbe wieder erweckt zu haben," setzte der Präsident hinzu.

Malmont mußte gefesselt werden, denn er raste und wollte seinen Kopf an der Wand zerschmettern.

Er starb in der That in Bicêtre, nach langer Zeit. Man hielt ihn für den bösesten Tobsüchtigen, und ihn quälte doch kein Wahnsinn, sondern, etwas faßbar Wahres.

Der Schlüssel der ganzen rätselhaften Geschichte blieb der Welt für immer verborgen.

Es war ein Brief, was Oliva am Vorabend des zuerst bestimmten Verhandlungstages erhalten hatte und was ihre sofortige Abreise verursachte.

Jener Brief war von Amalie und enthielt folgendes: „Madame! Sie kennen die traurige Geschichte meines Lebens und nehmen teil daran. Ich bin verloren. Zum zweitenmal zwingt man mich, Malmont anzugehören — was für mich schrecklicher als der Tod ist. Man sagt, daß dies Gerechtigkeit sei; denn Ardent bestahl Malmonts Grabgewölbe, raubte eine Tote daraus, und diese Leiche war Malmonts Eigentum, welches ihm nun zurückgegeben werden muß. Gut. Es sei also Gerechtigkeit auf Erden! Und unter der Erde! Ich gebe Malmont zurück, was ihm Ardent genommen — den Leichnam. Sobald Sie diesen Brief gelesen haben, suchen Sie mich in der Trockenwalke neben Nevers auf, wo ich allein wohne. Bis Sie hierher gelangen, bin ich tot. — Ich bitte Sie um des Himmels willen, meinen Endwillen zu erfüllen. Ueberführen Sie meinen Leichnam in das Malmontsche Grabgewölbe, den Schlüssel zu demselben, finden Sie auf meinem Schreibtische liegend. — Mein alter Diener wird Ihnen helfen. Diesen senden Sie zu Ardents Mutter zurück. — Sagen Sie Ardent, daß ich vorausging und ihn erwarte. — Leben Sie glücklich! Amalie."

Oliva eilte sofort nach Nevers und nahm auch einen Arzt mit sich, welchen sie am Waldsaume mit dem Wagen zurückließ. — Als sie das Gebäude der Trockenwalke auffand, lebte Amalie nicht mehr. — Gift hatte sie getötet. Es konnte ihr nicht mehr geholfen werden. Des weiteren erfüllte Oliva bloß ihre letzten Verfügungen. Ardent brauchte sie jedoch nicht davon zu verständigen, daß ihn Amalie erwarte, denn dieser war beim erstem Anblick der Geliebten dahin gegangen, wo nicht einmal das Gericht denen zu befehlen hat, die sich wirklich lieben.

Oliva rächte furchtbar an Malmont die zwei liebenden Herzen und ihre Mutter, die er betrügen geholfen; niemals hatte sie so viel Erbarmen mit ihm, das Geheimnis zu verraten, welches unter der Erde ist, und welches Malmont von seinen Leiden mit einem Tode befreit hätte.

Jugendliche Verbrecher.

Von
Ludwig Fuld.

(Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen. XXXIV.)

Nach dem Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich kann eine Person nicht gerichtlich bestraft werden, bevor sie das zwölfte Lebensjahr vollendet hat. Die Aufzeichnungen der Kriminalstatistik beschäftigen sich um deswillen lediglich mit Personen von mehr als 12 Jahren. Die Verurteilten, welche im Alter von 12 bis 18 Jahren stehen, werden von ihr als jugendliche Verbrecher bezeichnet, und es ist be- und anerkannt, daß die augenblickliche Zahl derselben in Deutschland zu den schwersten Bedenken Anlaß gibt. Im allgemeinen ist nun die Ansicht verbreitet, daß fast ausschließlich die Personen zwischen 16 und 18 Jahren die wuchtigen Bataillone der jugendlichen Verbrecher bilden. Diese Meinung ist indessen irrig und mit den Ergebnissen der Statistik keineswegs in Einklang zu bringen. Die Verurteilten, welche im Alter von 12 bis 15 Jahren stehen — die jungen Verbrecher im Gegensatze zu den jugendlichen und den verbrecherischen Kindern —, sind in so großer Zahl vorhanden, daß alle Bedenken, welche sich auf sie beziehen, durchaus berechtigt sind. Nach der deutschen Kriminalstatistik für 1883 wurden in diesem Jahre 8484 männliche und 2060 weibliche Personen im Alter von 12 bis 15 Jahren wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze verurteilt; von ihnen hatten bereits 1017 eine gerichtliche Vorbestrafung, gleichfalls wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze, erlitten. Von welcher Erheblichkeit die strafbare Thätigkeit dieser Personen ist, geht zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß die Verurteilten dieses Alters 0,38% der 12 bis 15 Jahre alten Bevölkerung ausmachen, also in stärkerer Weise am verbrecherischen Thun beteiligt sind denn die Personen, welche das 60. und 70. Jahr überschritten haben. Die meisten Verurteilungen wurden gegen sie ausgesprochen wegen Verbrechen gegen das Vermögen, bedeutend geringer ist die Zahl der Verurteilungen wegen Verbrechen gegen die Person, und am unbedeutendsten der Betrag, welcher wegen Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung auf sie entfällt. Selbstverständlich kann von einer Verurteilung wegen Verbrechen im Amte keine Rede sein. Betrachten wir die Verbrechen im einzelnen noch etwas näher, welche von diesen Personen begangen werden, so ist in erster Linie der einfache Diebstahl zu erwähnen; mehr als die Hälfte aller Verurteilten hatte in diebischer Weise das fremde Eigentum angetastet, die nächste Stelle gebührt dem schweren Diebstahl und dies ist mit Rücksicht auf die noch unentwickelte Kraft der in Rede stehenden Personen höchst eigentümlich. Die Erklärung liegt wahrscheinlich in dem Umstande, daß Personen von 12 bis 15 Jahren des öfteren bei einem gemeinsam ausgeführten schweren Diebstahle in einer Weise beteiligt sind, welche mehr ihre Gewandtheit als ihre Körperkraft erfordert, als Mitthäter, Gehilfen, Aufpasser u. dergl. Die Polizeiannalen großer Städte sind in dieser Hinsicht sehr lehrreich, und einer der genauesten Kenner der deutschen Verbrecherwelt, Avé-Lallemand, hat schon in seinem großen Werke über das Gaunertum hierauf hingewiesen. Von anderen strafbaren Handlungen wurden am häufigsten begangen Brandstiftung, Sachbeschädigung, Verbrechen gegen die Sittlichkeit, Raub, Unterschlagung, Hehlerei und Körperverletzung, gewiß eine Gruppierung, die auch nicht entfernt geeignet ist, die bedenklichen Schlüsse, welche aus den Zahlen der Verurteilung schon an und für sich gezogen werden, zu zerstreuen oder zu vermindern. Denn es gibt kaum eine Thatsache in dem ganzen weiten Bereiche der Kriminalstatistik, welche bedenklicher genannt werden dürfte, wie der Umstand, daß 12- bis 15jährige Knaben zu ihren Schoßdelikten die Verbrechen gegen die Sittlichkeit zählen. Und es sind nicht etwa leichte Uebertretungen des Sittengebotes, welche hier verzeichnet werden, sondern es sind solche Verfehlungen, welche vom Standpunkte des Kriminalisten und der Ethik als die schwersten und verwerflichsten bezeichnet werden dürfen, solche Rechts- und Sittenwidrigkeiten, in welchen sich die größte Raffiniertheit, deren eine entartete Sinnesrichtung fähig ist, in deutlichster Weise verkörpert.

Wenn dieser Umstand darauf hindeutet, daß eine unsittliche Denkungsweise schon in den fast noch im Kindesalter stehenden Personen tiefe Wurzeln geschlagen hat, so muß aus den andern erwähnten Thatsachen die Folgerung gezogen werden, daß auch eine rohe Gesinnung und ein Gefallen an vandalischer Zerstörung in nicht geringerer Intensität von dem Innern jener Wesen Besitz ergriffen hat, welche in den Moderomanen und Tageserzählungen als fehlerlose und unsträfliche Wesen, als Kinder „unschuldsvoll und keine Sünder“ geschildert werden. Bedauerlicherweise verzeichnet die Reichsstatistik nicht die Zuwiderhandlungen gegen das Verbot der Tierquälerei. Wäre dies der Fall, so würde es sich zeigen, daß neben der Unsittlichkeit, neben der Roheit, neben dem vandalischen Zerstörungstrieb auch der Sinn für Grausamkeit in sichtbarem Umfange innerhalb dieser Altersklasse seine Macht und seinen Einfluß ausübt. Die Erscheinungen, welche die deutsche Kriminalstatistik bezüglich dieses Gegenstandes darbietet, bilden eine sehr treffende Bestätigung und Ergänzung der Ausführungen, welche Professor Lombroso, ein hervorragender italienischer Gelehrter, vor einiger Zeit über Verbrecher im Kindesalter veröffentlicht hat. Auf Grund von Beobachtungen, welche sowohl von ihm selbst als auch von andern angestellt wurden, gelangte er zu dem Ergebnis, daß Unsittlichkeit, Roheit und Grausamkeit diejenigen Neigungen sind, welche schon in frühester Jugend sich in intensiver Weise bemerkbar machen und zu strafbaren Handlungen Veranlassung geben, die man in den Jahren der Kindheit und der ersten Zeit nach derselben nicht ohne die Voraussetzung einer psychischen Störung für möglich hält. Was der geistvolle Italiener nur für vereinzelte Fälle bei Kindern konstatieren konnte, wird durch die Statistik bei denjenigen Personen für zahlreiche Fälle dargethan, welche sich unmittelbar an die Kinder anschließen. Die Triebe,

Ein fetter Preis.

welche sich in ihren strafbaren Handlungen offenbaren, sind, wie die Wissenschaft nachweist, schon im fünften, sechsten und siebenten Lebensjahre vorhanden, und wenn wir uns an die Lichtstrahlen erinnern wollen, welche die neuere empirische Psychologie auf die Entstehung des menschlichen Willens und des menschlichen Empfindens fallen läßt, wenn wir uns insbesondere den Inhalt des reichen Preyerschen Buchs über die Seele des Kindes zurückrufen, worin der berühmte Physiologe die Geheimnisse des Lebens der Psyche mit der Hand des Meisters entschleiert, so werden uns die verhängnisvollen Gelüste der 12- bis 15jährigen Personen, wie sie durch die Statistik Deutschlands festgestellt werden, zwar nicht minder beklagenswert, aber doch nicht mehr rätselhaft und geradezu unverständlich erscheinen. Wenn die Thatsache, daß eine Person unter 15 Jahren schon gerichtlich bestraft werden muß, schon an und für sich die Bezeichnung einer anomalen vollinhaltlich rechtfertigt, so ist eine Anomalie noch in viel größerem Maße vorhanden, wenn diese Person bereits Vorstrafen erlitten hat. Es ist schon erwähnt worden, daß 1077 der 12 bis 15 Jahre alten Verbrecher vor der neuen Verurteilung bereits bestraft worden waren; also fast der zehnte Teil derselben hatte schon die Strenge des Strafgesetzes erfahren müssen. Der bedeutende Bruchteil würde wahrscheinlich noch — und zwar nicht unerheblich — bedeutender sein, wenn auch die Vorbestrafungen wegen Uebertretungen in Betracht gezogen worden wären. Wenn aber aus dieser Thatsache in genügender Weise schon der Schluß hervorgeht, daß ein größer Teil der Jugend nicht lediglich vorübergehend, sondern dauernd mit verbrecherischen Trieben behaftet ist, so macht die Betrachtung derjenigen Verbrechen, deren Thäter die meisten Vorstrafen aufzuweisen haben, diesen Schluß zu einem völlig zweifellosen. Am häufigsten waren bereits bestraft die wegen Mordes und Arrestbruchs Verurteilten, demnächst diejenigen, welche Betrug, Hausfriedensbruch, Bedrohung, Diebstahl und Unterschlagung, Beleidigung und Verletzung der Sittlichkeit auf die Anklagebank geführt hatte. Die auffallende Erscheinung, daß der Mord an der Spitze der Skala steht, muß mit der Geringfügigkeit der Zahlen erklärt werden, welche überhaupt in dieser Klasse auf ihn entfallen; daß er aber von 12- bis 15jährigen Personen überhaupt begangen wird, ist doch eine Thatsache, welche viel zu denken geben darf.

Sehen wir hiervon ab, so sind es zunächst die wegen strafbarer Verletzung des Vermögens Verurteilten, welche den Charakter des Gewohnheitsverbrechers am meisten besitzen, und sodann diejenigen, welche sich an dem häuslichen Frieden, der Ehre und der Sittlichkeit vergangen hatten. Den drei letzten Strafthaten ist es gemeinsam, daß sie zu den Leidenschaftsverbrechen gehören, sie pflegen — für alle Sittlichkeitsverbrechen trifft dies freilich nicht zu — unter der Einwirkung einer leidenschaftlichen Aufwallung und nicht unter dem Einfluß der Reflexion begangen zu werden. Deshalb sind auch diejenigen, welche sie begehen, mehr Gelegenheitsverbrecher als Gewohnheitsverbrecher und es ist um deswillen auffallend, daß die wegen ihrer Verübung bestraften Personen von zwölf bis fünfzehn Jahren so häufig vorbestraft sind, ein Umstand, der sich auch bei den andern Altersklassen in einem gewissen Grade zeigt. Man wird die Erklärung wohl darin zu suchen und zu finden haben, daß die in der ersten Jugend stehenden Personen zumeist nicht imstande sind, ihrer Leidenschaft Halt zu gebieten, und wegen dieses Mangels an moralischer Willensstärke, an sittlicher Energie häufig einer strafwürdigen Aeußerung der erregten Leidenschaft verfallen. Zur Erläuterung der Zahl der Beleidigungen ist übrigens zu bemerken, daß in zahlreichen Fällen jugendliche Personen, welche einer Uebertretung des Sittengebotes angeklagt sind, nur wegen Beleidigung Strafe erhalten, weil für eine Verurteilung wegen jener ungleich schwereren That die für den Richter notwendigen Merkmale des gesetzlichen Thatbestandes nicht sämtlich vorhanden sind.

Die schlimmste Erscheinung des Verbrechertums unserer Zeit, das Gewohnheitsverbrechertum, ist hiernach auch schon unter denjenigen Personen, welche kaum das Alter der unbedingten Strafunmündigkeit hinter sich haben, vorzufinden, und zwar in einer Stärke, die in der That eine gefährliche genannt werden muß. Die verbrecherische Frühreife der jüngsten Volksklassen tritt aus den im vorstehenden mitgeteilten Thatsachen plastisch hervor; es kann nicht bestritten werden, daß die Altersklassen, welche im überwiegenden Teile noch zu der schulpflichtigen Bevölkerung gehören, mit dem verbrecherischen Denken und Thun bereits innig vertraut sind, und es ist unbegreiflich, daß man angesichts solcher Thatsachen und solcher Erscheinungen, welche unerfreulicher gar nicht gedacht werden können, seitens eines Philosophen von einer Ueberschätzung der Nachtseiten des Lebens sprechen kann, wie dies Eduard von Hartmann gethan hat! Wir meinen im Gegenteil, daß dieses „sociale Deficit“ kaum genug beachtet werden kann und jedenfalls zur Zeit nicht genug beachtet wird. Tiefer Schmerz muß jeden erfassen, wenn er an Hand der Zahlen einen Blick in die Verbreitung der Verbrechen unter der Jugend thut, Wehmut muß ihn bei dem Gedanken an das sociale Deficit ergreifen, welches sich hier vor ihm aufthut, und unwillkürlich wird er sich die prächtigen Verse zurückrufen, mit denen Laertes seine Schwester zur Keuschheit ermahnt:

„Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an,
Zu oft noch eh' die Knospe sich erschließt,
Und in der Früh' und frischem Tau der Jugend
Ist gift'ger Anhauch am gefährlichsten.“

Ein tunesisches Lebensbild.

Von

Gustav Diercks.

Der Marktverkehr beginnt in Tunis mit Sonnenaufgang und da man mir den ersteren als sehr interessant, den letzteren als sehr schön geschildert hatte, so begab ich mich eines schönen Morgens, als noch die Nacht über der Stadt lagerte, mit meinem arabischen

Führer auf den Weg, um außerhalb der Mauern von Tunis einen Aussichtspunkt zu gewinnen, von wo ich den Aufgang der Sonne beobachten und mir zugleich einen Ueberblick über das Häusermeer der Hauptstadt verschaffen konnte. Noch herrschte überall Ruhe, nur einzelne Araber der Umgegend, die ihre Waren zu Markte brachten, begegneten uns, als wir im Dämmerlicht das südliche Thor passierten. Ein weit ausgedehntes Trümmerfeld war hier das erste, was meine Augen erblickten; erstaunt, um diese frühe Stunde auf demselben Gestalten zu bemerken, die an dem langen, weißen Wollengewand, das sie vollständig einhüllte, als Frauen kenntlich waren, fragte ich nach der Bestimmung dieses Platzes und erhielt die Antwort, daß es einer der großen Kirchhöfe wäre. Mein Wunsch, denselben zu besuchen, mußte natürlich unerfüllt bleiben, da in Tunesien damals kein Ungläubiger die Moscheen und die Kirchhöfe betreten durfte Der abschüssige Boden und die niedrige Umfassungsmauer gewährten mir aber einen hinreichenden Ueberblick und mein Führer, ein aufgeklärter, nicht allzu orthodoxer Mann, erklärte mir alles, wonach ich fragte.

Aus dem grünen, hügeligen Boden ragen unzählige aufrechtstehende Steine hervor, die die Gräber bezeichnen, und zwar läßt ein Stein am Kopfende des Grabes dasselbe als das eines Mannes erkennen; zwei Steine dagegen, je einer am Kopf- und am Fußende, zieren das Grab einer Frau. Die kleinen, mit viereckigen Kuppeln geschlossenen, meist verfallenen Gebäude sind Erbbegräbnisse oder Qobbas, Gebetkapellen, die, über den Gräbern von Heiligen und Derwischen errichtet, stets offen sind und den Gläubigen als Gebetplätze dienen, wofern überhaupt noch etwas mehr als die Spuren des Gemäuers von ihnen vorhanden ist.

Unser Weg führte uns langsam bergan und in größeren Massen kamen uns nun auch die Berg- und Wüstenaraber entgegen, hier auf ihren Eseln die Erzeugnisse ihrer Felder, dort auf den Kamelen große Massen von Holzkohlen in Säcken und weitmaschigen Netzen zur Stadt überführend. Bald wieder kam ein ernster, wandernder Beduine des Weges, dem Salem! und der Frage: woher? wohin? freundlich antwortend. Wie alle, seine lange Flinte in der Rechten, ging er neben dem Lasttiere, das all seine armselige Habe, sein Zelt, sein Weib und seine Kinder trug, denn Heuschrecken hatten seine Felder verwüstet, ihm war nichts geblieben, wovon zu leben, und er zog nun in die große Stadt, in der Hoffnung, sich und den Seinen dort auf ehrliche Weise das Leben zu fristen.

Hunderte von Beduinenzelten waren damals nach allen Richtungen hin in der Nähe von Tunis aufgeschlagen, denn die Heuschrecken hatten in dem Frühjahr 1877 arg gewütet und die Hauptstadt mußte natürlich für die Linderung der daraus entstandenen Not in erster Linie sorgen.

Inzwischen hatte das Morgenrot den östlichen Himmel gelichtet und wir eilten auf eine Anhöhe, um dort, fest in unsere Burnusse eingehüllt, den Sonnenaufgang abzuwarten. Die Uebergänge zwischen Nacht und Tag sind sehr unvermittelt; so dauerte es denn nur wenige Augenblicke, bis die Sonne scheinbar unter dem Wasserspiegel sichtbar wurde und ihre Strahlen, die goldenen Lichtpfeile, weithin durch den dunkeln Aether sandte. Die tiefblauen Schatten wurden violett und wichen dann dem Rot, doch die Rubine wurden schnell vom leuchtenden Golde ersetzt, das, zuerst die fernen Bergzüge umrahmend, sich bald über das ganze Gesichtsfeld verbreitete und dem Tage die Zügel der Welt überließ.

Vor uns, in einiger Entfernung, lag die große Stadt, deren Weiße nur unterbrochen wurde durch die grünen Kuppeln der Qobbas, der Heiligengräber, durch die zierlichen Minarets, deren farbige Kacheln und weiße Arabeskenverzierungen in der außerordentlich klaren Luft in ihren Mustern deutlich zu erkennen waren. Auf den flachen Dächern erschienen fromme Gläubige, um, ihren Gebetteppich ausbreitend, unter freiem Himmel, im Angesicht Allahs ihr Gebet zu verrichten. Hie und da erhoben sich leichte Rauchsäulen und ein unbestimmtes Geräusch drang durch die Stille unserer Umgebung an das lauschende Ohr. 120000 Menschen waren wieder erwacht und mit ihnen ihre Sorgen, Hoffnungen und Leidenschaften.

Auf den äußeren Plätzen, in den äußeren Marktstraßen herrschte schon reges Leben, als wir zur Stadt zurückkehrten. Hier, in der Nähe des Viehmarktes, sind auf ehemals weißen Burnussen, die auf der Erde ausgebreitet sind, alte Waffen, alte Kleidungsstücke und anderer Trödelkram ausgelegt. Dort halten die Kohlenverkäufer und lassen ihre Kamele sich lagern, damit man ihnen leichter ihre Last abnehmen kann.

Da kommen wir zu den Gemüsehändlern, die wie alle anderen Verkäufer von vielen Passanten umstanden sind, die alles prüfen, aber wenig kaufen. In die Malteserstraße eintretend, bieten sich uns immer belebtere Bilder; hier befinden sich viele arabische Cafés, große Fonduks — im fernen Osten Karawanserais genannt, Herbergen für die eingeborenen Reisenden und ihre Lasttiere — in den Spezerei-, Gewürz- und Obstläden sind die besten Sachen in anlockender Weise ausgestellt. Eine besondere Anziehungskraft üben aber die Kochkessel der Verkäufer von Schmalzkuchen und anderen in siedendem Fett zubereiteten Eßwaren, die fliegenden Herde und Kohlenbecken der Kawadschis (Kaffeeverkäufer) auf die frierenden und hungrigen Beduinen aus. Zu arm, sich den — billigen — Hochgenuß eines Schälchens Kaffee, eines Pfannkuchens, eines Stückes gebackenen Fisches, zu gewähren, zu stolz darum zu betteln, oder die begüterteren Passanten um ein Geschenk anzugehen, zu sehr gewohnt, ihre Gefühle zu bemeistern, als daß sie selbst nur durch einen Blick ihre Begierde nach den kostbaren Leckerbissen kundgäben, kauern sie wenigstens in der Nähe derselben nieder, sich begnügend mit den Eindrücken, die auf ihre Geruchsnerven ausgeübt werden, und abwartend, ob vielleicht ein reicher Glaubensgenosse sie bewirte. Wo nur ein schattiges Plätzchen zu finden, da ist es auch von den Straßenverkäufern und ihrem Gefolge eingenommen.

Die arabischen Läden dieser Straße sind mit Ausnahme derer der Barbiere größtenteils nur für den Verkäufer zugänglich, der inmitten seiner Waren auf der Ladentafel sitzt, denn die Verkaufslokale sind nichts

weiter als Nischen von 2 bis 3 m Tiefe, Höhe und Breite in einer Mauer von entsprechender Dicke. Sie öffnen sich, wenn die hölzernen Läden, die sie während der Nacht verschließen, entfernt sind, mit ihrer ganzen Breite und stellen, da sie keine Thüren haben, große quadratische Fenster dar, deren untere Seite, etwa $^3/_4$ m über dem Boden befindlich, zugleich Thürschwelle, Ladentafel, Fensterbrett und gewöhnlich auch der Sitz des Kaufmanns ist, wenn er von dort aus, ohne sich vom Platze rühren zu müssen, alle seine Waren erreichen und dem Käufer übergeben kann.

Ist das Treiben in diesen äußeren Straßen schon bunt und interessant, so ist es dies doch noch ungleich mehr in den Zoukhs, den gedeckten engen Bazaren der inneren Stadt, diese bilden aber freilich auch ein Labyrinth, aus dem man sich ohne den Ariadnefaden eines Führers als Fremder nicht zurechtfinden kann. Die Zoukhs sind nicht eigentlich Markt-, sondern Handelsstraßen, in deren Nischen oft Waren im Werte von Hunderttausenden von Piastern aufgestapelt sind. In den Zoukhs und in den Cafés muß man das arabische Leben studieren und sie sind das Fremdartigste und Interessanteste, das sich dem Reisenden bieten kann. Doch noch ist es nicht Zeit in die Bazare zu gehen, verfolgen wir daher die eingeschlagene Straße. Dort, auf der anderen Seite, im hellsten Sonnenschein, sitzt eine Reihe von Negerinnen, die ihr Brot verkaufen; sie sind nicht so peinlich in der Beachtung der Vorschriften des Koran wie die Städterinnen; ihre breiten, lachenden Gesichter sind nicht vom Schleier bedeckt, wenn auch die ganze übrige Gestalt in den gestreiften Kattun oder den weichen Wollenmantel gehüllt ist. Kinder von jedem Alter spielen um sie her — aber, da kommen sie auch schon heran und „Fulus (Geld) Sidi“ (Herr)! klingt es von allen Seiten.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Neger ist übrigens, daß sie einen Widerwillen gegen die schwarze Farbe haben, sich daher nur solchen Beschäftigungen und Gewerben hingeben, die mit weißen Stoffen und Fabrikaten verbunden sind. So sind sie meist Müller, Bäcker, Brotverkäufer, Maurer, Wäscherinnen 2c.

Markt in Tunis.

Durch das Seethor gehend, verlassen wir jetzt die südliche Vorstadt, treten in die eigentliche Stadt ein und wenden uns, den großen Platz überschreitend, an dem mehrere Konsulate, die Hauptwache, Börse, Telegraphen- und Postamt gelegen sind, einer der Straßen zu, die zu den Zoukhs führen. Die engen ungepflasterten Gassen sind überfüllt von Fußgängern aller Farben und Trachten, und nur mit Mühe und langsam kommen wir auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts. Fische, Muscheln und Polypen stehen hier zum Verkauf, und nebenbei können wir sie uns sogleich in Oel sieden lassen, um sie dann mit einem Schmalzkuchen gegenüber in der griechischen Kneipe bei einer Flasche Chierwein zu verzehren. Hier steht ein Verkäufer von

Zuckerwerk, das weit und breit berühmt und bekannt ist; dort betrachtet eine Gruppe von Männern eine Flinte, die ein Beduine zum Verkauf nach der Stadt gebracht hat; der Spottpreis von 40 Piaster (c. 20 Mark) für die schöne Flinte, deren Lauf ciseliert, deren Kolben mit Perlmutter ausgelegt ist, erscheint ihnen aber noch zu teuer.

Hier begegnen wir zwei verschleierten Frauen, aus deren dunkeln Augen, das einzige, was überhaupt von der ganzen Gestalt sichtbar ist, südliche Leidenschaft und Glut sprechen. „Achtung!" ruft mir mein Führer zu; laut für sich sprechend eilt nun ein Mensch vorbei, der Hanf raucht; es ist ein Wahnsinniger, ein angehender Heiliger oder ein Derwisch.

„Was bedeutet der weiße Lappen, der dort auf der Leine hängend, jene Thüre halb verschließt?" fragte ich. „Dort ist eine der etwa 150 Badeanstalten unserer Stadt," erwiderte Ismael, „und das Tuch ist das Zeichen, daß sich zur Zeit dort Frauen befinden. Wehe dem, der es wagte, dieses Merkmal nicht zu respektieren und das Haus zu betreten, selbst der französische Konsul könnte ihn nicht vor der Volkswut retten!"

Wir kamen jetzt an eine gedeckte Galerie, in deren Dache kleine Luft- und Lichtlöcher außer den an und für sich schon zahlreichen natürlichen Oeffnungen angebracht waren. Die Menschenmassen waren hier dichter als anderswo, und durchdringende starke Wohlgerüche machten mir bemerkbar, daß wir die Zoukhs, die Bazare und zwar den der Händler mit ätherischen Oelen erreicht hatten. Da aber die Zeit noch nicht zum Besuch der Galerien geeignet war, traten wir in eines der nahegelegenen Cafés, um dort die zwölfte Stunde abzuwarten, denn dann beginnt in den Hauptbazaren der sogenannte öffentliche Verkauf.

In langen Reihen hockten die Turbanträger in dem Café auf den niedern mit Matten belegten steinernen Diwanen, in Ruhe ihren Kaffee schlürfend; manche hatten sich auch auf die Bänke und Schemel gesetzt, die sich in der Nähe des Orchesters befanden, das aus einem Neger und zwei Arabern bestand. Die Instrumente waren eine Art Tamburin, das mit Metallstäbchen geschlagen wird, eine Art Geige mit einer oder zwei Saiten und ein der Zither ähnliches Spielbrett; die Musik, die auf ihnen hervorgebracht und in gewissen Intervallen von Gesang begleitet wurde, war eine höchst urwüchsige und eigenartige. Melodien herauszuhören ist für das europäische Ohr zunächst eine schwere Aufgabe und man kann sich kaum entschließen, den erzeugten Tönen die Bezeichnung Musik beizulegen, und doch gewöhnt sich das Ohr an die bizarren Tonverbindungen und Melodien derart, daß man sie später ungern zum letztenmal hören mag.

Die Zuhörer zu betrachten war nicht weniger interessant. Was für Typen und Charakterköpfe kann man da, besonders nachmittags in den an der Promenade gelegenen offenen arabischen Cafés sehen! Hier fesseln uns die charakteristischen festen Züge des Aegypters, diese monumentalen ernsten Gesichter, grell abstechend gegen die weiche Burnuskappe, die statt des Turbans mit Schnüren von Kamelhaar umwunden ist. Neben ihm sitzt ein Kabyle, dessen eckige Züge, dessen blondes Haar, dessen blaue Augen auf germanischen Ursprung deuten. Dort sehe man nur den echten arabischen Rassentypus! Der grüne Turban läßt uns in jenem Manne einen Nachkommen Mohammeds erkennen.

„Da ist noch ein freier Platz," sagte der Kawadschi zu einem in kostbarste Seidenstoffe gekleideten vornehmen Tunesen, auf dessen Gesicht sich die dem Bewohner der Großstadt eigene joviale Liebenswürdigkeit deutlich ausprägte. Ohne zu zögern, setzt er sich neben den mit Lumpen nur dürftig bekleideten Beduinen, bietet ihm freundlich den Gruß, bittet ihn höflich um Feuer, wenn der Kawadschi gerade nicht mit der Kohlenzange zum Anzünden der Cigarette in der Nähe ist. Zwischen den Gästen drängen sich die Blumenverkäufer, herkulische Neger mit Backwerk, ein greiser Bettler mit Mandeln durch, laut ihre Waren anbietend, und bald steckt in jedem Turban eine Rose, eine Nelke oder eine andere wohlduftende Blume.

Doch es wird Zeit, einen Blick in die Zoukhs zu werfen, deren es eine große Menge gibt und in deren jedem eine besondere Gattung von Waren verkauft und fabriziert wird. Der vornehmste dieser Bazare ist immer noch der an der Olivenmoschee gelegene, der der Verkäufer ätherischer Oele, wohlriechender Essenzen, Räucherkerzen 2c. und der Vorrat der kleinen Nischen repräsentiert oft enorme Summen, wie diese Kaufleute auch unter den Arabern die reichsten und angesehensten sind. Da gibt es ferner Bazare der Seidenhändler, der Burnus-, der Fesfabrikanten, der Messerschmiede, der Sattler, in deren Läden noch jenes kostbare, mit Gold und Silber auf das reichste gestickte Sattelzeug und andere Lederwaren angefertigt werden. Hier ist ein Bazar, in dem gelbe Männerschuhe, dort einer, wo rote Frauenschuhe gefertigt und verkauft werden. In jener Galerie werden Schmucksachen billig eingekauft und teuer verkauft; nicht weit davon ist ein anderer, in dem wenig echte und zahllose unechte karthagische und und andere Altertümer feilgeboten werden. Um elf Uhr mittags findet in dem größten dieser Bazare eine Art Auktion statt, auf der man alles nur Erdenkliche gut und billig erhalten kann — wenn man einen zuverlässigen Berater zur Seite hat. Gewöhnlich ist die Masse der Menschen dann so groß, daß man gut thut, sich an einem zweckmäßigen Orte aufzustellen und die Verkäufer an sich passieren zu lassen. Da kommt z. B. einer, der auf seinem Kopfe einige Burnusse trägt, deren Minimalpreis von den Aufsichtsbeamten fixiert worden ist. Den schönsten Burnus hierhin und dorthin zur Prüfung reichend, ruft er den Preis, worauf immer nur ein gesetzlich bestimmter kleiner Aufschlag geboten werden darf. Hat man sich mit dem Preise und der Ware einverstanden erklärt, so ist man doch noch weit entfernt davon, die letztere zu erhalten. Der Verkäufer setzt seinen Gang fort, das letzterzielte Gebot als Preis ausrufend und andere Kauflustige suchend, um den Preis zu steigern. Entspricht das erzielte Resultat seinen Wünschen, so kommt der Handel zum Abschluß. In dieser Weise werden Waren aller Gattungen feilgeboten und diese Art des Verkaufs dauert etwa bis zwölf Uhr, dann tritt Siesta ein und damit ist das Handelsleben in den Bazaren in der Hauptsache beendet.

Für den Europäer, der zum erstenmal afrikanischen Boden betritt und damit in die Kultursphäre der mohammedanischen Welt gelangt, ist das Neue und Interessante in Tunis unerschöpflich; das Charakteristischste und Eigenartigste ist aber ohne Frage das Leben in den Bazaren, die für denjenigen, der Land und Leute kennen lernen will, das eigentliche Studienfeld bieten.

„Unsterbliche“.

Von

Max Nordau.

Man macht sich in Paris manchmal den Scherz, jemand, der mit dem Schrifttum seines Volkes genau bekannt ist und auch an den persönlichen Verhältnissen der hervorragenden französischen Schriftsteller genügenden Anteil nimmt, mit der Frage zu überrumpeln: „Können Sie mir aus dem Kopfe die vierzig Mitglieder der französischen Akademie, oder auch nur dreißig von ihnen, herzählen?“ Die Antwort ist dann in der Regel ein unbedenkliches: „Gewiß!“ das sogar im Tone einer gewissen Empfindlichkeit ausgesprochen wird, als wäre es eine Beleidigung, daran zu zweifeln, daß ein gebildeter Franzose, ein Pariser, den vollen Bestand der Akademie stets gegenwärtig hat und die glorreichen Namen ohne Mühe aus dem Gedächtnisse hervorholen kann. Geht es jedoch an die thatsächliche Aufzählung, so spielt sich fast immer folgende kleine Scene ab: Voll Siegesgewißheit, ohne Nachdenken, in einem Atem werden etwa acht oder zehn Namen hervorgesprudelt: Renan, Pasteur, Augier, Sardou, Dumas, Pailleron, Feuillet, Coppée; dann tritt eine kleine Pause ein und nach einiger Sammlung folgen noch ziemlich geläufig fünf oder sechs andere Namen, die ebenfalls zu den bekannteren gehören; nun wird die Pause länger, das Nachdenken angestrengter und mühsam genug wird der Liste ein Name, und noch einer, und noch einer angefügt; dabei laufen auch schon Irrtümer mit unter; da wird jemand genannt, der seit Jahren tot ist, da ein anderer, welcher der Akademie gar nicht angehört; endlich aber versiegt der Strom völlig und dem widerstrebenden Gedächtnis ist nichts mehr abzupressen. Man hat es vielleicht bis auf zwanzig, höchstens fünfundzwanzig Namen gebracht, über diese Zahl hinaus gelangt man kaum jemals. Wetten, welche die Kenntnis aller Akademiker zum Gegenstand haben, werden oft genug leichtfertig eingegangen, aber auch nahezu immer verloren. Das macht: die französische Akademie enthält neben bedeutenden Erscheinungen, die in der That zu den Zierden ihres Zeitalters gehören, mindestens in gleichem Verhältnis auch anständige Mittelmäßigkeiten, deren Licht nur auf geringe Entfernung strahlt, trotzdem sie es keineswegs unter den Scheffel, sondern auf einen sehr hohen Leuchter stellen. Die Akademie selbst will dies freilich nicht wahr haben. Sie erkennt jedem ihrer Mitglieder den Rang eines „Unsterblichen“ zu und sie bleibt unerschütterlich bei dieser Gepflogenheit, trotzdem von den 500 oder 600 Personen, welche der französischen Akademie seit ihrer Gründung durch Richelieu im Jahre 1635 angehört haben, vielleicht nicht fünfzig anzuführen wären, deren Name ihre Zeit überdauert hat und deren von der Akademie verfügte „Unsterblichkeit“ von den Jahrhunderten oder selbst nur von den Jahrzehnten, die doch im allgemeinen vor den Dekreten vornehmer Körperschaften und Behörden mehr Achtung zu haben pflegen, verschont worden ist.

Herzog von Broglie (S. 1188).

Herzog von Aumale (S. 1188).

So oft die Akademie ein neues Mitglied wählt,

wird dasselbe von dem jeweiligen Direktor dem Staatsoberhaupte vorgestellt und in der Regel von diesem zum Frühstück eingeladen. Villemin hatte im Jahre 1859 einen neuen Akademiker dem Kaiser Napoleon III. vorzustellen. Der Kaiser empfing die Herren mit sehr zerstreuter Miene und fand auf die Worte Villemins nicht gleich die Antwort, die doch stereotyp ist und in einigen freundlich komplimentierenden Bemerkungen an den neuen Akademiker besteht. Erst nach einer Verlegenheitspause fragte er: „Wer war der Vorgänger des Herrn in der Akademie?“ Villemin nannte einen recht dunkeln Namen. „Der Mann hatte Talent?“ fragte der Kaiser. „Majestät,“ erwiderte Villemin, „in der Akademie haben wir alle Talent!“ Nebenbei bemerkt, erklärte sich die Zerstreutheit Napoleons bei dieser Gelegenheit daraus, daß er unmittelbar vor dem Empfange der Akademiker die Kriegserklärung an Oesterreich unterzeichnet hatte, was Villemin noch nicht wissen konnte.

„Wir haben alle Talent!“ Das kann in gewissem Sinne von den Akademikern mit vollem Rechte gesagt werden. Man muß sich nur nicht vorstellen, daß dieses Talent in jedem Falle ein schriftstellerisches sei. Es ist der große Irrtum vieler Ausländer, die französische Akademie für eine Körperschaft von Schriftstellern zu halten. Man folgert gewöhnlich so: die Gesamtheit der höchsten wissenschaftlichen Vereinigungen Frankreichs heißt „das Institut“; dieses hat fünf Abteilungen: die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften enthält die Philosophen, Nationalökonomen und Juristen; die Akademie der mathematischen und physikalischen Wissenschaften die Naturforscher im weitesten Sinne, die Mathematiker und die Ingenieure; die Akademie der Inschriften die Philologen aller Sprachen, die Archäologen und Geschichtschreiber; die Akademie der schönen Künste die Maler, Bildhauer, Musiker und unter Umständen auch die Aesthetiker, Kunsthistoriker und Kritiker; für die nicht weiter qualifizierte, vornehmste Abteilung, die „französische Akademie“, bleiben also nach Ausschluß aller Fachgelehrten und Fachschriftsteller nur die Schriftsteller schlechtweg, also die Dichter, die Belletristen übrig. Diese Vorstellung ist aber eine falsche. Allerdings liegt es in der Natur der Sache, daß viele Dichter und Belletristen der Akademie angehören; diese ist aber zugleich die Zusammenfassung jener allerhervorragendsten Mitglieder auch der übrigen vier Abteilungen des Instituts, die durch die Wahl aus der Enge ihres besonderen Fachs gleichsam zu allgemein nationaler, allgemein menschlicher Bedeutung herausgehoben werden sollen, und ein Ehrenkapitel der zeitgenössischen Berühmtheiten des Landes, sie mögen nun welcher höheren Lebenssphäre immer angehören.

Victorien Sardou (S. 1190).

Denn das ist die Eigenartigkeit der französischen Akademie, die sie von allen anderen Akademien der Welt unterscheidet: ihr Schöpfer, der große Minister Herzog von Richelieu, wollte den Dunstkreis der Be-

danterie von ihr fernhalten; er gab ihr keinerlei wissenschaftliche Aufgabe, eigentlich überhaupt keine bestimmte Aufgabe; diese Akademie sollte so unakademisch wie möglich sein; sie sollte in Wirklichkeit nichts anderes sein als der allerexklusivste Salon der Welt, wo sich vierzig Franzosen versammeln, die durch die Stimme der öffentlichen Meinung und durch die Wahl ihrer Gleichgestellten als die erste Gesellschaft einer großen Nation bezeichnet werden. Ursprünglich war also zum Akademiker nur besondere Vornehmheit, besonders hohe Bildung, besonderer Erfolg in den Laufbahnen der herrschenden Klassen erforderlich. Der Anspruch auf die „Unsterblichkeit“ und der litterarische Charakter der Gesellschaft kamen erst später hinzu. Zu allen Zeiten ist aber die Akademie ihrer anfänglichen Richtung insofern treu geblieben, als sie neben Schriftstellern auch Aristokraten, Heerführer, Minister, Prälaten, Advokaten, Parlamentsredner, ja selbst glückliche Finanzleute in ihren Schoß aufnahm. Es soll gleich gezeigt werden, daß alle diese Elemente auch in der heutigen Zusammensetzung der Akademie vertreten sind.

Ich habe vorhin gesagt, daß die Akademie keine bestimmte Aufgabe habe; in der That heißt es in der Stiftungsurkunde bloß, daß sie „bestimmt sei, an der Reinigung und Befestigung der französischen Sprache zu arbeiten, deren Schwierigkeiten aufzuklären, deren Charakter und Grundsätze aufrecht zu erhalten“. Richelieu stellte sich die Sache so vor, daß vierzig der ersten Auslese angehörende Franzosen bloß zusammenzukommen und sich miteinander über allerlei Fragen gebildet zu unterhalten haben, um auf die natürlichste Weise einen

Jules Simon (S. 1189).

Louis Pasteur (S. 1189).

festen Sprachgebrauch zu schaffen, der zuerst für die vornehme Gesellschaft, dann für das Schrifttum und durch dieses für das ganze Volk maßgebend werden muß. Er dachte dabei besonders an Vaugelas, der es kurz vorher unternommen hatte, in einem berühmten Buche die zweifelhaften Punkte der französischen Grammatik und Syntax einfach in der Weise zu regeln, daß er sagte: „Die gute (das heißt in seinem Falle höfische) Gesellschaft gebraucht diese Ausdrucksweise und verwirft jene als fehlerhaft,“ ohne sich, wie Philologen von Fach wohl thäten, bei sprachgeschichtlichen oder logischen Erwägungen aufzuhalten. Die Akademie verschmähte es jedoch in der Folge, sich die Erfüllung ihrer Aufgabe der Sprachpflege gar so leicht zu machen, und sie vertauschte die freie gesellschaftliche Plauderei mit geregelterer Arbeit. Sie gab ihr berühmtes Wörterbuch der französischen Sprache heraus, von dem jetzt die siebente Auflage vorliegt und das den etwas kühnen Anspruch erhebt, aus dem gesamten, in lebendiger Entwickelung begriffenen französischen Sprachschatz eine Auswahl zu treffen und mit Autorität zu entscheiden, welche Wörter man gebrauchen dürfe und welche sich zum Gebrauche in gebildeter Unterhaltung oder in der Litteratur nicht eignen. Unnötig zu sagen, daß eine lebende Sprache einer solchen Bevormundung spottet. Kein Franzose kehrt sich an die Dekrete des Wörterbuchs der Akademie und die Akademiker selbst bedienen sich im Sprechen und Schreiben unzähliger Ausdrücke, die sie in ihr Wörterbuch vielleicht erst in hundert Jahren aufnehmen werden.

Im Laufe der Zeit sind zur Ueberwachung der

Alex. Dumas, Sohn (S. 1190)

Sprachentwickelung noch andere Aufgaben hinzugetreten. Die Akademie verteilt an brave Dienstboten, an gute Kinder, an Lebensretter und sonstige aufopferungsvolle Menschen Tugendpreise, die ursprünglich von Herrn von Montyon, einem für Rousseausche Gedanken schwärmenden gefühlsamen Menschenfreunde des vorigen Jahrhunderts gestiftet, und seitdem von zahlreichen Nachahmern desselben vermehrt wurden. Außerdem krönt sie jährlich eine große Anzahl von Büchern mit zum Teil ansehnlichen Preisen (bis zu 3000 Franken), wobei weniger das Talent des Verfassers als gute Gesinnungen, namentlich aber gute Empfehlungen entscheidend sind. Die Gesinnung, die einem Buche die besten Aussichten auf einen akademischen Preis gibt, ist seit 1870 Vaterlandsliebe in der Form des Chauvinismus und Deutschenhasses. Déroulèdes Kriegslieder sind zum Beispiel preisgekrönt, und wenn Tissots Bücher über Deutschland es nicht sind, so liegt dies hauptsächlich daran, daß ihr Verfasser kein französischer Staatsangehöriger, sondern Schweizer ist. Als geborener Franzose wäre er wahrscheinlich mit akademischen Preisen ausgezeichnet worden.

Der einzelne Akademiker hat bei alledem keine andere Pflicht, als nach seiner Wahl eine Lobrede auf seinen verstorbenen Vorgänger zu halten und allenfalls einmal die Begrüßung eines neuen Kollegen zu übernehmen, die zugleich das Lob des Vorgängers und Komplimente an die Adresse des Nachfolgers in sich schließt. Dafür erhält er ein Jahresgehalt von 1500 Franken, ein mäßiges Honorar für jede Sitzung des Wörterbuchausschusses, an der er teilnimmt, und eine Anzahl gesellschaftlicher Vorrechte, die nicht zu verachten sind. Er hat z. B. freien Eintritt in die vom Staate unterstützten Theater, in die jährlichen Kunstausstellungen („Salon“), in die Tribünen öffentlicher Feste und Schaustellungen u. s. w. Er erfreut sich einer Amtstracht, die wesentlich in einem etwas altmodisch geschnittenen Frack besteht, der an allen Rändern mit einem breiten Seidenstreifen eingefaßt ist, auf welchen hell und dunkel schattierte grüne Palmen gestickt sind. Der Akademiker trägt sein Ornat übrigens bloß bei seiner Aufnahme in die Körperschaft oder beim Leichenbegängnis eines Kollegen. Nur der alte Thiers hatte einmal Gelegenheit, den Nutzen seiner Akademikeruniform selbst im Auslande zu erproben. In den vierziger Jahren bereiste er Deutschland, um für seine Geschichte des Kaiserreichs die Napoleonischen Schlachtfelder in Augenschein zu nehmen, und kam auch nach Berlin, wo er bei Hofe vorgestellt werden wollte. Er war damals weder Minister noch Diplomat, noch

John Lemoine (S. 1189).

überhaupt in irgend einer amtlichen Stellung, die ihm das Recht gegeben hätte, eine Uniform zu tragen, das Oberhofmeisteramt aber war unter Friedrich Wilhelm IV. im Punkte der Etikette sehr kitzlich und machte Schwierigkeiten, den Fremden im schlichten Bürgerkleide zum Empfange beim König zuzulassen. Da besann sich Thiers seines Akademikerfracks und seines Galadegens und legte dieses Rüstzeug an, das selbst vor den strengen Augen des Ceremonienmeisters bestehen konnte. Immerhin soll der König über die grünen Palmen verwundert gewesen sein und über die Bedeutung der ihm völlig fremden Uniform Auskunft verlangt haben, welche ihm jedoch erst einige Tage später der französische Gesandte geben konnte.

Ein Galadegen gehört, wie wir gesehen haben, auch zur Akademikertracht und solche Mitglieder der Körperschaft,, welche der Armee angehören, pflegen die Koketterie zu haben, an die harmlose Salonwaffe ein martialisches Portepee zu knüpfen. Das thut z. B. gegenwärtig der Herzog von Aumale, so oft er in die Lage kommt, sich in akademischen Staat zu werfen.

Der Akademie fehlt es nicht an Feinden und Tadlern. Was man ihr hauptsächlich vorwirft, das ist ihre Vorliebe für Mittelmäßigkeiten und ihre instinktive Abneigung gegen bahnbrechende Genies. Es ist richtig, daß viele der glänzendsten Namen des französischen Schrifttums in den Listen der Akademie fehlen. Arsène Houssaye hat eine „Geschichte des 41. Fauteuils" geschrieben, das heißt jenes nicht existierenden Fauteuils, den die bedeutenden Dichter und Schriftsteller einnehmen müßten, welche auf den 40 existierenden Fauteuils keinen Platz gefunden haben. Unter den Inhabern des „41. Fauteuils" finden wir nun Pascal, Molière, Larochefoucauld, Rousseau, Beaumarchais, André Chenier, Béranger, Dumas den älteren, Balzac, Flaubert. Von den heute lebenden Berühmtheiten gehören Zola und Daudet, Goncourt und Banville der Akademie nicht an und Viktor Hugo selbst hatte sich viermal um einen Sitz zu bewerben, ehe er gewählt wurde. Wäre er nicht so geistreich gewesen, lang genug zu leben, so hätte es leicht geschehen können, daß er nach dreimaligem Durchfall bei den akademischen Wahlen gestorben wäre, ohne jemals den Frack mit der grünen Palmeneinfassung getragen zu haben.

Eugen Labiche (S. 1190).

Emile Augier (S. 1190).

Es ist indes in der Natur der Sache begründet, daß in einer Körperschaft wie die Akademie die anständigen Mittelmäßigkeiten vorherrschen müssen. Vor allem gibt es zu keiner Epoche in einem Lande vierzig lebende Genies nebeneinander und selbst, wenn es sie gäbe, würden sie schwerlich der Akademie angehören; denn diese ergänzt sich selbst; sie verlangt, daß der

Kandidat sich persönlich durch einen Besuch bei den Akademikern um deren Stimme bewerbe, eine Bedingung, der sich ein Genie schwerlich fügen wird; sie ernennt die Personen, die sich durch Erfolg in ihrer Laufbahn auszeichnen, Erfolg aber wird von der Mehrheit verteilt und die Mehrheit zieht in der Regel das Herkömmliche dem Neuen und Eigenartigen, also dem Genialen vor; endlich ist es auch unmöglich, mit Ueberlieferungen, sei es in der Litteratur, sei es auf irgend einem anderen Gebiete, zu brechen, ohne bei den Priestern dieser Ueberlieferungen Anstoß zu erregen; ein Genie hat also schon aus diesem Grunde wenig Aussicht, zu einer Ehrenstelle zu gelangen, die von den Pflegern der Tradition vergeben wird. Die Akademie ist denn auch heute nichts anderes, als was sie seit 250 Jahren immer gewesen ist: ein Klub der „Angelangten", ein Salon von klugen und geschickten Menschen, die nach Erfolgen im Leben gestrebt und sie auch glücklich errungen haben.

Viktor Cherbuliez (S. 1189).

Ein Blick auf die bekannteren Persönlichkeiten, welche heute die französische Akademie bilden, wird uns die Richtigkeit dieser Definition beweisen. Als Vertreter der hohen und höchsten Gesellschaftskreise finden wir den Herzog von Aumale (S. 1177), den Herzog von Broglie und den Herzog von Audiffret-Pasquier. Der Herzog von Aumale, ein Sohn König Ludwig Philipps, hat ein mehrbändiges Werk, eine Geschichte seines Ahns, des Prinzen von Condé, geschrieben, doch hat

Ernest Renan (S. 1189).

Octave Feuillet (S. 1189).

ihn die Akademie natürlich nicht als Schriftsteller, sondern als Prinzen von Geblüt, als einen Angehörigen jener Dynastie der Orleans gewählt, welcher die Sympathien der Körperschaft durch das zweite Kaiserreich und die dritte Republik hindurch treu geblieben sind. Auch im Herzog von Broglie (S. 1178) hat sie

nicht den Verfasser der Geschichte des Marschalls Herzog von Broglie und der Diplomatie unter Ludwig XV. ehren wollen, sondern bloß den Aristokraten, den ehemaligen reaktionären Ministerpräsidenten, den Staatsmann, der es wiederholt unternommen hat, mit wahrlich sehr schwachen Schultern den Druck und Drang der modernen französischen Demokratie aufzuhalten, und natürlich jedesmal im ungleichen Kampfe besiegt wurde. Der Herzog von Audiffret-Pasquier hat überhaupt nie etwas geschrieben. Er ist mit keinem Verdacht von Litteratur belastet. Er hat einmal in der Versailler Nationalversammlung eine Rede gegen das Napoleonische Regierungssystem gehalten, die Aufsehen erregte, das ist aber auch alles, was man ihm an derartigen Leistungen nachrechnen kann. Man versichert, in dem Briefe, worin er sich um einen Platz in der Akademie bewarb, habe er letzteres Wort mit zwei c („accadémie") geschrieben, und diese Anekdote ist nie widerlegt worden. Ein Mann von der Stellung des Herzogs d'Audiffret-Pasquier braucht eben weder Litteratur noch selbst Orthographie zu besitzen. Seine Wahl zum Akademiker ist ein Kompliment an seinen Rang.

Die Politik ist durch Jules Simon (S. 1182), der auch als Moralist und Populärphilosoph Bedeutung hat, durch Leon Say, der wiederholt Finanzminister war, sowie durch Emil Ollivier, den Mann, der 1870 „mit leichtem Herzen" Deutschland den Krieg erklärt hat, vertreten. Die beiden letztgenannten sind keine Schriftsteller. Männer der reinen Wissenschaft, ebenfalls ohne litterarisches Gepäck, sind Louis Pasteur (S. 1181), der mit Recht berühmte Erforscher der kleinsten Lebewesen, und Joseph Bertrand, ein tüchtiger Mathematiker. Ferdinand de Lesseps hat das Glück oder die Geschicklichkeit gehabt, die zur Durchstechung des Suezkanals nötigen Hunderte Millionen aufzutreiben und bei diesem Unternehmen ungeheuer reich zu werden. Dafür wählte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede. Bischof Perraud vertritt die hohe Geistlichkeit, Rousset den Advokatenstand. Daß irgend jemand außerhalb ihrer engeren Berufskreise im Auslande oder selbst in Frankreich diese Männer kennen sollte, ist nicht anzunehmen. Von Ernest Renan (S. 1187), dem Verfasser des „Lebens Jesu", und Taine, dem unerbittlich kritischen Geschichtschreiber der großen Revolution, kann man dagegen sagen, daß sie innerhalb der Akademie die eigentlichen Träger der großen Litteratur und zugleich die glänzendsten litterarischen Berühmtheiten sind. Der Journalismus kann sich rühmen, in John Lemoine (S. 1184), dem gewandten Leitartikler des „Journal des Debats", und E. Hervé, dem zweifelsüchtigen Redakteur des orleanistischen Volksblattes „Soleil", zwei Mitglieder geliefert zu haben, die sich bei jeder Gelegenheit ehrlich als Tagesschriftsteller ohne jeden Anspruch auf Buchlitteratur bekennen.

Der zeitgenössische Roman ist, wie schon früher bemerkt, weder durch Daudet noch durch Zola oder Goncourt, sondern bloß durch Namen zweiter, oder selbst dritter Güte, nämlich durch den süßlich sentimentalen Octave Feuillet (S. 1188), den geschickten, aber seichten Victor Cherbuliez (S. 1187), und L. Halévy, den Verfasser der „Schönen Helene", des „Orpheus in der Unterwelt" u. s. w., der auf seine alten Tage fromm geworden ist und jetzt nur noch erbauliche Romane voll Gottesfurcht und Tugend schreibt, vertreten. Von den Lyrikern der Akademie nenne ich als die bekanntesten Coppée und Leconte de l'Isle, der in Frankreich sehr gefeiert wird, bei uns aber als ein sehr untergeordneter Epigone der Platenschen Schule weit hinter dem Grafen Schack seinen Platz angewiesen bekäme. Die stärkste und glänzendste Gruppe in der Akademie ist die der Dramatiker, und das ist natürlich, da Frankreich gerade auf diesem Gebiete zur Zeit eine ganze Reihe berühmter Namen aufweist. Wir haben da Emile Augier (S. 1185), Victorien Sardou (S. 1179), Alexander Dumas den jüngern (S. 1183), Ed. Pailleron, Eugen Labiche (S. 1186) und andere.

Die Aufzählung untergeordneter Litteraten wie Xavier Marmier, Maxime du Camp, Camille Doucet u. s. w., die mehr durch ihre guten gesellschaftlichen Beziehungen als durch ihre schriftstellerischen Verdienste in die Akademie gelangt sind, kann für deutsche Leser unmöglich Interesse haben. Eine einzige der höheren Karrieren ist augenblicklich in der Akademie unvertreten: die militärische. In der Rede, mit der er Pasteur willkommen hieß, sagte aber Renan: man warte nur auf den siegreichen Feldherrn, der Frankreich Elsaß und Lothringen wieder bringen würde, um ihn im Triumphe in die Akademie zu wählen, auch wenn er nie eine Zeile geschrieben hätte. Nun, in dieser Hinsicht können wir ruhig sein. Die „Wacht am Rhein" wird dafür sorgen, daß die einzige Lücke in der Zusammensetzung des akademischen Personals unter dieser Bedingung nicht ausgefüllt wird.

Zahlen und Ziffern.

Von

Th. Walter.

Bei der hohen Stellung, welche die Mathematik im gesamten Geistesleben der Menschheit einnimmt, ist es gewiß von Interesse, einmal nach dem Ursprung der uns heute so geläufigen Begriffe von Zahl und Größe bei den verschiedenen Völkern zu forschen. Dabei müssen wir in das Dunkel einer Zeitepoche hinabsteigen, die vor jeder wissenschaftlichen Periode gelegen ist, wo die Völker, noch im Zustande der Kindheit, erst allmählich einer Kultur entgegenreiften. Unzweifelhaft hat man die Entstehung des Begriffs der Zahl in die allerfrüheste Zeit der geistigen Entwickelung eines Volks zu setzen, wie auch heutzutage kein noch so rohes und uncivilisiertes Volk dieses Begriffes entbehrt.

Die der Bildung des Zahlbegriffes vorausgehende Thätigkeit ist die des Zählens, was in den ältesten Zeiten, wie noch jetzt bei den wilden Völkern, an den Fingern zu geschehen pflegte. Für diese fundamentalsten aller Vorstellungen schuf dann die Sprache die Zahlwörter, die nach dem übereinstimmenden Urteil aller Sprachforscher der frühesten Zeit sprachlicher Ent-

wickelung ihren Ursprung verdanken. So feststehend ist diese Thatsache, daß man aus der Uebereinstimmung der Zahlwörter zweier Völker auf ihre Stammverwandtschaft zu schließen berechtigt ist. Ein evidentes Beispiel für diesen Schluß liefert die Uebereinstimmung der Zahlwörter im Sanskrit, im Zend, im Persischen, Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Germanischen und Slavischen, Sprachen, deren gemeinsame Abstammung aus dem indogermanischen oder arischen Stamme auch anderweitig feststeht. Auch etymologisch widerstehen die Zahlwörter jeder Ableitung aus anderen Wortstämmen. Sie sind eines der geheimnisvollen Bande, von denen die seit Jahrtausenden voneinander getrennten Sprachen und Völker noch immer umschlungen werden.

Was nun die Bildung dieser eigenartigen Wörter anlangt, so ist zunächst einleuchtend, daß man unmöglich für jede Zahl ein besonderes Wort schaffen konnte. Mit wunderbarem Instinkt haben nun alle Völker das ihnen angeborene Zahlenschema der Finger und Zehen benutzt, um auf die einfachste Art sowohl den Akt des Zählens selbst zu bewerkstelligen, als auch dieses höchst natürliche Verfahren in Wörtern nachzubilden. Hatte man nämlich an den zehn Fingern durchgezählt, so machte man hier eine Ruhepause und markierte sich die ersten Zehn etwa durch einen Strich in den Sand oder (wie es noch heute die Neger thun) durch Hinlegen eines Maiskorns oder eines Steinchens (daher Kalkül, kalkulieren von calculus, das Steinchen). Diese Marke wiederholte man, so oft die Finger durchgezählt waren, und so schritt man auf die bequemste Weise zu beliebig hohen Zahlen fort. Dieses Verfahren ward nun sprachlich dadurch fixiert, daß man für die an den Fingern abzuzählenden Mengen besondere Wörter schuf. Die letzte Zahl in dieser Reihe der sogenannten Einer war dann die Grundzahl, auf der die übrigen Zahlwörter systematisch aufgebaut wurden. Wie man nun in der Praxis nach Erreichung der Grundzahl wieder von vorn anfing, zu zählen, bis man dieselbe zum zweitenmal erreichte, so bezeichnete man auch die auf die Grundzahl folgenden Zahlen dadurch, daß man mit dem Namen für die Grundzahl die bereits vorhandenen Wörter für die Einer auf irgend eine Weise grammatisch verband.

Machen wir uns diese systematische Bildung der Zahlwörter einmal an den uns geläufigen Wörtern unserer Sprache klar. Unsere Grundzahl ist zehn, unser System ein decimales. Selbständige Bezeichnungen haben wir für eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn. Von zehn an bilden wir eilf = ein lif = einzehn, zwölf = zwei lif = zweizehn, dreizehn u. s. w. bis neunzehn, zweizig, zwenzig oder zwanzig, dann einundzwanzig u. s. w. bis neunundzwanzig, dreizig oder dreißig u. s. w. bis neunundneunzig, zehnzig, wofür das besondere Wort hundert eingeführt worden ist. Von hundert als einer neuen Einheit ausgehend, bildet man die um zehn größere Zahl durch den Ausdruck zehnzig (hundert) und zehn, obwohl man hier auch elfzig hätte bilden können. So gelangt man schließlich in der Reihe zweihundert, ..., neunhundert bis zu zehnhundert, wofür das neue Wort tausend gebildet wurde. Ueber tausend ging die Sprache in älterer Zeit nicht hinaus, denn die jetzt gebräuchlichen Bezeichnungen für die höheren Stufen Million, Billion &c. sind neueren Ursprungs. Million stammt aus dem Italienischen, wo es ursprünglich eine Geldsumme (10 Tonnen Goldes) bedeutete, während es als abstraktes Zahlwort erst im 18. Jahrhundert allgemeinere Verbreitung fand. Billion und Trillion wurden erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts erfunden. Milliarde (tausend Millionen), das nach Baltzer bereits in französischen Büchern des sechzehnten Jahrhunderts vorkommt, ist erst in diesem Jahrhundert in Frankreich in Gebrauch gekommen und hat seit dem Milliardensegen auch in Deutschland begreiflichen Anklang gefunden.

Forschen wir nun bei den verschiedenen Völkern nach den Principien, die ihnen für den Aufbau ihres Zahlensystems maßgebend waren, so tritt uns zunächst die sehr bemerkenswerte Thatsache entgegen, daß bei fast allen Völkern die Grundzahl zehn zur Bildung der Zahlen benutzt worden ist, was offenbar eine notwendige Konsequenz war des allüberall verbreiteten Zählens an den Fingern. Aber neben der Grundzahl zehn finden sich auch häufig die Grundzahlen fünf und zwanzig. Die decimale Zählung mit der Grundzahl zehn findet sich bei allen Kulturvölkern, während man bei den uncivilisierten Völkerschaften nicht minder oft das quinäre System mit der Grundzahl fünf vorfindet, dessen Entstehung aus dem Abzählen der Finger nur einer Hand herzuleiten ist. In dem quinären System wird z. B. 6 durch 5 und 1, 7 durch 5 und 2, 8 durch 5 und 3, 9 durch 5 und 4 sprachlich ausgedrückt; dagegen findet sich für 10 immer ein selbständiges Zahlwort und nicht etwa ein Wort für die Verbindung 2 mal 5, so daß hier das quinäre System wieder in das decimale eingeht.

Von höherer Bedeutung und konsequenterer Durchbildung als das quinäre System ist das vigesimale mit der Grundzahl zwanzig, entstanden aus der Gewohnheit, nicht nur die Hände, sondern auch die Zehen an den Füßen zum Abzählen zu benutzen. Wenngleich dieser Gebrauch auf barfußgehende Völker hinzuweisen scheint, so ist das vigesimale Zählen auch bei höherstehenden Völkern verbreitet. Es findet sich zunächst heute noch bei einigen afrikanischen und oceanischen Völkern, ferner bei den einst hochkultivierten Azteken Mexikos und bei den Maya-Indianern auf der Halbinsel Yukatan im Mexikanischen Golf. In diesen Sprachen sind die Zahlen von 1 bis 19 decimal oder quinär gebildet, z. B. 18 = 15 + 3, aztekisch caxtulli-om-ey. Für 20 existiert ein eigenes Wort, von dem aus weiter gezählt wird: 20 + 1, 20 + 2 u. s. w.; 30 wird durch 20 + 10, 31 durch 20 + 11, 39 durch 20 + 19, 40 durch 2 mal 20, 50 durch 2 mal 20 + 10 u. s. w., 399 durch 19 mal 20 + 19 ausgedrückt. Für 400 = 20 mal 20, 8000 = 20 mal 20 mal 20, 160000 = 20 mal 20 mal 20 mal 20 haben die Azteken und Mayas ihre eigenen Zahlwörter, wie die decimalen Völker für 10 mal 10, 10 mal 10 mal 10 u. s. w. Auch die kaukasische und keltische Sprache besitzen die vigesimale Zählung. Aus dem Keltischen, das heute noch in

der östlichen Bretagne gesprochen wird, ist diese Art zu zählen auch in das Französische übergegangen. Von 60 an zählt man bekanntlich im Französischen weiter soixante-dix = 70, soixante-onze = 71, soixante-douze = 72, quatre-vingts = 80, quatre-vingt dix = 90, quatre-vingt onze = 91 u. s. w. Auch six-vingts = 120, sept-vingts = 140, huit-vingts = 160, quinze-vingts = 300 [1]) kommen heute noch im Französischen vor. Das ist aber nichts anderes als vigesimale Zählung. Auch in anderen Sprachen, die sonst decimal zählen, kommt das vigesimale Princip hier und da zum Durchbruch. So werden 50, 70, 90 im Dänischen bezüglich durch dritthalbmalzwanzig, vierthalbmalzwanzig, fünfthalbmalzwanzig ausgedrückt. Auch andere Gesichtspunkte sind zuweilen zur Bildung von Zahlwörtern benutzt worden: im Baskischen z. B. wird 50 durch halbhundert, im Basbreton wird 18 durch 3 mal 6 (tri-omc'h), im Welsch durch 2 mal 9 (deu-naw = deux-neuf) ausgedrückt. Von den Neuseeländern wird noch berichtet, daß sie „die Mißgeburt eines folgerichtigen Systems mit der Grundzahl elf zu Tage gefördert hätten“ [2]).

Es ist oben bereits bemerkt worden, daß die Bildung höherer Stufenzahlen bei den meisten Völkern erst mit der Zeit, wie es das Bedürfnis gerade verlangte, nach und nach vorgenommen wurde. In den älteren Zeiten hat man bei der decimalen Zählung wohl kaum die Tausend erreicht oder gar überschritten. Dafür spricht auch die Thatsache, daß, während in allen indogermanischen Sprachen die Zahlwörter für 100 etymologisch übereinstimmen [3]), eine solche Uebereinstimmung bei den Bezeichnungen für 1000 durchaus nicht mehr stattfindet. Man ist befugt, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Zahlwörter für tausend erst zu einer Zeit gebildet wurden, als schon die einzelnen Zweige des indogermanischen Stammes sich zu selbständiger Existenz abgelöst hatten. Höhere Stufenzahlen als tausend haben im Altertum nur wenige Völker gebildet, z. B. die Griechen μυριοι = 10000, wobei übrigens zu bemerken ist, daß in anderer Accentuierung μυριοι auch eine unbestimmte größere Menge bedeutet. Eine konsequente Durchbildung höherer Stufenzahlen ist mit einer einzigen Ausnahme überhaupt nirgends versucht worden. Im Deutschen z. B. hat man bis zur Einführung der „Million“ im 18. Jahrhundert über 1000 hinaus keine weitere Bezeichnung mehr gebildet, wie ja heute noch die Stufen 10000 und 100000 einer solchen entbehren. Daß das Lesen großer Zahlen im Deutschen vor Einführung der Million infolge mangelnder Wörter eine recht komplizierte Sache war, leuchtet ein. Als Beispiel diene die Zahl 86789325178, die der sprichwörtlich gewordene Rechenmeister Adam Riese (1535) so ausspricht [4]):

„Sechs und achtzig tausent, tausend mal tausendt, sieben hundert tausendt mal tausendt, neun vnnd achtzig tausend mal tausend, drei hündert tausent, fünff vnnd zwantzig tausend, ein hundert, acht und siebentzig.“

Nur ein einziges Volk hat infolge einer besonderen Begabung für Zahlen und aus einer eigentümlichen Anlage für das Maßlose auch für die höheren Stufen des decimalen Systems eigene Namen geschaffen — unsere Stammverwandten am Ganges, die arischen Inder, denen wir ja auch unser Ziffersystem verdanken. Zu einer Zeit, da noch von keinem Volke besondere Fortschritte auf dem Gebiete der Zahlenbildung zu verzeichnen sind, hatten die Inder bereits volkstümliche Zahlwörter bis zur 17. Stufe, was eine Zahl mit 17 Nullen bedeutet, die wir heutzutage durch hunderttausend Billionen bezeichnen. In den heiligen Büchern der Vedas, in dem Nationalepos Mahâbhârata, finden sich bereits Zahlen bis zu der erwähnten Stufe, während in späteren Werken der Sanskritlitteratur, z. B. im Ramâyana, solche bis zur 40. Stufe = zehntausend Sexillionen vorkommen. Noch maßloser als die Brahmanen erwiesen sich die Buddhisten, bei denen Zählungen bis zur 54. Stufe existieren, die in späteren buddhistischen Schriften sich steigerten bis zur 1792.! Wie steht gegenüber dieser schrankenlosen, despotischen Phantastik des Orients Homer so einfach da, wenn er den ehernen Ares bei seiner Verwundung wie zehntausend Männer brüllen läßt, oder wenn der hinkende Künstler Hephaistos einen Tag braucht, um von den Höhen des Olymp bis zur Erde herabzustürzen! Bei keinem anderen Volk in der Welt läßt sich eine ähnliche Anlage zur Bildung ungeheurer Zahlen, wie wir dieselbe bei den Anhängern Brahmas und Buddhas seit den ältesten Zeiten finden, nachweisen. —

So haben sich die abstraktesten aller Begriffe, die der Zahlen, an dem höchst konkreten Schema der Finger allerorten in wunderbarer Uebereinstimmung entwickelt und die menschliche Sprache hat darauf mit gleich bewunderungswürdiger Einheit weitergebaut. Wie kein zweites Erzeugnis des schaffenden Menschengeistes ist die decimale Zählung eine, jede individuelle Verschiedenheit ausschließende, internationale Schöpfung, und alle weiteren Forschungen werden nur zur Stützung und Ergänzung jenes großen weltumfassenden Princips dienen. Dagegen sind bei den Teilungen, wie sie bei Münzen, Maßen und Gewichten schon in frühester Zeit gebräuchlich waren, ganz andere Principien als bei der Zählung in ganzen Zahlen maßgebend geworden. Denn während die Gruppierung der ganzen Zahlen an dem Instrument der Finger ganz mechanisch vorgenommen wurde, hatte man bei Teilungen eine einfache und übersichtliche Gruppierung der Einheiten ohne eine solche mechanische Mithilfe selbst zu beschaffen. Es ist eine ungemein interessante Thatsache, daß die decimale Teilung nirgends auf der ganzen Erde als eine anschauliche erschien, daß man vielmehr in einer Gruppierung zu drei, oder zu vier, oder zu zwölf eine natürliche Uebersicht zu gewinnen suchte. Ja, es hat fast den Anschein, als ob ohne den Zwang unserer zehn Finger die abstrakte Zählung wahrscheinlich nach ähnlichen Principien sich entwickelt haben würde. Denn es steht außer Zweifel, daß die Gruppierung zu drei

[1]) Les quinze-vingts, die 300 Blinden im Blindenhospital zu Paris.
[2]) Diese Angaben sind Hankels Gesch. d. Math. entnommen.
[3]) cento (ital.), ciento (span.), cento (port.), cen (prov.), cent (frz.), Suto (wallach.), çata (sanskr.), hekaton (griech.), hunda (got.), u. s. w.
[4]) Aus Hankel, Gesch. d. Math.

und vier oder zu zwölf, die wir als duodecimale bezeichnen, als die dem menschlichen Geiste angemessenste betrachtet werden muß, daß dagegen die decimale nur dem menschlichen Körper entspricht. Bis auf unsere Tage haben sich ja die ursprünglichen, aus alten Zeiten stammenden quaternären, duodecimalen, sexagesimalen Einteilungen bei den Gewichten, Münzen und Maßen erhalten, und wenn diese in neuester Zeit durch decimale Teilungen ersetzt worden sind, so entspricht dies mehr einem theoretischen Drang nach durchaus einheitlichen Zahl- und Maßverhältnissen, als einem aus dem Volke hervorgegangenen Bedürfnis. Denn es ist allbekannt, wie schwer sich der gemeine, konkret denkende Verstand an die neuen decimalen Teilungen gewöhnt, und wie sich die alten natürlichen Maßeinteilungen mit großer Zähigkeit neben den neuen decimalen erhalten haben und wahrscheinlich auch noch lange erhalten werden.

Mit den Einteilungen der Maße aber hängt die Bildung der Brüche aufs engste zusammen, die im Altertum geradezu durch konkrete Maßeinheiten bezeichnet wurden, wie dies z. B. bei den römischen Brüchen veranschaulicht werden kann ($1 = $ As, $\frac{1}{12} = $ Uncia, $\frac{1}{48} = $ Sicilicus, u. s. w.). Demgemäß finden sich bei allen älteren Völkern nur Brüche mit den Nennern 2, 3, 4, 6, 12, 60 u. s. w., selten aber mit den Nennern 5, 10, 100. So teilten die Aegypter, wie aus ihren hieroglyphischen Inschriften und demotischen Urkunden hervorgeht, alles in 2, 4, 8, 16, 32 Teile, die Griechen ähnlich wie die Aegypter; die römische Teilung ist durchaus duodecimal. Am merkwürdigsten aber ist die bei den alten Babyloniern und Assyrern gebräuchliche Einteilung aller Maße in 60 Teile und die darauf gegründete Bildung von Brüchen mit dem Nenner 60. Diese sexagesimale babylonische Teilung ist durch den bekannten alexandrinischen Astronomen Claudius Ptolemäus (2. Jahrh. nach Chr.) ganz konsequent in die astronomischen Rechnungen eingeführt worden. Jedes Ganze (Grad) wurde in 60 Minuten (minuta prima), jede Minute in 60 Sekunden (minuta secunda), jede Sekunde in 60 Tertien (minuta tertia), u. s. w. eingeteilt.

Durch Ptolemäus kam die sexagesimale Rechnung zunächst bei den Arabern, die ihre astronomischen und mathematischen Kenntnisse hauptsächlich aus Ptolemäus schöpften, zur ausschließlichen Geltung, und durch diese auch auf geistigem Gebiete kühnen Eroberer ward sie dann über das gesamte Abendland verbreitet. Erst im 16. und 17. Jahrhundert[1]) wurden die sexagesimalen Brüche in Deutschland und anderwärts durch die decimalen Brüche allmählich verdrängt. Nur in unserer Zeitteilung (Stunde, Minute, Sekunde) und in der Bogen- und Winkelmessung (Grad, Minute, Sekunde) hat sich das alte babylonische Erbe der Chaldäer bis auf den heutigen Tag noch erhalten.

[1]) In einem mir vorliegenden mathematischen Manuskript aus dem Jahre 1668 findet sich ausschließlich die sexagesimale Rechnung.

II.

Nachdem wir die Wortbildungen beleuchtet haben, welche die lebendige Sprache für die Zahlbegriffe sich schon früh geschaffen, wird es jetzt unsere Aufgabe sein, die Entwickelung jener unscheinbaren Zeichen zu verfolgen, durch deren Aufzeichnung der menschliche Geist jene Begriffe von der Vergänglichkeit zu retten suchte, — die Entwickelung der Ziffern[1]).

Der Ursprung der Ziffern ist so dunkel wie die Entstehung der Schrift überhaupt. Ob der Buchstabenschrift eine Bilderschrift vorausging, oder ob sich die Lautschrift unabhängig von der Bilderschrift entwickelt hat, ist nicht entschieden, und demgemäß schwankt auch die Meinung über die Entstehung der Zahlzeichen. Wäre das erste erwiesen, so könnte man die Ziffern als Ueberreste jener uralten Bilderschrift ansehen, die als Reliquien in die Buchstabenschrift übergegangen sind. Im entgegengesetzten Fall aber muß man die Ziffern entweder ebenfalls als Buchstaben, etwa als die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter betrachten; oder man hat auf eine derartige Entstehungsweise ganz zu verzichten, und dann sind die Ziffern Fremdlinge in der Buchstabenschrift, deren Ursprung in Dunkel gehüllt ist. Man kann sie in diesem Fall als Symbole für die Zahlbegriffe, nicht aber für die Zahlwörter ansehen. Jedenfalls aber müssen die Ziffern in einer der Bildung der Zahlwörter entsprechenden Weise sich entwickelt haben und nach gleichen Gesetzen aufgebaut sein, wie es sich denn auch nachweisen läßt, daß alle Ziffersysteme die Grundzahl 10 als Entwickelungsbasis benutzen[2]). Eine weitere Uebereinstimmung zwischen Ziffer- und Zahlwörtersystem besteht darin, daß man für die Zahlen besondere Zeichen einführt, für welche die Sprache bereits selbständige Wörter geschaffen hat. So findet man für die Zahlen von 1 bis 9 und dann für 10, 100, 1000 specifische Zeichen. Wie nun die Sprache alle übrigen Zahlen durch eine grammatische Wortverbindung der fundamentalen Zahlwörter bildet, so baut auch die Schrift durch Zugesellung der einfachen Ziffern die zusammengesetzten Zahlen. Während aber die Zahlwörter fast überall nach demselben Princip gebildet und zugesellt werden, geht die Zusammenstellung der Ziffern bei den verschiedenen Völkern auf die mannigfachste Weise vor sich, wobei nur das eine Gesetz überall und ohne Ausnahme stillschweigend erfüllt ist, daß die höheren Stufen stets zuerst geschrieben werden und die niederen den höheren in der Richtung der Schrift nachfolgen. So ausnahmslos findet diese Regel statt, daß die von rechts nach links schreibenden Völker (Hebräer, Phöniker, Araber) die größere Ziffer rechts schreiben und die kleinere in der Richtung nach links folgen lassen, daß ferner die von oben nach unten in Kolonnen schreibenden Chinesen auch die größere Zahl oben ansetzen.

[1]) Das Wort „Ziffer" kommt aus dem Arabischen von safira, leer sein, (Sanskrit. sûnya die Leere) und bedeutete ursprünglich die Null. Erst im Lauf der Zeit ging die Bedeutung in die heutige über; jedoch hat sich die frühere Bedeutung von Null noch im englischen cipher und in dem gänzlich originalen cifra (Mehrzahl cifras) erhalten, welches an den portugiesischen Roulettes für zéro und double-zéro noch heute gebräuchlich ist. Die Etymologie von zéro ist zur Zeit nicht bekannt.

[2]) Mit Ausnahme der Mexikaner, die auch ihr Ziffersystem auf der Grundzahl 20 errichtet haben.

Die älteste und einfachste Art, die Zahlen symbolisch darzustellen, war jedenfalls das Aneinanderreihen von parallelen, horizontalen oder vertikalen Strichen, und so tritt uns unter den Kulturvölkern des Altertums zunächst eine Gruppe von Völkern entgegen, deren Zifferschrift auf solche Weise gebildet ist. Es ist klar, daß diese Bezeichnungsweise im Interesse der Uebersichtlichkeit sich höchstens auf die neun ersten Zahlen erstrecken konnte, während für die höheren Stufenzahlen eigenartige Zeichen gesetzt werden. Da die nebeneinandergestellten Zeichen ihrem Wert nach addiert werden müssen, so kann das Princip dieses Ziffersystems als additives bezeichnet werden.

Das älteste und ehrwürdigste Denkmal dieser Ziffernbezeichnung sind jene geheimnisvollen Schriftzeichen, die auf den Ruinen von Memphis und Theben dem heutigen Geschlecht eine ferne Welt enthüllen — die ägyptischen Hieroglyphen. Die Einheit wird durch ein aufrechtstehendes schmales Rektangel bezeichnet [1]), zehn durch ein Hufeisen, hundert durch eine Spirale oder (je nach der Richtung der Schrift), tausend durch eine Lotosblume als Symbol der Fruchtbarkeit in folgenden Formen:

zehntausend durch einen Finger oder . Zur Bezeichnung einer unbestimmten, sehr großen Zahl findet man hier und da ein geschwänztes Amphibium, eine Kaulquappe (ägy.: Hofen). Um eine ungeheuer große Zahl auszudrücken, dient mitunter ein knieender Mann mit zum Himmel erhobenen Armen ein Symbol, dessen ägyptische Bezeichnung nicht bekannt ist. Für fünf kommt in der hieroglyphischen Inschrift zu Rosette ein fünfstrahliger Stern vor in der Verbindung was fünf Sonnen, d. h. fünf Tage bedeuten soll.

Zur Erläuterung mögen zwei hieroglyphische Inschriften von Karnak dienen (siehe nächste Spalte).

Neben den Hieroglyphen selbst ward von den ägyptischen Priestern eine abkürzende Kursivschrift angewendet, die sogenannte hieratische Schrift, die stets von rechts nach links geschrieben wurde. Die Ziffern derselben unterscheiden sich wesentlich von denen der Hieroglyphen und variieren außerdem ihrer Form nach in mannigfacher Weise. Charakteristisch für dieselbe ist, daß sie eigenartige unerklärbare Zeichen für die Zahlen 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80, 90 besitzt, während in den hieroglyphischen Ziffern diese Zahlen durch Zugesellung der Ziffer für 10 gebildet werden.

Hieroglyphische Inschriften von Karnak (S. 1197).

Die gebräuchlichsten hieratischen Ziffern sind die folgenden:

1 2 3 4 5 6 7 8

9 10 20 30 40 50 60 70

80 90 100 1000 10000

Als Beispiel einer größeren Zahl in hieratischer Schrift diene die Zahl 87 987, zu lesen von rechts nach links:

und bedeutet 80 000 + 4000 + 3000 + 600 + 300 + 80 + 7.

Zur Bezeichnung eines Tages im Monat existieren in der hieratischen Schrift noch für die Zahlen 1 bis 30 besondere Ziffern, von denen die vier ersten durch ihre auffallende Aehnlichkeit mit unseren Ziffern interessant sind, nämlich

1 2 3 4

Auch die hieratische Schrift erfuhr um das 7. Jahrhundert vor Christi für die Zwecke des bürgerlichen Lebens eine weitere Vereinfachung, bekannt unter dem Namen der demotischen Schrift, deren Ziffern noch etwas geläufiger sind als die hieratischen.

Ich wende mich jetzt zu den Ziffern der Keilschrift, jener rätselhaften Schrift Babylons und Assyriens, deren Spur auf immer verloren schien, bis eine vor etwa 30 Jahren zu Behistun (bei Hamadan) in Persien aufgefundene Inschrift Licht über eines der merkwürdigsten Denkmale alter Kultur verbreitete.

[1]) Diese und die folgenden Schriftproben sind größtenteils nach Pihan, Exposé des signes de numération usités chez les peuples orientaux anciens et modernes. Paris 1860, geschnitten.

Die Keilziffern, deren die Behistuninschrift hinreichend viel enthält, werden von links nach rechts geschrieben und haben die folgende Form:

Keilziffern	Wert	Keilziffern	Wert
	1		30
	2		40
	3		50
	4		60
	5		70
	6		80
	7		90
	8		100
	9		200
	10		1000
	20		2000

Bezüglich des Gebrauchs der Keilziffern ist zu bemerken, daß hier das Nebeneinanderstellen der Ziffern teils als Multiplikation, teils als Addition aufzufassen ist. Die Zahl wird zunächst nach ihren Stufenzahlen in Einer, Zehner, Hunderter, Tausender additiv zerlegt, während die Anzahl der Hunderter und Tausender nicht durch Wiederholung des betreffenden Symbols wie in den Hieroglyphen, sondern dadurch bezeichnet wird, daß man die Ziffern, welche die Anzahlen angeben, als Faktoren vor die Stufenzahlen setzt. Da über tausend keine specifischen Zeichen in der Keilschrift existieren, so wird bei größeren Zahlen diese Bezeichnungsweise wenig übersichtlich. Man beurteile das Gesagte an folgenden Beispielen, die aus der Inschrift von Behistun genommen sind:

10 4 = 14   20 6 = 26   5 100 40 6 = 546

1 1000 5 100 50 9 = 1559   2 1000 20 4 = 2024

4 1000 2 100 3 = 4203   5 1000 1 100 80 2 = 5182

1 100 1000 40 3 1000 6 100 70 8 = 143 678

Auch die Phöniker und ihre Nachbarn, die Palmyrener, besaßen ein Ziffersystem nach additivem Princip. Die Einer wurden bei den Phönikern durch vertikale Striche wie in den Hieroglyphen |, zehn durch —, zwanzig durch N, hundert durch ⊢ bezeichnet. Um mehrere Hunderter zu bezeichnen, wurde vor das Zeichen ⊢ die Anzahl als Multiplikator gesetzt; die Richtung der Schrift war von rechts nach links. Z. B. die Zahl 495

5 + 10 + 80 + 100mal 4

Auf älteren griechischen Inschriften (bis etwa zum 5. Jahrhundert vor Chr.) findet man Ziffern, die additiv nebeneinandergestellt werden und offenbar die Anfangsbuchstaben der entsprechenden Zahlwörter vorstellen. Die Ziffern sind

I 1, II 2, III 3, IIII 4, Γ 5, ΓI 6, ΓII 7, Δ 10

ΔΔ 20, ΔΔI 21, 50, 60

H 100, 500, X 1000, 5000, M 10 000

Beispiele: 53, 55

539

55 411

Um das 5. Jahrhundert vor Chr. verließen die Griechen diese Ziffernbezeichnung, um zu der Bezeichnung durch die Buchstaben ihres Alphabets überzugehen. Ihnen folgten die Hebräer und später die Syrer und Kopten, welche Völker vorher ebenfalls ein nach obigen Principien aufgebautes Ziffersystem besessen hatten. Nur die Römer, deren Ziffern wohl als bekannt vorausgesetzt werden können, blieben dem additiven Strichsystem treu und verbreiteten dasselbe bis zum Mittelalter weit über die Grenzen ihres Reiches. Die Bezeichnung der Zahlen aber durch die Buchstaben des Alphabets, die jenen alten Völkern „als eine außerordentlich bequeme erschienen sein muß", da sie ein entschieden besseres System dafür leichter Hand aufgaben, verbreitete sich unter Führung der Griechen über das ganze Gebiet des oströmischen Reiches und behielt seine Geltung, bis es nach ungefähr einem Jahrtausend durch das indisch-arabische System verdrängt wurde.

Die Sanskritziffern der Inder, zu denen wir jetzt übergehen, haben ein besonderes Interesse für

Meisenbach.

Psyche. Von Ad. Donndorf.

Von dem Grabdenkmal Robert Schumanns in Bonn.

uns gewonnen, weil sie die Originale unserer heutigen Zifferformen repräsentieren. Das Princip des indischen Ziffersystems wird bekanntlich als das der Position oder als das Princip mit Stellenwert bezeichnet. Die Ziffern werden einfach nebeneinander geschrieben: ihre Stellung (Position) in der Reihe, resp. die Ordnungsnummer ihres Platzes gezählt von rechts nach links, gibt die Stufe von zehn an, mit der die betreffende Ziffer zu multiplizieren ist. Auch hier geht die höhere Stufe der niederen im Sinne der Schrift voraus. Da aber in diesem System eine Ziffer ihren Ort in der Zahl nicht ändern kann, ohne gleichzeitig einen anderen Wert anzunehmen, so muß das Fehlen einer Stufe durch ein besonderes Zeichen markiert werden. Dazu erfanden die Inder die Null. „Der Gedanke," sagt Hankel, „das Fehlen von Einheiten einer bestimmten Stufe durch ein besonderes Zeichen sichtbar zu machen, ist eine jener epochemachenden Ideen, die, wie eine Offenbarung von oben, nur den größten Geistern zuweilen eingegeben werden," und „wenn irgend eine Erfindung," sagt Brockhaus, „echt indischen Charakter trägt, so ist es die, dem Nichts einen Wert zu geben und durch das Nichtsein erst die Vollendung des Etwas zu bewirken." Das Positionssystem mit der Null ward etwa im 3. Jahrhundert nach Chr. von den Brahmanen erfunden und kam etwa um das 7. Jahrhundert nach Chr. auch inschriftlich in Gebrauch, während die älteren Ziffern noch nicht nach diesem Princip gebraucht wurden. Wie groß aber der Fortschritt in der Rechenkunst durch Einführung des indischen Systems war, begreift man erst, wenn man die einfachsten Rechnungsoperationen mit römischen Ziffern oder griechischen Buchstaben auszuführen unternimmt.

Die indischen Ziffern führen den Namen Devanagari-Ziffern und haben folgende Form:

१ २ ३ ४ ५ ६
1 2 3 4 5 6

७ ८ ९ १०
7 8*) 9*) 10

Zur Zeit, als der geniale Zahlensinn unserer Stammverwandten am Ganges das vollendetste aller Ziffernsysteme geschaffen hatte, erhob sich an der Grenze dreier Weltteile plötzlich jenes wunderbare Volk der **Araber**, das, von seltener Bildungsfähigkeit, berufen war, die Schätze indischer und hellenischer Kultur aufzunehmen und in kühnem Eroberungszuge bis ins Herz von Europa zu tragen. Ihre erste Beute aus der Schatzkammer brahmanischer Gelehrsamkeit war das Positionssystem der Ziffern, das sie im Jahre 772 zugleich mit der indischen Astronomie kennen lernten und zu Beginn des 2. Jahrtausends nach Europa verpflanzten, wo sie ja noch heute als arabische Ziffern bezeichnet werden. Ihr erste Form ist die folgende:

1 2 3 4*) 5*)

*) Bei diesen Zeichen, ebenso wie bei der 0 auf Spalte 1202 ist das zweite Zeichen unter das erste gestellt zu denken.

6 7 8 9 0

Bei der großen Ausdehnung des arabischen Reiches von den Grenzen Indiens bis zu den „Säulen des Herkules" ist es begreiflich, daß Sprache und Schrift in den westlichen Provinzen unter dem Einfluß der autochthonen Verhältnisse sich anders entwickelten, als in den Provinzen des Orients. So entstand in Spanien und Nordafrika eine besondere Form der arabischen Schrift, die magrebinische (Magreb = Westen) Form und eine eigentümliche Form der Ziffern, die Gobarziffern. Gobar bedeutet Staub und in der That wurden in früherer Zeit die Ziffern häufig in den Staub oder Sand eingegraben. Dieselben sind von folgender Form:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

In diesen Gobarziffern der occidentalen Araber, die bei diesen selbst seitdem untergegangen sind, haben wir nun die eigentlichen Stammeltern unserer heutigen modernen Ziffern vor uns. Zunächst entsprechen denselben die durch Gerbert, den bekannten Lehrer Ottos III., eingeführten und zum Rechnen auf dem sogenannten „Abacus" (Rechenbrett; abak = Staub) bestimmten Ziffercharaktere, die unter dem Namen „Apices" bekannt sind. Wie sich aber aus den Apicesformen allmählich unsere heutigen Ziffern herausgebildet haben, mag aus einer Zusammenstellung von Schriftproben hervorgehen, die aus mittelalterlichen Handschriften entnommen sind:

I. Aus der Mitte des XI. Jahrhunderts.

II. Aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts.

III. Aus dem XIII. Jahrhundert vor 1271.

IV. Aus dem XIV. Jahrhundert nach 1376.

V. Aus dem XV. Jahrhundert von 1427—60.

VI. Aus dem XVI. Jahrhundert. (Dürer, Underweysung der messung 2c. Nürnberg 1525.)

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Was die Möwen sahen.

Von

H. v. Schreibershofen.

Wild heult der Sturm über die schmale, lang gestreckte Insel dahin, brausend stürzen die Wogen auf den Strand, und mit schrillem Rufe schießen die Möwen auf die Dünen nieder, wo Kriechweide und Sandhafer dem unheimlichen Vordringen des lockeren, weißen Sandes ein Ziel zu setzen versuchen. Doch vergebens! Die Stürme des letzten Winters haben schon neue Sandhügel aufgehäuft, die wie weiße Leichensteine weit über die braune Heide leuchten. Die Bucht, welche frühere, gewaltige Stürme in die Insel gerissen, so daß sich am Südende nur noch die Dünenkette als trennendes Bollwerk zwischen Meer und Bucht erhalten, hat sich bedeutend vergrößert. Die Salzlaken haben bis an den inmitten der Insel gelegenen Ort gestanden, und der grüne Burgwall, dies letzte Denkmal einstiger Kämpfe früherer Gewaltiger untereinander, hat das Vieh ihrer ohnmächtigeren Nachkommen besser vor der verheerenden Flut geschützt, als sie es selbst einst gekonnt. Der Sturm hat aller weisen, menschlichen Vorsicht gespottet und trotz der schützenden, durch Planken erhöhten Erdwälle die mageren Felder, die kläglichen Gärten, ja die Wiesen und Wege mit dem weißen Sande bedeckt, wie Kummer und Sorge trotz aller Menschenweisheit sich dennoch über jedes Menschenleben breiten — das Leichentuch für Freude und Glück. Zwischen dem knorrigen Heidekraute blinkt das Moorwasser, und Kiebitz und Strandläufer ducken sich schutzsuchend hinter die dichten Büsche auf den schwarzen, feuchten Boden nieder.

Nicht weit von der Bucht, wo das Meer mit gieriger, räuberischer Hand den besten Teil der Insel in zwecklos grausamer Zerstörungswut an sich gerissen, steht ein großes Gehöft. Große Steine liegen am Wegrande, um auch im Winter trockenen Fußes den höher gelegenen Teil der Insel erreichen zu können. Man sieht von hier aus das Wasser der Bucht schimmern; große, im Winde raschelnde Schilfbüschel zeigen, daß Sumpf und Sand hier dicht nebeneinander hausen. Das Gehöft ist stattlich und groß. Das hohe, spitze, schilfgedeckte Dach hängt weit über die breiten, niedrigen Fenster herab, und aus der Mitte des steilen Daches springt ein Giebel vor, der weit größer und stattlicher ist als bei anderen Häusern. Fensterläden, wie Thüren leuchten trotz des schlimmen Winters in glänzendem Rot. Die große Scheune mit den Ställen und der Dreschtenne stößt in scharfem Winkel an das Wohnhaus. Menschen und Tiere hausen unter demselben Dache, wenigstens die Tiere, welchen Eigennutz und Berechnung des Menschen das schützende Dach gönnt. Schafe, seltener das Rindvieh, haben den Himmel zum Dache und den Wind zum Gefährten der langen Nächte. Unter dem Giebel ist die schöne, vielfach verzierte Eingangsthür, die aber höchst selten benutzt wird; man geht durch die kleine, quer geteilte Seitenthür, deren Zugang durch das vortretende Seitengebäude geschützt ist.

Wie der Sturm heult! In wildem Laufe jagen die Wolken über die Insel daher, von Zeit zu Zeit scharfe Regenschauer herabsendend, welche der Wind erbarmungslos über das lange, spärliche Dünengras und die braune Heide hinpeitscht. Die niedrigen, vom Winde wie mit einem scharfen Messer verschnittenen Büsche und Bäume ducken sich hinter die schützenden Wälle und Mauern; sie kennen es nicht besser; aber wenn Kampf Leben ist, so leben sie in des Wortes vollster Bedeutung. Mit lautem Schrei streichen die Möwen an dem einsamen Hause vorüber, immer wiederkehrend — was sagt ihr Klagelaut?

Die obere Hälfte der kleinen Seitenthür wird geöffnet, und eine Frau lehnt sich hinaus, aufmerksam und besorgt nach dem Himmel blickend, an dem die dunkeln Wolken gleich phantastischen Gespenstern immer wieder von Westen heraufsteigen. Ein Windstoß, heftiger als die vorigen, treibt ihr die Regentropfen in das Gesicht, so daß sie sich hastig mit der großen Schürze abwischt. Die Zipfel des weißen, ihr Haar vollständig verbergenden Kopftuches flattern heftig und die weiten Aermelpuffen bauschen sich auf, als sie sich zur Seite wendet, um auch die untere Hälfte der Thüre zu öffnen. Der Zugwind fängt sich in ihrem faltigen Rocke, der aus einem dicken, grau und blau melierten Stoffe besteht. Sie streicht ihn mit beiden Händen an den Hüften herunter und tritt etwas zurück, um jemand Platz zu machen, dessen Schritt sich aus dem Innern des Hauses nähert.

Unzufrieden schüttelt sie mit dem Kopfe, als sie einen alten Mann kommen sieht, der zum Ausgehen gerüstet scheint, und sagt vorwurfsvoll:

„Was soll das, Kressen Uwen? Du bist nicht mehr so jung, als du warst; der Weg zur Dauing ist weit und der Sturm mächtig."

Sie legt ihre Hand auf seinen Flausrock und sieht

ihn an. Vielleicht hat sie ihn schon länger nicht mehr so aufmerksam angeblickt, jedenfalls schärft ihr die Besorgnis jetzt den Blick, sein Antlitz, das sie doch so genau kennt, scheint ihr heute älter und furchenreicher als sonst, und sie wundert sich darüber, denn sie fühlt sich noch gar nicht alt. Es scheint ihr auch noch gar nicht so lange, seit sie im Rosenkranze an seiner Seite zur Kirche schritt und die Mittagssonne den roten Heideblüten den süßen Duft entlockte. Hoch am blauen Himmel wiegten sich die Möwen, und der Wind spielte mit den weißen Bändern ihres Brautkranzes. Wie stattlich ging Kressen neben ihr! — Jetzt zeigt sein Kopf nur noch einige wenige graue Haare, die unter der warmen Mütze hervorgucken, und der Bartkranz um das Kinn ist schneeweiß, die hohe, kräftige Gestalt hager und verfallen, die Augen matt und trübe.

„Bleib' daheim, Kressen! Inge sollte ja gehen und das Vieh holen.“ Ein heftiger Windstoß braust über das Haus und gibt ihren Worten noch mehr Nachdruck. „Nein, Kressen, laß Inge gehen,“ fährt sie überredend fort. „Inge ist jung und kräftig, ihr wird der Sturm nichts anhaben“.

Kressen Uwen wirft einen prüfenden Blick hinaus. Nein! Das Wetter ist nicht verlockend, er ist alt, und wenn er nicht müßte, ginge er gewiß nicht hinaus; aber es muß sein, will er seine Schafe nicht umkommen lassen. Die Flut ist schon um die äußerste Inselspitze gebraust, und man kann nicht wissen, wie hoch der Sturm während der Nacht die salzigen Wogen heraufteiben wird. Er drückt seine Mütze fester auf den Kopf und tritt hinaus.

„Ich habe Inge zu Frau Brüyn geschickt. Die alte Frau kann bei dem Wetter nicht allein bleiben, du weißt, Kaicken, wie sie ist, seit Bleik wieder fort. Bleik war alles, was sie hatte.“

Es muß etwas in Kressens Worten liegen, was beide für einen Augenblick verstummen läßt. Kaicken spielt mit den Bändern ihrer Schürze, und Kressen blickt zur Seite, doch Kaicken schüttelt den Eindruck ab. Ist Kressen nicht auch alles, was sie hat?

„Kressen! Warum ist Thorwald nicht daheim?“ ruft sie leidenschaftlich aus, und in ihrem regelmäßigen, noch immer schönen Antlitze zittert ein verhaltener Schmerz.

Er zuckt mit den Achseln, antwortet aber nicht. Viele Worte sind nicht seine Sache.

„Sie hat ihn fortgetrieben,“ fährt sie erregt fort, das weiße Kopftuch etwas lockernd. „Hätte er eine Hiesige genommen, so wäre er dageblieben, alles wäre recht gewesen. Erckel Janssen hätte ihn genommen.“

„Still, Kaicken!“ sagt er streng, und seine hellblauen Augen sehen sie so unzufrieden an, daß sie fortblickt. „Versündige dich nicht! Uns' Snör — Wäre sie es nie geworden! Was trieb ihn dazu, eine Fremde herzubringen, die andere Sitten hat, unsere Sprache kaum kennt und nicht einmal weiß, was ein Ko-altin [1]) ist? Was konnte er an dem Kinde, der Fremden finden?“

Ueber Kressen Uwens Gesicht zog ein flüchtiges Lächeln. Vielleicht verstand er seinen einzigen Sohn besser, war er doch auch in der Fremde gewesen, in Ländern, wo man den Ko-altin nicht kannte, anders aß, sich anders kleidete und andere Sitten hatte. Wenn ihn auch das wunderbare, gewaltige Heimatsgefühl wieder auf die einsame Insel getrieben, und er anscheinend alles vergessen, was wohl auch sein Herz einst schneller schlagen gemacht, der Anblick der „Fremden“ hatte die alten Erinnerungen wieder geweckt und machte ihn nachsichtiger.

Die Frau sah und würdigte das Lächeln. Mit bitterem Ausdruck sagte sie:

„Ja! Ihr Männer vergeßt der Heimat leicht in der Fremde. Hieltet ihr mehr auf Althergebrachtes, es stände besser um manches. Die Snör hat dir auch noch nicht viel Freude gemacht.“

„Doch!“ entgegnete er ruhig. „Sie ist die Mutter von Niß. Kaicken“, setzte er mit Betonung hinzu, „wir haben Thorwald versprochen, für sie und das Kind zu sorgen.“

Sich kurz abwendend, trat er in den das Haus umgebenden kleinen Garten, der durch den gewöhnlichen, mit Brettern erhöhten Erdwall gegen den Wind geschützt war. Die Frau sah ihm nach, solange er noch im Garten war, aber wenn er auch ihrem Blick entschwunden, so wußte sie doch, daß er jetzt gegen den Wind ankämpfte, daß er oft stehen bleiben mußte, um Atem zu schöpfen, und daß ihm eine schwere Anstrengung war, was ein jüngerer Mann rasch und leicht ausgeführt hätte. Es ist bitter für das Alter, Abhängigkeit zu fühlen von jüngeren Kräften und damit von Barmherzigkeit, die nicht immer mit Liebe gepaart ist. Unabhängigkeit und dadurch Freiheit sind teuere Besitztümer des Menschen, ihr Verlust schwer und demütigend.

Frau Kaicken Uwen hatte einen stolzen Sinn, und ihr Herz empfand nicht weich und milde gegen die junge Frau ihres Sohnes, in der sie die Ursache seiner Abwesenheit sah, während sie die wenigen Schritte von der Hofthür in das große, die ganze Tiefe des Hauses einnehmende Wohnzimmer zurücklegte. Ein Blick durch die Fenster, welche nach der einen Seite den Hof, nach der anderen den Garten beherrschten, genügte, um ihr zu zeigen, daß dort alles in Ordnung; Frau Kaickens Auge war trotz ihrer Jahre noch scharf, und für sich hätte sie noch keiner Stütze bedurft, um so bitterer entbehrte sie dieselbe für Kressen.

Das Zimmer war niedrig; von der braunen Holzdecke hing ein zierlich geschnitztes Schiffchen herab, gerade unterhalb der zwei großen, gemalten Engel, welche ein Band hielten, auf dem mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Fürchte Gott! Thue recht! Scheue niemand!“ Die Wände waren mit hellen Kacheln bekleidet, welche ein künstlich verschlungenes Blumenmuster schmückte. Neben dem breiten, niedrigen Eisenofen stand ein Korb mit einem schlafenden Kinde, doch der Stuhl zur Seite war leer, und auf dem Tische aus verschiedenfarbigen Holzarten lag eine angefangene Strickerei, so hastig hingeworfen, daß die Nadeln kaum noch halb darin hingen. Ein umgeworfenes Spinnrad aufrichtend, murmelte Frau Kaicken einige ärgerliche Worte vor sich hin und seufzte schwer auf. Sie brachte die Strickerei wieder in Ordnung und legte sie

[1]) Ko-altin = Gefäß für die Zubereitung des Grünkohls.

dann sorgfältig in einen hohen Korb, dessen buntes Geflecht ihn als überseeisches, vermutlich japanisches Kunstwerk kennzeichnete. Unmutig den Kopf schüttelnd, zog sie dann den Korb mit dem schlafenden Kinde aus der Nähe des warmen Ofens. Ein unbeschreiblich milder, freundlicher Ausdruck erschien vorübergehend auf ihrem Gesichte, es sehr anziehend machend, und liebevoll lächelte sie das schlafende Kind an.

„Wo steckt sie nur wieder?“ fragte sie plötzlich laut, und das Zimmer verlassend, schritt sie durch einen schmalen Gang, welcher die Scheune mit den vorderen Stuben verband, in das erste der geräumigen Zimmer. Aus Gewohnheit warf sie einen raschen, musternden Blick umher, und ihr Mund zog sich strenge zusammen, denn die schmalen Schubfächer, welche wie in einer Kajüte die eine Wand des Zimmers einnahmen, standen halb offen und waren augenscheinlich von einer uneingeweihten Hand durchwühlt. Die eiserne Zange, mit der die knorrigen Heidekrautzweige in den Ofen geworfen werden, war benutzt, um das oberste Fach herauszuziehen und hatte, abgleitend, die nächste der mit blauen Landschaften bedeckten Wandkacheln zerbrochen. Die Hände, die sie geführt, waren wohl klein und ungeschickt gewesen.

Eine dunkle Röte lief über Frau Kaickens Stirn. Mit raschem Schritt eilte sie zu den beiden schmalen Thüren, welche rechts und links von der Eingangsthür angebracht waren, und riß eine davon auf. Nur einen Blick in diese Schlafkoje, und sie ließ die Thür mit einem zornigen Ausruf wieder zufallen. Der Anblick war für eine streng ordentliche Hausfrau nicht erfreulich. Um die Nachmittagszeit noch alle Zeichen der vergangenen Nacht finden, ist genug, um jede weichere Regung sofort zu verbannen.

Kaicken las zu anderen Zeiten gern ein oder den anderen der Bibelsprüche, welche unterhalb des Deckensimses mit großen, deutlichen Buchstaben angeschrieben standen, und oft schon hatte ihr heftiges Temperament eine heilsame Warnung dadurch erhalten. — Heute hatte sie keine Zeit dazu. Das Aufheulen des Windes rief ihr Kressen in das Gedächtnis zurück. Kressen, den alten Mann, der von Rechts wegen bei solchem Wetter in das Haus und nicht in das Freie gehörte! Wenn Thorwald hier wäre —! Wenn Thorwald geheiratet, wie er gesollt, wie es hergebracht und bestimmt war, die Nachbarstochter! — Ja, wenn Inez nicht seine Frau —!

Mit beflügeltem Schritt durcheilte sie das nächste Zimmer.

O, warum nur war gerade Inez seine Frau? Inez, die so gar nicht hierher paßte, die sich nicht in die Gewohnheiten der Insel finden wollte, der Einrichtungen spottete, der Sitten lachte, den Sohn dadurch den Eltern entfremdend! Klarer als je empfand Kaicken das jetzt, als sie wie versteinert auf der Schwelle der nächsten Stube stehen blieb.

„Inez!“ brach es zornig, ja drohend von den Lippen.

Ja, da stand Inez, ihre „Snör“. Gerade unter dem kleinen, metallenen Kronleuchter, der wohl, seitdem er hier hing, und das war seit dem Jahre des Herrn 1645, ein solches Bild noch nicht beschienen hatte. In jedem seiner vielfach gewundenen, verschnörkelten Armen steckte ein brennendes Licht, die braun gebeizten Fensterläden waren geschlossen, um der Tageshelle zu wehren, vielleicht auch um das zunehmende Brausen des Sturmes hinauszusperren. Von den hellen Wandkacheln, wie von dem großen messingenen Teleskop, welches über der Thür hing, spiegelte sich das Licht flimmernd und lustig zurück. Der große viereckige Tisch mit den gewundenen Beinen war zur Seite geschoben, um der kleinen Figur, die unter dem Kronleuchter stand, hinreichenden Platz zu geben, sich im Kreise zu drehen, wobei sie den kurzen, faltigen Rock mit beiden Händen zierlich und graziös ausbreitete. Es war ein seltsames Kostüm, welches die junge Frau trug, und es gehörte ihr ganzer, in der That berückender Liebreiz dazu, den Eindruck dennoch so anmutig zu machen. Ihre vollen, schwarzen Haare waren zurück gekämmt und ließen die edle, schöne Stirn frei, nur einige eigensinnige, krause Löckchen hatten sich losgemacht und spielten um das längliche, etwas blasse Gesichtchen. Dunkle Augenbrauen wölbten sich über mächtigen, schwarzen Augen, in denen sonst ein verhaltenes Feuer glimmte, jetzt aber nur die heiterste, kindliche Lebenslust lachte. Eine feine gebogene Nase, schwellende rosige Lippen und ein reizendes, rundes Kinn vervollständigten das bezaubernde Bild. Auf dem Kopfe saß ein brauner, turmartiger Aufbau, der bei jeder Bewegung der Tänzerin hin und her schwankte; den Nacken umgab ein weißes, faltiges Hemd, am Halse mit einem silbernen Schlößchen befestigt, auf dem in getriebener Arbeit zwei Möwen zu sehen waren; ein grellrotes Mieder umschloß die feine Taille und ein eben solcher Shawl legte sich um die Hüften, von welchen der weiße, wollene Rock bis auf die zierlichen, runden Waden fiel. Rote Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen bekleideten die kleinen Füßchen, welche leicht und gewandt den Tanz zu Ende führten. Das weiße Röckchen bauschte sich bei dem raschen Schwenken und streifte fast Frau Kaicken, welche, ihre Hand schwer auf die Schulter der Tanzenden legend, ihren Namen lauter und strenger wiederholte. Ihre Lippen zitterten, als sie hinzusetzte: „Wer erlaubte dir, meiner Großmutter Brautkleid anzulegen?“

„Ah! Ich fand es in den Wandfächern, die Ihr immer verschlossen haltet. Sie standen offen und ich habe mich damit amüsiert, es ist hier zu langweilig. Wie konnte sich nur ein Mensch einen so komischen Kopfputz ausdenken!“ Sie lachte hell auf und perlend, glockenrein tönte ihr kindliches Gelächter durch das Haus. „Seht nur, wie er wackelt!“

Bei den etwas gebrochenen Worten, die mit einem ganz fremdartigen Accent gesprochen wurden, preßte Frau Kaicken ihre Hände zusammen, um ruhig zu bleiben.

„Wozu die Lichter?“ fragte sie kurz, zugleich die nächsten ausblasend.

„O, es ist viel behaglicher so, und draußen weht es, und der Regen schlägt gegen die Fenster, das mag ich nicht hören,“ antwortete Inez gleichmütig.

Ohne ihrer weiter zu achten, ging Frau Kaicken an das Fenster, schlug die Läden zurück, deutete mit der Hand hinaus in das treibende Regenwetter und sagte bitter:

„Das Wetter, welches Thorwald Uwen mit seinem

Schiffe auf hoher See durchmacht, ist seiner Frau ein Vorwand, um leichtfertig herum zu tanzen und zu verspotten, was seinen Eltern lieb und wert."

„Schmäht Ihr schon wieder?" rief Inez heftig. „Ihr gönnt mir nicht das kleinste Vergnügen! Kann ich Thory helfen, wenn ich Asche auf mein Haupt streue und im Winkel sitze und weine? Warum ist er wieder fortgegangen? Glaubt Ihr etwa, daß ich gern allein hier geblieben bin? O, wie unglücklich bin ich ohne ihn! Thory, Thory! Warum bist du fortgegangen? Komm zurück zu deiner Inez!" Thränen füllten ihre Augen und schluchzend fuhr sie fort, immer rascher und rascher sprechend: „Ich habe niemand, der mich lieb hat, außer meinem Kleinen. Ihr macht Euch nichts aus mir, das weiß ich wohl, weil ich anders bin, als die blonden, dünnen Mädchen hier und keinen Ko=al mit altem Schaffleisch essen mag. Aber es ist mir ganz einerlei," sie stampfte mit dem kleinen Fuße auf, „ich will nicht so werden wie die Frauen hier, die nichts thun, als immer präkkeln und — und Thory mag es auch nicht, sonst hätte er ja die lange Erckel nehmen können." Triumphierend sah sie zu der viel größeren Frau auf.

„Glaubst du, daß sich Thorwald freuen würde, solche nichtachtende Worte zu hören über seine Mutter, die ihn geboren und gesäugt? Oder meinst du, daß seine Augen Lust daran finden würden, daß die Mutter seines Kindes sich solchen Zeitvertreib ausdenkt, während er vielleicht in Gefahr schwebt?" fragte Frau Kaicken streng und würdevoll.

„Ihr seid eine harte, böse, ungerechte Frau!" rief Inez zornsprühend. „Ihr seid eifersüchtig auf Eueren Sohn und gönnt mir seine Liebe nicht. Denkt Ihr, ich wisse nicht, weshalb Ihr immer mit mir zankt?"

Die Wahrheit thut oft weh. Frau Kaicken zuckte zusammen.

„Das ärmste Mädchen sollte mir teuer sein, wenn sie sich Thorwalds Liebe würdig zeigte."

„Und wann hätte ich das nicht gethan?" rief Inez mit blitzenden Augen, ungestüm an dem roten Shawl zerrend, der sich um ihre Hüften wand. „Seinetwegen habe ich mein sonniges, fröhliches Vaterland verlassen, bin hier geblieben bei Euch —"

„Nachdem du ihn erst wieder fortgetrieben! Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, hier zu bleiben und seinem alten Vater beizustehen? Aber nein! Er mußte ja mehr Geld holen, um deine Launen zu befriedigen, um dir das Leben zu bereiten, das du verlangst, weil du dich nicht in die Sitten fügen willst, die doch deinem Manne seit seinen Kinderjahren lieb und wert."

Der Shawl flog vor Frau Kaickens Füße auf die Erde.

„Ihr seid Thorys Mutter," stammelten die zornbebenden Lippen der jungen Frau, „sonst — sonst —"

Frau Kaicken hatte das Fenster aufgeschoben, der kalte Wind trieb den Regen in das Zimmer, und Inez schauerte zusammen.

„Ist das ein Wetter für einen alten siebzigjährigen Mann? Thorwalds Vater muß selbst nach seinen Schafen gehen, und das verdankt er dir!"

„Inge —" begann Inez rasch, doch Kaicken unterbrach sie.

„Kapitän Uwen denkt mehr an andere als an sich. Inge hilft Frau Brüyn."

„Dann werde ich Inges Stelle einnehmen," sagte Inez stolz, mit erhobenem Haupte der Thür zugehend.

„So wie du bist?" fragte Kaicken spöttisch. „Möchte doch endlich die Binde von Thorwalds Augen fallen und er einsehen, wie leichtfertig seine Frau mit allem umgeht, was ihm heilige Andenken sind, wie sie tanzt, während er mit den Wogen kämpft! Ja, sie vergißt sein Kind, um Mummerei zu treiben! Glaubst du, seine Liebe sei stark genug, ihn so blind gegen dich zu machen?"

„Schweigt! Ihr seid eine böse Frau!" rief Inez, mit dem kleinen Fuße aufstampfend. „Wäre ich nie hergekommen!"

„Wehe dem Tage, der dich, die Fremde, herbrachte!" entgegnete Frau Kaicken aufgebracht.

„Thory soll Euch kennen lernen, Ihr habt ihn nie lieb gehabt, sonst könntet Ihr nicht so schlecht mit mir sein!" Mit sprühenden Augen und zusammengezogenen Brauen stand Inez vor der alten Frau. Ihr Busen wogte, ihr Atem flog. Sie löste die fremdartigen Kleider, riß den turmartigen, braunen Kopfputz herunter, daß er weithin durch die Stube flog, wobei sie ihr Haar so wenig schonte, daß es in langen Strähnen über ihre Schultern fiel. Rock und Mieder wurden fortgeschleudert, hastig ihr Kleid übergezogen, und dann wollte sie an Frau Kaicken vorüberstürzen, welche ihr mit zornigem Staunen zugesehen.

„Wer soll hier aufräumen?" fragte sie scharf. „Glaubt das alberne Kind, die alte Frau sei ihre Magd? Es wird bald Abend werden, und noch liegt dein Bett, wie du es früh verlassen, noch ist —"

„Ich will niemals wieder hier schlafen! Ich will fort, ich will Euch nie wiedersehen!" Die Worte herausstoßend, sprang Inez geschmeidig an Kaicken vorüber.

Doch Kaicken dachte an Kressens letzte Worte und ging ihr nach. Sie kam eben zu rechter Zeit. Inez hatte das Kind aus dem Korbe genommen, und es mit einer Hand fest an sich drückend, versuchte sie mit der anderen die Thür zu öffnen, durch welche Kressen vorhin hinausgegangen. Wäre der Sturm geringer gewesen, Frau Kaicken wäre wohl zu spät gekommen, denn selbst mit dem Kinde auf dem Arme wären Inez Füße flinker über die Heide geflohen, als die alte Frau ihr hätte folgen können. Aber Ungeduld hindert stets ihre eigenen Zwecke. Der Wind drückte stark gegen die Thür, und Inez fand nicht gleich den Drücker.

Mit fester Hand schob Kaicken die Aufgeregte fort von der Thür.

„Willst du das Kind töten?" fragte sie zürnend.

„Ich will fort! Ich will nie wieder in dies Haus kommen!" Thränen des Zornes, der Kränkung standen in den flammenden Augen. Die schwarzen Haare hingen aufgelöst um das schöne Antlitz, welches vor heftiger Erregung gerötet war.

„Du gehörst in dies Haus, thörichtes Kind!"

„Nein! Ich bin eine Fremde und will eine Fremde bleiben! Weder ich noch mein Kind wollen hier bleiben! Laßt mich los! Ihr habt kein Recht, mich gegen meinen Willen hier festzuhalten. Ich bin frei und kann hin=

gehen, wo es mir beliebt. Aber Thory soll auf meinen Rat hören, wir wollen selbständig sein. Fort, laßt mich hinaus!"

„Bist du wahnsinnig?" fragte Kaicken ungeduldig. „Bei dem Wetter stirbt dir das Kind auf dem Arme. Jeder, der nicht blind und taub ist, weiß, was das Brüllen der See und das Rauschen in der Luft bedeutet."

„Die Heiligen werden uns schützen," antwortete Inez hastig, mit den bebenden Händen das Kind gegen ihre Brust pressend. „Ich bleibe nicht hier, und das Kind ist mein, es teilt mein Schicksal."

Kaicken legte mit raschem Griff einen hölzernen Riegel vor die Thür.

„Geh, wenn du willst! Fühle auch einmal, was Thorwald täglich, stündlich für dich durchmacht, aber Niß bleibt hier, er gehört zu uns. Er trägt unseren Namen, und das Dach, welches er einst sein nennen wird, soll ihn auch jetzt gegen Sturm und Wetter schirmen. Sei leichtsinnig! Sei gewissenlos! Aber nie soll es heißen, Kaicken Uwen habe ihre Pflichten nicht erkannt und ihres Sohnes Kind nicht zu hüten gewußt. Thorwald wußte, was er that, als er es mir auf die Seele band."

Ihr plötzlich und überraschend den Knaben fortnehmend, stand sie hoch und gebietend vor Inez, die laut aufschrie und ihn vergebens zu halten suchte. „Er ist ein Uwen, auf der Insel geboren und gehört für immer zu uns. Dich halte ich nicht, gehe! Das Kind bleibt da!"

Jede Selbstbeherrschung war für Inez dahin. Eine Flut von zornigen Worten und Vorwürfen in ihrer heimatlichen Sprache brach von ihren Lippen, indes sie wieder vergebens Frau Kaicken zu verhindern suchte, in das Zimmer zurückzukehren. Die Großmutter hielt das lustig krähende Kind gegen die Zimmerdecke empor und sagte:

„Unter diesem Spruche sind alle Uwens groß geworden. Niß ist ein Uwen, es ist recht, was ich thue, darum fürchte ich niemand. Geh, aber allein!"

Der Knabe griff mit den Händchen nach den gemalten Engeln und lachte laut auf, als ob er ihr beistimme. Inez sah sie mit einem Blicke an, als ob sie sich auf sie stürzen möchte, ihre kleinen Hände zitterten vor zorniger Erregung. Plötzlich zog sie, ohne etwas zu sagen, den schweren Holzriegel von der Thür zurück und ging hinaus. Sie wollte den Kapitän aufsuchen, ihm sagen, wie schändlich Frau Kaicken mit ihr verfahren, er sollte ihr Recht verschaffen.

Als sie aus dem Garten trat, hatten Wind und Regen gerade etwas nachgelassen, doch geübteren Ohren wäre das hohle Sausen in der Luft aufgefallen, während vom Meere das Donnern der brandenden Wogen herüber tönte. Ohne sich Zeit zum Ueberlegen zu gönnen, eilte Inez vorwärts und hatte bald das Gehöft hinter sich. Einen Augenblick noch gaben ihr die dicht über dem Boden schon in Aeste auseinandergehenden Bäume Schutz, dann fühlte sie den Wind heranbrausen. Sie warf einen flüchtigen Blick nach den Dünen, welche in einen Nebel gehüllt schienen, aber ein Nebel, der mehr als zur Hälfte aus winzigen, scharfen, vom Winde aufgewühlten Sandteilchen bestand. Das Wasser der Bucht schimmerte ganz nah, von allen Seiten ertönte das klägliche Blöcken des noch nicht heimgeholten Viehes und erinnerte Inez an Inge. Nein! Sie wollte lieber zu Inge und Frau Brüyn gehen, beide waren gut mit ihr. Inge hatte immer nur Teilnahme und Liebe für sie gehabt; ihr wollte sie ihr Leid klagen, ihre Hilfe gegen die böse Frau verlangen. Inez Uwen war ein Kind des Augenblicks — sie wendete um.

Anfangs war sie nach Süden zu gegangen, wo sich das Land senkt, und das Meer hereindringt, die grünen Wiesen und Felder vernichtend und mit seiner alles ertötenden, salzigen Flut bedeckend, emsig von dem rastlos thätigen Winde unterstützt, der den weißen Sand mit voller Hand ausstreut. Jetzt schlug sie die Richtung nach Norden ein. Der Boden hob sich bald beträchtlich. Die Gehöfte standen enger aneinander, in ihrer Mitte die Kirche. Zwischen den spitzen, schilfgedeckten Dächern guckten höhere Bäume hervor, aber alle in Dachhöhe wie mit scharfen Messern abgeschnitten. Ueberall wurden die paarweise angepflöckten Schafe hereingeholt, und die Männer blickten ängstlich zum Himmel empor, sich besorgte Worte zurufend. Die dunkeln Wolken hingen tief herab und jagten in unheimlicher Hast über die Insel. In der Ferne sah Inez mehrere Leute dem Strande zulaufen. Vor jedem der Häuser, an denen sie ihr Weg vorüberführte, lagen große Haufen Strandholz. Ein noch ganz erhaltenes Steuer fiel ihr in die Augen, ein leiser Schauer überlief sie. O, wie anders war es damals, als Thorwald, der stattliche, blonde Mann, dessen treue, blaue Augen ihr Herz im Sturme erobert, mit ihr am Hafen in ihrer schönen, südlichen Heimat stand und ihr, die nichts von alledem verstand, die Wichtigkeit des Steuers erklärte. „Dem Schiffe so nötig, wie dem Menschenherzen die Liebe!" Sie hatte ihn damals nicht ganz verstanden — verstand sie ihn jetzt?

Wenn er nur erst wieder zurück!

„Das Wetter, welches Thorwald Uwen auf hoher See durchmacht —"

O, die böse, böse Frau, die ihr nur Angst machen wollte! Aber wo war Thorwald, wenn nicht auf hoher See? . . .

Sie hatte die Gehöfte hinter sich gelassen und damit den gebahnten Weg. Sie kannte die Richtung zu Frau Brüyns Haus, Thorwald hatte sie einmal hingeführt, und die alte Frau war gut und herzlich mit ihr gewesen. Sie hatten damals eine Art Fußsteig eingeschlagen, nach dem sie jetzt vergebens suchte.

Je höher sich das Terrain hob, desto mächtiger brauste der Wind darüber hin. Der Heideboden, über welchen Inez ging, war glatt und schlüpfrig, und zwischen den hohen, knorrigen Wurzelstöcken fand sie kaum einen Halt für ihre Füße. Ihr langes Kleid hinderte sie bei jedem Schritte, auch war der feine Stoff für solches Wetter nicht geeignet. Der Regen, der herabströmte, hatte so leichtes Spiel damit, wie der Wind mit ihrem unbedeckten Haupte. Er faßte die schwarzen Haare mit zornigem Griff und wirbelte sie wild herum. Vergebens strich sie dieselben mit der Hand

zurück, immer wieder wehten sie ihr in die Augen, und als sie sich gegen den Wind wendete, schlug der mit Sand vermischte Regen mit solcher Gewalt in ihr Antlitz, daß es sie wie Rutenstreiche schmerzte. Hätte sie das Häuschen von Frau Brüyn nicht schon gesehen, sie hätte im Kampfe mit dem Sturme sicher die Richtung verfehlt.

Sie kauerte hinter einem der niedrigen Schutzwälle nieder, welche Felder und Wiesen vor dem Versanden schirmen sollen. Nun erst hörte sie deutlich das Toben des Sturmes, wie er pfeifend zwischen den Erikabüschen hinstrich und heulend vorüberjagte. Noch nie hatte sie es so gehört, und angstvoll blickte sie umher.

Auf hoher See! . . . Wie mochte es da jetzt sein?

Wie zur Antwort strich eine große Möwe dicht über ihren Kopf hin und stieß aus weit geöffnetem Schnabel ein Klagegeschrei aus. Inez erschrak und duckte sich noch tiefer zusammen, denn der ersten Möwe folgten mehrere und alle zogen mit demselben heisern Schrei nach den Dünen, hinter denen das aufgeregte, zornige Meer seine Wellen gegen die Insel schleuderte, wieder einmal versuchend, ihren Widerstand mit offener Gewalt zu besiegen.

Nein! Thorwald war bei solchem Sturme gewiß nicht auf offener See, es war nur Bosheit von Frau Uwen, und Frau Brüyn würde das auch sagen. Rasch stand Inez auf, aber nur um sofort wieder zu Boden zu sinken. Der Sturm hatte zugenommen und triumphierte brausend über ihre Ohnmacht. Aber Inez war nicht so schwach, wie es den Anschein hatte. War ihre Energie einmal geweckt, so ließ sie sich nicht leicht durch Hindernisse oder Widerstand zurückschrecken. Es steckte mehr in dem schönen, schwarzhaarigen Köpfchen, als Frau Kaicken ahnte und ihr selbst klar war, aber es bedurfte fester Hammerschläge, um die Flamme hervorzulocken, deren Vorhandensein sich bisher nur durch vereinzelte Funken kundgegeben, die weit öfter verwundet, als wohlgethan. Sie sah vorsichtig über den kleinen Wall hinaus.

Wie riesige, dem Vordringen des Meeres gesetzte Grenzsteine standen vereinzelte Dünen gegen Norden zu, davor die dunkle Kette der Hünengräber, von denen ihr Thorwald erzählt. Wie hatte sein Auge geleuchtet bei der Beschreibung der einstigen Größe und Herrlichkeit des Friesenreiches! Dort lag das mit großen Steinen besäte Feld, wo er mit ihr an jenem schönen Sommertage gesessen und sie seiner Erzählung gelauscht über die großen Helden Hengist und Horsa, welche von hier aus ihren Eroberungszug nach Westen angetreten. Auf jenem großen Hünengrabe dort hatten sie zum letztenmal zusammen gestanden. Sie sahen das weite Meer jenseits der Dünen, wie es sich klar grün, fast durchsichtig in unabsehbarer Ferne ausbreitete. Die Möwen strichen über die schimmernde Tiefe hin, setzten sich dann auf das dicht am Ufer liegende Wrack, und Inez hatte gefragt: „Wie alt werden die Möwen?"

Er wußte es nicht. Er wußte nicht, ob sie ein harmloses, kurzes, glückliches Dasein haben, oder ob sie, wie die ernsten Raben, voll mitleidigen Interesses auf die kurzlebigen Menschenkinder blicken, ihrer Freuden und Leiden spottend, ihrer Thorheiten und Anstrengungen lachend, die oft ein so rasches Ende finden, trotzdem sie auf die Ewigkeit berechnet scheinen. Er wußte auch nicht, ob ihr Leben nach Monaten zählte, oder ob dieselben leicht beschwingten Vögel, die jetzt über die schmale, lange Insel strichen, schon durch ihren heisern Schrei den Untergang der blühenden Städte und Dörfer verkündet, über welchen jetzt die grünen Wogen dahinrollten.

„Vielleicht suchen sie nach ihrer versunkenen Heimat! Es sind nur unvernünftige Tiere; wie müßte einem Menschen zu Mute sein, wenn er so ganz allein überbliebe, und alles, woran sein Herz gehangen, läge unten im Meere?"

Sie hatte ihn gebeten, nicht so schreckliche Dinge zu sprechen, sie möge das nicht hören. Er hatte ihr gezeigt, wie sich die Insel gegen Norden zu hob, wie das Meer im Süden immer weiter vordrang, und die Bucht im Sonnenschein glitzerte, trügerischer Glanz, wie aller irdische Schein. Jenseits der Insel leuchtete das Wattenmeer herüber, die Stelle, von wo Thorwald absegeln würde, um die Insel zu verlassen, die all sein Glück barg. Aber es sollte die letzte Trennung sein, dann würde er für immer bei ihr bleiben. Die „Rosina" sollte ihn bald wieder heimbringen.

Blitzartig durchzogen diese Erinnerungen die junge Frau. Sie hörte den Möwenschrei. „Wie müßte einem Menschen zu Mute sein, wenn alles, woran sein Herz gehangen, tief unten im Meere läge?"

Ob Thorwald wohl auf hoher See?

Eine beklemmende Angst stieg in ihrem Herzen auf. Frau Brüyn würde sie aber auslachen — rasch hin zu ihr! Kaum hundert Schritte waren es noch, doch dauerte es lange, bis sie das Häuschen erreichte.

Mehrere kleine Häuser lagen beisammen, durch einen gemeinsamen Erdwall geschützt. Das Dach hing tief über die kleinen, blinden Fensterscheiben herab. Die Hausthür war verschlossen, Inez mußte mehrere Male tüchtig mit dem eisernen Klopfer pochen, ehe jemand öffnete.

„Inge, bist du es? Laß mich schnell ein!" sagte Inez, noch ganz atemlos. Inge blickte vorsichtig aus der nur oben geöffneten Thür und ließ dann mit einem Rufe des Erstaunens Inez eintreten.

„Bei dem Wetter!" rief sie, nach dem westlichen Himmel deutend, an dem sich jetzt gelbe Streifen durch die schwarzen Wolken zogen, während hier und da rote Flecken die Nähe des Sonnenunterganges verkündeten.

„Was du kannst, kann ich auch," antwortete Inez kurz, sich rasch in den schmalen Flur drängend, es Inge überlassend, die Thür wieder zu schließen.

„Ist etwas geschehen?" fragte Inge ängstlich.

Inez verneinte ungeduldig. Sie mochte nicht an das erinnert werden, was geschehen war. Inge schüttelte erstaunt den blonden Kopf und blickte noch einmal hinaus. Das fahle Licht fiel auf ihr zartes Gesicht von solch blendender, zarter Weiße, daß ihre groben Gewänder wie eine Verkleidung erschienen. Sie hielt die Hände gefaltet vor die Brust, ein tiefer Seufzer wurde hörbar und dann versank sie, zum Himmel blickend, in ein Sinnen, aus dem sie erst ein Ruf aus dem kleinen Stübchen aufschreckte. Sie eilte hinein.

Auf dem Lehnstuhle, an dem vielscheibigen Fenster

saß Frau Brüyn. Das Fenster ging nicht nach den Dünen hinaus, man sah weit über die Insel hin, und das Heulen des Sturmes klang hier nicht so betäubend. Dennoch schrak die alte Frau bei jedem heftigeren Stoße zusammen und legte oft die Hand über die Augen. Inez stand vor ihr in ihrer durchnäßten Kleidung, jetzt, wo sie nicht mehr gegen den Wind anzukämpfen brauchte und die Anstrengung sie nicht mehr erwärmte, vor Kälte zusammenschauernd. Frau Brüyn bestand darauf, daß sie sich umziehen müsse, Inge habe Kleider hier.

„So wie Ihr da seid, paßt Ihr nicht in unser Klima," sagte die alte Frau. „Euer Rock ist nicht für unser Wetter gemacht."

Inez sah auf ihre nasse Kleidung — eine hastige Verneinung drängte sich auf ihre Lippen, allein sie fror...

Sie ging mit Inge in die nebenanliegende kleine Küche. Auf dem offenen, mit blauen Kacheln belegten Herde brannte ein kleines Feuer, um den Gerstenbrei, das tägliche Mahl ärmerer Leute, in den Grappen, zu wärmen. Neugierig guckte Inez in diese statt Töpfe dienenden Herdvertiefungen. Der Unterschied mit dem reichen Hause der Uwen fiel ihr plötzlich auf; vielleicht müßte sie auch so leben und wohnen, wenn sie sich von Thorwalds Eltern lossagte. Die Wände waren nur getüncht, kein Schmuck irgend einer Art milderte ihre Kahlheit; nur wo der Ofen die Wand berührte, waren vier weiße Kacheln eingelassen. Eine hölzerne Bank mit Lehne und der Lehnstuhl für die alte Frau bildeten nebst Tisch und Brettstuhl die ganze Einrichtung.

Inge öffnete die Thür der Schlafkoje, um etwas herauszunehmen, und das bleiche Antlitz von Inez färbte sich plötzlich dunkelroth. So reinlich, ordentlich und geputzt erschien alles, daß sie unüberlegt fragte, ob Frau Brüyn denn Besuch erwartet habe. Inge verneinte, aber sie vermied, Inez anzusehen, verstand sie doch den Grund der Frage. Bei solchem Wetter macht man auf der Insel keinen Besuch, und Leute, die zwischen getünchten Wänden wohnen, von Gersten- oder Buchweizenbrei leben, sind überall sicher vor allzuviel Höflichkeitsbesuchen.

Inez stand in Inges Kleidern neben Frau Brüyn und sprach, schon wieder fröhlich lachend, ihr Behagen an der warmen Inseltracht aus, sie war ja ganz anders, als sie sich gedacht.

„Darin hätte mich der Regen nicht so durchnäßt," sagte sie, den Rock befühlend. Frau Brüyn nickte befriedigt lächelnd. Er war von ihr gewebt, aus der Wolle ihrer Schafe. Manches Stück Zeug verdankte ihrer geschickten Hand sein Dasein, und der große Webstuhl in dem nächsten Raume hatte ihr viele Nachtstunden geraubt.

Inez konnte aber nicht bei solchem Wetter hier Zuflucht suchen, ohne eine Art Erklärung zu geben. Die hellen Augen der alten Frau ruhten so forschend auf ihr, daß sie verlegen mit ihren Händen spielte und einen verstohlenen Blick auf Inge richtete. Sie hatte alles ihr sagen wollen, fühlte aber jetzt, daß die Nichte und Mitbewohnerin des Uwenschen Hauses keine geeignete Vertraute für Anklagen gegen Frau Kaicken war. Frau Brüyn verstand sie. Auch auf der Insel wird über den lieben Nächsten gesprochen, sie wußte längst, daß Inez und Kaicken Uwen zwei feindliche Mächte waren. Inge wurde mit einem Auftrage in die Küche geschickt.

Für das aufgestaute Wasser bedarf es nur einer winzigen Oeffnung in dem hindernden Damm, um sogleich die ganze Flut hindurchbrausen zu sehen — es bedurfte nur einer Frage, nur des teilnehmenden Streichelns der welken Hand, und Inez ließ ihren Klagen freien Lauf.

„Weil ich eine Fremde bin!" schloß sie endlich, und in ihren dunkeln Augen blitzte ihr ganzer Zorn auf. „Ich brächte Unglück, weil ich nicht von hier!" rief sie. „Als ob das ein Unrecht sei!"

„Die Menschen sind Gottes Kinder unter jedem Himmel und in jedem Lande," gab die alte Frau zur Antwort. „Frau Uwen weiß wohl, daß Gott keinen Unterschied macht." Sie nahm ihre Arbeit auf. Wie sollte sie der jungen Frau sagen, daß die Schuld anderswo liege?

„Wie fleißig Ihr immer seid, Mutter Brüyn!" sagte Inez, auf die emsigen Hände blickend.

„Knappesin präkkeln wi[1])," antwortete jene, nachdenklich das schöne Antlitz beobachtend und noch unschlüssig in ihrem Herzen.

„Damit plagt mich die Mutter immer, ich kann das aber nicht lernen," schmollte Inez „Wer das nicht von klein auf gewöhnt, lernt es nie, und nötig ist es auch nicht."

„Ich konnte es auch nicht," sagte die alte Frau aufblickend. „Junge Frau," setzte sie mit raschem Entschlusse hinzu, „wenn es ein Unglück ist, daß eine Fremde auf die Insel kommt, so ist es nur, wenn sie sich selbst als Fremde fühlt und nicht weiß, oder —" sie legte die Hand auf Inez' Arm und sah sie freundlich und bittend an, „nicht lernen will, daß ihres Mannes Volk ihr Volk, sein Gott ihr Gott sein muß."

„Aber warum sagen sie, das Unglück verfolge die, welche eine Fremde auf die Insel brächten?" fragte Inez mehr neugierig als betroffen. Auf sie selbst konnte das keinen Bezug haben, war sie doch jung, konnte an kein Unglück denken. Selige, köstliche Jugendzeit, deren Weisheit die Thorheit des Vertrauens, deren Glück die Gewißheit seiner Dauer ist. Der Erfahrung der ersten getäuschten Hoffnung entspringt der Zweifel, und damit schwindet die Jugend.

Die alte Frau sah hinaus. Das Tageslicht schwand zusehends und das Heulen des Sturmes war sogar hier jetzt sehr laut. Die kleinen Fenster klirrten und der Sand schlug prickelnd dagegen.

„Gottes Hand legt jedes Kreuz auf, ob hier oder unter anderem Himmel," sagte sie leise. „Er fragt nicht, in welcher Sprache der Mund lobt und dankt, oder klagt und weint. Möge Gott Euch bewahren, junge Frau, vor allem, was ich erlebt! O, die armen, armen Leute, die heute auf See sind!" Sie faltete die Hände und Thränen liefen über ihre Wangen.

„Warum weint Ihr, Mutter Brüyn? Wißt Ihr von jemand, der auf See ist?" fragte Inez beklommen, vor ihr niederknieend und ihre Hände fassend. Die alte Frau schüttelte mit dem Kopfe.

---

[1]) Knappesin = eine gestrickte, wollene Unterjacke für die Männer Präkkeln = stricken.

„Junge Frau, ich bin auch eine Fremde —"

„Ihr eine Fremde?" rief Inez überrascht, sie unterbrechend. Frau Brüyn, die mütterliche Freundin Inges, eine Fremde! Sie, die besser präkkelte als sonst jemand, die alle Eigentümlichkeiten und besonderen Sitten, ja Ansichten der Inselbewohner kannte und vertrat, die mit dem Ko=alhacker so gut umzugehen wußte und alle Geheimnisse der Wollebereitung von der Schafschur bis zum Weben so genau verstand! „Ihr, eine Fremde?" wiederholte Inez erstaunt, sich zugleich doppelt zu ihr hingezogen fühlend, als ob sie zusammen gehörten gegen die anderen Inselbewohner. „Wie ist es möglich, daß Ihr eine Fremde? Ihr, die Ihr alles so gut könnt und versteht! Das hätte ich nie geglaubt!"

Der leiseste Anflug befriedigten Stolzes zeigte sich auf dem faltigen Antlitze Frau Brüyns.

„Was hätte ich nicht gethan und gelernt, um Dirk Brüyn vergessen zu machen, daß mir alles unbekannt, was bisher sein Leben ausgefüllt, daß ich nie gehört von allen, die ihm lieb und teuer!"

„Das kam ihm zu, das hätte er thun müssen!" rief Inez, rasch aufstehend, mit blitzenden Augen. „Ihr hattet auch früher gelebt und hattet ebensoviel, was Euch lieb und wert."

„Aber nichts, was mir über Dirk Brüyn ging, sonst wäre ich ihm nicht auf die entlegene Insel gefolgt. Mein Leben fing erst mit dem Tage an, da ich ihn zuerst sah. Was Dirk liebte, mußte ich auch kennen und lieben, es durfte sich nichts zwischen uns drängen." Das alte, faltige Gesicht verklärte sich bei der Erinnerung. „Dadurch erst ward ich ein Teil von ihm, deshalb sah er niemals in mir die Fremde. Könnten Mann und Weib eins sein ohne das?"

„Das kann der Mann ebenso thun," sagte Inez trotzig und stolz. „Was hat er voraus? Warum gabet Ihr nach?"

„Ich weiß es nicht anders," antwortete die alte Frau einfach. „Ich wäre sonst nicht glücklich gewesen und Dirk auch nicht."

„Und doch sagt Ihr, Euch habe viel Unglück heimgesucht, es hat Euch also doch nichts geholfen!" rief Inez heftig.

Die alte Frau richtete sich auf, und ihre Augen blickten Inez strenge an. „Ihr redet sündhaft! Glaubt Ihr, Gott mache einen Unterschied? Seine Sonne scheint ebenso hell und warm auf andere Fluren, wie auf unsere Insel. Das Unglück wäre über uns gekommen, wäre ich auch hier geboren. Wir wurden arm, das Schiff ging unter — o, das that mir nichts! Aber sie brachten mir Dirk nicht wieder!" Sie wiegte sich stöhnend hin und her.

„Ertrank er?" fragte Inez leise.

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„Er starb am gelben Fieber," flüsterte Inge, die unbemerkt wieder eingetreten war. Inez streichelte schüchtern die Hand der alten Frau.

„Und da bliebt Ihr so ganz allein zurück?"

„Ja, allein, ganz allein! Horch, der Wind! Wie die Möwen schreien! Es gibt ein Unglück. So schrien sie auch in der Nacht — Inge! Inge!" rief sie plötzlich ängstlich und aufgeregt.

„Hier, Mutter!" Inge schob Inez sanft beiseite, ihr einen Blick zuwerfend, den diese nicht verstand.

„Inge! Wenn Bleik jetzt auf See wäre! Denkst du noch an Bleik, Inge?"

„Ich denke immer an Bleik," antwortete Inge, sich über Frau Brüyn beugend, so daß Inez sie kaum verstand.

„Wo ist Bleik?" rief jene, Inge zurückdrängend und umhersehend.

„Wo er auch ist, immer in Gottes Hand!" sagte Inge ruhig.

„O, Inge! Werden wir ihn noch einmal sehen?" In dem Tone zitterte eine Sehnsucht, welche Inez' Herz erbeben machte.

„Mutter! Wir sehen Bleik wieder, wenn nicht hier, dann vor Gottes Thron. Es dauert nicht mehr lange. Denkt nur, wie kurz uns jetzt alle die Jahre scheinen, seit er fortging, und — — es ist doch schon so lange —!"

Ihre Stimme brach fast bei den letzten Worten, doch faßte sie sich wieder.

„Er meinte es gut, daß er fortging," sagte die alte Frau, Inge ängstlich ansehend und ihre Hand festhaltend. „Du weißt, Inge, er meinte es für das beste."

„Ich weiß es!" Inges Augen waren voll Thränen.

„Und es wäre ja sonst doch nicht anders geworden." Die Alte zog Inge näher und sah ihr prüfend in das zarte, fast verblühte Antlitz.

„Nein, Mutter! Quält Euch nicht immer wieder. Ist nicht noch alles zum Besten ausgeschlagen? Wie Gott es schickt, ist es recht."

„Er hat noch nichts, sonst käme er zurück," flüsterte Frau Brüyn, in sich zusammensinkend. „Er weiß nicht, daß er selbst mein größter Reichtum war, daß ihn mir kein Gold der Welt ersetzen könnte."

Inge nickte stumm. Kein Gold der Welt konnte ihr Bleik ersetzen.

„Inge! Ob Bleik wieder kommen wird?"

„Nein, Mutter! Bleik kommt wohl nicht mehr wieder, aber denkt nur, wie wenig Tage wir vielleicht noch zu leben haben, dann gehen wir zu ihm." Vergebens suchte sie den tiefen Schmerz, der sich in ihrem Antlitze zeigte, zurückzudrängen, zu bekämpfen, er machte sich in heißen Thränen Luft, die über ihre Wangen rannen.

„Ja, ich bin alt, ich werde bald heimgehen," sagte die alte Frau, mit dem natürlichen Egoismus des Alters.

Gespannt hatte Inez zugehört, nicht verstehend, daß Inge gewünscht, sie möchte sie allein lassen mit der Mutter Bleiks.

„Wer ist Bleik?" fragte sie jetzt, zwar leise, aber doch mit der rücksichtslosen Neugier einer sich dazu berechtigt Glaubenden. Doch die alte Frau hatte sie gehört und richtete sich rasch auf.

„Wißt Ihr nichts von Bleik? Mein und Dirks Sohn! O, und welch ein Sohn! Er war zu arm, um Inge —"

„Mutter, ich muß fort und die junge Frau Uwen thäte gut, mit mir zu gehen," unterbrach sie Inge.

Doch Inez' Neugier war zu lebhaft durch das, was sie gehört, erregt, sie wollte mehr wissen. Inge war

also nicht das unbedeutende Mädchen, aus Barmherzigkeit von den reichen Verwandten aufgenommen, auch in ihrem Leben spielte Lieben und Werben eine Rolle, und wie jedem der andere Mensch erst durch das interessant wird, was man auch selbst erlebt hat, einem erst das Verständnis dadurch auch für des anderen, bis dahin geheimnisvolles Dasein aufgeht, so erschien Inge der jungen Frau plötzlich in einem ganz anderen Lichte. Sie ließ Inge gehen und blieb da.

Wo das Herz voller Erinnerungen, das Leben fast nur aus Vergangenheit besteht, reden die Lippen leicht. Von der Zukunft träumt man und redet von der Vergangenheit.

„Wenn Bleik mit Geld und Gut heimgekehrt, dann wären sie glücklich geworden. Er war zu arm. Klaas —"

„Wer ist Klaas?" fragte Inez rasch.

„Klaas?" wiederholte die alte Frau, ihre Hände reibend und Inez unsicher ansehend. „Klaas wollte Inge heiraten, er war reich und Uwens hätten es gern gesehen. Ich habe ihr oft zugeredet —"

„Bleik zu verlassen, ihn aufzugeben?" rief Inez entrüstet.

„Inge wird alt werden und allein stehen, sie wird keine Kinder um sich sehen," seufzte die alte Frau. „Und Kressen Uwen wäre zufrieden damit."

„Aber sie hatte doch Bleik lieb?"

„Ja, ja! Sie schläft auch vielleicht ruhiger allein, als an der Seite eines Mannes, den sie nicht lieb hat. Aber es hat mich meinen Sohn gekostet. Bleik, Dirk Brüyns Sohn, der einst auch für eine Tochter von Kressen Uwen genug gehabt hätte, konnte und durfte nicht um Inge werben, so arm, wie er dann war. Jetzt freilich, wäre er da —! Inge wird alt —!"

„Ihr wolltet es nicht?" rief Inez, sie zweifelnd ansehend. Und haben sie Euch das nicht nachgetragen? Inge kommt doch zu Euch?"

Frau Brüyn richtete sich auf.

„Junge Frau!" sagte sie strenge. „Meint Ihr, daß es von ungefähr ist, daß das vierte Gebot vor dem sechsten steht? Das Haus, dem der Segen der Eltern fehlt, wird nicht lange stehen bleiben, und die Ehe, welche die Eltern nicht gern sehen, kann nicht gedeihen."

Ueber das zarte Antlitz von Inez flog eine dunkle Röte. „Wehe der Fremden!" Sagte das jemand? Nein, nur in ihr ertönten die Worte. In ihre zornige Empörung gegen Frau Kaicken mischte sich ein anderes Gefühl, welches sie aber nicht aufkommen lassen wollte, und zum erstenmal regte sich die leise Frage, wie der jauchzende Knabe auf Frau Kaickens Arm sich einst zu ihr stellen würde.

Ein plötzlicher heftiger Windstoß ließ die Fenster erklirren und jagte Wolken von Sand vorüber.

„Ich muß fort," sagte Inez, an das Fenster tretend. Wohin? Sie wollte ja nicht wieder zurück in das Haus der Uwens. „Ich möchte immer bei Euch bleiben," sagte sie, mit plötzlichem Impulse. „Könnt Ihr mich nicht behalten?"

Die alte Frau sah sie kopfschüttelnd an, doch ehe sie etwas antworten konnte, wurde die Hinterthür, durch welche Inge das Haus verlassen, aufgerissen. Der Wind stürmte wild heulend durch das Haus und zugleich rief eine laute Stimme: „Fru Brüyn! Et strönnigt en Skep!" [1]) Man hörte trotz des tobenden Sturmes mehrere Leute vorüber laufen, einander zurufen und Fragen über das Schiff wechseln.

Die alte Frau war aufgefahren.

„En Skep, en Skep!" wiederholte sie. „Och Bleik, min Sähn! Min enzigst Kind!" Wild die Hände ringend, fing sie an zu schluchzen und laut zu beten. Der jungen Frau ward es bange und unheimlich zu Mute. Wer nie selbst Schweres erlebt, kann nicht mit den Traurigen traurig sein oder sie trösten. Sie ging leise hinaus.

Laut schreiend strich eine Schar Möwen von den Dünen herüber. Das Haus umkreisend, berührten sie fast den Kopf der jungen Frau, die eben das kleine Gatterthor zu öffnen versuchte, welches in das Freie führte. Sie mußte alle Kraft aufbieten, um gegen den Wind anzukämpfen, doch das Tuch, welches Inge ihr gegeben und nach Inselart um den Kopf geschlungen, schützte ihr Antlitz, und in dem festen, kurzen Rock schritt ihr Fuß frei und ungehindert aus.

Die dunkle Linie der Dünen hob sich nur noch schwach gegen den Himmel ab, und mit jedem Schritte, den sie vorwärts machte, wurde es finsterer. Die Wolken schienen sich tiefer und tiefer zu senken, und der Wind pfiff und ächzte wieder zwischen den Heidekrautbüschen oder heulte um die kleinen Erdwälle, oft übertönt von dem Brüllen der Brandung. Dann kreischten die großen, grauen Sturmvögel dicht über Inez' Haupte, und der Sturm sauste über die öde Fläche dahin, als ob er jauchze und triumphiere über die Zerstörung, zu der er geholfen.

Inez hatte den Weg kaum bei Tageslicht gefunden, jetzt in der Dunkelheit war es unmöglich. Sie versuchte im Schutze eines Erdwalles fortzugehen, doch sie verlor die dunkle Linie der Dünenkette ganz aus den Augen, oder waren es die Hünengräber auf der anderen Seite der Insel? Sie fiel in einen der kleinen Gräben, welche die Heide durchziehen, sie geriet auf eine sumpfige Wiesenstelle und war endlich froh, als sie zwischen den knorrigen Wurzelstöcken der Erika ein Wagengeleise entdeckte, in dem sie langsam weiter kam. Aber, wohin? Endlich sah sie erleuchtete Fenster. Schatten huschten davor hin und her, Gestalten, welche eilig vorwärts strebten.

Wie einsam war es! Niemand, der ihr half, der für sie sorgte!

Und wenn ihr Kind nun nach ihr verlangte? Bisher hatte sie jedes kalte Lüftchen gescheut, oft zum Verdruß Frau Kaickens — war jene nicht schuld daran, daß sie jetzt hier herumirrte? Ja, ihr eigener Wunsch hätte sie nicht hinausgetrieben! Aber hatte sie nicht ihr Kind, Thorwalds Sohn, mit in dies Wetter hinausnehmen wollen? Durchkältet, zerzaust, vom Sturme gezerrt und gepeitscht! — — Wie stände es jetzt wohl um das Kind? . . . Entschlossen drängte sie diesen Gedanken zurück und kämpfte weiter gegen den Wind.

Es war etwas in ihr, was durch den Kampf mit den Elementen geweckt wurde und ihn beinahe zu einem Genuß für sie machte. Der Mut zu anderen Kämpfen wuchs dadurch. Mit trotziger Freude dachte sie einen Augenblick daran, Frau Kaicken wieder gegenüberzu-

[1]) Es strandet ein Schiff.

stehen und ihr zu zeigen, daß sie kein schwaches, launisches Kind, sondern eine willensstarke Frau.

Sie hatte nun das erleuchtete Haus erreicht und schwankte einen Moment, ob sie hinein gehen und Obdach erbitten solle, da öffnete sich die Thür und ein Mann trat heraus. Sich umwendend, rief er noch einmal in das Haus hinein, mit dem Tone des Entsetzens und Schreckens:

„Ek kumm glik wedder. Et is de ‚Rosina‘, sei is verlaren und de lütte Fru Inessen is nu all 'ne Wittfru!“

Wie der Sturm heulte und die Sturmvögel kreischten! Donnernd schlugen die mächtigen, grünen Wogen ihre weißen Häupter gegen die Dünen, in ohnmächtiger Wut daran zerschellend. Ohnmächtig, denn noch immer trotzen die schwachen, vom Winde nur so lose zusammengehäuften Sandhügel ihrem Ungestüm, aber nicht ohnmächtig gegen das in allen Fugen ächzende und krachende Schiff, welches immer näher und näher an das Land herangetrieben wird. Auf den sich neigenden und hebenden Mastspitzen sitzen die Möwen und tauchen die schwarzen Flügelspitzen in den weißen, glänzenden Gischt der Wogen, wiegen sich über dem dem Untergange geweihten Fahrzeuge, und schießen dann wieder pfeilschnell über die Dünen hinweg, wo ihr schriller Ruf der Insel verkündet, daß deren Söhne nahe sind, und daß ihr Boden ihnen bald die Ruhe gewähren soll, welche ihnen das Meer verweigert. Rasch trägt der gewaltige Flügelschlag die krummschnäbeligen Tiere über all' die niedrigen, schilfgedeckten Häuser. Eben erst waren sie über dem stattlichen Hause von Kressen Uwen und hörten Kaickens Schrei der Verzweiflung, als Kressen ihr bleich, mit entsetztem Antlitze den Namen des scheiternden Schiffes nannte.

„Kressen! Er muß gerettet werden! Wir müssen hin.“

Vergebens, daß Kressen sie zurück zu halten versuchte, ihr auseinandersetzte, daß sie sich nicht gegen den Sturm halten könne, daß sie nichts helfen würden, daß sie —

„Ich muß hin! Kann ich ruhig hier bleiben, wenn ich weiß, daß das Kind meines Herzens, der Sohn, den ich geboren und genährt, wenige Schritte von hier zu Grunde geht? Ich habe Kräfte, ich trotze dem Sturme, der ihn vernichten will. Man muß ihn retten! Kressen, wir sind reich, wir wollen alles hingeben —!“

„Wind und Wellen fragen nicht nach arm oder reich,“ entgegnete Kressen, die gerungenen Hände vor sein Antlitz schlagend.

Kaicken lief hinaus, und der alte Mann folgte ihr, wohin auch sein Herz ihn zog. Wie die Möwen schrien und blitzschnell hin und her jagten! Atemlos, mit zitternden Knien kämpften sich die alten Leute nach dem Strande hin.

Hinter einem Erdwalle lag Inez. Hatte sie die Besinnung verloren? Vielleicht! Aber die schrecklichen Worte tönten noch in ihren Ohren nach, als sie sich endlich wieder aufrichtete.

Brausend stürmte der Wind über die Dünen, das lange Dünengras peitschend und den weißen Sand weit über die Insel treibend. Quer über die Wiesen, ihm entgegen hasteten die beiden gebeugten Gestalten. Dort am Fuße der Dünen war der Platz, wo man die angeschwemmten Leichen, die vom Meere Gemordeten und von ihm wieder Ausgestoßenen, zur letzten Ruhe bettete. Die beiden alten Leute blieben stehen. Ein Schauer durchfuhr den alten Mann. Er biß die Zähne zusammen und seine Hände ballten sich fester um den stützenden Stock, Kaicken aber lehnte ihren Kopf an seine Schulter und rief mit kläglichem Schrei: „O, Kressen! Er war unser ein und alles! Unser einziger!“

Der Wind trug die Worte sausend weiter über das öde, einsame Land, der einzelnen Gestalt entgegen, die langsam und unsicher auf dem nassen Wiesenboden, der hier die Heide verdrängte, weiter schwankte. Ausgleitend, stehen bleibend, dann wieder gegen den Sturm ankämpfend, der, von der Seite kommend, ihr das Gehen fast unmöglich machte, kam sie nur langsam vorwärts, die Richtung immer mehr verlierend. Die Hände hingen lose ineinander gefaltet vor ihr herab, und von Zeit zu Zeit hob sie dieselben empor, in bitterster, unsäglichster innerer Angst stöhnend. O, was waren alle die kleinen Nöte und Sorgen, die sie je empfunden, gegen den entsetzlichen, qualvollen Druck, gegen die niederdrückende Last, die sich jetzt auf ihre Brust gelegt! Einmal blieb sie stehen. Es schien ihr, als ob sich der Wind gelegt, aber sie stand im Schutze der Dünen, mit wenigen Schritten hätte sie dieselben erreichen und von der Höhe das mit den Wogen kämpfende Schiff sehen können. Doch sie achtete so wenig auf die Umgebung, daß sie weiter wankte und das kurze Schweigen des Windes nur als eine Erleichterung empfand. Sie konnte nun zu denken versuchen, sich klar machen, was sie denn eigentlich gehört . . .

Die Rosina scheiterte! Scheiterte hier an der Insel, wo sie auf Thorwalds Rückkehr wartete, wo mit seinem Kommen ein neues Leben für sie beginnen sollte. Nein, das konnte nicht sein! Es war ein Irrtum, sie bildete sich das alles nur ein, was sollte sonst aus ihr werden!... Da drang, wie aus weiter Ferne, ein vielfaches Geschrei an ihr Ohr, das Brausen des Sturmes und der Wogen übertönend. Mit einem Schreckensrufe stürzte sie blindlings vorwärts, wieder in den Wind. Ihr Fuß sank tief in weichen Sand, sie konnte kaum weiter und bog ohne Besinnen seitwärts ab, um nur wieder auf festen Boden zu kommen. Aber nicht lange, so fühlte sie Wasser an ihren Füßen. Sie mußte zurück, kam wieder in den tiefen Sand und nach der anderen Seite nochmals in das Wasser — wie lange sie so hin und her geirrt, von namenloser Furcht, von unaussprechlichem Entsetzen getrieben, wußte sie nicht. Die tiefe Nacht lichtete sich jetzt etwas, die schwarzen Wolken teilten sich hier und da, ein schwacher Schimmer zeigte, daß der Mond dahinter stand.

Inez war erschöpft. Sie sank in den weichen Sand, und das Gesicht mit den Händen bedeckend, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Sie wußte nicht mehr, wo sie war . . . Ringsumher erhoben sich die weißen Sandhügel, die sie jetzt zwar vor der Gewalt des Sturmes schützten, aber leise und unaufhaltsam den rieselnden Sand zu ihr hinabsendeten. Kriechweide und Strandhafer füllten das kleine Thal aus, und nicht weit von ihr stand eine zackige Seedistel, hinter die sich eine junge Möwe, Schutz suchend, geflüchtet. Von Zeit

zu Zeit strich ein Flug Möwen über die Dünen, mit den scharfen Augen das junge Weib beobachtend, das bebend und schluchzend in unnennbarer Angst das Schreckliche von sich abzuwehren suchte, dessen Nahen sie doch fühlte, gegen das sie hilflos war.

Thorwald, ihr Gatte, dem sie hierher gefolgt, der ihr Heimat und Vaterland ersetzt, war verloren! Sein Schiff ward von den grausamen, zornigen Meereswogen umhergeschleudert und zermalmt. Alles, was ihr Leben so reich gemacht, seit sie ihn zuerst gesehen, war zu Ende. Nie wieder würde seine Hand die ihre liebevoll drücken, sein treues Auge nie wieder auf ihr ruhen — war denn das auszudenken? Und doch mußte sie es ausdenken und fassen, daß sie nun allein im Leben stehen solle . . .

Der Mond war höher gestiegen und hin und wieder fiel ein Lichtstrahl auf das Dünengewirre, diese vom rastlosen Winde gebauten Hügel. Emsig und eilig häuft er Korn auf Korn, sie mit dem klebrigen Schaume der Wogen vermischend, den er mit seinem starken Atem über die niedrigen Hügel bläst. Er jagt die Wellen vor sich her, entreißt ihnen die Kronen, mit denen er sie eben erst selbst geschmückt, ein echter Tyrann, ein echter Despot. Die Günstlinge, die er eben erst zu Macht und Ansehen erhoben, stürzt er jählings wieder in den Abgrund, in seiner Willkür noch bewundert und angestaunt.

Brausend wälzt er dort einen schaumgekrönten Wasserberg gegen die Insel, die grüne Flut türmt sich höher und höher empor, fürchterlich gähnt der glatte, schlüpfrige Abgrund — noch ein Atemzug — das dicht vor der Brandung kämpfende Schiff macht noch einen letzten, verzweifelten Versuch, die Verderben bringende Woge zu durchschneiden — umsonst! — Schäumend und brausend bricht die Wassermenge über dem schwachen Menschenwerke zusammen, man hört ein Donnern und Krachen — einen gellenden Schrei, vom Ufer aus ebenso laut beantwortet . . .

Zwischen den Dünen, in den Sand eingestemmt, auf den Knieen, auf den Händen kauern die Inselleute: Männer, die gern ihr Leben einsetzen würden, um jene zu retten, aber vor der Nutzlosigkeit des Opfers, vor der Unmöglichkeit einer Rettung zurückweichen — Frauen, die händeringend, laut betend und weinend, doch die Augen nicht abwenden können von dem entsetzlichen Schauspiele, welches durch das ungewisse Halbdunkel noch grauenhafter wird. Und in der Mitte dieser Leute — Kressen und Kaicken Uwen.

Man hat ihnen Platz gemacht, jeder ist schweigend vor ihnen zurückgewichen. Man bietet ihnen keinen Trost — gäbe es einen Trost für Eltern bei solchem Anblicke?

Mit starrem Blicke verfolgt die unglückliche Mutter alles. Sie bittet nicht mehr, daß jemand helfe, sie fleht nicht mehr verzweiflungsvoll die Umstehenden an, sie verspricht nichts — sie sieht ein, daß es unmöglich ist. Sie kennt die Gewalt der empörten Wogen hinreichend, um zu wissen, daß hier nichts mehr zu thun ist. Sie hat die Augen fest auf das Schiff gerichtet, jetzt bei dem Zusammensturz der Welle fällt sie auf ihr Antlitz, und ein Schrei, herzzerreißend kläglich, steigt aus ihrer Brust empor, der Schrei eines Tieres, dem man sein Junges raubt. Kämpft doch das Tier bis zum letzten Atemzuge dafür, ja läßt sein Leben. Kaicken konnte nicht kämpfen, nichts thun. O, der Qual, der Verzweiflung! Machtlos zusehen, wie der Sohn ihres Leibes vor ihren Augen jammervoll untergeht!

Der Sturm treibt die Wogen hoch an die Dünen hinauf. Lautlos sinkt ein Stück nach dem anderen in die brausende Flut. Das Wasser spritzt bis zu den weinenden, betenden Menschen empor, und was die Wellen nicht im Heranbrausen zerstören, nehmen sie im Zurückweichen mit sich fort, es in die Tiefe reißend und auf ewig begrabend.

Neues Geschrei und Rufen weckt Kaicken endlich aus ihrem Jammer. Sie richtet sich auf und sieht umher.

Der Mond wirft einen langen, zitternden Strahl auf das Meer. Die Wogen scheinen plötzlich mit Silber übergossen, und mitten in dem schäumenden, kochenden Silberglanze liegt das Schiff. Es ist noch da, ist noch nicht in die Tiefe begraben. Es ist über die Brandung hinweggehoben — vielleicht ist doch eine Rettung möglich!

Der Uebergang von verzweifeltem Schmerze zu neuer Hoffnung ist zu viel für die Mutter. Sie sinkt in die Arme einer der Frauen und die Sinne schwinden ihr. Laßt sie so! Möge ihr Auge geschlossen bleiben! Besser, sie sieht nichts mehr!

Kreischend und flügelschlagend stehen die Möwen hoch in der Luft über dem Schiffe. Nur einen Augenblick lang scheint eine Aussicht auf Rettung. Kressen Uwen stößt einen Jammerruf aus. Das Schiff wendet sich langsam, man sieht die Leute darauf arbeiten, hört die befehlenden Rufe — kann es mit der nächsten Woge zurückgehen, ist es vielleicht gerettet . . . Mit angehaltenem Atem blicken alle hin . . . da — jetzt hebt sich die Welle — wird es herankommen? — — Ehe das Schiff sich ganz aufgerichtet, kommt die zweite Woge herangebraust, die es, o Entsetzen! auf das alte, seit Jahren am Strande liegende Wrack schleudert . . .

Da springt Uwen Kressen vor . . . Was will er? Ist der alte Mann vor Schmerz wahnsinnig geworden? . . .

Der jetzt heller leuchtende Mond bescheint die Gesichtszüge der Leute auf dem Schiffe. Kaicken wird durch das Rufen eines Mannes geweckt. Sie hat nichts vergessen, die wohlthätige Ohnmacht hat ihr die Erinnerung nicht geraubt. Sie streckt die Arme aus: „Thorwald!“

Ihre Stimme dringt durch den Sturm, übertönt den Möwenschrei.

„Kressen! Unser Sohn!“

Aber Kressen antwortet nicht. Er hat die Umstehenden gezwungen, ihm ein Seil umzubinden, er will versuchen, zu retten. Er will sein Leben einsetzen und hört nicht auf das, was man ihm sagt. Ein jüngerer Mann will es statt seiner thun, doch er weigert sich, er selbst will es thun, es kommt niemand zu, wie ihm, dem Vater!

Immer höher und höher steigen die Wogen. Das Schiff liegt ganz auf der Seite; man hört das Aechzen und Krachen des Holzwerkes. Der einzige noch stehende

Mast hängt tief herüber, fürchterlich wühlt der Sturm in der Takelage und zerreißt die starken Taue wie Zwirnfäden — und dort — dort ist Thorwald, den alle gekannt, alle geliebt! Neben ihm taucht ein bärtiger Mann auf, mit der Hand winkend und etwas rufend, was im Winde verhallt. Thorwald deutet auf ihn — nur einen Augenblick, in dem aber alle auf ihn blicken. Kressen stürzt vor in das Wasser — da wälzt sich ein grüner Berg heran, die weißen Schaumkronen hüpfen und tanzen, und als er über dem unseligen Schiffe zusammenstürzt, springt der Gischt in Millionen funkelnder Tropfen wie eine Kaskade hoch empor. Das Schiff wird vorwärts geschleudert, Kressen Uwen erfaßt den Moment, springt vor und wirft mit seiner welken Hand, welche Angst und Liebe kräftig und fest machen, wie die eines Jünglings, Thorwald das rettende Seil zu. Das Schiff neigt sich — jetzt ist der Moment! Da schreit Kaicken auf und ruft Thorwalds Namen. Es ist nur eine Sekunde, während welcher er nach ihr blickt. Ist es doch die Stimme der Mutter, die er seit seinem ersten Denken kennt, die ihn die ersten Worte gelehrt, die ihn geliebt — nur eine Sekunde, doch zu lange! Die rückströmende Woge legt das Schiff auf die andere Seite, das rettende Seil fällt in das Wasser und mit einem Krachen, welches wie ein Schwert durch die Herzen der Eltern geht, brechen die Balken und Planken auseinander. Die nächste Welle schlägt das zum Wrack gewordene Fahrzeug mit aller Macht auf den Strand, um es dann rettungslos in die Tiefe hinabzuziehen.

Triumphierend brausen die Wellen über die Stelle hin, der Sturm heult sein grausiges Lied, die Möwen klagen und schreien, und in den Dünen stehen die Eltern, ihren Jammer, ihren Schmerz noch kaum begreifend, das eben Erlebte kaum fassend. Der Wind treibt den Gischt der Wogen weit hinauf, das Antlitz der Jammernden bespritzend wie mit Thränen. Er saust über die Heide und pocht an das Fenster der alten Frau Brüyn, die laut für die Unglücklichen betet, fährt dann weiter zu dem Hause, unter dessen Dach das Kind Thorwalds sanft und süß schlummert, ohne Ahnung von dem Entsetzlichen, das sich eben begeben und das auch sein junges, frisches Dasein verdüstern muß. O, der grausame Wind!

Ist der Wind wirklich so grausam? Er ist wohl vielmehr ein Wohlthäter und meint es gut, wenn er dies zuckende, kleine Herz stillschweigen heißt, ihm ferneres Leid ersparend ... Wenn er die müdgeweinten Augen zudrückt und sanft, aber unwiderstehlich die Gedanken verwirrt, die Sinne erschlafft ... Ist der Tod ein Wohlthäter? Ja! Doch nur dann, wenn er seine Boten vorher gesandt, die still, aber allmählich jeden Trotz und Eigenwillen gebeugt, die Herzen demütig gemacht, daß sie nach Erbarmen schreien.

War dies unruhige, verlangende Herz schon still, ganz still? ...

Ein Schluchzen ertönt noch unter den Händen und der Name Thory wird hervorgestoßen. Der Wind faßt ihn und trägt ihn fort, als ob er ein kostbares Gut ... Ist das Wort der Sehnsucht, der Liebe noch kostbar, wenn der, dem es gilt, tot und still auf dem Grunde des Meeres liegt? Der Ruf des brechenden Herzens kann in dem schon ewig schweigenden keine Lust und Freude mehr wecken ... Wenn er tot, was ist sie dann? ... Witwe! ...

War es ja doch erst gestern, daß sie mit ihm glücklich gewesen! Ja, gestern! Was ist, angesichts der Ewigkeit, ein Jahr? ... Denn tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag ... Nur ein Jahr! ... Und nun hatte sie nichts als die Erinnerung. Aber sie konnte sich jetzt an gar nichts mehr erinnern, es schien ihr alles nur ein Traum, nichts wirklich, als diese Nacht voll Schrecken ...

Die feuchte Luft machte ihre Kleider schwer, sogar die Enden des Kopftuches, die anfangs im Winde geflattert, lagen jetzt ganz still. Der Sturm mußte nachgelassen haben, denn die junge Möwe hüpfte flügelschlagend an ihr vorüber, mit dem spitzen, schwarzen Schnabel nach ihrem Kleide hackend. Kreischend stießen zwei große Möwen hernieder, vielleicht das Elternpaar. Inez wunderte sich, daß sich die Tiere nicht vor ihr fürchteten, aber sie waren ihr in der Einsamkeit fast ein Trost. Sie wollte die Hand nach dem jungen Tiere ausstrecken, da bemerkte sie, daß eine dicke Sandschicht auf ihrem Arme lag. Mit einem lähmenden Schrecken fielen ihr die Erzählungen von im Sande Verschütteten ein — im nächsten Augenblicke hatte sie sich aufgerichtet und frei gemacht ... In ihrer Verzweiflung hatte sie sterben wollen, nun sich ihr der Weg dazu öffnete, schrak sie zurück. Noch fühlte sie das warme Pulsieren des Herzens, noch drängte es in ihr zum Leben. Sie hörte den Sturm brausen, die Wogen donnern, nur der Mond hatte sich aufs neue hinter den Wolken verborgen.

Sterben — jetzt schon? So jung, so lebensfrisch!

Aber konnte das Leben für sie noch einen Reiz haben ohne ihn?

„Thorwald! Mein Gatte! Mein Geliebter!“

Wie hatte sie denken können, sie hätte etwas vergessen! Nichts! Keinen Blick, kein Wort! Wie eine Flut strömten die Erinnerungen über sie dahin, aber nicht nur die Glückeszeit tauchte auf, alle die versäumten Stunden erhoben sich drohend, vorwurfsvoll. Sie hatte die Zeit des Beisammenseins mit ihm nicht ausgenutzt. Wie viele Worte der Liebe hatte sie nicht gesagt, wie wenig hatte sie überhaupt für ihn gethan! Seine Liebe als ein verdientes Recht hingenommen. Ein Recht? Verdient? War es wirklich ein Verdienst, daß sie ihm hierher gefolgt?

Wie die Wolken über den Mond ziehen, sein Licht bald verhüllend, bald wieder klar hervortreten lassend, so legen sich wohl dunkle Schatten über jede Erkenntnis, die sich im Menschenherzen Bahn brechen möchte, bis sie endlich doch klar, siegreich hervortritt, und mit ihrem scharfen Strahl alle Ecken und Winkel erleuchtet, in denen sich noch ein Rest der alten Finsternis zu halten versucht. Tausend Jahre sind wie ein Tag, und in einem Tage können die Erfahrungen eines Menschenlebens zusammengedrängt sein.

Wo konnte, wo sollte sie je wieder Ruhe finden? Würde die alte Heimat ihr wieder lächeln? Die Heimat, in der sie nicht ihres Gatten Sprache hörte, wo ihn niemand kannte, niemand seinen Namen mit Liebe

nannte, niemand von ihm erzählen konnte. Diese salzige, feuchte Luft hatte auch ihn umweht, diese großen, grauen Vögel hatten seine ersten Schritte gesehen, seine ersten kindlichen Rufe gehört, diese Schollen hatte sein Fuß betreten. Jedermann kannte ihn hier, liebte ihn, ja, die Insel war stolz auf ihn. Hier würde ihr Kind von ihm hören und erfahren, was es durch diesen Sturm verloren. Nur hier konnte sie weiter leben, wo ihr die Erinnerung an ihn überall entgegentreten würde, sein Geist ihr nahe sein. Und wo würde ihre Liebe, ihr treues Festhalten ein Echo finden, wenn nicht bei seinen, bei ihren Eltern . . .

Inez stand auf, ging weiter, sank dann auf die Knie nieder, rang schluchzend die Hände, und immer mächtiger, immer gewaltiger drängte es in ihr zum Licht. „Was das Schiff ohne Steuer, ist der Mensch ohne Liebe!“ Wahre Liebe konnte keine Antwort hervorrufen, wie Frau Kaicken sie ihr gesagt: „Wehe dem Tage, der dich, die Fremde, herbrachte!“ Fremd! Eine Fremde den Herzen, dem Orte, wo ihr jetzt die einzige wahre Heimat winkte . . . Ja! Sie hatte sich mit Stolz eine Fremde gefühlt, sich besser gedünkt! Wie, wenn einst zwischen sie und das Kind, Thorwalds teuerstem Vermächtnisse, eine Fremde träte, die sich auch besser dünkte, sie verachtete und schmähte, vielleicht den Sohn verleitete, des Vaters mit Nichtachtung zu gedenken? Alles, was sie gegen Frau Kaicken empfunden, erhob sich als ein Bild dessen, was ihr auch bevorstand, und der kleine, dunkelhaarige Kopf sank tief auf den Sand herab . . . Läge sie doch mit ihm auf dem tiefsten Meeresgrunde! „Ersetze mich den Eltern! Sei ihnen, was ich ihnen jetzt nicht sein kann!“ Thorwalds letzte Worte! Wie hatte sie dieselben befolgt? War sein Volk ihr Volk, sein Wunsch ihr Gesetz gewesen? Mit zornigen, kränkenden Worten hatte sie das Haus verlassen, das ihr Schutz und Obdach geboten, das Haus, welches einst Niß gehören würde . . . Würde Thorwald sie noch ebenso lieben können? . . .

Immer neue Wasserberge rollen auf den Strand. Bis weit an die Dünen hinauf schleudern sie den braunen Seetang und die scharfkantigen Muscheln. Die gierigen, langen Zungen der Wogen lecken und wühlen, bis das Antlitz der Sandhügel, dieses einzigen Bollwerkes gegen die Zerstörungslust des Meeres, sich nach und nach verändert, und die dünne Lehmschicht schroff hervorsteht. Noch wenig Stunden und dieser einzige Halt der lockeren Berge fällt — das Meer hat einen neuen Sieg zu verzeichnen.

Die Eltern haben ihren Sohn zu Grunde gehen sehen, haben das Leben, das ihnen das Teuerste auf der Welt, verlöschen sehen. Die Welt bietet ihnen nichts mehr, es ist alles für sie zu Ende. Jetzt fühlt auch Kaicken sich alt, ganz alt. Was soll ihnen das Haus noch, dessen Erbe im Meeresgrunde ruht! Was Gut und Geld für den, der den letzten Schlaf schläft, dem die Wogen das letzte Schlummerlied singen! Die Mutter, die ihm das erste gesungen, wird nie wieder ihre Augen voll Freude und Stolz auf ihn heften können. Der Vater, der seine ersten Schritte leitete und behütete, wird sich vergebens nach des Sohnes Leitung und Stütze sehnen . . .

Teilnehmende Nachbarn führen die Verzweifelnden heim.

Um das hohe Dach kreisen die Möwen. Vielleicht haben sie dem schlafenden Kinde eine Kunde gebracht. Es lächelt im Traum und streckt die Aermchen aus, den trostlosen Eltern entgegen, jetzt schlägt es die dunkeln Augen, seiner Mutter Augen auf. Kaicken stürzt auf die Knie nieder, schließt es in ihre Arme, hebt es empor und sagt laut:

„Kressen! Wir haben sein Kind noch!“

„Und sein Weib,“ sagt Kressen leise, nach dem Zimmer deutend, in dem er Inez vermutet.

Inge ist neben dem Kinde eingeschlafen, es fällt ihnen nicht auf, Inez überläßt ihr oft den Knaben. Sie wissen, welch ein Schlag es für die kindliche Frau sein wird, die erste Liebe ihres jungen Herzens so zu verlieren, und alles ist vergessen, was sie ihr zum Vorwurfe gemacht. Thorwalds Weib ist ihre Tochter, zu lieben, zu pflegen — zu tragen. Sie haben nicht alles verloren, ihr Herz hat einen Ersatz gefunden.

Kaicken legt das wieder schlafende Kind in Kressens Arme, umschlingt beide, und nun kann sie endlich weinen. Aber zwischen ihrem Schluchzen sagt sie immer wieder: „Wir haben noch sein Kind!“ Und nach einiger Zeit setzt auch sie hinzu: „Und sein Weib!“

Kressen weiß sie mit sanfter Gewalt zu bewegen, sich zur Ruhe zu begeben, und wie in ihren jungen Tagen trägt er das schlummernde Kind in ihre gemeinschaftliche Kammer und legt es neben Kaicken auf das Bett.

„Wir haben noch auf der Erde zu thun,“ sagt er leise, dann geht er hinaus, um in der Einsamkeit dem Schmerze freien Lauf zu lassen.

Der Morgen dämmert schon, das tägliche Leben drängt sich mit seinen Ansprüchen wieder heran, doch die Natur will ihr Recht, aber jedem fremden Auge verborgen.

„O, mein Sohn! Daß ich hätte für dich sterben dürfen!“

Der tiefste Schmerz ist heilig. Wie die Tiere des Waldes das Dunkel, die tiefste Verborgenheit aufsuchen, wenn sie das Herannahen des Todes fühlen, wie sie in der Einsamkeit abscheiden wollen von allem, was ihnen Licht und Sonne an Freude und Genuß gebracht, so sucht auch der Mensch das Dunkel und die Stille auf, um von der Liebe, von dem, was sein Leben ihm an Glück und Freude geboten, zu scheiden. Das Zerreißen der geheimsten Herzensfasern, das Zerschneiden der Pulsadern, welche bis dahin so frohes Gedeihen gaben, kann nicht im Lichte und Treiben des Tages vor sich gehen. Das Höchste und Heiligste scheut die Menge, die Augen der Menschen. Das Leben kann erst wieder ertragen werden, wenn sich die Wunde geschlossen, wenn nicht jede Berührung wie ein Schnitt in das offene Fleisch schmerzt.

Noch immer streichen die Möwen über das Haus, noch immer ertönt ihr Schrei. Wollen sie melden, daß die junge Frau noch immer in ihrem Schmerze, in ihrer Verzweiflung in den Dünen umherirrt?

Mit von Thränen verdunkeltem Blick wankt Inez immer weiter. Ihre Knie tragen sie kaum noch, sie

hat jede Richtung verloren und anstatt sich dem Dorfe zu nähern, entfernt sie sich immer weiter davon. Was sie für das Meer hält, ist die Bucht, welche an die Dünen herantritt. Immer neue Hügel türmen sich vor ihr auf. Das Donnern der Brandung ertönt, und die Möwen fliegen vor ihr her, als wollten sie ihr den Weg zeigen. Immer wieder sinkt sie zu Boden, und in diesen Augenblicken der körperlichen Ruhe stürmen die Gedanken auf sie ein, das Bild der Vergangenheit anklagend vor ihr aufrollend. Unumstößlich feststeht es bei ihr, daß sie nur hier auf der so gering geschätzten Insel Ruhe und Frieden finden kann . . .

Inez ist nicht mehr das verzogene, eigenwillige Kind, diese Nacht hat ihr gelehrt, was das Leben von ihr verlangt. Der Tod, der ihr zum erstenmal nahe getreten, hat ihren Blick für des Lebens Pflichten geöffnet. Thorwalds Liebe legt ihr die Pflicht auf, ihn seinen Eltern, seinem Sohne zu ersetzen, soweit ihre schwachen Kräfte es vermögen ... Die Eltern sollen in ihr eine Tochter finden . . . Sie kann nicht rasch genug anfangen, wieder gut zu machen, was sie versäumt . . .

Sie blickt auf, es dämmert schon. In kurzer Zeit wird sie sehen, wo sie ist und sich zurecht finden.

Plötzlich erschrickt sie heftig, es wird lebendig um sie her. Die großen, grauen Vögel, die während der ganzen Nacht um sie herum geflogen und sie oft erschreckt und geängstet, flattern vor ihr auf. Sie ist auf einen Brütplatz geraten, und mit gesträubten Federn, funkelnden Augen und offenem Schnabel bereitet sich die gestörte Mutter zur Verteidigung vor. Inez weicht zurück, und in Furcht vor dem zornigen Tiere läuft sie, so schnell es ihre Ermattung zuläßt, auf die nächste Höhe — da liegt das weite, brausende Meer vor ihr, vom ersten Morgengrauen erhellt. Der Nebel wogt über dem schäumenden, aufgeregten Wasser, das seine Wellen noch immer zürnend gegen die Insel schleudert. Große Balken und Bretter werden von den Wogen wie Spielzeug herumgeworfen, bald tanzen sie hoch oben auf den weißen Schaumkronen, bald tauchen sie schnell in die im ungewissen Morgenscheine noch graue Tiefe hinab.

Inez sinkt auf die Knie und blickt hinab in das weite Grab, das ihr Glück birgt.

„Thorwald! Thorwald! Komm zurück!"

Die Wogen des Jammers und der Verzweiflung schlagen über ihr zusammen, und ihr ungeschultes Herz empört sich und lehnt sich auf gegen ihr grausames Geschick. Trotziges, verzagtes Herz! Was bist du, daß du es wagst, dem unfaßlich Allmächtigen Vorwürfe zu machen, Ihm den Weg vorschreiben zu wollen, den Er für dein Heil nehmen soll? Gering, wie ein Sandkorn, nicht mehr als die Schaumflocke, die eben deine Wange streift! Ist es nicht schon weit mehr, als der schwache, kleine Menschengeist begreifen kann, daß der Geist und die Hand, welche zahllose Welten halten und ihren Lauf anordnen, das Dasein dieses Sandkornes, dieses Schaumflockens wissen und beachten, seine Bahn lenken? Ist es auszudenken, daß unter dem Rollen der Gestirne, dem Entstehen und Vergehen größerer Welten, als der unseren, die uns schon unermeßlich dünkt, auch ein winziges, zuckendes, verblutendes Menschenherz eines göttlichen Blickes, eines erbarmenden Gedankens wert ist? Und ist es so — gibt es dann noch Zweifel, noch Verzagen? Dann jubelt, ihr Millionen, die ihr im Glauben und Vertrauen auf solches Erbarmen dem ungewissen Dunkel, dem Nichts, wie jene anderen es nennen, entgegengegangen seid! — Und stürzt euch verzweifelnd in den tiefsten Abgrund, ihr, die ihr in frechem Uebermute dieses Erbarmen für veraltete Ammenmärchen und überwundene Kinderei erklärtet! Ja, mit tollem Trotze den Geist leugnetet, dessen geringstes Walten zu begreifen sich Jahrtausende hindurch Generationen vergeblich bemühten!

So trotzig und in steter Auflehnung gegen die geheimnisvollen Wege des Geschickes begriffen, beugt sich das Menschenherz doch in unbegreiflicher Schnelle der gebieterischen Gewißheit des Unabänderlichen. In nichts beweist sich die Elasticität des Menschen so klar. Die Hoffnungslosigkeit bedingt für ihn die Notwendigkeit des Vorwärtsblickens und Ergreifens neuer Gedanken. Der dem Menschen innewohnende Trieb, sich mit der Zukunft zu beschäftigen, stempelt die Lehre vom Nichts nach dem Tode zu einem Selbstbetruge, hervorgerufen durch die Angst vor etwas unnennbar Schrecklichem, das noch entsetzlicher erscheint, als die Vernichtung des nach stetem Leben ringenden Ichs.

Nach dem Sturme der verzweifelndsten Trostlosigkeit wendeten sich Inez' Gedanken der nächsten Zukunft und ihrem Kinde zu. Unwillkürlich drängte sich ihr der Vergleich auf zwischen der für ihre Brut die angeborene Scheu vergessenden Möwe und ihr selbst, die ihr Kind verlassen, es einer anderen überlassend — mit dem inneren Bewußtsein, daß es dort gut aufgehoben. Und sie war seine Mutter! Thorwalds Kind, welches ihr des Vaters Liebe ersetzen sollte, würde einst hören, wie sie ihn verlassen! So wie jetzt mit einemmal der Nebel über dem Meere auseinanderriß und die weite, trügerische Fläche zeigte, so lag plötzlich vor ihrem Geiste das Bild ihres zukünftigen Lebens — eine gähnende Tiefe, eine öde Wüste.

O, Du! Dessen Hand in Liebe schlägt, in Erbarmen züchtigt, lasse den Strahl Deines göttlichen Lichtes verklärend und erleuchtend in dies Herz fallen!

Das schöne Haupt in den Händen geborgen, ließ Inez die Wogen der Erkenntnis über sich dahinbrausen und nach und nach fielen die Dämme, welche Trotz, Eigensinn und kindischer Unverstand gezogen.

Endlich erhob sie sich. Die weichen Linien des jungen Gesichtes hatten sich in dieser einen Nacht vertieft. Die dunkeln Augen hatten einen anderen Ausdruck, wie bei jemand, der einer Todesgefahr entronnen, die sich ihm unauslöschlich mit ihrem entsetzensvollen Schrecken eingeprägt. Doch durch das innere Grauen rang sich das Licht, so wie sich jetzt der Tag langsam aus der Finsternis hervorkämpfte und seine warmen, belebenden Strahlen auf das noch unruhig wogende Wasser warf.

Inez blickte umher, um sich zu orientieren. So weit war sie noch nie gewesen. Sie stand fast am südlichen Ende der Insel und sah ringsherum Meer. Wie eine schmale Landzunge hatten sich die Dünen in das heranbrausende grüne Wasser geschoben. Weit in

der Ferne zeigten sich noch mehrere, niedrige Inseln, Glieder einer durch gewaltsame Naturereignisse getrennten Kette. Im Osten lag wie ein Nebelstreif das Festland, und darüber zeigten sich die ersten Vorboten des Sonnenaufganges.

Todesmatt fühlte sich das junge Weib, aber die innere Unruhe trieb sie doch immer weiter. Jede Minute, die sie hier noch verbrachte, schien ihr verloren, hatte sie doch so viel gut zu machen, konnte nicht schnell genug anfangen. Aber sie war schwach und erschöpft, die Zunge klebte ihr am Gaumen. Die Seele kann nur vorübergehend den Körper ganz beherrschen und nie ohne die empfindlichste Rache des Unterjochten. Der Fluch der Sünde unterwirft das Edelste im Menschen der Herrschaft der tierischen Bedürfnisse. Inez entsann sich, daß irgendwo in den Dünen des Südendes eine Zufluchtshütte war, mit Wasser und Brotvorrat für verunglückte Seefahrer. Bei dem immer heller werdenden Lichte sah sie sehr bald das kleine Schutzdach. Es war nicht mehr weit, dennoch reichten ihre Kräfte kaum hin, die kurze Strecke noch zurückzulegen. Mit leisem Staunen empfand sie, daß ihre Kleidung sie vor Nässe und Kälte vollständig geschützt — würde ihrer Schwiegermutter Auge nicht freundlicher auf sie blicken im altherkömmlichen Gewande? Sie würde nicht mehr die „Fremde“ sein.

Laut schreiend umkreiste eine Möwenschar die kleine Schutzhütte, stieg hoch auf, wiegte sich in der Luft und stieß pfeilschnell wieder herunter in die Wogen, welche ihre weißen Kronen jetzt demütig auf den Sand legten, sich freiwillig der Bürde entledigend und in die Niedrigkeit zurückkehrend, müde des Streites, der Zerstörung — wie Inez' Herz sich danach sehnte, ihre Bürde zu Frau Kaickens Füßen niederzulegen und demütig als Magd um die Liebe zu werben, die sie übermütig verachtet.

Heller und heller ward es nun. Im Osten rötete sich der Himmel, lange, feurig rote Strahlen stiegen über den grauen Nebel empor. Die dunkeln Wolken im Westen umsäumten sich purpurn und plötzlich, trotz aller Vorbereitungen überraschend, schoß der erste, blendend weiße Lichtstrahl der Tageskönigin über Himmel und Erde, alles mit einem Glanze umflutend, der die Nacht mit ihrem Grauen, ihren Schrecken zurücktrieb und in den Herzen nur Raum ließ für Glück und Freude, für Dank und Jubel über die Wiederkehr solcher Pracht, solchen Lichts.

Inez stieß die nur leicht angelehnte Thür der Hütte auf — am Boden lagen zwei Gestalten hingestreckt, mit allen Zeichen größter Erschöpfung. War es das strahlende Sonnenlicht, welches die ganze Welt so plötzlich veränderte und vor dessen Glanz Inez Herz stockte, das ihre Augen zu blenden drohte? War es Furcht, Bestürzung, die ihr diesen lauten Schrei entlockten?

Die Schläfer fuhren auf.

„Thorwald! Mein Gatte!“

Gibt das Meer seine Toten wieder? Ist der letzte Tag schon angebrochen, und haben die Wogen ihn aus der langen Haft heraufgebracht?

Nein! Der Arm, der sie umfaßt, ist Fleisch und Bein, die Lippe, die sie küßt und ein lautes Dankgebet stammelt, ist warm und voll Leben.

„Inez! nur du, mein Weib, konntest daran denken, mich hier zu suchen!“

Schweige, gedemütigtes Herz! Einst wirst du ihm alles erzählen, wenn du gezeigt, was diese Nacht aus dem trotzigen Kinde gemacht.

„Gerettet, gerettet!“

Diese zwei! die einzigen, welche weit in die See hinausgeschleudert, dort Balken erfassen konnten und hier angetrieben, sich zu diesem Asyle hinauf fanden.

„Und doch hätte ich es nicht erreicht, ohne Bleiks Hilfe!“

Thorwald streckt seinem Gefährten die Hand hin, die dieser stumm drückt.

Inez sieht auf zu dem bärtigen Manne, dessen Antlitz harte, strenge Züge zeigt, auf dessen Stirne Kummer und Sorge tiefe Furche gegraben.

„Bleik?“ fragte sie, noch verwirrt von dem überwältigenden Umschwunge, von der Größe ihres Glückes.

„Bleik Brüyn,“ sagt Thorwald.

„Frau Brüyns Sohn?“

Bleik nickt. „Ich komme so arm, wie ich gegangen. Was ich erworben, liegt im Meere begraben.“ Ein dunkler Schatten zieht über sein Antlitz. Er sieht sich auf demselben Fleck, auf dem er früher gestanden, er hat nichts erreicht. Er denkt an Inge, die er jung und blühend verlassen, wer weiß, ob sie seiner noch harrt!

„Lebt meine Mutter noch?“ fragt er zögernd und mit Angst. Er wischt sich mit der braunen Hand über die Augen und wendet sich ab. Die Freude der beiden Glücklichen schmerzt ihn fast, und er fürchtet sich vor der Antwort.

„O, sie lebt!“ ruft Inez. „Sie hat nur den einen Wunsch, ihren Sohn wieder zu sehen. Ich sah sie noch gestern, und ihre Worte waren, daß Bleik selbst ihr größter Reichtum, ihr Teuerstes — und Inge —“ sie schweigt errötend.

„Inge?“ ruft Bleik stürmisch fragend.

„Inge war ja dabei,“ antwortet Inez leise, aber ihr Lächeln sagt mehr als ihre Worte. Ob arm oder reich, der Retter Thorwalds wird im Uwenschen Hause nicht wieder abgewiesen werden. Inge wird glücklich sein, denn der letzte Schatten des Vorwurfs, daß Bleik ihretwegen seine alte Mutter verlassen, wird schwinden.

Strahlend steigt die Sonne empor. Das Wasser des freien Meeres wie das der Bucht schimmert blendend herauf. Ringsumher ist öder Sand, aber unter der Verklärung des himmlischen Lichtes zauberisch leuchtend.

Tiefe Stille herrscht über den Wassern. Lautlos streifen die Möwen hinüber nach den fernen, schilfgedeckten Häusern, sie möchten erzählen, was sie gesehen, verraten, was nach wenig Stunden die schmerzerfüllten Herzen mit unsäglicher Freude und unaussprechlichem Danke beglücken wird. Sie wissen alles, haben alles erschaut, und nie wird Inez, die dunkelhaarige Tochter des Südens, den Schrei einer Möwe hören, ohne dieser Nacht zu gedenken, die sie für immer mit Herz und Seele an die öde Insel fesselte, sie zu ihrer wahren Heimat machte.

Taubensport.

Von

Karl Müller.

Jeder denkende und gefühlvolle Mensch hat einen angeborenen Zug zur Beschäftigung mit der stummen Kreatur und sucht sich dieselbe zu verbinden und anhänglich zu machen, und so hat jeder seine eigenen Lieblingstiere, mit denen er gern verkehrt und denen er seine Pflege und sein Wohlwollen zuweist. Unter diesen Geschöpfen, welche sich leicht an den Menschen gewöhnen und ihm gegenüber ihre angeborene Scheu verlieren und verleugnen, stehen die Vögel und unter diesen wieder die Tauben obenan. Wer sollte auch diese harmlosen, sanften, reinlichen und zierlichen Vögel nicht liebgewinnen, welche ihren Herrn und Ernährer bald so kennen lernen und so vertraut behandeln, daß sie ihm auf Arm, Schulter und Kopf fliegen und ihm die Nahrung aus der Hand und sogar aus dem Munde picken? Welcher Mensch, der ein fühlendes Herz hat, verabscheut nicht aufs äußerste jenes grausame Taubenschießen, wie es zum Hohn jeder humanen Gesinnung auch jetzt noch vornehmlich in Monaco geübt wird? Wessen Auge und Sinne wären so stumpf, daß ihm der graziöse ausgiebige Flug, der stolze Gang, das gefällige Gebaren der Tauben, namentlich wenn er die vertraulicheren, an ihr Heim so anhänglichen Haustauben züchtet, nicht die reinste, innigste Freude machen würde? eine Frage, welche uns nicht eine Dame unter Hunderten verneinen wird. Wir reden hier nicht von der Taubenzucht im wirtschaftlichen Sinne, welche bekanntlich sehr lohnend ist, denn wenn wir sogenannte Feldtauben nur einigermaßen rationell für den Markt züchten, so werfen sie immer einen sicheren Ertrag ab. Wir reden hier vom ästhetischen Teil der Taubenzucht, dem eigentlichen Taubensport, bei dem es sich um Zucht und Unterhalt jener schöneren ornamentalen Taubensorten handelt, von denen wir gegenwärtig weit über hundert genau unterschiedene und konstante Arten und Spielarten kennen und deren Gewinnung und Zucht durch Kreuzung bereits zu einer anerkannten Kunst und geschätzten Liebhaberei geworden ist. Auch der Laie, welcher je einmal eine Vogelausstellung gesehen und die mannigfaltigen ornamentalen Taubensorten beschaut hat, begreift leicht, wie die Beschäftigung mit diesen schönen, sanften, zutraulichen Vögeln zu einem ebenso unterhaltenden wie anziehenden Zeitvertreib werden und manche Mußestunde angenehm ausfüllen kann. Jede derartige produktive Zucht als Liebhaberei übt ja einen ganz wunderbaren Reiz aus, wirkt sänftigend und sittigend auf Gemüt und Charakter und verdient Ermunterung, und dies mag es rechtfertigen, wenn wir, im Interesse unserer Leser und der Teilnahme von manchen derselben gewiß, hier einiges über die Art und Weise sagen, wie man sich diese kleinen Lieblinge erziehen und zu Hausgenossen machen kann. Unsere Haustauben lassen sich in jedem Umfang halten, ihre Zucht kann zu jeder Zeit begonnen werden und ist im Winter sogar dadurch vorteilhafter und erfolgreicher, daß sie sich in dieser Jahreszeit rascher an das Haus und ihren Herrn gewöhnen, daß sie dann gleich im Frühjahr brüten und dann um so anhänglicher an die neue Heimat werden. Man kann mit einem einzigen oder mit einigen Paaren beginnen, denn da die meisten Arten und Spielarten der Haus- oder Ziertauben durchschnittlich zehnmal im Jahre brüten und immer ein Pärchen zur Welt bringen, so vermehrt sich ja der Bestand von selbst sehr rasch. Die Vorfrage des Taubensports ist nur die Beschaffung einer geeigneten Behausung

und die Wahl der Taubensorte. Als passende Behausungen können wir ein mehr oder minder ornamentales und freistehendes Taubenhaus, einen Taubenschlag unter irgend einem Dache, oder Taubenkästen oder Taubenkoten bezeichnen, welche aus hölzernen Kisten leicht herzustellen sind und an geschützten Orten, an Hauswänden oder unter Dachvorsprüngen angebracht werden können. Bezüglich der Sortenwahl ist dem individuellen Geschmack ein weiter Spielraum gelassen, denn unter den zehn bis zwölf Sippen der Haus- oder Ziertauben (S. 1237, 39) wie Trommler-, Schleier- oder Perücken-, Möwchen-, Kropf-, Pfauen-, Purzler- oder Tummler-, Brieftauben, Monats-, Schwalben-, Kölnischen, Berbertauben, Eulchen, Elstertauben u. s. w. hat jede wieder eine Anzahl ornamentaler, durch künstliche Zucht und Kreuzung gewonnener Spielarten, deren einzelne Aufzählung uns hier zu weit führen würde. Die Unterscheidung derselben ist auch nicht leicht und nur durch

Ein Taubenschlag.

genaue Abbildungen zu veranschaulichen, aber durch Uebung und Erfahrung leicht zu erlernen.

Nichts gewährt einen lieblicheren Anblick, als ein solcher Flug selbst gezüchteter und gut gehaltener Haustauben. Ihr friedliches Beisammensein stört kein Neid, keine Eifersucht; es herrscht vollkommene Harmonie, welche nicht einmal die Selbstsucht beim Fressen stört. Keine andere Vogelart zeigt solche Eintracht und Verträglichkeit, solche eheliche Zärtlichkeit und Treue, denn wenn Täuber und Taube durch gemeinsames Zusammensperren einmal aneinander gewöhnt sind, so stört diesen Eintrachtsbund voll Zärtlichkeit nur der Tod; und die Tauben können alt werden, ein Alter von fünfzehn bis achtzehn Jahren erreichen. Werden sie gut genährt, so legt die Taube acht- bis zehnmal im Jahre, und der Täuber hilft ihr treulich beim Brüten, wie wir nachher noch speciell nachweisen werden. In unserer materiellen Zeit liegt natürlich die Frage nahe: Worin besteht denn der Nutzen dieser Taubenzucht? Was thut man mit den gewonnenen Jungen? Darauf ist zu antworten: Der Taubensport ist wohl zu unterscheiden von der Zucht der Feldtauben, deren Junge

man nach sechs bis acht Wochen zu Markte bringt und zum Verspeisen verkauft, da junge Tauben ein gutes und gesuchtes Gericht, solche aber, welche über sechs Monate alt, ein sehr zäher und trockener Braten sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß man junge Haustauben nicht ebenfalls con gusto verspeisen könne oder daß sie nicht häufig zu diesem Zwecke verwendet werden. Allein in den meisten Fällen wird es vorteilhafter sein, die gewonnenen Jungen der Ziertauben zu verkaufen

Kropf-, Brief- und Berbertauben (S. 1236).

oder zu vertauschen, denn sie sind immer ein gesuchter Artikel und werden in schönen und vollkommenen Exemplaren teilweise sogar mit guten Liebhaberpreisen bezahlt. In größeren Städten, wo Geflügelausstellungen stattfinden, kann man sich hiervon leicht überzeugen, und hier macht sich auch erst der eigentliche Sport recht geltend, nämlich das wetteifernde Bemühen, durch Kreuzung der vorhandenen Varietäten und durch verständige Zuchtwahl immer vollkommenere, oder neue an Gestalt, Färbung und Gefieder verschiedene Spielarten zu erzielen — eine Thätigkeit, deren hohen Reiz nur der Züchter kennt und die einen Sporn und eine Unterhaltung ganz eigener Art bildet.

Von der Mannigfaltigkeit und Anmut der Sorten und Varietäten unserer Ziertauben vermag schon ein Blick auf unsere begleitenden Holzschnitte einen Begriff zu geben. Allein der Anblick einer großen Sammlung dieser lieblichen Vögel auf einem Taubenhofe oder einer Ausstellung und die Vergleichung der einzelnen Varietäten und ihrer verschiedenen Eigentümlichkeiten untereinander wird einen noch tieferen Eindruck hervorbringen.

Wer dies noch nicht erfahren hat und daran zweifelt, der besuche nur einmal den Hof oder den Taubenschlag eines Liebhabers, welcher einen größeren Flug Tauben züchtet. Betritt man den Hof, so staunt man zunächst über die Zahmheit und Vertrautheit der Vögel. Sie trippeln ohne Scheu dem Besucher um die Füße herum, und die kühneren setzen sich ihm wohl auf Schulter und Kopf oder Arme. Hunderte von Tauben trippeln zahm und vertraulich selbst um den Fremden herum, schütteln ihre Schwingen, putzen am Wasser ihr Gefieder, rucksen und girren im Chor und geben ein Bild der innigsten Harmonie und des tiefsten Friedens. Die Purzeltauben flattern und purzeln umher, die Pfauentauben stolzieren selbstgefällig herum oder schlagen, auf Stäben und Kanten sitzend, ihr stattliches Rad, und die Kropftauben schauen mit stoischer Ruhe in dieses bunte Treiben. Am Boden gehen Dutzende von jungen Paaren herum und suchen ihre Eltern auf, und Dutzende von neuen Zuchten zeugen von dem Erfolg der künstlichen Kreuzung, denn eine natürliche, eine freiwillige Zuchtwahl, an welche etwa der Neuling denkt, gibt es bei den Tauben nicht. Der Kundige belehrt ihn bald, daß nur durch das mehrtägige Zusammensperren von Täuber und Taube in gemeinsamem oder benachbartem Käfig der innige Anschluß des neuen Paares infolge des den Tauben angeborenen Schutz- und Geselligkeitsbedürfnisses bewirkt wird. Der Anblick eines solchen Taubenhofs ist ein solch gewinnender und anmutender, daß der Beschauer gar häufig für den Taubensport sympathisch gestimmt wird; das ist der Zauber, welchen alles Schöne, Harmonische und Friedliche auf den empfänglichen Menschen ausübt.

Wer irgend einer Liebhaberei zugethan, ist auch bemüht, womöglich Proselyten für dieselbe zu werben, und wir leugnen gar nicht, daß dies bezüglich des Taubensports auch teilweise unsere Absicht ist. Erfahrung be-

Zier und Schmucktauben (S. 1236).

lehrt uns, daß uns schon viele diesen Versuch, sie zu unserem Zeitvertreib zu bekehren, gedankt haben. Etwas muß ja der Mensch treiben, was in freien Stunden seine Seele ausfüllt, und welche Liebhaberei könnte anmutender und anziehender sein, als der Verkehr mit diesen schönen, sanften, zahmen Vögeln? Die dazu erforderlichen Kenntnisse und Vorkehrungen sind überdies sehr einfach und leicht zu beschaffen, und wir wollen sie daher nachstehend in Kürze andeuten, selbst auf die Gefahr hin, manchem etwas schon Bekanntes zu wiederholen. Was die **Behausung** der Tauben anlangt, sei diese ein Haus, ein Schlag oder ein Kasten, so sind die ersten Erfordernisse: Schutz vor Wind und Wetter und allzu strenger Kälte, Schutz vor Raubzeug, wie Katzen, Wiesel, Marder, Frett und Iltis, und vor Raubvögeln, sodann Reinlichkeit, Zugänglichkeit von frischem Wasser zur Tränke und zum Baden, und von ziemlich grobkörnigem Sand. Der dritte unserer begleitenden Holzschnitte (S. 1241), die Gruppen von Pfauentauben darstellend, veranschaulicht das Innere eines mustergültigen Taubenschlags, worin für jedes Taubenpaar ein besonderes Kästchen aus weichem Holze vorgesehen ist. Diese Kästchen sind in mehreren Reihen übereinander auf Borden an den Seitenwänden und der Rückwand aufgestellt. Die Vorderwand kann nach Umständen aus dickem Glas und Eisen bestehen, denn es ist eine irrige und veraltete Ansicht, daß ein Taubenschlag dunkel sein möge. An dieser Vorderwand, die womöglich der Sonne zugekehrt ist, befinde sich der Einflug mit dem Fäller, welcher entweder aus einem leicht beweglichen Fenster mit dickem Glase oder aus einem dichten Geflecht von Eisen- oder Stahldraht besteht. Der Einflug münde womöglich auf einen geräumigen Hofraum oder Rasenplatz mit einem Brunnen oder wenigstens Wasserbassin. Südlicher Exposition ist der Vorzug zu geben. Ist das Taubenhaus ebenerdig, so gibt man ihm einen Fußboden von Cement; ein hölzerner Fußboden wird mit grobem Sand bestreut und in die Mitte desselben ein flaches Gefäß mit täglich zu erneuerndem Wasser gesetzt, damit die Tauben darin trinken, baden und waten können. Die vorerwähnten Kästchen von weichem Holz sind gut verzängt und weiß angestrichen, haben an einer der Schmalseiten ein rundes Loch von 7 Zoll Durchmesser und einen in Falzen laufenden Schiebeboden, damit sie leicht gereinigt werden können, und stehen auf vier Füßen. Diese beweglichen Kästen ersetzen mit Vorteil die früher üblichen weidengeflochtenen Nistkörbchen, worin sich so leicht Wanzen, Milben und anderes Ungeziefer ansiedelten und die ziemlich schwer reinlich zu erhalten waren, während doch Reinlichkeit die erste Bedingung zu erfolgreicher Taubenzucht ist. Diese Kistchen taugen gleicherweise für Taubenhaus, -Schlag und -Kästen, und brauchen nur reinlich gehalten zu werden, um den Tauben ein gesundes und behagliches Heim zu geben. Zum Nisten dient fein geschnittenes Häcksel von gesalzenem Heu oder trockenem Oehmd (Nachheu), welches man mit einer Karbolsäurelösung besprengt, um das Ungeziefer abzuhalten. Diese Lösung stellt man sich leicht selbst her, indem man ein Pfund krystallisierter Karbolsäure in zehn Liter weichen Wassers auflöst und dann in Flaschen aufbewahrt. Das Besprengen geschieht am zweckmäßigsten mittels einer Flasche mit sogenanntem Spritzkorke.

Die Feldtauben suchen selbst ihre Nahrung und

bedürfen wenig Futter, oder werden eigentlich nur gefüttert, wenn sie zur Saatzeit ꝛc. im Schlage gehalten werden müssen. Die Haustauben aber müssen gefüttert werden und von der Güte des Futters hängt wesentlich der Erfolg der Taubenzucht und die Schönheit der Vögel ab. Die Tauben fressen alle Getreidearten und Körnerfrüchte, allein erfahrungsmäßig bekommt ihnen nachstehende Mischung am besten: Vier Raumteile geschrotete Erbsen, vier Raumteile geschroteten Mais, zwei Raumteile gute Weizenkörner (aber nicht den Ausschuß vom Worfeln, welcher nicht genügend nährt) und einen Raumteil Hirse. Statt der Erbsen kann man auch Wicken nehmen. Gelegentlich reicht man ihnen auch Krumen und Brosamen von altbackenem Weizen- oder Roggenbrot, und dreimal in der Woche setzt man dem Futter noch etwas Hanfsamen zu, sowie groben Sand und etwas gemahlenen Kalk oder Gips, mit dem man auch hie und da den Boden des Schlags bestreut.

Pfauentauben (S. 1240).

Interessant und unterhaltend ist es, das häusliche und Familienleben der verschiedenen Haustauben zu beobachten, und man gewinnt dabei gar manchen lehrreichen Einblick in die Natur, namentlich zur Brütezeit. Die Taube legt zuerst ein Ei, das sie mit Stolz betrachtet und hütet, damit es nicht vorzeitig bebrütet werde, dann am dritten Tage legt sie das zweite, setzt sich dann erst zum Brüten auf das gelegte Paar und läßt sich die Zärtlichkeiten und Schmeicheleien des Täubers gefallen, welcher während der achtzehn Tage des Bebrütungsprozesses ein Muster von liebreicher Hingebung ist und die Taube im Brüten ablöst. Das Taubenweibchen sitzt in der Regel von fünf Uhr nachmittags bis neun Uhr morgens auf den Eiern, und verläßt diese dann, um sich unter den anderen zu ergehen. Nun nimmt der Täuber sogleich ihre Stelle ein und sitzt auf dem Neste, bis die Taube wiederkehrt, ja er treibt sie zuweilen, wenn sie über Gebühr ausbleibt, mit Flügelschlägen und Schnabelstößen zu ihrer Pflicht zurück und steht bei ihr Wache.

Fünf Tage vor dem Ausschlüpfen der Eier bildet sich im Kropfe der alten Vögel eine weiche milchige Substanz, eine Art Speisebrei, welchen man Taubenmilch nennt und der das erste Nahrungsmittel der Jungen bildet. Die frisch ausgeschlüpften Jungen, beinahe immer ein Männchen und ein Weibchen, sind gewissermaßen die häßlichsten und hilflosesten Geschöpfe in der ganzen Tierwelt. Zehn Tage lang werden sie von beiden Eltern förmlich mit dem Inhalt von deren Kropf genährt, indem diese die Schnäbel der Jungen zwischen ihre eigenen Schnäbel nehmen und ihnen die sogenannte Taubenmilch gleichsam einpumpen. Bei dieser Nahrung wachsen die Jungen mit überraschender Geschwindigkeit, so daß sie nach wenigen Wochen schon flügge werden und nach fünf Monaten schon so ausgereift sind, daß sie selbst brüten.

Wenn keines der beiden Eier ausschlüpft oder die Jungen schon nach einigen Tagen sterben, so muß man dem kinderlosen Paare ein Junges aus einem anderen Neste geben, damit es von dem Paare geätzt werde und dieses die Taubenmilch los werde, welche sich noch

zehn Tage lang nach dem Ausschlüpfen der Jungen in seinem Kropfe bildet. Wenn die alten Vögel diesen Speisebrei nicht in der natürlichen Weise ausscheiden können, laufen sie Gefahr, bei der nächsten Brut nur unfruchtbare Eier zu produzieren oder die sogenannte „Darre“, eine Art Schwindsucht, zu bekommen, welche meist tödlich verläuft. Bisweilen kommt es auch vor, daß junge Vögel „kümmern“, d. h. keine sichtbaren Wachstumsfortschritte machen und Symptome von mangelhafter Ernährung zeigen. Dann kocht man einen dünnen Brei von Hafer- oder Gerstengrütze und spritzt ihnen mittels einer kleinen Glasspritze täglich zweimal eine solche Spritze voll in den Schlund, wodurch sie sich bald erholen werden. Dasselbe Verfahren beobachtet man auch bei den kranken Tauben, denn diese Vögel sind ebenfalls mancherlei Krankheiten unterworfen, von denen viele sogar ansteckend sind und oft große Verheerungen in einem Schlage anrichten.

Wir könnten über dieses Thema noch lange fortplaudern, wenn wir nicht fürchten müßten, unsere geneigten Leser zu ermüden. Wir wollen daher, bevor wir schließen, nur noch einige Worte über die Zuchtwahl und Kreuzung der Tauben beifügen. Allerdings lassen sich durch geschickte Kreuzung neue und vollkommenere Spielarten erzielen, allein dies muß mit großer Diskretion und Umsicht geschehen, denn nicht alle Spielarten lassen sich miteinander kreuzen, was besonders von den extremen und diametral verschiedenen gilt. In der Taubenzucht nehmen die jungen Vögel gewöhnlich die Körperbeschaffenheit der Mutter an, und wenn der Züchter dies weiß, so kann er die Spielart schwächen oder verstärken. Um gewisse Nüancen des Gefieders zu erzielen, muß man immer Mütter von verwandter Grundfarbe nehmen. Gewisse Tauben von den größeren und vollkommeneren Spielarten, wie Berber, Kröpfer und Brieftauben, sollten niemals miteinander zu kreuzen versucht werden, selbst nicht im entferntesten Grade. Am besten gelingen Zuchtwahl oder Kreuzung, wenn man nur gewisse Farbennüancen oder einzelne Vollkommenheiten bei einer und derselben Klasse, z. B. Pfauen- oder Kropftauben, Möwchen, Eulchen, Blondinetten, Satinetten ꝛc. zu erzielen versucht. Wir wollen auch hierüber nicht ins Einzelne gehen, sondern der Phantasie und Findigkeit des Liebhabers einen gewissen Spielraum lassen, denn das bisher Gesagte wird zur Genüge dargethan haben, welche Freiheit und welchen Ellbogenraum der von uns angeregte Taubensport für den individuellen Geschmack darbietet. Jedenfalls glauben wir dargethan zu haben, daß dieser Sport einer der am wenigsten selbstsüchtigen und einseitigen ist, sondern daß die Unterhaltung und Genugthuung, welche er darbietet, auch Frau und Kindern zu gute kommt und ihre Sympathien fesselt, und das ist an sich schon eine namhafte Empfehlung.

Trost.

Von

Konrad Telman.

Was kann der müden Seele Tröstung bringen,
Wenn wir des Dichters Dornenpfade schreiten
Und unsrer Leier aufgewühlten Saiten
Nur irre Klagelaute sich entringen?

Es trägt der Wind zu uns auf leichten Schwingen
Ein einzig Wort, — da will zu neuem Streiten
Zu neuem Flug in sonn'ge Himmelsweiten
Die neugestärkte Seele aufwärts dringen.

Ein einzig Wort; es sagt: du bist verstanden!
Es sagt: dein Lied ist nicht umsonst erklungen,
Auch andre lauschen deinen Tönen gerne!

Mir kam das Wort von dir nach fernen Landen,
Daß solch ein Zauber meinem Lied gelungen, —
Der Unbekannten Gruß in weite Ferne!

Der Sammler

Von den Gurken.

(Unser Hausgarten.)

Von

O. Hüttig.

Eine der Nutzpflanzen, deren unreife Früchte uns unentbehrlich geworden, weil wir sie in der einen oder anderen Form das ganze Jahr auf unserer Tafel haben wollen, ist die einjährige Gurkenpflanze. Sie wurde von Linné Cucumis sativus genannt und gehört mit dem Kürbis, der Melone u. a. zur botanischen Familie der Cucurbitaceae. Ihre Blüten sind eingeschlechtlich, aber es finden sich männliche und weibliche Blüten, wenn auch getrennt voneinander, an derselben Pflanze. Die Frucht, nach dem italienischen Cucumero auch Kukumer oder Kümmerling genannt, ist langgestreckt, oft höckerig, gerade oder schwach gekrümmt, drei bis sechskantig, grün, weiß oder auch gelb, fleischig und mit mehr oder weniger zahlreichen Samenkernen versehen, die, von alter, nicht mehr keimfähiger, aber mehr süßer Ware, von Zuckerbäckern geschält und als sogenannte Spänchen zur Verzierung verschiedenen Gebäcks benützt werden. Der Saft der Frucht und der Same werden auch wohl als Arznei und zu einer Pomade (Gurkenpomade, Cucumber-Cold-Cream) verwendet.

Die Pflanze stammt aus Ostindien; sie war als Nutzgewächs schon den Alten bekannt. Nach Theophrast (390—286 v. Chr.) unterschied man schon damals mit und ohne Bewässerung gezogene Gurken, weil letztere auf das Wachstum der Pflanzen wie auf den Geschmack der meist roh genossenen Früchte großen Einfluß hat. — Nach Deutschland scheint die Gurke erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts gekommen zu sein, und Melchior Sebizius behauptet 1579 in seinem Buche über den Feldbau, daß der Genuß der Frucht nachteilig und daß es viel besser sei, sie den Mauleseln, Maultieren oder sonstigen gemeinen Eseln als Futter vorzuwerfen. Leonhard Fuchs (1542) begreift, nach Rümplers „Gartenbau-Lexikon", unter Gurke auch Kürbis und Melone und unterscheidet sie von der Bitter- oder Koloquinten-Gurke (Cucumis colocinthis L. syn. Citrullus col. Schrader), die im Oriente und in Nordafrika einheimisch ist, wo, nach „Leunis', Synopsis der Pflanzenkunde", die Pflanze als Unkraut in den Thälern an den schwarzen Bergen in Fezzan, auch in Südeuropa wild wächst und die Früchte zu Tausenden den Boden bedecken; sie dienen den Straußen zur Nahrung. Die faustgroße kugelrunde Frucht (Koloquintenapfel) ist der Bitterkeit wegen ungenießbar, doch sollen die Tuaregstämme in der Sabara sie nach dem Rösten genießen. Die geschälten und getrockneten Früchte mit ihrem schwammigen Marke (Fructus s. Poma colocynthidis) werden wegen ihres drastisch-purgierenden Extraktivstoffes (Koloquintenbitter) als Arznei bei Unterleibsstockungen, Wassersucht und Lähmungen häufig angewendet. — Um wieder auf die Geschichte unserer Gurke zurückzukommen, so müssen wir noch berichten, daß Rhagorius (1669) schon weiße, grüne und Schlangengurken unterscheidet, und Camerarius (1611) bildete letztere mit dem Namen Cucumares longi ab.

Fig. 5. Extralange grüne Gurke.

Wir benützen die Gurken frisch als Salat (Gurkensalat) und eingemacht als Essig-, Pfeffer-, Salat-, Zucker-, Wasser-, Salzgurken u. s. w., und für jede dieser Verwendungsarten besitzen wir eigene Sorten mit einigem Unterschied in der Kultur wenigstens insofern, als die frischen Salatgurken das ganze Jahr hindurch vorhanden sein, also im freien Lande, Mistbeet und Treibhause kultiviert werden müssen, während die als Einmachgurken benützten Sorten sämtlich im freien Lande gezogen werden können. Beschäftigen wir uns zuerst mit den letzteren.

Die Gurken verlangen, wie wir schon in „Wredows Gartenfreund", 2. illustr. Ausgabe, Berlin, 1886, bei S. Cronbach, ausführten, einen guten, fetten und besonders lockeren Boden und eine sonnige, wenn möglich gegen Reif, Nachtfrost und kalte Winde geschützte Lage. Die Lockerung schweren Bodens bewerkstelligt man dadurch, daß man ihn im Herbst, wenn er frei ist und wenn er mehrere Jahre andere Gemüse getragen, zuletzt solche ohne Düngung, daß man ihn im Herbst, sagen wir, oder mitten im Winter reichlich mit Dünger und dann mit gleichmäßig grober Coaksasche überzieht, dann gräbt und noch einmal mit Mist bedeckt, dessen grobe Teile aber im Frühjahr abzuharken sind. Im Frühjahr wird das Land noch einmal gegraben, in 1,5 m breite Streifen eingeteilt, die — in kalter und hoher Lage wie im nordischen Klima — in der Mitte mit einem Streifen frischen, erwärmten Pferdedüngers zu überziehen sind, den man mit der Erde aus den Gängen bedeckt; es entstehen dadurch gewölbte Beete mit Bodenwärme und dazwischen liegenden Gräben, wodurch stehende Nässe vermieden wird. Auf dem Rücken des Beetes bereitet man eine schmale, etwa 25 cm breite Ebene, die, nach der Mitte zu ein wenig vertieft, das vorher einigermaßen erwärmte Gießwasser aufnimmt, mit dem während trockener, warmer Witterung nicht gespart werden darf. In die Mitte dieser Ebene, in eine 15 cm tiefe Rinne, legt man Mitte Mai auch die wenn möglich schon angekeimten Samenkörner und bedeckt sie mit der aufgezogenen Erde; oder man setzt hier eine Woche später die im warmen Hause oder Mistbeet aufgezogenen Pflanzen so tief, daß das unterste Blatt auf der Erde aufliegt. Die Entfernung der Pflanzen unter sich richtet sich nach der Ausdehnung, welche die Pflanzen erreichen, und diese nach der Sorte, welche angebaut wird.

Zur Bereitung von Essig- und Pfeffergurken ist die kleine frühe Pariser Traubengurke (Fig. 1 [1]) die beste; sie wird angesät; die Pflanzen werden durch Verziehen 10—12 cm weit auseinander gestellt und die Früchte geerntet, wenn sie 6 cm lang geworden. Zu Salzgurken nimmt

[1] Die Abbildungen zeigen sämtlich die Gurkensorten, wie sie aus dem Samen der Firma der Hoflieferanten Herrn C. J. Schmidt in Erfurt entstehen.

Fig. 4. Lange chinesische, grünbleibende Schlangengurke.

man am liebsten die grüne mittellange Erfurter Gurke (Fig. 2), welche 15—20 cm Zwischenraum braucht; auch die kurze russische Netzgurke aus Khiwa (Fig. 3) ist zu dem Zwecke brauchbar, begnügt sich aber mit 12—15 cm Raum.

Fig. 3. Kurze russische Netzgurke aus Khiwa.

Als Salatgurke benützt man die bereits genannte mittellange Erfurter, die dem Anbau am wenigsten Schwierigkeiten entgegensetzt, aber auch verschiedene Schlangengurken, die man im warmen Raume aufzieht und Ende Mai ins freie Land pflanzt und zwar ungefähr 30 cm weit auseinander. Gute Sorten sind die lange chinesische grünbleibende (Fig. 4) und die „extralange grüne Schlangengurke“ (Fig. 5).

Während eines regenreichen Sommers ist das Beet mit Baum- oder Strauchzweigen zu belegen, auf welchen die rankenden Gurkenpflanzen sich ausbreiten und wo die wachsenden Gurken vor Fäulnis ziemlich sicher sind. Auch kann man die Zweige in die Erde stecken, damit die Gurkenpflanzen an ihnen emporklimmen. — In besonders warmer Lage sind dergleichen Vorsichtsmaßregeln nicht nötig; hier aber dürften zwei Aussaaten, eine frühe und eine spätere, nötig sein, weil die Pflanzen der ersten Aussaat nicht bis Ende des Sommers dauern; oder man hält die Pflanzen durch Haken dicht am Erdboden fest und bedeckt sie 3—5 cm hoch mit Erde, in der sie sich bewurzeln und, wenn sie gegen Frühfröste geschützt wurden, bis in den Spätherbst wachsen und Früchte tragen. — Bei trockener Witterung wird man zuweilen stark gießen, auch mit abgegorener Jauche und darauffolgendem reinem, immer abgestandenem, niemals kaltem Wasser. — An den Seiten der Beete können vor der Ansaat oder Anflanzung der Gurken und bis diese den ganzen Raum selbst einnehmen, noch andere Gewächse gebaut werden, wie Kopf- und Pflücksalat, Kohlrabi, Radieschen, Spinat u. a. m. Zu den frühesten Gurken im Freien nimmt man gern ein Beet vor einer gegen Süden gelegenen Wand, an der die Pflanzen in die Höhe geleitet werden können, und dürften sich hier auch die zärtlicheren Sorten, die sog. Schlangengurken, mit ziemlich sicherem Erfolge ziehen lassen.

Die Früchte werden zum sofortigen Genuß oder zum Einmachen in der Regel unreif gepflückt; nur das Fleisch der Samengurken wird auch zum Einmachen benützt. Diese, die schönsten, regelmäßig geformten Samengurken werden auf Dachziegeln gelegt und als reif abgeschnitten, wenn sie ganz gelb geworden sind. Nach einer mehrwöchentlichen Nachreife in möglichst brennendem Sonnenscheine werden sie der Länge nach aufgeschnitten und der Samenkerne entledigt, die einige Tage zum Abschleimen in Wasser liegen und dann abgewaschen werden müssen, wonach man sie an einem trockenen Ort, gegen Mäuse geschützt, aufbewahrt. Sie halten sich 6 Jahre keimfähig.

Um dem fortwährend starken Verbrauch von frischen Gurken zu genügen, hat man sie seit einiger Zeit sommers und winters in Gewächshäusern, mit doppeltem Glas-(Sattel-)Dach im Winkel von 45°, gezogen. Für den Wintergebrauch sind die Pflanzen durch Aussaat des Samens im August gewonnen worden; man hat sie, immer zwei zusammen, in mehr und mehr große Töpfe mit immer mehr nahrhafter Erde versetzt und pflanzt sie im Oktober in das Beet frei aus, das inzwischen in dem eben erwähnten Hause vorbereitet worden ist. Es ist dies ein Mistbeet aus Mauerwerk, das mit Mist und Laub gefüllt wurde oder besser mit dem angefeuchteten Straßenkehricht, den man in gepflasterten oder mit Asphalt belegten Straßen großer Städte bisher noch billig hat erwerben können und der eine milde, beinahe das ganze Jahr ausdauernde Wärme entwickelt, über welcher sich Gurken- und Melonenpflanzen außerordentlich wohl befinden. Dieses Mistbeet wird mit einer möglichst fruchtbaren, selbst fetten Erde bedeckt, in der aber Kalkschutt, Ziegel- und Kalksteinchen, Holzasche und gleichmäßig grobe Coaksasche nicht fehlen sollten, und in welche die Pflanzen, zwei aus einem Topf unter einem Fenster, auszusetzen sind. Dieselben waren inzwischen wenigstens einmal entspitzt worden und haben je zwei Ranken entwickelt, die nahe an das Fenster gezogen und auf die hier 25 cm vom Fenster entfernt wagerecht angebrachten verzinkten Eisendrähte gelegt bezw. an ihnen befestigt werden. Die Temperatur im Hause soll während der Nacht 15°, am Tage 25° C., während des Sonnenscheins entsprechend höher sein. Während der Blütezeit sollen die Narben der weiblichen Blüten fortwährend mit den Pollen der männlichen befruchtet werden, wozu man sich eines feinen Haarpinsels bedient. Außerdem ist stets für feuchte und frische Luft zu sorgen. Das Gießen mit bis 30° C. erwärmtem Wasser ist selbstverständlich, ebenso die Benützung leerer Stellen im Hause für andere Treibartikel. — Das Treiben im Mistbeet des Gartens ist schwieriger und beginnt nicht vor Februar, bis wohin man kräftige Pflanzen angezogen haben wird, von denen unter jedes Fenster eine, von kleineren Sorten auch zwei, gesetzt werden können. Nach den neuesten Erfahrungen sollen die nach dem ersten Entspitzen entstandenen zwei Ranken über dem achten Blatte entspitzt werden und die daraus entstehenden Seitenranken ebenso, wodurch ein unaufhörliches Wachsen und Fruchttragen entsteht.

Fig. 1. Kleine frühe Pariser Traubengurke.

Gute Treibsorten sind folgende: Früheste kleinlaubige, weißstachelige, grüne Schlangengurke, Noas Treibgurke (Fig. 6), Königsdörffer Unermüdliche, Duke of Edinburgh, Marquis of Lorne, mehrere Arnstädter Treibgurken u. a., sämtlich sehr groß; außerdem für zeitigen Ertrag die frühe grüne Trauben-, echte Pariser Trauben-, Borowskysche Traubengurke, sämtlich klein, aber sehr früh.

Fig. 2. Erfurter mittellange grüne Gurke.

Die Wintermoden.

Von

Ida Barber.

Man sprach bereits zur Zeit, da noch die Bäume in vollem Blätterschmuck prangten, von neuen Wintertrachten; die Modeorakel weissagten damals schon, daß man die Mäntel lang, die Hüte hoch, die Kleider aus gehaarten Stoffen tragen werde, daß die englische Mode in dieser Saison den Sieg über ihre Pariser Zwillingsschwester davontragen und für die Soiree- wie Straßentoilette maßgebend sein dürfte. — Jetzt, da die Bäume, wenn auch nicht im Blätterschmuck, so doch im nicht minder reizvollen ihrer Eisdiamanten prangen, sehen wir ein, daß jene Urteile zum Teil verfrüht waren. — Die eigentliche Hochmode des Winters pflegt sich erst an der Jahreswende einzustellen. Da machen wir dann, wie gar so oft auch in diesem Jahre, die Erfahrung, daß unsere Damen sich nicht durch die Mode-Industriellen bevormunden lassen, sondern sich ihr Stimmrecht, wiewohl es ihnen im politischen Leben bestritten wird, im Modeleben zum mindesten ganz energisch wahren.

Weit entfernt davon, alles gedankenlos zu acceptieren, das als Nouveauté empfohlen wird, machen sie ihre eigene Geschmacksrichtung geltend; so kam es, daß die von der Seinestadt mit großer Reklame eingeführten kurzen Pelzmäntel (die gehaarte Seite nach außen) wenig Anklang fanden und sehr bald von der Bildfläche verschwanden, daß die pyramidenförmig ansteigenden, überreich mit Federn und Samt garnierten Velpelhüte, den niedrigen Tocques und kleinen Kapottformen weichen mußten, daß die für die Gesellschaftssaison empfohlenen großblumigen Brockate und Samte weit weniger getragen werden, als die einfarbigen reich in Seide gehaltenen Monopolstoffe. — Auch für Promenadenkostüme ist das genre deux tons überlebt. — Die elegante Dame hält die in zwei Farbtönen gefertigten Kleider für unfein; — selbst der Besatz, mag er nun aus Samt, Plüsch oder Posamenterien bestehen, muß zum Grundton passen. — Mit Vorliebe wählt man jene weichen Stoffe, wie Velours du nord, Plüsch, Moskowite, Himalaya, die elegant genug sind, um jedes Schmuckes zu entraten. Für leichtere Tuchkleider ist Krimmer- oder Pelzbesatz viel in Verwendung; braune Kostüme verbrämt man gern mit Castor doré, graue mit Chinchillah, schwarze mit Marder, Nerz oder Zobel; der im Vorjahre sehr beliebte Skunks scheint seine Rolle ausgespielt zu haben; statt seiner wird der in Silbergrau hinüberspielende Chinchillah nicht nur zu Kleidern, auch zu Mänteln, Entrees, ja zu ganzen Tabliers verwendet. — Die nachgeahmten Pelzsorten sind vielfach so täuschend, daß man sie für echte hält. — Sealskin und Astrachan (Imitationsware) werden massenweis zu großen Faltenmänteln verarbeitet; der Stoff ist, obschon schwer und gediegen aussehend, so leicht, daß derartige Mäntel, selbst wenn man sie mit echtem Pelz füttert, leichter als gewöhnliche Pelzmäntel mit Tuchauflage sind. — Wo man Tuch zum Bezug verwendet, wird zumeist das ramagierte, oder mit Chenilleeffekten durchwirkte gewählt. — Glatte Gewebe sind in diesem Genre wenig beliebt. —

Statt des bereits bis zum Ueberdruß gesehenen Plüsches wählt man für elegante Mäntel gern den neuen Moscovite perlé, jenen gerifften schweren Seidenreps, der wie mit Perlen durchwirkt erscheint; näher betrachtet, ist dem Stoff keine einzige Perle eingewebt; — die Querfäden sind an entsprechenden Stellen perlartig verdickt, geknotet, und erzeugen so die Täuschung. — Moscovite perlé ist wieder einmal eines jener Fabrikate, mit denen die Schweizer Seidenindustrie einen Erfolg errungen; Wiener erste Häuser, die ehedem nur französische Seidenstoffe verarbeiteten, beziehen jetzt en masse Züricher Seidenwaren; diese Hennebergschen Fabrikate haben bereits einen Weltruf erlangt; man schätzt sie nicht nur als Nouveautés, sondern namentlich weil sie aus bestem Rohmaterial hergestellt werden und als unverfälschte Seide gelten. — Die von Lyon und Genua eingeführten Seidenstoffe zeigen vorwaltend Satingrund, von dem sich Plüsch-, Samt- oder Friséeffekten abheben. Genua liefert gestreifte Samte, abgepaßte Seidenroben, mit Goldfäden durchwirkte Damassés von wunderbarer Schönheit; einer Lyoner Specialität sind die aus gelockten Seidenfäden bestehenden, reich nüancierten Seidenkrimmer, die als modernster Besatzstoff selbst zu Ballroben Verwendung finden.

Charakteristisch für unsere diesjährige Ballmode ist es, daß man zu den ätherisch leichten, durchsichtigen Stoffen auffallend schwere Besatzartikel nimmt; so sehen wir Chinchillah-Volants auf weißem Crêp de Chine, Plüschstreifen auf Gaze Donna Maria, Marabout-Galons auf Tüll-Illusion; — letztgenannte Mischung macht einen überaus harmonischen Eindruck; nichts Duftigeres als solch ein kurzes, aus

Fig. 6. Noas Treibgurke.

sechs- oder acht Tüllvolants bestehendes weißes Kleidchen, das am Rande jedes Volants mit zweifingerbreitem weißen Maraboutstreifen garniert ist; — statt der Tülldraperie, die den Ausschnitt zu begrenzen pflegt, eine Einfassung von Marabouts, auf denen sich Schmetterlinge wiegen.

Eine Wiener Specialität neuesten Datums sind die aus denkbar schmalsten Bandschlupfen gefertigten Ballkleider. — Der Rock ist mit tausenden solcher aus Null-Band genähten Schleifen derart besetzt, daß die Bandmaschen Streifen bilden; zwischen letzteren sind Wachsperlen oder Streublümchen eingenäht, die wesentlich dazu beitragen, den Effekt des Ganzen zu erhöhen. — Die Taille ist aus Silberstoff oder Silberborten gefertigt, längs des Ausschnitts mit einer aus Bandmaschen zusammengesetzten Guirlande abgegrenzt. — Bezüglich der Farbenwahl sind unsere modernen Elegants oft in nicht geringer Verlegenheit. — Ist der Salon, in dem sie zu erscheinen haben, resp. ihre Triumphe feiern wollen, elektrisch erleuchtet, so riskiert man, daß eine bei Gas- oder Kerzenlicht entzückend schöne Toilette matt und farblos erscheint. — Ueberall gleich gut wirkend erweisen sich das matte Rosa, das bläuliche Sèvre und jenes silberschillernde Weiß, das wohl lange dem mehr gelblichen Ivoire weichen mußte, in diesem Jahre aber wieder eine dominierende Rolle spielen soll.

Mit gleicher Eleganz wie die Gesellschaftsrobe stattet man den Umhang, in welchem man zu Festlichkeiten erscheint, aus. Gewisse Damen treiben den Luxus so weit, zu jedem Gesellschaftskleid ein Entree aus gleichem Stoff zu haben; es ist entweder mit Hermelin oder brebis sibirien gefüttert, mit dicken seidenen Schnüren oder großen Metallschließen geziert; zu dem Entree wieder paßt der sogenannte Abendhut, der statt der früher beliebten Baschliks und Kopftücher getragen wird; — ohne die Frisur zu drücken, umschließt er eng das Gesicht, ist reich mit Blumen, Spitzen und Leuchtkäfern garniert, kleidet trefflich und ist deshalb schnell das enfant gâté der Modedamen geworden.

Was immer von unserem Louvre aus lanciert wird, ist des Beifalls unserer Modedamen sicher. Die Bulgarenhauben (breite gestickte Stirnbinde mit wollenem Kopftuch), die polnischen Confederatkas (Stoffmützen mit Pelzrand), die Pelerines Souwaroff aus Skalskin mit passendem Muff, in dessen Faltentaschen sich Näh- und sonstige Necessaires bergen, sind überraschend schnell in Aufnahme gekommen. Der Fächer in seinen verschiedenen Abarten, aus Spitzen, Straußfedern, aus einem mit Malereien gezierten Seidenstoff oder aus gestickter Gaze gefertigt, mit Gestell von Schildpatt oder aus geschnitztem Ebenholz, dessen Seitenwände mit Gold inkrustiert, mit Edelsteinen belegt sind, ist einer jener Modeartikel, die keine auf Eleganz haltende Dame entbehren mag, wiewohl sie sehr leicht entbehrlich sind. Der Fächer muß zum Kleide passen, womöglich sogar zu Schmuck und Spitzen.

Eine annähernd gleiche Bedeutung legt die Mode dem für die Gesellschaftstoilette bestimmten Handschuh bei. Aus Seidentricot in der Farbe des Kleides gefertigt, auf der Hand gestickt, an den Armlängen mit à jour-Bordüren geziert, mit passender Seidenspitze begrenzt, ist der moderne Handschuh eine Art Kunstobjekt, das gewürdigt sein will; Armspangen, Reife aus antikem Gold oder Edelsteinen bestehend, erhöhen die Eleganz, ja einige prachtliebende Damen gingen sogar so weit, ihre kostbaren Brillantringe auf den Handschuhen zu tragen; wiewohl man darüber lachte und spottete, fanden sich doch viele, die dieser Neuerung Beifall zollten und sich bereit finden ließen, getreue Nachahmerinnen zu sein. — Selbst die absurdesten Moden finden ihre Nachbeterinnen. — So sollen jetzt, wiewohl man jahrelang zufrieden war, vom hohen Kothurn herabgestiegen zu sein, die Stöckelschuhe wieder eingeführt werden; so spricht man allen Ernstes davon, das Haar pudern, mit Brillantstaub beschütten zu wollen, so beliebt man sich, um für interessant zu gelten, das Gesicht mit allerhand schwarzen Pflästerchen zc. —

Die Moden, die zur Zeit, als eine Marquise de Pompadour ihr Scepter schwang, Anerkennung fanden, sollten sich wirklich heut überlebt haben; unsere Frauen haben ja eine ganz andere Auffassung von ihren Pflichten, ihrer socialen Stellung, als daß sie sich, wenn auch nur äußerlich, den Normen anbequemen könnten, die damals gültig waren. Man will originell erscheinen und greift deshalb zurück, läßt alte Modebilder wieder aufleben, einst früher gültige Modeideen mit denen unserer Tage.

Die Trachten der Jetztzeit haben demzufolge eine wenig einheitliche Geschmacksrichtung; man findet es nicht unpassend, zu einem altdeutschen Kostüm eine polnische Confederatka oder einen nach Art der ungarischen Mente gearbeiteten Mantel zu tragen, zu einem Kostüme Pompadour einen venetianischen Schmuck oder einen Stuartkragen.

Etliche Modedamen nehmen es zwar ernst mit den sogenannten historischen Trachten; sie studieren alte Bilder und lassen sie bis aufs I-Tüpfelchen genau nachbilden, sie kaufen antike Stoffe um teures Geld, antike Stickereien, antike Goldspitzen, indes zumeist passen selbst derartige vollkommen korrekt durchgeführte Toiletten nicht in unsere modernen Gesellschaftssäle; sie erregen Aufsehen, ohne zu gefallen oder die Trägerin zu kleiden. Anmutige, gefällige Trachten lassen sich in seltensten Fällen dadurch herstellen, daß man Altes wieder aufleben läßt; zu Kostümfesten und derartigen Gelegenheiten mögen die jetzt Epoche machenden „historischen Trachten" an ihrem Platze sein, im modernen Salon sind sie des Erfolges selten sicher.

Charakter und Handschrift.

Von

H. Amselmann.

IV.

Von graphologischer Wichtigkeit ist die mehr oder weniger senkrechte Lage des Buchstabens zu der wagrechten Linie. Es gibt schiefe Schriften, deren Buchstaben zu der wagrechten einen Winkel von weniger als 90 Grad bilden; es gibt senkrechte, deren Buchstaben zu der wagrechten einen Winkel von 90 Grad bilden, und es gibt zurückgewendete Schriften, bei denen der betreffende Winkel größer ist als 90 Grad.

Die graphologische Erfahrung beweist, daß ein Mensch desto schiefer schreibt, je sensibler, empfindbarer, reizbarer, überhaupt je mehr er Gefühlsmensch ist. Wenn wir das vorwiegende Gefühlsleben der Frauen berücksichtigen, so werden wir unter diesem Gesichtspunkt das Faktum begreifen und würdigen können, daß weitaus die Mehrzahl der Frauen schiefer schreibt als die Männer. Erscheint eine Schrift auffallend schief, so daß die Buchstaben zu der wagrechten Linie in einem Winkel von ungefähr 40 Grad stehen, so deutet dies auf übertriebene Leidenschaftlichkeit, Gereiztheit und Empfindlichkeit, und in diesem Fall wird der Graphologe leicht auf krankhafte anormale Seelenzustände schließen. Uebrigens treten sehr schiefe Schriften selten auf. Doch darf man mit einem weichen und reizbaren Seelenleben, das als Ausfluß natürlicher Anlage erscheint, jene oft nur vorübergehende Empfindlichkeit, Reizbarkeit und Aufregung nicht verwechseln, welche Krankheit, Ueberarbeitung oder Mißgeschick entspringen: solche Zustände können bei Naturen eintreten, die von Haus aus keineswegs zu den sensiblen und leidenschaftlichen gehören.

Wir führen in Fig. 14 unseren Lesern eine Schrift vor, deren Buchstaben so stark geneigt sind, wie man es bei Männern nicht häufig antrifft,

Fig. 14.

deren Kraft und sichere Führung aber jeden krankhaften Zustand ausschließen. Der Schreiber ist, wie wir wissen, eine zwar sehr sensible, aber ganz gesunde Natur. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen führt eine Handschrift, die in allen möglichen Nüancen zwischen dieser und einer ganz geraden in der Mitte steht.

Die gerade Schrift geht im allgemeinen wider die Hand und erfordert gewöhnlich auch mehr Zeit als die schiefe. Graphologisch gilt von ihr das Umgekehrte, was von einer stark geneigten: geringere Stärke des Seelenlebens und der Leidenschaftlichkeit. Da sie, wie gesagt, gegen die Hand geht, so legt sie dem Schreiber einen gewissen Zwang auf. Sie deutet auf kühlere, nüchterne Naturen, die sich in der Gewalt haben und nicht leicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen — Verstandesmenschen. Wir zeigen in Fig. 15 eine ungezwungene senkrechte Schrift.

Es kommt vor, daß Leute sich eine gerade Schrift absichtlich angewöhnen, weil sie dadurch gezwungen werden, langsamer und somit ordentlicher zu schreiben. Diese Wandlung kommt nicht selten gerade vor zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahr, wo sich der Charakter eigentlich ausbildet und der Mensch Reserve und Zurückhaltung lernt. Man sieht es solchen Schriften in der Regel immer noch an, daß sie ursprünglich schiefe waren, und nicht selten verfällt der Betreffende wieder in den ursprünglichen Duktus zurück, wenigstens in einzelnen Wörtern, wenn er sehr rasch irgend etwas Privates zu schreiben hat. Solche Schriften zeigen in der Regel starke Rundungen, das Zeichen der Güte, und deuten darauf hin, daß sich der Schreiber unbewußt eine Art von Zurückhaltung auferlegen will.

Fig. 15.

Fig. 16 führt die Schrift eines Gelehrten vor, dem wir beim Anblicke einer Reihe ganz gerade geschriebener Aktenstücke sofort sagten, er habe zweifelsohne einmal eine schiefe Handschrift gehabt. Er bejahte es mit der Bemerkung, daß er sich erst seit wenigen Jahren des vertikalen Duktus bediene und daß er zu seinem Privatgebrauch noch immer die schiefe Schrift anwende. Aus diesem Dualismus erklärt sich das auffallende Schwanken der Richtung in der Schrift, wie wir es in der Figur sehen.

Fig. 16.

Von der zurückgewandten Schrift gilt in erhöhtem Maße das von der geraden Ausgesagte. Sie deutet für den Graphologen fast ausnahmslos auf eine problematische Natur, und zwar durchaus nicht etwa immer im schlimmen Sinne. Menschen, die unter dem Drucke und dem Bewußtsein ernster Pflichten häufig genug in die Lage kommen, die Regungen des Herzens zu unterdrücken und eine schroffe Seite herauszukehren, überhaupt gespannte Naturen, die nach dem inneren Gleichgewicht zu ringen haben, die mit Energie und Eigenwillen ein warmes Gemüt verbinden, schreiben eine zurückgewandte Schrift.

Fig. 17.

Die Rundung, Weichheit, Klarheit und Bescheidenheit der Probe (Fig. 17) deutet auf eine solche Natur hin.

Das Ringen und Kämpfen leidenschaftlicher oder wenigstens lebhafter Naturen mit der Hitze ihres Temperamentes offenbart sich noch in einem eigentümlichen und unschwer erkennbaren graphologischen Zeichen.

Die Schrift (Fig 18) ist ihrer ganzen Natur nach eine entschieden schiefe, eine lebhafte und bewegte. Nun betrachte man einmal die einzelnen Worte. Die ersten Buchstaben sind geneigt, die letzteren zurückgebogen oder die Richtungen wechseln sogar miteinander. Hier dokumentiert sich der Kampf eines energischen und klaren Verstandes gegen ein lebhaftes gereiztes Naturell.

Fig. 18.

Nachstehend geben wir noch die:

Beurteilung eingegangener Handschriften.

1. A. F . . . . d in Libau. Schrift durchaus kaufmännisch ohne hervorstechende Individualität. Gutmütig, offen, eitel, ohne Ehrgeiz nach Höherem, Sinn für Aeußerlichkeiten und Repräsentation. Kein Geizhals.

2. Jenny: Probe etwas kurz, größere Individualität, mehr Intelligenz und Interesse. Klar und energisch bis zur Schärfe, etwas Eigensinn, Offenheit. Oekonomisch und geordnet.

3. „Schwiegermama", Wien. Feine Natur, hält außerordentlich viel auf äußere Repräsentation und feine Erscheinung, stellt ihr Licht nicht gern unter den Scheffel. Im Haushalt pünktlich und ordentlich. Schöngeistig, intelligent, reges Interesse. Neigung zu diplomatischer Herrschaft. Kaufmännische Züge. Handschrift könnte auch von einem Herrn herrühren.

4. Georg H . . . ., Augsburg. Noch etwas grün, unausgegoren, unharmonisch. Leicht bestimmbar, überhaupt Stimmungsmensch. Leicht mit Anwandlungen von Katzenjammer. Flüchtig, eitel, aber gutmütig, naiv. Neigung zur Flunkerei.

5. Amicitia, Köln. Lebhaftes, aufgeregtes, unter geringer Selbstbeherrschung stehendes Temperament. Materiell, sinnlich, egoistisch, eitel. Dagegen offen, gut und nicht unintelligent. Handelt sehr nach augenblicklichen Eingebungen; um diese disharmonischen Eigenschaften ins Gleichgewicht zu bringen, fehlen die feineren Züge.

6. Karl S. . . . . ., Krefeld. Einfache, unverkünstelte Natur, wenig Ehrgeiz, etwas sinnlich, offen, ohne Mißtrauen. Bescheiden, gut, gefühlvoll, nicht ohne Phantasie.

7 Dr. G . . . ., Basel. Intelligente Schrift, beobachtender, abwägender, aber nicht produktiver Kopf. Kunstsinn. Eigensinnig, energisch, sieht aufs Wesentliche, ohne Eitelkeit und Affektation. Kann heftig, sogar grob werden; bestimmtes, nachdrückliches Wesen.

8. Anna von Z . . . . . ., Olmütz. Noble Schrift, scharf, energisch, klar. Einseitig, herb, gerade, offen, ohne jede Kleinlichkeit. Wenig geistige Interessen. Behält das letzte Wort; im ganzen kalt und reserviert.

R. Schumanns sämtliche Werke.

Unter den deutschen Verlagsfirmen, welche ihre Aufgabe in höchst würdiger Weise erfaßten und lösen, steht der altberühmte Musikalienverlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig obenan. Ihm verdanken wir eine Reihe monumentaler Ausgaben klassischer Musikwerke, die immer nur mit dem Aufgebot höchster Kraft, vielfach nur mit Opfern zu ermöglichen waren. So hat er uns mit den tadellosen Ausgaben Bachs, Mozarts, Beethovens u. a. beschenkt, so beschenkt er uns jetzt wieder mit der ersten kritisch durchgesehenen Gesamtausgabe Robert Schumanns, zu deren kritischer Zusammenstellung und Durchsicht er des Meisters Gattin, Klara Schumann, gewonnen hat. Die ihrem Gatten kongeniale Frau hat damit Schumann und sich selbst das schönste Denkmal errichtet, das unvergänglich im Herzen des deutschen Volkes fortleben wird. Niemand war mehr berufen zu dieser Arbeit als Klara Schumann, und die eben zum Erscheinen gelangte Gesamtausgabe beweist, daß allen Erwartungen vollauf entsprochen wurde, daß in siebenjähriger rastloser Arbeit mit Unterstützung hervorragender Kräfte das denkbar Beste erreicht wurde. Die Ausgabe gliedert sich in 13 Serien, welche die Orchesterwerke (Symphonien, Ouverturen, Konzerte), Kammermusik (für Streichmusik), Pianofortemusik (Pianoforte und andere Instrumente, Vierhändiges, Zweihändiges), Orgelmusik und Gesangmusik (größere Gesangwerke mit Orchester oder mehreren Instrumenten, mehrstimmige Gesangwerke mit Pianoforte, Männerchor ohne Begleitung, für Sopran, Alt, Tenor und Baß ohne Begleitung und für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung) umfassen. Neben der Partiturausgabe, die über 300 Mark kostet, hat der Verlag gleichzeitig eine durch die Niedrigkeit ihres Preises jedem zugängliche Volksausgabe erscheinen lassen, die mit Fingersatz- und Vortragzeichen versehen ist. Die gesamten Lieder kosten in dieser Ausgabe nur 9, die Klavierwerke nur 10 Mark, dabei läßt Stich, Korrektur, Druck und Papier nichts zu wünschen übrig. Wir glauben bei dieser Anzeige den besten Anlaß zu haben, unsern Lesern auf besonderem Kunstblatt die liebliche Psyche von Donndorfs würdigem Grabdenkmal R. Schumanns in photographischer Nachbildung vorzuführen. Das Donndorfsche Reliefporträt Schumanns selbst ist der Volksausgabe zu besonderem Schmucke vorgesetzt. r.

Litterarische Jahresberichte [1].

Naturwissenschaft.

Der ungeheure Aufschwung der Elektrotechnik in den letzten Jahren hat, wie zu erwarten stand, eine wahre Flut von Lehr- und Handbüchern über die Elektricitätslehre im ganzen oder über einzelne Teile derselben hervorgerufen, welche den mehr als spröden Stoff auch dem Laien einigermaßen mundgerecht zu machen suchen. Ein schwieriges Beginnen. Einmal wissen wir über das Wesen der Elektricität nichts; sodann ist es eine harte Aufgabe, auch nur die Art und Weise zu erklären, wie die elektrischen Erscheinungen entstehen, weil hier alles auf Hypothesen beruht, weil wir wohl das Ergebnis sehen, die Ursache aber uns unbekannt bleibt. So kommt es, daß wir nur in dem Werke: **„Die Grundlehren der Elektricität und ihre wichtigsten Anwendungen. Für Gebildete aller Stände dargestellt** von Dr. Max Wildermann" (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung) eine für den Laien einigermaßen verständliche Erklärung der Art und Weise gefunden haben, wie der Strom in den so wichtigen dynamo-elektrischen Maschinen entsteht. Recht klar und ohne allzuviel unnützes gelehrtes Beiwerk sind in diesem Buche auch die Anwendungen der Elektricität dargestellt. Namentlich ist es anzuerkennen, daß der Verfasser mathematische Formeln wie das Feuer meidet.

Einen ganz anderen Plan legte Dr. Kleyer seiner **„Mathematischen, technischen und naturwissenschaftlichen Encyklopädie"** (Stuttgart, Jul. Maier) zu Grunde. Der Herausgeber zerlegt seinen Stoff jedesmal in zwei Abteilungen, eine populäre und eine mathematische oder vielmehr streng wissenschaftliche. Wer sich durch die erste durchgearbeitet und an der Sache Geschmack gefunden hat, mag dann an die zweite herangehen; im entgegengesetzten Fall legt er einfach das Buch beiseite. Auch hat der Herausgeber die Katechismusform gewählt und zerlegt den ganzen Stoff in Fragen und Antworten, bezw. in Aufgaben und Lösungen, was sicherlich manches für sich hat, wenigstens für den ersten Teil. Erschienen ist bisher der erste Teil nahezu ganz, welcher betitelt ist: **„Die elektrischen Erscheinungen und Wirkungen in Theorie und Praxis"**. Das in seiner ersten Abteilung im großen und ganzen gemeinfaßlich geschriebene Werk ist, wie das vorgenannte, mit zahlreichen Illustrationen versehen, ohne welche der behandelte Gegenstand trotz aller Erklärungen ein Buch mit sieben Siegeln bliebe.

An weitere Kreise wendet sich ebenfalls Dr. E. Netoliczka in seiner **„Illustrierten Geschichte der Elektricität"** (Wien, Pichlers Witwe und Sohn). Der Gegenstand war bisher, wenigstens als Monographie, nur von Hoppe behandelt worden, welcher aber bei dem Leser größere mathematische Kenntnisse voraussetzt. Diese Klippe hat Netoliczka glücklich umschifft, und sein Buch wird auch vom Nichtfachmanne verstanden werden. Besonders interessant ist der den ältesten Beobachtungen bis zur Entdeckung des Galvanismus gewidmete Abschnitt.

Den Erbauern von Telephonanlagen wie auch den Privatleuten gewidmet, die sich des Fernsprechers bedienen, ist das kleine Werk von C. Willmann, **„Das Telephon"** (Rostock, F. Ahrens jun.) gewidmet. Es bringt nebst einer Geschichte des Telephons eine Anweisung zur Anwendung desselben. Nur geringen Anklang dürfte aber der Verfasser mit der von ihm vertretenen Ansicht finden, der Fernsprecher bilde keinen integrierenden Bestandteil des Telegraphenmonopols des Staates. Wer die Entwickelung der Telephonie verfolgt, muß vielmehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß diese vom Telegraphen nicht zu trennen ist.

Der elektrotechnische Verein in Berlin hat sich durch die Herausgabe des Büchelchens: **„Die Blitzgefahr. Mitteilungen und Ratschläge betreffend die Anlage von Blitzableitern für Gebäude"** (Berlin, Springer) ein großes Verdienst erworben. Der Verfasser desselben, Dr. L. Weber erteilt darin besonders Ratschläge über den Bau der Blitzableiter im allgemeinen, sowie über die für specielle Gebäude passenden Blitzschutzvorrichtungen.

Sehr verdienstlich ist die von Dr. E. Fuchs besorgte Uebersetzung einer englischen Preisschrift: **„Ueber die Ursachen und die Verhütung der Blindheit"** (Wiesbaden, Bergmann). Man lese besonders den Abschnitt über die Beleuchtung und zwar möglichst im Zusammenhange mit dem im gleichen Verlage erschienenen Schriftchen von Prof. Cohn über den **„Beleuchtungswert der Lampenglocken"**. Für Laien besonders wertvoll erscheint der letzte Abschnitt des Werkes, welcher die zum Lesen und Schreiben empfehlenswerte Lichtmenge behandelt.

Das Gas wird leider nicht so bald durch das elektrische Licht verdrängt, und es dürfte bis dahin der bekannte Ingenieur Muchall viele Auflagen seines trefflichen **„A B C des Gas-Konsumenten"** (Wiesbaden, Bergmann) absetzen können. Sehr praktisch ist besonders der letzte Abschnitt über die Bedienung der Gaseinrichtung.

Ein wunderbarer Stoff ist der Asbest. Man stelle sich ein Mineral vor, welches aus lauter seidenartigen, sich fett anfühlenden Fäserchen besteht, und man wird einen schwachen Begriff von der Sache haben. Asbest ist leider zu wenig verbreitet, sonst hätte er seiner ausgezeichneten Eigenschaften wegen schon eine viel größere Anwendung gefunden. Diese Eigenschaften und besonders die Verwendung des Asbestes als feuerschützendes Mittel behandelt Benerand in seinem Werke: **„Asbest und Feuerschutz"** (Wien, Hartleben).

Dem Sekondelieutenant H. Moedebeck verdanken wir ein musterhaftes Werk über einen Gegenstand, der fortwährend auf der Tagesordnung steht. Wir meinen dessen Arbeit über die **„Luftschiffahrt unter besonderer Berücksichtigung ihrer militärischen Verwendung"** (Leipzig, Schlömp). Daß der Verfasser sich an die Thatsachen hält, und über die vielen abenteuerlichen Projekte der Stubenluftschiffer streng zu Gericht sitzt, versteht sich von selbst.

Mode geworden ist infolge der Berichte der Deutschen Seewarte die Wetterprophezeiung. Und so kommt das Werkchen von Dr. A. Troska: **„Die Vorherbestimmung des Wetters mit-**

[1] Schluß des Artikels in Heft 5, S. 1051.

telst des Hygrometers" (Köln, Bachem) gerade gelegen. Das Buch bildet zugleich eine Ehrenrettung des verstorbenen Klinkerfues; es wird darin gezeigt, daß dieser Gelehrte deshalb zu praktischen Ergebnissen nicht kam, weil er seine Ideen fortwährend wechselte und von beharrlichem Verfolgen eines Zieles nichts wußte.

In seinem Werke: „**Das Wasser nach Vorkommen, Beschaffenheit und Bedeutung**" (Dresden, Tittel Nachf.) hat sich A. F. Wagner besonders zur Aufgabe gestellt, die gesundheitliche Bedeutung eines frischen, gesunden Trinkwassers hervorzuheben. Allen Freunden des edlen Getränkes bestens empfohlen.

Klemanns Verlag in Berlin versendet soeben die von Langhoff besorgte sechste Auflage des physikalischen Teils des berühmten Werkes von Ule: „**Warum und Weil**". Das Buch ist in der Form von Fragen und Antworten verfaßt und gibt sofortige Belehrung über alle Gebiete der Physik.

Der Vollendung naht die von Prof. Reuleaux herausgegebene achte Auflage des Riesenwerkes: „**Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien**" (Leipzig, Spamer). Die erste Auflage bildete einen mäßig starken Duodezband, die vorliegende ist auf acht große Oktavbände mit 3500 Illustrationen angewachsen! Wie uns scheint, ist der Herausgeber dieser Auflage nicht in den Fehler seiner Vorgänger verfallen. Es hieß immer: Das Buch der Erfindungen ist zu gelehrt und zu trocken für Laien, für Techniker aber nicht gründlich genug. Dieser Mangel ist nun zum guten Teil beseitigt, und das Werk erfüllt nunmehr seine Bestimmung aufs beste, den Laien über die Fortschritte und Errungenschaften der Technik zu belehren. Auch sind die neuesten Erfindungen, soweit es anging, überall berücksichtigt, keine kleine Aufgabe, wenn man bedenkt, wie rasch namentlich die Elektrotechnik vorschreitet. Die noch ausstehenden zwei Bände behandeln den Weltverkehr und seine Mittel, also Eisenbahnen und Schiffahrt.

Die Engländer und besonders die Franzosen besitzen seit längerer Zeit populär gehaltene Jahresberichte, welche das große Publikum in den Stand setzen, die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik zu verfolgen. Ein solches periodisches Werk fehlte dagegen bisher sonderbarerweise in Deutschland. Diese auffallende Lücke füllt nun das von Dr. M. Wildermann herausgegebene „**Jahrbuch der Naturwissenschaften**" (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung) in trefflicher Weise aus. Das Jahrbuch besitzt namentlich seinen Vorbildern gegenüber den Vorzug der Internationalität. Es berücksichtigt nicht bloß die Vorfälle in Deutschland, sondern in der ganzen Welt, was mit ein Haupterfordernis für dergleichen Arbeiten sein dürfte. Denn die Wissenschaften und ihre Anwendungen sind dem Wesen nach international. Das Jahrbuch gibt eine Uebersicht nicht nur der eigentlichen Naturwissenschaften, sondern auch der Mechanik, der Gesundheitspflege und der Länder- und Völkerkunde. — Der zweite Jahrgang erscheint Anfang 1887.

Von den großen Fortschritten des Farbendruckes, sowie der Buchbinderkunst zeugt eine Reihe vorliegender, populär-naturwissenschaftlicher Werke, von denen ersteres aus dem Verlag von G. Freytag in Leipzig, und die übrigen aus dem gemeinschaftlichen Verlag des Genannten und von F. Tempsky in Prag stammen. Der bekannte Vogelfreund Dr. K. Ruß beschenkt uns mit einem auf 16 Lieferungen berechneten Werke über die „**Vögel der Heimat**". Was das Werk besonders auszeichnet, ist einerseits die durchaus zuverlässige, und in allen Angaben stichhaltige Beschreibung der einheimischen Vogelwelt, andererseits die sehr schön ausgeführten Farbendrucktafeln, welche 120 Vogelarten in ihrer bunten Tracht möglichst getreu und in ihrer natürlichen Umgebung veranschaulichen.

Der unseren Lesern sicherlich bekannte, sich unter dem Pseudonym Carus Sterne versteckende Verfasser von „Werden und Vergehen" tritt mit zwei reizend ausgestatteten Werken auf, welche die „**Sommerblumen**" und die „**Herbst- und Winterblumen**" zum Vorwurf haben, während Aglaia von Enderes in einem Seitenstück zu diesen Büchern die „**Frühlingsblumen**" behandelt. Die drei Werke sind mit schönen Farbendrucktafeln nach Zeichnungen von Jenny Schermaul und Joseph Seboth ausgestattet und stellen sich überdies in gediegenen und geschmackvollen Einbänden vor, die sicherlich länger halten werden, als die sonst üblichen Leinwandbände. Die Sammlung bildet ein sehr hübsches Geschenk für junge Damen und angehende Botaniker.

Für Tiersammler berechnet ist dagegen Martins „**Taxidermie**" oder die Lehre vom Präparieren und Ausstopfen der Tiere (Weimar, Voigt, dritte Auflage). Dieses von einem Atlas begleitete Lehrbuch erteilt nicht bloß über obiges, sondern auch über das Naturaliensammeln auf der Reise und den Naturalienhandel erschöpfende Auskunft. M.

Hygieine und Heilkunde.

Unter den Werken und Abhandlungen des Jahres 1886, welche sich mit „Gesundheitspflege" befassen, sei vor allem des jetzt vollendet vor uns liegenden, trefflichen, durch gemeinverständliche Sprache ausgezeichneten, durch zahlreiche vorzügliche Abbildungen illustrierten „**Berichtes über die Berliner Ausstellung für Hygieine und Rettungswesen**" gedacht. Derselbe verdient die weiteste Verbreitung auch in den Kreisen von Nichtmedizinern. Ihm schließen sich die beiden der 59. Naturforscherversammlung dargebrachten Festschriften: „**Die naturwissenschaftlichen und medizinischen Staatsanstalten Berlins**" sowie „**Die Anstalten der Stadt Berlin für öffentliche Gesundheitspflege und für den naturwissenschaftlichen Unterricht**" würdig an. Sie sollten namentlich von Aerzten, Schulmännern und städtischen Verwaltungsbehörden aufs eingehendste studiert werden, da sie über eine große Fülle der trefflichsten Anstalten und Einrichtungen unserer Reichshauptstadt Bericht erstatten.

Ueber die „**Ernährung des gesunden und kranken Menschen**" handelt ein im Verlage von Urban und Schwarzenberg zu Wien erschienenes umfangreiches „**Handbuch der Diätetik**" von Dr. J. Munk und Professor Dr. Uffelmann, welches die Theorie wie Praxis der Ernährung des einzelnen und bestimmter Bevölkerungsklassen, die Ernährung der Kranken im allgemeinen und in speciellen Krankheitszuständen bespricht, detaillierte diätetische Vorschriften gibt und besonders für Aerzte, Vorsteher von Heil- und Pflegeanstalten, wie für Verwaltungsbeamte berechnet ist. — Mit der Methode der Ernährung befaßt sich auch eine kleine Schrift Leiners: „**Ueber den Vegetarismus**". Sie ist eine Antwort auf eine Arbeit Hartmanns, welche die ausschließliche Pflanzen- und die ausschließliche Fleischdiät verurteilte, die gemischte, d. h. aus pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln hergestellte Diät als die allein richtige betrachtete.

Ueber die Thätigkeit des deutschen Vereins gegen den Alkoholmißbrauch handelt eine lesenswerte Schrift des Dr. W. Martius, betitelt: „**Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung**", während Baer sich in einem gleichfalls beachtenswerten Aufsatze über die gesundheitsschädlichen „**Verunreinigungen des Trinkbranntweins**" ausläßt. Fräntzel berichtet in den „**Charité-Annalen**" von 1886 über den nachteiligen Einfluß starken Tabakrauchens, indem er nachweist, daß durch denselben eigentümliche Herzaffektionen sich ausbilden können; ein wichtiger Punkt, auf welchen bis dahin noch nicht aufmerksam gemacht worden war.

Eine Abhandlung von Ahrendts: „**Die Ventilation und Centralheizung der Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude**", bespricht an der Hand von nicht weniger als 151 Holzschnitten das Kapitel der Luftverunreinigung, den Ventilationsbedarf, die Methoden der Ventilation, die Heizung im allgemeinen und im Anschluß daran die verschiedenen Arten derselben, die Luft-, Wasser-, Dampf-, Dampfluft-, Dampfwasser- und Wasserluftheizung.

Esmarchs „**Samariterbriefe**" erörtern in vortrefflicher, leicht faßlicher und ausreichender Weise die erste Hilfeleistung von Laien bei äußeren Verletzungen, bei Erstickung durch giftige Gase und durch Ertrinken, zeigen, wie oft durch ungeeignete Hilfe geschadet, durch richtig gehandhabte Pflege genützt werden kann und schon genützt worden ist. Sie sollten deshalb eine möglichst weite Verbreitung finden. Ein kleiner „**Samariterkalender**" enthält das Hauptsächliche der ersten Hilfeleistung in gedrängtester Form. — „**Ueber die Einrichtungen der bedeutenderen Seehospize des Auslandes**" ist der Titel einer gleichfalls sehr lesenswerten Schrift des Dr. C. Rhoden, des derzeitigen ärztlichen Direktors der Kinderheilstätte zu Norderney. Sie beschreibt speciell die Seehospize zu Refsnäs, zu Scheveningen, zu Berk-sur-mer, zu Margate. Mit dem gleichen Thema befaßt sich in noch detaillierterer Schilderung eine Abhandlung Scheimpflugs, deren verdienstvoller Zweck es ist, in Oesterreich die Pflege skrofulöser Kinder zu organisieren, neue Heilstätten für dieselben zu gründen. Diese Abhandlung führt den Titel: **Die Heilstätten für skrofulöse Kinder**, und ist in Wien bei Urban und Schwarzenberg erschienen. Ihr Reinerträgnis wird dem dortigen Verein zur Förderung von Asylen für arme kränkliche Kinder zu gute kommen.

Die „**Grundzüge der Hygieine des Unterrichts**" erörtert Dr. W. Löwenthal in einer soeben zu Wiesbaden (bei J. F. Bergmann) erschienenen, 152 Seiten umfassenden, interessanten Schrift. Der Verfasser bespricht die Kompetenz der Medizin für das Unterrichtswesen, die Schäden der jetzigen Unterrichtsmethode, die Ursachen der Ueberbürdung, und knüpft daran Vorschläge zur Verwirklichung von bestimmten Reformen des Unterrichts auf hygieinischer Grundlage. — Die „**Jugendblindheit**" ist das Thema einer beachtenswerten Arbeit des Prof. Dr. Magnus. Dieselbe behandelt die Blindheit der ersten 20 Lebensjahre, schildert die angeborene Blindheit, die Erblindung durch Augenerkrankungen, durch Verletzungen, durch innere Erkrankungen, und erörtert auch die zur Verhütung der Erblindung notwendigen Maßnahmen. Mit der Hygieine der Arbeiter befaßt sich endlich eine sorgfältige Abhandlung von Heinzerling. Sie führt den Titel „**Gefahren und Krankheiten in der chemischen Industrie**" und bespricht Gewinnung wie Zubereitung von Blei, Zink, Eisen, Quecksilber, Kupfer, Petroleum, Leuchtgas und Phosphor. —n.

Unsere Kunstbeilagen.

Von den Kunstblättern, welche diesem Hefte beigelegt sind, gehört eines, das Innere des Kölner Doms darstellend, zu dem Armandschen Artikel „Die Stadt mit dem ewigen Dom", eines zweiten, der Psyche an dem Grabdenkmal Robert Schumanns, die dem Meißel Donndorfs ihr Entstehen verdankt, ist bereits in der Notiz über die Gesamtausgaben Schumanns gedacht. Recht eigentlich ein Bild aus der Zeit ist C. Sellmers „Doublette", die Darstellung eines glücklichen Jagdereignisses, in dem nicht nur die Handlung, sondern auch die mit feinem Gefühl für echte Winterstimmung wiedergegebene Scenerie fesselt. Der glückliche Schütze darf sich auf einen freudigen Empfang bei seiner besseren Hälfte um so mehr versichert halten, als er bereits dreimal heimgekehrt ist, ohne einen vom Geschlechte derer von Lampe in die Pfanne zu liefern. — Dem Künstler des Bildes „Ein fetter Preis" hat offenbar das etwas drastische Sprichwort vorgeschwebt „Wer Schwein hat, führt die Sau heim". Gemütlicher als hier kann kaum um „ein Leben" gespielt werden und der „fette Preis", dessen Leben es gilt, verhält sich durchaus gleichgültig zu dem, was in seiner nächsten Nachbarschaft geschieht. Der Strick, der ihn davon abhält, in der nächsten Pfütze des Tages Hitze zu vergessen, ist die einzige Sorge, die ihn augenblicklich quält. — E. Berninger widmet dem Heft eine Ansicht der zauberhaft schönen „Küste von Amalfi". Während uns eintöniges Weiß umgibt, ein grauer Himmel zu uns herniederschaut, spiegelt er sich dort in dem tiefblauen Wasser, wölbt sich über den lichtübergossenen Ufern, die üppige Vegetation bekleidet. Und doch, wer von denen, welche die Poesie des deutschen Winters verstehen, gäbe ihn hin für alle Sonne und alle Lust des Südens?

Galgenhumor.

Der französische Witz versagte nicht einmal inmitten der Schrecken der großen Revolution. So nannte man die Schreibstube im Untergeschoß der „Vorhalle des Todes", der Conciergerie, worin allmorgentlich die Liste der Todeskandidaten und -kandidatinnen verlesen wurde, das „Toilettenzimmer der Dame Guillotine". Wurde jemand aus dem Gefängnisse zum Blutgerüste abgeholt, so meinte man, er habe seinen Ziehungstag in der „Lotterie der heiligen Guillotine". Den Fallbeilschlag der Guillotine benamste der Bischof von Lyon, Lamourette, als den „Nasenstüber auf den Hals". Und Lauzun-Biron sehnte sich nach diesem „Nasenstüber" mit den Worten: „Dieses Gefängnisleben langweilt mich unerträglich, möchten sie mir doch einmal den Kopf abschlagen, damit der schlechte Spaß zu Ende wäre!" — Der Prinz Orléans-Egalité meinte, als ihm die Henkersknechte die Stiefeln ausziehen wollten, bevor er auf das schreckliche Brett des Schafotts geschnallt wurde: „Das wäre reiner Zeitverlust. Ihr könnt sie mir bequemer abziehen, wenn ich tot bin. Macht schnell voran!"

M. — M.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rätsel.

Bin Mannes Wehr aus früh'rer Zeit;
Dir sagt's mein Silbenpaar,
Von welchen Teilen seines Leibs
Ich zu gebrauchen war.

Homonym.

1.

Wenn man dich's zur Arbeit thut,
Wird dir Segen draus entstehn,
Wenn du es aus Liebe thust,
Wird's recht glücklich dir ergehn,
Und wenn du es auch sonst noch thust,
Wirst du endlich stillestehn.

2.

Stolz gleitet auf dem Meer
Das prächt'ge Schiff einher,
Doch drauf entsetzlich schauet
Ein Bild, davor man grauet.
Sie liegt vor ihm im Staub,
Ganz regungslos und taub,
Da heißt er sie ergreifen,
Fort zu dem Maste schleifen.
Dort wird sie angebunden,
Gezogen und geschunden.
Dann tritt er — o Erbarmen!
Mit Füßen auf der Armen.
Sie ächzt und wankt zurück,
Sie stürzt — o graus'ges Geschick!
Er gleitet, fällt hinab
Ins kühle Wellengrab.
Noch einmal kehrt er wieder,
Da taucht sie zu ihm nieder,
Zu wenden das Verderben —
Umsonst, er muß nun sterben.

Logogryph.

Du mußt, willst du mein Wort erschau'n, zur Himmelshöh' den Blick erheben;
Und stellst du seine Zeichen um, o Mensch, dann ist's das Erdenleben.

Buchstabenrätsel.

Beglückte Menschen, denen in die Wiege
Als Angebinde mich ein Gott gelegt!
Denn was sich nur in ihrem Kreis bewegt,
Gewinnen sie in sichrem, leichtem Siege.

Doch ändert sich an mir das erste Zeichen,
Bin ich der schönen Gottesgabe feind;
Wo immer nur mein zehrend Gift erscheint,
Wird bald ihr süßer Zauber ganz erbleichen.

Charade.

Die Ersten, wie köstlich! Doch liebt's nicht ein jeder;
Die Zweiten, wie nützlich! Doch spricht's nicht ein jeder;
Das Ganze, wie schrecklich, es fürchtet's jedweder,
Verschlingt es doch Menschen und schont nicht ihr Werk!

Silbenrätsel.

At, con, [illegible], [illegible], don, la, [illegible], lon, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], tri, [illegible], tin, ti, [illegible], um, um, ht, zig, ver.

Aus diesen 25 Silben sind neun Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben den Namen eines sehr berühmten Dichters des Altertums und eines seiner Werke angeben.

1) Ein berühmter König. 2) Ein jüdischer Name. 3) Eine Wüste. 4) Eine Musikschule. 5) Ein kleines Haus. 6) Ein sehr seltenes Metall. 7) Eine große Weltstadt. 8) Ein männlicher Vorname. 9) Ein Kleiderstoff.

Skataufgabe Nr. 19.

B (Mittelhand) spielt mit den folgenden Karten Grand: Treff-Bube, Pique-Bube, Treff-Aß, Treff-10, Pique-Aß, Pique-König, Coeur-Aß, Coeur-König, Carreau-Aß, Carreau-Dame.

B verliert das Spiel, obwohl 13 Points (Pique-10, Pique-Dame) im Skat liegen. Die Gegner erhalten 66 Points.

A (Vorhand) hat zweimal Pique und zweimal Coeur. Er hat in seinen 10 Karten ebensoviel Points wie C (Hinterhand).

Wie saßen und wie fielen die Karten?

Schlüsselrätsel.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 17.

Im Skat lagen Treff-Aß, Treff-10.

A hatte: Treff-7, Pique-Aß, Coeur-Aß, Coeur-10, Coeur-König, Coeur-Dame, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-König, Carreau-Dame.

A spielt zuerst Pique-Aß, dann dreimal Coeur und dreimal Carreau. B wirft viermal Treff ab und C fällt im achten Stich.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 18.

A hatte: Treff-10, Treff-König, Treff-Dame, Treff-8, Treff-7, Pique-10, Pique-9, Pique-8, Pique-7, Carreau-Aß.

Erster Stich: Treff-10, Treff-9, Coeur-Aß,

Zweiter Stich: Treff-König, Carreau-Bube, Coeur-7.

Dritter Stich: Carreau-7, Coeur-10, Carreau-Aß.

Vierter Stich: Treff-Dame, Coeur-Bube, Coeur-8.

Die Gegner bekommen nun noch mindestens einen Stich und zwar: Carreau-10, Treff-Bube, Pique-10. Damit haben sie 64 Points.

Rebus.

Auflösungen zu Heft 5, S. 1045.

Rebus: Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht.
Anagramm: Flachs, Schlaf.
Dreisilbige Charade: Faulenzer (Pfau, Lenz, er).
Silbenrätsel: Nachtpfauenauge.
Wandlungsrätsel: Göthe, Götze, Götz, Görz, Göre, Höre, Höhe, Höhle, Hölle, Helle, Heller, Hiller, Schiller.
Buchstabenrätsel: 1) Tyrus, Tyras; 2) Lanze, Wanze, Range, Zange, Lange.
Homonym: nicht gelöst.

Lösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 1.

1b6 — a7 1Da1 — e5
2f2 — e3 2h4 — d4
3a7 — b8D und gewinnt; denn die Dame e5 ist unrettbar verloren. Auf De5 — d6 folgt Db8 — c3.

Schachaufgabe Nr. 33.

Von Dr. Gustav Sieg in Görlitz.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XXV.

Von Gian Donato Fonda in Wien.

Weiß: Kb5. Dg1. La1. Sg5. Bc2.
Schwarz: Kd5. Dh8. Lg8. Sh5. Bd4, d6, g3.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Aufgabe XXIV.

1. Dc1 — h1 f6 — f5
2. Dh1 — h8 ≠.

1. . . . . Ke5 — d4
2. Dh1 — a1 ≠.

1. . . . . Ke5 — f5
2. Dh1 — h5 ≠.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 31 wurde gelöst von Gust. Engstfeld in Elberfeld, W. Liebmann in Chemnitz.

XXIII wurde gelöst von W. Liebmann in Chemnitz.

XXIV wurde gelöst von C. Spitz in Freiburg i. B., Adolf Heß in Frankfurt a. M., Oberlandesgerichtsrat R. Moeller in Marienwerder, W. Kron in Beeck, Anton Kutgers in Aachen, F. Schrider in Schwabmünchen, Felix Caspary in Berlin.

Schach-Briefwechsel.

E. F. in Turin, C. R. v. Z.-H. in Heidelberg, A. W. in Chemnitz, O. H. in Kalmar i. Schw., F. Schr. in Schwabmünchen, R. H. in Hamburg, Dr. E. N. in Ober-Lagiewnik, F. F. v. E. in Hermannstadt. Die von Ihnen eingesandte Lösung der Preisaufgabe ist falsch.

Schachklub N. in Thlr. Nr. 32 ganz richtig

Neue Erfindungen.

Hufeisen. Die böse Zeit der Pferde ist der Winter mit seinen glattgefrorenen Wegen, die Hufeisen müssen fortwährend geschärft werden, Kutscher und Pferde sind zu diesem Zweck stets unterwegs. Dieses Hufeisen vereinfacht diese Mühe erheblich dadurch, daß am vorderen Teil desselben ein zweiteiliger Hufeisengriff befestigt wird, dessen beide Teile mit Rechts- respektive Linksgewindestifte versehen sind und sich in einer Zickzacklinie berühren, um sich gegenseitig zu stützen. Nach dem vollständigen Einschrauben werden sie dann durch die kleine Schraube c am Losdrehen gehindert. Solche Griffe kann man nach Bedarf geschärft in Bereitschaft haben und durch diese die stumpf gewordenen ohne Umstände und schnell ersetzen. — Kl. 45. Nr. 36935. M. H. Petersen in Ochsenwärder.

Fig. 1. Hufeisen.

Selbstfedernder Verschlußdeckel (Fig. 2). Bei Tabaksdosen und ähnlichen Behältern kann dieser Deckel benutzt werden, welcher, da er nicht unter Wirkung einer besonderen Feder steht, haltbarer und sicherer schließend ist. Der Deckel d besteht aus einem federnd zusammengebogenen Stück Blech, Horn oder anderem geeigneten Material und legt sich im geöffneten Zustande mit seinem einen Ende d^1 hinter die Rückwand b der Dose a, während sein anderes Ende entsprechend dem nach innen gebogenen Teil der Dosenrückwand ausgebildet ist und mit diesem durch einen Stift scharnierartig verbunden wird. Da nun durch die eigentümliche Lage des Deckeldrehpunktes beim Auf- oder Zuklappen des Deckels in der gezeichneten Mittellage das Auseinanderfedern der beiden Teile d und d^1 am größten ist, so wird der Deckel von selbst wegen seiner aufgespeicherten Federkraft entweder sofort in die ganz geöffnete oder geschlossene Lage geschnellt werden, sobald er diese Stellung nach der einen oder anderen Richtung etwas überschritten hat. — Kl. 33. Nr. 36898. Karl Schulz in Essen (Ruhr).

Fig. 2. Selbstfedernder Verschlußdeckel.

Schlittschuhe (Fig. 3 u. 4). Das sichere und rasche Befestigen und Lösen des Schlittschuhes an und von der Stiefelsohle und Absatz geschieht hier einfach mit einem Druck des Zeigefingers und Daumens an die beiden Griffe g und g^1, es gebrauchen die oft vor Kälte steifen Hände sonst keinen Gegenstand fest zu packen

Fig. 3 u. 4. Schlittschuhe.

oder irgend eine in diesem Zustand der Hilflosigkeit schwierige Manipulation zu unternehmen. Die Bewegung der einzelnen Teile des einfachen Mechanismus vollzieht sich auf folgende Weise. Drückt man den Griff g in der Richtung des Pfeils, so stützt sich der Hebel mit dem Ende e gegen den festen Ansatz d und dreht mittels der drehbar befestigten Stange b die Platte p um m und bewegt die beiden Sohlenklammern ss^1 auseinander. Durch Drücken auf den Knopf z^1, ebenfalls in Richtung des Pfeils, wird die Platte r mit dem Halter a durch den Hebel h^1 und die im Schlitz d geführte Stange n nach der Mitte geschoben und der Schlittschuh ist zum Anlegen fertig. Sobald man den Stiefel in die richtige Lage auf den Schlittschuh gebracht hat, läßt man beide Griffe gg^1 frei und sogleich drückt die starke Feder f sowohl die Klammern ss^1 zusammen und den Absatzhalter a nach hinten, und die Befestigung ist hergestellt. Damit bei der Fahrt die beiden Hebel h und h^1 nicht klappern oder als Hindernis vorstehen, legen sie sich bei der Stellung in auf ihnen angebrachte Nuten durch Federung in geeignete Vorsprünge. — Kl. 77. Nr. 36608. B. Neumann in Karlsruhe in Baden.

Schnellzange (Fig. 5). Ein bequemes und handliches Instrument zum Ausziehen von Nägeln aus Holz, z. B. beim Oeffnen von Kisten, das diese Neuerung bietet. Die beiden Backen a und b sind um den Bolzen e drehbar, der Backen a verlängert sich in den gebogenen Hebelarm a^1 und wird durch die Feder f von dem anderen

Fig. 5. Schnellzange.

Backen b abgehalten. Am letzteren sitzt der Griff c, auf welchem sich ein Gewicht d verschieben läßt. Die Handhabung der Zange ist folgende: Man setzt die durch die Feder f offengehaltenen Backen ab auf die Stelle, wo der zu ziehende Nagel im Holz sitzt und stößt das Gewicht d kräftig nach unten. Durch diesen Schlag dringen die beiden Backen ab etwas in das Holz ein und umfassen den Nagelkopf. Drückt man nun den Griff c nach der Seite des Hebels a^1 abwärts, so ziehen die Backen den Nagel ohne Ruck und große Mühe aus dem Holz heraus. — Kl. 87. Nr. 35866. Paul Gustav Stepf in Dresden-Oberblasewitz.

Albumschloß (Fig. 6). Wenn sich unser Album mit Bildern und Erinnerungen an die Vergangenheit füllt, und wir es infolgedessen mit Freude zu betrachten beginnen, so wird diese Freude getrübt durch das widerspenstige Schloß, welches die Fülle unserer Schätze nicht mehr bergen will, entweder will es schwer oder gar nicht mehr funktionieren. Diesen Uebelstand vermeidet vorliegende Verschlußvorrichtung, indem sie sich von

Fig. 6. Albumschloß.

selbst je nach der Dicke des Albums verstellt. Dies geschieht dadurch, daß sich die kugelförmigen Enden der beiden um k drehbaren Arme a in der am unteren Deckel angebrachten geschlitzten Hülse h, welche durch die Federn ss^1 das Bestreben haben, stets nach außen zu drängen, nach Bedarf zusammenschieben, um den Stift k, also den oberen Deckel, entsprechend nach oben bewegen zu lassen. Um das Album zu öffnen, werden die Bügel a nach einem leichten Druck auf den oberen Deckel nach vorn und unten von dem Stift k abgezogen. — Kl. 11. Nr. 35403. Karl Wagner in Berlin.

Sicherheitsnadel (Fig. 7 u. 8). Die gewöhnlichen Sicherheitsnadeln verwickeln sich besonders bei Tüchern und Spitzen durch ihre Haken häufig so unangenehm, daß die betreffenden Kleidungsstücke bei öfterem Gebrauch bald tiefe Wunden an der benutzten Stelle zeigen. Die neue Nadel ist hier mit einer Brosche verbunden, die Figur zeigt dieselbe von der unteren Seite. Der Hauptbestandteil ist der lyraförmig gebogene, federnde Draht b b^1, welcher an der Stelle b^2 so nahe aneinander gebogen ist, daß sich beide Schenkel fast berühren. Die Nadel a ist bei c drehbar. Sobald dieselbe in das Kleidungsstück hineingestochen ist, ist es nur nötig, den anderen Teil der Brosche an die Nadel anzudrücken; es wird dieselbe dann die beiden federnden Enden b b^1 zur Seite biegen und sich zwischen dieselben hindurchzwängen; dann werden die letzteren aber sofort wieder zusammengehen, wodurch die Nadel vollständig festgehalten wird. Will man den Verschluß öffnen oder lösen, gebraucht man nur an dem Verzierungsblatt f nach vorn zu ziehen, es drückt dann das kurze Ende f^1 die Nadel aus ihrer bedrängten Lage heraus und die Brosche kann ohne Mühe oder Gefahr für das Kleidungsstück leicht herausgezogen werden. — Kl. 44. Nr. 35956. Moritz Clemens Schanz in Dresden.

Würfelspiel (Fig. 9). Wenn an traulichen Winterabenden jung und alt um den Familien-

Fig. 7 u. 8. Sicherheitsnadel.

tisch versammelt ist, pflegt man gern zur Unterhaltung ein gemeinsames Spiel zu unternehmen. Es ist kein Wunder, wenn zu diesem Zweck immer neue Variationen auftreten, so auch hier ein Würfelspiel, das aber eigentlich ohne Würfel benutzt wird. Es ist a eine um b rotierende runde Platte, die am Rande mit Rillen versehen und mit zwei Kreisen von nebeneinanderstehenden Würfelzeichen ausgestattet ist, welche von der in der Figur hinweggedachten Decke bis auf nur zwei übereinander befindliche verdeckt sind. Zieht man an dem Knopf k nach außen, so bewegt die im Innern des Gehäuses mit Zähnen z besetzte Stange das mit dem Rade a feste kleine Getriebe t und zieht die Feder f auseinander. Beim Loslassen schnellt die Feder f wieder zusammen, versetzt Rad t und Scheibe a in schnelle Rotation, um es in der Endlage sofort ganz frei zu geben. Das Drehen nimmt nach und nach wegen der Hemmfeder h ab, bis die Scheibe a gänzlich stille steht, und zwar geschieht dies wegen der Anordnung der Rillen dann, wenn in der im Deckel befindlichen Schauöffnung gerade immer zwei übereinander befindliche Würfelzeichen sichtbar sind. — Kl. 77. Nr. 36121. F. Budweg & Sohn in Berlin.

Fig. 9. Würfelspiel.

Armbandverschluß (Fig 10). An das eine Ende X des zu verschließenden Gegenstandes (auch Halsbänder, Geldtäschchen, Kästchen u. s. w.) ist eine mit mehreren Einkerbungen oder Zähnen a versehene Zunge befestigt, welche in den Schlitz des anderen Teils hineingesteckt wird und dadurch das Häkchen b der Feder B niederdrückt und in eine der Einkerbungen einschnappen läßt. Durch den etwas über den Rand herausragenden Drücker d

Fig. 10. Armbandverschluß.

wird das Schloß durch einen schwachen Druck geöffnet. Hierdurch kann dasselbe Armband leicht einem mehr oder weniger vollen Arm angepaßt werden, und vermeidet entweder ein Drücken oder das leichte Abstreifen. — Kl. 44. Nr. 36125. Edouard Armelin in Paris.

Nadelbüchse. Unseren ordnungsliebenden Damen, welche zu ihren häuslichen Arbeiten ein ganzes Arsenal der verschiedensten Nadeln gebrauchen, wird es sehr erwünscht sein, die einzelnen Sorten getrennt voneinander in einer Büchse aufbewahren zu können. Die in der Fig. 11 abgebildete Büchse verrichtet diesen Dienst. Sie ist aus einem Bündel in Kreise angeordneter Röhren A gebildet, welche von dem Bande E mit Bezeich-

nung der einzelnen Fächer und dem Boden C zusammengehalten werden. In der Mitte reicht ein Stift durch **Boden** C und Deckel D, und zwar ist letzterer um diesen drehbar. Eine kleine Oeffnung in dem Deckel, welche von dem Stift ebenso weit entfernt ist als die Röhren A, wird durch Drehen über dasjenige Rohr gebracht, aus welchem man etwas herausnehmen will. In einem Rohr wird durch eine kleine Spiralfeder der Verschlußstift M in dem Schlitz k herauf- und in eine der Einkerbungen a des Deckels für die richtige Lage hineingedrängt. In der Stellung, bei welcher die Oeffnung des Deckels über dem Schlitz k sich befindet, wird diese Oeffnung durch eine am Riegel h befestigte Platte verschlossen. — Kl. 33. Nr. 36485. Arsène August Olivier & Edmond Lucy in Paris.

Fig. 11. Nadelbüchse.

Tropfenzähler (Fig. 12 u. 13). Es kommt oft in der Häuslichkeit vor, daß Arzenei, Oel rc. tropfenweise abgezählt und verbraucht werden muß, was bei den oft ätzenden und teuren Flüssigkeiten nicht mit der gewünschten Sicherheit von ungeübten Händen geschehen kann. Fig. 13 zeigt den Durchschnitt eines Fläschchens, das diese Manipulation erleichtert, in horizontaler Lage. Der Stöpsel B ist hohl und besitzt an seinem flachgedrückten Mittelteil zwei gegenüberliegende kleine Löcher a, während die tiefer innen liegenden größeren Oeffnungen c mit zwei seitlichen vertikalen Kanälen des Flaschenhalses entweder (wie in der Fig.) in Verbindung gebracht oder bei einer kleinen Drehung des Stöpsels von dem Flascheninnern abgeschlossen werden können. Ist der Tropfenzähler im Gebrauche, perlt aus der unteren Oeffnung a die Flüssigkeit heraus, und zur oberen tritt die nötige Luft ein. Nach dem Gebrauch wird durch einfaches Drehen des Stöpsels die Flasche geschlossen. Bei manchen Augenkrankheiten ist das größere Fläschchen noch zu unbequem, man wendet dann mit Vorteil den Stöpsel allein an. Um diesen hierzu zu füllen, neigt man das Fläschchen (Fig. 13) bei zugehaltenen Löchern a und benutzt ihn dann, wie unsere Fig. 12 zeigt. — Kl. 30. Nr. 36587. H. Lamprecht in Marienhütte bei Gnarrenburg.

Fig. 12 u. 13. Tropfenzähler.

Saugflasche (Figur 14). Um den Kindern die übermäßige Saugaustrengung zu ersparen und das Luftschlucken und Milchverlust zu vermeiden, wird dem Innern der Flasche durch das derselben angeschmolzene Rohr g die Luft direkt unter dem Stöpsel zugeführt, ohne dieselbe mit der Flüssigkeit in Berührung zu bringen. Der Sauger c und das Saugrohr d, sowie die Flasche selbst sind aus Glas und sehr bequem zu reinigen. Auf der dem Rohre g gegenüberliegenden Seite sind Teilstriche angebracht, welche die Wassermenge anzeigen, die der reinen Kuhmilch, je nach dem Alter des Kindes, zugegossen werden soll, um eine volle Flasche zu erhalten. — Kl. 30. Nr. 37162. Ernest Lelièvre in Caën (Frankreich).

Fig. 14. Saugflasche.

Jagdtasche (Fig. 15 u. 16). Wenn unsere Nimrode auf dem Anstande stehen, werden besonders ihre Füße zuweilen von dem Wild auf eine harte Probe gestellt, die ihnen das Vergnügen an der Ausübung der Jagd oft verleiden kann. Jagdtasche und Stock nimmt er wohl immer in den Wald mit hinaus, aber einen Stuhl, der seinem Körper einigermaßen einen sicheren bequemen Ruhepunkt bietet, auch noch mitzutragen, wird ihm oft zu viel. Diese neue Jagdtasche besitzt eine einfache Vorrichtung, dieselbe während der Zeit des Wartens mit Hilfe des Stockes als Stuhl zu benutzen. Fig. 15 zeigt die Tasche, wie sie getragen wird, Fig. 16 dagegen als Stuhl. Die beiden Bügel a b sind mittels Scharnier drehbar und werden auseinandergeklappt und der Stock f mit seinen Nasen g g^1 durch die Nasen d und e hindurchgeschoben und dadurch die Stellung desselben fixiert. Die Rückseite h der Tasche bildet den Sitz. — Kl. 33. Nr. 37018. J. E. Hahn in Mühlheim a. Rhein.

Fig. 15. Fig. 16 Jagdtasche.

Schlittschuhe (Fig 17). Schlittschuhlaufen ist leicht, aber dabei eine gerade und schöne Haltung haben, gehört schon zu den schwierigeren Seiten dieses edeln Sports. Der Erfinder will dies dadurch erleichtern, daß er den Aufstand des Absatzes ca. ½ cm niedriger legt als den der Sohle, um dem Körper dadurch eine sicherere und bequemere Lage zu geben. Zur Befestigung des Schlittschuhs an den Stiefel ist in dem Absatz ein besonderer Federkasten eingearbeitet, in welchen ein je nach der Höhenlage desselben verstellbarer Dorn eingeschoben wird. Am hinteren Teil der Absatzplatte befindet sich eine Schraube mit einer Flügelmutter, durch welche der Absatz von hinten festgehalten wird. Der vordere Teil ist wie an den meisten Schlittschuhen mit an den Seiten angebrachten Klammern versehen, welche durch Schrauben verstellbar sind und die Sohle halten. — Kl. 77. Nr. 36989. Arthur Louis Schoenwerk in Kassel.

Fig. 17. Schlittschuhe.

Steigapparat für Zimmergymnastik (Fig. 18 u. 19). Von der gütigen Mutter Natur mit einem stattlichen Embonpoint ausgestattet zu sein, hat auch seine Schattenseiten, besonders wenn alljährlich der Hausarzt einen oder zwei Monate Karlsbad verordnet, denn Karlsbad hat ein gar teures Pflaster. Die Professoren Dr. Oertel und Dr. Schweninger haben schon Mitleid mit uns Dicken gehabt und haben uns zum Ersatz die sogenannten Terrainkuren gegeben, wodurch sie Kreislaufsstörungen, Kraftabnahme des Herzmuskels, ungenügende Kompensationen bei Herzfehlern, Fettherz, Fettsucht u. s. w. mit Erfolg behandeln. Aber auch diese Methode kostet Geld und nochmals Geld, denn jeder hat nicht immer in seiner Heimat eine dazu nötige Auswahl von niedrigeren und höheren Bergen. Durch den in den Fig. 18 u. 19 gezeigten Apparat wird aber sogar jedem der nach seinem Bedarf gewünschte Hügel oder Berg ins Zimmer gebracht, so daß er direkt vom Sofa sich auf seine Bergfahrt begeben kann. Der sinnreiche und vielseitige Apparat ist wie folgt konstruiert. Eine der beiden Stufen T oder T^1, welche beide durch ein über Rollen r r^1 laufendes Seil miteinander verbunden sind, wird wechselseitig vom Körpergewicht auf der schiefen Ebene E heruntergedrückt und dadurch der unter jedem derselben befindliche Blasebalg B zusammengepreßt oder auseinandergezogen. Hierdurch wird der Körper in eine ähnliche Thätigkeit versetzt, wie beim Bergsteigen. Die Blasebälge saugen durch einen Schlauch frische Luft aus dem Freien ein, die erst in dem Behälter D durch Wolle von Staub und Unreinigkeiten gesondert wird und dann je nach Vorschrift entweder getrocknet oder mit

Fig. 18. Steigapparat.

Waldbaumextrakt und Sonderstoff geschwängert und in der Rohrschlange F entweder durch Eis oder warmes Wasser gekühlt oder erwärmt wird. Von hier tritt die Luft erst in die Blasebälge und in das Reservoir L und von da durch den Hahn H und weht endlich durch das Mundstück dem Gesicht des Steigenden entgegen, wie ein stärkender Berghauch. Durch mehr oder weniger Oeffnen des Hahnes H hat man in der Hand, die Tritte T schwerer oder leichter sinken zu machen, d. h. einen steileren oder flacheren Berg zu ersteigen. Durch den Bergstock Z und durch das Reck- oder Barrengerät s kann man dabei auch die Arme und Brustmuskeln in gewünschte Thätigkeit versetzen. In dem kleinen Meßapparat N wird dabei auch genau angezeigt, wie hoch man in jedem Augenblick gestiegen ist, indem die komprimierte Luft durch das Röhrchen a so viel Wasser aus dem unteren in den oberen Teil von N drückt, daß ein Teilstrich gerade eine Zone im Bergsteigen bei der Terrainkur ausmacht. Hat man dann noch, oben auf dem Berge angelangt, so viel Phantasie, daß man sich einen dichten, gleichmäßigen Nebel vorstellt, so vermißt man bei diesem Bergsteige-

Fig. 10. Steigapparat.

apparat sogar auch nicht das Letzte, die schöne Aussicht in die Ferne, hat dagegen aber die auf seine eigene bequeme Häuslichkeit. — Kl. 30. Nr. 37405. C. Ulbrich in Niederlößnitz bei Dresden.

Für unsere Hausfrauen.

Eier- und Kompottlöffel aus Uchatiusbronze. Seit der Verwendung der schon seit Jahren allseitig bekannten Uchatiusbronze für hauswirtschaftliche Gerätschaften ist unserem Hauswesen insofern ein wesentlicher Vorteil erwachsen, als die bisher in Benutzung befindlichen Messer oder Löffel aus Stahl resp. Silber beim Genusse von Obst oder saurem Kompotte geschont und statt dessen eben die jetzt gefertigten Gegenstände aus Uchatiusbronze benutzt werden. Neben den fast in allen besseren Haushaltungen schon vorhandenen Obstmessern werden nun auch Löffel in zierlicher und geschmackvoller Form aus dieser

Eier- und Kompottlöffel.

Bronze gefertigt, und sind solche besonders für Kompotte und sonstige saure Speisen sehr zu empfehlen, da sie von Säuren in keiner Weise angegriffen werden, anderseits aber auch der Gesundheit durchaus nicht schädlich sind; in gleicher Weise werden dieselben auch zum Essen von Eiern benutzt, weil der Eierstoff denselben nicht so anhaftet. Die vorstehende Abbildung zeigt einen Karton mit derartigen Löffeln, dieselben werden mit schwarzen oder weißen Schalen, mit Porzellangriffen in blauer Zwiebelmusterdekoration sowie mit Perlmuttergriffen gefertigt; der Preis eines solchen Kästchens ist in ersterer Ausführung mit 6 Löffeln 6 Mark, mit 12 Löffeln 12 Mark, mit blauen Porzellangriffen 7 Mark 50 Pfennig, resp. 15 Mark, mit Perlmutterheften 10, resp. 20 Mark.

Ein neuer Portierenbesen, der infolge seiner Form ein Herumfliegen des Staubes beim Abfegen der Gardinen oder Portieren verhindert,

Neuer Portierenbesen.

ist aus reinen Borsten gefertigt und bietet dadurch genügend Sicherheit, daß er einerseits hinsichtlich der vollständigen Reinigung durchaus seine Schuldigkeit thut, anderseits aber auch, daß er die Portieren schont. Die Benutzung kann ohne Leiter geschehen, derselbe ist mit einem langen Stiel versehen, mit dem man vom Fußboden aus bequem bis zur Gardinenstange reichen kann; ganz besonders erwähnenswert ist noch, daß man mit diesem Apparat bequem jede Falte ausbürsten kann, von Staub ist hierbei, wie bereits erwähnt, im Zimmer nichts zu spüren, letzterer setzt sich vielmehr in der Rundung des Besens fest und wird erst außerhalb des Zimmers herausgeklopft. Preis inkl. Stiel 2 Mark 50 Pf. Beide Neuigkeiten zu beziehen durch R. Hirsch & Co., Berlin, Leipzigerstraße 2.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

Fastenspeisen.

Königinsuppe (Potage à la Reine). Man koche $^1/_8$ k reingewaschenen Reis mit 60 g Butter in Wasser sehr weich, brate 1 k Hecht in Butter halb gar und stoße ihn mit sechs hartgekochten Eidottern sehr fein; verrühre dies wohl mit dem Reis, indem man es, wenn nötig, noch mit etwas kochendem Wasser verdünnt und treibe das Ganze durch ein feines Sieb, lasse es noch einmal aufkochen und richte die Suppe, welche dickflüssig sein muß, über in Butter gebratene Weißbrotwürfel an. Von Zander bereitet, wird die Suppe noch feiner.

Zwiebelsuppe. Man thue $^1/_2$ l ganz kleine abgeschälte Zwiebelchen in kochendes Wasser, koche sie einige Minuten darin, lege sie mit dem Schaumlöffel in kaltes Wasser und hierauf, zum Abtropfen, auf einen Porzellanseiher; lasse dann in einer Pfanne etwas Butter und Zucker bräunen und die Zwiebeln, unter öfterem Schütteln goldbraun darin werden, wo sich dann keine Butter mehr zeigen darf, sondern sie ganz trocken sein müssen, gebe sie nun in die Terrine und braune Bouillon recht heiß darüber.

Hecht à la Chambord. Man muß zu dieser schönen Schüssel auch einen besonders schönen, großen Hecht nehmen, den man, nachdem er gehörig geschuppt und gereinigt worden, der Länge nach zierlich spickt und mit heißer Butter und Bouillon im Ofen (Röhre), unter fleißigem Begießen, schön lichtbraun bratet. Zu dem Ragout kocht man 18 schöne Krebse, in halb Wasser, halb Wein, mit etwas Kümmel und Salz gar, bricht an der Hälfte die Schweifchen aus und läßt die anderen ganz; dämpft sechs Trüffeln in Wein und schneidet sie in Scheiben, schwenkt 24 Champignons mit etwas Butter und Citronensaft über schwachem Feuer und formt aus nachstehender Farce, mittels zwei in kochendes Wasser getauchten Theelöffeln, eine Anzahl Klößchen; ordne nun dies alles in eine Saut erpfanne, übergieße es mit kochender Bouillon und lasse es kurz vor dem Anrichten andämpfen; lege das Ragout mit Ausnahme der Klößchen und der ganzen Krebse auf eine lange Schüssel, den abgetropften Hecht darüber und garniere ihn mit den Klößchen und den Krebsen, von denen man drei auf den Fisch legt, die anderen zu beiden Seiten. Die verschiedenen Fonds gibt man zusammen, entfettet sie und seiht sie durch, verkocht sie mit etwas brauner Einbrenne (Mehlschwitze) und serviert diese Sauce nebenher.

Farce. Man schabe ein Stück Hecht aus Haut und Gräten und stoße $^1/_4$ k davon mit 125 g Butter, 140 g in Milch geweichtem und ausgedrücktem Weißbrot, drei Eidottern, einer halben Chalotte, Salz und weißem Pfeffer im Mörser fein, füge die sehr fein gewiegte Schale einer halben Citrone hinzu und treibe es durch ein Haarsieb.

Bierfische. Man benutzt dazu am besten Karpfen oder Schleihen, wiewohl auch andere Fische so bereitet werden können, schuppt, reinigt und wäscht sie und schneidet sie in Stücke. Zu 2 k Fisch nehme man nun $^1/_4$ l Braunbier, bringe es mit einem guten Stück Butter, Salz, Gewürz und Zwiebeln zum Kochen und lege den vierten Teil des Fisches hinein, koche ihn gar, gebe ihn auf eine erwärmte Schüssel und stelle ihn warm; koche dann das zweite Viertel Fisch ebenso und fahre so fort, bis das Ganze gekocht ist, und füge nur noch etwas Bier hinzu, wenn es zu sehr eingekocht sein sollte; man erhält so eine gute, kräftige Sauce, die man durchseiht und recht heiß über den Fisch gießt; wollte man ihn auf einmal kochen, so müßte man dreimal so viel Bier nehmen und würde eine dünne, geschmacklose Sauce erhalten.

Trüffelomelette. Man schneide sieben gut gewaschene und gebürstete Trüffeln in sehr feine Scheiben, bestreue sie mit zwei Prisen weißem Pfeffer und dämpfe sie in Butter gar; verklopfe nun 18 Eier mit vier Eßlöffeln frischem Wasser und einer Prise Pfeffer und Salz, füge die Trüffeln mit ihrer Sauce hinzu, rühre alles gut durcheinander und backe aus dieser Masse zwei Kuchen, je in 75 g frischer, zerlassener Butter, wobei man öfters mit einem Holzspatel darunterschieben und dabei den Kuchen etwas emporheben muß, bis er auf der unteren Seite gebräunt ist und man ihn auf erwärmter Schüssel anrichtet, sofort serviert und den zweiten Kuchen ebenso backt.

Kaiserschmarn. Man verrühre $^1/_6$ l Mehl mit $^1/_6$ l süßem Rahm, füge dann wallnußgroß zerlassene Butter, etwas Salz und Zucker, sowie fünf Eidotter und, wenn dies ein schöner glatter Teig ist, den Schnee von fünf Eiweiß hinzu, lasse nun Butter in einer flachen, weiten Pfanne heiß werden, gieße die Masse hinein, stelle sie in den Backofen (Röhre) und backe sie, worauf man den Schmarn in viereckige Stückchen schneidet, mit Zucker bestäubt, kranzförmig anrichtet und in die Mitte eingemachte Früchte gibt.

Rahmschneetorte. Man bereite einen Blätterteig, rolle ihn messerrückendick aus und schneide sechs Platten in der Größe eines flachen Tellers daraus, von denen man zwei so läßt; aus den anderen vier werden dann kleinere Platten in Größe eines kleinen Desserttellers geschnitten und aus deren Mitte mit einem Weinglase runde Plättchen gestochen, so daß man zwei große Platten, vier darauf passende Kränze, vier kleinere Kränze und vier kleine Platten hat, welch alles man auf angefeuchtete Backbleche legt, einigemal mit einem spitzigen Messer durchsticht, damit beim Backen keine Blasen entstehen und mit Ei bestreicht, in gut geheiztem Backofen (Röhre) 15—20 Minuten zu schöner gelber Farbe backt und, sowie es aus dem Ofen kommt, mit einer weißen Zuckerglasur überzieht und diese rasch abtrocknen läßt. Ist nun auch alles erkaltet, so bestreicht man eine der großen Platten mit feiner Obstmarmelade, legt den zweiten darauf und beide gleich auf die, mit einem Spitzenpapier bedeckte Tortenschüssel; die zweite Platte bestreicht man ringsherum, so breit die großen Kränze sind, mit Marmelade, legt einen derselben darauf und fährt nun fort, die großen Kränze zu bestreichen und übereinander aufzulegen; der oberste wird an inneren Rande nur so weit bestrichen, daß die Marmelade durch einen der kleineren Kränze, die man jetzt auch bestreicht und auflegt, gedeckt wird und ebenso der oberste dieser kleineren Kränze, daß eine der kleinen Platten sie bedecken würde, und legt auch diese vier, indem man drei davon mit Marmelade bestreicht, aufeinander, aber noch nicht auf den Kuchen, welchen man vorher mit Rahmschnee (geschlagenem Rahm, $^1/_2$ l Rahm, 90 g mit einer halben Stange Vanille gestoßenem und durchgesiebtem Zucker) anfüllt und nun die kleinen Platten auch auflegt. Natürlich darf der Rahm erst kurz vor dem Servieren eingefüllt werden, und sollte man auch den Kuchen dann erst zusammensetzen, so ist es besser, den Rahmschnee nach und nach, bei jedem Randaufsetzen, hineinzugeben.

Zuckerglasur. Man rühre 125 g ganz fein gesiebten Zucker mit zwei Eiweiß eine Viertelstunde lang recht schaumig, drücke während des Rührens etwas Citronensaft hinein und streiche es dann messerrückendick auf.

Kartoffeltorte. Man reibe tags vorher abgekochte Kartoffeln auf dem Reibeisen, verrühre dann sieben Eidotter mit 125 g gestoßenem Zucker und 60 g abgezogenen, fein gestoßenen Mandeln, gebe hierauf 250 g von den geriebenen Kartoffeln und danach den Schnee von sieben Eiweiß hinein, fülle die Masse in eine mit Butter bestrichene und mit gesiebtem Zwieback bestreute Form und backe sie wie Biskuit (etwa eine Stunde), womit diese einfache Torte viele Aehnlichkeit hat.

Wintervergnügen in Rußland.

In St. Petersburg und Moskau beginnt der Winter im Oktober und endet nach siebenmonatlicher Dauer im Mai; er ist in Moskau noch strenger und unveränderlicher als in dem sumpfigen Newadelta, worin Petersburg liegt. Trotzdem ist der lange Winter im Norden keine so unangenehme und unerträgliche Jahreszeit als bei uns in unserem gemäßigten Deutschland, denn man ist in Wohnung, Kleidung und Lebensweise besser auf die Ertragung der Winterkälte eingerichtet als bei uns. Alle Häuser, hölzerne wie steinerne und Fachwerkbauten, sind warm und in allen Räumen geheizt, denn man geizt nicht mit dem wärmenden Birkenholze, alle haben doppelte Fenster und Thüren und sind darauf eingerichtet, den gewaltigen Frost abzuhalten, welcher bisweilen auf 28° R. unter Null herabsinken kann. Schon zu Anfang Oktobers kleidet sich jedermann in Pelze oder mindestens in Schafselle, welche jedem möglichen Kältegrad zu widerstehen imstande sind, und legt dieselben nicht eher ab, als bis alle Winterstürme ausgetobt haben. Gerade darum getraut man sich im Winter in Rußland auch mehr ins Freie und sucht seine Vergnügungen auswärts. Hierunter zählt in erster Reihe das Schlittenfahren, wozu man in Rußland ziemlich genötigt ist, denn man hat in Petersburg und Moskau durchschnittlich mindestens

fünf Monate lang Schlittenbahn, und die Schlitten sind das einzige und zweckmäßigste Verkehrsmittel. Im Laufe des Oktobers stellt man die Wagen in die Remise und holt die Schlitten hervor, deren man sich nun ununterbrochen bedient, der Schnee mag nun fallen oder schmelzen, es mag regnen oder tauen, denn einige Bahn bleibt immer. Personen- und Warenverkehr, selbst mit den schwersten Lasten, geschieht nur noch auf Schlitten, und als Schlittenbahn benutzt man noch lieber die glatte Eisdecke der Flüsse, welche seit November fest überfroren sind, als die Landstraßen. In Petersburg kann man selbst eine Schlittenfahrt mit Renntieren machen, denn zahlreiche Lappen kommen im Winter mit ihren Familien und ihren Schlitten in die Hauptstadt, schlagen ihre Hütten auf dem Eis der Newa auf und verdienen ihren Unterhalt als Iswostschiks oder Kutscher. Aller Kleinverkehr geschieht natürlich auf Handschlitten, und wer keine eigene Equipage besitzt und keinen Mietschlitten benutzen will, der setzt sich in seinen Stuhlschlitten und läßt sich von seinem Diener auf dem Eise ins Theater oder in der Stadt herumfahren. Der Eissport mit Schlittschuhlaufen, Schleifen und Schlittenfahren wird auf der Newa und ihren Kanälen mit einer wahren Leidenschaft betrieben, und wird es einem dabei nachgerade zu kalt, so geht man in eine Theebude und labt sich im warmen Raume mit einem Glase heißen Tschai (Thee), dem russischen Lieblingsgetränke, welches für dieses Klima das zweckmäßigste ist, oder tritt an eines der öffentlichen Feuer, welche von Gemeinde wegen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen in der Nähe der Theater u. s. w. für die Kutscher unterhalten werden und beinahe Tag und Nacht brennen. Der Arme zieht sich, wenn er friert, in eine der öffentlichen Wärmstuben zurück, welche beständig für die armen Leute geheizt werden, und so fürchtet man die Kälte nicht eher, als bis sie 23 oder 24° R. erreicht, wo die Offiziere und die Polizei Tag und Nacht die Runde machen, um die Schildwachen und die Butschniks wach zu erhalten und die im Schlafe überraschten sogleich bestrafen lassen zu können; denn wer bei dieser Temperatur einschläft, der läuft Gefahr, dem ewigen Schlaf zu verfallen und zu erfrieren. Bei 25° stellen die Theater ihre Vorstellungen ein, weil man sie nicht mehr heizen kann, und die Fußgänger sieht man dann nur im Dauerlauf auf den Straßen, um sich warm zu erhalten. Allein das hauptsächlichste Wintervergnügen des Volks auf den Rutschbahnen stockt darum noch nicht, wenn es „auch friert, daß es brummt", wie man in Petersburg sagt. Diese Rutschbahnen sind hohe hölzerne Gerüste, die bis 100 Fuß hoch, auf dem Eise der Newa aufgeschlagen sind und welche man auf Treppen ersteigt. Oben ist eine schmale Plattform, an eine starkgeneigte Bahn von Breitern anschließend, auf welcher eine künstliche Eisbahn hergestellt ist. Man mietet sich nun für wenige Kopeken einen niedrigen Schlitten, wenn man nicht seinen eigenen mitbringt, setzt sich zu zweien oder dreien darauf und fährt nun mit Blitzesschnelle die Bahn hinab und unter dem mächtigen Anstoß der geneigten Bahn noch eine Werst weit (ein Kilometer) auf der Eisdecke des Flusses dahin, daß einem beinahe der Atem vergeht, kehret dann wieder zurück und beginnt die schwindelnde Fahrt von neuem, bis man müde ist und in einer der Theebuden oder Traktirs (Restaurants) ausruht, welche um die Rutschbahnen herum in Menge auf dem Eise aufgeschlagen sind. Selbst die sogen. Butterwoche (Maßlenitza), der russische Fasching, wird zumeist im Freien und auf dem Eise gefeiert, obwohl dann das Thermometer 15 bis 20° R. zeigt. Aber manche wollen den russischen Winter angenehmer finden als den russischen Sommer mit seiner Hitze, seinen langen Tagen, seinem Staub und Ungeziefer.

Der gestirnte Himmel im Monat März.

In diesem Monate kulminieren um Mitternacht der Becher, der östliche Teil des großen Löwen und der westliche der Jungfrau, beim Zenith der große Bär und unter dem Pole der Cepheus und die Kassiopeia. Von den Planeten ist Merkur zu Anfang des Monats ganz kurz am Abendhimmel in der unmittelbaren Nähe des Sonnenuntergangspunktes zu sehen, Venus ist ebenfalls Abendstern und glänzt hell bis 8 Uhr. Jupiter wird immer besser sichtbar, er steht Mitte des Monats schon 2½ Uhr früh im Meridian und kommt allmählich höher über den Horizont. Saturn steht im Sternbild der Zwillinge und geht immer früher auf. Er hat einen guten Stand zur Beobachtung am Himmel und glänzt gegen 7½ Uhr abends als heller Stern, mit ruhigem, nicht funkelndem Lichte, im Süden. Das erste Viertel tritt ein am 3., der Vollmond am 9., das letzte Viertel am 16. und der Neumond am 21. In den Abendstunden des 20. März tritt die Sonne am Himmel in das Zeichen des Widders, zum erstenmal im Jahre ist Tag und Nacht gleich und der Frühling unserer Erdhälfte beginnt, auf der südlichen Erdhälfte der Herbst.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

W. G. in L. Nicht nur Sie, auch Fritze Kulasch selbst klagt, daß wir nicht mehr an [ihn] gedacht. Er schreibt uns: „Hamburg, November 1886 Ferehrter Herr Professer [un]d Litteratuhr-College! Hierdurch theile ich [Ih]nen gefälligst mit, daß es mit der Litteratu[h]r gerade so ist, wie mit den Kartoffeln. [D]er eine mag sie gern gebraten, der andere abgekocht und der dritte in der Pelle mit oder mit ohne Salz. Diesen hübschen Vergleich habe ich gemacht, als mir Herr Roderich seine Meinung sagte, daß mit mir und meine Litteratuhr was faul wäre, und daß Sie, ferehrter Herr College, keine Lust mehr zu mir hätten, indem Sie sonst andernfalls schon längst eine Geschichte von mir wieder an der Oeffentlichkeit gebracht hätten. Und Herr Roderich, der sich in letzerer Zeit beinah gar nicht mehr um mich gekümmert hat, sagt, ich sollte lieber eine Hausknechtsstelle mit permanennte Verköstigung annehmen, wenn ich eine kriegen könnte.

„Herr Professer, das ist mir unangenehm. Denn erstlichmal hab ich die unwiederruflichsten Beweise dadervon, daß das Puplikum seinen Gustos an mir hat und besonders diejenigen, die die Pellkantoffeln gern mit 'n bißchen ordentlich Salz essen, und ich hab noch neulich meine Geschichte von König Oedipus in'n Klupp vorlesen müssen, wodermit ich Burohre gemacht habe, und denn, wenn mer einmal mit Noth und Mühe auf'n litterarischen Parnaß raufgeklettert ist, denn soll mer als Hausknecht mit permanente Verköstigung plötzlich wieder runterrutschen?

„Also, Herr Professer, eh ich das thue und oder eh ich mir am Ende gar auf'n andere Sorte von Litteratuhr schmeiße, da möchte ich doch noch erst mal gefälligst Ihre ganz offenherzige Meinung hören und wie dordenn mit Ihrem Biduz für meine Wenigkeit eigentlich beschaffen ist und wann Sie wieder mit mir loslegen? Und Sie würden mich zu ganz besondern und ferhältnißmäßigen Dank verflichten, wenn Sie mir dadrüber mal mit einem Schreibebriefe unter den Augen treten würden. Mit ganz besonderer Hochachtung, Ergebenheit und Collegialitäht Ihr Fritze Kulasch.“

Seien Sie versichert, daß die Redaktion ihr Unrecht eingesehen hat und demnächst wieder etwas von ihrem famosen Mitarbeiter veröffentlichen wird.

C. F. 13. 2. Ihre Frage nach einer Flüssigkeit, deren specifisches Gewicht geringer ist als das des Wassers, ist etwas allgemein gehalten, nichtsdestoweniger finden Sie vielleicht unter den unten angeführten Flüssigkeiten eine, die Ihren Zwecken entspricht:

	spec. Gew.	p. 100 k = Mk.
Alkohol aus Zuckerrüben	0,8	30
Solvent. naphta	0,875	16
Erdöl, raffiniert	0,82	8
Petroläther	0,735	10

F. H. in K. L. Wir können darüber keine Auskunft erteilen, vielleicht wenden Sie sich an den Verfasser, der Professor in Breslau ist, und Ihnen gewiß gerne Auskunft erteilt.

Weltpost.

W. M. in R. Hier haben Sie den vermißten Bericht über empfehlenswerte Musiklitteratur: Ein höchst beachtenswertes Werk ist die bei Kohlhammer in Stuttgart erschienene „**Aesthetik der Tonkunst**“ von Richard Wallaschek, welche wir allen, die es mit der Tonkunst ernst nehmen, dringend anempfehlen. Andere fachwissenschaftliche Schriften, welche zu erwähnen wären, sind: „**Kurz gefaßte Geschichte der Musikkunst und Standpunkt derselben gegenüber der modernen Zeit**“ von Wilhelm Schreckenberger. Ferner „**Vollständiges theoretisch-praktisches Lehrbuch der Harmonie und des Generalbasses**“ von Alfred Michaelis, und desselben Autors „**Vorstudien zum Contrapunkte**“, welche genannten drei Werke bei Louis Oertel in Hannover erschienen sind. Wer sich über die Formen der Tonsetzkunst belehren will, sei er Jünger der Kunst, sei er Laie oder Dilettant, wähle sich das vortreffliche Büchlein von S. Jadassohn: „**Die Formen in den Werken der Tonkunst**“, erschienen bei Fr. Kistner in Leipzig. Das Werk ist ebenso populär als gründlich geschrieben. Schon in 2. Auflage liegt vor H. Klings „**Populäre Instrumentationslehre**“ mit genauer Berücksichtigung jeden Instrumentes, sowie einer Anleitung zum Dirigieren (Hannover, L. Oertel). Eine Reihe gut geschriebener, fast ausschließlich auf die jüngste Vergangenheit bezüglicher Aufsätze enthalten Dr. Wilh. Kienzls „**Miscellen**“ (Leipzig, H. Matthes), die jedem Musikfreund empfohlen seien. Höchst empfehlenswert ist das neue Unternehmen des Payneschen Musikverlags in Leipzig, welcher eine kleine Partiturausgabe klassischer Kammermusik veranstaltet hat und welche um ihres handlichen Formats willen sehr geeignet zum Nachlesen in Kammermusiksoireen ist, umsomehr, als die Preise von 40, 50, 60, 70 und 90 Pfennig staunenswert billig sind, während der Stich schön und deutlich und äußerst korrekt ist. Neue empfehlenswerte Musikalien sind: „**Schwedische Weisen und Tänze**“ für Pianoforte und Violine von Julius und Amanda Röntgen. „**Fünfzehn vierhändige Vortragsstücke**“, Op. 54, von Richard Kleinmichel. „**Aus der Kinderwelt**“, acht Klavierstücke, Op. 96 und „**Für die Jugend**“, sechs leichte Vortragsstücke für vier Hände, von Alban Förster. „**Zwölf zweistimmige Lieder im Volkston**“, mit Begleitung des Pianoforte, Op. 189, von Karl Reinecke. Sämtliche vorgenannten Werke sind erschienen bei Breitkopf & Härtel. Von letztgenanntem Komponisten sind ferner bei Forberg in Leipzig erschienen: „**Geistliche Hausmusik**“, zwölf der schönsten Choräle in vierhändiger Bearbeitung für das Pianoforte, Op. 186, und Potpourri aus dessen Oper „**Auf hohen Befehl**“, für das Pianoforte zu zwei Händen, Leipzig, Max Hesses Verlag. Ferner nennen wir eine Reihe von beachtenswerten Kompositionen von Louis Pöbeder: „**Für ruhige Stunden**“, drei Klavierstücke, Op. 12, „**Denkzeichen trüber Stunden**“, vier Klavierstücke, Op. 13, „**Phantasiesonate**“, für Pianoforte und Violine (Joachim gewidmet), Op. 15, und „**Triophantasie**“ für Pianoforte, Violine und Cello, Op. 18 (Carmen Sylva gewidmet). Sämtliche genannten Werke von Pöbeder sind erschienen bei Rieter-Biedermann in Leipzig. — La Mara, die gewandte Schriftstellerin, bringt neue umgearbeitete Auflagen ihrer „**Musikalischen Charakterköpfe**“, welche sich, wenngleich die weibliche Hand verratend, doch sehr angenehm lesen, eben weil sie für das große Publikum ebenso sehr, wie für das specifisch musikalische geschrieben sind. Komponisten sind die „**Jugendlieder**“ von Ernst Rethwisch zu empfehlen, welche in denselben gar manches zur Komposition geeignete Gedicht finden werden. Ein wahrer Prachtband ist der „**Musikalische Hausschatz der Deutschen**“, eine Sammlung von über 1000 Liedern mit Singweisen und Klavierbegleitung, gesammelt von G. W. Fink, neue durch Dr. Hermann Langer verbesserte und vermehrte Stereotypausgabe (Dresden, bei A. Dieckmann). Es ist dies Buch in der That ein „Hausschatz“. Von großem Fleiße zeugt Gustav Jansens Werk über Robert Schumann, welches er „**Die Davidsbündler**“ betitelt hat. Es gibt sehr schätzenswerte Beiträge zur Lebensgeschichte des Meisters. Die Ausstattung ist eine der berühmten Verlagshandlung Breitkopf & Härtel angemessene.

Dr. **Vitz in Straßburg.** Eine ausführliche Beantwortung Ihres Briefes kam leider als unbestellbar zurück. Dürften wir nicht um genaue Angabe Ihrer Adresse bitten?

O. F. in H. Nicht verwendbar.

1 DEUTSCHLAND.

Staaten und Landesteile.	Flächeninhalt in □km.	Staatsoberhaupt. Geburts- und Antrittsjahr des Regenten.	Definitives Resultat der Volkszählung von 1880.	Vorläufiges Ergebnis der Volkszählung von 1885.	Deutsche Auswanderung nach überseeischen Ländern über deutsche Häfen u. Antwerpen. 1884**	1885**
I. Königreich Preussen.		Deutsches Reich: **Kaiser Wilhelm**, seit 18. Jan. 1871 Deutscher Kaiser. Preussen: Friedrich **Wilhelm** Ludwig, Deutscher Kaiser, König v. Preussen, geb. 22. März 1797, Regent seit 9. Oktbr. 1858, succed. sein. Bruder König Friedr. Wilhelm IV. 2. Jan. 1861.				
1. Provinz Ostpreussen	36,977,70		1,933,936	1,958,858	1,848	1,787
2. „ Westpreussen	25,502,90		1,405,898	1,407,960	14,069	9,821
3. Stadt Berlin	60,60		1,122,330	1,315,547	8,120	6,152
4. Provinz Brandenburg ohne Berlin	39,838,00		2,266,825	2,342,528		
5. Provinz Pommern	30,107,11		1,540,034	1,505,795	15,412	11,390
6. „ Posen	28,954,49		1,703,397	1,715,024	13,500	9,784
7. „ Schlesien	40,291,30		4,007,925	4,111,411	4,548	2,869
8. „ Sachsen	25,244,50		2,312,007	2,427,968	2,954	2,064
9. „ Schleswig-Holstein	18,841,50		1,127,149	1,150,233	8,137	6,306
10. „ Hannover	38,424,80		2,120,168	2,172,294	11,276	9,045
11. „ Westfalen	20,199,60		2,043,442	2,202,737	3,268	2,540
12. „ Hessen-Nassau	15,691,80		1,554,376	1,592,162	5,250	3,666
13. „ Rheinland	26,980,50		4,074,000	4,344,806	5,058	3,703
14. Hohenzollern	1,142,80		67,624	66,709	148	102
Der Staat	348,257,60		[illegible]	28,314,032	93,622	69,272
II. Königreich Bayern.		seit 10. Juni 1886: **Luitpold** Karl Josef Wilhelm Ludwig, Kgl. Prinz (III. Sohn des Königs Ludwig I.) geb. 12. März 1821.			14,856	9,939
1. Reg.-Bez. Oberbayern	16,[illegible]		951,977	1,004,716		
2. Niederbayern	10,75[illegible]		646,947	660,616		
3. [illegible]	5,93[illegible]		677,281	696,216		
4. Pfalz	9,65[illegible]		528,564	537,953		
5. Oberfranken	6,999,[illegible]		575,357	576,028		
6. Mittelfranken	7,573,56		643,817	671,336		
7. Unterfranken	8,398,39		626,305	619,865		
8. „ Schwaben	9,811,59		634,530	649,450		
Der Staat	75,863,50		5,284,778	5,416,180*		
III. Königreich Sachsen.		König Friedrich August **Albert**, geb. 23. April 1828, succ. seinem am 29. Oktbr. 1873 gest. Vater Johann.			4,636	2,885
1. Krs.-Hptmnsch. Dresden	4,336,32		808,512	859,638		
2. „ Leipzig	3,567,35		707,826	773,718		
3. „ Zwickau	4,619,00		1,105,141	1,189,429		
4. „ Bautzen	2,469,73		351,326	356,383		
Der Staat	14,992,90		2,972,805	3,179,168		
IV. Kngr. Württemberg.		König **Karl** Friedrich Alex., geb. 6. März 1823, succ. seinem Vater Wilhelm I. am 25. Juni 1864 als Karl I.			7,797	5,104
1. Neckarkreis	3,326,79		622,912	639,470		
2. Schwarzwaldkreis	4,773,22		472,758	475,299		
3. Jagstkreis	5,138,92		407,613	405,034		
4. Donaukreis	6,264,77		467,835	475,365		
Der Staat	19,503,70		1,971,118	1,995,168		
V. Grossherzogt. Baden.	15,081,10	Grossherzog **Friedr.** Wilh. Ludwig, geb. 9. Sept. 1826, reg. seit 24. April 1852.	1,570,254	1,600,839*	4,381	3,476
VI. Grossherzgt. Hessen.	7,680,30	Grossh. **Ludwig IV.**, geb. 12. Sept. 1837, r. s. 13. Juni 1877.	936,340	956,170	3,175	2,503
VII. Grossherzgt. Mecklenburg-Schwerin.	13,303,80	Grossh. **Friedrich Franz III.**, geb. 19. März 1851, reg. seit 16. April 1883.	577,055	575,140	4,013	2,221
VIII. Grossherzogtum Sachsen-Weimar.	3,592,60	Grossh. **Karl Alex.**, geb. 24. Juni 1818, rg. s. 8. Juli 1853.	309,577	313,668	661	424
IX. Grossherzogtum Mecklenburg-Strelitz.	2,929,50	Grossh. **Friedr. Wilh.**, geb. 17. Okt. 1819, rg. s. 6. Sept. 1860.	100,269	98,371	649	391
X. Grossherzogtum Oldenburg.	6,420,20	Grossh. **Peter**, geb. 8. Juli 1827, reg. seit 27. Feb. 1853.	337,478	341,250	1,958	1,395
XI. Herzogtum Braunschweig.	3,690,40	Regent: Friedr. Wilh. Nikolaus **Albrecht**, Prinz von Preussen, geb. 8. Mai 1837. Erwählt am 21. Okt. 1885.	349,367	372,580	449	279
XII. Herzogtum Sachsen-Meiningen.	2,468,40	Herzog **Georg II.**, geb. 2. Apr. 1826, reg. s. 20. Sept. 1866.	207,075	214,697	512	289
XIII. Herzogtum Sachsen-Altenburg.	1,323,80	Herzog **Ernst**, geb. 16. Sept. 1826, reg. s. 3. Aug. 1853.	155,036	161,129*	101	77
XIV. Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha.	1,968,10	Herzog **Ernst II.**, geb. 21. Juni 1818, reg. s. 29. Jan. 1844.	194,716	198,717	550	277
XV. Herzogtum Anhalt.	2,347,40	Herz. Leop. **Friedrich**, geb. 29. April 1831, r. s. 22. Mai 1871.	232,592	247,603	187	113
XVI. Fürstentum Schwarzbg.-Rudolstadt.	940,40	Fürst **Georg**, geb. 23. Nov. 1838, reg. s. 26. Nov. 1869.	80,296	83,939	198	[illegible]
XVII. Fürstentum Schwarzbg.-Sondershsn.	862,10	Fürst **Karl Günther**, geb. 7. Aug. 1830, r. s. 17. Juli 1880.	71,107	73,623	88	[illegible]

4 Finanzwesen des Deutschen Reichs.

Uebersicht der Ausgaben und Einnahmen für das Etatsjahr 1886/87 mit Gegenüberstellung des Etats von 1885/86.

Ausgaben.

A. Fortdauernde Ausgaben.	1885/86	1886/87
1. Reichstag	409,670	379,670
2. Reichskanzler und Reichskanzlei	141,360	141,360
3. Auswärtiges Amt (darunter Gesandtschaften u. Konsulate 1886/87: 5,617,650 M.)	7,143,075	7,377,535
4. Reichsamt des Innern (darunter Statistisches Amt 1886/87: 669,652 M., Gesundheitsamt 1886/87: 129,790 M., Patentamt 1886/87: 706,360 M., Reichsversicherungsamt 1886/87: 198,400 M.)	3,171,021	7,753,025
5. Verwaltung des Reichsheeres	340,672,513	343,036,713
6. Marineverwaltung	33,080,594	37,101,185
7. Reichs-Justizverwaltung	1,850,428	1,887,178
8. Reichs-Schatzamt	100,651,222	155,534,666
9. Reichs-Eisenbahnamt	310,365	297,165
10. Reichsschuld (darunter Verzinsung der Reichsschuld 1886/87: 18,250,000 M.)	17,102,500	18,302,500
11. Fehlbetrag des Haushalts des Etatsjahres 1883/84 u. 1884/85	1,740,319	5,570,303
12. Rechnungshof	529,773	529,773
13. Allgemeiner Pensionsfonds (darunter Reichsheer 1886/87: 20,658,470 M., Marine 1886/87: 629,705 M., Civilverwaltung 1886/87: 561,900 M.)	21,407,647	21,850,075
14. Reichs-Invalidenfonds (darunter Invalidenpensionen 1886/87 infolge der Kriege vor 1870: 3,323,442 M., infolge des Krieges von 1870/71: 21,699,277 M.)	27,725,505	26,961,588
	555,935,992	626,722,736
B. Einmalige Ausgaben.		
1. Reichskanzler und Reichskanzlei	—	11,000
2. Auswärtiges Amt	385,950	615,000
3. Reichsamt des Innern	1,485,600	2,590,010
4. Post- und Telegraphenverwaltung	4,520,372	4,508,815
5. Reichsdruckerei	100,000	360,000
6. Verwaltung des Reichsheeres	32,143,358	41,511,588
7. Marineverwaltung	9,259,400	9,701,900
8. Reichs-Schatzamt	4,300,000	7,300,000
9. Eisenbahnverwaltung	3,800,000	3,294,460
Summe der Ausgaben	611,930,672	696,615,509

Einnahmen.

1. Zölle und Verbrauchssteuern.	1885/86	1886/87
a) Aus dem Zollgebiete:		
Einnahmen, woran sämtliche Bundesstaaten partizipieren: Zölle	199,820,000	245,720,000
Tabaksteuer	10,673,300	7,656,000
Rübenzuckersteuer	38,263,000	37,286,480
Salzsteuer	37,777,000	38,306,000
Nicht gemeinsame Einnahmen: Branntweinsteuer*	36,527,000	37,224,450
Brausteuer*	16,392,200	17,213,570
b) Aversa von ausserhalb der Zollgrenze belegenen Bundesgebieten:		
Gemeinsame Einnahmen	6,108,790	6,780,150
Nicht gemeinsame Einnahmen	1,422,950	1,415,020
	346,984,240	391,601,670
2. Reichsstempelabgaben (Spielkartenstempel 1886/87: 1,025,500 M., Wechselstempelsteuer 1886/87: 6,437,000 M., Stempelabgabe für Wertpapiere, Kaufgeschäfte u. Lotterielose etc. 1886/87: 22,375,000 M.	20,406,500	30,387,000
3. Post- u. Telegraphenverwaltung	26,963,994	28,563,006
4. Reichsdruckerei	1,060,690	1,065,690
5. Eisenbahnverwaltung	17,073,300	17,847,400
6. Anteil des Reichs an dem Reingewinn der Reichsbank	2,605,000	2,447,500
7. Verschiedene Verwaltungseinnahmen	7,174,138	7,748,879
8. Aus dem Reichs-Invalidenfonds	27,725,505	26,961,588
9. Zinsen aus belegten Reichsgeldern des Reichsfestungsbau- u. Reichstagsgebäudefonds	1,800,000	1,580,000
10. Ausserordentliche Zuschüsse aus dem Reichsfestungsbau- u. Reichstagsgebäudefonds, sowie aus der Anleihe (für 1886/87: 35,738,856 M.)	38,095,513	49,969,716
11. **Matrikularbeiträge, aufzubringen vom		
Königreich Preussen	62,393,727	70,270,716
„ Bayern	23,238,533	26,881,985
„ Sachsen	6,794,220	7,730,898
„ Württemberg	8,660,736	9,934,619
Grosshrzgt. Baden	6,039,664	6,828,829
„ Hessen	2,141,624	2,417,317
„ Mecklenburg-Schwerin	1,319,860	1,470,333
„ Sachsen-Weimar	708,075	796,076
„ Mecklenburg-Strelitz	229,339	256,450
„ Oldenburg	771,891	867,861
Herzogtum Braunschweig	798,463	903,181
„ Sachsen-Meiningen	473,629	535,025
„ Sachsen-Altenburg	354,603	400,173
„ Sachsen-Koburg-Gotha	445,360	503,594
„ Anhalt	531,992	609,515
Fürstentum Schwarzb.-Sondershsn.	162,639	182,510
„ Schwarzb.-Rudolstadt	183,655	205,262
„ Waldeck	129,280	143,143
„ Reuss ält. Linie	116,151	132,451
„ Reuss jüng. Linie	231,767	266,704
„ Schaumburg-Lippe	80,909	91,557
„ Lippe-Detmold	275,031	311,536
Freie Stadt Lübeck	145,403	169,142
„ Bremen	358,461	413,673
„ Hamburg	1,038,104	1,238,563
Reichsland Elsass-Lothringen	4,418,676	4,881,947
	611,930,672	696,615,509
Die Ausgaben für das Reichsbank-Direktorium werden im Anhange zu dem Gesetze betr. Feststellung des Reichshaushalts-Etats festgesetzt auf	132,000	132,000

Schulden des Deutschen Reichs.

Der zu verzinsende Betrag der Reichsschuld belief sich am Schlusse des Reichs-Etatsjahres 1885/85 auf 481,000,000 Mark. Reichskassenscheine waren auf Grund des Gesetzes vom 30. April 1874 im Umlauf am 1. April 1885: 141,186,250 Mark und zwar 2,000,000 Stück à 5 Mark = 10,000,000 Mark, 1,000,000 „ à 20 „ = 20,000,000 „ 2,223,725 „ à 50 „ = 111,186,250 „

Die preussische Staatsschuld im Gesamtbetrage von 4,072,863,239,24 Mark setzte sich zu Beginn des Etatsjahres 1886/87 zusammen aus:

A. Alte Landesteile.	Mark	Pf.
1. Staatsschuldscheine, 3½ %	84,491,400	
2. Konsolidierte 4% Anleihe nach dem Allerh. Erlass vom 23. Juni 1876 bis 11. März 1885	3,618,933,600	
3. Konsolidierte 3½ % Anleihe nach dem Allerh. Erlass vom 27. April 1885 bis 10. August 1885	154,129,500	
4. Verschiedene nicht konsolidierte 4% Anleihen (Gesetze vom 7. März 1850 bis 23. März 1868)	60,184,050	
5. Prämienanleihe, 3½ % von 1855	15,540,000	
6. Kur-neumärkische Kriegsschuld	1,388,817	
7. Aktien und Obligationen der Niederschles.-Märkischen, der Münster-Hamm und der Taunus-Eisenbahn	34,830,519	65
8. Schatzanweisungen (Gesetz vom 30. März 1885)	30,000,000	—
	3,999,497,886	65
B. Neue Landesteile.		
1. Vormals Schleswig-Holstein. Schulden	443,250	—
2. „ Hannoversche „	4,112,688	31
3. „ Kurhessische „	33,767,100	—
4. „ Nassauische „	19,905,600	—
5. „ Hessen-Homburgsche „	17,142	86
6. „ Frankfurtische „	15,119,571	42
	73,365,352	59

* Da Bayern, Württemberg und Baden die Brau- und Branntweinsteuer, Elsass-Lothringen die Biersteuer allein, auf eigene Rechnung erheben, haben diese Staaten an den Erträgnissen dieser Einnahmebranchen des Reichs keinen Anteil und erhöhen sich für sie die genau nach der Kopfzahl festgesetzten Matrikularbeiträge um diejenigen Ausgleichungssummen, welche sie für die Erträge der Brau- und der Branntweinsteuer, sowie des von Bayern und Württemberg auf eigene Rechnung verwalteten Post- und Telegraphenwesens an die Reichskasse abzuführen hätten.

** Die für 1886/87 Mark 138,443,060 betragenden Matrikularbeiträge erhöhten sich gegen die des Etatsjahrs 1885/86, welche ausser den oben angegebenen Beträgen noch eine Steigerung um 394,920 Mark erfuhren, also sich auf 122,436,712 Mark bezifferten, um die Summe von 16,006,348 Mark. Diese Erhöhung der Leistungen der Einzelstaaten an das Reich wird in reichem Masse ausgeglichen durch die bedeutende Steigerung derjenigen Beiträge, welche gemäss der „Franckensteinschen Klausel" aus den Erträgnissen der Zölle und der Tabaksteuer vom Reiche den Einzelstaaten zufliessen. Diese Ueberschüsse ergeben für 1886/87 ein Plus gegen das Vor-Etatsjahr von rund 53,000,000 Mark oder nach Abzug der an Matrikularbeiträgen mehr aufzubringenden rund 16,000,000 Mark für die Einzelstaaten ein Einnahmeplus von rund 37,000,000 Mark.

8 Heerwesen.

Wehrsystem, Einteilung und Stärke des Deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine.

Etatsjahr 1886/87.

Wehrsystem: Allgemeine Wehrpflicht, 12jähr. Dienstzeit, davon 3 Jahre in der Linie, 4 Jahre als Reservist u. 5 Jahre in der Landwehr.

Einteilung des Heeres: 1 Garde- und 17 Linien-Armeekorps, davon 13 preuss., 1 sächs., 1 württemb. und 2 bayrische.

Festungen und Küstenbefestigungen: I. Klasse: Königsberg, Danzig, Kiel, Posen, Magdeburg, Köln, Koblenz mit Ehrenbreitstein, Mainz, Strassburg, Metz, Rastatt, Ulm, Ingolstadt; [illegible]

(8) Heerwesen (Fortsetzung).

Schulbildung der bei dem Landheere und bei der Marine eingestellten Rekruten.

Etatsjahr 1884/85.	Zahl der eingestellten Mannschaften mit Schulbildung.	ohne Schulbildung.
Grossherzogtum Sachsen	1,103	1
„ Mecklenburg-Strelitz	305	—
„ Oldenburg	1,174	—
Herzogtum Braunschweig	1,051	2

9 DEUTSCHLAND.

Handel, Schiffahrt und Industrie.

Die **Einfuhr** in den freien Verkehr des deutschen Zollgebiets an Genussmitteln, Rohstoffen, Fabrikaten und diversen Waren (einschl. Münzen und edle Metalle) im Jahre 1884 bewertete sich nach Schätzung auf 3,284,900,000 M. gegen 3,290,900,000 M. im Vorjahr.

Die **Ausfuhr** aus dem freien Verkehr des deutschen Zollgebiets an Genussmitteln, Rohstoffen, Fabrikaten u. diversen Waren (incl. Münzen u. edle Metalle) im Jahre 1884 bewertete sich auf 3,269,400,000 M. gegen 3,335,000,000 M. im Vorjahr.

Definitive Hauptergebnisse des auswärtigen Warenverkehrs des deutschen Zollgebiets im Jahre 1885.

	Doppelzentner
In den freien Verkehr des deutschen Zollgebiets wurden eingeführt:	178,673,297
Aus dem „ „ „ „ ausgeführt:	188,140,231
Steigerung der Einfuhr . . . gegen das Vorjahr:	795,636
Verminderung der Ausfuhr . . . „ „ „	3,377,327

Die grösseren Quanten der Einfuhr bildeten im wesentlichen: Bau- und Nutzholz, Braunkohlen, Steinkohlen und Cokes.

Von Ausfuhrartikeln blieben hauptsächlich Eisenerze mit 1,273,332 Doppelzentnern, u. Zucker mit 1,090,819 Doppelztr. gegen den Export von 1884 zurück.

Der Zollertrag belief sich im ganzen auf	241,633,154 M.
Davon entfallen auf Einfuhr von Kaffee	47,253 360 „
„ „ „ „ „ Rohtabak	32,308,588 „
„ „ „ „ „ Petroleum u. andre Mineralöle	31,013,950 „
„ „ „ „ „ Getreide und Hülsenfrüchte	27,531,563 „

Die deutsche Handelsflotte im Jahre 1885 bestand aus 4257 Handelsschiffen von 1,294,288 Tons à 1000 kg. Gehalt, davon Dampfschiffe: 650 von 413,943 T.

Der gesamte Seeverkehr des Deutschen Reiches zu Handelszwecken stellte sich im Jahre 1884 auf 120,548 angekommene und abgegangene Schiffe mit 20,408,717 Reg.-T., gegenüber 113,966 Schiffen mit 18,858,548 Reg.-T. im J. 1883. Die Gesamtzahl der von deutschen Schiffen gemachten Seereisen betrug im J. 1884: 66,711 und der entsprechende Tonnengehalt 17,017,557 Reg.-T., was gegen 1883 eine Zunahme in der Zahl der Seereisen um 3259 und eine Vergrösserung des Gesamtraumgehalts um 1,421,659 Reg.-T. bedeutet.

Geschäftsumfang des kaiserlichen Patentamts im Jahre 1885.

Mit vergleichender Gegenüberstellung der Resultate des Vorjahres.

	1884:	1885:
Anmeldungen von Patenten und Zusatzpatenten	8,607	9,408
Bekanntgemachte Anmeldungen	4,632	4,456
Versagungen nach der Bekanntmachung	357	358
Erteilte Patente: a. Deutsches Reich (1884: 2,912; 1885: 2,621) b. Ausland (1884: 1,547; 1885: 1,397) Zusammen	4,459	4,018
Vernichtete und zurückgenommene Patente	18	25
Abgelaufene und wegen Nichtbezahlung der Gebühren erloschene Patente	3,984	3,947
Einsprüche	1,011	946
Beschwerden	1,787	2,068
Am Jahresschluss in Wirkung gebliebene Patente	10,994	11,046
	Mark	Mark
Einnahmen: Anmeldegebühren	170,880	188,520
Beschwerdegebühren	35,840	41,660
Patentgebühren	1,058,610	1,157,210
Diverse Einnahmen	251$_{05}$	172$_{15}$
	1,265,581$_{05}$	1,387,562$_{15}$
Ausgaben	658,458$_{50}$	643,454$_{08}$
Ueberschuss	607,122$_{55}$	744,108$_{07}$

Produktion und Steuerertrag von Bier.

a) **Zollgebiet des Deutschen Reichs** (mit Ausnahme von Bayern, Württemberg, Baden und Elsass-Lothringen). Brauereien waren vorhanden am Schlusse des Etatsjahrs 1884/85:		Quantum des gewonnenen Biers 1884/85	Gesamteinnahme vom Bier (Brausteuer und sonstige Abgaben)
im Königreich Preussen	8,591	17,418,899 hl	14,758,371 M.
„ „ Sachsen	767	3,422,399 „	
„ Grosshzgt. Hessen	306	808,932 „	
„ „ Mecklenb.-Schwerin u. -Strelitz	441	353,055 „	
„ Brausteuer-Direktivbez. Thüringen, einschl. Allstedt u. Oldisleben	1,144	1,796,176 „	7,085,413 „
„ Grossherzogtum Oldenburg	97	111,832 „	
„ Herzogtum Braunschweig	87	351,639 „	
„ „ Anhalt	71	261,690 „	
„ Gebiete der Freien Stadt Lübeck	33	88,805 „	
Summe der Brauereien innerhalb der Zolllinie	11,537	Summe d. gewonn. Biers 24,613,427 hl	21,843,784 M.
b) **Königreich Bayern.** Status vom 1. Januar 1885.		Menge des gewonn. Biers 1884:	Einnahme aus Braumalzaufschlag:
Zahl der Braunbierbrauereien	5,395	12,351,756 hl	32,776,043 M.
„ „ Weissbierbrauereien	1,588	256,772 „	
Bierausfuhr aus Bayern		1,245,429 „	
Biereinfuhr nach Bayern aus dem Zollgebiet		42,921 „	mit 134,809 M. Übergangssteuerbetrag.
c) **Königreich Württemberg.** Etatsjahr 1884/85.		Menge des gewonnenen Biers:	Gesamteinnahme vom Bier an Steuern und Abgaben:
Zahl der Bierbrauereien: 7,381, davon 2438 gewerbsmässige und 4943 Privatbrauereien		3,027,587 hl	7,282,798 M.
d) **Grossherzogtum Baden.** Steuerjahr 1884. Vorhanden am Schlusse des Steuerjahrs Braugefässe: 2013 von 25,698 hl Inhalt		1,235,818 hl	4,084,532 M.
e) **Reichsland Elsass-Lothringen.** Etatsjahr 1884/85. Zahl der Brauereien	273	801,717 hl	1,727,507 M.

Branntweinbrennereibetrieb u. Branntweinbesteuerung Deutschlands

innerhalb der Zolllinie, mit Ausnahme von Bayern, Württemberg und Baden, im Etatsjahr 1884/85.

	Im Betriebe gewesene Brennereien 1883/84	1884/85	Gesamteinnahme an Branntweinsteuer mit Uebergangsabgaben und Eingangszoll im Etatsjahr 1884/85
Königreich Preussen	7,483	7,341	46,882,097 Mark
„ Sachsen	647	637	2,413,395 „
Grossherzogtum Hessen	435	400	495,321 „
Grshzgt. Mecklenburg-Schw. u. -Strel.	47	47	660,466 „
Thüringische Herzogtümer	72	69	216,424 „
Grossherzogtum Oldenburg	38	36	227,196 „
Herzogtum Braunschweig	39	39	525,018 „
„ Anhalt	41	41	802,010 „
Freie Stadt Lübeck	2	2	180,280 „
Reichsland Elsass	23,714	21,797	751,917 „
	32,518	30,409	53,154,124 Mark
			gegen 48,911,372 „ in 1883/84.

Die Produktionszunahme gegen das Vorjahr beläuft sich auf c. 7,800,000 Liter. Die Brutto-Einnahme an Branntweinsteuer betrug im Jahre 1883 für Bayern: 2,317,944 M., für Württemberg: 284,004 M., für Baden: 176,084 M.

Bierverbrauch im gesamten Zollgebiet des Deutschen Reichs.

1884/85 Biergewinnung	42,373,686 hl
dazu Einfuhr	104,844 „
	42,478,530 hl
davon ab Ausfuhr	1,153,720 „
bleibt mutmasslicher Verbrauch	41,324,810 hl
kommt auf den Kopf der Bevölkerung	90$_{3}$ l
entfällt „ „ „ „ „ an Steuer	1$_{45}$ M.

Anzahl der Dampfkessel u. Dampfmaschinen in Preussen

zu Beginn der Jahre 1885/86.

	1. Jan. 1885.	1. Jan. 1886.
Feststehende Dampfkessel	41,421	42,956
Bewegliche Dampfkessel und Lokomobilen	9,191	10,101
Schiffsdampfkessel	1,211	1,312
Feststehende Dampfmaschinen	38,830*	40,308
Schiffsdampfmaschinen	1,048	1,114

Im Deutschen Reiche betrug die Gesamtzahl der Dampfkessel nach der Zählung vom Jahre 1879 (eine neuere existiert nicht) 60,058.

Dampfkessel-Explosionen ereigneten sich im Jahre 1884 in Deutschland 14. Es wurden davon getötet 12 und verwundet 33 Personen.

* Davon Dampfmaschinen, deren Leistungsfähigkeit ermittelt werden konnte: 38,202 mit einer Gesamtleistungsfähigkeit von 1,221,884 Pferdestärken.

Produktion und Wert der Produktion der Bergwerke, Salinen und Hütten im Deutschen Reichs- und Zollgebiet im Jahre 1884.

	in Tonnen zu 1000 kg	Wert der Produktion, Mark
Steinkohlen	57,233,875	298,780,000
Braunkohlen	14,879,945	39,578,000
Steinsalz	344,797	1,940,000
Kainit	203,120	2,890,000
Andere Kalisalze	766,076	7,555,000
Eisenerze	9,005,796	37,543,000
Zinkerze	632,040	7,819,000
Bleierze	162,772	15,740,000
Kupfererze	593,330	18,147,000
Silber- und Golderze	25,186	4,819,000
Schwefelkies	150,130	1,301,000
Kochsalz	464,881	12,312,000
Chlorkalium	116,371	15,610,000
Glaubersalz	57,243	2,732,000
Roheisen	3,600,612	172,640,000
Zink (Blockzink)	125,276	34,102,000
Blei (Blockblei)	94,809	20,218,000
Kupfer (Blockkupfer)	18,750	22,633,000
Silber (Reinmetall)	kg 248,116	37,056,000
Gold	„ 555	1,551,000
	Tonnen zu 1000 kg	
Schwefelsäure u. rauchendes Vitriolöl	345,139	14,787,000
Gusseisen 2. Schmelzung	698,837	123,409,000
Schweisseisen (Schmiedeeisen u. Stahl)	1,592,961	214,712,000
Flusseisen (einschl. Tiegelgussstahl)	1,138,500	167,629,000
Tonnen	92,250,446 und Edelmetalle 248,671 kg	1,275,503,000

Arbeitspersonal der deutschen Eisen- u. Stahlindustrie.

	Beschäftigte Arbeiter 1883	1884
Eisenerz-Bergbau	39,658	38,914
Hochofenbetrieb	23,515	23,114
Eisengiesserei	43,012	45,726
Schweisseisenwerke	57,407	57,449
Flusseisenwerke	29,033	29,019
	192,625	194,222

Textilindustrie Deutschlands, Anfang 1884.

Anzahl der Etablissements.	Geschäftskapital Mark	Arbeiterzahl	Jährlicher Aufwand an Arbeitslohn Mark
31 Flachsspinnereien, einschl. Zwirnereien u. Bleichereien	59,218,000	14,576	6,244,813
48 mechanisch. Webereien mit einzeln. Hausindustrie-Betrieben	29,709,724	16,753	6,339,866
7 Hanfspinnereien und Bindfadenfabriken	12,500,000	2,389	1,348,150
	101,427,724	33,718	13,932,829

Kolonial- und Rübenzucker-Produktion und Konsum in den 12 Monaten 1885:

Produktion	1,032,782	Tons à 20 Zentner
Einfuhr	3,869	„ „
Bestände am 1. Januar 1886	228,300	„ „
	1,264,951	„ „
Davon abgezogen die Vorräte vom 31. Dez. 1884, die Ablieferungs- und Ausfuhrquanten mit	889,208	„ „
ergibt als Konsumtionsquantum Deutschlands (= 7,514,802 Zentner).	375,743	„ „

Rübenzucker-Fabrikation.

Kampagnejahr 1885/86.

Zahl der Rübenzuckerfabriken im Königreich Preussen	312
„ „ „ im übrigen Deutschen Reich und Luxemburg	87
	399, davon aktiv 353.
Menge der bis 1. Dezember 1885 verarbeiteten Rüben	56,128,232 Doppelzentner
Mutmasslich noch in der Kampagne bis 1. April 1886 verarbeitetes Rübenquantum	14,600,082 „
insgesamt	70,728,314 „

10 Geschäftsergebnisse der deutschen Feuerversicherungs-Aktiengesellschaften im Jahre 1884.*

Gründungsjahr.	Name der Gesellschaft (nach der Anciennetät geordnet).	Sitz der Gesellschaft.	Gesamt-Einnahme. 1884**	Bezahlte Schäden 1884.***	Gezahlte Dividenden 1884.
			Mark.	Mark.	Mark.
1812	Berlinische Feuerversicherungs-Gesellsch.	Berlin	1,768,567	454,377	352,000
1819	Leipziger „ „	Leipzig	4,305,699	845,611	720,000
1822	Vaterländische „ „	Elberfeld	5,250,880	1,655,931	480,000
1825	Aachen-Münchener „ „	Aachen	8,200,495	3,049,935	1,260,000
1836	Feuerversicherungs-Anstalt der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank	München	2,275,453	340,994	†418,300
1839	„Colonia", Feuerversicherungs-Gesellsch.	Köln	5,583,484	1,657,518	1,080,000
1844	Magdeburger „ „	Magdeburg	18,068,223	5,697,012	910,000
1845	„Deutscher Phönix", „ „	Frankf. a. M.	3,560,411	1,154,924	627,000
1845	Preussische National- „ „	Stettin	3,442,832	891,409	562,500
1848	Schlesische „ „	Breslau	4,773,793	960,540	540,000
1853	„Thuringia" „ „	Erfurt	19,385,046	1,170,283	480,000
1855	Hamburg-Bremer „ „	Hamburg	4,633,958	1,388,384	138,000
1856	„Providentia" „ „	Frankf. a. M.	13,203,199	630,378	400,000
1857	Oldenburger „ „	Oldenburg	948,073	320,085	48,000
1860	Deutsche „ „	Berlin	929,894	172,543	75,000
1861	Gladbacher „ „	M.-Gladbach	2,075,339	600,268	90,000
1866	Preussische „ „	Berlin	1,762,253	611,512	—
1866	Westdeutsche „ „	Essen	1,810,196	510,282	150,000
1869	Norddeutsche „ „	Hamburg	3,569,163	1,187,178	90,000
1872	Transatlantische Güter-Aktiengesellschaft	Hamburg	5,026,633	1,208,529	108,000
1872	Lübecker Feuerversicherungs-Gesellschaft	Lübeck	711,581	163,039	30,000
1873	„Union", „ „	Berlin	1,621,740	417,986	†*— 459,000
1874	Hanseatische „ „	Hamburg	882,911	163,629	36,000
1875	Aachen-Leipziger „ „	Aachen	2,228,630	280,449	—
1875	Hamburg-Magdeb. „ „	Hamburg	1,139,757	227,442	75,000
1877	Feuerassekuranz-Compagnie	Hamburg	447,743	87,395	16,000
1880	„Rheinland"	Neuss	398,129	64,983	69,495
1881	„Rhein und Mosel"	Strassburg	1,920,082	715,754	140,000
1881	„Alsatia"	Strassburg	233,775	134,272	— 340,000
			120,157,939	27,762,642	8,096,295

* Da sich die Beträge des eingezahlten Aktienkapitals gegen das Vorjahr nicht geändert und nur der Berichtigung bedürfen, dass bei der Leipziger F.V.G. statt 1,200,000 M. 1,800,000 M. eingezahlt sind, so ist bei der vorstehenden Geschäftsübersicht diese Rubrik in Wegfall gekommen und seien Interessenten auf den III. Jahrgang der Statistischen Tafel hiermit verwiesen.

** Die Gesamteinnahme setzt sich zusammen aus a) Prämieneinnahme: 85,338,221; b) Einnahme aus anderen als Feuerversicherungs-Geschäften: 30,035,532 und c) Einnahme an Zinsen: 4,784,186.

*** Die Rückversicherungsprämie sämtlicher vorstehenden 29 Gesellschaften bezifferte sich für 1884 auf M. 34,709,341.

† Betrag wurde der Dividende der bayer. Hypotheken- etc. Bank überwiesen.

†* Diese Summe ergibt sich durch Abzug der 1884er Dividende von M. 36,000 von zur Deckung früherer Verluste von den Aktionären eingezahlten M. 495,000.

11 OESTERREICH.

Staatsoberhaupt: **Franz Joseph I.,** Kaiser von Oesterreich, geb. 18. August 1830, regiert seit Dezember 1848.

Flächeninhalt. Bevölkerung. Bevölkerung der Hauptstädte.

A. Im Reichsrate vertretene Königreiche und Länder.	Areal in □km. †	Wohnbevölkerung vom 31. Dezember 1880.	Civilbevölkerung†† Cisleithaniens vom 31. Dez. 1882.	31. Dez. 1883.	31. Dez. 1884.	Hauptstädte.	Bevölkerung vom 31. Dez. 1880.	30. Juni 1886.†††
1. Oesterreich unter der Enns	19,823$_{11}$	2,330,621	2,364,824	2,399,520	2,437,069	Wien†*	726,105	780,066
						„ m. 35 Vorort.	1,103,515	1,149,919
2. Oesterreich ob der Enns	11,985$_{41}$	759,620	759,824	762,128	765,454	Linz	41,687	44,431
3. Salzburg	7,152$_{19}$	163,570	164,002	165,004	166,040	Salzburg	23,499	26,536
4. Steiermark	22,427$_{77}$	1,213,597	1,216,571	1,223,611	1,233,287	Graz	97,791	103,670
5. Kärnten	10,327$_{71}$	348,730	348,941	349,800	352,070	Klagenfurt	18,747	19,401
6. Krain	9,955$_{84}$	481,243	482,777	485,210	488,413	Laibach	26,284	27,296
7. Triest mit Gebiet	94$_{62}$	144,844	145,897	148,204	149,871	Triest	74,544	
						m. Vorort. u. Geb.	144,437	155,197
8. Görz und Gradisca	2,917$_{71}$	211,084	211,433	212,504	213,718	Görz	20,920	22,295
9. Istrien	4,953$_{71}$	292,006	289,956	292,790	295,751	Capo d'Istria	8,646	
10. Tirol	26,685$_{94}$	805,176	798,183	799,145	800,976	Innsbruck	20,537	21,950
						„ m. Vorort.	29,790	
11. Vorarlberg	2,602$_{28}$	107,373	107,867	108,186	108,728			
12. Böhmen	51,948$_{17}$	5,560,819	5,597,281	5,631,879	5,666,212	Prag	162,323	182,985
						„ m. Vorort.	254,661	288,317
13. Mähren	22,221$_{90}$	2,153,407	2,156,524	2,165,711	2,178,272	Brünn	82,660	85,382
14. Schlesien	5,146$_{85}$	565,475	568,821	572,418	577,593	Troppau	20,562	21,904
15. Galizien	78,496$_{99}$	5,988,907	6,033,930	6,095,442	6,168,814	Lemberg	109,746	117,902
						Krakau	66,095	73,850
						„ m. Vorort.	77,769	
16. Bukowina	10,451$_{61}$	571,671	583,427	592,196	603,336	Czernowitz	45,600	50,957
17. Dalmatien	12,832$_{57}$	476,101	486,309	490,273	496,079	Zara	11,861	12,134
	300,024$_{38}$	22,144,244	22,316,567 *	22,494,021 **	22,701,683 ***			
B. Länder der ungarischen Krone.								
1. Ungarn und	224,019	11,644,574				Budapest †	360,551	442,591
Siebenbürgen	55,731	2,084,048						
2. Freistadt Fiume und Gebiet	19$_{5}$	20,981				Fiume	20,981	
3. Kroatien und Slavonien	23,278	1,194,415				Agram	28,388	
nebst früherer jetzt damit vereinigter Militärgrenze	19,238	697,984				Semlin	11,836	
Aktives Militär, Honveds Gendarmerie		83,708						
	322,285$_{5}$	15,725,710						
C. Okkupierte Länder.		Zählung von 1879.						Zählung von 1885.
1. Bosnien und Herzegowina. Bosnien. Kreis Serajevo	10,230	174,459				Serajevo	20,720	26,000
„ Travnik	10,815	193,296						
„ Banjaluka	8,617	231,628						
„ Bihac	5,554	126,239						
„ Tuzla	8,159	268,533						
Herzegowina. „ Mostar	8,727	164,298				Mostar	11,000	13,000
	52,102	1,158,453						
2. Sandjak Novibazar	8,963	168,000						

Die effektive Gesamtbevölkerung ergibt sich durch Hinzuzählung von je 162,423 Mann aktives Militär und aktive Landwehr jeder einzelnen der obigen 3 Bevölkerungssummen.

* Davon 10,820,062 männlich und 11,496,505 weiblich.
** Davon 10,906,581 männlich und 11,587,440 weiblich.
*** Davon 11,008,045 männlich und 11,693,638 weiblich.

Zählung von 1885. 1,336,091 u. 25,199 öster. Militär. Nach Konfessionen gesondert ergaben sich bei der Zählung von 1885: 492,710 Mohammedaner, 571,250 Orthodoxe, 265,788 Katholiken, 5,805 Juden, 538 Andersgläubige; 1,336,091.

Auswanderung 1884.

Die offizielle österr.-ungar. Auswanderungsstatistik für das Jahr 1884 laboriert, wie auch von österr. Fachblättern, u. a. vom „Oesterr. Volkswirt" Nr. 5 v. 30. Jan. 1886 offen eingeräumt wird, an totaler Unvollständigkeit. Aus Cisleithanien wanderten nach österr. Quellen insgesamt 7215 Personen 1884 aus, während nach den durchaus zuverlässigen Berichten vom Chef des statistischen Bureaus im Schatzamt zu Washington als Auswanderungsziel von 21,131 Oesterreichern und 10,765 Ungarn folgende Daten angegeben werden:

	Oesterreicher.	Ungarn.
Nach den Verein. Staaten von Nordamerika	* 20,688	** 10,708
„ Britisch Nordamerika	56	26
„ Centralamerika	1	—
„ Brasilien	333	18
„ anderen Staaten von Südamerika	31	10
„ Afrika	3	3
„ Australien	19	—
	21,131	10,765

* 12,362 Männer, 8,326 Weiber.
** 7,850 „ 2,858 „

† Für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder basieren die Arealziffern des Flächeninhalts auf den definitiven Resultaten der Grundsteuerregelung.

†† Nach den Berechnungen der k. k. statistischen Centralkommission in Wien.

††† Nach den Berechnungen der k. k. statistischen Centralkommission und des kaiserl. Gesundheitsamtes in Berlin.

†* In 100 Jahren ist die Bevölkerung von Wien, welches 1785 207,405 Civileinwohner zählte, da es Ende 1884 deren 743,852 aufwies, um 536,447 Seelen gestiegen. Die Bevölkerung der Vororte Wiens stellt sich gegenwärtig (Mai 1886): Fünfhaus 46,418 E., Hernals 74,046 E., Unter-Meidling 38,261 E., Neulerchenfeld 33,428 E., Ottakring 45,491 E., Rudolfsheim 33,902 E., Simmering 23,521 E., Währing 52,191 E., Wiener-Neustadt 22,595 E.

12 Unterrichtswesen: Hochschulen, Akademien und höhere fachwissenschaftliche Lehranstalten.

Mit Ausschluss der Kriegsschulen und mittleren Lehranstalten.

Stiftungs-Jahr.	Name des Instituts.	Sitz des Instituts.	Zahl der Lehrer Vintersemest. 1885/86.	Zahl der Studierenden Sommr. semest. 1885.
	1. Universitäten in Oesterreich-Ungarn.			
1347	K. k. Karl-Ferdinands-Universität † davon 1768 Czechen	Prag	††183	*3218†
1364	K. k. Jagellonische Universität	Krakau	86	*949
1365	K. k. Rudolf-Albrechts-Universität † inkl. 563 Hospit.	Wien	297	5122†
1486	K. k. Karl-Franzens-Universität † inkl. 99 Hospit.	Graz	109	1079†
1635	Kgl. ungarische Universität	Budapest		3355
1677	K. k. Leopold-Franzens-Universität	Innsbruck	79	*744
1775 1872	Kgl. ungarische Universität	Kolozsvár (Klausenburg)	62	481
1784	K. k. Franzens-Universität	Lemberg	62	976
1874	K. k. Franz-Josefs-Universität † inkl. 37 Hospit.	Czernowitz	41	263†
1875	Kgl. ungarische Franz-Josefs-Universität	Agram (Zágráb)	43	*346

†† Davon 74 Czechen. * Wintersemester 1884/85.

2. Theologische Lehranstalten, verteilt auf die österreichischen Kronländer.

	Anzahl und Charakter der Lehranstalten: röm.-kathol.	griech.-kathol.	armen.-kathol.	griech.-orient.	evangelisch		Lehrer	Studierende
Nied.-Oesterreich	4	—	1*	—	1**	* nur 1 Lehrer und 5 Schüler ** Frequenz: 6 Lehr. u. 31 Schül.		
Ober-Oesterreich	2	—	—	—	—		15	121
Salzburg	1	—	—	—	—		8	72
Steiermark	2	—	—	—	—		14	54
Kärnten	1	—	—	—	—		8	30
Krain	1	—	—	—	—		7	52
Küstenland	3	—	—	—	—		13	60
Tirol	15	—	—	—	—		49	327
Böhmen	4	—	—	—	—		32	382
Mähren	2	—	—	—	—		16	344
Galizien	3	1*	—	—	—	* Frequenz: 5 Lehr. u. 31 Schül.	19	159
Dalmatien	7	—	—	1*	—	* Frequenz: 6 Lehr. u. 15 Schül.	20	99

Stift-Jahr.	Name des Instituts.	Sitz des Instituts.	Lehrer	Studierende
	3. Kgl. ungarische Akademien der Staats- und Rechtswissenschaften.			
1659	Kgl. Akademie	Kassa (Kaschau)	11	87
1783	Kgl. Akademie	Pozsony (Pressbg.)	14	105
1788	Kgl. Akademie † (Grosswardein)	Nagyvárad †	11	61
1860	Kgl. Akademie	Nagy-Szeben	12	59
1867	Kgl. Akademie	Györ (Raab)	10	49
	4. Konfessionelle jurid. Anstalten in Ungarn.			
1532	Rechts-Akademie ev.-ref. Konf.	Pápa	8	22
1535	Rechts-Akademie „ „	Debreczin	9	95
1666	Rechts-Akademie augsb. Konf.	Eperjes	9	40
1741	Erzbischöfliches Lyceum	Eger (Erlau)	11	57
1793	Rechts-Akademie ev.-ref. Konf.	Sárospatak	9	51
1837	Rechts-Akademie „ „ † (Hermannstadt)	Mármarossziget †.	9	64
1862	Rechts-Akademie „ „	Kecskemét	12	34
1865	Bischöfliches Lyceum	Pécs (Fünfkirchen)	10	43
	5. Technische Hochschulen.		Wintersem. 1884/85.	
	Technische Hochschule	Wien	97	1037
	Technische Hochschule	Graz	50	201
	Deutsche technische Hochschule	Prag	44	371
	Böhmische technische Hochschule	Prag	62	486
	Technische Hochschule	Brünn	39	136
	Technische Hochschule	Lemberg	47	165
1857	Kgl. ungar. Josefs-Polytechnikum	Budapest	37	669
	6. Berg-Akademien.		1883/84.	
	Berg-Akademie	Leoben	21	165
	Berg-Akademie	Pribram	8	20
			1884.	
1763	Berg- und Forst-Akademie (ungar.)	Selmeczbánya (Schemnitz)	28	366
	7. Höhere landwirtschaftliche Lehranstalten.			
1872	K. k. Hochschule für Bodenkultur	Wien	40	366
1818	Agrikultur-Akademie (ungar.) † (Ungar.-Altenburg)	Magyar-Óvár †	16	220
1865	K. ung. landwirtschaftliche Lehranstalt † (Zala)	Keszthely †	10	133
1868	„ „ „	Debreczin	10	83
1869	„ „ „	Kolozsmonostor	13	91
1874	„ „ „	Kassa (Kaschau)	9	40
	8. Höhere Handelsschulen. a) in Cisleithanien.			
	Handels-Akademie	Wien	—	—
	Höhere Handelsschule	Linz	—	110
	Akademie für Handel und Industrie	Graz	—	181
	K. k. Akademie f. Handel u. Nautik † (Frequenz 1883/84)	Triest	22	153
	Handels-Hochschule Revoltella	Triest	—	16
	Deutsche Handels-Akademie	Prag	—	320
	Czecho-slavische Handels-Akademie	Prag	—	318
1882	Handels-Akademie	Chrudim	—	105
	b) in Transleithanien.			
1853	Nicol. Rösers Handelsschule	Budapest	9	131
1857	Handels-Akademie	Budapest	33	558
1869	Höhere Handelsschule † (Kronstadt)	Brassó	11	30
1872	Höhere Handels-Lehranstalt	Debreczin	7	10[illegible]
1881	Handels-Akademie	Fiume	10	
	9. Kunsthochschulen.		Studienjahr 1884/85.	
	Kunsthochschule der k. k. Akademie der bildenden Künste (zerfallend in die 4 Abteilungen: Allgemeine Malerschule, allgemeine Bildhauerschule, Spezialschulen für Historien-, Landschafts- und Tiermalerei, für Kupferstech-, Graveur- und Medailleurkunst)	Wien	25	313
			1883/84.	
	K. k. Kunstschule	Krakau	11	105
			1884.	
1871	Orsz. mintarajztanoda és rajztanárképezde (Landes-Muster-Zeichnung- und Zeichenlehrer-Bildungsanstalt)	Budapest	9	97

13 Finanzwesen.

Der **österreichische** (für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder) geltende **Staatsvoranschlag** für 1886 lautet mit Gegenüberstellung des Erfordernisses und der Bedeckung für 1885:

Erfordernis.	1886.	1885.
Allerhöchster Hofstaat . . . fl.	4,650,000	4,650,000
Kabinetskanzlei des Kaisers	75,383	75,012
Reichsrat	969,859	1,116,444
Reichsgericht	24,000	24,000
Ministerrat	1,029,762	1,028,627
Beitragsleist. zum Aufw. f. d. gemeins. (cis- u. transleith.) Angelegenheiten	90,215,477	89,387,439
Ministerium des Innern	19,245,038	18,964,609
Minister. für Landesverteidigung	9,679,118	9,537,754
Minister. für Kultus und Unterricht	19,867,200	19,506,091
Ministerium der Finanzen	98,251,318	106,598,786
Handelsministerium	83,381,300	85,760,954
Ackerbauministerium	14,025,917	13,973,816
Ministerium der Justiz	21,027,059	20,832,886
Oberster Rechnungshof	152,000	153,000
Pensionsetat	16,288,901	15,961,800
Subventionen und Dotationen	11,733,948	10,925,230
Staatsschuld (Zins- und Tilgungserfordernis)	122,091,180	122,462,518
Verwaltung der Staatsschuld	875,250	934,200
Gesamtsumme des Erfordernisses	513,582,710	519,893,166

Bedeckung.	1886.	1885.
Ministerrat . . . fl.	710,900	715,000
Ministerium des Innern	1,142,254	1,132,297
Ministerium für Landesverteidigung	254,640	218,461
Minister. für Kultus und Unterricht	5,367,761	5,355,246
Ministerium der Finanzen	407,414,660	408,278,172
Handelsministerium	69,352,307	67,304,810
Ackerbauministerium	10,975,297	10,928,158
Ministerium der Justiz	728,073	682,862
Pensionsetat	75,241	71,254
Subventionen und Dotationen	134,500	134,500
Staatsschuld	9,220,723	8,982,073
Verwaltung der Staatsschuld	14,600	14,600
Einnahme aus der Veräusserung von unbeweglichem Staatseigentum	234,100	91,500
Entschädigung d. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn für den Aufschub des staatlichen Heimfallrechts hinsichtlich der Eisenbahnstrecken Floridsdorf-Jedlesee, Gänserndorf-Marchegg und Oderberg-preuss. Grenze (vgl. Reg.G.Bl. 1885 Nr. 122)	1,314,732	—
Anteil an den Reinerträgnissen der [illegible] Pilsen-Priesen	—	907,828
[Su]mme der [Bede]ckung	506,939,788	504,816,961

Staatsvoranschl[ag] [der ungarischen K]rone für 1886 mit Gegen[überstellung de]n von 1885.

Ausgaben.	1886.	1885.
A. Ordentliche Ausgaben.		
Allerhöchster Hofstaat . . . fl.	4,650,000	4,6[illegible]
Kabinettskanzlei	75,383	75,012
Reichstag	1,224,467	1,239,254
Gemeinsame (beide Reichshälften betreffende) Angelegenheiten	26,112,564	28,461,093
Zentralpensionen	86,175	91,630
Pensionen	4,738,859	4,432,321
Staatsschulden	108,435,601	105,547,647
Uebernommene Schulden bei Verstaatlichung garant. Eisenbahnen	11,843,415	11,451,491
Eisenbahn-Zinsgarantie-Vorschüsse	7,650,669	7,306,378
Innere Verwaltung Kroatiens u. Slavoniens	5,999,126	6,011,408
Staatsrechnungshof	110,100	110,100
Ministerpräsidium	334,930	333,930
Ministerium am Allerh. Hoflager	54,255	54,275
Ministerium für Kroatien u. Slavonien	36,080	36,080
Ministerium des Innern	10,80[illegible]	10,167,939
Finanzministerium	57,302,000	56,324,602
Kommunikationsministerium	41,186,172	38,497,473
Handelsministerium	10,912,292	10,048,806
Kultus- und Unterrichtsministerium	5,801,714	5,519,231
Justizministerium	11,507,922	10,932,688
Landesverteidigungsministerium	7,633,279	7,442,618
fl.	316,502,871	308,733,996
B. Transitorische Ausgaben und Investitionen.		
Transitorische Ausgaben	2,250,447	2,000,577
Investitionen	21,713,541	23,020,876
fl.	23,963,988	25,021,453
C. Ausserordentliche Ausgaben für gemeinsame Angelegenheiten	4,184,815	4,184,815
Gesamtausgaben . . . fl.	344,651,674	337,940,264

Ein[nahmen].	1886.	1885.
[A. Ordentliche Ein]nahmen.		
Staatsr[at] . . . fl.	1[illegible]	[illegible]
Ministerium am Allerh. Hoflager	[illegible]	[illegible]
Ministerium des Innern	[illegible]	[illegible]
Finanzministerium	25[illegible]	[illegible]
Kommunikationsministerium	3[illegible]	[illegible]
Handelsministerium	10,677,0[illegible]	[illegible]0,114,223
Kultus- und Unterrichtsministerium	588,311	535,739
Justizministerium	652,975	644,935
Landesverteidigungsministerium	303,982	270,213
fl.	321,060,572	313,563,823
B. Transitorische Einnahmen . . fl.	8,729,825	12,492,678
Gesamteinnahmen . . . fl.	329,790,397	326,056,501
Defizit . fl.	14,861,217	11,883,763

F. Ungarische Staatsschuld. Nach dem Status von Anfang 1883 (ohne Anteil an der cisleithanischen u. gemeinsam schwebenden Schuld) . . . fl. 1,273,355,221†

* Davon fl. 33,743,993 unverzinslich.

† Hierin liegen fl. 62,952,189, die Kroatien-Slavonien, nach dem Ausgleichungsgesetz von 1868, als seinen Anteil an den gemeinsamen Ausgaben seit 1869 zu wenig an Ungarn gezahlt hat.

Oesterreich-Ungarische Staatsschuld.

Für Cisleithanien nach dem Status vom 1. Juli 1885.

A. Gemeinsame schwebende Schuld.

a. 3½% (unverzinsl.) Hypothekaranweisungen	fl. 98,201,963
b. Staatsnoten (Papiergeld à 1, 5 und 50 fl.)	fl. 313,794,984
	fl. 411,996,947

B. Allgemeine Schuld.

a. Konsolidierte Schuld	fl. 2,686,124,597*
b. Schwebende Schuld	fl. 99,875,355
c. Entschädigungsrenten	fl. 12,167,199
d. Rente an Bayern	fl. 1,750,000
	fl. 2,799,917,151

C. Staatsschuld der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder.

a. Konsolidierte Schuld	fl. 549,867,253
b. Schwebende Schuld	fl. 1,487,738
	fl. 551,354,991

D. Grundentlastungsschuld	fl. 133,738,626
und Rest der gar. galiz. Notstandsschuld	fl. 20
	fl. 133,738,646

E. Verwaltung und Verzinsung der gemeinsamen und cisleithanischen Staatsschuld nach dem Voranschlag für 1886 . . . fl. 122,966,430

14 Heerwesen.

Stand des k. k. österreichisch-ungarischen Heeres am 1. Januar 1884.

A. Stand im Frieden.

	Mann		Pferde
Infanterie: 102 Linien-Infanterie-Regimenter mit je 4 Feldbataillonen u. 1 Ersatz-Bat.-Cadre	= 150,992 Mann u.		510 Pferde.
1 Tiroler Jäger-Regiment mit 10 Feldbat. u. 1 Ersatz-Bat.-Cadre, 33 Feldjäger-Bataillone mit je 4 Komp. u. 1 Ersatz-Komp.-Cadre	= 16,807 „	„	85 „
Kavallerie: 14 Dragoner-Reg., 13 Ulanen-Reg. u. 16 Husaren-Reg. mit je 6 Eskadrons, 1 Ersatz-Cadre u. 1 Pionierzug	= 43,747 „	„	37,023 „
Artillerie und Genie 153 schwere, 28 leichte u. 16 reitende Batterien, 65 Munitionskolonnen u. Ersatzcadres, formiert in 14 Korps-Art.-Reg. u. in 28 schwere Batteriedivisionen; 12 Festungs-Art.-Bataillone mit je 6 Komp.; 2 Reg. mit je 5 Komp. Genietruppen, 2 Reservekomp. u. 3 Ersatzcadres; 1 Reg. mit 5 Bataillonen Pioniere, 1 Ersatzcadre, 1 Zeugsreserve, 1 Pionier-Zeugsdepot; 1 Eisenbahn- u. Telegraphen-Reg. mit 2 Bataill. u. 1 Ersatzcadre	= 37,437 „	„	9,468 „
Andere Truppen: 1 Sanitätstruppe: 2,589 M.; 1 Traintruppe: 2,607 M. und 1,337 Pfd.; ferner Verpflegungs- und Montierungsbranche (Heeresanstalten)	= 14,306 „	„	1,593 „
Armeebehörden, höhere Kommanden	3,890 „		
Stärke des stehenden Heeres im Frieden	267,179 Mann u.		48,679 Pferde.

„ „ (incl. des Friedenspräsenzstandes beider Landwehren: der österr. Landwehr mit höheren Kommanden und Anstalten = 4,305 M., sowie der ungar. mit höh. Kommanden etc. = 10,565 M. nebst 21 Gendarmeriekommanden = 14,304 M.) . . . 296,353 Mann.

Stärke des stehenden Heeres im Kriege . . . 805,604 Mann u. 188,132 Pferde.

Stärke der beiden Landwehren im Kriege: österr. Landwehr 148,181 M., ungar. Landwehr 188,306 M. . . . 336,487 Mann.

Gesamtstärke (nach den Berechnungen der „Neuen Freien Presse" in Nr. 7715, vom 18. Febr. 1886) des stehenden Heeres im Kriege: (incl. der Ersatzreservisten) 881,786 M. und der beiderseitigen Landwehren im Kriege: 396,898 M., insgesamt also . . . 1,278,684 Mann.

Schulbildung der männl. österr.-ungar. Bevölkerung im militärpflichtigen Alter.

Von je 1000 zum stehenden Heere assentierten Rekruten waren schreibkundig:

	Im Rekrutierungsjahre 1883 überhaupt	in d. deutschen Sprache	in einer andern Landessprache	Im Rekrutierungsjahre 1884 überhaupt	in d. deutschen Sprache	in einer andern Landessprache
Nieder-Oesterreich	946	943	3	982	981	1
Ober-Oesterreich	912	912	—	963	962	1
Salzburg	889	889	—	960	960	—
Steiermark	761	606	155	773	617	156
Kärnten	806	776	30	748	733	15
Krain	687	193	494	580	218	362
Küstenland	342	32	310	523	38	485
Tirol und Vorarlberg	964	598	366	899	539	360
Böhmen	953	480	473	963	480	483
Mähren	808	331	477	921	410	511
Schlesien	944	724	220	937	634	303
Galizien	269	66	203	281	61	220
Bukowina	169	151	18	131	102	29
Dalmatien	228	19	209	184	15	169
Ungarn (mit Siebenbürgen)	551	168	383	570	173	397
Kroatien und Slavonien	395	97	298	409	85	324
Fiume (Stadt und Gebiet)	709	193	516	724	138	586

Bestand der Kriegsflotte, Status vom 1. Dezember 1885.

	Geschütze	Mitrailleusen	Indizierte Pferdekraft
A. Schlachtschiffe. 2 gepanz. Turmschiffe: Kronprinz Erzherz. Rudolf und Erzherz. Ferdin. Max	21	12	13,000
8 gepanz. Kasemattschiffe: Custozza, Don Juan d'Austria, Erzherz. Albrecht, Kaiser, Kaiser Max, Lissa, Prinz Eugen, Tegetthoff	124	48	28,500
2 Panzer-Fregatten: Erzherz. Ferdin. Max, Habsburg	40	10	7,000
B. Kreuzer. I. Klasse. 2 Fregatten: Laudon, Radetzky; 3 gedeckte Korvetten: Donau, Erzherz. Friedrich, Saida; 2 Glattdecks-Korvetten: Fasana, Helgoland	84	—	13,200
II. Klasse. 6 Torpedoschiffe: Panzer, Leopard, Lussin, Sebenico, Spalato, Zara	20	18	8,200
C. Schiffe zur Küstenbewachung. 3 Glattdecks-Korvetten: Aurora, Frundsberg, Zrinyi; 6 Kanonenboote: Albatros, Hum, Kerka, Narenta, Nautilus, Sansego; 5 Raddampfer: Andreas Hofer, Fantasie, Greif, Miramar, Taurus	47	—	8,170
D. Transport- und Servitutschiffe. 3 Raddampfer: Gargnano, Kaiserin Elisabeth, Triest; 2 Schraubendampfer: Cyklop, Pola; 1 Torpedo-Transportschiff: Salamander	12	4	6,370
E. Flussschiffe. 2 Donaumonitors: Leitha, Maros	4	2	640
F. Schulschiffe und Tender. 2 Fregatten: Novara, Schwarzenberg; 2 Segelkorvetten: Minerva und Möve; 1 Kanonenboot: Velebich; 3 Schraubendampfer: Seehund, Grille, Gemse; 3 Raddampfer: Allnoch, Thurn und Taxis, Gorzkowsky; 1 Schleppraddampfer: Triton; 2 Segelbriggs: Artemisia, Camäleon; 1 Segelschoner: Bravo	50	—	c. 6,460
G. 10 Hulks; 2 Torpedoboote I. Klasse, 18 Torpedoboote II. Klasse, 8 Torpedoboote III. Klasse.	402	94	91,540

Marinepersonal, einschliessl. aktive Seeoffiziere und Kadetten, Matrosenkorps, Artilleristen resp. Vormeister und Matrosenkanoniere, Auditeure, Aerzte, Geistliche und sonstige Schiffsbeamte: rund 12,000 Mann im Frieden und rund 24,000 Mann im Kriege.

15 Verkehrswesen.

Betriebsergebnisse der österreichischen (cisleithanischen) Eisenbahnen im Jahre 1884.

Bahnlänge am 31. Dez. 1884: 16,863$_{927}$ km, wovon auf die gemeinsamen (österreich.-ungarischen) Eisenbahnen 5627$_{450}$ km und auf die österreichischen Eisenbahnen 10,236$_{477}$ km entfallen. An der Länge der gemeinsamen hatte das österr. Staatsgebiet einen Anteil von 2797$_{059}$ km, das ungar. Staatsgebiet dagegen von 2830$_{391}$ km; an der Länge der (nicht gemeinsamen) österr. Eisenbahnen partizipieren die k. k. Staatsbahnen mit 3578$_{988}$ km und die Privatbahnen mit 6657$_{489}$ km.

[Rollen]des **Material:** 3,446 Lokomotiven, 6,903 Personen-[wagen], [illegible]9,208 Lastwagen.

[illegible] 43[illegible] Personen; [d]avon auf den beiden [illegible] gemeinsamen Bahnen 18,036,653, auf den [k. k. S]taatsbahnen 16,275,218, auf den österr. [Privat]bahnen 16,236,724 und auf den Lokalbahnen [illegible] befördert wurden. Tonnenzahl der beförderten Gepäckstücke und Güter, insgesamt: 61,242,502.

Betriebseinnahmen: 46,258,097 fl. aus dem Personen- und Gepäckverkehr, 155,837,741 fl. aus dem Fracht- und Eilgüterverkehr.

Gesamteinnahmen: 206,504,441 fl. (zuzüglich sonstiger Einnahmen von 3,517,861 fl.)

Betriebsausgaben insgesamt: 122,003,011 fl.

Oesterreich. Lokalbahnen: Betriebseinnahmen 1884: 2,182,648 fl., Betriebsausgaben 1881: 1,071,097 fl.

Betriebsergebnisse der gesamten cis- und transleithanischen Eisenbahnen.

Bahnlänge: Das Eisenbahnnetz der österr.-ungar. Monarchie erhielt im Jahre 1884 einen Zuwachs von 1250$_{944}$ km, wovon auf die westliche Reichshälfte 911$_{521}$ km und auf die östliche Reichshälfte oder Transleithanien 339$_{423}$ km entfallen. Die Länge der 1884 im Betriebe befindlichen Strecken betrug für die westliche 13,113$_{478}$ km, für die östliche 8733$_{825}$ km, zusammen 21,847$_{303}$ km.

Verkehr: Personenbeförderung 55,605,860. Tonnenzahl der Gepäckstücke und Güter: 66,381,260.

Betriebseinnahmen 1884: Für Personen und Gepäck: 56,248,727 fl., für Güter: 187,694,689 fl., im ganzen: 243,943,416 fl., beträgt per km 11$_{718}$ fl. Davon entfallen auf die ungar. Eisenbahnen allein: Für Personen und Gepäck: 8,846,130 fl., für Güter: 28,670,022 fl., im ganzen: 37,516,152 fl., beträgt per km 6$_{672}$ fl.

Betriebseinnahmen 1885: Für Personen und Gepäck: 57,755,888 fl., für Güter: 187,003,796 fl., im ganzen: 244,759,684 fl., beträgt per km 11$_{125}$ fl. Davon entfallen auf die ungar. Eisenbahnen allein: Für Personen und Gepäck: 9,983,687 fl., für Güter: 31,508,356 fl., im ganzen 41,491,743 fl., beträgt per km 6$_{799}$ fl.

Betriebsergebnisse des österreichischen (cisleithanischen) Postbetriebs in den Jahren 1883/84.

	1883.	1884.
Postanstalten	4,148	*4,191
Briefkasten	9,117	10,242
Postbeamte	14,292	**17,787
Postwagen	5,074	?
Pferde	6,691	?
Postillone	2,955	?
Verkehr der Briefpost (Interner, Internationaler und Transit-):		
Briefe u. Korrespondenzkarten	335,633,500	363,448,100
Drucksachen u. Warenproben	47,986,400	51,712,200
Zeitungsnummern	81,302,500	85,318,000
Verkehr der Fahrpost (Interner u. Internationaler):	464,922,400	500,478,300
Pakete	9,446,760	10,812,200
Im Gewicht von . . . kg	33,580,460	41,719,500
Geld- u. Wertsendungen Stück	24,480,300	24,550,000
Im Betrage von . . . fl.	5,069,621,400	5,3[illegible]2,673,700
Postanweis.- und Nachnahmeverkehr†		
a) interner:		
Postanweisungen	21,344,120	23,098,167
Postnachnahmen und Nachnahme-Postanweisungen	4,904,875	5,168,210
Betrag der Postanweisungen und Nachnahmen . fl.	759,618,313	840,482,071
b) internationaler:		
Postanweisungen	517,339	577,904
Postnachnahmen	340,038	350,898
Betrag der intern. Postanweisungen u. Nachnahmen fl.	22,403,957	27,882,074
Finanzielle Ergebnisse		
Gesamteinnahme . . . fl.	20,020,730	24,749,261
Gesamtausgabe . . . fl.	16,473,730	21,167,833

* Ausserdem 38 Postämter auf fremdem Staatsgebiete und 71 Militärpostanstalten in Bosnien und der Herzegowina.

** Vereinigtes Personal der Post- und Telegraphenanstalten.

† Mit 1. April 1883 traten an Stelle der Postnachnahmescheine und -Karten die Nachnahme-Postanweisungen, deren Geldbetrag seitdem in dem gesamten Geldverkehr der Postanweisungen enthalten ist. Die Einnahmen und Ausgaben aus dem internen Postanweisungsverkehr sind auf Grund der unter Berücksichtigung der erfolgten Refundierungen aufgestellten Jahresbilanz ermittelt.

Betriebsergebnisse des cisleithanischen Telegraphenbetriebs in den Jahren 1884/85.

	1884.	1885.
Interne Telegramme	3,867,077	6,135,617
Internationale Telegramme	2,315,374	
Davon intern. Transittelegr.	507,535	
Gebührenfreie Diensttelegramme	500,871	
	6,683,322	
Tarifgebühr insgesamt fl.	3,573,907	3,531,567
gegen 1884: — fl.	42,340.	

16 Handel und Industrie.

Oesterreichische Eisenproduktion in den Jahren 1884 und 1885.

	1884 Meter-Zentr. (= 100 kg)	1885. Meter-Zentr.
Roheisen	5,439,720	5,285,700
Walzeisen	524,280	476,060
Packeisen	3,028,470	2,983,400

Kolonial- und Rübenzucker-Produktion und Konsumtion Oesterreichs 1885.

Produktion	454,993	Tons
Einfuhr	78	„
Bestände am 1. Jan. 1886	104,600	„
	559,671	Tons
Nach Abzug d. Vorräte a. 31. Dez. 1884, sowie d. Ablieferg. u. d. Ausfuhr mit	371,226	„
ergibt sich ein Konsumtionsquantum von	188,455	Tons
oder	3,768,900	Zentr.

Zucker-Export Oesterreich-Ungarns 1885.

Raffinade. Met.-Zentr.	Rohzucker Met.-Zentr.
1,100,555	1,260,118
Geldwert:	
23,897,597 fl.	18,638,792 fl.

Geldwert im ganzen: 42,536,389 fl.

Oesterr.-Ung. Gesamtproduktion von Alkohol 1885: 2,775,129 hl. **Gesamtkonsumtion:** 2,580,562 hl.

Zollertrag von Oesterr.-Ung. Aussenhandel im Jahr 1884: 50,177,764 fl. **im Jahr 1885:** 46,955,877 fl.

Oesterreich-Ungarns wichtigere Einfuhrartikel des Jahres 1881* verglichen mit denen des Jahres 1885.

	1881		1885	
Cement	351,851	Met.-Zentr.	253,750	Met.-Zentr.
Eier	29,750	„	10,393	„
Tierischer Taig	42,448	„	21,003	„
Glas und Glaswaren	51,737	„	35,086	„
Jutewaren	81,587	„	20,497	„
Kaffeesurrogate	12,861	„	193	„
Leder	80,443	„	51,452	„
Mahlprodukte	568,422	„	23,951	„
Nähmaschinen	14,997	„	6,481	„
Seidenwaren	3,795	„	2,839	„
Wollenwaren	34,502	„	22,142	„
Stärke	18,558	„	6,218	„

* Die im Jahr 1882 eingetretenen Zollerhöhungen lassen das vorhergehende als das geeignetste zur Vergleichung der Wirkungen des alten Zolltarifs mit denen des neuen, den Import betreffend, erscheinen.

Wert der Ungar. Getreide- u. Mehl-Ausfuhr im Jahr 1884 in Gulden ö. Whrg.

	nach Oesterreich	nach Deutschland	nach der Schweiz	nach Italien	nach andern Ländern
Mehl	27,739,997	3,259,347	1,947,417	122,775	15,435,182
Weizen	30,034,213	2,694,990	2,158,686	31,948	22,840
Korn	8,731,430	267,274	4,340	820	2,746

Ungarns Warenverkehr im Jahr 1885.

	Menge in Met.-Zent.	Wert in fl.	Wert gegen 1884	Gesamtwert
Einfuhr	15,419,538	455,163,231	— 29,276,256 fl.	1884: 878,133,981 fl.
Ausfuhr	29,923,379	398,448,183	+ 4,753,689 „	1885: 853,611,414 „

ergibt ein Minus gegen 1884 von: 24,522,567 fl.

Von den für Ungarn als Agrikulturstaat charakteristischen Ausfuhrartikeln sind hervorzuheben:

Getreide, Mehl u. Mahlprodukte (Weizen: 5,446,093 M.-Ztr., Wert: 41,654,459 fl.; Gerste: 3,192,857 M.-Ztr., Wert: 21,212,730 fl.; Mehl: 3,499,187 M.-Ztr., Wert: 40,962,930 fl.) insgesamt: 16,232,053 M.-Ztr. im Werte von 132,809,491 fl.

Schlacht- und Zugvieh (Ochsen: 91,473 Stück, Wert: 22,136,873 fl.; Schafe: 216,255 St., Wert: 4,186,335 fl.; Schweine: 657,355 St., Wert: 32,867,750 fl.) insgesamt: 1,034,305 Stück im Werte von 63,947,666 fl.

Die nach Oesterreich von Ungarn exportierten Artikel bewerten sich auf 285,000,000 fl. — Die aus Oesterreich nach Ungarn importierten Artikel bewerten sich auf 364,000,000 fl.

17 SCHWEIZ.

Bundesrepublik (Schweizerische Eidgenossenschaft).

Gesetzgebende Behörde ist die Bundesversammlung, bestehend aus Nationalrat und Ständerat. Exekutivbehörde ist der Bundesrat mit jährlich neu zu wählendem Bundespräsidenten. Am 15. Dez. 1885 für das Jahr 1886 gewählt als Bundespräsident: der bisherige Bundesvicepräsident Deucher, als Vicepräsident: Bundesrat Droz.

Flächeninhalt und Bevölkerung nach der Zählung von 1880 und den Berechnungen des eidgenössischen statistischen Bureaus auf Mitte 1884. Schweizer Auswanderung 1884 und 1885.

Kantone.	□km. *	Bevölkerung vom 1. Dez. 1880.	Bevölkerung Mitte 1884.**	Auswanderung 1884	1885	Reiseziel 1884*** Nord-Amerika	Süd-Amerika	Reiseziel 1885† Nord-Amerika	Süd-Amerika	Anzahl der bewohnten Häuser.	Haushaltungen.††
Zürich	1,724$_{7}$	317,576	329,326	1,206	818	1,012	190	610	203	43,415	68,729
Bern	6,889$_{0}$	532,164	542,652	2,995	2,106	2,860	135	1,742	361	69,612	106,876
Luzern	1,500$_{8}$	134,806	135,690	191	167	161	30	124	43	16,306	26,753
Uri	1,076$_{0}$	23,694	23,671	94	81	92	2	81	—	2,757	4,132
Schwyz	908$_{5}$	51,235	52,680	137	94	130	7	94	—	6,871	10,635
Unterwalden o. d. W.	474$_{8}$	15,356	15,693	161	61	141	20	51	10	2,519	3,429
„ nid d. Wald	290$_{5}$	11,992	12,096	28	7	19	9	7	—	1,648	2,922
Glarus	691$_{2}$	34,213	34,213	146	204	144	2	197	7	5,977	8,327
Zug	239$_{2}$	22,994	23,711	202	55	155	22	42	4	2,921	4,635
Freiburg	1,669$_{0}$	115,400	117,037	163	83	57	106	33	50	18,630	23,828
Solothurn	783$_{6}$	80,424	82,470	230	189	193	37	162	26	11,104	16,831
Basel, Stadt	35$_{8}$	65,101	71,314	404	374	383	21	333	39	5,318	13,507
Basel, Landschaft	421$_{6}$	59,271	61,115	261	139	234	27	108	24	7,047	11,438
Schaffhausen	294$_{2}$	38,348	38,573	266	201	257	7	193	8	5,358	8,786
Appenzell Auss.-Rh.	260$_{6}$	51,958	53,116	91	72	87	4	67	5	7,828	12,391
„ Inn.-Rhoden	159$_{[illegible]}$	12,841	13,175	5	8	5	—	7	1	2,075	3,143
St. Gallen	2,019$_{0}$	210,491	217,471	477	303	438	39	240	63	32,743	46,121
Graubünden	7,184$_{8}$	94,991	96,141	423	256	379	37	232	24	17,478	21,719
Aargau	1,404$_{0}$	198,645	198,564	641	424	554	76	318	105	28,023	41,762
Thurgau	988$_{0}$	99,552	101,792	85	128	79	6	113	14	17,849	21,763
Tessin	2,818$_{4}$	130,777	132,962	667	691	486	181	574	109	24,161	28,801
Waadt	3,222$_{8}$	238,730	241,249	181	355	135	45	151	203	36,090	53,017
Wallis	5,247$_{1}$	100,216	101,409	206	337	71	135	118	219	15,226	21,564
Neuenburg	807$_{8}$	103,732	106,042	240	289	225	14	250	38	10,122	21,230
Genf	279$_{4}$	101,595	104,590	108	141	62	41	87	52	9,244	25,386
	41,389$_{8}$	2,846,102	2,906,752	9,608	7,583	8,359	1,193	5,934	1,608	400,322	607,725

Bevölkerungszahl der grösseren Städte.

Zürich: 25,102 E., mit 9 Aussengemeinden 75,956 E. am 1. Dez. 1880, mit 9 Aussengemeinden 87,689 E. am 1. Jan. 1886. — **Genf:** am 1. Dez. 1880 mit den Aussengemeinden 68,320 E., am 1. Jan. 1886: 72,135 E. (Die für den Kanton: Genf Ende 1885 veranstaltete Volkszählung ergab 99,331 Seelen, darunter 36,419 Ausländer, 24,284 Schweizer anderer Kantone und 41,628 Genfer.) — **Basel** am 1. Jan. 1886: 70,647 E., Kanton Baselstadt insgesamt: 74,000 E.

Schweizer in der Fremde und Fremde in der Schweiz. Nach einer von J. Durrer, Sekretär im eidgenöss. stat. Bureau, veröffentlichten Statistik befanden sich um 1880 Schweizer in Frankreich 66,281, in Deutschland 28,241, in Oesterreich-Ungarn 6,724, in Italien 12,104, in Amerika (bis 1884) circa 133,702. — In der Schweiz, hielten sich von Ausländern auf: 53,653 Franz., 95,262 Deutsche, 13,194 Oestr.-Ung., 41,645 Ital.

* Das Areal versteht sich mit Einrechnung der Flächen der Seen. Ohne Einrechnung derselben stellt sich das Areal auf 40,004$_{2}$ □ km.

** Bei Berechnung der Bevölkerung auf Mitte 1884 wurde bei jedem Bezirke für den Zeitraum seit der Volkszählung von 1880 im Verhältnisse zur Zeit die gleiche Zu- oder Abnahme angenommen, welche zwischen den beiden Zählungen von 1860 und 1870 stattgefunden hatte. Innerhalb der Bewegung der Bevölkerung der Schweiz im Jahre 1884 wurden 19,898 Ehen geschlossen und 17,375 gelöst, davon 910 durch gerichtliche Scheidung. Die Zahl der Geburten betrug 84,794, der Sterbefälle 58,301. Davon kamen 617 durch Selbstmord und 1571 durch Verunglückung ums Leben. Ausserdem zählten in 5453 Fällen akute Krankheiten der Atmungsorgane, in 5904 Lungenschwindsucht, in 2630 Herzkrankheiten zu den Todesursachen.

*** Ausserdem wanderten 1884 nach Centralamerika 5, nach Australien 48, nach Afrika 1 Schweizerbürger aus. — † Ausserdem wanderten 1885 nach Centralamerika 7, nach Australien 21, nach Afrika 9, nach Asien 1 Schweizerbürger aus. — †† Nach der Zählung von 1880.

18 Universitäten und Akademien.

Stiftsjahr	Name der Universitäten und Akademien	Zahl der Lehrer, Wintersem. 1885/86	Zahl der Studierenden, Wintersemester 1885/86. Immatrikulierte Hörer	Gesamtzahl incl. Hospitanten
1832	Universität Zürich	90	456	509
1834	„ Bern	88	490	619
1460	„ Basel	80	329	378
1559	„ Genf	74	329	545
1537	Akademie Lausanne	43	?	?
	„ Neuenburg *Sommersem. 1885.	44	*28	*69

19 Finanzwesen.

Eidgenössisches Budget für 1886, Reinergebnisse:

Einnahmen:	Frcs.	Ausgaben:	Frcs.
Liegenschaften und Kapitalien	1,090,025	Amortisation und Verzinsung	1,868,480
Militärwesen	5,450	Allgemeine Verwaltung	717,700
Finanzverwaltung	1,031,600	Politisches Departement	350,100
Pulververwaltung	94,200	Departement des Innern	3,733,945
Zölle	18,034,900	Justiz und Polizei	62,400
Postwesen	1,473,600	Militärwesen	14,636,781
Telegraphen	189,500	Handel und Landwirtschaft	893,750
	21,919,275	Eisenbahnwesen	113,550
Mutmasslicher Ausgabenüberschuss	470,000	Unvorhergesehenes	12,569
	22,389,275		22,389,275

Das nach den Beschlüssen der Bundesversammlung modifizierte Budget für 1886 schliesst mit 22,406,175 Frcs. Ausgaben und beträgt das vorgesehene Defizit 140,000 Frcs. — Der Bruttovoranschlag des Budgets für 1886 schloss mit 57,304,000 Frcs. Einnahmen und 57,774,000 Frcs. Ausgaben.

Die eidgenössische Staatsrechnung für 1885 weist Einnahmen im Betrage von 48,392,697 Frcs. und Ausgaben im Betrage von 46,278,685 Frcs. auf; von dem Ueberschuss von 2,114,012 Frcs. soll 1,000,000 Frcs. als Tilgungsquote auf die 35 Millionen-Anleihe und 1,000,000 Frcs. zur Dotierung des Invalidenfonds verwendet werden.

Vermögensstand des Bundes am 1. Januar 1885:

I. Aktiva.

Allgemeine Aktiva. Liegenschaften des Bundes (Waffenplätze: Thun, Frauenfeld, Herisau, Bière; Pulvermühlen: Lavaux, Worblaufen, Kriens, Chur; Zeughäuser: Luzern, Aarau, Rapperschwyl, Bellenz; Munitionsmagazine; 6 Zollgebäude in Zollgebiet I—VI; Postgebäude in Winterthur, Bern, Chur, Genf, St. Gallen, Glovelier; Sternwarte und Chemiegebäude in Zürich; Bundesrathaus und Militärverwaltungsgebäude in Bern etc.)	8,876,170 Frcs.
Angelegte Kapitalien	17,806,707 „
Betriebskapitalien der Verwaltungszweige	6,772,744 „
Inventar der Verwaltungen	8,815,892 „
Kassabestand	2,567,102 „
Bar-Reserve	1,135,000 „
Vorräte in den Munitionsdepots	797,510 „
Fouragevorräte	514,810 „
	47,285,935 Frcs.
Aktiva der Spezialfonds	9,562,562 „
	56,848,497 Frcs.

II. Passiva.

Restbestand des 4% 1880r Anlehens v. 35,000,000 Frcs.	32,982,000 Frcs.
Uneingelöste Obligationen und Coupons	247,391 „
Münzreservefonds	2,280,951 „
Summe der Staatsschuld	35,510,342 Frcs.
Ueberschuss der Aktiva	21,338,155 Frcs.

20 Schweizerisches Bundesheer.

Das Bundesheer setzt sich zusammen aus dem Bundesauszuge und aus der Landwehr. Jeder Schweizer hat seiner Stellungspflicht zu dem ersteren im 20. Jahre zu genügen und bis zum 32. Jahre bei dem Bundesauszuge zu verbleiben. Die Landwehr wird aus den diensttauglichen Schweizer Bürgern im Alter von 33 bis 44 Jahren gebildet. Die ausgehobenen Fusssoldaten machen eine einmalige Rekrutenschule von 6—8 Wochen und später alle zwei Jahre einen Wiederholungskurs von 16 bis 18 Tagen durch, die Kavalleristen haben alljährlich ein zehntägiges Uebungsexercitium zu absolvieren. Eine Neuorganisation des schweizer. Landsturmes wird ehestens, da der bezügliche Gesetzentwurf des Bundesrates im Mai 1886 bereits durchberaten wurde, Gesetzeskraft erlangen. Danach ist jeder wehrfähige Schweizer Bürger vom zurückgelegten 17. bis zum vollendeten 50. Altersjahre, der nicht dem Bundesauszug oder der Landwehr angehört, oder vom Dienst überhaupt befreit ist*, verpflichtet, in Zeiten der Gefahr im Landsturm zu dienen. Offiziere, die früher der Landwehr angehört, können sogar bis zum vollendeten 55. Jahre zum Landsturmdienst herangezogen werden. Die Stärke des Landsturms dürfte sich nach ziemlich zuverlässiger Schätzung auf 200,000 Mann belaufen.

Bestand der schweizer. Armee vom 1. Januar 1885.

	Stäbe.	Infanterie.	Kavallerie.	Artillerie.	Genietruppen.	Sanitätstrpn.	Verwaltungstrpn.
Auszug	570	87,476	3,054	16,389	4,346	1,842	930
Landwehr	209	72,486	2,561	8,536	1,461	476	97
	779	159,962	5,615	24,925	5,807	2,318	1,027

Die Stärke der Armee, einschliesslich 20 Personen des Generalstabs und 321 zur Verfügung stehender Offiziere und Unteroffiziere, belief sich am 1. Januar 1885 auf 200,774 Mann.

Am 1. Januar 1886 betrug der effektive Kontrollbestand des Heeres im Auszug: 117,179 Mann, in der Landwehr: 84,046 Mann, insgesamt: 201,225 Mann.

Schulbildung der männlichen Bevölkerung im militärpflichtigen Alter nach Massgabe der pädagogischen Prüfung bei der Rekrutierung im Herbste 1885.

Diese Prüfung erstreckt sich auf vier Fächer des Elementarunterrichts (Lesen, Aufsatz, Rechnen, Heimatskunde). Da die beste Zensur **1**, die schlechteste **5** ist, würde der ziffermässige Ausdruck der Durchschnittskenntnisse eines militärpflichtigen Schweizers bei Summierung der Zensuren der vier Prüfungsfächer für **gut: 4**, für **schlecht: 20** lauten. Hiernach ergibt sich folgender, nach den Volksbildungsverhältnissen der einzelnen Kantone geordneter durchschnittlicher Bildungsstand der 1885er Schweizer Rekruten: Baselstadt: 7$_{14}$; Genf: 7$_{82}$; Thurgau: 8$_{33}$; Schaffhausen: 8$_{72}$; Neuenburg: 9$_{02}$; Glarus: 9$_{05}$; Zürich: 9$_{18}$; Waadt: 9$_{52}$; Solothurn: 9$_{62}$; Appenzell A.-Rh.: 9$_{76}$; Graubünden: 9$_{88}$; Aargau: 10$_{01}$; Baselland: 10$_{03}$; St Gallen: 10$_{04}$; Zug: 10$_{46}$; Unterwalden ob d. W.: 10$_{50}$; Bern: 10$_{55}$; Freiburg: 10$_{76}$; Unterwalden nid d. W.: 10$_{80}$; Schwyz: 11$_{19}$; Luzern: 11$_{53}$; Appenzell J.-Rh. 11$_{81}$; Wallis: 11$_{92}$; Tessin: 12$_{01}$; Uri: 12$_{20}$.

Eine Aufnahme des Gewehrbestandes der Infanterie zu Ende 1884 ergab das Vorhandensein von 200,758 Repetiergewehren und Stutzen und von 71,326 Einladern, wovon 65,632 Repetiergewehre und Stutzen als Gewehrreserve in den Zeughäusern sich befanden.

* Nach Artikel 2 der schweizer. Militärorganisation sind vom Dienste befreit: Post- und Telegraphen-, Eisenbahn-Beamte, Militär-Beamte, Beamte von Spitälern und Gefängnissen, Geistliche etc.

21 Verkehrswesen.

1. Schweizer Eisenbahnen.

Betriebsergebnisse 1884.

Baulänge Ende 1884	2,757,958 m
Betriebslänge	2,890 km
Rollmaterial: Anzahl der Lokomotiven	619
„ „ Personenwagen	1,807
„ „ Sitzplätze	80,245
„ „ Lastwagen	9,031
mit einer Tragkraft von	93,020 Tonn.
Leistungen des Rollmaterials: Zugkilometer	13,888,000 km
Wagenkilom.	351,865,461 „
Verkehr: Reisende im ganzen	23,488,640 Pers.
Personenkilometer im ganzen	521,347,623 km
Gepäck-, Vieh- und Gütertransport	7,345,189 Tonn.
Tonnenkilometer	420,252,207 km
Bahndienst-Personal	15,957 Pers.
Eisenbahnunfälle (darunter 40 Entgleisungen und 14 Zusammenstösse, die zusammen 122 Menschen zu Schaden brachten.)	192
Betriebseinnahmen: Personentransport	27,728,265 Frcs.
Gepäck-, Vieh- und Gütertransport	40,184,601 „
Gesamte Transporteinnahmen	67,912,866 Frcs.
Dazu verschiedene Einnahmen	3,732,364 „
	71,645,230 Frcs.
Betriebsausgaben insgesamt	38,534,915 „
Einnahmeüberschuss	33,110,315 Frcs.

2. Schweizerische Poststatistik für die Jahre 1884 und 1885.

	Ende 1884.	Ende 1885.
Inländischer Verkehr.		
Einfache und Einschreibebriefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben und Zeitungsnummern	129,964,324	135,272,576
Pakete	7,518,415	7,745,709
Ausländischer Verkehr.		
Briefe nach dem Auslande	19,185,724	21,206,808
Briefe aus dem Auslande	22,168,536	24,231,324
Pakete nach dem Auslande	709,861	778,044
Pakete vom Auslande	1,082,023	1,173,060
Durchgangs-Paketverkehr	272,464	358,192
Postanweisungsverkehr.		
Innerhalb der Schweiz	2,016,884	2,163,689
über Frcs.	228,421,731	242,000,000
Nach und aus dem Auslande	457,121	484,846
über Frcs.	27,413,469	28,333,340
Anzahl d. Postämter (Postbureaus genannt)	809	811
Anzahl der Postablagen	2,109	2,145
Zahl der Postbediensteten	5,865	*6,009

*darunter 685 weibl. Beamte.

Finanzielle Ergebnisse.		
Gesamteinnahmen . . . Frcs.	15,384,151	—
Gesamtausgaben „	14,202,284	—
Reingewinn Frcs.	1,181,867	c. 1,291,850

3. Schweizer. Telegraphenstatistik für die Jahre 1884 und 1885.

	Ende 1884.	Ende 1885.
Gesamtlänge der Telegraphenlinien . km	8,234	8,446
„ „ Telegraphendrähte . „	21,583	21,896
Zahl der Telegraphenanstalten	1,288	1,316
Personal der Telegraphenverwaltung	1,695	*1,719
Gesamtzahl d. aufgegeben. Telegramme	2,852,300	2,910,130
Ertrag d. aufgegeben. Telegramme Frcs.	2,104,579	2,122,954

* Darunter 308 weibliche Beamte.

Finanzielle Ergebnisse.

Gesamteinnahmen „	2,563,995	—*
Gesamtausgaben „	2,344,259	—
Ueberschuss aus 1884 Frcs.	221,736	—

* Die finanziellen Ergebnisse für 1885 stehen noch aus; voraussichtlich wird der Reingewinn noch etwas hinter dem von 1884 zurückbleiben, wie überhaupt bei dem Bestreben des Publikums, den Telegrammen eine immer kürzere Fassung zu geben, der Durchschnittsertrag sich von Jahr zu Jahr mehr verringert.

4. Statistik des schweizerischen Fernsprechverkehrs für das Jahr 1884.

	Zahl der offiziellen Fernsprechstellen	Zahl der Verbindungen	Zahl der Sprechstellen	Länge der Linien km	Länge der Leitungen km
Genf	—	690	871	164	862
Basel	9	487	541	124	466
Bern	11	231	292	70	243
Lausanne	1	214	259	69	245
St. Gallen-Herisau	1	165	221	76	342
Chaux-de-Fonds	—	133	133	29	61
Biel	—	88	93	25	62
Winterthur	—	86	108	36	106
Vevey	—	84	93	22	70
Montreux	—	77	96	38	101
Luzern	—	72	97	20	66

Im Jahre 1885 wurden neue Fernsprechnetze eröffnet in Aigle, Baden, Bex, Morges, Nyon, Pruntrut, St. Immer und Thun. Die Zahl der Anschlüsse stieg Ende 1885 auf 4105, die Länge der Betriebslinien auf 1375 km, die Länge der im Betrieb stehenden Drähte auf 4371 km.

Verzeichnis der schweizerisch. Telephon-Kommunikationen zwischen einzelnen Ortschaften, nach dem Status vom 1. Juni 1886.

1. Gruppe. Bern-Biel: 31 km, Bern-Thun: 29 km, Bern-Muri: 5 km.
2. Gruppe. Chaux-de-Fonds-Cernier: 13$_{9}$ km, Cernier-Neuenburg: 13$_{3}$ km, Neuenburg-St. Blaise 5$_{5}$ km, Chaux-de-Fonds-Locle: 6$_{7}$ km, Chaux-de-Fonds-St. Imier: 18$_{3}$ km.
3. Gruppe. Genf-Bellevue: 6$_{5}$ km, Genf-Lausanne: 61$_{6}$ km. Genf-Neuss (Nyon): 23 km, Genf-Vandœuvres: 5$_{3}$ km, Lausanne-Morsee (Morges): 13$_{5}$ km, Morges-Nyon: 25$_{1}$ km, Lausanne-Vevey: 17$_{5}$ km, Vevey-Montreux: 6$_{2}$ km, Montreux-Aigle: 13 km, Aigle-Bex: 9$_{1}$ km.
4. Gruppe. St. Gallen-Amriswyl: 17$_{1}$ km, St. Gallen-Arbon: 12$_{6}$ km, St. Gallen-Herisau: 9$_{1}$ km, St. Gallen-Rorschach: 11$_{5}$ km, St. Gallen-Speicher: 5$_{4}$ km, St. Gallen-Teufen: 4 km.
5. Gruppe. Zürich-Adlisweil: 4$_{6}$ km, Zürich-Affoltern: 16$_{1}$ km, Affoltern-Luzern: 31$_{5}$ km, Zürich-Baden: 24 km, Zürich-Horgen: 14$_{4}$ km, Horgen-Richtersweil: 7$_{3}$ km, Zürich-Thalweil: 9$_{7}$ km, Thalweil-Wädensweil: 10$_{2}$ km, Zürich-Uster: 16 km, Uster-Wetzikon: 7 km, Zürich-Winterthur: 19$_{8}$ km, Winterthur-Schaffhausen: 27 km, Zürich-Stäfa: 24$_{2}$ km. Ferner Basel-Liestal: 16 km.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Statistische Tafel

Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz.

Bearbeitet von Dr. P. Lippert in Berlin.

IV. Jahrgang.

Inhalt.

Deutschland: 1. Staaten und Landesteile; Staatsoberhaupt; Bevölkerung; Auswanderung; Haupt- und Residenzstädte. 2. Banken. 3. Eisenbahnen, Posten und Telegraphen. 4. Finanzwesen. 5. Universitäten. 6. Höhere Lehranstalten. 7. Ernte und Bodenbenutzung. 8. Heerwesen. 9. Handel und Industrie. 10. Geschäftsergebnisse der Feuerversicherungs-Aktien-Gesellschaften.

Oesterreich-Ungarn: 11. Staatsoberhaupt; im Reichsrate vertretene Königreiche und Länder. 12. Unterrichtswesen: Hochschulen und Höhere Lehranstalten. 13. Finanzwesen. 14. Heerwesen. 15. Verkehrswesen. 16. Handel und Industrie.

Schweiz: 17. Bundesrepublik (Eidgenossenschaft). Bevölkerung und Flächeninhalt. 18. Universitäten und Akademien. 19. Finanzwesen. 20. Bundesheer. 21. Verkehrswesen.

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.

Chocoladen- und Zuckerwaarenfabrik

KÖLN AM RHEIN.

Gebrüder Stollwerck

Kaiserliche, Königliche, Grossherzogliche Hoflieferanten.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.

Beste Rohmaterialien, sorgfältige Verarbeitung.

Feine Chocoladen zum Trinken und zum Essen.

Cacao in Tafeln und in Pulver.

Schnelllöslicher Puder-Cacao.

Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.

Feine Dessert-Bonbons, Dragéen- & Zuckerwaaren. Haltbare Biscuits und Waffeln.

Conservirte Früchte und Marmeladen.

Pharmaceutische Präparate.

Marzipan-Torten, Desserte und Confecte.

Chocoladen, Bonbons, Biscuits und Confecte aller Art

speciell für den Christbaum.

Brause-Limonaden-Bonbons,

für die heiss-feuchten Tropenländer in Blechverpackung.

(Jeder Bonbon, Verkauf 10 Pfennig, gibt ein Glas erfrischende Brause-Limonade.)

Cartonnagen-, Attrapen- und Etui-Chocoladen

für Gelegenheitsgeschenke.

Chinesische Theee und Japanesische Industriewaaren.

Die Fabrikate der Firma wurden durch 31 Ehrendiplome, goldene, silberne und bronzene Medaillen prämiirt.

Die Fabrik ist brevetirte Lieferantin der meisten europäischen Höfe.

10 verschiedene Erfindungs-Patente für Fabrikations-Verbesserung, technische Verfahren und neue Fabrikate sind im Besitze der Firma und in dem Etablissement in Anwendung. Ein eigenes chemisches Laboratorium unter Leitung eines staatlich geprüften Chemikers untersucht alle Rohmaterialien, zur Verwendung kommende Farben, Emballagen etc. vor der Benutzung und bietet dadurch alle Garantien, welche die heutige Hygieine mit Recht beansprucht.

Export nach allen Ländern.

Weltpost.

Dekoration. Wendet Sie sich deshalb an das Möbelgeschäft von Brauer in Stuttgart. Es kann Ihnen jedenfalls zu dem Gewünschten verhelfen.

M. N. in P. Dank für die Korrektur. Verzeihen Sie dem Künstler die „dichterische Freiheit“, die er sich genommen hat.

Emil F. in Dresden. — Skatklub in Berlin NW. — **Gustav Pr. in Hamburg. — Paul B. in Halle. — Karl A. in Bonn.** Skataufgabe Nr. 13 und 14 richtig gelöst.

Heinrich S. in Breslau. Warten Sie nur unsere Auflösung ab. Sie werden sich überzeugen, daß die Aufgabe ganz korrekt ist

Th. R. in K. und H. Sie sind ja ein Hauptkomiker. Wenn wir den Raum dazu hätten, druckten wir Ihre sämtlichen Gedichte ab, aber so muß eines genügen:

Vorüber.

Die Blätter flattern durch stürmische Luft,
Es wartet auf sie die kühle Gruft.
Und der Mörder fühlt, wie der Tod ihn
klammert
Und jammert:
(Das ist ihm im Grunde genommen eigentlich nicht zu verdenken.)
„Was grinst du, Erschlagner, was zeigst du
für Blut?
(Na, die Frage? Anderes wie sein eigenes Blut wird der Erschlagene doch schwerlich zeigen?)
O Gott, wie mach', ich den Mord nur
gut?“ —
(Der Mord war doch gut gemacht, sonst könnte der andere nicht als Erschlagener bezeichnet werden.)
Doch draußen am Himmel wird's schwärzer
und trüber —
(Das versteht sich von selbst, daß es nicht heller wird, wenn der Himmel an Schwärze zunimmt).
Vorüber!
(Gott sei Dank!)

Frau Amtsrichter L. in K. Sie treffen das Richtige, wenn Sie in diesem Falle ein recht gutes Kaiserportrait als Hochzeitsgeschenk wählen. Als das beste, neuere Portrait des Kaisers Wilhelm, das im Kunsthandel uns begegnete, können wir den ganz vorzüglichen Aquarell-Handpressendruck von Gustav Kirmse in Dresden (Blasewitzerstraße 53) bezeichnen, der entweder vom Künstler selbst oder von dessen Kommissionsverlegern Stiefbold & Co., Berlin W., bezogen werden kann und unaufgezogen 15 Mark, in feiner Passepartout-Rahmung 20 Mark kostet Zu diesem selten schönen lebensgroßen Brustbilde können Sie auch ein Bismarckportrait in gleicher Größe 2c. als Pendant beziehen. Wir sahen selten gleich vortreffliche Leistungen, die Wirkung ist der eines guten Originals, der Preis entspricht verhältnismäßig gering. Zudem werden bei Hochzeitsgeschenken Bilder in der Regel vergessen. Auch eine hervorragend gelungene Madonna Sixtina ward von G. Kirmse ediert, als Pendant dazu die Murillo-Madonna der Dresdener Galerie, beide Bilder würden ebenfalls Ihren Zwecken dienen.

Ph. Hbr. Ihre Variation des Themas von der alten Liebe ist in der formellen Durchführung nicht geglückt.

Dr. S. Ihr Aufsatz ist für uns nicht verwendbar, zudem macht er den Eindruck einer verkappten Reklame für das angeführte Zahnpulver.

W. D. in L., stud. jur. Hoffentlich verstehen Sie vom corpus juris mehr als von der Poeterei, sonst ist der Durchfall im Examen unvermeidlich.

A. B. in W., L. F. in T. Einen Modebericht enthält Nr. 3 und Nr. 6. Solche Berichte werden regelmäßig alle Vierteljahre erscheinen, was genügen dürfte. Wir gewinnen bei diesem, im Gegensatz zum früheren Verfahren, Raum für andere Beiträge Eine eigentliche Modezeitung können wir doch nicht entbehrlich machen und müssen uns darauf beschränken, sozusagen den „Zug der Zeit“ in der Mode zu charakterisieren.

Erfurt. Der Zufall wollte es, daß gerade das Heft etwas über Tirol brachte, welches bei Ankunft Ihres Briefes erschien. Mit Ihren sonstigen Wünschen stehen Sie in direktem Gegensatz zu denen der meisten anderen Leser.

C. Mowitz in Doberan sendet uns mit Hinweis auf die Notiz im „Sammler“ über die verbesserten Konservenbüchsen die Zeichnung der von ihm ausgeführten Konservenbüchsen, die jene in der That, was den Verschluß anbetrifft, noch übertreffen, da der Deckel beim Kochen auf keine Weise nachgeben kann. Je nach der Größe stellt sich der Preis pro Dutzend auf 0,90 bis 2,25 Mark.

Weltpost.

Richtige Lösungen der Skataufgaben sandten ein: **E. v. T. in A. — Abonnent H. Z. in Hannover. — Konold, G., in Ottakring-Wien. — D. Hermstedt in** N. bei S.

Karl W. in Wien. Ihre Lösung ist nicht korrekt. Sie haben eine Bedingung der Aufgabe übersehen (im Skat liegen 8 Points).

Ferdinand F. in Leipzig. Bei Ramsch (nicht Point-Ramsch) hat A 58 Points, B 50 Points, C hat einen Stich von drei nicht zählenden Karten. Im Skat liegen 12 Points. — „Wie viel kostet der Ramsch, 10 oder 15?“ 15 kostet der Ramsch nur, wenn einer der Spieler keinen Stich hat. In dem obigen Falle kostet der Ramsch also 10.

Bruno v. H. in Kassel. Die beiden von Ihnen eingesandten Aufgaben sind bereits in Hertefelds Skatbuch publiziert.

Neugierig 17. Da müßten wir zunächst wissen, aus welcher Gegend die Familie stammt.

H. W. in G. Die Lösung der Preisaufgabe ist bereits im dritten Hefte mitgeteilt worden, die Rätsel sind gern acceptiert.

Berlin im 90. Lebensjahre Kaiser Wilhelms.

Panorama, aufgenommen vom Rathausturm durch Paul Wagner. 1886.

Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.